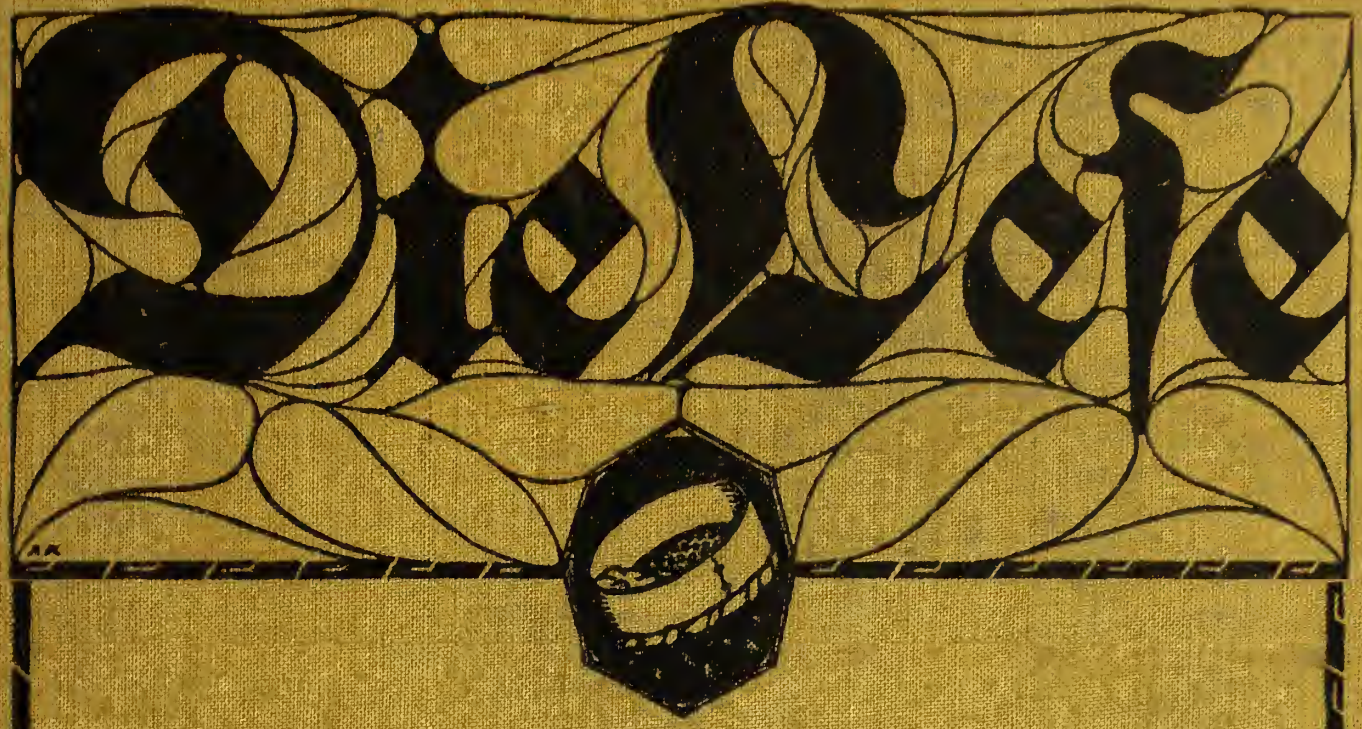
Die Lese



1913

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
LES
1913

Die Lese

Wochenschrift für das deutsche Volk
Mit der Beigabe Die Bücher der Lese

1913

053
LES
1913

Die Lese

Wochenschrift für das Deutsche Volk

Herausgeber Theodor Etzel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1913.

Regelmäßige Sparten

Aus der Jahreszeit

Braun, Reinhold, Großstadtwinter 44. Claudius, Matthias, Im Junius 391. Dopf, Karl, Die Rockenreise 135 Eichendorff, O Täler weit, o Höhen! 392. Ertl, Emil, Glück im Leid 554. Falke, Gustav, Sommerglück 393. Flaischlen, Cäsar, Mann und Frau 428. Geßner, Salomon, Aus den vermischten Gedichten 428, Goethe, Der Säer 235. Hauptmann, Carl, Frühling 201. Heinse an Gleim 428. Klopstock, Von der Natur 428. Meyer, C. F., Säerspruch 239; Das Spitzchen 391. Miller, Leopold, Es rast der See 520. Muschner, Georg, Jungbrunnen 472. Raabe, Wilhelm, Der April 234. Roßmäßler, E. A., Die Zeit des Jahreswechsels 825. Schandert, Josef, Steigende Flocken 44. Scheuer, Heinrich, Anbetung 443. Sternsingerlied vom Niederrhein 10. Sternsingerlied aus Oberösterreich 11. Die Rauhnächte 11. Kunkelstubenlieder aus dem Elsaß 88. Das Sommersingen 155. Der Stieglitz 239.

Aus unserer Briefmappe

Aus den Briefen Liliencrons an Falke 23. Ein Brief Hugo Wolfs 117. Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonk 306. Briefe der Frau Rat Goethe 535. Aus einem Briefe Georg Büchners 657. Unveröffentlichte Briefe Wilhelm Jensens an Konrad Telmann 743.

Autorenspiegel

Angelus Silesius 269. Falke, Gustav 30. Fichte, Johann Gottlieb 654. Fischer, Eugen 414. Hebbel, Friedrich 173. Jean Paul 188. Krille, Otto 221. Kolbenheyer, E. G. 510. Molin, Pelle 542. Müller, Fritz 45. Reiser, Hans 125. Schwangart, Fritz 142. Stehr, Hermann 30. Tagore, Rabindranath 783. Traubel, Horace 109. Uellenberg, Emil 590. Weber, Friedrich Wilhelm 813. Wieland 46.

Der Auswanderer

Frobenius, Leo, Und Afrika sprach 27. Hesse, Hermann, Waldnacht 332. Jensen, Wilhelm, Im Urwald Venezuelas 749. Lausberg, Carl, Auf der Fahrt zum ewigen Eis 92. Ludwig, Emil, Die Reise nach Afrika 475. Manes, Alfred, Das Paradies der Arbeiter 107. Mikkelsen, Ein arktischer Robinson 217. Nordenskiöld, Erland, Indianerleben 252. Polo, Marco, Wie der Kaiser von China gejagt hat 827.

Der Naturforscher

Behm, Hans Wolfgang, Von der Morgenröte uralter Kultur 122; Die Höhlenkunst der Eiszeitmenschen 540. Bölsche, Wilhelm, Die Nasenkröte 90. Büchner, Ludwig, Die Storch-Ehe 666. Fabre, J. H., Ein Laboratorium auf freiem Felde 556. Francé, R. H., Der Hund Barry 633. Helmholtz, Hermann von, Der Naturforscher und das Publikum 302; Das Auge 302. Meyn, L., Naturkunde als Mitgift für das Leben 302. Michelet, Jules, Das Leben der Pole 621. Pfaundler, Leopold von, Die Physik des täglichen Lebens 346. Sajó, Karl, Der Skarabäenkult 717. Saure, Otto, Die Entstehung der Kohlen 828. Schleich, Carl Ludwig, Das Geheimnis der Kugel 137.

Merkwürdigkeiten

Grandville, Humoristische Notengemälde 27, 39, 70, 72, 315. Krille, Otto, Chevalier de la Barre 315. Wickram, Jörg, Von einem Kinde, das kindlicherweise ein ander Kind umgebracht hat 202. Die große Bratwurst 40. Das Spießrecht 109. Das große Lied, Antonilied 186. Der schwangere Mann 186. Moderner Aberglaube 267. Aus alten Zeitungen 381.

Sammelkasten

Der Tod von Basel 638. Der erste praktizierende Graphologe 639. Blücher über die Leipziger Schlacht 655. Das Völkerschlachtdenkmal 655. Rohheit und Erziehung im 17. Jahrhundert 671. Eine Greuelszene in Neapel 672. Aus alten Zeitungen 687. Falkenjagd 703. Friedrich der Große und die Jagd 703. Eine ergötzliche Epistel 719. Ein seltsamer Buchtitel 719. Schiller vor dem Kunstrichter 719. Aus der alten Zeit 735. Bekehrungen 735. Etwas aus dem ehemaligen Zunftleben Frankreichs 735. Bescheidenheit ist eine Zier 751. Die gehörnte Frau 751. Ein Nachruf an Wallenstein 751. Die verbannten Nibelungen 814. Druckereiwesen in der Türkei 814. Exekutionen gegen Tiere 814. Lessing, der Schmöcker! 814.

Schalksecke

Abraham a Santa Clara, Eine scharfe Epistel 205. Brieux, Jenseits des Rheins 268. Chamfort, Nicolas, Anekdoten 589. Claudius, Matthias, Stichelverse 158; Der Esel 254. Daudet, Alphonse, Tartarin von Tarascon 93. Hoffmann von Fallersleben, Der Schneider und die Laus 206. Jean Paul, Das Testament 187. Kirchhof, Hans Wilhelm, Ein recht frischer Lug 254. Kopisch, August, Drei Scherzgedichte 669. Müller, Fritz, Fini-gizzi-guri-gocrico 13; Dienstmädchengeschichten 44; Wie Kunst entsteht 349. Ossian-Nilson, K. G., Holz und Stahl 477. Pauli, J., Auch ein feister Lug 254. Peter, Richard, Altdeutsche Predigt 446. Queri, Georg, Schnurren 124; Wann man nix zu beichten hat 365. Schiller, Friedrich, Eine wenig bekannte Satire 637. Walter, Robert, Fabeln und Satiren 398; Münchhausens Wiederkehr 525. Vom Cannstatter Lugenschmied 29. Allerlei Fätzlein über das ehrsame Handwerk 206. Aristoteles und Phyllis 220. Vom dicken, fetten Pfannkuchen 238. Paul Wüst 254. Der Tier- und Jägerkrieg 268. Seeabenteuer des Freiherrn von Münchhausen 284. Die Reichsbeschlüsse der Tiere 315. Jüdische Sprichwörter 398. Von den Kleinen für die Großen, Kinderanekdoten 429. Die Geschichte von dem geschlagenen Sultan 493. Kurzweilige Geschichten 607. Der tolle Platen 653. Genealogisches, anknüpfend an ein Tröpflein vom Blute Karls des Großen 686. Jägerlatein 700. Kurzweilige Geschichten 718. Hofnarren-Geschichten 733. Der unheimliche Fleck 766. Das Bürle im Himmel 797. Dat Mäken von Brakel 812. Aus einem alten Anekdotenbuch 812. Ein guter Reiter 830.

Die Macht der Technik

Fürst, Artur, Das pochende Haus 236. Hell, Oberleutnant, Fliegereindrücke 412. Kuhlmann, Richard, Von unsern Briefmarken 91. Müller, Fritz, Briketts 632. Multhaupt, O., Die Entwicklung und das Wesen der Telephonie 363.

Im häuslichen Kreise

Berstl, Julius, Mutter 345. Blüthgen, Victor, Hochzeits-Cantate 248. Dauthendey, Elisabeth, Mutter und Kind 40. Hepner, Clara, Hausſprüche 87. Krutina, Edwin, Briefe an eine Braut 156, 170, 202. Muſchner, Georg, Ueber den Tanz 203. Naumann, Friedrich, Der Geiſt im Hausgeſtühl 122. Schaukal, Richard, Die Marlitt und die Gartenlaube 394. Stich, Franziska, Pfingſten 202. Storm, Theodor, Einer Braut am Polterabend 122. Trojan, Johannes, Am Abend 362. Kinderſpiele 12. Kinderbriefe 40. Kindermund 41. Von den beſchwerlichen Nachbarn 87. Um den Ring 249. Das Auge 249. Das Kind im Sprichwort 345, 362. Das Eheproblem im Spiegel unſerer Zeit 409. Schüttelreime der Familie Natorp 555. Hausordnung für das Räuberhäusl 575.

Im Volksdienſt

Aßmus, Walter, Von der neuen Volksbücherei 684. Braun, Lily, Mutterſchaft 42. Breyſig, Kurt, Die Werkgemeinſchaft als Ziel des ſozialen Fortſchritts 282. Fendrich, Anton, Helferinnen 395. Findeiſen, Kurt, Peſtalozzileute 395. Grebe, Lina, Nachdenkliches 492. Guttmann, Ketty, Heilig iſt das Eigentum 411. Heſſen, Robert, Kraft über alles 379. Holzer, Marie, Wohltätigkeit 331. Kino und Buchhandel 509. Krille, Otto, Volk und Dichter 157. Marden, O. S., Ein heiteres Gemüt 89. Paaſche, Hans, Die Forſchungsreiſe des Afrikaners Lukanga Mukare ins innerſte Deutſchland 537. Peters, Guſtav Werner, Vorbildliches aus Mannheim 314. Rooſevelt, Theodore, Staatskunſt und Lebenskunſt 443. Schwerin, Dr. jur. von, Warum müſſen wir etwas von „Bodenreform“ wiſſen? 522. Sieper, Profeſſor, Studentenſchaft und ſoziale Arbeit 235. Spiero, Heinrich, Das Volk und Literatur 473. Tews, J., Berliner Schulkinder und Eltern 204. Wilſon, Woodrow, Ein Programm der Menſchlichkeit 250.

Unſer Prämienausſchreiben

Mein liebſtes Buch? Mein liebſtes Bild? Mein liebſtes Lied? 216, 234, 266, 281, 301, 313, 344, 408, 442.

Wie es im Volke dichtet

XIX. Gedichte von Nikolaus Schmidt 149.
XX. Gedichte von Heinrich Eggersglüß 228.
XXI. Gedichte von Bruno Schoenlank 229.
XXII. Gedichte von Eugen Fiſcher 405.
XXIII. Johanna Stockhauſen 531.

* * *

Romane, Erzählungen, Humoresken

Aucaſin und Nicolete 193, 215, 233, 247, 264, 280, 300, 309, 329, 342, 361.
Balzac, Honoré de, Tobias Guarnerius, eine dunkle Geſchichte 710, 724.
Brentano, Clemens, Der Philiſter 65.
Die wunderſame Hiſtoria von Fauſt, nach Widmanns Hauptwerk vom Fauſt, 9, 20, 37, 61, 76, 85, 106, 121, 134, 154, 173, 184.
Federn, Karl, Im Strom 629.
Gogol, Nikolaus, Taraß Bulba, ein Koſakenroman 570, 578, 598, 618, 626, 650, 662, 673, 697, 706, 721, 746, 760, 780, 793, 801, 818.
Kurz, Hermann, Die blaſſe Apollonia, Erzählung 753.
Lienhard, Friedrich, Spartacus 434.
Molin, Pelle, Kernvolk, eine Nordlandsgeſchichte 530, 551.
Schäfer, Wilhelm, Das Fräulein von Stein 643.
Schmidtbonn, Wilhelm, Der moderne Philiſter 70.
Seidel, Heinrich, Der Lindenbaum 593.
Seidenfaden 423.
Steub, Ludwig, Kindesträume 769.
Stehr, Hermann, Der begrabene Gott, Roman 4, 17, 33, 57, 77, 83, 104, 119, 132, 151, 170, 182, 199, 213, 230, 245, 262, 277, 297, 327, 340, 358, 376, 388, 406.

Stimmungsbilder, Skizzen, Proſagedichte, Proben aus Romanen

Büchner, Georg, Aus dem Novellenfragment „Lenz“ 659. Buhlmann, Martha, Vom Tode 131. Dehmel, Richard, Tippel und Tappel 775. Dickens, Charles, Obdachlos 293. Enderlin, Eugen, Lebenskünſtler 86. Ertl, Emil, Die Roſe 484; Die Philoſophenbank im Gugucksgarten 486. Falke, Guſtav, Das Familienalbum 21; Die Cholera in Hamburg 25. Flaiſchlen, Cäſar, Gedichte in Proſa 53; Aus „Joſt Seyfried“ 54; O die Menſchen! 294. Franz, Lucia, Atmas Beſcherung 788. Fritſch, Heinrich, Gefangene von Metz 731. Ganghofer, Ludwig, Der Haß im Keſſel 689. Gerſtmayer, Hermann, Vom Licht 386. Gött, Emil, Roſenpunſch 372. Gutzkow, Karl, Weihnachtsabend 785. Hearn, Lafcadio, Haru 613. Hebbel, Friedrich, Aus meiner Kindheit 161. Hölderlin, Friedrich, Ruhe der Kindheit 823. Holzer, Marie, Im Leſezimmer 15. Horn, Hermann, Die Fockſchot', Skizze 601. Huch, Ricarda, Die Hexe 296. Jenſen, Wilhelm, Die drei Schauenden 738; Wandernde Komödianten 740. Karaſſowitſch, Leo, Phantaſien vom Schlachtfelde 356. Keller, Paul, Nachdenkliche Geſchichten 227. Kellermann, Bernhard, Der kleine Mac 401. Kölwel, Gottfried, Die junge Mutter 273. Kolbenheyer, E. G., Die Großſtadt 500; Klein-Rega, eine Kinderſtudie 501, 514; Spinozas Tod 506. Körting, Berthold, Tagebuchblätter vom oberen Nil 694. Koſſinsky, Johann, Aus den Erlebniſſen eines Armen 226. Krille, Otto, Im Ghetto der Armut 196; Die Murmelſpieler, Skizze 574. Kurz, Iſolde, Mare 807. Kyber, Manfred, Stumme Bitten 822. Lamszus, Wilhelm, Das Menſchenſchlachthaus 257. Lienhard, Friedrich, Wintergedanken 3. Maeterlinck, Maurice, Was Tyltyl und Mytyl am Weihnachtsabend geſehen haben 787. Meſſerer, Margarete, Frühling 241. Moricz, Siegmund, Sieben Kreuzer 290. Müller, Fritz, Die gelbe Karte 243; Mutter, rieffſt du? 275. Multatuli, Der gütige Schöpfer 293. Nerö, Martin Andersen, Aus „Pelle der Eroberer“ 166; Legate 291. Paquet, Alfons, Im fernen Oſten 609. Pöſl, Anton, Krieg 357. Reinacher, Eduard, Szenen aus einem Totentanz 164, 165. Rochlitz, Friedrich, Die Völkerſchlacht bei Leipzig, Tagebuchaufzeichnungen 646. Roſegger, Peter, Aus den Schriften des Waldſchulmeiſters 546; Auf der Wacht 729. Scheel, Carl, Skizzen 114, 275; Von dem Recht auf Stille 326. Soerenſen, C. J., Die Fahrt der Jomsburg 469. Thoreau, Lebe um zu leben 294. Traubel, Horace, Weckrufe 99; Der Baumeiſter ſingt 294 Turgenjew, Der Sperling 293. Wöhrle, Oskar, Wie der Baldamus heimkam 209. Wolff, Johanna, Aus „Hanneken“ 197.

Gedichte

Amicis, De 286.
Altdeutſche Gedichte 828.
Arndt, Ernſt Moritz 646.
Avenarius, Ferdinand 145.
Bartzſch, Eliſabeth 199.
Bonne, Georg 102.
Brandenburg, Hans 462.
Buſch, Wilhelm 801.
Buſſe-Palma, Georg 774.
Conrad, Michael Georg 38.
Dehmel, Richard 422, 728.
Delius, Rudolf von 596.
Englert, Joſef 2.
Eulenberg, Herbert 241.
Falke, Guſtav 17, 24. 25.
Findeiſen, Kurt Arnold 773.
Flaiſchlen, Cäſar 2, 19, 49, 52, 276.
Gille, Fritz 491.
Ginzkey, Franz Karl 350.
Gött, Emil 269.
Hanſon, Ola 550.
Hebbel, Friedrich 163.
Henckell, Karl 294.
Heidenſtam, Werner von 550.
Heine, Heinrich 69.
Holz, Arno 321—326.
Jacoby 103, 182.
Jenſen, Wilhelm 737, 743.
Karlfeldt, Axel Erik 550.
Keller, Gottfried 597.
Kölwel, Gottfried 276.
Kolbenheyer, E. G. 179, 499, 506.
Krille, Otto 212.
Kurz, Hermann 753.
Kurz, Iſolde 759.
Lenz, Reinhold 662.
Liſſauer, Ernſt 643.
Luther, Ernſt 2.
Mayer, Paul 197.
Meſſerer, Margarete 276.
Muſchner, Georg 245.
Natteroth, Friedrich 197.
Negri, Ada 490.
Oeſterling, Anders 550.
Reiſer, Hans 115.
Reitzenſtein, Horſt von 197.
Schanderl, Joſef 573.
Schanzer, Heinrich 340.
Schneider, Friedrich 199.
Schwangart, Fritz 130, 131.
Tagore, Rabindranath 782.
Uellenberg, Emil 582.
Verhaeren, Emile 616.
Wagner, Richard 309.
Weber, Friedrich Wilhelm 804.
Weitmann, Maria 714.
Zerfaß, Julius 295.
Volkslieder: 72, 451, 454, 532, 649, 789.

Sagen, Legenden, Fabeln, Märchen

Alte indiſche Fabeln 583. Coſter, Charles de, Die Brüder vom guten Vollmondsgeſicht, eine Legende 418, 439, 457. Der Schlägel, eine alte deutſche Märe 180. Das Bürle im Himmel 797. Ewald, Karl, Die Miſtel, ein natur-

wissenschaftliches Märchen 807. Kleukens, Christian Heinrich, Drei Fabeln 791. Lafontaine, Jean de, Der Gärtner und sein Herr, Fabel 696. Lerche, Julius, Die beiden Marienkäferchen, eine Märchengeschichte 778. Meißner, August Gottlieb, Die Taube und der Fuchs 775. Müller, Fritz, Zwei Fabeln 491. Schmidtbonn, Wilhelm, Wie Jan Ademar begraben wurde, eine Legende aus Holland 465. Zwei Legenden aus dem Großen Passional 177.

Kleine Betrachtungen, Aphorismen, Spruchweisheit

Alter Weidmannsspruch 689. Angelus Silesius, Sprüche 261. Aus Wilhelm Ostwalds Werken 563—569. Claudius, Matthias: Wie der Wandsbecker Bote 's Neujahr anwünschte 2; Lückenbüßer 73. Ernesti, Paul, Sprüche aus dem Koran 574. Fichte, Das Fundament des Auferstehungsgedankens 273. Finnische Sprichwörter 600. Flaischlen, Cäsar, Stecklinge 340. Friedensstimmen, Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten über den Krieg 260. Gesetzworte Mosis 810. Goethe, Philister 69; Philister und Schöngeist 69; Aus den Xenien 69. Gött, Emil, Aphorismen 337; Gedanken von Zeno 371; Sprüche 373. Grillparzer, Franz, Orientalischer Kongreß 71; Die Glocke 775. Heine, Heinrich, Zur Notiz 69. Herder, Johann Gottfried, Von den Gefahren der Vielwisserei und Vielthuerei 545. Jensen, Wilhelm, Silvestergedanken 817. Jüdische Sprichwörter 492. Jung, Alexander, Der Besitz einer Bibliothek 673. Kellermann, Hellmut, Aphorismen 213. Kolbenheyer, E. G., Zum Nachdenken 508.. Lienhard, Friedrich, Zum Geleit 433. Müller, Fritz, Zeitgemäße Betrachtungen 764. Muschner, Georg, Die Frauen 113; Kollegialität 465. Nietzsche, Friedrich, Der neue Adel 243. Ostmark, Erich: Gebet 274. Oswald, Hugo, Aphorismen 103. Schopenhauer, Das Kaleidoskop 261; Das Stachelschwein 775. Sprichwörter aus der Lüneburger Heide 765. Suttner, Berta von, Aphorismen 391; Gedankenlese aus ihren Werken 353. Türkische Sprichwörter 492. Worte Beethovens 386.

Literaturgeschichte, literarische Aufsätze

Ackerknecht, Erwin, Erwin Guido Kolbenheyer 498. Arnim, Achim von, Von Volksliedern 452. Avenarius, Ferdinand, Ein Vierteljahrhundert Kunstwart 149. Brandenburg, Hans, Friedrich Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten 175. Fendrich, Anton, Emil Gött, der Mensch 370; Emil Götts Humor 374. Forster, Georg, Vorrede zu seinen Frischen Liedlein 453. Friedrich Hebbels Weihnachten 790. Goethe, Zum brüderlichen Andenken Wielands 33. Henckell, Karl, Zur Kritik der Lyrik 129. Herholtz, Fritz, Zersungene Lieder 387. Holitscher, Arthur, Horace Traubel, der Nachfolger Walt Whitmans 98. Katscher, Leopold, Berta von Suttner 353. Kienzl, Hermann, Emil Ertl 483. Kurz, Hermann, Kindheitserinnerungen 758. Kurz, Isolde 805. Muschner, Georg, Gustav Falke 22; Cäsar Flaischlen 49; Soziale Literatur 97; Ferdinand Avenarius 145; Gesichtspunkt für die Beurteilung Hebbels 161; Georg von Ompteda 190; Emil Gött 369; Arno Holz 467. Peters, Gustav Werner, Georg Büchner 657; Hermann Kurz 753. Rittinghaus, F. W., Vom lebenden Volkslied 449. Rosegger, Peter, Ein guter Kamerad (Emil Ertl) 481. Schopenhauer, Arthur, Von Literaturzeitungen 417. Sembritzki, Emil, Serbische Volksdichtung 678. Stieve, Friedrich, Neuschwedische Lyrik 549. Streit, Ludwig, Zum Andenken Otto Ludwigs 81; Wilhelm Jensen 737. Ueber die Sage vom Faust 7. Ullmann, Hermann, Erwin Guido Kolbenheyer 497. Walden, Paul, Wilhelm Ostwald 562. Waniek, Gustav, Gottscheds sogenannte Diktatur 150.

Volksbildnerisches

Aßmus, Walter, Vom Wiener Volksheim 47; Ueberall regt sich Bildung und Streben 126; Kinoreform 270. Brandenburg, Hans, Die Bildungsanstalt Jaques Dalcroze 587. Die Bodenreformer 399. Finot, Jean, Das hohe Lied der Frau, eine Lebensharmonie der beiden Geschlechter 15. Hoche, Paul, Bücher und Menschen 585. Mehr Melodie, Ein Beitrag zur Volkslektüre 415. Post und Volksbildung 192. Schoenflies, Rosalie, Frauen im Dienste des Volkswohls 110, 126, 255, 335, 511, 528. Streit, Ludwig, Vom deutschen Theater 143, 303, 319, 335. Vom Büchervertrieb der sozialdemokratischen Partei 110. Vorbildliche Volksbildungsbestrebungen 222. Wachler, Ernst, Das Harzer Bergtheater 366.

Musik und Musiker

Aus Schuberts Tagebuch 457. Beethoveniana 399. Bibliographisches zu Mozart 351. Eine merkwürdige Wagnerbiographie 319. Goethe über Mozart 339. Kallenberg, S. G., Musikbiographisches 31; Johann Sebastian Bach 230; Richard Wagner 305; Wolfgang Amadeus Mozart 338; L. van Beethoven 385; Franz Schubert 456; Josef Haydn 513; Robert Schumann 577; Musikalische Schundliteratur 586; Musikbiographisches 591, 767; Felix Mendelssohn-Bartholdy 705; Guiseppe Verdi 763. Müller, Paul, Hugo Wolf in Berlin 117. Muschner, Georg, Volkslied und Kunstmusik 453. Schönberg, Arnold, Harmonielehre 339. Streit, Ludwig, Hugo Wolf 116.

Kompositionen

Morgenruf, Komposition von S. G. Kallenberg, Text von Oskar Wöhrle 455.

Das Volkslied, Komposition von Albert Weise, Text von Reinhold Braun 534.

Nachrufe

Friedrich Huch † 366.
Gerhard Ouckama Knoop † 639.
Richard Weltrich † 63.

Verschiedenes

Arndt, Ernst Moritz, Ueber ein Denkmal bei Leipzig 650. Bergmiller, F., Intelligenz und Familiensinn des Fuchses 692. Delius, Rudolf von, Die Memoiren des Vellejus Paterculus 673; Buddha, eine Einführung in seine Lehre 821. Die deutschen Karnevalsbelustigungen 73. Eggert, Benno, Etwas über das Exlibris 518. Etzel, Theodor, Altes asiatisches Geld 680. Falk, J. D., Eine patriotische Aufwallung Goethes 641. Fichte, Johann Gottlieb, Napoleon 642. Krutina, Edwin, Der Philister und der Kinematograph 80. Muschner, Georg, Flaischlen als Typograph 63. Ostwald, Wilhelm, Zum Geleit 561. Strandung des Fischdampfers „Württemberg" von Bremen 603. Vom Rückgang der Geburten in Deutschland 69. Zu Blüchers Rheinübergang in der Neujahrsnacht 1814 825. Zur Teutoburger Schlacht 814.

Namen-Register.

A

Abraham a Santa Clara 205.
Ackerknecht, Erwin 499.
Amicis, de 286.
Amman, Jost 469.
Angelus, Silesius 261.
Arndt, Ernst Moritz 646, 650.
Arnim, Achim von 452.
Aßmus, Walter 47, 126, 270, 684.
Avenarius, Ferdinand 145, 147.

B

Balzac, Honoré de 710, 724.
Bartsch, Elisabeth 199.
Beethoven, Ludwig van 386.
Beham, Bartel 475.
Behm, Hans Wolfgang 122, 540.
Behrens, H. 766.
Bergmiller, F. 692.
Berstl, Julius 345.
Bibel, Aus der 178, 810.
Biese, Karl 826.
Bloch-Wunschmann, Walther 173.
Blücher 655, 825.
Blüthgen, Victor 248.
Bölsche, Wilhelm 90.
Börne 189.
Bonne, Georg 102.
Brakelsiek, Fr. 451.
Brandl, Alois 593.
Brandenburg, Hans 125, 176, 462, 587.
Braun, Lily 42, 534.
Braun, Reinhold 44.
Brentano, Clemens 65.
Breuer, C. 105.
Breysig, Kurt 282.
Brieux 269.
Brockhausen, Carl 234.
Brügmann, Karl 451.
Brueghel, Pieter 292.
Brunckhorst, H. 463, 592, 720, 799.
Büchner, Georg 657, 659.
Büchner, Ludwig 666.
Buhlmann, Martha 131.
Busch, Wilhelm 801, 832.
Busse-Palma, Georg 744.
Byron 260.

C

Callot 356.
Carlyle, Thomas 209.
Chamfort, Nicolas 589.
Claudius, Matthias 2, 73, 129, 158, 254, 391.
Clausen, Günther 461.
Conrad, Michael Georg 39.
Coster, Charles de 418, 439, 457.

D

Daudet 93.
Dauthendey, Elisabeth 40.
Dehmel, Richard 409, 422, 596, 721, 728, 775.
Delius, Rudolf von 596, 673, 688, 720, 782, 799, 815, 821.
Dickens, Charles 293.
Diez, Julius 734.
Donnersmarck, Graf Henckel von 825.
Dopf, Karl 135.
Doré, Gustav 776, 777.
Dostojewski 401, 529.
Dürer, Albrecht 474.

E

Ebner, Th. 287.
Eggersglüß, Heinrich 228.
Eggert, Benno 81, 99, 161, 189, 322, 370, 482, 498, 518, 738.
Eichendorff 392.
Emerson 705.
Enderlin, Eugen 86.
Englert, Josef 2.
Ernesti, Paul 574.
Ertl, Emil 481, 554.
Etzel, Theodor 684, 697, 768, 784, 816.
Eulenberg, Herbert 241.
Ewald, Karl 807.

F

Fabre, J. H. 556.
Falke, Gustav 17, 21, 22, 24, 25, 30, 393, 410.
Fallersleben, Hoffmann von 206.
Federn, Karl 629.
Fendrich, Anton 370, 376, 395.
Fichte, Johann Gottlieb 273, 642.
Fidus 57.
Findeisen, Kurt Arnold 395, 733.
Finot, Jean 15.
Fischer, Eugen 405, 414.
Fischer, Wilhelm 510.
Flaischlen, Cäsar 2, 19, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 63, 276, 294, 340, 428, 609.
Forster, Georg 453.
Francé, R. H. 633.
Franck, H. 409.
Freiligrath, Ferdinand 2.
Fritsch, Heinrich 731.
Franz, Lucia 788.
Frobenius, Leo 27.
Fürst, Artur 236.
Funcke, Otto 415.

G

Ganghofer, Ludwig 689.
Gansberg, F. 604.
Geiler von Kaisersberg 446.
Gerstmayer, Hermann 386, 442.
Geßner, Salomon 428.
Gille, Fritz 491.
Ginzkey, Franz Karl 350, 409.
Goethe, Frau Rat 535.
Goethe 33, 209, 235, 260, 339, 641.
Gött, Emil 337, 369, 372. 373.
Gogol, Nikolaus 570, 578, 598, 618, 626, 650, 662, 675, 697, 706, 721, 746, 760, 780, 793, 802, 818.
Grandville 27, 39, 70, 72, 315.
Grebe, Lina 492,
Grillparzer, Franz 71, 353, 775.
Gunzig, Erich 216.
Guttmann, Ketty 411.
Gutzkow, Karl 787.

H

Haasis, Klara 267.
Hahmann, Werner 786.
Hamerling 286.
Hansson, Ola 550.
Hauptmann, Carl 202.
Haug, Gerhart 248.
Hearn, Lafcadio 613.
Hebbel, Friedrich 161, 163, 513, 721, 790.
Heidenstam, Werner von 550.
Heine, Heinrich 69, 270.
Heinse 428.
Hell 412.
Helmholtz, Hermann von 302.
Henckell, Karl 129, 295.
Hepner, Clara 87, 127, 495, 585.
Herbatschek, Heinrich 217.
Herder, Johann Gottfried 260, 289, 545, 769.
Herholtz, Fritz 387.
Hesse, Hermann 332.
Hessen, Robert 379.
Hilpert, Max 12.
Hirtler, Franz 282.
Hirzel, H. R. C. 392.
Hoche, Paul 585.
Hölderlin, Friedrich 824.
Hoffenstal, Hans von 509.
Hoffmann, Karl Georg 248.
Hohlfeld, Dora 31, 192, 543.
Holitscher, Arthur 99.
Holz, Arno 321, 322, 323.
Holzer, Marie 15, 331.
Horn, Hermann 601.
Huch, Ricarda 296.
Hume 260.

J

Jacoby 103.
Jakoby, L. 182.
Jensen, Wilhelm 737, 738, 740, 743, 749, 817.
Jung, Alexander 673.

K

Kahlo, Gerhard 825.
Kallenberg, S. G. 31, 160, 230, 306, 335, 338, 351, 386, 399, 455, 457, 514, 578, 591, 706, 764. 767.
Karassowitsch, Leo 356.
Karlfeldt, Alex Erik 550.
Katscher, Leopold 353.
Kauschka, Rudolf 281.
Keller, Gottfried 597.
Keller, Paul 227.
Kellermann, Bernhard 401.
Kellermann, Hellmut 213.
Kern, Eugen 600.
Kienzl, Hermann 483.
Kienzl, Wilhelm 510.
Kirchhof, Hans Wolfgang 30, 254.
Klein, Stefan J. 292.
Kleukens, Christian Heinrich 269, 791.
Klopstock 428.
Koch, Wilhelm 234.
Kölwel, Gottfried 273. 276.
Körting, Berthold 694.
Kolbenheyer, E. G. 179, 497, 499, 500, 501, 506, 508, 510, 514.
Kollbach, W. 301, 313.
Kopisch, August 669.
Kossinsky, Johann 226.
Kotzebue, August von 672.
Kreis, Julius 350, 415, 496.
Kreß, Georg 296.
Krille, Otto 96, 111, 157, 196 212, 221, 229, 239, 252, 257, 270, 315, 574.
Krutina, Edwin 80, 95, 111, 137, 143, 156, 170, 202.
Kuhlmann, Richard 91.
Kurz, Hermann 753, 754, 758.
Kurz, Isolde 759, 806.
Kyber, Manfred 822.

L

Lafontaine, Jean de 696.
Lamszus, Wilhelm 257.
Landsberger, Artur 492.
Lao-tse 260.
Lasson-Stieve, Ingrid 529, 551.
Lausberg, Carl 92.
Lehmann, Friedrich 442.
Lenz, Reinhold 662.
Lerche, Julius 778.
Lessing, O. E. 97, 109, 260, 294.
Leyden, Lucas van 220.

Lienhard, Friedrich 3, 434.
Liliencron, Detlev von 17, 23.
Lilienfein, Heinrich 509.
Liſſauer, Ernſt 643.
Logau 158.
Lorenz, Albert 408.
Ludwig, Otto 81.
Ludwig, Emil 475, 714.
Luther, Ernſt 2.

M

Maeterlinck, Maurice 787.
Manes, Alfred 107.
Mangold, Rudolf 409.
Mantegazza 481.
Marden, O. S. 89.
Maurer, Albert 442.
Mayer, Paul 197.
Meckenem, Israhel von 72, 249.
Meiſe, Albert 534.
Meißner, Auguſt Gottlieb 775.
Merian 131, 166.
Merx, A. 492.
Meſſerer, Margarete 241, 276.
Mewes, Ernſt 266.
Meyer, C. F. 235, 391.
Meyn, Georg Ludwig 51, 302.
Michelet, Jules 621.
Mikkelſen 217.
Miller, Leopold 520.
Molin, Pelle 529, 551.
Moltke 261.
Mommſen, Theodor 2.
Móricz, Siegmund 290.
Müller, Fritz 13, 44, 243, 275, 313, 349, 491, 575, 632, 764.
Müller, Lieſl 41.
Müller, Paul 117.
Multatuli 293.
Multhaupt, O. 363.
Muſchner, Georg 1, 22, 27, 31, 47, 49, 63, 65, 97, 113, 127, 145, 159, 161, 175, 190, 191, 204, 222, 225, 239, 245, 303, 346, 351, 369, 384, 385, 399, 431, 443, 447, 453, 463, 465, 467, 472, 480, 575.

N

Natorp, Familie 555.
Natteroth, Friedrich 197.
Naumann, Friedrich 122.
Negri, Ada 490.
Nexö, Martin Anderſen 166, 289.
Nietzſche, Friedrich 243.
Nordenſkiöld, Erland 252.

O

Oeſterling, Anders 550.
Oſſian-Nilsſon, K. G. 477.
Oßwald, Eugen 792, 796.
Oſtmark, Erich 274.
Oſtwald, Wilhelm 561, 562, 563.
Oswald, Hugo 103, 415.

P

Paaſche, Hans 537.
Paquet, Alfons 609.
Paul, Jean 187, 260, 513, 577.
Pauli, J. 254.
Peter, Richard 446.
Peters, Guſtav Werner 314, 639, 658, 754.
Petry, Joh. 532.
Pfaundler, Leopold von 346.
Pöſl, Anton 357.
Polo, Marco 827.
Polſter, Dora 770, 772, 773, 775, 797.
Ponſel, Emil 266.
Przibilla, Paul 155.

Q

Queri, Georg 124, 365.

R

Raabe, Wilhelm 235.
Rehwoldt, Erna 616.
Reinacher, Eduard 164.
Reiſer, Hans 115.
Reitzenſtein, Horſt von 197.
Revon, Michel 260.
Richet, Charles 261.
Rittinghaus, F. W. 449, 454.
Rochlitz, Friedrich 646.
Rooſevelt, Theodore 443.
Roſegger, Peter 410, 481, 546, 729.
Roßmäßler, E. A. 825.
Rüdiger der Hunthover 180.
Rutte, Hans 267.

S

Sajó, Karl 717.
Samberger, Leo 146.
Sattler, Joſef 54.
Saure, Otto 828.
Schäfer, Wilhelm 643.
Schanderl, Joſef 44, 573.
Schanzer, Heinrich 340.
Schaukal, Richard 394.
Schäufelin, Hans Bernhard 468.
Scheel, Carl 114, 275, 326.
Schefer, Leopold 593
Scheuer, Heinrich 443.
Schiller, Friedrich 73, 637.
Schleich, Carl Ludwig 136.
Schneider, Friedrich 199.
Schmidhammer, Arpad 791.
Schmidt, Nikolaus 149.
Schmidtbonn, Wilhelm 70, 465.
Schönberg, Arnold 340.
Schoenflies, Roſalie 110, 126, 255, 335, 511, 527.
Schoenlank, Bruno 229.
Schopenhauer, Arthur 261, 305, 417, 775.
Schwalbach, Margarethe Eliſabeth 302, 409.
Schwangart, Fritz 129, 142.
Schwerin, Gräfin 825.
Schwerin, von 522.
Schubert, Franz 457.
Schütz, Jul. Franz 350.
Seidel, Heinrich 593.
Sembritzki, Emil 678.
Sievers, Rudolf 450, 452.
Sieper 235.
Singer, Martha 281.
Soerenſen, C. J. 469.
Spiero, Heinrich 473.
Stamm, Leo 313.
Stamm, Theo 267.
Stehr, Hermann 4, 17, 30, 33, 57, 77, 83, 104, 119, 132, 151, 170, 182, 199, 213, 230, 245, 262, 277, 297, 327, 340, 358, 376, 388, 406.
Stein, Emilie 478.
Steiner, Hermann 313.
Steiner, Sofie 442.
Steub, Ludwig 769.
Stich, Franziska 202.
Stieve, Friedrich 334, 366, 542, 551, 768.
Stockhauſen, Johann 531.
Storck, Fritz 216.
Storm, Theodor 122.
Streit, Ludwig 46, 117, 143, 304, 306, 335.
Suttner, Berta von 354, 391.

T

Tagore, Rabindranath 782, 783.
Tegnér, Eſaias 2.
Tenniſſen, Cornelius 68.
Tews, J. 204.
Thal, Hans von 345.
Thoma, Hans 61, 410.
Thoreau 294.
Tips, Carlos 438, 491.
Traubel, Horace 99, 294.
Trier, Walter 766.
Trojan, Johannes 362.
Turgenjew 293.

U

Uellenberg, Emil 582, 591.
Uhland, Ludwig 209.
Ullmann, Hermann 498.

V

Velde, Johann van der 11.
Verhaeren, Emile 615, 616.
Viſcher, Fr. Th. 129.

W

Wachler, Ernſt 367.
Wagner, Max 266.
Wagner, Richard 305.
Walden, Paul 562.
Walter, Robert 398, 525.
Waniek, Guſtav 150.
Warlich, Hermann 14.
Weber, Friedrich Wilhelm 804.
Wehrhan, K. 451.
Weidnitz, Hans 87.
Wickram, Jörg 202.
Wildenbruch, Ernſt 244.
Wildonie, Herrand von 250.
Will, C. 463.
Wilſon, Woodrow 193, 250.
Wöhrle, Oskar 88, 95, 209, 431, 455, 463, 511, 650, 828.
Wolf, Hugo 117.
Wolff, Heinrich 434, 436, 437, 440.
Wolff, Johanna 197.
Wychgram, Jakob 228.

Z

Zerfaß, Julius 295.

Die Bücher der Lese 1913:

Als Jahresbücher wurden 1913 ausgegeben:

Oskar Wöhrle: Der Baldamus und seine Streiche.

Dora Hohlfeld: Die Frauen der Familie Nebelsiek.

Ferner erschienen in früheren Jahren: Heinrich von Reder, Gedichte / Adolf Pichler, Der Galgenpater und Anderes, Geschichten aus Tirol / Klassische Verbrechergeschichten / Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen zugenannt mit der Eisern Hand / Georg Muschner, Über die Brücke, Dichtungen aus jungen Jahren / Hans Böttticher, Was ein Schiffsjungen-Tagebuch erzählt / Gisela Etzel, Aus Jurte und Kraal, Geschichten der Eingeborenen aus Asien und Afrika / Colin Roß, Im Banne des Eisens / Maria Weitmann, Aus vollem Herzen / Walter Lutz, Andreas Hofer.

Im Jahre 1914 werden erscheinen:

Neue Nordische Novellen / Theodor Etzel, Luftabenteuer / R. H. Francé, Das Rätsel der Natur / Oskar Wöhrle, Ein Handwerksbursch der Biedermeierzeit.

Die Bücher sind zum Preise von Mk. 1.50 pro Band vom Verlag der Lese, Stuttgart, Ludwigstraße 26, zu beziehen.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 1 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum neuen Jahrgang

Liebe Leser und Leserinnen!

Ein unheilschwangeres Jahr beginnt, wie schon die Zahl anzeigt: neunzehnhundertunddreizehn! Da aber Millionen die Erde bevölkern und nicht gut alle in diesem Jahre mit der ominösen Endzahl Unglück haben können, geben wir uns dem Glauben hin, daß die Lese und ihre Gemeinde von Unglück verschont, von Glück gesegnet wird. Ja, nach dem großen Zeitschriftenhoroskop ward uns verkündet, daß die Lese im Jahre 1913, dem vierten ihres Bestehens, in ein besonderes Glücksjahr kommt. Alldieweil wir so Gutes wollen und so Gutes tun, müßte es ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wir nicht Glück fänden.

Doch haben wir nicht schon des Glückes genug? Haben wir nicht auch im letzten Jahr wieder Tausende von Freunden gefunden, die uns mit Rat und Tat halfen! Oh! Lob und Preis den tatkräftigen Förderern! Dank jedem, der uns treu bleibt und der uns neue Freunde wirbt!

Wir dürfen nicht rasten. Die Lese muß noch voller und kräftiger werden, die Zahl ihrer Anhänger noch zahlreicher. Auch mehren sich die Wünsche und Bitten um Lesestoff von daheim und draußen. Wo das Elend am größten, ist meist die geistige Sehnsucht am stärksten. Darum bedenke man, daß jedes neue Mitglied dem Volksgenossen hilft, der geistig hungert. Nur so können wir allen so billig liefern und Unbemittelte bedenken.

Es gibt auch Pflichten gegen unsere Dichter. Wir haben dieses Jahr über zwanzigtausend Bände von Carl Hauptmann und Wilhelm Schmidtbonn in die Hände der Lesegemeinde gelegt. Ist es nicht etwas Schönes, Dichter, die es verdienen, so mit einem Schlage in so weite Kreise zu tragen? Viele aber, die der gleichen Pflege würdig sind, harren ihrer. Wir haben auch für 1913 zwei herrliche Jahresbücher herausgesucht.

Die Lese hat ein ernstes Jahr hinter sich. Sie hat sich gedehnt und gestreckt, daß es oft hörbar in ihren Knochen knackte. Sie hat Horizonterweiterungen angestrebt — bis zu den äußersten Grenzen reinster Kunst und bis zu den äußersten des Volkstümlichen. Sondernummern beweisen das Eine; der Cyklus: Wie es im Volke dichtet, und andere einfache Beiträge zeugen für das Andere. Wir haben lebendiges Leben angestrebt — wöchentlich für 15 Pfennige, und dieser materielle Punkt ist mit das Wichtigste dabei! — und haben langsam nach immer stärkeren Formen gesucht; und werden unentwegt so fortfahren. Wir werden neue Cyklen bringen; zu den Teilen: Aus der Jahreszeit, Im Volksdienst, Wie es im Volke dichtet, Der Auswanderer, Schalksecke, kommen 1913 neue: Der Naturforscher, Die Macht der Technik, Merkwürdigkeiten, Im häuslichen Kreise. Und der Wegweiser soll nicht nur wie bisher ein Wegweiser durch den Büchermarkt bedeuten, sondern wird künftig auch Musik, Theater, bildende Kunst u. a. berücksichtigen.

Es gibt zur Zeit nichts Schwereres als volkstümlich zu sein, ohne kitschig zu werden. Den unechten Kinderton „fürs Volk" machen wir nicht mit. Wir wollen für reife Frauen und Männer wirken und für junge Menschen, die sich was zutrauen. Die das Surrogat lieben, mögen die bloßen Unterhaltungsblätter lesen. Die Literatur wird noch allzusehr für den Salon geschrieben, für den Bücherschrank, für das Lotterbett, für phantastische Wolkensphären — und noch immer zu wenig als Wegführer für irdische Menschen unserer Zeit. Ueberall regt sich praktisches neues Leben. Wir bauen am Fundament einer neuen Welt. Da gilt es rechtzeitig zu dem materiellen Guten, das unsere Zeit ausmacht, auch Geistes werte und -Formen zu schaffen und zusammenzutragen, die zeitgemäß sind. Wo liegt, was menschlich weiter trägt? Das bleibe unser Leitwort. Darnach wollen wir die Literatur aller Zeiten und Völker absuchen. Hier liegt die Befriedigung unserer Arbeit und die Beglückung für uns alle.

Hier ruht auch unser Zutrauen: wir glauben, daß wir immer mehr in die Zeit neuer besinnlicher Bildung kommen. Wir glauben, daß immer mehr bedachte Menschen ja uns finden müssen: Eltern, die ihrer Familie gute geistige Nahrung geben wollen; alle, denen Hast und Lärm, Flachheit und Sensation da draußen endlich über wird.

Wir haben die größten Opfer nicht gescheut, um den nächsten Jahrgang mit neuer Reichhaltigkeit darbieten zu können.

Hier nur noch zum neuen Jahr ein herzliches Glückauf der Lesegemeinde!

Der Herausgeber.

Geleitworte

Das, was die herrlichsten der Menschen suchten,
in ihrem ganzen, schönen reichen Leben,
verdient gesucht zu werden von uns allen.

Esaias Tegnér.

Es ist die tiefste und herrlichste Wirkung der musischen Künste und vor allem der Poesie, daß sie die Schranken der bürgerlichen Gemeinden aufheben und aus den Stämmen ein Volk, aus den Völkern eine Welt erschaffen. Theodor Mommsen.

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
hinterm Pfluge; doch auch dessen,
der mit Schädel und mit Hirn
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ferdinand Freiligrath.

Wie der Wandsbecker Bote 's Neujahr anwünschte

Speculations am Neujahrstage

'n fröhliches Neujahr, 'n fröhliches Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue! 'n fröhliches Neujahr, für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen lässet! und für die armen Menschensclaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! ich kann 's sonst wohl leiden, daß einer 'n bisgen patriotisch ist, und andern Nationen nicht hofiert. Böß muß man freylich von keiner Nation sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? wie gesagt, ich kann's sonst wohl leiden, daß einer so'n bisgen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetodt, und 's ist mir an dem Tage als wenn wir alle Brüder wären und Einer unser Vater der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich mahl habe sagen hören u. s. w.

Ich pflege mich denn wohl alle Neujahrsmorgen auf einen Stein am Weg' hinzusetzen, mit meinem Stab vor mir im Sand zu scharren und an dies und jen's zu denken. Nicht an meine Leser; sie sind mir aller Ehren werth, aber Neujahrsmorgen auf dem Stein am Wege denk' ich nicht an sie, sondern ich sitze da und denke dran, daß ich in dem vergangnen Jahr die Sonne so oft hab' aufgehn sehen, und den Mond, daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehn, und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe; und dem mag ich nicht aufsehn, und nehm' mit beiden Händen meine Mütze ab und kuck h'nein.

So denk' ich auch an meine Bekannte, die in dem Jahr starben, und daß sie nun mit Socrates, Numa, und andern Männern sprechen können, von denen ich so viel Gutes gehört habe, und mit Johann Huß; und denn ist's als wenn sich rund um mich Gräber aufthun, und Schatten mit kahlen Glatzen und langen grauen Bärten heraus steigen, und n' Staub aus'm Bart schütteln. Das muß nun wohl der ewige Jäger thun, der übern Zwölften sein Thun so hat. Die alten frommen Langbärte wollen wohl schlafen, aber Euerem Andenken und der Asch' in Euren Gräbern ein fröhliches Neujahr!!!!

Aus: Asmus omnia sua secum portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, Wandsbeck, beym Verfasser, 1774.

Zum Neuen Jahr

Blicke aufs vergangne Jahr zurück!
Wolltest du dir schaffen wahres Glück?
Zähltest du in Arbeit deine Stunden?
Heiltest du der Nebenmenschen Wunden?

Gabst erfahrnen Rat du allen,
selbstlos, ohne zu gefallen?
Schontest du, wer handelte im eitlen Wahn?
Sagst du ja, — dann hast ein Jahr du wohlgetan.

Josef Englert.

Ich wünsche, daß auf dieser Welt
der Eine zu dem Andern hält,
um sich zu unterstützen.
Denn wenn die erste Hälfte schafft,
die zweite aber guckt und gafft,
so wirds am Ende keinem nützen.

Handschriftlich. Ernst Luther.

Immer froher, Jahr um Jahr,
kommt es mit Geschenken..
immer reicher um dich her
blüht es auf.. und um so mehr
lerne dich beschränken!

Lerne dich an dem zu freun,
was du dir errungen,
und wirf ab es, zu bereun,
was dir nicht gelungen!

Handschriftlich. Cäsar Flaischlen.

Wintergedanken

Von Friedrich Lienhard

Originalbeitrag für die Lese

Rückzug aus dem eisigen Rußland . . . Durch die weiße Wüste, deren Horizonte sich im grauen Schneelicht verlieren, schlürfen die zerlumpten Reihen der Franzosen, umstäubt von Schneewind und Kosaken — aufgelöste, dumpf marschierende, stumm dahinknirschende Grenadiere . . . Welch ein Geräusch! Das Zornweinen einer Armee!

Und zwischen den vereisten Bärenmützen, zu Fuß, um sich wieder zu erwärmen, der Kaiser selber. An Pferdeleichen vorüber. Hinter ihm, gleichfalls abgesessen, der Schwarm der Generalität. Und stumpf über den Schnee schlürfend, schlürfend, schlürfend die Reste der Regimenter . . .

*

Wo sind nun die Enkel jener Massen von Hunderttausenden, die der geniale Korse über die Schlachtfelder Europas gejagt hat? — Sie fronen heute in ebensolchen Massen von Hunderttausenden in den Fabriken.

Wieder um sie her Glut und Rauch wie einst in den Schlachten um die Großväter. Gespenstische Gestalten stehen mit langen Eisenstangen, wie Kanoniere, und stoßen in rotfließende Glühmasse.

Aus den Schloten züngelt die Ueberkraft des Hochofen-Feuers. Es überflammt an diesem grauen Winterabend selbst die elektrischen Lichtkugeln.

Aus diesen steilen, schwarzen Kaminen wälzt und rollt und ringelt sich, schwer und dick, ankämpfend gegen pressenden Winternebel, der schwarze Rauch und dunkelt dämonisch den Himmel ein.

Sind es die Geschütze von ehedem? Sind sie steil emporgerichtet und beschießen den alten Himmel? Sind die Titanen wieder im Kampf gegen die Götter?

Hunderttausende fronen in diesen rauchenden Gluten; und ein unsichtbarer Korse lenkt ihren Willen, benutzt ihre Muskeln, zwingt ihre Kraft nach einem bestimmten Ziel. Denn sie sind Elementarkräfte, nicht Geist.

Ich sehe diese Elementarkräfte an der Arbeit; ich sehe bis auf den Gürtel entblößte Männer gespenstisch hantieren: vor ihnen fließt es aus den Oefen wie rotes Gold, um dessen Gewinnung sich diese Regimenter bemühen.

Es ist auch in Wahrheit Gold; aber nicht sie selbst stecken dieses verzehrende Feuer in die Tasche. Es zerfließt in alle Welt, ins Ungreifbare, in die Gewalt einzelner Herren und Herrscher.

Doch sie dienen; sie dienen, wie sie einst dem Willen und dem Genie Napoleons gedient haben. Und das Feuer, das in den Hallen und Höfen blendend flammt, legt einen Goldrand um diese rußigen Männer der Arbeit.

* * *

Jedem aber ist ein Feierabend beschieden.

Dann ist ein Tor offen, um sich zurückzuziehen aus der Fron und aus der Gattung, seinen Geist wieder heimzurufen und herauszusaugen aus dem Dienst an der irdischen Lebenspflicht — und dann allein zu sein, sich wieder als einen selbständigen Geist zu wissen, sich wieder als persönliche Seele zu empfinden.

Nun treten in die Gesellschaft dieses aufatmenden Feierabend-Menschen die großen, guten und schönen Gedanken und Gebilde aus dem Reich des Geistes.

Hier sind keine rauchenden Schlote; hier wirkt keine Erdenschwere. Nicht Fron, nur Freiheit gibt es in diesen reinen Bezirken.

Nun sind dahinten Spannung, Kampf, Haß und Verdruß, sie sind abgelegt wie ein Panzer. Der Befreite geht im Festgewand seiner Phantasien und Gedanken. In der Luft sind Winterglocken und Weihnachtsmelodien. Da draußen ist es hart und kalt, hier drinnen ist es warm und weit. Hier ist Liebe die Königin; ihre Prinzessinen heißen Schönheit und Güte. Die Vielen, die sich hier begegnen, sind freie Freunde.

Die Nacht ist klar und groß; die Sonnen des Weltalls werden sichtbar; die Sphärenmusik dringt herab.

Zeit und Raum und bürgerliche Begriffe sind zerronnen. Die Kindheit wird lebendig; die fernsten Dinge der Weltgeschichte treten nahe heran. Du bist wie eine Aeolsharfe; die Geschehnisse der Menschheit und deine eigenen Schicksale durchfluten dich, aber Melodie geworden, Geist geworden, überwunden und verklärt. Deine toten Eltern oder Geschwister oder Freunde treten zu deiner Seele heran; ihr haltet teilnehmende Zwiesprache. Es hat sich eine Gesellschaft der Unsichtbaren in deiner traulich stillen Stube versammelt, um deine wiedergefundene Seele zu begrüßen.

Und du fühlst wieder deine persönliche Würde.

Plötzlich empfindest du, daß auch Gedankensenden eine Tat ist. In deinem Zimmer wandelnd, an deinem Ofen träumend, bist du mit deines Geistes Gedanken und mit deines Herzens Sehnsucht draußen in der Menschheit. Dein Drang nach Liebe, Schönheit und Güte geht wie ein Strahlenwerk durch die sternklare Nacht.

Und wenn alsdann an dein eigenes Herz Gutes pocht, du bedrückter Mann der Arbeit; wenn ein Harfenklang der Liebe deine eigene Seele berührt, du müde Freundin — so wisse, daß auch andre Herzen, weitere, liebevolle Gedanken aussenden an alle sorgende, kämpfende, leidende Menschheit.

Und du bist nicht allein — so wenig wie ich allein bin in der erhabenen Stille dieser Winternacht.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

Erster Teil

Drei Stunden von Glatz südöstlich, abseits vom Verkehr liegt in einer Quermulde der Vorberge des Eisengebirges das kleine Gebirgsdorf Steindorf. Am Fuße des kleinen und großen Hedwigsteines lagert das eigentliche Dorf, eine geringe Anzahl niedriger Hütten und Gehöfte, die unter Obstbäumen versteckt liegen. An den Rändern der umliegenden Berge, in den Löchern hängen und hocken seine Kolonien.

„Unse Dorf hat finf Anteele!" rühmt sich jeder Steindorfer; aber niemand wird darum reicher. Mühsam rang man dem Steingeröll die mageren Feldbreiten ab, dann schichtete man es zu Wällen auf, die sich zwischen den Aeckern dahinziehen. Sie sind grau, verwittert, von Moosen und Flechten überzogen, mit Hirschholder und Heckenrosen bewachsen, wie Mauern einer verfallenen Stadt, wie vergessenes Material eines großen Bauwerkes, dessen Plan verloren gegangen ist.

Die letzten Oktobertage bringen morgens und abends tiefe Nebel über Steindorf. Diese steigen von den Tälern des Kessels der Grafschaft Glatz herauf, an dessen südöstlichem Rande das kleine Dorf liegt. Der erschöpfte Wind treibt sie schläfrig herauf, gleich unförmigen, grauen Riesentieren. Dann ziehen sie träge heran, stoßen sich an den steilen Schwarzwaldhängen des Rollenberges und des Hedwigsteines, versuchen über ihn hinwegzuklimmen, fallen aber träge zurück und rollen ihre plumpen Leiber hinab in das Tal, das bald angefüllt ist mit ihren wolligen, unruhigen Rücken. Der Wind, ihr Hirt, geht noch eine Weile auf den Kämmen der Berge hin und her, lobt die Ruhe seiner grauen Riesenherde mit hohem, zufriedenem Singen oder brüllt sein Mißfallen in rauhen Aufschreien ins Tal und wühlt sich endlich spät in der Nacht mit knurrenden Lauten zu kurzer Ruhe in den Waldhöhen ein.

In solchen Nebelnächten des Spätherbstes hört dann das Leben auf der Straße von Steindorf noch eher auf als sonst. Auch das Glockentürmchen auf dem Freirichtergute, das sonst immer als standhafter Wächter über die Dächer späht, verkriecht sich gar zeitig irgend wohin. Ganz stille schläft es. Nur beim wilden Aufschrei des zornigen Windes wacht es auf und sein Glöckchen schlägt stotternd einigemal an, wie ein furchtsames Herz pocht, das sich seiner Pflichtvergessenheit bewußt wird. Dann eilt das Türmchen jedesmal auf das hohe, steile Dach des Wohnhauses, zerteilt mit seiner Fahne die schlafenden Nebel, lugt das Dorf hinauf und hinab und hüpft beruhigt wieder in sein Nest tief in der Finsternis.

Die Häuslein Steindorfs sind eine gar artige Schar. Sie gehen auch an hellen Abenden zeitig zur Ruh; in diesen Nebelnächten aber lassen sie ihren Bewohnern kaum soviel Zeit, die Geschirre des Abendessens vom Tisch zu räumen, rufen sie auf ihr Lager und löschen die Lichter aus.

August Klose, der Schuster Guste genannt, aber hat ein waches Häuslein. Das erträgt das Licht des Lämpchens immer am längsten im Dorfe.

Alle Bewohner sind darüber ungehalten.

„Der Schuster is eben nie gescheide! Was macht er denn aso lange? Beim teuern Lichte sitzen und Faxen aus a Bichern lesen, mehr wird ebens nie," räsonieren sie.

Allein ihnen zum Trotze bleibt der Schuster oft bis um zehn Uhr nachts, sogar noch länger auf.

Heute aber hat er Gesellschaft in seiner niedrigen Stube. Die zerlesenen Schwarten liegen unberührt auf dem Wandbrett über der Holzbank, die um den Tisch läuft, und er sieht, die Ellenbogen gemächlich aufgestützt, durch den kleinen Lichtkreis auf sein Gegenüber.

Er sieht gespannt hinüber, mit jener Leidenschaftlichkeit in den Mienen, wie sie die Armut trägt, die ein Recht verteidigt.

„Nee, da darfst du nich erst kommen, dummer Kerle," ruft er erregt, „dorte hat's Wasser. Verlaß dich of mich, ich bin mit m Forstassessor Winkelmann vermessen gegangen, wer weeß wie viel Wochen. Ich kenn de Steene; aus n Grunde kenn ich se! Und dadruf alleene kommts an. Bei dir aber is der beste Steen of Gotts Erdboden für een Born. Was denkst du denn! Plenter — Unterlage! 's hat ja nischt scheeneres! Das ist dir ein Steen, harte wie ne Ofenplatte. Zehn Jahre kann ein Troppen Wasser drauf stehn und sinkt nicht ein.

Kurasche! Schaufel und Axt und druf! Ehs einwintert bist du fix und fertig."

Sein Gast hatte bei der Rede still dagesessen, den Kopf auf die Brust geneigt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt.

Nun hob er sein Gesicht, starrte über den Tisch und nickte mit seinem großen Kopfe nachdenklich ein paar mal. Dann erwiderte er: „Und wenn ich's Geld neistecke unds bleibt aus..."

Schuster Guste strich sich ärgerlich den gelben, harten Schnautzbart: „Nu, Karl, wenn du und du gleebst's eben nie, da kann dir niemand helfen! Da bleibt dir eben weiter nischt übrig, du verkeefst dei Wirtschaftl; denn ein Haus ohne Wasser is wie ein Kopf ohne Maul. Keefer findste ja. Der Freirichter paßt ja bloß druf. Verkeefs, zieh fort und pfeif of de Marie.

Karl Exners bartloses Gesicht ward mürrisch wie ein Astknorren.

„Du sollst mir den Namen nich ins Maul nehmen!" schrie er ärgerlich.

„Ich wer dir se nich abspenstig machen. Wenn ich auch wollte. Da bin ich viel zu ein armer Teifel. Die will een, der mit'm Dammen fortkann. Das weeß ma schon."

Mit einer bitterernsten Miene sah er vor sich nieder, indem er an seinem Schnurrbart kaute.

Mit tiefem Atemzuge, als schüttle er etwas ab, begann er von neuem.

„Na, die kann ja auch, wie die just is. Wie ne Petunichruse und Haare wie geradewegs vom Goldschmiede. Die Marie!!"

Exners Backen ballten sich grimmig; er schluckte gewaltsam. Plötzlich hieb er auf den Tisch, daß es dröhnte.

Hinter der kleinen Tür an der rechten Wand regte es sich, und leise wankende Worte, einer Seele heimlich entflohen, stumm eine Strecke in die Luft gewandelt, wurden laut um sie. Gestaltloses Sprechen, das aus jener Stube zu rühren schien, in der die alte Mutter des Schusters schlief, und doch so klang, als ob der geformte Atem, fern von den Lippen, denen er entstammt, sich willkürlich zur Hörbarkeit rühre.

„Hörst's!" stotterte Exner. „Hörst's denn nie?" frug er dringender in Angst, da der Schuster gleichmütig blieb.

„O ja," antwortete er endlich, „de Mutter redt im Traume. "

Die Uhr holte zum Schlage aus und schlug sogar „zwölf".

„Guste s is Mitternacht. Das is a Anzeechen," redete Exner noch immer in tiefem Schrecken und starrte ins Leere.

„Wer denn? De Mutter? Nu, ja, s is a Anzeechen, daß se glei wach sein wird, wenn mr noch lange hier sitzen und plappern."

„Treib kee Geheie, Schuster!" ermahnte Exner den Spötter. Der aber ward ärgerlich.

„Esel! mecht ma sprechen. Gleebst du denn wirklich an solche Tummheet?" frug er geringschätzig. Dann kam er hinterm Tische hervor und streckte ihm die Hand entgegen.

„Aber gegraben wird!" mahnte er noch einmal. „Was will ich denn sonst anders machen!" antwortete Exner, noch immer aus einer Betäubung heraus und ging, ohne zu grüßen.

Draußen hing der dichte Nebel zwischen den Bäumen, daß es vollkommen finster war.

Exner wurde von dem Vorgefallenen noch ganz beherrscht und tat einige Schritte aufs Geratewohl vorwärts. Als er das weiche Gras unter seinen Füßen fühlte, erinnerte er sich, daß er nach Hause wolle, suchte in der Finsternis vergeblich nach dem Wege, und blickte, um sich zurecht zu finden, in die Höh. Da sah er zwischen den dunkleren Baumkronen die Richtung, die er zu nehmen hatte, als einen blassen Streifen stehen. Diesem folgte er, mit den Füßen auf der steinigen, steilansteigenden Straße weitertastend. Je höher er hinaufstieg, desto heller wurde das bleiche Band über ihm, und desto deutlicher hoben sich eine Menge schimmernder Flecken darin ab. Nun trat er aus dem Nebel heraus, und spitz glitzerten über ihm in der tiefen Bläue der Nacht die Sterne. Darunter schwamm die milchweiße, schmale Sichel des Mondes, wie der schimmernde Scherben eines zerschlagenen Bechers. „Der heeme", murmelte er erleichtert, als gleich darauf ein einsames Gehöft an dem Walde im Dunkel sichtbar wurde.

Düster wie der Hintergrund, von dem es sich abhob, hatte es weit und breit keinen Gefährten. Verschlossen und stumm lag es da. Wie gierige Augen starrten seine glitzernden Fenster auf seine Wiesen und Aecker umher. Auch am Tage trat es nur wenige Stunden aus dem Dämmern des Waldes in das frohe, friedliche Licht der Erde.

Im Bannkreis dieses Geistes war Exner aufgewachsen und nicht umsonst, er trug sein Vaterhaus in seiner Seele umher.

Vor zwanzig Jahren war er ein lustiger, wilder Junge gewesen. Kein Stein war ihm zu hoch, kein Graben zu tief: er hatte den Sprung gewagt. Da hatte er eines Tages, stundentief im Walde, auf seinen waghalsigen Streifereien den Fuß gebrochen. Lange hatte er hilflos allein gelegen und geschriehen, bis aus seinem wunden Halse nur noch ein rauhes Stöhnen gedrungen war. Gegen Abend hatten ihn heimkehrende Holzmacher gefunden und auf einer Bahre aus grünen Tannenzweigen nach Hause getragen. Als der Vater den Knaben sah, geriet er in Wut, hieb ihn zur Hilfe durch und ging ärgerlich hinaus. Am andern Tage erbarmte er sich wohl seiner und sah sich den Fuß an, der nur mehr ein blutunterlaufener Klumpen war. „Kamillen und laues Wasser druf," knurrte er mühsam und entfernte sich, ohne noch einmal zurückzusehn. Nach einem halben Jahre ging der Knabe aufrecht in der Stube; aber sein Fuß war klumpförmig verkrüppelt. Die Mutter weinte, als sie ihn so über die Diele humpeln sah. Der Vater erblaßte bis an die Zähne und verließ eilig das Zimmer.

Karl aber saß stundenlang auf einem Fleck und starrte stumm vor sich nieder. Wenn man ihn ängstlich aufriß, damit er „sich nicht versinne", blickte er mit einem harten Ausdruck im Gesicht auf seine Umgebung. Die wilde Lustigkeit war seit dem Unglück ganz aus ihm geschwunden, er wurde mürrisch und wortkarg und zog sich von dem Verkehr mit gleichaltrigen Knaben zurück. Seine Scheu und Verschlossenheit brachten ihn seinen Kameraden immer ferner, daß sie der Stimme ihres Mitleids kein Gehör schenkten und sein Gebrechen zur Zielscheibe des Spottes machten. Sie gaben ihm verschiedene Unnamen, blieben aber, nach wochenlangem Schwanken zwischen der Bezeichnung „Hipapi" und „Klumpen", bei der letzten, weil in ihr nicht nur sein Fehler, sondern vor allem auch das Plumpe und Grobe seines ganzen Wesens mitgetroffen wurde. Karl

Exner wehrte sich mit dem schrankenlosen Zorn seiner einsamen Seele gegen diese Lieblosigkeit, schlug seine Quäler bis zur Grausamkeit, spie und kratzte, stach mit Messern und hieb mit Peitschen. Es nutzte nichts, der Name „Klumpen" blieb ihm für sein ganzes Leben. Wie mit einem Ruck trat er aus der Gemeinschaft mit seinen Mitschülern ganz aus. Selbsteinsam, stumm ging er seine Wege, saß an gemiedenen Stellen an der Sonne, spielte an versteckten Orten und sah auf das lachende, laute, bunte Reich der anderen Kinder aus Augen, die der Neid bohrend, die Gehässigkeit verkniffen und geheime, dumpfe Trauer starr machten. Nie mehr versuchte er zu hüpfen oder zu laufen, weil dadurch sein Mangel nicht nur andern, sondern auch ihm deutlicher vorgeführt wurde. Mit krankhafter Peinlichkeit mühte er sich ab, das zuckende Niederrucken seines Körpers zu verhindern, sobald er das rechte Bein niedersetzte, an dem der Klumpfuß war. So hatte er die Gewohnheit, beim Gehen, das immer stet und gemessen blieb, den Kopf nach der linken Seite zu hängen, weil er dadurch die Empfindung eines gleichmäßigen Schrittes genoß, der ihn nicht von andern Menschen unterschied. Das glaubte er; in Wirklichkeit aber sah sein Gang sehr komisch aus.

Um sich nicht lächerlich zu machen, mied er auch die Spiele in den Pausen der Schulstunden. Dann versteckte er sich wohl und sah mit brennenden Augen und erbleichenden Wangen dem Hüpfen der Mitschüler zu, ging aber sofort gleichgiltig weiter, wenn er sich beobachtet glaubte.

Einst überraschte ihn der Lehrer auf diesem Beobachtungsposten und versuchte, ihn mit milden Worten und sanfter Gewalt dem lauten Jubel seiner Kameraden zuzuführen. Karl senkte stumm den Kopf, starrte vor sich hin und stemmte sich gegen den Druck des Lehrers, der ihn doch langsam vorschob. Plötzlich warf er sich zur Erde, heulte wie nach Hilfe grell auf, verzog das erschreckte Gesicht wie im Krampfe, schlng mit Füßen und Händen um sich wie ein Toller und schrie nur immer sein qualvolles, anklagendes: „Nee, nee, nee! Laßt mich, laßt mich."

Seit diesen Tagen war er auch in der Schule wie umgewandelt. Mißtrauisch und versteckt belauerten seine Augen den Lehrer. Seine Gleichgiltigkeit gegen die Schularbeit nahm immer mehr zu und wich endlich, trotz der Anwendung des Stockes, vollständiger Abneigung gegen jede geistige Arbeit. Die härteste Strafe brachte zuletzt nichts als kalte Wut auf seinem Gesicht hervor, die in kurzer Zeit immer in eine verächtliche Miene überging. Deswegen begannen die Mitschüler, ihm furchtsam aus dem Wege zu gehen, da sie ihn mit Kräften ausgerüstet sahen, die auch dem Mutigsten unter ihnen fehlten.

Seine Eltern gingen zu sehr in ihrer Arbeit auf, es fehlte ihnen auch die leise, weiche Seele, ihn diesem Verlieren entreißen zu können. Sie sahen wohl, daß „der Junge ganz komisch" geworden war, ließen es aber nie ihrem bäuerlichen Fatalismus gehen, denn, „was soll da eens machen?" Und der kleine Klumpen ward, weil er doch Menschen brauchte, bei denen er niedersitzen konnte, ohne sich lächerlich zu machen, der Besucher in den Auszugshäusern, bei den alten verhuzelten Weibern und den tupprigen, stumpfäugigen Greisen. Aber seinem Eintreffen ging nicht das entzückende Spiel verlangender Scheu und schämiger Zärtlichkeit voraus, womit die Kinder um die Neigung Erwachsener werben, noch lohnte er die gewährte Liebe mit der rührenden, vollen Hingabe, sondern stumm, mit niedergeschlagenen Augen, drang er in die dunklen Stübchen zu den Alten, grüßte verdrossen, als spucke er nur aus, setzte sich schweigend hin, blieb wortlos sitzen, verschloß sich allen Fragen, ging nach Stunden ebenso wie er gekommen war, wiederholte seine Besuche und blieb dann ohne Grund ganz aus. Er nahm von den Runzelhänden weder Honigschnitten noch übersüßen Kaffee, er wartete nur versunken, bis die greisen Leute von ihrem Leben sprachen. Sie redeten keuchend davon, mit dünner, wehklagender Stimme, in jener verzückten Wirrheit, wie Märchen sich erzählen, schwiegen dann, wackelten mit den kahlen Köpfen und tasteten mit den fleischlosen Händen über den Tisch, als griffen sie nach dem Verlorenen. Der Klumpen saß auf verborgenem Platz, sog all den Aberglauben dieser heimkehrenden Menschen wie im Durst ein und ging dann geräuschlos hinaus. Die Verzücktheit seines Auges war sein einziger Dank.

Fortsetzung folgt.

* * *

Zu unserm Roman „Der begrabene Gott" von Hermann Stehr (— da der Dichter in einer folgenden Lese selbst seinen Autorenspiegel schreiben wird, wollen wir uns zur Einführung in sein Werk mit einigen Worten begnügen):

Stehr ist heimisch am Hange des schlesischen Gebirges, wo Menschen wachsen, in denen die Melancholie des deutschen Ostens grübelt und tiefsinnig schürft. Er ist ein Dichter unerforschter Seelengebiete, jener rätselhaften Mächte, die uns zu Glück und Unglück führen. In diesem Roman läßt er ein Menschenschicksal erstehen von unsagbarer Tragik.

Marie Exner, die Magd, erst ein junges Weib voller Hoffnungen und Glückssüchte, wird die Frau eines gierigen dunklen Gesellen, der ihr alles zerschlägt und vernichtet: Liebesglück, Mutterschaft, Gott, das eigene Ich. Und die doch eine Lichtsucherin war und es bis zum letzten — bis im Wahnsinn noch bleibt.

Das Werk ist eine der wertvollsten Romanschöpfungen unserer Zeit und wir sind glücklich, es unsern Lesern bieten zu können.

Die Schriftleitung.

Ueber die Sage vom Faust
Nach einem alten Volksbuch

Aus einem alten Faustbuch.

Unter den tragischen Sagen des deutschen Volksbuches verdient ohne allen Zweifel die Sage vom Faust die größte Aufmerksamkeit, theils wegen der tiefen Idee, die in ihr verhüllt ist, theils weil sie den Stoff hergegeben „zu der originellsten Schöpfung unsres größten Dichters". Während wir in den andern beiden tragischen Sagen, der vom Fortunat des Unglück des weltlichen Glückes, im ewigen Juden aber die tiefergreifende Idee einer Unsterblichkeit, der die Ruhe und der Frieden des Herzens mangelt, durchgeführt finden, stellt uns die Sage vom Faust die Entzweiung und den Kampf des Menschen zwischen Glauben und Wissen, zwischen Geist und Natur, die Verirrung der menschlichen Freiheit in das Böse mit schaudererregender Größe dar. Der Menschengeist, an der Unzulänglichkeit der geistigen Offenbarung irre geworden, verzweifelnd an der Seligkeit des Glaubens, ergibt sich dem Teufel, um von ihm Befriedigung seines dunkeln Strebens zu erringen. Dieß ist die großartige Idee, welche im Volksbuche von D. Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt anschaulich gemacht zu werden sucht.

Nothwendig muß solcher geistige Kampf zwischen Glauben und Wissen so weit verbreitet seyn, als nur Menschen wohnen und walten, und so treffen wir denn auch bei Spaniern, Italienern, Engländern und Franzosen auf ähnliche Sagen, die freilich die Individualität jedes Volkes anders gestaltet hat. Blicken wir aber zunächst auf unsere deutsche Sage und fragen nach der geschichtlichen Bedeutung, welche der Held dieser Sage verdient, so dürfte wohl schwerlich großes Licht über seine Person verbreitet werden können.

Zunächst erinnert schon Fausts Vor- und Zuname an zwei Zeitgenossen, an den Buchdrucker Johann Faust und an den Freidenker Faustus Socinus; die Faust'sche Bücherweisheit an die Faust'sche Buchdruckerkunst; Faust's Aufenthalt in Wittenberg an Luthers Reformationswerk; Faust's bäuerliche Abkunft und sein angeblicher Geburtsort Knittlingen in Schwaben an den alten Volksnarr Till Eulenspiegel, dessen fratzenhaft muthwillige Schalksnatur zwar nicht das Finstere, aber das Uebermüthige und Frevelhafte mit Faust gemein hat; Faust's Lebensende im vierzigsten Lebensjahre erinnert nicht bloß an den alten derb deutschen Scherz, den das Sprüchwort (schmählicherweise) mit seinen Landsleuten treibt, sondern zugleich an die allgemeine Schwabennatur, des mit Blindheit geschlagenen Menschengeschlechts.

Betrachten wir aber Fausts Leben und Thaten, wie sie im Volksbuche vorliegen, so finden wir den Johannes Faustus, wie er in böser Gesellschaft zu Ingolstadt sich der Magie ergeben und in kühner Vermessenheit den Teufel beschworen habe, dem er sich auch für das künftige Leben verschrieben, wogegen dieser sich verbindlich machte, ihm 24 Jahre lang zu allen Diensten bereit zu seyn. Fünf Artikel mußte der Sage nach Faust mit seinem Blute unterschreiben: 1) Er soll Gott und allem himmlischen Heer absagen. 2) Er soll aller Menschen Feind seyn, und sonderlich derjenigen, so ihn seines bösen Lebens wegen würden strafen wollen. 3) Clericis und geistlichen Personen solle er nicht gehorchen, sondern sie anfeinden. 4) Zu keiner Kirche gehen, die Predigten nicht besuchen, auch die Sacramente nicht gebrauchen, und endlich 5) den Ehestand hassen, sich in denselben nicht einlassen, noch verehelichen. Faust unterschreibt und nun sandte ihm Satan einen **Spiritus Familiaris** „der gerne bei den Menschen wohnt," den Mephistophiles. Jetzt geht ein neues Leben in Lust und Freuden an, und obschon manchmal Gewissensbisse und Reue Faust's Herz ergreifen, so sucht ihn der Teufel doch immer wieder durch Scherz oder Schreck aufzurichten. Die feinsten Speisen, die kostbarsten Getränke, prächtige Gärten, Musik und alle Ergötzlichkeiten der Sinne zaubert Mephistophiles herbei, aber auch ernste Gespräche über theologische Gegenstände werden gepflogen.

Mancherlei lustige Streiche theilt uns noch das Volksbuch mit, welche alle Faust mit Hilfe seines

Faust im Studierzimmer.

Aus einem alten Faustbuch.

spirit. familiar. verrichtete; Goethe hat einen desselben benutzt: die Scene im Auerbach'schen Keller in Leipzig.

So belustigte Faust ferner mehrere Studenten zu Erfurt, indem er ihnen mehrere griechische Helden: den Menelaos, Achilles, Agamemnon, Ajax, Hektor, Priamus, ja selbst den Polyphem aus der Unterwelt herauf beschwört, ja unter den Kunststücken, die ihn die geduldige Sage ausüben läßt, findet sich sogar, wie D. Faust einem Bauer sein Fuder Heu sammt dem Wagen und Pferden frißt, wie er ferner „einstens einen Wirthsjungen sammt den Kleidern, der ihm alleweg zu voll einschenkte, fraß," und dergleichen mehr. — Jetzt regt sich in ihm die Lust zur Ehe, aber in Feuer und Flammen erscheint ihm der Teufel, und zaghaft schreckt Faust vor seinem Vorhaben zurück; um aber sein Gelüst zu befriedigen, verschafft er ihm die schöne Helena aus Griechenland zur Beischläferin, mit welcher er auch wirklich einen Sohn, den Justus Faust, erzeugt. — „Diese Helena, die Gattin des Menelaos, wird nun als Urbild weiblicher Schönheit aus dem antiken Leben in das moderne, dessen allgemeines Bewußtseyn Faust ist, hinübergeführt". Die vier und zwanzig Jahre der ihm bewilligten Frist neigten sich zu Ende; vergebens suchte Faust die Qualen der Reue durch lärmendes Gastmahl, wobei er seinen Famulus Wagner zu seinem Erben einsetzte und mit dem Geiste Auerhan beschenkte, zu übertäuben; vergebens rief er Gottesgelehrte zu sich, um durch sie und den Trost der Religion wieder aufgerichtet zu werden. Die Mitternachtsstunde schlug, Fausts letzter Augenblick. Da erhob sich in seinem Zimmer plötzlich ein großer ungestümer Wind, „der riß und tobte, als ob er das Haus zu Grunde stoßen wollte." Man hörte Fausts Jammern und Hiferufen. Endlich verging der Wind und legte sich und ward Alles wieder ganz still. Am frühen Morgen aber fand man Fausts Zimmer leer, die Stube mit Blut befleckt, an den Wänden aber das Gehirn verspritzt, den Leichnam auf einem Misthaufen. Er ward in Leinwand eingenäht und begraben, seine Helena verschwand mit seinem Sohne seit dieser Zeit.

Dieß die Geschichte von Fausts Leben und Thaten, wie sie die Sage verkünden. Das Diabolische tritt daran als Wendepunkt hervor, und so scherzhaft und heiter auch manche der ausgeführten Schwänke Johann Fausts erscheinen, so wird doch die Freude darüber zurückgescheucht, indem immer hinter dem lächelnden Faust das verneinende Princip des Bösen sich blicken läßt. „Der Freude steht das Böse und der Bund mit ihm finster gegenüber." — Aber das Eigenthümliche der Sage ist der kecke Muth, mit welchem Faust den Vertrag eingeht, denn diese Freiheit bewirkt, daß man sich gar nicht beklommen fühlt, sondern vielmehr eine Erhebung nicht gemeiner Art verspürt. Wir fühlen dabei, daß wir Alle aus dem Wesen unsrer geistigen Natur heraus uns entweder Gott oder dem Teufel ergeben können.

Wie aber das Böse dem frommen Volkssinne als Werk des leibhaftigen Teufels erschien, so verband es auch damit den Glauben, derjenige, welcher in den Bund mit dem Teufel getreten, müsse nothwendig übernatürliche Kräfte besitzen, die Magie gesellte sich zum Bösen. Dem Wunder der früheren Zeiten „jener Aufschließung von Gottes ursprünglicher Kraft" tritt nun die Zauberei der höllischen Mächte entgegen.

Eine Menge einzelner Züge der Zeit mögen zusammengeschmolzen seyn, um die Sage vom Faust, wie sie auf uns gekommen ist, zu gestalten; was und wie aber auch ihr Ursprung seyn mag, gewiß ist: in keiner Sage ist der Kampf des Menschengeistes, der die Schranken, welche ihm eine höhere Macht gesetzt hat, überfliegen will, und da das Gute ihn nicht zum gehofften Ziele bringt, in freier Wahl das Böse ergreift, in welchem er aber untergeht — nirgends ist dies ergreifender dargestellt, als eben in der Sage vom Faust.

„Im Faust endigt das Mittelalter, zugleich mit ihm der Glaube an einen Teufel, außerhalb des Menschen. Der Teufel ist mit der Innerlichkeit des Willens in das eigne Selbst des Menschen eingekehrt und darum teuflischer als im Mittelalter." (Rosenkranz, deutsche Poesie.)

*

Wir bringen eins der ältesten und wundersamsten Faustbücher, in den folgenden Heften zum Abdruck, begleitet von reizvollen alten Bildern. D. Schr.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

Für die Lese bearbeitet

Das erste Kapitel

Wie Johannes Faustus als er zu Ingolstadt fleißig gestudieret, durch böser Gesellschaft Verführung mit abergläubischen Charaktern, und derzeit mit Zauberei umgegangen sei.

Faustus ist bürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt, und haben seine Eltern gewohnet in der Mark Sondwedel, die waren arme fromme Bauersleute. Er hatte aber einen reichen Vetter zu Wittenberg, so seines Vaters Bruder war, derselbe hatte keine Leibeserben, darum er dann auch diesen Johannem Faustum, welchen er von wegen seines großen und herrlichen Ingenij, so er an ihm fand, herzlich lieb hatte, an Kindsstatt auferzog, und sonderlich ließ er ihn fleißig zur Schule gehen. Als er nun tüchtig dazu war, schicket er ihn gen Ingolstadt auf die hohe Schule, da er dann in gar kurzer Zeit trefflich wohl in seinen studiis fortkommen, also auch, da er in Magistrum promoviert, daß er im Examine wohl bestanden, und elf andern Magistrie ist vorgezogen worden. Ob solchem hat sein Vetter nicht wenig Freud entfangen, wie dann zugleich seine Eltern, welche auch darum nicht wenig Unkosten, ihrem geringen Vermögen nach, drauf gehen ließen. Es war aber seines Vettern endliche Will und Meinung, daß er in der Theologia oder heiligen Schrift studieren, und sich gänzlich dazu ergeben sollte. Als aber damals das alt päpstisch Wesen noch im Gang war, und man hin und wieder viel Segensprechen und ander abergläubisch Tun und Abgötterei trieb, beliebte solches dem Fausto überaus sehr. Weil er dann in Gesellschaft und an solche Bursche geriet, welche mit abergläubischen Characteribus oder Zeichenschriften umgingen, war er bald und leicht verführet. Als er nun auch durch solche leichtfertige Gesellschaft an die Zigeuner oder umlaufende Tataren kam, hielt er viel auf sie, und lernete, seiner Meinung nach, von ihnen die Chiromantiam wie man aus den Händen wicken und weissagen könne. So brauchte er auch an hohen Festtagen, wann die Sonn zu morgens früh aufging, das Crepusculum matutinum, und andere mehr Zauberstücke. Als er nun in diesen Dingen ersoffen war, und sich den Teufel gar ließe einnehmen, fiel er von der Theologia ab, und studierte fleißig in der Medicina, und Astronomia oder im Himmelslauf, und sonderlich in der Astrologia, und lernete Nativität stellen, und den Leuten, was sie von ihrer Geburtszeit an für Glück oder Unlück beleben sollten, verkündigen, war auch ein guter Prognosticant, der mit Kalender oder Almanach ausrechnen umzugehen wußte. Welches alles dann seine Maße gehabt hätte, wenn er nicht dessen gemißbraucht, und darin zu fern gegangen wäre. Er ließ es aber dabei nicht bleiben, sondern kam weiter auf die Incantamenta, welchen er nachgrübelte, profitiert auch in diesen dermaßen, daß ihm viel Sachen zuschlugen, und er endlich ein rechter Pythonicus und Teufelsbeschwörer bei ihm selbst ward. Weil er sich nun bei seinen Eltern und Vettern notwendig entschuldigen und ihnen anzeigen mußte, aus was für Ursachen er vom studio Theologiæ abgetreten wäre, wandte er unter anderm ein, daß ihm die Medicina und Astronomia viel eher und besser, als dazu er von Natur geneigt, eingiengen, denn die Theologia. Er brachte auch von der Universität zu Ingolstadt ein herrlichs Testimonium seines Studierens aus, darum muß es sein Vetter ein gut Werk sein lassen, war ihm auch noch darin behilflich, daß er letzlich in einem Doctorem Medicinæ promovierte, war sonsten neben den Theologen in großem Lob und Wert, als der seine Theologiam fleißig und wohl gestudiert hatte.

Das andere Kapitel

Wie Doct. Faustus durch Wohlleben und Müßiggang zur Zauberkunst ist verursachet worden.

Weil er nun solchem teuflischen Wesen, durch obgemeldete Verführung, sich so gar ergeben, hat er weder Gott, noch seine Eltern und Vettern groß geachtet, sondern ist zu sündigen fortgefahren, und hat zu bankettieren und in andere Wollüste sich zu stecken angefangen. Als ihm aber die Zeitung kommen, daß sein Vetter gestorben wäre, und alle sein Gut und Habe ihm im Testament legieret und vermachet hätte, hat er sich, soviel sein äußerliches Leben betrifft, ganz umgewendet. Dann da er zuvor den Müßiggang gehasset, dagegen aber seine studia fleißig fortgesetzt, auch was er sonst zu schaffen gehabt,

mit sonderlichem Ernste verrichtet, ist auch vorhin, wie obgemeldet, gesellig gewest, da ist er nach dieser Zeit, unlustig und ganz verdrüssig zu allen Dingen worden. Und ob er sich auch wohl Gesellschaft entschlagen, und innegehalten hat, so ist er doch darum bei solchem ocio und Müßigkeit nicht so viel besser geworden, sondern hat dem stets noch getrachtet, wie er anderer Gesellschaften, nämlich der Teufel und bösen Geister Kundschaft erlangen möchte, wie hernach der Ausgang dieser Historien Meldung tun wird.

Das dritte Kapitel

Wie Faustus sich einen Vorrat von allerhand Zauberschriften und Büchern geschaffet, und darinnen mit großem Ernst gestudieret hat.

Es hat sich Faustus zum Müßiggang begeben, welches dann endlich zu dem Ende geraten, daß er in seinem Einlager allerlei abergläubige characteres, und was ihm auch sonst füe teuflische Bücher von leichtfertigen und gottlosen Studenten waren zu Händen kommen, zusammen geraffet und abgeschrieben, und auch vorsätzlich sein Vorhaben an Tag geben. Hat aber zuletzt viel Dings beisammen gebracht. Seine Bücher sind mancherlei und von allerhand Materie und Sachen gewest, wie ihre Tituli haben ausgeweiset, als nämlich Astrologici von Einfluß des Gestirns, und wie man künftige Dinge wissen und die Geburt bei Menschen und Tieren beschreiben könne; Chiromantici, so aus den Linien der Hand dem Menschen künftige Ding verkündigen; Sortilegi, welche mit seltsamen Figuren und Charaktern wunderbarliche und abenteuerliche Ding zuwege bringen; Arioli, so man Maß hält auf den Aris oder Altären, daß man alsdann viel Zettel unter das Tuch schiebet, usw.; Incantatorii, da man unterstehet den Teufel zu beschwören und zu überkommen, welch Stück Faustus sonderlich gebraucht, wie hernach folgen wird; Divinatorii, da man aus göttlichem Werke künftige Dinge durch Hülf der Teufel auslegen und wahrsagen will; Pythonici und Necromantici oder auch Nigromantici, darinnen ist die schwarze Kunst nach all seinem Begehren gewesen, wie er dann auch solche ins Werk gerichtet, als nämlich, wie die Toten zu berufen, wie Essen, Trinken und andres zu bekommen, die Teufel in die Crystall, Gläsern, Wassern, Häfen, Spinnenweb, Stein, Holz und andres zu beschwören: Und was der Bücher mehr ist gewesen, als Hydromantici, Geomantici, Pyromantici, Aëromantici usw., welche man alle nach seinem schrecklichen End gefunden.

Fortsetzung folgt.

Aus der Jahreszeit

Zum heiligen Dreikönigstag

6. Januar

bringen wir die beiden nachstehenden Sternsingerlieder. Das erste wurde uns von Frigga von Brockdorff eingesandt, das andere stammt aus Wilhelm Paillers Sammelwerk „Krippenspiele und -Lieder aus Oberösterreich und Tirol". Pailler läßt sich über die Sternsinger also aus: Die Sternsinger ziehen hie zu Land noch meist ungefährdet von Polizei und sonstigen Gesetzes-Augen herum; doch tragen sie keine Sternstange mehr. Meist sind es Burschen in den Flegeljahren mit goldpapiernen Kronen, ein weißes Hemd über die gewöhnlichen Kleider tragend, mit buntem Papier und farbigen Bandmaschen aufgeputzt.

Sternsingerlied vom Niederrhein

Umherziehende Kinder mit ihrem Sack:

Zinnternettes Vögelche,
hat en rat Kapöjelche,[1])
jeflohje, jeflohje wohl über de Rhin,[2])
wo de dicke Ferkes[3]) sin.
Hier wohnt en rieker[4]) Mann,
der wat jeben kann.
Viel soll er jeben,
lang soll er leben,
selig soll er sterben,
det Himmelriek erwerben,
jieb' wat, hol wat,
anner Jahr[5]) jieb wieder wat!

Wenn die Kinder sehn, daß sie etwas bekommen:

De Mad, de löbb die Trepp erob,[6])
packt wohl in de Nötesack,[7])
pack mer necht danebe,
se kann uns wohl wat jebe!

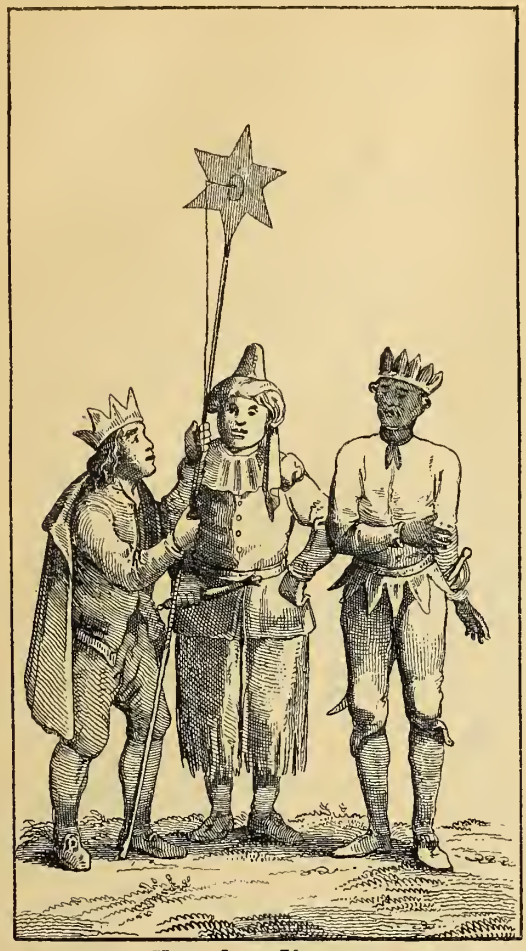
Die Magd wirft ihnen Nüsse zu:

„Schmiet et necht so wiet,[8])
sonst fällt et in de Driet![9])
Schmiet et necht so nah,
sonst fällt et in dett Jaht![10])
jieb wat, hol wat!
Anner Johr jieb wieder wat!"

Bekommen sie nichts, so rufen sie:

„Jitzhols!"[11])

1) Kapuzchen. — 2) Rhein. — 3) Ferkel. — 4) reicher. — 5) anderes Jahr. — 6) länft die Treppe herab. — 7) Nüssensack. — 8) Schmeiß' es nicht so weit. — 9) Dreck. — 10) Jauche, Gosse. — 11) Geizhals.



Heil drey Könige.

Sternsingerlied aus Oberösterreich

Mir san die heiligen drei König mit ihrem Stern,
da Kaschper, da Melchior und Waldhauser,
dö sach'n den wunderbaren Stern!
Potz Wöda, was soll da drauß werdn?
Sie reiten fort mit großer Eil
in einem Tag viel hundert Meil.
Sö kommen vor Herodes Haus,
Herodes schaut beim Fenster heraus:
Wo kommt ihr her in so großer Eil?
Geht's herein und ruht's eine Weil!
Wir können nit ruhn keine kleine Weil,
wir müssen noch reiten manniche Meil.
Und könnt ihr nicht ruhen und tuts euch nit Not,
so nehmt von mir ein Stückel Brot.
Wir mögen von dir kein Stückel Brot,
wir müssen schnell fort, das schafft uns Not. —
Und mögt ihr kein Brot, so freßt einen Dreck
und schert euch von meiner Tür hinweg!
Sie zogen über den Berg hinaus,
der Stern stund wieder ob dem Haus —
Sie treten in das Haus hinein
und finden Jesu im Krippelein.
Sie geben ihm einen reichen Sold,
Weihrauch und Myrrhen und rotes Gold.
Sie sind gezogen ins Himmelreich
und lieg'n begraben zu Köln am Rhein.

Der Stern der heiligen drei Könige.
Nach einem Kupferstich von Johann van der Velde.

Die Rauhnächte

Dö foast Rauhnacht,
wer hats aufbracht?
An alta Mann,
hat an alts Paar Höserl an,
kraxlt aufi üba d' Loatan
und schreit ollweil:
„Krapfe heraus, Krapfe heraus,
sunst bohr i enk a Lüka ins Haus!"

Das mag wohl schon recht lange her sein, als die Rauhnächte aufkamen. Ehedem waren es einmal zwölf, heute werden nur mehr vier davon in unsrer Gegend gefeiert. Diese vier sind: Nikolaus, Weihnachten, Thomas und hl. Dreikönige. Zwei Nächte, Weihnachten und Thomasnacht, werden die „feisten" genannt. Da geht es gar hoch her. Wozu hätte die Bäurin auch soviel Schmalz, Fleisch und andere Eßbarkeiten im Kasten. Während die Leute in der Messe sitzen, kocht und bratet die Bäurin dreierlei Fleisch und bäckt die bei allen Festen unvermeidlichen Krapfen. Hat das Gesinde seiner Christenpflicht Genüge geleistet, dann hamst es von den schmackhaften Gerichten ein soviel es nur kann. Wer über Not gegessen hat, hat Zeit und Gelegenheit, bis zur nächsten Rauhnacht auszuheilen, denn im Winter schläft die Arbeit. — Alles darf jedoch

nicht zusammengegessen werden, eine Schüssel mit Speiseresten bleibt für die graue Frau auf dem Tische stehen. Die kommt zur Nacht und löffelt ihren Teil aus. Da kommt es oft vor, daß sie einen Löffel — jedes hat seinen Löffel schwebend auf den Schüsselrand gelegt — herabwirft. Der Besitzer des herabgefallenen Löffels muß im Laufe des Jahres sterben. Gleichzeitig kann der Unglückliche daraus lesen, ob er in den Himmel oder in die Hölle kommt, je nachdem der Löffel in die Schüssel oder auf den Tisch fiel. Die Messer und Gabeln müssen gut versorgt werden, damit sich die graue Frau nicht daran verletzt. Zum Schutze gegen die bösen Geister, die die Tiere krankhexen können, räuchert der Bauer jeden Raum mit Weihrauch aus und am Dreikönigstage schreibt er die Namen der drei Könige auf die Stubentüre zwischen die Jahreszahl. 19 K M B 13. Die Spötter, solche gibt es auch unterm gläubigen Landvolke genug, lesen das heilige Zeichen verkehrt und sagen „13 böhmische Menscher um 19 Kreuzer". In den Rauhnächten wird auch fleißig mit Jagdgewehren oder alten Pistolen geschossen. —

Von allen Volksbräuchen, die leider der Kultur nach und nach zum Opfer fallen, werden die Rauhnächte dieser am längsten standhalten, denn sie wurzeln, weil sie so sehr mit Essen und Trinken zusammenhängen, zu tief im Volke. Max Hilpert.

Im häuslichen Kreise

Kinderspiele

Daß schon vor 300 Jahren die Kinder sich ganz auf dieselbe Weise belustigten wie heutzutage, geht aus unserem Bilde hervor, das wir in einem holländischen Werke fanden, das 1628 erschienen ist.

Unter seinen vielen schönen Kupfern ist ohne Zweifel das hier wiedergegebene das lehrreichste, indem es einen hellen Blick in die Freuden der Kinderwelt jener Zeit gewährt.

Wir sehen hier kleine Mädchen und Knaben sich auf alle Arten belustigen. Im Vordergrund spielende Kinder mit ihren Puppen, Hausgeräte aller Art, Kinderwägelchen usw. Daneben eine Schar Knaben und Mädchen, welche Soldaten spielen, mit den Waffen jener Zeit gerüstet. Dann einige, die Blindekuh spielen; dahinter Buben, die „voltigieren", mit der Windmühle laufen, über das Seil springen, auf Stelzen gehen, Kegel spielen, Reif treiben, Purzelbaum schlagen, den Kreisel peitschen, Seifenblasen machen, Rindsblasen aufblähen, um sie zu zerplatzen. Wieder andere, die Vögel fliegen lassen (eine grausame Sitte, die glücklicherweise aufgehört

hat) oder auf Steckenpferden reiten, oder die andere Kinder an der Schnur mit einer Peitsche als Pferde vor sich hertreiben. Endlich Wildfänge, die sich mit Hunden umhertreiben.

Kurz, es zeigt dieses Bild den Inbegriff fast aller damaligen und jetzigen Kinderspiele und dient zum Beweise, daß es vor 300 Jahren damit schon ebenso beschaffen war wie jetzt.

Schalksecke

Fini-gizzi-guri-gocrico

Eine Telegrammgeschichte von Fritz Müller

Als die Mutter gestorben war, gingen alte Schubladen auf. Da lag allerlei. Briefe, Bücher, Hefte ... Gedankenvoll gingen sie durch meine Hände. Da war auch ein zusammengefaltenes Telegramm. Ein sonderbares Telegramm. „Wohlgeboren Herrn Max Müller" hieß die Ueberschrift. Max? So hatte Vater geheißen. Wahrlich, eine ungeschickte Telegrammadresse an einen Geschäftsmann, dachte ich. „Lieber Max," plauderte die Depesche weiter. O, von Mutter also. Geschwind, das Datum. Da oben stand's: 29. 3. 75! Hm, und am 18. März 1875 hatten Vater und Mutter Hochzeit gehabt, das wußte ich. Erzähle weiter, du hochzeitliche Depesche: Ein lieber, lieber Satz stand unter der Anrede, ein Satz voller Sehnsucht, ein Satz, den ich nie wieder in einem Telegramm gelesen habe. Und unterschrieben war er, der Satz, mit „Fini-gizzi-guri-gocrico". Aber so hieß doch Mutter nicht. Mutter hieß doch Fine. Und was klebte da in der Ecke? Richtig aufgeklebt mit Gummi Arabikum? Ein Zwanzigpfennigstück, eins von den silbernen, dünnen Münzlein, die es heute nicht mehr gibt... Ich steckte das Telegramm in die Brieftasche und ging in die Ferien. Und als ich auf einer grünen Bergwiese lag und träumte, mit der Brieftasche auf dem Herzen träumte, da stieg aus dem Telegramm eine Geschichte...

*

Seit elf Tagen war sie verheiratet. Glücklich verheiratet. Und auf der Hochzeitsreise in Ixlingen. Ixlingen ist ein wundervolles Nest, wenn man auf der Hochzeitsreise dort ist. Ohne die Hochzeitsreise freilich zum Sterben langweilig. Frau Fine sah das heute zum ersten Male ein. Denn heute früh hatte ihr Mann plötzlich abreisen müssen. Knall und Fall, weil eine wichtige Geschäftsentscheidung in seine Hochzeitsreise hineingeschneit war. Aber morgen abend wollte er wieder da sein. Ganz sicher. Und wenn's ihr gar zu lange dauern würde, der Frau Fine, dann könnte sie ihm ja schreiben. Jaso, schreiben, das ging nicht. Bis das Brieflein dorthin kam, war er wieder unterwegs nach Ixlingen. Aber telegraphieren? Ja, das ging. „Aber im äußersten Fall, gelt, Fine?" hatte er gesagt, „weißt, nur, wenn du ein richtiges Herzweh bekommst." Herzweh, nein, das bekäme sie nicht. Das sollte er sich nur nicht einbilden, meinte sie, das wisse sie gar nicht, was Herzweh sei. „Na, umso besser," hatte er noch aus dem Coupeefenster gescherzt, „dann sparst du das Geld. Telegraphieren, weißt du Schatz, ist ohnehin eine umständliche Geschichte für junge Frauen, die's nicht verstehen."

Dann war sie allein.

Es war gar nicht so übel, das Alleinsein. Vergnügt schlenderte sie herum in Ixlingen, ging an den Waldrand, an den silbernen Bach, zu der stillen Bucht am See, überallhin, wo sie glücklich waren zu zweit in diesen Tagen. Da wurde sie noch einmal in der Erinnerung extra glücklich. Und das war erst ein ganz feines Glück, ein zartes, so wie die Klänge einer fern verwehenden, süßen Musik.

Aber dann auf einmal hatte sie das Verlangen, auch zu sagen, daß sie glücklich sei, ganz eigen glücklich und ganz anders als gestern und vorgestern. So saß sie auf der Bank am See und sagte plötzlich laut: „Ich bin so glücklich." Jedoch das gab kein Echo, gar kein Echo. Menschen mußten es hören, dann erst... Aber da war nun die Schwierigkeit. Wem sollte sie's sagen, wem? Dem Hotelportier doch nicht, oder dem Oberkellner, oder dem Zimmermädchen? Und sonst kannte sie niemand. Doch ja, den Kurdirektor. Aber der war ein Mann mit einem kriegerischen Schnurrbart und einer Glatze. Also war niemand da, niemand, dem sie's sagen konnte.

Mit einem Male spürte sie es schmerzhaft, daß sie allein war, ganz allein. Das ist nichts Lustiges auf der Hochzeitsreise. Und da war auch der Stich im Herzen. Ein richtiges Heimweh. Eins, das sie vertragsgemäß zum Telegraphieren berechtigt hätte. Aber tapfer trug sie das Herzweh noch herum in den Straßen von Ixlingen, den ganzen Vormittag bis zum Mittagessen im Kurhotel. Da klapperte sie ein wenig mit Gabel und Messer auf dem Teller herum, tat so, als äße sie, aber sie konnte keinen Bissen herunterbringen. Und als ihr der Kurdirektor mit der Glatze und dem kriegerischen Schnurrbart noch etwas Witziges über ihre Strohwitwenschaft hatte sagen wollen, war es vorbei mit der Beherrschung. Geschwind stand sie auf, flitzte beim maitre d'hotel vorbei und war schon am Waldrand, als die ersten Tränen aus den Wimpern kugelten.

Dann wurde es besser. Sie sang sich ein Kinderliedchen, während sie an dem Waldsaum hinging. Dann noch eins. Und dann, ja dann war das Stechen wieder da, das Herzweh. Sie ging aber tapfer immer weiter, immer weiter.

Als sie aufschaute, stand sie vor einem roten Hause. „Post und Telegraphenamt Ixlingen" stand über dem Portal. Sie wunderte sich, wie sie hier-

hergekommen war, vom Wald herunter. Auf einem langen Umweg gerade hierher. Nicht mit Absicht, nein, nicht mit Absicht. Daß sie daran gedacht hatte, ja, das war schon richtig. Aber daß dann die Füße sie von selbst hertrugen, das war doch merkwürdig. Ein Fingerzeig ist es, dachte sie, sie sollte telegraphieren.

Und da war sie auch schon im Schalterraum. Es dauerte eine Weile, bis sie das Telegrammformular vor sich hatte. Ach, sie war so ungeübt in solchen Dingen.

„Lieber Max" schrieb sie auf den Kopf des Telegramms. Dann folgte ein zärtlicher, ein sehnsüchtiger Satz. Und dann, richtig, dann kam die Unterschrift. „Fine" wollte sie schreiben. Aber da war es ihr plötzlich nicht lieb genug. Fine, so hieß sie für einen jeden, Fine hieß sie für die allergleichgültigsten Menschen. Aber da gab es ja noch einen andern Namen, einen, den die Zärtlichkeit zweier Menschen aus wunderlichen Silben von selbst gebildet hatte, sie wußte nicht wie. Und so schrieb sie in lächelnder Erinnerung mit fester Hand unter das Telegramm: „Fini-gizzi-guri-gocrico". O, wie würde er sich freuen, wenn er das läse.

Nun noch ein Kuvert. Da lag eines auf dem Schreibtisch. Flugs schrieb sie die Adresse drauf: „Wohlgeboren Herrn Max Müller, zurzeit in...", steckte das Telegramm hinein, machte es zu und trat an den Schalter.

„Hier ist ein Telegramm."

„Wo? Im Kuvert? Telegramme müssen offen übergeben werden."

O, was hatte sie sich nur gedacht? Daß der Telegrammbrief da an den Telegraphendraht gehängt würde? Aber da riß der Beamte auch schon das Kuvert auf und las. Las alles, las den „lieben Max", las den zärtlichen Satz und — o — las auch die Unterschrift. Sie schämte sich plötzlich so, daß ihr die Röte in die Stirn stieg. Was jetzt der Beamte sagte, dachte...? Aber der verzog keinen Moment seine amtliche Miene.

„Soll die ganze Adresse und die Anrede mittelegraphiert werden?"

„Natürlich," sagte sie fest und gab sich einen Ruck zur Unbefangenheit. Denn hinter ihr hatten sich andere Leute aufgeschlossen. Leute mit neugierigen Augen.

Wie sonderbar: sie spürte es unangenehm auf dem Rücken, wie ihr einer über die Schulter sehen wollte, um das Telegramm zu lesen. Schützend deckte sie die Schalteröffnung, so gut sie konnte. Der Beamte zählte die Worte und machte mit seiner spitzigen Feder ein Strichlein unter jedes Wort.

„Eine Mark achtzig," sagte er.

Sie machte ihr Portemonnaie auf. Es waren gerade noch zwei Mark darin. Die legte sie auf die Marmorplatte.

„Halt," sagte der Beamte, „ist das Ihr Name da unter dem Telegramm?"

Sie errötete aufs neue und sagte:

„Nein, nein."

„Hm, dann muß ich das als verabredete Chiffrewörter behandeln. Chiffrewörter kosten mehr. Warten Sie..."

Er rechnete und zählte aufs neue.

Chiffretelegramm? Wieder reckten die Leute hinter ihr den Hals. Chiffern? Aha, Staatstelegramm, politische Agentin vielleicht...

„Macht zwei Mark dreißig, bitte."

Frau Fine wurde schwül. Sollte sie bekennen, daß ihr Geld nicht reichte? Sollte sie auf die Unterschrift verzichten? Auf die Anrede?

„Und wenn Sie „lieber Max" streichen würden?" sagte sie gepreßt.

„Dann macht es noch zwei Mark zwanzig."

Tränen der Verlegenheit und des Zornes stiegen ihr auf. Plötzlich überkam sie eine mutige Entschlossenheit. Es war ihr, als ob sie zum ersten Male ihre Liebe verteidigen müßte. Verteidigen müßte gegen die nüchterne Welt. Gegen kalte Paragraphen verteidigen müßte.

„Streichen Sie nichts," sagte sie, „ich zahle eins achtzig, nicht mehr."

„Bedaure, Chiffreworte..."

„Es ist kein Chiffrewort."

„Aber sie sagten doch eben..."

„Ich habe mich geirrt. Es ist kein Chiffrewort. Es ist ein Name."

„Ihr Name also?"

„Ein Name," sagte sie scharf.

„Dann bedaure ich nochmals, aber nach der Telegraphendienstordnung muß der Absender selbst.."

„Es ist mein Name.

„Hm — aber jetzt bitte ich zu entschuldigen, daß ich in Ihre Angabe einen amtlichen Zweifel setzen muß. Können Sie beweisen, daß...?"

Sie hatte die Zähne zusammengebissen. Weiß Gott, die Prüfung war hart. Aber auch der aufgestachelte Heroismus wuchs. Mit dem Rest ihrer Selbstbeherrschung öffnete sie ihr Täschlein, knitterte einen Brief heraus, einen Brief aus der Verlobungszeit und zeigte mit dem Finger auf die Anrede.

„Hier," sagte sie, und Stimme und Finger zitterten.

„Hm ja, da steht's. Stimmt. Also eins achtzig."

Sie zahlte, bekam ein kleines silbernes Zwanzigpfennigstück heraus und schoß ins Freie.

Hatte der Beamte nicht eine leichte respektvolle Verbeugung gemacht? Oder gelächelt? Nein, nein, gelächelt hat er nicht. Aber er hätte lächeln können. Wenn er's nicht tat — vielleicht war es der Respekt vor ihrem Bekennermut. Sie hatte ihre Liebe gegen die Lächerlichkeit gesetzt und verteidigt. Eine Kleinigkeit war das nicht. Wo die Gefahr vor der Lächerlichkeit beginnt, da pflegt die beste Liebe den Rückzug anzutreten, Verleugnung schleicht sich ein... Gegen ein Unglück, gegen wirkliches Unglück den Nacken steif halten, o ja, das machen viele. Aber gegen die Gefahr eines fatalen Lächelns...

Wegweiser der Lese

Im Lesezimmer

Von Marie Holzer

Im großen Lesezimmer des Kursaales ist es still.

Leise, leise wird manchmal die Tür geöffnet und ebenso wieder zugeklinkt. Leise, auf den Zehenspitzen holt man sich die Zeitungen oder Revuen von den weiten Regalen an der Wand und drückt sich still in eine Sofaecke oder ein Fauteuil und liest. Vergißt die Welt ringsum.

Schweigen webt in der Luft. Kein Blick, der suchend umherirrt. Kein Mund, der nicht geschlossen wäre. Kein Auge, das nicht gesenkt auf tote Buchstaben sieht und sie zum Leben weckt. Nichts hört man als das einförmige Rascheln der Zeitungsblätter. Kein Wort fällt. Ein stummes Nicken nur da oder dort beim Eintritt.

Sonst stille wie in einer Kirche, denn jeder hält hier eine Andacht auf seine Weise. Der Verkehr von Mensch zu Mensch ist ausgeschaltet. Hier ist jeder stummer Zuhörer. Läßt sich tausend Dinge erzählen über der Welten Lauf — über das Zusammenspiel der Völker, über das Leben der einzelnen. Liest warme Gedanken, tiefempfundene Lieder, läßt eines Menschen Schicksal vorüberziehen in schnellem Lauf. Ein Problem wird aufgerollt mit kluger Dialektik, und am Ende lauert eine Frage, die einen verfolgt, Tage — Jahre manchmal, der man immer wieder nachsinnt in stillen Stunden. Und alles Interesse, alle Teilnahme konzentriert sich auf diesen einen Punkt.

Wenn man heute in seiner stillen Stube ein Buch liest, wenn man in einer Kaffeehausecke seine Zeitungen durchblättert, wo die Kellner auf und ab gehen, Gäste geräuschvoll nach Kaffee und Zeitung, Gebäck und Wasser rufen, wo die Billardkugeln mit dumpfem Klang über das weite Brett rollen, wo ein paar Kaffeeschwestern in Rock oder Hose ihre Lebensschicksale erzählen, Liebespaare flüstern, webt nicht jener wundersame Zauber, jene weihevolle Andachtsstimmung durch die Luft, wie in einer Lesehalle, wo nur ein Wunsch, ein Wille lebt, Geistiges in sich aufzunehmen, die geistige Speise, die jedem zusagt, nach der ihm verlangt. Wo keiner des andern Gedankenwege kreuzen mag, wo jeder seine Straße zieht und des Nachbarn vergißt. Wo alle im Banne einer Idee leben. Alle nachhorchen, was ihnen ein andrer sagt, und es in sich verklingen lassen in dunklen oder mächtigen Schwingungen.

Eine wundersame Atmosphäre von Reinheit in der Luft. Hell flammen die Lampen am Plafond auf. Weiches Licht fließt bis in die entfernteste Ecke. Und nichts hört man als leise Atemzüge und das einförmige Rascheln der Blätter.

Das hohe Lied der Frau
Eine Lebensharmonie der beiden Geschlechter von Jean Finot

Vorwort zur deutschen Ausgabe *)
von Hermann Warlich

Ein neues Frauengeschlecht ist vor unseren Augen in der Gegenwart heraufgekommen, das frühere Zeiten nicht kannten. Es hat den Kampf mit dem Manne auf fast allen Gebieten des Lebens erfolgreich aufgenommen und will den Kreis seines Daseins in treuer, ehrlicher, hingebender Arbeit vollenden. Die neue, in allen Bezirken der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft geistig wie körperlich gleich rastlos tätige Frau unserer Tage ringt um die volle Gleichberechtigung mit dem Manne in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Wir wissen es heute schon sicher, daß dieser in unser öffentliches und privates Leben tief eingreifende Kampf kein aussichtsloser sein wird, denn seine Voraussetzungen sind so gerecht, so billig und so überzeugend, wie selten menschliche Forderungen auf Erden waren. Für diese Forderungen fortschrittlicher Frauen der Gegenwart, die jedem wahrhaft vorurteilsfreien, vom Zwang der Konventionen und Traditionen nicht beengten, ehrlich und vornehm denkenden und handelnden Menschen, Mann wie Weib, selbstverständlich sind, kämpft Jean Finots geistreiches, aus der hochherzigsten und edelsten Gesinnung heraus geschriebenes klassisches Buch, dessen Übertragung in unsere Sprache der machtvoll emporstrebenden deutschen Frauenbewegung gewidmet ist.

Der fortschrittlichen, klugen Frau der Gegenwart ist aus tiefer Überzeugung und dringender Notwendigkeit die gerecht gewertete Arbeit im Kampfe ums Dasein zum wesentlichen Inhalt und Ausdruck ihres durch sie reicheren und wertvolleren Lebens geworden. Diese Frau will arbeiten, so ernst, so beharrlich und so gewissenhaft, wie nur je ein Mann hat arbeiten können. Ihr ist nicht mehr die Liebe, die Tändelei des Lebens, die Spielerei mit dem Leben, der Reiz, der in dem ewigen Kampf der Geschlechter seit Anbeginn liegt, der alleinige Endzweck des Daseins wie den meisten anderen Frauen, sondern sie hat das Leben gemäß ihrer klaren Einsicht in seine Tiefen ernst zu nehmen verstanden und will es nun in ernster Arbeit allein oder mit dem Manne vereint durchwandern. Sie ist keineswegs der erhabenen Liebe, die das Leben erhöht und es erst zu der vollkommensten Einheit steigert, abhold, aber sie will nicht mehr wie früher so oft, ihre beste Kraft, ihren festen, zähen Willen, ihre reinsten und tiefsten Gefühle zwecklos einer heute nur allzuleicht unerfüllbaren Hoffnung opfern. Viel lieber will sie, der die Arbeit zu einem Evangelium, zu einer frohen Botschaft des Lebens geworden ist, arbeiten, am liebsten in neidloser Gemeinschaft mit dem Manne. Aber nicht mehr wie bisher als seine gehorsame Untergebene in allen Stücken, sondern neben ihm als sein treuester Weggenosse, mit ihm als eine hilfreiche, kluge und gute Lebensgefährtin, gleich ihm als ein vollkommen freier Mensch. Wir vermögen heute kaum zu ahnen, welche höchsten Kulturwerte für die Menschheit in der Gleichberechtigung von Mann und Weib ruhen. Eines aber ist gewiß, mit der vollen Gleichberechtigung der beiden Geschlechter werden alle zivilisierten Völker auf die denkbar höchste sittliche Stufe gehoben, die für uns zunächst erreichbar ist. Denn eine höhere sittliche Tat als die freiwillige, neidlose Anerkennung der vollen Gleichberechtigung der Frau hat es bisher auf Erden für den Mann nicht gegeben. Macht er doch durch sie ein jahrtausendlang geübtes und geduldetes schweres Unrecht, das er der Frau bewußt oder unbewußt zugefügt hat, mit einem Male wieder gut. Hier liegt der sittliche Prüfstein für die gesamte Männerwelt unserer Tage und der nächsten Zukunft, an dem das lautere Gold einer gerechten, edlen und klugen Gesinnung erprobt werden oder sich als eitel Katzengold erweisen wird. Der höchste sittliche Wert alles Geschehens auf Erden ist und bleibt stets der Mensch, jener auf den Arbeitsgebieten der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft treu, rastlos und erfolgreich tätige, vorwärts strebende Mensch, einerlei ob Mann oder Weib. Beiden durch das Zugeständnis völlig gleicher Lebensrechte die zureichenden Lebensbedingungen und die erforderlichen Lebensmöglichkeiten zu schaffen, ist die höchste soziale und sittliche Aufgabe unserer Zeit. In der allein gerechten und vernunftgemäßen, jeden vorurteilsfreien, auf geistige Überlegenheit sich stützenden, vornehm und edel denkenden Menschen ohne weiteres selbstverständlichen und notwendigen höheren Zweieinigkeit von Mann und Weib auf allen Schaffensgebieten des Lebens, die Jean Finots kostbares Buch mit Recht fordert, liegt für uns neuzeitlich empfindenden Menschen der höchste Wert des Daseins, das erreichbar mögliche, restlose Erdenglück.

*) Wir drucken dieses Vorwort ab, nicht weil wir den Inhalt des Werkes in allem unterschreiben, sondern weil wir glauben, daß das Buch Anregungen enthält, die für manche Leser und Leserinnen fruchtbar werden können. Das Buch ist bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen und kostet geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Gedenktafel

1. Januar	1484	Der Reformator Ulrich Zwingli *
2. Januar	1801	Der schweizerische Schriftsteller Johann Lavater †
4. Januar	1643	Der englische Astronom Isaak Newton *
	1785	Der Sprachforscher Jakob Grimm *

7. Januar 1529 Der Nürnberger Erzgießer Peter Vischer †
8. Januar 1642 Der Astronom Galileo Galilei †
1896 Der französische Lyriker Paul Verlaine †
9. Januar 1908 Der Dichter und Humorist Wilhelm Busch †
10. Januar 1797 Die Dichterin Annette Freiin von Droste-Hülshoff *

(Ergänzungen sind willkommen, müssen jedoch einen Monat vorher eingesandt werden.)

Nachrichten

Kölner Blumenspiele 1913. Die literarische Gesellschaft in Köln lädt die deutschen Dichter und Dichterinnen ein, sich an dem am 4. Mai 1913 in Köln stattfindenden Wettbewerb zu beteiligen. Einsendungen werden bis zum 15. Januar vom Sekretariat der Kölner Blumenspiele in Köln, Alte Wallgasse 14, angenommen, das auch die näheren Bedingungen versendet.

Lesepost

Wir erlassen mit Beginn des neuen Jahrgangs auch

ein neues Preisausschreiben der Lese,

das zwölfte seit ihrem Bestehen, und laden dadurch jedermann zur Mitarbeit ein.

Das Ausschreiben besteht in den drei Fragen:

Mein liebstes Buch?
Mein liebstes Bild?
Mein liebstes Lied?

Das heißt: Man sende uns eigene Ausführungen über das Buch, das man am liebsten hat, oder über das Bild, das einem am besten gefällt, oder über die Liedkomposition, die einem die liebste ist.

Wir denken, es wird den Menschen Freude machen, über Dinge, die man lieb hat, zu schreiben; wir glauben, daß man grade dafür auch liebe kluge schöne Worte finden wird; und wir meinen, es wird auch für die Oeffentlichkeit von Interesse sein, wie die verschiedenen Bücher, Bilder, Lieder sich in all den Seelen spiegeln.

Wer aber die besten und reizvollsten Ausführungen einsendet, erhält je nach Wunsch ein Buch oder ein Bild oder Noten im Werte von 5 Mark. Es werden mindestens fünfzig, höchstens hundert Preise verteilt.

Die Bedingungen für das Ausschreiben sind:

1. Nicht nur Mitglieder der Lese, sondern jedermann darf sich beteiligen.

2. Jeder darf nur ein Buch, ein Bild, ein Lied erwähnen.

3. Es genügt, wenn man nur eine oder zwei Fragen beantwortet. Wir empfehlen, lieber eine zu wählen und diese gut zu erledigen, statt alle drei mittelmäßig.

4. Die Ausführungen müssen so kurz wie möglich sein, die einzelne nicht über dreißig Druckzeilen.

5. Jede Ausführung ist auf ein Blatt einseitig zu schreiben mit Angabe von Namen, Stand und Wohnung des Absenders.

6. Jeder erhält nur einen Preis, auch wenn von ihm zwei oder mehr Ausführungen angenommen werden.

7. Das Preisrichteramt liegt in den Händen der Schriftleitung. Sie entscheidet auch, wieviel Preise verteilt werden. Die angenommenen Beiträge erscheinen in der Lese, die jedoch nicht verpflichtet ist, alle abzudrucken.

8. Schlußtermin für die Einsendungen: 31. Januar 1913. — Entscheidung: 1. März (in Lese 1913 Nr. 9).

9. Die Einsendungen sind zu richten: An die Schriftleitung der Lese, München 38, mit der Aufschrift „Prämienausschreiben".

10. Jeder Sendung sind 20 Pf. Rückporto beizufügen, damit der Absender direkt das Heft der Lese mit der Preisentscheidung erhalten kann. Eine Rückgabe der Einsendungen kann nicht erfolgen.

Die Schriftleitung.

*

Den Beziehern der Lese die Mitteilung, daß wir in Stuttgart ein neues Postscheckkonto eröffnet haben und das alte in München eingehen lassen. Geldsendungen sind daher auf das Postscheckkonto der Lese in Stuttgart Nr. 4459 zu überweisen.

Vereinsmitteilungen

Vereinsmitteilung des Vereins Die Lese E. V.

Als erstes Jahresbuch der Lese für 1913 gelangt zur Ausgabe:

Der Baldamus
Sein Leben und seine Streiche
Von Oskar Wöhrle.

Mit einer Einführung von Georg Muschner und einem Anhang: Aus den Liedern des Baldamus.

Wir haben von dem Verfasser in No. 31, 1912, Gedichtproben gebracht mit einer Einführung von Friedrich Lienhard. Indem die Lese dieses Werk herausgibt, erfüllt sie ihre Aufgabe, für neue Begabungen einzutreten und sie in die Literatur einzuführen.

Das Buch ist ein Lebensbuch. Es schildert die Erlebnisse eines jungen Menschen als Landstreicher, Legionär und Arbeiter. Diese Erlebnisse sind ganz außergewöhnlicher Art und ihre Schilderung ebenfalls. Selten wohl ist in ein Buch soviel hineingepreßt worden; oft werden in wenigen Zeilen die erschütterndsten Erlebnisse abgemacht, Hunger und Leiden, Not und Tod, Liebe und Freude.

Der Erzähler streift Jahre lang durch Frankreich und Italien; steht in Algier bei der Legion gegen die Araber; entflieht dem Spital; arbeitet als Färber in der Fabrik; wird deutscher Soldat. Ungebärdig und wild treibt er durchs Leben, bis er — bei der Lese landet. Und wer an seinen Streichen Anstoß nimmt, den werden die Lieder des Baldamus, die einem tiefen Dichterherzen entquillen, versöhnen durch ihre Schönheit und Güte. Das Buch wird jeden Leser fesseln und außergewöhnlich bewegen; für die Literatur dürfte es durch seine ursprüngliche Kraft eine Überraschung werden.

Die Geschäftsstelle.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Claudius. — Über Faust. — Sternsingerlieder. — Kinderspiele. — Das neue Prämienausschreiben.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 2 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Die deutsche Lyrik blüht an allen Enden und das Vaterland sieht den Prachtflor nicht. Die moderne Lyrik entfaltet sich zu den schönsten Blumen — und das Vaterland hat keine Augen, kein Ohr, keinen Geruch (sit venia verbo) dafür. Immer niedergehalten von den „Alten" spottet selbst Deutschland über seine jungen, mächtigen Dichter! Aber die Siegesfahne weht auf allen Zinnen, und die Landsleute müssen ihr Flattern hören und ihre bunten Farben mit Entzücken sehn.

Detlev von Liliencron an Gustav Falke.

Bescheidener Wunsch

Von Gustav Falke

Wenn ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?

Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:

Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.

Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,
als wenn unser Bild in die Sonne brennt.
Eure Liebe sei unser Postament.

Aus den Gesammelten Dichtungen.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

1. Fortsetzung.

Auf seinen einsamen, verborgenen Gängen fügte er sich aus jenen verwunschenen Geschichten eine weltabgewandte, lebensfeindliche Lehre zusammen; aber sie blieb sein Geheimnis. Nur manchmal glomm sie heiß aus seinen Augen und zuckte um seine unschönen, schmalen Lippen. So wuchs er auf: fern, ernst und einsam.

Später fand sich zu seinen unglücklichen Eigenschaften noch eine Geldliebe, die an Geiz grenzte. Keinem borgte er. „Der Klumpen hat kee Geld zum Wegborgen." Auf diese Weise fertigte er Darlehnssucher ab.

Nur Schuster-Guste konnte von ihm verlangen, was er wollte; nie bat er umsonst. Denn stets hatte er in der Schule leidenschaftlich und lautschreiend für ihn Partei ergriffen, wenn andere ihn verhöhnten; und noch heute verteidigte er ihn so gut es ging. Darum hing der Klumpen mit Inbrunst an ihm. Dieser einzige war seine ganze Menschheit. Für die andern blieb er öde und unwirtlich wie ein Stein. Mit der Zeit freilich hatte sich auch dieses Verhältnis gelockert.

So war er fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Da lächelte er seit seinem Unglück zum ersten Male recht aus Herzensgrund.

Es war in der Nacht. Man riß ihn aus dem Schlafe und rief ihn. Sein Vater lag im Sterben.

„Komm her, Karle," sprach der Kranke, als er des Klumpen ungleichen Schritt auf der Diele hörte. „Du bist lahm, aber ich bin schuld — ich alleene," vollendete er mit furchtsamer, ausgehender Stimme.

Der Klumpen wurde bleich und blieb still.

„Komm her, Karle," tönt es wieder bittend.

Er ging näher und schlug mit dem Klumpfuß hart auf. Davon fuhr der Sterbende, wie von einem unvorhergesehenen Schlage, zusammen und stöhnte, noch eindringlich bittend: „Gib mr die Hand! — Bist de noch beese of mich?"

„Nee." Es klang trotzig, gehässig; er dehnte das Wort zwischen den Zähnen.

„Du bist gestraft durch mich," mit diesen Worten erholte sich der Kranke von einer Ermattung. „Du sollst au's Beste haben. — Bei Freirichters Pusche — de Wirtschaft — is Deine. — Ich ha se Dir - - schon verschreiben lassen. — Bis fleißig wie immer und bet fir mich..." Da rasselte es in der Brust des Alten. Es war auf ewig vorbei mit ihm.

Der Bruder wand die Hände. Die Weiber warfen sich weinend zur Erde. Der Lahme stand starr wie aus Stein da und lächelte.

Das sollte wohl heißen: „Jetze fängts an."

Und heute lächelte er wieder, da er sich spät in die Decke einwickelte. Er schloß die Augen, um besser sehen zu können. Licht und weich, wie in den fernen Tagen seiner freudevollen Kindheit, strich es über sein Herz. In stummer Seligkeit erbebte sein Inneres vor dieser wunderbaren Heimsuchung, und lächelnd sank er endlich in Schlaf.

2.

Exners Denken lag im Blut; er tat was er mußte. Langsam, mechanisch, widerstrebend, wie eine Zange erfaßte sein Geist einen Vorsatz und ließ ihn nie wieder los. Wenn so sein Wollen Instinkt geworden war, dann sah er nur vorwärts und nicht eher gab es ein Ausschnaufen für ihn, ehe nicht die Erfüllung hinter ihm lag. Nach kurzer Ruhe war er am andern Morgen auf den Beinen. Seine Schwester ging eben mit dem Melkgerät und der Laterne über den Hof, als er der kleinen Ausgangstür zuschritt, den Kopf wie immer seitwärts und nach vorn hängend, ernst und verschlossen, ohne zu grüßen. Er schritt die Dorfstraße hinab und bestellte den alten Freiwald, einen guten, weisen Greis, mit dem er schon früher manches besprochen hatte, auf sein Anwesen am Freibusch, damit endlich mit dem lange geplanten Bau des Brunnens begonnen werde.

Um sieben Uhr, eben da die Sonne einen roten Qualm, das Licht ihrer unmittelbaren Nähe, durch die schwarzen Baumkronen vor sich heraustrieb, langten die beiden auf der Arbeitsstelle an.

Nach langer Beratung, die mit allerhand geheimnisvollen, sehr umständlichen Messungen seitens des alten Freiwald verbunden war, hieben zwei Rodehauen in den Rasen an der linken Ecke des Wohnhauses, nicht allzu weit von der Eingangstür. Nach dem dritten Schlage aber schüttelte der Alte den Kopf und wandte sich an den Klumpen: „Aber das ist ja ein Born, wie 'n ein Bauer nich größer braucht."

Der Klumpen sah ihn eine Weile mißmutig an und antwortete dann mit schlecht verhehltem Aerger: „Ich denk halt, zuviel Wasser is besser als zu weng." „Aber sieh och..." „Hack, Freiwald, hack Du och!"

So schüttelte er den unnützen Frager von sich ab und schlug dann mit Wucht seine Spitzhaue in den Boden.

„Ein rauhes Geschmeiß is er schon," dachte der Brunnenbauer bei sich und setzte auch die Arbeit wieder fort.

Noch mehreremal versuchte er ein Gespräch mit dem Lahmen einzuleiten, um bei dieser Gelegenheit eine gemächliche Pause zu erlangen, aber sein Arbeitgeber war taub vor Fleiß. Nur hin und wieder richtete er sich auf und sah verstohlen auf sein Haus.

Es war ein sauberes Häuschen mit seinen weißgetünchten Balken und den braun gestrichenen Wechseln dazwischen. Aber es lag der gleiche Geist der Unwirtlichkeit und Freudlosigkeit darum. Anstatt seine Fenster nach der Straße zu kehren, um in behaglicher Neugier das spärliche Leben zu betrachten, das auf dem Wege zwischen Steindorf und Erlengrund sich entwickelte, starrten die kleinen Oeffnungen in mürrischer Oede in den nahen Wald, der sich in Steinwurfsweite vor der nach Osten gekehrten Front des Hauses hinzog. Dazu erhob sich nach der Straße zu ein meterhoher Wall aus Rodesteinen, eine Mauer, wie die Steindorfer sagen, der jeden neugierigen Blick von oben abhielt und nur dem Dach eine Umschau gestattete.

Aber so gefiel es dem Klumpen eben. Und jedesmal überkam ihn tiefe Heimsicherheit, wenn er, auf dem schmalen Zufuhrwege herabschreitend, durch die Lücke der Mauer in sein Reich trat. Schmunzelnd sah er dann die schmale, lange Feldflur auf und nieder.

Hier nahm sein einsames Brüten Gestalt an, und in seinen Augen glomm es, um seine Lippen zuckte es. Die Besitzung war schuldenfrei, und tausend Taler hatte er noch ausstehen. War es da denn nicht möglich, daß die Grenzen hinausrückten und seine Kühe über die Mauer stiegen, um jenseits zu grasen, weil das Land hier auch sein geworden war?! Dann wuchs vor seinen sehenden Augen an Stelle des engen Hauses ein behäbiger Bauernhof mit Mauern umschlossen, wie eine Stadt, einem Taubensöller neben dem riesigen Düngerhaufen und einem zweiflügeligen Tor als Einfahrt. Dann wird sich kein Mensch mehr trauen, ihm den häßlichen Spitznamen zu geben oder Späße über ihn zu machen.

Doch zu niemand sprach er von seiner Sucht. Seine Geschwister, seine Mutter, selbst der Schuster waren Fremdlinge in der Welt seiner Seele. Er aber säugte sie mit all seinen stummen Stunden, daß sie endlich zu einem klaren, peitschenden Plan geworden war.

Indessen war es zehn Uhr geworden. Sie standen schon bis an die Hüften in der Erde. Der Klumpen hieb die Haue in die Steine und richtete sich auf. Freiwald stellte die Tätigkeit auch sofort ein und sah ihn verwundert an.

„Wirds Wasser haben?" frug der Lahme. Der Alte fuhr mit dem Rücken seiner Hand über den Mund und schickte sich mit einem überlegnen Lächeln zu einer umständlichen Darlegung an:

„Born is nicht Born," begann er dann, „'s sein'r zweerlee: Grundborne und Quetschborne. Der Grundborn is der richtige, der hat Seelenwasser, direkt aus der Erde ruf. Der Quetschborn is ja auch gut. Denn ei der Erde drunten, da is nischte tot, da is lebendig ei der Nacht und Wasser gehn hin und her, 's fließt, macht Tümpel, allerhand. Bei eem Quetschborne gehts Wasser blos durch; regnets viel, hats viel; is 's dirre, bleibt der Born leer."

„Nach und mei Born?" frug der Klumpen ungeduldig dazwischen.

„Das is eben," setzte Freiwald unbeirrt seine langwierige Erklärung fort, „das is eben. Es is ein Quetschborn, der de 's Wasser vom Rollberge kriegt; aber wenn mr den gelben Steen, of dem mir jetzte sein, durchschlagen, kommt der weiße und zuletzt der blaue, auf dem steht das Seelenwasser. Siehste, Kl... Karle, Seelenwasser. Das is aso, deine Seele is das Inwendigste. Deswegen und

weil das Grundwasser aus dem Allertiefsten kommt, dort, wo, ma mecht fast sprechen..."

Das dauerte dem Lahmen doch zu lange. Er stieß des Alten schöne Weisheit gleichsam mit dem Fuße fort, indem er frug: „Also, wirds Wasser haben oder nich?"

„Freilich, freilich; aber tief wirds halt sein," gab der Greis zurück und lächelte mitleidsvoll über den Klumpen. —

In rauhem, rücksichtslosem Fleiße trieb der Lahme so den Alten durch die Tage. Der ward immer verdrossener, da dieser viehische Eifer seiner Tätigkeit die ganze Seele nahm und nichts als leere Handgriffe übrig ließ, die ihn ermüdeten und quälten. Mit Wut hieb er darum drauf zu, um so schnell als möglich in eine Tiefe zu kommen, wo das Tageslicht aufhörte und er nur allein arbeiten konnte. Und als er nun wieder in der dumpfen Nacht mit dem roten Lichtlein in der Laterne allein war, erwachten alle rätselhaften Betrachtungen und Geschichten, mit denen er seine gemächliche Geschäftigkeit zu begleiten gewohnt war. Er füllte den Korb mit dem losgeschlagenen Gestein, und auf ein Zeichen ward die Last von dem Lahmen an einem Seil, das über eine Welle lief, heraufgedreht. Nun trat auch wieder ein freundlicheres Verhältnis zwischen den beiden ein, wenn der Klumpen auch oft grob in das Loch hinunterschimpfte, da das Signal zum Emporwinden nach seiner Meinung oft zu lange ausblieb. Freiwald gab sich dann den Anschein, als höre er das in seiner Tiefe nicht, und der Klumpen gewöhnte sich, die langen Pausen mit seinen verheimlichten Träumen auszufüllen. Oft stand er still und lauschte auf das Pochen der Haue, das von Tag zu Tag schwächer zu hören war. Hin und wieder tönte auch das Husten des Alten herauf. Aber das Wasser blieb aus, obwohl schon zwei Feuerleitern hatten aneinandergebunden werden müssen.

Eines Tages übermannte den Klumpen der Zorn. Denn er hatte sich die Ausgaben zusammengerechnet und schrie hinunter:

„Bist n bale of n Plenter?" — „Mudelsack!" setzte er leiser hinzu. „He!" gurgelte er noch wütender, weil er keine Antwort erhielt, und wiederholte seine Frage unter Aufwendung einer solchen Lungenkraft, daß seine Stimme überschnappte.

„Ach was, Plenter!" murmelte es höhnisch herauf. Exner hielt einen faustgroßen Stein in der Hand und warf ihn ärgerlich hinab, als er das hörte.

„Karle, laß die Tummheet! 's ging grade am Arm runter. Wenn de das noch amal machst, komme ich ruf und laß dr den Krempel liegen", schrie Freiwald erbost.

„Hol dich der Teufel," knurrte der Klumpen, hockte sich auf die Winde und begann abermals mühselig seine Ausgaben für den Born zusammenzuzählen. Es wurde nicht weniger, ob er die kleinen Posten voran und die großen ans Ende stellte, oder es umgekehrt machte, und mißmutig blickte er umher. Der Frost hatte begonnen, eine schneelose, grimmige Kälte, in der das heraufgewundene, feuchte Gestein sogleich zusammenfror. „Wenn och der Schnee noch bliebe," dachte der Lahme. Aber über dem Rollenberge standen schon seit gestern grauweiße schwere Wolken. Die Luft durfte sich nur erwärmen, dann ging das Schneetreiben los, und die Arbeit mußte bis zum Frühjahre ruhen.

Endlich, nach zwei Tagen, schrie es hohl aus dem Brunnen: „Wasser, Wasser!"

Nach einer Weile tauchte Freiwald auf und reichte ihm eine Flasche mit schmutzigem Wasser hin, bei deren Anblick der Lahme zurückprallte. Der Alte lachte: „Nu, nu, nimm se och schon! Zuerst is 's Wasser halt nie anders. Das setzt sich schon, wenns ruhig wieder zu sich gekommen is. Nimms und verlaß dich of mich, 's schmeckt reen!"

Der Lahme kostete. Das Wasser war dumpfig und lehmig. Aber über sein fahles Gesicht ging ein Schimmer, denn er schluckte den Trank seiner Zukunft.

„Wirds aushalten?" frug er nachher, sich wieder verdüsternd.

„Auch nu, ma denkt doch," antwortete der Greis zögernd und richtete nach kurzem Ueberlegen sein Auge ernst auf den Frager. „Ich für mich kann sagen: ja. Aber was nützt das. Ich hab'm rausgeholfen und es kam, denn mei Hand is reen und mei Gemüte gut. Obs aber dableibt, steht bei Gott und dir. Viel Glücke!"

In treuherziger Ergriffenheit streckte er dem Klumpen die Hand hin. Während sie fortgingen, begann sich die Luft mit feinen weißen Stäubchen zu füllen, die wie winzige Nadeln stachen, wenn der heftige Wind sie gegen die Haut trieb. „Ueber Nacht wirds weiß werden," sprach der Alte.

„Mir schmeißts nischt mehr um," erwiderte der Klumpen in verhaltener Freude. Darnach trennten sie sich stumm von einander.

Fortsetzung folgt.

Wolken und Winde

Von Cäsar Flaischlen

Wolken und Winde
wehn durch die Nacht...

Ueber Wolken und Winden
aber wacht
ein Sternlein in der Höh'
und lacht...

Und Wolken und Winde
müssen verwehn...
das kleine Sternlein doch
bleibt stehn...
und wacht... und lacht!

Gute Nacht! gute Nacht!

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

Für die Lese bearbeitet

1. Fortsetzung.

Das vierte Kapitel

Faustus sucht in seinen Büchern, was für Complexion er habe.

Weil nun Faustus aus allgemeiner Erfahrung wußte, daß der eine Mensch besser Glück denn der andre hätte, einem mehr, denn dem andern sein Will von statten ginge, wie er dann auch gehöret, daß oft einer mehr denn der andre Gespenster und Geister sehe, war er Vorhabens, seine Complexion und Natur zu erkunden und zu vernehmen, ob ihm auch dieselb in seinem Vorhaben widrig sein und fehlschlagen oder aber geneigt und förderlich sein würde. Wie er nun um dieseswillen seinen Büchern und Künsten fleißig obgelegen, hat er soviel befunden und erkannt, daß er nach Anzeig des Gestirns und sonst nicht allein mit einem herrlichen Ingenio, Weisheit und Verstand begabt wäre, auch, daß die Geister eine sonderliche Inclination und Zuneigung zu ihm haben sollten. Er hat aber in seinen Büchern gefunden, daß die ascendenten und descendenten Geister des Gestirnes auch eine Eigenschaft und Influenz über das Erdreich haben sollten, daß auch, so viel und mancherlei Geister es hätte, so viel und mancherlei Complexionen der Menschen sein sollen. Auch hat er aus seinen Büchern gelernt, daß die ascendenten und descendenten Geister unter ihnen seltsam und verteilet sein sollen, als daß der ein zur Zauberei, der ander zur Hurerei, Mord, Diebstahl und desgleichen ziehe, wie er dann auch solches an seiner zauberischen Complexion befunden. Wie er nun dies alles, seiner Meinung nach, gründlich erkundigt, hat er bald darauf, und zwar nicht nur einmal einen seltsamen Schatten an der Wand vorüber fahren ge-

sehen, viel Lichter hin und wieder bis an seine Kammer sehen fliegen, und dabei Menschengeschwätz gehört, deß er sich denn höchlich erfreuet und destomehr der Astrologiæ und andern Wahrsagerskünsten Glauben geben, als daß er zu Geistern also complexionieret wäre.

Das fünfte Kapitel

Wie Faustus, ehe er den Teufel beschworen, allerhand zauberische Stücke und Teufelsbeschwörungen probiert, und sich in der Prob gestärket hat.

Es soll einer mit Namen Thomas Hanner wunderseltsame Beschwörungen des Teufels gehabt haben, welche Doctor Faustus alle zu seinen Händen hat bekommen. Da er aber dieselben hat probieren wollen, hat er stracks im Anfang solcher Prob sich heftig entsetzt und besorget, es möchte ihm der Tanz nicht geraten, oder so ihm seine Kunst fehl schlüge, er würd eines andern erwarten müssen. Jedoch hat er sich wiederum dessen getröstet, daß dennoch die Zauberei ein schön Ansehen und Schein habe, wie dann ja mancher darüber würde vorgezogen und geschwinde und hoch geachtet. Darauf er dann alles hat gewagt und seine Necromantian angestellet. Es war aber zu der Zeit bei ihm in seiner Kost einer mit Namen Christoff Hayllinger, ein vortrefflicher berühmter Kristallseher, der sonderlich sein

Præceptor und Lehrmeister war. Diesem ging es nach Gottes gerechter Verhängnis sehr übel, denn er ward von einem Bergknappen in voller Weis erstochen, welchs er denn lang Zeit zuvor selbst geprophezeit hatte, daß er durch geringe Personen ums Leben kommen würde. Nach diesem hat Faustus den Geist des Kristalls bekommen, und darin wunderbarliche Sachen gesehen, womit er viel ausgerichtet, welchs nicht alles kann oder mag erzählet werden, wie dann solche Stücke nach seinem Tod sind gefunden worden.

Das sechste Kapitel

Wie Faustus sich unterstehet, den Teufel zu beschwören.

Zu der Zeit unterstand er sich, sein lang gehabtes Vornehmen in das Werk zu richten, nahm dazu einen Tag und ging um die Stadt Wittenberg herum zu besehen, ob er doch einen gelegenen Ort finden möchte, da er seine incantationes bewähren und gebrauchen konnte. Wie er denn ungefähr einen halben Meil Wegs einen Wegscheid fand, der fünf Ausfahrt und Gäng hatte und war breit und groß, sollte auch kein gewünschters Ort ausgegangen haben, bei diesem Wegscheid blieb er den ganzen Tag, und als es Abend werden wollt, und sahe, daß keine Fuhr mehr durchging, nahm er einen Zirkel wie die Küfer und Faßbinder haben, machte noch zwei Zirkel und Ründe, außer dem und daneben. Und da er dieselbige nach Ausweisung der schwarzen

Kunst angestellet und verrichtet hatte, ging er in den Wald, so nur nächst vor der Stadt gelegen und erwartet der Mitternacht Zeit, denn der Vollmond scheinet in solcher Nacht. Zu Mitternacht ist er in den Zirkel getreten, denn die Zirkel waren zugericht, daß er von einem zu dem andern gehn konnt, beschwur also mit göttlichen Worten und Verlästerung des Namen Gottes den Teufel zum ersten, andern und dritten Mal. Da sahe er alsbald ein feurige Kugel hergehen, der ging dem Zirkel zu mit solchem Knall, als ob ein groß Stück Büchsen abgangen und fuhr mit einem feurigen Strahl in die Luft, davon denn der Faustus so sehr erschrak, daß er aus dem Zirkel laufen wollt. Doch dacht er, gehe er aus dem Zirkel, so werde er lebendig nicht mehr heimkommen, fassete wieder einen Mut, gedacht in ihm, wie doch allezeit der Teufel sein Spiegelfechten treibe, beschwur ihn wieder also wie eben, aber da wollt sich nichts mehr regen, derowegen er andere teuflische Namen und Wörter für sich nahm. Alsbald entstand im nächsten Wald ein solcher ungestümer Wind, daß er nicht anderst tobet und wütet, als ob er alles zu Boden reißen wollt, und darnach aus diesem Wald rannten viel Wagen mit Rossen daher. Als dies alles ein End nahm und D. Faustus so erschrocken und verzagt war, daß er schier auf seinen Beinen nicht stehen konnt und wünschete, daß er tausend Meilen Weges wäre, sahe er ungefähr einen Schatten und Gespenst um

den Zirkel herum gehen. Da fassete er wieder ein Herz, beschwor den Geist, er solle sich erklären ob er ihm dienen wolle oder nicht, er solle mit ihm reden. Der Geist gab ihm Antwort, er wolle ihm dienen, doch mit dieser Condition, er werde ihm etliche Artikel und Punkte vorhalten, so er dem werde nachkommen, so wolle er die Zeit seines Lebens nicht von ihm scheiden. Doctor Faustus vergaß seines vorigen Schreckens und Leids und sagte zum Geist, wohlan, dawell du mir dienen willst, so beschwör ich dich nochmals zum ersten, andern und dritten Mal, daß du morgen in meiner Behausung erscheinen wollest, da wir von allen Punkten und Sachen abreden wollen. Das sagt ihm der Geist zu. Alsbald zertrat D. Faustus die Zirkel und ging mit Freuden heraus. Diese Geschicht hat drei ganze Stunde gewährt.

Fortsetzung folgt.

Das Familienalbum

Von Gustav Falke

Hüstelnd, ganz in sich zusammengesunken, sitzt die alte Dame in dem tiefen, weichgepolsterten Lehnstuhl. Von schwarzem Seidenkleid umhüllt ein kleiner vertrockneter Körper. In schneeweißer Spitzenhaube, deren grell eigelbes Band sich schreiend von dem grünen Plüsch des Sessels abhebt, ein zartes faltenreiches Gesichtchen.

Neben der Greisin der Tod, ein älterer gutmütiger Herr mit hellem Beinkleid, schwarzem Tuchrock und goldener Brille. Er hat den rechten Arm auf die Lehne des Sessels gelegt und blättert, leicht vornübergeneigt, mit der Linken langsam, ganz langsam, Blatt für Blatt eines auf dem Schoß der Greisin ruhenden großen Albums um. Es liegt etwas rührend Rücksichtsvolles in der Art des alten Herrn, den das kleine Stubenmädchen vorhin mit dem ihr schon geläufigen „Der Herr Doktor" gemeldet hatte.

Die alte Dame betitelt ihn dann auch beständig Herr Geheimrat.

„Einen Augenblick, Herr Geheimrat. Dieses Bild noch. Meine selige Schwester."

„Hier mein lieber seliger Mann. Sie kannten ihn ja, Herr Geheimrat."

Und gutmütig geduldet sich der alte Herr, bis die Greisin sich satt gesehen. Langsam, ganz langsam, Blatt für Blatt, wendet er um. Nach dem letzten Bild — die Betrachtende kann sich schwer davon trennen, immer kommt sie wieder darauf zurück: „Meine süße Agnes, Herr Geheimrat. Sie mußte so jung sterben, kaum achtzehn Jahre. Ein so liebes, begabtes Kind" — nach diesem letzten Bild klappt er leise den silberbeschlagenen Deckel des dicken Buches zu.

„Nun ruhen Sie sich aber aus, gnädige Frau."

„Ja, ja, es hat mich doch angegriffen — die Augen — die Augen —"

Ein Hüsteln unterbricht das feine Stimmchen. Und die Augen schließend, sich ganz zurücklegend, in sich zusammenfallend, gehorcht sie der empfangenen Mahnung. Wie im ruhigen Schlummer sitzt sie da.

Leise, auf den Zehen, geht der alte Herr durch den kleinen Salon. Vor der altmodischen Stutzuhr auf dem niedern Kaminsims bleibt er stehen, zieht seine schwere goldene Taschenuhr und tippt, die Zeit vergleichend, zwei, dreimal sachte, wie spielend mit dem Mittelfinger der rechten Hand auf das Stundenglas der Stutzuhr. Dann nimmt er vom nächsten Stuhl Hut und Handschuhe.

In der Tür wendet er sich noch einmal nach der Ruhenden um. Wie befriedigt nickt er, und ein unendlich gutmütiges Lächeln verschönt sein Gesicht.

Aus dem vierten Band der Gesammelten Dichtungen.

Gustav Falke*)

Zu seinem 60. Geburtstag (11. Januar)

Seit dem Beginne mit dichterischen Veröffentlichungen habe ich streng darauf geachtet, mich jeder kritischen Tätigkeit zu enthalten, denn jede Kritik verpflichtet: verpflichtet den Kritisierten ebenso wie den Kritiker, sei es in günstigem oder ungünstigem Sinne. Wer aber selbst so oft Anlaß dazu gibt, kritisiert zu werden, soll nur als Künstler zum Beurteiler der Kunst in einem Verhältnis stehen und darum jenseits jeder Verpflichtung bleiben.

Aber über Gustav Falke zu sprechen, dies Glück will ich mir nicht entgehen lassen, denn ich will über diesen reifen, ernsten Künstler wahrlich keine Kritik schreiben, ich will nur sagen, wie viel Vertiefung, wieviel mit- und nachempfindenden Genuß ich ihm danke: ist er doch einer von den ganz Ehrlichen, die nur das aussagen, was sie im tiefsten Herzen empfunden haben, der dabei gar nicht den Ehrgeiz hat, diese seine Empfindung in einer besonderen, andern Art zu verkünden, der nur mit wachem, lauschendem Ohre dem Klange seiner Worte nachsinnt, ob sie wirklich seine Gefühle voll und schön widerklingen lassen; der ein Künstler ist, weil er keine Zeile aus der Hand gibt, für die er nicht mit seinem ganzen Namen eintreten könnte, weil er an jedes neue Gedicht mit dem stets neu sich einstellenden Zweifel herantritt: werde ich dich fassen können, wirst du voll und rein im Sinn und Klange?

Und darum lese ich ein jedes Gedicht von Falke stets mit reinem Genuß, stets lernend und in inniger Dankbarkeit; und bin stolz darauf, daß Gustav Falke mein Freund ist, ohne daß wir es uns seit Jahren wiederholen müssen, weil Männer in unserem Alter dies nicht mehr nötig haben. Aber wenn ich von einem neuen Buche hoffen darf, daß es gut ist, dann klingt es ganz leise in meinem Herzen, dies Buch muß auch Gustav Falke gefallen! Und dann bin ich ganz ruhig und zufrieden.

Den jungen Dichtern aber sage ich sehr laut: lest Gustav Falke! Ihr werdet ihm dafür dankbar sein!

Hugo Salus.

*

Unser Geleitwort zu dieser Nummer, aus einem Briefe Liliencrons an Falke, das vorstehende Zeugnis von Hugo Salus und die folgenden Briefe Liliencrons, endlich die abgedruckten Proben — das alles soll unsern Lesern den Dichter Gustav Falke nahe bringen, dem wir diese Lese zu seinem 60. Geburtstag widmen.

Wir haben zur Zeit kaum einen Reineren, Feineren, mit so viel still-geklärter Schönheit. Falke ist just ein Gegenstück zu dem lauten Otto Ernst (wir wollen uns freuen, daß wir beide haben); er ist selber ein Stück Liliencron, ohne dessen Flammen; er ist Einer, der allen Kampf zum Innenkampf gewendet hat, und der nun vom inneren Feuer geklärt wie reinstes Metall klingt. Als ich jüngst seinen Lebensroman las, war das mein Eindruck: Mein Gott, welch feiner Strahlenglanz geht von diesem Dichterherzen aus; so schlicht, rein und doch stählern kann nur werden, wer sich ganz auf sich zurückgezogen hat.

Den Reichtum aber, den solch ein Dichterherz gesammelt und in seine Werke gelegt hat, den wollen wir Mitlebenden und Nachgeborenen heben.

Einen Gruß dem Sechziger! Dem reinen feinen Dichter Falke!

Wir können nur noch die Bitte hinzufügen, tiefer in diesen Dichter hineinzusteigen und seine Werke zu kaufen, etwa die Gesammelten Dichtungen, die soeben in 5 Bänden in edler Ausstattung (bei Alfred Janssen in Hamburg) erschienen sind. Von Falke gehört zum mindesten ein Versband in die Handbibliothek zum Nachschlagen, zur lyrischen Andacht stiller Erbauungsstunden.

Der Herausgeber.

---

*) Vgl. Lese 1910, Nr. 30; 1911, Nr. 39, 50; 1912, Nr. 55

Aus unserer Briefmappe*)

V

Aus den Briefen Liliencrons an Falke

11. 1. 93.

Ich kann, lieber Falke, „diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen" u. s. w., wie's im Briefsteller heißt.

40 Jahre! Die 4 ist unangenehm. Aber von 40 bis 50: das ist doch das eigentliche Mannesalter. Und dies ganze Jahrzehnt steht Ihnen bevor! Da werden wir viel Großes und Schönes und Tiefes von Ihnen bekommen. Lassen Sie jetzt auch den Rest hinter sich aller „Aengstlichkeit" vorm Publikum. Zu Ihrer unnachahmlichen Anmut (welche Stümper sind wir gegen Sie!) lassen Sie nun auch die volle rücksichtslose Kraft hinzutreten! Verlieren Sie sich nicht zu sehr in Anmut und Getändel. Denken Sie stets daran — verzeihen Sie den greulichen Schulmeisterton — wie z. B. Böcklin schafft: zuweilen hintereinander ein herrlich Phantasiestück, eine Pieta, eine Scene aus einem Bordell (z. B. Susanna im Bade). Darauf kommts an! das und so ist der souveräne Künstler! Und der sollen und müssen Sie nun werden in dem Jahrzehnt, das Sie vor sich haben.

Dazu wünscht Ihnen Ihr Freund Liliencron das Beste. Auch den letzten Rest weg von der greulichen Hamburger Nüchternheit! Sie sollen sehn, liebes Geburtstagskind, Sie kommen dann durch, wenn auch die Zeitgenossen manchmal den Kopf schütteln werden. Aber was tuts denn!

Wir hatten gestern einen so lieben, lieben Tag. Ihr süßes Trudchen hat sich mir tief ins Herz geprägt. Und es war mir eine stille, innige Freude, Sie und Ihr herrliches einsames Herz dabei zu beobachten. Und ewig wird mir auch das Bild Ihrer Frau Gemahlin vor Augen sein, wie sie den Täufling auf dem Arme hielt vor Pastor und Becken. Es war das Köstlichste, was uns das Leben schenken kann: Mutterglück: Madonnenglück.

Ihr Detlev.

*

Altona (Elbe), Palmaille, den 16. 6. 93. ½9 U. früh.

Mein teurer Falke. Ich werde mich heute mit Ihnen den ganzen Vormittag beschäftigen; und täte es auch, wenn ich keinen Augenblick Zeit hätte. (...) Daß Sie über Dehmels Worte erfreut waren, konnte ich mir denken. Und hier gleich einiges noch: „die tod- und lebentriefende Sonne" sind Sie doch! Nur lag und liegt alles noch wie ein Bann auf Ihnen. Ihr bisheriges Leben — durch Ihr Stundengebenmüssen in der ekelhaften Bourgeoisie — drückte Sie. Nein, mein Falke, ein Feuergeist sind Sie, der noch oft schüchtern, zu schüchtern ist, eben: durch Ihr Milieu. Sie leben nur ein Innenleben, wie jeder große Künstler, wenn er in solchen Verhältnissen sich herumhauen muß. Ich habe Ihnen mit Willen nichts vordeklamiert, ehe Sie jetzt Ihr wundervolles Buch „Tanz und Andacht" vollendet haben. Darin freilich sind Sie der milde, große, schöne Morgen- und Abendstern; aber schon Ihre „Welle" zeigt die „Leben- und Todtriefende Sonne". Bleiben Sie so keusch, wie Sie sind und denken, Falke! Das aber sagt nichts dazu, daß man eine Sonne werden kann. (...)

Nun lassen Sie, wo jetzt ein Abschluß hinter Ihnen liegt, nun lassen Sie alles mehr ausreifen; und nun fangen Sie an, bei Ihren Sachen, bei entstehenden und entstandenen, zu arbeiten! Der Begriff der Arbeit, des Durch-(Nach-)denkens, der Feile, lag Ihnen bisher ganz fern. Und wenn Ihre Freunde Ihnen nicht immer wieder: „das ist noch nicht fertig, Falke," zugerufen hätten, so hätten wir fast nur flüchtig hingeworfne Skizzen bekommen. Genie aber — das alte richtige Wort: ist Arbeit, harte mitleidlose Arbeit; und die kannten Sie bisher noch nicht. Nun aber auch ein Entschuldigungswort für Sie:

Keiner der lebenden Dichter hat solchen sich wie von selbst gebenden Reichtum des Reimes, des sich geben müssens der Phantasie! Da stehn wir Alle weit hinter Ihnen zurück. Und ich verstehs nur zu gut, wie dieser ewig sprudelnde Quell bei Ihnen welch ein sieches kriechendes Wässerchen bin ich dagegen —, wie er so unaufhörlich quillt und quillt, sich nicht mit Eindämmung, Selbstkritik, Sorgfalt, Arbeit abgeben will und mag. Aber davon hängt Ihre Zukunft ab.

Ihr jetziges Buch ist einfach wundervoll! Ich rechne Sie zu den ersten Künstlern Deutschlands. Am meisten Aehnlichkeit haben Sie mit dem keuschen Thoma; aber auch Böcklin sind Sie. Bei Stuck fehlt diese Keuschheit der Seele, und deshalb haben Sie auch nichts mit ihm gemein. Von Klinger haben Sie manches, nachdem Sie ihn kennen gelernt haben. Aber dennoch freue ich mich für Sie: er war Ihnen eine mächtige Anregung. Und nun sind Sie dies schon in Ihrem Buch „T. u. A.": Falke! — So werden Sie's von nun an noch mehr! Lassen Sie Ihrem unglaublichen Talent den Lauf, kehren Sie sich an keine Vorbilder — (ich hätte bald gesagt: auch unbewußt nicht) — dann sind Sie in Ihrem nächsten Buch, mein feiner, feiner Künstler Falke:

1.) eine Lebenssonne!
2.) das Original Gustav Falke!

Und ich brauchs nicht zu wiederholen: Kehren Sie sich an den ganzen Bourgeois-Scheißkram, an all die alten Tanten und Philister (wohlgemerkt) nie mehr! Amen!

*

*) Vgl. Lese 1912, Nr. 41, 42, 43, 44.

25. 10. 94.

Dank, liebster Faucon. (...) Bierbaum schrieb mir ganz begeistert von Ihnen. Er hat sich in Sie verliebt, in diesen „stillen, vornehmen Menschen". Und wer sagts nicht mit ihm! Sie haben in Ihrer vornehmen Seele Aehnlichkeit mit dem Prinzen Carolath. Euch beiden wünsche ich etwas von meiner Wüstennatur, besser gesagt: wüsten Natur. Auch die gehört zum Dichter.

Ihr Liliencron.

Gruß von der kleinen Abel.

*

In großer Stille, mit Aussicht auf den Tegeler (Havel-) See, der im Matsch-Eis vor mir liegt.

Tegel b. Berlin, 22. I. 95.

Mein alter Faucon, ich las auch Julinssen Ihre beiden Bild-Gedichte vor. Natürlich war er auch dafür, daß Sie in den „Pan" müssen. Ottju wie Richard lieben Ihre andersartigen (die kleinen p.p. möcht ich mich ausdrücken) Gedichte lieber. Und Sie hätten Ihre hellste Freude gehabt, wenn Sie gehört hätten, wie Ottju aus Ihren „Zwischen zwei Nächten" vorlas. (...) Bitte senden Sie (gut, nicht fritzlig geschrieben) Ihr „Wir zwei" as soon as possible an Ottju Bierbaum. Fabelhaft ist das Gedränge von Künstlern und Dichtern an den „Pan". Sie werden sichs vorstellen können. Richard ist, oder wird sicherlich, der Goethe unserer Zeit. Er hat die michelangeleske Kraft, Rücksichtslosigkeit; er hat den Cynismus (wo er ihn braucht), kehrt sich an Keinen. Deshalb sind ihm (so hoch er sie als „Künstler" schätzt) Mörike u. Conrad Ferd. Meyer nicht Volldichter. Bei C. F. M. habe ich (er stimmt mit mir überein) stets das Gefühl, daß ihm die Kraft fehlt; er bleibt mir immer, auch in seinen wundervollsten Gedichten der sanfte Heinrich. Es ist etwas in ihm, das mich völlig erkältet. Wohl: um die verhaltene Kunst ists etwas Großes; wer aber wie C. F. M. niemals auf den Tisch schlägt, der wird mir unheimlich. Seid Cyniker, ihr Künstler (wo ihrs braucht natürlich nur) — und kehrt euch nicht stets an die langweiligste aller Moralen, an die Philistermoral! Seht euch Shakespeare, Aristophanes, Goethe, Kleist, Hebbel, Michelangelo, Byron an! Weg mit aller Furcht! Werdet kraftvoll!

Ihr Liliencron.

*

9. 5. 96.

L. Falke, ich komme also zu Ihrem „Ehrentag". Und zu wem sollte ich lieber eilen, als zu diesem, wo ich mit heißer, dankbarer Seele, mit wärmstem Herzen Ihren Triumph erlebe! Sie feiner, herrlicher Künstler, Sie tiefschöner Mensch!

Ein kleines Opfer bringe ich Ihnen wahrlich damit: Ich muß nämlich in Uniform kommen. Das ist mir schrecklich. Aber Löwenberg will es gern. Und ich hätte auch keine Zeit, mich umzuziehn. Nun aber wird jeder, denn keiner kennt mein Commando, dies als Eitelkeit von mir ansehn!!!

Und nun Glück zu, Sie Lieber, Sie wunderbar tiefer, edler Dichter und Mensch, zu Ihrem Ehrentage, zu dem in Uniform kommt

Ihr Liliencron.

*

Sonntag, 28. II. 97. Abends 10 Uhr.

Mein guter lieber Falke, treten Sie doch bald mal wieder in mein Zimmer. Ich will Sie auch in keine Altonaer Kneipe mehr führen. Ich vertrage auch nicht mehr das Trinken, aber so weit weg wie Sie bin ich denn doch noch nicht. Mir ist allmählich das Kneipenleben widerlich geworden. Ich sitze, saß, stets alleine dort. Denn, entre nous, ich kann mich einfach mit diesen Leuten nicht unterhalten. Und so bleibt denn nichts da als das öde Zeitungslesen. — Leben Sie wohl. Sie sind der Einzige hier, den ich liebe. Wenn Sie zu mir ins Zimmer treten, ist mein Herz stets freudig erregt.

Ihr L.

*

A. Rahlstedt bei Hbg. II. 2. 6.

Liebster Falke, ich will immer meinen Roman anfangen. Komme aber nicht dazu aus Mangel an Zeit. Zu diesem Roman nun, wenn ich mal ein Sonntagsnachmittagsstündchen übrig habe, durchstöbre ich alte Briefe. Heut kam ich zu ganzen Bergen von Ihren alten Briefen aus den 90ger Jahren. Was waren das doch damals für frische Zeiten zwischen uns. Wir sahn uns wöchentlich und, wie ich aus den Briefen ersehe, hatten 1000 „literarische" Ereignisse. Da fand ich denn auch eine ganze Menge Namen, an die kein Mensch heut mehr denkt, ja an deren Persönlichkeiten ich mich nicht mal mehr erinnern kann. Sic transit gloria mundi.

Damals wars natürlich auch Geld, was wir wünschten. Aber doch nicht dies furchtbare Hetzen und Habenmüssen wie jetzt. Noch immer hab ich keinen Pfennig Schulden! Können Sie sich das, vorstellen? Aber es ist auch ein heißer Kampf. Vom Leben, durch die ewigen Sorgen um unsre Familien, haben wir beiden wohl nichts mehr.

Immer Ihr L.

Gedichte von Gustav Falke

Gesang am Morgen

Der ganze Himmel glüht
in hellen Morgenrosen;
mit einem letzten, losen
Traum noch im Gemüt,
trinken meine Augen diesen Schein,
wach und wacher, wie Genesungswein.
Und nun kommt von jenen Rosenhügeln
Glanz des Tags und Wehn von seinen Flügeln,
kommt er selbst. Und alter Liebe voll,

daß ich ganz an ihm genesen soll,
Gram der Nacht und was sich sacht verlor,
ruft er mich an seine Brust empor.
Und die Wälder und die Felder klingen,
und die Gärten heben an zu singen,
fern und dumpf rauscht das erwachte Meer.
Segel seh ich in die Sonnenweiten,
weiße Segel, frischen Windes, gleiten,
stille, goldne Wolken obenher.
Und im Blauen, sind es Wanderflüge?
Schweig o Seele! Hast du kein Genüge?
Sieh, ein Königreich hat dir der Tag verliehn.
Auf! und preise ihn!

Gebet

Herr, laß mich hungern dann und wann,
satt sein macht stumpf und träge,
und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
und häng den Kranz, den vollen Kranz,
mir höher in die Sterne.

Und gar nicht lange

Es steht ein Bäumchen kahl im Feld
und friert in allen Winden.
Und will sich aus der weiten Welt
kein Vogel zu ihm finden.

Und gar nicht lange, über Nacht,
und tausend Blüten blinken,
und seine Krone überdacht
ein Nest verliebter Finken.

Lebensläufe

Drei kleine Knaben
hüteten die Gänse,
hat jeder seine Gaben,
und wurden große Hänse.

Einer ward ein Schneider,
der hatte zehn Gesellen,
dem König macht er Kleider,
dem Narren eins mit Schellen.

Der andre nahm 'ne Pfarre,
wusch allem Volk die Köpfe,
der Herr lohnt ihm die Quarre
und füllt ihm Tasch und Töpfe.

Der Dritte ward ein Schreiber,
hat schöne Lieder gesungen,
die Kinder und die Weiber
sind um ihn hergesprungen.

Der Schneider kriegt 'nen Orden,
der Pfarrer kriegt die Gicht,
der Schreiber ist verdorben,
wo, weiß man nicht.

Das neue Lied

Niemand entgeht der Not der Zeit,
sie steht vor meinem Tisch,
stützt frech die Fäuste auf und schreit:
Was soll dein lyrischer Wisch?

Was soll dein lyrischer Wischiwasch?
Ein andres Lied tut not,
mit Trommelbegleitung rischirasch,
das Kalbfell wirbelt der Tod.

Und das Kalbfell wirbelt der Tod, tromm, tromm,
o Trommel, wie lockst du so sehr.
Der Tambour schlägelt sein Kamerad komm,
und es wächst das hungrige Heer.

Und vor dem hungrigen Heere fällt
deine satte Kunst in die Knie,
und ihren Todesschrei übergellt
die Revolutionsmelodie.

De Stormfloth

Wat brüllt de Storm?
De Minsch is'n Worm!
Wat brüllt de See?
'n Dreck is he!

De Wind, de weiht, up springt de Floth
un sett up den Strand ern natten Fot,
reckt sik höger und leggt up't Land,
patsch, ere grote, natte Hand.

De lütte Dik, dat lütte Dorp,
de Floth is daraewer mit eenen Worp.

Dar is keen Hus, dat nich wankt und bevt,
dar wahnt keen Minsch, de morgen noch levt.

Wat brüllt de Storm?
De Minsch is'n Worm!
Wat brüllt de See?
'n Dreck is he!

Aus Falkes Lebensroman
Die Cholera in Hamburg

Da der Aufenthalt in Blankenese dem Kindchen und seiner Mutter sehr wohltat, verlängerten wir ihn noch um eine Woche. Und diese letzte Woche schien uns die schönste, da der größte Lärm der Feriengäste sich verzogen hatte und wir des Friedens nun recht ungestört genießen konnten. Nur unerträglich heiß war es geworden, so daß ich kaum aus meiner grünen Gartenecke herauskam

Endlich aber mußte doch an die Heimkehr gedacht werden, und wir nahmen Abschied von unseren guten Wirtinnen.

Zu Hause fanden wir eine heiße, stickige Wohnung vor.

Wir rissen sogleich die Fenster auf, und unser erster Schritt war auf den kleinen Balkon hinaus, um den verwöhnten Lungen ein paar Atemzüge reiner Luft zu gönnen. Aber kaum hatten wir das kleine, umgitterte Plätzchen betreten, auf dem ein paar vergessene Blumen traurig ihre toten Köpfe hängen ließen, so erscholl von irgendwoher aus der Nachbarschaft ein so markerschütternder, furchtbarer Schrei, daß wir fast erstarrten.

„Was war das?" rief meine Frau und sah mich schreckensbleich an. Sogleich öffnete sich die Tür zum Nachbarbalkon und die Nachbarin trat heraus.

„Haben Sie gehört?" fragte sie.

„Ja, was war es?"

„Wohl wieder ein Kranker."

„Ein Kranker?"

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß wir die Cholera in der Stadt haben?"

„Die Cholera?" riefen wir aus einem Munde.

„Haben Sie denn keine Zeitungen gelesen?"

Das hatten wir freilich nicht. Aber war denn diese Schreckensnachricht nicht nach Blankenese gedrungen? Wußten denn unsere Mütter nichts davon, daß die uns nichts mitgeteilt hatten?

Das Furchtbare bestätigte sich. Ich eilte zu den Müttern und fand sie in Sorge und Angst; sie wollten erst seit zwei Tagen davon wissen, hätten uns aber nicht erschrecken wollen.

„Du kannst doch keine Stunden geben," meinte meine Mutter. „Kein Mensch wird dich annehmen. Du darfst es auch der Frau und des Kindes wegen nicht."

Nun begann eine Zeit des Grausens und Bangens. Der Würgengel schritt durch Hamburg, und täglich erlagen ihm Hunderte.

Wenn ich keine Stunden gab, so hatten wir kein Brot. Ich mußte hinaus. Aber nahmen mich anfangs die meisten Schüler noch an, so zogen sie sich doch nach und nach bedenklich zurück, und zuletzt hatte ich nur noch an zwei Tagen der Woche einen mageren Verdienst.

Zitternd ließ meine Frau mich auf die Straße, zitternd kehrte ich zurück, das Herz von der Angst gepreßt: „Findest du deine Lieben gesund wieder?" Das war eine qualvolle Zeit.

Liliencron schickte mir ein Gedicht, „Die Pest", worin er die grausigen Erlebnisse dieser Tage dichterisch zu gestalten suchte, und erzählte mir in dem Brief von einem Mädchen, das in einem pestverseuchten Hause wohne, das er aber in dieser Schreckenszeit nicht verließe, obgleich sie ihn warnend darum bäte. Er aber wolle keine Furcht kennen und, sein Mädel im Arm, dem grinsenden Tod die Zähne zeigen.

Sollte ich's bewundern? Sollte ich's ruchlos nennen? Mir graute.

Mein Freund Georg, den ich nicht zu Hause angetroffen hatte, schrieb mir, ich möge ihn, solange die Seuche noch in aller Heftigkeit wüte, nicht besuchen; ich würde ihn auch kaum zu Hause treffen. Da die Geschäfte ohnehin stockten, hätte er für ein paar Tage der Woche sein Kontor geschlossen und sich als Krankenpfleger zur Verfügung gestellt.

Das sah ihm ähnlich. „Hättest du das auch getan?" fragte ich mich beschämt. Aber ich hatte Frau und Kind, ich hatte zuerst gegen sie meine Pflicht zu erfüllen. Georg stand ganz allein auf der Welt. Und doch, ich bewunderte ihn.

Wie aber hätte man die Aufgaben dieser fürchterlichen Tage bewältigen wollen, wenn es nicht solche edlen Helfer gegeben hätte! Die schreckliche Krankheit wütete mit unerhörter Heftigkeit.

Aus der Terrasse hinter unserem Hause wurden fast jeden Tag Kranke und Tote abgeholt. Wir mochten kaum mehr aus dem Fenster sehen.

Eines Abends kehrte ich heim und sah den Wagen nicht vor der Terrasse, sondern vor unserem Hause halten. Das Herz wollte mir stillstehen. Ich stürze vor, da trägt man aus der Tür eine totenblasse Frau — meine Frau! Ich fühle, wie mein Herz aussetzt. Eiskalt läuft mir's die Knie herab. Da erscheint meine Frau oben auf dem Balkon und winkt mir.

Ich weiß nicht, wie ich die Treppe hinaufkam.

„Ich glaubte, du seiest es!" sagte ich und umarmte sie lange.

Ich ging in mein Zimmer, trat ans Fenster und sah in die unselige, heimgesuchte Terrasse hinunter, wo die kleinen ausgetrockneten Gärten verlassen und verwaist dalagen. Sechs Kinderchen und zwei Erwachsene hatte man hinausgetragen, und wie ich so stand, rannen mir langsam die Tränen über die Backen.

Bis in den November hinein dauerte die Schreckenszeit. Und ich mußte fremde Hilfe in Anspruch nehmen, um über sie hinwegzukommen.

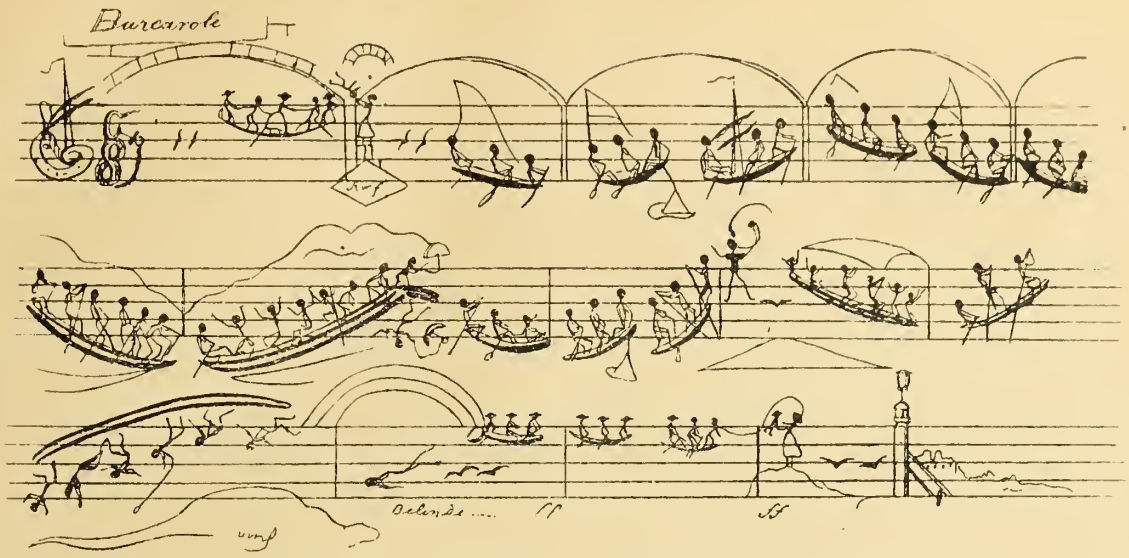
Als ich zuerst wieder an Georgs Tür klopfte, wurde mir nicht aufgemacht. Die Seuche hatte ihn weggerafft. Umsonst mühte ich mich um eine Spur von ihm. Weggewischt war er von der Tafel des Lebens. Das große Massengrab hatte auch ihn aufgenommen.

Trauer war überall. Wohl hielt ich Weib und Kind lebend im Arm, aber erschüttert fühlte ich, auf wie schwachen Füßen mein Glück stand.

„Kann mit Aengsten und mit Händebreiten
Treue Liebe dunkle Mächte leiten?
Muß am Ufer stehn,
Wind und Wellen sehn,
Und ihr Liebstes taumelt über Tod und Tiefe."

Aus: Die Stadt mit den goldenen Türmen. Die Geschichte meines Lebens. Von Gustav Falke. Berlin, G. Grote, Pr. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Merkwürdigkeiten



Wir bringen hier eine reizende Merkwürdigkeit: ein komisches Notengemälde von dem französischen Karikaturisten Gérard, genannt Grandville (1803 bis 1847). Es stellt eine Barcarole, ein Gondellied dar, dessen Noten als kleine Schiffe mit Ruderern gezeichnet sind und mit allerhand lustigem Beiwerk.

Der Auswanderer

Und Afrika sprach
Von Leo Frobenius

Zur Einführung

Dieses Werk über Afrika scheint uns durch zwei meisterliche Eigenschaften von grundlegender Bedeutung. Es unterscheidet sich von anderen Werken durch die Form der Darstellung. Es läßt die Reisen und Geschehnisse, die Arbeiten und Forschungen miterleben. Es berichtet und schildert nicht nur, sondern es läßt den Leser Anteil nehmen an der inneren Gedankenarbeit des Schreibers. Es baut die afrikanische Welt so vor uns auf, daß wir sie miterforschen und daß wir dadurch den reizvollen Genuß eifrigen Entdeckertums haben. Es ist ein in solchen Werken seltener persönlicher Ton angeschlagen, der zwischen Leser und Forscher sofort Kameradschaft schließt.

Zum anderen: während die meisten derartigen Werke, genau besehen, stückweise Berichte über Länder und Völker Afrikas sind, scheint mir hier der erste Grundriß gezogen zu einer zusammenfassenden afrikanischen Kulturgeschichte. Frobenius gräbt gleichsam den jetzigen Erdboden Afrikas um und baut aus dem gefundenen Material das Kulturbild vergangener Reiche auf und damit auch das Verständnis für die heutigen Zustände. Und er erschließt die Zusammenhänge gewaltiger Länderstriche und großer Völker, so daß wir staunend hinter die Geheimnisse dieser uns bisher noch so rätselhaften verschlossenen afrikanischen Welt blicken. Durch die eigenartige Darstellung erleben wir in einem Bilde das heutige Afrika wie Durchreisende und lernen doch zugleich seine Sagen und seine Geschichte, seine Dichtungen und seine Kunst, kurz seine gesamte Kulturgeschichte in spannender Weise kennen.

Das vorliegende Werk: „Und Afrika sprach", Bericht über den Verlauf der dritten Reiseperiode der deutschen innerafrikanischen Forschungsexpedition (mit vielen Bildern, Plan und Tafeln, volkstümliche Ausgabe, Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg, Preis geb. 12 Mk.), ist der dritte Teil; der erste Bericht erschien unter dem Titel: Im Schatten des Kongostaates; der zweite unter dem Titel: Auf dem Wege nach Atlantis. Wir bringen eine kurze Probe und empfehlen das überaus spannende und reichhaltige Werk.

Der Herausgeber.

Mokwa

Mokwa! Ankunft: 14. Januar 1911. Abfahrt: 16. März 1911.

Hinter uns die lärmende Eisenbahn, das proletenhafte Hofnegertum des alkoholschwangeren Ibadan; hinter uns vor allen Dingen alle die häßlichen Eindrücke der Dezemberwochen. Als wir so um die Mitternachtsstunde mit den nötigen Trägern in Mokwa einzogen, als ich dann den behaglichen

Marktplatz mit seinen prächtigen Baumriesen sah, als ich dann in das Gehöft des „Dorfschulzen", des alten Lili kam, da war mir über alle Maßen wohl, und ich fühlte von diesem verschlafenen Provinzstädtchen einen so wohltuenden Hauch der Gemütlichkeit und des Behagens auf mich ausstrahlen, daß ich mich dem bedingungslos hingab.

Der alte Lili ist einer der bekanntesten und populärsten Häuptlinge Nord-Nigeriens. Man versteht das nicht, wenn man den stillen, bescheidenen, fast ärmlichen, langen Mann sieht, der keinerlei geistige Ueberlegenheit aufweist, sondern mit jedem freundlichen Lächeln vor allem immer zu sagen geneigt scheint: „Laß mich nur um Gottes willen mit meinem Biertopf friedlich und ungestört in einer Ecke abseits hocken. Ein harmloser, freundlicher Mann, dem die Popularität aus schweren Schicksalsschlägen heraus zuteil geworden ist.

Alle Welt weiß, daß er sehr gut ist, so gut, daß nicht einmal die brutalen Fulbetyrannen sich getrauten, sein graues Haupt abzuschlagen. Er wurde so populär, aber er verlor den größten Teil seines Vermögens. Vorher hatte er manchen abhängigen Bauern, viele Sklaven und Weiber. Er hatte Farmen und volle Speicher. Er nennt fast nichts mehr sein eigen; er ist zuweilen besorgt, daß er sein Bier auch bekommt, und so ist er denn ständig ein wenig verlegen, ein wenig bekümmert und ein wenig gedrückt, wenn er mit „großen Leuten" in Berührung kommt.

*

Der alte, gute Lili kam uns über den Marktplatz entgegen. Es ward mir sogleich bewußt: „Der Mann hatte vor unserer neuartigen Erscheinung Angst!" Der alte Lili hatte erst die Fulbe als Feinde kennen gelernt. Die Fulbe waren hart und rauh mit ihm umgegangen. Sie hatten ihm Heimatland und Besitz geraubt. Danach kamen die Engländer, sicher gute Menschen, denn sie gaben dem alten Lili Heimatsitz und Vaterhof wieder; zugleich damit mußte er aber, wie er mir später, als wir Freundschaft geschlossen hatten, manches Mal erzählte, die Missionare hinnehmen, diese Missionare, die ihm und seinen Leuten die größte Vergnüglichkeit, das Maskenwesen, wegnahmen, die ihm die Masken verbrannten und als schlechtes Teufelswerk bezeichneten. Und nun erschien eine deutsche Expedition, ganz plötzlich, ganz unvorbereitet, und da niemand ein Interesse daran hatte, schnell „einen guten Namen für uns zu machen", so war die Bevölkerung mitsamt dem alten Lili arg erschrocken, verlegen und etwas gedrückt, was alles nach afrikanischer Weise zwar möglichst verborgen, aber doch nicht ganz verheimlicht werden konnte.

Heraus denn also ihr besten Kameraden meiner afrikanischen Wanderjahre: Frohsinn und Scherzwort und sieghaftes Lachen! — Alter Lili, wer will dich kränken! Alter Mann, wer von uns wird dich schädigen! — Und der Alte war bald freundlich gewonnen. Die Angst und die Verlegenheit schwanden aus seinem und seiner Begleiter Antlitz. Es half mir dabei gleich am ersten Tage ein gewisser Daima, ein eigentümlicher Mann aus altem Fürstengeschlecht, klug und verschlagen, zurückhaltend und berechnend, nicht treu im nordischen Sinne, aber doch anhänglich und voll warmer Freundschaft für den alten Lili. Dieser Daima folgte mir später bei meiner Abreise von Mokwa erst nach Bida, dann nach Lokoja, den Benue hinauf. Es war ein Mann, der sehr am alten Lili hing, der wegen seiner Freundschaft mit Lili seine hohe Stellung am Hofe von Bida aufgegeben hatte, und der sich gleich am ersten Tage ein Bild von uns machte, das seinem Verstande und seiner Anpassungsfähigkeit alle Ehre tat.

Daima nahm Bida beiseite und besprach mit ihm, in echt afrikanischer Weise auf Umwegen und mit Ruhmredereien, in didaktischer Redeplänkelei und im Aushorchespiele den Fall; er gewann sein Urteil und zog sich mit dem alten Lili zurück, ganz kurz, dann kam der greise, verlegene Herr zurück und fragte, ob wir in afrikanischer Weise sein Haus mit ihm teilen wollten, er sei nicht mehr wohlhabend, er habe nicht mehr wie andere viele Gehöfte und Häuser, aber was er habe an Raum, das könne doch wohl bei gutem Willen für zwei Parteien, für ihn und für uns reichen.

Damit hielten wir in unserem trauten Trümmerwinkel in Mokwa Einzug.

*

Mokwa ist eigenartig angelegt. Die Ruinen eines mächtigen, starken Walles und Grabens, im Rechteck geführt, schließen nicht nur das Landstädtchen mit seinen Weilern und Gärten, seinen sorgfältig ausgekalkten Indigofärbereien, seinen tiefen Lehmgruben, seinen Moscheen und Marktplätzen, seinen Schmiedewerkstätten und Spinnstuben, seinen Schlächtereien und Speichern, ein, nein, diese Verteidigungslinie umklammert auch den Karawanenlagerplatz, die tiefe und weite Talwurzel, die Quellen, ein gut Stück des Talbeckens, sowie im Westen und nach den anderen Richtungen einige Quadratkilometer besten Farmlandes. Die Ansicht, daß die Wallruine einst von einer einheitlichen Stadtmasse völlig ausgefüllt gewesen sei, ist nicht richtig. Mokwa war sicher einst größer: es füllte aber nie seine Befestigungsgrenzen aus, sondern lag in ihr immer als Mittelpunkt zwischen Farm, Tal und Quellbecken.

Etwa in der Mitte Mokwas liegt der Marktplatz. Und dieser Marktplatz ist der Lieferant meines ethnologischen Materialkonsums in Mokwa. Füglich wohnen wir am Markte in einem verschrobenen, verbauten, aus etwa 25 Hütten bestehendem Gehöfte, von dem die eine Hälfte von der Expedition, die andere von Lili und seiner Familie bewohnt wird. Ich wohne tagsüber in der etwa 6 Meter im Durchmesser haltenden Durchgangshütte unseres Gehöftes. Wenn dessen großes Ausgangstor nach vorn offen ist, kann ich alles übersehen, was

auf dem Marktplatz unter den alten Bäumen vorgeht, nach hinten kann ich immer in meinen kleinen Hof sehen, auf dem wir die Abendsiesta halten. Meine Katamba (Durchgangshütte) ist weit und geräumig, angefüllt von ständig wechselndem ethnologischen Kram, von Koffern, Maskenkleidern, photographischem Werkzeug und Kisten, die als Manuskript- und Bücherschrank dienen. Meine Katamba ist nicht schön. Sie ist sogar häßlich und schmierig; denn alltäglich bläst mir der böse Harmatan seinen öligen Steppenruß hinein, gleich, ob das Tor offen ist oder nicht, dann nagt er an den unebenen alten Lehmwänden und drängt sich mit widerlicher Aufdringlichkeit in einige Risse in der alten Wand, aus der er dann Staub, Spinngewebe, Mäusedreck und Ungeziefer auf mich herabschleudert, natürlich immer in der bösen Absicht, meine weißen, sauberen Manuskripte zu verunzieren.

Es ist aber ein altes verträumtes Nest, ein versteckter Märchenwinkel, in dem ich hier hocke, um der alten Geschichte nachzuspüren. Was Wunder, wenn das Haus, dem diese Geheimnisse listig entlockt werden, sich schüttelt und in bösem Zorne seinen Unrat auf den Neugierigen herabwirft! — Dabei ist das nur toter Widerstand. Wenn ich aber nachts mit einem Lichte plötzlich in die Katamba trete, surren Hunderte von Kakerlaken auseinander, hüpfen Ratten fort, und einmal lockte ich unter meinem Manuskriptschrank einen widerlichen Skorpion hervor. In alte, verträumte Winkel gehört solches Viehzeug.

Und — war ich nicht selbst einer Spinne ähnlich, die, an einer Kette ihres Netzes versteckt, emsig darauf sieht, daß von ihr besonders begehrte Leckerbissen in die Maschen geraten und dann eingewickelt und ausgesogen werden können? War diese Katamba nicht mein Spinnenwinkel, aus dem heraus ich vom Morgen bis zum Abend über den Markt Ausschau hielt? Und sind mir nicht gerade hier in Mokwa die herrlichsten Leckereien ins Maschenwerk gekommen, wenn sie die weg- und landeskundigen Sudanpilger und Karawanenführer, meinten, über irgend einen ungefährlichen kleinen Marktplatz zu wandern? Jawohl: „Ungefährlich!"

Schmunzelnd reibe ich mir in Erinnerung an manchen schönen Fang die Hände, wenn der Blick über die gefüllten Manuskripte gleitet. Ich will diese meine ethnologische Spinnenfalle, den Marktplatz von Mokwa, zu schildern versuchen.

*

Die Karawanen, die in trockner Jahreszeit alltäglich hier eintreffen, alltäglich hier lagern, alltäglich hier wieder abziehen, jede dieser Karawanen zieht über den Marktplatz von Mokwa. Jede solche Karawane lagert auf einem der beiden Songos, die westlich und östlich der quellenreichen Talwurzel sich ausdehnen. Jedes Mitglied solcher Karawane kommt am Abend und Morgen zu mir.

Feuer werden angezündet. Frauen und Männer schlendern dann zurück, zum Markte hinauf, und schwelgen im Anblick der Speisen, die die rotgeschminkten Mokwaweiber feilhalten; sie feilschen viel und kaufen sich einiges. Aber in die Gehöfte und Häuser der alten Mokwaleute kommen sie nicht und nie; es sei denn, daß unter den Wanderern ein besonders weiser und gebildeter Mann ist; der geht dann zu dem großen Mallem von Mokwa, der weit und breit bekannt ist als ein Gelehrter, dem man gerne seine Referenz erweist und irgendeinen Gruß oder eine Neuigkeit übermittelt — oder von dessen Schülern man sich einen Brief schreiben läßt; viele Groschen rinnen auch hier in die Tasche altertümlicher Kirchengelehrsamkeit.

Ueber alles fesselnd sind aber die Bilder, die das Karawanenleben uns in der letzten Abend- und in der ersten Nachtstunde bietet. Allerorts flackern nun die Lager- und Kochfeuer zwischen den Hütten auf; manche Rebekka brauner, gelber und rötlicher Hautfarbe bringt aus der Quellenschlucht das Wasser herauf; von allen Leuten werden die Herden zusammengetrieben, schwelende Feuer zwischen ihnen entzündet, so daß die zusammengekoppelten Rinder durch den emporzüngelnden Rauch von der greulichen Plage der kleinen Stechfliege möglichst frei gehalten werden; Männer und Weiber liegen umher; Esel und Rinder brüllen; Rauch und Holzgeruch steigt zum sternübersäten Winterhimmel empor. Oben eine flächenklare, herrliche Kuppel; unten ein phantastisches Silhouetten- und Schattengewirr. Wie manchesmal habe ich mich dem Anblick dieser Bilder hingegeben!

Schalksecke

Vom Cannstatter Lugenschmied

Ein Schlosser, oder wie mans an vielen Enden nennt, ein Kleinschmied, hat zu Cannstatt gewohnet, welcher wegen seiner unglaublichen Reden und Possereien der Lugenschmied genannt war, und werden derer etlich allhier erzählt. In dem ersten hieb er sich weidlich in die Backen und sagt, daß er in einer Belagerung vor einer Stadt gar nahe mit seiner Gesellschaft auf dem Scharmützel zum Tor kommen, und von derselbigen allein verlassen sei worden, auch nicht wieder wenden können, hab er es darum vollend wagen und den Feinden zum Tor hinein nacheilen müssen. Aber der auf der Pforten hab indeß plötzlich den Schutzgatter fallen lassen und ihm damit seinen Gaul hinterm Sattel abgeschlagen; deß er doch nicht sei gewahr worden. Er hab mit dem halben Pferd die Feind bis aufm Markt be-

schädigt solang, bis er der Menge, die ihm zu stark werden, zu entfliehen sich unterstand, da sei sein Pferd unter ihm gestürzt, er den Schaden vermerkt und also sich gefangen zu geben gezwungen.

*

Die andere läßt dieser nicht viel vor und ist also: Auf ein Zeit, sagt er, wär er allein in ein Wald nach Wildpret zu schießen gangen, begegnet ihm ein Wildschwein, das Alters halber blind worden und eines andern jungen Schwanz, welchs vor ihm herging und es führte, im Maul hielt. Als er dieses ersehen, hab er sein Armbrust gespannt, dem jungen Schwein den Schwanz am Leib, so daß er dem alten im Maul blieb, abgeschossen, welchs er also mehr als fünf Meilen bis gen Stuttgart zu Markt geführt und verkauft hab.

*

Hier pfeif keiner, er mags sonst glauben, wann er will. Es kommt eine, die wohl zeitig ist. Als er durch ein Wald in einem tiefen Schnee reiste, lief ein starker Wolf mit aufgesperrtem Rachen, als ob er ihn erschlingen wollte, gerad gegen ihn. Auf daß er sich nun der Gefahr entledigt, mußt er es wagen, fuhr mit der Hand dem Wolf ungestümlich durch den Hals in den Leib, erwischt den Schwanz, zog ihn nach sich, und also wie ein Schuster die Schuh, wendet er den Wolf ganz um.

*

Item, in seiner Jugend hat er bei einem Edelmann für einen Stallbuben gedient, und im Winter, als sie in einer großen Kälte über Land ritten, ist er auf dem Sattel angefroren, daß er nicht eher davon gezogen werden konnte, bis daß er vom Gaul mit dem Sattel hintern Ofen aufzutauen getragen ward.

*

Item, in einem Krieg ward er samt seinen Gefallenen an ein gefrorenes Wasser gedrängt, darüber seine Mitreiter nicht getrauten zu kommen und gefangen worden. Er aber wollt übers Eis, das brach entzwei und er fiel ins Wasser, das mächtig tief war. Und nachdem er auf dem Grund lang irrend umherzog, durchbohrte er mit dem Rennspieß, den er führte, das Eis und entrann also den Feinden und dem Wasser.

Aus dem Wendunmuth des Hans Wolfgang Kirchhof.

Autorenspiegel

Gustav Falke

Gustav Falke schreibt uns: Geboren bin ich am 11. Januar 1853 in Lübeck, als Sohn eines Kaufmanns. Mein Vater, ein Ratzeburger Kind, war ein Bruder des Kunst- und Kulturhistorikers Jakob von Falke; meine Mutter, eine geborene Hoyer, eine Landsmännin Theodor Storms aus der Husumer Gegend. Ich besuchte das Realgymnasium des Katherineums in meiner Vaterstadt, das ich verließ, um Buchhändler zu werden. Eigentlich wollte ich Musik studieren, aber meinen Eltern fehlten — wir waren sechs Geschwister — die Mittel. Später, nach sieben Buchhändlerjahren sattelte ich doch noch um und verdiente mir durch Stundengeben das Geld für mein Studium. 25 Jahre lebte ich dann in Hamburg, das mir eine zweite Vaterstadt wurde, als Klavierlehrer; seit fünf Jahren bin ich nur noch Schriftsteller.

Der Dichter erwachte spät in mir. Mein erstes Buch gab ich als Vierzigjähriger heraus. Detlev von Liliencron war es, der, durch ein Gedicht „Ein Gang durchs Fischerdörfchen", in Karl Franzos „Deutscher Dichtung" auf mich aufmerksam geworden, mich von München aus brieflich ermunterte. Durch ihn und an ihm wurde der Musikant zum Poeten. Meine weiteren Lehrmeister sind: Goethe, Mörike, Conrad Ferdinand Meyer. Eine Blüte mehr am großen Baum der deutschen Poesie, kein vom Himmel herabgefallener Stern, kein Originalgenie. Ein Kind mit Eltern, deren es sich nicht zu schämen braucht und die es nie verleugnet hat. Wenn einer als reifer Mann in die Literatur eintritt, so hat er den Vorteil, daß er klaren Blicks seinen Besitz, seine Fähigkeiten übersieht. So ging es mir. Mein Bestreben war, mich immer noch vom Malerischen zum Dichterischen, vom Blendenden zum Schlichten zu entwickeln. Ein schlichtes Lied Martin Greifs steht mir hoch über der schönsten Sprachmusik etwa Hofmannthals.

In meinem Hamburger Roman („Kinder aus Ohlsens Gang", Verlag A. Janssen, Hamburg, Preis 4.50 Mk.) war ich bemüht, echtes Hamburger Leben einzufangen; ich meine, es ist mir gelungen.

Mein nächster Roman („Die Stadt mit den goldenen Türmen", inzwischen erschienen,) wird aus meinem Leben erzählen; aus bescheidenen Niederungen führte mich ein wunderlicher Zickzackweg spät aufwärts.

Hermann Stehr

Mein Lebenslauf hat die Eigentümlichkeit, daß bei geringer äußerer Vielfältigkeit seine wesentlichen Linien in der Stille meiner Seele gezogen worden sind. 1864, den 16. Febr., als fünftes Kind eines Sattlermeisters in Habelschaterdt geboren, besuchte ich die Volksschule, dann die Präfekterschule meiner Vaterstadt, siedelte mit 15 Jahren an die Präparandenanstalt nach Landeck i. Schl. über, um Lehrer zu werden, und kam an das Lehrerseminar meiner Heimatstadt zurück, das ich 1885 verließ. Dann wirkte ich in verschiedenen Dörfern Schlesiens. Seit 1910 bin ich eines Ohrenleidens halber vom Schulamte pensioniert und lebe am Orte meiner letzten Wirksamkeit in Dittersbach bei Waldenburg in Schlesien als freier Schriftsteller.

Wegweiser der Lese

Gustav Falkes Werke

Von Gustav Falke sind u. a. erschienen die Romane: Der Mann im Nebel (3.50 Mk.), Die Kinder aus Ohlsens Gang (4.50 Mk.). — Gesammelte Dichtungen in 5 Bänden (geb. 15 Mk., in Halbleder 20 Mk.). Darin sind enthalten: Herddämmerglück (1. Bd.), Tanz und Andacht (2. Bd.); Der Frühlingsreiter (3. Bd.), Der Schnitter (4. Bd.), Erzählende Dichtungen (5. Bd.), jeder Band auch einzeln käuflich (zu je 3.50 Mk.). — Ferner: En Handvull Appeln, plattdütsche Rimeln vor unse Görn (geb. 2 Mk.); Der gestiefelte Kater, Dichtung in 11 Gesängen (geb. 3 Mk.). Auswahlbände sind folgende vorhanden: Ausgewählte Gedichte (geb. 1 Mk.); Die Auswahl, Gedichte (geb. 5 Mk.), Unruhig steht die Sonne auf (auch Prosa, geb. 1.80 Mk.). Endlich verschiedenes: Otto Specklers Katzenbuch und desselben Vogelbuch mit Gedichten von Gustav Falke (50 Pfg. und 1 Mk.); Aus Muckimacks Reich, Märchen und Satiren (geb. 4 Mk.), und Timm Kröger (kart. 60 Pfg.). Sämtliche Bücher im Verlag von Alfred Janssen in Hamburg. — Dazu erwähnen wir noch den neuen Lebensroman Falkes: Die Stadt mit den goldenen Türmen, die Geschichte meines Lebens, erschienen bei G. Grote in Berlin (Pr. geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.).

Ein Bekenntnisbuch

Im Kampfe um die Ideale, die Geschichte eines Suchenden, von Georg Bonne. Zweite Auflage, Verlag von C. Reinhardt in München. Volksausgabe 2.80 Mk. — Es ist ein ungewöhnliches Buch, geschrieben von einem modernen Arzte, Menschenfreunde und Sozialpolitiker, der Alkohol-, Liebes- und Wohnungsfragen und unsere ganze Unkultur auf diesen Gebieten als ein Richter und Prediger aufgreift und mit Inbrunst behandelt. Es ist kein übliches Tendenzbuch, das Statistiken und Leitartikel in Romanform preßt. Es steckt eine so starke Persönlichkeit in dem Werk, daß man zur eigenen Überraschung die Entdeckung macht, daß hier ein neuartiger Gestalter sozialer Probleme spricht. Die Not unserer Zeit zwingt anscheinend auch zum schöpferischen Behandeln der Zeitprobleme und schafft sich dafür eigene Geister, eigene Formen. Vor unseren Dichtern wird der Verfasser als Dilettant gelten; doch ist ja auch leider unsere Dichtkunst Dilettant vor diesen Fragen! Bonne will auch gar nicht seine Themen beschreiben und bedichten nach Schriftstellerart; er gestaltet sie nach seiner eigenen Weise und stampft immerhin beachtenswerte Ansätze zu einem Menschentum mit neuen Idealen aus dem Boden, doch wiederum nicht viel anders wie der Dramatiker seine Figuren. Daher der Rhythmus des Ganzen, der heiße Atem, das Dithyrambische. Das Buch enthält vieles, was schriftstellerisch unfertig ist. Aber man denke sich: aus dem Elend unserer elenden Massen, aus ihrer erotischen und alkoholischen Versumpfung schafft hier Einer Hymnen, die gesungen werden wollen, aus der Verzweiflung Glauben, der erhebt, aus der Verwirrung neue Ziele, die Wege weisen wollen! Dieser positive menschenschaffende, seelenbefruchtende Zug hebt dieses Buch über die üblichen Tendenzromane, und darum glaube ich, daß man es gelesen und mit ihm sich auseinander gesetzt haben muß. M.

Musikbiographisches

Mit umfangreichen, bis ins kleinste Detail eingehenden Biographien ist nicht jedermann gedient. Nicht jedem ist so viel Zeit und Muße gegeben, sich z. B. mit der Bach-Biographie von Spitta zu beschäftigen. Wer aber auf gefällige und anregende Weise mit der Persönlichkeit und dem Lebenslaufe eines großen Menschen bekannt werden will, möge die Monographien zur Hand nehmen, welche im Verlag Harmonie und der schlesischen Verlagsanstalt erschienen sind. Die zwei vor uns liegenden Bände sind Bach und Brahms gewidmet. Wie alle andern enthalten auch diese beiden, von H. Reimann verfaßten Biographien zahlreiche Abbildungen, Porträts, Faksimile und eine leichtverständliche Analyse der Werke beider Meister.

Die durch den vorgeschriebenen Umfang bedingte Gedrängtheit der Darstellung gibt allerdings dem Ganzen zu sehr das Gepräge des Novellistischen, was besonders bei einer so weltgeschichtlichen Persönlichkeit, wie es die Joh. Seb. Bachs ist, als Mangel empfunden wird. Brahms ist mit besonderer Liebe, fast etwas zu dithyrambisch behandelt. Dankenswert ist, daß beiden Heften ein Verzeichnis der Werke beigegeben ist. Die Ausstattung ist geschmackvoll und so elegant, daß diese Monographien sich ganz besonders für Geschenkzwecke eignen.

S. Kallenberg.

Ein Buch von Gabriele Reuter

Gabriele Reuter: Frühlingstaumel. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. Preis 4 Mk. Der Liebeskampf zwischen Mann und Weib scheint mir hier der erschütternde Grundgedanke einer Gestalterin, die vollkommen gerecht zwischen den Kämpfenden und Ringenden steht, welche, für einander bestimmt, sich doch wieder verlieren müssen, weil der Zwiespalt ihrer Seelen so oft den Sinnentaumel zerstört. O du starke Allmacht, die du in tiefer Ruhe den Mensch erweckteſt, die Geschlechter trennteſt, die sich doch wieder paaren müssen, zweifach geartete Wesen hast du für einander geschaffen!

Ich wüßte keine deutsche Schriftstellerin, welche so deutsch empfindet wie Gabriele Reuter. Da ist keine, die ihren Ruhm so ehrlich, wahr und warm und ungesucht errungen hat. Sie ist Forscherin und Freundin. Mit mild glühender Fackel leuchtet sie in die traurig tiefe Frauen-Seele. Die Gestalten ihres neuen Werkes interessieren im hohen Grade, man atmet mit ihnen den lockenden Duft des betörend schwülen römischen Frühlings, der Irrtümer und Wandlungen schafft. Gabriele Reuters Menschen sind nicht für uns abgetan, wenn wir das Buch geschlossen haben, das über sie berichtet. Wir haben sie kennen gelernt — und ich denke sie leben noch, müssen den rechten Weg finden, Gabriele Reuter hat sie eine Zeit lang liebevoll geführt. Dora Hohlfeld.

Ein Bild von Goethes Lili

In dem literarischen Nachlaß des alten Jügelschen Verlags in Frankfurt wurde ein schöner Fund gemacht: die Kupferplatte der meisterlichen Radierung von Lili Schönemanns Bildnis, die der alte Jügel in seinem Buche „Das Puppenhaus" (Frankfurt 1857 als Manuskript gedruckt) wiedergegeben hat. Der neue, jetzt durch Karl Jügels Verlag in den Buchhandel gebrachte Abdruck der Platte enthält auch biographische Daten über Lili und den Namen der Künstlerin, die der alte Jügel offenbar aus Rammrücksichten weggelassen hatte.

Eine Goethebund-Korrespondenz

Der Württembergische Goethebund als derzeitiger Vorort der deutschen Goethebünde hat in seiner Vorstandssitzung vom 2. Dezember die Herausgabe einer Goethebund-Korrespondenz für die deutsche Presse beschlossen. Sie soll der Durchsetzung der Bestrebungen der Goethebünde dienen und wird in zwangloser Folge erscheinen. Die Korrespondenz wird im Auftrage der deutschen Goethebünde herausgegeben von Georg Muschner, dem Leiter dieser Zeitschrift, welche bekanntlich das Publikationsorgan der deutschen Goethebünde ist.

Rechtsschutzstelle für Autoren

Der Württembergische Goethebund als derzeitiger Vorort der deutschen Goethebünde beschloß die Errichtung einer Rechtsschutzstelle für Autoren, deren Werke von einem Zensurverbot betroffen werden. Bisher gab es in Deutschland keine Stelle, welche einem Autor in Zensurstreitigkeiten beratend und helfend

zur Seite stand. Beispielsweise bei Verbot dramatischer Werke pflegten die Bühnen, welche das verbotene Werk zur Aufführung erworben hatten, sich zu weigern, das Verbot anzufechten, weil sie es nicht mit der lokalen Zensurbehörde verderben mochten. Hat der Autor nun keinerlei besondere Beziehungen in der Presse — was bei jüngeren Autoren die Regel sein wird — so ist ihm selbst die Möglichkeit genommen, sich in seiner eigenen Sache vor der Öffentlichkeit zu äußern. Hier will der Goethebund eintreten, indem er durch ideellen und praktischen Schutz dem Urheber eines verbotenen Werkes im einzelnen Falle zur Seite steht. Er ersucht deshalb alle Urheber von Kunstwerken — und zwar nicht bloß von Dramen, sondern von Kunstwerken jeder Art —, welche künftighin Zensurverbote erfahren, um Mitteilung des Tatbestandes an das Generalsekretariat der deutschen Goethebünde: Stuttgart, Werfmershalde 11.

Petition um Aufhebung der Zensur

Im vorigen Reichstag wurde eine Petition um Aufhebung der veralteten und schädlichen Zensur seitens der deutschen Goethebünde eingebracht. Dieselbe ist im Auftrag des Goethebundes von Geheimrat Prof. Dr. v. Liszt in Berlin verfaßt worden. Der Name des Verfassers, der als Jurist einen Weltruf genießt, bürgt für die Sachlichkeit der vorgetragenen Gründe. In der Eingabe von Liszt ist insbesondere die Verschiedenartigkeit der Zensurverhältnisse in den einzelnen deutschen Bundesstaaten schonungslos aufgedeckt und gegeißelt. Liszt führt aus, es gebe nur eine deutsche Literatur, ein deutsches Theater, aber verschiedene Zensurbehörden mit einem kunterbunten, zudem antiquierten materiellen Recht als Grundlage für die Zensurentscheidungen. Stuttgart, der nunmehrige rührige Vorort des deutschen Goethebundes, wird alsbald nach Veröffentlichung des Entwurfs eines Reichstheatergesetzes beraten, wie die Wiedereinbringung der Liszt'schen Petition zweckmäßig betrieben wird. Die Petition darf unter keinen Umständen beim Reichstag in der Versenkung verschwinden.

Gedenktafel

11. Januar 1855: In Lübeck wurde der Dichter Gustav Falke geboren.

12. Januar 1746: In Zürich kam Heinrich Pestalozzi zur Welt, wohl der einflußreichste Pädagog der neueren Zeit und einer der edelsten Menschen die es je gegeben hat. Kein Wort paßt besser auf ihn als sein Grabspruch: „Alles für andre, nichts für sich."

15. Januar 1622: In Paris wurde Jean Baptiste Molière, „der Shakespeare Frankreichs" geboren. Seinen lustigen Komödien merkt man gar nicht an, wieviel Bitternis ihm das Leben hinwarf. Er starb im Theater auf offener Bühne. Die Geistlichkeit verweigerte ihm ein ehrliches Begräbnis, der Pariser Pöbel folgte seinem Sarg mit Johlen, Schreien und Pfeifen. Heute aber ruhen seine Gebeine im Pantheon, der französischen Ruhmeshalle.

15. Januar 1791: An diesem Tag kam in Wien Franz Grillparzer, der Dramatiker Oesterreichs zur Welt. Er verbrachte sein Leben in der Engheit des Staatsdienstes. Auch bei ihm kam die rechte Anerkennung erst nach dem Tode.

16. Januar 1901: In Fiesole bei Florenz starb Arnold Böcklin, der große Naturpoet unter den deutschen Malern, der die Natur wieder mit Fabelwesen bevölkerte und die Landschaft mit Märchenpoesie erfüllte.

17. Januar 1600: In Madrid wurde Don Pedro Calderon de la Barca geboren. Seine Werke schätzt man auf nahezu 200. Goethe brachte ihn 1811 zum erstenmal auf die deutsche Bühne. Auch neuerdings macht man wieder den Versuch, freilich mit wenig Erfolg. Calderons Mysterien passen nicht mehr recht in unsere Zeit.

17. Januar 1833: In Oberzell starb Friedrich König, der Erfinder der Buchdruckschnellpresse, der aus kleinen Anfängen — er begann als Buchdruckerlehrling — sich zum Großindustriellen aufschwang. Die von ihm gegründeten Werke stehen noch heute und haben Weltruf.

Nachrichten

Hebbel-Feier im Jahre 1913. Der bekannte Hebbelforscher Walther Bloch-Wunschman, von dem soeben in B. Behrs Verlag, Berlin, „Friedrich Hebbel, ein Lebensbuch" erschienen ist (vgl. Lese 1912, Nr. 47), wird auf Anregung der Lese in einer Anzahl Vereinigungen an verschiedenen Orten Deutschlands über Hebbel sprechen. Der Vortrag kann verbunden werden mit Rezitationen aus Hebbels Werken durch die als Hebbel-Rezitatorin bewährte Gattin des Vortragenden. Vereinigungen, die eine Hebbelfeier zu veranstalten gedenken und noch einen Vortragenden suchen, wollen sich rechtzeitig an Herrn Bloch-Wunschmann, Berlin-Zehlendorf, Johannesstr. 13, wenden.

Der Breslauer Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung beschloß, den diesjährigen Überschuß seiner Einnahmen dem schlesischen Dichter Hermann Stehr, dem Verfasser unseres Romanes „Der begrabene Gott", zu überweisen.

Vereinsmitteilungen

Die „Heimatliche Kunstpflege" Karlsruhe

eröffnete ihre dieswinterlichen Veranstaltungen mit einem Vortrag von Prof. Ordenstein über die „Musikalische Romantik in Heidelberg", der den Kreis um Thibaut, Schumann und Weber zeichnete und durch musikalische Darbietungen lebendig werden ließ. Im November folgte ein Lichtbilder-Vortrag von Dr. Fr. Gärtner über den Karlsruher Maler Ferd. Keller als Einleitung in die um die gleiche Zeit stattfindende Ausstellung des Meisters. Im selben Monat las, zum Schluß der Generalversammlung, eine badische Dichterin, Frl. Zigka Schember, aus ihren Werken vor. Mitte Dezember folgte die Uraufführung von Emil Götts „Fortunatas Biß", die in Gegenwart des Hofes, sämtlicher Minister und eines gewählten Publikums vor sich ging und einen tiefen Eindruck machte. Der Schriftführer des Vereins, Dr. Oftering, hielt eine Ausspruche zur Einführung in das Leben und Schaffen von Emil Gött. Als nächste Darbietung wird ein Abend über den Architekten Weinbrenner an die Reihe kommen. — Gerade noch rechtzeitig vor Weihnachten erschien das von der „H. K." herausgegebene Werk über die „Malerei im Großherzogtum Baden", dessen Verfasser J. A. Beringer ist.

W. E. O.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Über Gustav Falke (S. 22). — Schalksecke. — Autorenspiegel. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bienvald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 3 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Andenken Wielands

Zum hundertsten Todestag 20. Januar

Aus allen Werken, die Wieland geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen.

Bedenkt man nun hiebei, daß Wieland über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genötigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags und mit welcher Klugheit er sich als ein deutscher und als ein denkender und teilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Teutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selber dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urteilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich wertvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitfaden in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend, denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urteilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzuteilen, bei einem jeden rege, der etwas zu geben hatte. Mehr, als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tageweise sich ins Publikum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Wert und die Würde des Teutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborene Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter.

Aus der Rede Goethes „Zum brüderlichen Andenken Wielands".

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

2. Fortsetzung.

3.

Seit Neujahr diente auf dem Freirichtergute bei Herrn Wende eine neue Magd. Ihr Zuzug fiel in den Winter. Deswegen kam sie wenigen des Dorfes zu Gesicht.

Ihre Anwesenheit erregte vor allem die liebefähigen, jungen Burschen von Steindorf, und die Forschesten unter ihnen näherten sich ihr, um eine tagesübliche Liebschaft anzubandeln. Nach kurzer Zeit nannten sie das Mädchen eine „tumme Gans" und fluchten laut.

Zu Beginn des Frühjahrs wußte man noch nicht mehr, als daß sie Marie Alke heiße und aus Schlesien stamme. Man nahm ihr das herrische Wesen übel und nannte sie die „schlesche Marie". Das war ein Schimpfname, denn der Grafschafter meint, alles was aus Schlesien stamme, sei herzlos und grob.

Marie kümmerte sich nicht im mindesten um diese

Treibereien. Sie behandelte das Mitgesinde als ihrer nicht ebenbürtig und sprach zu ihnen, wie aus einem anderen Stande heraus, mit einer zurückhaltenden Freundlichkeit, die ihr den Haß und die Verfolgung der Dienstboten eintrug. Die größten Grobheiten ließen sie anscheinend ruhig.

„Ihr seid ebenst noch awing siehr weit zuricke," sagte sie achselzuckend und ging.

Als aber das feindselige Treiben der Mitdienenden gemeine Formen annahm, trat sie kurzentschlossen vor den Freirichter und erklärte, den Dienst verlassen zu müssen, wenn er ihr nicht Ruhe schaffe. Wende fuhr mit wütendem „Kreuzverflucht" unter sie. Seitdem wagte sich niemand mehr an sie heran, die, ohne aufzusehn, ihre Arbeit weiter verrichtete und in nichts einen Hohn merken ließ. Sie streugte sich nur noch mehr an und ließ sich von ihrem verdoppelten Fleiße nicht abhalten, obwohl ihr das Titel wie: „Herrnaas" oder „Schlange" einbrachte. Konsequent schloß sie sich von allen Vergnügungen aus, die ihre Mitmägde aufsuchten. Wenn diese nach Beendigung der Arbeit sich mit den Knechten laut lachend in der verrauchten Gesindestube balgten, saß sie an dem mächtigen Tische und brachte sich beim Scheine der kleinen Hängelampe ihre Kleider in Ordnung oder wusch Wäsche.

Nahmen Rede und Spaß dann abstoßend sinnliche Formen an, so verließ sie schweigend den halbdunklen Raum und legte sich zu Bett oder ging auf den Hügel hinter den Hof, von wo aus man über das Tal hin die tiefe Einschluchtung des Warthapasses sehen konnte.

Stiegen an klaren Abenden aus dem feinen Dunste der Ferne die schattenhaften Umrisse ihrer Heimat auf, dann ward ihr großes, blaues Auge glänzend, und sie beugte sich nieder, brach eine Blume ab und steckte sie sich ins Haar, als müsse sie sich bei den Gedanken schmücken, die dann über sie kamen. Sie sah an solchen Abenden mehr als fernes Land, es stieg mit jener weit abliegenden Gegend ein Leben für sie auf, wonnig und süß, das einst das ihre gewesen war und anders ausgesehen hatte als dies Dasein in der Zwangshöhle der Knechtschaft.

Sie entstammte einer reichen Bauernfamilie des Frankensteiner Kreises. Ihr Vater war von dem Millionenrausch der siebziger Jahre gepackt worden, hatte die ehrliche Lederhose ausgezogen und die kurze Pfeife aus dem Munde gerissen. Fensterwagen und betreßte Kutscher, Jagdvergnügen, Weinjubel; er ritt auf den rollenden Talern durch die tollen Gärten des Genusses, und hinter ihm machte sich schweigend der Konkurs auf und verfolgte ihn. Nach ein paar lärmenden Jahren ward er von ihm eingeholt, und unter dem Hammer zerstoben jäh die Schemen seiner kurzen Lust.

Er verschwand spurlos, und seinem kleinen, zierlichen Weibe grub indessen der Gram in einem Winkel des Friedhofes ein Grab. Als er damit fertig war, an einem dämmrigen Abend war es, kam er von dem Totenacker herein, machte leise die Tür auf und klopfte an ihre linke Brust. Das müde Herz gehorchte eilig und hing sogleich still wie ein verstummtes Glöcklein. Ihr Gesicht lächelte und die Seele breitete geräuschlos ihre Schwingen aus und floh zum Vater. Der Wind des Schicksals streute die Kinder umher und pflügte in ihre jungen Gemüter mit den Stacheln trüber, freudearmer Jahre herbe Erinnerungen.

Marie, das zweitälteste Kind, war zu jener Zeit erst sieben Jahre, voll der Sonne. Sie fand bei einem Bruder ihres Vaters, einem harten, geizigen Manne Unterkunft, der sie um der Schuld des Bruders willen verachtete und unterdrückte. Er tat es, um den Leichtsinn aus ihr zu vertreiben, wie er sagte. Das aber war nur ein Vorwand, um ihr das Essen öfters entziehen und sie mit Arbeit überladen zu können. Allein der Stumpfe wußte nicht, daß Kinder von ihrer Seele leben, die auch in der schmutzigsten Ecke ihre schimmernden Paläste errichten kann. So gedieh das Kind trotzdem zu immer größerer Schönheit und Kraft. Diese Schönheit war mit den Jahren noch gewachsen, und Marie hatte all ihr Hoffen auf sie gebaut. Sie sollte ihr in das Leben ihrer frühen Kindheit verhelfen, das ihr wohl nur deswegen so gar begehrenswert erschien, weil sie es nicht bewußt kennen gelernt hatte. Darum hütete sie die langen, schweren Goldflechten ihres Haares, setzte das feine, frische Gesicht nie der brennenden Sonne aus und schmückte sich mit all dem billigen Glanz, der von Hausierern feilgehalten wird.

Mit verlangendem Herzen stand sie in dem Winkel ihrer niedrigen Stellung und harrte des Erlösers. Wenn sie mutlos werden wollte, dann durfte sie nur heimlich im Lichte der Dachluke auf ihrer Kammer das Gesicht in dem kleinen Spiegel betrachten, so war sie ihrer Sicherheit wieder gewiß, daß eines Tages der reiche schmucke Bauer zu ihr treten und sie als Weib in seine Fülle führen werde. Sie kannte ihn nicht, aber er war vorhanden und verlangte geheim nach ihr und sie machte sich ihm kostbar mit dem Stolz, dem Entbehren aller gewöhnlichen Vergnügen, der Freude an ihrer Schönheit und dem nie erlahmenden Fleiß. Mitten im Sommer sah sie den Mann, an den das Schicksal sie ketten wollte.

Es war zur Zeit, da die Sonnenstrahlen die reifenden Kornähren in ihrer Glut wiegten, eines Sonntags nachmittags. Die Heimchen fühlten schon die Dämmerung und begannen verstohlen zu zirpen; der Wald stand unbeweglich versunken; das Leben lag auf dem Raine und schlief. Da ging Marie zwischen den Feldern hindurch, mutterseelenallein und sah immer vor sich nieder, wie einer, der erwartet, daß das Glück ihm über den Weg laufe, eilig und unvermutet wie ein weißes Wieselchen. Plötzlich sank ein Schatten in die stillen Halme neben ihr, und als sie erschreckt herauffuhr, stand ein großer, starkknochiger Mann vor ihr, des-

sen ungewöhnlich lange Beine in blanken, bis an die Knie reichenden Schaftstiefeln steckten. Seine Arme hingen straff an dem kurzen Leibe nieder, als würden sie durch das Gewicht der übergroßen Hände angespannt. In dem fahlen Gesicht stand eine hilflose Freude, die leeren Augen starrten ratlos aus dem gelblichen Weiß, und obwohl um die ganze Gestalt etwas Beklemmendes, Furchterweckendes lag, war Marie doch gegen das Klopfen ihres geängstigten Herzens einen Augenblick angenehm berührt, wegen der stummen Bewunderung, die durch all dieses der häßliche Mensch ihrer Schönheit zollte.

Eine seltsame Pein verhinderte, daß sie so schnell, wie sie wollte, an ihm vorüberschreiten konnte. Von einem rätselhaften Krampf befallen, vermochte sie ihren Blick nicht von ihm zu wenden. Erst als das Glimmern seines Auges, kleine Falten um die Lippen und ein unverständliches Murmeln ihr klar bewiesen, daß er sie anreden wolle, fand sie die Kraft weiterzuschreiten, bemerkte aber noch, wie er einigemal mit dem Kopfe nickte, daß die Schildmütze über seine Stirn fuhr. Diese Bewegung verwandelte plötzlich den ganzen Vorgang für sie in ein komisches Ereignis.

Den stummen Gruß des Mannes vorsichtigerweise leise erwidernd, huschte sie fort. Endlich wagte sie, sich umzublicken. Zwischen den Kornbreiten, schon so weit von ihr entfernt, daß sein Leib nur noch zur Hälfte aus dem reifen Getreide ragte, sah sie ihn sich eigentümlich ruckend fortbewegen. Sein Kopf aber hing dabei auf die linke Seite.

Sie atmete erleichtert auf und lächelte, da sie sich wieder vorstellte, wie er vor ihr gestanden und mit dem Kopf genickt hatte, daß ihm die Schildmütze auf die Nase gefahren war. Es befreite sie jedoch nicht von einem rätselhaften Klammern, einer Furcht, die, so grundlos sie nun auch sein mochte, doch nicht von ihr wich. Sie zu verscheuchen, bemühte sie sich, an ihre „scheene Zeit" zu denken, an den „langen Sonntag", wie sie ihre Zukunft nannte. Allein die Bilder, die sie rief, standen nicht auf, die Lieder, die sie ersehnte, klangen nicht. Vom Dorfe herüber hörte sie Kühe brüllen, Kinder zetern, ein Schubkarren quietschte, Hunde bellten und dazwischen fuhr in Absätzen das Schreien eines zornigen Mannes. Traurig ging sie nach Hause.

4.

Die Steindorfer hängen wie fast alle Grafschafter am Katholizismus. Dieser ist nicht nur alleinseligmachend, sondern gewährt auch auf der beschwerlichen Reise zum Himmel manchen Tag, an dem man seinen Arbeitskittel ausziehen kann, den Sonntagsflausch umhängt, gemächlich sich eine Zigarre anraucht, ein Spielchen macht und einen Schnaps dazu trinkt. Was hätte man sonst von dem mühseligen Leben, wenn neben den Sonntagen, die ohnedies sind, nicht noch ein paar Feiertage wären!

Aber wenn man die Finger nimmt und sie herzählt, die schönen Tage, die mitten in der Woche kommen, einem leise die Hacke aus der Hand nehmen, den Pflug oder den Rechen, wie ein lieber Freund, der einem gern eine Freude bereitet, und recht ordentlich sagen: „Mein Guter, halt! halt! Verschnauf und laß deine Seele auch einmal Atem holen;" wenn man das zählt, bleiben leider noch einige Finger an den beiden Händen übrig, an denen kein Sonnenschein hängt.

Darum kanns niemand einem guten Christenmenschen übel nehmen, daß er dieser fehlerhaften Einrichtung etwas nachhilft und auf eigne Faust mitten in den Trubel der Woche so einen lachenden Tag pflanzt. Heilige hat es genug, so wird es nicht allzuschwer. Diese vernünftige Ansicht fand auch in Steindorf Anhänger und obwohl der kleine Ort keine Kirche und darum auch keine Chorsänger hat, feiert man am 17. November jeden Jahres das Fest der heiligen Cäcilia.

Auch in diesem Jahre hat „Franke, der dicke Schenke," der Gemeinde angezeigt, daß, wie üblich, von abends sieben Uhr ab die Feier vor sich gehe.

Der Gasthaussaal ist mit Tannengrün geschmückt, die vier Schirmlampen an der Balkendecke sind blank geputzt, und die stattliche Reihe der Bierfässer, die die ohnehin enge Hausflur noch mehr füllen, zeugen von dem festen Vertrauen, das der Alte in die Andacht der Gemeindemitglieder zu setzen gewohnt ist.

Mit dem zunehmenden Dunkel treffen die Gäste ein. Als acht Uhr vorüber ist, füllt den Saal eine bunte, fröhliche Menge. Die vier Decklampen ringen schon verzweifelt mit dicken Rauchwolken. Zwei Burschen und zwei Mädchen mit weißen Schürzen und ebensolchen Tüchern in der Hand, traben an den Tischen auf und nieder. Sie sind in hoher Erregung und ziehen in einem Ernst der Mühsal Augenbrauen und Ohren in die Höh. Bei einer Bestellung fahren sie erschreckt herum, als erhielten sie einen Schmitz mit der Peitsche, langen ein leeres Trinkgeschirr aus dem lärmenden Haufen und eilen zum Schenkhaus. Der „Melittenverein", niemand weiß, wie die Musiker des Dorfes zu diesem Namen gekommen sind, sitzt in ruhiger Erwartung hinter den Gitterstäben des erhöhten Chores. Die Tanzlustigen sehen mit leuchtendem Gesicht nach ihnen hin und nicken ihnen freundlich zu. Als Gegendank nötigt dieser und jener Melitte seinem Instrument irgend einen Ton ab. Die rechte Saalseite wird von den Verheirateten eingenommen. Die Väter sitzen da, schlagen auf den Tisch und erzählen. Die Mütter lächeln. Manche halten kleine Kinder auf dem Schoße, Mädchen oder Knaben von vier bis sechs Jahren und geben ihnen Bier oder Schnaps zu trinken.

Auf der linken Seite sitzen die Ledigen; auf einer langen Bank die Mädchen, durchweg hübsche Gesichter, die Hände auf der Schürze gefaltet, die Front dem Saale zugekehrt. Die Burschen, zu dichten

Haufen geballt, rauchen mit Aufbietung aller Kräfte, trinken fleißig, lachen und sprechen überlaut, um die Aufmerksamkeit der Mädchen zu erregen, denen sie manchmal aus ihrem Glase schenken.

Durch die offene Tür schauen viel sehnsüchtige Gesichter, Knaben, kaum der Schulbank entronnen; „Halbschädel" nennen sie die Bauern. Sie werden von den Aus- und Eingehenden verächtlich beiseite gestoßen und lächeln dazu, halten sich aber durch heimliches Rauchen und Schnapstrinken für diese Ausgeschlossenheit schadlos.

Kurz vor Anfang des Balles wird ein kleiner Tisch vor das Chor der Melitten gestellt, und ein junger Mensch nimmt an diesem überall sichtbaren Orte Platz. Der Fremde trägt einen modischen, grauen Anzug. Sein starker, blonder Schnurrbart ist in kecke Spitzen gedreht, und die scharfen Augen mustern mit geringschätzigem Lächeln die Reihe der altfränkisch herausgeputzten Weiblein; den Mädchen nickt er mit vielsagendem Blinzeln zu. Dann erinnert er sich mit einem Zusammenfahren, daß er im Gasthaus sei und sofort trinken müsse. Da er keinen dienstbaren Geist erblickt, erhebt er sich, macht eine kleine Kniebeuge, um die Hosen zu ordnen und geht dann mit Schritten, denen er durch ein Knicken der Beine Eleganz verleiht, nach der Mitte des Saales, alles aufs neue mit verletzendem Staunen musternd. Er ist seit vier Wochen von seiner dreijährigen Militärdienstzeit auf die einspännige Wirtschaft seines Vaters in dem vier Stunden entfernten Tannerau „mit den Knöpfen" zurückgekehrt und noch voller Nichtachtung des Zivilstandes und aller bürgerlichen Beschäftigungen, einer Nichtachtung, die er in die lächerliche Kopie eines Leutnants seiner Schwadron kleidet. Er geht in dem hellen Kreis der vier Decklampen mitten im Saal umher, zwei Finger der rechten Hand unter das festzugeknöpfte Jacket an der Brust, den Daumen der Linken in der Hosentasche eingehakt, und ist scheinbar in tiefe Gedanken versunken, aus denen er beim Vorübergehen der Personen mit einem zornigen Gesicht aufschrickt.

In Wahrheit labt er sich an der aufgeregten Neugier der Gäste, die gerade bei den Mädchen und jungen Burschen sehr stark und mit einer leisen Scheu verknüpft ist. Aber, seien es nun die großen Stiefel mit den Wülsten überflüssigen Leders allein; sei es das schlürfende Ausschreiten, das immer mit einem starken Schlag der Absätze abschließt; sei es die ganze Haltung oder die Art, den Kopf mit vorsichtiger Behutsamkeit aus dem Körper zu strecken, genug, irgend einer der jungen Leute hat durch den plumpen Betrug hindurch sein wahres Wesen erkannt und ruft: „Der Lindentritt vom Plane!"

Das entfesselt ein tolles Gelächter. Der Graue macht eine leidenschaftliche Wendung nach dem Schenktisch hin, als habe er in seiner Güte nun doch lange genug auf die Bedienung gewartet, und schreit in den Lärm: „Kellner! verrflucht Kelllnerr!! Eine Echte! 'n bissel anwärmen!!" Dann kehrt er gelassen an seinen kleinen Tisch, wendet dem Saal den Rücken und starrt auf die Melitten.

„Kellnär! verflucht, Kellnäär!! firn Böhmen ne Flasche voll Wein, aber gut voll!!" ruft es nach einer Weile aus der Mitte der Burschen.

Der Fremde reißt ruckartig den Kopf herum und verfärbt sich, ohne indes weiter auf das Gejohle, das diesem Spotte folgt, zu achten. Nach einer Weile bringt ihm ein Markeur helles Lagerbier und stellt es vorsichtig auf einen Fleck des Tisches, den er vorher mit dem Handtuch gesäubert hat. „Hm," beginnt der Graue mit einem wütenden Blick auf das Getränk, „ich hätt mirsch ja denken kennen, daß hier kein Echtes hat." — „Was sind das fir Rotzleffel da hinten?" schreit er dann den Kellner an, daß es durch den Saal schallt. Der angeredete junge Mensch dreht das Handtuch krampfhaft und entfernt sich räuspernd, ohne zu antworten.

An dem Tische der jungen Burschen stößt man geräuschvoll an: „Nach, s Echte schmeckt gutt, a wing dinne is ja und in der Gurgel kratzen tuts auch; abers schadt nischt, s kost blos de Hälfte!" Der Fremde wendet sich aus Rache an die Mädchen: „Heute woll mr aber mal schneidig tanzen!"

Der Schenke ist schon in Erregung und beobachtet den Streit mit steigendem Zorn, weiß aber noch nicht, auf welche Seite er ihn entladen soll.

Plötzlich schweigen die Stichelreden und alles schaut nach der Tür. Der alte Förster, ein spindeldürrer Witwer, in sehr engen, grünen Hosen und einem grauen Vollbart, der wie ein Kuchen auf seinem Uniformrock liegt, nötigt ein sich sperrendes Mädchen durch kräftiges Schieben in den Saal.

„Immer rein, immer rein! solche kenn se heute dahier gut gebrauchen!" redet er gedämpft und schaut verliebt unter den Brillengläsern auf sie. „Das is recht, immer los, Herr Förster, recht, 's fengt glei an," mischt sich der Schenke erfreut über den plötzlichen Umschlag der Stimmung in die Angelegenheit und vollendet mit einem Schmunzeln auf das Mädchen hin: „Ein Dingel, wie ne Kersche!"

Die Köpfe der Gesellschaft fuhren in die Höh, erstaunt über den plötzlichen Abbruch der Feindseligkeiten. Als sie das Mädchen erblicken, zischelt es durcheinander: „Die schlesche Marie!"

Die Burschen an den Tischen werden vergnügt, und Marie steht noch nahe am Ausgang allein, weil der Förster hinweggeeilt ist, seine Sachen unterzubringen, und weiß nicht, wo sie sich hinsetzen solle oder ob sie nicht lieber wieder hinausgehe. Sie bereut es, dem Förster nachgegeben zu haben; aber sie fühlt sich von den Blicken zurückgehalten.

Eben hat sie die Macht dieser neugierigen Augen über sich gebrochen, und wendet sich unmerklich, um unbeachtet wieder hinauszuschlüpfen, da zählt der graubärtige Obermelitt schnarrend: „Eins, zwei, drei!" und die Musik setzt ein, die Töne eines veralteten Marsches fahren belebend unter die Gäste.

Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

2. Fortsetzung. **Für die Lese bearbeitet**

Das siebente Kapitel

Dem Doctor Faustus erscheint der Geist in seiner Behausung.

Als Doctor Faustus das Ja und die Zusag des Teufels, daß er ihm in seiner Behausung erscheinen und zu ihm kommen wolle, wohl vernommen, ist er so mit Freuden der Stadt zugegangen in sein Stüblein, den Geist zu erwarten. Da er nun in diesen Gedanken saß, es wäre Krisam und Tauf an ihm verloren, der Teufel halte nicht Treu und Glauben. Indem siehet er einen Anblick bei seinem Ofen als einen Schatten hergehen und dünkt ihn doch, es sei ein Mensch. Bald siehet er solches in anderer Weis, nimmt also sein Buch hervor, beschwört ihn, er solle sich recht sehen lassen. Da ist er hinter den Ofen gangen und den Kopf wie ein Mensch hervorgestrecket, hat sich sichtbarlich sehen

lassen und sich ohne Unterlaß gebückt und Reverenz getan.

Das achte Kapitel

Vom Gespräch Doctor Fausti mit dem Geist.

Da nun D. Faustus den Geist hinter dem Ofen ersehen hat, begehret er, daß er soll hervor gehen. Der Geist schlug es ihm erstlich ab, er sei nicht weit von ihm, darum wolle er nicht hervor gehn, er könne dennoch mit ihm allerlei Sachen abreden. Da erzürnet sich D. Faustus und wollte wieder sein Buch von der Schwarzkunst hervorziehen und ihn beschwören. Darauf ging der Geist hervor, und war die Stube voller Feuerflammen, und sahe gleichwohl den Teufel mit greulichem Anblick, denn er hatte einen rechten Menschenkopf, aber sein ganzer Leib war zottig wie ein Bär. Darüber erschrack

D. Faustus sehr und befahl ihm, er solle sich wieder hinter den Ofen machen, wie er auch tat. Darauf fragte er ihn, ob er sich nichts anders denn so abscheulich und greulich erzeigen könnt. Er antwortet ihm nein, denn er wäre kein Diener, sondern ein Fürst unter den Geistern, ein Teufel sei er. Wenn er ihm das leisten wolle, was er ihm werde vorhalten, so wolle er ihm einen Geist schicken, der ihm bis an sein Ende dienen solle.

Das neunte Kapitel

Von etlichen Artikeln, so der Teufel dem D. Fausto vorgehalten hat.

Auf solchen Vorschlag des Teufels antwortet D. Faustus, er solle ihm solche vorhalten. Der Teufel spricht, so schreib es auf und gib mir bald Antwort, es wird dich nicht gereuen. Ich will dir hiemit fünf Artikel vorschreiben. Nimmst du es an, wohl

und gut; wo nicht, so sollst du mich künftig nicht zwingen, daß ich dir mehr erscheine und wenn du schon alle Kunst brauchst. Also verzeichnete sie D. Faustus und waren diese: I. Er solle Gott und allem himmlischen Heer absagen. II. Er solle aller Menschen Feind sein und sonderlich derjenigen, so ihn wollen strafen. III. Clericus und geistlichen Personen solle er nicht gehorchen, sondern sie anfeinden. IV. Zu keiner Kirche solle er gehen, sie nicht besuchen, auch die Sakramente nicht empfangen. V. Den Ehestand solle er hassen, sich in keinen Ehestand einlassen, noch verehelichen. D. Faustus saß lange in einem tiefen Bedenken, sintemal der Teufel ein Lügner ist, so wolle auch er das Widerspiel mit ihm halten; und wenn es dahin käme, daß er sein Pfand ja haben wollte, so wolle er bei Zeiten ausreisen und sich mit der christlichen Kirche versöhnen. Würd ihm aber die Zeit und Raum zu kurz, so habe er dennoch nach seines Herzens Lust und Begierde gelebt. Halte der Teufel keinen Glauben in seiner Zusagung, so sei er ihm auch hinwiederum nicht Glauben zu halten schuldig. Und dieweil er nun zu dieser Zeit eben Gelegenheit habe, weil der Teufel sich selbst anbiete und er dies nicht verschütten möchte, so wolle er ihm sein Herz und Gemüt eröffnen und kurze Antwort folgen lassen. Antwortet deshalb hierauf: Ich weiß nicht, Geist,

wer du bist, du machst mir aber mit deinen Artikeln zu bang. Nun wohlan, diese Artikel will ich annehmen, weil ich doch an keine Auferstehung der Toten, noch an ein jüngst Gericht glaube. Auf solche Erklärung hat der Teufel diesen Bescheid geben: So komme dem, soviel dir möglich, nach. Aber deine eigene Handschrift mit deinem Blute geschrieben und verzeichnet wirst du mir geben. Stelle es noch heut an und lege sie auf den Tisch, so will ich sie holen. D. Faustus antwortet: wohlan, es ist gut. Aber eines bitte ich dich, daß du mir nicht mehr so greulich erscheinen wollest, sondern etwa in eines Mönchs oder anders bekleideten Menschen Gestalt. Das sagt der Teufel dem D. Fausto zu.

Das zehnte Kapitel

Folgt die schreckliche Obligation, so D. Faustus dem Teufel hat übergeben, und wie der Geist in eines Mönchs Gestalt ihm ist erschienen.

Nachdem der Geist des D. Fausti Gegenantwort vernommen, nahm Faust ein spitziges Schreibmesserlein und öffnete sich an der linken Hand ein Aederlein. Dies Blut faßte er in ein Geschirr, setzte sich nieder und schrieb mit seinem Blut und eigener Hand das erschreckliche Bekenntnis und Bündnis. Als er nun die greuliche, erschreckliche, gottes- und ehrvergessene Verschreibung ins Werk gerichtet und verzeichnet hat, ist bald der Teufel in eines Mönchs

Gestalt erschienen und zu ihm getreten. Da dann D. Faustus ihm sein Obligationschreiben überantwort, hat er gesagt: Fauste, dieweil dann du mir dich verschrieben hast, so sollst du wissen, daß dir auch soll getreulich gedienet werden. Du solleſt aber auch wissen, daß ich als der Teufel keinem Menschen diene, sondern man muß mir dienen, denn ich bin ein Fürst dieser Welt und alles, was unter dem Himmel ist, ist mein, darum diene ich niemand. Aber auf morgenden Tag will ich dir einen gelehrten und erfahrenen Geist senden; der soll dir Zeit deines Lebens dienen und gehorsam sein, sollst dich auch vor ihm nicht fürchten noch entsetzen. Er soll dir auch in der Gestalt eines grauen Mönchs erscheinen und dienen. Hiermit nehm ich diesen Brief, gehab dich wohl. Also ist er verschwunden.

Fortsetzung folgt.

Der Bauernkrieg

Bayreuther Erinnerung zu Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag *)

Festspielzeit!
Auf fränkischer Höhe flammen die Feuer
germanischer Kunst.
Walhalls Götter, Walhalls Genossen
toben und trauern und dämmern dahin.

Neu taucht der Mensch, der reine Tor,
aus der Urwelt tragischer Tiefe,
durch Mitleid wissend,
als starker Schöpfer, kluger Erhalter
in Arbeit und Kunst, Mühen und Spiel.
Doch ewiger Göttergeist
umschwebt die Höhen, füllt die Gründe
und segnet mit Wundern die Welt der Väter,
frisch erblühend in jedem Jahr. —

Festspielzeit!
Vom Festspielhaus in breiten Reihen
hinauf zur Bürgerreut
duftende Linden,
aus den Wipfeln des hohen Bergwalds
grüßt der Siegesturm,
Erinnerung weckend deutscher Heroenzeit.
Rings auf den Feldern
strotzen reifend die Halme,
goldene Frucht aus Scholle und Furche.
Die klirrende Sichel kundet die Ernte.

Festspielzeit!
Auch Bauern-Arbeit kommt festlich zu Ehren,
im Bayreuth der Götter das Bayreuth der Bürger,
neben schaffendem Künstler der tätige Knecht:
Kunst und Natur. — Eines nur
in Kraft und Schönheit, wechselnden Tagen.
Mit den Sängern mögen die Bauern sich plagen!
Festspielzeit — Proben — Schluß.
Das Unaussprechliche ist getan
für alle, die reinen Sinnes kamen. Amen.

Im Wandern am Feld hin
summ' ich mein Lied.
Gerhart Hauptmann,
mit mir verlassend den Schwarm der Gäste,
schreitet zur Seite, gedankenvoll, ernst —
ließ auf der Bürgerreut
das Mahl sich bereiten,
das Abendbrot für die Frau und den Sohn.

*) Vorgetragen am 24. 11. 12. in der von der Freien Studentenschaft in den Münchener Kammerspielen veranstalteten Gerhart Hauptmann-Feier.

Arbeiterscharen in schwerem Gang
ziehen den Dörfern zu, Feldwege entlang.
Von Sankt Georgen herüber schwebt Glockenklang.
Feierabend. Eine Welt voll Frieden.
Hauptmann nickt grüßend und lächelt.
Ich jauchze mein Lied in die Sommerstille,
mein Lied vom Bauernblut.

Schäum' auf zu mächtiger Sturmesflut
du göttliches deutsches Bauernblut,
befeure die blassen Gewissen.

Darfst rinnen nicht länger in feiger Haft,
du dreimalheiliger Schöpfersaft,
des Blühens sei beflissen!

Brauf' hin in Wogen von Gau zu Gau,
mit sprudelndem Segen durchtränke die Au,
erneue die müde Erde!

In dir ruht der Geist, in dir ruht die Kraft,
der heldisch zeugenden Leidenschaft,
der Schönheit siegendes „Werde"!

Und Gerhart Hauptmann mit festem Ton:
Den Bauern als Kämpfern gebührt noch ein Thron
ein Festspielhügel so gut wie den Göttern,
und mögen die Philister wettern.
Florian Geyer, ihn hab' ich bedichtet,
seiner Ritterschaft Denkmal errichtet,
ein ehrlich Mal, im Glanz und Verderben.
Florian Geyer! Ich möcht' nicht sterben
bevor mir's gegeben:
bis zu den Sternen zu heben
das ganze Werk,
zu den ewigen Gebilden,
die über unsere Erde schimmern,
die uns aus himmlischen Höhen grüßen
mit Götterlicht, dem gewaltigen, klaren,
und doch so trauten, süßen.

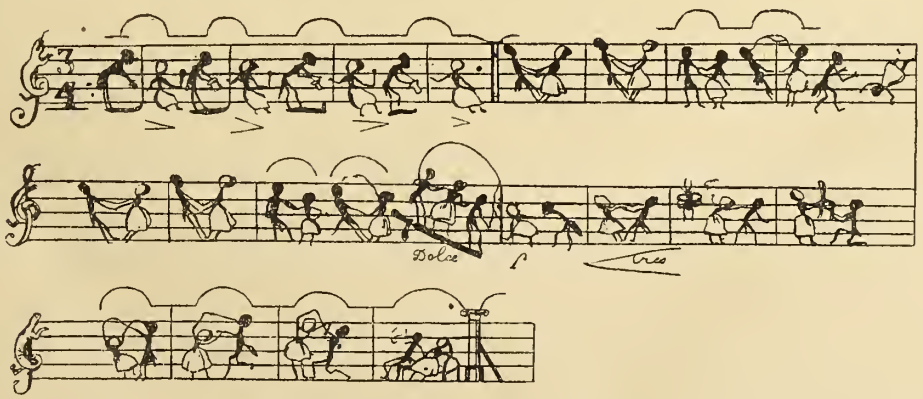
Der Bauernkrieg. Nicht Schrecknis zu offenbaren:
Ein Werk voll Blut und Blitz und Seelenkraft!
Voll seltsamen Mären und Wunder-Taten!
Ein Dreitagespiel, Trilogie — —
Der Bauernkrieg!
Gewänn' ich das Ziel wie ich's schaue!
Flroian steht in der Mitten —
voraus noch eins, geheimnisvoll,
das stärkste Stück am Ende:
Ein neuer Ring erstritten —
Bauernkrieg! Landrecht!
Daß sich's ründe und vollende!
Uralter Kampf, glückhafter Sieg —
der deutschen Dichtung, dem deutschen Volke
ein Strahlenkranz aus blutiger Kriegeswolke
mit reiner Herzenskunst gewoben — — —

Leise veratmend der Dichter schwieg.
Wir waren oben,
an der Bürgerreut am Waldessaum,
Wie ein Traum
rief ich: Hosiannah, alle guten Geister loben —
Der Bauernkrieg! Dreitage-Spiel!
Teurer Dichter, du gabst uns so viel —
beim Bayreuther Meister sei's geschworen:
Dein Bauernkrieg bleibe nicht ungeboren,
er kröne was Vor Sonnenaufgang begonnen
aus deutscher Volkskunst Wunderbronnen! — — —

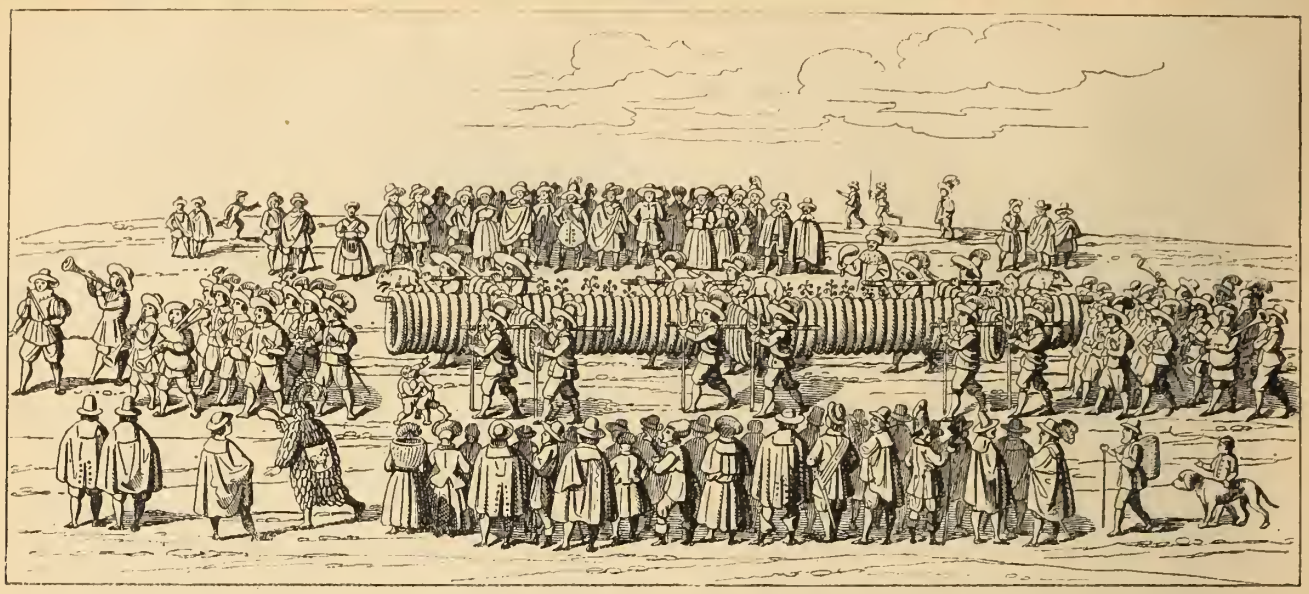
Festspielzeit!
In dankbarem Kreise
feiern wir Dichtergeburtstag auf unsere Weise.
Bayreuther-Festspiel-Abendtraum,
daran noch zu deuten wag' ich kaum.
Doch weckt er heut Wünsche stolz und schwer:
Dichters Hände werden von Segen nicht leer —
nach Jahr und Tag spend' er den Bauernkrieg!

Michael Georg Conrad.

Merkwürdigkeiten



Wir bringen hier für die nahende Faschingszeit einen Walzer von Grandville (vgl. Nr. 2), deren Noten ein tanzendes Pärchen in reizvollen Bildern darstellen.



Die große Bratwurst

Am 1. Januar 1583 trugen die Metzger in Königsberg eine sehr große Wurst, die 596 Ellen lang und 434 Pfund schwer war, in der Stadt umher und verehrten sie dann den Weißbäckern. Letztere erwiederten dieses Geschenk an dem Dreikönigstag mit einem sogenannten Stritzel, der aus drei Scheffeln Mehl gebacken worden. — Im Jahre 1601 den 1. Januar trugen die Metzger in Königsberg eine noch größere Bratwurst durch die Stadt nach dem Schlosse, die 1005 Ellen lang war. 103 Knechte trugen sie. Dem Fürsten, der auf dem Schlosse wohnte, wurden 130 Ellen von dieser Wurst verehrt; sie wog 22 Stein und 5 Pfund, also 885 Pfund. Man hatte 81 Schweinschinken dazu genommen. Die Därme waren von 45 Schweinen. Man brauchte dazu 1½ Tonnen Salz, 1½ Tonnen Bier, 18¼ Pfund Pfeffer. Drei Meister und 87 Gesellen hatten daran gearbeitet, die zwei Faß und eine Tonne Bier dabei ausgetrunken haben. Die ganze Wurst kam auf 412 Thaler zu stehen. Die Bäcker bucken dazu recht große Stritzeln und sechs große runde Kringeln, wozu sie zwölf Scheffel Weizen nötig hatten.

Die hier abgebildete Bratwurst wurde im Jahr 1638 zu Nürnberg verfertigt und am 8. und 9. Februar von zwölf Personen in der Stadt herumgetragen. Ihre Länge betrug 658 Ellen und ihr Gewicht 514 Pfund. Die Stange, woran man sie trug, war 49 Werkschuhe lang.

Im häuslichen Kreise

Mutter und Kind

Von Elisabeth Dauthendey

Mutterhände
sind wie warme Sonne,
hüllen zarte Blüten
sanft in Liebe ein.

Junge Kinder
sind wie zarte Blüten,
brauchen Wärme
und viel Sonnenschein.

Kinderbriefe

Lieber Papa!

Heut hab' ich einmal wieder ein paar Kinder „schussern" seh'n. Früher hab' ich es auch getan, jetzt aber mag ich nicht mehr. Da war ein Mädchen und ein Bub. Das Mädchen war ein bißchen „schwindlerisch", aber der Bub so art Fritzl. Ich kenn d. Regeln vom Schussern recht gut, aber das Mädchen wußte sie auch aber tat sie nicht. Der Bub aber mußte sie tun. Aber er ließ sich bereden von dem Mädchen u. merkte nicht, wieviel da geschwindelt wurde.

Der Bub hat mir wirklich leid getan. Bald hatte er keine Schusser mehr, aber er sagte nichts von Schwindeln. Das Mädchen aber kam nicht unbestraft davon. Da kam der Bruder von dem Bub u. sagte: Geh' mach tu nur an Einser! Die meinte, der könnte es gerade so „gut" wie sein Bruder u. willigte ein. Zuerst tat man einen Einser, Zweier, Vierer, Sechser, u. Zehner. Ueberall gewann der Bub. Das freute mich u. das Mädchen schickte einen so recht giftigen Blick nach mir als ich sagte zu ihr „Unglück". Bald hatte sie keine mehr u. zerknirscht schlich sie sich davon. Dann teilten die Brüder ihre Schusser u. vergnügt sprangen sie heim. Ja, wenn nur alles so gerecht ausging, aber

leider so gehts nicht immer. Das weißt du auch u. so bleibe ich dein

Liesl.

Lieber Papa!

Wie haben mich die 5 Reklamemarken gefreut. Dafür erzähle ich dir auch was.

Unser Peter.

Es ist eigentlich eine Mutterkatz, drum heißen wir sie auch „Peterin". Sie kommt immer zu uns, weils seinen Grund hat. Nämlich d. Theres, die die Peterin sehr gern hat, hat im Hintergrund immer Schmankerl blos für d. Frein Peterin. Natürlich ist die nicht so dumm u. kommt jeden Tag, schmeichelnd z. Theres um d. Schmankerl zu kriegen. Das ist sie jetzt schon gewohnt und geht von selber zu dem Platzerl hin, um sich sein Teil zu holen. Eines Tages, wohl selten, daß es passiert, hat d. Theres gar nichts für d. liebe Viecherl gehabt u. da solltest du d. Katz sehen: Funkelnde Augen u. wie d. Theres sie schmeicheln u. trösten wollte, kratzte sie die Theres, sprang in zornigem Bogen auf den Boden u. sauste zur Türe hinaus. Die Bimbi schrie, d. Theres schimpfte auf d. Vieh u. ich lachte. Seitdem ist es mit den Schmankerl aus u. nur wenn d. Theres sehr mitleidig ist bekommt d. Katz ein Bröckl was aber an die früheren Schmankerl kaum noch erinnert. Auch die Frein Peterin geht nur geduckt und ängstlich u. nur mit großen Hunger herein. Bimbi ist dies angenehm, denn sie hat von jeher immer ein Grauen vor Katzen u. Hunden.

Jetzt muß dir aber noch was erzählen, als vom Schwimmen heimging, was mir da passiert ist. Kommt da ein Bua besser ein Lackl daher u. haut mir eine nei' weil ich gar so a gschwollns Gsicht hätte. Sehr empört über diese gemeine Frechheit hau' ich dem langen Kerl mit dem Schwimmgürtel auch eine hinein, direkt in die Magengegend. Der fällt um gerade in eine wunderschöne Pfütze hinein. Erschreckt über diesen unerwarteten Erfolg saus ich davon in eine Haustür hinein. Ich war zu neugierig und spitzte heraus. Triefend von einer Menge Kinder umstanden, die Hand auf den Bauch haltend schimpft er auf das verfluchte Mädl u. einige Buben sagten: die wenn ma dawischeten, de daten ma schö dahaun. Mit Grauen hör ich es u. merke aber zum Glück daß das Haus einen Durchgang hat u. in eine andere Straße führt. Jetzt war ich gerettet. Ich dachte nun drüber nach und es hat mich wirklich gewundert, daß ich mir das getraut habe. So jetzt hab ich viel erzählt u. vielen Dank für d. fünf Marki grüßt dich Dein

Liesl.

Lieber Papa!

Heut' war ich beim Tietz, da machte mich d. Mama auf ein Hundel aufmerksam, das an einer Kette angebunden, seinen Herrn erwartete. Ach wie schauten seine Augen ängstlich aus, er fürchtet ihn in der Menge zu übersehen. Da ist er u. mit freudigem Bellen und Schweifwedeln gibt er seine Freude zu erkennen. Doch der Mann geht vorbei, ohne den Hund anzusehn. Wenn ein Hund denken kann, so weiß ich, daß sich das Tier gedacht hat: Jetzt mag er mich nicht mehr, jetzt bin ich verlassen, jetzt krieg ich keine Knochen mehr u. dann wird er an seiner Kette gezerrt u. gezogen haben, um noch einmal zu versuchen, ob ihn sein Herr wirklich nicht mehr mag. Dann wird der Wärter gesagt haben: Bst! Bst! u. mit dem Finger gedroht haben. Dann wird der Hund ihn verzweifelnd angeschaut haben u. d. Wärter hat vielleicht d. Augen geseh'n; aber er wird den Kopf geschüttelt haben: Dummes Vieh! Der Hund aber wird aber immer noch verzweiflungsvoll ausgeschaut haben und dann hat es den Herrn entdeckt. Aber kein frohes Wedeln u. Bellen sondern ein ergebener, hoffnungsloser Blick wird er auf seinen Herrn geworfen haben. Und dann wird der Herr auf einmal zu ihm gegangen sein und hat gesagt: Mein Hundel, hast lang warten müssen, u. der Hund wird erstaunt geschaut haben u. dann wird er freudig gewedelt haben u. folgsam hinter seinem Herrn hergelaufen sein. So denk' ich mirs, als ich das Hunderl sah u. nun hab ich es dir ganz genau so geschrieben. Dein

treues Liesl.

*

Das „treue Liesl" ist die Tochter unseres Mitarbeiters Fritz Müller, dem wir diese Briefe verdanken. Man vergleiche die Beiträge Fritz Müllers im vorigen Jahrgang und Schalksecke und Autorenspiegel dieser Nummer mit diesen Briefen und man wird mit uns zu dem Schluß kommen: Dies Töchterchen gerät nach dem Vater. D. Schr.

Kindermund

Die sechsjährige Anneliese fragt ihre Mutter, die ihr eben den neuangekommenen Bruder gezeigt hat: „Du Mutter, wer ist eigentlich im Wochenbettle gelegen, als der erste Mensch geboren wurde?

*

Die Mutter kommt ins Zimmer und sieht wie der kleine Uli immer in den Spiegel spukt.

„Aber Uli, was machst du denn da?"

„Der Uli, im Spiegel und ich wir spüken uns, Mutter!"

„Aber Uli, wie kannst du so was tun?"

„Der Uli im Spiegel hat zuerst angefangen!"

*

Dem kleinen Werner und seinem Schwesterchen ist versprochen worden, der Generalprobe einer Wohltätigkeitsaufführung beiwohnen zu dürfen. Kurz vorher zanken sich die Kinder und schließlich fängt Aennchen zu weinen an.

„Aber Anna", sagt Werner, „wenn du so heulst, darfst du nicht zur Generalprobe mitkommen, dann lachen dich ja alle Generäle aus."

Im Volksdienst

Für unsere Frauen

ist ein wichtiges Werk erschienen, das eine jede durchstudieren und sich zu eigen machen müßte, der das Wohl ihrer Geschlechtsgenossinnen am Herzen liegt: Adele Schreiber, Mutterschaft, ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. Verlag Albert Langen, München, mit 371 Abbildg., 17 Tafeln usw., Pr. Mk. 25.—. 52 Mitarbeiter, Frauen und Männer, darunter führende Geister nicht nur der Frauenbewegung, sondern unserer heutigen Geisteswelt überhaupt, haben sich hier vereinigt, um für Mutter- und Kindesrecht einzutreten. Das Werk ist eine Tat, ein bleibender Katechismus für die Frauenwelt, gleichsam die im Druck niedergelegte Hochschule des weiblichen Geschlechts. Zum Ernst des Stoffes ist die Schönheit hinzugetreten, durch die Abbildungen der edelsten Mutter- und Kinderbilder der Kunst aller Zeiten. Wir bringen daraus zur Empfehlung:

Mutterschaft

Einleitung von Lily Braun zu Adele Schreibers Sammelwerk Mutterschaft

Der Emanzipationskampf des weiblichen Geschlechts hat in den verschiedenen klassischen Ländern der Frauenbewegung nicht in gleicher Weise eingesetzt.

In England, wo der Parlamentarismus das Volk frühzeitig politisch erzogen hatte, waren es auch bei den Frauen zunächst politische Interessen, die erwachten und sie politische Rechte fordern ließen. Der wirtschaftliche Kampf der überzähligen Töchter der Bourgeoisie, um die Eröffnung höherer Berufe, begann erst später, als sie im elterlichen Hause nicht mehr ausnahmslos beschäftigt und ernährt werden konnten und die Ehe keine allen zugängliche Versorgung mehr bot.

In Nordamerika, wo die Frauen von Anfang der europäischen Einwandrung an in der Minderzahl waren, also der Konkurrenzkampf mit dem Mann nicht nur wegfiel, sondern ihre Mitarbeit an der Gestaltung des öffentlichen Lebens unwillkürlich zur Notwendigkeit wurde, sind es gleichfalls die politischen Rechte gewesen, die sie zuerst beanspruchten. Und unter den aufwühlenden Kämpfen der französischen Revolution haben die Frauen Frankreichs, wenn auch nur vereinzelt, in Olympe de Gouges Forderung eingestimmt: daß sie, die wie die Männer aus politischen Gründen den Kopf unter das Fallbeil legten, auch das Recht haben sollten, an der Gestaltung der Politik mitzuwirken.

Ganz anders lagen die Dinge in Deutschland und Oesterreich. Wie hätten die Frauen zu politischen Interessen gelangen können, da doch das ganze Volk in politischer Unmündigkeit gehalten wurde! Hier war es allein die Not, aus der die Frauenbewegung emporwuchs; Kämpfe um höhere Bildung, um die Eröffnung höherer Berufe, bezeichnen nicht nur ihren Anfang, sie haben sich lange Zeit hindurch als ihr eigentlicher Inhalt behauptet.

Nur in einem Punkt zeigt die historische Entwicklung der Frauenbewegung in allen Kulturländern dasselbe Bild: zu allerletzt erwacht die Proletarierin zum Bewußtsein ihrer selbst. Sie, die schon lange Schulter an Schulter mit dem Mann den Kampf ums Dasein kämpft, hat es nicht nötig, sich den Eintritt in die Berufsarbeit erst zu erobern. Sie brauchte ihr „Recht auf Arbeit" theoretisch nicht zu verteidigen; die bittere Not auf der einen, die Profitgier auf der andern Seite warfen all die schönen Tiraden von dem „Schutz der Weiblichkeit", von dem „einzigen Beruf der Frau", mit denen die Philister den Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung zu begegnen pflegte, über den Haufen. Die Proletarierin stand schon auf dem Bergesgipfel, zu dem die Andern noch emporstrebten. Aber war es die Sonne der Freiheit, die ihr hier oben lachte?!

Gewiß: sie durfte arbeiten wie der Mann, kein Ritter der Frauen hielt sie zurück; selbst die Kohlengruben blieben ihr nicht verschlossen: Sie hatte die Gleichheit. Und sie wurde dadurch nun auch in den wirtschaftlichen Kampf der Männer um bessere Löhne und Arbeitsbedingungen hineingezogen; ihr Interesse für die Gesetzgebung, die wie das eherne Schicksal nun auch ihr Leben beherrschte, wurde wach; sie trat nicht als Feministin, sondern als Gefährtin des männlichen Arbeitsgenossen in den politischen Kampf. Daß sie als Weib Rechte zu fordern, Schutz zu verlangen hatte, kam ihr erst spät zum Bewußtsein.

Aus dieser, der bürgerlichen Frauenbewegung fast entgegengesetzten Entwicklung heraus ist nicht nur das völlige Unverständnis, sondern auch die offene Feindseligkeit zu begreifen, mit der die Arbeiterinnenbewegung dem Emanzipationskampf der Frauenrechtlerinnen zunächst gegenübertrat.

Erst allmählich haben sich beide Bewegungen einer gemeinsamen Entwicklungsstufe genähert, von der aus die eigentlichen Probleme der Frauenfrage sichtbar werden und eine neue, allgemeine — wenn auch in ihren Organisationsformen äußerlich vielleicht getrennte — Frauenbewegung entstehen mußte.

Daß die Pforten zu Universitäten und Parlamenten sich für die Frauen öffnen lassen, ist theoretisch längst erwiesen. Die schließliche endgültige Eroberung aller akademischen Berufe, wie die des Frauenstimmrechts, sind nichts als eine Frage der Zeit. Aber während den Feministen früherer Jahre die politische Gleichstellung der Geschlechter gewissermaßen als ein letztes Ziel erschien, von dem

manche Schwärmer so etwas wie das tausendjährige Reich erwarteten, wissen heute alle Einsichtigen, daß sie keineswegs mit der Lösung der Frauenfrage identisch ist.

Handelte es sich bisher infolge der veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse darum, die ökonomische, rechtliche und politische Gleichstellung des Weibes mit dem Manne zu erreichen, so rollt sich jetzt das große Problem auf, wie sich diese Gleichstellung mit der Differenzierung der Geschlechter in Einklang bringen läßt.

Als die Frau in das öffentliche Leben eintrat, fand sie Berufs- und Arbeitsbedingungen vor, die notnotwendigerweise den Bedürfnissen und Leistungskräften des Mannes angepaßt waren. So sehr die wachsenden Anforderungen des Berufs ihn zur Einseitigkeit verdammen, seine Individualität unterdrücken mögen, sein Geschlechtsleben blieb unbehindert. Ganz anders bei der Frau: nur durch die Ausschaltung ihrer natürlichen sexuellen Bedürfnisse ist sie in der Lage, den Kampf ums Dasein, der in den meisten Fällen zugleich ein Konkurrenzkampf mit dem Manne ist, erfolgreich durchzufechten.

Die es sich in der bürgerlichen Frauenbewegung lange Zeit hindurch nur um die Frage der Erwerbsarbeit der unversorgten Töchter handelte, begreift sich jetzt auch ihre Einseitigkeit und ihre völlige Fremdheit dem eigentlichen Problem gegenüber.

In den Kreisen des Proletariats verschont die Not am wenigsten die Mutter; je mehr Kinder sie geboren, je notwendiger sie also der Familie gehört, desto mehr sieht sie sich gezwungen, dem Erwerb nachzugehen. Für die Frau des bürgerlichen Mittelstandes besteht neuerdings vielfach derselbe Zwang. Es tritt aber noch ein anderer hinzu, der auch für sie die ursprüngliche Altjungfernfrage zur Frauenfrage gemacht hat: aus dem rein wirtschaftlichen Bedürfnis des jungen Mädchens nach Selbständigkeit ist ein geistiges Bedürfnis des Weibes geworden. Sie verlangt nach Betätigung ihrer Kräfte, nach individueller Entwicklung, und auf dem sittlich höchsten Punkt ihres innern Werdegangs will sie Selbständigkeit, weil sie sich der alten Form der Ehe schämt, die die Beziehungen der Geschlechter zueinander für die Frau zu einer Frage der Versorgung erniedrigt hat.

Nun beginnt der ungeheure Konflikt zwischen Beruf und Mutterschaft auch für sie. Für alle männlichen Arbeitsgebiete, in die sie eindringt und die die ganze Zeit und die ganze Kraft erfordern, scheint er unlösbar. Die dreifache Arbeitslast — die der Erwerbtätigen, der Hausfrau und der Mutter —, der die Proletarierin frühzeitig ihre besten Kräfte opfert, ruht nun fast ebenso schwer auf ihren Schultern. Die natürliche Folge ist: auf der einen Seite die körperliche und seelische Vernachlässigung der Kinder, auf der anderen die bewußte Beschränkung der Kinderzahl.

So werden die Probleme, die von der Frauenbewegung aufgewühlt worden sind, immer tiefgreifender und umfassender: das Für und Wider des Malthusianismus, die Rassenhygiene, die Kindererziehung erweitern die bloße Frauenfrage zur Menschheitsfrage. Und ebenso wie die Emanzipation des weiblichen Geschlechts von der Gebundenheit des Hauses — eine Emanzipation, das kann nie genug betont werden, die keine willkürliche, sondern eine von der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bedingte ist — an den alten Grundvesten des Familienlebens rüttelt, so wirkt sie umgestaltend auf die Beziehungen zwischen Mann und Weib. Die alte Form der Ehe, ihr Friede und ihre Dauer, beruhten einerseits auf der Versorgung, die sie für die Frau bedeutete, andererseits auf der Unterordnung der Gattin unter den Gatten. Die Teilnahme der modernen Frau am öffentlichen Leben durch ihre Berufsarbeit, durch ihre dadurch erweckten politischen Interessen, machte sie nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich selbständig. Sie steht dem Manne kritischer gegenüber, ihre sexuellen Bedürfnisse lassen sich nicht mehr auf eine einzige einfache Formel bringen, die Fesseln äußerer und innerer Abhängigkeit, die die Ehe von einst ihr auferlegte, hat sie gesprengt.

Was nun?!

Die Frauenbewegung, die so harmlos einsetzte, deren Vorkämpferinnen nicht müde wurden, zu versichern, daß keinerlei von Tradition und Sitte geheiligte Einrichtung von ihr berührt werden würde, erweist sich als im tiefsten Sinne revolutionär. Und statt daß sie durch die Erfüllung ihrer ersten Forderungen — der Gleichstellung des Weibes auf wirtschaftlichem, rechtlichem und politischem Gebiet am Ziele angelangt sein wird, steht sie dann erst vor ihrer größten Aufgabe. Nicht nur die Zukunft der Frau, sondern die Zukunft des Menschengeschlechtes hängt mit von ihrer Lösung ab.

In diesem Sinne ist das vorliegende Werk ein Buch der neuen Frauenbewegung. Nicht, daß jemand vermessen genug wäre, auch nur eins der berühmten Probleme vollkommen gelöst zu haben. Aber schon seine momentanen Härten abschwächen helfen, ist eine menschenfreundliche Tat. Und ihre klare Formulierung, der die organisierte Frauenbewegung bisher nur zaghaft näher getreten ist, führt auf den Weg zu ihrer Lösung.

Aus der Jahreszeit

Großstadtwinter

Von Reinhold Braun

Die Winterluft spannt sich wie blaue Seide;
in roter Sonne blinkt die Häuserwand;

des Parkes Bäume stehn im Königskleide,
und Schneepracht flimmert bis zum Straßenrand.

An kleinen Schlitten läutet hell die Freude;
der Schneeball schwirrt aus warmer Kinderhand. —

Im Steinmeer eine Insel, frei von Leide,
ist heut der Hain, ein Kindermärchenland.

Steigende Flocken

Von Josef Schanderl

Aus dem Gewimmel
hebt sich ein Flimmern,
schwebendes Schimmern,
fliehend zum Himmel:
leicht wie der leiseste
Engelstraum,
rein wie der weißeste
Schwingenflaum —
fürchtet den dunklen
Körper der Erde.

Schallplatten

Dienstmädchengeschichten

Von Fritz Müller

Die Kommode

Einmal hatte die Theres, unsere Köchin, einen Schatz. Einen richtigen, sagte sie. Sie meinte: einen, der sie auch heiraten würde. Geschickt war er, der Schatz, das mußte man sagen. Das heißt, gesehen haben wir ihn nie. Aber seine Werke sahen wir. Eines Tages nämlich wurde eine wundervolle Kommode bei uns abgeliefert. Keine lieblose Fabrikarbeit: nein, an diesen Schnitzereien hatte offenbar die Liebe mit gearbeitet. Die Liebe von dem Schreinerschatz unserer Theres.

Sie war stolz auf das Staatsstück in ihrem Dienstbotenzimmer. Mit Recht, denn wir hatten nichts so Schönes in unserm Mobiliar. Das wußte sie, die Theres. Und als wir einmal eine Einladung hatten, sagte sie gütig-verlegen: „Soll ich meine Kommode in das Empfangszimmer herunterstellen?"

Die Kommode wurde zu einem Wendepunkt in der Zeitrechnung unserer Theres.

„Wann haben Sie das zum Schlosser getragen, Theres?"

„Das war drei Tag vor dem, daß mei Kommod kommen ist, gnä Frau." Oder:

„Ihna Ihren Ueberzieher hab i scho lang zum Schneider trag'n."

„Wann war das?"

„Warten S' — lass'n S' mi nachrechnen — ja, jetzt fallt's mir ein, das war zwei Woch'n nach der Kommod, gnä Herr."

Aber der Schatz von unserer Theres erwies sich bei weitem nicht so dauerhaft wie die Kommode.

„Aus is's," sagte sie eines Tages resolut, als sie trotz ihres Ausgehtages zu Hause blieb.

„Na, Theres, sagte meine Frau, dann haben Sie wenigstens noch die Kommod als Andenken."

Sie nickte zufrieden und getröstet. Aber da war das Verhängnis schon unterwegs. Denn gleich darauf klingelte es. Ein Dienstmann Nummer III stand da mit einem Helfer und sagte, er müsse die große Kommode abholen. Einen Brief hatte er auch. Der war an die Theres.

Und jetzt erst hub der Jammer an. Sie weinte und schrie und streichelte wieder und wieder über die Kommode. Sogar dem rauhen Dienstmann ging es nahe.

„Ja, mei, Freilein," sagte er, „da hilft jetzt alles nix, i tät's Eahna ja gern dalass'n. Aber wiss'n S', i hab scho viel nötigere Sachen abholen müssen als a Kommod. So a große Kommod geht eim ja do bloß im Weg um, wissen S'."

Aber die Theres war untröstlich. Sie sah zum Fenster hinaus, wie sie den Kommodkasten auf den Karren luden und damit fortfuhren. Auf einmal drehte sie sich herum zu uns und rief:

„Jessas na, da steht er ja, da drunten steht er ja."

„Wer? Der Kommodkasten?"

„Na, der Lump, der miserablige, der Schreiner, der elendige."

Und von Stund an hatte sie den Schmerz um Bräutigam und Kommodkasten innerlich überwunden.

Dorscht noch wen?

Dasselbe Dienstmädchen hatte bei einer Einladung zu bedienen. Ein Gast rief sie leise beiseite und bat sie diskret, sie möchte ihm doch ein Glas Wasser bringen. Wie der Wind war sie diensteifrig hinausgeschossen, kam mit einem mächtigen Kruge Wasser zurück, schenkte ein, retirierte, pflanzte sich noch einmal an der Türe mit ihrer ganzen ländlichen Breite auf, stemmte den freien Arm in die Hüfte und rief mit mächtiger Stimme in das Zimmer herein:

„Dorscht noch wen?"

Schawelonen

Eine andere hatten wir. Deren stärkste Seite waren die Fremdwörter nicht. Trotzdem gefielen sie ihr

offenbar, und sie sprach sie so melodiös wie möglich aus. Einmal wurden die Lesejournale abgeholt, und sie kam ins Zimmer und sagte:

„Draußen steht oaner, der möcht die Schawelonen abholen."

„Dumme Gans," sagte unser Onkel, „Journäler hoaßt's."

„Aber Gottfried," verbesserte unsere Mutter ihren Bruder, „Journale sagt man doch."

„Ist nicht wahr," sagte die Erika, „wir haben's gestern im „Plötz" gehabt beim unregelmäßigen Plural: Journeaux heißt es."

Unterdeß stand das Mädchen mit offenem Munde da. Vier verschiedene Plurale für ein so einfaches Ding, das war ihr zuviel:

„Also gebn Sie's nacha her, die Hefter," sagte sie verächtlich.

Aus: Die andere Hälfte. Vgl. Autorenspiegel.

Autorenspiegel

Fritz Müller

Liebe Lese!

Also einen Autorenspiegel soll ich dir schicken? Nein, liebe Lese, da wird nichts daraus.

Schau, liebe Lese, vor einem Spiegel putzt man sich zurecht. Und bin ich auch kein eitles Frauenzimmerchen, vor einem solchen Spiegel würde ich mich halt doch ein bissel zurechtzupfen und drapieren und ein paar Theaterschritte machen: „Auch ich bin in Arkadien geboren..." Und ich weiß, liebe Lese, du würdest es lächelnd zulassen. Noch nicht einmal die tragische Gebärde würdest du mir streichen. Nein, da bist du viel zu menschlich-gütig dazu im besten Sinne. Höchstens, daß du die Hand ein wenig zum Munde höbest und ans Publikum dich unauffällig wendetest: (beiseite) „Laßt ihn nur, es ist eben einer von der Feder — es gehört nun einmal mit dazu..."

Also sei nicht bös, liebe Lese, ich will doch lieber nicht vor einen solchen Spiegel treten. Da ist auch noch ein andrer Grund. Freilich, du wirst ihn eine Ausrede heißen, aber das macht nichts. Nämlich: Der beste Spiegel der Autoren ist die Arbeit ihrer Feder.

Ist das nicht ein feiner Satz. Heldenhaft rollt er daher, fast so göttlich wie „Auch ich bin in Arkadien geboren..." Und schlau ist er auch. Denn es steckt ein andrer Satz darunter: „So, Kinder, geht jetzt hin und kauft euch meine Bücher."

Von all dem abgesehen, ist aber noch was andres in dem Satze: Er ist wahr. Und darum wirst du ihn auch gelten lassen, liebe Lese, das weiß ich. Dazu kenne ich dich viel zu gut.

Wie sagst du — beweisen soll ich diesen Satz ein wenig? Beweisen soll ich, daß in meiner Schreiberei schon alles liege, was ich Persönliches in einem Autorenspiegel sagen könnte? Hm, ich sehe, du bist gründlich, liebe Lese, du hast einen unbeugsamen Blick. Also gut, laß mich's versuchen. Was zuerst? Was kommt an die Spitze eines Paßbeschriebs?

Der Name? O weh, der ist ein Kollektivum. Müller, Maier, Schulze heißt laut Statistik jeder siebenundzwanzigste Mann im deutschen Reich. Aber immerhin, ein Beweis ist er halt doch dafür, daß einer meiner Väter bei einem brausenden Wasserrad gesessen ist und Mehl gemahlen hat die Woche über und vielleicht auch Sonntags noch ein wenig träumte an den Wassern. So die Väter. Meine Mütter weisen nach Ajaccio auf der Insel Korsika.

Was kommt jetzt im Paßbeschrieb? Geburtsort? Ja, liebe Lese, wer von meiner „Frieda"*) oder meiner „Andren Hälfte"** eine Seite liest und dann am Tonfall und am Augenzwinkern noch nicht merkt, daß ich ein Münchner bin, wie du eine Münchnerin bist, liebe Lese — nicht wahr, solchen Lesern können wir nicht helfen.

Was denn? Das Alter? Ich gebe zu, vor der „Frieda" habe ich's versteckt, um jünger zu erscheinen. Aber vor meiner „Andren Hälfte" ist es offenbar, daß ich die Vierzig streife.

Und jetzt? Aha, die Religion. Aber sieh doch selber, liebe Lese, gegen was ich alles, lustig oder ernstlich, protestiere, so wirst du flugs bekennen: Das kann nur ein Protestant sein.

„Besondere Kennzeichen: Keine", heißt es immer in den Pässen. Freilich, bei einem Mann der Feder wäre es ein Todesurteil. Nun bin ich aber gar nicht tot, sondern leidlich lebendig. Und deshalb habe ich natürlich auch meine besonderen Kennzeichen, soweit sie mir in meiner Arbeit selber sichtbar sind. Es sind gleich zwei, die sich die Wage halten: Ich bin ein Optimist, und ich bin ein Hörer auf die „Stimmen aus dem Reich der toten Dinge".*** Und oft ist meine Fröhlichkeit, glaube ich, nur ein Umweg zu den toten Dingen. Scheinbar tot, natürlich Denn in Wahrheit lebt der Stein und spricht der Gasarm und singen die Maschinen. Und nicht nur in dem billigen Märchensinn, den man nachher beim Glase Bier belächelt.

Was noch? Der Lebenslauf? Auch der ist deutlich sichtbar im Geschriebenen, liebe Lese. Darin steht, daß ich ein überbraver Bub gewesen, einer von den gezwungenen Musterknaben, die nur Einser von der Schule bringen dürfen, die niemals dumme Streiche machen dürfen. Darin steht auch, daß die dummen Streiche später nachgeholt wurden, später, wo sie so viel teurer sind. Darin steht auch soviel

*) „O, Frieda!" Fröhliche und nachdenkliche Geschichten. E. Fleischel & Co., Berlin.

**) „Die andre Hälfte". Geschichten. E. Fleischel & Co., Berlin.

***) Vgl. unsern Cyklus: Lese 1912, Nr. 33, 34, 38, 46. „Das Reich der toten Dinge".

vom Kontor und vom Katheder, daß die Vorberufe klar zu Tage liegen. Darin steht auch viel von guten Ehekameraden und von unverborgnen Kindern, daß...

Kurzum, liebe Lese, es steht alles drin, als Auftakt wenigstens und kommt noch mehr, noch viel hinein, bevor das Lied zu End ist, sodaß du nun selbst einsehen wirst: Ich brauche dir den Autorenspiegel nicht erst noch zu geben. Nein, nein, fällt mir gar nicht ein. Und nichts für ungut, liebe Lese.

Dein

Fritz Müller.

Wieland

Christoph Martin Wieland, dessen hundertjährigen Todestages wir am 20. Januar gedenken, ist zu seinen Lebzeiten gerne in eine Linie gestellt worden mit Goethe und Schiller, ja was seine Popularität und die Auflageziffer seiner Werke anlangt, übertraf er um ein Weites unsere beiden Klassiker. Aber wenn Goethe und Schiller uns Heutigen noch vieles zu sagen haben — vielleicht alles, was die Poesie überhaupt sagen kann — können wir von Wielands zahlreichen Schriften nur noch einen kleinen Teil mit wirklichem Genuß lesen, während alle übrigen höchstens unser literarisches und kulturelles Interesse beanspruchen. Zunächst fallen alle Dichtungen fort, die Wieland als Jüngling geschrieben hat: denn in dieser Zeit hatte er noch nicht seinen liebenswürdigen, ironisch-überlegenen, eleganten Stil gefunden, der, gestärkt an der heiteren Lebensfreude des klassischen Altertums, das 18. Jahrhundert entzückte, wie er unsere Zeit immer aufs neue erfreut. — Aus pietistischem Hause 1733 hervorgegangen, brachte erst das Gymnasium zu Klosterbergen und der Aufenthalt in dem Hause eines Verwandten, der dem aufgeklärten philosophischen System Christian Wolfs zugetan war, einen Umschwung in seiner kindlich-religiösen Lebensauffassung hervor, aus dem heraus es zu schweren inneren Kämpfen kam, als der Einfluß des Elternhauses aufs neue auf den Jüngling wirkte und die schwärmerische Liebe zu Sophie Gutermann (der späteren Sophie Laroche) ihm als überirdisches Geschenk erschien. Der Einfluß des Patriarchen Bodmer in Zürich, dessen theoretische Schriften über die Dichtkunst damals großes Aufsehen erregten, drängte ihn auch künstlerisch auf den Weg der in Verzückung duldenden Tugend. Wie wenig dem Talente Wielands diese Lebensauffassung lag, erkannte damals neben Lessing nur Nicolai, der über den Wieland dieser Zeit urteilte: „die Muse des Herrn Bodmer ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat — — Die Muse des Hrn. Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich, einer alten Wittwe zu gefallen, in ein altväterisches Käppchen einhüllet, welches ihr doch garnicht kleiden will; sie bemühet sich eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiger Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin nicht wieder zu einer munteren Modeschönheit würde."

Nicolai sollte mit seiner Prophezeiung recht behalten: Wielands sinnenfrohe Natur wurde allmählich Herr über die asketische Lebensauffassung seiner Jugend; eine wahre Herzensodyssee führte ihn zurück auf den Boden der Wirklichkeit, die Freundschaft mit dem hochgebildeten Grafen Stadion brachte ihn unter den Einfluß der französischen Bildung; auch Shakespeare half ihm die Grillen vertreiben (Wieland wurde dann der erste Uebersetzer seiner Gesamtwerke) und als er dann die Blüte Athens, die Zeit des Sokrates, Perikles und Plato kennen lernte, hatte er den idealen Rahmen gefunden, in den seine Phantasie Menschen nach seinem Sinne hineinzaubern konnte: Menschen voll Lebensfreude und Güte, voll Weisheit und Liebesbegehr. So entstand die „Geschichte des Agathon" (1766/67), die eine Beichte seines eigenen Lebens in antikem Gewande darstellt, so die graziöse, poetische Erzählung „Musarion" (1768), in der ein griesgrämiger Philosoph zum unbefangenen Lebensgenuß bekehrt wird. Dahin gehören auch die „Abderiten" (begonnen 1774), ein satirischer Roman von höchster Anschaulichkeit, der heimatliche Zustände und des Dichters eigene Erlebnisse unter griechischer Maske verspottet. — Neben diesen, das Griechentum neu belebenden und modernisierenden Werken macht sich schon in diesen Jahren eine romantische Strömung bemerkbar, die im „Idris" (1768) und „Neuen Amadis" (1771) ihren Ausdruck findet und schließlich im „Oberon" (1780) ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht. Den sittlichen Duft dieser Dichtung erhöht noch der Reiz der italienischen Stanze mit ihrer verschlungenen Grazie und Lebendigkeit. — Populärphilosophische und politische Schriften wie „Der goldene Spiegel" (1772), in denen Wieland, dem Zuge der Zeit folgend, seine Ansichten über Fürstenerziehung zum Ausdruck brachte, verschafften ihm die Stellung eines Prinzenerziehers in Weimar, wo er in günstigen Verhältnissen, bald wieder ausschließlich seiner literarischen Tätigkeit zurückgegeben, bis zu seinem Tode (1813) lebte. Seine Monatsschrift „Der Teutsche Merkur" (1773 bis 1789) wurde wichtig für die Verbreitung der Aufklärung und des guten Geschmackes in Deutschland; manch schöne, dichterisch reiche Erzählung entstand noch unter den neuen Verhältnissen: aber seine innere Entwicklung war — ganz im Gegensatz zu Goethe — mit seinem Eintritt in Weimar abgeschlossen. Und als Goethe nach Weimar kam und bald zum geistigen Mittelpunkt des Kreises wurde, rückte Wieland allmählich ins Altenteil hinüber, das sich ihm in seiner schönen Weimarer Gartenwohnung und auf seinem Landgütchen Oßmannstedt im Kreise einer zahlreichen Familie behaglich und anmutig gestaltete.

Ludwig Streit.

Wegweiser der Lese

Das Bücherbuch

dem wir das obenstehende Bildchen entnehmen, ist eine Neuerscheinung des Verlages Klinkhardt & Biermann in Leipzig. Das starke gut ausgestattete Bändchen, das nur eine halbe Mark kostet, enthält eine reiche Auswahl aus den Verlagswerken der genannten Firma und soll dazu dienen, über die Bestrebungen des Verlages aufzuklären. Der Verlag befaßte sich anfänglich nur mit Kunstgeschichte. Aber er ist auf dieser Linie nicht stehen geblieben, sondern zog auch die Goethe-Literatur, die Literatur zur Kultur und Geschichte der Renaissance, die Länder- und Völkerkunde in seinen Interessekreis. Das angehängte vollständige Katalogsverzeichnis wird bei Bücherfreunden seine Wirkung nicht verfehlen.

Vom Wiener Volksheim

Eine neue praktische und schöne Einrichtung hat das prächtige Wiener Volksheim, das den Volkshochschulkursen als Lehrstätte dient und den vielspaltigen Volksbildungsbestrebungen der Stadt Wien einen Sammelpunkt gibt, letztes Jahr geschaffen. Es hat vorigen Sommer im Semmeringgebiet zum ersten Mal eine Art Filiale errichtet. Dies Sommervolksheim hat den Zweck, Volksheimmitgliedern, die sich während des Winters tagsüber mit körperlicher und am Abend in den Räumen des Volksheims mit geistiger Arbeit geplagt haben, eine gesunde, billige und körperlich und geistig erfrischende Erholung zu ermöglichen. Zu gleicher Zeit haben in dem Hause ungefähr 12 Personen Platz, die für einen geringen Preis Wohnung und Kost erhalten. Soweit es die Urlaube gestatten, wird der Besuch so eingerichtet, daß Personen, die sich für dieselben Wissensgebiete interessieren, Mitglieder derselben Fachgruppe des Volksheims, gemeinsam ihre Ferien verbringen. Das bietet nicht nur die Möglichkeit angenehmer und anregender Geselligkeit, sondern auch gemeinsamen Lernens; es ist so also das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Die normale Aufenthaltsdauer beträgt, gemäß der Dauer des üblichen Urlaubs, 6 bis 14 Tage.

Gerade in unserer soviel Anforderungen stellenden Zeit ist eine solche Einrichtung, die für wenig Geld nicht nur einen schönen, sondern auch einen nützlichen Ferienaufenthalt ermöglicht, besonders erfreulich.

Walter Aßmus.

Das erste Jahresbuch der Lese 1913: Der Baldamus und seine Streiche von Oskar Wöhrle

Einführung

Wenn die Lese sich entschließt, das Werk eines Neulings nicht nur in die Öffentlichkeit zu bringen, sondern auch gleich in einer Auflage von vielen Tausenden als Vereinsbuch in die Hände der Lesegemeinde zu legen, dann müssen gute Gründe dafür vorhanden sein. Wir haben es hier nicht mit der Erstlingsarbeit irgend eines begabten jungen Dichters zu tun, sondern mit einer für unsere Zeit in vieler Beziehung außergewöhnlichen Schrift.

Der Baldamus ist eines der männlichsten Bücher, das seit langem geschrieben wurde. Er ist eine Erholung nach der leichten, lieblichen, weichen Lektüre der lyrischen Romane unserer Zeit. Er ist kernig, robust, bis an die erlaubten Schönheitsgrenzen ehrlich und saftig — nur schwache Seelen können ihn wüst finden.

Bei aller Jungmännlichkeit wird das Buch die Herzen der Frauen erschüttern; in Sonderheit möge es den Müttern ein Dokument sein.

Wir aber wollen uns freuen, daß wir noch solche Kerle haben, die hervorgehen aus dem urwüchsigen Blute alter stiernackiger Bauern- und Handwerkerfamilien; die haben allzeit die frischesten Säfte und leidenschaftlichsten Charaktere dem deutschen Geistesleben zugeführt. Wohl uns, daß das heutzutage nicht anders geworden ist.

Und doch nimmt es uns Wunder, daß es heutzutage noch möglich ist, so eigenwillige Wege zu gehen, so abseitige Schicksalswirrnisse zu finden wie Held Baldamus.

Erst scheint es nur ein wüster Gesell, der Zucht und Ordnung sich nicht fügen will, von Haus und Schule davonläuft, landstreichert, bettelt, abenteuert. Je weiter wir lesen, desto klarer wird uns: da hat Einen der alte faustische Drang gepackt, daß er Welten durchlaufen und durchleiden muß, bis er ein eigen Weg und Ziel findet. Und wem das nicht aus Prosa und Poesie der Lebensschilderung klar wird, dem muß es aus dem Anhang, aus den Versen des Baldamus in die Seele leuchten: daß hier einer irrt, ein reiner Tor, ein Sichsuchender und Menschwerdenwollender, der nach andrem als üblichem Heil trachtet.

Die Berichte klingen wie Märchen in unsere flachen geordneten Zeitläufe hinein, wie Reste mittelalterlichen Vagantentums, wie Nachklänge alter Landsknechts- und Flibustierfahrten.

Höchst bedeutsam ist die Vortragsweise, der Stil: in wenigen Seiten werden Erlebnisse geschildert, aus denen hätten Bände werden können. Diese selbstverständlich erscheinende Gedrängtheit ist ein Zeichen unverfälschter Ehrlichkeit und einfacher Lebenswahrheit; sie gibt der Schrift ihre Kraft und zeigt zugleich die Löwenklaue des künftigen Dichters.

Das Buch hat nichts mit den üblichen Legionärsbüchern zu tun; es ist keine Tendenzenschrift. Auch wo es von deutscher Militärzeit handelt, will der Verfasser nichts andres sein als Chronist. Mag Manches auch den Eindruck machen, daß der junge Schreiber dem Erlebten noch zu nahe steht, daß er die Erschütterungen seines außergewöhnlichen Lebensweges noch nicht in genügendem dichterischen Abstand verarbeitet hat — immer ist ein inneres Gleichmaß da, das uns alles verstehen läßt.

Alles in Allem, der Baldamus ist ein eigenartiges dichterisches und kulturelles Dokument, das seinen Platz in der Literaturgeschichte verdient. Der literarischen Welt von heute, die endlich wieder vom Papier zum Leben sucht, wird es eine willkommene Überraschung sein.

Georg Muschner.

*

Dieses Buch wird den Beziehern der Lese kostenlos geliefert; im Buchhandel kostet es br. 1.50, geb. 2.50 Mk.

Gedenktafel

18. Januar 1871: Im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles wurde das deutsche Kaiserreich proklamiert.

19. Januar 1576: In Nürnberg starb Hans Sachs, der bekannteste aller Meistersinger.

19. Januar 1736: An diesem Tage wurde zu Greenock in Schottland der Techniker James Watt geboren, der geniale Verbesserer der Dampfmaschine.

20. Januar 1813: In Weimar starb Christoph Martin Wieland.

21. Januar 1815: In Hamburg starb Matthias Claudius. Ein großer Teil seiner Werke erfreut noch heute durch Naivität und schlichte Empfindung. Einzelne seiner Lieder sind Volksgut geworden.

22. Januar 1729: In Kamenz wurde Gotthold Ephraim Lessing geboren. Von seinen gesammelten Werken ist im Tempel-Verlag eine wunderschöne Ausgabe erschienen.

Nachrichten

Die der Lese angeschlossene freie Vereinigung Karlsruher Künstler und Kunstfreunde „Heimatliche Kunstpflege" veröffentlicht soeben ein neues Werk des bekannten Kunsthistorikers Dr. Joseph August Behringer: Badische Malerei im 19. Jahrhundert. Dieses Werk ist der erste wohlgelungene Versuch, die Entwicklung der Malerei innerhalb eines deutschen Staates zu schildern. Das reich illustrierte Buch kostet 5 Mk.

Das mit dem Volks-Schillerpreis der deutschen Goethebünde ausgezeichnete Liebesstück Belinde von Herbert Eulenberg soll in nächster Zeit durch eine besonders damit reisende Schauspielertruppe in einer größeren Anzahl deutscher Städte aufgeführt werden.

Deutschland wird allmählich in volksbildnerischen Einrichtungen vom Ausland als vorbildlich angesehen. Das beweist eine Zuschrift von Rio de Janeiro, wo bei der Beratung eines Antrages über den Neubau eines Institutsbaues für die dortige medizinische Fakultät ein Abgeordneter in mehrstündiger Rede deutsche Einrichtungen als mustergültig empfahl.

Lesepost

An unsere Freunde! Wir erhielten Weihnachten und Neujahr so zahlreiche freundliche Wünsche, daß wir für diese Beweise treuer Anteilnahme auch an dieser Stelle herzlich danken.

E. H., Herten: Von der Bussesschen Literaturgeschichte ist erst Band 1 erschienen, der nur über deutsche Dichtung handelt. Zu empfehlen ist die beim Bibliographischen Institut in Leipzig erschienene Weltliteraturgeschichte von Hauser, 2 Bände., Preis je 10 Mk. — Die gesammelten Werke von Conrad Ferdinand Meyer, 9 Bände 42 Mk., sind bei Haessel in Leipzig erschienen. Eine andere Ausgabe gibt es nicht. Die Bände sind auch einzeln im gleichen Verlag zu haben.

G. R., Pforzheim: Das Buch ist im Verlag von Otto Wilhelm Barth in Leipzig erschienen und heißt: Judas Ischarioth, Drama in drei Akten von Rolf Gustav Haebler.

Vereinsmitteilungen

Mitteilung des Vereins Die Lese E. V.

In Oesterreich hat sich, mit dem Sitz in Wien, ein besonderes Komité zur Unterstützung der Lese gegründet — Vorsitzender Wilhelm Börner —, das folgenden „Aufruf ans Volk und seine Freunde", unterzeichnet von bedeutsamen Namen, erläßt:

In immer weitere Kreise dringt jene Art des Schrifttums, die man bezeichnenderweise „Schund- und Schmutzliteratur" genannt hat. Mit Sorgen verfolgen seit Jahren alle, denen das Wort Kultur kein leerer Klang ist, das Anwachsen dieser Druckerzeugnisse, welche die sittliche Kraft des Volkes schwächen und den künstlerischen Geschmack von Hunderttausenden dauernd verderben. Immer mehr bricht sich in den Reihen der Männer und Frauen, welchen am Volkswohle gelegen ist, die Erkenntnis Bahn, daß in energischer und zielbewußter Weise diesem Übel gesteuert werden müsse, wenn nicht die wertvollsten Güter gefährdet werden sollen. Lehrer- und Elternvereine, Volksbildungsinstitute und Arbeiterorganisationen, Gemeindevertretungen, Schulverwaltungen und Gerichtsbarkeit — sie alle haben sich zusammengetan, um den Feind zu bekämpfen, die Erfahrungen haben jedoch gezeigt, daß alle Repressivmaßregeln nur sehr geringen Wert haben und daß das beste, sicherste und einsichtsvollste Mittel, den Schund und Schmutz in der Literatur zu verdrängen, die positive Betätigung ist, d. h. die Massenverbreitung guter, dem Verhältnisse und Wesen der breitesten Schichten des Volkes angebrachter Literatur.

In dieser Erkenntnis wurde vor einiger Zeit in Deutschland eine neue „Literarische Zeitung für das deutsche Volk" mit dem Titel „Die Lese" gegründet, die tatsächlich berufen erscheint, einen wirksamen Kampf nach jener Richtung hin auch in Oesterreich aufzunehmen.

„Die Lese" ist eine vornehm geleitete Wochenschrift, die von einem Vereine gleichen Namens in München herausgegeben wird, zu einem Preise, der es jedermann, auch dem Aermsten, ermöglicht, wertvolle Literatur zu lesen. Der gute Kern des Volkes und das erwachte Verantwortlichkeitsgefühl aller, die berufen oder in der Lage sind, den Lesestoff der weitesten Volkskreise zu beeinflussen, lassen hoffen, daß dieses neue Unternehmen kräftig unterstützt und gefördert werde zum Wohle der Nation. „Die Lese" wird zu gemeinnützigen volksbildnerischen Zwecken geführt, so daß jeder, der ihre Bestrebungen fördert, dem Gemeinwohl dient.

Rudolf Hans Bartsch; Dr. Alfred Freiherr von Berger, k. u. k. Direktor des k. k. Hofburgtheaters †; Wilhelm Börner; Marie von Ebner-Eschenbach; Regierungsrat Dr. Karl Glossy; Hofrat Prof. Dr. Theod. Gomperz †; Marie Eugenie delle Grazie; Ferdinand Gregori, Intendant des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim; Marianne Hainisch, Präsidentin des „Bundes österreichischer Frauenvereine"; Professor Dr. Friedrich Jodl, Ehrenpräsident des „Zentralverbandes der deutsch-österreichischen Volksbildungsvereine"; Eduard Jordan, Ehrenpräsident des „Niederösterreichischen Landes-Lehrervereines"; Dr. Erwin Guido Kolbenheyer; Hofrat Prof. Dr. J. Minor; Walter von Molo; Prof. Dr. Emil Reich; H. Salus; Dr. K. H. Strobl; Stefan Zweig.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 58, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Goethe über Wieland. — Die große Bratwurst. — Kindermund. — Autorenspiegel. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Zung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner
Nr. 4 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Ich kann euch eures Alltags Last nicht nehmen,
wie mir die meine Niemand nehmen kann
und auch nicht nehmen soll..
ein Jeder finde selber sich zurecht,
ein Jeder trage selbst, womit er sich belädt,
und kämpfe selber sich durch Weh und Wohl!

Was ich vermag, es ist nicht mehr vielleicht,
als euch in stiller Feierabendstunde
zu zeigen:
wie es mir, gleich tausend Andern, ging:
wie's mich geduckt,
und wie ich gezuckt,
und wie ich jede Zuversicht verlor...
und wie ich plötzlich dann trotzig wurde:
was Andere zwingen, das zwingst du auch!
es gibt kein Schicksal! Verlust und Gewinn
ist nur, was ich selber will und bin!

Und wie ich die Arme dann frei mir rang,
und wie ich den Kopf wieder hoch bekam,
und wie ich mich zu mir selber fand,
und wie sich langsam immer klarer,
immer freier, voller und wahrer
aus der verschütteten Tiefe hob:
Alles, was ich seit Knabentagen
glühend in der Seele getragen!

Und wie es Gestalt und Leben gewann
und sich verwuchs und zusammenspann
und höher mich und höher trug,
Morgen, Sonne und Sommer entgegen,
und wie's mit immer hellerem Glanze,
mit immer freudefroherem Ruf
mich umklang und aus des Alltags
Last mir Kraft und Freiheit schuf.

Cäsar Flaischlen.

Cäsar Flaischlen
Vom Herausgeber

Als ich vor etwa fünfzehn Jahren in die Literatur hineinstrebte, suchte ich nach einem Dichter, der die Eigenschaften klassischer Vorbildlichkeit besitzt. Es sollte Einer sein, der vor den Forderungen besteht, die unsere bisherige Literatur von den Klassikern her an einen Dichter unserer Zeit stellen darf; und zugleich Einer, der die Aufgaben dieser unsrer Zeit in seinen Werken vorbildlich erfüllt. Doch alle, bei denen ich kritisch ansetzte, ein Bierbaum, ein Hartleben usw., fielen hinten herunter; sie waren auch bedeutungsvolle Erscheinungen, schienen mir aber gleichsam nicht in der Zentrallinie der Entwicklung zu stehn. Dehmel, der am meisten ernst zu nehmen war und der in Vielem alle überragt, schien mir in sich selber noch nicht ausgeklärt genug. So kam ich auf Flaischlen und blieb bei diesem hängen und schrieb als ein Musterbeispiel seine Monographie, die ich heute noch vertreten kann. Damals erregte sie bei manchen Kopfschütteln; die Literaturgeschichtler wußten mit diesem ersten Versuch, einen lebenden Dichter gegenwärtig und doch historisch einzustellen, nichts anzufangen — um es dann einige Jahre später mit andern nachzumachen. Inzwischen hat Flaischlen sich selber durchgesetzt — man kann sagen, als der unter den lebenden Dichtern, der am wenigsten durch Hilfe einer Clique, durch Kritikmache, durch Presse oder Verlagssensation emporgestiegen ist.

Heute ist Flaischlen mehr denn je eine vorbildliche Dichtererscheinung. Ich rekapituliere kurz folgende Daten. Er wurde am 12. Mai 1864 geboren, ist Schwabe, wuchs in Stuttgart und in kleinen schwäbischen Städtchen auf, wurde erst Buchhändler, dichtete schon als Junge, bildete sich autodidaktisch weiter, studierte dann an verschiedenen Universitäten und trat schließlich in Berlin in den damaligen Sturm und Drang. Sein erstes Versbuch, die Nachtschatten, erschien ungefähr gleichzeitig mit den Erstlingen der andern Stürmer und Dränger; doch während jene mehr oder weniger sich in Seitenpfade verloren, in Naturalismus, Symbolismus und andre — ismen, blieb er, der besinnliche Schwabe und ruhige Nachprüfer, auf der goldenen Mittellinie. Sein Werdegang wirkt heute für jene ganze Zeit wie ein Spiegelbild, in dem sich alles Auseinanderflutende zu einheitlichem Sinn verdichtet hat. Er wurde mählich der Führer, freilich der stille Führer, der treue Eckhart, der Rückhalt Vieler, der Sichter und Klärer. Als er in dem Sammelbuch „Neuland" zum ersten Male die Dichter der Zeit zusammenstellte, als er seine eignen Bände „Von Alltag und Sonne"

und „Lehr- und Wanderjahre" herausbrachte, als er durch die Uebernahme der Pan-Redaktion dann auch öffentlich mehr in führender Weise hervortrat, war er bereits der reife, überlegene Geist, der zu klug war, um im Getriebe um äußere Würden mitzuringen, der aber in aller Ruhe die Sichtungsarbeit der Zeit leistete. In seinen Büchern findet man, damals übersehen, Vorworte und Einführungen, die heute so unverrücklich feststehen, daß sie mit die bedeutendsten Marksteine der Entwicklung darstellen. Während er im „Pan" die Moderne in Kunst und Literatur zum Siege führte, druckte er darin jene Absagen an das Tohuwabohu ringsherum: das Gedicht „Dem Dichter", die Skizze „Flügelmüde" und die Betrachtung „Zur modernen Dichtung", die heute für jene Zeit die ersten großen Einkehrungen darstellen. Wenn wir jetzt in einer Zeit der Selbstbesinnung und Verinnerlichung angelangt sind, Cäsar Flaischlen hat dies als Vorläufer, der deutschen Dichtung zum Segen, vorbereiten helfen.

Wenn ich versuchen darf, diesen Dichter auf eine Formel zu bringen, so scheint mir die folgende für diese Stelle die geeignete: Flaischlen bedeutet gegenüber den ablenkenden Literaten-, Schriftsteller- und Dichtererscheinungen das Regulativ; er hat den alten deutschen Dichtertypus in sich selber wieder aufgefrischt, treu durchgehalten, trotz der Verwirrung der Zeit, und nach den Forderungen unsres heutigen Lebens geweitet, während ringsherum die meisten allerhand Phantomen nachjagten. Die Klassiker waren vorbildliche Menschen, die, wie andre Sterbliche auf andern Gebieten, durch die schönen Formen der Poesie vorbildliches Menschentum hingestellt haben; nicht zum Spiel, nicht als leere bunte Träume, nicht um des Erfolges willen, nicht wegen Geschäft und Sensation; auch nicht um aesthetische Gesetze, technische und handwerkliche Regeln zu erfüllen —: sondern um vorbildliches, nachlebbares Menschenleben zu schaffen.

Und nun bedenke man die Wirrnis der damaligen Zeit — und auch noch die der heutigen. Dichter und Dichterlinge treten auf, Schriftsteller und Journalisten, Aestheten, Prinzipienreiter, Artisten im Bann irgend einer Richtung — ihnen allen gegenüber war ein feines schlichtes Gegenbild nötig, und ist nun unser Segen. Ein solcher Mann mußte zeitweise einen Märtyrerweg gehen; daher ist es ohne Klagen auch bei Flaischlen nicht abgegangen. Er mußte auch zeitweilig als sekundäre Kraft erscheinen, der die größeren in die Zukunft tragenden Aufgaben fremd sind. Doch gerade bei diesem Dichter kann erst der Mann nach hundert Jahren richten, wie weit seine Werte reichen.

Das Große an Flaischlen ist, daß seine Entwicklungen nicht nur für die Dichter der Zeit, für die Kunstfragen unsrer Tage gültig sind, sondern für alle Menschen. Grade weil ihm dichterisches Erleben und Gestalten ein Ringen um menschliche Vollendung ist, sind seine Werke Bekenntnisbücher, die den Menschen unsrer Zeit auf ihren Lebenswegen fast unentbehrliche Freunde sind.

Dafür einige Beispiele: als er seine Prosagedichte schrieb, die sprachlich feinsten der Weltliteratur, wollte er den hastenden Großstadtmenschen Naturgefühl und Herzensfreudigkeit erhalten helfen; in seinen Lehr- und Wanderjahren, dem würdigen Gegenstück zu Goethes Erziehungswerke, ist er der Prediger des Mutes und der Selbstzucht. In „Martin Lehnhart", „Toni Stürmer" und „Jost Seyfried" gestaltet er die drei großen Ideale der Welt: Gott, Liebe, Kunst, in einer Weise neu, daß unsere Schulbegriffe über den Haufen geworfen und durch neue strengere Ideale ersetzt werden. Bemerkenswert sind auch seine Formen; in seiner Spruchdichtung erobert er die einfache Sprache für die Poesie und füllt sie mit Sinn und Deutung neu auf; in der reinen Lyrik klärt er sie zu gesanglicher Innigkeit, wie es kaum einem gelungen ist.

Flaischlen hat eine treue große Gemeinde. Es ist nicht leicht, ihm zu folgen; doch wer sich einmal mit ihm eingehend befaßt hat, der ist ihm als Jünger verfallen.

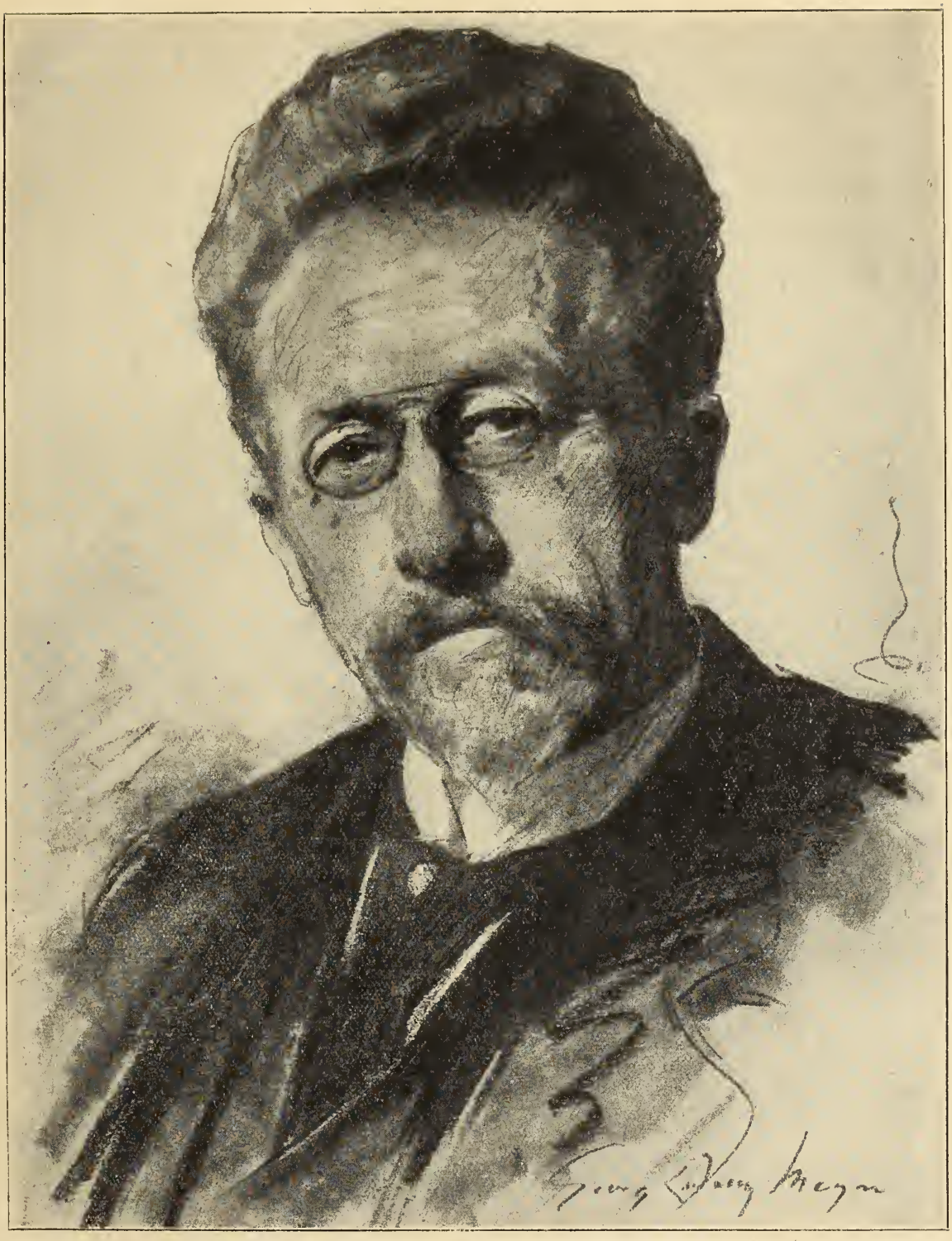
*

Wir wählten als Proben den Schluß aus dem „Jost Seyfried", der einen langen Atem hat und ganzes Mitgehenkönnen verlangt; einige Spruchgedichte voll jenen erlösenden, aufsteigenden Gedankengehalts, der mit dem Namen Flaischlen identisch geworden ist. Einige Lieder, in denen die Sprache kaum mehr gesprochen, sondern gesungen werden möchte; und endlich einige Prosagedichte, die zeigen, wo die Sprache des Dichters herkommt: in dem einen bekommt sie zuletzt solchen Rhythmus, daß der Uebergang in die Strophe folgen muß. Den Schmuck dieses Heftes verdanken wir der Offizin W. Drugulin in Leipzig, die seiner Zeit den Pan gedruckt hat und sich dabei um deutsche Typographie große Verdienste erwarb; es sind Zierstücke aus der genannten Zeitschrift, die unter Flaischlens Leitung die bedeutendste Kunstzeitschrift aller Zeiten war.

* * *

Was die Großen unter uns geschaffen, Propheten, Dichter und Richter,
sie haben es nicht geschaffen, daß es stumm in den Regalen stehen soll und verstauben..
sie haben es gegeben, daß es Leben werden soll in unsern Herzen und uns selber groß und frei und ewig machen.

Cäsar Flaischlen.

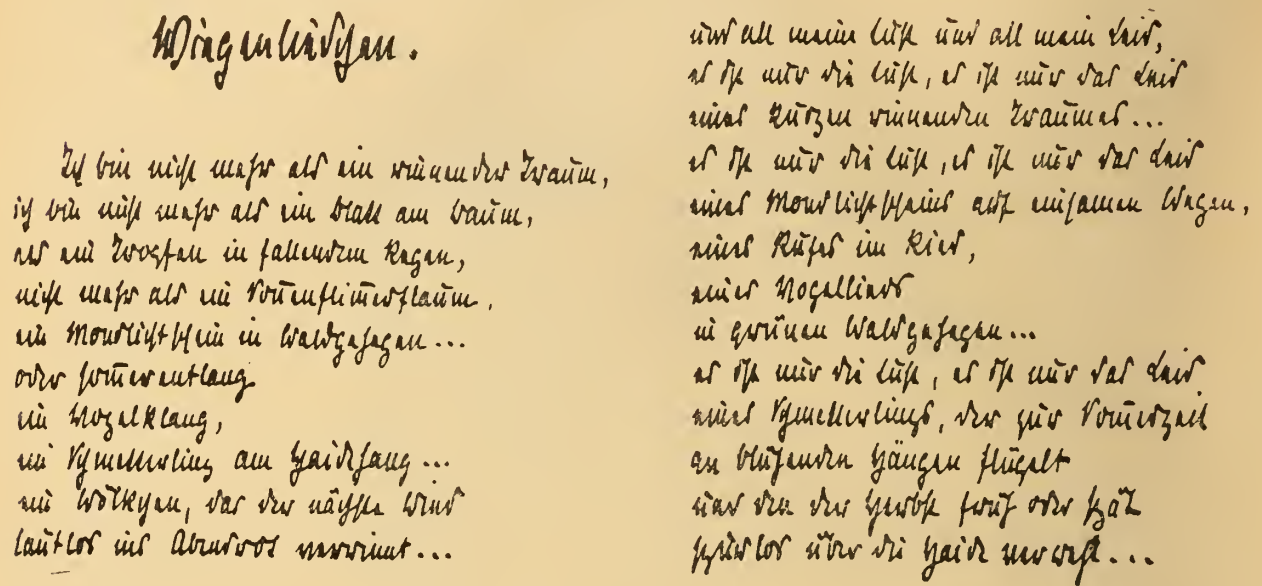


Cäsar Flaischlen.

Nach einem Bilde von Georg Ludwig Meyn.

Dichtungen

Von Cäsar Flaischlen



Tanzlied

Warum so ernst?! warum so schwer?!
Küß uns und lach, sieh, wir wollen nicht mehr!
gib uns die Hand! wir sind das Glück!
küß uns und lach und pflück und schmück
dich mit unseren Rosen!
Wir sind, was du selber so gern möchtest sein:
Schmetterlingsseelchen im Sonnenschein!
Spiel, Tand und Tanz,
Zier, Klang und Glanz!
Wir sind wie im Wind
verflirrender Flaum!
Wir kennen nicht Leid und nicht Sorgen!
wir sind zwischen Abend und Morgen
ein kurzer, glück-seliger Traum!
Spiel, Tand und Tanz,
Zier, Klang und Glanz!

Wir fragen nichts, wir klagen nichts,
wir wollen nichts wissen,
nicht Ja und nicht Nein!
wir wollen nur
lachen und küssen
und singen und selig sein!
Bring Wein und schenk ein!
wir wollen nur
lachen und küssen und singen und selig sein!

Was ist Kunst..

Was ist Kunst..
die besten Jahre
hat man sich herumgestritten
und gehungert und gelitten..
was ist Kunst?!..
und auch nicht Einer
kam davon ganz ohne Wunde!
und wie viele,
die das Höchste
wollten,
gingen lautlos vor die Hunde!

Was ist Kunst..
die alte Frage
ach und immer neue Klage..
was ist Kunst?!
Ist es Jugend, ist es Alter?
ist es Kampflust oder Frieden?
Wahrheit oder schöner Schein?
ist es, was die Menge jubelt
oder sind es weltentrückte
lebenfremde Träumerein?!

Ach, ich meine:
Groß und ewig war noch immer
nur, was mit befreitem Flug
über die gebundenen Grenzen
unseres Werktagdaseins trug..
was mit festem Fuß auf fester
Erde.. doch von allem ihrem
Zwang und aller Schwere frei
wie als Spiel uns lächelnd schenkt,
was das Leben uns zu leben,
nicht vergönnt
und wonach doch unsere Sehnsucht
immer übermächtiger drängt!

Gedichte in Prosa

Von Cäsar Flaischlen

Das alte Fräulein

Einen braunwollenen Umhang über dem zerknitterten, großmustrigen Kattunkleid kauert sie am Fenster und blickt auf die Waldwipfel und auf das Meer in der Ferne.. fast unbeweglich..

Ein scharfes, mageres, versorgtes Gesicht mit harten, stechenden Augen, wie Menschen haben, die sie nicht schließen dürfen, wenn sie müde sind.. und doch wieder so voll Glück, so kindlich dankbar froh und freudestrahlend, als ob es die Erfüllung langer Jahre, die endliche Verwirklichung eines Lebenswunsches, daß sie hier sitze: die grünen Wipfel vor dem Fenster und das blaue Meer..

den altmodischen Strohhut mit Bindebändern über das windzerzauste, angegraute Haar herabgekrämpt und in der verarbeiteten trockenen Hand ein lächerliches Zwitterding von Arbeitsbeutel und Reisetasche, wie aus Großmutters Zeiten...

Nach einer Weile zieht sie langsam die Uhr.. eine kleine silberne Uhr an geflochtenen Seidenschnürchen..

und plötzlich werden ihre Augen tieftraurig.. als ob mit einem Mal Alles, was hinter das Meer versunken lag, mit der kleinen Uhr vor sie träte; Alles, was sie so gemacht, wie sie ist, hart und grau..

Kopfschüttelnd kapselt sie das Gehäuse auf, sieht in das Werk, zieht die Hutnadel und tippt in den Räderchen herum...

. . . . . .

Immer wieder steht die Viertelstunde vor mir: Die große Freude.. diese kleine Uhr..die Hutnadel mit dem schwarzen Glasknopf..und dieses tiefe, stille Leid plötzlich..mitten in der Erfüllung eines Lebens.

Altes Lied

Das war der Wald und das der Weg und hier der Bach und da der Steg und dort die Bank und in den Eichenkronen träumt golden immer noch die Sonne und über die Dünen wie vor Jahren rauscht das Meer..rauscht das Meer das alte stille Menschenleid von Lieb und Lassen..

Und ich gehe und ich stehe und mir ist: ich sähe draußen, drüben, wo die Straße führt, einen Burschen ziehn des Weges, hügelab durch Stoppelfelder, hügelauf durch stille Wälder..immer ferner, immer weiter in die abendrote Welt, und mir ist: ich hör es klingen, und mir ist, ich hör ihn singen..und ich singe leise mit:

Ein Röslein blüht im Garten,
liebkost vom wandernden Wind..
ich bin nur ein armer Geselle
und du bist ein Königskind!..

Im Sand

Und wieder lieg ich
nackt
im Sande..

die Sonne glüht mir durch die Adern und ich freue mich der stillen Kraft, die mir die Glieder dehnt..

und sehe den Quallen zu, die von den Wellen an den Strand getrieben werden... hilflose Dingerchen! und jede doch ein Kunstwerk, wie es noch kein Künstler nachgeschaffen.. so klein und fein und so geheimnisvoll durchsichtig und in jeder Faser doch ein ungelöstes Wunder!...

und.. träume
und gucke in den Himmel
und recke mich
und riesle mir Sand über die Brust
und lache laut, wie schön, wie köstlich es ist: zu leben!

Und dann
sitz ich auf einem Felssturz nebenan, die Kniee hochgezogen und sehe mir zu, mir selber, wie ich da liege und mich sonne.. neugierig, wie man irgend etwas Fremdem.. Unbekanntem zusieht,
einer Pflanze,
einem Tier, das man so fände..

Wie wunderbar doch eigentlich: dieses glatte, weiche, weiße Fleisch — eine Handvoll Sand und Erde!

und wie wunderbar, wie sich das so bildet und zu Leben wird und formt und wächst und reift.. immer aus der großen Erde heraus.. und immer dem Licht entgegen.. wie das kleinste Hälmchen wie der riesigste Baum!

und wie es sich bewegen kann und schreien und lachen, mit tausenderlei Sehnsucht, mit tausenderlei Willen, und daliegen wieder, lautlos still wie etwas Totes...

und wie stolz es dann, wenn es die Augen aufmacht, sich auf seine Füße stellt und die Arme reckt...

und wie klug es sich hat, dieses bischen Leben, wie geschickt und sinnreich es sich überall anzupassen und Alles sich zu Nutz zu machen weiß...

über die Meere kann es schwimmen, über die Länder kann es laufen, zu den Sternen kann es reichen..

wie ein kleiner Gott.. allmächtig, allwissend, allsehend...

und wie es dann doch wieder dasteht: furchtsam, hilflos blind, in zwergenhafter Winzigkeit und Ohnmacht.. nichts, als eine Handvoll Sand, die ein leichter Wind im nächsten Augenblick schon spurlos in den großen Sand verweht.

Mittagstille

Alles blau und mittagstill und einsam.

Ich liege in der Düne unter einer Fichte und sehe so ins Weite..

Keine Seele rings!.. nur am Brückenkopf in einem Kahn drei Mädchen.. alle drei in hellen Kleidern und mit weißen Mützchen.

Sie klettern herum und lachen, wie Mädchen lachen.. dann stoßen sie ab und rudern hinaus.. die in der Mitte immer stehend.

Ich schließe die Augen und höre auf das Klappen der Ruder.. man hört ja so weit an der See..

Nun singen sie.. und..

eine seltsame Sehnsucht überrinnt mich.. eine Sehnsucht wie nach Heimat, Kindertagen und Kinderlachen.. ein Gewirr von bunten flatternden Fahnen ist um mich her..

Mädchen, Knaben, Maien tragend..

und plötzlich seh ich meine Mutter.. auf dem kleinen Balkon nach der Straße.. hinter ihren Blumentöpfen.. so wie sie immer stand.. nach mir aussehend und mir zunickend, wenn ich wieder einmal in die Heimat kam.. mit dem weißen Haar, mit den großen guten Augen und mit den vielen, vielen Furchen im Gesicht...

Ja, ja! das weiße Haar und die vielen, vielen Furchen!.. und ich gäbe sonst was darum, die alte Frau einmal hier haben zu können und ihr das Meer zu zeigen, das sie nie gesehen und immer doch so lieb hatte... so, so blau aber und so still und frei und heiter..

das Meer, denk ich mir, müßte den Menschen gut machen, sagte sie immer.....

O!.. ich gäbe sonst was darum.....

und plötzlich.. bricht das Singen auf dem Wasser drüben ab.....

So regnet es sich langsam ein..

So regnet es sich langsam ein
und immer kürzer wird der Tag und immer seltener der Sonnenschein..

Ich sah am Waldrand gestern ein paar Rosen stehn..

gib mir die Hand und komm... wir wollen sie uns pflücken gehn..

Es werden wohl die letzten sein!

Zierstück aus dem Pan von Josef Sattler.

Aus: Jost Seyfried
Von Cäsar Flaischlen

Komm, mein Junge!
wir wollen alle Bücher einmal liegen lassen!
wir wollen auf den Söller steigen
und ich will dir die Welt zeigen!

Sieh, das ist der große Jammer und die große Not der Zeit, daß sie blos den Verstand gelten lassen will und alles Andere gegen ihn zurücksetzt!

und Verstand haben ist so leicht!

aber: wer sich nur auf seinen Verstand verlassen will, ist bald zu Ende!

Ich ließ mich auch einmal verwirren: Verstand sei es, der das Leben heilige!

nein, mein Junge:

Verstand ist nichts! Verstand hat Jeder!

Empfindung ist es, die das Leben weiht und heiligt!

Verstand schafft nur äußere Werte!

deine Empfindung ist dein Ich!

Verstand muß das Haus bauen, aber ein Haus ist nicht für sich da, sondern für dich! und was du darin lebst, ist dein Leben!

Verstand lehrt dich sehen und hören und lesen und schreiben, aber das Alles ist nur, um dein Empfinden höher zu gestalten!

Ohne Verstand natürlich gehts nicht. Er muß auf dem Bock sitzen, die Zügel deiner Pferde in der Hand, er muß die Augen offen haben und fahren können und die Wege wissen..

wohin es aber gehen soll, das.. muß ihm deine Empfindung sagen!

*

Horch, die Glocken, mein Junge!
immer lauter und lauter und heller und siegender:
Frühling und ..Ostern!
Ostern, mein Junge! und Frühling!
verstehst du, was das heißt?!...
Ostern!

*

Sieh, das ist die Welt, hier vor uns:
das Tal, die Wiesen..alles wieder grün und in Knospen..der Fluß, zur Ebene hin, die Stadt, die Villen an den Hängen hinauf..
und drüben die Höhen, mit ihren Straßen über die Berge..
und die Menschen.. die Menschen unten!

Guck, nur die die Glocken läuten, sind wach, die andern liegen noch und schlafen!
liegen und schlafen,
anstatt auf zu sein in Glauben und Freude und der Sonne entgegenzuwachen,
die ihnen Frühling und Ostern bringt!

Sie liegen und schlafen,
müde von der Arbeit ihrer Woche und von ihren Sorgen..
und wenn sie aufwachen, wachen sie auf, wie sie einschliefen, müde von Arbeit und Sorge
und das ganze Herz doch voll glühender Sehnsucht nach Ausruhn und Freude!
Es ist schwer, mein Junge, glaub mir, es ist schwer, froh zu sein, wenn man die Menschen lieb hat!
es ist schwer, mein Junge!

*

Und wenn du Dichter werden willst, mein Junge..
Sieh, du kannst es nur, wenn du die Menschen lieb hast!
wenn du sie so lieb hast und so stark bist in deinem Glauben, daß du all ihr Leid mit ihnen leiden kannst,
und für sie leiden, wo sie gegen dich!

Du wirst keine Heimat haben bei ihnen, du wirst wie ein Prediger sein in der Wüste..
das Herz wird dir überwallen, ihnen zu helfen, und.. sie werden dich verlachen und verspotten und werden dir Alles antun, was Menschen einem Menschen antun können!
aber
glaub ihnen nicht! glaub ihnen nicht, mein Junge!

Glaub nicht an die Unfreude, glaub nicht an die Verdrossenheit, glaub nicht an die Kleinlichkeit, die dir entgegentritt..
wisse sie, aber glaube sie nicht!

Sieh durch sie durch, in ihre Herzen!
in ihren Herzen in der Tiefe wirst du nur Sehnsucht sehen, aus all der Not und Schwere ringsum heraus zu finden,
und an die glaub, mein Junge!
nicht an ihre Worte, nicht an ihre Taten!
an ihre Sehnsucht glaube, wenn du Dichter werden willst und ihnen helfen!

Sieh, sie zerwerfen sich immer mehr, was das Leben wertvoll macht,
sie haben immer weniger den Mut, zu sein, wie sie sein möchten!
sie zernörgeln und zerfasern sich ihre schöne Welt immer planloser, irregeführt von Propheten, die keine sind,
und finden immer weniger zurecht und machen es sich zu Ruhm, sich lachend hinwegzulügen über Alles, das sie doch so gerne hätten und sich träumen!

Und wenn du Dichter werden willst, wisse das Alles, aber glaub es nicht!
sondern geh und rüttle ihre Sehnsucht auf und schaffe ihnen Zuversicht:
daß ihre Träume höher und sieghafter als das Leben!
und daß es Sonntag werden kann in ihren Seelen aller Last und aller Hast zum Trotz!

*

O ich möchte aufspringen, immer wieder, immer wieder:

Es wird eine Zeit einst kommen, die über die Not und über das Leid, mit dem wir uns herumschleppen, hinweggefunden haben wird..
es wird eine Zeit einst kommen, die da kaum verstehen wird, wie wir uns Kummer machen konnten, um Dinge, die so kaum der Mühe wert..
eine Zeit, die über all die Kämpfe, in denen wir uns verbluten, lächeln wird, wie wir selbst über Schmerzen lächeln, die uns als Kind einst weinen machten..
es wird eine Zeit einst kommen, in der der Mensch dem Getriebe und der Last seiner Städte und dem Staube ihrer Zeitungen und Bücher den Rücken kehrt und sich endlich wieder zu sich selber sucht..
eine Zeit, wie einst vielleicht vor grauen Zeiten..
doch: auf der Höhe, nicht im Tal!

O ich möchte aufspringen
und durch das Läuten der Glocken draußen hinunterrufen in die Weite:
Du Dichter stehe auf und sei ein erster früher Bote dieser Zeit und gürte dein Gewand und ziehe durch die Länder
und bringe den Menschen Selbstvertrauen, Daseinsfreude und Frühlingsmut!

Werde nicht müde, immer wieder ihnen zu sagen:
kehrt um, ihr seid auf falschem Wege!
all der Kram, den ihr als Höchstes hinstellt, ist Kram..

es gibt noch anderes als all die Aeußerlichkeiten, an die ihr euch hängt!
anstatt zum Freien, macht ihr euch zum Knecht,
und zerbrecht,
was ihr erringen wolltet
und verschüttet euch die Quellen immer mehr!

Werde nicht müde, ihnen zu sagen, wie klein im Grunde all ihr Leid und wie schön und herrlich die Welt, die sie haben, und wie wunderbar köstlich ihr Leben..
wenn sie nicht selbst nur immer wieder es zu Not und Sorge und zu Werktag sich verkehren würden!

Du Dichter stehe auf
und lehre die Menschen hinaussehen über ihr Heute und bringe ihnen Glauben und mache ihre Seelen groß und frei!
lehre sie der Sonne treu sein und wissen, daß sie da ist, auch wenn Wolken sie verhängen!
und lehre sie lachen wieder, wie sie als Kinder einst gelacht..
doch auf der Höhe, nicht im Tal!

*

O ich möchte aufspringen, immer wieder..
und durch die Welt reiten
auf weißem Pferde
mit flatternden Fahnen:

Du Dichter stehe auf
und laß es jedes Opfers wert sein und sei du, was die Menschen nicht sein können, bei ihrem Kampfe um ihr täglich Brod!

Du Dichter sei ihr Klärer und Währer und Richter und Aufrichter!
sei der Freund, der ihnen not tut!
ein getreuer Eckart auf ihrer Wanderung!
zeige ihnen Ziele über ihren Alltag hinaus:
schaffe ihnen Wegweiser zur Höhe
und geh voran
und leb es ihnen vor:
daß deine Träume stolzer sind und weiter tragen, als die Wirklichkeit!

Dein Wort ist mächtiger in seiner Stille, als alles Geschrei ihrer Propheten!
mächtiger als der Lärm ihrer Städte und Märkte!
mächtiger als aller Gegenwille!
es siegt darüber hinweg, wie der Frühling über den Winter hinwegsiegt!

*

Und da kein Anderer es wagt..
Du Dichter stehe auf und gehe zu ihnen und sage:
Ich komme zu euch und ich bin von Gottes Gnaden und will euch heißen, was er mich geheißen.

Es gibt nur einen Weg zur Freiheit! den: steter stiller Selbstzucht!
und: nur durch die Gesetze, die eure Großen euch geschaffen haben..
nicht gegen sie!
erfüllt sie
und ihr werdet fühlen, wie sie tragen und eure Flügel immer weiter breiten!
Und wenn ihr Wort auch hart klingt,
habt nicht Furcht:
ein jegliches „Du sollst!" soll immer nur dich auf dich selber stellen und einen Weg dir zeigen höhenwärts!

Sag ihnen:
Ich komme zu euch und ich bin von Gottes Gnaden:
Ich will keine neue Schule gründen, ich will keine neue Religion stiften, ich will Niemand seinen Glauben nehmen,
ich will nur die Möglichkeit suchen, so zu leben, wie es sich vielleicht zu leben lohnt!
Wir brauchen keine neue Religion! wir haben Religionen genug, alte und neue, und jede einzelne ist wunderbar und groß und ewig genug!
Nur laßt nicht jede totes Wort nur sein!
lebt endlich einmal eine und macht Ernst!

Und weil dein Wort mächtiger, als das des Mächtigsten, und weil kein Anderer es tut..
Du Dichter stehe auf und sage:

Ueber aller Erkenntnis steht der Mensch!
du Mensch, bist der Herr der Welt!
und was deine Richter richten, richten sie für dich!
und was deine Denker denken, denken sie für dich!
und was deine Kunst schafft, schaffe sie für dich.. nicht für sich!
dir auf der Erde zurecht zu helfen und sie dir lieb zu machen..und zu Haus und Heimat!
und dir Kraft zu geben
und den Weg zu bahnen
und Zeit um Zeit
zur Höhe dich zu führen!

Für dich nur jubelt die Erde!
für dich nur flammt die Sonne!
für dich nur rauschen die Meere!
dir zu Preis nur, dir zur Ehre!
Du Mensch bist Sieger und bist Held!
Du Mensch bist König und Herr der Welt!

*

Und.. leise
wie der Frühling kommt bei Nacht
und auch den kleinsten ärmsten Garten jung und froh und blühen macht..
gehe still zu jedem Einzelnen und sag ihm:

Einer allein kann es nicht! auch nicht hundert! wir müssen alle mithelfen! Groß und Klein! jeder in seiner Weise!
und guter Wille ist schon halber Sieg!

*

Kindheit und Jugendzeiten scheiden Werktag und Sonntag..

dann gilts: das eigene Leben zu erkämpfen, den eigenen Glauben zu erfüllen
und der Sonntag fällt und die Welt wird Werktag!

Aller Werktag aber ist nur Mittel, vergiß das nicht, nur Weg:
hinauszufinden über seine Not und Mühe,
hinauszufinden über seine Unfrohheit!
vergiß das nicht und halt es fest! es macht gelassener und heiterer
und gibt dir Ruhe..

Alles Werktagelend ist nur Weg zum Sonntag!
Und wenn es noch so lange dauern sollte und wenn es Jahr um Jahr dich unter Waffen hielte und im Kampf...
das muß als fernes Ziel feststehen über Allem:
daß der Sonntag endlich wieder siegt!

Nicht blos für uns, für dich und mich, und unser stilles kleines Leben, für jeden Einzelnen, für Alle, für die ganze Zeit und alle Zeiten, die noch kommen werden:

es gilt herauszuringen endlich aus dieser ewigen Werktagschwere!
der Mensch ist für den Sonntag da!!
seine Werktagnot hat er sich selber aufgeladen!

Du Dichter stehe auf und gürte dein Gewand und ziehe durch die Länder
und sei ein erster früher Bote dieser Zeit!

Fidus.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

5. Fortsetzung.

Marie fühlt sich von hinten umfaßt und gewahrt, erschreckt herumfahrend, den alten Förster, der in feierlicher Umständlichkeit etwas durch die Nase redet und dabei ihren Körper ohne weiteres in seinen Armen zum Tanz zurechtrückt und sie dann durch den Saal zu drehen beginnt. Wie auf Verabredung beteiligt sich anfangs niemand am Tanze. Die Burschen sehen gespannt dem Paare von ihren Plätzen aus zu.

Der Alte denkt, man achte sein wichtiges Staatsamt, und bemüht sich, eine möglichst imposante Figur zu machen, indem er in streng soldaischer Haltung durch den Saal trabt, hin und wieder zierlich mit den Beinen nach hinten ausschlagend. Der Graue verschlingt Marie mit den Augen. Die Musik schweigt, nur eine Klarinette gibt einen scharfen Seufzer zu. Die Burschen klatschen und schreien: „Bravo!"

Der Grünrock, mitten im Saale neben Marie stehend, verneigt sich dankend und führt dann das Mädchen nach kurzem Ueberlegen an den kleinen Tisch des Grauen, mit einem herrischen „Gestatten" herantretend. Der Fremde fährt salutierend in die Höh und stammelt mit verbindlichem Lächeln: „Ah, ja, ja!" verbeugt sich und rückt an die Kurzseite des Tisches. Dann schaut er schnurrbartstreichend im Saale umher, ob auch alle sein schneidiges Auftreten bemerkt haben.

Aber nun wogt der entfesselte Tanz.

Die Augen der Weiber bemühen sich, jedem Paare nachzueilen. Die Familienväter schlagen mit der Faust und dem Absatz den Takt, und die Halbschädel avancieren vor Staunen in den Saal. Die Stimmung ist im Fluß; jeder tut das seinige mit ganzer Seele. Als die Burschen nach einem Tanz auf ihre Plätze zurückkehren, staunen sie nicht wenig, auf der Bank den Klumpen und neben ihm Schuster-Guste, hinter dem Tisch sitzend, zu treffen. Sie haben jeder ein Glas Lagerbier vor sich stehen, und der Lahme hört dem Schuster zu, der heftig gestikulierend auf ihn einspricht.

„Nu, da schlägts voll'ds fufzehn," schreit der Witzbold unter ihnen, der rote Klenner, ein vierschrötiger Holzknecht mit kleinen, blinzelnden Augen unter wulstigen Brauen, „heute is alles meglich! Paßt uf, entweder kriegen Freirichters Pferde über Nacht Hörner oder der Schenke tritt sich of a Bauch; irnd was passiert heute. Da is ja gar Karle da! Nu, gutn Abend, alle zwee!"

Alles lachte aus vollem Halse, setzte sich zu den beiden an den Tisch, und nach einer Weile begann man, ohne Namen zu nennen, allerhand Scherz-

reden, die sich offenbar auf den Klumpen bezogen. Der zog sein mürrischstes Gesicht, und als das nichts half, ergriff er das Glas, trank einen langen Schluck und hieb es dann auf den Tisch, daß das Bier umherspritzte. Das machte die Uebermütigen stutzig. Unter leichtem Wortgeplänkel zogen sie sich von dem Lahmen zurück und widmeten dem Bier, dem Tanz und den Mädchen wieder ihr ausschließliches Interesse. Der Klumpen atmete erleichtert auf und befühlte seinen Hals.

„Verdammtes Zeug, so ein Kragen!" knurrte er mißvergnügt. „Is'n der Schlips no drane?" „Freilich," antwortete der Schuster, „wie's sein muß. Wenn se dich sieht, du siehst just aus."

„Du sollst nur davo nicht reden!" „Nu, deswegen sein mr doch hergekommen."

„s Maul sollste dadriber halten, wenns jemand hört."

Dann starrte er trübe vor sich hin. Er fühlte sich unbehaglich unter den vielen kinderfrohen Menschen und fragte sich, wozu das eigentlich alles sei.

„Du mußt a wing uftaun," begann der Schuster wieder an ihm zu schulmeistern, „lustig sein, trinken, da und dort hin reden, dich umtun. Sonst..." er machte eine wegwerfende Handbewegung. Dann setzte er sich näher zu seinem mürrischen Ohr. „Ich weeß Bescheid. Wie ein Jude muß enner reden. Also hans de Mädel gerne."

Der Lahme erlag dem qualvollen Gefühl, von allen ausgeschlossen zu sein, und erhob nach einer Weile sein Gesicht, um irgend eine hämische Bemerkung zu machen, ließ aber kalt den Kopf sinken.

Der Schuster hatte ihn zum Besuch des Cäciliaballes beredet, weil er sich erst den nötigen gesellschaftlichen Schliff holen müsse, ehe er daran denken könne, mit Marie anzufangen. In Wahrheit aber lag dem armen Schuster das meiste daran, auf des Lahmen Kosten mal ordentlich zu tanzen, zu trinken und zu rauchen. So stieß er wieder mit ihm an.

Der Klumpe schluckte Verwünschungen über den „Saufsack" in sich und verfiel, ohne das Glas zu berühren, noch tiefer in seinen Kummer.

Der Schuster winkte einem Markeur, und als dieser nicht hörte, erhob er sich mit dem leeren Trinkgefäß und wanderte, bald an diesem, bald an jenem Tisch seine Späße anbringend, zum Schenkhaus, ließ sich das Seidel füllen, leerte es hastig, begehrte noch ein zweites und begab sich dann trällernd wieder an seinen Platz.

„Nach," stieß er plötzlich den Klumpen an die Seite, „da sieh, wie der, der mit dem grauen Anzuge, mit der Marie redt und wie se lacht! Sieh' drsch an, a so wird's gemacht."

Der Lahme schielte unter seinen gesenkten Brauen nach dem kleinen Tische hin und musterte den Fremden lange und scharf.

„Ein Zappelmann is das," erwiderte er dann in grimmiger Verachtung, „was der kann, kann ich schon lange. Mit eener Hand hau' ich dr den zusammen wie een jungen Hund. Dadruf kannst du dich verlassen."

Er trank und stieß einen rauhen Laut des Hohnes aus, den Schuster von der Seite ansehend. Dieser saß schweigend da, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und blies lange Rauchwolken von sich. Er war plötzlich wie verwandelt und starrte verloren auf Marie. Sein Gesicht trug dabei einen tiefen Zug des Leidens.

„Schuster," raunte der Lahme, weil er eine unbestimmte Empfindung hatte, dieses auffällige Betragen könne ihn bloßstellen; aber der Schuster rührte sich nicht. „Schuster," wiederholte er und trieb, da sein Freund noch nicht hörte, die Faust in seinen Oberschenkel. „Du sollst nich in eem Biegen of se sehn!"

Schuster-Guste fuhr herum und lächelte glücklich wie abwesend.. Plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht:

„Laß mr de Vögel fliegen, ma kriegt se doch nie," sagte er und schüttelte die schwere Stimmung von sich ab. „Trink, trink, Karle, trink, sag ich dr! Nee, nee, da hab och gar keene Bange, ich bin ein armes, unglückliches Luder." Der Klumpen glaubte, der Schuster sei betrunken, weil er so wirr redete, und fuhr grob auf: „Guste, ich seh's wo's hinwill. 's Beste is, ich geh heem!"

In demselben Augenblick trat der Kellner an den Tisch und sah den Klumpen groß an.

„Na, was willst du?" purrte er dem jungen Menschen ins Gesicht. Der Kellner lächelte. „Putt, putt sollste machen," erwiderte er und bewegte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand auf dem Tisch, als zähle er Geld. In demselben Augenblick wurde er von hinten gestoßen, daß er halb über den Tisch flog. Die Burschen kehrten vom Tanz zurück und suchten erregt ihre Plätze. Die meisten hatten zornige Gesichter.

„Die Zähne im Halse ahinter muß ma dem Esel schlagen!" schrie ein kleiner Mensch mit gelbem Gesicht und schwarzen, straffen Haaren.

„Ja, ja, wenn er aus Zucker wär, spräch ich: alla faß, Tone, friß a," höhnte der lange Klenner.

„Och, du lamscher Labander, hat er dich nich auch gerannt, he? und du hast drsch eingesteckt, da höhner du andre," gab giftig der Gelbe zurück. Der Schuster fuhr schlichtend dazwischen: „Laßt das Gezänke! Was hats denn? Wer stößt denn?"

Und nun erzählte man ihm von dem Grauen, wie er sich frech benommen, daß er beim Tanzen jeden anrenne, „lappsches Zeug" rede und in einem fort mit Marie tanze, als habe er sie gepachtet. Kein andrer komme an das Mädchen und sie gehöre doch nun mal nach Steindorf. Es sei eine Schande für alle, sich von einem Fremden so etwas bieten zu lassen.

Aber da trat Scholz Joseph, ein Knecht des Freirichters, auf die Seite des Grauen: „Was geht uns die Schlesche an, die herrsche Prise, wegen dem Mensche rihr ich keen Finger."

„Hiels Maul," fiel ihm Klenner ins Wort, „das verstehste nich, weil du kee Ehrgefühl hast. Ein Affe biste."

Schuster-Guste nahm die allgemeine Erregung in seine Hand.

„Seid ihr alle einverstanden, da laßt mich machen. Ich hab nich umsonst in Berlin uf dr Chausseestraße jearbeet, ick weeß, wat een Ponoptikus is. Laßt mich machen, ich weer'm den Kohl versalzen ohne Prigel, daß er abzieht wie een begoßner Pudel."

„Ich bin der Meinung, daß man dem Zappelmann einfach die Ohren runterreißt." Damit mischte sich der Lahme in den Disput.

Allein die meisten waren der Ansicht, den Schuster machen zu lassen und sollte es schlimm gehen, so sei draußen vor der Tür noch immer Zeit zum Hauen.

Uebermütig lachend, in der angenehmen Erwartung eines tollen Streiches, standen alle auf und traten zum Tanz an.

Die beiden blieben allein am Tisch zurück, der Lahme und der Schuster. „Und ich?" frug der Klumpen, als der Tanz in vollem Gange war. „Du?" antwortete der Schuster, „verlaß dich of mich, nie lange dauerts und die Marie sitzt zwischen mir und dir."

Der Lahme erbleichte in frohem Schreck, bewegte aber ungläubig den großen Kopf. „Aber Trinken muß ma, da derf ma eene Mark nich ansehn. Knausern geht da nich." „Hab ich nich...?" „Ja, ja, freilich haste bezahlt, aso meen ichs ja och nich. Aber jetze fängts erscht orndtlich an. Und dann wirstes sehen, daß ein Glücke für dich war, daß mr heute sein hergegangen. Das hab ich mir freilich nich träumen lassen, daß de Marie wird selber da sein."

Beide blickten wie auf ein Zeichen nach dem kleinen Tische vor dem Chor der Melitten hin und sahen, wie der Fremde Marie an der Hand dahin führte, weil eben eine Tour beendet war.

„Paß uff, so machen s'es in Berlin." Der Schuster ergriff heftig das Glas, leerte es, atmete schwer aus, stieß die andern beiseite und schritt quer durch den Saal direkt auf den kleinen Tisch zu.

Der Klumpen flucht voll Bewunderung. Die andern Burschen verfolgten gespannt den ganzen Vorgang. Der verteufelte Schuster redet mit dem alten Förster, sogar mit dem Grauen, und dann beugt er sich zu Marie nieder und spricht lachend an ihrem Gesicht hin, wobei er abwechselnd elegant die Füße nach hinten bewegt. Das Mädchen nickt endlich. Da wirft er sich in die Höh und klatscht in die Hände.

Der Obermelitt stößt anführend in die Trompete und die andern Instrumente folgen. Ein Galopp prasselt durch den Saal. Keiner der Burschen rührt sich, um ja nichts von dem Folgenden zu verlieren. Der Schuster ergreift Marie und schießt wie ein Pfeil dahin.

Das muß man sagen, er kann's wie keiner! Jetzt jagt er links um den Saal, dann wieder rechts, wie ein Roß, mit scharf klappernden Hackschritten; nun wirbelt er in der Mitte auf einem Fleck; dann gängelt er mit wiegendem Oberleib das Mädchen vorwärts, darauf zurück, jetzt eilt er wippend umher; bald sprengt er wie ein Reiter; bald dreht er mit ausgebreiteten Armen wie eine Windmühle; er wippt wie eine Bachstelze, kollert hin wie ein Puter und scharrt tänzelnd wie ein Hahn. Die Melitten schielen über die Notenblätter auf ihn hin und erregen sich an seinem Feuer. Der Takt wird schneller, wilder. Endlich wütet jedes Instrument in wilder Leidenschaft. Im Taumel der Raserei bricht das Stück jäh ab.

Der Schuster stampft auf und bleibt eine Weile erschöpft stehen. Die Burschen brechen in einen Jubel aus: „Hoch, Schuster! He, Musik, hoch! Hoch de Marie!" Die Melitten blasen einen Tusch.

In diesem Lärm führt Klose das Mädchen zurück. Seine Augen schimmern, er drückte ihr heiß die Hand und in Verzückung flüsterte er ihr zu: „Mariela, Mariela, ach Gott, Mariela!" Das Mädchen verstand seine Worte nicht, aber den Druck seiner fiebernden Hände, riß sich los und lief die paar Schritte zu ihrem Sitz, allein und schnell.

Der Schuster folgte ihr mit einem langen Schritt und hatte schon die Rechte erhoben, sie sich neckend wieder einzufangen, als der alte Förster sich nach ihm umwandte und mißbilligend sprach: „Schuster-Guste, wissen Se, so was is nich Tanz, das is Mord."

Das riß den Schuster aus seinem Rausch; er fuhr mit seiner rechten Hand weiter in die Höhe und kraute sich in den Haaren seiner Schläfe, während er aus Verlegenheit eine tiefe Verbeugung machte und ging. Der Graue lächelte geringschätzig, dann beugte er sich zu Marie und frug sie laut: „Aber den nächsten Tanz tanz' mir wieder. Solche alte Schuhe kann man nich lange riechen."

Im Wegschreiten hörte der Schuster diesen Spott und mit dem Zorn des Rivalen trat er zum Tisch des Klumpen, wo man ihn froh umringte. „Laßt och sein! Aber 's is noch nich alle, nu fängts erscht an," sagte er, sich zum Klumpen durcharbeitend. Es folgte eine lange Auseinandersetzung, in der der Schuster mit Aufbietung aller Redegewandtheit und seinem Vorrat an krausen Gesten den Klumpen endlich überzeugte. Der Lahme zog in einem Moment, da die Aufmerksamkeit der meisten Burschen sich wo anders hin richtete, den Geldbeutel aus der Tasche, grub unentschlossen darin umher und reichte dem Schuster etwas, daß dieser aber nach einem prüfenden Blick abwies. Schmerzbewegt legte der Lahme noch etwas hinzu, und der Schuster stand auf und schritt triumphierend auf das Chor der Melitten. Nach einer kurzen Verhandlung mit deren Oberhaupte erdröhnte ein Trompetenstoß, und der Obermelitt verkündigte: „Eine halbe Stunde Freitanz für de Steindorfer!" Dann trat eine lange Pause ein.

Diese Außergewöhnlichkeit versetzte selbst die Männer an den Tischen in hohe Aufregung, die jungen Burschen aber waren glücklich in ihrem Uebermut. Der Klumpen erschien ihnen wie ein Heros. Der achtete aber auf kein Lob, auf keinen staunenden Ausruf, sondern saß steif da, mit aufgestemmten Ellenbogen, und starrte stumm mit grimmig verkniffenem Gesichte in den Lärm. Der Schimmer seiner kleinen Augen war böse, wie Verachtung.

Der Graue stierte ab und zu düster ins Leere und zwang sich dann zu krampfhafter Lustigkeit mit Marie.

Als die Melitten endlich ihre Instrumente wieder erfaßten und der Schuster entschlossen auf Marie zuschritt, schrie der rote Klenner: „Geh und hol dir den Besen!" Die Musik verschlang das wiehernde Gelächter des ganzen Saales. Der Graue ward bleich vor Wut, biß die Zähne zusammen, rauchte, daß die Funken flogen und trank hastig und viel.

Bei jedem Tanz wiederholte sich der gleiche Spott. Endlich konnte sich der Graue nicht mehr halten und schrie in den verstummten Saal: Hoch lebe das Paschen, Holzstehlen und Raubschützen! Das brengt noch was ei!"

Die Sache nahm eine Wendung, wie sie dem Schuster nicht paßte. Er überlegte, was zu tun sei, um alles zu dem Ende zu führen, das er seinem Freunde versprochen hatte. Aber, da brach der Wortkampf noch erbitterter los. Aus der Ecke erschallte es: „Ei Tanneran geht alles fechten bis of a Scholzen. Der bleit drheeme und flickt de Bettelsäcke."

Der Fremde frug schreiend den Förster: „He, Sie missens am besten wissen, dahier melkt alles de grine Kuhe!" Der Förster, der die Worte ganz genau gehört hatte, gab sich den Anschein, als habe er die Anrede nicht auf sich bezogen, nahm einen tiefen Schluck aus dem Glase, unterbrach sein Trinken plötzlich und frug ihn dann, wie belustigt: „Meinten Sie mich, junger Mann?"

„Nu freilich, s hat doch weiter keen Förster nie hier eim Saale." Das sagte er patzig; aber nur weil er sich durch eine freundliche Antwort lächerlich zu machen glaubte.

„Wo haben Sie Ihr Taschentuch?" fragte der Förster in amtlicher Art, ohne sich seinen Aerger anmerken zu lassen. Der Graue wurde verwirrt, riß sein Schnupftuch heraus und schüttelte es dicht vor des Försters Nase: „Da! Ha ha, das hab ich noch nie gewußt, daß dahier een Taschentuch a so was Seltenes is."

„Ich dacht, Sie hätten keins," erwiderte der Förster jetzt mit schneidendem Sarkasmus. „Denn Ihrer Nase sieht mans nicht an und bei der Gelegenheit können Sie sich auch hinter den Ohren abtrocknen." Und als der Fremde zu einer Grobheit ausholte, kam über den alten Grünrock die lange zurückgehaltene Wut. Seine Halsadern schwollen daumendick an.

„Halten Sie's Maul," schrie er und sprang auf, „wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Königliche Förster Knölle aus Steindorf, und wo der is, da hats nischt von Holzstehlen und Raubschützen..."

Auf einen Wink des Gastwirts blies die Musik einen Tusch, während welchem die beiden Männer auf einander einschrieen. Da ging die Fanfare in einen Tanz über.

Der Schuster trat heran und bat Marie um einen Tanz. Als sich das Mädchen erhob, riß der Graue den Kopf herum und maß sie einen Augenblick mit zornfunkelnden Augen, um sich dann zurückzuwenden, wer hinter seinem Stuhle stehe. Er erkannte den Schuster, schrie: „Immer los!" und versetzte dem Mädchen unter dem Ausruf: „So ein Mensch wär's wert, daß ich mich... so ne Darre!" einen so heftigen Stoß in die Seite, daß sie einige Schritte taumelte und dann in jähem Fall hinschlug.

Die Musik verstummte wie mit einem empörten Aufschrei. Ein Augenblick starrer Beklemmung folgte der Rohheit. Alles sah schweigend auf das Unbegreifliche.

Ein Schrei, ähnlich dem, mit welchem ein wild gewordener Stier die Ketten seines Standes sprengt, zerriß die Stille. Dumpf fiel ein Tisch zur Erde, Gläser zerschellten am Boden, und mit holperndem Schritt eilte der Lahme vor das Chor. An dem kleinen Tische hielt er an. Sein Gesicht war aschfahl; seine Augen standen wie tot im Weiß, nur ihr Zittern verriet Leben. Durch den halbgeöffneten Mund stieß rauschender Atem. Zorn schüttelte die ganze, knochige Gestalt. Der Fremde bemühte sich zu lächeln, wurde aber bleich bis hinauf in die feuchten Haare. Ein Stutzen. Ein sekundenlanges Sichmessen. Nun sauste wie ein riesiger Stein des Lahmen Faust auf den Kopf des Grauen.

Lautlos, blutüberströmt, brach er zusammen. „Das is vom Bettelmann!" „Und das is vom Holzdiebe!"

Mit diesem zweiten rauhen Ruf packte der Klumpen den Ohnmächtigen und warf ihn in mächtigem Schwunge auf die Hausflur.

Und dann sah er erstaunt an sich nieder, wie neugierig, als betastete er mit seinen Blicken nicht sich, sondern etwas Fremdes.

Da fiel sein Auge auf die ohnmächtige Marie. Das Gesicht gegen die Erde lag sie da wie eine Tote. Aus ihrer Stirn sickerte Blut und bildete eine kleine Lache.

Er betrachtete sie aufmerksam, ohne sich zu regen. Dann lächelte er glücklich, und endlich unter einem rauhen Jubelruf beugte er sich nieder, hob das Mädchen auf, hielt sie gegen das Licht und bedeckte das blasse, schöne Gesicht mit heißen Küssen.

Sein Leib bebte, als er sich behutsam mit seinem Raube der Saaltür zuwandte und im Dunkel der Hausflur verschwand.

Kaum war er draußen, so sprang der alte Förster Knölle in die Mitte des Saales und rief mit Kommandostimme: „Silentium!"

Er war gewissermaßen der oberflächlichen Amtsführung durch den Grauen bezichtigt worden und

glaubte als Staatsbeamter sich verpflichtet, die öffentliche Ordnung zu verteidigen, kurz, ihn trieb es, seine berühmte Rede zu halten.

„Silentium!" wiederholte er mit drohender Stimme, da sich Stimmengewirr erhob, und murmelte in den Bart: „Ich werde euch die Kappe mal lausen, ihr verfluchten Hunde." „Silentium!" brüllte er das dritte Mal. Aber niemand sah erst auf ihn hin. Man saß an den Tischen und unterhielt sich heftig gestikulierend. Knölle sah sich betroffen um; endlich raffte er sich doch auf und hielt seine Ansprache über Keilerei, Aufstand, Demangthie, rabiate Rotzlöffel, Wildzaun, Kultur, Nadelhölzer, Bismarck, Holzabfuhr, Luther und schloß mit einem dreimaligen Hoch auf „Seine Majestät, den allergnädigsten Kaiser". Darauf begab er sich in soldatischer Haltung an seinen Platz. Die Melitten bliesen einen Tusch, der Wirt bedankte sich für die „scheene Rede" und bald drehten sich die Paare wieder unter den rotleuchtenden Deckenlampen hin.

Der Klumpen hatte Marie bis ans Tor des Freirichtergutes getragen und, weil sie das Bewußtsein noch immer nicht wiedererlangt hatte, ihre Stirn mit dem Reif des Grases bestrichen. Endlich, mit einem gähnenden Laut, öffnete sie die Augen und blickte erstaunt um sich.

„Was willst'n du da?" sprach sie zu dem Manne, der neben ihr knieend, sie umschlungen hielt und fortwährend murmelte: „Mariela, wach uf, wach uf." Sie riß sich los und sprang erschreckt auf; auch der Klumpen erhob sich. „Sei och stille, siehch, Mariela," redete ihr der Lahme zu, „ich bin Exner Karla vo dahier," und nun erzählte er ihr alles, was sich zugetragen hatte. Sie erinnerte sich an den Vorgang, unterbrach ihn mit den Worten: „Da bin ich noch lange nie „Mariela", verstehste! Ich dank dr scheen fir alles und dadermit is gut," drehte sich um und drückte prüfend auf die Falle der kleinen Hoftür, um hineinzugehen. Der Lahme faßte sie am Arme: „Mariela, siehch och, ich dächte, es wird dich halt nie viel nutzen, denn ich..."

„Ach du! Hab ich der nie gedankt?"

„Nach, iberleg dirs; du mußt —. Sonntag Nachmittag kommst de zum Klose Schuster, gell och. Da kenn mr ja s andere bereden."

„Was bildst du dir denn ein!" erwiderte Marie entrüstet.

„Um dreie rum; ich wart auf dich," sprach der Klumpen leise aber bestimmt und als er sah, wie das Mädchen ohne zu antworten, hinter der kleinen Hoftür verschwand, machte er sich ohne Mütze schweigend auf den Heimweg.

Fortsetzung folgt.

Zierstück aus dem Pan von Hans Thoma.

Die wundersame Historie von Faust
Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust
Für die Lese bearbeitet

3. Fortsetzung.

Das elfte Kapitel

Wie dem Doctor Fausto sein Geist in eines Mönchs Gestalt erschienen ist und wie sein Name geheißen hat.

Gleich Abends, als D. Faustus zu Nacht gessen hatte, da klopfte jemand vor der Türe an. D. Faustus tat ihm auf, da stand ein Mönch davor, langer Person, ziemlichen Alters und eines ganz grauen Bärtleins. Den hieß er hineingehen und sich zu ihm auf die Bank niedersetzen. D. Faustus fragte, was er umgehe. Dem antwortete der Geist: O Fauste, wie hast du mir meine Herrlichkeit ge-

nommen, daß ich nun ein Menschendiener sein muß. Wenn aber das Ziel aus sein wird, wird es mir eine kurze Zeit gewesen sein, dir aber wirds ein Anfang sein einer unseligen Zeit. So will ich mich nun dir ganz unterwürflich machen, sollst auch keinen Mangel an mir haben, ich will dir treulich dienen. Du sollst dich auch vor mir nicht entsetzen, denn ich bin kein Teufel, sondern ein Spiritus familiaris, der gerne bei den Menschen wohnet. Du sollst auch wissen, daß mein Name Mephostophiles genannt wird und bei diesem Namen sollst du mich fordern, wenn du etwas von mir begehrest. Darauf hat sich der Geist gebücket und ist verschwunden.

Das zwölfte Kapitel

Doctor Faustus vertrauet seinem Mephostophili nicht.

Doctor Faustus hatte ein Geschäft zu verrichten, so daß er also zwei oder mehr Tage mit seinem Geist nicht umgehen konnte. Sobald er aber nach Haus kam dachte er, siehe, ich habe in meinen Geschäften oft an den Geist gedacht und er ist mir doch auf dem Wege nie sichtbar erschienen. Vielleicht wird er mir nicht Glauben halten. Der Doctor konnte seine Gedanken sobald nicht richten, da stand

Mephostophiles hinter ihm und sprach zu ihm: Fauste, warum gedenkst du so arg in deinem Herzen und vertraueſt mir so wenig? Hab ich nicht zuvor gesagt, du sollst mich bei meinem Namen nennen, wenn du etwas von mir begehren willst? Setze lieber Fauste doch gar kein Mißtrauen zu mir, du hast doch nichts von mir begehrt, zu dem bin ich dir zuvor in der Kleidung eines grauen Mönchs wie jetzund erschienen. D. Faustus sagte, mein Mephostophiles halt mir solches nicht in Augen, du sollst bei dieser Kleidung bleiben, führe deinen Orden nur streng. Ich will aber, damit du mich nicht mehr so geschwind erschleichst, dir Schellen an-

hängen, damit ich an dem Klang und Geläute dich hören kann. Der Geist erzürnte sich gar heftig darüber, Faustus solle künftig sein Gespötte sein lassen, denn er könne es nicht leiden. Er wolle ihn für künftig gewarnet haben, denn sonst werde er etwas erfahren und sehen, was nicht gut sei. D. Faustus erschrak mächtiglich darüber, denn er sah aus den Augen des Geistes Feuerfunken stieben. Deswegen bat er ihn fleißig um Verzeihung.

Das dreizehnte Kapitel

Wie D. Faustus durch Hilfe seines Geistes seine Haushaltung einrichtete und wie er Kost, Trank und Speise zuwegen brachte.

Doctor Faustus, als er nun vermeinte, es könne ihm künftig nichts mehr mangeln, da er seinen treuen Diener bei sich habe, hielt er also mit seinem Geiste Rat. Der sagte, mein Herr Fauste, denke nicht so schwer nach, ich bin dein Diener und solange du mich hast, sollst du keinen Mangel haben. Du sollst aber nicht nach großer Haushaltung sehen, denn wenn du etliche Schüsseln und Kannen hast, so hast du übriges genug. Um Essen und Trinken zu bekommen bedarfst du weder Küchen noch Keller, ich will der Koch und Keller sein. Doctor Faustus sprach zu ihm, mein lieber Mephostophiles, ich muß dich fragen, wie willst du solches anfangen? Der Geist lächelte und sagte, dafür brauchst du nicht zu sorgen. Meine Küchen und Keller finden sich in allen Königs- und Fürstenhöfen, aus denen will ich dich speisen und tränken. An Kleidern, Schuhen und anderem Gewand sollst du keine Not haben. Dessen freute sich Faustus und verzeichnete die Kost und den Trank, wollte sehen, was für ein Artushof er haben würde. Da wurde zum ersten Mal Fausto der Tisch gedeckt und auf dem Tisch stand ein schön übergoldetes Trinkgeschirr. Als nun sich D. Faustus zu Tisch setzen wollte, fragte er den Mephostophilem, wo dieses schöne Trinkgeschirr herkomme. Der Geist antwortet, er solle nicht fragen, denn er hab ihm dies geschenkt, daß er daraus trinken solle. Darnach brachte ihm der Geist 5, 7, 9 oder mehr Gerichte, die alle warm und wohl bereitet waren,

desgleichen viele köstliche Getränke, die der Geist aus Grafen- und Fürstenhöfen hergebracht hatte. Diese Hofhaltung hatte Faustus täglich und der Geist wehrte ihm nicht, was übrig geblieben war, den Armen zu geben, die vor seine Türe kamen.

Fortsetzung folgt.

Wegweiser der Lese

Werke von Cäsar Flaischlen *)

Von Cäsar Flaischlen ist erschienen: Nachtschatten, Gedichte, Fragmente, Tagebuchblätter eines Sonderlings (unter dem Pseudonym C. F. Stuart), 1884, geb. Mk. 3.—. Graf Lothar, Dramat. Dichtung in drei Akten, (Stuart), 1886, Mk. 2.—; Toni Stürmer, eine Alltagsgeschichte in fünf Scenen, 1891, Mk. 1.—; Vom Haselnußroi, Gedichte in schwäbischer Mundart, 1891, geb. Mk. 1.50; Im Schloß der Zeit, Silvesterparaphrase in sieben Bildern, 1894, Mk. 1.—; Martin Lehnhardt, Ein Kampf um Gott, fünf Scenen, neue Ausgabe 1909, Mk. 1.50; Professor Hardtmut, Charakterstudie, im gleichen Band mit Flügelmüde, ein Abschnitt aus dem Leben eines Jeden, 1897, Mk. 2.—; (Vorstudie zu Jost Seyfried). Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa: Rondos, Lieder, Mönchguter Skizzenbuch, Lotte, Morgenwanderung, 1898. 14. Auflage 1912, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—; Lehr- und Wanderjahre des Lebens, Gesammelte Gedichte, Brief- und Tagbuchblätter aus den Jahren 1884—1889, 7. Auflage 1912, Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—; Jost Seyfried, ein Roman in Brief- und Tagbuchblättern, zwei Bände, 1905, geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—, Luxusausgabe Mk. 15.—; 7. Auflage 1912. Neujahrsbuch, Spruchblätter, (Altes und Neues), in Facsimile-Wiedergabe der Handschrift, erste und zweite Auflage 1907, kartoniert Mk. 2.—, in Liebhaberband Mk. 4.—; Zwischenklänge, Stimmungen, Briefblätter, von Festtagen und Werktagen, Dies und Das, Singlieder, (Altes und Neues), 1908, geh. 3.— Mk., geb. Mk. 4.—. Ferner die wissenschaftlichen Arbeiten: O. H. von Gemmingen, Beitrag zur Geschichte des bürgerlichen Schauspiels, 1890, Mk. 3.—; Graphische Literaturtafel, 1890, Mk. 2.—; Böcklin-Tagebuch, Rudolf Schicks Aufzeichnungen über Arnold Böcklin 1900, zweite Aufl. 1902, geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 15.—; Ott Erich Hartleben, Beitrag zu einer Geschichte der modernen Dichtung, 1896. Dazu erwähnen wir als Quellenwerk über Flaischten die Monographie von Georg Muschner; Cäsar Flaischlen, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, 1903, geh. Mk. 3.— geb. Mk. 4.—. Mit Ausnahme der Literaturtafel, die bei B. Behrs Verlag, und der Schrift über Hartleben, die bei S. Fischer in Berlin verlegt ist, sind alle Werke im Verlag von Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen.

Flaischlen als Typograph

Wir bringen in dieser Nummer als Buchschmuck einige Zierstücke aus dem „Pan"; daher zitieren wir die folgenden Ausführungen aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel:

Otto Julius Bierbaum hat zwar den „Pan" mitbegründet und einige Hefte herausgebracht, allein Cäsar Flaischlen hat ihn durchgeführt und ausgestattet. Durch ihn wurde der „Pan" nicht das Organ einer Richtung, sondern das führende Blatt der Moderne überhaupt, durch das diese sich auf allen Linien durchsetzte. Durch ihn kam typographische Sorgfalt hinein und eine so hohe Entfaltung auf allen typographischen Gebieten, daß jetzt noch der „Pan" ein unerreichtes Vorbild ist. Flaischlen hat die schwere Arbeit der Drucklegung durchgemacht, und verschiedene Druckereien verdanken ihm ein gut Teil ihrer typographischen Kultur. Bekanntlich ist das „Prospektbuch zum Pan" wegen seiner typographischen Vorbildlichkeit eine Seltenheit geworden. Hier hat Flaischlen auch zum erstenmal die Inserate in die Buchkunst einbezogen. Wenn heute vornehme Blätter ihren Inseratenteil typographisch edel gestalten, so geht das auf diese Anfänge zurück. Mustergültig sind auch Flaischlens eigene Werke, deren Ausstattung und Typographie er bis ins einzelne selbst komponiert. Die Titelblätter der Bücher „Von Alltag und Sonne", „Lehr- und Wanderjahre", „Jost Seyfried" sind köstliche Musterbeispiele deutscher Setzkunst. Wie er selbst handschriftlich typographisch edel schreibt, so ist auch der Satz seiner Bücher auf das feinste durchdacht. Freilich handelt es sich bei ihm nicht um eine marktschreierische Typographie, um irgendwelche spielerische Kunststücke, sondern um eine überaus feine, stille und abgeklärte Kunst, in deren Geheimnisse man erst eindringt, wenn man ein Dutzend anderer gerühmter Werke damit vergleicht. Es gibt heute viele Beispiele schöner Titelblätter und sorgfältiger Satzproben, allein ich kenne nur wenige, die so vornehm und diskret sind wie die Titelblätter der erwähnten Bücher und das genannte „Prospektbuch des Pan".

Da Flaischlen in jeder Beziehung still im Hintergrund zu bleiben pflegt und nicht imstande ist, etwas von sich her zu machen, erachte ich es als Pflicht, auch einmal auf ihn als Typographen hinzuweisen. Georg Muschner.

*) Vergl. Lese 1910 Nr. 2, 11, 13, 16, 18, 19, 22, 28, 40, 1911 Nr. 4, 5, 21, 38; 1912 Nr. 1, 13, 46.

Unsere Bilder

Wir bringen auch in diesem Heft zur Fausthistorie schöne alte Bildchen, die aus einem alten Faustbuch entnommen sind. Auch in den letzten Nummern der Lese waren seltene alte Bilder zu finden, die zum Teil ziemlich unbekannt sein dürften. Die Initialen, die wir fortlaufend anwenden werden, entstammen z. B. einem seltenen französischen Werke von Holzschnitten aus dem 15. Jahrhundert; desgl. waren die Holzschnitte der Weihnachtsnummer vorigen Jahres Funde aus ähnlichen Werken. Wir werden bestrebt sein, auch weiterhin bemerkenswerte, unbekannte, seltene Bilder auszugraben, damit der Schmuck eines Jahrgangs der Lese einen dauernden Wert darstellt. Naturgemäß werden auch Illustrationen aus der neuen Zeit aufgenommen werden. M.

Richard Weltrich †

Der verdienstvolle Schillerbiograph Richard Weltrich ist, fast 69 Jahre alt, gestorben. Mit ihm hat auch die Lese einen treuen Freund verloren. Und mit uns werden viele Andere ihn vermissen; denn das war das Wundervolle an diesem Mann, daß er in selbstloser Weise Freund zu sein verstand. Obwohl den Jahren nach voraus, war er gerade im heftigsten Kampf der Moderne, z. T. als Michael Georg Conrad in München die „Gesellschaft" herausgab, Kirchbach in Dresden das „Magazin" und Avenarius den „Kunstwart" anfing, solchen und andern Männern ein stets treuer ruhiger Freund und Berater. Von demselben Geist sind seine Schriften beseelt. Geradezu rührend ist es, wie er in seiner großen Schillerbiographie (erster Band 1885, zweiter Band 1910) auch Goethe ehrte. Unglaublich hingebend ist seine Biographie Christian Wagners geschrieben, des Bauern und Dichters zu Warmbronn, worin er mit warmen Herzen zugleich mit diesem Dichter für die Heiligung alles Lebendigen eintritt und einen Überblick über Tierschutz und Naturbeseelung aus der ganzen Weltliteratur gibt. Ebenso wertvoll und garnicht philologisch sind seine Schriften über Fr. Vischer und Wilhelm Herz. Und selbst, wo er angreift — er nimmt z. B. Richard Wagners „Tristan und Isolde" gründlich vor — spürt man die künstlerische Überzeugung. Er trat als einer der ersten gegen die lex Heinze auf und wirkte in München als süddeutscher Vertreter der Schillerstiftung in einer Weise vornehm hilfreich, daß manch bedrängter Literat diesen vorbildlichen Mann schwer vergessen wird. Georg Muschner.

Gedenktafel

26. Januar 1751. In Berlin wurde Ludwig Achim von Arnim geboren. Sein Name ist dauernd verknüpft mit des Knaben Wunderhorn, einer Sammlung von Volksliedern, die er gemeinschaftlich mit seinem Schwager Clemens Brentano herausgegeben hat.

27. Januar 1756. Der Tondichter Amadeus Mozart geboren.

28. Januar 1841. In Denbigh in Wales wurde der Afrikaforscher Henry Morton Stanley geboren. Sein Lebenswerk erschien in deutscher Übersetzung im Verlag der Lese. Die Jugendgeschichte daraus ist im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift abgedruckt.

29. Januar. Vor 150 Jahren wurde in Porserna Johann Gottfried Seume geboren.

31. Januar 1911. In Berlin starb der bekannte sozialistische Führer Paul Singer.

Nachrichten

Vorleseabende und Bücherverkauf. Die Studentischen Volksunterrichtskurse Wiesbadens veranstalten neuerdings Vorlesungsabende in Verbindung mit kleinen Ausstellungen guter, billiger Bücher und Bilder aus demselben Gebiet, aus dem vorgelesen wird. So brachte der erste Abend „Geschichten aus den Bergen" mit einer Ausstellung von Werken österreichischer und schweizerischer Schriftsteller, die verkauft wurden. Sicher eine ganz dankenswerte Einrichtung, bei der der Erfolg wohl nicht ausbleiben wird, da das frische Interesse manch einen Zuhörer zum Käufer machen dürfte.

In Gleiwitz und Kattowitz wurden Ferienlesezimmer für Kinder eröffnet; der Besuch betrug in einem Monat in Gleiwitz etwas über 1000 Kinder, in Kattowitz weit über 2000. Auch die Kinderlesehallen vermehren sich rasch; so wurden in Kiel, Linden bei Hannover und in Darmstadt weitere Kinderlesezimmer eröffnet.

Lesepost

Wir wiederholen noch einmal unser

neues Preisausschreiben der Lese,

das zwölfte seit ihrem Bestehen, und laden dadurch jedermann zur Mitarbeit ein.

Das Ausschreiben besteht in den drei Fragen:

Mein liebstes Buch?
Mein liebstes Bild?
Mein liebstes Lied?

Das heißt: Man sende eigene Ausführungen über das Buch, das man am liebsten hat, oder über das Bild, das einem am meisten gefällt, oder über die Liedkomposition, die einem die liebste ist.

Wir denken, es wird den Menschen Freude machen, über Dinge, die man lieb hat, zu schreiben; wir glauben, daß man grade dafür auch liebe kluge schöne Worte finden wird; und wir meinen, es wird auch für die Öffentlichkeit von Interesse sein, wie die verschiedenen Bücher, Bilder, Lieder sich in all den Seelen spiegeln.

Wer aber die besten und reizvollsten Ausführungen einsendet, erhält je nach Wunsch ein Buch oder ein Bild oder Noten im Werte von 5 Mark. Es werden mindestens fünfzig, höchstens hundert Preise verteilt.

Die Bedingungen für das Ausschreiben sind:

1. Nicht nur Mitglieder der Lese, sondern jedermann darf sich beteiligen.

2. Jeder darf nur ein Buch, ein Bild, ein Lied erwähnen.

3. Es genügt, wenn man nur ein oder zwei Fragen beantwortet. Wir empfehlen, lieber eine zu wählen und diese gut zu erledigen, statt alle drei mittelmäßig.

4. Die Ausführungen müssen so kurz wie möglich sein, die einzelne nicht über dreißig Druckzeilen.

Jede Ausführung ist auf ein Blatt einseitig zu schreiben mit Angabe von Name, Stand und Wohnung des Absenders.

6. Jeder erhält nur einen Preis, auch wenn von ihm zwei oder mehr Ausführungen angenommen werden.

7. Das Preisrichteramt liegt in den Händen der Schriftleitung. Sie entscheidet auch, wieviel Preise verteilt werden. Die angenommenen Beiträge erscheinen in der Lese, die jedoch nicht verpflichtet ist, alle abzudrucken.

8. **Schlußtermin für die Einsendungen: 31. Januar 1913.** — Entscheidung: 1. März (in Lese 1913 Nr. 9).

9. Die Einsendungen sind zu richten: An die Schriftleitung der Lese, München 38, mit der Aufschrift „Prämienausschreiben".

10. Jeder Sendung sind 20 Pf. Rückporto beizufügen, damit der Absender direkt das Heft der Lese mit der Preisentscheidung erhalten kann. Eine Rückgabe der Einsendungen kann nicht erfolgen. **Die Schriftleitung.**

Den Beziehern der Lese die Mitteilung, daß wir in Stuttgart ein neues Postscheckkonto eröffnet haben und das alte in München eingehen lassen. Geldsendungen sind daher auf das Postscheckkonto der Lese in Stuttgart Nr. 4459 zu überweisen.

Vereinsmitteilungen

Vom Goethebund in Bremen

Wir geben das diesjährige Programm des Bundes wieder:

Theater: Im Stadttheater und im Schauspielhaus finden folgende Vorstellungen statt: Goethe, Götz von Berlichingen; Strindberg, Wetterleuchten; Eulenberg, Alles um Geld; G. Hauptmann, Gabriel Schillings Flucht; Bahr, Tänzchen; Hebbel, Herodes und Mariamne; Tolstoi, Das Licht leuchtet in der Finsternis; Wedekind, Frühlings Erwachen; Machiavell, Mandragola; Büchner, Dantons Tod; von Eden, Usbrand; Bahr, Das Prinzip.

Konzerte: Vier Symphonie-, zwei Kammermusikabende.

Vorträge im Casino und in der Kunsthalle: Pfarrer Knellwolf: Rousseau und die französische Revolution; Dr. Mauernbrecher: Napoleon und die erste deutsche Revolution; Oskar Bie: Richard Wagner; Pastor Stendel: Die Vorbereitung des Christentums; Pastor Steudel: Die wissenschaftliche Eroberung des Weltbildes von Kopernikus bis Arrhenius; Dr. Hartlaub: Italienische Renaissance; Dr. G. Pauli: Rudolf Alexander Schröder; Gottfried Keller; Fräulein Fr. Stritt: Frauenlyrik.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Über Flaischlen. — Flaischlen als Typograph. — Richard Weltrich. — Prämienausschreiben.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Aung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 5 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Prolog zur Faschings-Lese

Lustig! Heiho! Ein frischer Sprung
zum Bruder Humor hinüber macht wieder jung.
Er wohnt um die Ecke im letzten Haus,
Frau Laune schaut heiter zum Fenster heraus,
und Scherz und Witz, ihre beiden Rangen,
an der Tür uns artig neckend empfangen.
Die tolle Satire ist auch schon da,
ein bischen gezähmt durch Zensurpodagra.
Schon strömen die Gäste, der Narren vielerlei,
die Taschen voll Spaß und Phantasterei;
und nun, begleitet vom tollen Schwarm:
Prinz Karneval und die Freude Arm in Arm. —

Doch plötzlich ruft alles: er fehlt ja! wo ist er?
unseres Festes Würze: der brave Philister!
der Mann des Stumpfsinns, Feind dem Humor,
herbei mit ihm und die Kappe übers Ohr!

Und wie er sich auch sträubt und sperrt,
schon wird er in den Saal gezerrt. —
Fanfaren! Trommeln und Schellengeläut!
Das Fest kann beginnen — 's ist Fasching heut!

*

So haben auch wir ihn zu Gaste gebeten,
den Herrn Philister, den Freund der Poeten,
und winden ihm hier einen feinen Kranz,
lustig! heiho! im Faschingstanz! —
Und schaut aus den Scherzen die Pritsche heraus,
's ist Fasching heut! —
lacht einmal euch gründlich aus!
Wer öfter ist beim Humor zu Gast,
dem wird leichter des leidigen Lebens Last.

Der Philister

Scherzhafte Abhandlung

Von Clemens Brentano

Was ein Philister ist

Ein Philister ist ein steifstelliger, steifleinener oder auch lederner, scheinlebiger Kerl, der nicht weiß, daß er gestorben ist, und ganz unnötiger Weise sich länger auf der Welt aufhält; ein Philister ist ein mit allerlei lächerlichen, äußerlichen Lebenszeichen behängter, unwandelnder Leichenbitterstock seines eignen innern ewigen Todes; ein Philister ist ein Kerl, vor dem alle Spiegel, und so auch die Schöpfung, Gottes Spiegel, blind sind von Ewigkeit, ein Philister ist der ausgeborne Feind aller Idee, aller Begeisterung, alles Genies und aller freien, göttlichen Schöpfung; er ist die komische Karikatur-Silhouette des Teufels, welche er, vom Himmel niederstürzend, gegen die Sonnenseite des Lebens geworfen, wo sie, in tausend Zerrbilder zerbrochen, scheinbar unschuldig und scherzhaft herumgaukelt, aber Jeden, der nicht aus ewigen Quellen berauscht in ihrem Schatten entschlummert, vergiftet, und zwar zu ewiger Nüchternheit.

*

Was hier philistrisch genannt wird, ist nur, was jeder Philister von Herzen gern ist.

Die Philister haben einen unsichtbaren bewußtlosen Bund miteinander und recken, wie die Gänse, alle den Hals in die Höhe, wenn es einer tut.

Eine Gans, mit einem papierenen Haarbeutel promenierend, hat viel vom Philister.

Ein Philister kann nie ein Seiltänzer zu werden wünschen.

Ein Philister kann wohl ein Steinfresser werden.

Kein Philister kann glauben, daß er einer sei; er kann überhaupt nur sein und nicht glauben.

Wenn ein Philister jemals ein wirkliches Mittel gegen die Kienraupen findet, so wird er ein Selbstmörder. Wir sind dann beider los und unsere Fichtenhaine, die jetzt kritische Wälder sind, werden Dichterhaine.

Wenn ein Philister ein Gerstenkorn am Auge hat und ein Hühnerauge am Fuße, so legt er sich mit Schmierstiefeln ins Bett, damit, während er entschlafen, das Hühnerauge das Gerstenkorn nicht sehe, und er sich die Augen im Schlafe nicht mit den Beinen austrete, denn er weiß wohl, daß ein blindes Huhn oft ein Gerstenkorn findet.

Der Philister nach der Geschichte

Der Name Philister ist für die jetzigen Philister, die ein transscendentaler Teeaufguß, ein übersinnliches Kofentbier, ein fader, idealer Nachgeschmack der alten von der Geschichte längst verdauten Philister sind, ursprünglich von den hohen Schulen ausgegangen, wo die Jugend, dieser begeisterte, hochzeittrunkene Löwenzerreißer, den Honig der Weisheit in dem Rachen des besiegten Tieres findet, wo die Jugend, dieser sich ewig erneuernde Simson, freudig, im Vertrauen auf göttliche Sterne, das planvolle Segel eines leichten Kahnes, weltensuchend, den treibenden Winden des Himmels übergibt, und rasch auf dem Flügel der Begeisterung über den Meeresspiegel des Gottes hinfliehend, häufig die bedächtige breite Dreckschuite der Philister in Grund segelt, welche mit guten Pässen versehen, kannengießend unter dem Verdeck, auf ihrer Reise vom Buttermarkte nach dem Käsemarkte begriffen sind. Philister wurden also alle genannt, die keine Studenten waren, und nehmen wir das Wort Student im weitern Sinn eines Studierenden, eines Erkenntnisbegierigen, eines Menschen, der das Haus seines Lebens noch nicht wie eine Schnecke, welche die wahren Hausphilister sind, zugeklebt, eines Menschen, der in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft oder Gottes begriffen, der alle Strahlen des Lichts in seiner Seele freudig spiegeln läßt, eines Anbetenden der Idee, so stehen die Philister ihm gegenüber, und alle sind Philister, welche keine Studenten in diesem weitern Sinn des Wortes sind.

Es ist besonders noch zu bemerken, daß die äußerlichen Zeichen, selbst wie sie hier folgen, keineswegs hinreichen, einen zum Philister zu machen, sondern es kommt durchaus darauf an, wie er mit denselben dem Leben gegenüber steht, so kann gerade einer mit allen entgegengesetzten Zeichen ein Philister sein, es kann einer aus Philisterei das Trefflichste vorgeben und verteidigen, aber immer durchaus abschließend und absprechend; er verteidigt es auch bloß, weil es ihm gerade schwer im Magen liegt; denn kein Philister kann etwas verdauen; was er geistig zu sich nimmt, liegt in ihm wie Ballast, und bindet man ihnen die Brocken an Fäden, so kann man sie wie Hühner damit zusammenangeln. Wie manche schöne Guirlande philistrischer Anhänger großer Dichter oder Denker, ist nur wie eine Herde Enten an einen Faden eingefädelt, woran ein Stückchen Speck gebunden, den eine hinter der andern verschluckt, und der nächsten wieder hinten von sich gibt; und wäre eine solche Entlichkeit eine schöne Arabeske zur Verzierung mancher Propyläen. Ach, wer ist sicher, daß er nicht bereits aufgereiht ist, und daß, wenn einst der Teufel die Schnur anzieht, er nicht mit anderen Philistern wie eine Reihe Zwiebeln um den Hals von des Satans Großmutters gehängt wird.

Schilderung eines Musterphilisters, welcher sich zuletzt in eine Musterkarte von Philistereien aufrollt.

Wenn der Philister des Morgens aus seinem traumlosen Schlafe wie ein ertrunkener Leichnam aus dem Wasser heraufttaucht, so probiert er sachte mit seinen Gliedmaßen herum, ob sie auch noch alle zugegen; hierauf bleibt er ruhig liegen, und dem anpochenden Bringer des Wochenblattes ruft er zu, er solle es in der Küche abgeben, denn er liege jetzt im ersten Schweiß und könne, ohne ein Wagehals zu sein, nicht aufstehen; sodann denkt er daran, daß der nüchterne Speichel etwas sehr heilkräftiges sei, so bestreicht er sich die Augen damit oder der Frau Philisterin oder seinen kleinen Philistern oder seinem wachsamen Hund oder niemand. Seine weiße baumwollene Schlafmütze, zu welchen diese Ungeheuer große Liebe tragen, sitzt unverrückt, denn ein Philister rührt sich nicht im Schlafe. Wenn er aufgestanden, so wechselt er das Hemd, wenn er es tut, so, daß er das erste ganz auszieht, ehe er das andere anzieht, und ist im Stande seine Flanelljacke gelinde mit seinem linken wollnen Strumpfe zu reiben, damit sie keinen Rheumatismus bekomme, auf die Haut selbst kommt er sich nie; sodann geht es an ein gewaltiges Zungenschaben und Ohrenbohren, an ein Räuspern und Spucken, entsetzliches Gurgeln, und irgend eine absonderliche Art sich zu waschen, nach einer fixen Idee, kalt oder warm sei gesund; sodann kaut er einige Wachholderbeeren, während er an das gelbe Fieber denkt; oder er hält seinen Kindern eine Abhandlung vom Gebet und sagt wenn er sie zur Schule geschickt, zu seiner Frau: „Man muß den äußern Schein beobachten, das erhält einem den Kredit; sie werden früh genug den Aberglauben einsehen." Sodann raucht er Tabak, wozu er die höchste Leidenschaft hat, oder welches er übertrieben affektiert haßt; im ganzen ist der Rauchtabak den Philistern unendlich lieb; sie sagen sehr gern, er halte ihnen den Leib gelinde offen und sie könnten bei dem Zuge der Rauchwolken Betrachtungen über die Vergänglichkeit anstellen, so hängt die Pfeife eng mit ihrer Philosophie zusammen; auch besitzt er gewiß irgend ein Tabaksgedicht, oder hat selbst eins gemacht.

Philistersymptome

Sie nennen die Natur, was in ihren Gesichtskreis oder vielmehr in ihr Gesichtsviereck fällt; denn sie begreifen nur viereckige Sachen, alles andere ist widernatürlich und Schwärmerei. Eine schöne Gegend, sagen sie, lauter Chaussee.

Sie glauben, mit der Welt sei es eigentlich aus, weil es mit ihnen nie angegangen. Sie halten sich für etwas Apartes und können die Augenbraunen bis unter die Haare ziehen. Sie belächeln alles von oben herab, halten allen Scherz für Dummheit, bedauern, daß wir keine römischen Klassiker sind, und gratulieren sich einander, in einer Zeit geboren zu sein, worin so vortreffliche Leute wie sie, leben, und zwar ganze Tabaks-Kollegia voll, wo die Aufklärung als ewig glimmender Zündstrick ihnen die Köpfe (Pfeifenköpfe) entzündet, welches Feuer sie als Opferrauch sich selbst wieder darbringen; am andern Morgen stinken diese Tempel so ziemlich, und der Herr vom Hause, sagt Goethe, weiß immer, wo es stinkt.

Sie rezensieren Dinge, die sie nicht verstehen, und treiben ihren Spott mit den Not-Formeln der Philosophen, oder sind auch im Stande, selbst sich ganz lächerlich in philosophischen Reden in die Höhe zu steifen, so daß ihre Seele hoffärtig auf andre schuldlose Naturen herabsieht wie ein getreuer Schlafrock, der zum Trocknen im Winter aufgehängt, die kleinen Vögel verscheucht, die die Körner im Schnee des Gartens suchen. Wenn sie sich schneuzen, trompeten sie ungemein mit der Nase.

Alle Begeisterte nennen sie verrückte Schwärmer, alle Märtyrer Narren, und können nicht begreifen, warum der Herr für unsere Sünden gestorben, und nicht lieber zu Apolda eine kleine nützliche Mützenfabrik angelegt. Nie hat sie der Regen ohne Regenschirm getroffen. Sagen sie guten Abend, guten Morgen, guten Tag! wie gehts, was macht die Frau Liebste? so denken diese Elenden nichts dabei, es fällt ihnen vom Maul, und nach Tisch wünschen sie einem wohl gespeist zu haben, wenn man gleich gehungert hat.

Die Philister haben nur Sinn für platte, tändelnde oder bocksteife Musik, den Beethoven halten sie für ganz verrückt; schlechte Gemälde, zusammengewürfelte Allegorien, ein paar quallstrige Engel mit Attributen, ein Stammbuchs-Altar oder Tempelchen im griechischen Gartengeschmacke sind ihre Bauideale. Das Unzählige, kunstdurchdrungene Allmächtige, und doch Eine und überschwänglich Große in den Gebäuden begeisterter Christen nennen sie gothische barbarische Ausgeburten der Geschmacklosigkeit, denn alle Sinne sind bei ihnen ins Kraut geschossen und ihre Seele sitzt ihnen zwischen Haut und Fleisch; juckt sie daher das Fell, kriegen sie Einfälle, so setzen sie Blutigel an den Hintern oder schröpfen, und sie werden wieder erträglich dumm.

Sie unterhalten sich besonders gern vom Vaterland und vom Patriotismus; wenn man sie aber genauer fragt, warum sie ihr Vaterland lieben, so fangen sie an, sich selbst darüber zu wundern; denn sie gestehen gern ein, daß sie ewig damit umgehen, alles, was ihr Vaterland zu einem bestimmten individuellen Lande macht, zu vernichten, und sie arbeiten dahin, daß der Kuckuck, der in fremde Nester baut, das Ihrige mit Lob begrüße. Sie vernichten, wo sie können, alte Sitten und Herkömmlichkeiten, sie brechen die Wappen und Schilder der Zeiten und werfen sie denjenigen vor die Füße, denen sie die Geschichte gegeben. Alles, was kein Geschick, was der Tod selbst nicht raubet, die hieroglyphischen Fußstapfen, in welche die Geschlechter ihre Nachkommen, den Baum der Liebe und Treue zu dem Flecke des Landes, das sie bewohnen, vererben, wetzen sie aus, damit bald kein Philister mehr wisse, wo er zu Hause ist; das ist aber ihre Absicht nicht, sondern sie möchten nur die Individualität der Genialen zerstören, und sie dadurch unter das Hütchen zu bringen, unter dem der Teufel die Welt in die Tasche spielt. Sie wollen, daß die Menschen ihren eigenen Rock lieben, und geben ihnen deswegen allen einerlei Röcke; aber ich preise den selig, der den seinen zeichnet, sei es mit einem Kreuz überm Herze, einem Herzen unterm Ellenbogen oder einem Loch.

Sie erzählen sich gerne ihre Jugendstreiche, die dann in der Art sind, wie die des Friedensrichters Schaal in Shakespeare's Heinrich dem Vierten. Nie sind sie berauscht gewesen, ohne zu trinken, und dann immer sehr besoffen. Wenn sie erschrocken sind, schlagen sie sogleich ihr Wasser ab, sie können kein ursprüngliches Dichterwerk begreifen, verspotten und parodieren es und schreiben dann doch wässrige Nachahmungen. Sie haben dem Werther die empfindsamen Romane, dem Götz die Ritterstücke, dem Ardinghello und Meister die Künstlerromane, der Luzinde die transscendentalen Lubrica, den Schlegeln, Novalis und Tieck die glaubtraubschraubigten, honigseimleimschleimschlingenden Sonette und Canzonen (Ganzohnen) nachfolgen lassen, und Schillers Trauerspielen die kaltjambischen sentenziösen Schicksalsdramen, in denen das Schicksal bloß als das Wort Schicksal fünfzigmal erscheint, oder dem Helden als ein warmer Krug unter die Füße gelegt wird; und ich zweifle nicht, daß sie uns nächstens den Weinstein von ihren Zähnen als Tropfstein aus den Gräbern der deutschen Heldenzeit produzieren, und irgend einen steifgefrornen Sandhasen als einen nordischen Riesen vor unseren Augen auftauen lassen.

Von einer unendlichen, gleichzeitigen ewigen Bewegung des Erkennens und seiner Heiligkeit haben sie keine Idee. Und wenn es wahr ist, was ein Philister von Paulus glaubt, nämlich er sei, weil er gesagt, unser Wissen ist Stückwerk, ein Kanonier gewesen, so sind die Philister alle Konstabler.

Dem Bier-Philiſter

Satire auf die Unmäßigkeit. Holzſchnitt des Cornelius Tenniſſen.

Es zeigt euch dieſes Säuferbild
ein Faßtier mit Geſtank erfüllt.
So geht es, wenn man zuviel trinkt:
man zankt und ſticht und ſpielt und ſtinkt.
Ein voller Menſch iſt wie ein Schwein,
drum merkts und laßt das Saufen ſein.

Sprüche über den Philister

Zur Notiz

Die Philister, die Beschränkten,
diese geistig Eingeengten,
darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
wissen stets in unsren Scherzen
Lieb und Freundschaft zu entdecken.

Heinrich Heine.

Philister

Sie täten gern große Männer verehren,
wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Goethe.

Aus den Xenien

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt.
Daß Gott erbarm!

Goethe.

Philister und Schöngeist

Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch der Wahrheit;
aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

Goethe.

Zwei Lieder zur Laute von Heinrich Heine*)

Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen

Wir, Bürgermeister und Senat,
wir haben folgendes Mandat
stadtväterlichst an alle Klassen
der treuen Bürgerschaft erlassen:

„Ausländer, Fremde, sind es meist,
die unter uns gesät den Geist
der Rebellion. Dergleichen Sünder
gottlob! sind selten Landeskinder.

Auch Gottesleugner sind es meist;
wer sich von seinem Gotte reißt,
wird endlich auch abtrünnig werden
von seinen irdischen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, ist
die erste Pflicht für Jud und Christ.
Es schließe jeder seine Bude,
sobald es dunkelt, Christ und Jude.

Wo ihrer drei beisammen stehn,
da soll man auseinander gehn.
Des Nachts soll niemand auf den Gassen
sich ohne Leuchte sehen lassen.

Es liefre seine Waffen aus
ein jeder in dem Gildenhaus;
auch Munition von jeder Sorte
wird deponiert am selben Orte.

Wer auf der Straße raisonniert,
wird unverzüglich füseliert:
das Raisonnieren durch Gebärden
soll gleichfalls hart bestrafet werden.

Vertrauet eurem Magistrat,
der fromm und liebend schützt den Staat
durch huldreich hochwohlweises Walten;
euch ziemt es, stets das Maul zu halten."

Duelle

Zwei Ochsen disputierten sich
auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes
und in der Hitze des Disputes
hat einer von ihnen zornentbrannt,
den andern einen Esel genannt.
Da „Esel" ein Tusch ist bei den Ochsen,
so mußten die beiden John Bulle sich boxen.

Auf selbigem Hof, zu selbiger Zeit
gerieten auch zwei Esel in Streit,
und heftig stritten die beiden Langohren,
bis einer so sehr die Geduld verloren,
daß er ein wildes I-a ausstieß
und den andern einen Ochsen hieß.
Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschiert,
wenn man ihn Ochse tituliert.
Ein Zweikampf folgte, die beiden stießen
sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
gaben sich manchen Tritt in den Poder,
wie es gebietet der Ehre Kodex.
Und die Moral? Ich glaub, es gibt Fälle,
wo unvermeidlich sind die Duelle.
Es muß sich schlagen der Student,
den man einen dummen Jungen nennt.

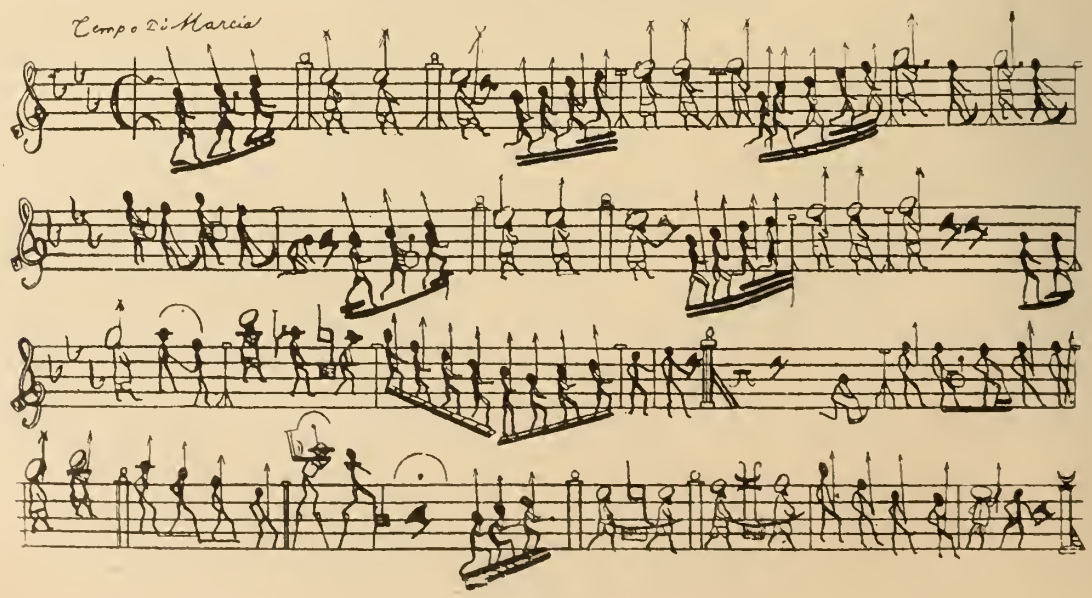
*) Die Melodien darauf kann sich ja jeder selber machen.

Der moderne Philister

Er ist uns allen nach hergebrachter Weise ein Brunnen der Ergötzlichkeit: wir denken an die kartoffelbäuchigen, hornbebrillten, sonntagröckigen Kleinstädter Ludwig Richters oder die Junggesellen mit Gießkannen und grünen Stirnschirmen Spitzwegs. Sowie wir aber in den Tag von heute hineinschauen, erstaunen wir, diesen Typ gar nicht mehr vorzufinden. Wohl, er lebt noch, wahrscheinlich in irgend welchen abseitigen Städtchen. Aber diese Städtchen sind aus unserm schnell verzehrenden Bewußtsein ausgeschaltet. Die großen Städte haben alle Kräfte so eingesaugt, daß von ihnen allein noch Strahlkraft ausgeht. Es ist nicht einmal mehr die Möglichkeit, wie früher die Notwendigkeit war, aus dem Postwagen zu steigen und sich in die Herrenstube des roten Ochsen geleiten zu lassen — denn die Bahnen führen schnell an allen Nestern vorüber oder die Autos hindurch. Der einfache deutsche Bürger der Großstadt aber ist längst in der hämmernden Menschenfabrik unserer Tage ein beweglicher, erfahrener, spöttischer, mißtrauischer, sehr tätiger, sehr ausdauernder Mann geworden, den man am Werktag eher mit einer geputzten und geschmierten, daher ohne Störung laufenden Maschine selbst vergleichen könnte, den Sonntags ein unersättliches Bedürfnis zu erleben in die Varieté- und Kinohallen treibt. Alles Gemütliche, Zufriedene, Würdevolle, heimlich Aengstliche und Heuchlerische, das den Philister von ehemals machte, ist ihm ganz und gar genommen. Die Schicht unter dem Bürger, die sich neu gebildet hat, die Arbeiter, haben noch weniger mit dem Kleinbürger von ehedem zu tun: der fordernde Schritt der Millionen hätte den Philister von früher sicher vor Schreck hinschlagen lassen. Bleibt die Schicht über dem Kleinbürger: der wohlhabende gesättigte Ehemann. Und allerdings scheint mir der deutsche Philister von heute hierher hinaufgestiegen zu sein. Dieser neue Philister von heute geht durch die Gemäldehallen, drängt sich an die Kassen der Premieren, unterscheidet dabei weder bei Bildern noch Dichtwerken Bluthaltiges von Sensationellem, er kauft die Bücher der modischen Einbände wegen, hat wie in der Politik so in der Kunst in allem die Meinung seiner Zeitung. Und dann aber — ein Hauptunterschied: er reist. Er verbringt Weihnachten in Sankt Moritz, Ostern an der Riviera, den Sommer an der englischen und französischen Küste, trägt knieenge Bridges und mästet gleichwohl darüber seinen alten deutschen Bauch. Er ist so international geworden, daß er sich schämt, in Leben und Kunst, ein Deutscher zu sein, verrät sich aber durch sein lärmendes Reden und seine Streitsucht im Eisenbahnwagen und an der Hoteltafel immer sehr bald. Der Parvenu, der zu Geld gekommen und selber noch darüber zu verwundert ist, als daß er sein Geld gleichmütig und ohne Aufhebens ausgeben könnte, der am ehesten über den Kleinbürger von 1830 lacht und sich denn doch ein freierer Mensch dünkt, während er genau so eng in den Gewohnheiten seiner Kaste hängt: das ist der deutsche Philister von heute. Es ist viel schwerer über ihn lachen als über den Philister von früher. Er reizt eher zum Ingrimm. Aber man muß lernen, auch diese guten Menschlein als eine Zeiterscheinung zu nehmen, die ihre Notwendigkeit hat wie alles andre Seiende, und sich daran zu erheitern wie einer, der etwa nach zweihundert Jahren auf sie zurücksähe. Haben doch Athen und Rom auch ihre Philister gehabt und werden doch sicherlich Philister die ersten Wesen sein, die uns auch auf einem neuen Stern in den Weg kommen.

Wilhelm Schmidtbonn.

„Der Auswanderer"



Der vorstehende „Türkische Marsch" ist eigens für den Friedensabschluß komponiert und uns zur Verfügung gestellt worden. Man sieht darauf sogar das begrabene Kriegsbeil.

*

Orientalischer Kongreß

Der Esel und der Wolf im Streite,
sie greifen zum Gewehr,
da treten als Vermittler ein
die Nachbarn rings umher,
der Stockfisch und das Murmeltier,
der Marder und der Fuchs,
dem Langohr fern und nah verwandt,
sie bieten Hilfe flugs.
Doch dreinzuschlagen, eh' es Not,
wär eben auch zu toll:
man zieht dem Esel ab die Haut
und schreibt ein Protokoll.

Damit unsere Leser nicht meinen, der Hausdichter der „Lese" habe diese Verse in einer satirischen Anwandlung auf den Balkankrieg und die Londoner Konferenz gemünzt, bemerken wir, daß sie von Grillparzer stammen, der sonach den Balkankrieg und die Londoner Friedenskonferenz vorausgeahnt hat.

*

Vom ausländischen Fabelwesen

Cook hat bei seiner Nordpolfahrt auch ein neues Volk entdeckt, das sich aus alleswissenden Männern und Frauen zusammensetzt. Sie nähren sich von der öffentlichen Meinung. Besonders interessant sind die Weiber. Diese laufen in alle Vorträge und Versammlungen, lernen alle Kritiken und Referate auswendig und sagen diese in Gesellschaft her. Man nennt dort diese Geschöpfe: Bildungsphilisterinnen. Bei uns kommen sie Gottseidank nicht vor.

„Im häuslichen Kreise"

Der unterjochte Ehemann

Ein altes Kupfer,
allen Ehekrüppeln ein wehmütiger Anblick.

Vom Rückgang der Geburten in Deutschland.

Zu diesem Thema sendet uns eine freundliche Leserin aus Schwelins württembergischer Chronik folgenden Beitrag, den wir in der Faschingsnummer, trotzdem wir ihn nicht ganz glauben, abdrucken.

Ehelicher Segen.

Anno 1503 war zu Bönnigheim (in Württemberg) ein paar Eheleute noch beim Leben, der Mann hieß Adam Stratzmann, das Weib aber Barbara Schmutzerin, diese zeugeten 53 Kinder miteinander, wie folgt:

18mal allwegen ein Kind,
5mal allwegen zwei Kind,
4mal allwegen drei Kind,
1mal 6; davon sie in fünf Monaten drei geboren, wenig Tage hernach wieder eins, nach diesem in eilf Wochen wieder eines, das sechste hat sie noch zehn Wochen getragen.

Letzlich war dies Weib abermals schwanger und trug der Kinder sieben. In zwanzig Wochen hat sie drei davon geboren. Als sie aus dem Kindbett gangen, hat sie wieder eins geboren, in vierthalb Wochen wieder zwei, nachgehends noch eins, welches ein Ellen und drei Querfinger lang gewesen, und hatte einen großen Kopf, daß kein Mann denselben erspannen könnte, mit dem sie drei Tage in Kindsnöten gelegen und so schwach worden, daß sie niemand mehr gekennet, doch hat sie Gott erlöset und entbunden.

Unter ermeldten Kinder seyn 38 Knäblein und 15 Mägdlein gewesen, waren alle gliedganz und recht, davon seyn 34 zur heilgen Tauf kommen, aber 19 haben die heilige Tauf nicht erreicht. Unter welchen 53 Kindern ist keines über 9 Jahr alt worden; die Mutter starb noch in bemeldtem 1503 Jahr, der Mann lebte auch nicht mehr lang hernach. Haben also diese beide Ehegemächt bei 50 Jahr miteinander unzertrennter Ehe zugebracht. — Diese wahrhafte und unerhörte Geschichte ist nicht allein schriftlich, sondern soll auch zu ermeldtem Bönnigheim in den Kirchen und auf dem Rathaus noch gemalt zu finden seyn.

Holzschnitt aus dem Jahre 1534.

Kupfer von Israhel van Meckenem.

Der Tod von Basel

Als ich ein jung Geselle war,
nahm ich ein steinalt Weib;
ich hatt sie kaum drei Tage,
Ti=Ta=Tage,
da hats mich schon gereut.

Da ging ich auf den Kirchhof hin
und bat den lieben Tod:
„Ach lieber Tod von Basel,
Bi=Ba=Basel,
hol mir meine Alte fort."

Und als ich wieder nach Hause kam,
meine Alte war schon tot.
Ich spannt die Roß an Wagen,
Wi=Wa=Wagen,
und fuhr meine Alte fort.

Und als ich auf den Kirchhof kam,
das Grab war schon gemacht.
„Ihr Träger, tragt fein sachte,
si=sa=sachte,
daß die Alte nicht erwacht."

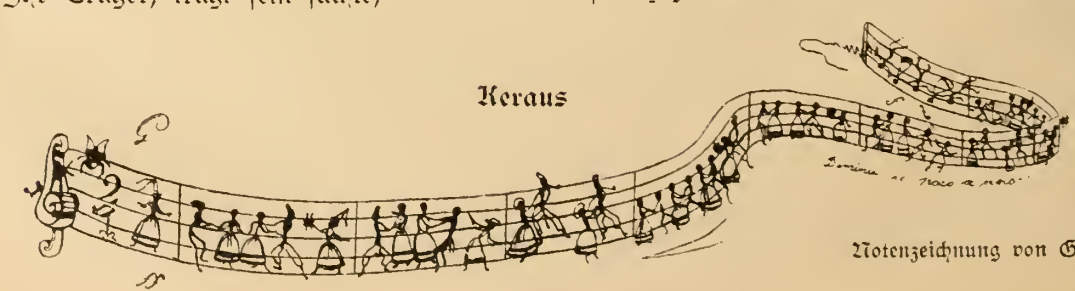
Scharrt zu, scharrt zu, scharrt immer zu
das alte böse Weib.
Sie hat ihr Lebetage,
ti=ta=tage,
geplagt mein jungen Leib."

Und als ich wieder nach Hause kam,
alle Winkel waren mir z'weit.
Ich wartete kaum drei Tage,
Ti=Ta=Tage,
nahm ich ein junges Weib.

Das junge Weibel, das ich nahm,
das schlug mich alle Tag.
„Ach lieber Tod von Basel,
Bi=Ba=Basel,
hätt ich meine Alte noch!"

Volkslied.

Erstmalig gedruckt in Nicolais Kleinem, feinem Almanach 1777.



Notenzeichnung von Grandville.

Zum Aschermittwoch

Ein köstlich Rezept

so sich einer des Nachts übertrunken, daß ihm Morgens der Kopf weh tut, soll er gebrauchen wie folgt:

Recipe, ein Mäßlein Entenmilch, eine Maß Gänsschweiß. Das Fett von einer Mücke. Ein Mäßlein Schall von einer Drommete. Ein Mäßlein Kressenblut. Fünf rostige Hufeisen. Neun Sensenspitzen gerieben in einer ledernen Pfeffermühle. Der Saft von einem Knebelspieß. Das Eingeweide von einer alten Mistgabel. Ein Lot Vogelgesang. Ein Lot Glockenton. Ein Lot von einer Mönchskappe, über der zehn Messen gehalten worden sind. Solches tu alles zusammen in einen gläsernen Mörser und zerstoß es alles mit einem Fuchsschwanz und tu es in einen Tiegel, der von Wachs gemacht ist und laß es eine Stunde oder drei zu einer Salbe sieden. Danach nimm darunter wie folget: vier Lot Steckenpfeffer, ein Stück ungebrannte Asche, einer Elle lang und eines Daumen dick die Lenden damit gerieben. Das ist bewährt.

Ein anderes gegen die Trunkenheit:

Recipe, das Blau vom Himmel. Das Gerumpel von einer alten Brücke, eine Kanne voll Wind, ein Lot von einer eingemachten Futtertasche, die drei Jahre im Mist gelegen ist. Solches alles tu durcheinander und temperiers zusammen und seihe es durch ein eichenes Brett, das drei oder vier Ellen dick ist. Wenn du es gebrauchen willst, so gehe in eine alte Badstube, die in sechs Jahren nicht eingeheizt worden ist und schwitz fein. Darnach geh um Weihnachten an die Sonne, wenn sie gar heiß scheinet und schmier den Nabel auf dem Rücken; darnach leg dich ein oder zwei Stunden nieder und schlaf solange, bis ich dich aufwecke. Damit der Nabel nicht erkalte, laß dich fein warm zudecken mit einem alten Hasengarn und laß dir einmal oder drei den Kopf mit den Kräutern reiben, mit denen die Bauern das Korn ausdreschen. Wenn dir aber von obengeschriebenen Rezepten das Kopfweh nicht vergehen sollte, so laß dir beizeiten den Hals zuknöpfen mit einem geweihten Mönchsgürtel, oder wenn du den nicht haben kannst, nur mit einem Pfennigstrick, damit dir der Schmerz nicht in Magen und Bauch hinabkomme. Es kann aber nicht jedermann das Zuknüpfen verleiden, viele sterben davon.

Aus dem Ambraser Liederbuch.

Lückenbüßer

Man will bemerken,
daß die Stummen
nicht deutlich sprechen,
sondern brummen.

Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder,
das nächste Jahr sehn wir uns wieder!

Frei nach Schiller.

Die Wahrheit bleibt doch
Wahrheit, wie ich sehe:
gut eingerieben
tut sie wehe.

Matthias Claudius.

Die deutschen Karnevalsbelustigungen

Aus alter Zeit läßt sich von diesen nichts sagen. Erst in den Zeiten des Mittelalters, als von Süden her ein anderer Geist und andere Sitten längst eingedrungen waren, machte sich auch, aber immer nur an wenigen Orten, karnevalistisches Treiben geltend. Die einzigen Vermummungen, die in dem alten Deutschland vorgekommen sein mögen, könnten diejenigen sein, welche für die Verehrer des alten Heidendienstes notwendig wurden, so oft sie zur Zeit Karls des Großen, trotz dessen strengen Ver-

boten zu ihren Mysterien zogen. Von heiteren Schalkfesten war keine Spur. Selbst als sich die Nachbildungen vom Rhein her einfanden, nahmen sie meist einen düstern, unerquicklichen, abstoßenden Charakter an.

So feierte man in Halberstadt um 1520 die Fastnacht damit, daß man den größten Sünder, den man kannte, in ein klägliches Kleid steckte und am ersten Tag der Fasten in die Kirche schleppte und sogleich wieder, wie einen mit dem Bannfluch Beladenen, hinausstieß. Von da ab mußte er die ganzen Fasten hindurch täglich einmal um die Kirche gehen, dafür wurde er am grünen Donnerstag wieder in die Kirche geführt, absolviert und als ein rein aus Gotteshand hervorgegangener Adam angesehen.

Fastnachtsbelustigung im Mittelalter.

In Ulm mußte zu derselben Zeit jeder, der Fastnacht in ein Haus ging, sagen: ich komme mit Urlaub. Wer es unterließ, dem band man die Hände auf den Rücken, klopfte ihm mit einem Becken auf den Bauch und führte ihn durch die Stadt.

In Franken prellte man mittelst eines Leintuches einen Strohmann in die Höhe und fing ihn darin wieder auf, zog mit Wagenrädern auf die Berge, umwickelte sie mit Stroh, zündete es Abends an, und ließ die Räder in das Tal laufen.

In Leipzig verlarvten sich junge Leute und zogen einen Pflug durch die Stadt, griffen Mädchen auf und spannten sie mit Gewalt hinein. Es sollte Strafe sein, daß sie im Laufe des Jahres nicht geheiratet hätten.

In Preußen wurde die Fastnacht mit Anfertigen und Herumtragen von großen Würsten gefeiert, die man nachher gemeinschaftlich verspeiste. (Vgl. die große Bratwurst, Lese Nr. 3.)

Besondere Erwähnung verdient der Nürnberger Schönbart. Schönbart heißt Maske, Schönbart laufen, einen Maskenzug halten. Hans Sachs hat unter dem Titel: Der Nürnberger Schönbart, Ankunft und desselben Bedeutung, das Fest beschrieben, wie es 1539 gefeiert worden ist. Der Zug hatte im allgemeinen folgende Gestalt: Zuerst kamen die vermummten Prügelknechte, dann ritt einer mit einem Korb voll Nüsse, die er unter die Buben warf; dahinter einer mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt waren; er warf damit die Frauenzimmer, die sich blicken ließen. Ihm erst folgten die eigentlichen Schönbartsleute, die Trommler und Pfeifer voran. Alle waren auf mannigfache Art gekleidet, wilde Männer und Weiber, Personen mit Spiegeln, Indianer mit Kastanien behangen, Riesen, Personen mit Tierköpfen. Im Jahre 1523 machte eine Maske besonderes Aufsehen, die ganz in Ablaßbriefen versteckt war. Den Schluß des Ganzen machte in der Regel eine sogenannte Hölle auf einem Wagen. Sie barg ein künstliches Feuerwerk in sich, das man am Schluß des Festes vor dem Rathause anzündete, worauf die Hölle selbst, zum Jubel des Publikums, mitverbrannte. Das Fest setzte ganz Nürnberg in Bewegung. Dennoch konnte es nicht jährlich gefeiert werden. Wenn Krieg, Pest, Trauer im Lande war, unterblieb es.

In Frankfurt am Main, wo schon im 14. Jahrhundert Verbote gegen das Maskieren vorkommen, wurde die Fastnacht hauptsächlich mit Gelagen gefeiert, wozu die Juden jährlich zwölf Gulden beisteuern mußten. Am Schlusse des Festes ersäufte man einen Strohmann.

Besonders prächtig wurde die Fastnacht in Augsburg begangen. Hier wurden namentlich großartige maskierte Geschlechtertänze aufgeführt, welche in der Regel die Feste der fürstlichen Höfe an Erfindung und Pracht übertrafen.

Es haben auch noch anderswo im südlichen Deutschland während des Mittelalters Narrenfeste bestanden, das beweist Sebastian Brandts Narrenschiff. Aber sie waren im Lande nicht heimisch und nicht allgemein. Das einzige, was in vielen Städten Eingang fand, waren Bühnen-Darstellungen, für die namentlich Hans Sachs Stücke geschrieben hat. Sie gingen von den Klöstern, wo sie schon viel früher vorkamen und und Donnerstag vor Fastnacht aufgeführt wurden, auf die Gassen über, und wurden dort meist von fahrenden Künstlern veranstaltet. Die Bühnen wurden sehr leichtfertig errichtet, meist auf leeren Biertonnen. Daher ereigneten sich auch manche Unglücksfälle. Als 1511 in Stuttgart das jüngste Gericht aufgeführt wurde, fiel das Theater ein, die Hölle geriet in Flammen, der Teufel lief erschrocken davon und der Weltrichter fiel vom Stuhl und brach den Hals. Nicht viel besser ging es in Tangermünde, wo eine Rakete die Hölle

Der Schäfflertanz in München.

anzündete. In Leipzig erschlug das einstürzende Theater zwei Knaben und beschädigte viele Menschen. In Brünn fuhr die Rakete, welche Isaaks Opfer entzünden sollte, einem Jesuiten auf die Brust und tötete ihn sofort. Anfänglich waren diese Darstellungen Mysterien, im 15. Jahrhundert indessen kommen schon Anfänge von Lustspielen vor. Mit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften hat auch der Karneval eine andere, edlere Form bekommen; seitdem hat er sich aber auch durch fast ganz Deutschland Bahn gebrochen, freilich unter ganz verschiedener Gestalt.

In München findet alle sieben Jahre am Karneval der bekannte Schäfflertanz statt. Die Tänzer, in roten silberverbrämten Jacken, kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen, auf dem Kopfe ein befiedertes grünes Sammetbarett, Reifen mit Grün umwunden in den Händen, ziehen die Faßbinder unter Vortritt einer Musik von ihrem Zunfthause aus. Ihr Anführer trägt ein zierliches Kommandostäbchen, er ordnet die Tänze. Zwei Hanswürste umkreisen den Zug und machen allerhand Schwänke. Zahlreiche Volksmassen folgen dem Zuge. Von Zeit zu Zeit wird ein Bube, der dem Hanswurst zu nahe kommt, zum Ergötzen der Zuschauer schwarz gemacht.

Weit berühmt ist der Karneval von Köln, wo namentlich während der zwei Tage vor Aschermittwoch, die davon den Namen Rastäge führen, mindestens die Hälfte der Einwohner Geck oder Narr wird, d. h. sich maskiert und lustig macht. Einige parodieren in ihrem Anzug die herrschenden Kleidermoden und machen sie durch Uebertreibung lächerlich. Wer keine Maske bezahlen kann, umwickelt sich wenigstens vom Kopf bis zu den Füßen mit Stroh, um als Strohmann verkleidet herumzulaufen. Alljährlich veranstaltet der Verein der Karnevalsfreunde, der sich durch seine Veranstaltungen einen großen Ruf erworben hat, gelungene Umzüge.

In Basel ist an Fastnacht dem jungen Volk gestattet, scharenweise oder auch einzeln mit Trommeln durch die Stadt zu ziehen und dabei nach Herzenslust zu trommeln. Ja, selbst Erwachsene tun sich während dieser Tage zusammen und halten vor Tagesanbruch und Nachts vor dem Schlafengehen einen Umzug in den Hauptstraßen der Stadt, bei welchem sie so gewaltig trommeln, daß alle Fenster klirren. Denn nirgends herrscht eine größere Liebhaberei fürs Trommeln, als in Basel. Jeder Knabe hat eine nach allen Regeln der Mechanik verfertigte, solide und volltönende Trommel. Vor den Toren oder an abgelegeneren Plätzen sieht man das ganze Jahr hindurch Trupps von Knaben zu gewissen Stunden ihre Uebungen im Trommeln halten und ihre Trommelkonzerte aufführen. Aber die eigentliche Trommelzeit ist und bleibt die Fastnacht, das dreitägige Trommelfest.

Die Basler Fastnacht erhält durch die sogenannten „Schnitzelbänke" eine besondere Würze. Das sind Verse, die in Wirtschaften abgesungen werden mit oft recht bissigen Anspielungen auf stadtbekannte Begebenheiten.

Fastnachttanz auf dem Fischmarkt in Basel.

In Müggelsheim bei Köpenik trug man früher am Fastnachtsabend als Symbol des überwundenen Todes (Winters) einen Marder oder Iltis, der auf ein Brett genagelt war, umher, indem man Eier einsammelte. Dabei sang man:

Hahn, Appel, Hahn!
Die Fastnacht geht an!
Der Kuche will nicht ritschen,
gebt mir euern Speck
dann geh ich von der Türe weg;
ich stell die Leiter an die Wand
und schneid mir ein Stück Speck drei Ellen lang.
Von den langen,
die kleinen laß ich hangen.
Ei Mütterchen, ei!
gebt mir zwei oder drei,
daß mein Körbchen voll sei!
Eier raus!
Oder ich schick den Fuchs ins Hühnerhaus!

Nach alten Volksbüchern.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

Für die Lese bearbeitet

4. Fortsetzung.

Das vierzehnte Kapitel

Folgt, wie D. Fausti gehauset hat.

Als Doctor Faustus nun nicht mehr zu sorgen brauchte, woher er Essen und Trinken bekäme, wollte dennoch Mephostophiles, er solle sich nicht argwöhnisch und verdächtig machen, sondern seinen Gütern und seiner Haushaltung, was ihm von seinem Vetter legieret und verschafft worden, auswarten. Dem hat er nicht gefolgt. Es war aber jenes Jahr eine unbequeme Zeit, da die Frucht nicht wohl geraten war. Dennoch schnitt Faustus dreifach mehr von seinen geerbten Gütern als sein nächster Nachbar. Es wird aber gläublicher Bericht getan, wie sein Mephostophiles in dieser Zeit des Sommers alles, was Faustus auf dem Felde gehabt, in die Stadel und die Behausung gesammelt hat. Faustus aber ist seiner Schwelgerei nachgegangen und hat viele Zechbrüder bei sich gehabt. Da nun der volle Doctor Faustus solche treue Dienste seines Mephostophiles gesehen und ihm dennoch an Kost und Speise und Trank nichts abgegangen ist, hat er erst dieser treuen Warnung seines Famuli wahrnehmen und ihr abnehmen können, daß jedermann einen gewissen Verdacht auf ihn fassen würde. Denn weil er ja von der Luft nicht leben konnte, würde folgen, daß er zu Wittenberg in der ganzen Universität möchte für einen geachtet werden, der sich alle Notdurft durch Zauberei und Schwarzkunst zuwege brächte. Er dankte demnach seinem Geist, der ihn auch alsbald im Anfang gewarnet hatte, wie er denn ja auch seine eingesammelten Güter nunmehr zu einem hohen Wert bringen konnte. Eins aber bitte ich, sagte Doctor Faustus zu seinem Geist, gib und schaff mir auch Geld, denn ich bin gar geneigt zu spielen, will darinnen die Zeit vertreiben. Denn so ich Geld habe, hoff ich, es werde mir nichts weiter mangeln; kurzum, ich will mir außerhalb meines Hauses mit guten Freunden und Herren meine Zeit vertreiben und andere Lust mehr büßen, denn ich hab deinem Fürsten mich nicht darum so hoch verobligiert, daß ich ein mönchisch Leben führen will. Schaff mir gut Leben und verrichte daneben was das meinig ist, versäume es nicht. Ich wills hiermit gänzlich herausschütten: willst du nicht alles dasjenige tun und verrichten, was ich haben will, so sage ja oder nein. Mephostophiles sah, das Faustus sich sehr erzürnt hatte antwortete: Wohlan, mein Herr Fauste, ich bekenne, daß ich schuldig bin, dir gebührlichen Gehorsam zu leisten. Ich will dir Geld verschaffen, sollte es auch aus dem Wechsel zu Venedig kommen. Tuch und Kleidung habe ich zu Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Engelland und sonst allenthalben. Bis daher hast du ja auch keinen Mangel an Essen und Trinken gehabt.

Nach diesem Gespräch hat ihm der Geist seinen Willen erfüllt, hat ihm Geld zugetragen, ist in die Kramläden gefahren, jetzt da dann dort ein Tuch gestohlen, Schuhe von Schuhmachern genommen, ja ihm alles verordnet, was ihm notwendig gewesen,

sonderlich auch an Bettgewand, Kissen, Leintüchern. Kein Holz hat er nie gekauft und hat dennoch einen großen Vorrat gehabt. Aber hernach wollte es der Geist nicht mehr treiben, sondern D. Faustus mußte auch mit seiner Kunst und Zauberei etwas ausrichten.

Das fünfzehnte Kapitel

Wie Doctor Faustus einen Hund bei sich gehabt.

Es meldet der wohlgeborne Heinrich, Graf und Herr zu Isenburg, daß er gar gute Kundschaft mit dem Doctor Fausto gehabt habe, als er zu Wittenberg studierte. Unter anderem hat er dies berichtet: Als er auf eine Zeit mit andern Studenten zu Fausto in seine Herberg gekommen, habe er sie ganz freundlich empfangen, ihnen alles Gute erzeigt und stattlich aufgetragen an Trank und Speise. Er habe aber nicht wahrnehmen können, wo es doch herkäme, unangesehen er eine sonderliche fleißige Achtung darauf gehabt habe. Unter anderem sah er einen grossen, schönen, schwarzen, zottigen Hund, der ging auf und nieder, auf den sah er mit Fleiß. Und als er sich mitten in die Stube legen wollte, da redete Doctor Faustus ein Wort, welches er nicht verstand. Alsbald ging der Hund hinaus vor die Stubentür und tat sich die Tür selber auf. Er dachte gleich, es wird nichts Natürliches sein. Doctor Faustus lächelte und fragte den Grafen, wie ihm der Hund gefiele. Darauf antwortete der, ich würde ihn mit Lust noch einmal sehen. Alsbald schrie D. Faustus ihm zu, der kam bald und sprang auf die Bank. Seine Augen waren ganz feuerrot und ganz schrecklich anzusehen. Und obwohl er schwarz zottig war, doch wenn man ihm mit der Hand über den Rücken strich und liebkoste, so veränderte er sich in eine andere Farbe, als braun, weiß und rot. Weiter meldete dieser Graf, daß er gehört hätte, daß Faustus wunderbarliche Gaukelei mit diesem Hunde getrieben haben sollte, sonderlich beim Spazierengehen.

Fortsetzung folgt.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

4. Fortsetzung.

5

Marie suchte bald das Lager auf. Ihr Bett stand, wie das der anderen Mägde, in einer Kammer unter dem Dache. Durch Bretter war für sie ein besonderer Verschlag geschaffen, in dem außer ihrem Bett nur noch eine „Lade", ein hölzerner Kasten für ihre Kleider, stand. Auf diesem saß sie eine Weile, nur mit einem Rock bekleidet, um sich ein wenig abzukühlen, denn sie war heiß wie von Fieber. Sie glaubte, es rühre von der Wunde an ihrer Stirn, und stand auf, ihren Kopf an die Scheibe des Dachfensters zu lehnen. Es war eine dunstige Helle draußen, und der Mond sah aus wie eine weiße Esse, der fortwährend Wolken eines leisen, behutsamen Rauches entquollen und wankend dem Geäst der Bäume zutrieben. In dem Gewirr der Zweige verschwanden sie, wie von dem kleinen, knotigen Gestülp aufgesogen, und jedesmal schwankte dann wieder von dem blassen, unsicheren Monde eine Dunstwelle behutsam und leise zu ihr herüber. Sie starrte unbewegt auf dies eintönige, stumme Spiel des weißen Nachtnebels hin, das nicht nur den Schmerz der Wunde in einen pulsenden Druck auflöste, sondern auch in die Last ihrer jüngsten Erlebnisse ein, wenn auch noch leeres, Auf und Nieder brachte. Aber nicht lange, und ihre ganze Seele wankte nach dem Takte, der die blassen Schleier da draußen herantrieb. Marie biß die Lippen aufeinander und hielt sich mit beiden Händen an die Dachleisten an, die am Grunde des Kammerfensters hinabliefen. Indessen hatte sie immer peinigender das Gefühl, dieses Wogen des Nebels hebe sie auf und nieder und wolle sie fortspülen von hier. Als diese Empfindung sich zu einer unerträglichen Gewißheit steigerte, sprach sie stark vor sich hin: „Nein! Ich muß nicht! — ha!" —

Damit teilte sich das Dunkel über ihrer Seele und die Nacht, die in der Nacht auf sie eindrang, nahm die Gestalt an, die auf so rätselhafte Weise schon zweimal ihren Weg gekreuzt hatte. Sie sah den Lahmen auf den Schleiern zu ihr herschreiten, aber nicht in der Kleidung, die er diesen Abend getragen hatte, sondern in langen Schaftstiefeln und der kurzen Joppe, in deren Hüllen seine Arme gleich langen Stangen steckten. Den Kopf auf die Seite geneigt, daß die breitrandige Schildmütze über die Stirn fuhr, kam er mit seinen ungleichen Schritten auf sie zu, mit einem Gesichte voll unbeweglicher

Entschlossenheit. „'s is ja all's bloß Dummheit," dachte sie bei sich und ging auf ihr Lager zu. Als sie aber fühlte, wie sie wankte, stützte sie sich mit der Linken an der Wand und wiederholte drohend und voll Hohn: „Nee! ich muß nich, das merk dr!"

Dann warf sie sich schwer aufs Lager, mit dem Gesicht gegen das Kissen, denn der Schmerz in der Stirn hatte wieder zu wühlen begonnen und seine Zuckungen gingen durch ihren ganzen Körper und es war ihr, als sei ihr ganzes Leben verwundet. „Warum muß ich? Wie kommt der Kerl dazu?" das frug sie sich immer wieder und wendete gegen den Schmerz in der Stirn nichts andres an, als daß sie ihre Rechte leidenschaftlich auf die Wunde preßte, über die sie ein Tuch gebunden hatte. Aber ob sie auch alle Vorgänge vor und nach dem Unglück nach einem Vorfall durchsuchte, der dem Klumpen vielleicht das Recht zu einer solchen Aeußerung geben konnte, sie fand keinen anderen Grund dafür, als die regungslose Entschlossenheit in dem unschönen Gesicht des Lahmen, die Unwandelbarkeit der leeren Augen. Von dem ganzen ungefügen Menschen ging ein geheimnisvoller Bann aus. Sie wandte sich auf die Seite und schloß mit Gewalt die Augen, um an ihren „langen Sonntag", ihre sonngoldige Zukunft zu denken; aber es gelang ihr nur sehr unvollkommen, denn unverrückbar empfand sie die Nähe dieses Mannes, der mit einem Mal von seinen abseitigen Wegen mitten in ihr Leben gelangt war, lächerlich, aber auch verschlossen wie immer.

Es mochte wohl schon früh sein, denn die Sichel des späten Mondes stand gerade dem kleinen Kammerfenster gegenüber und der Raum schien von tanzenden Schneestäubchen erfüllt. Die Hähne krähten überall. Von der Schenke herauf erklangen undeutlich die Schlußfanfaren des Tanzes. Sie dachte: Morgen werde ich's erfahren, drehte sich von dem erleuchteten Fenster ab, zog noch die Decke über den Kopf und hatte nach einem jähen Aufschrecken die Empfindung, als gleite sie wiegend immer tiefer in ein weiches Dämmern hinab, zwischen dessen Gewölk die Bilderflucht des Schlafes aufzuschimmern begann.

Da war es ihr, als sähe sie den Mond ganz nahe. Er hatte seinen fernen Stand in der Nachtluft verlassen und kam mit Riesenschritten zu ihr herüber, die leise knarrten, als gingen sie behutsam über alten Schnee. Erst klang dies Geräusch aus weiter, weiter Ferne, ganz schwach, so, daß es nur mit der horchenden Haut vernommen werden konnte. Dann ward es deutlicher, aber ein langsames, vorsichtiges Schleifen, und nun zwängte der Mond seinen glänzenden, mageren Leib zu der Brettertür hinein, die er sich nur eine Spalte geöffnet hatte. Sie wußte, daß er sich nur vergewissern wollte, ob sie schlafe, denn er blieb zur Hälfte auf dem Gange stehen, der draußen an den Türen der übrigen Gesindekammern vorüberführte, und nur sein papierweißes Gesicht an dem dünnen Halse hatte er ganz in den Raum gebogen und suchte sie mit dem hämischen Schatten seiner Augen. Nun fühlte sie an einem Unbehagen, das sie wie ein leises Netz einschloß, daß er sie gesehen habe und aufmerksam beobachtete. Einen Augenblick ist es ihr, als sei die Gestalt Scholz Joseph, der zweite Knecht des Freirichtergutes, dann aber erkennt sie, daß eine Täuschung nicht möglich sei: es ist der Mond. Eben steigt ein neuer Zweifel in ihr auf, warum der Mond nicht durch das Fenster zu ihr hereingeschlichen sei, als ein Knacken des Türschlosses die schlummerigen Bilder ganz vertreibt. Sie schlägt, wach geworden, das Deckbett von ihrem Kopfe nieder und wendet ihr Gesicht der Tür zu, die geschlossen ist wie immer. Mit einem verwunderten Lächeln drehte sie ihr Gesicht wieder der Bretterwand zu, die ihren Verschlag von der Kammer einer anderen Magd trennt. Durch einen Spalt zwischen den schlecht gefügten Brettern sieht sie in das tiefe Dunkel des Nachbarraumes und bemerkt zwei Schatten, die sich einige Mal fast geräuschlos an ihr vorüberbewegen. Dann sind beide verschwunden, sie müssen rechts und links von dem schmalen Sehfelde ihres lauernden Auges stehen.

„Die schläft hart und feste," setzt eine rauhe Männerstimme die Unterhaltung fort.

„Nee, geh heem. Was willste denn auch? Ich bin mide und der Morgen is nich weit," antwortet eine flüsternde Mädchenstimme abweisend. Darauf taumeln die zwei irgend wohin. Marie hört vor Scham ihr Blut picken.

„Geh!" beginnt das Mädchen wieder, ihre Stimme ist erschöpft. „Macht die's denn? Ha, und morgen früh, da sieht se een wieder an, als ob se sagen wollte: ich kenn Dich, du bist mir de rechte."

Dann lachen beide unterdrückt in boshafter Lustigkeit. Mit Marie dreht es, hebt sie auf und wirft sie nieder. Es umfaßt sie innerlich mit schraubender Gewalt, daß ihr Herz und Atem stocken. Sie muß sich aufrichten, um nicht zu ersticken.

„Pßt!" macht in der andern Kammer der Knecht, der das Geräusch gehört hat.

Marie wendet ihren Kopf, dann aber richtet sich ihr Auge wieder auf ihre Lage. Es ist, als sähe sie in das Rädergewirr einer erbarmungslosen Maschine, die alles zermahlt und zerreißt: ihr Glück, ihren Stolz, ihren guten Namen, Freude und Frieden. „Aha, deswegen sagte der Hund: du mußt; deswegen — deswegen — also —" sann sie und lächelte kalt, daß sie schwindelig wurde und sich mit beiden Händen an den Bettpfosten anhalten mußte, um nicht herauszufallen.

„Hörschts nich schaben?" frug der wachsame Mann, der das Graben ihrer Fingernägel im Holze gehört hatte, die Magd. —

„Na.....!" „Nee."

Marie biß in Verzweiflung die Zähne auf einander, faßte mit beiden Händen in die Haare ihrer Schläfe und zog den Kopf auf das Deckbett nieder.

Sie verlor das Bewußtsein und nach langer Zeit ging die Ohnmacht in Schlaf über.

Die kurzen Stunden ihres Schlafes waren eine dauernde Bedrängnis gewesen, hatten aus den Ereignissen des gestrigen Abends und den Bildern ihrer aufgeregten Seele auf geheimnisvolle Weise eine Klärung geschaffen und als sie, jäh abreißend, Marie im ersten Morgengrau aus dem Bett trieben, fand sich das arme Mädchen in der Gewißheit wieder, dem Klumpen nicht entrinnen zu können.

Plötzlich wich dies Betäubtsein einer jagenden Angst.

„Was lauf ich nicht auf und davon; es ist Nacht und alles schläft noch," sann sie, zog sich eilig und geräuschlos bessere Kleider an, band ein wollenes Umschlagetuch um ihren Kopf bis tief in die Stirn, nahm die Schuhe in die Hand und schlich auf den Zehen hinab in die Gesindestube, um sich dort zu waschen und zu kämmen. Als sie an der Wohnung ihres Brotherrn vorüberging, hörte sie drinnen seine knarrende, mißvergnügte Stimme. Eiliger und leiser griff sie sich die Treppe hinunter.

Wende bereitete sich zu seinem ersten Rundgang durch Stall und Hof vor. Wenn Marie sich mit ihren letzten Vorbereitungen beeilte, so war sie schon auf der Straße, wenn die schweren Filzpotschen des Freirichters über die Treppen schlürften. Leise und schnell eilte sie mit dem kleinen Lichte in der gewölbten rußigen Stube ab und zu. Indessen ward die Stimme Wendes über ihr immer lauter und ärgerlicher. Sein Weib redete hin und wieder auf ihn begütigend ein; aber diese frohen, ungetrübten Laute brachten jedesmal ein stärkeres Gepolter seiner Stimme. Wende hatte aus seiner langen Junggesellenzeit die Gepflogenheit beibehalten, des Nachts in Abständen von drei bis vier Stunden alles in seinem Hofe, besonders aber Pferde- und Kuhställe, zu inspizieren und verlangte nun von seinem Weibe, daß sie ihn jedesmal dabei begleite. Diese wehrte sich dagegen, weil es genug sei, wenn er sich um den Schlaf bringe, führte jede Nacht eine Reihe praktischer Gründe gegen diese Marotte ins Feld und mußte seit zehn Jahren einen Teil des Schlafes dem Kampfe mit diesem Starrsinn ihres Mannes opfern.

„Warum is se nich gegangen, a so weit se de Beene trugen?" sprach Marie vor sich hin, indem sie auf den Zank über sich lauschte. „Wars nich besser, se hatte den Jungen und war zufriede als ein Mensch, wie jetzte, da se den alten Krippensetzer hat?"

Das alles sann sie mit dem mechanischen Verstande, der uns immer zu Gebote steht und nichts mit unserm Innern zu tun hat.

Der Streit im Schlafzimmer Wendes war inzwischen immer lauter geworden. Es hatte den Anschein, als gehe er seinem Ende entgegen, denn Rede und Gegenrede wurden immer erregter. Der Freirichter hustete schon bellend dazwischen, was er nur im Zustande höchster Erregung tat. Marie löschte schnell das Licht aus, um noch vor dem Freirichter über den Hof zu kommen.

„Was wird er erst machen, wenn er sieht, daß ich fort bin?" sann sie und zog geräuschlos die Tür auf, blieb auf der Schwelle stehen, streckte den Kopf aus der tiefen Nische vor, welche den Eingang in die Gesindestube bildete und lugte über die geräumige Hausflur die Treppe hinauf. Alles war still und das Morgenlicht fiel durch die Nacht wie ein lautloser Aschenregen.

Droben ertönte von Zeit zu Zeit der zornige Husten Wendes. Marie huschte über die Flur, riß den Türbalken zurück, daß er polternd in die Wand zurückfuhr und tastete nach dem Schlüssel, der an einer rostigen Kette hing. Eben hatte sie ihn erfaßt und hob ihn mit der Rechten nach dem Schlüsselloch, das sie mit den Fingern der andern gefühlt, als oben die Tür aufflog und Wende unter lautem Schimpfen heraustrat.

„Nee, nee, blei, blei du meintswegen liegen bis um fufzehn!" schrie er in die Stube zurück und donnerte dann die Tür hinter sich zu. Marie ließ den Schlüssel fallen, floh wieder über die Flur und verbarg sich hinter der Tür der Gesindestube.

Wende stieg langsam die Treppe hinab, die rußende kleine Oellampe behutsam vor sich hinstreckend und murrte undeutlich noch all jene zornigen Gedanken, um die sein Weib durch das voreilige Türzuschlagen gekommen war.

Mit diesen Worten setzte er, in der Mitte der unteren Hausflur stehend, das wütende Selbstgespräch fort, hob die Laterne in Schulterhöhe und leuchtete rundum.

„Warum ha ich se geheirat! A gudes Dienstmensch is ebens noch lange kee gude Bäuerin," sagte er dabei. „Se kunnte sich da Jungen..."

Hier brach er ab und Marie sah durch die Türspalte, wie er eilig der Haustür zuschritt, deren zurückgestoßener Querbalken sein Mißtrauen beschäftigte. Er knurrte etwas von „Pack", „Rumläufern" und „Nischtegutsen", untersuchte umständlich das Türschloß, indem er den Schlüssel ab- und zuschnappen ließ, überlegte dann mit einem forschenden Blick nach der Tür der Gesindestube, ob er diesen Raum untersuche, begnügte sich aber einigemal drohend zu husten und trat dann eilig hinaus in den Hof.

Fortsetzung folgt.

Wegweiser der Lese

Der Philister und der Kinematograph

Der Philister ist der Herr unseres äußeren Lebens. Staat, Kirche, Schule, Gesellschaft: alles ist auf ihn und für ihn zugeschnitten. Kunst, Literatur, Theater sind von ihm nicht unberührt geblieben. Es gibt manche Gepriesene, die erst mit eingelegter Lanze gegen ihn zu Pferd saßen, und zuletzt für ihn malten, für ihn schrieben, für ihn spielten. Er ist der Herr, der kaufen kann, weil er bezahlen kann. Aber Theater und Kunst haben viel von seinem Interesse verloren, seit der Kinematograph Straßenherrscher geworden ist. Hier ist das neue Feld unseres Philisters. Er kann flach sein und bequem: er kommt auf seine Kosten. Er braucht nur die Augen aufzusperren; niemand stellt Ansprüche an sein Gehirn, niemand an sein Gefühl. Er kann auf seine Weise genießen. Dazu kommt, daß man sein „liebes Gefühl" kitzelt, seiner Sensationslust schmeichelt mit allem, was ihm das Leben lobenswert macht, mit Schauerromanen, Klatschgeschichten, halbzotigen Humoresken — das Repertoire des Kinematographen.

Sie, denen das Herz heiß ist für ihre Zeit, sahen es und suchten nach Hilfe. Sie riefen ihre Dichter an, sie riefen naturwissenschaftliche Vorführungen, Lichtbilder von edlen Landschaften zu Hilfe. Der Kinematopraph sollte „literarisch" werden. Aber zwischen schönen und lehrreichen Vorführungen, blieb das, dem zullebe der Philister noch immer in den Kinematographen läuft: süßliche Dramen, unsinnige Humoresken.

In den Mittelpunkt des neuen Programms stellte man das verheißene Kinodrama. Ein Beispiel: In einem der besten Münchener Lichtspieltheater sah ich neulich die „Frau vom Meer" nach einem „Roman" von Henrik Ibsen, wie die Ankündigung verhieß. Der Film bewies die Unmöglichkeit, ein Wortdrama pantomimisch vorzuführen. Im Drama ist, wie bekannt, das Wort alles: Farbe, Tiefe, Bewegung, die Handlung nur Gerüst. Der Kinoregisseur nimmt die Handlung, entblößt sie vom Wort, d. h. er nimmt ihr jede Sinnlichkeit, er macht sie zum Schemen. Er sieht sich genötigt, zu verdeutlichen. Vorhandlungen, Unterströmungen der Dichtung werden in die Handlung eingezogen, Andeutungen vergröbert. Es wird mit allen Mitteln des alten erledigten Gefühlsdramas gearbeitet. Ellida kniet am Grab ihres Vaters; der Freund, Dr. Wangel, tröstet sie, hebt sie liebevoll auf, macht sie zum Weib. Rührende Familienszenen; drohende Gefahr durch die Heimkehr des früheren Verlobten Ellidas; freundliche Versöhnung; Friede und dauerndes Familienglück: das Ganze Ibsens Frau vom Meer im Kino. Das Lächerlichste aber ist, daß der Kino nicht einmal ohne Worte auszukommen vermag, daß doch alle Pantomime ohne Erläuterung unverständlich bleibt. Kinodeutsch aus unserer Dichter Werke! Die Hände weg! Was würdig und gut schien, wird zur Travestie. Was in der Dichtung emporstrebende Welt war, sinkt wieder in die inferiorsten Regionen. Eine technische Errungenschaft — in sich großartig und bewunderungswürdig — schaltet eine ganze Geisteskultur aus und drückt uns auf die untersten Stufen der Schundliteratur zurück und das Suchen und die Entwicklung von Jahrhunderten ist für einen großen Kreis der Lebenden vergeblich gewesen. Denn es gibt auch unter denen, die Philister heißen, manchen, der sucht, der in Sehnsucht war, einmal ein gutes Buch zu lesen, einmal ein reines Stück, ein edles Bild zu sehen. Auch die gehen euch verloren, Dichter, Künstler! Das literarische Kinodrama macht ihrer Sehnsucht auf die radikalsten Weise ein Ende. Sie brauchen nicht mehr zu lesen, zu hören. Was sie suchen, gibt ihnen ihr geliebtes Kino, wie sie es wünschen, bequem, ohne einen Aufwand von ihnen zu verlangen.

Sie werden Euch sagen: „Aber ich kenne dies Drama schon; so und so ist sein Inhalt. Und ich habe so einen viel mühelosseren Genuß. Nach des Tages Hast und Mühen auch noch ins Theater gehen? Mich ankleiden, mich sammeln, mehr Geld ausgeben?" So erzieht uns der Kino ein neues Bildungsproletariat, das seine Bildung da holt, wo sie am bequemsten zu holen ist. Man wird unsere Jugend nicht mehr lehren, ein Kunstwerk mit Inbrunst an sich zu reißen, sich davon erfüllen zu lassen: der Kino wird ihr Buch, ihr Theater sein.

Man lasse dem Philister, was des Philisters ist. Keine Kunst, keine Begeisterung wird ihn anders machen. Was er in den Klauen hat, wird zum Maul geführt und durchgekaut, bis es sein Magen verdauen kann. Laßt ihm den Kinematographen, wie er war. Aber gebt ihm nichts von euch, haltet eure Tür für euch und euere Kinder rein von ihm, schreibt vor euere Kunst: „Die Schuhe aus! Welch dreimal heilig Land".

Edwin Krutina.

„Vereinsmitteilungen"

ferain für di umgestaltunk där doitsen rechtsraibunk

es ist aine fon allen sachkundigen länkst anerkannte tatsache, das unsre arme doitse sbrache files und slimmes laiden mußte und in kauslaien und zaitunksraibstuben sitsen hoite noch bösewichter, di mit iren sbltsen federn der junkfrau allerlai schande antun. nun aber nicht genuk, hat sich ain ferain gebildet, där sich zur aufgabe gesäist hat, auch das klaid unsrer liben sbrache umsugestalten. sraibe wi du sbrichst oder där naturalismus in där rächtsraibunk. aine grüntliche konsekwente reform där rächtsraibnnk, di mit allem unnützen regelkram gäntslich aufroimt. ainer unserer leser hat uns darüber ainen bekaisternden brif gesriben, und den vorslag gemacht, di „läse" in diser rächtsraibunk ärschainen zu lasen, damit dem folke di literatur bekant gemacht wärde. unser sraibsroilain hat uns srailik für disen fal den dinst aufgesagt. ire waikerunk, dise rächtsraibunk ansuwänden, hat si bekründet mit där mainunk, das si säksin sai und ir dise noie metote, sraibe wi du sbrichst, in münchen ungeante swirigkaiten maken würde. dagejen hat sich ainer unserer redaktionskollegen so läbhaft für den forslach ärwärmt, das är in aller stille di manuskribte für dise nummer nach där noien rächtsraibunk bearbeitete, one su anen, wälchäs unhail är damit anrichtete. tsän sätsär erkrankten sofort an aukenlaiden, där korektor makte ainen sälbstmortwärsuch und där mättör sikte den psichiater in di redaktiou; nur där sätserlerlink sand sich mit humor in di sache unt mainte: göld hab ich kaines für di redute, da will ich wänikstens main' saschink im setskasten han! grillä.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Diesmal dürft Ihr unsre Mucken
alle miteinander drucken!

Wegen der Nachdruckserlaubnis für Artikel ist sonst Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 6 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Andenken Otto Ludwigs

Zum hundertsten Geburtstag 12. Februar

Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel: zwischen Himmel und Erde!

Otto Ludwig.

Otto Ludwig
Für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

*

Es haben sich im Laufe der letzten vierzig Jahre immer wieder Stimmen erhoben, die Otto Ludwig zu den größten Dichtern Deutschlands rechnen und es beklagen, daß das deutsche Volk ihm, wie in seinem Leben, so auch nach seinem Tode wahrhafte Anerkennung und vor allem innigste, herzlichste Zuneigung versagt. Wohl jede größere deutsche Literaturgeschichte widmet ihm lange Seiten, setzt sich mit seiner „problematischen" Natur auseinander, versucht sein künstlerisches Wollen und Werden aus seinem Leben und seinen Werken nachzuzeichnen und doch liegt allen diesen Darstellungen die geheime Furcht zugrunde, trotz alles heißen Bemühens den wirklichen Wesenskern des Dichters nicht herauszuschälen und die bange Empfindung, bei ihren Lesern doch nicht auf volles Verständnis und Teilnahme rechnen zu können.

Zwei große Tragödien hat Otto Ludwig als Wesentlichstes geschaffen und zwei große erzählende Dichtungen. Nach langen Pausen erachten es die Leiter deutscher Bühnen für ihre Ehrenpflicht, den „Erbförster" oder die „Makkabäer" wieder einmal aufzuführen, und obwohl dann auf die „Neueinstudierung" eine Mühe verwandt wird, die der Hochachtung vor dem Dichter entspricht, so herrscht doch die lähmende Ueberzeugung vor, daß die ganze Arbeit verlorene Liebesmüh ist: keines der beiden Dramen kann sich dauernd auf dem Spielplan halten.

Bei der Jagd unserer Verleger nach älteren Literaturwerken, die sich zu geschmackvollen Einzelausgaben auf schönstem Papier und gedruckt in einer ganz neuen unerhört künstlerischen Type eignen, sind gar viele unbedeutende Sächelchen zu einer ebenso unerwarteten wie unverdienten Auferstehung gelangt: die „Heiterethei" oder „Zwischen Himmel und Erde" finden wir nur in den Gesamtausgaben oder in den billigen Bibliotheken. Kurz: allerorts fehlt es an Vertrauen auf die Zugkraft eines Werkes von Otto Ludwig.

Ein bekannter Kritiker schrieb kürzlich bei einer Wiedererweckung des „Erbförsters“: „Wenn man im kommenden Jahre das Säkularfest Friedrich Hebbels begeht, wird man auch des Dichters Otto Ludwig (1813—1865) zu gedenken haben.“ In dem Wörtchen „auch“ scheint mir die ganze Tragik dieses Künstlerschaffens zu liegen: die Zeitgenossen empfanden Otto Ludwig zum Teil als Nachläufer der Romantik und der Zeit des Schicksalsdramas, oder als Nachahmer Shakespeares; die Nachkommen sehen in ihm einen Vorläufer des Naturalismus oder Ibsens. Den Einen kam er also zu spät, den Andern zu früh, und beide vermochten es nicht, ohne Vergleiche zu ziehen, die Gewalt dieser Dichterpersönlichkeit auf sich wirken zu lassen.

Otto Ludwig hat seinen wahren Beruf erst ziemlich spät erkannt. In den Freistunden, die ihm seine Tätigkeit als Krämerlehrling ließ, glaubte er den in ihm wohnenden Drang zum künstlerischen Gestalten in der Musik zum Ausdruck bringen zu können und komponierte Lieder, Chöre und Ouvertüren im Stile Marschners und Webers. Nach ziemlich fruchtlosen Musikstudien in Leipzig — wo damals Mendelssohn als der Beherrscher des deutschen Musiklebens lebte — kam er zu der Einsicht: „mir genügt das Vage der Musik nicht mehr. Gestalten muß ich haben.“ In diesem Augenblick sieht er sein Ziel klar vor Augen: die Wirklichkeit in Poesie und die Poesie in Wirklichkeit umzusetzen, und so Kunst und Leben zu einer Einheit zu verschmelzen.

Mit dieser Erkenntnis erst wird sein reiches Phantasieleben wach. Pläne über Pläne dringen ans Tageslicht, wachsen mit so riesiger Schnelligkeit, daß in einer halben Stunde ein ganzes Stück vor seinem geistigen Auge steht; Gestalten umtanzen ihn in tollem Hexensabbath und wachsen in „rasender Schnelle“, so daß er mit der Feder seinen inneren Erlebnissen kaum zu folgen vermag. Ludwig selbst schildert einmal mit wundervoller Deutlichkeit dieses ewige Geheimnis dichterischen Schaffens:

„Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder, genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat..... Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfahre ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Szenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat... Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe.“

Sein Körper war den Anstrengungen dieses rapiden geistigen Schaffens nicht gewachsen; Anfälle heftigster rheumatischer Schmerzen plagten ihn fünfzehn Jahre lang, so daß er sich die Stunden zur Arbeit nur mühsam abringen konnte. „Die Energie Ludwigs“, schreibt sein Arzt, „wird mir stets unvergeßlich bleiben, Jahre lang einen Zustand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unsäglichen Schmerzen die Herrschaft über den Körper geschwunden, das Bewußtsein aber klar ist, daß der rege Geist durch die Reaktion körperlicher Krankheit getrübt werden muß.“

Eine scharfe Kritik wird stets an den Werken Otto Ludwigs manches auszusetzen haben: in der Tragödie „Der Erbförster“ tadelt man die Häufung der Zufälle und Mißverständnisse, durch die die Handlung zum tragischen Schluß geführt wird, weil diese nicht genügend durch die Charakterisierung der Personen erklärt werden. Dadurch nähert sich das Drama allzusehr der verpönten Schicksalstragödie. —

In den „Makkabäern“ erblickt man eine scharfe Trennung zwischen Volkstragödie und Familientragödie, weil der Konflikt, der in den ersten beiden Akten das ganze jüdische Volk umspannt, in den drei letzten Akten auf eine einzige Familie übertragen wird. — Seine epischen Dichtungen leiden häufig unter allzugroßer Breite, die ihren Grund nicht in dem liebevollen Ausmalen des Gegenständlichen haben, wie etwa bei Reuter, Keller und Gotthelf, sondern in dem grüblerischen Zerfasern von Empfindungen und Gefühlen.

Wenn aber unsere Zeit weiter fortschreiten wird auf dem Wege zum rein ästhetischen Genuß, zu einem Genießen des Dichtwerks an sich und seines poetischen Stimmungsgehaltes, wenn sie die letzten Fesseln des intellektuellen Kritizismus abgestreift haben wird, die der Naturalismus der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts um sie geschlungen hat, dann wird auch für Otto Ludwig die Zeit der Auferstehung kommen, dann wird er das werden, wozu ihn Anlage und Wille von vorneherein berufen haben: zum Dichter des gesamten deutschen Volkes.

Möge sich von seinem 100. Geburtstage an diese neue Periode rechnen zur Ehre des Dichters und zum Wohle der Deutschen.

Ludwig Streit.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

5. Fortsetzung.

Marie horchte angespannt nach der Richtung seiner Schritte, glaubte wahrzunehmen, wie das Schlürfen sich nach rechts, nach den Ställen zu, verliere, faßte sich ein Herz und war bald draußen. Sie hielt sich dicht an den riesigen Düngerhaufen, um, von ihm gedeckt, sicher den Ausgang durch das kleine Hoftürchen zu gewinnen und schaute indessen immer hinüber nach der langen Reihe der vergitterten kleinen Stallfenster, die doch gleich in dem schwachen Rot der wandelnden Laterne aufleuchten mußten. Der Hofhund rasselte mit der Kette in seiner Hütte, als sie um die Ecke des Wohnhauses schlich. Die wenigen Schritte zu der Hoftür, deren ungewisse Umrisse sie schon in dem Grau der Morgens unterscheiden konnte, legte sie eilig zurück, ohne Rücksicht auf die Entdeckung, weil ihre Flucht ja doch geglückt schien. Aber eben setzte sie den Fuß auf die große, ausgetretene Quader und hob die Hand nach der Falle, als das Türchen von einer Person, die draußen gewartet zu haben schien, langsam aufgeschoben wurde. Marie bemerkte einen Streifen schwelend roten Lichtes in den Hof fallen, wußte, daß es von Wendes Laterne sei und trat hochklopfenden Herzens zur linken Seite dicht an die Wand des Wohnhauses, wo sie zum Teil von der Tür verdeckt wurde und überließ es dem Zufall, entdeckt zu werden oder ungesehen zu entschlüpfen.

Umständlich trat Wende ein, wartete, ob sich der Mensch melden werde, dessen Schritte er eben gehört hatte, hob endlich die Laterne und schrie in das Dämmern: „Na, wer isn da?" Als sich nichts rührte, stieß er aus keinem anderen Grund mit einem Fluch die Tür nach der Wand, als seinen Zorn auszulassen. Ein unterdrückter Schmerzenslaut mischte sich in das Gepolter des Holzes. Marie war von der Tür an ihrer verwundeten Stirn getroffen worden und mußte aufstöhnen.

Der Freirichter trat hinzu und leuchtete der erschreckten Magd ins Gesicht.

„Du bists!" sagte er mit freundlichem Erstaunen, als er Marie erkannte, „da braucht ma sich doch nich zu verstecken, wenn eens nich a so faul is wie andere."

„Ach nu Herr..." stotterte Marie.

Da sah Wende, daß sie Sonntagskleider trage.

„Wenn hast du dir denn die Kleider angezogen?" frug er gedehnt.

„Vor eener halben Stunde," antwortete die Magd.

„Hm! und warum versteckst de dich denn vor mir? Und warum haste denn den Kopf verbunden, daß man dich kaum kennt?" frug er nach einer Pause wieder und seine Stimme bebte erregt.

„Weil ich fort will — nee, muß!" entgegnete Marie, die ihrer Bestürzung Herr zu werden begann.

„Zur Nähtern, oder ei de Kirche, gell ja, aso meenste du doch fort?"

„Nee ganz, auf immer," brach es aus Marie in peinvoller Erregung.

„Ja," machte Wende höhnisch unter einem kurzen Husten.

„Ganz! Muß! Was de nich sagst! Was fährt dir denn ei de Krone, he Marie, du? Hast du nich Essen und Trinken multum viel genug bei mir? Darfst du dich über die Arbeit beschweren? Sein dir etwan fufzig Taler noch zu wing Lohn?"

„Muß," begann er aufs neue und lachte sarkastisch, „hmhm, wir wissen das schon. Ja und da dacht ich, du ständst fester wie die andern Mensher. Seit wann mußt du denn?"

„Herr, ich bin wie immer; aber ich muß doch. Wenn Sie mich nicht fortlassen, ich wüßt nich, was ich... ich müßt ins Wasser!" antwortete Marie.

„Aber Marie, wenns nischt Böses.."

„Nee Wort kann ich sagen, ich erwürgte am erschten," schnitt sie mitten in seine Rede. „Ich bitt Sie um Maria und Christi willen, lassen Sie mich fort! Sie hörn alles, wenn ich nich mehr da bin. Ich besorg Ihn eene andre Magd. Aber ich muß. Ach Gott, ach Gott!"

So bat das Mädchen. Sie hatte des Bauers Rechte ergriffen und drückte sie, weil sie in ihrer Verzweiflung nicht wußte, was sie tat. Wende fühlte, daß sie am ganzen Leibe zittere. Ehe er sich versah, knurrte er halb gerührt, halb mißvergnügt:

„Na, wenns halt gar nicht geht, da."

„Gott bezahls Ihn!" rief Marie und eilte davon.

Im nächsten Augenblicke reute es den Großbauern. „Aber, was ich sagen wollte!" rief er.

Allein auf der Straße verklangen schon ihre flüchtenden Schritte.

„Aeh, da geh. Die Weiber! Da hat eben jede ihren Teufel!" rief er hinter ihr her, nahm die Laterne auf und setzte seinen Weg fort. Plötzlich lachte er laut auf und schüttelte sich wie ein nasser Pudel vor Vergnügen:

„Die hat ja ihr Dienstbuch nicht mite!"

Noch war das Rot des Morgens nicht da; ein sterbensblasses Licht, ein erfrorner Schein lag unbeweglich über den Wäldern und darin schwamm die erlöschende Sichel des Mondes. Nebelschleier häkelten um die schneebestäubten Sträucher, graue Schwaden wiegten sich träge um die Waldränder und die Berge selbst sahen aus wie riesiges Gewölk, das vom Himmel lautlos herabzufließen schien. Noch strich kein Flügel, noch knirrte keines Getieres Fuß über die erste Schneedecke. Fern surrte der Bach des Kronerloches und tief aus dem Walde ertönte ein gähnendes Knarren, wie es Stämme hervorbringen, die sich aneinander reiben.

Marie hielt in dem eiligen Gange inne und schaute sich ängstlich um. In das Gewölk der Höhe war mit dem Morgenwind Bewegung gekommen.

„Warum is sie nich lieber über alle Berge gegangen," sann sie über das Schicksal ihrer Herrin nach, indem sie sich das zornesblasse Gesicht Wendes mit seinem wuchernden, braunen Barte vorstellte.

„Aber das kommt alles, wenn ma tut, was ma nich soll."

Dieser Gedanke beschleunigte ihre Schritte noch mehr. Fast laufend erklomm sie die Hügel und sank in die Mulden, schnell starb das Geräusch der Wasser hinter ihr, Sträucher huschten vorbei, und je heller es wurde, um so eiliger rührte sie ihre Füße.

„Was ma nich tun soll!" das peitschte sie.

Sie eilt durch Dörfer, an einsamen Gehöften vorbei; Menschen begegnen ihr; sie springt, wo Gräben sind; schreitet achtsam über Steine; fern dröhnt die Eisenbahn: sie sieht alles und erkennt nichts. Plötzlich stößt sie an einen Planwagen. Der Kutscher, der am Hinterrad irgend etwas loskratzt, schreit lustig: „Holla!" Da kommt sie zu sich und bemerkt, daß sie schon in der Vorstadt von Glatz sei, der langen Reihe niedriger, schmutziger Häuschen, läßt eilig ihre Röcke wieder nieder und geht auf die andere Seite der Straße. An einem Schaufenster bleibt sie stehen, um ihr Tuch zu ordnen, das sich verschoben hat. Mit Staunen betrachtet sie ihr Gesicht, das, rot und leuchtend, nichts von der Qual ihres Innern zeigt. Die Wunde ist kaum zu sehen, es ist ein kleiner roter Schorf an der Stirnseite fast an der Haargrenze. Die rechte Schläfe ist geschwollen und blutunterlaufen. Sie rückt das Tuch mehr aus der Stirn und wirrt die Haare der Schläfe über den blauen beuligen Fleck. So sieht sie wenigstens nicht ganz wie ein „Buschweib" aus.

In einem Kellerlokal trinkt sie eine Tasse Kaffee und verzehrt zwei Semmeln. Darnach bleibt sie noch eine Weile sitzen, um sich auszuruhen und vertreibt sich die Zeit damit, den Beinen zuzusehn, die über ihr vorüberschreiten. Die Uhr hat schon ein paar Mal geschlagen und die alte Frau hinter dem schmutzigen Schenktisch beobachtet Marie mit immer mißvergnügteren Blicken, weil sie gar keine Anstalten trifft, zu bezahlen oder noch etwas zu bestellen. Endlich kann sie sich nicht mehr halten, legt den Strickstrumpf hin, daß die Nadeln klirren, preßt den zahnlosen Mund zusammen und nähert sich dem Tisch, an dem Marie sitzt, mit einem Wischlappen, der ihre Absicht verdecken soll.

„Wollen Se noch was?" frägt sie scharf und fährt mit dem nassen Tuch über das Tischblatt.

Marie verneint, bezahlt die geforderten zwanzig Pfennige und frägt nach einer guten Vermietsfrau. Die Alte erwidert höhnisch, daß die guten Mietsweiber auf dem Monde hausen; hier gebe es nur Pack, sie wisse es, denn sie habe vierzig Jahr bei „Ferschten und Grafen" gedient. Am besten sei es, man wende sich gleich selber an die Herrschaft; aber wenn sie ihr schon eine zuraten solle, so sei es die Negwern in der Schmiedegasse. Sie sei „brawe, zuverlässig und renell."

„Aber, wenn Sie ihrs Ohr hinhalten, da haut Sie Ihn freilich auch drüber!"

Mit diesen Worten beendigt sie ihre langweilige Auseinandersetzung.

Nach oftmaligem Fragen und Irregehn findet Marie endlich die Schmiedegasse. Es ist ein steiles, enges Gäßchen, das nach der Neiße hinführt. Ein trübes Wasser rinnt zwischen den Katzenkopfsteinen des Pflasters eilig bergab. Es ist so dunkel, daß Marie nur mit Mühe die Schildchen neben den Haustüren entziffern kann. An einer langen Mauer mit einem verwitterten Ziegeldächlein liest sie endlich: Malwine Negwer, Vermietsfrau. Daneben ein halbverfallnes Türloch. Hier wohnt doch niemand, denkt sie, drückt zweifelnd auf den Türgriff, der wie ein langer eiserner Wurm aussieht und steht im nächsten Augenblicke in einem dumpfen Höfchen. Ein Mann, den sie wegen seiner blauen Schürze für einen Hausknecht hält, hackt Holz. Als Marie die Tür hinter sich zudrückt, schrillt die Haspe, und der Holzschläger fährt herum, mustert sie einen Augenblick mit seinem jungen, ernsten Gesicht, legt aber sofort Holz und Beil hin und kommt eilig auf Marie zu, indem er mit einem glücklichen Lächeln ihren Gruß erwidert, ihre Frage, ob sie hier bei Vermietsfrau Negwer recht sei, bejaht, und sich erbietet, ihr Führer zu sein. Als sie vor der gesuchten Tür stehen, sagt er dem Mädchen, daß sie sehr schön sei, drückt ihr die Hand erregt und läuft so eilig davon, als habe er etwas gestohlen. Marie steht eine Weile in einem bebenden Strom und es ist ihr, als rinne von ihrer Stirn ein Leuchten in die Nacht um sie. Aufgeregt tritt sie in das Gemach. Nachdem sie ein Drittel des Zimmers durchschlichen hat, gelangt sie an zwei Türen, die einander gegenüber liegen. Sie würde an ihnen vorbeigegangen sein, hätte nicht ein erregter Streit zweier Frauenstimmen hinter der, linker Hand liegenden Tür ihre Aufmerksamkeit erregt. Es klingt, als kämpfe das Pfauchen einer kleinen Handsäge mit dem Schmettern einer Kindertrompete. Marie denkt, sie sei allein, stützt sich mit beiden Händen gegen die Türpfosten und neigt den Körper horchend vor. Die kleine Handsäge drin faucht wütend: „Bei mir braucht niemand im Drecke zu wühlen!" worauf die Kindertrompete nur mit einem höhnischen Wiehern antwortete. Da läßt ein doppelstimmiges Gelächter vom Fenster her Marie bis in die Knochen erschrecken und herumfahren. In einer Nische sitzen zwei Mädchen und strecken die Köpfe vor. Sie lachen ihr ins Gesicht, das vor Scham ganz blaß ist.

Marie hat nach kurzen Augenblicken, während sie die beiden betrachtet, die Sicherheit, daß sie Zigeuner seien, das heißt jener großen Sippe von Dienstboten angehören, die sich wegen Unsittlichkeit

oder Zanksucht in chronischer Stellungslosigkeit befinden und das ganze Jahr eine Plage der Vermietsstuben bilden. Sie schluckt eine harte Bemerkung hinunter und begnügt sich, ihnen einen tief verachtungsvollen Blick zuzuwerfen, den das eine Mädchen mit einem boshaften, frechen Gesicht erwidert, indem sie Marie frägt, ob sie ihr einen Pfennig wechseln solle. Dabei rückt sie ihren modischen Hut und legt ihr verblühtes Gesicht in hochmütige Falten. Die andre schneidet eine Grimasse. Marie kehrt ihnen den Rücken, indem sie sich an einen Schrank der anderen Wand lehnt.

Trauer und Angst kommen wieder stärker über sie, und ihre Sammlung macht dem alten schmerzlichen Grübeln Platz.

„Warum bin ich hierhergekommen, wo doch nichts sein wird, wenn solche hier sind? Fortlaufen, alles im Stich lassen sollte ich. Kleider kann man sich immer wieder kaufen."

So sinnt Marie. Es bringt sie gar nicht auf, als eines der Mädchen, um sie zu ärgern, sagt:

„Magst Du blonde Haare? Ich kann sie nicht leiden, sie machen zu dumm. Ueberhaupt die ganz hellen, die so die Dorftrampel haben."

Aus der Tür zur Linken tritt eine Frau und sendet einen prüfenden Blick das Gemach hinauf und hinab; dann sagt sie zu sich:

„Drei. Doch noch. Ich hätts nich gedacht."

Den Gruß Maries erwidert sie mit liebenswürdigem Lächeln:

„Nu mein Schätzel," sagt sie dann, „du bist ja noch garnich bei mir gewesen. Siehch, du hast noch frische gesunde Backen. Das is recht! Nee, nee! Und een guten haltbaren Rock. Halbwollnes, nie?"

Das alles spricht sie mit ihrer blechernen Trompetenstimme, mehr, um Zeit zur Musterung des neuen Ankömmlings zu gewinnen, als etwas zu sagen. Darauf ruft sie den in der Fensternische zu:

„Ich habs euch gestern schon gesagt, daß nischt is jetze."

Und ehe sie sich wieder zurückzieht, gibt sie Marie die Versicherung: „Wart och, Schätzel, 's wird sich machen." Dann schließt sie die Tür.

Die beiden anderen Dienstmädchen rüsten sich unter Verwünschungen auf das Leben zum Fortgange, und als die eine, mit dem modischen, großen Hut, der Typus einer vernützten Zimmerschleußerin, an Marie vorüberschreitet, sagt sie in greller Wut: „Nimm dich vor der Schleidern in Acht. Das is'n Aas, sag ich dir. Die hat mich auf m Gewissen. Da wirschte missen, ob de willst oder nich. Haha, ma lernts woll! Gell ja, Minna!" Mit geräuschvoller Heiterkeit verschwinden sie. Forts. folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

Für die Lese bearbeitet

5. Fortsetzung.

Das sechzehnte Kapitel

Von der Lust und Zier der Behausung des Doctor Fausti.

Wie sein Haus beschaffen gewesen, schreibt Magister Caspar Moir an zwei gute Freunde gen Erfurt mit kurzen und solchen Worten: Liebe gute Herren und Freund, ihr habt mir neulich zugeschrieben, daß ihr viel von dem Fausto gehört und gern Kundschaft mit ihm haben möchtet. Kann euch derowegen sagen, daß er gar ein gutherziger Mann ist. Wenn es je sein könnte, daß ihr euch zu mir verfüget, während ich noch in Wittenberg bin, ich euch dann gute Anleitung zu ihm würde geben können, besonders von einer Lust in seiner Behausung, welches nicht ich allein sondern auch viele Studiosi wunderbarlich mit Augen gesehen haben. Obwohl die Behausung und sein Garten daran nicht groß ist, so kann man in seinen zwei Stuben allerlei Vögel sehen mit lieblichem Gesang. Da hört man eine Amsel fröhlich singen. Papageien und Elstern reden in was für einer Sprache man sie fragt, ohne die kleinen Vögelein, die nicht aufhören zu zitzern. In seinem Hof neben dem Garten, da gehen mit vieler Lust Kapaunen, Enten, Eisvögel, Hennen, Rebhühner, Haselhühner, Kraniche, Reiher, Schwäne, Störche und deren mehr ohne Scheu. Oben am Haus hat er ein Taubenhaus, darinnen aus und

einfliegen Tauben von vielerlei Farben, auch Tauchenten, Wild- oder Holztauben; diese und andre mehr kann man sehen. Doch läßt er nicht jeden in seine Behausung, sondern was ihm angenehme, vorborgne und stille Herren sind, denen gönnt er es mit Lustbarkeit zuzusehen, die ihn aber dünken suspekt und argwöhnisch zu sein, können doch nichts wahrnehmen, obschon sie die Behausung sehen wollen.

Das siebzehnte Kapitel

Von D. Fausti Lustgarten.

Weiter fährt M. Moir in seinem Schreiben also fort: Unangesehen, daß bei uns jetzt ein ziemlich

großer Schnee gelegen ist, so ist zu beweisen, daß des D. Fausti Garten nichts darum weiß. Daß ich solches in der Wahrheit sagen kann, wie ich selbst bin dabeigewesen, als im Dezember um den Christtag etliche Frauenzimmer von stattlichem Adel gen Wittenberg gekommen sind, die ihre Brüder, so allda studierten, visitiert und heimgesucht haben, daneben auch die Stadt haben besehen wollen. Nun haben diese adeligen Studenten gute Kundschaft und Freundlichkeit mit D. Fausto gehabt, ihn oft berufen, auch oft in Leibesschwachheit als ihren Medicum gebraucht. Als sie ihn nun Nachts zu Gast geladen, hat er sich höflich gehalten und zur Danksagung von ihnen begehrt, daß die Frauen sowohl als die Jungherrn auf den morgigen Tag seinen sauren Trunk versuchen sollten, welches sie ihm zusagten. Die Jungherrn aber haben ihren Geschwistern und Bäslein gar nichts davon sagen wollen, was hinter dem D. Fausto steckte. Als sie nun in der Stadt spazierten und an des D. Fausti Behausung vorüber gingen, kehrten sie bei ihm ein und wurden mit Fröhlichkeit empfangen. Da sahen sie in dem Haus diese abgemeldete Lust von Vögeln und andres. Dieses alles war aber gar nicht zu verglei-

chen gegen seinen schönen Garten. In der Stadt, in Gärten und Dächern war alles mit Schnee bedeckt. Aber in seinem Garten sah man einen lustbaren fröhlichen Sommer mit allerhand Gewächs. Denn das Gras hatte seine schöne Grüne, darunter vermengt allerlei Blümlein, wie es im Mai und Juni sein sollte. Es waren allda schöne Weinreben mit allerlei Trauben behängt. Die Rosenstöck waren gezieret mit Farben rot, weiß, leibfarb und gelb. Die Frauenzimmer haben von allerlei Blümlein abgebrochen und mit sich genommen; haben es auch ihren Eltern zu einem neuen Jahr präsentiert. Es sind aber diese Blümlein, wie andere im Sommer, nicht über acht Tag geblieben.

Fortsetzung folgt.

Lebenskünstler

Von Eugen Enderlin

Versunken ging ich an den Häusern entlang. Da hörte ich über mir ein bekanntes Lied. Es war nicht gerade schön gesungen aber mit Gefühl. Was mich veranlaßte, stehen zu bleiben, weiß ich nicht. Ich ging auf die andere Seite. Von da konnte ich das Parterre-Zimmer übersehen. Am Tische saß ein junger Mann, anscheinend dem Arbeiterstand angehörend, und spielte auf der Mundharmonika. Gegen den Türpfosten gelehnt, stand eine Frau in den fünfziger Jahren, die Sängerin. Straumm und aufrecht, mit verschränkten Armen hinter dem Kopfe. Ich ging meines Weges weiter, kehrte aber bald wieder um und stand von neuem vor dem Fenster. Die Frau hatte ein anderes Lied angestimmt, als ihr Blick auf mich fiel. Sie trat zum Fenster, sodaß ich entweder weitergehen oder etwas sprechen mußte. Nach einigen Worten wurde ich eingeladen, ich möchte, wenn es mir gut genug wäre, eintreten.

Ich bat die Frau noch ein Lied zu singen.

„Ein Sträußel am Hute", leise klang es durch den Raum, wieder bewegte mich die eigenartige Stimme.

In den klaren Augen der Frau leuchtete etwas wie Erinnerung an vergangene, schönere Zeiten.

Der zweite Vers summte schon in mir mit, den dritten sang ich laut. Dann setzten wir uns zusammen, als wären wir alte Freunde. Der Sohn ging in die Küche, um Teewasser anzusetzen, und die Mutter fing an zu erzählen.

„Es ist jetzt wohl fünfunddreißig Jahre her, als ich meinen Mann kennen lernte. Ich war noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, er etwas über dreiundzwanzig. Mein Vater war ein reicher Bauer im Ries und wollte durchaus nicht zugeben, daß ich den armen Schlossergesellen heiratete. Da es Art der Rieserbauern ist, nicht nachzugeben, mußte ich entweder den Geliebten oder die Eltern verlassen.

Es war eine schöne Sommernacht, als wir, das Ränzel unterm Arm, das Dorf verließen. Vielleicht vierzehn Tage waren wir gewandert, von Dorf zu Dorf, von einer Stadt zur anderen, bis wir in einer kleinen sächsischen Stadt Arbeit fanden. Ich verdingte mich als Dienstmädchen, mein Karl war Geselle bei einem Schlossermeister. Dort blieben wir, bis wieder der Sommer ins Land zog; dann packte uns die Erinnerung an die erste Wanderung, und wir zogen wieder in die schöne Gottesnatur.

Wir hatten uns ein Stückchen Geld erspart, deshalb getrauten wir uns diesmal weiter. Bis an die Wasserkante gingen wir zu Fuß, dann benützten wir das Schiff um nach Schweden zu gelangen. Dort blieben wir eine Zeit lang, dann kamen wir nach Norwegen, Dänemark, zurück nach Deutschland, von hier gings nach Frankreich und England. Zehn Jahre waren wir so unterwegs, als Handwerksbursche und Tippelschikse, wie es in der Kundensprache heißt. Aber wir haben uns nicht durchgebettelt; ehrlich und redlich sind wir geblieben in jeder Beziehung, was wir verbraucht haben, war

erarbeitet. Was uns so herumgetrieben hat, war nur die Freude an Gottes schöner Natur, und ich kann mit Stolz sagen, ich habe mit meinem späteren Mann ein Stück Welt gesehen. Hier haben wir dann geheiratet und uns häuslich eingerichtet. Mir war es recht so, aber mein guter Mann hat unter dem Festsitzen gelitten. Er hat nie geklagt darüber, weil er wußte, daß ich genug gesehen hatte, und jetzt Zeit brauchte, das Gesehene zu verarbeiten. Zehn Jahre sind wir zusammen durch die Welt gezogen und ebensolange haben wir zusammen ausgeruht; dann ist er leider gestorben, zu früh, viel zu früh.

Er hat seine Kinder klein und unmündig verlassen müssen und durfte nicht mehr sehen, daß sie als Jünglinge ihres Vaters würdig waren."

Der Sohn hatte den Tee serviert. „Mein Aeltester," fuhr die gute Frau fort, „fährt zur Zeit als Heizer auf einem großen Handelsschiff. Er hat jetzt alle Weltteile gesehen; deshalb kehrt er zurück, um mir das zu erzählen, was mir selbst nicht vergönnt war zu sehen. Wenn er da ist, geht vielleicht mein Kleiner hinaus in die Welt, das heißt, wenn ich noch rüstig genug bin, um hoffen zu dürfen, daß ich ihn nach seinen Wanderjahren wiedersehe.

Ich bin zufrieden mit meinem Schicksal; wenn ich noch einmal jung würde, ich würde alles wieder so machen, wie ich es einmal gemacht habe. Oft denke ich über mein Leben nach, ich glaube, wir sind glücklich geworden, weil wir verstanden haben mit wenigem zufrieden zu sein. Reich sind wir dabei nicht geworden, aber wir haben auch nie Not gelitten. Daß ich zwei brave Söhne habe, ist mir der Trost im Alter, der mich aufrecht erhält, solange es nötig ist."

Das war aus einer einfachen Bauerndirn geworden, die ein armer Schlossergeselle durchs Leben geführt hat.

Beschämt ging ich von dannen.

Wenn mich aber das Heimweh packt, und ich möchte zurück in meine schönen Berge, dann gehe ich zu der Alten und lasse mich belehren und mir erzählen, als wäre ich noch ein kleiner Junge; denn von solchen Leuten lernt man mehr Lebensweisheit als aus hundert Büchern.

Im häuslichen Kreise

Von den beschwerlichen Nachbarn

Holzschnitt von Hans Weiditz, 1532.

Sehet hier der Nachbarn drei:
während einer geht vorbei
gießt die andere aus dem Topf
ihm Verschiedenes auf den Kopf,
und der dritte an der Wand
steckt derweil das Haus in Brand.

Hausspruche

Von Clara Hepner

Über die Haustür nach außen:

Lieber Gott, halt mein Haus rein
von schlechten G'sellen und Frauen,
so ich's dir aber net darf zutrauen,
so will ich's fein selber b'sorgen —
lieber heut als morgen!

Nach innen:

Ruhe nun, meine Seele —
Du hast deine lieben vier Wände,
du hast eines Freundes Hände,
die stark sich in deine legen;
alles werde dir Segen.
Um dein Fenster die Rosenranken
tragen deine stillen Gedanken
hinauf gen Sonne und Licht.
Fürchte dich nicht:
es ist besiegelt,
die Pforte verriegelt —
Not und Tod hasten draußen vorbei.

Aus der Jahreszeit

Kunkelstubenlieder aus dem Elsaß

Im Elsaß finden sich noch mancherorts, hauptsächlich in abgelegenen Siedlungen, winterliche Spinnstubenabende. Man nennt sie: in die Kunkelstube oder „z'Gart" gehen, ein Ausdruck, der bis aufs Mittelalter zurückgeht. Hier vergnügen sich Burschen und Mägde, treiben Kurzweil und singen, was noch von alten schönen Liedern auf sie gekommen ist. Das ist freilich oft herzlich wenig. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese prächtige Sitte des Liedersingens trotz vielfältiger Bemühungen von Lehrern und sonstigen Volksbildnern immer landfremder wird. Doch sprechen Anzeichen dafür, daß die heranwachsende Generation liederfreudiger wird als die alte und so, wenn auch nicht gerade ein Fruchtboden für die Entstehung neuer, so doch eine Gewähr für den Fortbestand alter Weisen ist. Das ist immerhin ein Trost.

Die nachstehenden Lieder sind weit verbreitet und viel bekannt; in manchem aber unterscheiden sie sich von den üblichen Fassungen. Sie sind ein Auszug aus einer größeren handschriftlichen Sammlung, die ich in verschiedenen Gegenden meiner Heimat zusammengetragen habe, und zeigen ziemlich alle Farben, die das Volkslied kennt. Alle sind getreu so wiedergegeben, wie ich sie auf den Ortschaften von jungen Burschen und Mädchen vernahm. Ein einziges — das mit den Noten — stammt aus meiner Soldatenzeit. Doch wurde mir gesagt, daß gerade dieses Lied „auf dem Dorfe" viel beliebt sei und in Kunkelstuben und auch sonst sehr gern gesungen werde.

Oskar Wöhrle.

*

Es wollte einst ein Maitelein in der Fruh aufstehn.
Sie wollte in den Wald, wollte in den grünen Wald
auf Rosen gehn.

Und als sie ein Stückelein in den Wald hinein kam,
ei da traf sie einen an, ei da traf sie einen an,
der verwundet war.

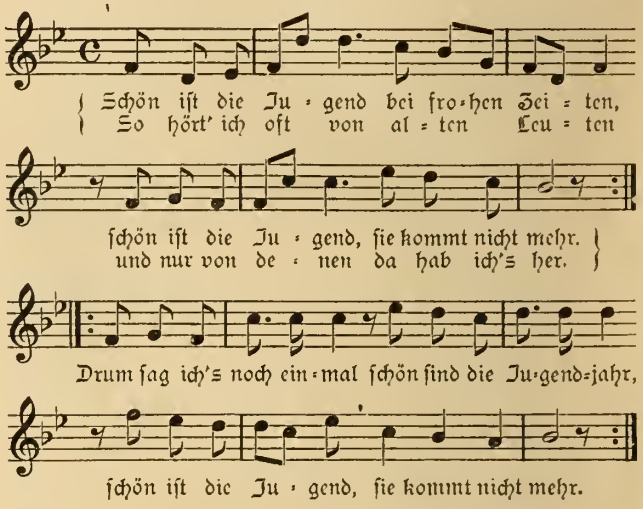
Verwundet ja war er und vom Blute so rot,
und als sie ihn verband, und als sie ihn verband,
da war er schon tot.

Ach Schätzelein, ach Schätzelein, wie lang soll ich
trauren um dich?
Gelt, bis alle Wässerlein, gelt, bis alle Wässerlein
fließen zusammen ins Meer?

Bis alle die Wässerlein fließen zusammen ins Meer,
ei so nimmt meine Traurigkeit, ei so nimmt meine
Traurigkeit
kein Ende mehr.

*

Schön ist die Jugend



Schön ist der Rebstock und schön die Reben,
denn aus den Reben fließt kühler Wein.
Drum sag ichs noch einmal,
schön sind die Jugendjahr,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

Ich liebt ein Mädchen von achtzehn Jahren,
ich liebt sie bloß zum Zeitvertreib.
Drum sag ichs noch einmal,
schön sind die Jugendjahr,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

Vergangne Zeiten kehrn niemals wieder,
und auch die Liebe kehrt niemals mehr.
Drum sag ichs noch einmal,
schön sind die Jugendjahr,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

Es blühn die Rosen, es blühn die Nelken,
es blühen Lilien, sie welken ab.
Drum sag ichs noch einmal,
schön sind die Jugendjahr,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

*

Es wollt sich einst erschleichen
ein kühles Lüftelein.
Geh du zu deinesgleichen,
du sollst mein eigen sein.
Verlassen tue ich dich nicht,
wenn gleich das Herz mir bricht.
Treu und beständig sollst du sein,
du sollst mein eigen sein.

Ich hört ein Vöglein pfeifen,
das pfeift die ganze Nacht.
Vom Abend bis zum Morgen,
bis als der Tag erwacht.

Schließ du das Herz wohl in das mein,
und laß kein anderes hinein.
Daraus soll wachsen ein Blümelein,
das heißt Vergißnichtmein.

Wir sind noch jung von Jahren
und wollen lustig sein.
Wir müssen viel erfahren,
müssen auch Soldat noch sein.
Wir müssen fort wohl in das Feld
bekommen ein sehr wenig Geld.
Das ist für uns Burschen ein harter Schluß,
für die Mädchen ein Abschiedskuß.

*

Nicht weit von hier in einem tiefen Tale,
da steht ein Mann bei einem Wasserfalle.
Da kam ein Mädchen, so schön wie Milch und Blut,
mit einem aufgeputzten Federhut.

Armes Mädchen, du dauerst meine Seele,
ich aber muß in eine Räuberhöhle.
Bei dir allein kann ich nur glücklich sein,
ich aber muß in tiefen Wald hinein.

Da hast du einen Ring und sollt dich jemand fragen,
so sage nur, ein Räuber hat ihn getragen,
der dich geliebt bei Tag sowie bei Nacht,
und der schon manches Mädchen hat umgebracht.

Ein zweiter Teil folgt.

Im Volksdienst

Ein heiteres Gemüt

Von O. S. Marden

Ein heiteres Gemüt zieht mehr Kunden an, bringt mehr Waren an den Mann, erledigt mehr Geschäfte mit weniger Klag und Plag als fast jede andere Eigenschaft... Ein froher Mut wirbt und handelt und erreicht am meisten in der Welt. Der Kleinmut hat noch nichts anderes geleistet, als daß er all das niederriß und vernichtete, was der frohe Mut aufbaute. Ein heiteres Gemüt stellt auch eine nicht zu unterschätzende schöpferische Kraft dar. Es erhöht die Arbeitslust ganz wunderbar und ermuntert alle körperlichen und seelischen Fähigkeiten. Es schafft viele Freunde und erwirbt uns das Interesse und die Zuneigung anderer. Im Geschäftsbureau wie in der Gesellschaft, kurz überall ist der Heitere beliebt. Frohgemute gutgelaunte Leute zehren ihre Lebensenergie nicht so rasch auf wie verdrießliche, nüchterne, finstere Leut; denn sie arbeiten mit weniger Reibungswiderstand. Eine frohe Laune ist gleich einem guten Oel, das die Lebensmaschine in leichtem Gang erhält.

Keine andere Lebensgewohnheit bringt so reiche Vergeltung an Glück und Zufriedenheit als die, sich unter allen Verhältnissen ein frohes Gemüt zu bewahren. Jeder sollte schon in der Jugend sich fest vornehmen, den Frohsinn als ein hohes Gut zu pflegen; er wird darin den besten Schutz finden gegen Leiden und Enttäuschungen.

Manche Leute verlieren ihr Gleichgewicht, sowie ihnen etwas gegen den Strich geht. Sie sind nicht fähig, mit Hindernissen fertig zu werden und über Verdrießlichkeiten hinwegzukommen.

Solang alles glatt geht und einen nichts aus dem Geleise bringt, kann jeder arbeiten; aber ein richtiger Mann muß auch das Zeug dazu haben, sich über Dinge hinwegzusetzen, die dem Schwachen wie ein Alpdruck aufliegen, und trotzdem mit seiner Pflicht fertig werden. In solchen Dingen kann man erst seine Tüchtigkeit bewähren.

Es ist Tatsache, daß jene Leute, die Großes geleistet haben, von jeher zunächst nicht verstanden, sondern lieblos beurteilt wurden. Aber sie waren schwungvoll genug, über das hinwegzukommen und trotz allem zu tun, was sie für gut hielten.

Wenige Leute können aber ihr Ach und Weh und ihre Enttäuschungen verwinden. Die meisten reden beständig davon und werfen die Schatten ihrer Trübsal auch in das Leben der Mitmenschen hinein und verdunkeln diesen mit ihren Wolken die Sorge. Ihr Jammer und Mißgeschick ist größer, als alles sonst auf der Welt.

Wer aber über derlei Plagen nicht hinwegkommt, wer seinen Jammer und seine Verdrießlichkeiten nicht verwindet und nicht einsieht, daß sie im Hinblick auf ein großes Lebensziel nicht viel zu bedeuten haben, der wird nichts Bedeutendes leisten.

Alle Leute mit wirklich tiefgehender Geistes- und Herzensbildung beachten ein ungeschriebenes Gesetz, das vorschreibt, Sorgen und Klagen und Jammer für sich zu behalten.

Darin liegt eine sehr heilsame Zucht für den Menschen, indem der Charakter milder, das Leben ruhiger wird.

Werden solche Plagen aber nicht mannhaft getragen, so zerfressen sie den Charakter und lassen ihre häßlichen Spuren im Gesicht zurück; ja im ganzen Benehmen treten ihre unangenehmen Wirkungen zutage; das ganze Leben wird davon verunstaltet.

Lerne, deine eigenen Bitterkeiten selbst zu schlucken. Hast du Unglück, Leiden, Krankheiten, Verluste, so behalte all das für dich und schaff es aus den Augen der Menschen. Wer dann weiß, daß du leidest, der wird dich wegen deiner Tapferkeit nur um so mehr bewundern und lieben. Ein standhaftes Herz und eine unwandelbare Heiterkeit des Gemüts werden die Entschädigung sein für alle ausgestandenen Uebel.

Aus „Wege zum Erfolg" von O. S. Marden, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Der Naturforscher

Die Nasenkröte

Von Wilhelm Bölsche

In der großartigen naturgeschichtlichen Ausbeute, die Charles Darwin von seiner Weltreise heimbrachte, befand sich auch ein kleines krötenartiges Amphibium, das er in den feuchten Urwäldern von Valdivia in Chile (Südamerika) gefangen hatte. Das sonst unscheinbare Geschöpfchen erregte zunächst nur Interesse durch einen abstehenden Hautauswuchs an der Nase, man nannte es danach die Nasenkröte oder den Nasenfrosch; Frosch und Kröte sind bei ihm und Verwandten durch Uebergänge verknüpfte Begriffe. Erst viel später wurde diese Nasenkröte wegen eines ganz andern Umstandes berühmt.

Man entdeckte nämlich, daß sie in einem großen, am Bauche trommelartig vorschwellenden Hautsack oder Beutel ihre Eier und die aus diesen Eiern hervorgehenden Kaulquappen mit sich herum trage.

Jeder Knabe kennt den Verlauf bei unsern einheimischen Fröschen: das Weibchen legt dort seine Eier in das Wasser ab; ohne weiteres Zutun der Eltern entsteht im befruchteten Ei die Kaulquappe, die nach kurzer Zeit anfängt, selbständig im Wasser herumzuschwimmen und Nahrung von außen aufzunehmen; indem ihre Beine wachsen, wird sie langsam zum fertigen Fröschchen, das eines Tages das Wasser verläßt, fortan auf dem Lande nur mit Lungen anstatt mit Kiemen atmet und auch den Schwanz dort verloren hat. Bei der Nasenkröte kommt dagegen weder Ei noch Kaulquappe jemals ins Wasser, sondern die gesamte Entwickelung bis zum schwanzlosen Fröschchen erfolgt in jenem Hautsack des Eltertieres. Eigentümlicherweise ist es nicht die eierlegende Mutter selbst, die diesen Sack besitzt, in dem sie die Kinder schleppt wie der Knecht Ruprecht im Märchen, sondern der Vater. Die weibliche Nasenkröte legt ihre Eier einzeln oder höchstens paarweise ab. Jedes Ei wird jetzt vom Männchen befruchtet und dann im buchstäblichen Sinne verschluckt. Es wird aber nicht so verschluckt, daß es in den Magen gelangt, was ja sein sicherer Tod wäre. Sondern es wird rechts oder links neben dem eigentlichen Speiseschlund in ein besonderes Seitenloch des Schlundes hineingewürgt, etwa so, wie wenn wir einen Bissen uns in die Mandeln stopfen wollten. Diese Seitenlöcher führen in den bewußten Sack, eine Art hohlen Kropfs, den sogenannten Kehlsack. Indem sich abwechselnd der Reihe nach bald rechts, bald links eines der verhältnismäßig großen Eier in ihn einschiebt, dehnt er sich immer praller aus, bis seine Haut so dünn spannt, daß man von außen durch sie hindurchsehen kann. Und da sieht man denn wunderbare Dinge sich im Innern vollziehen.

Der Vater hat sich in der Zeit vor dieser seltsamen Schluckprozedur sorgfältig präpariert, indem er sich besonders fett gefressen hat. Es ist ja auch im gewöhnlichen Leben ein absonderliches Volk, diese Nasenkröten. Zu Scharen beisammen sitzend, ähneln sie buntem Waldboden, denn sie sind ganz verschiedenartig gefärbt, — bald schmutzig schwarzgrau wie Erde, bald hellgrün wie Blätter, bald hoch kupferrot mit Gold, gleichsam eine Kollektiv-Mimikry auf Massenwirkung. Wahrscheinlich werden sie auch ihre Farbe einzeln wechseln können gleich andern Laubfröschen. Beim Klettern sollen sie sich an die Aeste wie die Fledermäuse hängen, und was der jedenfalls für sie zweckmäßigen Eigenschaften mehr sind.

Genug, jenes eifrige Mästen des Kröterichs hat auch seinen guten Sinn. Denn schon die 10 bis 14 Eier, die er da als Maximalration einschluckt (alle vom gleichen Weibchen, denn er lebt schon deswegen in strenger Monogamie), treiben den Kehlsack wie einen Schlauch unter dem ganzen Bauch her. Allmählich preßt der Sack die gesamten Eingeweide derartig nach oben zusammen, daß von Nahrungsaufnahme und -Verdauung keine Rede mehr sein kann; es gilt hungern, solange diese sonderbare Vaterpflicht dauert, wobei denn die Kröte auch fast zuletzt zum Gerippe abmagert.

Die Last wird rasch größer. Aus den Eiern werden regelrechte Kaulquappen, denen endlich Schwänze und Beine wachsen, bis die echte junge Kröte fertig ist, — alles aber noch im schützenden Kehlsack. Nun entsteht aber eine Frage. Zugestanden, daß der vorher überfütterte Vater so lange hungern kann.

Die rapid wachsenden Jungen bedürfen aber jedenfalls irgend einer Ernährung. Eine Weile mag es ja mit ihr sein, wie draußen bei den Froscheiern im Wassern. Das Ei enthält vom Mutterleibe an einen Nährdotter, den der werdende Embryo zunächst wie ein Reservebutterbrot aufzehrt. Danach aber sucht sich die freie Kaulquappe bereits als solche dort ihre Nahrung außerhalb, sie würgt grüne Algen samt ihrem Inhalt an mikroskopischen Tierchen in ihren Darm hinein, frißt also schon selbst und verdaut auch selbst. Wie aber geht das im Kehlbeutel? Bis ganz vor kurzem stand unsere Weisheit vor der Nasenkröte hier still. Jetzt wissen wir durch die planmäßigen Studien des Professors Otto Bürger zu Santjago in Chile, daß auch die Kaulquappen des Beutels nach Aufzehren ihres eigenen Eidotters noch ernährt werden und zwar diesmal ebenfalls durch den Vater. Von einem bestimmten Moment ab ordnen sich die bereits mit Schwänzen und Hinterbeinen versehenen Kaulquappen in ihrem fröhlichen Gefängnis zu zwei Schichten an: sie legen sich selber alle Bauch gegen Bauch,

so daß alle ihre Rücken, Schwänze und Hinterbeine gegen die Wände des Beutels pressen. Mit der Wandhaut dieses Beutels verklebt sich aber jetzt ihre eigene angepreßte Rückenhaut so fest, daß beim Versuch gewaltsamen Losreißens eher dem Jungen die Haut abreißt und kleben bleibt, als daß Vater und Sprößling sich gutwillig trennten. Und dieses Verkleben dient eben dem großen Zweck. Die Beutelwand ist durchpulst von dicken roten Blutadern des Vaters.

An diese Aderwand schmiegt sich aufs engste die besonders zart gebaute Haut der Kaulquappen und so findet endlich ein feiner Uebertritt von Nährstoffen durch die Wände hindurch statt. Vom Augenblick, da das geschehen, hegt und schützt der Vater seine Jungen nicht bloß, sondern er füttert sie buchstäblich auch aus seinem eigenen Blute mit. Und erst wenn auch das eine Weile gedauert hat und die Jungen ganz „landreif" geworden sind, hebt der Befreiungsprozeß an. Die Krötchen fallen von ihrer Nährwand ab und eines nach dem andern beginnt sich durch die Oeffnungen in den Mund des Alten selbständig hinauszuarbeiten, während der Vater selbst durch Zitterbewegungen der Bauchhaut diesen Freiheitsdrang unterstützt. Hat er sie einst in Eigestalt Stück für Stück mühsam in die „falsche Kehle" hinabgewürgt, so speit er sie jetzt ebenso mühselig endlich als zappelnde echte kleine Kröten aus.

Diese Geschichte lohnte, daß man sie um ihres Humors willen erzählte, — als ein wahres Paradebeispiel, was in der Natur alles möglich sei.

Aus Wilhelm Bölsche, Tierbuch I. Band. Siehe Wegweiser.

Die Macht der Technik

Von unseren Briefmarken

Von Richard Kuhlmann

Die Freimarken, eine Erfindung des schottischen Buchhändlers Chalmers, werden gewöhnlich in Tief- (Kupfer) oder Flachdruck auf Flachformschnellpressen hergestellt und aus Sicherheitsgründen meist auf Wasserzeichenpapier gedruckt. Bei der Anfertigung bilden Gummieren, Drucken und Durchlochen die Hauptvorgänge. Das Bedürfnis zum Drucken der Briefmarken in Rollenform für den Automatenbedarf hat in Deutschland zum Bau einer Rotationsmaschine für einfarbigen Briefmarkendruck geführt, die nach den Angaben des Baurats Dr. Nicolaus für die deutsche Reichsdruckerei hergestellt ist. Zum Nachweise der Markenmenge sind besondere angetriebene Zählwerke angebracht. Unmittelbar nach dem Drucke werden die breiten Briefmarkenstreifen mit einem Durchlochungsapparat absatzweise gelocht. Der Stiftkamm dieses Apparats wird dabei durch Exzenter so hin und her bewegt, daß er das fortschreitende Papierband ohne Aufenthalt durchlochen kann. Zum Durchtreiben der Stifte ist eine Kraft von mehreren 1000 Kilogramm erforderlich. Der in dieser Weise vorbereitete Papierstreifen wird darauf durch zwei Kreismesser beschnitten, zwischen elektrisch geheizten Platten getrocknet und dann aufgewickelt. Eine besondere Maschine schneidet die einzelnen Markenstreifen für die Automaten. Die Rotationsmaschine hat schon Tagesleistungen von zwei Millionen Wertzeichen erreicht; ihre Leistung kann jedoch noch auf das Doppelte gesteigert werden. In Deutschen Reichs-Postgebiete wurden 1910 rund 4616 Millionen Postwertzeichen für über 431 Millionen Mark abgesetzt. In den Vereinigten Staaten betrug vergleichsweise die Zahl der in der gleichen Zeit verkauften Briefmarken über 10 000 Millionen Stück für über 750 Millionen Mark. Um den Auflieferern von Massensendungen die Mühe des Aufklebens der Marken zu ersparen und um den Aufwand bei der Herstellung, dem Versande, der Aufbewahrung und dem Verkaufe der Marke zu verringern, hat Bayern Frankostempelmaschinen eingeführt, die auf den Sendungen, deren Franko bar bezahlt wird, einen Aufgabe- und Frankostempel abdrucken. Auf dem Postamte 2 in München sind 1910 über 10 Millionen Sendungen gegen Barfrankierung für einen Portobetrag von 371 520 Mark aufgeliefert worden. Die Sendungen hätten demnach mindestens 10 Millionen Marken erfordert. Zur Verrechnung dienten aber nur etwa 75 000 Freimarken. Als Frankostempelmaschinen dienen die Briefstempelmaschinen von Sylbe mit Frankostempelwalze. Im Auslande, z. B. in England, werden selbsttätige Frankostempelmaschinen verwandt, die auf den Einwurf eines Geldstücks den Brief mit einem Freistempel versehen. Da im Weltpostverkehre die Frankierung durch Marken vorgeschrieben ist, außerdem die Frankostempelmaschinen zur Sicherstellung der Einnahmen eine umständliche Ueberwachung erfordern, auch die Frankostempel leichter nachzuahmen sind und sich u. U. von ihrem Untergrunde nicht so deutlich abheben wie die Postwertzeichen, hat die Frankostempelmaschine noch keine allgemeinere Bedeutung erlangt. Die deutsche Post- und Eisenbahn-Verkehrswesen A. G. (Staaken-Berlin) stellt eine Frankiermaschine her, welche die Marken selbsttätig aufklebt und zugleich einen Verbrauchsnachweis liefert. Die Maschine, die bei großen Firmen vielfach im Gebrauch ist, klebt in der Stunde bis 4800 Marken in fünf verschiedenen Sorten auf. Die deutsche Postverwaltung hat in verschiedenen großen Städten Versuchsmaschinen aufgestellt, welche die Sendungen mit Marken bekleben, diese entwerten und zählen. Den Einzelverkauf von Freimarken beschleunigen außer den

Freimarkenheftchen die in vielen Ländern eingeführten Wertzeichenautomaten. Diese bestehen aus dem Münzprüfer, der Marken- oder Postkartenausgabe, die das Auslösen des Triebwerks, die Förderung und das Abschneiden der Marken besorgt, und dem Federtriebwerk. Ein Aufzug reicht für 500 Verkäufe. Die neuesten Wertzeichenautomaten sind mit elektrischem Antriebe versehen (Elektromotor von 1/40 P. S.) Der Stromverbrauch beträgt für den Verkauf von 82 000 Marken oder 164 000 Postkarten nur rund 1 KW-Stunde. Eisen- und reine Nickelscheiben werden im Münzprüfer durch einen Magneten festgehalten. Die Automaten enthalten die Marken in Rollenform (in der Regel 1000 Briefmarken) und sind mit einem elektrischen Fernanzeiger ausgerüstet, der den Zeitpunkt des Ablaufs der Markenrollen selbsttätig meldet. Außerdem kann der Wertzeichenstand an einem Zählwerke von außen abgelesen werden. Gegenwärtig sind bei der Deutschen Reichspost etwa 1000 Wertzeichenautomaten im Betrieb und 1910 sind durch Automaten annähernd 48 Millionen Postwertzeichen und Postkarten für rund 3 Millionen Mark abgesetzt worden.

Aus: Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert, Vierter Band. Siehe Wegweiser.

Der Auswanderer

Bis an die Grenze des Erlaubten

Von Carl Lausberg

Auf der Fahrt zum ewigen Eis

Kurz vor ein Uhr wurden die Anker gezogen und die letzte Fahrt in nördlicher Richtung, die Fahrt nach der Schwelle des Unbekannten, angetreten.

Die Buchtausfahrt strahlte in sattem Purpur. Als ob sie durch eine rote Wand verschlossen wäre, als ob wir uns in einem Riesentheater befänden mit blutrotem Vorhang und weißem Flüsterkasten davor, den ein inmitten der Bai träumender kleiner Eisberg abgab.

Das Wasser der See war unbewegt. Der leise Wind strich von Nordost, und die nahe Eiskante hinderte Wellenschlag.

Der Eislotse hatte nach den Mitteilungen der Mannschaft der Fram vorausgesagt, daß wir in anderthalb Stunden den Rand des ewigen Eises erreichen würden. Es nahm aber drei Stunden glatter Fahrt.

Die letzten Eisgipfel blieben zur Rechten zurück.

Spitzbergen lag hinter uns. Wir waren im Endlosen. Die Phantasie fühlte sich von den Schauern des ewigen Todesschweigens angeweht. Uns war, als führen wir aus der Welt, als schickte sich die Seele an, im Nirwana zu zergehen.

Vor uns braute ein dichter Nebel. Es frieselte sogar. Das Thermometer wies 4° R.

Nebelhaft verschwamm die Küste hinter uns; wie das zarte, dunstige Bild einer Fata Morgana.

Von der Ankerwinsche auf Vorderdeck war ein Streif Kondenswassers hinabgelaufen, gefroren und als Eisgleitbahn zu benutzen. Wir schlinderten wie die kleinen Kinder, fielen mehr als die kleinen Kinder und lachten mehr als die kleinen Kinder.

Vom Achterdeck erscholl Gläserklang, von der Bar lautes Rufen und Lachen.

Es wurde immer kälter an Deck und etwas unbehaglich in dem feinen Nebel. Viele verzogen sich in die Säle, wo bei Punsch und Glühwein eine lustige Stunde verging. Man wartete auf das Packeis, wie zu Hause am Silvesterabend auf das neue Jahr.

Ein jeder suchte sich nach seiner Art in das außergewöhnliche zu finden, viele auch mit Hilfe von Schaumwein.

Der Nebel vor uns teilt sich. Die Sonne saugt die letzten Dunstschwaden auf. Im blaßgelben Leuchten der nächtigen Sonne bahnt sich der Kong Harald seinen Weg durch lockeres Scholleneis. In der Ferne erscheinen die Fladen wie weiße Pünktchen in mattem Blau.

Am nördlichen Gesichtskreis erscheint ein niedriger weißer Schimmer, der sogenannte „Eisblick". Er zeigt sich als eine feine Silhouette gegen den Himmel abgezeichnet; als ob die Grenze zwischen Meer und Firmament durch einen grauen Strich kenntlich gemacht wäre.

Näher und näher kommen wir der immer dichter gepackten Masse des ewigen Eises.

Eine wachsende Bewegung bemächtigt sich der harrenden Menschenkinder. Weitgeöffnet schauen die Augen. Sie schauen dem Unfaßlichen, dem Ewigen entgegen, wie die der Pilger auf dem berühmten Bilde Peter Janßens.

Still ruht das Meer. Ihm gilt das Wort aus Hiob: „Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!"

Der weiße Streif scheint jetzt erhöht. Hinter ihm liegt eine graue, unendliche Fläche mit wenigen kleinen Erhebungen. Die schwimmenden Eisschollen ragen jetzt höher aus dem Wasser und zeigen wieder ihre seltsamen Formen.

In weiter Ferne zur Linken erblicken wir auch einen niedrigen Berg, der wie eine kleine Schäre aus dem stillen Meer emporragt. Der Kapitän macht uns aufmerksam; wir richten unsre Gläser hin und erkennen einen Eisberg, den einzigen wirklichen Eisberg, den wir auf unserer Reise zu Gesicht bekommen haben. Er kam wohl von Grönland her. Wir begriffen, warum man diesen Riesengebilden ihren Namen gab.

Wir waren der Eiskante ganz nahe. Sie erhebt sich nicht hoch über das Wasser und taucht vielleicht

anderthalb Meter in die See hinein. Der Rand erglänzt in reinem Blau. Die unermeßliche Fläche selbst ist weiß, von dünner Schneedecke überhaucht, ganz eben, soweit das Auge reicht; nur an vereinzelten Stellen erblickt man in der Ferne kleine, von zusammengepreßten Schollen gebildete Erhöhungen, hie und da auch dunkle Wasserrillen und kleine Tümpel, die schneefrei und von frischem, blauem Eis überzogen sind.

Auch zwei Bachläufe senden langsam dem offenen Meere ihre Fluten entgegen. Wir sehen unter ihrem etwa 25 Zentimeter tiefen Wasser das blaue Eis.

Eine wirkliche, volle Oeffnung erblickt man nirgendwo in dem ziemlich glatt abgekanteten Eise.

Prinz Heinrich und Graf Zeppelin waren einige Tage vor uns weiter östlich gefahren, hatten dort eine Einbuchtung im Eise entdeckt und waren in ihr 3', also 5 Kilometer, höher gekommen als wir.

Der Kapitän versichert, daß wir über den 80.° hinausgelangt sind. Der erste Offizier zieht sich zurück, um mit dem Sextanten die Breite zu bestimmen.

Durch den Einfluß des Golfstroms weicht die südliche Grenze des Packeises im Hochsommer nördlich von Spitzbergen soweit zurück wie nirgendwo sonst. Die englische Seekarte setzt die durchschnittliche Lage der sommerlichen Eiskante auf dem Meridian der Amsterdaminsel auf ungefähr 80 1/4° an.

Im Juli 1890 gelangte infolge günstiger Wind- und Wetterverhältnisse der norwegische Dampfer Erling Jarl bis 81° 38' 8".

Die Vergnügungsdampfer der deutschen Linien kommen nur bis zur Adventbai und fahren nicht bis ans Packeis. Erst 1911/12 hat der Große Kurfürst des Norddeutschen Lloyd seine Fahrt bis an den Eisrand ausgedehnt. Im August 1912 war auch die Viktoria Luise der Hapag im Nordwesten Spitzbergens.

Unser Dampfer stoppt und stößt in leisem Anprall an die Kante. Ein Krachen tönt durch die Stille, und ein Zittern fährt durch die starre Fläche.

Auch die gesamte Schiffsgesellschaft, am Vorderdeck versammelt, fühlt ein inneres Beben. Sie ist sich der Bedeutung des Augenblickes bewußt.

Selbst der Nüchternste wurde gepackt. Ein jeder verspürte den Hauch der Ewigkeit. In der Seele klangen nie gehörte Saiten. Ueber die bleiche, im leisen Dämmern liegende Eisfläche flog die Ahnung hinüber zum geheimnisreichen Heiligtum des Pols.

Es war ein Augenblick, der sich, wie's im Hamlet heißt „mit stählernen Haken auf ewig an die Seele festklammert."

Alle die ruhigen Weltreisenden wissen keinen Eindruck mit dem wunderbaren Zauber zu vergleichen, welchen der Anblick des ewigen Eises im höchsten Norden auf Herz und Sinn ausübt. Immer wieder liest man in den Beschreibungen der Forscher, daß ihnen ein freundliches Geschick den Genuß so mancher ergreifenden Naturschönheit vergönnt habe, daß aber nichts unter all den Wundern der Welt sie so erfaßt, so bis ins Innerste aufgerührt hat, wie das Todesschweigen des ewigen Eiswalles.

Nansens „In Nacht und Eis" war eine Zeit lang mein Lieblingsbuch. Nie hätte ich gedacht, daß ich einmal fast an derselben Stelle weilen würde, wo die „Fram" vom Eise loskam.

Ein Bann lag eine Weile über allen Schiffsgenossen. Es herrschte eine feierliche Stille.

Aus Das Nordland. Siehe Wegweiser.

Schallsecke

Aus Daudets Tartarin von Tarascon

Ein satirisches Kapitel auf die Jagd

Zu der Zeit, von der ich erzähle, war Tartarin von Tarascon noch nicht der Tartarin, der er heute ist, der große Tartarin von Tarascon, bekannt und geehrt im ganzen südlichen Frankreich.

Wie diese hohe Würde auf sein erhabnes Haupt kam, werden wir gleich erfahren.

Da unten im Süden ist bekanntlich jedermann ein Jäger; vom Höchsten bis zum Geringsten ist das so und vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht.

An jedem Sonntagmorgen greift ganz Tarascon zum Schießgewehr und hinaus gehts vor die Tore, die Büchse um die Schulter gehängt, den Quersack auf dem Rücken, unter Hundegebell, Trompeten- und Jagdhorngeschmetter. Schade nur, daß eine Kleinigkeit fehlt, die sonst zum Jagen als unerläß-

lich betrachtet wird — das Wild nämlich; davon ist aber auch nicht die geringste Spur zu finden. Die Tiere sind von Haus aus dumm, das ist richtig; aber so dumm waren sie denn doch nicht, daß sie nicht mit der Zeit eingesehen hätten, wie wenig Gutes sie in dieser Gegend zu gewärtigen hätten.

Fünf Meilen im Umkreis von Tarascon sind die Waldungen verödet, die Nester und Höhlen leer und verlassen; nicht eine Amsel, nicht eine Wachtel, nicht das kleinste Kaninchen, auch nicht die lumpigste Bachstelze ist zurückgeblieben.

Man muß nun durchaus nicht glauben, daß die Umgebung von Tarascon reizlos und uninteressant wäre. O nein, im Gegenteil! Auf den kleinen Hügeln um die Stadt lagert der Duft der Myrten, des Lavendel und Rosmarin. Die süßen Muskatellertrauben, die da am Ufer der Rhone so herrlich gedeihen, sind auch ein höchst schätzbares und appetitliches Gut. Das ist also alles gut und schön, nur was das kleine Getier angeht, das ein Fell auf dem Leibe oder Flügel und Federn hat, damit ist es in Tarascon sehr schlecht bestellt. Die Zugvögel sogar haben einen heiligen Respekt vor der Stadt; sie fliegen in einem großen Bogen um sie herum, und wenn die wilden Enten sich auf der Wanderung befinden und ihre Schwärme in Gestalt langer Dreiecke sich der Stadt nähern, dann ruft die vordere, sobald sie nur die Kirchturmspitze sieht, so laut sie kann: „Tarascon! Da unten liegt Tarascon!" und der ganze Schwarm macht eine Schwenkung.

Kurz und gut — von alledem, was man als „Wild" bezeichnen kann, gibt es in jener Gegend einzig und allein einen alten Hasen, der wie durch ein Wunder den tarasconischen Metzeleien entgangen ist und in ganz unerklärlichem Eigensinn die Absicht kund gibt, hier bis an das Ende seiner Tage zu bleiben. In Tarascon ist der Hase allgemein bekannt; man hat ihn sogar einen Namen gegeben. Er heißt „Schnellfuß". Man weiß auch, daß er sein Lager auf den Grund und Boden des Herrn Bompard aufgeschlagen hat (was, nebenbei bemerkt, den Wert dieses Grundstücks verdoppelt, ja verdreifacht) aber man hat des durchtriebenen Tieres noch niemals habhaft werden können.

Daran soll sich übrigens bis zu dieser Stunde noch nichts geändert haben. Noch immer wollen zwei oder drei besonders Ausdauernde auf der Jagd nach diesem Hasen sein. Durch seine merkwürdige Zähigkeit ist „Schnellfuß" mit der Zeit fast Gegenstand fast abergläubischer Betrachtung geworden, obwohl die Tarasconesen sonst nicht gerade sehr zum Aberglauben neigen.

„Aber," so wird man jetzt einwerfen, „wenn es in und um Tarascon wirklich gar so wenig Wild gibt, was machen denn die tarasconischen Jäger an jedem Sonntag?"

Ja, was machen sie eigentlich?

Nun, mein Gott, sie ziehen eben aufs Feld hinaus, so zwei bis drei Meilen vor die Stadt. Dann teilt sich der große Schwarm in Gruppen von je fünf bis sechs Mann; diese lagern sich ruhig und seelenvergnügt im Schatten eines Ziehbrunnens, einer alten Mauer oder auch eines Olivenbaumes, ziehen ihre Quersäcke vor und packen ihre Vorräte aus. Der eine hat ein tüchtiges Stück Braten, der andere gibt die rohen Zwiebeln dazu; dieser hat Sardellen, jener eine Wurst — so wird denn in aller Gemütlichkeit gefrühstückt und die Kehle mit einem jener Weine aus dem Rhonegebiet angefeuchtet, die binnen kurzem zum Lachen und Singen bringen.

Wenn man sich nun recht schön ausgeruht hat, dann erhebt sich die ganze Gesellschaft; man greift nach den Flinten, pfeift den Hunden und geht ernsthaft ans Jagen. Und das machen diese guten Leute folgendermaßen: jeder Jäger nimmt seine Mütze ab, wirft sie in die Luft, und zwar so hoch er irgend kann — und feuert nun fünf, sechs Schüsse auf sie ab; manchmal werden's auch nur zwei, das kommt nun ganz auf den Schützen und seine Geschicklichkeit an. Wer seine Mütze am häufigsten getroffen hat, wird zum König der Jagd proklamiert und zieht abends im Triumph in Tarascon ein.

Er trägt die durchlöcherte Mütze auf der Mündung des Gewehrlaufes, blickt stolz um sich, die Leute jubeln, die Hunde bellen. Die Hörner schmettern, die Freude ist riesengroß.

Als Mützenjäger hatte Herr Tartarin nicht seinesgleichen. An jedem Sonntagmorgen zog er mit einer funkelnagelneuen Mütze zur Jagd hinaus, und an jedem Sonntagabend kam er mit einem formlosen alten Lappen voll Löcher wieder heim. Auf dem Boden des Häuschens mit dem Baobab befanden sich hunderte solcher ruhmreichen Trophäen. Alle Tarasconesen erkannten ihn auch als ihren Herrn und Meister an, und da Tartarin mit der Jagdkunde sehr genau Bescheid wußte — er hatte ja alle Abhandlungen und alle Handbücher über alle möglichen Jagden gelesen, von der Mützenjagd bis zur Jagd auf birmanische Tiger, — so hatten ihn alle zu ihrem obersten Schiedsrichter in Jagddingen erwählt. Bei jeder Streitigkeit wurde sein Urteil angerufen.

Siehe Wegweiser.

Wegweiser der Lese

Otto Ludwigs Werke

Wir empfehlen den 100. Geburtstag Otto Ludwigs dadurch zu ehren, daß man sich seine Werke kauft. In der Goldenen Klassiker-Bibliothek des Deutschen Verlagshauses Bong & Co. sind die Werke in vier Teilen, herausgegeben und eingeleitet von Arthur Eloesser, erschienen. Band 1 enthält: Lebensbild, Einleitungen, Gedichte, Die Heiterethei und ihr Widerspiel; Band 2: Zwischen Himmel und Erde, Geschichte von den drei Wünschen, Aus einem alten Schulmeisterleben, Maria; Band 3: Der Erbförster, Das Fräulein von Scuderi, Die Makkabäer, Agnes Bernauerin; Band 4: Die dramatischen Studien. — Das Drama „Der Erbförster" und die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" muß jedermann kennen. Die 4 Bände kosten in 2 gebunden in Leinen 3.50 Mk., in Halbfranz 5.50. Prachtausgabe 7 Mk.

Bücher der Freude

Haben wir nicht alle ein Recht auf Freude? Tragen wir nicht alle eine Sehnsucht nach Freude, nach einer Heiterkeit, die den Faschingsjubel überdauert, die das Beste in uns aufklingen läßt: das Verstehen, die Güte? Nicht jedem fließt diese Segensquelle; bei manchem ist sie zugedeckt von der Tagesarbeit, von den Tagessorgen, aber doch rauscht sie im Verborgenen und wartet dessen, der sie aufdeckt und ans Licht bringt. Ein solcher Freudebringer und Wegleiter ist die in der Lese schon mehrfach erwähnte Sammlung von Ferdinand Avenarius „Das fröhliche Buch", verlegt bei Georg D. W. Callwey in München, Preis gebunden 4 Mk. Avenarius hat da aus der Kunst deutscher Dichter und Maler das Frischeste und Erquickendste herausgeholt und als einer der ersten die große Linie der lachenden Lebensbejahung aufgezeigt. Und eben deswegen ist der große Erfolg, den das Buch gehabt hat, verdient. — Im Delphin Verlag in München erschien vor einigen Monaten das „Tagebuch eines bösen Buben", von J. Bostiber aus dem Englischen übersetzt, mit Bilderschmuck von Eugen Oswald. Es sind ein paar hundert Seiten lachenden Jungenübermutes, das aber trotz mancher überwältigend köstlicher Stellen unserm Wilhelm Busch kaum das Wasser bietet. Die Bilderbeigaben sind trefflich hingestellt und verraten ein merkwürdiges Einfühlungstalent des Zeichners. Dieses Buch wird aber den Großen mehr geben als den Kleinen. — Einen ausschließlich für die Jugend bestimmten Band hat Friedrich Düsel im Verlage Georg Westermann in Braunschweig herausgegeben, „Das fröhliche Buch für die Jugend", eine Sammlung guter deutscher Schwänke und Scherze. Trotzdem es auch in der Art der Ausstattung gänzlich auf jugendliche Leser eingestellt ist, werden es auch reifere mit steigendem Vergnügen lesen und ihre unterhaltsamen Stunden daran haben. W.

Tartarin von Tarascon

Alphonse Daudet, Die wunderbaren Abenteuer des Tartarin von Tarascon, deutsch von A. Gerstmann, mit 45 Zeichnungen von Emil Preetorius, der Gelbe Verlag, Dachau. Die außerordentlich billige Neuausgabe des immer jungen Tartarin, der gedrängt durch seine Bewunderer, halb zitternd, halb sehnsüchtig nach Ruhm, auf die Löwenjagd zieht und zuerst einen Esel und dann einen alten gezähmten Löwen schießt, ist mit amüsanten Bildern von Emil Preetorius versehen. Wir verweisen auf unsern Probeabdruck im Textteil. Wer Freude an Daudets feinem Spott hat und wer mitlachen kann, wenn er selber ein wenig verhöhnt wird — denn in Anlehnung an das vorgesetzte Motto kann man sagen: alle Welt ist ein wenig Tarascon — wird die Abenteuer des Helden, der endlich zu seinem und seiner Vaterstadt Ruhm nach Hause kehrt, gern verfolgen. — Preis des Bandes 1.90 Mk. Kr.

Empfehlenswerte Bücher

Wilhelm Bölsche, Tierbuch, 1. Bd. geb. Mk. 3.50, 2. u. 3. Bd. geb. je Mk. 2.50, Verlag G. Bondi, Berlin. Wir bringen unter unserer Rubrik „Der Naturforscher" ein kleines Kapitel aus dem ersten Band des Tierbuchs, das manchen sicher wie ein Märchen anmutet. Beinahe ist man versucht, Bölsches Werk ein modernes Märchenbuch zu nennen, so stark werden wir in Atem gehalten. Und wovon erzählt Bölsche? Von Kröten und Fledermäusen, von Igeln und Schnabeltieren zuerst. Und aus diesem ersten Band, der sich mit dem Werden des Säugetieres und mit seinen Vorstufen beschäftigt, wächst der zweite und der dritte: Lebensbilder der Tiere, die sich bei uns am königlichsten erhalten haben: des Hirsches, des Pferdes. Tiere, an denen wir im Zoologischen Garten vorübergegangen sind, werden uns lieb, kommen uns nah. Bölsche scheut kein Wort, für seine Geschöpfe um Liebe bei uns zu werben, geht auch am kleinsten nicht vorüber. Leben, Sterben und Liebeswerben dieser Tiere, uns oft abstoßend und ekel, wird uns vertraut, verständlich. Für alles hat Bölsche ein reines und zartes Wort und das Schwerauszusprechende spricht er so, daß es uns heilig wird. Es ist ein ganz riesiges Werden, eine ganze Welt in seinem Werk: uns fremd zuerst und doch unser Werden, unser Leben, unser Lieben. Dieser Wissende, Dichter und Lehrer zugleich, bringt viele einer Welt nah, die für sie starr geworden war. Unsere naturgeschichtlichen Werke waren in ihrem zum Teil unglaublich trockenen und blutleeren Stil mathematische Formeln. Der den Stab besitzt, holt Wasser aus dem Fels; aber die Vielen, auch verlangend, müssen dran vorübergehen. Hier ist einer, der lehrt und doch fesselt, dessen Sprache sachlich und doch lebendig ist. Wir wollen das Buch in den Händen unserer Jugend wissen und in den Händen ihrer Lehrer. Wir wollen es auch in den Händen derer sehen, die vor die Käfige der Tiergärten laufen und staunen und am End müd und verständnislos nach Haus kommen. Das Buch lehrt sie nicht nur müßig gaffen, sondern draußen auf unsern Feldern, in unsern Wäldern nach Leben suchen; Bölsche zeigt ihnen, wie sie es lieb gewinnen.

Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert, Band IV herausgegeben von Geh. Reg. Rat Dr. A. Miethe, geb. Mk. 15, Verlag von George Westermann, Braunschweig. Der vierte Band dieses großangelegten Werkes (siehe unsern Beitrag: „Von unsern Briefmarken") enthält Arbeiten über die Gesamtgebiete des Verkehrswesens und der Großfabrikation. Allererste Autoritäten behandeln die einzelnen Gebiete. Besonders hervorzuheben sind die Kapitel über Schiffe von Walter Laas, über Luftschiffahrt von A. von Parseval, über Post-, Telegraphie- und Fernsprechwesen von R. Kuhlmann und über Graphik vom Herausgeber. Zahlreiche, vorzügliche Textillustrationen und farbige Einschaltbilder erhöhen die Anschaulichkeit. Dieser Band, der sich in vollständiger und ausführlicher Weise in den umfangreichen Stoff vertieft, ist in einem klaren und für solche Werke selten flüssigen Stil geschrieben, der sein Inhalt auch dem Verständnis eines Laien zugänglich macht.

Professor Dr. Carl Lausberg, Das Nordland, geb. Mk. 12, Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Der Verfasser gibt eine farbenprächtige Schilderung seiner Reise, die ihn nach Norwegen und bis an die Grenze des ewigen Eises geführt hat. Sehr geschickt ist in Landschaft- und Volksschilderung die Geschichte des Landes verflochten. Wir bringen im Textteil ein Kapitel des Buches, in dem lebendig erzählt wird, wie der Verfasser zum erstenmal in die Zone des ewigen Schweigens kommt. Der Text und die prachtvollen Illustrationen wecken eine wahre Sehnsucht nach dem Wunderland Norwegen. Besonders zu erwähnen sind die beigegebenen Dreifarbenphotographien von Geheimrat Miethe. Erwachsenen und Heranwachsenden bietet dies gut geschriebene, glänzend illustrierte und buchtechnisch sorgfältig hergestellte Werk eine Quelle von Anregung und Freude. Edwin Krutina.

Anselm Feuerbach

Anselm Feuerbach. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitworte von Walther Friedrich. Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Verlag von Jos. Scholz, Mainz. In Kartonnumschlag geheftet 1 Mk. — In der Reihe der bekannten Kunstbücher des Scholzschen Verlages bildet dieses Feuerbach-Heft mit 19 Illustrationen gewiß eine willkommene Erscheinung. Die ideale Welt dieses Meisters dem Volke aufzuschließen, ist eine verdienstvolle Tat, die freilich noch mehr Gewicht erhalten würde, wenn wenigstens eine farbige Reproduktion auch etwas von der Harmonie der malerischen Welt Feuerbachs ahnen ließe. Das würde die Herstellungskosten nicht allzusehr vergrößern. Komposition und Zeichnung allein, wie sie in den schwarz-weiß-Reprodnktionen zum Ausdruck kommen, waren die Hilfsmittel einer technisch weniger fortgeschrittenen Zeit. Heute ist es möglich, auch bei billigeren Publikationen diese alten Bahnen zu verlassen. O. K.

Gedenktafel

2. Februar 1829. In Renthendorf wurde Alfred Brehm, der große Tierschilderer, geboren. Sein „Tierleben" kann wohl als der Anfang moderner Naturbetrachtung angesprochen werden.

5. Februar 1870. In Lodi in Italien wurde Ada Negri geboren. Wir haben in der Lese schon zahlreiche Proben ihrer von Karl Henckell übersetzten Gedichte abgedruckt.

7. Februar 1801. In Berlin starb der Maler und Kupferstecher Chodowiecki, dessen zahlreiche und treffliche Stiche als die besten Schilderungen seiner Zeit gelten.

8. Februar 1787. Dies ist der Geburtstag des Begründers der ersten lebensfähigen deutschen Stenographie, Franz Xaver Gabelsbergers.

11. Februar 1847. In Milan in Nordamerika wurde Edison geboren, einer der fruchtbarsten Erfinder und Anreger unserer Zeit.

12. Februar 1804. In Königsberg starb Kant.

14. Februar 1468. In Mainz starb Johann-Gutenberg aus dem Geschlechte der Gänsfleisch, der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Nachrichten

In Eisfeld, der Geburtsstadt Otto Ludwigs, findet zum 100. Geburtstag des Dichters am 12. Februar 1913 eine Gedenkfeier vor seinem Denkmal statt.

Wie deutsche Dichter im Ausland geehrt werden. Anläßlich seines 50. Geburtstages erhielt Gerhart Hauptmann von Schweden den Nobelpreis; in Columbia (Vereinigte Staaten von Nordamerika) veranstaltete der Dozent der deutschen Literatur, Professor Dr. Rudolf Tombo jr., eine Gerhart Hauptmann-Ausstellung. England hat ihn schon vor langer Zeit durch Verleihung des Oxforder Ehrendoktorats geehrt. Auch in Deutschland wurde Hauptmann viel gefeiert, es ist aber zu beklagen, daß sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit am Festtag seines größten Dichters nicht gerührt hat. No. 46 der Lese 1912 ist dem Dichter gewidmet.

Gustav Falke hat zu seinem 60. Geburtstage Glückwünsche und Angebinde von allen Seiten erhalten. Sein biographischer Roman — die Stadt mit den goldenen Türmen — ist, wie Falke seinen Freunden verriet, bereits in 6000 Exemplaren verkauft worden. Wir verweisen auf No. 2 des laufenden Jahrgangs, die als Falke-Lese erschienen ist.

Der Neuen Freien Volksbühne wurde von der Stadt Berlin eine zwei Millionenhypothek bewilligt. Die Neue Freie Volksbühne zählt heute bereits über 50 000 Mitglieder.

Berichtigung

In der Äußerung über den Unendlichkeitsbegriff, der in No. 52 unserer Zeitschrift von unserem Mitarbeiter Dr. Kolbenheyer gebracht wurde, ist ein sinnwidriger Druckfehler zu berichtigen; es soll heißen (Schluß des vierten Absatzes):

Die Physik wird sich wohl der geometrischen Symbole ausdrucksweise bedienen, niemals ein geometrisches Symbol zum Gegenstande ihrer Forschung und Hypothesenbildung machen können.

Lesepost

Scheidens: Eine empfehlenswerte Ausgabe von Otto Ludwigs Werken ist im Deutschen Verlagshaus Bong, Berlin, erschienen. 2 Bde. geb. Mk. 3.50. Lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler ein Verzeichnis der Goldenen Klassikerbibliothek geben.

M. D. H.: Das Sonett ist nicht übel, doch nicht für uns geeignet.

K. P. Georgswalde: Die offiziellen Verzeichnisse der Universalbibliothek enthalten sämtliche bis jetzt erschienenen Reclambände. — Die Werke John Retcliffs sind schwülstige Schilderungen der Indischen Aufstände. Sie streifen nah an Schundliteratur. — Von den Büchern des deutschen Hauses sind bis jetzt 100 Bände erschienen.

H. St. Wiesentheid: Die Gedichte sind fein und zart, aber nicht druckfähig.

Ein Lesefreund schreibt uns: Das in Nr. 1 S. 10 d. L. mitgeteilte angebliche Sternsingerlied sei kein solches.

Das Sternsingen sei am Niederrhein nicht gebräuchlich.

Dagegen pflegen die Kinder am Vorabend des Martinitages (11. November) mit Lampions umherzuziehen und zu singen. Während meiner Studienzeit zu Bonn hörte ich folgendes Lied:

Zint Mäte, Zint Mäte[1]), dat vor ne jode[2]) Mann,
Da josf[3]) dä Kinde Käze[4]) und stooch[5]) se selber an.
Hier wohnt ein reicher Mann, der uns vieles geben kann.
Viel soll er geben, lang soll er leben,
Selig soll er sterben, das Himmelreich erwerben.
Laßt uns nicht so lange stehn, denn wir müssen weiter gehn.

Eigentümlich ist hier der Wechsel von Hochdeutsch und Mundart.

Aus dem mitgeteilten Liede selbst ergibt sich, daß es sich um ein Martinslied handelt. Es stimmt teilweise mit dem hier mitgeteilten überein. Der Anfang (Zinnternettes), der hier unverständlich ist, wird „Zinnter Mättes" zu lesen sein.

[1]) St. Martin. [2]) gut. [3]) geb. [4]) Kerzen. [5]) steckte.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Im häuslichen Kreise. — Aus der Jahreszeit. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 7 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

So wenig wie Whitman redet Traubel einer öden Gleichmacherei das Wort. Nicht für Herdenmenschen fordert er gleiche Rechte und gleiche Möglichkeiten, sondern für freie Individualitäten. Die Gerechtigkeit gegen andere schließt die Gerechtigkeit gegen das eigene Ich nicht aus, sondern geht daraus hervor. Wer sich selbst untreu ist, wer der Stimme seines Inneren nicht folgt, wer sein eigenes Ich nicht voll zur Entfaltung bringt, wer keine freie Eigenpersönlichkeit ist, der kann auch seine Pflichten als soziales Wesen nicht erfüllen. Nur der wahrhaft Freie wird die Freiheit seiner Mitmenschen achten. Nur die starke Individualität wird Gesetz und Zusammenhang des Ganzen erkennen und sich als wirkende Kraft dem Ganzen einordnen. Kamerad sein heißt ein ganzer Mensch sein. Mit diesem Sozial-Individualismus setzt Traubel eine Entwicklung fort, die von Goethe, Schiller und der deutschen Philosophie zu dem amerikanischen Idealismus geführt hat, von dessen Vertretern in Deutschland bisher nur Emerson und Whitman gewürdigt worden sind.

O. E. Lessing.

Soziale Literatur

Vom Herausgeber

Es gibt eine reiche soziale Literatur, mit einer Fülle von Schriften, von den wissenschaftlichen Werken bis zu der aktuellen Broschürenmasse. Doch fehlt eine soziale Literatur besonderer Art. Wenn Franz Diederich die Anthologie „Von unten auf" herausbrachte, so wollte er diese Lücke ausfüllen helfen. Wir müssen aber manche der Geister, die er rief, gegen ihre Absicht auslegen, um sie sozial erscheinen zu lassen. In Wahrheit sieht es in unserer Welt so aus, daß die Millionen, die erwacht sind zu politischem Bewußtsein, in ihrem Geiste vom Geiste bürgerlicher Welten zehren, oder sagen wir: von dem allgemeinen menschlichen Geiste. Es gab bisher nur Freiheitsdichter aus allgemein menschlichem Drang. Es gab noch zu keiner Zeit das Bedürfnis, die Notwendigkeit, soziale Dichtungen zu schaffen.

Es gab Ansätze in Freiligrath, Herwegh, Jakob Audorf bis Klara Müller; es gibt Nuancen davon auch in der schönen Literatur unserer Zeit; es gibt Vorläufer und Pioniere, wie Henckell, Ada Negri, Verhaeren; es gibt in Amerika Walt Whitman und Horace Traubel, die wie Riesen am Felsentor einer neuen Zeit stehen: aber es gibt in Deutschland für die Sehnsucht der Millionen nach Geist von ihrem Geist zu wenig Lyrik, Romane, Dramen, zu wenig menschlich vorbildliche Dichtung, geboren aus der Tiefe von unten auf, geschaffen für die Hungernden in der Tiefe da unten, aus ihrem Blute, mit ihrer Sprache, für sie Erwecker und Führer und Erlöser. Diese Menschheit ist noch zu jung, um den Dichter zu gebären, der den Faust der Arbeiterwelt schafft. Auch neuerdings sind einige Arbeiterdichter erstanden, die in ihren Versen die Maschinen rasseln und die Sehnsucht der Arbeiterseele klingeln lassen. Ein paar Bände lyrischer Anthologien sind zusammengestellt worden, als ob das ausreichte für den geistigen Hunger der Masse. Es ist geradezu unglaublich, wenn man es sich klar macht, wie seit Dezenien die Millionen erwachen und wie wenige der schlummernden Geister dieser Sphäre den Traum der Masse als Weckruf zum Schaffen spüren. Es ist begreiflich, weil sie noch in praktischen Zielen befangen sind. Aber sind die allein die praktischen? Als ob nicht ebenso bittere Not wäre daran, diesen Massen wieder Seele zu geben, Erkenntnis, Gefühl für die inneren Werte ihres Daseins. Es würde nach beiden Lagern hin klärend und versöhnend wirken und den unnötig tiefen Riß zwischen der bürgerlichen Welt und der des Proletariats überbrücken helfen, wenn auch der vierte Stand seine eigene Kunst zu schaffen begönne. Es bleibt seltsam, daß unsere führenden Dichter — außer Gerhart Hauptmann — hier noch keine Aufgaben gesucht haben.

Wir wollen ein Volksblatt schaffen und suchen — frei von Partei — diesmal nach dichterischen Leistungen für den vierten Stand. Unser Prüfstein ist: der dichterische Wert. Doch finden wir in Deutschland nur Weniges. Wir müssen wieder einmal in fremdes Land gehen. — Deutsche Dichter vor! Schafft uns Poesie für den vierten Stand!

Aus Walt Whitmans Grashalmen

Das Ich sing ich

Das Ich sing ich, das einzelne, getrennte,
doch brauch ich das Wort demokratisch, das Wort
En-masse.

Das ganze Leben vom Scheitel zur Zehe sing ich!
Nicht das Gesicht allein, noch das Hirn allein ist
der Muse wert: ich sage, die vollkom-
mene Form ist würdiger weit,
vom Weiblichen wie vom Männlichen sing ich!

Vom unendlichen Leben in Leidenschaften, Pulsen
und Kraft,
vom fröhlichen Leben, der freiesten Tat, geformt
unter hohen Gesetzen...
den modernen Menschen sing ich!

Da ich sann in Schweigen

Da ich sann in Schweigen,
zu meinen Gedichten wiederkehrend, lange betrach-
tend und weilend,
da erhob sich eine Erscheinung vor mir mit fin-
sterem Antlitz,
schrecklich in Schönheit, Alter und Macht,
der Geist der Dichter der alten Länder,
auf mich richtend gleich Flammen die Augen,
mit dem Finger weisend auf manchen unsterblichen
Sang;
und mit drohender Stimme: „Was singst du?"
sprach er,
„weißt du nicht, daß nur ein Stoff ist für ewig-
währende Sänger?
Und das ist der Stoff des Krieges, das Glück der
Schlachten,
das Schaffen vollkommener Krieger!"
„Sei es so," gab ich zur Antwort,
„auch ich, hochmütiger Schatten, singe den Krieg,
einen längern und größern als einen,
wogend in meinem Buch mit wechselndem Glück,
mit Flucht, mit Vormarsch und Rückzug und
spätem, schwankendem Siege,
(der dennoch gewiß, so gut wie gewiß, zuletzt, wie
mich dünket)
das Feld die Welt, um Leben und Tod, um den
Leib und die ewige Seele, —
siehe, auch ich bin gekommen zu singen den Sang
der Schlachten,
ich vor allem befördere tapfere Krieger!"

Fremden Ländern

Ich hörte, ihr fragtet, nach etwas, zu proben dies
Rätsel, die Neue Welt,
und Amerika zu erklären, seine athletische Demokratie,
darum send ich euch meine Gedichte, daß ihr in
ihnen schauet, was ihr begehrt!

Einem Historiker

Ihr, die ihr feiert, was vorüber,
die ihr das Aeußerliche erfaßt habt und die Ober-
flächen der Rassen und das Leben, das sich ge-
zeigt hat,
die ihr den Menschen nahmt als Geschöpf des Zu-
falls, der Politik der Herrscher und der Priester,
ich, der Bewohner der Alleghanies, der ich ihn
nehme, wie er selbst ist nach eigenem Recht,
der ich den Pulsschlag des Lebens drücke, das sich
nur selten gezeigt hat,
den machtvollen Stolz des Menschen auf sich selber...
Sänger der Persönlichkeit, zeichnend das, was erst
sein soll,
ich entwerfe die Geschichte der Zukunft!

Beginner

Wie sie vorgesehen sind auf der Erde (und zu Zei-
ten erscheinen),
wie teuer und furchtbar sie der Erde sind,
wie sie sich an sich selber gewöhnen, wie alle andern
— wie paradox ihre Zeit erscheint,
wie die Leute ihnen erwidern und sie dennoch nicht
erkennen,
wie erbarmungslos allezeit ihr Schicksal ist,
wie alle Zeiten falsch die wählen, denen sie schmei-
cheln und die sie belohnen
und wie derselbe unerbittliche Preis immer wieder
gezahlt werden muß für denselben gewaltigen
Kauf!

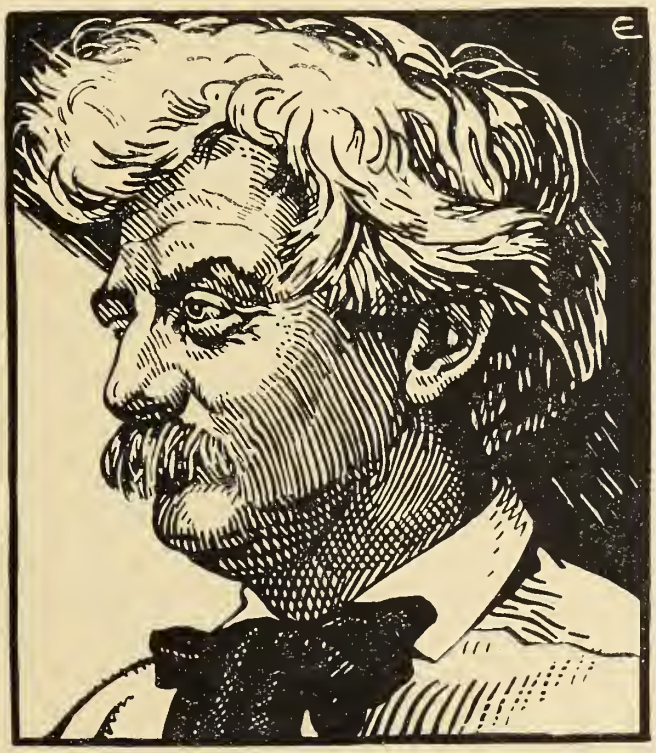
Horace Traubel

Der Nachfolger Walt Whitmans

Walt, das chaotische Sinnbild seines ungeheuren, unerforschten Kontinents, die Feuersäule am Ein-gang eines rätselhaften neuen Zeitalters des Men-schengeschlechts, der wilde Seher und besessene Jo-hannes, diese aus der Natur über alle Zivilisation hinwegschlagende Flut, dieser wahrhaftige Tornado von einem Menschen, um sich blickendes Auge weit und sicher wie das Auge des Leuchtturms, offene Hand, in deren Höhlung die Elemente sich begatten, aufwärtshörendes Ohr, schlagendes Herz, darin das Weltgeschehn pulst, warme Riesenstirne milde nie-dergeneigt zur letzten Kreatur, Walt, der nie Ge-borene, der Unvergängliche, Anfang und Ausgang, erschütternder Ausblick in Zeiten, die kommen wer-den, hinaus und hinauf!

Einen wahrhaften und echten Sohn hat er, der sein Erbe nicht nur getreulich verwaltet, sondern in dem der Geist des Ahnen das Leben unsres

heutigen Tages treibt, die Sprache des Sehers auf der Prärie zur Sprache des Streiters an der Straßenkreuzung sich gewandelt hat. Walts Gott glich dem Großen Häuptling und seine Geburtsinsel nannte er mit dem Indianernamen Paumanok. Horace Traubel aber bekennt sich zum Christus des Zöllners, der Hure, zum Gott der Vergeltung, der den niedergeschmetterten Proletarier aufrichtet, und er scheut sich nicht, ihn in der downtown, inmitten des Zügegerasſels über der Hölle Allenstreets, inmitten der Kehrichthaufen aus verfaultem Zeitungspapier, Bananenschalen und Abfällen alles Elends anzurufen.



Horace Traubel.
Für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

Traubel hat nicht die übermenschliche Phantasie Whitmans geerbt, der aus seinen Trieben Götter geformt hat, wie die Indianer. Hätte er sie, er wäre Der, auf den der Finger Whitmans zeigte, wie auf Grünewalds Isenheimer Altarbild der Finger des Täufers auf den Gekreuzigten zeigt. So klammert er sich mit aller Glut eines Menschengewissens an das Heutige, an den großen Vorgang, dem wir gequälte Glückliche zuschauen dürfen.

Whitman, der die Kriege um 1860 durchgemacht hat, stand in Ehrfurcht und Schauern vor dem Wunder des sich einenden Staatenverbandes, dieser Junge aber sieht die ganze Menschheit in einer ähnlichen Zersplitterung, der ein ähnliches Zusammenschmelzen folgen wird. Sein Camerado heißt Genosse, und im Sezessionskrieg seiner eigenen Zeit sieht er sich, als Heerrufer bei einer größeren Armee stehen als der legendäre Krankenpfleger von Gettysburgh.

Ihm bleibt der Vorwurf nicht erspart, daß sein innerer Rhythmus vom Metronom Walts bestimmt worden ist, daß etwas Sonntagspredigerhaftes hervorschlägt, zumal in den Prosaschriften, den Collects, sobald die Begeisterung nachgelassen hat in seinem Blut.

Dies ist in Amerika kein Vorwurf; der Mann, der hier zu den Seelen sprechen will, liebt es, den Mann von der Kanzel nachzuahmen, um dem naiven Zuhörer begreiflich zu machen, daß er an sein Inneres rühren will. Wollte sich Traubel bloß an den Gebildeten wenden, hätte ers leichter, oder er müßte verstummen, da das anspruchsvolle Ohr die ewige Bergpredigtweise nicht allzu lange verträgt.

Aber seine Strophen aus „Optimus" (bei B. W. Huebsch in Newyork erschienen) haben sich in Volksversammlungen gut bewährt, seine „Chants communal" (die O. E. Lessing übersetzt und der Verlag R. Piper & Co. in München unter dem Titel: „Weckrufe" verlegt hat) sprechen ihre Sprache zu jedem von uns.

Viele Bedenken ästhetischer Art verblassen vor dem Wichtigen, das in Traubels Kunst getan erscheint.

Es ist immer mißlich, der Nachkomme und nicht der Christus eines Johannes zu sein. Daß der Ruf nicht verhalle, bis der Erwartete, der große Dichter der großen Neuen Welt erscheint, das wirkt Traubel und die um ihn pietätvoll und voll Aufopferung in der Zeitschrift „The Conservator", die die Whitman-Tradition hochhält und immerhin eine kleine lebende Opferflamme vorstellt in dem einzigen heiligen Hain, der heute in Amerikas Literatur zu finden ist.

Arthur Holitscher.

Aus Holitschers Amerikabuch, vgl. Lese 1912, Nr. 40.

Weckrufe

Von Horace Traubel

Was dein ist

Was dein ist, für das wirst du kämpfen. Mein Herz sagt dir: Ja, kämpfe dafür. Soweit zu kommen ist nicht schwer. Aber ein schwierigeres Problem geht vorher. Was ist dein? Was gehört dir? Weißt du das so genau? Vor jeder andern Frage muß diese beantwortet werden. Ehe du für dein Eigentum kämpfen kannst, mußt du dein Eigentum kennen. Und hier ist der Punkt, wo wir straucheln und fallen. Wo wir wenigstens zweifeln und zögern. Denn diese ganz seltsame Frage ist schwer zu entscheiden.

Ich habe alle Autoritäten befragt. Alle Evangelienwächter. Alle Polizisten. Alle Zensoren. Alle

Stimmen, die zureden und abreden. Allen Reichtum und alle Armut. Alle Meisterschaft und Unfähigkeit. Nichts habe ich übersehen, keinen Anspruch überhört. Keine Drohungen sind ausgestoßen worden, die mich unachtsam oder schlafend angetroffen hätten. Alles habe ich in die Tat umgesetzt, was Auge und Ohr tun konnten, mich zu dem Meinen zu führen, mir das Meine zu bringen. Aber noch stehe ich mit leeren Händen da. Mit leeren Händen. Mit welchem Recht kann ich erwarten, daß meine Hände voll seien? Ich habe etwas anderes an mir, das nicht leer ist. Mein Herz. Meine Hände sind leer. Mein Herz ist voll. Und nun sehe ich endlich, was das Suchen bezweckte. Es war gar nicht für die Hände. Nur für das Herz. Es war in Wirklichkeit kein Suchen nach Besitz und Recht, die mir gehörten. Sondern nach einem Bruder, der mir gehörte. Nach allen Brüdern, die mir gehörten. Nach allen Menschen.

Hier endlich ist das Geheimnis. Nach all den Entdeckungen. Nach all den Eifersüchteleien des Besitzes. Nach all den Streitigkeiten um Rechte und Pflichten. Nach Religionssystemen und Herrscherdynastien. Nach Kriegen und Friedensschlüssen. Nach Büchern und Propheten und Märtyrern. Nach Liebe und Haß. Nach all diesem. Durch all das. Das Geheimnis ist verraten. Daß doch nichts, kein äußerer Gegenstand dein Eigentum ist. Daß nichts in all der Wirrnis und Ordnung des Lebens ganz dir gehört. Daß nichts nicht ganz dir gehört. Daß solcher Besitz, für den du gehungert und gedürstet und gekämpft hast, im Grund der Mühe nicht wert ist: der Mühe nicht wert wäre, wenn er dein Eigentum wäre; um so mehr der Mühe nicht wert ist, wenn er dein Eigentum nicht ist. Daß das einzige, was dir gehört, nicht gezählt oder gemessen oder in Worte gefaßt werden kann. Daß es dein Bruder ist, was dir gehört. Kein Stück mehr oder weniger. Daß alles andere was du erwirbst, im Wege steht. Aller Reichtum und alle Macht. Alle persönlichen Vorrechte. Dividenden, Disconto und Teufel. Alles im Weg. Daß nur eines dir immer gehört: Die Liebe. Die Liebe, die den Bruder findet. Die Liebe, die in allen Menschen Brüder sieht; nicht in Besitz und Zinsen und Pachtsummen. Nur in den Menschen. Die Menschen ewig als Brüder. Alle Menschen. Die Liebe ist dein Eigentum.

Wirst du bereit sein?

Wirst du bereit sein? Wirst du's hören, wenn die Stunde schlägt? Wirst du am rechten Platze sein? Wirst du in bester Verfassung dort sein? Was hast du getan um dich auf die Krisis vorzubereiten? Wenn Gefahr nahte. Und wenn die Verantwortung auf dich fiele. Wärest du ihr gewachsen? Du sagst, du überlassest das den Großen? Du wolltest in der Linie dienen? Entziehe dich nicht. Du selbst bist vielleicht der Große. Wie, wenn dich der erhabene Augenblick an dem kritischen Punkt fände? Willst du der Krisis sagen, sie solle warten, solange du nach einem Retter suchest? Es ist mir gleichgültig, wer du bist. Ich fordere dich auf, dich zum Großen zu rüsten. Ich sage, die Aufforderung kann direkt an dich ergehen. Du darfst nicht ausbleiben. Und sie kann zu jeder Minute deines Lebens an dich ergehen. Es ist deine Pflicht, in Rufweite zu sein. Es ist deine Pflicht, gerüstet zu sein. Krisen pflegen nicht nach Helden zu suchen. Sie kommen, wann und wo sie wollen. Und der Mensch, der auf dem Wege der Aufgabe steht, muß sie auf sich nehmen. Und bist du der rechte Mann, wenn die Aufgabe kommt, so wirst du ihr auch gerecht. Und bist du nicht der rechte Mann dazu, so wirst du ihr nicht gerecht. Und ich kenne deinen Glauben. Und ich weiß, daß du der rechte Mann sein willst. Und darum warne ich dich. Denn ich sehe Feuerzeichen, überall auf allen Bergesgipfeln. Und ich weiß, daß du jederzeit, von der Arbeit oder vom Spiel weg, dazu berufen werden kannst, diese heilige Verantwortung zu übernehmen. So spreche ich denn zu dir: Sei bereit. Denn die Herrgötter, deine Brüder in der Not, könnten dich rufen. Und wenn sie rufen, so mußt du ihnen antworten nach ihrem Begehren.

Es kümmert mich viel weniger, wenn ich einen andern schuldig finde, als wenn ich mich selbst schuldig finde. Was habe ich getan, mich zu der Auferstehung zu rüsten? Mit wie viel eigener Kraft werde ich in das neue Leben eintreten? Werde ich es als Reicher oder als Armer beginnen? Als Geber oder als Bettler? Wenn die Krisis morgen käme, wäre ich in der Lage, ihr zu begegnen? Die alten Theologen pflegten uns zu sagen, wir sollten immer bereit sein zu sterben. Das sage ich auch. Ich sage noch mehr. Ich sage, wir sollten immer bereit sein zu leben. Sind wir, ohne vorhergehende Warnung, bereit zu leben? Nicht für uns selbst. Für unsere Nebenmenschen. Denn unter der neuen Gottesherrschaft kann es sich kein Mensch so einrichten, daß er für sich allein lebt. Das Leben muß ein Leben in der Gemeinschaft sein, oder es ist kein Leben. Jedes Sonderleben ist unfruchtbar. Wie weit bist du für das Gemeinschaftsleben gerüstet? Für das Leben heimlichen Dienstes? Für das Leben durchschnittlicher Größe? Könntest du es morgen schon leben, wenn der Ruf an dich erginge? Oder würdest du noch deine großen Männer brauchen? Deine großen Männer hast du schon heute. Was tun sie für dich? Kannst du in der Zukunft mehr von ihnen erwarten? Jeder muß sich selbst der große Mann sein. Willst du dich noch auf Ausnahmen stützen? Willst du dich noch auf Führer verlassen? Hast du noch die Absicht, dein Geschick von Beamten und Vorgesetzten abhängig zu machen? Besitzest du nicht in dir selbst die Flamme eines glückspendenden Lebens? Nährst du diese Flamme nicht? Sparst du die Schätze auf,

die am Wendepunkt der Schlacht, in der entscheidenden Stunde des Friedens, dich in Stand setzen würden, den Menschen Gerechtigkeit zu erweisen, wenn sie dich rufen? Denn du mußt wissen, daß das Notsignal auch auf deinem Pfade aufleuchten kann. Ich staune, wenn ich dich deinen Feind beschimpfen höre. Ich staune, daß du all diese Kraft dir nicht aufsparst. Ich glaube, du wirst sie ganz brauchen, wenn du dich bereit machen willst. Gott ist gut. Die Religion ist gut. Aber Sichrüsten ist auch gut. Vielleicht noch besser. Vielleicht wäre derselbe Gott, den du anbetest, und dieselbe Religion, die du verkündest, am besten anzubeten und zu verkünden durch die Vorbereitung auf den heiligen Ruf.

Und es läuft alles darauf hinaus

Und es läuft alles darauf hinaus. Daß die Welt sich selbst betrogen hat. Daß sie ihre Probleme gelöst geglaubt hat. Daß sie geträumt hat, ihre Schurkerei sei Gerechtigkeit. Die Welt reibt sich die Augen. Bald wird sie aufwachen. Dann werden die Kirchen und die Schulen und die Wohltäter und die Stifter weniger für sich zu sagen wissen. Diese Welt ist so gar geworden, daß sie verbrannte. Sie ist so tugendhaft gewesen, daß sie alle Gewohnheiten der Tugend ablegte. Sie ist so gerecht gewesen, daß sie die Gerechtigkeit aus den Augen verlor. Die Welt wird dir sagen, daß ihr nichts fehlt. Die Priester werden dir sagen, daß der Welt nichts fehlt. Die Politiker, die Geldmacher, selbst die Geldverlierer, die ausgestoßenen Arbeiter dieser Welt, werden dir sagen, daß der Welt nichts fehlt. Alles wird dir sagen, daß der Welt nichts fehlt. Und doch zweifelt die Welt wieder an sich selbst. Fährt fort zu fürchten, daß nicht alles in Ordnung sei. Sie hat Träume und Alpdrücken. Sie zittert in kaltem Schweiß. Sie ist so sicher. Und ist doch gar nicht sicher. Sie ist so fröhlich und weint doch. Alles liegt im Frieden. Und doch hat sie Heere und Flotten zum Beweise des Friedens. Sie glaubt an die Heiligkeit des Lebens. Und dann zerstört sie das Leben, um zu zeigen, wie sehr sie ihrem eigenen Glauben treu ist. Die Welt ist ihr eigenes Opfer. Sie hat ihr Problem verkehrt angefaßt. Sie hat das Kleine laut und das Große leise gesagt. Diese Welt hat große Sprüche gemacht. Sie ist nie bescheiden gewesen, wenn sie ihre Vorzüge anpries. Unterdessen haben die Menschen gekämpft und gedarbt. Dies ist eine Welt des Geschäfts. Ein Geschäft unterbietet das andere. Ein Geschäft wird gegen das andre ausgespielt. Denn diese Welt ist nicht eine Welt der Seelen. Die Seele steht demütig beim Geschäft und bittet um sein Wohlwollen. Die Welt hat jetzt genug von ihrem Reichtum gesprochen. Von ihrem physischen Mut. Sie hat solange geschwatzt, bis es die Seele ekelte. Wir wissen, was die Welt für den Leib tun kann. Für den Magen. Für das Klassensystem. Für die Gesellschaft. Für die Großen. Aber was die Welt für die Seele tun kann, wissen wir nicht. Sie hat die Seele verleugnet. Den Schmutz nimmt sie an, für leiblichen Lohn. Die ganze Zeit her hat die Seele gewartet, gewartet. Sie war geduldig. Sie beklagte sich nicht. Sie wartete auf ihre Stunde. Ich erkläre, daß ihre Stunde jetzt da ist.

Seid eurer stolzen Zivilisation nicht allzu sicher. Glaube nicht, daß die Verhältnisse für jeden Widerstand zu groß seien. Die Zivilisation ist eine meisterhafte Sophistin. Nichts ist groß, als die Seele. Profit ist nicht groß. Noch Lohn. Noch des Grundbesitzers Pacht. Noch des Geldverleihers Zins. Ihr rechnet daraus Millionen zusammen und sagt, das sei groß. Von allen Dingen im Weltall sind jene die kleinsten. Der geringste Ansatz zu einer Pfennig-Tugend ist mehr wert als alle eure Millionen gestohlenen Lasters. Ihr seid so riesengroß, daß euch auf allen Seiten das sündige Fett aufquillt. Die Zivilisation mit ihren wampigen Backen und ihrem feisten Hals will, daß ich vor ihr krieche und sie demütig anbete. Ich finde jedoch die Zivilisation nicht anziehend. Sie wäre schon gut, wenn ihr Soll nicht größer wäre als ihr Haben. Würden wir sie nur nach ihrem Haben beurteilen, so müßten wir sie verehren. Aber wenn die Rechnungen alle zusammengestellt sind, muß die Zivilisation ihren Bankrott erklären. Sie ist nicht ohne Kapital. Aber die Hauptsache ist verschleudert. Von einigen Partnern ist sie im Stich gelassen worden. Sie hat die Verbindung mit der sozialen Gerechtigkeit verpaßt. Sie hat immer gemeint, sie könnte die Reichen reich machen mit der Armut der Armen. Die Armut der Armen bedeute nichts. Es sei nicht die Sache der Zivilisation, für alle zu sorgen, vielmehr dürfe sie ihren parteiischen Launen nachgeben und mit dem Individuum willkürlich schalten und walten. Grillen. Schmeichelei. Zufall. Alles, nur kein Prinzip. Alles, nur das universale Rettungsmittel nicht. Die Zivilisation hat ihr Konkurrenzleben zu Ende gelebt. Sie hat den vollen Preis dafür bezahlt. Den barbarischen Preis. Sie geht am Abend zu Bett, um sich in das Elysium hineinzuträumen. Am Morgen wacht sie auf in der Gasse.

Ist das, was wir da sehen, das Beste, was die Zivilisation aufzuweisen hat? Ein besseres Symbol hat sie nicht, als den Diebstahl? Wir fragen sie: Wer ist dein Herr? Und sie zeigt uns ihre Pachterträgnisse. Sie zeigt uns die Scheine der Schuldner. Sie bringt uns ihre Zinstabellen. Sie legt uns die Gewinnabschlüsse der Geschäfte vor. Solche Dinge sind unsere Herren, sagt die Zivilisation. Sie zeigt uns Männer, die ums Geld alles schreiben. Sie zeigt uns Künstler, die ums Geld alles malen. Sie zeigt uns einen Mann, der ums Geld jede Art von Schuhwerk herstellt. Geld, sagt die Zivilisation: Geld ist mein Herr. Die Weiber verkaufen ihren Leib um Geld, sagt die Zivilisation.

Das Weib sagt sie, ist mein Symbol. Die Männer kaufen Seelen um Geld, sagt die Zivilisation. Der Mann, sagt sie, ist mein Symbol. Die Kinder gehen von der Wiege in die Fabrik, sagt die Zivilisation. Das Kind, sagt sie, ist mein Symbol. Wer nichts tut, genießt das Leben am meisten, sagt die Zivilisation. Der Nichtstuer, sagt sie, ist mein Symbol. Ich lasse Männer, sagt die Zivilisation, und Frauen und oft auch Kinder sich zu Tode arbeiten, und die, wiederholt sie, sind mein Symbol. Ich bin eine große Sache, sagt die Zivilisation: ich habe viel Platz gebraucht; deswegen mußte die Gerechtigkeit gehen. Platz, sagt die Zivilisation, ist mein Symbol. Es ist wahr, sagt sie, daß alle Menschen mit allen Menschen im Streit liegen. Aber das sagt sie, Streit ist mein Symbol. Zollhäuser, sagt sie. Hunger, sagt sie. Menschen, die ihre Arbeit hassen. Ueppigkeit und Schmutz, sagt sie. Das Weib die Sklavin des Mannes. Der Mann der Sklave seines Herrn, sagt sie. Die Kinder die Sklaven der Sklaven von Sklaven, sagt die Zivilisation. Fabriken. Läden. Sträflingstruppen. Imperialismus. Bureaukratismus und Korruption. Zuchthäuser. Sagt die Zivilisation. All das, sagt die Zivilisation, die Höllen unter den Höllen, das, das sagt die Zivilisation, ist mein Symbol.

Hier sollen wir stehen bleiben? Ist dies das Ziel der Fahrt? Ist der Hunger des Kindes das Ziel der Fahrt? Ist all diese Verwüstung das Ziel der Fahrt? Ist Haß, Groll, Streit das Ziel der Fahrt? Ist Diebstahl das Ziel der Fahrt? Sind schlaflose Nächte und schlafmüde Tage das Ziel der Fahrt? Ist der Mitmensch als Feind das Ziel der Fahrt? Hier sollen wir stehen bleiben? Stehen bleiben bei sozialem Unrecht? Stehen bleiben, wo wir jetzt sind? In diesem Laufgraben verschwinden? Niedergemacht in der Wut wirtschaftlichen Kampfes? Hier und so soll die Fahrt enden? Ist dies das beste, was der Traum von Gerechtigkeit für die Menschen tun kann? Bei Gott, nein! Dies ist nur ein Anfang. Dies ist ein schlimmes Ende, das einem guten Anfang den Weg bahnt. Dies ist der Augenblick, wo Zeiten der Gewalttat sich in Zeiten der Liebe wandeln. Dies ist der Uebergang. Dies ist die geheimnisvolle Wölbung des Regenbogens. Hier trifft Verheißung und Erfüllung zusammen. Hier grenzt der dunkelste Schatten an das hellste Licht. Und es läuft alles darauf hinaus. Das Schlimmste kommt, ehe das Beste kommt. Und darauf läuft alles hinaus.

*

Dies ist der Augenblick, wo Zeiten der Gewalttat
sich in Zeiten der Liebe wandeln.
Dies ist der Uebergang, dies ist die geheimnisvolle
Wölbung des Regenbogens,
hier grenzt der dunkelste Schatten an das hellste
Licht:
Das Schlimmste kommt, ehe das Beste kommt.

Siehe Autorenspiegel.

Die Teilung der Arbeit
Ein Zwiegesang von Georg Bonne

Die Männer der Faust:

Wir schürfen das Erz zu schimmernder Pracht,
wir brechen die Kohle in finsterem Schacht,
wir schaffen Euch Glut in des Winters Nacht —
wir schaffen!

Wir führen durchs Land Euch in sausender Fahrt,
wir weben Euch Kleider nach jeglicher Art
und schaffen Euch Werke der Künste so zart —
wir schaffen!

Wir schmieden, den Rücken gebeugt nach vorn,
wir pflügen das Feld und roden den Dorn
und schaffen Euch Brot und bauen das Korn —
wir schaffen!

Der Webstuhl färbt sich von unserm Blut,
in Winters Frost und in Sonnenglut,
die Kräfte schwinden, das beste Gut —
wir leiden!

Sie leben in Jubel, sie schwelgen in Licht,
doch unser Elend, das sehen sie nicht,
und unser Mühen achten sie nicht —
wir leiden!

In Leid und Arbeit schwindet die Zeit,
da tönt es leise: es ist nicht weit,
dann habt ihr Teil an der Herrlichkeit —
wir hoffen!

Von Mund zu Munde pflanzt es sich leis,
schon packt sie die Achtung vor unserm Schweiß:
wir sind der Menschheit kraftvollstes Reis —
wir hoffen!

Die Antwort der Geistigen:

Von schwieliger Fäuste
Schweiß duftender Arbeit
vernehmen wir Rühmen!
Doch keiner von euch
mit den schwieligen Fäusten
stellt je die Frage:
Wer schuf uns die Arbeit?
Wer hieß in der Berge
granitenen Därmen
mit Demantzähnen
euch Tunnel bohren?
Wer hieß euch strecken

das rote Eisen
zu blinkender Schienen
hell schimmernden Strang?
Wer hat euch gelehrt,
der Seele Gedanken
mit Hilfe des Funkens
durch Drähte zu leiten,
auf schnaubendem Dampfroß
die Länder zu queren,
mit knirschendem Krahne
die Lasten zu heben,
die eurer schwieligen Fäuste spotten?

Wir hießen euch bauen
und schürfen und graben,
wir hießen euch schmieden
und gießen und weben!
Auf unser Geheiß
überspanntet ihr Ströme,
und bracht der Haide
urewiges Mark!
Ihr schmiedet uns Flügel,
auf denen gleich Vögeln
zur Sonne wir streben!
Wir schufen aus Horden
euch Staatengebilde,
mit Haupt und Gliedern,
auf daß ihr in Frieden
zu ruhigem Schlummer
euch legen konntet
und friedlich die Axt
und die Pflugschar führen!

Und wenn wir dies alles
euch nicht erfanden,
daß ihr uns helfet,
was wir erdachten,
in wirkliches Leben kraftvoll zu wandeln —
was wäre aus euch,
aus uns geworden?
Mit steinernem Karst,
wie einst vor langen
vergangenen Zeiten
der Mensch der Urwelt,
so entrißt ihr noch heute,
vielleicht wir alle,
wie höhere Tiere,
dem kärglichen Boden
das kärglichste Sein!

Nun achtet das Denken
und das Erfinden,
durch das ihr wuchset
und wir mit euch!
Begreift das Eine,
bescheiden und stolz:
Wir gehören zusammen in Ewigkeit.

Zum Ausklang

Bekenntnis von Jacoby

Dies ist das Große,
was die neue Lehre verkündet:

Daß sie den Menschen hinstellt
als Arbeiter auf Erden,
so auch den Arbeiter hinstellt
als Menschen auf Erden,
was er bis heute noch nie gewesen war;
daß sie den Menschen hinstellt
in den Weltraum und auf Erden:
die Arbeit hinter ihm,
die Gleichheit unter ihm,
die Liebe zu seiner Linken,
die Gerechtigkeit zu seiner Rechten,
die Wahrheit vor ihm
und die Freiheit über ihm,
aber die Schönheit in ihm!

Aphorismen

Von Hugo Oswald

Mit einem richtigen Gedanken kommt man immer auf die Füße zu stehen.

Am schwersten liegt dem Menschen sein Schöpfer im Blute.

Wenig Blut trägt Wunderdinge. Nur wenn selbst ein Wunder, befruchtet es wiederum Wunder.

Wenn irgendwo, dann haben wir in der Verschleierung unsrer Nichtigkeit es zu etwas gebracht.

Solange die Sünde uns etwas zu sagen hat, wird sie den Mund nicht halten.

Sterben: seine Entwicklung von frischem aufnehmen.

Schon manches ist in seinem Aufgang untergegangen.

Leere Poeten sind von sich am vollsten.

Zwei Sorten Schriftsteller: die einen greifen zögernd zur Feder, die anderen legen sie zögernd weg.

Moral — bei vielen nur Toilettenkünstchen.

Das Große an sich ist das, was stumm ist.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

6. Fortsetzung.

Abscheu, Zorn und Furcht berauben Marie der ruhigen Ueberlegung. Wie in einem Taumel beginnt sie, sich die Röcke heraufzustecken und langsam der Tür zuzuschleichen. Als sie am vorletzten Schrank vorüber will, öffnet sich die Tür, und Frau Negwer ruft nach ihr.

Marie läßt schnell die Röcke herunter und folgt der Vermietsfrau, mit dem Entschluß, ihr nicht das Ohr hinzuhalten. Auf einen Wink nimmt sie neben der Tür Platz.

Ihr gegenüber sitzt eine Dame, die nach der neuesten Mode gekleidet ist. Der lange seidengefütterte Mantel ist geöffnet und läßt die überstarke Brust hervortreten. Sie hat ein feistes rotes Gesicht und eine Hackennase, deren Seiten sie oft mit dem weißen Taschentuch vorsichtig betupft. Wie sie heiße, beginnt sie mit ihrer pfauchenden, liebloſen Stimme das Examen. So und so. Ob sie Stuben aufräumen könne. Nein. Das werde sich geben. Wie alt sie sei. Was ihr Vater gewesen. Wo sie gedient habe. Ob sie einen Schatz habe. Sie solle das Dienstbuch zeigen. Nach langem vergeblichem Suchen muß Marie erklären, daß sie es vergessen habe, ist bestürzt und doch voll innerer Freude.

Die beiden Frauen wechseln einen vielsagenden Blick.

„Vergessen, hmhm!" pfaucht Frau Schleider höhnisch.

Nun, sie miete sie in der Hoffnung, das Dienstbuch werde sich finden. Es gebe neunzig Mark Lohn und zehn Mark Weihnachten. Aber es verkehrten viele Reisende in ihrem Gasthaus; da kämen die Mädchen auf das Doppelte. Hier sei das Mietgeld.

Frau Schleider hält ein Talerstück hin. Marie erklärt endlich, sie ziehe in kein Gasthaus. Außerdem verlange sie hundertundzwanzig Mark Lohn, und sie bleibt trotz alles Zuredens dabei. Wütend macht sich die Gastwirtin davon.

Die Vermietsfrau kehrt auf ihren Stuhl zurück, und als die äußere Tür zuschlägt, bricht sie in ein vergnügtes Lachen aus.

Sie ist eine noch gut erhaltene Fünfzigerin mit pechschwarzem, gescheiteltem Haar, auf dem ein schwarzes Spitzenhäubchen sitzt. Ihr Gesicht ist gelb und sie hat die großen munteren Augen einer spielenden Katze.

„Nee, nee, Schätzel," mit diesen Worten kehrt sie von dem Fenster, wo sie gedankenlos an den Blättern der Topfpflanzen gezupft hat, zu Marie zurück, die unbeweglich auf dem Stuhle sitzt, starr, als müsse sie sich wegen vieler Schläge auf den Kopf mühsam aufrecht erhalten. „Dahier ei die Wirtschaft bist du mir doch zu gut. — — Aber das Dienstbuch, das Dienstbuch, das müssen wir haben!" mahnt sie nach einer Pause in mütterlicher Güte und läßt sich auf den Stuhl der Frau Schleider ihr gegenüber nieder. Mit gespitztem Munde wartet sie auf Antwort. Marie sieht nur stumm auf sie.

„Du bist gefallen, he?" beginnt sie endlich zu fragen. Das Mädchen sieht sie erstaunt an. „Natürlich of den Boden, oder of de Stiege gefallen, meen ich, a so, he?" Marie wird es heiß. Zögernd nickt sie.

„Du hast den Stoß of de Seite gekrigt, gell ja, mei Schätzel!" „Er muß sein vermaledeit böse gewesen. Du hast ja dahier eene Beule, wie ein Hühneree und kratzleberblau," redet sie weiter, weil sie keine Antwort erhält, macht nach jedem Satze eine Pause, spitzt den Mund und kugelt die lustigen Katzenaugen. „Ich kann mirs ja denken, wegen was. Wie hübsch du bist. Da soll a ees. Gell ja?"

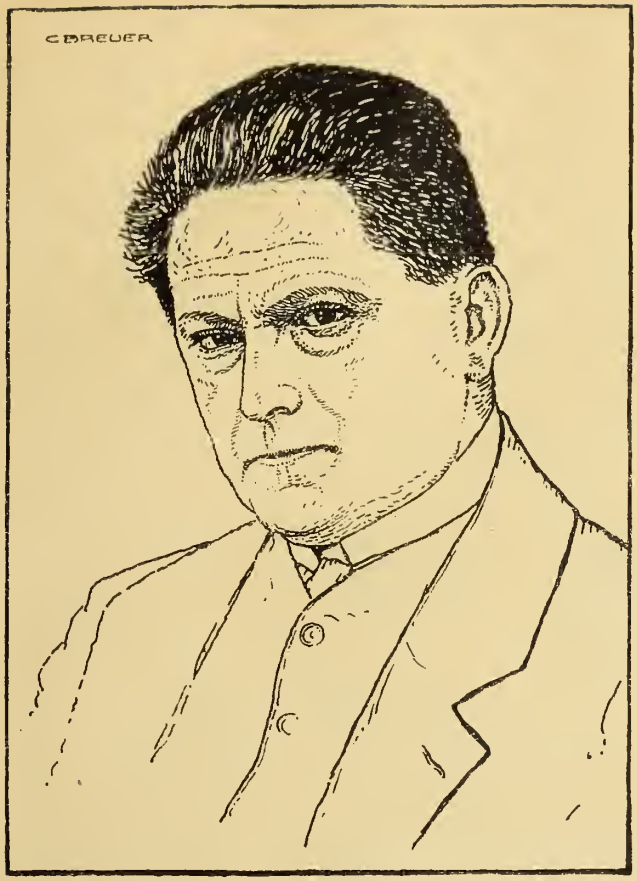
„Nu da red doch ums Himmels Willn, Mädel! Du bist nie die erste und wirst au nie die letzte sein, der das passiert," dringt die Negwern in sie und betrachtet mit Angst Maries Gesicht, das sich in Qual verzerrt. „Jesses, Schätzel, was is dir denn? Da red doch..."

Plötzlich springt Marie leichenblaß auf, blickt wie irr gerad aus und stürzt sich dann stumm auf die Vermietsfrau. Frau Negwer hat sich noch rechtzeitig hinter den Tisch geflüchtet. Wie blind ist Marie auf den Stuhl zugesprungen. Als sie ihn leer sieht, weicht der Krampf von ihr. Die qualvolle Wut im Gesicht macht dem Ausdruck der Todestraurigkeit Platz. Sie stützt sich bebend an die Wand und wankt hinaus.

Auf der dunklen Stiege begegnet sie einem Mann, der sie am Arm festhält, ihr mit einem Zündhölzchen ins Gesicht leuchtet und auf sie eindringt. Sie schlägt auf ihn los, springt die Treppe hinunter, sieht im Hof den jungen Holzschläger, wirft sich an seine Brust, reißt sich wieder los und stürzt fort. Menschenstimmen dringen auf sie ein; lange Häuserreihen rennen an ihr vorüber; das Feld ist um sie; Wasser rinnen vor ihr, in Angst kniet sie hin und betet, die Hände zum Himmel ringend; der Wald rauscht, Lichter und Schatten streichen über sie und sie kommt sich gefleckt vor wie eine Katze.

Dann bricht sie zusammen. Sie hat die Empfindung, von einem Sturm gegen eine himmelhohe Wand geschleudert worden zu sein. Ihr Inneres zittert wie das Sommerfeld, über dem die Sonne kocht. In diesem Flimmern liegt sie bis gegen Abend. Dann erwacht sie, setzt sich auf und sieht sich erstaunt um. Sie ist im Hahnwalde, tief in hohem Holze. Ihre Kleider sind über und über mit Kot bespritzt, das Tuch hat sie verloren, die Haare sind aufgegangen und hängen ihr wirr um den Kopf.

Als sie alles das erkennt, muß sie mit beiden Händen in das trockne Beerkraut greifen, um nicht



Hermann Stehr.
Der Verfasser unseres Romans.
Nach einer Zeichnung für die Lese von C. Breuer.

umzufallen, dann flicht sie sich die Haare, so langsam als sei es nicht notwendig, zu Ende damit zu kommen, und wenn sie fertig ist, beginnt sie von neuem, und langsam rinnen Tränen über ihr verhärmtes Gesicht.

Mit dem zunehmenden Dämmern macht sie sich auf den Heimweg. Der Freirichterhof ist schon wie eine riesige schlafende Nachtwolke, als sie zu Hause anlangt. Auf der Schwelle der Wohnhaustür steht ihre Herrin, die sie erwartet zu haben scheint, nimmt sie warm an der Hand und führt sie wie ihr eigen Kind an den Mägden vorüber, die bei kleinen Laternen in großen Holzkübeln das dampfende Getränke für die Kühe rühren.

Die Wohnstube, in die sie treten, ist leer und wird von einer Schirmlampe auf einem Ecktischchen nicht ganz erhellt.

„Hier setz dich her, tummes Mädel!" sagt Frau Wende und schiebt Marie einen Stuhl an den Tisch. „Der Herr is noch nich zurück vom Markte. Da wer ich amal a Wörtel mit dr reden."

„Frau!" ruft Marie, gerührt von dem herzlichen Mitgefühl ihrer Herrin. Die ganze Verzweiflung liegt in diesem Wort, das von ihrer Trauer bebt.

„Nee, nee! Weinen is gut; aber das kannste droben in der Kammer alleene. Jetze erzähl amal alles. Wenn de Zunge wackelt, kriegt's Herz wieder Odem."

Marie erstaunt über sich, wie es möglich sei, über dieses Furchtbare zu sprechen; aber je mehr sie redet, desto tiefer gerät sie in einen förmlichen Rausch, und sie sprudelt alles hervor.

„Was soll ich machen, Frau!" Erschöpft beendet sie ihren Bericht von dem wilden Tage. „Wo ich hinseh, Grube an Grube. Und wenn's nicht anders wird, muß ich zurücke und ins Wasser. An dem Dinge sterbe ich. Ob ichs mach oder laß."

Frau Wendes mageres langes Gesicht ist ernst, ihre Augen stehen voll Wasser. Das schräge Licht der Lampe erleuchtet mit roten Streifen ihre hohe knochige Stirn, die lange spitze Nase und das kräftige Kinn. Als sie sich jetzt gedankenvoll mit dem Zeigefinger und dem Daumen an den Mundwinkeln hinfährt, bebt ihre ausgearbeitete Hand mit dem knotigen Adergestränge.

„Ja, ja, mein Mädel," beginnt sie dann mit versunkenem Neigen ihres Kopfes. „Es hat halt jeder Mensch seinen Tag, an dem er zerbricht. Vor allem wir Weiber. Da hilft nischte. Wir machens alles selber, was wir nich wollen. Wie, weeß freilich niemand. Aber auf eemal is da, steht draußen vor der Türe und pocht, daß uns himmelangst wird. Gehste nich naus und holst's rein zu dir, steigt dirs aufs Haus und drückt's Dach ein. Der Tod! Ja, der Tod! Das weeß ebens niemand, ob man da rauskommt aus allem, ob ma entzweischlägt oder selbst zerschlagen wird für immer."

Ihr Gesicht ist fahl, zur Unkenntlichkeit entstellt. Mit einem gewaltsamen Ruck springt sie auf und tritt an die Kommode, wo sie Gegenstände aufhebt und niedersetzt. Als sie an den Tisch kommt, ist ihr Schritt wieder sicher, und ihr Gesicht lächelt still wie immer.

„Marie," sagt sie mit scherzender Stimme und drückt ihre Hand: „Nimm dir nichts von dem, was ich dir gesagt habe. Du bist jung. Aber ein alter Mensch ist wie ein alter Topf. Was man auch reingießt, alles wird sauer. Nee, nee. Ich weeß wohl, weil du hübscher bist, willst du hoch naus. Red nich erst! Aber mit den hübschen Gesichtern is wie mit dem scheenen Tage. Je wärmer er is, desto eher regnet's. Mitm Himmel kann niemand sei Haus decken, und rote Backen machen nich satt. Du hast weder Vater noch Mutter. Da sollste froh sein, so unterznkommen. Exner hat das Wirtschaftl und noch Geld ausstehn. Daß er nich lumpst wie die andern, is doch keene Schande. Und mit dem Fuße! Is er nich sonst, wie er sein muß? Een Fehler hat jedes, du auch. Der! Wen er haben will in Steindorf kriegt er. Nee, er will dich. Ich hab mich erkundigt. Jedes im Dorfe weiß das."

„Jedes?" frägt Marie erschrocken dazwischen.

„Nu, nach dem gestrigen Abend im Gasthause."

„Aber ich nich."

„Ach was! Geh du jetze und iß dich satte und schlafe. Geh und überleg dir alles, was ich gesagt habe, und merk dir noch ens: niemand kennt sei

Glücke. Gute Nacht! Aufs Frühjahr bist du junge Frau im eigenen Hause, auf eignem Felde und dann sind wir gar Nachbarn." —

Marie drückte der guten Frau herzlich die Hand und suchte, ohne zu essen, ihre Kammer auf. Bald stand sie ausgekleidet vor ihrem Bett, gottverlassen wie heute früh, und der ganze Sturm von Kummer und Verzweiflung hatte gar nichts genützt. Mit schwerer Hand ordnete sie die zerwühlten Kissen notdürftig und legte sich nieder, mit dem Erstaunen über sich, daß ihr Auge trocken blieb und ihre Seele ruhig. Nach einer Weile setzte sie sich auf und griff um sich. Aber wo auch ihre Hände hintasteten, waren Bretter. Mit stumpfem Gleichmut nahm sie die Täuschung, in einer Kiste zu liegen, als Gewißheit hin und wieder zurücksinkend, dachte sie als Begründung dieser Tatsache an die Worte der Frau Wende:

„Es hat halt jeder Mensch seinen Tag, an dem er zerbricht."

Darnach kam alles über ihr Herz, was die Herrin zu ihr gesprochen hatte. Und die Gedanken gingen ein und aus in den verwühlten öden Kammern ihrer Seele, wie Schemen in einem kalten, farblosen Lichte. Wo noch gestern ihre bunte, heiße, törichte Sehnsucht geblüht hatte, tanzte dieses graue, stumme Spiel. Plötzlich, zwischen Schlaf und Wachen, fuhr sie auf und frug in die stockende Nacht: „Wo scheint die Sonne?" Ein dumpfer Laut lief die Sparren hinunter.

Seufzend sank sie um und lag im Schlaf.

Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

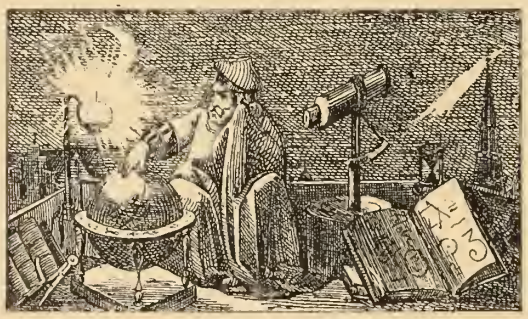
Für die Lese bearbeitet

6. Fortsetzung.

Das achtzehnte Kapitel

Daß D. Faustus ein vortrefflicher Astrologus und Mathematicus sei gewesen.

Doctor Faustus war in der Astronomia und Astrologia so wohl erfahren, daß etliche Astrologen meinten, er solle der andre Zoroaster genannt werden.



Daher hatte er viele welsche Praktikanten um sich, die auch meinten, sie könnten was, aber es war bei ihnen weit fehl geschlagen. Seine Praktiken, die er großen Herren und Fürsten zueignete, stimmten alle überein, weil er sich in allem nach seines Geistes Weissagungen richtete. Seine Almanache und Kalender richtete er dahin, daß er alle Jahr ein andres Werk vornahm, und durfte sich einer kecklich darauf verlassen, sonderlich die Wandersleute wenn er setzte Nebel, Reif, Wind, Schnee, feucht, warm, kalt, Donner, Hagel. Es waren seine Kalender nicht wie die etlicher unerfahrener Astrologen, welche im Winter kalt und gefroren oder Schnee und im Sommer und in den Hundstagen warm, Donner oder Ungewitter setzen, welches doch alles auch ohne das ist. Er machte in seinen Praktiken Zeit und Stunde, wann etwas Künftiges geschehen sollte, warnte eine jede Herrschaft besonders, wenn Teurung, Sterben, Pestilenz, Krieg und andere Seuchen und Krankheiten regieren wollten. Daher war er in einem großen Ansehen.

Das neunzehnte Kapitel

Von des D. Fausti Wahrsagerei.

Doctor Faustus hatte bei den Studenten wegen seiner Wahrsagerei einen großen Zugang. Wenn er einem die Hände besah, ja was noch mehr war, sobald er einen anschaute im Angesicht, so urteilte

und verkündete er, was ihm die Zeit seines Lebens begegnen werde, ob er Glück oder Unglück habe, wie lang er lebe, ob er erschossen, erstochen oder ertränkt werde, ob er seine Eltern und Geschwister überlebe, was für ein Weib er nehme, wie viel Weiber er habe, ob sie reich, arm oder vermöglich seien, wieviel Krankheit er ausstehn, wieviel Nationen er durchwandern müsse, was ihm darin an Glück oder Unglück widerfahren werde, vor wem er sich versehen und hüten solle, ob er geistlich oder weltlich werde, auf welche Zeit er weiben oder Buhlerei pflegen, ob er sich zu Wittfrauen oder Ledigen verheiraten werde, auf welche Zeit er eine Reise vornehmen und glücklich mit Geistlichen, Prälaten, Potentaten, Richtern, Pflegern, Juristen, Amtleuten und Räten umgehen solle, wann er Glück und Unglück in Kriegen haben, item, wann er bös Gezänk und Hader anfangen werde und was deren Sachen mehr sind und vorkommen. Wer ihn in diesen Sachen um Rat fragte, denen gab er weitläufigen Bericht.

Fortsetzung folgt.

Der Auswanderer

Das Paradies der Arbeiter

Von Alfred Manes

Neben dem Parlamentsgebäude in Melbourne, das vorläufig die Unterkunftsstätte des australischen Bundesparlaments bildet, befindet sich ein unansehnliches kleines Denkmal, eine Pyramide, deren Inschrift mich an die bekannte Satire eines dänischen Autors mit dem eigentümlichen Titel: 2 × 2 = 5 erinnerte. Auf dieser Pyramide liest man, wenn man mit dem satirischen Geist des dänischen Autors auch nur eine ganz entfernte Verwandschaft hat, 4 × 8 = 24. Das Denkmal enthält nämlich die Forderung der australasischen Arbeiter: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Schlaf, 8 Stunden Erholung und 8 Shilling Lohn pro Tag. Und damit ist das Programm der Arbeiterpolitik Australiens ziemlich umfassend angedeutet.

Von den Idealen der Arbeiterschaft aller Völker ist eins in großem Umfang seit langem im fünften Erdteil verwirklicht, der Achtstundenarbeitstag, und zwar ist es auch hier wieder Neuseeland, das den Weg gebahnt hat und der Pionier des Maximalarbeitstages von acht Stunden gewesen ist. Aber auch im übrigen Australasien ist die Arbeitszeit wohl überall bedeutend kürzer als bei uns.

Die gläubigen Schotten, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Vorkämpfer für europäische Kultur an den Gestaden Neuseelands landeten, brachten, ebenso wie die strenge Sonntagsruhe, sofort auch einen Achtstundenarbeitstag zur Einführung. Ohne daß etwa ein Gesetz dieser Art erging, stellte sich diese Höchstarbeitszeit ohne jede Schwierigkeit in gegenseitigem stillen Einvernehmen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern her.

Aber nicht so einfach war die Befolgung des neuseeländischen Beispiels in Australien. Hier war nicht der christliche Sozialismus, wie in Neuseeland, die Ursache, sondern in diesem Falle bildete der Chartismus die treibende Kraft. Dessen Zusammenbruch in England veranlaßte viele seiner Anhänger auszuwandern, zur Zeit der Goldentdeckung auch nach Australien, insbesondere nach Victoria. 1856 treffen wir hier in Victoria eine bereits ziemlich stark entwickelte Bewegung unter der arbeitenden Bevölkerung zur Beschränkung der Arbeitszeit auf acht Stunden. Namentlich in dem zufolge der starken Zuwanderung mächtig aufblühenden Baugewerbe trat die Forderung auf und setzte sich schnell durch. Als Führer der Bewegung wird James Stephens genannt.

Von Victoria flutete in den fünfziger und sechziger Jahren die Bewegung über nach den anderen Kolonien, namentlich nach Neusüdwales, vom Baugewerbe zu den übrigen Gewerbszweigen. Die Zeit war der Einführung der Maßregel äußerst günstig; das Interesse keines der in Betracht kommenden Kreise wurde verletzt, Publikum, Unternehmer und Arbeiter sahen den Achtstundentag als etwas Selbstverständliches an; die Unternehmer wohl aus dem Grunde, weil sie dem Arbeiterstande erst ganz frisch entsprungen waren.

Um von dem allgemeinen Arbeiterschutz, wie er in den verschiedenen Kolonien Australiens in verschiedener Ausdehnung zu finden ist, ein Bild zu bekommen, genügt es, Neuseeland ins Auge zu fassen; denn Neuseeland war die erste Kolonie, welche am besten und umfassendsten die Schutzgesetzgebung zugunsten der Arbeiter durchgeführt hat.

Es waren vor allem die Ministerien Ballance und Seddon, welche in anderthalb Jahrzehnten eine überraschende Fülle von Schutzmaßregeln in die Gesetze der neuseeländischen Kolonien hineingebracht haben. Nicht weniger als 615 eng bedruckte Seiten umfaßt die neueste Ausgabe der Labour Laws of New Zealand, die von dem Chef des Arbeitsamtes Edward Tregear herausgegeben ist. Schon die Aufzählung der in dieser Sammlung enthaltenen verschiedenartigen Gesetze würde zeigen, wie umfassend man bei unseren Antipoden Leben und Gesundheit, Vermögensverhältnisse und Familie der Arbeiter zu schützen unternommen hat.

Es ist vor allen Dingen bemerkenswert, daß die Fabrikinspektion den denkbar weitesten Umfang hat, indem nämlich als Fabrik und Werkstatt u. a. bezeichnet wird: „Jedes Kontor, Gebäude oder irgendwelcher Platz, innerhalb dessen zwei oder mehr Personen mittelbar oder unmittelbar beschäftigt sind." So gibt es eigentlich überhaupt keinen Ort, an welchem gearbeitet wird, der nicht von den Inspektoren kontrolliert werden könnte. Ueberall und zu jeder Zeit haben die unter einem Generalinspektor stehenden 150 Lokalinspektoren Zutritt zu den Arbeitsstätten und können so die Einhaltung der Arbeitsstunden und Ruhezeiten sowie die Hygiene der Werkstätten prüfen. Die weite Ausdehnung des Fabrikgesetzes hat das sogenannte Sweating-System so gut wie ausgerottet. Die Art, wie man die Heimarbeit bekämpft hat, verdient auch unser Interesse. Das Gesetz verpflichtet jeden Unternehmer, ein Verzeichnis der Waren anzufertigen, welche für ihn außerhalb seiner Werkstatt hergestellt werden, und jede in Heimarbeit angefertigte Ware muß einen Zettel tragen, welcher angibt, in welcher Straße und in welchem Hause die Arbeit gefertigt worden ist. Die Entfernung oder Verletzung des Zettels wird bestraft. Auf diese Weise war es nicht schwer, die sonst unbekannt bleibenden Sitze der Heimindustrie zu ergründen; und da bereits ein Zimmer, in welchem auch nur zwei Personen beschäftigt sind, als ein den Gewerbeinspektoren un-

terstehender Gewerbebetrieb gilt, so war es leicht, die Nachteile zu beseitigen.

Hinsichtlich der Kinderarbeit ist folgendes hervorzuheben: Ein Knabe oder Mädchen unter 14 Jahren soll grundsätzlich überhaupt nicht beschäftigt werden. Eine Ausnahme ist nur statthaft, wenn der Generalinspektor die Genehmigung erteilt. Diese Erlaubnis ist aber ausgeschlossen, wenn es sich um eine Arbeitsstätte mit mehr als drei Arbeitern handelt. Keine Person unter 16 Jahren darf ohne besondere Bescheinigung, daß sie die betreffende Arbeit zu leisten imstande ist, und — neben anderen Erfordernissen — nicht ohne die Feststellung, daß sie eine gewisse Schulbildung genossen hat, beschäftigt werden. In einer ganzen Reihe von Gewerben ist die Anstellung von Personen unter 16, teilweise sogar unter 18 Jahren verboten. Die ungesetzliche Beschäftigung von jugendlichen Personen wird nicht nur an den Arbeitgebern, sondern auch an den Eltern bestraft.

Während das Fabrikgesetz von 1894 eine Höchstarbeitszeit der Männer nicht schematisch fixiert hatte, vielmehr der Entscheidung der Schiedsgerichte überließ, bestimmt das herrschende Recht von 1901, daß die Höchstdauer der Arbeitszeit für einen Mann 48 Stunden in der Woche, und zwar nicht mehr als $8^3/_4$ Stunden an einem Tage betragen darf, wovon höchstens 5 Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet werden soll, während Frauen und Kinder nur 45 Stunden in der Woche, höchstens 8 Stunden an einem Tage, und nie mehr als $4^1/_4$ Stunden hintereinander beschäftigt werden dürfen, niemals aber nach 6 Uhr abends oder vor $7^3/_4$ Uhr morgens.

Sehr beachtenswert sind die Bestimmungen, welche die Ueberzeit für Frauen und Kinder betreffen. Nur unter besonderer Ermächtigung seitens des Inspektors ist Ueberzeit gestattet, keinesfalls aber länger als 3 Stunden an einem Tage und an nicht mehr als 2 aufeinanderfolgenden Tagen in der Woche oder an mehr als 30 Tagen in einem Jahr. Für diese Ueberstunden muß um ein Viertel höherer Lohn bezahlt werden; bei Löhnen, welche nicht mehr als 10 Shilling in der Woche ausmachen, muß dieser Ueberstundenlohn mit mindestens 6 Pence pro Stunde in Ansatz gebracht werden, bei den übrigen Löhnen mit mindestens 9 Pence. Frauen und Kindern unter 18 Jahren muß Sonnabends von 1 Uhr ab frei gegeben werden, neben der vollkommenen Ruhe an Sonn- und Feiertagen.

Das neuseeländische Fabrikgesetz enthält weiter folgende Bestimmung über die Gewährung von Mindestlöhnen: „Jede Person, welche in irgend einer Eigenschaft in einer Fabrik beschäftigt wird, hat ein Anrecht auf Bezahlung ihrer Arbeit zu einem vereinbarten Lohnsatz; die Bezahlung soll mindestens 5 Shilling wöchentlich während des ersten Jahres der beruflichen Beschäftigung, 8 Shilling wöchentlich während des zweiten Jahres, 11 Shilling wöchentlich während des dritten Jahres usw., mit einer Zunahme von 3 Shilling wöchentlich für jedes weitere Jahr der Beschäftigung in demselben Berufe betragen, bis ein Lohn von 20 Shilling wöchentlich erreicht ist, und nachher wenigstens 20 Shilling wöchentlich."

Seit Beginn der neunziger Jahre ist für früheren Ladenschluß in Neuseeland agitiert worden. Drei Jahre hatten die Angestellten zu kämpfen, bis ihnen ein freier Nachmittag in der Woche zugesichert wurde. Ausgenommen sind Restaurants, Bäckereien, Obst- und Fischläden sowie Bahnhofsbuchhandlungen. An welchem Tage die Ladeninhaber frei geben, bleibt ihrer im Januar zu treffenden und für ein Jahr alsdann gültigen Abstimmung überlassen.

Das Ladengesetz von 1904 mit seinen Novellen bestimmte den Schluß der Läden in der Weise, daß, wenn in ihnen einschließlich des Besitzers zwei oder mehr Personen tätig wären, an vier vollen Arbeitstagen das Geschäft zwischen 6 Uhr abends und 8 Uhr morgens, an einem Tage von 9 Uhr abends bis 8 Uhr morgens geschlossen sein müßte. Die Höchstarbeitszeit für die Ladenangestellten beträgt 52 Stunden wöchentlich. Von Sonnabend mittag 1 Uhr bis Montag früh sind, sofern nicht etwa ein anderer Wochennachmittag als freier bestimmt worden ist, alle Läden geschlossen, ebenso wie an den übrigen Tagen von 5 Uhr oder 6 Uhr nachmittags ab fast nichts mehr geöffnet ist.

Es kann kaum überraschen, daß auch eines Tages eine Abordnung der neuseeländischen Dienstboten beim Ministerpräsidenten erschien und einen gesetzlich freien Nachmittag verlangte. Es soll Seddon nicht leicht gewesen sein, den Forderungen der stimmberechtigten Dienstmädchen und Köchinnen Widerstand zu leisten, aber über seine Versprechungen hinaus haben die Mädchen nicht viel erlangt. Tatsächlich jedoch genießen sie, wenn auch ohne Gesetz, einen halben freien Tag in der Woche und sind meistens auch von 7 Uhr abends frei.

Auf dem Gebiete der Jugendfürsorge hat sich Australien, wenigstens soweit als es die Jugendgerichtspflege betrifft, die Einrichtung einiger amerikanischer Unionsstaaten zum Vorbilde genommen. Aber in Bezug auf den eigentlichen Kinderschutz übertrifft Australien die Vereinigten Staaten enorm, in welchen ja zum Teil noch ganz barbarische Kinderausbeutung herrscht. Und innerhalb Australiens ist es wieder Südaustralien, welches das schärfste Kinderschutzgesetz der Welt hat. Seit 1895 darf sich dieser Staat rühmen, eine Mustergesetzgebung eingeführt zu haben. Elternlose, verwahrloste und verbrecherische Kinder werden nicht in Anstalten, sondern in Familien untergebracht. Der Ueberwachung dieser Waisen dient ein aus 12 Mitgliedern bestehender staatlicher Waisenrat, der unter dem Minister des Innern steht und sein Amt unentgeltlich ausübt.

Die Ernennung der Mitglieder wird vom Gouverneur bewerkstelligt. Dem Waisenrat zugeteilt sind Frauen und Mädchen, die als besoldete Beamte die Waisenpflege praktisch durchführen. Ich habe selbst Fürsorgedamen auf ihren Rundgängen zu solchen Kindern begleitet, bin mit ihnen in zahlreiche Häuser gegangen und habe mich über die Verhältnisse zu orientieren versucht, unter denen diese Kinder versorgt werden. Bei diesen Rundgängen hatte ich die beste Gelegenheit, mir die Wohnungen der Armen anzusehen. Aber Arme in unserem Sinne findet man in Australasien eigentlich gar nicht. Wenn sie überhaupt vorhanden sind, ist ihre Zahl so klein, daß man sie als Besucher nicht beachtet. Am meisten überrascht war ich über die Wohnverhältnisse der ärmsten Bevölkerung Adelaides. Diese südaustralische Hauptstadt ist eine wunderschöne Gartenstadt, die fast nur Einfamilienhäuser aufweist; und selbst die Aermsten der Stadt wohnen in ihrem Häuschen allein, das mit einem größeren oder kleinerem Gärtchen umgeben und an außerordentlich breiten Straßen gelegen ist. Man hat mit der Familienerziehung ausgezeichnete Erfolge gehabt, nicht nur bei den Waisenkindern, sondern auch bei den Kindern, die in Fürsorgeerziehung gegeben worden sind, weil sie entweder selbst gegen das Gesetz verstoßen hatten, oder weil ihre Eltern Verbrecher, Säufer oder sonstwie zur Erziehung ungeeignet waren.

Bis zum 18. Lebensjahre, im einzelnen Falle sogar bis zum 21., stehen Knaben und Mädchen, welche in Fürsorgeerziehung genommen sind, unter Staatsaufsicht. Es ist überraschend zu sehen, wie willig diese erwachsenen Personen sich den Anordnungen der Aufsichtsdamen fügen. Für die Fürsorgezöglinge haben übrigens die Eltern nichts zu bezahlen. Bis zum 13. Lebensjahre werden die Kinder vollständig vom Staate erhalten, von da ab sorgt zwar ebenfalls der Staat für den Unterhalt, die Zöglinge werden aber zu Arbeiten herangezogen und verdienen so einen Zuschuß zu ihrem Unterhalt. Die Kinder unter 13 Jahren kosten den Staat im Durchschnitt etwa 5½ Mark pro Woche, die älteren dagegen noch keine 2 Mark.

Es sind zum großen Teil nicht nur humane, sondern auch Gründe der Bevölkerungspolitik, welche den weitgehenden Kinderschutz in Südaustralien erklären, und man hat es denn auch erreicht, daß hier die Kindersterblichkeit die geringste der ganzen Welt ist.

Aus dem Buche: Ins Land der sozialen Wunder. Siehe Wegweiser.

Autorenspiegel

Horace Traubel

Horace Traubel ist am 19. Dezember 1858 als Sohn eines deutschen Künstlers in Camden im Staate New Jersey geboren. Er hat immer engste Fühlung mit dem praktischen Leben gehabt und dessen Mühsale voll durchgekostet. Er war Arbeiter, Buchdrucker, Lithograph, Journalist, Kommis, Laufbursche, Zeitungsausträger. Gegenwärtig lebt er in dürftigen Verhältnissen mit seiner kleinen Familie in Camden. Die literarische Welt kennt ihn fast nur als Herausgeber der Schriften Walt Whitmans und behandelt ihn zuweilen geringschätzig als eine Art Anhängsel des Dichters der „Grashalme".

Gewiß, Traubel war viele Jahre lang der Schüler und intime Freund Whitmans. Aber der Schüler war seines Meisters würdig. Traubel war von derselben allumfassenden Liebe, von demselben unerschütterlichen Glauben an die Vorwärtsentwicklung der Menschheit beseelt wie Whitman. Traubel war Whitmans Freund und Schüler aus Wahlverwandtschaft. Sogar der äußere Lebensgang der beiden Männer hat gemeinsame Züge. Auch Whitmans Leben war reich an Wechselfällen. Er war Lehrer, Buchdrucker, Journalist, Bauunternehmer, Krankenpfleger gewesen, als er sich wegen körperlichen Gebrechens nach Camden zurückzog. Dort war Traubel fast täglich um ihn. Whitmans Weltanschauung hat befruchtend auf den Jüngeren gewirkt. Aber Traubel ist nicht in Whitman aufgegangen. Durch nichts hat er die natürliche Kraft seines Wesens deutlicher erwiesen, als dadurch, daß er neben einem Whitmann seinen individuellen Charakter bewahrte. Traubel ist kein Epigone. Er ist seinen eigenen Weg gegangen.

Sein Stil ist nicht mit Unrecht als ein fortwährendes Stakkato bezeichnet worden. Aus dem Zusammenhang herausgerissen, klingen die einzelnen Sätze allerdings abgebrochen, hart, stoßend, wenn man will — unrhythmisch. Und doch fügen sie sich in ihrer Gesamtheit zu einem geschlossenen Rhythmus zusammen. Zu leisem Mahnen hebt ein fragender Akkord an. Fragen, immer wieder Fragen. Der Leser ist irritiert, aufgerüttelt, in die Enge getrieben. Er muß Rede stehen, ob er will oder nicht. Antwort! Antwort! Aber die Antwort ist falsch. Und wieder ertönen Fragen stärker als zuvor, gell und schneidend wie Trompetenstöße, bis ein brausendes Finale die Lösung bringt: die einzig mögliche Lösung — Liebe, Gerechtigkeit! Immer wieder Gerechtigkeit. Soziale Gerechtigkeit. So werden diese Gesänge zu einem einzigen Hymnus auf die Gleichberechtigung, auf die Kameradschaft aller Menschen. Das Grundmotiv der „Chants Communal" ist dasselbe wie das der „Grashalme."

O. E. Lessing.

Aus der Einleitung zu Traubels Weckrufen. Siehe Wegweiser.

Wegweiser der Lese

Frauen im Dienste des Volkswohls

Von Rosalie Schoenflies

III*)

Die Überzeugung von dem Werte der Fürsorgearbeit der Frau hat in neuerer Zeit zu ihrer Einbeziehung in das Ressort der Justiz geführt. In 16 deutschen Städten waren bis Ende des Jahres 1911 Frauen als Gehilfinnen der Polizei in der Fürsorge für sittlich gefährdete Mädchen und Frauen und für Jugendliche tätig. Es ist ein schöner humaner Gedanke, diese Strauchelnden und Schiffbrüchigen des Lebens, sowie schuldlosschuldige Kindheit dem Einfluß der Frau mit ihrem natürlichen warmen Mitgefühl für Menschenschicksal und Menschennot zuzuführen, bevor das Gesetz Sühne und Buße verhängt.

Wie groß der Umfang dieser Tätigkeit ist, das mögen einige Zahlen aus der Arbeit der Berliner Fürsorgerin am Polizeipräsidium erweisen. Sie behandelte im Jahre 1910 im ganzen 1133 Fälle, darunter 349 persönliche Vorführungen, die übrigen nach den ihr übergebenen Akten, wozu noch 938 Auskünfte und Vermittelungen in besonderen Sprechstunden für Vereine, Beamte und Publikum kamen.

In Dresden war die Polizeiassistentin in der gleichen Zeit mit 739 Fällen befaßt, wovon 349 Volljährige, 366 Jugendliche und 27 Kinder betrafen.

Im Verlauf des Jahres 1912 sind wieder in mehreren Städten die Polizeiorgane durch Fürsorgerinnen ergänzt worden.

Es ist allerdings für eine ersprießliche Wirksamkeit der Polizeiassistentin von besonderer Wichtigkeit, daß ihr nur Aufgaben der Pflege und Fürsorge überwiesen werden, nicht aber die Teilnahme an eigentlich polizeilichen Funktionen, wie nächtliche Razzien in Lokalen und ähnliches. In letzterem Falle verliert sie leicht — das hat der Schapiroprozeß in Mainz bewiesen — die Achtung in den betreffenden Kreisen des Publikums, die sie als fürsorgende Frau genießt und damit geht der Einfluß verloren, auf dem die Bedeutung ihrer Tätigkeit beruht.

Der modernen Humanisierung des Gefängniswesens und den Zwecken der Besserung entspricht es, daß weiblichen Gefangenen die Wohltat einer Beamtenschaft von Geschlechtsgenossinnen zu Teil wird.

Die Schuldbeladenen und die Traurigen, die durch unglückliche Umstände in Schuld verstrickt wurden, öffnen ihre Herzen leichter als dem Manne der Frau, bei der die gleiche menschlich-weibliche Eigenart sie ein volleres Verständnis voraussetzen läßt.

Es wirken seit Jahren in preußischen Frauengefängnissen Frauen nicht nur an der untergeordneten Stellung der Wärterinnen, sondern auch als Oberinnen und Lehrerinnen. Und seit dem 1. Oktober 1912 besitzt Berlin ein Frauengefängnis, das ganz unter weiblicher Leitung steht. Zum erstenmal wird das Amt des Vorstehers von einer Frau bekleidet, die als langjährige Oberin die Geeignetheit zu dieser Stelle erworben hat.

Dienen die Polizeiassistentin und die Angestellten der Frauengefängnisse dem Volkswohl als beruflich tätige Staats- und Gemeindebeamtinnen, so hat doch auch die freie weibliche Liebestätigkeit vor den Gefängnissen nicht Halt gemacht.

Schon im Jahre 1895 erbat und erhielt eine Angehörige eines großen Berliner Frauenvereins die Erlaubnis, jugendliche und erwachsene weibliche Gefangene in ihren Zellen zu besuchen, um ihnen mit Trost und Rat in freundlicher Aussprache zur Seite zu stehen, ihre Sorgen und Wünsche zu hören und für geeignete und ersprießliche Unterkunft und Arbeit nach Verbüßung der Strafe vorzusorgen.

Diesem Beispiele folgend, errichteten andere Frauenvereine in Berlin, Königsberg, Köln, Lübeck und Kiel besondere Abteilungen zum Zwecke der Fürsorge für weibliche Gefangene und führten einen gleichen Besuchsdienst in den Gefängnissen ein.

Auf der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf", die 1910 in Berlin stattfand, führte eine der bekanntesten dieser Gefängnisbesucherinnen die Wandlungen der Gefangenenbehandlung in alter und neuer Zeit in Bildern und Gegenbildern von Käthe Kollwitz vor, die ihre geniale Kunst gern in den Dienst sozialer Lebenserscheinungen stellt.

*) Vgl. Lese 1912 Nr. 49, 50.

Vom Büchervertrieb der Sozialdemokratischen Partei

bringt E. Drahn im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel verschiedene Details, die die Bedeutung des sozialdemokratischen Buchhandels sehr sinnenfällig illustrieren. Der Vertrieb dieser Literatur vollzieht sich fast ganz abseits des gewöhnlichen Buchhandels. Er ist der Presse angegliedert, steht auch nicht in direkter Verbindung mit den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen. Auf diese Weise ist der sozialdemokratische Buchhandel zu einem großen dichten Organisationsnetz gekommen, von dem aus tausend Röhren und Kanälchen die wissensdurstigen Massen gespeist werden, zunächst natürlich mit Propagandaliteratur, aber der größte sozialistische Verlag, der Verlag der Buchhandlung „Vorwärts", hat auch in den letzten Jahren geschichtliche, naturwissenschaftliche und schöne Literatur verlegt, und der Verlag J. H. W. Dietz in Stuttgart verlegt fast nur nationalökonomische und geschichtliche Literatur. Es sind nur wenige sozialdemokratische Zeitungen in Deutschland, die nicht einen wenn auch noch so kleinen Verlag angegliedert haben und durch ihre Propagandamittel leicht auf den Absatz wirken können. Daneben haben über 60 freie Gewerkschaften außer ihren Fachzeitschriften auch zahlreiche nationalökonomisch-statistische Werke im Selbstverlag. Von dem Absatz des sozialdemokratischen Buchhandels kann man sich ein Bild machen, wenn man den Umsatz der Vorwärts-Buchhandlung betrachtet. Er stieg in den Jahren von 1890/91 bis 1899/1900 von 66 013,08 Mk. auf 183 366,66 Mk. In dieser Zeit wurde rund ein Umsatz von 1½ Millionen und ein Ueberschuß von 100 000 Mk. erzielt. Vom Jahre 1901/02 bis zum Jahre 1911/12 erhöhte sich der Umsatz von 193 754,39 Mk. auf 790 709,64 Mk. mit einem Gesamtergebnis von 4 782 692,20 Mk. Der Umsatz des „Verlages der Zentral-Kommission" betrug in 2½ Jahren 28 000 Mk. Für die übrigen kleineren sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Verlagsgeschäfte fehlen die Zahlen, doch lassen sich entsprechende Schlüsse ziehen, wenn man in Betracht nimmt, daß Anfang 1912 rund 1150 Einzelpublikationen der Partei in allen Preislagen im Handel gewesen sind, davon entfallen auf reichsdeutsche Schriften zirka 800 auf österreichische zirka 350. Die Gesamtauflagenhöhe für unperiodische Literatur betrug bei der Buchhandlung „Vorwärts" im Jahre 1911/12 zirka 1 653 000 Exemplare von Werken und Broschüren. In dieser Zahl sind weder 425 000 Exemplare Maizeitungen und ¼ Million Postkarten, noch die gewaltigen Auflagen von Flugblättern enthalten. Einen Begriff von der Auflagenhöhe, mit denen im sozialdemokratischen Buchhandel gerechnet wird, geben die Zahlen der Zeitschriften. Mitte 1912 hatte die achtseitige Unterhaltungszeitschrift „Die Neue Welt" eine Auflage von 600 000 Exemplaren, das satirische Blatt „Der Wahre Jakob" eine solche von 380 500, das Frauenblatt „Die Gleichheit" eine von 107 000, die „Arbeiter-Jugend" eine über 80 000 und das wissenschaftliche Organ „Die Neue Zeit" 10 300. Die Unterhaltungszeitschrift „In Freien Stunden", die ältere und neuere gute Romane in Kolportageform bringt, um die Schundliteratur zu bekämpfen, hatte 36 000 Abonnenten. Bebels bekanntes Buch „Die Frau und der Sozialismus" ist in 180 000 Exemplaren verbreitet und sein biographisches Werk „Aus meinem Leben" (I. Teil) erreichte bis jetzt eine Auflage von 70 000 Exemplaren.

Einen Begriff von der Höhe des Absatzes der Broschüren (Agitationsliteratur) gibt die Tatsache, daß von dem Heft „Grundsätze und Forderungen", das 1909/10 in 121 000 Exemplaren abgesetzt wurde, 1911/12 eine Neuauflage von 100 000 Exemplaren nötig war. Auch über die Arbeiterbibliotheken gibt Drahn einen wenn auch nicht erschöpfenden Aufschluß. Die Zahl

der Bücher in diesen Bibliotheken ist mit $^3/_4$ Millionen sicher zu niedrig bemessen. Von den Gewerkschaftskartellen wurden 1911 547 Bibliotheken und 87 Lesezimmer gezählt, für die in diesem Jahr 93160 Mk. aufgewendet wurden. In 138 Jugendheimen waren Bibliotheken mit 30460 Bänden vorhanden. Eine an längst vergriffenen Werken äußerst wertvolle reiche Bibliothek mit 14000 Bänden besitzt das Parteiarchiv in Berlin. Daß die Millionenwerte, die im sozialdemokratischen Büchervertrieb zum Umsatz gebracht werden, auch einen wenn auch bescheideneren geistigen Gewinn für die sozialdemokratische Bewegung in erster Linie und weiter auch für die allgemeine Bildung darstellen, kann wohl kein Einsichtiger bestreiten.

Ein soziales Reisewerk

Alfred Manes: Das Land der sozialen Wunder Eine Studienfahrt durch Japan und die Südsee nach Australien und Neuseeland. Mit 125 Abbildungen und einer Karte. Berlin E. Siegfried Mittler & Sohn. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. — Wo liegt das Land der sozialen Wunder? Wer aus unserer von sozialen Kämpfen erschütterten europäischen Gesellschaft hätte nicht Sehnsucht, es kennen zu lernen? Wie ein Wunder muß es uns allerdings erscheinen, daß in einem Staate der Welt soziale Einrichtungen wie eine Selbstverständlichkeit erscheinen während bei uns ihre Erringung schwere Kämpfe und Opfer kostet. Was einst Goethe als das Glück des jungen Amerika rühmte, daß es keine Tradition habe, ist auch besonders in sozialer Hinsicht Australiens Vorteil. Manes gibt davon im zweiten Teil seines Buches eine ebenso interessante wie unterhaltsame Schilderung, und da wir über die sozialen und politischen Verhältnisse des fünften Erdteils sehr wenig unterrichtet sind, verdient das Werk, aus der Fülle der landläufigen Reiseschilderungen herausgehoben zu werden. Es gibt viel mehr, als man erwartet, wenn auch der erste Teil neben treffenden Bemerkungen über Japan nichts Neues bringt. Indessen ragt dafür der zweite Teil weit in das Gebiet einer sozialpolitischen Fachschrift hinein In dem Artikel über „Das Paradies der Arbeiter" geben wir dem Autor selbst das Wort. Was er an Tatsachen bringt, wird dem regsten Interesse begegnen, wenn auch die Raisonnements nicht immer angebracht sind. Ethnographische Exkurse zu den Samoanern, unsern neu erworbenen Landsleuten, zu den Maoris Australiens und anderen Völkerschaften machen weiter das Buch zu fesselnder Lektüre. Schärft der Leser dort seinen kritischen Sinn etwas, wo der Verfasser zu Vergleichen mit deutschen Verhältnissen schreitet, so bringen die Stunden, die er dem Buch widmet, nicht nur mannigfache abwechselnde Unterhaltungen, sondern auch geistigen Gewinn. Die nach Photographie hergestellten Abbildungen bilden eine willkommene anschauliche Beigabe. Otto Krille.

Die Weckrufe von Horace Traubel

entstammen der Sammlung gleichen Namens, die O. E. Lessing übersetzt und bei R. Piper & Co. in München herausgebracht hat. Der Band, mit einem wohlgetroffenen Bildnis Traubels geschmückt, kostet br. 2.50 Mk. Besondere Beachtung verdient das Vorwort, das eine wohlabgewogene Einstellung Traubels bedeutet. — Die Proben aus Walt Whitmans „Grasbalmen" sind der Übersetzung Karl Federers entnommen, im Verlag J. C. C. Bruns in Minden i. Westf. Preis 1.50 Mk.

Der Andreas Hofer von Walter Lutz

das erste Drama, das die Lese in Vertrieb und Verlag genommen hat, erlebte inzwischen unter starkem Beifall seine Uraufführung am Stuttgarter Hoftheater (15. Jan.), sowie Aufführungen am Hoftheater in Meiningen (26. Jan.), am Schillertheater in Hamburg (27. Jan.) und an der Hofbühne in Hannover. Eine Reihe von Bühnen hat das Stück ebenfalls angenommen. In Leipzig wird es in der Albert-Halle als Festspiel zur Feier der Völkerschlacht gegeben werden. Die Buchausgabe im Verlag der Lese ist auch bereits erschienen als „Festgabe der Lese zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege", mit einem Vorwort und einem Epilog des Verfassers (Pr. br. 1.80, geb. 2.80 Mk.) Die Lese hat sich deshalb des Werkes besonders angenommen, weil es ein außergewöhnlich starkes Volksstück ist; man kann sagen, daß es eine neue gesteigerte Form des Volksstückes darstellt. Die Kritik hat das Werk entsprechend begrüßt. Die Württemberger Zeitung rühmt einen Erfolg, der „sehr groß war, ähnlich dem von Glaube und Heimat, was viel heißen will; das Publikum war einfach hingerissen." Das Neue Tagblatt schreibt: „Wir haben einen neuen deutschen Volksdramatiker". Die Schwäbische Kronik spricht von einem „packenden historischen Gemälde", das Berliner Tageblatt von einer „wuchtigen Charakteristik der dargestellten Menschen".

Maria Weitmann

Diese Volksdichterin, deren Gedichtband „Aus vollem Herzen" in 2. Auflage im Verlag der Lese erschienen ist (Pr. br. 1.80, geb. 2.80 Mk.) und so viel Beifall gefunden hat, wurde inzwischen im Stuttgarter Hoftheater durch eine besondere Matinee gefeiert. Diese Sonntags-Morgenfeier hatte einen besonderen Charakter; es wurde nicht wie sonst von einem Redner über die Dichterin gesprochen, Verse vorgetragen, komponierte Lieder gesungen, sondern das Ganze war in eine reizende dramatische Szene gekleidet, in der alle zusammenwirkten. Der Erfolg war dadurch noch inniger und stärker. Volksbildungsvereinen, die die Feier wiederholen wollen, steht das Material zur Verfügung.

Bücher für die reifere Jugend

Das Jagdbuch, Tier- und Jagdgeschichten aus allen Zonen, ausgewählt von F. A. Fahlen, Verlag Abel & Müller, Leipzig. Das Buch enthält gut ausgewählte Jagdgeschichten bekannter Jäger, Forscher und Schriftsteller. Gerstäcker, Perfall, Bronsart von Schellendorf, Löns erzählen von Tieren und Jagden auf Tiere in allen Erdteilen. Das Buch ist für Heranwachsende sicher eine frohe und spannende Lektüre. Die Textillustrationen sind gut, die farbigen Bilder genügen geringen Ansprüchen.

Ferne Länder, eine Länder- und Völkerkunde in Eigenberichten der Forscher von Otto Gantzer: der Orient. Im gleichen Verlag. Der Band enthält eine sehr interessante und farbenreiche Zusammenstellung von Berichten über Reisen in Kleinasien, Armenien, Persien, Kaukasus usw. Die Arbeiten sind interessant, weil sie zum größten Teil aus den Händen solcher Verfasser stammen, die nicht nur ein nüchternes Spiegelbild der geschilderten Länder geben, sondern vertiefte und durchgearbeitete Schilderungen bieten. Enthalten sind u. a. Aufsätze von Paul Rohrbach, Pierre Loti, Lamartine, Paul Lindau. Gute und anschauliche Bilder erhöhen den Wert des Bandes.

Im afrikanischen Sonnenbrand, von Alfred von Winkler. Ebenda. Nach den Erinnerungen eines afrikanischen Reiters erzählt der Verfasser vom Leben in unserer Schutztruppe bis zum Aufstand. Der Band schließt mit der Verwundung des Helden im Hererokrieg und mit der Heimkehr in die Heimat nach vieljähriger Abwesenheit. Die Erinnerungen sind gut nacherzählt. Die zahlreichen, vom Verfasser aufgenommenen Bilder tragen dazu bei, das Interesse für die Schilderungen aus der Kolonie bei unserer Jugend zu erhöhen. Preis jeden Bandes 3 Mk. Krutina.

Gedenktafel

15. Februar 1564. In Pisa wurde Galileo Galilei geboren, Physiker und Astronom. Er stellte die Lehre auf, daß sich die Erde um die Sonne bewege.

16. Februar 1497. Geburtstag Philipp Melanchthons. Geburtsort Bretten in Baden.

17. Februar 1600. An diesem Tag wurde in Rom Giordano Bruno verbrannt.

18. Februar 1856. Todestag Heinrich Heines. Er starb in Paris.

18. Februar 1564. In Rom starb das Universalgenie „das Wunder der Natur" Michelangelo Buonarotti. Was er als Maler und Bildhauer geschaffen hat, wird unvergänglich sein.

19. Februar 1473. In Thorn wurde der Astronom Nikolaus Kopernikus geboren.

20. Februar 1810. In der italienischen Festung Mantua wurde der tiroler Freiheitskämpfer Andreas Hofer erschossen.

21. Februar 1677. Im Haag starb der Philosoph Baruch Spinoza. Sein Leben und sein Werk hat E. G. Kolbenheyer in dem wundersamen Roman „Amor Dei" geschildert.

Nachrichten

Gerhart Hauptmann hat für die Breslauer Jahrhundert-Ausstellung ein Festspiel vollendet, das von Max Reinhardt inszeniert werden wird.

Geistiges und künstlerisches München. Im Verlag von Max Kellerer erscheint demnächst unter diesem Titel eine Autobiographiensammlung, welche auf die geistige und künstlerische Bedeutung Münchens hinweisen will. Das Buch ist mit Porträts von Heigel, Ferdinand von Miller, Freiherr von Habermann, Dr. Hirth u. a. geschmückt.

Deutsche Volksbücherei in Grulich. Die Volksbücherei wurde 1912 von 139 Lesern benutzt, entlehnt wurden 4244 Bände. Am häufigsten wurde Paul Keller (119 mal), Ebner-Eschenbach (107 mal), Ganghofer (100 mal) und Raabe (92 mal) ausgeliehen.

Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, das seit 1852 erscheint, sieht in absehbarer Zeit seiner Vollendung entgegen. An dieser Schöpfung Jakob Grimms, an der neben seinem Bruder Wilhelm besonders Weigand, Hildebrand, Heyne, Lexer und Wüttcke mitgearbeitet haben, besitzt Deutschland ein Werk, dem keine Nation etwas Ähnliches an die Seite stellen kann.

Zur Errichtung eines Hebbeldenkmals hat sich in Hamburg, der Stätte von Hebbels dichterischen Anfängen, ein Komitee gebildet. Die Geburtsstadt des Dichters, Wesselburen, besitzt seit zwei Jahren ein Hebbelmuseum.

Der Besuch der 21 deutschen Universitäten im Winter 1912/13 weist gegen das Vorjahr ein Mehr von 1506 auf. Die Zahl der immatrikulierten Studentenschaft betrug 58 920. Vor zwanzig Jahren besuchten erst 27 136 Studenten die deutschen Universitäten. An der Spitze steht Berlin mit 9806, an zweiter Stelle München mit 6759 Studierenden.

Der Literarische Verein in Dresden feierte das 50. Jubiläum seiner Gründung durch eine Festsitzung, zu der der König von Sachsen, die Staatsminister, der Oberbürgermeister, der Generaldirektor des Hoftheaters u. a. erschienen.

Lotte von Krämer, die kürzlich im Alter von 84 Jahren verstorbene schwedische Dichterin, hat eine Million Mark zur Gründung eines Fonds zur Unterstützung schwedischer Autoren und zur Schaffung einer Zeitschrift für Literatur, Friedenspflege und Frauenfrage hinterlassen.

Über die Bedeutung und das Wachstum des deutschen Buchhandels in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1861—1912 berichtet Lud. Schönrock im Buchhändler-Börsenblatt. Besonders an den großen Städten, wie New-York, Chicago, Milwaukee läßt sich der Fortschritt des deutschen Buchhandels feststellen. New-York hatte 1861 12 deutsche Firmen, 1912 48, Chicago 1861 2 deutsche Buchhändler, 1912 15, in Milwaukee stieg die Zahl von 1 auf 10, ebenso in Boston.

Der erste deutsche Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung findet Ostern 1913 in Berlin statt; eine Versammlung der Schulärzte Deutschlands ist auf 15. Mai in Breslau einberufen.

Lesepost

Bücherstiftung

Herr Hugo Oswald, Leipzig, hat dem Verein Die Lese E. V. 1000 Exemplare seines Aphorismenbandes „Sprechendes Leuchten" (erschienen bei Schuster & Loeffler, 1902, Pr. 1 Mk.) als Geschenk überwiesen. Dem hochherzigen Spender sei auch an dieser Stelle der herzliche Dank der Lesegemeinde ausgesprochen.

Wir sind auf diese Weise in der Lage, unsern Freunden wieder einmal — vergl. die Stiftung von Professor Roman Woerner 1911 und Johannes Müller 1912 — eine Extra-Freude bereiten zu können. Nach den Bestimmungen des Spenders sollen die Bücher sowohl an Bibliotheken als auch an Private, die besondere Liebhaber der Aphorismenkunst sind, gratis zur Verteilung kommen.

Wir senden daher jedem, der sich bald meldet und 20 Pfg. Porto einschickt, den Band kostenlos zu. Die Bewerbungen sind an die Geschäftsstelle in Stuttgart, Ludwigstr. 26, zu richten.

Das Buch enthält eine reiche Auswahl eigener, guter und schöngefaßter Gedanken. Oßwald ist ein Meister der kurzen geistvollen Sentenz und des überlegen spielenden Aphorismus. Wir bringen in dieser Nummer einige Proben, die vielen den Wunsch erwecken werden, die schöne Sammlung zu besitzen.

Für unser Prämienausschreiben: Mein liebstes Buch? usw. müssen wir den Schlußtermin vom 31. Januar auf den 28. Februar, die Entscheidung vom 1. März auf 1. April, die Publikation der Entscheidung von No. 9 auf No. 14 verlegen.

Wir erhalten von Carl Busse folgende Ergänzung zu unserer Lesepost-Notiz in Nummer 3 über seine Literaturgeschichte:

„Der I. Band meiner Geschichte der Weltliteratur behandelt nicht nur „deutsche Dichtung", sondern I) die orientalischen Literaturen, II) die antike Dichtung, III) die Literaturen des Mittelalters, IV) die Literatur während der Frührenaissance, V) die Literaturen vor der Renaissance und Reformation. Der mit 235 Abbildungen im Text und 22 Einschaltbildern geschmückte Band kostet Mk. 12 und ist bei Velhagen & Klasing in Bielefeld erschienen. Im Dezember 1912 ist auch der II. Band (Schluß-) Band veröffentlicht worden. Er stellt auf 770 Seiten die Literaturen I) in der Gegenrenaissance und Gegenreformation, II) im Jahrhundert der Aufklärung, III) im 19. Jahrhundert dar und geht sehr ausführlich auch auf die Gegenwart ein — viel ausführlicher als alle ähnlichen Werke. Der Band bringt 439 Abbildungen im Text und 25 Einschaltbilder. Er kostet Mk. 20.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Über soziale Literatur. — Der Büchervertrieb der sozialdemokratischen Partei und der übrige Wegweiser außer Schönfließ.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Zuna & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 8 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Die Frauen

Vom Herausgeber

In Ehrfurcht und Dankbarkeit lieben wir die Mutter um des Lebens willen, das ihr Schoß uns gegeben hat; und wenn wir selber alt geworden sind, der Erinnerung wegen an unsere Jugend, die mit der Mutter verknüpft bleibt. Wir lieben die Frau mit Inbrunst, um der Erfüllung willen, die sie unserer Liebessehnsucht gibt. Ich möchte dem Volk noch eine neue Liebe zum Weibe einpflanzen, eine dritte Sehnsucht: die Liebe zum Weibe als Helferin und Retterin in Mannesnot und Volksnot.

Die Not des Mannes in unserer Zeit ist groß. Er hat sich die Welt gezimmert so geschäftig tüchtig, daß er in dieser Geschäftigkeit untergeht. Die Welt ist nüchtern männlich geworden, also daß frauliche Kultur kaum noch Platz darin hat.

Wo ist die Zeit hin, da die Hausfrau Beschließerin war? Vom Keller bis zum Boden allen Stücken und allem Tun des Hauses einen bedeutsamen, behaglichen, weiblichen Reiz gab! Das Hausgerät kommt aus der Fabrik, alles Hilfswerkzeug aus Läden; ob Stoffe, ob Eßwaren, es hat die nüchterne trostlose Verfassung des Lieferanten. — Einst, als unsere Frauen webten und den größten Teil des Hausbedarfes, ob Betten ob Kerzen, selber herstellten, war eigenwillige Form und persönlicher Reiz und gehaltvolle Gemütlichkeit in unserer häuslichen Umgebung. Häuslichkeit aber ist überhaupt zur größeren Hälfte verloren gegangen. — Der Rest hat seine erwärmende Kraft eingebüßt, weil die Frau darin nicht mehr zu ihrem Recht kommt.

Versteht sie nicht mehr die Entfaltung der alten Tugenden oder will sie diese nicht mehr üben?

Ich sehe die Frage nicht atavistisch, nicht sentimental, ich will mit der Herrschaft der Frau im Hause nicht jene Fülle weiblicher Unzulänglichkeiten zurückrufen: Aberglauben, Kurpfuscherei, Dienstbotengezänk, falsche Kindererziehung und andere Begleiterscheinungen; ich segne jene Fortschritte, die es dem Manne und der Frau ermöglichen, mehr sich selber und den Kindern zu leben.

Ich begrüße jene Erleichterungen, die besonders die Frauen nicht mehr untergehen lassen im Tagesbetrieb des Haushaltes. Allein ich sehe ein Frauengeschlecht werden, das es dem Manne gleich tun möchte in der Art seines geschäftlichen Lebens; eine Frauenart, die den uniformen Betrieb unserer heutigen Welt ins Haus überträgt; eine Weibesgattung, die es dem Manne womöglich zuvortun möchte in Wissenschaft, Beruf, Geschäft, statt einzuhalten und Gegengewicht und Ergänzung zu sein.

Wo ist die Rettung aus der Verödung unserer Wohnung, aus der Nüchternheit unseres Haushaltes, aus der Stimmungslosigkeit und Gemütsarmut des ganzen täglichen privaten und des gesamten öffentlichen Daseins? Ist doch diese unsere Umgebung der wichtigste Nährboden für alle Kultur!

Laßt uns die Frauen beschwören, daß sie wieder unsere guten Hausgeister werden. Sie mögen mit Gas kochen, mit Elektrizität bügeln, mit Mondamin und Palmin wirtschaften; sie mögen im Warenhaus einkaufen oder telephonisch auf den Markt gehen: das alles sind Nebenumstände, die Hauptsache bleibt der Geist, das Gefühl für Kultur des eigenen Hauses, der Stempel auch des öffentlichen Lebens.

Laßt uns Liebe und Sehnsucht zu den Frauen wieder ins Volk pflanzen als Helferin, Retterin, Erlöserin aus dem trostlosen öden Mannesbetrieb des beruflichen und des öffentlichen Lebens. Wir gehen sonst einer gräßlichen Verflachung entgegen, wenn wir zur Welt da draußen daheim nicht eine andere Welt als Ergänzung haben: die Welt der Frau.

Die Not des Volkes ist groß. Wir haben Staat und Stadt, staatliche und städtische Verwaltungen mit Riesenbetrieben; wir haben industrielle und kommerzielle Unternehmungen von ungeheuren Dimensionen; wir haben Organisationen, Gesellschaften und Vereine, die große Segnungen entfalten; und wir haben in unserem staatlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Leben doch nur eine Maschine, die uns verbraucht und auffrißt. Etwas ist falsch an der ganzen Rechnung. Ob Eisenbahnbetrieb oder Post oder Schule, ob Fabrik oder Geschäft, selbst wo die Frau mitarbeitet — sie kommt nirgends zur Geltung, zur Entfaltung ihres Wesens. Ein Dichter — Wilhelm Schmidtbonn — schrieb einmal ein Stück: wie in einen ehrwürdigen Bureaubetrieb die erste Kontoristin einzog. Entrüstung der Männer, dann Wirkung des andersartigen Wesens, Einzug des Frühlings im nüchternen Raume, und Untergang und wieder der alte Betrieb. Dieser Dichter packte in diesem kleinen Beispiel die Tragik un-

serer Zeit. Was helfen uns die Bureauräume, die herrlichsten Einrichtungen, die Hast und Größe des Verdienens, wenn Alles das uns Männer unterjocht und auch schon die Frauen unterjocht und nach Mannesart gefügig macht und wesenlos!

Ist es Narrheit, daran zu denken, daß unsere Bureaus andere werden können, wenn auch weibliches Wesen sie äußerlich und innerlich einrichten hilft? Daß unsere öffentlichen Einrichtungen bessere werden können, wenn Frauen mitraten und -taten? Daß der Verwaltungs- und Geschäftsbetrieb — nicht gemütlicher, aber gemütvoller werden könne, wenn das Weib darin zur Geltung kommt? — Mir scheint, wie der Staat die Künstler braucht zur Gestaltung der Erscheinungen, so werden wir einst die Frauen brauchen zur Gemütsbereicherung auch des öffentlichen Lebens.

*

Zwei Beispiele.

Die Volksbildung. Eine große Männerwelt ist hier an der Arbeit, fortschrittliche Ideen und praktische Neuerungen herauszuarbeiten. Wir stehen vor einer Erneuerung der gesamten volksbildnerischen Aufgaben. Aber wir schütten Alles in den Sumpf, solange diese Saat in der Frauenwelt nicht aufgeht. Was helfen uns Frauenbestrebungen und soziale Hilfsarbeiterinnen, was nützen uns Lehrerinnen und Studentinnen — wenn außer den zehntausend aufgeklärten Frauen die Millionen indifferent bleiben. Was nützt uns der Fortschritt der Wissenschaft, die Entwicklung der Volksschule, wenn daheim alledem durch passiven Widerstand entgegengearbeitet wird!

Da sind noch Millionen im Volke, an die wir mit unserem Besten nicht heran können. Die großartigsten Einrichtungen männlicher Staats-, Verwaltungs- und Erziehungskunst versagen diesem weiblichen Publikum gegenüber. Hier fehlt das weibliche Dienstjahr, das die Frauenwelt auf einige Jahre in den Dienst der Allgemeinheit spannt. Das Arbeitsfeld ist da: Vermittlung aller volksbildnerischen Errungenschaften durch die Frauenwelt in die Massen hinein. —

*

Und wiederum das Zweite: die Arbeit selber.

Unsere gesamten Verhältnisse sind im wesentlichen Ergebnisse der männlichen Arbeit. Wissenschaft, Verwaltung, Politik ist männlicher Natur. Wo bleibt die Frau?

Wir haben eine Frauenfrage, die utopistisch Gleichwertung mit den Männern will. Wir brauchen eine Frauenbestrebung, die sich selber erstrebt. Ergänzung unserer Volksverhältnisse durch die weibliche Natur. Mit Studentinnen und Professorinnen, mit Polizeibeamtinnen und weiblichem Stimmrecht ist es nicht allein gemacht — die Aufgaben liegen wesentlich anders.

Ich kann mir sehr wohl ein Ministerium für weibliche Angelegenheiten denken, das auch diese Fragen regelt; aber seine Hauptaufgaben liegen auf Gebieten, die bisher fast gänzlich unbekannt sind und die im Schoße der Zukunft schlummern, im Schoße heroischer Frauen, die für die Volksnot Verständnis haben. Nicht daß Lehrerinnen ihre Schülerinnen erziehen nach einem von Männern geschaffenen staatlichen Lehrplan; nicht daß Schulinspektorinnen oder Rätinnen im Ministerium am gleichen Strang mit den männlichen Einrichtungen ziehen, ist die Aufgabe, sondern daß die Frau im Ganzen wie im Einzelnen die in *ihrem* Wesen und *ihrer* Natur liegenden Elemente würdig und wirkungsvoll durchsetzt.

Wir stehen im Jahrhundert der Arbeit. Wir kommen zu einer Religion der Arbeit. Wir stehen damit vor der Aufgabe, die Arbeit anders zu tun und anders zu werten.

Hier fehlt uns das weibliche Geschlecht als Helferinnen bei der notwendigen großen Umgestaltung aller Arbeit, einer Umgestaltung, die nur mit Hilfe des Weibes aus Hast und Geschäft Genuß und Segen machen kann.

Skizzen von Carl Scheel

Ein Blick ins Helle

Es gibt wirklich Leute, die merken nichts. Und wenn man ihnen sagt: Seht auf von Eurer täglichen Arbeit; seht, wie es wühlt und wühlt und will ans Licht: sie sehen nichts.

Und wenn man ihnen sagt: Horcht doch heraus aus Eurem leiblichen Ueberfluß; hört Ihr den Sturmschritt?: sie hören nichts.

Wenn alles das reift, was jetzt Blüte an Blüte ansetzt, dann wird ein heller Tag sein. Und viele wird es geben, denen ist es zu hell. Die rüsten sich zum Abzug. Eine lange, lange Reihe wird es sein, die hinauszieht. Da werden Leute sein mit Tinte und Feder, mit dicken Büchern, mit goldenen Ketten über den reichlichen Bäuchen, Leute aus Amt und Würden, Leute von Herrschersitzen. Da werden welche sein, die pressen eine Akte an's Herz oder dahin, wo es sitzen sollte, denn auch in der Brust haben sie einen Aktenstoß. Da werden welche sein, die pressen ein Scheckbuch an sich oder tragen behutsam ihre Krone mit etlichen Zinken dahin. Alle ängstlich besorgt um das, was ihnen so teuer ist. Und das will man ja garnicht.

Die Leute ziehen ab. Und doch tragen sie den Kopf so hoch. Das kommt daher, sie haben hinten einen dicken schweren Zopf, der hat ihnen das Halsgelenk steif und ungeschickt gemacht. Nicht den Rücken...

Dann wird es hineinfluten in die verlassenen Räume. Da kommen Leute jeden Standes, Dichter, Arbeiter, Kaufleute, Gelehrte. Alle reißen die Fenster auf und lüften. Daß der Aktenstaub hinausfliegt und all der Moder, wie ihn Irrtum anhäufte und Vorurteil.

Und dann wird ein neues Wirken angehen und das wird Schaffen sein.

Aber es gibt Leute, die merken nicht, daß solche Zeit heranzieht.

Der Ausgleich

Die Welt war geschaffen. Und da gerade Sonntag-Nachmittag war, saß der liebe Gott schon ein paar Stunden mit seiner langen Pfeife im Lehnstuhl und betrachtete sich das Leben da unten.

Aber schließlich wurde er gestört, denn es kam eine Kommission unzufriedener Menschen herauf, die sagten: „Es ist alles sehr schön, wie die Vögel singen und die Quellen rauschen und die Menschen lieben, aber — ein Mensch hat mehr als der andere. Der lebt bequem, der lebt im Mangel. Kannst Du das nicht ausgleichen?"

Der liebe Gott tat noch einen tiefen Zug aus seiner Pfeife: „Ich hab Euch doch den Tod gegeben, der Alles gleichmacht!"

Aber so schnell läßt eine Beschwerde-Kommission sich nicht abspeisen. So stellte der Sprecher nochmals einen Fuß vor den anderen, legte die Hände leicht übereinander, hob den Brustkasten etwas und meinte: „Ja, aber erst nach dem Leben! Gib uns etwas, das schon im Leben Alles gleichmacht!"

Der liebe Gott nahm jetzt die Pfeife aus dem Mund: „Ja.. die Güter kann ich nicht gleich verteilen.." Er sann und sann.

Dann stand er auf und trat an einen großen Schrank, wie ihn die Apotheker haben, darin standen viele Gläser.. „Uebrigens ist heute Sonntag, also eigentlich.."

„Ja," meinten die Menschen, „aber in der Woche haben wir doch keine Zeit!"

Da lächelte der liebe Gott und dann mischte er etwas und rührte tüchtig und tat das, was er da hatte, in eine Flasche; holte dann aus einem anderen kleinen Schrank einen der bunten Zettel, wie sie auch die Apotheker haben und klebte den auf. „Hier, nehmt aber nicht zu viel davon, sonst wird Euer Blut zu dick."

Der Anführer der Kommission sprach noch ein paar höfliche Dankesworte, dann zogen die Menschen befriedigt ab.

Der liebe Gott aber setzte sich wieder in seinen bequemen Lehnstuhl, zog an seiner Pfeife und sah dem Treiben da unten weiter zu.

Er hatte ihnen die Gewohnheit mitgegeben..

Gedichte von Hans Reiser

Erinnerung

Ich muß an alte, jetzt verlorne Stunden,
an Freunde, Wälder und Gebirge denken,
an Glück, oft unverhofft gefunden,
durchlebt und nicht zurückzulenken;
ich fühl die Zeit, als wär sie nicht verschwunden,
und seh, wenn ich die Augen schließe,
die Farben glühend wie im Paradiese.

Seh mich in unbequemen zarten Banden
mit Leib und Seele sklavisch schmachten,
und rascher noch, als sie entstanden,
die Mädchenliebe fliehen und verachten;
bei Freunden, freundlichen Bekannten
den Sonnenschein mit frischen Augen trinken
und in den Abgrund des Gefühls versinken.

Vom Wirt davon nach Zechgelagen,
ergriff uns hoher Uebermut —
und plötzlich fühlt ich mich getragen
von fremdem Ernst im heißen Blut —
die Quellen, die den Fels zernagen,
der Mücken Schwirren, Bienen Summen,
traf mich ins Herz und machte mich verstummen.

Wenn dann im schwülen Hauch der Stille
mein Auge an den Wolken hing,
das Herz, beschwert von Ueberfülle,
in neuen Träumen unterging,
ersehnten wieder Wunsch und Wille
an ein geliebtes Wesen zu gehören,
den Schmerz zu kühlen, Lust zu mehren.

So ist der Mensch. Er trägt die Schuld
an seiner Qual und wird sie nicht verlernen,
wenn Sehnsucht ihm und Ungeduld
die Ruhe aus der Brust entfernen.
Von seiner Erde ruft er nach den Sternen,
das Größte ist ihm klein, nichts ist das Glück,
und gleich erstrebenswert vor und zurück.

Als ihr die Welt, wie sie sich malt,
mit heitern Sinnen habt umfangen,
die Berge glühten und es hielt der Wald
mit seiner Ruhe eure Lust gefangen,
da drückte mich das bittere Verlangen;
aus weichen Armen mußt ich mich entwinden
und meine Brust von Schmerz verödet finden.

Begegnung

Seit ich ihn zum ersten Mal,
bin ich in stetem Aufruhr wie das Meer.
Ist Liebe Glück nur oder Qual?
Wenn beides, was von beiden mehr?

Mein Herz ist krank, es weiß nicht was es fühlt,
rast von Vergnügen zu Verdruß,
entzückt mich, daß ich weinen muß,
spürt Schmerz, der mich wie Glück durchwühlt.
Nur eines fühl ich zwischen Lust und Weh
bestimmt: wie ich daran zugrunde geh.

Vielleicht ists nur ein Vorspiel, ein Prolog,
der was erst kommen soll, verkündet:
ein Lustspiel, wenn das Glück mich findet,
ein Trauerspiel, wenns mich betrog.
Man sagt: sie ist verliebt? Das dauert nicht,
tut sie auch noch so zärtlich und verrückt!
Wenn das die Liebe ist, dann lieb ich nicht!
Dann nennt es anders, was mich so berückt,
daß ich um nichts mich gräme, seufze ach,
mich selbst beweine und belach.

Fahrt nach Eisenach

Aus unserer Stadt, in der du uns geboren,
Mutter, fuhren wir nun fort.
Der Vater war schon an dem fremden Ort,
die Heimat hatten wir verloren.

„In andern Städten gibt es bessern Lohn!"
Froh hörten wir das Wort
und flohn, du, deine Kinder, ich dein Sohn,
der Vater war schon fort.

Der Herbst schlug schwer uns arme Seelen,
der Regenklatsch, die wüste Nebellast;
ein Blick nur lächelte, um nicht zu quälen,
bis wir um Mittag machten Rast.

Im kalten, öden Bierlokal;
„Sie wünschen?" rief die Kellnerin,
die nassen Koffer warf ich hin,
von Schweigen müd und Sehnsuchtsqual.

Dort hätte ich von meiner Sendung
mit Feuerworten reden müssen,
daß du, von mir empor gerissen,
erblicktest meines Lebens Wendung.

Von ewiger Hoffnung zehrend siehst du nicht,
schuldlos dem Leben eine Last,
daß unter dir der Boden bricht,
wenn du genug gelitten hast.

Denn immer wieder trifft in häßlicher Verblendung
das Elend uns mit schwerer Hand —
allein in mich warf Gott den Brand!
ich bin das Licht! ich bin euch die Vollendung!

Die Gäste sahen nach uns um,
ein torkelndes Klavier klang. Ich saß stumm,
als feucht dein Aug im müden Lid versank
und trostlos milde Tränen trank.

„Da zahl —"; du gabst mir schluchzend Geld,
wir mußten fort zur Bahn. — Elende Welt!

Hugo Wolf

Am 22. Februar werden es zehn Jahre, daß Hugo Wolf (geb. 1860) von uns ging, nachdem er die letzten drei Jahre seines kurzen Lebens ohne jedes Bewußtsein seines Menschendaseins in der Landesirrenanstalt zu Wien verbracht hatte. Als er aufhören mußte, sich selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit für sein Lebenswerk einzusetzen, gab es in Deutschland nur einen ganz kleinen Kreis befreundeter Menschen, die es im Innersten empfunden hatten, welch ein Genius in die Nacht der Ewigkeit untertauchte, ein paar Freunde des Komponisten, die sich zu einem „Hugo Wolf-Verein" zusammengetan hatten, um der ganzen Menschheit mit der hohen Begeisterung überzeugter Anhänger immer und immer wieder zuzurufen: hier ist Einer, der euch etwas ganz Neues, ganz Großes zu sagen hat; kommt her und lauscht seinen Zauberweisen und wenn ihr von dannen geht, ergriffen und durchgerüttelt bis ins innerste Mark, so ehrt ihr euch und ihn. Aber erst ganz allmählich drang dieser Ruf in die breiten Massen des Volkes — zu spät schon für den Sänger, der es nur noch ahnen durfte, daß sein Name einmal unter den Besten des Landes genannt werden würde. Zur wirklichen Erkenntnis seiner Bedeutung für unser musikalisches Leben ist man vielleicht erst in der allerjüngsten Zeit gekommen, als man anfing, auch an den Abenden der Volksbildungsvereine Lieder von Hugo Wolf vortragen zu lassen und die tiefe Wirkung verspürte, die sie auf die musikalisch ungeschulten und darum vielleicht gerade einem wahren Kunstwerk unmittelbarer gegenüberstehenden Kreise unseres Volkes ausübten. Erst wenn das Volk ein Kunstwerk freudig annimmt und es sich zu dauerndem Besitze macht, kann man mit Recht sagen: die Zeit ist reif geworden für das Werk.

Die greifbare Bedeutung Hugo Wolfs für die musikalische Lyrik liegt darin, daß er es wie vor ihm keiner — nicht einmal Meister Schubert — verstand, ein Gedicht auf sich wirken zu lassen und dann aus der Stimmung heraus, die es in ihm auslöste — oder besser über dieser Stimmung stehend — ein ganz neues musikalisches Kunstwerk zu schaffen, das trotzdem dem Geiste des Gedichtes völlig gleich war. Deshalb empfinden wir z. B. seine wundervollen Mörike-Lieder als ein so vollkommen einheitliches Erlebnis, daß wir Wort und Ton niemals wieder von einander trennen können und daß uns alle die vielen andern Mörike-Kompositionen — die zum Teil von recht respektabeln Tonsetzern stammen — fremd und kalt erscheinen. Nicht anders ergeht es uns bei den Kompositionen nach

Goethes „West-östlichem Divan" und vor allem nach den alten spanischen Dichtern, die durch Geibels und Paul Heyses meisterhafte Bearbeitungen zu Bestandteilen unserer deutschen Dichtkunst selbst geworden sind.

Während die zehn Jahre seit seinem Tode Hugo Wolf als Liederkomponisten bekannt gemacht haben, ist seine Oper „Der Corregidor" immer noch nicht zu der Beachtung gelangt, die sie verdient. In dieser Oper, deren Stoff dem spanischen Alltagsleben entnommen ist, haben wir nicht den Eindruck einer musikalischen Deklamation wie sie etwa gleichzeitig Richard Wagner als etwas ganz Neues in die Opernliteratur hineinbrachte, sondern es ist unsere eigene Redeweise, die uns hier entgegentönt, gesteigert durch den musikalischen Ausdruck — also auch hier wie in den Liedern, ein völliges Uebereinstimmen von Wort und Ton. In den bevorstehenden Wagner-Jubiläumsmonaten sollten die Opernleiter sich auch des „Corregidor" erinnern als eines Werkes, das es verdient, neben den „Meistersingern" zum mindesten als ein Zeugnis neuerblühter deutscher Kunst beachtet zu werden.

Ludwig Streit.

Aus unserer Briefmappe

VI

Ein Brief Hugo Wolfs

Der Empfänger dieses Briefes, Dr. Oskar Grohe, gehört zu den wenigen Freunden des Komponisten, durch deren Bemühungen der Hugo Wolf-Verein zustande kam, der dann dem deutschen Publikum die erste Bekanntschaft mit Hugo Wolf vermittelte und auch die Oper „Corregidor" am 7. Juni 1896 in Mannheim auf die Bühne brachte. Der Brief ist kurz nach dieser ersten Aufführung von Traunkirchen aus geschrieben, wo der Komponist Ruhe nach den Aufregungen dieser Tage suchte.

Mein lieber Freund!

Ich benütze heute einen regnerischen Tag, wie solche Dir von Deinem Aufenthalt im Salzkammergut wohl noch in Erinnerung sein dürften, um wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben. Es kommt mir in einer Anwandlung von höherer Erkenntnis so vor, als hätte ich Dich bisher arg vernachlässigt. Ach Du lieber Himmel, wenn Du wüßtest, was ich, seit dem wir uns so rasch verabschiedet — auch ich verfluchte den Eindringling R.! — mit Glückwunschschreiben bombardiert wurde. Noch heute treffen immer wieder und sogar aus Mannheim Nachzügler ein. Ich bin in der letzten Zeit ganz zur Schreibmaschine herabgesunken und habe allen Respekt vor mir selber verloren. Gott, welch schreckliche Reaktion nach diesen Aufregungen! Dein Glückwunschtelegramm ging von Stuttgart nach Wien und von dort aus erst an mich. Ich erhielt es somit erst gestern. Mein lieber Freund, ich habe Dir ja schon so viel zu danken, daß es mir ganz lächerlich vorkommt, wenn ich Dir für Deine Glückwünsche zum Konzert noch speziell danken soll. Du Treuester aller Treuen, was hast Du alles für mich getan! Wieviel Liebe, Sorge, Kummer, Zeit, Geld hast Du für mich und die heilige Sache aufgewendet! Unermüdlich warst Du auf Deinen langen Beinen, mit denen Gott Dich begnadet und die Zeit ihres Lebens gesegnet sein mögen. Sie sind so recht das Symbol des Fortschrittes, und deshalb hast Du auch in meinen Augen vor andern so viel voraus. Du unermüdlich Fortschreitender, der so rüstig der Freiheit eine Gasse bahnte und mir armem Menschenkindlein das Gehen lehrte, Licht und Luft um mich verbreitend.

Gesegnet sei Dein segenvolles Walten, Du Liebster, Einzigster! Du hast mehr getan, als alle andern, denn Du hast im stillen gebohrt, gewirkt und geschaffen, Du hast die Saat gestreut, den Boden erst urbar gemacht — was Wunder, wenn dann alles so gut gelang. Wäre mir nur die Gabe der Rede verliehen! Mit Engelszungen hätte ich Dein stilles Wirken preisen mögen. So magst Du denn mit diesen gestammelten Zeilen vorlieb nehmen; sie nehmen sich auf dem Papiere bescheidener aus, als die im Saale widerhallenden wohlgesetzten Worte, die sich den Brusttönen des Intendanten entrangen. Doch wozu alles gleich an die große Glocke hängen? Ein stummer Blick, ein Händedruck, und wir haben uns, hoff' ich, verstanden. Und so laß Dich, Du Lieber, ans Herz drücken und sei innigst umarmt und gegrüßt von Deinem

Hugo Wolff.

Aus „Hugo Wolfs Briefe an Oskar Grohe", S. Fischer Verlag, Berlin 1903. Im Auftrage des Hugo Wolf-Vereines, herausgegeben von Heinrich Werner.

Hugo Wolf in Berlin

Die folgenden Erinnerungen an das erste Konzert, das Hugo Wolf im Jahre 1894 völlig unbekannt in Berlin gab, ist einem Aufsatz des Berliner Musikkritikers Paul Müller entnommen, der sich im „Hannoverschen Courier" 1894, No. 19241 findet und wie kaum ein anderes Zeugnis aus dieser Zeit einen Eindruck der Persönlichkeit des Komponisten vermittelt.

Sein Name begegnete mir vor etwa drei Jahren zum ersten Mal in einer Berliner Zeitung, in der ganz kurz angegeben war, Herr Wolf werde nächstens in einem Liederabend eigene Kompositionen nach Gedichten von Eichendorff, Mörike, Goethe, Gottfried Keller und Nachdichtungen Geibels und Heyses aus dem Spanischen vorführen. Was mir zunächst auffiel, war die Vornehmheit der Dichternamen. Endlich einmal ein Komponist, der nicht

Plattheiten der Butzenscheibenpoesie, nicht Treibhauserzeugnisse einer krankhaft erhitzten Phantasie bringt, sondern der, aus dem Jungbrunnen unserer edelsten Liederdichter schöpfend, seiner Erfindungsgabe bedeutungsvolle und schwierige Aufgaben stellt.

Noch an demselben Tage erhielt ich eine Karte von einem musikalischen Freunde, der mir mitteilte, Wolf werde im Saale bei Duysen einem kleinen Kreise Sachen von sich vorführen. Wenn es mir Freude mache, solle ich kommen.

Ich kam der Einladung nach und lernte einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren kennen, klein, lebhaft, mit unverkennbar österreichischem Dialekt, von naiv selbstbewußtem Wesen, kindlich, zutraulich, wo es Verständnis und Liebe ahnte, sackgrob jedem anmaßlich gönnerhaftem Auftreten gegenüber. Zunächst trug ein Tenor singender Herr eine Anzahl Lieder vor, korrekt und langweilig. Dann mußte er weg, und nun trug Wolf, der bis dahin nur, allerdings wundervoll, begleitet hatte, seine Sachen selbst vor. Zunächst las er die Gedichte, im schönsten Grazer Dialekt, aber so von innen heraus empfunden, daß nur einem ganz törichten Menschen die Sache hätte komisch erscheinen können. Nach dem Mörike'schen „In ein freundliches Städtchen tret' ich ein", wandte er sich an uns: „Ist das Gedicht nicht zum Heulen schön?" Und nun fing er an zu singen. Er hatte weder Stimme noch Schulung, und doch: die Wirkung des Liedes war eine unsagbare. Gemächlich wandernd beginnt der Vortrag. Aber heller und heller jubeln die Goldglockentöne des singenden Mädchens, tiefer und tiefer scheint der Abendsonne Rot die Harmonien zu durchdringen, bis in den Worten:

„O Muse, Du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch"

sich das lustbeklommene Herz in jubelndem Ausruf Luft macht. Dann verhallen die Schritte und wie aus weiter Ferne tönt uns zum Schluß noch einmal das Motiv des Liebeshauches zurück.

Und so zogen sie nacheinander vorüber, die Gestalten und Bilder, Körper und Leuchtkraft durch die Musik gewinnend, Eichendorffs Landesknechtspaar, der Schreckenberger und sein Kumpan, der Glücksritter, beide durch dasselbe melodische, nur rhythmisch und harmonisch veränderte Motiv köstlich individualisiert, Anakreons Grab mit der wunderbar zum Ausdruck gebrachten unchristlichen Friedhofsstille, die Geister vom Nummelsee, die in feierlichem Trauermarsch den alten König, den Zauberer, zu Grabe tragen, dann wieder die von der Karwochenstimmung gedämpfte Frühlingsfeier der Natur, die köstlichen heiligen drei Könige, ein Prachtstück kindlich naiven Humors, der alte Mann, der vor dem Hause, aus dem man einst seine junge Liebe hinausgetragen hat, einen Studenten ein Ständchen bringen hört und zum Schluß der grausige Feuerreiter, der unter den Trümmern der brennenden Mühle begraben, nach Jahren als Gerippe auf der beinernen Mähre sitzend, an der Kellerwand gefunden wird:

„Husch! da fällt's in Asche ab;"

„Jetzt will ich Ihnen etwas singen, da sollen Ihnen die Haare zu Berge stehen", hatte Wolf vorher zu uns gesagt. Und allerdings gehört dieses Werk, das der Komponist später für Chor und Orchester bearbeitet hat, zu den Grausigsten, was in der Musik je zur Darstellung gelangt ist. Wie kommt die leise beginnende Unruhe in der Menge, die den Feuerreiter mit der roten Mütze unruhig am Fenster auf und ab gehen sieht, wie der gellende Schreckensruf zum Ausdruck:

Hinterm Berg, hinterm Berg
Brennt es in der Mühle.

Und nachher das Ausklingen des Feuerglöckleins, die Heimkehr der Leute. Der Schluß ist geheimnisvoll erzählend im Romanzenton gehalten; unheimlich wirken die dumpfen Schläge in der Begleitung zu den Worten: „Husch, da fällt's in Asche ab". Das langsam gehaltene Feuerglockenmotiv zu den Worten:

„Ruhe wohl, ruhe wohl
Drunten in der Mühle!"

beschließt das Ganze.

Ich ging mit einer Fülle von unmittelbaren Eindrücken nach Hause, wie mir seit dem Kennenlernen der späteren Werke Richard Wagners nicht wieder begegnet war. Hugo Wolf habe ich nicht wieder gesehen; aber ich kaufte mir sofort seine sämtlichen Kompositionen und lebte mich im monatelangen Studium in einen großen Teil derselben so hinein, daß sie mir zu liebem, dauerndem Besitze geworden sind.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

7. Fortsetzung.

7.

Indessen Marie von ihrer zu Tode getroffenen Hoffnung gemartert worden war, bewegte sich der Klumpen mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Geschäft zufriedenstellend gefördert hat und nun in Ruhe nur noch Nebensachen erledigt, um seine Beendigung in sicherer Muße abzuwarten.

Später als sonst, aber immer noch so zeitig, daß er den Morgennebel aus den beschneiten Baumkronen schwinden sah, erhob er sich in seinem kleinen Dachstübchen. In der unteren Stube traf er seine Schwester, die das gesäuberte Geschirr vom Frühstück in den Topfschrank stellte. Sie ließ bei seinem unwirschen Gruß die Arme herunterfahren und wendete ihm ihr großes, ebenes Gesicht zu,

das um die Nase von vielen Sommersprenkeln entstellt und von einer Ueberfülle roter Kraushaare umgeben war.

„Nu, nu Karle," sagte sie dann mit einem Anflug von Spott in der Stimme, „das Schenkenbier macht eenem a Kopp schwer," und musterte ihn mit den grauen, stillen Augen.

Der Klumpen setzte sich hinter den Tisch, stieß einen ärgerlichen Laut aus und sah zum Fenster auf den Hof hinaus, wo sein Bruder eben den Ochsen an den Göpel der Dreschmaschine spannte.

Seine Schwester stellte ihm indessen den Kaffeetopf und Brot und Butter auf den Tisch. Als er sich herum wendete, fuhr sie mit den Händen an die Schürze und tat, als trockne sie sich die nassen Finger ab.

„Wer war gestern alles bei der Musik?" frug sie dabei zaghaft.

„Kathe!" antwortete der Klumpen und wollte damit sagen, sie solle sich um etwas anderes kümmern. Aber doch setzte er als Erwiderung hinzu: „Affen."

„Nu, aber du warst doch auch?"

„Jessas, ja! Und wenn du alles weest, da brauchst du dir nich erst Handschken anzuziehn! Dem Tannerauer Laps hab ichs eingetränkt und die andern habens Maul aufgerissen und der Schuster war besoffen. Nun weeßt ds und nu geh an deine Arbeit."

Mit einer stoßenden Handbewegung griff er nach dem Brot und sah nicht mehr nach ihr hin. Kathe ging einigemal durch die Stube, stellte einen Stuhl zurecht zog den „Seeger", die hölzerne Wanduhr, auf, wischte mit der bloßen Hand über das Fensterbrett und trat, nachdem sie so dem Harten die Ueberzeugung beigebracht zu haben meinte, sie sei von der Grobheit beruhigt, in den Hausflur und winkte heimlich ihrem anderen Bruder.

„Joseph," sprach sie leise zu ihm, als er mit langsam friedlichen Schritt zu ihr getreten war, „es is alles a so wie de Mögler Nähtern mir erzählt hat."

Der bartlose Mann schüttelte nur den Kopf.

„Nu, er raunzte mich an, wie ich von weitem davon angefangen habe."

„Nee, nee, ich gleebs ja. Zuzutraun is m schon. Aber nu komm mr alle in der Leute Mäuler."

Dann sahen sie stumm eine Weile in den Hof hinaus und redeten über Wirtschaftsangelegenheiten, Worte, bei denen sich keines etwas dachte, und in der Stille ihrer Seele litten sie unter dem Scheitern ihrer Hoffnung, der Lahme werde unverheiratet bleiben.

„Aber von dem andern mit der schleschen Freirichtermagd hat er doch nischt gesagt?" frug Joseph aus dieser verschwiegenen Beunruhigung heraus in den leeren Worthandel.

„Nu eben deswegen," antwortete seine Schwester noch um etwas bedrückter.

Nach einigem Nachsinnen aber ward des Bruders Gesicht wieder still und frei wie immer. „Seis wies sei. Sein ist sein. Das geht uns eegentlich nischt an. Aber reden wer ich mit'm und das glei."

Ehe Kathe noch etwas erwidern konnte, war er drinnen beim Lahmen.

Dieser empfing ihn mit einem vlämschen, gedehnten Lachen.

„Dir gehts gut," sagte Joseph darauf und setzte sich neben ihn auf die Bank.

„Daß sich die Banke biegt," erwiderte der Lahme höhnisch.

„Nu ja ja! Wasser haste doch ei'm Borne."

„Ih freilich. Und wenn ich alles gewußt hätt, da konnt ich mir Freiwalden ersparen. Ihr kennt ja a so gut Born treten," dabei lachte er, daß aus seinem vollen Munde Bröckchen Brot fielen.

„Was denn, Born treten?"

„Du und de Kathe. Na, da laß se doch raus!"

Joseph sah ihn fragend an.

„Die Katze, die du ei m Sacke hast, meen ich," vollendete der Lahme in toller Lustigkeit. „Aber mir scheint, die hoppt nie, wie du sie auch verhohlen in den Schwanz zwickst. Die Maus is 'r zu groß. Am besten is, du läßt sie ganz drinne."

Darauf senkte er den Kopf.

„Kümmer ich mich um deine Rollinger Hängerei?" frug er nach einer Weile, höhnisch herauffahrend.

„Ich denk halt," erwiderte Joseph kleinlaut, an seiner wunden Stelle getroffen, „wenn se mr soll, wird sich ees scheen Tags alles selber machen."

„Gebastel und Gedruckse!" schmälte der Klumpen weiter, „ees scheen Tages. Haha. Der scheene Tag! Sieben Jahre dauert das schon, was?"

Es war wahr, Joseph litt schon so lange an jener schleichenden Liebe, die eine Eigentümlichkeit der Bauern ist. Jede Verstimmung trieb ihn auf Monate hinter Schanzen, aber nie hörte er auf, im Grunde seines Herzens zu hoffen.

„Siehch, das sein aso komische Sachen," erwiderte er endlich mit schüchterner Ueberlegenheit.

„Gelt, die ich nie versteh?" frug der Lahme, aufgebracht über diesen Ton.

Joseph sann ein wenig und antwortete dann lächelnd: „Verstehn. Ach, das schon; aber machen nich. Siehch och, Karle, 's beste is, ma hauts Getreide ab, wenns reif is. Bei deiner schleschen Geschichte, da is no jeder Halmen grün."

„Kümmer du dich um Hühnermilch, daß se dr nich sauer wird."

Mit diesen Worten stand der Lahme vom Tisch auf und trat in die Mitte der Stube. Dort schüttelte er stumm den Kopf und holperte der Tür zu.

„Ich supp aus meinem Toppe," mit diesen Worten, die er in steigendem Zorn sprach, kehrte er plötzlich zurück, „und die Fliegen, die mir da reinfallen, freß ich. Da brauch ich keen Schleicher. Und wenn ich eemal nausgeh aus dem Höfel dahier, da wird nischt marode wie Euer Geldsack."

Joseph sprang auf und trat ihm unter die Augen, treuherzig und ernst. „Karle, niemand will was von dir, die Kathe nie und ich nie. Sein mr denn nicht Geschwister? Daß du herbe bist, dafür kannst du nich. Aber die Leute sein dir vor nich gut und wenn du vollds anfängst und machst Dinger wie gestern abend ei dr Schenke, da....."

„Jeder Vogel pickt sei Beere," schnitt der Lahme sein gutes Wort mitten durch, „eener die roten, der andre de schwarzen. Laß mich in Ruh!"

Damit war er draußen.

In tiefer Erregung machte sich Joseph an seine Arbeit. In der Haustür gesellte sich Kathe zu ihm. An ihrem Gesicht erkannte er, daß sie alles mit angehört habe und sagte tröstend: „Er hats vom Vater." Dabei ergriff er ihre Hand und sie sahen sich stumm in die Augen.

Sie ließen sich auch nicht los, als sie über den Hof der Scheune zugingen.

Der Lahme war mißtrauisch wie alle einsamen Menschen, und da er nun dem leicht gesenkten Fußweg vom Fuchsloch aus nach dem Dorf hin zuschritt, bearbeiteten seine Gedanken das Vorkommnis mit Bruder und Schwester so lange, bis es die häßlichsten Formen angenommen hatte. Grau und leidenschaftlich grub seine Seele. Die Vorstellung, durch die Gasse des Dorfes gehen zu müssen, an Menschen vorüber, die lachend auf ihn sahen, wurde ihm so unerträglich, daß er quer über die saure Wiese dem Walde zuschritt.

Lang und schwer atmeten die Kronen, und ihre dumpfe Klage rann an den Stämmen hernieder, daß das Dämmern noch dichter ward.

Diese Luft gefiel dem Klumpen. Er suchte sich einen moosigen Stein auf, der eine bequeme Sitzfläche bot und verfiel ins Grübeln.

Bis zu seiner Separierung mußte ihm sein jüngerer Bruder, der die väterliche Besitzung übernommen hatte, Kost und freie Wohnung geben, wofür die dreitausend Mark, die dem Klumpen testamentarisch vermacht und auf dem väterlichen Anwesen eingetragen waren, zinsfrei standen. In bedrängten Zeiten sollte er in der Wirtschaft aushelfen, die ein kümmerliches Auskommen abwarf, weil alle zugunsten des Klumpen benachteiligt worden waren.

Mürrisch griff der Lahme in der Heu- oder Getreideernte wohl mit zu, schmälte aber unausgesetzt über das „Geprudel und Gemudel", wie er die gleichmäßig ruhige Arbeitsweise seines Bruders nannte, die so sehr von seinem wilden, leidenschaftlichen Fleiße abstach, der mehr das Gepräge eines zornigen Kampfes trug. „Sechshundert Mark hat er schon geschluckt die vier Jahre für die Brotkrusten, die ich freß und die Neigel Milch, sann er, sechshundert Mark, dreißig Zwanzigmarkla! und ärgerlich schlug er den Absatz seines Stiefels in das Moos. „Nun will er am liebsten noch mein Geld und meine Wirtschaft und mein sauer Erspartes, daß er so gemächlich weiter faulenzen kann."

Dieser Gedanke an sein Erspartes, das durch die schleichende Habgier seines Bruders gefährdet schien, brachte eine solche Erregung über ihn, daß er aufspringen und gehen mußte, um Atem zu bekommen.

Durch mühsame, schwere Waldarbeit hatte er sich fünfhundert Mark erworben, die er in einem Strumpf unter dem Strohsack seines Bettes aufbewahrte.

Mit heißem Herzen gedachte er seines Schatzes und aus dem goldenen Scheine der Doppelkronen wob er sich seine Zukunft, den großen Bauerhof, die endlosen Aehrenweiten und die Reihe feister, bunter Rinder.

Der Wald war licht; nach einigen Schritten stand er auf dem geneigten Felde draußen, über dem wie ein milchweißer Schleier das verhaltene Winterlicht lag. „Und zum Frühjahr heirat ich sie. Da wern Euch die Augen aufgehn, Ihr....!" sann er und sah mit trotzigem Auge in die müde Schönheit.

Damit war er wieder in der Festtagsstimmung seiner Frühe, und sicher und ernst näherte er sich mit rüstigem Holpern auf einem Seitenwege dem Dorfe. Nachdem er noch einmal seine Wirtschaft abgeschritten und vergnügt in den Brunnen geschaut hatte, bestellte er bei Freiwald ein Pumpenhäuschen, schön grün gestrichen, sechseckig, mit roten Deckleisten und einer ebensolchen Kugel als Krönung des Dächleins.

„Freilich, freilich, scheen muß sein," lächelte Freiwald listig, „wenn soll's 'n da losgehn?" Er meinte die Hochzeit.

„Vielleicht noch eh de Staare vor dem Neste pfeifen, denk ich," antwortete der Klumpen, duckte den Kopf und trat durch die niedrige Tür in die enge Hausflur der Hütte. Der Alte folgte ihm.

„Hast'r denn aber auch alles gut überlegt, Karle?" frug er, ehe der Lahme die Haustür öffnen konnte. Zornig sah ihn der statt aller Antworten an.

„Du hast mit Blut geworben," fuhr Freiwald unbeirrt fort, „und das kann Euch alle mitsammen fressen, wenn du nich milde Hände kriegst.

Denn Blut is wie Feuer. A so lange es im Leibe..."

Mit einer Verwünschung trat der Klumpen aus der Haustür und ging ohne Gruß davon.

Freiwald sah ihm gedankenvoll nach. Sein Gesicht hatte den milden Ernst des reinen Alters, als er mit eingebogenem Kopfe sich wieder in sein Stübchen zurückwandte.

Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

Für die Lese bearbeitet

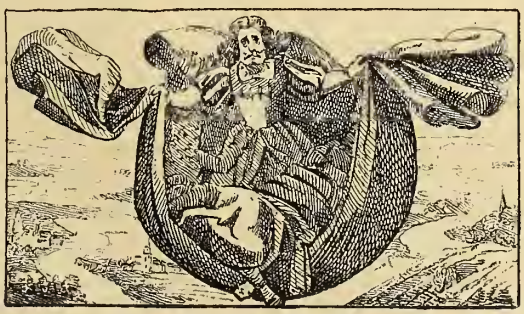
7. Fortsetzung.

Das zwanzigste Kapitel

Von drei vornehmen jungen Freiherrn, die D. Faustus auf ihr Begehren in Lüften gen München führet, des Bayernfürsten Sohns Hochzeit zu besehen.

Es studierten Anno 1525 drei vornehme junge Freiherren zu Wittenberg. Als die erfuhren, daß zu München in Bayern eine große fürstliche Hochzeit gehalten werden sollte und man sich dazu schon mit allerlei Pomp und Pracht rüste, ging ihnen diese neue Zeitung so in die Ohren, daß sie ob dem Tische viel davon redeten. Der eine wollte, sie sollten mit ihm ziehen, er wollte schon zu reiten bekommen. Der andre besorgte, ihre Präceptores würden es nicht zulassen. Der dritte fing an und sprach: Ihr meine lieben Vettern, wenn ihr mir folgen wolltet, so wüßte ich einen Rat, daß wir weder Sattel noch Rosse bedürften und könnten dennoch bald, ehe man es wahrnähme, wieder in unserm Logement sein. Dieses Vorschlags erfreuten sie sich höchlich, begehrten, er solle den Rat öffnen. Er antwortete: Euch ist wohl bewußt, wie allhier Doctor Faustus ist ein besonders guter Freund und Liebhaber der Studenten und er kann mit seiner Kunst alles zuwege bringen. Wir wollen ihn beschicken und ihn freundlich darum ansprechen. Diesem Rat fielen die zwei zu, beschlossen und vereinigten sich miteinander, richteten eine stattliche Mahlzeit zu und beriefen den D. Faustum zu Gast. Sie hielten ihm ihr sehnliches Anliegen vor, das er bewilligte und ihnen zu dienen zusagte.

Als nun die bayrische Hochzeit herzurückte, richtete D. Faustus seine Fahrt an, legte seinen Nachtmantel auf ein Beet im Garten seines Hauses, setzte die drei Herren darein und redete ihnen tröstlich zu, sie sollten unerschrocken sein. In solchem kam ein Wind und schlug den Mantel zu, so daß sie samt dem Doctor Fausto darinnen ver-



borgen lagen. Also hub der Wind den Mantel empor und fuhr in N. N. Namen, wie es D. Faustus beschwur, dahin. In solcher Luftfahr goß Doctor Faustus den drei jungen Herren einen tiefen Schlaf ein, damit sie unerschrocken dahin kämen. Also kamen sie unsichtbar zeitig nach München in des bayrischen Fürsten Palast.

Das einundzwanzigste Kapitel

Doctor Faustus entleiht Geld von einem Juden und läßt ihm seinen Fuß zum Unterpfand.

Mephostophiles entzweite sich auf eine Zeit mit seinem Herrn und warf ihm vor, er wäre nunmehr mit aller Kunst und Geschicklichkeit begabt, er könne nunmehr sich selber ernähren. Damit er nun zu Geld kommen möchte, verfügte er sich zu einem reichen Juden und begehret von ihm sechzig Taler einen Monat lang, die wollte er mit Dank wieder bezahlen. Der Jud leiht ihm das Geld. Als die Zeit nun verlaufen war, und der Jud sein Geld samt den Interessen wieder forderte, war D. Faustus doch nicht gewillt, dem Juden etwas zu bezahlen. Ja, sagte Doctor Faustus, weil ich diesmal kein Geld habe, borg mir nur die acht Tage, so will ich dir mit Willen meine besten Kleinod zum genugsamen Unterpfand geben; fordre ein Glied von meinem Leibe, welches sicher eine genugsame Versicherung sein wird. Der Jud gedachte, das ist mir eine seltsame Bedingung und Versicherung, wagte dieses aber doch mit großem Spottwerk und begehrte einen Fuß zum Unterpfande. Was geschah? Doctor Faustus nahm eine Säge und gab solche dem Juden in die Hand mit der Bitte, das Unterpfand anzugreifen. Doch mit der Bedingung, daß ihm der Schenkel, wenn er die Bezahlung tun würde, als sein bestes Kleinod alsbald wiederum zu Händen gestellt werden möchte. Solchem Versprechen nach war der Jud zufrieden, gedachte, deine erbotene Pfandung wird dir den Kitzel wohl vertreiben, sägt also mit jüdischer Begier, als ein Christenfeind, den Schenkel ab und zog fort. Als er auf halbem Weg zu einem Wasser kam, warf er den Schenkel hinein und zog also zu Haus. — Mittlerer Weile, als es den Doctor Faustum gut dünkte, sein Pfand zu lösen, fordert er den Jud auf einen bestimmten Tag, er solle erscheinen und sein Pfand mitbringen; denn er sei bei Geld und wolle ihm solches im Beisein ehrlicher Leute erlegen. Wer erschrack mehr und höher als der Jud? und zeiget an, er habe den Schenkel ins Wasser geworfen, weil er befürchtet habe, es werde ihm doch nichts dafür. Doctor Faustus, der im Bette lag und sich

ob seiner Schmerzen hoch beklagte und stets von seinen Umständern begehrte, sie sollten den Juden gefänglich einziehen lassen oder ihm einen Abtrag verschaffen, denn das Unterpfand müsse da sein, in solchem Schrecken des Juden erbot er sich, so viel wieder zu geben, was er ihm mit bedingtem Interesse geliehen habe. Der Jud zog mit Freuden davon, weil er damit der Fährlichkeit entronnen war. D. Faustus hatte dagegen den Zins und einen Abtrag und wie zuvor seinen Schenkel. Indem er mit solchem Geld seine Fröhlichkeit mit guten Studenten vollbrachte, erzählet er auch solches seinen vertrauten guten Freunden, wie es ihm mit dem Juden ergangen wäre. Forts. folgt.

Im häuslichen Kreise

Einer Braut am Polterabend

Mit einem Album und dem Brautkranz

Ich bringe dir ein leeres weißes Buch,
die Blätter drin noch ohne Bild und Spruch.

Sie sollen einst, wenn sie beschrieben sind,
dir bringen ein Erinnern hold und lind;

an liebe Worte, die man zu dir sprach,
an treue Augen, die dir blickten nach.

Drauf leg ich dir von dunklem Myrtenreis
den grünen Kranz, der aller Kränze Preis.

Nimm ihn getrost! Denn muß ich auch gestehn,
er wird wie alles Laub dereinst vergehn,

so weiß ich doch, wann Tag um Tag verschwand,
hälst du den Zweig mit Früchten in der Hand.

Theodor Storm.

Der Geist im Hausgestühl

Was Sie über den den Zusammenhang des Hausgestühls mit dem Geist des Hauses gesagt haben, hat mich tief bewegt und in mir viele Erinnerungen an meine Großeltern wachgerufen, von denen ich zwei alte, schöne Stücke geerbt habe, die mir jetzt wie die festen Punkte in aller meiner Unsicherheit vorkommen. Von da aus sage ich mir: wie müßte ein Volk sein, das von lauter solchem Gestühl umgeben wäre! Es müßte ein solides und im Grunde braves Volk sein. Man hat in der Literatur so viel vom Einfluß des allgemeinen Milieus auf das Individium geschrieben, aber meines Wissens die nächste Umgebung des Menschen zu wenig beachtet. Eine Hauseinrichtung, wie Sie sie uns raten, muß auch auf die Art der Kleidung und selbst der Lektüre zurückwirken, so bald sie innerlich begriffen worden ist.

Aus der 13. Flugschrift des Dürerbundes: Ausstattungsbriefe von Friedrich Naumann.

Der Naturforscher

Aus Urtagen der Menschheit

II. Von der Morgenröte uralter Kultur

Von Hans Wolfgang Behm

Der Feuerstein spielte als Werkzeugmaterial die größte Rolle bei den Kulturanfängen der Menschheit und die Emporentwicklung der gesamten Werkzeugtechnik vollzieht sich zunächst an einer stufenweisen Vervollkommnungsarbeit dieses Steinmaterials. Aller Kulturfortschritt aber, alle Kulturentwicklung vom Einfachen zum Zusammengesetzten, ist zunächst und ursprünglich in dem Inhalt des Wortes Werkzeug begründet. Die Entwicklung des Werkzeuges und alles, was daraus folgert und schließlich damit zusammenhängt, hat kulturgeschichtliche Bedeutung, hat überhaupt erst Kulturwerte geschaffen. Daß Steine hierbei zunächst das Vorteilhafteste waren, ist ohne weiteres einzusehen, denn ihre Handlichkeit, ihr leichtes Erlangen, ihre zahllosen günstigen Eigenschaften, wie Härte, Schärfe usw., die sie besitzen, um andere Gegenstände damit bearbeiten zu können, mußten insgesamt dazu beitragen, daß erste, wenn auch noch unvollkommen, so aber doch selbständig denkende Wesen ihr Augenmerk auf sie richteten. Daß gerade dann wieder der Feuerstein ausschlaggebend, universal werden sollte, liegt in der Natur seines Materials begründet.

Als ich hier auf Rügen so einen Findlingsblock schleuderte, so daß er zerbrach, war ich nicht wenig überrascht, als ich die abgesprungenen Stücke wieder einsammelte. Viele waren darunter, die ohne weiteres zum Schaben, Schneiden oder Bohren benutzt werden konnten, denn sie wiesen haarscharfe Kanten auf, wie es bei zersprungenem Porzellan oder Glas der Fall zu sein pflegt.

Das Erhabene und tief Andachtsvolle bei dem Experiment aber war, daß mir beim Beschauen eines solchen Feuersteinsplitters wie eine stille Jetztzeitoffenbarung eine ganze Kulturgeschichte vor Augen trat, beginnend in jahrmillionenferner Urzeit und fortlebend bis noch ganz in die Befreiungskriege unseres Heimatlandes, also so vor etwa hundert Jahren hinein; denn neben dem Werkzeug hat der Feuerstein als Waffe bis dahin noch fortgedauert als Steinschloßgewehr oder Flinte, — letzterer Name nach ihm selbst benannt. Erst nach den Befreiungskriegen hat dann sein Stück uralte Kulturgeschichte wie ein stilles Märchen ausgeklungen, sobald das

Perkussionsgewehr an die Reihe kam. Die Vermutung, daß alle Kultur, überhaupt jegliche Menschwerdung, uranfänglich mit so primitiven Feuersteinwerkzeugen beginnt, wie sie mir etwa die zersprungene Feuersteinknolle auf Rügen lieferte, hat durch zahlreiche Funde in vorweltlicher Erdschicht eine gewisse Berechtigung erfahren. Das Wort „gewisse" hat dabei seine bestimmte Bedeutung, denn ganz geklärt ist die Frage nach dem allerersten Werkzeug auch heute noch nicht, und ausschließlich nur dieses soll uns hier jetzt näher beschäftigen.

Schon so gegen Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte man bei Thenay Feuersteinscherben gefunden, bei denen ohne Zweifel eine beabsichtigte Formengebung seitens des Benutzers noch nicht nachweisbar ist, sondern bei denen es sich lediglich um unbeabsichtigte oder beabsichtigte Nachschärfung der Kanten oder um ein rohes Zurechtschlagen zu bestimmten Zwecken handelt. Es setzte damals ein ganz gewaltiger Streit um diese Feuersteinstücke ein und man einigte sich schließlich dahin, es überhaupt nicht mit irgendwie absichtlich bearbeiteten Scherben zu tun zu haben, sondern nur mit reinen Naturprodukten. Ganz totschweigen ließ sich die Sache nicht, denn sie hatte immer noch ihre Verteidiger. Inzwischen wurden weitere Funde gemacht, wie solche von Puy-Courny, Otta in Portugal, St.-Prest, dem Kalkplateau von Kent usw. Als man sich auch über den Wert dieser Funde eine Weile tüchtig gezankt hatte, und leider nicht immer gerade in vornehmster Weise, kam wieder nichts dabei heraus. Erst abermals weitere Funde in verhältnismäßig jüngerer Zeit, die man allenthalben in Europa, zumeist in Belgien, aber auch in Frankreich, England und Deutschland zutage förderte, hatten wenigstens das Endergebnis, daß man schlechterdings nicht mehr umhin konnte, sie einfach, in beschränkter Anzahl wenigstens, als Naturprodukte anzusehen. Aus so und soviel wurmstichigen Zankäpfeln ging dann doch schließlich ein guter Apfel hervor, der zum erstenmal dem schon allerdings früher geprägten Worte „Eolithen" jetzt seine wissenschaftliche Bedeutung, sowie Bezeichnung für dauernd verbürgte. Der Name Eolithen sagt zu deutsch soviel wie etwa „Werkzeuge aus der Morgenröte der Kultur" von dem griechischen Eos, die Morgenröte, und Lithos, der Stein. Anknüpfend an die in der Wissenschaft schon längere Zeit fest eingebürgerten beiden Zeitalter einer jüngeren und älteren Steinzeit, auf die wir, was hier nur nebenbei gesagt sei, späterhin noch ausführlicher zu sprechen kommen, gewöhnte man sich jetzt daran, von einem Dritten, urgeschichtlich noch älteren Steinzeitalter, dem sogenannten Eolithikum zu reden.

So um die letzte Jahrhundertwende war es, als unter mehreren Fundstätten, die für diese uralte Eolithenkultur in Betracht kommen, besonders die bei Aurillac in dem französischen Departement Cantal großartiges, urgeschichtlich hochinteressantes und ziemlich einwandfreies Material lieferte. Neben allerlei urweltlichen Tierknochen fand die urgeschichtliche Forschung eine reiche Anzahl Feuersteinstücke, die mehr oder weniger Spuren einer künstlichen Bearbeitung zeigen. Es sind zum Teil von größeren Knollen abgesprengte, handliche Scherben mit charakteristischer Schlagmarke. Solche Scherben sind dann noch weiterhin, jedenfalls einem jeweilig engeren Zweck entsprechend, bearbeitet worden, was aus zahlreichen, kleinen Abschleißungen oder Retuschen, die sich oft an einer Kante befinden, zu ersehen ist. So können wir einzelne Scherben von länglicher Form, die an einer Stelle quer abgestutzt erscheinen als Steinhämmer betrachten. Die durch den Gebrauch nahezu eben gewordene, nicht mehr den natürlichen Muschelbruch zeigende Schlagfläche ist am Rande häufig mit kleinen Retuschen versehen. Andere flache, rundliche oder längliche Steinscherben, deren konvexer Rand Retuschen aufweist, die für eine absichtliche Veränderung sprechen, werden zum Schaben und Kratzen gedient haben. Dann gibt es noch zahlreiche Feuersteinstücke, die bald zum Bohren, Stechen oder Stoßen bestimmt waren, während weitere schließlich ohne Zweifel mehrere Dienste zu leisten hatten.

Aber entgegen all jenen unverkennbaren Spuren absichtlicher Bearbeitung hat der Zweifel geltend gemacht, es könnten trotz alledem diese Eolithen reine Naturprodukte sein. Als es sich bei diesem Einwand noch um die ersten Funde drehte, war ein solcher Einwand an sich ganz und gar erklärlich und ohne weiteres einzusehen, denn der gewichtigste Faktor, die natürliche Entwicklungs- und Abstammungslehre des Menschen, der überhaupt erst jegliche Vorbedingung für alle Eolithenkultur ist, stand damals noch auf recht schwachen Füßen. Die Abstammung des Menschen aus dem Tierreich war eben noch kein Postulat der Allgemeinheit, ja nicht einmal der Fachwissenschaft. Heute ist in diesem Punkte so ziemlich das Gegenteil der Fall und die Herausentwicklung des Menschen aus dem Tierreich kann, ohne sich nicht selbst Lügen strafen zu müssen, einfach nicht mehr geleugnet werden. Mit einer eventuellen Nichtigkeit dieses Vorbedingungsfaktors haben wir also wenigstens heute nicht mehr zu kämpfen.

Dagegen käme z. B. heftiger Temperaturwechsel, Transport der Gesteine durch Wasser für eine natürliche Entstehung solcher Eolithen in Betracht, wobei jegliche menschliche Bearbeitung daran sich als Trugbild erwiese. Es gibt auch in dieser Hinsicht ein „für" und „gegen", und wenn wir, ohne die zahlreichen Beweise alle anzuführen, ein objektives Urteil fällen wollen, so müssen wir gestehen, daß beide Teile teilweise recht haben, daß sich manche Funde auf natürlichem Wege entstanden erklären lassen, aber nicht ausschließlich alle in ihrer ganzen, reichen Mannigfaltigkeit, daß bei einigen eben die menschliche, beabsichtigte Bearbeitung recht deutlich zutage tritt. In jüngster Zeit ist dieses ganze Eoli-

thenproblem nachhaltig auf der Paläethnologischen Konferenz (— zu deutsch etwa urgeschichtlich vergleichende Völkerkunde —) in Tübingen vom 11. bis 14. August 1911 erörtert worden.

Es können z. B. die natürlichen Sprengerscheinungen an Gesteinen, besonders die Folgen der erwähnten Veränderungen in Temperatur und Feuchtigkeit, die sich in Zerklüftungen, Abblätterungen, Abschuppungen usw. äußern, grobe künstliche Zersplitterung, Herrichtung und Bearbeitung vortäuschen. Dazu kommen die mannigfaltigen Veränderungen von Gesteinstrümmern innerhalb von Erdschichten, die unter den Einfluß von langsam oder plötzlich wirkenden Kräften geraten, z. B. bei Abstürzen und Rutschungen von Gehängen, bei Verschiebungen infolge der Wirkung von Gletschern und Vulkanen u. a. m. Hierbei treten dieselben Krafteinwirkungen auf, die der Mensch gebraucht, um Steine zu bearbeiten, nämlich Druck und Stoß; allerdings in weitaus stärkerem Maße als es menschliche Kraft vermag. Ferner sind z. B. die Folgen eines einzelnen, absichtlichen Schlages, wie es das Experiment vor Augen führte, nicht unterscheidbar von denen des einmaligen Aufschlagens eines fallenden Steines auf einen anderen. Dem gegenüber muß es doch wieder als eine große Seltenheit erscheinen, an einem sicheren Naturprodukt mehrfach sichere Schlagerscheinungen in einer Lage zu finden, die beweist, daß in derselben Richtung nahe beieinander mehrere, etwa gleichstarke Schläge eingewirkt haben. Hier erscheint eine absichtliche Bearbeitung fast zweifellos. Jedenfalls müssen, wie man sehr richtig hervorhob, von Fall zu Fall die örtlichen Verhältnisse der Fundstätten berücksichtigt werden: die zur Zeit der Entstehung und Niederlegung der Funde bestehenden und die der Folgezeit.

Wir haben da noch eine tüchtige Kleinarbeit vor uns, doch lassen wir uns keineswegs entmutigen, denn auch in der wissenschaftlichen Forschung geht es schließlich wie mit dem Auffinden des vierblättrigen Kleeblattes, das man lange suchen muß, bevor man es findet.

Spuren von vorweltlichen Menschen, die Eolithen verfertigt haben könnten, haben wir bis jetzt noch nicht gefunden, wenigstens nicht in unserem Erdteil und nicht zusammen mit den Eolithen, abgesehen von den asiatisch-amerikanischen Vormenschenfunden, die seinerzeit eingehend erörtert wurden und nach der dabei ebenfalls gewürdigten großen Tertiärzeit oder dem dritten Erdalter angehören, wie auch diese Steinwerkzeuge aus der Morgenröte der Werkzeugtechnik. Wenn über diese uralten Vorfahren das Buch der Erdgeschichte vorerst schweigt, so sind die mannigfaltigen und vielseitigen Faktoren schuld daran, die ein Auffinden solch alter Menschenknochen ungeheuer schwierig gestalten. Nichtsdestoweniger bleibt als feste Tatsache bestehen, daß sich nämlich, wie wir sehen werden, von jenen Eolithen an eine ganz allmähliche Höherentwicklung bei allen weiteren in erdgeschichtlich jeweilig jüngeren Epochen aufgefundenen Steinwerkzeugen zeigt, bis schließlich hin zu unserer modernen Werkzeugindustrie. — —

Schalkserke

Schnurren

Von Georg Queri

Der Wirt von Ziedersloh

Da is amal a Fremder nach Ziedersloh kemma und is beim Wirt eikehrt, hat sich was z' Essen gebn lassn und a schöns Flascherl Wei dazua; und hot sih schö ohbampft und brav dudlt, und grad gschmeckt hat's eahm.

Alli Baurn ham zuagschaugt und es hat eahna 's Wasser im Mäui zsammzogn, weil's dem Fremdn gar aso gschmeckt hat.

Da Wirt hat eahm schoh aa hübsch neidih zuagschaugt. Und hat alli Augenblick gfragt: „Geht Eahna ebber ebbs ab?"

Und wia da Wirt aso gfragt hat, da hat also der fremdi Herr 's erstimal a Salz und an Pfeffer verlangt — guat, da Wirt bringt's eahm.

's zwoatmal, da braucht er an Senft — guat, bringt eahm da Wirt halt an Senft.

(„Alba der macht Enk Ansprüch!" hat a zu dee Baurn gsagt. Hoamlicherweis, versteht sih).

's drittmal will er an Essih und an Oel ham — guat, der Wirt bringt's eahm aa.

Und schaug: d' Litanei is noh net gar; Zahnstecherln braucht er aa noh!

„'s recht," hat da Wirt gsagt, „is recht!" Aber dees hätt der fremdi Herr schoh raushörn könna, daß 's eahm gar net recht is.

Und bringt eahm also dee Zahnstecherln.

Mei Liaber, da ham s' aber so giftih umigschaugt auf den Fremden, da Wirt und seini Baurn! Nirn is eahna auskemma, was er tuat und was er macht.

Der nimmt also a Zahnstecherl, schiabt's zwischn d' Zähn und schmeißt's nacha an Bodn.

Nimmt dees zwoat, braucht's und furt damit.

Nimmt dees dritt, und hast es net gsehgn, is 's schoh wieder weggfeuert.

(Und hat da Wirt ertri ziemlich laut gsagt: „Jetz hat er fei schoh Nummera drei!").

Und schaug: er nimmt des viert aa noh. Nummera vieri! hat a Wirt g'jammert, Nummera vieri!

Jetzt dees fünft — da ham aber de Baurn aa schö laut mittoh beim Zähln. „Nummera fünfi!" ham s' alli mitananda gschrian.

Jetz gibt's halt dem Fremdn doh an Riß im Gnack! Er draht sih um, schaugt sih seini Leut oh und moant, er möcht wissn, was los waar?

Da is aber dem Wirt der Gift beim Hals außakomma. „Was los is?" hat er gsagt und hat ganz zittert, „da müassn Sie noh fragn? Wann Sie so a Sau san, dees is los! Daß Sie meini Zahnstecherln an Erdbodn werfa, dees is los! Gleih teana Se s' wieder schö hi, wo Se s' hergnomma ham!"

„Moana S' vielleicht, mir Bauernleut möge s' net, dee Zahnstecherln?" hat der Graabschuaster noh dreigebn, „da san S' aber am Holzweg!"

Siehgst es: dees hat gholfa. Der fremdi Herr hat sich net gmuckt und hat seini Zahnstecherln wieder schö sauber ins Büxerl neitoh. Aber gschaugt hat er groß und kloa.

Geht halt nix übern Wirt voh Ziedersloh und sei Schneid!

Die Reis' nach Venedig

erzählt der Schuster Pauli so:

„Ah was, Venedig! Wann ih von Venedig hör, dann grauſt's mir aber schon ganz. Ih bin z' Venedig hint gwesn und da ham s' ein Hochwasser ghabt, ein mordsmäßige. Mit die Schifferl hast durch die Straßn fahrn müassn. Und drei Täg bin ih z' Venedig hint gwesn und 's Wasser is net gfalln. Oes steigts ja mir an Buckl nauf, ös Italiener, hab ih gsagt. Und bin auf und hoam.

So erzählt der Schuster Pauli von Venedig.

Zahnweh

Das vergeht schon, das Zahnweh, sagt der Bader Prechtl.

Da nimmst ein Maul voll ganz kaltes Wasser. Am besten ist das Wasser, das nach einem Gewitter aus dem Trauffaß geschöpft ist.

Nimmst also von dem ein Maul voll.

Dann nimmst einen Bund dürres Reisig und drei Arme voll Holz; einen Arm voll fichtenes, zwei Arm voll buchenes.

Nimmst also drei Arme voll Holz.

Dann schiebst die drei Arme voll in deinen Ofen. Nimmst ein Schwefelhölzl und zündst das Holz an.

Heizst also deinen Ofen.

Dann legst nach und legst nach, bis die Herdplatte glüht. Bis sie also glüht.

Dann tust die Hosen runter und legst sie auf die Bank.

Auf die Bank also.

Dann tust das Hemd runter und legst es auf die Bank zu der Hosen.

Das Hemd also zu der Hosen.

Und dann setzt dich auf die Herdplatten. Tust deine Joppe hoch heben, daß sie nit verbrennt.

Setzst dich also auf die Herdplatten.

Und jetzt wartst, bis das Wasser in deinem Maul anfangt zu sieden. Wartst also.

Und wann dann das Wasser sied't, dann vergeht's Zahnweh.

Siehe Wegweiser.

Autorenspiegel

Hans Reiser

Hans Reiser, in München geboren, ist jetzt 24 Jahre alt. Abgesehen von einem lyrisch-epischen Gedicht „Der Freund", das schon vor sechs Jahren bei E. W. Bonsels u. Co., München, erschien und vereinzelte Partien voll von den Naturtönen einer holden Schwermut und eines ungewollten Tiefsinns enthält, trat er bisher noch nicht an die Oeffentlichkeit. Seine danach entstandenen Gedichte, von denen hier zum ersten Male Proben gedruckt werden, sind der Zahl nach spärlich, aber ihrem Gehalt nach ein reicher und unmittelbarer Ausdruck seines Ringens. Inzwischen arbeitet Reiser an einem Drama und einem Roman, die viel versprechen.

Reiser kommt „von unten her", aus Not und Armut, er hat in Fabriken gearbeitet und auf Kontoren gesessen und schließlich das schmale Auskommen, das er hier hatte, preisgegeben, um der Kunst leben zu können; aber die Lockungen der ungewohnten Freiheit und die äußere und innere Not hindern ihn oft genug, die beglückende Marter des Schaffens und ihre schwere Verantwortung auf sich zu nehmen.

Das Ich setzt sich bei Reiser zusammen aus einer Urwüchsigkeit voll dumpf verhaltener Leidenschaft und einem fortgeschrittenen Wissen und Erkennen, worin jene sich teils leidend, teils selbstgefällig bespiegelt. Wenn er mit Hilfe der Erkenntnis seine sinnenstarke Natur dazu zwingt, einem Shakespeare und einem Hebbel in der Form nachzueifern oder sich in der abgewogenen und geklärten Prosa Boccaccios oder Kellers zu geben, so hat er damit für seine Person etwas Ungeheures geleistet, aber nicht so sehr für die Welt, die darin neben vielem Eigenen vielleicht noch viel mehr einen Abglanz sehen wird. Will Reiser Größeres geben als eine persönliche Bewältigung vorhandener Geistesgüter — und wie leicht bleibt der Autodidakt hierin stecken! — so muß er sich den Weg ins Leben öffnen, selbst wenn dies nur unter Demütigungen möglich ist. Schließlich entscheidet doch nur die große Leistung, die mit Freiheit und Billigkeit das Ich ins Allgemeine ein- und unterordnet. Erreicht sie Reiser, so hat er dadurch jedes Unrecht, das Welt und Schicksal ihm antat, aufgehoben und versöhnt. Das entbindet uns allerdings nicht davon, ihm zu helfen nach allen Kräften.

Oder wollen wir unsere Werdenden immer noch übersehen und dadurch darben lassen?

Hans Brandenburg.

Wegweiser der Lese

Frauen im Dienste des Volkswohls

Von Rosalie Schoenflies

IV

Im Laufe der letzten Jahre wurde in Kiel ein Verband für weibliche Vormundschaft gegründet, dem eine seit langem bestehende Organisation gleicher Art in Berlin zum Vorbilde diente.

Im Frühjahr 1911 gestaltete der Verein Mutterschutz-München seine Werbearbeit für Gewinnung von Frauen zu Vormundschaften zu einer besonderen Abteilung aus.

Der katholische Fürsorgeverein für Frauen, Mädchen und Kinder, der über ganz Deutschland verbreitet ist, sieht ebenfalls eine seiner wichtigsten Aufgaben in der Erstellung guter weiblicher Vormünder. Und außerhalb aller dieser Vereinigungen sind zahlreiche Vormünderinnen in vielen deutschen Städten tätig.

Die Vormünderin bekleidet ehrenamtlich eine öffentlich rechtliche Stellung. Ihr liegt die Vertretung der Rechtsansprüche ihres Mündels ob, sie verwaltet sein Vermögen, bei der Vollwaise ersetzt sie die Eltern, gegenüber dem unehelichen Kinde teilt sie die persönliche Fürsorge für dasselbe mit dessen Mutter.

Vielleicht ist nirgends der Wandel in der Wertung der Frau für öffentliche Tätigkeit so augenfällig wie auf dem Gebiete der Vormundschaft. Nach altem deutschen Recht, wie nach dem gegen Ende des Mittelalters in Deutschland eingeführten römischen Recht blieb die Frau lebenslang ein unmündiges Wesen, das zuerst unter der „Munt" ihres Vaters, dann unter der ihres Gatten oder eines anderen männlichen Verwandten, sogar ihres Sohnes stand und das niemals selbst handels- und verfügungsfähig wurde.

Im Verlaufe der uns näher liegenden Jahrhunderte lockerte sich die Strenge dieser Bestimmungen allmählich. Aber noch bis in das 19. Jahrhundert hinein galt in mehreren deutschen Staaten das Gesetz, das der Frau die Verfügung über ihr eigenes Vermögen versagte, und der Vater- und Gattenlosen einen Kurator gesellte, der dieses Recht für sie auszuüben hatte.

Die Wandlung brachte das bürgerliche Gesetzbuch. Seit dem Jahre 1900 wird die Frau nicht nur voll verfügungsfähig für ihre eigenen Angelegenheiten, sondern auch fähig und würdig erachtet, als Vormünderin öffentliche Rechtsgeschäfte und verantwortliche Fürsorge für andere zu übernehmen.

So enthusiastisch wurde diese Neuerung von ihren Freunden in der Reichstagskommission vertreten, daß sie „von der allgemeinen Zulassung der Frauen selbst eine Neubelebung der Vormundschaft" erwarteten. Und gewiß war es eine richtige Voraussetzung, daß die Frau durch ihre natürlichen mütterlichen Instinkte und durch ihre Begabung für Pflege und Erziehung für die Aufgaben der Vormundschaft besonders geeignet sei.

Und wenn in neuerer Zeit vielfach die berufliche Vormundschaft eines städtischen Beamten an Stelle der Einzelvormundschaft oder ergänzend neben der letzteren besteht, so ist dadurch die Mitwirkung der Frau in keiner Weise entbehrlich geworden. Denn entweder arbeitet sie neben dem Berufsvormunde als selbständige Vormünderin weiter oder sie übernimmt als Organ der Berufsvormundschaft die pflegerischen und erziehlichen Aufgaben des Amtes.

Es ist ein Dienst an der Zukunft unseres Volkes, den Hunderte und Hunderte von Frauen auf dem Arbeitsfelde der Vormundschaft leisten.

Ueberall regt sich Bildung und Streben

Von Walter Aßmus

In Nummer 37 des vorigen Jahrgangs habe ich hier über Kinderlesezimmer gesprochen, und Stimmen, die vor einer Überschätzung des Lesens warnen und für Bewegungsspiele eintreten, angeführt. Die Befürchtungen aber, die teilweise namentlich bei der Begründung von Kinderlesezimmern laut wurden, die Jugend könne dadurch allzusehr „verschmöckern", können jetzt als unbegründet zurückgewiesen werden. Es hat sich fast überall gezeigt, und der Bericht der Kinderlesehalle in Lübeck hebt das besonders hervor, daß der Besuch sehr stark zurückgeht, sowie Schnee liegt, die Eisbahn eröffnet ist, oder schönes Frühlingswetter lockt. Unsere gesunde Jugend tobt sich lieber im Freien aus, kehrt dann aber bei schlechtem Wetter gerne zur Lesehalle zurück. In Lennep bleibt die Lesehalle an schönen Tagen überhaupt geschlossen, auch öffnen die meisten Kinderlesezimmer ihre Pforten nur im Winterhalbjahr, während sie im Sommer schließen, damit die Kinder sich im Freien tummeln, und nicht zu viel in der Stube sitzen. Dagegen sind die Kinderlesezimmer der Bernhard Kahn-Volkslesehalle in Mannheim auch im Sommer geöffnet, doch können hier auch die Kinder im Freien lesen auf einem schönen schattigen mit Anlagen versehenen Hofe. Eine Einrichtung, um die die Mannheimer Kinderlesezimmer gewiß vielfach beneidet werden.

Erfreulicherweise scheinen sich die Kommunen neuerdings etwas mehr um ihre Pflichten den Volksbildungs-Bestrebungen gegenüber zu besinnen. So ist vor kurzem die Stadt Eickel im rheinisch-westfälischen Industriebezirk dem Beispiel Altonas und Stettins gefolgt und hat einstimmig die Gründung und den Betrieb eines Gemeinde-Kinematographen-Theaters beschlossen. Mit Volksunterhaltungsabenden in eigener Regie hat die Stadt Neukölln aber seit längerer Zeit gute Erfahrungen gemacht. Das für 1912/13 aufgestellte Programm sei zur Nachahmung für andere Städte hier wiedergegeben. Es sind hiernach 20 Veranstaltungen in Aussicht genommen und zwar: Lichtbildervortrag „Vom Eisenerz bis zur Eisenbahnschiene", „Beethovens Jugend", (5 Doppelstunden mit musikalischen Erläuterungen. Hörgebühr 3 Mark.) „Beethovens 9. Symphonie", Vortrag mit musikalischen Erläuterungen. „9. Symphonie von Beethoven" (2malige Aufführung), „Hygiene der Frau" (6 Doppelstunden, Hörgebühr 1 Mk.), „Kammermusikabend", „Einführung in die Kammermusik" (4 Abende), „Volks-Symphoniekonzert", Lichtbildervortrag: „Eine Mittelmeerfahrt", Experimental-Vortrag „Die elektrische Eigenschaft des Seleus", „Preußens Erhebung gegen die Napoleonische Fremdherrschaft" (10 Vorträge, Hörgebühr 2 Mark), „Heiterer Abend", Lichtbildervortrag „Bilder aus der deutschen Kriegsmarine", „Volks-Symphoniekonzert". Also ein sehr reichhaltiges und gut gewähltes Programm. Der Eintrittspreis schwankt zwischen 30 und 50 Pf., bei einigen Lichtbildervorträgen ist der Eintritt kostenfrei. Außerdem finden im Neuköllner Stadttheater im Winterhalbjahr zwölf Volksvorstellungen zu besonders ermäßigten Eintrittspreisen statt (25—85 Pfennig).

Schwerer als es bei den meisten Bildungsvereinen schon der Fall ist, läßt sich die Tätigkeit des Hamburger Volksheim in Zahlen zum Ausdruck bringen. Seinem neuen Jahresbericht 1911/12 schickt das Volksheim einige interessante Aufsätze über Volksheimarbeit und Staatsbürgertum voraus. Die Jugendarbeit umfaßte ca. 1700 organisierte Jugendliche, zu denen noch die losen Verbindungen mit etwa 250 Jugendlichen hinzukommen, hierfür waren rund 115 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen tätig. Von den Volksheimjugendvereinen zählten die der Kinder 681, die der Lehrlinge 346, die Bünde der jüngeren und älteren Mädchen 424, die Gehilfenvereine 219 Mitglieder. Die Kindergruppen umfassen das Alter zwischen 8 und 14 Jahren, die Lehrlingsvereine und jüngeren Mädchenbünde finden ihre Altersgrenze im 17. bis 18., die Gehilfenvereine im 22. bis 24. Jahre. Für diese Jugendvereinigungen fanden an „besonderen Veranstaltungen" statt: 18 Elternabende, 132 Ausflüge und Besichtigungen, 420 Vorträge und 59 sonstige Veranstaltungen. Für Erwachsene waren sieben Vereine vorhanden: Die Vereinigung für soziale Fürsorge in Rotenburgsort, die sich zunächst ausschließlich mit der Einführung und Schulung ihrer Mitglieder im Gebiete der Fürsorge an straffälligen Jugendlichen beschäftigte, die Altgehilfengruppe Hammerbrock, der naturwissen-

schaftliche Klub, der 26 Vorträge und 6 Besichtigungen veranstaltete, der volkswirtschaftliche Klub, der 20 Sitzungen abhielt, der Frauenverein Rotenburgsort, der Lokomotivführerverein und der Verein der Volksheimfreunde. An Gruppen, das sind losere Vereinigung von Männern und Frauen, die bestimmt abgegrenzte Interessen pflegen wollen, ohne sich vereinsmäßig zu binden, waren vorhanden: Die Kunstpflegegruppe, die Fortbildungsgruppe für Erwachsene, die Kurse in Deutsch, Rechnen, Stenographie und Buchführung veranstaltete, sowie eine Gruppe für Ausflüge von Erwachsenen. Es wurden 22 öffentliche Vortragsabende veranstaltet, die Sonntagsunterhaltungen in Barmbeck hatten einen Durchschnittsbesuch von 202, die in Rotenburgsort einen solchen von 297 Personen aufzuweisen. Die Tätigkeit der Rechtsauskunftsstellen erfuhr wiederum eine Steigerung, so stieg die Zahl der beratenen selbständigen Rechtsangelegenheiten von 7021 und 7659. Seit Oktober 1911 ist in Rotenburgsort eine Verkaufsstelle von guten und billigen Büchern eingerichtet, die ein Lager von etwa 1000 Büchern und Schriften enthält. Sie wird sowohl von den Gruppen als auch von der außenstehenden Bevölkerung des Stadtteils benutzt. Leider ist die finanzielle Lage nach wie vor wenig erfreulich. Gelang es auch das Defizit des Voranschlages von 7500 durch einmalige Zuwendungen auf 5000 Mk. herabzudrücken, so schließt der neue Voranschlag wieder mit einem Defizit von 9800 Mk. ab. Das ist um so betrübender, als das Hamburger Volksheim eine einzigartige, vorbildliche individuelle sozialpädagogische Arbeit leistet, die jede nur mögliche Unterstützung verdient.

Zwei Kinderbücher von Heinr. Scharrelmann

Ich habe diese beiden Bücher absichtlich nicht in der zusammenfassenden Besprechung der um Weihnachten erschienenen Jugendschriften genannt, weil sie eine ganz besondere beachtenswerte Erscheinung sind.

Heinrich Scharrelmann, ein moderner Pädagoge, wie wir uns deren viele wünschen könnten, vertritt das Prinzip, daß wir Jugendschriften brauchen, die ganz bewußt nur dem Kinde dienen, die nicht literarisch sein wollen, sondern nur schlicht und einfach sich dem Verständnis des Kindes und seiner Empfindungswelt anpassen. Er kam zu dieser Erkenntnis auf dem natürlichsten Wege: er las alles, was er schrieb, zuerst Kindern vor und beobachtete den Eindruck. — Ich kann aus eigner Erfahrung jedem Jugendschriftsteller dieses Experiment empfehlen, man kommt dabei zu seltsamen Erkenntnissen. Geschichten, von denen man unbedingte Wirkung erwartete, gehen eindruckslos an den Kindern vorüber, andre wieder finden den größten Beifall. Es ist ein heillos kritisches Auditorium und es ist mir erst jüngst wieder passiert, als ich meinen Mädeln im Hort aus einem hochgelobten modernen Märchenbuch vorlas, daß ich mir die Gesichter ansah und — beschämt das Buch zuklappte. „Ach, Fräulein", schrien sie wie befreit, „erzählen Sie uns lieber, wie Sie klein waren!" —

Aus dem Streben nach größter Schlichtheit und Anpassung an das kindliche Auffassungsvermögen ist das prächtige Buch „Berni, ein kleiner Junge", geb. 1.30 Mk., entstanden. „Was er sah und hörte, als er noch nicht zur Schule ging." — Was immer in den Gesichtskreis eines kleinen Stadtkindes aus dem Volke tritt, das bringt dieses Büchlein in einer Sprache und Darstellung, die bei aller Kindlichkeit so frisch und plastisch ist, daß man das Buch sehr wohl ein kleines Kunstwerk in seiner Art nennen kann. Nicht der Erwachsene läßt sich belehrend oder belustigt von seiner Höhe zum Kinde herab, der kleine Berni und alles, was ihm begegnet, wird im Gegenteil sehr ernst genommen, so wie Kinder in all ihrem Tun genommen werden sollen. Sehr hübsch und munter sind die farbigen Illustrationen von Paul Helms.

Ein anderes Buch von Heinrich Scharrelmann: „Heute und vor Zeiten", geb. 2 Mk., bringt Geschichten, die dem Kinde an irgend einem häuslichen Gebrauchsgegenstand: einem Messer, einem Leuchter, das es bisher gedankenlos zur Hand nahm, das Wunder seines Ursprungs und seine Entwicklung zeigen will. Oder es spinnt an einen Antiquitätenladen an und erzählt „Von eisernen Kleidern", von Turnieren und Rittern. Oder die Feuerwehr kommt, und von dem exakten heutigen Löschbetrieb schweift die Geschichte zurück zu einem großen Brande vor hundert Jahren und wie es damals zuging. — Ich hatte beim Lesen die Empfindung: so erzählt ein Vater beim Spazierengehen wohl seinen Kindern, und das ist das Beste, was man von einem Jugendbuch sagen kann. Auch dieses Bändchen, das Kinder vom zehnten Jahre an verstehen können, hat Paul Helm hübsch illustriert. Beide Bücher sind im Verlag von Alfred Janssen, Hamburg, erschienen.

Clara Hepner.

*

Die Lese steht auf dem Standpunkt, daß die Leser, auch die Jugend, für voll genommen werden sollen und daß ihnen ganze Dichtung geboten werde, weil diese durch anderen als erklärbaren Gedankengehalt ihren eigentlichen Segen entfaltet. Darum ist eine Einstellung solcher Versuche in den Rahmen deutscher Jugenddichtung nötig. Die eigentliche Jugend*dichtung* wird nach Storms Weisung vorgehen müssen: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du *nicht* für die Jugend schreiben." Es ist direkt Not in Deutschland, daß wieder Jugenddichtungen entstehen, die für die Kinderwelt ein gut Teil unauflösbarer Rätsel enthalten. Dichter wie Falke, Gerhart Hauptmann machen in ihren Ullsteinbüchern viel zu viel Zugeständnisse; man darf sogar sagen, daß sie das Problem der Jugenddichtung gar nicht gepackt haben, sondern ausgewichen sind und es sich zu leicht gemacht haben.

Jugendpoesie ist die edelste Form der Jugendschrift, die für den Feiertag. Daneben braucht unsere Zeit als Ergänzung Jugendschriften, in denen nicht mit der Verstandestätigkeit der Schule, sondern mit andern Mitteln Jugend erweckt wird. Hier gibt es alle Variationen, von der flachen vorkäuenden didaktischen Schrift bis zum kindlichen Geplapper der Altersmundartleute. Hier liegt der Wert Scharrelmanns, daß er das Kind doch als voll nimmt und neue Töne der gegenseitigen Verständigung sucht.

Die Frage liegt aber noch viel schwieriger. Ich weiß z. B., daß eine Jugenddichterin, die wirklich poetische Märchen schreibt, die von den Alten herkommen und doch die moderne Welt wieder mit Märchenpoesie auffüllen — daß diese verstummt ist, weil die Wirkung bei den Kindern beim Vorlesen versagte. Als ob es darauf ankäme; als ob es möglich wäre, poetische Dinge, die heute entstehen und geheime Vorzüge haben, gleich in Wirkungen umzusetzen. Jedes gehaltvolle Kunstwerk braucht Zeit, um ins Volk zu sinken. Das Märchen erst recht; es muß Patina bekommen. Es braucht gar nicht in dem edlen Schreibstil, in dem es entstanden ist, mitgeteilt zu werden. Es soll aber rezitativ geschrieben sein und darf mit Abweichungen und Ausschmückungen und mit Übertragungen in die Kindersprache erzählt werden. Daneben muß es bestehen bleiben in edler Druckform. Die Grimmschen Märchen sind teils diesen, teils den entgegengesetzten Weg gegangen. Sie waren zum Teil vulgäre Volksmärchen, die durch die Sammler zu edler Form hinauf geklärt wurden; teils Kunstmärchen, die durch vieles Erzählen umgemodelt, nur noch einen Rest ursprünglicher Schönheit haben. (Genau so ist es mit den Volksliedern.) Fast sämtliche modernen Märchenbücher dagegen haben die Bearbeitung durch den Volksmund noch nicht erfahren. Die Zeit wird sie in der Weise sichten, daß sie die papierenen sondert von denen, die wert sind, erzählt zu werden. Im Übrigen werden gute Märchen selten von kleinen Kindern zu dem Zwecke gelesen, zu dem unsere braven Jugendschriftstellerinnen sie schreiben; sie werden meist erst in späteren Jahren richtig genossen.

Der Herausgeber.

Kinderbücher von Gustav Falke

In Ergänzung zu unserer Falke-Lese (Nr. 2) möchten wir auf die Kinderbücher Gustav Falkes noch besonders hinweisen.

Er hat nicht nur zu Bildern von O. Speckter reizvolle Kindergedichte gemacht, so im „Katzenbuch“ und im „Vogelbuch“, die hohe Auflagen erreicht haben, sondern auch seine Dichtungen „Der gestiefelte Kater“ in elf Gesängen, die Märchenkomödie „Putzi“ und die Märchen und Satiren „Aus Muckimacks Reich“ sind zum Teil wertvolle Jugenddichtungen. Außerdem schrieb er direkt für die Kinderwelt: „Das Schützenfest“, mit Bildern von P. Hey, „Drei gute Kameraden“, Erzählung für die Jugend, „Klaus Bärlappe“, Erzählung für die Jugend und „Herr Henning oder die Tönniesfresser von Hildesheim“, geschichtliche Erzählung. Letztere, im Verlag von Alfred Hahn in Leipzig erschienen, zeichnet sich durch Bilder von Benno Eggert aus, die das übliche Niveau weit überragen. Endlich bei Ullsteins Jugendbüchern „Die neidischen Schwestern“. Mit Jakob Loewenberg gab er die Anthologie für die Jugend heraus: „Steht auf ihr lieben Kinderlein“.

Die Schnurren von Georg Queri

sind dem Bayrischen Kalender auf das Jahr 1913 entnommen, der zum Preise von zwei Mark im Verlage von R. Piper & Co. in München erschienen ist. Queris Kalender gibt Ernst und Scherz, Praktisches, Volkstümliches und Kulturgeschichtliches zu einem ausdrucksvollen Ganzen vereinigt. Und wenn man konstatiert, daß Queri einer der besten Kenner bayrischen Volkstums ist, liegt in diesem Wort zugleich das beste Lob, das man seinem Kalender mitgeben kann. Der Inhalt ist vielseitig. Außer dem im guten Sinne mit volkstümlichen Humor gewürzten Neujahrsgruß finden wir Wetterregeln, Lieder, die jeden Freund des Volksgesangs erfreuen, die meisten mit Noten; Schnurren, Anekdoten, einen recht zeitgemäßen Artikel über Aberglauben und eine belehrende Abhandlung über Holzschnitzkunst. Den Beschluß machen zehn lustige Schnadahüpferl. Die zahlreichen Bilder von Paul Neu vereinen Realismus mit Situationshumor in glücklicher Art und bilden die einzig mögliche Ergänzung des Querischen Textes.

Eine Weltausstellung des Buchhandels

wird sich 1914 in Leipzig zu Füßen des neuen Völkerschlachtdenkmals erheben. Das Programm dieser buchgewerblichen Ausstellung sieht drei große Hauptgruppen vor: 1. Das gesamte Buchgewerbe einschließlich Photographie; 2. die graphische Kunst und 3. alle hiermit verwandten Gewerbe und Hilfszweige. Ferner ist eine Einteilung in 16 Untergruppen vorgesehen, die ihrerseits wieder 63 Klassen umfassen. Das Ausstellungsgebäude umfaßt eine Fläche von 400 000 Geviertmetern. Zum erstenmal wird sich der Welt die geistigste aller Industrien darstellen, wie das Buchhändler-Börsenblatt sehr treffend bemerkt. Man kann sich nichts Anschaulicheres denken, als eine Vorführung, die an praktischen Beispielen zeigt, wie oft etwa ein Titel, ein Satzbild zwischen Verleger und Druckerei und Buchkünstler hin und her wandern muß, bis sie die Gestalt angenommen haben, die der Bücherfreund als fertiges Ergebnis dann bewundert. Jeder Kundige weiß, daß von der allgemeinen Verwahrlosung des Geschmackes die Hilfsgewerbe des Verlags stärker als irgendwelche andere ergriffen waren. Auch das mustergültige buchhändlerische Katalogwesen wird zu gebührenden Ehren kommen und selbst das Antiquariat wird eine angemessene Vertretung finden.

Gedenktafel

22. Februar 1788. In Danzig wurde der Philosoph Artur Schopenhauer geboren.

22. Februar 1903. In Wien starb der Komponist Hugo Wolf.

23. Februar 1863. In Tettenweis wurde der Maler Franz Stuck geboren.

25. Februar 1865. In Dresden starb der Dichter Otto Ludwig. Vergleiche Lese Nr. 6.

28. Februar 1812. In Norstetten wurde der Volksschriftsteller Bertold Auerbach geboren. Seine Schwarzwäldergeschichten werden heute noch viel gelesen.

Nachrichten

Die Zahl der Kinotheater in Berlin ist jetzt auf 220 gestiegen.

Ein Arndt-Museum wurde in Godesberg am Rhein gegründet.

Ein Preis von 5000 Dollar für einen modernen deutschen Original-Roman hat die „New-Yorker Staatszeitung“ ausgesetzt, um die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu fördern.

Lesepost

An R. M., Pirmasens: Wir sind ein wenig erstaunt, daß Sie aus der sozialen Note, die wir pflegen, unberechtigte Schlüsse ziehen. Als Literaturblatt haben wir mit Politik nichts zu tun. Wir dienen unserm Begriff vom deutschen Volk, ein Begriff, der weder den Parteien von der äußersten Linken, noch denen von der äußersten Rechten einseitige Zugeständnisse macht, sondern das Volk als eine viel breitere neue Einheit zu umfassen bestrebt ist, wie Sie es freilich heute bei keinem zweiten Blatt finden werden. Wir haben das Vertrauen, daß man bei strenger Nachprüfung unserer Beiträge anerkennen muß, daß wir eine ernste Sichtungsarbeit unter rein menschlich dichterischen Gesichtspunkten vornehmen. Wenn wir dann nach beiden Seiten anregend und ausgleichend wirken, so glauben wir, daß das, wenn auch heute noch nicht, so doch später einmal seinen Segen haben wird. Die Aufgabe ist im Einzelnen nur dadurch außerordentlich schwer, daß die heutigen politischen Gegensätze und weltanschaulichen Beschränktheiten, sowie gesellschaftliche Engherzigkeiten so viele verführen, alles nur von ihrem Standpunkt aus zu sehen. Es fehlt noch sehr an Weitherzigkeit und Gerechtigkeitssinn. Wie man sich im praktischen Leben nicht auseinander- sondern zusammenleben muß, so kann die Dichtkunst die Stände zusammendichten. Wenn Sie also bei uns einmal ein Arbeitergedicht lesen oder einen Beitrag für den vierten Stand, dann bedenken Sie bitte immer, daß schon etwas gewonnen ist, wenn man duldsam die Menschheit von allen Seiten ansehen lernt. Und wenn Sie auch nur das eine finden, daß es eigentlich „interessant“ ist, auch solche Stimmen zu hören, dann ist wenigstens ein Teil von dem, was wir wollen, erreicht.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 58, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Die Frauen, vom Herausgeber. — Über Hugo Wolf. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 28. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 9 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitworte

Das Leben, das wirkliche Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne, auch das Reich der Muse verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, verlangt Kräfte mit Adlersehnen und mit breiterem Schwunge der Fittiche. Aber darum möchten wir nicht und können wir nicht missen die Geister mit weicher, träumerischer, mit sanfter Bewegung der Schwingen, die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht. Wir können sie nicht entbehren, damit nicht alles sei der Drang, der Qualm, der Lärm, der Dunst, die Hitze und das Geschrei des Marktes, des Tages, damit noch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Brust.

Fr. Th. Vischer an Mörike.

Man ist nur einmal in der Welt und ist nicht darin, ihr nach dem Sinn zu reden und Häckerlinge zu schneiden. Es schafft nicht, daß der Mensch mit niedergeschlagenen Augen sitze und sich räuspere und seufze; er soll die Augen frei aufschlagen und frisch und fröhlich um sich sehen.

Matthias Claudius.

Zur Kritik der Lyrik

Von Karl Henckell

Soll eine Kritik der Lyrik schöpferisch und lebenzeugend wirken, so muß sie ihre Maßstäbe und Wertungen in erster Linie auch von der Stelle nehmen, wo der Zeiger auf die wahren Zentralkräfte alles Lebens und Geschehens deutet. Das will sagen: Der Kritiker muß als erste Vorbedingung ein eigenes, persönlich geartetes, unmittelbares Verhältnis zu den Natur- und Lebensmächten mitbringen, die in ihrer Gesamtheit und vielfältigen Fülle den Ur- und Grundgehalt aller notwendigen Kunst, also auch aller notwendigen Lyrik ausmachen. Wer lyrische Werte erfühlen will, muß zunächst lebendige Werte überhaupt erfühlen können, sonst ist er ein armer Schächer, der sich und die Welt mit Worten plagt und hat vom Worte Gottes oder des Lebens selbst keinen Hauch verspürt.

Lyrik ist von innerer Sprachmusik erfüllte Dichtung. Lyrik ohne innere Gewalt rhythmischen Zaubers ist ein Baum ohne Wurzel, ein Fluß ohne Quelle. Wir mögen von Phantasie, Gefühl, Leidenschaft, Plastik, Traumhaftigkeit, Symbolik, von der subjektivsten aller Künste und dergleichen mehr reden — haben wir es mit Lyrik zu tun, so haben wir es ganz und gar mit Dichtung zu tun, der ein tiefes, sprachmusikalisches Grundelement innewohnen muß. Sonst reißen wir sie von ihrem entwicklungsgeschichtlich, biologisch und psychologisch gegebenen Mutterboden los und hängen sie schwankend in leere Begriffsluft, wo sie vor lauter Willkürlichkeit schließlich vollkommen verschwimmt. Wo in den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, mögen sie eine Bezeichnung führen, welche sie wollen, oder welche ihnen aus anderen Normen vorwiegend zukommt, wo nur immer, sage ich, Stellen vorhanden sind, an denen die besondere Fügung der Worte unmittelbare sprachmusikalische Gesetzmäßigkeit und rhythmische Kristallisationstendenz verrät, da ist auch Lyrik. Wenn also das Epos oder das Drama irgendwie eine Verbindung mit dieser grunddichterischen Wesensart eingeht, so lebt es und wirkt es auch vermöge des lyrischen Elements. Und wenn andererseits dies lyrische Element sich handlungs- oder erzählungshafter Vorgänge bemächtigt, so bildet es eben die Formen episch-dramatischer Lyrik, die wir in allen Spielarten seit Jahrtausenden besitzen und kennen. Hüten wir uns davor, allzu schematisch vom Begriff der Lyrik zu reden und ihn von vorneherein zu den Begriffen das Dramas oder des Epos in ausschließenden Fachgegensatz zu bringen. Das zieht Ketten von toten Begrifflichkeiten nach sich, die keinen Hund vom Ofen locken, wo es sich um fruchtbare Bewertung lebensvoller dichterischer Kräfte, Bildungen und Beziehungen handelt. Es ist der Fluch des bloß Schematischen, mit dem Schemenhaften verwandt zu sein — man kann in diesem Fall nicht einmal bildlich blutsverwandt sagen; denn gerade das Blut ist es, was dem Schemen gemeinsam fehlt.

Wenn ich aber an Lyrik denke, und lasse dabei für einen Moment die lyrische Lebensflut, wie sie uns aus tausend und abertausend Dichtungen entgegenquillt, brausend und rieselnd durch meinen Sinn ziehen, so höre ich das Blut der Menschheit in Worten singen. Durch eine zwingende Verbindung von Worten wird mein inneres Gehör in dem Grade gereizt, daß ich dem so seltsam und ungewöhnlich Ausgedrückten innerlich nachhaltig lausche und den rhythmisch vermittelten Lebensgehalt meinem Wesen mit ganz besonderer Lust vermähle.

Zur Kritik der Lyrik gehört also abgesehen von einem starken und ausgedehnten Lebensgefühl, vor allem auch ein angeborenes und hochentwickeltes rhythmisches Gefühl. Wer nicht hervorragend Rhythmus im Leibe hat, soll lieber Steinklopfer werden als Kritiker von Gedichten. Es ist ihm das umsomehr anzuempfehlen, als er bei Ausübung dieses höchst ehrenwerten Berufes die beste Gelegenheit findet, mit gutem Willen sein rudimentäres rhythmisches Organ wenigstens notdürftig zu entwickeln und zu lernen, wie man pochender Weise mit dem Schlägel philosophiert. Ganz davon abgesehen, daß es beinahe einträglicher ist, — wenn man's nur nicht so hinschludert — Steine zu klopfen als Lyrik zu rezensieren. Zur Warnung für solche, die „kompetent" werden wollen!

Gedichte von Fritz Schwangart

Philosophengedichte

Philosophengedichte —
schlafloser Nächte Narrenfrüchte.

Willst du sie messen,
mußt du vom Baum der Erkenntnis essen.

Willst du sie lieben,
sei aus dem Paradiese vertrieben.

Willst du sie verstehen,
muß dir im Blute ein Funkenheer
sausend durch nächtliches Dunkel sich drehen.

Wenn die Sterne erbleichen,
werden auch dir sie zu lieblichen Leichen.

Veilchen und Mandelblüten

Vom braunen Rebgeländ späht' ich herab —,
da schimmerte um dich der fahle Sand
von tausend Veilchen. Wo des Weges Rand
im Morgenwinde flatternd rührt dein Saum,
o Wunder! deckten Blüten Baum um Baum,
und ich vergaß es: Jeder schmückt ein Grab.

Doch von der Höhe scholl der Laut
des Vogels, der in tote Klippen baut.
Lang folgt' ich ihm, ein hoffnungsarmer Tor:
„Halt fest, mein Herz, du stirbst im Morgenschein!"
Und wieder haste keuchend ich empor,
und weiß es doch, was man dort oben schaut,
ist Reisig und verfallenes Gestein.

Heimkehr

Aermer als ich ausgezogen
leg ich meinen Stab zur Erde,
keiner ist dem Narr'n gewogen,
und zerstreut ist meine Herde.
So im Dunkel tappen,
mit der eignen Kappen
schwatzend, das macht viel Beschwerde.

Reich mir deine lieben Hände,
deiner Wangen Pfirsichblüte,
wiss', mein Werben ist am Ende,
meines Lebens Brand verglühte.
Lodern auf die Flammen,
bricht mein Herz zusammen,
sieh, ich fleh' um eine letzte Güte.

Der Philosoph

Ich sitz in meinem Drahtgehäus,
ein böser Mann hat mir's gebaut,
ich wache nachts und fresse Mäus
und blicke scheu und schimpfe laut.

Du meinst, ich war ein Goldpirol
vor Zeiten — und ich sei verhext.
Gelbschnäbelein, besinn dich wohl,
eh' du den Trauervogel neckst.

Wohl trug ich einst ein Feierkleid,
doch was du meinst, das war ich nie.
Daraus macht weder Not noch Zeit
ein so ein schauderbares Vieh.

Gebet

Dem Grübler folge du nicht in die Grube nach,
wo stöhnend er der Gedanken Steine wälzt,
wo bald ihm Wahrheit glänzt wie eitel Gold
im schmalen Schacht, doch schnell mit Vergessenheit
endet sein Schürfen oder mit Irrgang.

Hoch auf zum Himmel schwebest du jung und rein,
empor zu richten in der Unsterblichen Reich
den Geist des Menschen, ewige Schönheit!

Erbarm dich meiner, der ich vom dunklen Tal
hinauf in deine strahlende Bläne schau,
im Herzen brennendes Verlangen
allein nach Schönem.

Schon sinkt die Nacht

Schon sinkt die Nacht.
Hast du gewuchert auch mit deinem Pfunde?
Nach deiner Seele lechzen schon die Hunde.
Sprich! — Diese Schlacht, ist's deine große Schlacht?

Der Tag war heiß —
und ich will schlafen; leicht kann ich dich missen,
Traum meines Lebens. In mein Sterbekissen
raun ich die Worte wohl, die keiner weiß.

Und wird mir bang,
ist's nicht, weil meine Seele soll verderben,
mein Alles einst. Mein Leiden und mein Sterben
macht mich erzittern. Ach wie währt es lang!

Siehe Autorenspiegel.

Vom Tode

Skizzen von Martha Buhlmann

Ich wanderte an einem lichten Sommermittag durch's Städtchen. Allerlei Gedanken huschten mir durch den Sinn und hatten sich doch gleich in der Mittagsschwüle verloren. Halb unbewußt nahm ich alles um mich her in mich auf.

Durch die winkligen, bucklig gepflasterten Straßen ging ich, an den altvertrauten Läden und Häusern vorbei, aus denen Gerüche — nach Mittagbrot, Konditorei, Schlächterladen — ineinanderfloßen.

Ich wanderte so vor mich hin.

— Plötzlich machte mich etwas aufblicken — vielleicht der Flug eines Vogels? Oder der Duft von Blumen?

Blumen waren da um ein dunkles Haustor gewunden. Ein etwas plumper, aber gutgemeinter Kranz hing durch die Mitte herab; darinnen stand: „Willkommen das junge Paar!"

— Eine Hochzeit. — Ich lächelte und blickte mit wacheren Augen über die Schwelle, die zwei zum Glück führen sollte.

Da sah ich ihn.

Im dunkeln Hausflur stand — ein wenig trauergebückt — sinnend der Tod — und wartete.

Einen bunt blühenden Kranz voll Schönheit und Süße hielt er in den toten, wachsweißen Händen.

Einen Augenblick stockte mein Fuß. — Schnell sah ich um mich, ob Sonne und Bäume noch lebten auf unserer Erde. — Und wieder blickte ich in das dunkle, bekränzte Tor.

Er stand wartend und lächelte, da er Kinder vorüberspielen sah.

*

Ich schlief. Da träumte mir, ich träte in lichterfüllte, geschmückte Räume. Alle waren gedrängt voll von Menschen. Ruhig schritt ich durch das Gewimmel und kam an einen Tisch, um den sich viel sonderbare Gestalten reihten.

Der Größte unter ihnen stand auf. — Ich wußte sofort, wer es war und erkannte ihn doch erst ganz, als er auf mich zu kam.

Einen Mantel hatte er lose umgeworfen, und tief beschattete ein Schlapphut sein Antlitz.

Einen Augenblick sahen Schreck und Todesangst aus meinen Augen; aber wie im Fluge zog es mir durch den Sinn, daß ich ihn ja schon oft gesehen hatte: Im Herbst über die Erde schreitend — alle Blätter machte er leuchten in Schönheit und Farbe, — liebe Freunde nahm er an der Hand und führte sie nach einem friedlosen Leben in den seligsten Frieden. — Viel anderes noch trieb in meinen drängenden Gedanken.

Er aber, der Tod, trat nahe an mich heran, reichte mir die Hand, — ein warmer Strom ging durch meinen Körper — er sah mir so freundesmild, vatergütig in die Augen; es war wie ein tiefes Erbarmen über mein törichtes Erschrecken darin.

Halblaut sprach er mit weicher Stimme:

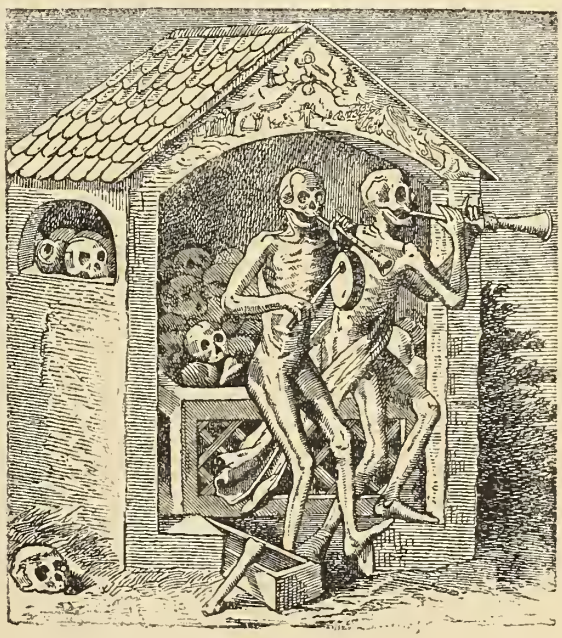
„Sage du es den Menschen: Ich bin nicht wild. Die Erfüllung all ihrer Sehnsucht bin ich. Nicht fürchten sollen sie mich; ich gebe ihnen ja das Beste, was Gott zu vergeben hat — vielleicht ist es zu groß für sie. Ihre Seelen müssen noch wachsen."

Er sah mich ernsthaft an und schwieg.

Dann ging er.

Und mich nahm das Leben wieder.

* * *



O Mensch betracht
hie die Figur,
und nicht veracht
all Kreatur.
Die nimmt der Tod,
gleichwie die Blum
früh und spot
im Feld zergoht.

Aus Merians Totentanz.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

8. Fortsetzung.

Die tödlichen Blitze pflegen aus dem blauen Himmel zu fallen, und oft bricht eine Wolke, die allein in der Höhe zieht, harmlos und ruhig, kaum so dunkel, daß über unser Stübchen ein leises Dämmern kommt, oft bricht diese stille Wolke plötzlich los, der Sturm springt mit der Wildheit eines Löwen auf, der in der Glut geschlafen, und in wenigen Augenblicken hat der schreckliche Guß einen Strich blühenden Landes in eine Einöde verwandelt.

Ein so schnelles Wetter hatte die Seele Maries verheert, und von der ganzen Welt ihrer blühenden Hoffnung war nichts geblieben als ein dumpfes Gefühl.

Zuletzt kam sie zu der Überzeugung, Gott habe ihr diese Prüfung gesendet, und beschloß als gläubige Katholikin, Sonntag zu den heiligen Sakramenten zu gehen und nach der Kommunion um Erleuchtung zu beten.

Sie wußte, daß in diesem heiligen Augenblicke der Ewige oft unmittelbar zu der reinen Menschenseele redet. Niemand sah sie in der Frühe des Sonntags davongehen.

Es war ganz finster in der Kirche. Eine kalte Moderluft erfüllte das niedrige Schiff, das in der Dunkelheit wie eine geräumige Höhle aussah. Da und dort saßen Beter zusammengesunken vor ihren kleinen Wachslichtern.

Der Altar lag noch ganz finster, dumpf glomm das ewige Licht durch das rote Ampelglas.

Marie ward es schläfrig und schwer, und wie betäubt sank sie in eine Bank und vergrub das Gesicht in die Hände.

Als jemand in der Kirche laut hustete, stand sie auf und ging, als sei sie gerufen worden, nach der Sakristei wo die Beichtstühle standen. Auf der Schwelle begegnete ihr der Kirchvater, der vorsichtig ein Kerzenstümpfchen trug, dessen Licht er mit der Hand schützte. Sie trat zur Seite, und er hob erstaunt sein friedliches Greisenangesicht zu ihr empor. Mit einer stechenden Bewegung seiner freien Hand deutete er auf den nächsten Beichtstuhl und flüsterte:

„Hochwürden kommt glei!"

Dann trug er mit langsam-würdigen Schritten seine hohe Gestalt in das Dunkel der Kirche.

Marie achtete kaum auf die beiden Meßknaben, die hinter der geöffneten Doppeltür eines Schrankes sich die weißen Chorhemdchen überwarfen, trat vor das Gitter des Beichtstuhles und begann eifrig aus ihrem Buch zu beten. Während sie so hingebend Wort um Wort las: von der Schlechtigkeit der Menschennatur, ihrer Ohnmacht und Sündengier, Kreuz um Kreuz schlug, war es ihr, als seien die Sätze ein monotoner Luftzug, der mit leerem Schall ihre Seele betäubte. Ihr Inneres ward eine Dämmerung.

Und sie mußte doch andachtsvoll beten, um von Gott eine glückliche Wendung ihrer Not zu erlangen.

Sie schloß das Buch, wie um sich von der dumpfen Macht dieser Blätter zu retten, sah traurig zu Boden und bemühte sich, das Beichtgebet zusammenzubringen. „Ich armer, sündiger Mensch..." murmelte sie in einem fort und kam nicht weiter.

Im Schiff der Kirche klangen weiche, lange Schritte auf. Der alte Bauer, der zur Ehre Gottes Kirchvaterdienste verrichtete, machte ihr ein Zeichen mit seinen eisgrauen großen Augenbrauen und sah dann scheu durch die Tür der Sakristei.

Wie ein siedender Wasserstrahl ergoß sich die Angst in Mariens Körper. Er kommt, dachte sie, und stotternd rang sie um das Gebet.

Die Schritte hielten vor dem Altar.

Gleich darauf erschien Pfarrer Langer eilig und unvermutet in der Kerzenzelle der Sakristei und hielt ohne weiteres neben dem Greis, der ihm die heiligen Gewänder überlegen sollte.

Der alte Bauer hob seine Hand über das Ohr, strich behutsam an den weißen Haaren hin, die dort in die Form einer Schnecke gedreht waren, und flüsterte, es sei noch wer da. Ohne zu antworten, griff Langer unwirsch selbst nach dem Humerale, um dem Alten damit anzudeuten, daß dazu jetzt nicht Zeit sei.

„Sie wern, Hochwirden, es is nämlich eene Magd, aus Steendorf wie mr scheint. Sie mechten woll," redete der Kirchvater unterdrückt.

„So!" antwortete der Pfarrer und drehte sich nach ihr um. Er erkannte ihre Schönheit und dachte: aha, das is auch wieder eine solche. Dann legte er die Stola um.

Marie kniete vor das Gitter und wandte dem Priester ihr Gesicht zu.

Nachdem Langer eine Weile mit auf die Brust gesunkenem Kopfe dagesessen hatte, als bete er, richtete er sich auf und bezeichnete Marie unter Murmeln mit einem großen Kreuz.

„Ich armer, sündiger Mensch..." begann das erschrockene Mädchen, und weil sie das Gebet durchaus nicht konnte, stieß sie tuschelnd die Luft durch die Nase im Rhythmus der Worte, die ihr entfallen waren.

Als sie zu Ende war und mit dem Sündenbekenntnis beginnen wollte, wozu sie tief Atem holte, ermahnte sie Langer mit schneidender Sanftmut:

„Sprich lauter!"

Marie fühlte das Mißtrauen in dieser Aufforderung und zitternd begann sie mit dem Bekenntnis ihrer Schuld. Je weiter sie damit kam, desto zwingender empfand sie, der Pfarrer müsse glauben, sie verheimliche ihm Schweres, wenn sie nur das erforschte Uebel beichte. Sie erinnerte sich auch, daß

kein Mensch den Zustand seiner Seele kenne. Es war ihr plötzlich, als könne sie vielleicht alle Sünden begangen haben, von denen sie je in einem Beichtspiegel gelesen hatte.

Nach kurzem Zögern, während dessen Langer sie mit einem harten Blick gestreift hatte, bekannte sie alle Menschenschwäche, deren ihr Gedächtnis nur habhaft werden konnte, als ihre eigenen Fehler, um sich das Erbarmen des Priesters und die Gnade Gottes zu verdienen.

Erschöpft hielt sie endlich inne und sah flehend auf den Pfarrer, der vor Zorn ganz blaß war und sie von der Seite ansah.

„Hmhm," machte er dann. „Sind das alle Sünden?" Marie nickte.

Langer richtete sich auf, als sollte er ersticken und schluckte gewaltsam. „Das sechste Gebot!" sprach er dann mit krampfhafter Weichheit.

Marie erkannte die Verachtung auf seinem Gesichte und dachte: es ist alles verloren, ich muß eis Wasser.

„Das sechste Gebot. Wie heißt das sechste Gebot?" frug Langer wieder bebend. „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben," antwortete er endlich und sagte es in ihr bleiches Gesicht wie eine Anklage. „Wie alt ist er? — Du wirst dich doch nicht so weit vergessen haben, ein Kind zu verführen?! Antworte! Wie oft seid ihr sträflich zusammengekommen?"

Aber er bekam keine Antwort. Marie hatte den Kopf gesenkt, und der Atem seines Mundes bewegte nur die blonden Haare, die durch das Gitter quollen. Es war, als gehe ein Glanz von ihrem schuldlosen Haupte aus.

„An deinen Haaren hat dich der Teufel in den Pfuhl der Lust geschleift," fuhr er fort. „Nun verhärtete er dein Herz mit der Scham, die du ihm so leicht hingabst."

Marie hob das Gesicht und sah eine Weile starr in sein Gesicht.

„Herr Pfarrer," flüsterte sie dann, „ich bin unglücklich. Das is alleene. Sonst is nischt wahr."

Ihr Atem streifte seine Wange gleich dem Brodem kochenden Wassers.

„Also verfallen bist du?" sprach er endlich kalt, weil er glaubte, sie habe sich schuldig bekannt. „Wie lange trägst du die Frucht der Sünde? ich meine, wie lange du es fühlst!?"

Maries Gesicht war auf die Brust gesunken. Ihre Haare zitterten von den Schlägen ihres Herzens. Als er in maßloser Erregung diese beiden Fragen an sie richtete, hörte er etwas fallen und sah gleich darauf ihre Hände krampfhaft in die Gitterstäbe greifen.

Aber er kannte diese „Hurenmenscher" und ließ sich von ihnen keine Komödie mehr vormachen. Er redete Marie nun ins Gewissen, wie er es bei Gefallenen gewohnt war. Er vergaß, daß er im Beichtstuhl sitze.

Der Kirchvater drängte die Ministranten in die Kirche. Bald erfüllte Langers Stimme die Sakristei. Er spie aus, nannte sie Dirne, verhieß ihr ein verfluchtes Leben, eine gepeinigte Ewigkeit und warf ihr endlich die Absolution verächtlich wie einen Brocken zu. Sie hing wie ohnmächtig mit ihren Händen an dem Gitter des Beichtstuhls und rührte sich auch nicht, als der Pfarrer mit lauten Schritten zur Messe in die Kirche hinausging. Nur beim Schall des Eingangsgeläuts zuckte sie zusammen.

Der Kirchvater hatte, der Gewohnheit gemäß, Langer bis an die Tür der Sakristei begleitet.

Dann kehrte er zurück und sah nach Marie. Die kniete jetzt in aufrechter Steifheit da und schaute unverwandt in den leeren Beichtstuhl.

Er hustete einigemal, um sie zum Verlassen der Sakristei zu bewegen.

Marie begann, mit beiden Händen das Gitter abzutasten.

Voll Mitleid trat er hinzu und sagte liebreich: „Mädla! Du, Mädla!"

Sie wandte ihm das Gesicht zu und blieb in der knieenden Stellung, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Komm och un gieh etze nei! Horch, de orgeln schon," sprach er dringender.

Da erhob sich Marie, lehnte sich an die Mauer und starrte verstört den Greis an.

„Gell, er hat mich nicht losgesprochen?" frug sie regungslos.

„Ach freilich. Er begehts bloß immer aso. Laß gut sein, s hat auch noch een Herrgott, und der nimmts verleicht nich aso nette. Komm och, Mädla, komm du!" Zitternd griff er an seine Haarschnecke und reichte ihr das Gebetbuch vom Boden herauf.

Wie gegen einen Berg schritt Marie in der Kirche hin auf ihren Platz zu; die Klänge der Orgel brausten um ihre Ohren gleich einem Toben, die Bankköpfe verschwanden immer mehr unter ihr, nun reichten sie ihr nur noch bis an die Knie. Mit hastigem Griff erhaschte sie einen und kam glücklich fallend auf einen Sitz.

Die Beter vor ihr fuhren herum und sahen sie mißbilligend an. Marie hatte keine Empfindung dafür. Eine tote Kapsel lag um ihr Herz, und alles Aeußere war weit fort von ihr, ganz belanglos. Der Gesang schwoll an und erstarb, der Geistliche und die Ministranten drehten sich beim Kerzenscheine zum Schall einer Klingel vor dem Altar maskenhaft hin und her, die roten Lichtpünktchen vor den Betern schienen die Bänke auf und nieder zu hüpfen, und wenn der Kantor vom Chore herabsang, dann verschwand aller Schein und es war eine menschenlaute Nacht um sie, die mit der Gleichgültigkeit einer Verurteilten alles bemerkte und immerfort dachte: „der Pfarrer!" drohend und anklagend.

Auf den Schall der Glocke erhoben sich viele der Gläubigen vorsichtig in ihrer Bank und wanderten der Kommunionbank zu. Marie, noch immer zweifelnd, ob sie der Absolution teilhaftig geworden

sei, stand gleichwohl auch auf, ergriff mit der Rechten das Gebetbuch wie einen wurffertigen Stein, und im Bewußtsein ihrer Reinheit war sie entschlossen, dem Priester den Leib des Herrn, wenn es nicht anders sein konnte, mit Gewalt zu entreißen. Gefaßt, mit festgeschlossenem Munde, trat sie an den Tisch des Herrn und neigte ihren Kopf über das weiße Linnen, das Gebetbuch krampfhaft mit den Händen umklammernd. Der Geistliche näherte sich ihr langsam von der rechten Seite.

„Corpus domini nostri Jesus Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam, Amen," murmelte er und legte die Hostie in den Mund der Kommunikanten, die sofort nach Empfang des Geheimnisses den Kopf tief auf die Bank neigten.

Das Herz pochte ihr zum Zerspringen.

„Herr Gott, erbarme Dich meiner!" flehte sie in einem fort.

Nun war Langer bei ihr.

Unnatürlich weit reckte sie den Hals auf und streckte wie lechzend ihre Zunge aus.

Die Augen glommen in starrem Glanz. Ihr Gesicht war scharf und verlangend wie das eines Hungrigen. Der Geistliche dämpfte seine Stimme, wie um den Segen der Worte abzuschwächen, und reichte ihr die Hostie.

Sofort schloß Marie den Mund über der heiligen Speise. Kaum verneigte sie sich. Die Zähne aufeinander gepreßt, ohne zu atmen, eilte sie auf ihren Platz zurück und vergrub das Gesicht in die Hände.

Die Hostie klebte an ihrem Gaumen fest, sie schien anzuschwellen, und je heftiger sie schlang, desto mehr verengerte sich der Hals.

Marie erinnerte sich an den Sünder, der, an dem Leib des Herrn erstickt, wie von einem unsichtbaren Streiche gefällt, hingeschlagen war.

„Lieber, lieber Herr Jesus," betete sie und stieß endlich in Verzweiflung die Hostie mit dem Finger hinunter.

Nach wenigen Augenblicken ergoß sich Wärme in ihren Leib. Die Seele ward schimmend, wie verlendes Licht floß das Blut in ihren Adern, ihr Herz sang. Die Augen geschlossen, die Wangen glühend in Verzückung, lag sie da und genoß das Wunder der Menschwerdung Gottes in ihrem Körper.

Lange schon schwieg die Orgel. Die Kirche war leer geworden. Nur in einer verborgenen Ecke hockte ein altes Weiblein und buchstabierte halblaut aus ihrem Gebetbuch.

Marie war es, als gingen, leise streichend, lange Gewänder weit, weit über ihr hin und obwohl sie die Augen bedeckt hielt, sah sie alles.

Die Heiligen traten aus dem Rahmen und wandelten durch die Gänge, ihre langen Locken hoben sich bei jedem Schritt.

Plötzlich ward es ganz, ganz still. Ueber die Leiber der Heiligen in den Gängen kam ein Bann und alle standen starr. Alle blassen Stirnen kehrten sich horchend in die Höhe. Und ferneher, aus unendlichen Regionen, kam ein Raunen und ward immer deutlicher.

Der Herr naht. — —

Wie von zögernden Winden getragen, hörte sie seine Stimme. Sie war alt und halb erloschen von den Jahrtausenden.

„Gehe hin und folge ihm nach," sprach es über sie hin.

Sie ward wie gelähmt von diesen Worten. Ein Brausen entstand vor ihren Ohren und verlor sich in den Höhen. — —

Als sie endlich ihr Gesicht zu erheben wagte, lag das graue Licht des Morgens in den Wölbungen der Kirche. Es war leer und dumpf wie immer. An nichts erkannte sie, daß der Herr durch diesen Raum gegangen sei.

Der heilige Johannes schrieb eifrig in sein Buch und lächelte dazu, während ein schwarzer Vogel zu seinen Füßen die Augen verdrehte. Dieser Heilige hatte die Hände über dem Unterleib gefaltet, und machte ein trauriges Gesicht, als quäle ihn dort etwas; jener suchte mit Inbrunst jemand in der Ferne und spitzte den Mund, als pfeife er.

Trostlos rang sie noch eine Weile im Gebete gegen ihre unheiligen Augen und machte sich dann betrübt auf den Heimweg.

Am Nachmittag gab sie, wie Gott es ihr befohlen, dem Klumpen das Jawort. Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

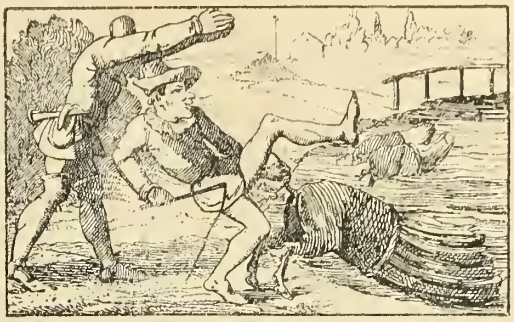
Für die Lese bearbeitet

3. Fortsetzung.

Das zweiundzwanzigste Kapitel

D. Faustus betrügt einen Roßtauscher.

Gleicherweise tat er einem betrügerischen Roßtauscher auf einem Jahrmarkt zu Pfeiffering. Denn er richtete sich ein schönes braunes herrliches Pferd zu, mit dem er auf den Jahrmarkt ritt. Er hatte viele Käufer darum. Es war aber einer darunter, der wollte den Vorzug haben und schlug alles höher drauf als die andern. Mit diesem kam Faustus um vierzig Floren überein, doch mit dieser Bedingung, er solle es nicht über eine Schwemme oder ein Wasser reiten. Der Roßtauscher saß auf und ritt davon. Indem fiel ihm ein, wie es doch der Verkäufer gemeint habe, er solle es über kein Wasser oder Schwemme reiten, wollte es also wagen und einen Versuch tun und ritt dahin. Als er nun in die Mitte des Wassers kam, da verschwand das Pferd und er saß auf einem Bündel Stroh und hätte leicht ertrinken können. In solchem Schrecken



und Zorn lief er gleich in das Wirtshaus, fand D. Faustum in der Stube auf einem Lotterbett liegen und trat ganz zorniglich zu ihm. Doctor Faustus tat, als ob er schliefe und schnarchte. Der Roßtauscher ganz rasend und zornig lief herzu, erwischt ihn bei dem Fuß und wollte ihn vom Bett herab ziehen. Da ging ihm der Schenkel aus und der Roßtauscher fiel mit dem Schenkel hinter sich in die Stube hinein, als ob ihn der Hagel niedergeschlagen hätte. Da fing D. Faustus Zeter und Mordio an zu schreien. Dem Roßtauscher wurde so angst und bang, daß er sich eilends aus dem Staub machte. Er meinte nichts anderes, als hätte er D. Faustus den Fuß ausgerissen.

Das dreiundzwanzigste Kapitel

D. Faustus verkauft fünf Säue, eine um sechs Gulden.

Einen ebenmäßigen Kontrakt praktizierte er auch mit Säuen. Denn er wurde einmal Säutreiber, rüstete sich fünf große starke gemästete Schweine zu, die so groß waren wie Bären und so gemästet, daß sie kaum gehen konnten. Die trieb er auf einen Markt.

Es stand nicht so lange an, da erschienen zwei Müller und ein Wirt, die handelten um die Schweine, daß sie die fünf Säue nehmen wollten um sechs Gulden und zahlten ihm das Geld bar dar. Faustus bat sie, sie sollten die Säue auf dem Land heimtreiben und in keine Schwemme führen. D. Faustus zog mit Freuden davon, wollte nicht mehr die Gefahr abwarten wie zuvor. Da begab es sich, daß sich die Säue im Kot wälzten und sich besudelten. Da trieben sie die Säutreiber in eine Schwemme. Alsbald verschwanden sie und es schwammen lauter Strohwische empor. Die Käufer mußten also mit Schaden dahin ziehen; denn sie wußten nicht, wie das zugegangen war, auch nicht, wo der Verkäufer zu finden war.

Fortsetzung folgt.

Aus der Jahreszeit

Die Rockenreise

Von Karl Dopf

An Wintertagen ersteht vor meinem geistigen Auge oft das wunderliche Bild meiner Jugendzeit als „Bauernbub". Das ganze Jahr hindurch freut sich der ländliche Arbeiter auf die Winterszeit, während deren er sich von der schweren Arbeitslast der Sommermonate ausrasten kann. In solcher Zeit tritt uns selbst in den kleinsten Dörfern manches schöne Bild der Volkspoesie und volkstümliche Feierabend-Kurzweil entgegen.

Von dem, was den feinsten Reiz des oberösterreichischen Heimatsbildes ausmacht, entfällt ein großer Teil auf die Schätze alter Volksbräuche. Wer diese kennt, weiß auch, wieviel Gold reinen Gemütes in denselben verborgen liegt. So feiern zur Winterszeit die Dorfbewohner im Tale die „Lichtmeßwoche" und finden sich zusammen in der „Rockenreise".

Ich will nun versuchen, eine solche „Rockenreise" in ihrem natürlichen Schmucke zu schildern. Die Bauernfamilien haben das Mittagsmahl bereits eingenommen, und der Bauer sitzt mit seiner Familie in der Stube. Kein Wort wird gesprochen, nur das lustige Surren der Spinnräder und das Schnalzen der Haspel, auf der eine Magd das gesponnene Garn aufwickelt, ist zu vernehmen, dazu das Ticken der Kastenuhr mit ihren großen Gewichtern. Im großen, grünen Kachelofen prasselt ein lebhaftes Feuer.

Während die Bäurin und die „Menscher" an den langen Bänken sitzen und fleißig die Spinnräder treten, stopft der Bauer seine silberbeschlagene Pfeife und machts sich auf der breiten Ofenbank bequem. Auf einmal knarrt die Haustür und herein kommen die Nachbarinnen mit ihren Mägden. Jede hat Spinnrad und Rocken bei sich, sie kommen in die „Rockenreise".

Schon wieder kommt jemand. Es sind die Nachbarn mit ihren Knechten. Sie haben eine zeitlang „Eis gschossen" und suchen nun von der Kälte vertrieben, die warme Stube auf. Im Vorhause legen sie die Holzschuhe ab, treten in Socken ein und setzen sich um den großen Tisch. Der Sohn des Hauses bringt ein Kartenspiel und jeder muß beim „Bauernfangen" mittun. Das dauert aber nicht lange, man stopft die Pfeifen wieder frisch und beginnt Geschichten zu erzählen.

Die Hausfrau hat unterdessen einen grünen Krug mit Most — dem Nationaltrunk der Oberösterreicher

— gefüllt und legt den Laib Brot auf den Tisch. „Schneid's euch ab und trinkts" sagt sie. Obwohl jeder beteuert, weder Hunger noch Durst zu haben, so wird doch dem Brot und dem Most trefflich zugesprochen. „A Bissa Brot schad nix," sagen sie, während jeder ein anständiges „Trumm" hinunterwürgt und die grusligen Räuber- und Gespenstergeschichten weiter erzählt werden. Auf vieles Drängen der Jüngeren erzählt der Bauer seine Abenteuer aus dem Feldzug nach Bosnien; ein anderer Bauer gibt mit viel Humor einen gelungenen Pferdehandel zum besten; ein dritter, der kürzlich Gemeinderat geworden ist, spricht sehr wichtig über Gemeindepolitik und kommt, sein Thema erweiternd, sogar auf die „hohe" Politik zu sprechen.

Von dieser Diskussion nehmen die Jüngeren bald Abstand; die ewige Politisiererei gefällt ihnen nicht und so sind alle gleich dabei, wenn einer den Vorschlag macht „Wir wollen Stockschlagen". Das Stockschlagen dauert aber wieder nur so lange, bis jedem das Sitzfleisch ordentlich brennt. Die Mägde haben sich indessen längst nach Hause begeben, um die Stallarbeit zu machen. Auch die Burschen gehen heim zum Nachtmahl. Dieses besteht aus saurer Milchsuppe und Brot. Nachher kommen sie wieder zusammen zur Rockenreise. Erst jetzt beginnt der eigentliche gemütliche Teil derselben für die Spinnerinnen. Lustige Geschichten werden erzählt und Witze gemacht, daß sich jeder des eigenen Uebermutes freut und die Mädchen sich vor lauter Lachen biegen. Es wird gezankt und gescherzt, daß das Lachen kein Ende nehmen will. Aber bald erklingt eine Mundharmonika, Steirer- und Ländlerweisen, und es beginnt ein frohes Reigen. „Hallo!" sagen die Burschen, „die Winternacht ist noch lang genug zum Ausschlafen" und erst um Mitternacht nimmt der ländliche Tanz, begleitet von der wundersamen Melodie urechter „Ländergsangln", ein Ende. Bis zum Dorfbrunnen wird noch gesungen. Dann löst sich die Gesellschaft auf und bestimmt zuvor noch, bei welchem Bauern sie morgen wieder zusammenkommen.

Der Naturforscher

Es läuten die Glocken

Von Carl Ludwig Schleich

Zur Einführung

Unsere Zeit ist beherrscht von einem starken Suchen nach Erkenntnis der Natur. Ueber die rein wissenschaftlichen Forscher hinaus sind für das Volk die Geister am fruchtbarsten, die aus großem Wissen heraus auch dem Laien Mittler sein und den Empfänglichen unter ihnen durch künstlerische Form Schweres zugänglich machen können. Wenn Darwin, Haeckel auf der einen, Fechner auf der andern Seite ihre Linien vorgebaut haben, so haben Männer wie Bölsche und Wille diese weitergeführt ins Volkstum. Nun meldet sich einer, ein Arzt der Seele und des Leibes, mehr wie die andern Künstler, der wie in einem Prisma die Strahlen der Naturerkenntnis sammelt und farbig macht.

Ich möchte heute von seinem Buch sprechen, in dem Morgenröte ist von einer Zeit reinerer Begriffe, inbrünstigeren Suchens, die Morgenröte der Zeit, die vor uns aufgeht.

Wer weit und tief sehen kann, findet immer dasselbe: überall wo wir anlegen, bricht die Form. Neue Fragen, unerhörte Forderungen haben sich wie ein Weltgestirn auf unsere alte Kultur geworfen und den erloschenen Stern zerschlagen: das Glühende ist wiedergekommen. Und nur langsam taucht jetzt das Festgeformte hervor.

In diesem Buch ist viel vom neuen Glauben, vom neuen Werden, vom neuen Menschen; etwas von dem Stoff, aus dem das Kommende weiterbauen wird. In diesem Buch spricht einer, der viel um den Sinn des Lebens gelitten, der viel danach gefragt hat. Der viel in sich hineingesehen und gute Antwort gefunden hat. Der viel wissend und doch nie des Staunens satt geworden ist. Der die Gewebe aufgetrennt, in die Getriebe gelauscht hat und der Wunder voll geworden ist. Darin liegt die reinste Sendung dieses Buches: es lehrt erkennen und lehrt doch staunen; es lehrt greifen und doch gläubig sein; es lehrt feststehen hier und zeigt doch einen Weg über die Wolken hinauf in den Kosmos. Es ist eine wundervolle Reise durch Körper und Seele, durch Leben und Weiterleben. Ihr Gipfel- und Schlüsselpunkt: Ihr sollt nicht fragen: „Was ist das Leben?" — fragt: „Wie ist das Leben?"

Carl Ludwig Schleich hat in seinem Buch „Es läuten die Glocken" ein Neues an Gedankenreinheit und Form geschaffen. Sein Werk greift über seine Vorgänger hinaus, weitet größere Horizonte. Das, was das Werk bestimmt, auf das Formen und Ringen der Zeit zu wirken, ist die Fähigkeit des Autors, brennende Gedanken auszusprechen, die in aller Gehirn unbewußt sind, auf die stumme Frage vieler zu antworten. So schlägt das Werk eine Brücke vom stillen, noch ungeweckten Denken des Einzelnen über Natur und Leben in die große kosmische Ewigkeit hinein.

Schön ist in diesem Buch die Gestalt des Kindes, zu dem der Lichtgeist Aldebaran niedersteigt, um es durch Makrokosmos und Mikrokosmos schreiten zu lassen. Wunderschön das tiefe Gleichnis, das darin steckt: daß in der geraden reinen Seele des Kindes alles Wissen vom Leben, alle Sehnsucht über das Leben hinaus, aller Glaube an die Wahrheit, an den Weiterschritt der Schöpfung geborgen liegt. Schön die Gestalt des Geistes selber und seine Lehre,

daß das Unvergängliche in uns weiterbauen hilft an der Schönheit, am Wunder unserer Welt. Unvergleichlich ist es, wie Schleich uns die Wurzeln zeigt, durch die unsere modernen Errungenschaften — Telephon, Röntgenstrahlen, Optik — mit dem Blühen und Schaffen draußen in der Natur unlöslich verankert sind. Schön auch, wie der Alte von Weimar aus Kindermund die Rechtfertigung seiner wunderbaren Farbenlehre (der Lehre Newtons gegenüber) „du bist himmlisches Licht ungetrübt und weiß" vernimmt.

Die Lese ist durch freundliches Entgegenkommen des Verlags Concordia, Berlin, in der Lage, ein Kapitel aus dem Buch mit den dazu gehörigen schönen Abbildungen wiederzugeben.

Wir wünschen, daß dies Buch Vielen viel bedeuten möge; wir glauben, daß mancher, der gläubig und inbrünstig mit ihm sucht und kämpft, dadurch den Weg zu einer starken Freude am Leben finden wird — jener Freude, aus der unsere neue Zeit, an der wir alle mitschaffen, ihre beste Kraft schöpfen muß.

Krutina.

* * *

Das Geheimnis der Kugel

„Das mit der Kugel ist eine wunderliche Sache. Die ganze Natur verhüllt ihre Pläne auf das eifersüchtigste und macht sogar mancherlei Winkelzüge und Kniffe, um den größten Dieb ihrer Gedanken, den Menschen, der ihr überall auf den Fersen ist, irrezuleiten und zu täuschen. Der kommt nicht eher auf den wirklichen Zusammenhang der Dinge, als bis er das allen Gemeinsame herausgefunden hat in der unendlichen Fülle des Erscheinens. Dies überall sich Wiederholende, die Urwurzel, das letzte Gemeinsame und das immer gleiche Häufchen Asche, zu dem alles unter dem Feuer der Forschung und Zerlegung verbrennt und zusammenfällt, — das nackte Urbild der Form muß erst der großen Bildhauerin nachgedacht werden, ehe man daran gehen kann, ihre Hüllen zu verstehen, welche oft alles verdecken.

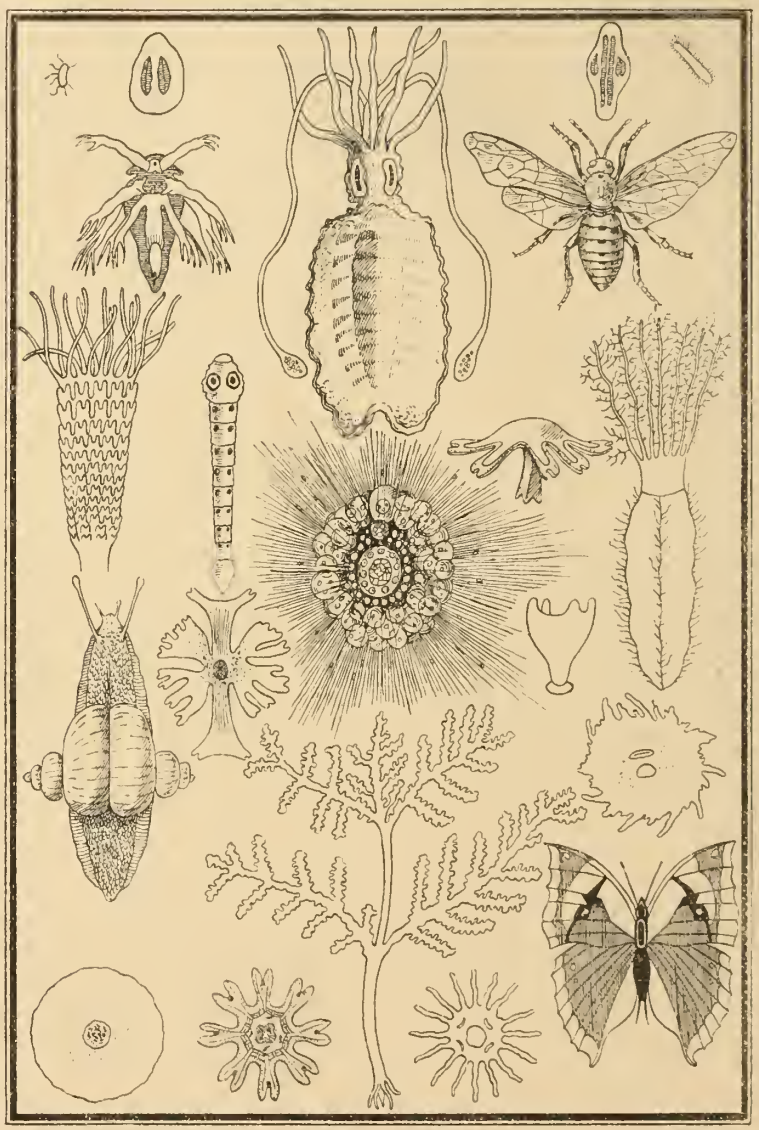
Diese Form braucht niemals wirklich bestanden zu haben, gleichsam wie ein Ururgroßvater aller Bildungen. Die Natur ist nach einem eigenen, nur in ihrer Brust geträumten Plane verfahren bei jedem ihrer Werke, von dem sie nicht lassen konnte. Die Urform der Welt und ihrer unzähligen Geschöpfe mag eine fast gleiche gewesen sein, ohne daß man die Wirklichkeit dieses Ahnen aus der Ewigkeit handgreiflich anzunehmen brauchte. Streng nur jetzt dein Köpfchen ein wenig an, ich habe dir genug gesagt; du kannst bald nun schon ein bißchen mit mir philosophieren."

„Ach! Aldebaran," sagte Else. „Ich bin nun bald sechzehn Jahre und, was du eben sagst, ist mir ganz einleuchtend. Du meinst, der liebe Gott hat sich die Sache garnicht so leicht gemacht, einmal nur einen großen Urvaterbrei zurechtzukneten und nun daraus den ganzen Ameisenhaufen des Lebens ausschlüpfen zu lassen. Sondern, er hat bei jedem neu erschaffenen Ding immer nach einem nur ihm bekannten, nirgends ganz preisgegebenen Plane gehandelt, und diesem Plan nachzuspüren und ihn mitzuempfinden bei allem Werdenden und ihn herauszufühlen bei allem Gewordenen, das ist — wie war's doch nur? —"

„— Die Künstlerschaft der Seele und des Menschenherzens höchster Rausch!" fiel Aldebaran ein. „Du hast das ganz gut behalten und oft Wiederholtes mir nachgesprochen: Der Mensch sucht mit seiner Phantasie Gott zu kopieren, wie er an seinem Bildnerherde sitzt und meiselt. Ohne diese das Tiefste begreifen wollende Phantasie werden Menschen niemals eine große Tat tun. Der Alte von Weimar — erinnerst du dich noch seiner? — der hatte ganz Recht, als er von seinen Urphänomen sprach. Er bastelte im Geiste immerfort an einer Idee für die Urform des Lebendigen herum und hat sie für die Farben und die Pflanzen ganz artig herausgeschält aus dem ungeheuren Erscheinungschaos. Da gibt es Hunderttausende von Arten nicht verwandter, als du und ein Neger, ein Gewimmel von Form und Farbe in unausdenklicher Variation, bei deren Anblick eine Ahnung vom gleichen Vorbild, von Verwandtschaft, von einem inneren Voranschauen eines gemeinsamen Grundrisses doch jeden durchrieselt, der mit Phantasie begabt ist und gern die bunten Falter seiner Gedanken um des Lebens Blütenkelche schnuppern läßt. Nun hat mein unglücklich Schwesterlein Astra dir gesagt, wie für das Reich des Kristallischen der Würfel solch ein letzter Bauplan der Natur sei, so sei es die Kugel für das Lebendige und hat es mir überlassen, dir das klar zu machen.

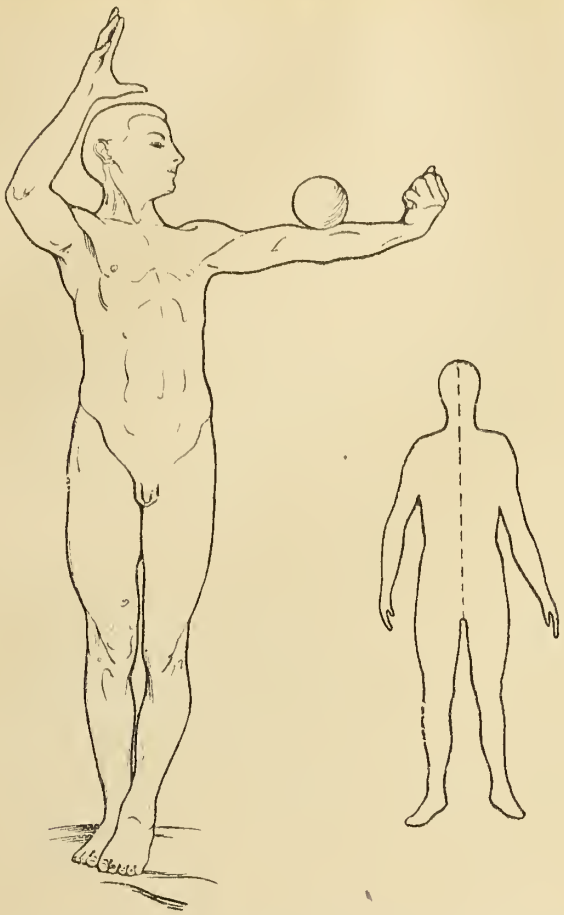
Ach, Elselein! Wie viel Menschenköpfe haben über die Lebensformen schon gegrübelt, den Kopf auf die Hand gestützt und in Folianten starrend oder träumend unterm Blätterdach, hineinlesend in die Sternenwelt mit ebensoviel Fragezeichen wie Lichter glühen am Firmament! Wie viel im Todeskampf erlöschende Blicke haben zum kalten, leeren Himmel gestarrt: „Was war dies Leben?", und niemand hat eine Antwort über die Lippen der bei diesen sterbenden Blicken erstarrenden Göttin rieseln hören. So stumm fragend wie das Kindchen in die Welt tritt, so geht der Greis zum Tor hinaus! Das fragt: „Wo bin ich?", jener fragt: „Wohin?" — und kommen und gehen — eine lange, lange Kette schlängelt sich über die Erde, sie geben ihr Fleisch und Gebein zurück wie ein geliehenes Maskenkostüm, die Seele wandert weiter und weiß nicht wozu, warum sie es getragen! Schau mich, Else, dessen Seele auch einst menschlich war, der ich vom Staube nach Leid und Freud der Erde aufgestiegen bin zu den Fluten des Lichts — ich sage dir, solange Menschen die Frage stellen „was ist das Leben und wa-

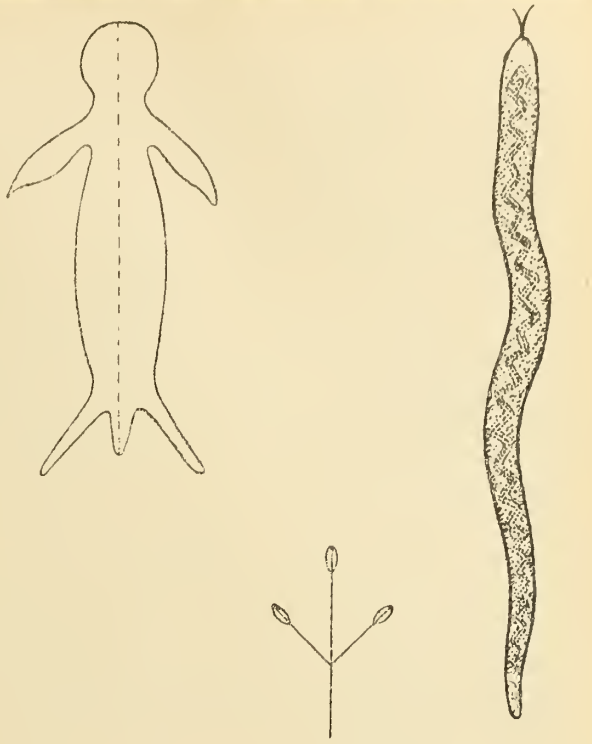
rum?", wird rings die Welt verstummen, die Vöglein singen nicht mehr, der Bäche Rauschen höret auf, sein Wanderlied zu plätschern, Wolken stehen still, farblos wird Himmelsblau und Wiesengrün! Die große Sphinx der Natur, die Züge der alten Rätseldeuterin erstarren wie zu Eis und Stahl — und sie schweigt! Willst du den Grund wissen, Else? Weil diese Frage tödlich ist!



Ich will dir das recht klar machen. Weißt du, was du für eine Antwort erhältst, wenn du fragen wolltest: „Was ist der Vogelsang?" — „Ein in gleichen Zeiten wiederholter Atmungsstoß der Zwerchfellmuskeln des Tieres, der die Luft zur Erschütterungen bewegt, welche dem Ohr als Töne vernehmbar sind."— Schlägt diese Antwort es nicht tot, das Lied der Nachtigal im Haine? — „Was ist ein Bach?" —„Ein vom Schmelzwasser der Höhen und des im Erdinnern angestauten Grundwassers gebildetes Rinnsal." — Fühlst du nicht, Else, wie diese dumpfe Antwort des Bächleins Wanderlied erstickt? — „Was ist die Wolke?" — „Kondensierter Wasserdampf der Atmosphäre." — Stellt sie nicht ihr Flockenschweben ein und stirbt an deiner Frage und löst alsogleich ihren weißen Himmelssammet schnell in ein graues Nichts auf? So ist es stets, wenn wir nach dem „Was" und „Warum" der Dinge fragen! Die Wissenschaft glaubt Antworten geben zu können, aber sie tötet leicht den Zauber; darum schau ihr immer genau auf die Finger, sie modelt langsam deine Frage um. Sie antwortet, aber mit lauter Scheinwahrheiten! Weiß sie, was Wasser ist? „Nun gut, ein Teil Feuergas, zwei Teile Wassergas." Aber was ist Wassergas? „Ein Grundelement, das nicht mehr teilbar ist." Wo ist die Grenze der Teilbarkeit? „Da, wo wir sie bis jetzt fanden: in den Ur-Teilchen." Wenn aber diese Urteilchen Riesenteilchen sind im letzten Sinne? — — Dann fällt ihr Gebäude in sich zusammen! So wollen wir solchem Manne der Tiefgründigkeit sagen, Else: „Mein Lieber, du bist ein Taschenspieler! Du hast die dir gestellte Frage nach dem „Was" der Dinge, die uns unbekannt sind; verschoben auf ein uns noch dunkleres und dir selbst unerklärbares Gebiet. Du sollst dich nicht höher stellen, weil du ein bißchen mehr in dies oder jenes Buch geguckt hast und besser mit Worten jonglieren kannst: wir stehen Aug' in Auge! Du hast, ohne daß wir es merken sollten, aus dem „Was" ein „Wie" gemacht. Nun können wir uns verständigen! Da kommen wir zusammen. Und nun, Else, was sagt unser Vöglein, das da singt im Garten, wenn wir es fragen: „Wie singst du?" Es jauchzt: „Mit aller Lust, die Gott mir gab, schmettere ich mein Lied! Mein Zünglein trillert Lockung, Preis und frohen Mut trotz aller Not meines winzigen Wesens. Ein ganzer Chor von Brüdern hallt seines fühlenden Herzchens Sonnendank!" Und wenn du fragst: „Wie bildet sich die Wolke?", so kannst du, Vieles wissend, ein melancholisches Lied singen von Tränen der Erde, die sie zur Himmelswage von Schuld und Sühne trägt.

Das ist es, Else, was ich dir klar heraussagen wollte. Die Frage, mit der wir an das Tor der Wunder pochen, ich und du, darf nicht lauten: Was ist das Leben? — es gibt keine Antwort darauf, weil sie so unmöglich wäre, als wenn ein ganz kleines Kind seine Mutter fragen wollte: „Zeig mir die Liebesbriefe, die mein Vater schrieb" — was nützte es, wenn sie sie zeigte, das Kind kann sie nicht verstehen, und doch waren die darin enthaltenen Zeichen vielleicht der letzte Grund zu seinem ersten Atemzug.





Die Frage muß lauten: „Wie ist das Leben?" — Das ist genug gefragt — und siehe, tausend Schlösser springen, viel hundert Tore weichen, und viele Wundergärten laden ein! Denn, von welcher Seite du auch herantrittst mit deiner Wunderfrage: „Wie?" — immer kreisen neue Formen und Flammenbögen, von wo aus du das dir erkennbare Spiel auch betrachtest. So mag sich ruhig unser Mann der naseweisen Frage nach dem „Was" sein Leben lang Mückenbeine oder Wespenstachel mit nach Hause nehmen, er wird, wenn er mir folgt, alle Zeit genug mit dem „Wie" zu fragen haben und vor Lust ob all der inneren Schönheit seiner geliebten Gliederchen immer wieder neu erstaunen und nicht mehr, statt bewundern, über das „Was und Warum" grübeln! Wem die Natur nicht immer neue Wunder schenkt, wenn er sich müht, ihre Weisen nachzudenken, der gleicht einem Bettler, der Stroh zerpflückt und merkt nicht, daß es goldene Spänglein sind.

So fragte Else nun: „Wie ist denn das Leben?"

„So ist's recht, meine kleine Gelehrigkeit! In diesem „Wie" steckt: Wie es sich bildete, wie's sich verhält, wie seine Wohnungen sind, wie seine Bedingungen, seine Aufgaben, seine Heimaten, seine Straßen, sein Werden und Vergehen! Und immer wieder wird für jeden Frager die Wundergärtnerin ein Füllhorn voller Antworten bereit halten. Die Frage nach seiner Form ist nur ein Teil der Frage nach dem Gesetz seines Erscheinens. In dem Bau der unendlich vielen seiner Gerüste, um die es sich laubt, der Raupenwägelchen, der Wasserschiffchen und Flattergefährte, mit denen es sich bewegt, ist schwer etwas zu finden, was diesen unendlich vielfachen Gestaltungen der Heimstätten des Lebens etwas Einheitliches gäbe! Der Kohlenstoff, ohne den es scheinbar niemals auftritt, mit dem Stickstoff, dem Schwefel-, dem Sauer-, dem Phosphor- und Wasserstoff gepaart, kann nicht das Gesetz seiner Form enthalten, denn die kommen auch vor im Reiche der Natur mit andern Genossenschaften, ohne daß eine Spur von Leben auftritt. Auch wird der Mensch gewiß einmal lernen, die meisten Rohstoffe des Lebens künstlich genau nachzubilden, und doch wird kein Leben entstehen! Es ist aber ein Gemeinsames in allem Lebendigen: da wir nach seinem Wesen nicht fragen dürfen, halten wir uns an sein Erscheinen und sein Tun. — Unsere Frage heißt: Wie sind seine tausend aber tausend Formen entstanden?

Hier, Elselein, zeichne ich dir in diesen Strandsand, der so glatt wie Piepkorns Wandtafel von den Wellen gehobelt ist, eine ganze Reihe von Tierwesen aus allen Reichen, auch solcher Kleinlebewesen wie wir sie damals in der Wunde des Knaben fanden, dann noch Weichtiere, Würmer, Insekten, Fisch[e], Schnecken, Vögel, Säugetiere und den Menschen, bunt durcheinander. (S. 138 u. 141.)

Was soll all dieses Gewirre und Geschwirre von Formen, deren jede ja nur ein Vertreter für unzählige Arten und Abänderungen einer Grundform sind? Man fühlt es deutlich heraus, daß trotz aller Verschiedenheit hier doch eine Einheit zugrunde liegt, eine innere Formenverwandtschaft. Diese Verwandtschaft aller Lebewesen ist: Ihre Teilbar-

keit in nur einer Linie, so daß rechts und links immer zwei gleiche Hälften entstehen. Lege im Geiste durch alle diese Wesen bis zum Menschen einen Axenschnitt und siehe: rechts und links ist gleich, wie der Mensch ja auch alles doppelt hat: zwei Augen, Arme, Beine, Nasenflügel, Lungen, ja auch das Herz; denn es ist ebenfalls doppelkammerig. Daß es nicht in der Mitte bei euch liegt, ist in einer mechanischen Verschiebung begründet. Die Leber hat es nach links verdrängt, während die Milz Platz machte. Der Grund dieser Teilbarkeit hat nun den Gelehrten aller Zeiten bis auf den heutigen Tag viel Kopfzerbrechen gemacht. Er liegt begraben in dem Geheimnis, daß alles Lebendige in der Kugelform wurzelt. Denke ein dem Menschen irgendwie verwandter Geist, wie unser Feuriger, der die ersten Kügelchen des Lebens aus eingefangenen Sonnenstrahlen und Staubflöckchen schuf, sähe vor sich die erschaffene Urform einer Kugel. Das erste, was er machen könnte, wäre, sie zu teilen durch einen Schnitt, sobald er sie im Künstlerbetrieb zu verändern oder zu zieren gedachte, denn Veränderung ist die Vorstufe der Zierde.

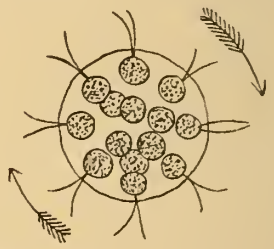
Gleich würde er merken, daß dieser Schnitt zwar zwei Hälften gibt, aber die Kugel als Ganzes zerstört habe. Er verwirft also den Plan, er vereinigt sie wieder, aber in seinem Geiste bleibt diese Scheidewand immer gezogen, es war ein tief in seiner Seele eingezogener Gedanke, der noch seine besondere Bedeutung bekommen sollte. Nun konnte er die wiedergeformte Kugel ferner beliebig verziehen, formen, kneten, einstülpen, mit Franzen und Ausläufen besetzen, lang oder gewunden ausziehen zu Stangen und Stäben, diese Stangen wieder spiralartig drehen, furchen, gliedern und dabei doch im Gedächtnis behalten, daß er sie einst durchschnitt. So behielten die Formen immer jene erste Idee der Teilbarkeit in einem größten Kreis, die in allen Lebewesen, Pflanze und Tier, im Ganzen und in den Teilen nachweisbar bleibt.

Die Formen der Kugel im Oval, im Stab, im Spiral sind leicht verständlich. Es ist das Spiel um ihre verlängerte und hochgezogene Achse. Wird ihr Umfang abgeändert, so entstehen Ausstülpungen, Fransen, Fortsätze, Astbildungen, Zwiebelschalen, Flügelbildung, Füsselung und durch alle Formentwicklung hindurch auch der Umriß eines Menschenkindes.

In diesen einfachen Strichen hast du das Geheimnis der Form der Lebewesen zugleich mit dem Rätsel der Zweiseitigkeit des Lebendigen gelöst. Des Lebens Grundform ist die Kugel, und sie ist gedacht vom Geist des Lebens, als entstanden aus zwei Hälften, die er einst selbst getrennt und wieder vereint hat. Die alten Indier haben Recht in einem ganz andern Sinne als sie dachten, mit dem Wort: „Des Menschen beide Hälften entstehen aus des Vaters Hirn und der Mutter Leib!" In dem Gedanken der wiedererreichten Kugelteilung liegt Scheidung des Stoffes in Mann und Weib zur Vereinigung.

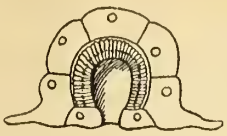
Alles Ursprüngliche war nicht kugelig. Es war quadratisch. Erst war das Chaos; in ihm entstand die Ordnung kristallisch in Form wohlgefügter Raumausnutzung im Quadrat, im Sechseck und so fort. Es gibt gasige wie flüssige und feste Kristalle. Des Schöpfers erste Idee war, starre Harmonie in den gleichmäßigen, allseitigen Druck der Masse zu schaffen. Erst als sich hier das Quadrat zum Kreis, das Würflige zur Kugel preßte und formte, entstanden jene Verdichtungen des großen Weisen von Königsberg, die die erste Bewegung im Weltall schufen, Wirbel, Drehung und Kreisung erzeugten, und der Flügelschlag des Ewigen begann. Indem es den Welten Kugeln formte, bereitete es die Idee des Lebens auf ihnen vor.

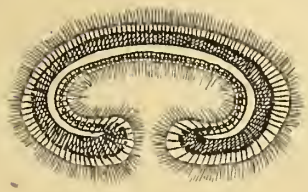
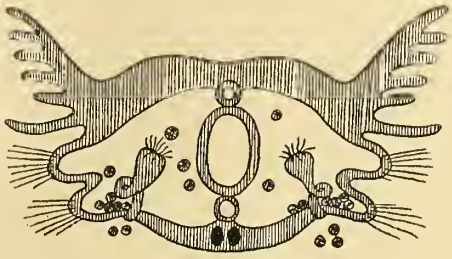
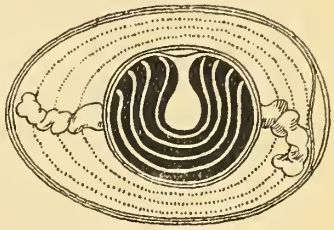
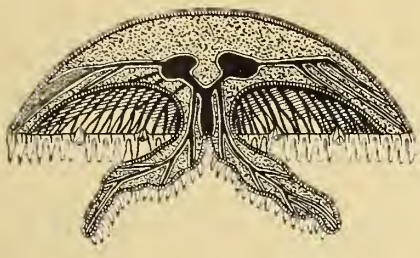
Alles frei im Raume Schwebende und tropfbar Flüssige nimmt Kugelform an. Die ersten Sterne sind Kugellinsen, die Regentropfen, das Oel in Lösung, die Seifenblase, das Samenei, die Sonne und selbst die Erde sind kugelig. Und Alles rollt um Achsen und schwingt im Gleichtakt um sich her. Und alle Form des sich freiwillig richtenden und bewegenden Lebens war anfangs rollende Kugelform auf seinem ersten Kreise, wie auf seinem Urrad laufend, wie hier bei diesem kleinen Urgebilde,

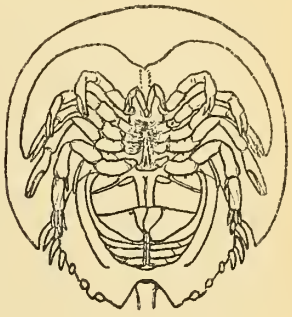


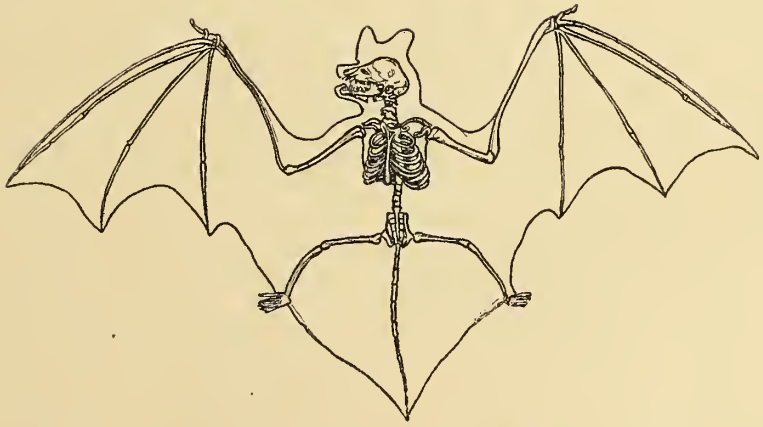
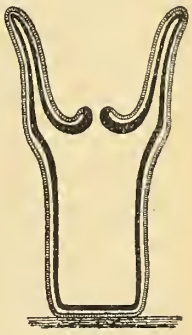
das Räderfüßchen hat und auf dem urgegebenen Radreifen läuft. Alle erdgeborenen Wesen leben unter dem Druck des Weltalles, dessen Gesamtharmonie gleichmäßig zum Mittelpunkt der Erde strebt. Alles bewegt sich, auch das festeste, doch noch im Eintakt mit dem Takt der Welt, und der Ausdruck dieses Weltallrhythmus ist die Linie in unser aller Mitte, die uns in zwei Teile teilt. Sie ist die Achse im ewig bewegten Kreise, dem Bild des Lebens. Das, liebes Elselein, wird dir noch klarer werden, wenn ich dir die Durchschnitte der einzelnen Formen zeige, aus denen dann die innere Verwandtschaft erhellt, die eine Rose immer noch mit einer Qualle behält, und der Mensch mit Molch und Schmetterling.

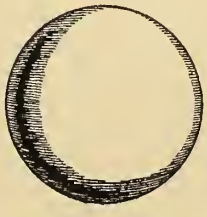
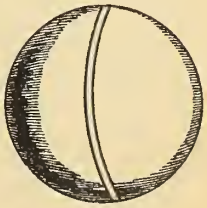
Hinter allen Formen des Lebendigen ist die Kugelform in allen ihren Variationen, Oval, Stab, Blätterung, Aestelung, Einstülpung, Gliederung, Einschnürung, Abschnürung, Ringelung usw. als Einheit und Idee zu finden. Mit ihr die einfache Teilbarkeit in zwei Hälften, die als Idee der Wiedervereinigung über allem Leben schwebt und der vielgesuchte Grund ist für die zweiseitige Symmetrie alles Lebendigen.





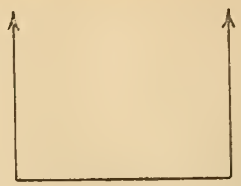



Die Achse dieses Kreises ist bei Mensch und Pflanze zum Mittelpunkt der Erde gerichtet, beim Tier fiel sie senkrecht dazu, nur etwas vom Boden gehoben durch die Gliederfüße, die diese Linie der Symmetrie tragen wie Pfeiler.

Das sagt etwas Wundersames: Die Pflanze war Leben noch ganz im Bau der kosmischen Bewegung, ihre Achsen sind in der Linie des Weltdruckes. Das Tier bewegte sich, ließ seinen Leib zur Erde fallen und klammerte sich mit allen Vieren fest an den Mutterleib, um nicht aus dem Welttakte geschleudert zu werden. Der Mensch wandte sich wieder dem Dienst der Welt zu, wurde wieder kosmisch und erhob den Leib wie die Pflanze zur Sonne.

Das gibt folgende Figur:



Was wird der Schlußstein sein? Die Ruhe, die Menschen Rückenlage, Schlaf und Tod verheißt? Oder bleibt sie in diesem Symbol der Lebensachsen frei für künftige Bewegungsmöglichkeiten, Aufstieg und Auferstehung?

Es führt immer höher, dies jauchzende Leben! Das ist unser Glaube!"

Aus „Es läuten die Glocken" von Carl Ludwig Schleich, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin W. 35. Pr. br. 8.50. Siehe Wegweiser.

Autorenspiegel

Fritz Schwangart

München ist meine Heimat. Dort bin ich 1874 als Sohn eines Goldschmiedes geboren. An Kunst habe ich viel meinem Vater zu danken, dessen produktiver Humor hochgeschätzt, dessen zartes Künstlergemüt von wenigen nur erkannt wurde. Nächst ihm hat bildend in meiner Jugend gewirkt der Aufenthalt in vielerlei Ländern und das eifrige Beobachten in der Natur. Als Student begann ich mit Medizin. Sie führte zu den Naturwissenschaften. Leidenschaftliche Neigung bestand zur Philosophie. Alles aber überwog der Hang zu dichterischem Schaffen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß mich die „Moderne" der neunziger Jahre wenigstens in der Form beeinflußte. Die tiefste Wirkung übte wohl Nietzsches ursprüngliches, unbeirrtes Meisterschaffen. Mein eigenes „Problem" aber hatte ich schon vor meinem zwanzigsten Lebensjahre: Die Anregung zum dichterischen Schaffen, die Ausübung meiner Kunst entsprang von Hause aus immer künstlerischer Erregung und der Phantasie, ein musikmäßiger Rhythmus ward mir beim Schaffen oft zuerst bewußt und übertönte zuweilen dauernd alles andere; da überkam mich — „plötzlich", „eines Tages", wie es mir heute scheint — das erschreckende Bewußtsein, daß die Darstellung von Seelenzuständen, die das Ergebnis solcher künstlerischen Schaffensart ist, der Wirklichkeit widersprechend und unwahrhaftig sei. Bei meiner überaus hohen Ehrfurcht vor der Natur und ihren wundervollen Gesetzmäßigkeiten war es mir nicht möglich, diesen Widerspruch meines Schaffens mit dem Naturgeschehen als ein Verhängnis einfach hinzunehmen. Die Wortkunst sollte, so forderte ich nun, ihr künstlerisches Material, die Menschenseele, exakt erfassen, so wie etwa die bildenden Künste das ihre, den menschlichen Körper als „Akt" oder die gesetzmäßig wechselnde Beleuchtung in einer Landschaft. Eine solche Wahrhaftigkeit verlangte ich nun von meiner Kunst und zwar für alle Fälle, gleichgiltig, ob es sich um die Schilderung von Charakteren, von Seelen„stimmungen" (als naturgesetzlich bestimmten Folgen von Zuständen), ob es sich in der Darstellung um gebundene oder freie Rede handelte.

Wer mit der Literatur jener Jahre vertraut ist, wird diese Forderung als „naturalistisch" bezeichnen. Ich muß deshalb betonen, daß mir gerade damals nichts so sehr zuwider war als der „Naturalismus" in Aeußerlichkeiten, der von vielen sorgsam gepflegt wurde (in Milieuschilderungen, konventionellen Einzelheiten), nebst der zu jener Zeit sehr beliebten Darstellung krankhafter Zustände. In alledem sah ich gewissermaßen Versuche, das wahre Problem zu verdunkeln oder zu verfälschen. — Und noch jetzt gilt mir als die tiefste Frage an die Natur für den Künstler wie für den Forscher das „was", nicht das „woher" oder „wozu", — zwei Fragen, über deren Erörterung phantasievolle Naturschilderer oft die Tatsachen selbst zu vergessen scheinen. —

Die Ueberzeugung, daß die geforderte dichterische Wahrhaftigkeit nicht zu erreichen sei, führte mich nach schmerzlichem Ringen zur Entsagung. Gegen die Forderung aber hätte sich noch mehrerlei einwenden lassen.

Die Verhältnisse förderten meine Konzentration auf die Naturwissenschaften. Ich promovierte als Zoologe und genoß in meiner Laufbahn den Vorzug, einer jungen, segenverheißenden Wissenschaft, der Pflanzenheilkunde, Bahn brechen und Wege weisen zu dürfen*). Indessen: Man wirft nicht so leicht ein lebendiges Teil seiner selbst von sich fort; darum ist auch die Mehrzahl der Gedichte, welche die Lese einer Auswahl von mir entnahm, nach den Tagen der Entsagung geschrieben.

*) Prof. Dr. Schwangart ist Leiter einer staatlichen, dem Pflanzenschutze dienenden „Zoologischen Station" in Neustadt a. d. Haardt und Hochschullehrer in Karlsruhe.

Wegweiser der Lese

Carl Ludwig Schleich

Der berühmte Berliner Chirurg, aus dessen Buch „Es läuten die Glocken" wir im Hauptteil ein Kapitel mit Einführung bringen, hat 1910 ein Buch „Von der Seele" im Verlag von S. Fischer, Berlin, erscheinen lassen, auf das wir hinweisen möchten. Das Buch enthält eine Sammlung von Essays: Über Schlaf und Traum, Seelische Hemmungen und Schmerzen, über den Rausch, das Mysterium der Ernährung, um nur einiges zu nennen. Überall wird Schleichs wunderbare Doppelnatur sichtbar: der große Wissenschaftler, der den Körper zerschneidet und durchforscht, der große Dichter, der überall im Leib die Spur des Wunders, die Seele sieht. Der Band, der 5 Mark geheftet, 6 Mark gebunden kostet, wird denen ein Weitergehen und eine Vertiefung der einzelnen Erscheinungen vermitteln, die aus Schleichs Glockenbuch sich die Freude am Kreisen des Lebens geholt haben. Krutina.

Vom deutschen Theater

Unter dieser neuen Rubrik werden wir in Zukunft jeden Monat einmal eine Übersicht über die bedeutendsten Uraufführungen an deutschen Bühnen bringen. Es kann sich dabei natürlich nicht um ausführliche kritische Würdigungen handeln, sondern nur darum, unsere Leser durch die immer stärker anschwellende Flut neuer dramatischer Erzeugnisse sicher hindurchzusteuern, sie vor der nutzlosen Lektüre unbedeutender Machwerke zu bewahren und sie beim Besuch von Theatern zu beraten. Es werden auch schlechte Stücke solcher Autoren Erwähnung finden, deren Namen eine Anziehungskraft auf das Theaterpublikum besitzen. Wir hoffen dadurch manchem unserer Leser eine Zeitvergeudung und unnütze Geldausgabe zu ersparen. Über Inszenierung und Darstellung eines Stückes wird nur dann eine Bemerkung Platz finden, wenn sie von wirklicher Bedeutung für das deutsche Theater ist. Mit der Durchführung dieser neuen Aufgabe haben wir unsern Mitarbeiter Dr. Ludwig Streit betraut, der als Theaterberichterstatter großer Tageszeitungen mit dem modernen deutschen Theaterwesen vertraut ist. Die Schriftleitung.

I.

Der erste Monat des neuen Jahres brachte eine fast unübersehbare Fülle neuer Stücke auf die deutschen Bühnen. Viele von ihnen verschwanden gar bald auf Nimmerwiedersehen, einige werden sich, dank des Namens ihrer Verfasser oder einer geschickten Mache, noch längere Zeit auf dem Spielplan erhalten, ohne es wirklich zu verdienen, und nur zwei werden den Eintagslärm überdauern und hoffentlich in den festen Bestand des deutschen Theaters aufgenommen werden. Es sind dies „Korallenkettlin"[1]) von Franz Dülberg (erste ungekürzte Aufführung am 15. Januar im Nürnberger Stadttheater) und „Andreas Hofer"[2]) von Walter Lutz (Uraufführung am 15. Januar Stuttgarter Hoftheater, großes Haus). Dülbergs „Korallenkettlin" ist im vorigen Jahre, als das inzwischen eingegangene Neue Schauspielhaus in Berlin es aufführen wollte, dem Machtspruche des zuständigen Polizeipräsidenten verfallen, der in dem Kampfe einer adeligen Frauenseele mit der ungerechten und hartherzigen Welt eine Unsittlichkeit sehen wollte und es trotz Zensurbeirat und Künstlerprotest verbot. Nachdem das Stück dann in einer nicht glücklich abgeänderten Form in Bremerhaven gespielt war, konnte es jetzt in der ursprünglichen, kraftvollen Fassung in Nürnberg gegeben werden. Dülberg findet in dieser Tragödie starke und echte Töne, die das Problem der an innerer Zwiespältigkeit zugrunde gehenden Frau zur reinen Höhe wahrer Kunst erhebt. — Walter Lutz hat es zum ersten Male verstanden, die Gestalt des Tiroler Bauernführers Andreas Hofer aus dem bengalischen Feuer patriotischer Überschwenglichkeit in die Sphäre des echten Volksdramas zu versetzen. Mit wenigen geraden Strichen zeichnet er diese derbe, kluge, starre und doch menschlich reiche Persönlichkeit und stellt sie in eine lebenswahre Umgebung, wobei er die „historische Genauigkeit" ebenso sicher zu umgehen weiß wie die sentimentale Idealisierung. — Als nicht unbedeutendes Talent stellt sich Eugen Albus dar, dessen Drama „Klein-Eisen" (Uraufführung im Münchner Neuen Verein am 8. Januar), das Problem der vaterlandslos gewordenen Juden behandelt, die trotz aller Liebe zu ihrer neuen Heimat es nicht erreichen können, als vollwertige Deutsche betrachtet zu werden. — Gustav Frenssen bringt in seinem Erstlingsdrama „Sönke Erichsen" (Uraufführung im Hamburger Thalia-Theater am 18. Jan.) das Problem der um die Heimat ringenden Menschenseele auf die Bühne. Um diesen Grundgedanken symbolisch fassen zu können, stilisiert er leicht die Gestalten der niedersächsischen Bauern, sodaß jeder von ihnen die ganze Heimat als Typus zu vertreten scheint. — In dem Industrieschauspiel „Eisen"[3]) von Walter Zierfch (Uraufführung im Münchner Residenztheater am 12. Jan.), sollten ursprünglich die sozialen Kämpfe zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum Ausdruck gebracht werden. Der Verfasser zerstört sich jedoch diesen Grundgedanken durch eine breite, durchaus konventionell behandelte Liebesepisode, die das Hauptthema überwuchert. — Im Berliner Deutschen Theater führte Eduard Stucken mit seinem neuen Werke „Astrid" (Uraufführung am 24. Jan.) uns wieder, wie schon in seinen Dramen „Lanval" und „Gawân", in die nordische Vorwelt zurück. Er versucht die Gestalten einer längst vergangenen Kulturepoche mit der leichteren und feineren Empfindung unserer Zeit auszustatten und sie so zu Symbolen eines idealen Menschentums zu gestalten. Da seine Phantasie sich jedoch gar zu schrankenlos in die Welt der Träume verliert, können wir dem Dichter auf seinem Wege oft nicht folgen. — Hermann Sudermanns neuestes Schauspiel „Der gute Ruf"[4]), das am 7. Januar gleichzeitig in Berlin und München zum ersten Mal gegeben wurde, beweist aufs Neue den scharfen Blick seines Verfassers für den dramatisch wirksamen Aufbau eines Theaterstückes. Wie in seinen früheren Werken, so beschäftigt ihn auch hier das Problem der Frau in unserem modernen Gesellschaftsleben, ohne daß er uns aber einen Ausblick auf eine ethisch wertvolle Lösung dieser Frage gewähren könnte. — Korfiz Holms dreiaktige Komödie „Marys großes Herz", die am 5. Januar im Frankfurter Neuen Theater zur Uraufführung gelangte, behandelt das seit Karin Michaelis aktuell gewordene Thema der Frau im „gefährlichen Alter". Die etwas unverhüllte Benutzung eines wirklichen Vorkommnisses versetzt jedoch das Stück, sehr zum Schaden seines künstlerischen Wertes, in die Kategorie des Schlüsselschauspiels. Ludwig Streit.

Ein gutes Wort über Zeitungslesen

Wie ein Pastor über die journalistische Arbeit urteilt und daß er auch gerecht darüber zu urteilen vermag, geht aus einer Predigt des Pastor Seidel in Grimma hervor, in der er des hundertjährigen Bestehens der Grimmaer Nachrichten gedachte. Der Pastor führte — nach dem Berliner Tageblatt — aus: „Setze dich vor deine Zeitung zu einer Auseinandersetzung. Frage sie und laß dir Antworten geben auf Fragen, die dich wirklich bewegen. Lies Fragen heraus aus ihrer bunten Berichterstattung und versuche, sie aus deinem Gemüt und deinem Gewissen zu beantworten, aus dem heraus, was du selber verstehst und in deiner Lebensschule gelernt hast. Dein Zeitungslesen sei ein Ringen deines Ichs gegen die anstürmende Welt. Hilft dir dein Zeitungsschreiber in vielen Dingen innerlich fertig werden, so danke dem Mann und achte seine Arbeit hoch. Er hat eine große Verantwortung und Verantwortlichkeit. Wie viel wird

[1]) Als Buch erschienen bei Egon Fleischel, Berlin.

[2]) Als Buch erschienen im Verlag die Lese, Stuttgart.

[3]) Im Bühnenvertrieb des Drei Masken Verlages, München 1912.

[4]) Wie alle von Sudermann bei Cotta, Berlin und Stuttgart erschienen.

von ihm gefordert; möge ihm viel gegeben sein. Aber denke nicht, er müsse dir auf jeden Fall helfen. Das kann kein Mensch. Man wirft wohl den Priestern vor, sie wollten Seelen leiten. Aber ein rechter Seelsorger in protestantischem Sinne wird wohl weiter nichts wollen, als dies: die Seele mit ihrem Gott zusammenbringen. Von der Macht der Zeitung wie der Zeit erlöst dich nur die Ewigkeit, das, was durch alle Zeiten geht."

Gedenktafel

1. März 1809. In Zelazowa Wola bei Warschau wurde der Komponist Friedrich Franz Chopin geboren.

3. März 1861. Der Zar Alexander II. hob die Leibeigenschaft in Rußland auf.

4. März 1871. An diesem Tage fanden die ersten Wahlen zum deutschen Reichstage statt.

5. März 1827. In Paris wurde der Mathematiker und Astronom Pierre S. Graf Laplace geboren. Die von ihm aufgestellte Theorie über die Entstehung des Weltgebäudes ist im Verein mit der Kants zur allgemeingültigen geworden.

6. März 1475. Geburtstag Michelangelos. Geburtsort Caprese.

Lesepost

Die neue Reklamemarke der Lese ist erschienen. Die Preise für den Bezug der Marke stellen sich wie folgt: 1 Blatt mit 8 Marken 25 Pfennig, 10 Blätter mit 80 Marken 1.20 Mk., 20 Blätter mit 160 Marken 2.00 Mk., 50 Blätter mit 400 Marken 4 Mk. Dazu 10 Pf. Porto, damit die Marken per Brief übersandt werden können, (sonst kommen sie nicht an). Postkarte an die Geschäftsstelle genügt.

R. S., Tübingen: Als Vortragskünstler von Bedeutung empfehlen wir Ihnen unser Lese-Mitglied Alfred Auerbach in Frankfurt a. M., Fichardstr. 32, Mitglied des Schauspielhauses, Lehrer an Dr. Hochs Konservatorium. Sein Repertoir umfaßt die klassischen und modernen Dichtungen lyrischer und epischer Art; auf dem heiteren Gebiet ist der schwäbische Humor seine „Spezialität"; er hat selbst Glanzstücke dafür geschrieben. Bei dieser Gelegenheit sei Auerbach Volksbildungsvereinen, Literarischen Gesellschaften usw. als Vortragskünstler warm empfohlen.

„Gerhart Hauptmann": Sie wollen unter diesem Namen Antwort auf Ihre Gedichteinsendung — wohl weil Sie diesem großen Dichter nachstreben? Doch mit 15 Jahren kann man noch kein ausgesprochenes Talent sein. Erst menschlich ausreifen! So billiges Verseschmieden macht eher eine Begabung frühzeitig kaput.

M. B., H. Freiherr Börries von Münchhausen ist am 20./3. 1874 in Hildesheim geboren und wohnt in Sahlis b. Kohren (Sachsen). Münchhausen, der einer unserer ausgezeichnetsten Balladendichter ist, hat bis jetzt sieben Gedichtbände veröffentlicht, die zum großen Teil bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen sind.

Vereinsmitteilungen

Die letzten Abende der Mannheimer Lese waren bayerischen Schriftstellern gewidmet, und zwar hatte Fräulein H. Herbert die Liebenswürdigkeit, ihre Landsleute vorzustellen. Bernhard Kellermann und Max Dauthendey, zwei Franken, waren die ersten Vertreter bayerischen Schrifttums, von deren Kunst uns Fräulein Herbert Proben gab. Kellermann hinterließ wohl den tieferen Eindruck; die Abschnitte aus seinem Roman Ingeborg, die wir hörten, sind echte Poesie und von wundervollem Stimmungsgehalt. Für die Kunst Max Dauthendeys habe ich, übrigens nicht nur ich, kein Organ; seine Poesie erscheint mir zu sehr formlos (Ohol); ich kann dieser Art Dichtung nicht gerecht werden. (Aber die Lese wird es dieses Jahr noch tun! Anm. d. Schriftltg.) Da sind mir die Vertreter des sogenannten Epigonentums, die Fräulein Herbert nach den Franken brachte, in mancher Hinsicht lieber. Die feine zarte Lyrik eines Martin Greif, die formvollendeten Gedichte Paul Heyses, Emanuel Geibels, die an Innigkeit der Empfindung so reichen Poesien Hermann Linggs und Wilhelm Hertz' haben wir über den Neutönern noch nicht vergessen. Der zweite Abend brachte die eigentlichen Vertreter der Heimatkunst, nachdem Fränlein Herbert den kraftvollen Michael Georg Conrad gewissermaßen als Nachtrag zum ersten Abend noch zu Wort kommen ließ, allerdings mit einem Beitrag, der nicht gerade die eigentliche Wesensart Conrads charakterisierte. Anna Croissant-Rust, von der wir die prächtige Geschichte vom Spalizzenseppl hörten, sodann Leopold Weber, dessen Vinzenz Haller einen feinsinnigen Beitrag zur Psychologie der werdenden Künstlerseele darstellt, endlich noch Joseph Ruederer, der Meister in der Porträtierung seiner lieben Mitbrüder und Mitschwestern: sie alle sind überaus sympathische Gestalten aus dem Reiche der bayerischen Heimatkunst, die mit Liebe und feinem Verständnis die Eigenart ihres Stammes zu charakterisieren wissen. Hans Brandenburg besang in rauschenden Versen den Grafen Zeppelin und sein Meisterwerk und suchte uns die Poesie der neuzeitlichen Errungenschaften damit darzustellen. Zum Schluß wurde der unverwüstliche Humor des Oberbayern durch zwei seiner hervorragendsten Vertreter: Ludwig Thoma und Karl Stieler zur vollen Geltung gebracht. Fräulein Herbert interpretierte ihre Stammesgenossen mit Liebe und verständnisvoller Einfühlung und erwarb sich den Dank ihres Auditoriums. E. C.

In der Heimatlichen Kunstpflege Karlsruhe sprach am 29. Februar Herr Dipl.-Ing. Arthur Valdenaire über Fr. Weinbrenner, den süddeutschen Schinkel, dessen baukünstlerischer Tätigkeit die badische Residenz ihre grundlegende Gestaltung verdankt. Im Lichtbild werden nicht nur die vorhandenen Monumental- und Privatgebäude vorgeführt, sondern auch eine Reihe bereits verschwundener, die den neueren Bedürfnissen batten Platz machen müssen, aber um ihrer schlichten Schönheit willen eine Sehnsucht nach dem Karlsruhe jener Tage im Beschaner aufleben ließen. Dr. Oestering.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Die Geleitworte. — Aus der Jahreszeit. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 10 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Er betete: „In Freude und in Pein
ein Mensch, o Vater, gönne mir zu sein.
Das Nichts-als-Tier, deck es mit Schleiern zu
und nimm mein Bessres dann zum Danke du."
Inbrünstig betet er's, die Stirn am Knie,
da hob es ihm das Haupt und flüstert: sieh!

Und wie er sah, begann ein Schleiergehn,
ein Formenweben und ein Farbenwehn,
das Wort ward Sang, das Lärmen ward Getön,
der Stoff zerrann, und aller Schein ward schön.
Sein Auge trank, — doch sehnend griff die Hand...
da war nur Bild, wo ihn gelockt ein Land.
Er brach zusammen: „Dein Geschenk bleibt tot."
So denke! rauschte ruhsam das Gebot.

Was zeigte sich? Dies Goldgeleucht war Glut,
dies Grün war Gift und dieses Rot war Blut!
Weh sang den Ton, der ihn so süß berückt,
Fluch goß das Erz, das seinen Sinn entzückt.
Was schön ihm war: an Rädereinerlei
und tausend Kolbenstößen troff's vorbei.
Sein Herz ward bange und sein Hirn ward irr,
denn nichts erfaßt' es, nichts als ein Gewirr —
Doch wie er schlug sein Haupt am Boden wund:
Hilf! klang es her aus seines Gottes Mund.

Und zögernd sucht' zur Wirrnis er den Pfad
und zagend half er am Maschinenrad.
Doch, wie ihm scheu ein Bruderwort erklang —
War das ein Gruß nicht wieder wie von Sang?
Da stampft' es aus den Rädern her ein Merk:
Bist du dabei, wird dir die Wirrnis Werk!
Der Stahl im Rad, der Stahl in eurem Blut,
Maschin' und Mensch, 's ist eines nur an Gut!
Meinst du, mit uns, den neuen Armen, braut
Gedünst die Menschheit? Kärrner du: sie baut!
Du siehst nicht was, doch fühlst du ein Entstehn,
und hilfst du mit, fühlst du dein Helfen schön,
und bist du Teil, so fühlst du alles groß —
Da reckt' er sich: „Und sterb ich — ich genoß".

Ferdinand Avenarius.

Ferdinand Avenarius
vom Herausgeber

Der Kunstwart konnte jüngst sein 25-jähriges Bestehen feiern. Dieses Jubiläum ist ein Markstein der deutschen Publizistik. Der Kunstwart ist Avenarius und Avenarius ist der Kunstwart. Es ist ganz in der Ordnung, daß bei dieser Gelegenheit der bedeutende Kulturarbeiter allenthalben gefeiert wurde. Auch wir wollen seiner gedenken.

Schauen wir dreißig Jahre zurück, da finden wir einen jungen Literaten, der Jahre lang nur ein halber Mensch ist. Der Vater leidend, er krank. Er will dienen, wird wieder krank. Und ist doch von zäher Energie. Er sitzt still, macht Verse; alles an ihm ist Sammeln, Vorbereiten. Er findet Fühlung mit der damaligen Literatur, nimmt aber selten Stellung. Wo es sich um seine ihm vertrauten Ideale handelt, temperamentvoll; wo es neuen Erscheinungen gilt, vorsichtig. Er hat seine Urteile, ganz für sich, wagt sie aber noch nicht hinauszugeben und für sie einzutreten. Es ist etwas in dem neuen Literaturgetriebe und in den damals auftauchenden Leuten, das ihn abstößt. Die Harts z. B. sind ihm zu rabiat, zu unkultiviert. Er fühlt, daß es so nicht stimmt, daß Einreißen allein nicht hilft, daß übers Ziel schießen lächerlich macht —: in ihm ist ein größeres Verantwortungsgefühl wach. Die Gesellschaft entsteht 1885, ihr Ton ist ihm zuwider; die Freie Bühne 1889, sie zwingt ihm zwar Achtung ab, aber er kommt mit ihren Absichten nicht mit.

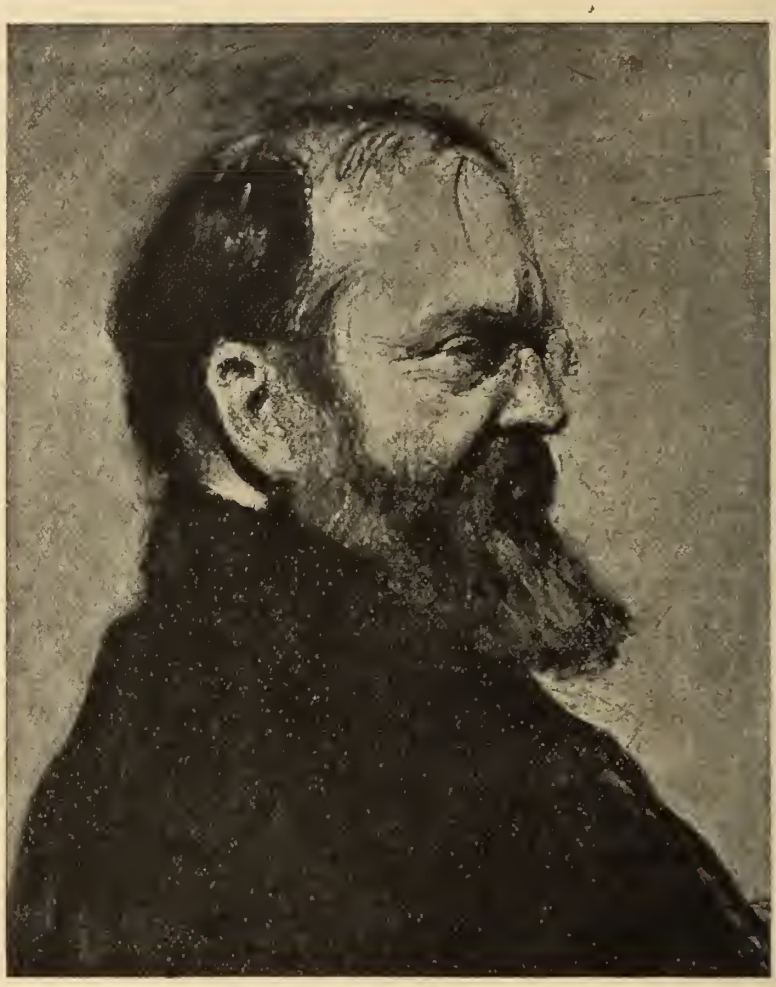
Damals schreibt er an einen Freund: Ich warte, bis meine Waffen fertig sind; ich kann vorläufig nur mitplänkeln. Das ist Avenarius.

Er bringt seine ersten Gedichte heraus, findet Anklang bei Vischer, Stieler und andern; wird bekannt; schreibt Kritiken für die Tägliche Rundschau. Begründet mit einem Vermögen von 10 000 Mark den Kunstwart (1887). Und spannt seine Freunde in seine Idee, vor seinen Namen. Das Blatt hat Jahre lang schwer zu kämpfen. Er verliert daran sein Vermögen und hat erst 300 Abonnenten. Aber er schreibt: ich habe mich in den Kunstwart verbissen. Das ist Avenarius.

Die anderen Blätter waren damals vielleicht markantere Erscheinungen; aber sie waren Vorposten, die auf dem Platze blieben. Conrads Gesellschaft ist hin; die Freie Bühne ist hin (die daraus gewordene jetzige Neue Rundschau ist andere Wege gegangen); Kirchbachs Magazin ist hin —: der Kunstwart und Avenarius sind die Einzigen,

die sich zusammen ausgewachsen haben. Fast in den Linien, die von Anfang an gezeichnet waren. Von einer Idee einer Persönlichkeit getragen und innerlich vorhergeschaut. Und der Zeit angepaßt. Und mit Aufwand von Redaktionstaktik und publizistischer Politik durchgehalten. Zehn Jahre Kampf, ehe Erfolg kam. Und dieser Erfolg erzwungen, dem Publikum abgerungen. Es liegt Charakter in diesem Leben.

Heute ist Avenarius ein literarischer Machthaber Deutschlands. Er ist für Zeiten ein Vorbild eines Herausgebers geworden. Es ist töricht von den andern, daß sie von ihm noch nicht mehr gelernt haben. Manche Revuen würden nicht so wursteln, wenn ihre Herausgeber und Redakteure klug genug wären von Avenarius zu lernen. Es ist wunderlich, daß unsere Tagespresse ihre literarischen Beilagen nicht noch viel mehr nach seinem Machtprinzip macht.



Ferdinand Avenarius.
Nach einem Gemälde von Leo Samberger.

Freilich fängt auch der Kunstwart an, langsam in die Bahn der andern zu gleiten. Mir war er lieber, als er enger und einseitiger war. Man schalt zwar über seinen lehrhaften Ton — doch lag Konsequenz darin. Damals kam nichts in das Blatt, was Avenarius nicht geprüft und abgewogen hatte, was nicht in seine Anschauung und in seine Politik paßte. Damals mußten die Autoren lange warten, bis sie berücksichtigt wurden; und manchmal wurde nur ihr Geist verarbeitet, sie selber aber wurden übergangen; aber damals preßte Avenarius aus allem und allen das, was ihm gut schien, heraus — und man darf sagen, nicht nur für sich, sondern für das deutsche Kulturwerk, das ihm vorschwebte. Er war der Papst, der das Getriebe kontrollierte, hielt und schob — aber er war ein fortschrittlicher Papst.

Er wollte die große Sichtungsarbeit vornehmen und war immer um eine Nuance praktischer als alle andern. Er wollte die werdenden Fäden zusammenknüpfen, zu positiver Kulturarbeit für seinen Begriff Kultur. Er wollte nicht nur eine Zeitschrift machen und Papier bedrucken, nicht nur einen Ruf und Namen haben in Literatenkaffees, Redaktionen und Verlagsanstalten. Ich fasse Avenarius und seinen Kunstwart anders auf: ich glaube, daß die eigentliche Arbeit hinter dem Kunstwart getan wird; ich glaube, daß, nachdem die lebensfähige Auflage erreicht ist, es ihm mehr wert ist, wenn die Volksschullehrer praktisch befolgen, was im Kunstwart theoretisch steht; wenn die Gemeinde X und das Ministerium Y gezwungen werden, das zu berücksichtigen, was er will — als wenn er heute hundert Abonnenten mehr bekommt.

Der Kunstwart ist nur der Abglanz einer Kulturarbeit, die sein Herausgeber hinter den Kulissen wirkt. Und das ist wohl das größte Zeugnis, das man in einer Zeit der Ohnmacht der öffentlichen Meinung einem Publizisten ausstellen kann. Für alle diese praktische Kulturarbeit sind auch der Dürerbund und andere Mittel nur Hilfstruppen. Als ihm eines Tages die Professur angeboten wurde, lehnte er ab, weil er sich mit der Herausgabe eines neuen Familienblattes trug, was ihm wichtiger schien. Das ist Avenarius.

Doch auch er hat seine Tragik. Den Geist, den er beschwor, ward er nicht los. Er vermochte ihn nicht zu weiten, wie der größere Umriß der weiter drängenden Zeitprobleme es verlangt. Er gehört doch ins 19. Jahrhundert. Das 20. hat größere Masseninstinkte, weitere kulturelle Horizonte, als sein Kunst- und Kulturwart zu umspannen vermag. Und für die kommenden sozialpolitischen Aufgaben und ihren literarischen Niederschlag fehlt Avenarius die Anlage. Die große übersichtliche Kritik, der Instinkt für die Zusammenhänge, etwas, was aus einer Wechselwirkung von Erdennähe und Prophetentum geboren wird, hat ihm immer ein wenig gefehlt.

Sein Werk ist ein Münsterbau aus realpolitischen Details auf mittlerer Linie. Sein großes Verdienst ist die Durchbildung des deutschen Mittelstandes. Der Fortschritt verlangt bereits breitere Kräfte. Avenarius vermag in Literatur und Kunst und andern Dingen für Dezennien vorauszuwirken; aber für das, was noch weiter trägt, fehlt ihm das Gefühl, weil er den Sinn für das Große und Ewige nicht hat. Sonst hätte er das Große in den letzten fünfundzwanzig Jahren herauszustellen vermocht, ohne Sorge und Taktik — und er hat gerade wichtige Erscheinungen zur rechten Zeit nicht sehen wollen. Und heute, wo er allein es nicht mehr bewältigen kann, beginnt der mächtige Kunst- und Kulturwart ein Konglomerat von Meinungen zu werden, bei dem man kritische Fehlgriffe, Richtung, Clique leise zu spüren anfängt.

Ueber alledem wollen wir den Lyriker Avenarius nicht vergessen, der wunderschöne Gedichte gemacht hat, die auf der goldenen Saite der guten deutschen bürgerlichen Poesie spielen.*) Auch hier hat er mit reiner Vernunft die Seitensprünge seiner dichterischen Zeitgenossen vermieden. — — —

Es kommt eine neue Zeit, eine Zeit noch strengerer Besinnlichkeit und Verantwortung, aber auch von größerer positiver Kraft. Wir dürfen heute weitherziger anerkennen als früher. Es bleibt nach wie vor das Schwerste, unbeirrt zu sein im großen Tohuwabohu; doch ist unser Sinn gestärkt für das Rechte und der Zug der Zeit verlangt nach selbstloserem Herausarbeiten des Guten. Wir können es uns in diesem Jahrhundert leisten, die Masse unten mitzunehmen und die kühnsten Köpfe oben. Und unsere Politik und Taktik wird nicht mehr darauf gerichtet sein, anders Denkende zu besiegen, sondern das uns Gemäße zu fördern, wo wir nur können.

*) Man lese: Stimmen und Bilder, neuere Gedichte. 8. Auflage. Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Ein Vierteljahrhundert Kunstwart*)

Von Ferdinand Avenarius

Fünfundzwanzig Jahre. Gründete ich den Kunstwart jetzt und sähe ebensoweit vorwärts, so käme ich auf das Jahr 1937. In Dünsten und Wolken eine Ziffer ohne Bild. Mir scheint, so kann man sich anschaulicher machen, was fünfundzwanzig Jahrgänge einer Zeitschrift bedeuten.

Ich bitte als um ein Geschenk zu diesem Tage darum, einmal, dieses eine Mal zu den Lesern von mir selber sprechen zu dürfen. Damit wir uns für das weitere Stück Weges noch besser verstehn. Der Beruf des Publizisten meiner Art bringt ja mancherlei mit sich, was der Draußenstehende kaum beachtet und was doch in sein Verhältnis zum Leser eingreift. Der echte Poet erlöst durchs Wort das, was in ihm ringt; sein letztes unbewußtes Motiv ist Befreiung für sich — das in ihm, was sich um die Erfolge kümmert, ist nicht mehr der Poet. Der Gelehrte hat sich als solcher um nichts zu kümmern, als um die Wahrheit dessen, was er schreibt; Erkennen und Verwalten der Erkenntnisse ist zweierlei. Der Publizist aber würde als Schwärmer sinnlos oder als Unterhalter subaltern arbeiten, wollte er nicht letzten Endes die Willen bewegen. Und nun spricht er immer wie für den Dialog: auf alles, was er sagt, ließe sich antworten mit ja oder nein, wenn und aber — und dennoch antwortet ihm von Tausend kaum einer, als etwa mit Zuruf oder Gruß. Die genügen, um Resonanz fühlen zu lassen, mehr wäre vom Uebel, es könnte die Sachlichkeit seiner Arbeit verwirren. Da er aber seinem Worte nicht Ton und Blick mitgeben kann, ist er Mißverständnissen noch weit mehr ausgesetzt, als wer mündlich spricht, und da er andre zum Wollen zu erregen hat, so wirrt doch jedes Mißverständnis in seine eigentliche Arbeit doppelt bedenklich. Es ist wenigen bewußt, daß die meiste Kraft des Publizisten sich im Kampf gegen Mißverständnisse aufbraucht. Auch diese persönliche Aussprache heut soll sich bemühen, sie zu mindern.

Was verstehe ich unter „Publizisten meiner Art"? Solche, die unter der Sachforderung stehn: das könnte werden, es ist gut, also versuche du es. Dem Poeten, dem Gelehrten mögen seine Erfolge zum Lebensbehagen dienlich sein, dem Publizisten nicht. Denn jeder Erfolg erweitert die Möglichkeiten zu wirken, verpflichtet ihn also dazu, bereitet neue Arbeit vor, und jede neue verpflichtet wieder. Aus den Erzeugnissen seiner Arbeit werden Organe seiner Arbeit, aus ihrer Gesamtheit wird ein Organismus, aber einer, der sich Organe angliedern kann, und also, wenn es nützliche sind, angliedern soll. Was anderswo als Einzelwesen im Kampf ums Dasein stände, wird ja hier von einem Ganzen bedient und dient ihm seinerseits, lebt also sicherer und wirkt doppelt. So gilt bei wachsenden Erfolgen von vielem: was hier nicht verwirklicht wird, unterbleibt überhaupt. Also verwirkliche von Nützlichem restlos, so viel du verwirklichen kannst! Dem Publizisten meines Schlages darf es keine andern Grenzen geben als die der sachlichen Möglichkeiten. Daran ist er zu erkennen, daß er keine Grenzen zwischen journalistischem Theoretisieren und ausführendem Handeln kennt. Jeder neue Erfolg setzt ihm härter das Gebot, zu entbehren, was er andern zu verschaffen sucht: das Sichselbergehören, entschädigt ihn aber dafür durch das Festgefühl der Erfülltheit mit Werdendem.

Wir kennen unsere eignen Talente so wenig, daß beispielsweise ich erst gegen mein vierzigstes Jahr hin die Fähigkeiten bemerkt habe, die mir als

*) Dieser Beitrag wie auch das Gedicht Zum Geleit ist dem Kunstwart entnommen.

Publizisten endlich Erfolge gaben. Das können ganz nebensächliche sein, unbeachtete Rädchen, die, zum Schnurren gebracht, den Kontakt herstellen, daß der Strom nun treibt. Ich kannte auch die Möglichkeiten noch nicht, die im Kunstwart lagen, als ich ihn gründete, und das heißt nach dem eben Gesagten: nicht die Forderungen, die er an mich stellte. Ich wollte zunächst nur gegenüber dem Spezialistentreiben der Zeit eine gemeinsame Betrachtung der Künste und wollte eine Sprechgelegenheit der Minderheiten bilden, bei denen ich die Mehrheiten der Zukunft sah. Daraus ergab sich als erste weitere Aufgabe: für ernste Kunst überhaupt ein so großes Publikum zu bilden, daß es sie tragen könnte. Und hieraus wieder: über die „Kunstwartgemeinde" hinaus den Fernerstehenden nicht nach dem Munde zu reden, trotzdem viele zu gewinnen und dann in diesem und jenem Sinn besonnen umbildend einzuwirken. Neue Aufgaben entschleierten und entwickelten sich allmählich bis zu der wichtigsten Erkenntnis: daß schon die Beschränkung auf das Künstlerische ein Spezialistentun war, beengend und doch verflachend, daß wir den Umblick von der ästhetischen Kultur zur Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten erweitern und nach Vermögen überall mitarbeiten mußten, wo der Schein log oder ein krankes Sein verriet. Wer das Wirken des Kunstwarts im Vergleich mit andern Blättern bewerten will, wäre unehrlich, wenn er nur Zeitschrift mit Zeitschrift vergliche. Er suche die zweite Zeitschrift, die nicht nur sich selbst entwickelt hat, wie aus den bescheidensten Anfängen er, die nicht nur im Buch- und Kunsthandel so breite Nachahmung fand, weil sie als möglich erwies, was man bisher für unmöglich hielt, die nicht nur so viel Einfluß gehabt hat auch da, wo man ihr gegenüber geringschätzig tat, die nicht nur an Büchern, Noten- und Bilderwerken, kleinster bis größter Art so viel allgemein Anerkanntes angeregt, aufgefunden, geformt und herausgegeben hat. Nein: die auch an gemeinnützigen Organisationen, die mit den verschiedensten Kulturmitteln arbeiten, derartiges ineinandergreifend gestaltet hat, wie der Kunstwart. Man hat auch im Auslande erklärt, daß kein zweites Kulturvolk ähnliches geschaffen habe — wer's besser weiß, nenne es! Ich kenne meinen Anteil an all dem, weiß, womit ich's bezahlt habe, habe Grund, darauf stolz zu sein, und bin's.

Jetzt haben wir einen festen Boden nicht nur zum Stehen und Umsichsehn, auch zum Graben nach Wasser und Erzadern, und zum Verankern von Antennentürmen.

„Aber wohin wollt ihr denn im neuen Vierteljahrhundert?" Meine Leser: ich sehe, wie wir zu arbeiten haben, aber den Zukunftsstaat der Kultur sieht nur, wer die Augen schließt, auf die Lider klopft und das Gegaukel von Blut und Nerv als Bilder der Außenwelt deutet — ich bin kein Charlatan. Wenn der Kunstwart, wie man oft gesagt hat, ein führendes Blatt ist, so sehe ich in ihm noch viel mehr ein suchendes. Voraussetzungslos an die Fragen zu treten, vorurteilslos an die Menschen, ob sie hüben oder drüben stehn, beide Seiten zu sehn und zehnmal zu wägen, ehe man in Wichtigem urteilt. So Erkanntes aber auch zäh immer wieder zu fördern. Das gilt's. Ich glaube, es führt nicht nur weiter als überlegentuerisches Gewitzel, sondern auch als donnerndes Auftrumpfen mit Ueberzeugungen vom Markt, weiter auch als ehrlich idealistisches Weltbildenwollen nach Konstruktionen und Träumen. Nur muß die Voraussetzungs- und Vorurteilslosigkeit konsequent bis ins Letzte gehn, sie muß, beispielsweise, den Haß selbst gegen den politischen Gegner, den „Reaktionär" oder den „Umstürzler" sich aberziehen, und zur Bundesgenossenschaft von Fall zu Fall auch mit dem Feinde bereit sein, wo es eine gemeinsame Sache gilt. Nur so lassen sich ja Kulturfragen als allgemeine Forderungen der Denkenden aus ihrer Verquickung mit Parteiprogrammen lösen. Das aber ist Vorbedingung aller Kulturpolitik. Unsre Erfolge sprechen wohl deutlicher dafür, als solche auch an dieser Stelle schon zum Ueberdruß wiederholten Worte. Für die Zeit, da ich den Kunstwart leiten darf, verspreche ich: Parteiblatt wird er nie. Auch soll er seine Leser stets dadurch ehren, daß er von ihnen annimmt: sie hielten ihn nicht nach Steckenbleiberart um dessen willen, was sie etwa Unterhaltsames an Worten, Bildern und Noten in ihm finden, sondern wegen dessen, worauf all das hinweist. Er ist nicht Selbstzweck, er ist Mittel. Unsre Zeit innerlich mitzuerleben soll er helfen. Und dadurch: mitzuarbeiten an unsrer Zeit.

Ist es besser geworden seit 1887?

Unsre damals so einsamen Wünsche werden von großen Verbänden und tausend Zeitungen gefördert, Gesetze breiten nach und nach über unsre Heimat die schützenden Hände, Bauten streuen sich wieder über sie, die anzusehen nicht schmerzt, man rodet am Unkraut, man säubert von Schmutz, wo man damals gleichgültig vorüberging, man setzt Standbilder und Tempel den Männern, denen wir abseit der andern huldigten, und Gedanken, wegen deren man uns belächelte, sind allgemein geworden, wie's Sonnenlicht. Ich wünschte allen laudatoribus temporis acti zur Kur, sie könnten acht Tage in unsrer Haut von damals herumlaufen. Die Welt jener Jahre sah anders aus, als die überzeitlichen Gipfel, die heut aus ihnen herüberschimmern, denn die sah man kaum vor den Nutzhügeln und Protzenbauten am Weg, die breit die Größen im Hintergrunde verstellten.

Deshalb wird doch nur der verkalkende Philister zum Sichbegnüger beim Heut; der frischere wird, Gott erhalt ihm das: in Philisters Augen auch heute Krittler sein. Ich meinerseits bin sogar überzeugt, daß wir „Reformatoren" von dazumal so viel Wesentliches noch gar nicht sahen, daß unsre

Reformerei an bedauerlich wenigen Stellen übers Symptomkurieren hinauskam. Eben deshalb tritt in die neue Zeit der Kunstwart als Kulturwart. Eine Fülle von Problemen erkennen wir jetzt innerhalb der großen Zusammenhänge, von denen wir innerhalb der kleinen noch nichts ahnten. Und in all den Problemen selbst wieder fühlen wir Zusammenhang, ahnen wir Einheit. Die Welt wird einfacher, die Zeit wird groß. Wenn es auch nur ein Dämmern zum Weitertasten ist, was jetzt schon über unsre Wege schimmert, so ist es doch Vorlicht vom Sonnenaufgang der Kommenden.

Wie es im Volke dichtet

XIX Gedichte von Nikolaus Schmidt

Zur Einführung

Der Dichter schreibt uns:

Ich weiß, daß viele meiner Gedichte noch der letzten Feile bedürfen und ich will auch alle noch einmal gründlich durchnehmen. Ich weiß es nur zu gut... Schrieb ich doch bis jetzt keine Zeile mit Ruhe. Immer war es ein Hasten und Rennen ums liebe Brot. Vom zwölften bis zum neunundzwanzigsten Jahre stand ich entweder an der Hobelbank oder ich trieb mich hungrig und zerissen auf der Landstraße in Spelunken und Herbergen herum, und es ist ein Wunder, daß ich nicht ganz herunterkam. So durchwanderte ich zumeist zu Fuß Oesterreich, nahezu ganz Deutschland, dann auch England und etwas Frankreich und die Schweiz. Als ich dann nach langer Wanderschaft nach Hause kam, nahm sich ein intelligenter Fabrikant meiner an und machte mich zu seinem Buchhalter und Geschäftsreisenden. Dann heiratete ich, verlor aber bald meine Stellung, wurde wieder Tischler in Berlin, kam wieder nach Hause, verlor mein erstes Weib, heiratete wieder und wurde Gastwirt, indem ich das Geschäft meines Schwiegervaters übernahm. Danach dachte ich zwei Jahre überhaupt nicht ans Schreiben. Ich wollte es ganz fahren lassen. Nur als ich arg geprellt und zugrunde gerichtet wieder ohne alles dastand, griff ich neuerdings, um mich über mein Mißgeschick hinwegzutrösten, zur Feder. Mein Brot (und das meiner zahlreichen Familie) verdiente ich als Schreiber. Da es aber gar zu karg ausfiel, erwarb ich mir ein kleines Gemischtwarengeschäft mit einem kleinen Wirtshaus, in welchem ich auch jetzt lebe. Sie können sich vorstellen, wie man inmitten von Gäste- und Kindergejohle Gedichte schreiben kann! Und doch... ich kann es eben nicht lassen...

Ich teile Ihnen all dies nur mit, damit Sie sich einen Begriff machen können, in welchem Milieu alle meine Gedichte entstanden. Es dürfte Sie vielleicht auch interessieren, daß ich gegenwärtig 38 Jahre alt bin und von katholischen Schwaben abstamme...

Und ich fühle mich noch sehr im Aufstieg begriffen. Hoffentlich mache ich in den nächsten Jahren weit Besseres...

Das Lied vom fremden Brot

Fremdes Brot in harter Zucht:
O, daß ich dich würgen mußte!
Saure Krume, spröde Kruste...
Seid mir immerdar verflucht!

Zartes Bürschlein, aufgeweckt:
Ach, wie oft mit schlaffen Sehnen
Abends in den Hobelspähnen
wie ein Toter ausgestreckt!

Zog die Karre... Welche Pein...
Striemen unter scharfem Strange,
Tränentau auf blasser Wange,
Straße aus und Straße ein...

Meister immer barsch und rauh,
nie ein freundlich Wort im Munde,
Hieb und Stöße jede Stunde
und ich Armer grün und blau...

Kameraden, scheu verpönt,
sah sie oft am Wege scherzen...
seufzte still aus schwerem Herzen
daß ich auch studieren könnt!

Seid mir immerdar verflucht
saure Krume, spröde Kruste!
O, daß ich dich würgen mußte,
fremdes Brot in harter Zucht!

Wenn ich nur wüßt

Wenn ich nur wüßt
was in den Kesselgluten stöhnt,
daß es durch dunkle Räume dröhnt...
O wenn ichs wüßt!
Ists nicht der Schmerz,
der sich der Bergmannsbrust entrang,
als er den schwarzen Stein bezwang,
ists nicht der Schmerz?

Und wenn ich wüßt:
was so beharrlich früh und spät
die Räder um die Achse dreht...
O wenn ichs wüßt!
Ists nicht die Not,
die alles in die Frone treibt
und jach zerbröckelt und zerreibt,
ists nicht die Not?

Und wenn ich wüßt:
was mit dem schwarzen Rauch zerfließt,
wenn er ins Luftmeer sich ergießt...
O wenn ichs wüßt!
Ists nicht der Traum

aus sturmbewegter Märzenszeit
vom Lande der Glückseligkeit,
ists nicht ein Traum?

Das Lied der Unterdrückten

Ich bin ein Sohn des Staubes,
ich bin ein Sohn des Lichts;
ich bin das Sturmgeläute
des großen Weltgerichts!
Kein weiser Lehrer war es,
der mir zum Singen riet:
Mir gab ein Gott die Leier,
mir gab ein Gott das Lied.

Es wandelt meine Seele
tief in der Unterwelt,
und lächelnd überschaut sie
das helle Himmelszelt.
Kein Punkt, wenn noch so ferne,
der mich vom Ganzen schied:
Mir gab ein Gott die Leier,
mir gab ein Gott das Lied.

Ich liebe meine Brüder
dieweil sie Menschen sind,
ich geißle meine Brüder
wo sie noch knechtgesinnt.
Erwacht, ihr dumpfen Scharen,
bis in das letzte Glied!
Mir gab ein Gott die Leier,
mir gab ein Gott das Lied.

Es klingen meine Weisen
seitdem die Welt besteht;
sie klingen für und fürder
wohl bis sie untergeht.
Kein Anfang und kein Ende
kein Zeitenunterschied...
Mir gab ein Gott die Leier,
mir gab ein Gott das Lied.

Und wechselt auch der Sänger,
und wechselt auch der Ort,
das Lied der Unterdrückten
es klinget immerfort!
Ein zuckend Wetterleuchten
die Weltennacht durchzieht...
Mir gab ein Gott die Leier,
mir gab ein Gott das Lied.

Allein

Und alle drangen auf allen Wegen
dem Siegeszug des Scheins entgegen...
Ich hörte von weitem ihr Johlen und Schrein.
Ich ging allein.

Und wenn sie am Biertisch beisammen saßen,
da taten sie klug und soffen und fraßen...
Sie sangen ein Hoch auf ihren Verein.
Ich ging allein.

Doch wenn Gefahr ihr Ränzlein bedrohte,
ihr kluges Feuerchen lautlos verlohte...
Sie krochen in ihre Löcher hinein.
Ich stand allein.

Da kam der Ruhm auf rauschenden Flügeln,
mein Lied erscholl auf Tälern und Hügeln...
Die Klugen stellten sich sachte ein...
Ich war — noch mehr allein.

Gottscheds sogenannte Diktatur*)

Von Gustav Waniek

Wenn es überhaupt gewagt erscheint, im Reiche des Geistes von einem Diktator zu sprechen, der seine absolute Gewalt über ein großes und hochbegabtes Volk ausübt, so ist die Anwendung dieses Ausdrucks auf Gottsched um so weniger zutreffend, als seine Begabung lange nicht an die der glücklicheren Naturen jener Zeit heranreichte. Viel eher könnte man ihn einen Tyrannen nennen, der sich, gestützt auf die große Menge schwächerer Geister, widerrechtlich eine Literaturgewalt anmaßte, vor welcher sich die Größeren auf kurze Zeit scheu zurückziehen, bis sie die Waffen zum Kampfe geschärft haben. Allein auch an diesem Bilde kann sich die Wissenschaft nicht genügen lassen.

Fassen wir Gottscheds Bild und Wirksamkeit kurz zusammen: Sein hochgewachsener, kräftiger Körper mit dem unverkennbaren Ausdruck bewußter Würde und stolzer Selbstgenügsamkeit barg eine Seele, deren Vermögen dem Willen nicht gewachsen war. Der Weite seines geistigen Blickes mangelte die Tiefe. Selbst ideenarm, wußte er jedoch fremde Anregungen klug und energievoll zu erfassen und in Taten umzusetzen. Er fand eine Reihe nationaler Kulturaufgaben vor, die das siebzehnte Jahrhundert einer glücklicheren Zeit zurückgelassen hatte und ging mit ernstem Fleiße und mit nationaler Begeisterung an ihre Lösung. Er kämpfte gegen die Herrschaft des Latein in der Wissenschaft und gegen die des Französischen im gesellschaftlichen Leben. Er trat für die Einheitlichkeit der neuhochdeutschen Schriftsprache ein, reinigte sie von dem Wust der Fremdwörter, verbannte den verzopften Kanzleistil, regelte die Rechtschreibung, schärfte den Sinn für Sprachrichtigkeit und wirkte durch seine akademische Lehrtätigkeit wie durch die Vorbildlichkeit seiner Schriften für eine gefällige, leichtfaßliche Prosa. In

*) Wenn wir in dieser Nummer etwas von Gottsched bringen, so möchten wir dadurch nicht einen Vergleich mit Avenarius anregen. Man soll solche Erscheinungen nicht vergleichen. Doch hindert das nicht, bei dieser Gelegenheit einen Rückblick auf diesen zu seiner Zeit wirklich mächtigen Literaturherrscher und Kulturförderer zu tun. Während Claudius — siehe Schalksecke — ein reizvolles Beispiel eines ganz für sich stehenden bescheidenen Dichters und Volksfreunds darstellt.
Die Schriftleitung.

seinen Zeitschriften, mit denen der Aufschwung des deutschen Journalismus beginnt, eröffnete er Archive für wissenschaftliche, besonders für germanistische Forschung.

Poetische Begabung ging ihm ab. Die Phantasiekräfte der Jugend schlug seine rationalistische Geistesrichtung bald in immer engeren Bann. Tiefe der Empfindung fehlte ihm gänzlich. Aber er besaß jene Leichtigkeit der Auffassung und Wiedergabe, welche hinreichte, sein Interesse auch für die Dichtung zu wecken. Sein Kampf galt der sprachlichen Verwilderung, den formalen Spielereien, dem Schwulst und der geistigen Hohlheit, der sittlichen Rohheit und Unfläterei. Er gab bessere Muster und trug in seiner „kritischen Dichtkunst" ein Lehrbuch der Poetik zusammen, welches einem Dichter jener Zeit neben historischen Belehrungen auch nützliche Anleitungen und Regeln bot.

Seine besondere Fürsorge wandte er dem Drama zu. Es gelang ihm in Verbindung mit der Neuberin, die Bühne von dem Pöbelhaften und Unsaubern zu reinigen, die Kunst der Darstellung dauernd um die des Dichters zu knüpfen, den Stand der Schauspieler zu veredeln und den Genuß des Zuschauers zu vergeistigen. Wie in allen Gattungen der Poesie verlangte er namentlich im Drama Nachahmung der Natur, daher beschränkte er den innigen Ausdruck der Affekte, verwarf die Oper sowie alle übernatürlichen und undramatischen Bühnenerscheinungen, entkleidete den typischen Spaßmacher seines Mäntelchens und unterwarf ihn dem Gesetz der dramatischen Handlung; er forderte, indem er sich als reflektierender Zuschauer ins Theater versetzte, strenge Einheit der Zeit und des Ortes und führte hierdurch in der Tat eine größere Konzentration des Stoffes und einen regelmäßigen Aufbau herbei.

Selbstüberschätzung hatte ihn verführt, auf allen diesen Gebieten zu wirken, und so ist er auf keinem zur vollen Reife gelangt. Teils Mangel an Einblick in das Wesen und die Größe seiner Aufgaben, teils das Bestreben, nur recht viel zu Stande zu bringen, ließen ihn die Ziele niedriger fassen, als sie ihrer Natur nach waren. Daher gelang es ihm auch, weitere Kreise zur Mitarbeit zu bewegen.

Aber die Erfolge verzäunten ihn gegen den Fortschritt. Als die Schweizer tiefer in das Wesen der Poesie drangen und aus der Literaturbewegung nun auch Männer hervorgingen, welche aus dem Quell ureigener Begabung poetische Werke schufen und der deutschen Dichtung neue und höhere Ziele wiesen, ließ er sich mit seinen Genossen in einen Kampf für die schlechtere Sache ein, in welchem er nicht einmal sein Recht mit Anstand und zureichender Kraft vertrat. Hatte er schon früher kleinliche Mittel nicht verschmäht, so zersetzte sich jetzt sein Charakter, durch unlautere Lebensführung ohnehin getrübt, immer mehr. Die Begeisterung seiner Jugend für des Volkes Ehre wich persönlichen Motiven; seine Urteile waren von Gunst und Ungunst geleitet, er spann Intriguen, rief pöbelhafte Pasquille hervor und flüchtete zu Unwahrheit, Entstellung und Amtsmißbrauch.

So vermag sich an die Betrachtung seines Lebens keine rechte Freude zu knüpfen. Allein sittliche Mißbilligung darf die Wertschätzung seiner Arbeit nicht mindern. Er schuf nichts Großes, aber die Bedingung für Großes. Die Geschichte muß daher den ursächlichen Zusammenhang seines Wirkens mit dem Aufschwung der deutschen Literatur anerkennen und auch ihm eine wichtige Stellung in der Kulturentwicklung unseres Volkes zuweisen.

Aus Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Verlegt bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, 1897.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

. Fortsetzung.

Marie war milder geworden, seit sie sich mit dem ahmen versprochen hatte.

Ihr Kampf gegen das Schicksal war kurz gepesen, mehr einem wahnwitzigen Gewaltakt gleiend, besinnungslos, unfaßbar. Ebenso jäh hätte e die Entscheidung herbeigeführt, die sie Gott abetrotzt hatte.

Nun hatte er ihr den Frieden der Niederlage geeben. Das Herz lag willenlos wie ein gefesselr Sklave in ihr und ertrug die Veränderung mit egungsloser Resignation. Wie ein gespenstisches uftgebilde sah sie das veränderte Leben um sich. lle Morgen stieg sie hinein wie in einen Spuk. chweigsam wie sonst verrichtete sie die Arbeit, llein ihr Fleiß war entweder müde oder leidenhaftlich wie ein Delirium und fand plötzlich in iner Art Erstarrung ein Ende, aus der sie sich nur it größter Anstrengung, jähzornig, aufreißen konnte.

Es war, als schlafe ihre alte Seele langsam ein, und die alte Hoffnung verschwand mit ihr dahin, die brennenden Gedanken an ein herrisches Leben, an Fülle und Reichtum auf einem weiten Hofe neben einem schmucken Bauer. Aber merkwürdig, als diese süßen Stimmen nicht mehr um sie erklangen, ward sie von keinem peinigenden Schmerz heimgesucht. Kaum schauerte sie zusammen. Wie erlöst kam sie sich vor, denn nichts stand mehr hinter ihr und peitschte die Verirrte in solch unwürdige Ecken wie in der letzten Zeit. Die Bitterkeit fiel gemach von ihr. Ein weißes, stilles Licht ging aus ihrem Auge, die Nüchternheit ihrer Betrachtung tat ihr unendlich wohl nach der verzerrten Hitze.

Sie sah alle Menschen sich mühn, alle gebückt unter Lasten, in Armut und Qual oder in Wohlleben und Gram. Ihre Herrin mit dem zerbrochenen Leben war emsig, lachte, gebar Kinder und

liebte sie, trug ein schweres Los und starb nicht. Und wenn sie hinging, die hohe, schmale Gestalt, mit dem blassen, gefältelten Gesicht und den stillen, weichen Augen, deren langsamer Ernst so seltsam mit der Hurtigkeit des ganzen Gebahrens kontrastierte, dann hatte Marie oft das Gefühl, als stehe diese Frau in einem unsichtbaren Lichte, und es kam ihr das erstemal die Möglichkeit eines tiefen Segens bei verfehltem Leben. Diese Ahnung einer unerbittlich ausgleichenden Macht hinter der Stückhaftigkeit alles Daseins leitete sie zu der Erkenntnis zurück, daß doch Gott ihr Leben zu seiner Angelegenheit gemacht habe.

Ohne Sorgen begab sie sich an ihre Arbeit. Wohl stieg ein Bangen in ihr auf, was werden solle, wenn ihr Vertrauen sich nicht erfülle. Aber sie erinnerte sich an Gottes große Liebe und Macht und legte den Zweifel zu der unnützen Qual ihres beendeten Kampfes. Mit stetem Schritt und sicherem Auge ging sie und „folgte ihm nach". Trotzdem trug sie die große Einsamkeit mit Gott verschlossen in ihrem Herzen, das sie auch nach der tiefgehenden Wandlung dem Lahmen nicht öffnete.

Sie schritt jetzt nur ruhiger neben ihm her, wenn sie sich trafen und nahm all seine Worte ernst und freundlich hin. Und sah er sie erstaunt von der Seite an, dann antwortete sie mit stillem Lächeln.

Obwohl er sich dieser Veränderung freute, so fühlte er doch eine Gedrücktheit ihr gegenüber. Durch die Härte war sie seinem gewaltsamen Wesen verständlicher, näher gewesen; die geduldige Mühe machte sie ihm unbegreiflich.

Aber wenn er sie anblickte, erstarkte doch seine rauhe Seele. Denn dieses in sich verschlagene Mädchen, blasser und feiner als sonst, lockte mit ihren tiefen, stillen Augen gegen seinen Willen Worte aus seinem Munde, die er noch niemand gestanden hatte, als der eigenen heimlichsten Stunde. Ihre ungewöhnliche Schönheit riß ihn über das Maß seiner Vorsätze hinaus, daß er ohne Scheu vor ihren Augen die Balken seiner gewalttätigen Pläne auseinanderfügte.

Immer nahm er sich vor, nicht zu sprechen; immer unterlag er, und nie genoß er die Sicherheit des Mitteilsamen, wenn er wieder von seiner Zukunft geredet hatte, denn nie gelang es ihm, die Glut in ihren Augen zu entzünden, die seine Seele erfüllte. Ein bitteres Lächeln, ein verlorenes Starren ins Weite, ein duldsamer Laut war alles, womit sie die Gebrochenheit an dem verriet, was der Lahme ersehnte.

Kurz vor Beginn der Fasten gingen die beiden fernen Menschen die Ehe miteinander ein. Es war eine geräuschlose Hochzeit.

Außer Joseph und Kathe nahmen nur einige Verwandte an dem gedrückten Fest teil. Der Schuster war ausgeblieben. Marie saß in dem schwarzen Seidenkleid hinterm Tisch, still wie immer. Der Lahme aß, als dürfe nichts übrig bleiben.

„Ein scheenes Wetter a unserm Ehrentage," sagte er zwischen der unermüdlichen Kauarbeit zu ihr, „gell och, Marie! De Sonne finkelt, dr Weg eben, keen Schnee, de Luft ruh'g, ha?"

Da mußte sie alle Gewalt zusammen nehmen, nicht in lautes Weinen auszubrechen.

9.

Marie stand in der Wohnstube ihrer neuen Heimat und horchte in die frohe Unbändigkeit des Vorfrühlings hinaus. Der nahe Wald donnerte, über den weißen Sand des Fußbodens liefen Schatten und Licht. Sie sah dem stummen Spiel zu ihren Füßen eine Weile zu; dann lächelte sie, ging zum Fenster und schaute zum Himmel hinauf.

Der große, braune Kachelofen mummelte behagliche Wärme ins Zimmer. Die neue Uhr mit den roten Rosen des Zifferblattes tickte hell von der weißen Wand. Die Perlen unwiederbringlicher Augenblicke fielen klingend durch die traumhafte Stille.

Rund um den niedrigen, viereckigen Raum lief eine Wandbank aus weichem Holz, dessen Jahre man durch den gelben Anstrich sehen konnte. Ebensolche Schemel, deren steife Beine schief in das dicke Sitzbrett eingekeilt waren, standen um den großen Eßtisch, dessen weiß gescheuerte Platte eine ganze Ecke einnahm. Durch vier Fenster, je zwei in einer Wand, guckte der Tag neugierig herein, als gebe es in dem Raum etwas Besonderes zu sehen. Zwischen den beiden Fenstern der der Tür gegenüberliegenden Wand waren drei hölzerne, grobgeschnitzte Rehköpfchen angebracht. Von den Ohren und ihrem zackigen Gehörn hingen auf Zwirnfaden gereihte gelbe Zwergkürbisse. Rundumher steckte Tannenreisig. Bunte Pappbilder des Kaiserpaares und des Papstes vollendeten den Schmuck. Ueber dem Tische fehlte das Eckbrettchen nicht.

Eine blau und rot bemalte Muttergottes hielt ihr rotes Herz vor ihrer Brust und sah stier immer auf den Ofen. Zwei Engel knieten an ihrer Seite und erhoben in demütigem Gebet die roten Hände zu der Gebenedeiten, hinter deren Rücken aus gelbem Papier ein Heiligenschein gefaltet war. Eine winzige Ampel aus rotem Glas mit einem Schwimmlichtchen hing an einer Spakatschnur von dem Brettchen nieder. Die Balkendecke war schwarzbraun angestrichen. Düster, dräuend, wie ein Sarg, hing sie über diesem Raume, den emsige Frauenhand zur Wiege für ein frommes, still gewordenes Leben bereitet hatte. Der Stieglitz in der Mitte des Zimmers brachte es nur zu abgebrochenen, sehnsüchtigen Rufen und flatterte gegen die Drahtwände des Käfigs, dem Lichte zu, das draußen, immer verdunkelt, immer siegend, auf und nieder tanzte.

In der rechten Seitenwand, in der Nähe des massigen Ofens, war eine Tür von der Größe eines mäßigen Kleiderschrankes halbgeöffnet, sodaß Marie, die hintrat, sie zu schließen, mit einer leichten

Beugung des Oberkörpers das winzige Eckchen mit den zwei hochgeschichteten Betten unter lukenartigen Fenstern überschauen konnte. Aber, indem sie hineinsah, ward ihr Gesicht nicht von der süßen Zärtlichkeit verschönt, die sonst jede Frau überkommt, welche unbeachtet ihr Schlafzimmer mustert; mit einem hastigen Ruck schloß sie die Tür des dürftigen, lichtarmen Winkels. Der Klumpen hatte diese enge Kabine der Ruhe eingeräumt, als sei Schlaf ein lästiges Uebel, das man unfreundlich behandeln muß, damit es sich nicht einniste.

Darauf ging sie in der Wohnstube umher und wischte mit der blauen Schürze über jedes Stück, mehr um es zu berühren als den Staub zu entfernen, behutsam, wichtig und stolz. Alles, was umherstand, hatte sie mit eignem Gelde gekauft, und oben in der Sommerstube, „der Bühne", wie der Landbewohner der Grafschaft sagt, standen gar ein Tisch und Stühle mit geschweiften Beinen, ein Glasschrank und ein Kleiderspind mit gedrehten Aufsätzen.

Freilich steckten in der Ausstattung die ganzen achthundert Mark, die ihr als Erbteil von dem Zusammenbruch des väterlichen Wohlstandes geblieben waren. Aber mit Wohlbehagen hatte sie alles hergegeben, um ihrem Manne deutlich vor Augen zu führen, daß es ihr ein Leichtes gewesen wäre, noch einen andern, als ihn zu bekommen.

Mit Genugtuung dachte sie des hochgeladenen, buntbebänderten Brautfuders mit dem Butterfaß auf der Spitze, das die Pferde des Freirichters behutsam den holprigen Weg hergeführt hatten.

An alles andere, was weiter zurücklag, durfte sie sich nicht erinnern, sonst geriet in Fluß, was sie fernhin in sich gebettet und dem sie geboten hatte, zu schlafen auf Nimmerwiedersehn.

Der Holzdeckel des Ofentopfes klappte.

Sie fuhr auf und fand, erstaunt, sich an dem Tische sitzend.

Eilig lief sie zum Brunnen, holte Wasser und goß es hinein.

Während sie es tat, erscholl dumpfes Brummen vom Stalle herüber.

„Haha, de Hirsche weeß besser, wenns Mittag is," sagte sie mit einem Blick auf die Uhr, die dreiviertel auf zwölf zeigte, „wart och, Unmuß, alter, ich komm schon. "

Behende nahm sie die Rüben vom offenen Herd und bereitete das Futter.

Dann verließ sie die Stube, um „im Stall zu machen".

Um ein Uhr war sie damit fertig. Die Milch stand ausgegossen im Keller, die Raufen waren mit frischem Heu gefüllt, aus dem Stall tönte das taktmäßige leise Klirren der Ketten, das der Bauersfrau die Gewißheit gibt, daß die Rinder daliegen und wiederkäuen.

Marie setzte sich nieder und aß das Mittagbrot: Schalkartoffeln, Kaffee und Butterbrot. Das Aufwaschen und andere häusliche Verrichtungen füllten den Nachmittag aus.

Sie hatte eben das Licht angezündet, als ihr Mann in die Stube trat.

„Guden Amd, Marie!" Er warf Beil, Stricke und Säge in die Ecke. Dann entledigte er sich der Jacke und schlug sie aus, daß die Tropfen in der Stube umhersprühten.

„'s regnt wohl?" frug Marie.

„Geh och naus, da wirste's sehn. Ich bin bale durch. Das weecht ordntlich ei!" antwortete er unter behaglichem Aechzen, hob sich auf die Zehen und hing die Arbeitsjacke an die Ofenstange. Dann setzte er sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

„Was machen de Kühe, fressen se gut; git n de Schecke de Milch besser?" frug er und richtete das Gesicht nach Marie hin, die am Ofen beschäftigt war, stand schwerfällig auf, zündete sich eine Laterne an und ging in den Stall.

Nach langer Zeit kam er wieder und sagte strahlend:

„Mögen sie teuer sein; aber se stehn da, glatt wie de Schnecken, munter um de Hörner, wie Fische berührsam. Un de Schweinla, wie Wiesala flink sein se!" Es klang innig.

Helle Freude schimmerte noch in seiner Stimme, als er nach dem Essen sprach: „Das Buschgehn is wohl nich scheen, das kannst mir glauben."

„Warum bleist de nich daheeme? Du hasts ja nich gar aso nötig," erwiderte sein Weib.

„Aber, 's bringt eem doch n Behmen Geld nebenbei. Un was wollte ich eigntlich hier, wie mich auf Bänken und Stühlen rumfletschen! Zwölf Mark de Woche bringts doch, wenn ma sich au schinden muß."

Nachdem sie eine halbe Stunde stumm nebeneinander gesessen hatten, nickte der Lahme mit dem Kopfe, und sie gingen schlafen.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch stolperte er schon wieder über die Schwelle, den grobleinenen Brotsack an der Seite, das Arbeitsgerät über der Schulter, den Knotenstock in der Hand.

Der gleiche Kreislauf der Tage hatte begonnen; arbeiten, arbeiten, arbeiten. Davon denken; mit allen Kräften ihm dienen; darüber sprechen; aus der Stube in den Stall; von dem Brunnen ins Haus; auf dem Boden schaffen; fegen und klopfen; nie sitzen, nie rasten, noch Stäubchen jagen, um Kleinigkeiten sich sorgen; nie über die Mauer sehn: ein enger, eiliger, öder Tanz, daß die Träume verschwanden, die Seele versank, das Herz betäubt wurde, die Augen nur sahen, was sie sahen, die Ohren am Laute der Dinge stumpf wurden. Die Sonne ging auf: ihr schien sie nicht; der Tag erlosch und war vergessen.

Es war geschehen, wonach sie verlangt hatte.

Sie war eingeschlafen im Taumel der Mühe.

Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust
Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust
Für die Lese bearbeitet

9. Fortsetzung.

Das vierundzwanzigste Kapitel

D. Faustus schenkt den Studenten zu Leipzig ein Faß Wein.

Doctor Faustus kam einst mit Studenten an einem Keller vorüber, wo die Weinschröter sich vergeblich bemühten, ein Faß heraus zu schroten, welches ungefähr 16 oder 18 Eimer enthielt, welches sie nicht fortbringen konnten. Doctor Faustus und seine Gefährten standen still, dem zuzusehen. Faustus sprach spöttisch zu den Schrötern: Wie stellt ihr euch so läppisch! Sind euer doch so viel und können ein solches Faß nicht zwingen? Sollte doch einer allein ein solches Faß ermeistern, wenn er sich recht dazu anschickte. Die Schröter wurden solcher Rede unwillig; wurfen, weil sie ihn nicht kannten, mit unnützen Worten um sich. Wenn er denn besser als sie ein solches Faß zu heben wüßte, so solle er ihnen doch in Teufels Namen helfen. Indem kam der Weinherr dazu und hörte dem Streit zu und sprach zu Fausto und seinen Gesellen: Wohlan, ich will den Streit richten. Welcher nun unter euch das Faß allein herausbringen wird, dem soll es sein. Faustus war nicht faul, ging in den Keller, setzte sich auf das Faß und ritt es also schnell aus dem

Keller, daß sich jedermann verwunderte. Dessen erschrak auch der Weinherr, meinte nicht, daß solches möglich gewesen sei, mußte aber seine Zusagung halten und Faustus das Faß mit Wein folgen lassen. Der gab es seinen Wandersgefährten und Studenten zum besten.

Das fünfundzwanzigste Kapitel

Von einem seltsamen Fall vier verwegener Zauberer.

Doctor Faustus kam auf eine Zeit in die Messe gen Frankfurt. Sein Geist Mephostophiles berichtete ihm, daß in einem Wirtshaus bei der Judengassen vier verwegene Gaukler und Zauberer waren. Darunter war der eine der Meister, die andern seine Knechte. Diese hieben und schlugen einander die Köpfe ab. Dabei hatten sie einen Balbierer, der balbierte ihnen die abgeschlagenen Köpfe und setzte sie dem Leibe wieder auf. Das trieb einer gegen den andern; deswegen verfügten sich viele fremde Kaufleute und andere Herren dahin und sahen zu. Aber sie nahmen viel von einem, der solches sehen wollte. Das verdroß den D. Faustum; er vermeinte, er wäre allein des Teufels Hahn im Korb und ging dahin, um zuzusehen. Als er hineinging, sah er eine rote Decke auf der Erde liegen. Dabei stand ein Tisch, und auf dem Tisch stand ein gläserner Hafen, darin ein destilliertes Wasser war und vier Lilienstengel, die da grüneten, denn es waren die vier Wurzeln des Lebens. Wenn einer niederkniete auf die Decke und man ihm den Kopf abhieb, war der Balbierer alsobald da, zwug den Kopf, schor ihm den Bart, gab ihn dem Meister wieder. Der ließ diesen Kopf alle, die herum standen, sehen, darüber sich alle verwunderten. Den abgehauenen Körper setzte man in einen Sessel und mit vielen seltsamen Worten und Segen setzten sie den Kopf auf. Sobald dies geschah, sprang die Lilie des Lebens, die im Hafen war, in die Höhe. Alsbald war der abgehauene Leib wieder ganz. Das trieb einer gegen den andern. Solchem Gaukelspiel sah Faustus lange zu und trug einen sonderlichen Neid zu solchem Spiel, sonderlich über den Prinzipal-Zauberer, der alle seine

Reden und Sachen mit viel Gotteslästerung anfing. Als sie nun einander die Köpfe wieder abhuben, nahm Faustus wahr, wie die Lilien wieder blühten. Als es wieder an den Meister kam, der sich dazu rüstete und nieder kniete, sagte er zu seinem Knecht: „Siehe zu, daß du dein Handwerk recht brauchst und ungeheft, hau nur ab in Teufels Namen.“ Alsbald ging Faustus unsichtbar herzu und schlitzte des Meisters Lilie voneinander. Dessen nahmen die anderen nicht gewahr. Der Knecht schlug dem Meister in Teufels Namen das Haupt ab, ließ balbieren, wollte es ihm wieder aufsetzen, da fiel es ihm wieder herab. Das tat er zum andern und dritten Mal, es wollte aber in Summa nicht stehen bleiben. Der Knecht war zornig, schwur viel Gotteslästerung darüber. Die andern zwei aber erschraken sehr, sahen zu der Lilie und nahmen gewahr, daß die Lilie des Lebens voneinandergehauen war und er seinen verdienten Lohn empfieng.

Fortsetzung folgt.

Aus der Jahreszeit

Das Sommersingen

Am Sonntag Lätare, in manchen Orten schon am Sonntag Judica — welcher der Schwarze heißt, weil an ihm die Altäre in den katholischen Kirchen mit einem schwarzen Tuche verhüllt werden — findet die vielverbreitete Sitte des Todaustragens oder Sommersingens statt.

Dieser Brauch, welcher sich nicht bloß in den einst von Slaven bewohnten Ländern, sondern auch in der Pfalz, im Odenwald und in dem Neckartal erhalten hat, ist der Ueberrest der alten heidnischen Feier des Frühlingseinzuges, die den Nordslaven und Germanen gemeinsam war. Die Gesänge, mit denen in Böhmen die Zeremonie des Todaustragens begleitet wird, weisen darauf hin, daß mit der Figur des Todes der Winter, der Tod der Natur gemeint ist, der seine Endschaft erreicht hat und durch den Sommer besiegt worden ist. In einigen Gegenden werden selbst Sommer und Winter von lebenden Personen dargestellt und der Kampf des Sommers mit dem Winter dramatisch aufgeführt. In anderen ist der Umgang der Kinder mit einem geschmückten Tannenbäumchen oder mit hölzernen farbigen Stäbchen, an welchen eine mit bunten Bändern verzierte Brezel hängt, das Einzige, was noch von früheren Festgebräuchen übrig geblieben ist. So in der Gegend von Speyer, wo Lätare noch der Sommertag genannt wird, in der Bergstraße, wo die Kinder beim Ansingen des Sommers einen mit bunten Bändern ausgeschmückten Tannenstrauch in der Hand tragen, und in Schlesien, wo die sogenannten Sommerkinder mit schön ausgeputzten Fichtenreisern von Haus zu Haus ziehen, um sich kleine Geschenke wie Brezeln, Eier, Schieferstifte und dergl. zu ersingen.

Nachstehend bringen wir eine Auswahl solcher Lätarelieder, wie sie noch heute im Schlesischen gesungen werden. Doch schwindet auch hier diese alte Sitte mehr und mehr. Die Lieder selber wurden uns von Paul Przibilla aus Ullersdorf mitgeteilt.

Lätarelieder

Der Herr, der is gern hübsch und fein,
er trägt ein goldenes Ringelein.
Wer hats ihm denn gegeben?
Die schönste Frau auf Erden.
Er wird sich wohl bedenken,
zum Sommer uns was schenken.

*

Die Frau, die hat nen langen Rock,
sie greift gern in den Eiertopf,
sie wird sich wohl bedenken,
und wird uns wohl was schenken.

*

Sommer, Sommer, teurer,
gebt mir ein paar Eirer,
gebt mir auch ein Stückel Speck,
da geh ich schnellstens wieder weg.

*

Das Fräulein geht im Haus herum,
sie hat ne schöne Schürze um,
die Bänder läßt sie fliegen,
en Reichen wird sie kriegen.
Sie wird sich wull bedenken,
zum Summer uns was schenken.

*

Gu'n Morgen zum Summer.
Ich bin a kleener Pummer,
ich bin a klener Kenig,
gent mr nie zu wenig.
Laßt mich o nie lange stehn,
muß a Häusel weiter gehn.

*

Wir treten ein in dieses Haus,
das Unglück wulln wir treiben aus,
den Segen wulln wir bringen,
ein Liedlein wulln wir singen.
Eins nicht allein, zwei oder drei,
jedes mit gar schöner Melodei.
Wir haben Frau Wirtin den Sommer gebracht,
den hat uns der liebe Herrgott gemacht:
den Sommer und den Mai
mit Blümlein vielerlei,
mit Blümlein an den Zweigelein,
der liebe Gott soll bei euch sein,
er soll stets bei euch wohnen. —
Da oben in der Herrlichkeit,
da hat Frau Wirtin ein Stuhl bereit,
dort oben soll sie sitzen
bei dem Herrn Jesum Christen.
Sie wird sich wull bedenken,
sie wird uns wull was schenken.

*

Wenn die Kinder nichts bekommen haben,
singen sie:
Geizhals!
Frißt alls!
Wenn er wird gestorben sein,
wird er nimme geizig sein.

*

Hühnermist! Taubenmist!
In dem Hause kriegt man nischt.
Essen alls alleine,
kriegen krumme Beine,
wenn se wern gestorben sein,
könn se nimme geizig sein.

*

Krümmer, Krümmer, Kroatzer!
Gäb gerne a Gröschel
hoat ock keens eim Täschel.

Im häuslichen Kreise

Briefe an eine Braut*)

Ein Cyklus von Edwin Krutina

I

Vom frohen Glauben an unsere Bestimmung

Liebste, wir haben schon über manches gesprochen, was dich und mich bewegt und viele, die auch jung und heiß sind wie wir. Ueber Religion, über Menschenglück, über Ehe, über Kinder und Erziehung und — wir wollten nach Art der Jugend die Welt aus den Angeln heben und glaubten das Werk schon halb getan durch unseren Mut und durch unsere Begeisterung.

Heute, Liebste, sind wir ineinander schon stiller geworden: wir haben uns bemüht in uns selbst klar zu werden — nicht an der Welt, an uns selbst mit dem Zerschlagen und Neuaufbauen zu beginnen. Begeisterung und Mut waren auch hier unsere besten Pfadfinder; je stiller wir nach außen geworden sind, desto mehr sind sie uns bitter Not geworden. Ich freue mich, daß du in Kampf und Streit zu innerst froh geblieben bist.

*

Wir sind jung und wir sind stark und haben zwei offene Hände zum Empfangen und zum Geben.

In uns will unser Neues werden — das Neue an Reinheit, Wahrheit, Barmherzigkeit, das wir ganz allein für uns aufbauen und weitergeben müssen; bei dessen Erkenntnis uns niemand helfen kann, weil sich zwei Menschen, die wie wir zusammen ein Leben beginnen, ihre eigenste Welt für sich schaffen müssen.

Wir sind arm und sind dessen froh. Wir fühlen: wir sind reich, weil wir zwei allein Kraft haben unsern Weg zu gehen.

*

Wir Menschen von heute haben eines gelernt: in allen Bruder und Schwester sehen; nicht weil wir gleichen Glaubens, nicht weil wir gleichen Standes mit ihnen sind.

Weil der Ruf in ihnen laut ist, wie in uns:

„Es soll ein Großes über euch kommen und ihr seid alle dazu berufen, alle dazu auserwählt. Das Große heißt: Jeder wird sich seinen Teil an der Sonne schaffen."

*

Wir beide haben uns gefunden aus vielen Gleichgültigen. Wir haben aus der Menge einander angezogen. Weil ein Zeichen an uns war, mit dem Bruder und Schwester sich in der Menge grüßen:

„Dies ist der Andere, der dir den Weg zeigen kann in Unkraut und Gestrüpp, der Milde hat in Hunger und Not, der Güte hat im Kampf, — und immer Ruhe für dich hat und Frieden."

*) Originalbeitrag für die Lese.

II

Vom Sinn unserer Möbel.

Heut will ich dir von unserm Leben sprechen und wie wir unser Leben weiterbauen wollen. Wir haben nun gelernt aufzuhorchen auf das, was um uns her, was in uns wird.

Ich will dir von unsern kommenden Tagen erzählen und wie wir sie zur Feier machen können. Von der Freude am Täglichen, vom Wunder des Alltags, vom Sinn unseres Kleides, vom Geist unserer Hausgeräte.

Erinnerst du dich an den alten Lehnstuhl mit den behaglichen „Ohrwascheln" in deiner Mutter Lieblingszimmer? An die großen, dunkeln Schränke mit ihren Schubladen voll Geheimnis, mit ihren geschnitzten Türen und ihren Figuren, vor denen du als Kind stundenlang hinkauern und träumen konntest? An den alten Sekretär, bei dem das kleinste Fach mit kostbaren Hölzern ausgelegt war, so reich, mit solcher Sorgfalt, als hätte ein guter Mensch ein ganzes Leben daran gearbeitet? Und wenn deine Mutter einmal fort war und den Schlüssel daran stecken ließ! Deine Augen glänzen heute noch, wenn du von den tausend Heimlichkeiten erzählst, die du in ihm fandest, wie ihr immer von Neuem etwas Schöneres daran entdecktet.

Du hast dir einen ganzen Seelenschatz aus euern alten Möbeln geholt.

Wir beide wollen uns keine Dutzendware kaufen, — Bretter, roh gehobelt, häßlich gestrichen und falsch gefügt mit schlechtem, schreiendem Schmuck — Dutzendware, die flache und traurige Menschen aus denen macht, die zwischen ihr aufwachsen müssen. Wir wollen auch kein Gerät, das wir ängstlich in eine Stube stellen, in Decken hüllen und für das wir Furcht haben vor dem Körnchen Staub, das darauf fällt. Wir wollen lieber uns nur einige Stücke anschaffen, aber Stücke, wertvoll, sinnvoll wie die deiner Eltern. Wir wollen uns freuen an ihrem heimlichen Prunk, der unsern Alltag zum Festtag schaffen soll.

Ich danke dir, daß deine Liebe zu euern alten Geräten Segen in mein Haus bringt.

Deine Hände seien Hände, die weihen, wenn sie berühren.

Wir wollen uns des Tisches freuen, von dem wir essen.

Wir wollen uns des Bettes freuen, auf dem wir ruhen.

Des Bildes, das wir unter tausend andern als Symbol unseres Hauses, zum Schmuck unserer Wände ausgesucht haben.

Solche Möbel werden unseren Kindern nicht tot sein. Ein Teil von dir und mir wird in sie hinüberwachsen. Sie werden in ihnen Freunde finden, wie du deinen alten Freund Lehnstuhl gefunden hast.

Im Volksdienst

Volk und Dichter

Von Otto Krille

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? — — —

Wir sind eine recht gebildete Nation geworden: Wir kennen Wuchs und Entwicklung der Pflanzen und das Wunder der Auferstehung des tierischen Lebens aus dem pflanzlichen enthüllt sich unseren staunenden Augen.

Auch recht bescheiden sind wir geworden. Sind herabgestiegen von dem Postament der Gottähnlichkeit zu dem Tier und haben dort das Gemeinsame gesucht. Es war im letzten Grunde keine Erniedrigung. Wir bückten uns nur und zogen die Natur an die mitfühlende Brust der Menschheit. Indem wir das organische und anorganische Sein erkannten, lernten wir uns selbst erkennen. Aus dem Spiegel der Natur blickte uns das eigene Antlitz klarer und reiner entgegen.

Wir stellten alle Kräfte der Erde in unseren Dienst. Unsere Kiele durchqueren den Ozean, unsere Züge durchsausen die Länder; wir lachen des Bergriesen, wenn wir durch seinen durchbrochenen Leib fahren, aus dem eisigen Winter in lächelnden Frühling. Des Adlers Schwinge reizt unsern Neid nicht mehr, wenn wir die Luft mit dem Propeller peitschen.

Wie würde dein Schrei heute lauten, Ulrich von Hutten, wenn du sähst, wie Wissenschaft, Technik Kunst, Wohlstand blühen? —

Aber in den gewaltigen Hymnus des modernen Lebens klingt eine ruhige, entschiedene Stimme: Wo ist dein Brnder Abel?

Und siehe, links und rechts des unsichtbaren Fragers stehen Millionen gereiht und von aller Lippen stammelt es: Ich weiß nicht. Nur die zweite Antwort bleibt im Busen stecken. Sie fühlen alle, sie ist nicht mehr am Platz.

Mich dünkt, wir haben uns über den Opferrauch hinüber noch nicht näher angeblickt. Das ist der wahre Sündenfall. Die Kultur hat uns einander nicht näher gebracht, sondern getrennt.

Es wird Zeit, daß wir uns kennen und verstehen lernen. Das scheint wohl zum Lachen. Wir begegnen uns täglich, wohnen nebeneinander, haben sogar schon die Haut unserer Hände aneinander gerieben, wenn wir uns einen Gruß boten. Dennoch ist es wahr, wie merkwürdig es auch klingt, daß der Unterschied zwischen den Hauptschichten unserer Gesellschaft nicht anders klafft als zwischen dem seelischen Leben eines gebildeten Europäers und dem eines afrikanischen Buschmannes.

Die Ueberbrückung dieses Gegensatzes wird und muß kommen. Solange aber der soziale Kampf noch harte Formen aufweist, solange wir noch nicht zu Waffenstillstand und Unterhandlungen gekommen sind, bedürfen wir des Vermittlers. Es ist unser größtes Unglück, daß Hunderttausende nicht wissen, wie die anderen unzähligen Tausende leben.

Da fand sich einer, der legte den Stolz des geistigen Arbeiters ab und griff mit seinen weichen Händen in das Getriebe der Fabrik, ward drei Monate Fabrikarbeiter. Ich muß gestehen, daß ich hiervor nicht weniger Respekt trage als vor dem Nordpolfahrer, der ausgerüstet mit allen technischen Hilfsmitteln sich in die Region des Eises schlägt. Was ist die Romantik solcher Entdeckungsfahrt gegen das entsetzliche Einerlei des Daseins als lebender Maschinenteil in der Fabrik?

Und nicht weniger wichtig als zu wissen wo der Nordpol liegt, ist mir die Kenntnis von dem Pol, um den die Gedanken meines der Kultursonne fernen Bruders kreisen, den ich vielleicht schon morgen anrufen muß, zu meiner, zu unserer aller Rettung. Und ebenso wichtig ist mir, daß der Mann der schwieligen Hände erfährt von der Not und dem Ringen des geistigen Arbeiters und daß nicht alles Glück der Erde am Besitz hängt.

Wir sind sogar eine gelehrte Nation geworden, senden Austauschprofessoren nach Amerika und lassen uns solche von dort schicken. Ist es nicht an der Zeit, daß wir solchen Austausch auch zwischen den sozialen Schichten unserer Gesellschaft vornehmen, daß wir auch eine einige Nation werden?

„An der Literatur ist es, alles Menschliche zum Ausdruck zu bringen. Ganz eigentlich ihr gilt das große und ewig zu wiederholende Wort: Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches soll mir fremd bleiben." Das sagte einer, der die Not der Zeit kannte. Er sah aber auch, daß die Berufenen häufig versagten und ward voll Bitterkeit:

„Denkt man dabei an jenes im unsittlichsten Ichkultus versunkene, von Reklame zu Reklame kriechende Wurmgeschlecht, welches sich heutzutage Dichter nennt, und welches keinen anderen Horizont und keine anderen Interessen hat, als seine Auflagen, seine Aufführungen, seine Uebersetzungen in fremde Sprachen und über all diese Merkwürdigkeiten ein paar Tausend zusammengebettelte Zeitungsnotizen: so kehrt sich vor Ekel das Eingeweide im Leibe herum!"

Ferdinand Kürnberger hatte das Recht, diese harten Worte zu prägen. Er stellte sein ganzes schriftstellerisches und dichterisches Talent in den Dienst der Kultur. Kann es ein größeres Lob für einen Schriftsteller geben? Die Aufgabe des Dichters und Schriftstellers, ein vermittelndes Element der Kultur zu sein, ist heute differenzierter als je. Tausenderlei Interessen durchkreuzen sie und trennen die Menschen. Die Magenfrage ist zwar das größte

aber nicht einzige scheidende Moment. Religion, Stand und Bildung haben nicht weniger zur Sprengung des alten Gesellschaftskörpers beigetragen. Die tausend Aeste, die der Baum der Menschheit in den letzten zwei Jahrhunderten angesetzt und ausgebildet hat, streben so schroff und jäh auseinander, daß dem Pessimisten die Angst vor der allgemeinen Desorganisation packen könnte. Das Menschliche über Zank und Streit des Tages zu suchen, das seelisch Verbindende wieder in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen, ist geradezu das einzig Positive der Literatur überhaupt.

Es liegt ein tiefer erhellender Sinn in dem griechischen Wort, das den Dichter einen Vermittler zwischen Menschen und Göttern nannte. Wieviel haben sich aber freiwillig dieser Mission begeben? Weltflucht als Prinzip ist das Grab nicht nur der Dichtung, sondern des gesamten Schrifttums.

Das Wort „Volksdichter" hat in unserer Zeit einen etwas abfälligen Sinn bekommen, und doch liegt in diesem Wort schon der kategorische Imperativ, den jedes dichterische Talent bedeutet. Wohl haben wir auch Erscheinungen, die sich Volksdichter nennen und genannt werden, doch handelt es sich dabei zumeist um Größen lokaler Natur. Da haben die Schwaben, die Ostpreußen, die Schlesier ihren Volksdichter; aber die wirklich Großen sehen wir nur zu oft nach ästhetischen Phantomen laufen, anstatt ihre Aufgaben im pulsenden Leben der Zeit zu suchen. Vielleicht ist der Boden für den großen dichterischen Vermittler noch nicht bereitet, der seine Hände nach beiden Seiten strecken und herausheben wird, was alle erfreut und läutert, das reine Gold auch, das in den Massen schlummert und zum Segen der Menschheit nutzbar gemacht werden kann. Wenn zwischen der geistigen Bildung bürgerlicher Kultur und den unverbrauchten seelischen Kräften der Massen jener zur Befruchtung notwendige Kontakt vorhanden ist, dann wird eine neue Menschheitsgeschichte angehen.

Schalkswerke

Stichelverse von Matthias Claudius*)

Kuckuck

Wir Vögel singen nicht egal;
Der singet laut, der andre leise,
Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall,
Ein jeder hat so seine Weise.

Die Henne

Es war mahl eine Henne fein,
Die legte fleißig Eyer;
Und pflegte denn ganz ungemein
Wenn sie ein Ey gelegt zu schrein,
Als wär' im Hause Feuer.
Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,
Ward böß darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn' und sagte:
Das Schrein, Frau Nachbarin, war eben nicht vonnöhten;
Und weil es doch zum Ey nichts thut,
So legt das Ey, und damit gut!
Hört, seyd darum gebeten!
Ihr wißt nicht, wie's durch den Kopf mir geht.
Hm! sprach die Nachbarin, und thät
Mit einem Fuß vortreten,
Ihr wißt wohl schön, was heuer Die Mode mit sich bringt, ihr ungezognes Vieh!
„Erst leg' ich meine Eyer,
Denn recensir' ich sie."

Kuckuck am Johannistag an seine Collegen

Man rächt sich an dem Undank gern;
Doch hab ich mich genug gerochen,
Und mich von mir ganz satt gesprochen.
Ich hör nun auf Ihr Herr'n!

Grabschrift auf den Windmüller Jackson

Hier liegt der Müller Jackson!
Er lebte vom Winde mit lieben Weib und Knaben;
Es leben auch sonst noch viele davon,
Die keine Mühle haben.

An Herrn N. N. Litteratus

„Es war einmahl ein Reuter,
Der hatt' ein schönes Pferd;"
Gut, das, und was denn weiter?
„Er aber war nichts wehrt."

Einem Recensenten zu Ehren

Heil, Heil, dem Kritikaster!
Zweymahl zu lesen haßt er,
Und läs' er zehnmal: sein Gesicht
Scheint schwach, er säh' es doch wohl nicht.

An den Leser

Leser, wie gefall ich dir? —
Leser, wie gefällst du mir?

Logau.

*) Matthias Claudius ist einer der schalkhaftesten Dichter. Die Naturtöne dieses prachtvollen Menschen, seine machtvolle Derbheit, seine überlegene Satire machen ihn für uns recht bedeutungsvoll. Die Beziehungen lassen sich nicht verkennen. So z. B. sind diese artigen Stichelverse, die wir der Erstausgabe des „Wandsbecker Bothen" wortgetreu entnahmen, einem gewissen Typus zeitgenössischer Papierbeschreiber wie auf den Leib geschnitten. Die Schriftleitung.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

Vom Herausgeber

I

Wir lieben in der Lese nicht die üblichen Besprechungen und Referate über Bücher; unsere Hauptkritik besteht darin, daß wir wichtige Werke mit Proben herausstellen. Doch wird es wegen des Anwachsens der Lesegemeinde und wegen der geäußerten Wünsche aller Art doch immer mehr notwendig, Führungen durch die Erscheinungen zu geben. Ich entschließe mich daher zu einer Reihe von Bücherbriefen.

Beginnen wir mit Dichtern, die in der Lese bereits zu Worte kamen, und deren Schaffen zu verfolgen unsere Pflicht ist, und deren Entwicklung zu sehen unsern Lesern Freude machen wird. Wir wollen solche Erscheinungen im Auge behalten, damit im Laufe der Jahre immer innigere Beziehungen zu diesen Bekannten und Vertrauten entstehen.

Cäsar Flaischlen, dem wir jüngst eine Nummer gewidmet haben, teilt mit, daß eine neue Auflage seines Prosabändchens mit den beiden novellistischen Beiträgen „Flügelmüde" und „Professor Hartmut" notwendig geworden ist. Damit hat sich auch dieses Werk Flaischlens nach langen Jahren seinen Platz erobert. Als es zur Zeit der Jungmoderne erschien, fand kein Vertreter der Kritik das Verständnis zu ihm. Heute sind es zwei klassische novellistische Studien, deren erste die ganze Tragik des ringenden Dichters behandelt, während die zweite eine Charakterstudie eines Lehrers darstellt, der nicht nur Philologe, sondern Menschenlehrer ist. Das Buch erscheint im Verlag Fleischel & Co., Berlin.

Friedrich Lienhards Roman „Oberlin", den wir bereits früher erwähnt haben, hat zu unserer Freude bereits die 15. Auflage erlebt. (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) Er ist einer der wichtigsten Kulturromane, für die Dichter und für die Leser unserer Zeit ein Vorbild, weil er die Kultur einer ganzen Zeit in reifer Durchklärung gestaltet. Wir haben zum stilistischen Vergleich nur den Wilhelm Meister von Goethe. „Oberlin" schildert Gesellschaft und Geist des Elsaßes etwa um die Zeit der französischen Revolution und deckt meisterlich die reichen und feinen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland auf, für die das Elsaß Austauschgebiet ist. Lienhard gibt darin einen dichterischen Vorbau zu seinem großzügigen literarischen Forschungswerk „Die Wege nach Weimar". Der Dichter gehört zu den Erscheinungen unserer Zeit, die nicht nur Dichter sind, sondern eine wahre Durchbildung der deutschen Kultur und ihrer eigenen Persönlichkeit besitzen.

Carl Hauptmann (vergl. unsere Carl Hauptmann-Lese) hat einen neuen Roman geschrieben „Ismael Friedmann" (Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig). Es ist die Geschichte eines Halbjuden, stellenweise außerordentlich fein und stark gearbeitet. Doch so gern wir mit den Dichtern gehen und ihnen das Recht auf ihre Art lassen, diesmal muß ich Carl Hauptmann sagen, daß er nicht ganz den starken Atem und die große ursprüngliche Kunst zeigt, die wir an ihm lieben. Es ist etwas „Novellistisches", „Literarisches" in dem Buch geblieben. Es scheint mir ein Ausruhen nach schweren Problemen, ein Spiel mit einem Thema, das wert ist, noch einmal aufgegriffen zu werden im Rahmen des ganzen Weltbildes. Der vielen einzelnen Schönheiten wegen muß man das Buch lesen.

Alfons Paquet haben wir 1910 u. f. f. öfters genannt. Ich erinnere an sein Werk „Auf Erden" mit den herrlichen wuchtigen Versen, die der Dichtkunst ganz neue Ausdrucksmittel erobern; an seine Romanskizze „Kamerad Fleming", in der deutscher junger Geist mit gallischen Revolutionsgedanken abrechnet. Endlich an sein Buch „Li" über den Osten, dieses meisterliche Zeugnis dafür, daß deutscher Geist zum praktischen Weltüberblick reift, denn es schildert uns China und Deutschland unter einem großen Horizont. Sein neuestes Gedichtwerk „Held Namenlos" (verlegt bei Eugen Diederichs, Jena), gestaltet seine Verskunst weiter. Ein Weltwanderer singt darin mit einer vergeistigten und doch außerordentlich bilderreichen und plastischen Sprache. Der Rhythmus der Lyrik ist hier zum Rhythmus einer Seele geworden. Wäre der Dichter nicht so erdig, müßte man fürchten, daß er schon fast zu viel Kultur aller Weltteile in sich getrunken habe. Die Gesichte gehen bis an die Grenze des Visionären, fast ins Mystische einer weltdurchwandernden Ahasverusseele. Das Buch ist nur für ganz reife Geister.

In dieser literarischen Nummer mag auch der Fall Lissauer zur Sprache kommen. Ein junger verdienstvoller Dichter, der aber bisher nur wenig veröffentlicht hat, hat mit einem neuen Bändchen „Der Strom", neue Gedichte, (Verlag Eugen Diederichs, Jena) großes Aufsehen gemacht. Die Gedichte sind gut, teilweise sehr schön. Aber sie sind Aesthetizismus. Es liegt hier folgender Fall vor: Seit Jahrzehnten entwickelt sich die deutsche Lyrik aus dem Metrischen in das Gesangliche, Rhythmische, Symphonische hinein. Sie streift dadurch immer mehr die Reste einer epigonalen Sprache ab. Was frühere Dichter, Goethe inbegriffen, als letzte Reife hatten, einen Gesang der Sprache, bei dem Sinn und Wohllaut sich zu einem Rhythmus verbinden, der eigene Formen und Gebilde sucht, gemäß der Eigenart des einzelnen Gedichtes, diese Entwicklung schwebt uns bewußter als Ziel vor.

Der junge Lissauer hat nun dieses Gesetz als Technik begriffen und mit einer ganz außerordentlichen und höchst anerkennenswerten Kunst durchgeführt. Er wäre sonach als Erfüller und als Vorbild zu begrüßen, wenn nicht viele der Heutigen längst über ihn hinaus wären und wenn — nicht hier wieder einmal Dichtung mit Technik verwechselt würde. Die Technik Lissauers begrüße ich, der ich für die Auferstehung deutscher Lyrik nach dem Geiste Walthers von der Vogelweide eingetreten bin, gerne als Verdienst. Das Dichterische selbst „steht" nicht. Es ist Dichtung vom grünen Tisch; l'art pour l'art. Gerade weil unsere Zeit eine neue Umackerung braucht und Dichtungswerte ganz aus der Tiefe des neuen Bodens, ist doppelt vorsichtig aufzupassen, ob nicht verführerische Formen freundliche Täuschungen vorschmeicheln. Und so erleben wir das Schauspiel, daß die gesamte deutsche Kritik umfällt, daß dreißig führende kritische Geister sich täuschen lassen. Der Verleger, der so gerne als deutscher Kulturverleger auftritt, verkündet ihn mit komischer Ungerechtigkeit gegen alle Andern als „den kommenden Dichter Deutschlands". Und die ruhigen Köpfe haben wieder einmal das Recht zu schmunzeln. Lissauer hat inzwischen seinen Aesthetizismus selbst deutlicher bewiesen durch den Cyklus „1813". Als ob es möglich wäre, die große Zeit von 1813 auf Anhieb und quasi auf Selbstbestellung von heute zu morgen in 50 Gedichten zu gestalten. Dazu gehört ein großes Menschentum.

Zum Schluß etwas ganz Erfreuliches, das nur eine schmerzliche Seite hat: den Preis des Werkes. Wir haben endlich einen großen sozialistischen Roman. Leider von keinem Deutschen, sondern von dem Dänen Martin Andersen Nexö. Der Roman heißt: „Pelle der Eroberer" und ist in zwei Bänden (geheftet Mk. 8, gebunden Mk. 10) im Inselverlag erschienen.

So etwas Schlichtes, Menschliches, Reines und gedanklich Ausgereiftes ist schon lange nicht mehr dagewesen. Der Dichter dieses Romans hat das ganze noch so frischblutige soziale Problem durchstudiert und durchgelebt, und entrollt die Schichten der Menschheit und den Aufbau eines neuen sozialen Geschlechtes in der Weise, daß hier eine Tat getan ist von noch unermeßlicher Bedeutung. Es ist kein Tendenzroman, kein Kulturroman mit eingeschobenen sozialen Erörterungen, es ist eine Dichtung von der Menschwerdung eines armen Kindes, das erdenkräftig genug ist, um den Stand der Ärmsten zu erwecken und zu führen. Der Roman hat einen außerordentlich breiten Vorbau und kommt erst im zweiten Teil zu seiner Höhe. Statt weiterer Ausführungen werden wir auf das Werk durch eine Probe zurückkommen.

Deutsche Volkslieder zur Guitarre.

Neben H. Scherrer und Sven Scholander, dem nordischen Lautensänger, ist R. Kothe heute der bedeutendste Vertreter dieser alten, volkstümlichen Instrumente. Kothe hat bei D. Hofmeister Leipzig 2 Hefte deutscher Volkslieder erscheinen lassen, welche köstliche Perlen unserer deutschen Volksmusik enthalten. Wenn man einmal diese alten Lieder mit dem zarten, fast süßen Klang der Guitarre begleitet hört, dann empfindet man erst, wie gewaltsam eigentlich die Ehe ist zwischen Volkslied und Klavier. Letzteres ist ein viel zu aufdringliches und selbstherrliches Instrument; die Schlichtheit, der Duft solch' einer erfundenen Weise wird gänzlich von ihm erdrückt. Volkslieder bedürfen gar keiner instrumentellen Unterstützung. Wenn aber, dann ist sicher die Guitarre oder die Mandoline das allein mögliche Begleitungselement. In den beiden vorliegenden Heften erscheint dieses in zartester und delikatester Form, (siehe z. B. die beiden entzückend schönen Weihnachtslieder). In „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" ist der düstere Ton besonders im 2. Teil hervorragend gut getroffen. Die Art der in den beiden Heften enthaltenen Lieder trägt jeder Stimmung Rechnung: Ernst und Humor sind gleicherweise vertreten: daß Liebesweisen nicht fehlen, ist selbstverständlich. Also, wer Freude an echter Hausmusik hat, nehme seine Laute zur Hand und tauche für eine Weile unter in die Schönheit unseres deutschen Volksliedes; sie wird ihm leichtlich Last und Not des Tages vergessen lassen. Es sei noch darauf hingewiesen, daß sowohl Bach wie Mozart für die Laute geschrieben haben, und daß man soeben eine Reihe von für dieses Instrument komponierten Stücken von Beethoven entdeckt hat, die in Kürze in den Handel kommen werden.

E. Kallenberg.

Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur

Von der an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums begründeten Moses Mendelssohn-Toleranzstiftung werden alle zwei Jahre zwei Preise von 2000 Mk. bezw. 1000 Mk. für Schriften über ein Thema ausgesetzt, dessen Bearbeitung Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit zu fördern geeignet ist. Der Wettbewerb steht Angehörigen aller Bekenntnisse offen. Für 1913 ist nun folgende Preisaufgabe gestellt: Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns. Die Einlieferung hat bis zum 30. Sept. 1913 bei dem Sekretariat — Berlin, Artilleriestr. 14 — zu erfolgen. Die Arbeiten sollen den Umfang von drei Druckbogen tunlichst nicht überschreiten; sie sind mit einem Kennwort zu versehen, das auch auf einem den Namen des Verfassers enthaltenden geschlossenen Briefumschlage stehen muß. Das Urheberrecht an den preisgekrönten Arbeiten steht der Lehranstalt zu.

Gedenktafel

Am 8. Februar 1890 starb in Würzburg der Dichter Hermann Conradi, einer der Vorläufer der deutschen Moderne.

Am 9. Februar 1451 wurde in Florenz Amerigo Vespucci geboren. Er gab die erste Beschreibung der Neuen Welt heraus, die fortan nach ihm Amerika genannt wurde.

Am 9. Februar 1758 wurde in Tiefenbronn der Anatom Franz Joseph Gall geboren, der eigentliche Begründer der Phrenologie.

Am 10. Februar 1510 starb in Straßburg der berühmte Kanzelredner Geiler von Kaisersberg.

Am 10. Februar 1788 wurde auf Lubowitz in Schlesien Joseph von Eichendorff geboren, einer der sympathischsten und begabtesten Liederdichter der Romantik.

Am 12. Februar 1607 kam in Gräfenhainichen Paul Gerhardt zur Welt, nächst Luther wohl der gewaltigste Dichter geistlicher Lieder deutscher Zunge.

Am 13. Februar 1719 starb in Dresden der Erfinder des Porzellans, Johann Friedrich Böttger.

Der 14. Februar 1803 ist der Todestag Friedrich Gottlob Klopstocks.

Nachrichten

Wilhelm Schmidtbonns Legendenspiel „Der verlorene Sohn", dessen dritter Akt in unserer Schmidtbonnlese (No. 42, 1912) abgedruckt wurde, ist auch vom Hoftheater in Dresden zur Aufführung erworben worden.

Die nächste Versammlung des Vereins deutscher Bibliothekare findet während der Pfingstwoche 1913 in Mainz statt.

Reklamemarken-Ausstellung. In Nürnberg findet in der ersten Hälfte des März in den Räumen der bayerischen Landesgewerbeanstalt eine internationale Reklamemarkenausstellung statt. (Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die Lese-Marke).

Eine kinematographische Studiengesellschaft. Im Februar fand in der Treptowsternwarte zu Berlin die Gründung einer kinematographischen Studiengesellschaft statt.

Lesepost

An unsere Freunde! Wenn diese Nummer etwas „literarisch" geworden ist, obschon auch für jedermann manches Bedeutungsvolle darin steht, so versprechen wir demnächst wieder ganz einfache, reichhaltige, volkstümliche Nummern zu bringen. Es folgt zwar zunächst noch eine Hebbel Lese, dann aber eine Ostern nummer und andere Hefte, in denen Gelegenheit geboten ist, reizvolle alte und neue Stoffe, die für alle Wert haben, darzubieten.

*

An den Unbekannten in Rußland. Wir erhalten öfters Zuschriften von gleicher Hand aus St. Petersburg, ohne Adressenangabe. Wir bitten, daß sich der Schreiber doch mit Namen und Adresse meldet.

W. L., Göttingen. Lieber Lesefreund! Ihre Hoffnungen auf die neue Kunstform der Lichtspiele sind rührend. Bitte schicken Sie uns per Eilpost das Rezept für die Veredelung. Wir können dann nicht nur reich werden, sondern eine ganze Generation vor Geschmacksverderbnis bewahren. Weil aber solche Wandlungen viele Jahrzehnte brauchen, werden in der Zwischenzeit Millionen von Menschen durch Veräußerlichung verflacht, während wir andern seit Jahrhunderten an der Verinnerlichung arbeiten.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Über Avenarius. — Jahreszeit. — Häuslicher Kreis. — Volksdienst. — Schalksecke. — Bücherbrief.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Alberrgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 11 Herausgeber: Georg Muschner 1913

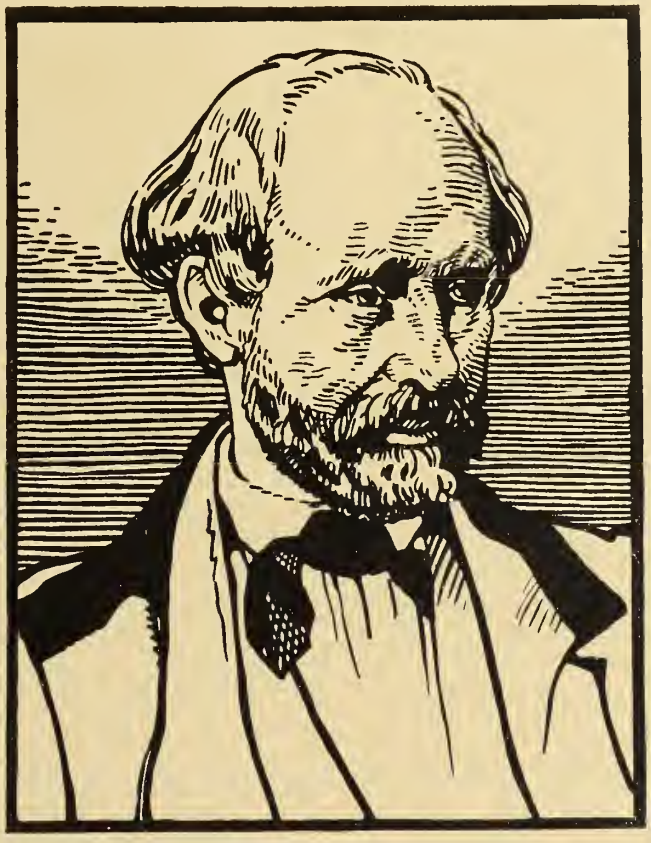
Zum Geleit

Gesichtspunkt für die Beurteilung Hebbels

Zum 100. Geburtstag: 18. März

Wir müssen heute Friedrich Hebbel anders einschätzen als früher. Als er starb, war er ein von den Ersten seiner Zeit anerkannter großer Dramatiker. Seitdem hat das deutsche Volk ihn als Dramatiker kennen und verstehen gelernt. Aber fast nur als Dramatiker. Hierin liegt eine Ungerechtigkeit, unter der er ein halbes Jahrhundert zu leiden hatte.

Wenn man andere Große nennt, einen Schiller, einen Goethe, dann denkt man nicht nur an ihre Gedichte oder an ihre Dramen, sondern man empfindet ganz selbstverständlich ihr Dichtertum als eines, das alle Gebiete umfaßt. Seit den Klassikern sind solche Erscheinungen freilich selten geworden; wir spezialisieren immer mehr die Dichter als bloße Lyriker, bloße Dramatiker, bloße Romandichter.



Friedrich Hebbel
Für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

Nun scheint die Zeit reif geworden zu sein für den ganzen Hebbel. Wir erinnern daher daran, daß er außer seinen großen Dramen drei Bände Gedichte hinterlassen hat, viele Novellen und Erzählungen, vier Bände Tagebücher, zahlreiche Fragmente, Aphorismen, Epigramme, acht Bände Briefe usw. usw. Wer die Gesamtausgaben durchsieht, wird einen Umfang seines Schaffens und seiner Persönlichkeit entdecken, der ihn den andern Großen würdig an die Seite stellt.

Hebbel ist einer unserer bedeutendsten Lyriker. Er hat Gedichte gegeben so voll Sprachschönheit, in der Empfindung so sehr von drüben her, Balladen so stark und mächtig daß es Pflicht ist, ihn als Lyriker zu rühmen. Seine prosaischen Schriften, insbesondere seine Tagebücher, sind so reich an Gedankengehalt, daß er fast auf alle Fragen des Lebens Antwort gibt. Welches Thema wir auch anschlagen, ob Religion, Politik, Vaterland, soziale Ideen, die Frauen, ästhetische Fragen, über alles finden wir bei Hebbel Auskunft.

Dieser Maurersohn war ein scharfer Denker, ein glühender Geist, eine tiefgründige Seele, einer, der die Welt, die er erreichen konnte, umackerte, um fruchtbaren Geistesacker daraus zu machen. Ja, er grub so tief, bis er auf den Stein kam, der das Edelmetall und den Demant enthält. M.

Friedrich Hebbel
„Aus meiner Kindheit"

Unter dem Eindruck von Goethes Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" beschloß Friedrich Hebbel als Dreißigjähriger im Frühjahr 1842 sein bisheriges Leben in einer Rückschau festzuhalten: „Wer sein Leben darstellt, der sollte, wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende, das sich auch noch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden läßt, hervorheben und das Uebrige auf sich beruhen lassen." Leider ist seine Lebensbeschreibung nicht über die Kinderjahre hinausgediehen, nur die Anfänge des unerhörten Lebenskampfes finden wir hier künstlerisch verarbeitet;

was der Dichter später noch zu erdulden hatte, ehe er sich seine Stellung im deutschen Geistesleben erringen konnte, sehen wir aus dem schärferen aber auch unbarmherzigeren Spiegel seiner Briefe und Tagebücher. Ein Tröstliches aber zeigen uns alle persönlichen Aufzeichnungen Hebbels: daß gerade in den untersten Schichten unseres Volkes Kräfte schlummern, so stark und mächtig, daß sie selbst die ungünstigsten und widrigsten Lebensumstände nicht niederzuhalten vermögen. Schwerer als Hebbel hatte es wohl kein deutscher Dichter, sich aus dem traurigen Dunkel gleichgiltiger Verständnislosigkeit herauszuarbeiten: die Eltern, zermürbt und zerschlagen durch die ständige Sorge ums tägliche Brot, konnten ihren Kindern nicht das Glück ungetrübter Kindheit bieten, auch bei Lehrern und Freunden fand der Knabe kein Verständnis für sein Streben und Sehnen. Auf seine Kindheit paßt das Wort des englischen Dichters Lamb: „Arme Leute ziehen ihre Kinder nicht groß, sie schleppen sie groß. Der kleine sorglose Liebling in den Kinderstuben der Wohlhabenden — in den Höhlen der Armut wird er vor der Zeit ein überlegendes, nachdenkliches Wesen". Diese überlegende, nachdenkliche Art ist Hebbels bestes Erbteil geworden fürs ganze Leben: aus ihr erklärt sich nicht zum mindesten der tiefe sittliche Ernst in jeder seiner Schöpfungen. Weil er von Kind auf gewöhnt wurde, Menschen und Dingen auf den Grund zu schauen und ihr innerstes Wesen zu erforschen, konnte er sich in seiner Kunst später an die tiefsten menschlichen Probleme wagen und sie mit der ganzen Kraft seines Verstandes bis zu den feinsten Wurzeln ihres Bestehens verfolgen. — Der folgende Abschnitt aus der Selbstbiographie schildert Hebbels erste bittere Lebenserfahrungen nach dem Austritt aus der Klippschule der alten, mürrischen Susanne.

Ludwig Streit.

*

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich Susannas dumpfen Saal mit der neu erbauten, hellen und freundlichen Elementarschule vertauschte, mußte auch mein Vater sein kleines Haus verlassen und eine Mietwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Kontrast. Die Schule hatte sich erweitert: ich schaute aus blanken Fenstern mit breiten Föhrenrahmen, statt das neugierige Auge an grünen Bouteillenscheiben mit schmutziger Bleieinfassung zu versuchen, und der Tag, der bei Susana immer später anfing und früher aufhörte, als er sollte, kam zu seinem vollen Recht; ich saß an einem bequemen Tisch mit Pult und Tintenfaß, der frische Holz- und Farbegeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, versetzte mich in eine Art von fröhlichen Taumel und als ich auf mein Lesen hin vom inspizierenden Prediger angewiesen wurde, die dritte Bank, die ich bescheiden gewählt hatte, mit der ersten zu vertauschen und sogar auf dieser noch einen der obersten Plätze einzunehmen, fehlte mir nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zusammengeschrumpft und hatte sich verfinstert; jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gastlich aufnahm; ich war auf die enge Stube beschränkt, in der ich mich kaum selbst rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf dem Platz vor der Tür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur selten einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte sich bei seiner Verheiratung durch Uebernahme einer Bürgschaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel schon viel früher ausgetrieben worden sein, wenn sein Gläubiger nicht glücklicherweise die lange Strafe einer Brandstiftung im Zuchthause abzubüßen gehabt hätte... Sowie das Zuchthaus dem Gemeinwesen seinen Zögling zurückgab, mußten wir die Stätte verlassen, an der unsere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid miteinander geteilt hatten; es war für mich und meinen Bruder, wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinaus wanderten, als die ehrwürdige holländische Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anstiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maisonne beschienen, an einem Ast des Birnbaumes hing, und der runde wurmstichige Speisetisch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, so oft den Wunsch abnötigte, daß wir alles haben möchten, was schon darauf verzehrt worden sei, wackelnd darunter stand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauspiel für uns und als sich sogar beim Aufräumen ein mir längst verlorengegangener bunter Pfeifenkopf in irgendeinem Rattenloch wieder fand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien dies und jenes, was sich des Mitnehmens nicht zu verlohnen schien, für uns, die wir auch noch das letzte brauchen konnten, im Durchstöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Festtag vor und wir schieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen, und hatte nun aufgehört es zu sein. Das hing so zusammen. An und für sich schaut der Käthner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenso wird mit einem gewissen Respekt wieder zu ihm hinaufgeschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er sich aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm, wie jeder Größe, die zum Falle kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß

er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen. Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Käthners-Sohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken habe, und mancher hartgefrorene Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man durch allerlei kleine Gaben um meine Protektion zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muschel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüten, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf Kredit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen seines Vaters zurecht zu schnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an ... Dies alles hatte nun ein Ende und die Folgen waren anfangs recht bitter. Zunächst wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider" eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprichwort: „Armut sei keine Schande!" zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgesprochenes Prinzip: „Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!" fest zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück oder ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden, denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der sich den Magen mit Kartoffeln füllen mußte; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja, die Pflegehausjungen drängten sich heran. Diese, arme Waisen, die auf öffentliche Kosten in einem Mittelding von Mildtätigkeitsanstalt und Hospital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterste Klasse; sie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, ihre eigne Bank, nur aus anderen Gründen, und wurden von allen gemieden, so daß sie sich selbst als halbe Aussätzige betrachteten und sich nur dem näherten, den sie zu verhöhnen zu dürfen glaubten. Doch hatte das alles zuletzt sehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer gewesen, der sich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des abends aber im Schoß der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Gespenstergeschichten bat. Jetzt ward ich ins tätige Leben hineingetrieben, es galt, sich seiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erste Rauferei auch nur „nach langem Zögern und vielen keineswegs kühnen Rettungsversuchen" einließ, so fiel sie doch so aus, daß ich die zweite nicht mehr scheute und an der dritten oder vierten schon Geschmack fand ...

Gedichte von Friedrich Hebbel

Nachtlied

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

Sommerbild

Ich sah des Sommers letzte Rose steh'n,
Sie war, als ob sie bluten könne, roth;
Da sprach ich schauernd im Vorübergeh'n:
So weit im Leben, ist zu nah' am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

Herbstbild

Dieß ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als athmete sie kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah',
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dieß ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute lös't sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Stral der Sonne fällt.

Natur

Natur, du kannst mich nicht vernichten,
Weil es dich selbst vernichten heißt,
Du kannst auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreis't:

Du mußt sie alle wieder wecken,
Die Wesen, die sich, groß und klein,
In deinem dunklen Schooß verstecken
Und träumen, nun nicht mehr zu sein;

Natur, ich will dich nicht beschwören:
Veränd're deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, du kannst mich nicht erhören,
Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Gestorben, mich im Stein verschließen,
Im härtesten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaukle,
Ob er bei heller Kerze Licht
Auf einer Mädchenbrust sich schaukle,
Ich schlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tausend Festestänzen,
Als Mittelpunct im Stralenkranz
Vielleicht, wie nie ein And'rer, glänzen,
Doch Keiner ahnt, woher der Glanz.

Erst, wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger still in's Ohr,
Daß einst ein Mensch zerrann zur Thräne
Und die zum Edelstein gefror!

Letzter Wunsch

Mancherlei Wünsche hatt' ich und mancherlei hab' ich für's Leben,
Einen einzigen nur spar' ich mir auf für den Tod:
Daß sich in Flammen mein Geist entbinden möge, noch glühend
Von dem letzten Gedicht, daß sich in Flammen mein Leib
Wandeln dürfe in Asche, bevor noch völlig das Antlitz
Sich zur Larve verstellt, das der Geliebten gefiel!
Jenes geb' ich den Göttern anheim und dieses den Freunden,
Die es wissen, wie sehr stets vor Gewürm ich gebebt;
Mögen sie still mir den Holzstoß errichten und rasch ihn entzünden,
Ein gefälliger Wind bläset wohl freundlich hinein!

Szenen aus einem Totentanz
Von Eduard Reinacher

Zur Einführung

Eduard Reinacher ist ein junger Student in Straßburg im Elsaß. Geboren, wie er schreibt, im Narrenmonat (April) 1892. Ein höchst seltsamer Mensch. Einerseits braver Philologe, andererseits Dichter in eigenem Sturm und Drang. Voller Verse, Bilder, Szenen. In der Schublade Romane und Dramen. Gedruckt noch wenig oder nichts. In seinem Hirn spiegelt sich — nach den Proben, die wir von ihm sahen — die Literatur vom frühen Mittelalter bis heute, arbeiten die Assoziationen von Jahrhunderten. Doch ist das Seltsame, das Große an dem jungen Geist, daß er nicht nach-dichtet, sondern daß alte deutsche dichterische Ströme in ihm eine neue Auferstehung feiern. Soweit man das bei einer so jungen Begabung sagen kann, der noch die Nachprüfung durch die Zeit fehlt: er hat seine Werke erlebt, wenn auch vielleicht mehr geistig als gefühlsmäßig. Es ist etwas von visionärer Ueberlegenheit in allem, was er schreibt; er springt über Zeit- und Stilgrenzen und spricht oft wie aus dem Zeitlosen. In allem regt sich ein spezifisch männlicher Geist — fremd moderner femininer Literatur — und eine geradezu kerndeutsche Art. Wir dürfen bei ihm an alte deutsche Meister denken; man müßte statt der Dichter von Fischart bis Keller eher Künstler nennen aus jener deutschen Kulturzeit, die das Straßburger Münster gebaut hat. Sind nicht die Szenen, die wir bringen, grausig geschaute Texte zu einem noch ungezeichneten modernen Totentanz in der Art Holbeins oder Merians?

Zu diesen Szenen sei noch bemerkt, daß wir hoffen, daß unsre Leser nun so weit willig sind mit uns zu gehen, daß sie Dichterisches als Dichterisches sehen und nicht als Politisches. M.

Der Tod zum Kaiser

Palast. Vorplatz. Parade. Musik.

Hauptmann (14 Schritt weit):
Links zwei drei vier, links zwei drei vier.
(6 Schritt weit)
Achtung! die Augen links!

Kaiser:
Die Burschen sind noch von den alten, strammen!
Man hörts am Schritt: die gehn mir durch die Flammen.
Meine Anerkennung, Oberst!

Oberst:
Majestät sehr gütig!

Kaiser (neues Regiment):
Ach! Unsre Husaren, Gaul und Mann vollblütig.
Gefällt mir, gut genährt,
gut in der Zucht und gut bewehrt,
recht brauchbar. (neues Regiment)
Hä! das klappt nicht, Schweinehunde!
Was ist das, der Oberst?!

Oberst:
Majestät...

Kaiser:
Nischt!

Oberst (für sich):
Meine Gehrockstunde!
(Parade aus.)

Kaiser:
Musik war gut. Regimenter meist zu loben.
Major zum Oberstleutnant erhoben.
Oberst zur Disposition!
In Ihres Regiments Klapp ist ein falscher Ton.
Wir sind zufrieden gewesen.

Oberst:
Und werden heute Staub zu Abend essen.
Major:
Eure Majestät erscheint mir in der Uniform hohl!
Kaiser (schreit):
Den Kerls die Schädel ab!
Oberst:
Wie sie befehlen Majestät, sehr wohl!
(Die Offiziere nehmen die Köpfe ab und setzen sie wieder auf.)
Kaiser:
Wer erlaubt sich Spaß mit Uns in Unsern Landen?!
In die Reihe Herrn! Achtung! Stillgestanden!
Was geht hier vor? Erklärung, Oberst Schote!
Oberst:
Wir sind alle zusammen längstbegrabene Tote.
Kaiser:
Ich befehle das Gegenteil!
Major:
Wir wünschen Eurer Majestät Befehlskraft wünschenswertes Heil!
Kaiser:
Na?
Major (lacht):
Für jetzt sind wir Gerippe wie Sie.
Kaiser (schreit, reißt ihm den Arm aus)
Wie?!
Bin ich nicht Meine Majestät?
Oberst:
Deren Fleisch und Hirn in Würmern spazieren geht.
Kaiser:
Unsre Truppen!
Oberst:
Waren Gespenster.
Dies ist nur das unterirdische Paradefenster,
wo Ihr uns zur Komedi steht.
Kaiser:
Ich befehle, daß dies nicht sei!
Leutnant:
Alter! Der Spiegel zeigt dirs klar und frei.
(Großer Spiegel. Alle nackt, der Kaiser mit Krone)
Kaiser (verbeugt sich fortwährend vor dem Spiegel):
Dieses Gerippe ist Meine Majestät.

*

Der Tod zum Roten Mann
(Wirtschaft zum einigen Staatsbürger)

Der Rote Mann (steigt auf den Tisch):
Ich eröffne hiermit die Versammlung.
Wer ein Maul hat, rede.
Unser Zweck ist Unheilsverrammlung,
wie man den Tod töte.
Liebe, friedliebende Bürger der Umgebung,
ihr seid zitternd zusammengekommen
zu des rettenden Stricks Webung.
Von den Gräueln der Zeit habt ihr vernommen,
von den drei letzten nassen und trockenen Jahren,
von den ungeheuren Fleischpreisen
und dazu noch in den letzten Wochen
des balkanischen Höllenkessels Ueberkochen
und die gefährlichen Kriegsgefahren.
Es wird uns in einen stinkenden Fabriksumpf reißen,
wir werden mit unseren Frauen und armen Kindern elend ersaufen,
die Wilden werden kegeln mit unsern Knochen,
um unsre magern Beutel werden sie scheußlich lachend raufen,
von unsrer teuren Gattinnen Fleisch werden sie Suppenfleisch kochen,
wenn das so weiter geht,
und kein frischer Wind in die gräuliche Latrine unsres politischen Lebens weht!
Das kann nicht so weiter gehn!
Jemand ist Schuld daran:
Laßt uns sehn:
Ich hab es nicht getan,
du auch nicht, keiner unter uns ist Schuld daran!
Die Regierung hat uns in diesen Sumpf gestoßen,
wir hungern, dürsten und frieren für die Großen,
für die Palästler sitzen wir auf der Gasse,
wir wärmen die nackten Kinder an den Roßkugeln auf der Straße
und wissen vor Not nicht aus noch ein.
(Er trocknet sich die Stirn)
Meierhelm:
Der hat Recht!
Klebemann:
Und wie hat er Recht!
Madel:
Noch einen roten Wein!
Mir ists im Magen ganz schlecht
von den gräßlichen Gedanken.
Der Rote Mann:
Die hohen Herrschaften sinds, an denen wir kranken!
Sie sitzen auf ihren Herrenhöfen
und saugen die hungernden Taglöhner aus!
Die kümmern sich nicht um des Nachbars brennendes Haus,
die Prasser! Mit Schampanjer und Rheinwein schwenken sie die Häfen,
und wir bluten!
Der Krieg geht jeden Tag los,
man peitscht den gemeinen Mann jeden Tag mit Ruten,
wir müssen zu Felde, müssen nackt und blos
in strömenden Regen liegen
und für die Faulenzer die unschuldigen Fremden,
die uns nichts getan haben, noch Haut, noch Hemden,

müssen wir Friedensfreunde mit Granaten helfen besiegen
und die Menschenrechte mit Militärfüßen treten!

Pietlein (für sich):

Ja! Und wenn wir die eigene Haut noch sicher hätten!

Der Rote Mann:

Das darf nie sein!
Ich bin — für das Reich des Friedens,
des weder Gehorchens noch Gebietens,
da fließt Honig und Wein.
Wer kein Schuft ist, sagt wie ich:
O holde Eintracht, wie verehr ich dich.
Zu Ende wär auf einmal alle Not,
wenn ihr richtig wählt:
Tod den Großhansen! Tod dem Tod!
Es lebe die Kosmopolitik!

Die Versammlung:

Es lebe der Redner! Es lebe Ruh und Glück!

Tod:

Herr Vorredner hat seine Worte fein gestellt!
Tod dem Tod! Ich bin für das ewige Leben
und gemeine Wohlfahrt. Den Reichen soll
man Gift geben!
Arm und zufrieden! Keiner klettre zu hoch:
Wir wollen ihn hängen, tut es einer doch.
Fort Ungleichheit, fort Sammet, Seide, Flitz,
fort die Kunst, fort unnützer Gelehrtenwitz!
Den hochnäsigen Bettlern soll man nichts mehr
geben:
Wir wollen einfach leben!
Am Sonntag sollen alle ihren Hasen haben.
Ich stoße an auf die hohen Friedensgaben!
Jedoch noch eins: da wir ungemordet ewig
leben werden,
vorbei Arzt und Schlacht,
welche uns der schlimme Adamsapfel gebracht,
hingegen nicht unendlicher Platz ist auf Erden,
verbannen wir so Bett wie Grab
und tun das Kinderzeugen ab,
und so die unnötigen Gliedermassen:
Ihr sollt von eurem faulen Fleische lassen.
Knochen ist gut und Knochen hält
ewiger als Erzguß!
Ich verkünde die knöcherne Friedenswelt!
(umarmt den Roten Mann, der schreit, stirbt. Zu den Leuten nackt):
Brüder! den Bundeskuß! (sie laufen fort.)

Aus Merians Totentanz

Tod zum Kaiser:

Herr Kaiser mit dem grauen Bart,
Euer Reu habt ihr zu lang gespart,
Drum sperrt Euch nicht, Ihr müßt davon,
Und tanzen nach meiner Pfeifen Ton.

Der Kaiser:

Ich konnte das Reich gar wohl mehren
Mit Streiten, Fechten, Unrecht wehren:
Nun hat der Tod überwunden mich,
Daß ich bin keinem Kaiser glich.

Aus Pelle der Eroberer

Von Martin Andersen Nexö

Zur Einführung

Der Roman „Pelle der Eroberer", den wir im Bücherbrief der letzten Nummer bereits angekündigt haben, behandelt das soziale Problem als ein Problem der Menschheitsentwicklung, frei von politischer Tendenz, in rein dichterischer Gestaltung. Der Held ist vorübergehend Führer der Arbeiterschaft; er ringt sich durch zu praktischer Menschenbeglückung, indem er am Ende des Werkes sein Ideal genossenschaftlicher Arbeit in die Tat umzusetzen beginnt. Für befangene Gemüter sei bemerkt, daß die Dichtung in Dänemark spielt. M.

Der nächste Morgen brach mit hohem, hellen Sonntagswetter an. Etwas daran erinnerte an Ostern — an den Ostermorgen der Kirchenlieder mit der reinen Auferstehungsluft! Der „Arbeiter" läutete den Tag ein mit einem großen festlichen Leitartikel — einem Gruß an die Morgenröte, und forderte die Unterklassen auf, sich am Nachmittag auf dem Gemeindeanger einzufinden. Da herrschte den ganzen Vormittag große Geschäftigkeit — die Garderobe mußte nachgesehen werden, der Proviantkorb sollte gepackt und Flaschenfutter beschafft werden. Man half einander quer über die Treppengänge hinweg, lieh und entlieh. Dies sollte nicht nur ein Fest des Sieges sein, es war auch als Demonstration gedacht — das war ganz klar; die Welt sollte sehen, wie gut man zusammenhing nach diesen Wochen der Aussperrung! Es galt sich vollzählig einzufinden und so gut wie möglich zu präsentieren.

Am Nachmittag strömten die Leute von allen Seiten auf das Volkshaus zu; es sah aus, als sei die ganze Stadt auf der Wanderung nach diesem Punkt hin begriffen. Drinnen in dem großen Hof und durch die breite Straße, ganz bis zur Hauptstraße herauf, scharten sich die Fachvereine um ihre Fahnen. Die Aufstellung war im voraus genau festgelegt, alles ging wie am Schnürchen; man war gewohnt, mit den Massen zu operieren. Das war kein Herumrennen, jeder fand mit Leichtigkeit seinen Platz. Pelle und Stolpe, die den Plan entworfen hatten, gingen zurechtweisend an den Reihen entlang.

Mit den Männern machte es keine Schwierigkeiten; aber die Frauen und Kinder hatten natürlich die Anordnungen mißverstanden. Sie sollten geradewegs nach dem Anger hinauswandern, stellten sich aber hier mit ihrer Bepackung auf. Sie standen da und drängten sich auf beiden Bürgersteigen zusammen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, brachen sie auf und schlossen sich dem Zuge an den Seiten an. Sie hatten mitgekämpft und gehörten mit hierher an die Seite von Vatern. Das wurde ein Fahnenzug mit doppeltem Docht — hatte man je so was gesehen!

Nein, so etwas von Volkszug hatte die Stadt noch nie gesehen! Gleich einer Riesenschlange fuhr er fort sich zu entrollen; als der Kopf am Ende der Straße war, lag der größte Teil des Körpers noch zusammengerollt. Aber was war denn da vorne los? Der Kopf bog ja nach der verkehrten Seite um — nach der Stadt zu, statt den geraden Weg nach dem Anger zu nehmen, den die Polizei abgesteckt hatte! Das geht nicht an! Das führt zu einem Zusammenstoß mit der Polizei! Seht zu, daß ihr Pelle zu fassen kriegt, damit er den Strom wendet, ehe ein Unglück geschieht! — Pelle? Der geht ja selbst an der Spitze! Er selbst hat sich in der Richtung geirrt. Ach, dann ist nichts dagegen zu machen. Was in aller Welt fällt ihm nur ein? Pelle geht in der ersten Reihe neben dem Fahnenträger. Er sieht und hört nichts, schaut nur lichten Blickes hinaus, über den Kopf der Straßenmenge hinweg. Seine Haut ist noch vom Brandrauch geschwärzt, sie schält sich von den Händen ab. Bart und Haar sehen sonderbar gestutzt aus, und die Brandwunde auf der Wange zieht die Haut zusammen. Da ist nur eins, was er fühlt: diesen Tritt von fünfzigtausend Mann im Takt! Als Kind hat er das in Träumen erlebt, hatte es wie ein Brodeln von da draußen her gehört, wenn er den Kopf auf das Kissen legte. Das ist die große Völkerwanderung, und nun führt er die Schar ins Land hinein! — Wo sollte der Weg wohl hingehen, wenn nicht durch die Hauptstadt?

Am Norderwall hielt die berittene Polizei und sperrte die innere Stadt ab. Sie hielt quer über dem Fahrwege und ließ die Pferde ihren Hinterteil der Prozession zuwenden, um sie zum Abbiegen zu zwingen. Aber sie wurden zur Seite gedrängt, und der Strom glitt weiter; nichts konnte ihn aufhalten!

Die Hauptstraßen hinab geht es, schwer, wie eine dickflüssige Masse die sich mühsam den Weg bahnt und nicht zurückzuhalten ist. Eine friedliche Macht liegt über ihr ausgebreitet. Wer wagt es, die Verantwortung zu übernehmen und da hineinzuhauen? Die Polizei folgt dem Zuge wie wachsame Hunde, und auf dem Bürgersteig stehen die Leute an die Mauern gedrückt; sie begrüßen oder verspotten die Prozession, je nachdem es Freunde oder Feinde sind! Oben hinter den großen Spiegelscheiben stehen festlich gekleidete Herren und Damen und lorgnettieren den Zug mit einem halb spöttischen, halb unruhigen Lächeln. Was für eine wunderlich verhungerte, unsoignierte Welt ist doch das, die plötzlich aus der Unterwelt aufsteigt und die Hauptstraßen in Besitz nimmt?

Und die Fabrikanten stehen da oben hinter den durchsichtigen Gardinen und murren: Was für eine neue Demonstration ist denn das? Nun hat man ihnen Pardon gegeben, und statt nun still an ihre Arbeit zu gehen und es sich zur Lehre dienen zu lassen, fangen sie an, Parade abzuhalten, um zu zeigen, wieviel ihrer sind. Ja, und wie der Hunger sie abgemagert hat!

Und eine wunderliche Parade ist dies nach jeder Richtung hin; wollten sie demonstrieren, wie hart man gegen sie gehandelt hat, so hätten sie es nicht besser machen können! Von der Schlacht gekennzeichnet sind sie alle — bleich, fahl, schlecht in Kleidern; das Beste von ihrem Staat hängt in dem großen gemeinsamen Kleiderschrank, dies hier ist zusammengeflickt. Der Hunger hat ihre Gesichter geläutert; sie gleichen weit eher einem Zuge von Seelen, die die schwere Erde von sich abgeschüttelt und sich nun daran gemacht haben, Besitz von der Welt des Geistes zu ergreifen, als Leuten, die neues Land für sich und ihre Nachkommen erobern wollten. So ein Zug von Eroberern, sie hinken ja alle!

— Eine flügellahme Schar, die dennoch den Flug versuchen will. Und wohin wollen sie denn ziehen?

„Ins Land des Glückes woll'n wir ziehen!" stimmt einer der Gesangschöre an.

Und wo liegt denn das Land? Hat jemand von euch es in wachem Zustande gesehen — oder waren es nicht böse Träume, die der Hunger gezeugt hat? Eßt euch nun einmal wirklich satt, Leute — und laßt uns dann miteinander reden! Was ist denn da überhaupt auf der anderen Seite? Die Leere, die euch gebar und noch wahnsinnig in eurem ausgehungerten Blute kocht? — oder das Land des Lebens? Beginnt denn jetzt eine neue Welt für euch? Oder ist der Fluch ewig, der euch gebar, Sklaven zu sein? Es liegt ein eigener sicherer Takt in ihrem Schritt, der alles übertäubt: Wir sind Matadore, so arm wir auch aussehen! Vier Millionen Kronen haben wir gebraucht, um den Kampf zu führen, und zwanzig Millionen sind draufgegangen, weil man die Arbeit unserer Hände zum Stillstand brachte! Wir kommen aus der Finsternis und gehen dem Licht entgegen; niemand kann uns zurückhalten! Hinter uns liegt Hunger und Elend, Unwissenheit und Sklaventum — vor uns liegt ein glückliches Leben, beschienen von der aufgehenden Sonne der Freiheit! Von heute an ist eine neue Zeit angebrochen, wir sind ihre jungen Kräfte und fordern die Macht für zehntausend Familien! Die Wenigen haben lange genug geherrscht!

Unerschütterlich marschieren sie dahin, trotz der Wunden, die noch schmerzen müssen, da sie ja hinken! Warum sollten sie wohl zweifeln?

Hört, sie singen! Heiser tönt es aus fünfzigtausend Kehlen, als sei der Gesang festgerostet, oder müsse sich erst losreißen. Ein neues Instrument, das noch nicht vom Meister gestimmt ist — die ersten Töne sind Mißtöne! Aber der Gesang läuft hin und her durch den Zug in rhythmischen Wellen; das Ganze ist ein wandernder Körper; die Augen werden durchglüht und schwellen von dem brennenden Machtgefühl, die Vielen zu sein. Und der Ton wird mächtig dadurch, ein Gewitter, das sich bis zur Häuserhöhe erhebt: Bald wird es tagen, Brüder —!

Rührt den elendesten unter ihnen jetzt an! Die große berauschende Macht ist über ihn gekommen; ein jeder ist über sich selbst hinausgewachsen und glaubt sich fähig, Wunderwerke zu verrichten. Es sind keine losen Teilchen, das Ganze ist ein großer Bergrutsch. Zupft an einem von ihnen, und die Kraft der Masse wird in ihn hineinströmen. Er wird die Folgen vergessen und handeln wie unter einem Schicksal, wo das Große, dem er angehört, die Verantwortung übernimmt und Gesetz ist.

Es ist ein Rausch, in den Reihen zu gehn und die Vereinsfahne tragen zu dürfen, aber schon allein das Mitdabeisein verleiht Stärke und Freude. Mutter und die Kleinen kommen gut mit, obwohl sie meistens im Rinnstein gehen müssen. Amüsant ist es, auszutreten und das Ganze mächtig vorüberziehen zu lassen, und dann einen Richtweg einzuschlagen und sich wieder an die Spitze zu stellen. Stunden währt es, bis der Zug an einem vorübergekommen ist, wenn man sich an einer Straßenecke aufgestellt hat. Trapp, trapp! Trapp, trapp! Das geht ins Blut hinein und bleibt da wie ein ewiger Takt.

Ein Fachverein zieht vorüber und ein anderer zieht auf: die Maschinenarbeiter mit dem dicken Munck als Fahnenträger, demselben, der die drei Schläge des jüngsten Gerichts schlug, die die fünfundvierzigtausend Mann zum Kampf für das Koalitionsrecht zusammenriefen, hurra hoch! Die Maler, die Typographen und die Handschuhmacher, die Klempner, die Korkschneider, und die Weißgerber und eine Gruppe Seeleute mit X-Beinen. An ihrer Spitze schreitet Heulpeter, der verwandelte Hüne! Die Kupferschmiede, Kohlenarbeiter und Bautischler, die Bäckergesellen und Wagenbauer! Das da, was ist das für eine sonderbare Prozession? Ach, es sind ja die Gürtler, und da haben wir die Gipser und die Stukkateure und die Feinschmiede, selbst die Sandgräber sind mit dabei. Die Schneider und die Schuhmacher sind leicht zu erkennen. Und da sind, Herr du meines Lebens, die Pantoffelmacher dicht auf ihren Fersen, sie wollen auch mit dabei sein! Die Vergolder, die Lohgerber, die Weber und die Tabakarbeiter! Die Feilhauer, die Modelltischler, die Maurerhandlanger, die Böttcher, die Buchbinder, die Schiffs- und Hauszimmerleute. Nimmt das denn nie ein Ende? Die Glasergesellen, Platz da! Ja, die können wohl lachen! Das sind alles Meistergesellen. Da kommen die Gas- und die Wasserarbeiter und die Möbeltischler, die einwärts gehen wie die Grobschmiede und dicht vor ihnen hermarschieren, als sollten die von ihnen lernen! Das da sind die geschickten Kunstdrechsler und die Bürstenbinder, mit Brille auf und Bürsten aus der Nase heraus — das heißt wenn sie alt sind. So, nun ist es also endlich vorbei! Den Schluß bildet eine Schar ausgelassener Jungen!

Aber das sind ja die Milchjungen, diese Strolche! Hinter ihnen kommen die Fabrikarbeiterinnen, und dann fängt es wieder von vorn an: die Pianoforte-arbeiter, die Müller, die Sattler und die Tapezierer — Fahnen soweit man sehen kann. Wie groß und bunt doch die Welt ist! — Wieviel Gewerbe der Mensch doch hat, damit es ihm nicht an Arbeit fehle! Da sind die Maurer mit all den Veteranen an der Spitze — die Leute, die von Anfang mit dabei gewesen sind! Seht doch, wie sicher der alte Stolpe auf seinen Beinen geht! Und die Schieferdecker mit dem Pardauzspringer an der Spitze; die sehn aus, als frügen sie gar nichts danach, auf der ebenen Erde zu gehen! Die Sägewerksarbeiter, die Brauereiarbeiter, die Stuhlmacher. Jahr für Jahr ist ihnen ihr Lohn herabgesetzt worden, so daß sie jetzt beim Anfang des Kampfes nur halb

so viel verdienten wie vor zehn Jahren; aber seht nur, wie froh sie aussehen: jetzt wird wieder Essen in die Speisekammer kommen. Das sind ja die Weberinnen, die fahlen Frauen da! Eine Fahne haben sie nicht; acht Ore die Stunde reicht nicht aus, um damit zu flaggen. Und dann schließlich eine Hand voll Zeitungsfrauen vom „Arbeiter". Herrgott wie müde sie sind, die vielen Treppen sitzen ihnen wie Blei in den Beinen! Sie haben ein Bündel Zeitungen über dem Arm als Kennzeichen.

Trapp, trapp! geht es in langsamem, besonnenem Marsch — wohin?

Dahin, wo Pelle will.

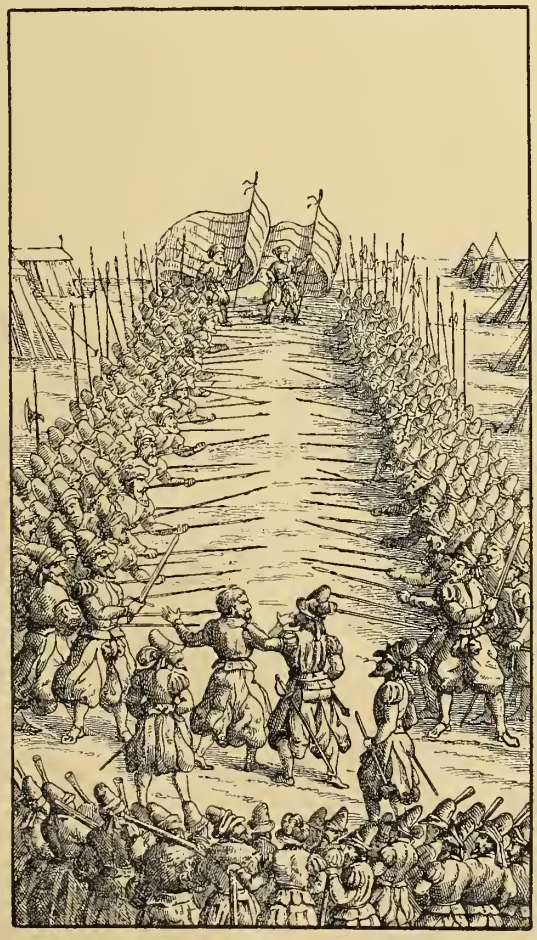
„Bald wird es tagen, Brüder!" Immer wieder von vorne an, wenn eine Abteilung mit dem Liede fertig ist, nimmt die nächste es auf. Die Seitenstraßen speien ihren Inhalt aus auf den Zug, eingeschrumpfte Wesen, die gegen ihren Willen vom Kampf versengt wurden und sich nicht wieder aufrichten können; sie folgen ihm mit großen Augen und geben fanatische Erklärungen.

Da steht ein junger Bursche auf dem Bürgersteig; er deckt sich hinter einigen Frauen und macht einen langen Hals. Denn nun kommt sein Fach, dem er im Kampf untreu geworden ist: die Reue hat ihn hierher getrieben. Der Takt reißt ihn mit fort, so daß er alles vergißt und dahinschreitet; er sieht sich wohl selbst in den Reihen, singend und stolz über den Sieg. Und plötzlich erfassen ihn ein paar Kameraden und ziehen ihn in den Zug hinein sie heben ihn auf und führen ihn mit sich fort, Hurra für so ein Wahrzeichen! Nur schade, daß er nicht auf eine Stange gesetzt und hoch in der Luft getragen werden kann.

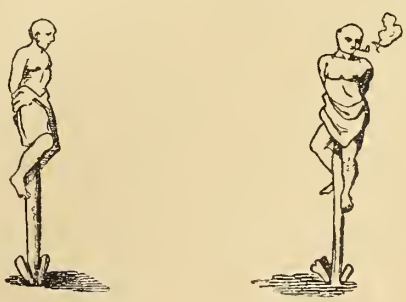
Merkwürdigkeiten

Das Spießrecht

Das Spießrecht unterschied sich vom Kriegsrecht dadurch, daß der Verbrecher auf der Stelle von den Gemeinen gerichtet und bestraft wurde. Unser Bild stellt die vom 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts unter den Landsknechten aller Nationen übliche Strafe des Jagens durch die Spieße dar. Diese war jedoch nicht allgemein, sondern wurde nur in einzelnen Fällen angewendet, z. B. wenn die Insubordination oder die Ausschweifungen gegen die Landleute zu sehr überhand nahmen. Das Spießrecht scheint bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Brauch gewesen zu sein. Wahrscheinlich entstand hieraus das Spießrutenlaufen, das Gustav Adolf zuerst eingeführt haben soll. Es verschwand durch Abschaffung der Piken und an seine Stelle trat das Arkebusieren oder Erschießen.



Noch länger als das Spießjagen erhielt sich die weit martervollere Todesstrafe des Spießens mittels eines Pfahles. Dieser wurde dem Deliquenten von unten zwischen den Beinen hindurch durch den Leib und zur Schulter wieder herausgetrieben. Wenn dabei die edleren Teile des Körpers unverletzt blieben, kam es vor, daß der Unglückliche noch tagelang unter den schrecklichsten Leiden lebte. Diese Art der Hinrichtung wurde selbst noch im 18. Jahrhundert in christlichen Staaten angewandt. So erzählt der Pastor H. H. Peters, der in den Jahren 1702—1706 als Feldprediger eines Braunschweigisch-Wolfenbüttelschen in kaiserlichen Diensten stehenden Regimentes mehrere Feldzüge in Italien mitmachte, in seiner Reisebeschreibung, daß er einen protestantischen Husaren, der vielmal desertiert war und dadurch viel Unheil angerichtet hatte, zum



Tode vorbereitet habe. Weil dieser aber, selbst gegen Anerbietung einer gelinderen Todesstrafe nicht katholisch werden wollte, wurde er gespießt. Er lebte am Pfahle bis in den dritten Tag und bat, man möchte ihm Tabak zu rauchen geben. Als man seinem Wunsch nachgab, verlor der Unglückliche bald darauf seine Besinnung und starb.

Nach J. Scheible: Die gute alte Zeit, Stuttgart 1847.

Im häuslichen Kreise

Briefe an eine Braut

Ein Cyklus von Edwin Krutina

III

Von Sonne, Farben und Kleidern

Ich kann dir kein Haus bauen, Liebste, das voll ist von allem Schönen — wie ich es für dich erträume. Aber wir wollen uns Sonne schaffen für unsere Stuben. Wir wollen nicht in engen, verbauten Straßen leben, im Geratter der Bahnen und im Geschrei des Verkehrs. Was liegt an einer Stunde Zeit, die ich täglich verliere, gegenüber dem Glück, daß wir draußen wohnen dürfen, daß unsere fünf Fenster nach Süden liegen, Bäume vor sich und Licht und Sonne haben, solange es Licht und Sonne gibt.

Du sollst dir auch Freude schaffen können auf einem Fleckchen Erde. Du sollst dir die Blumen und Gemüse ziehen können, die unsere Vasen füllen und unsere Teller, und du sollst mit mir froh sein dürfen, wenn unsere Kinder zu sich sagen:

Die Schoten da hat Mutter aufgezogen. Sie hat die Erde für sie umgegraben und das Wasser für sie hergetragen. Und wir haben ihr dabei geholfen...

In unsern Stuben aber soll Licht auf Farben liegen, die nicht ein Tüncher gleichgültig und wahllos hingestrichen hat. Wir wollen uns Farben suchen, die zu uns passen. Wir wollen keine überbunten oder grauen gleichgiltigen Tapeten an unsern Wänden haben. Wir wollen uns Stoffe darüber spannen, die wohltuend einfach und kräftig, wenn auch ganz billig sind, oder Farben darüber malen, die unsern Augen lieb sind. Und wieder werden wir uns freuen dürfen, wenn unsere Kinder zu sich sagen:

Sieh einmal das lustige Rot oder das liebe Blau oder die Ranke, die Blume an der Decke! da ist Vater selbst hinaufgestiegen und hat sie hingemalt, daß wir etwas daran zu schauen haben.

Der heiterste Raum aber, Liebste, soll der Raum sein, in dem du und ich und unsere Kinder schlafen. Unsere Ruhe soll von reiner Luft und freier Aussicht behütet sein.

Wir wollen auch an dem Raum nicht sparen, in dem wir unsern Leib rein halten. Wir wissen, daß unser Inneres Teil hat an der Sauberkeit und Gepflegtheit unseres Körpers.

Dies aber soll unser erstes sein:

Die arge Sitte abzuschaffen sich nur für draußen zu schmücken, zuhaus unschön und unsauber gekleidet einherzugehen.

Du sollst dich schmuck halten um meinetwillen, um deiner Kinder, um deines Hauses willen.

Und schmückst du dich nur mit einer Blume, mit einem helleren, freundlichen Kleid — du hältst die Ehrfurcht vor dir hoch und die Ehrfurcht vor deinem Heim.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

10. Fortsetzung.

Und während sie ruhte, war die Erde aufgewacht, aufgewacht zu dem jahrtausend jungen Traume, dem Frühling. Mit lauem, leisem Regen hatte sie sich die schmutzigen Schneeschrunden aus dem Gesichte gewaschen; in heimlichen Mondnächten die letzten Schleier abgestreift; ihre Brüste mit verjüngendem Tau benetzt, bis eines Morgens ihre Schöne ganz erfüllt war. Da stieß sie Lerchenwirbel von dampfenden Ackerschollen zum Himmel; rüttelte aus jungem Baumgrün glückbestürzte Gesänge und führte ihre Töchterchen, die kleinen Wellen, zu Tal. Die trippelten über die Steine mit hochaufgeschürzten Schaumröckchen und sangen ihr ewiges Wanderliedchen dazu, so innig, so verhalten aus tiefer Brust, daß Schneeglöckchen aufwachten und Primeln und Märzenbecher den eilenden Wassern nachsahen mit süßen Gesichtern.

In der Sonne aber schwammen die ersten Schmetterlinge, daß die Luft noch stiller ward von ihren bunten Flügeln.

Der Lahme und Marie standen eines Abends in mildem Winde vor dem Hause und ließen die Augen über ihre Felder schweifen, um sich über deren Bestellung zu bereden. Es war ein langer, schmaler Streifen, zweihundert Mannesschritte breit und tausend lang, etwa zwanzig Morgen groß, leicht geneigt, wie alle Felder Steindorfs, die auf dem Abhange liegen, der sich nach Südosten in die kleine Ebne senkt, an deren Anfange die zerstreuten Häuser Petzdorfs sich angesiedelt haben.

Die untere Lang- und die nördliche Schmalseite des gedehnten Vierecks waren von dem Walde des Freirichters begrenzt, die anderen Seiten wurden von einem Wall unregelmäßig übereinandergewor-

fener Rodesteine, einer Mauer, eingefaßt; durch eine Lucke mündete der Zufuhrweg. An der Mauer der westlichen Langseite standen die Wirtschaftsgebäude so, daß der Ankömmling sie zur linken Hand hatte, und wenn er neugierig war, konnte er vor seinem Eintritt durch die Tür bequem zwischen Mauer und Hinterwand des Hauses an die kleinen Fenster der Schlafkammer schleichen, um verstohlen hineinzusehen.

Die Besitzung war früher Unland gewesen, das der verstorbene Freirichter in Geldverlegenheit dem Vater Erners unter einer Bedingung verkauft hatte, die, wie der jetzige Wende behauptete, es noch heutigen Tages möglich machen würde, den ganzen Handel umzustoßen. In Wahrheit aber hatte der alte Wende nur sich und seinen Nachkommen das Vorkaufsrecht gesichert.

„Jees, Maria, wie sah das vor zwanzig Jahren aus," begann der Klumpen, dessen Augen mit Behagen auf der grünen Wintersaat ruhten, „dort oben sieht ma noch a paar Steene of m Wiesla am Busche. Also um noch schlimmer sah alles aus. Brocken, wie gesät um da um dorte een Wezel Steen, groß wie ein Backofen. Dazwischen Grasbüschel, kleen wie hingespeit. Nee, das war keene gute Arbt! Aber wir mußten dran, dr Vater hat keem was geschenkt. Ei den Steen', steckt Schweeß und viel Jahre Arbt um heute — is die Mauer auch schon übrig. Nach, aber es hat sich gelohnt; 's sein gute Aeckerchen, ein wenig leichte. Hält me se gut eim Dünger, da bringen se's schon. Bloß das Niederstücke, wo ich Futter drauf säen will, das is doch ein wenig gar zu seichte, un ich weeß nich, ob ich nich besser tu, ich rode es bale noch a mal um!"

„Das wirste ja beim Ackern sehn," meinte Marie.

Am andern Morgen begann die Bestellung des Ackers. Dünger wurde angefahren und gebreitet, dann zog der Pflug tiefe Furchen in dem Boden, der in der Sonne rauchte und überall den Duft von Fruchtbarkeit und Segen verbreitete.

Lerchen lagen auf klingender Schwinge hoch in der Luft und hinter der blinkenden Pflugschar schritten gravitätische Krähen. Aus dem nahen Walde sang es, als sei jede seiner unzähligen Nadeln ein tönendes Schnäbelchen geworden. In allen Weiten erschollen Peitschengeknall, laute Lockrufe und frohes Singen.

„'s wimmelt überall, Gabeln blitzen un Pflüge finkeln; aso gar auf'm Eschberge haben se eingespannt," sagte Marie, die ihrem Manne folgte und den Dünger in die frische Furche hackte.

„Nuch, es is auch de höchste Zeit, ei acht Tagen is Florian," erwiderte der Angeredete unwirsch, weil er „das Gemare" bei der Arbeit nicht leiden konnte, wandte die Kühe, kippte den Pflug und schritt bedachtsam wieder zurück.

Bald war der letzte Eggenstreich getan, der Acker „wie a Möhrenbeete" und die Einsaat des Hafers begann. Es war schöner, schwerer Hafer, und der Klumpen lobte bei sich das landwirtliche Geschick des Freirichters, dessen Vater nur ein Nagelschmied gewesen war. In stetigem Gang schritt er über das Feld, und die Körner flossen wie bleicher Sonnenschein aus seiner Hand. Er hatte keine Ahnung von der tiefen Schönheit seiner Arbeit, sondern dachte in immer neuen Wendungen an eine reiche Ernte und vieles Geld.

Die anderen Felder bestellte er mit Sommergetreide und Kartoffeln. Der Klee war schön bestockt aus dem Winter gekommen, die Rübenkörner quollen im Schaff. In aller Muße machte er sich daran, das Niederstücke umzupflügen.. Aber, obwohl er den Pflug seicht gestellt hatte, erhielt er alle Augenblicke einen derben Ruck; das Schar saß nach wenigen Schritten immer wieder in den Steinen. Die Kühe begannen wegen des fortwährenden Anhaltens unruhig zu werden und trafen einigemal Anstalten, durchzugehen: die Hirsche hob den Schwanz, krümmte ihn, legte die Ohren zurück und brüllte wiehernd.

Der Lahme spannte aus und zog mit ihnen in den Stall. Indessen grub Marie mit dem Spaten das kleine Gärtchen neben dem Hause um, teilte es sorgfältig in Beete und bepflanzte sie mit Reseda, Majoran, Stiefmütterchen, Levkojen und Goldlack.

Der Lahme setzte auf den schmalen Streifen zwischen Mauer und Hinterwand des Hauses eine Reihe Pflaumen- und Kirschbäume.

In beiden Seiten der Lücke, durch welche der Zufuhrweg mündete, grub er Turmpappeln.

„Nee ha, de Pappeln kunntst r ersparn," rügte Marie und hob dann den Kopf gegen den Dorfweg hin, auf dem ein Mann und ein Knabe etwas hinter sich herschleppten.

Immer deutlicher erklang das Geknarr eines leichten Wägelchens. Der Lahme richtete sich auf. Da kam das Gefährt schon den Weg heruntergeholpert: ein Schuljunge führte unbeholfen seine Deichsel, Freiwald ging dahinter und hielt die Bretter, mit denen der Wagen beladen war.

„Na," sagte der Alte nach dem Gruß, den das Geräusch des Wagens verschlungen hatte, gab dem zurückschauenden Knaben einen Wink zu halten und streckte dem Klumpen die Hand entgegen.

Dieser ergriff sie und fragte mit einem Blick auf die Ladung: „s Bornhäusel?"

Freiwald nickte und erzählte umständlich, warum sich die Lieferung der Arbeit so lange verzögert habe, und indem er nach seiner gründlichen Manier diese Angelegenheit zu einer lehrreichen Probe der neuen Zeitrichtung vertiefte, forschte sein graues, verglänzendes Auge in dem Gesichte Erners. „Heute will eben niemand warten," beendete er seine Betrachtung und setzte sich langsam nach dem Hause zu in Gang. „De Menschen machen alle denselben Fehler jetzunder: ein jedes denkt, er is wegen der Arbeit da, un de Arbt is doch wegen uns da."

Der Klumpen sah zu dem Knaben zurück, um dem Gespräch, er wußte noch nicht wie, eine andere Wendung zu geben.

Der Brunnenbauer tröstete ihn: „Er kommt schon nach," und fuhr dann fort: „Da wirste nu denken, das is egal, aber..."

„Du hast doch alles gemacht, wie ich drs gesagt habe," unterbrach ihn der Lahme.

Freiwald nickte: „De Füllung grün, de Deckleisten und 's Dächel rot."

Der Lahme wühlte prüfend unter den Brettern umher.

„Sachte, sachte," mahnte der Brunnenbauer, „de Farbe leidet sonste. — Na sieht ja deine gar nich?" frug er unvermutet und fixierte Exner scharf.

„Se wird ei dr Stube sein," erwiderte der Klumpen gleichgültig.

Marie erschien eben am Fenster und dankte bleichen Gesichts dem freundlichen Gruße des Greises.

„Nee, Maria, Exner, is die schön, die reene Muttergottes! Da halt och schon de Händ unter se."

Der Lahme lachte mit einem Anflug von Geringschätzung.

„Jaja, ich hörs schon. Du wirst dich erst müssen ans Licht gewöhnen."

„De Schindeln sein doch of meim Dache!" antwortete der Klumpen gereizt auf den ruhigen Tadel.

„Da haste schon recht," gab der Alte zurück, „aber unse Leben is eben nich mit Schindeln gedeckt oder mit Flachwerk oder Schiefer. Das eenzige Dach für das Haus is ein gutes, sehr gutes Herze. — Da geh och etze und mach deine Arbt, wenn ich wer fertig sein, ruf ich dich."

Exner ging aus dem Bereich dieser unbestechlichen Augen, und mit ernstem Gesicht machte sich Freiwald an seine Arbeit. Gegen die Vesperzeit war er fertig. Das Brunnenhäuschen stand gleich einer geputzten Dirne am Eingange des Höfchens, dem es mit seinem lebhaften Grün und Rot einen freundlichen Anstrich gab.

Der Greis trat in die Stube und fand Marie mit den Vorbereitungen zum Vesperkaffee beschäftigt. Er tauchte seine Hand in das Weihkesselchen an der Tür und sprengte drei Prisen des heiligen Wassers auf den Boden mit dem Wunsche: „Viel Glück und Segen ei Haus und Stall. '"

Dann benetzte er seine Hand abermals und bekreuzte Marie auf der Stirn: „daß de Gutts denkst," auf den Mund: „das Rechte redst" und auf die Brust. Da ward der Greis überwältigt und sah lange auf den blonden Scheitel der jungen Frau, ohne ein Wort sprechen zu können. Als Marie die Augen zu ihm erhob, redete er endlich milde auf sie nieder: „Ihr Weiber tragt euer Kreuze vorne; so trags gerne, was de mußt."

In demselben Augenblick fiel ein Strahl der untergehenden Sonne durch das Fenster, und beide standen im Licht. „Siehch, Marie, wie Gott lacht," sprach der Greis in jener tiefen Güte, die nur unter weißen Haaren blüht, setzte sich auf die Bank und schaute zum Fenster hinaus, weil er dem Weibe seine Ergriffenheit nicht zeigen wollte.

Sie schwiegen beide noch, als der Klumpen hereintrat und mißtrauisch von einem zum andern sah.

„Ja, ja, Karla, ein junges Weib soll der Mann keen Augenblick alleene lassen, denn da sein a so gar Weißköppige wie de Fliegen of a Honig."

Mit dieser Schalkhaftigkeit beantwortete er den Blick des Lahmen, der nur sein Gesicht verzog, sich an den Tisch setzte, eine Tasse an sich zog und den Brunnenbauer zum Essen einlud: „Na, da lang och etze zu."

Freiwald rückte sich zurecht, auch Marie kam heran, und der Alte plauderte vom Wetter. Es werde dieses Jahr einen ungewöhnlich trockenen Sommer geben, das Wasser stehe in den Brunnen schon jetzt tiefer, als in anderen Jahren, allenthalben sehe man schon haarige große Raupen und der Kuckuck sei eher als sonst eingetroffen, der Wind wehe beständig aus dem Polnischen und das Vieh habe zeitig die Winterhaare verloren. Exner war anderer Meinung und versuchte sie durch allerhand beobachtete Anzeichen wahrscheinlich zu machen. Es werde eher ein nasses Jahr geben, weil der Winter milde gewesen sei. Die Abende und Morgen seien ungewöhnlich kalt und dann fänden sich so viele Nachtschnecken auf dem Felde. Dabei sah er durch das Fenster.

„Du hast ja de Bretter rot angestrichen!" brauste er plötzlich auf.

Freiwald lächelte und nickte: „Die zwee aufs Haus zu, freilich. Die sein im Widerscheine und Rot verträgt den Schatten besser wie Grün. Das blättert ei dr Nässe zu schnell ab."

Dann dankte er für die Bewirtung und stand auf. „Komm och und siehch dirs an, obs nich sauber is," sagte er dabei, und als er bemerkte, daß Marie Miene machte mitzugehn, fügte er hinzu: „De junge Frau kann hinne blein, denn wenn die mich tadelt, muß ich mich zu sehr schämen."

Mit warmem Handschlag verabschiedete er sich von Marie, und der Klumpen holperte hinter ihm drein.

Draußen schritten sie um das Häuschen. Exner klopfte an die Bretter, zog an dem Dächlein, trat zurück und maß es mit den Augen. Alles war fehlerlos, keine Leiste gespalten, das Dächlein saß fest, das Ganze tadellos im Lot.

„Und nu geh a paar Schritt mit mir of m Weg nuf," sprach der Alte, der das Wägelchen mit dem Knaben vorausgeschickt hatte.

Hinter der Mauer, schon auf dem Grunde des Freirichters, blieb Freiwald stehn, sah sich genau um und richtete dann seine Augen in feierlichem Ernst auf den Lahmen:

„Nu hört uns niemand wie 's Gras und der Himmel. Da kann ich reden, wie ich soll und will."

Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

10. Fortsetzung. **Für die Lese bearbeitet**

Das sechsundzwanzigste Kapitel

D. Faustus frißte einen Bauern, ein Fuder Heu samt dem Wagen und den Pferden.

Doctor Faustus kam auf eine Zeit in ein Städtlein, Gotha genannt; das war im Junio, da man allenthalben das Heu einführte. D. Faustus, der wohlbezecht war, ging abends mit etlichen Wohlbekannten vor das Tor hinaus spazieren. Indem begegnet ihm ein Wagen wohl beladen mit Heu. D. Faustus ging mitten in dem Fuhrweg, also daß ihn der Bauer nothalben ansprechen mußte, er solle ihm aus dem Weg weichen und nebenhin gehen. D. Faustus, der gar bezecht war, antwortet ihm: Nun will ich sehen, ob ich dir oder du mir weichen mußt. Höre Bruder, hast du nie gehört, daß einem vollen Manne ein Heuwagen ausweichen soll? Der Bauer war über ihn erzürnt, gab dem Fausto viele böse und trotzige Worte. D. Faustus antwortete wiederum: Wie Bauer, wolltest du mich erst dazu pochen? Mache nicht viel Umstände oder ich fresse dir deinen Wagen, Heu und Pferd miteinander auf. Der Bauer sagte darauf: Ei so friß meinen Dreck dazu. D. Faustus ganz behende, wischte mit seiner Kunst hervor, verblendete den Bauer dergestalt, so daß dieser nicht anders meinte als: Faustus habe ein Maul wie ein Zuber und daß er ihm sein Pferd, Wagen und das Heu verschlungen habe. Darüber erschrak er heftig, entlief eilends und meinte, wenn er da beharrte, so würde es über ihn auch gehen und ihn Faustus auch verschlucken und fressen.

Das siebenundzwanzigste Kapitel

Eine Abenteuer mit vollen Bauern.

Doctor Faustus zechte mit etlichen Studenten in einem Wirtshause in einem Dorfe nahe bei Wittenberg. Als er nun hinkam, waren daselbst etliche Tische voller Bauern samt ihren Weibern. Die hatten ein solches Singen, Geschrei und Jauchzen, daß des Fausti Gesellschaft ein Mißfallen darob hatte. Faustus ging zu dem Wirt, fragte ihn, ob er sonst keine Stube im Hause frei habe als diese da. Er antwortete: Nein, da müssen sie sich behelfen. Die Gesellschaft nahms für gut. Alsbald hub das Geschrei der Bauern und ihrer Weiber wieder an, also daß dem Fausto und seinen Gästen seine Ohren genug davon erfüllet wurden. Deshalben stand er auf und sagte zu den Studenten: Seid fröhlich und guter Dinge, ich will den Bauern schon ein Silentium machen. Damit ging er zur Stubentür hinaus. Alsbald waren die Bauern wiederum in ihrem Gesang und Geschrei. Sobald aber Faustus wieder hineinging, hatten die Bauern ihre Mäuler offen, und wer die Hand aufgereckt hatte mit Jauchzen, dem stand sie empor. Ein Bauer sah den andern an mit Verwunderung einer solchen geschwinden Verkehrung, wischten vom Tisch auf und liefen hinaus. Da kam ihnen ihre Sprache wieder und sie erzürnten sich. Einer unter ihnen sagte: Laßt uns hineingehen und den Wirt bezahlen. Aber sobald sie hineinkamen, konnten sie weder lallen noch singen, weshalb sie sich dann bald davon getrollt haben.

Schluß folgt.

Autorenspiegel

Friedrich Hebbel

Von Walther Bloch-Wunschmann

Friedrich Hebbel ist am 18. März 1813 geboren als Sohn eines Maurers in Wesselburen in Dithmarschen. Die Geschichte seiner Kindheit, die wir im einzelnen freilich nur aus seiner bis zum 6. Lebensjahr reichenden Selbstbiographie „Aus meiner Kindheit" kennen, war außerordentlich reich an Entbehrungen und gering an Freuden. Der Vater war ein durch die ständige Not verbitterter Mann, der sich und den Seinen das Leben schwer machte, und der aus dem Sohn auch durchaus wieder einen Maurer erziehen wollte. Die glücklicher veranlagte Mutter hatte, obwohl geistig auch in keiner Weise ihrem Mann überlegen, Verständnis für das ganz anders geartete Wesen des Kindes und erreichte, daß ihr

Sohn, statt ein Handwerk zu ergreifen, beim Kirchspielvogt Mohr als Schreiber Stellung fand.

Früh hatte sich bei dem Knaben der Sinn für die Poesie gezeigt. Die erste Ahnung empfing er von einem Gedicht von Paul Gerhard, dann wirkte die Poesie der Bibel aufs Tiefste auf ihn ein, und das Wesen der Lyrik erschloß sich ihm mit einem Mal, als er Uhlands Gedichte kennen lernte. Er wandte sich an diesen um Rat und Hilfe, um aus seinem Dorf herauszukommen. Uhland schrieb ihm sehr freundlich, aber er konnte ihm nur raten, vorläufig auszuhalten. Endlich, als er schon 22 Jahre alt war, schlug für ihn die Stunde der Befreiung aus den engen Verhältnissen. Die Schriftstellerin Amalie Schoppe wußte einige Gönner für ihn zu interessieren, sodaß es ihm mit Hilfe von Freitischen ermöglicht wurde, in Hamburg sich auf ein künftiges Studium vorzubereiten. Hier lernte er Elise Lensing kennen, die ihm länger als ein Jahrzehnt eine aufopfernde Freundin wurde.

Auf den Universitäten Heidelberg und München widmete sich Hebbel, der nach dem Wunsch der Schoppe das juristische Studium als Brotstudium ergreifen wollte, namentlich philosophischen und ästhetischen Studien. In München nahm er auch die Anregungen der Galerien zu seiner Bildung wahr, aber überall hatte er bitter unter den äußeren Verhältnissen zu leiden, denn seine schriftstellerischen Arbeiten brachten ihm nur wenig ein; in München konnte er ein und ein halbes Jahr lang kein warmes Mittagessen nehmen.

In einer furchtbar anstrengenden Fußwanderung kehrte der Dichter im Winter 1839, in dem er seelisch durch den Tod seiner Mutter und den Tod seines treuen Freundes Rousseau das Schwerste durchgemacht hatte, nach Hamburg zurück, um hier als freier Schriftsteller zu leben. Hier entstanden jetzt in rascher Folge die Dramen „Judith", „Genovefa", „Diamant", mit denen der Dichter in literarischen Kreisen sich einen Namen schuf. Das half ihm aber nicht über die Geldsorgen fort. Auf den Rat eines Grafen Moltke wandte er sich in Kopenhagen an den König mit der Bitte um ein Reisestipendium, und dasselbe wurde ihm für zwei Jahre bewilligt. So konnte er nach Paris gehen, dessen besondere Reize er freilich erst beim Abschied voll empfinden konnte. Hier entstand sein bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalena", das in seiner ungeheuer gedrängten Form den gewaltigsten deutschen Tragödien zuzuzählen ist. Darauf reiste er nach Rom und Neapel, wo er nicht gleich Goethe an der Herrlichkeit der Antike die Harmonie der Seele fand, sondern vielmehr unter drückender äußerer Lage in Zerrissenheit und tiefem inneren Zwiespalt lebte. Nur der Umgang mit einer Reihe von Künstlern, besonders dem Maler Gurlitt, der sich seiner sehr annahm, schaffte ihm Freude. Da sein Stipendium nicht verlängert wurde, mußte er im Jahre 1845 heimkehren. Er traf krank und elend und an allem verzweifelnd in Wien ein, und hier mit einem Male wandelte sich in fast märchenhafter Weise sein Geschick. Zwei polnische Grafen, Zerboni di Sposetti, enthusiastische Verehrer seiner Kunst, entdeckten seinen Aufenthalt in Wien kurz vor seiner geplanten Abreise nach Hamburg. Sie überschütteten ihn mit Geschenken, statteten den auch in der Kleidung völlig Heruntergekommenen aufs Prächtigste aus, sammelten Verehrer um ihn. Die Wiener Presse wurde auf ihn aufmerksam gemacht, und auf einmal war Hebbel der gefeierte Tagesheld in Wien. Diese Begeisterung der Wiener Presse verrauschte freilich rasch, aber das konnte Hebbel nichts mehr antun, denn er hatte das Glück gehabt, die Schauspielerin Christine Enghaus kennen zu lernen, und beide fanden sich rasch in inniger Liebe. Da Christine lebenslänglich angestellte Schauspielerin am Burgtheater war, so war mit der Heirat auch die äußere Sorge für Hebbel geendet.

Der große Wandel in seinen äußeren Ereignissen prägt sich auch in seiner Dichtung aus, wie er innerlich zu einer vollen, reinen Harmonie gelangt, so bedeuten auch die Dramen der Wiener Periode eine fortschreitende Entwicklung zur Harmonie hin. Vor allem bedeutet das Drama „Gyges und sein Ring" darin einen Höhepunkt. Den größten Erfolg beim Publikum gewann Hebbel mit seiner dramatischen Bearbeitung der Nibelungen, die über alle Bühnen ging und überall die gleiche tiefe Wirkung hatte. Auch heute gehören die Nibelungen als eins der deutschesten Dramen neben der „Agnes Bernauer" zu den meist gespielten Stücken des Dichters. Er selbst konnte seine Triumphe nur noch wenig genießen. Schwer plagte ihn ein gichtisch-rheumatisches Leiden, für das er vergebens Linderung suchte. Sein Geist blieb bis zur letzten Stunde so rege, daß er an seinem „Demetrius" bis wenige Tage vor seinem Tode arbeitete. Er erlag am 13. März 1863 der Krankheit, für die wohl in den Entbehrungen seiner Jugend der erste Grund gelegt war.

Wenn wir jetzt bei der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages dieses Dichters ganz besonders gedenken, so ist es vor allem die schrankenlose Aufrichtigkeit seines Wesens, der tiefe, unerbittliche Ernst, mit dem er von der ersten bis zur letzten Stunde mit allen Problemen des Lebens gerungen hat, und der davon ausgehende tief sittlichende Einfluß seiner Persönlichkeit, den wir bewundern. Mag auch mit den Jahren manches von seinen Werken vergänglich sein, während wir für anderes freilich erst allmählich reif werden, so wird das Unvergänglichste des Dichters doch das Kunstwerk seines eigenen Lebens sein. Nicht haben die Götter über ihn wie über Goethe von Kindheit an alle Schätze gehäuft, und es ihm so leicht gemacht, zur Harmonie zu gelangen, sondern er hat Schritt für Schritt sich die feste Geschlossenheit seiner Persönlichkeit erkämpft.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

Vom Herausgeber

II

Heute dachte ich an die nahende Osterzeit und an die hunderttausend jungen Menschen, die konfirmiert werden und zur Kommunion gehen und denen man bei dieser Gelegenheit freundliche Gaben gibt, Geschenke als Andenken an ihre erste Lebensreife. Da fragte ich mich: was würdest du solch jungen Menschen geben? Ich schlug die Anzeigen und Prospekte nach über Konfirmationsgeschenke und legte sie stillschweigend bei Seite. Dann ging ich an meinen Bücherschrank und schritt die Reihe ab, wo die deutschen Klassiker stehen. Da glänzten rot drei lange Fächer mit etwa 150 Bänden „Goldene Klassiker-Bibliothek" des deutschen Verlagshauses Bong & Co. 150 Bände deutscher Klassiker, im Inhalt sorgfältig gewählt und liebevoll erläutert, in der Form schön und gediegen ausgestattet, im Preis so billig wie man es nur wünschen kann. In jedem dieser Klassiker eine ganze Welt von Menschwerdung, in jedem ein Ostern, eine Auferstehung von Denken, von Freude aus Schmerz, von Kraft aus Leiden, von Schönheit aus Not. Wenn doch recht viele Eltern ihren Kindern solche Freunde, solche Geisteserwecker und Lebensstärker mit auf den Weg geben möchten.

Wir feiern dieses Jahr so viele Gedenktage. Wenn die Eltern nicht mehr Zeit haben, als dann nur die braven Aufsätze in den Zeitungen zu lesen, aber nicht die Dichter selber, so sollten sie wenigstens bei dem jungen Geschlecht darauf halten, daß diese sich bei solcher Gelegenheit die Dichter selber vornehmen. Da ist Otto Ludwigs hundertster Geburtstag gewesen; sämtliche Werke kosten nur Mk. 5.50. Da ist der hundertste Geburtstag Hebbels, dessen 10 Bände für Mk. 7.50 zu haben sind, in der Prachtausgabe Mk. 15. Da sind die vielen andern von Arnim bis Zschokke. Die Patrioten mögen vaterländische Dichter nehmen, wie Arndt, Körner, Kleist. Jeder wird für seinen Geschmack etwas für Sohn und Tochter finden.

Wer andere Wege gehen will, für den habe ich folgende Winke: Der Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter hat eine Auswahl der Gedichte von Christian Wagner verteilt; das Buch ist auch für Andere im Verlag von Georg Müller, München, zu haben, lieb und fein ausgestattet. Hermann Hesse hat die Auswahl getroffen. Christian Wagner ist der Sänger der Naturliebe, der Prediger von der Heiligkeit alles Lebenden, der Deuter der Blumensymbole, der Ausleger der Naturstimmungen und -zeichen. Es ist eine unserer schönsten Kulturblüten, daß wir die Wertung des pflanzlichen Lebens und die Schonung des animalischen erkennen und pflegen. Kann man Schöneres den jungen Seelen auf den Lebensweg mitgeben?

Johanna Wolff, die Hamburger Dichterin — seit der Droste neben Dora Hohlfeld eine unserer stärksten Begabungen, besonders wertvoll durch ihre schlichte, reife, starke Menschlichkeit — hat ein Lebensbuch veröffentlicht: „Hanneken", ein Buch der Armut und Arbeit (verlegt bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Es erzählt die Menschwerdung eines Mädchens, aus kleinstem Lebenskreis wachsend in den großen Weltkreis des denkenden dichtenden Frauenherzens, das seinem Geschlechte Vorbild und Führer zu sein berufen ist. Die schweren Arbeitsjahre des Kindes, die harten Prüfungsjahre der jungen Frau als Schwester und Krankenpflegerin, das Aufblühen des jungen Weibes in Pflicht und Liebe bis zu aller Herrlichkeit des Frauenlebens ist darin geschildert in Schönheit und Kraft. Das Buch ist so recht berufen ein Lebensbuch des jungen Geschlechts zu werden. Natürlich ist es auch für die Erwachsenen wertvoll. Es ist gegenüber den vielen verstiegenen Frauenbüchern durch seine Tatkraft und Güte ein mustergültiges Werk der Frauenliteratur, in seiner dichterischen Kunst ein Dokument deutscher Dichtung.

Für Knaben nenne ich das früher von uns besprochene Buch: Deutsche Männer, 50 Charakterbilder von Robert Hessen, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart, als geeignetes Geschenkwerk. Ein ähnliches Buch: 300 berühmte Deutsche, Lebensbeschreibung und Bildnisse, im Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, ist der Zahl nach reichhaltiger, textlich aber zu knapp und nicht so gestaltungsreich. Für junge Leute, die zum Kaufmannsstand übergehen wollen, ist ein sehr vernünftiges Werk zu empfehlen: Der deutsche Staatsbürger, herausgegeben von Artbur Schröter, verlegt bei Karl Ernst Pöschel in Leipzig, das in wertvollen Beiträgen vieler Mitarbeiter alles Wichtige enthält, was ein junger Staatsbürger zu seinem praktischen Lebensweg als notwendige Kenntnis braucht.

Ein heiliger Krieg

Friedrich Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten.

Dieses Buch war der erste Versuch, Friedrich Hebbel als einen unserer Allergrößten dem ganzen deutschen Volke ohne jeden Unterschied der Bildung zugänglich zu machen. (Verlag Wilhelm Langewiesche-Brand, Ebenhausen, 45. Tausend, Preis 1.80 Mk.) Darum durfte es gar nichts voraussetzen, sondern mußte auch von demjenigen restlos verstanden werden können, der von dem Dichter nichts oder höchstens den Namen wußte. Das war zunächst durch Einführungen, Verbindungen und Fußnoten zu erreichen, die in der knappsten und sachlichsten Form über Hebbel unterrichten und Einzelheiten seines Textes erläutern. Sodann und vor allem aber bot ich diesen Text selbst nach Auswahl und Zusammensetzung derart dar, daß er ein für jeden verständliches und übersichtliches Ganze bildete. Um aber wirklich allgemeinverständlich zu sein, mußte dieses Ganze in erster Linie ein Bild des Menschen Friedrich Hebbel ergeben. Sein ungeheurer Lebenskampf war vorzuführen. Konnte hier nun wirklich jeder Leser mitgehen, d. h. konnte diesen Kampf jeder im verstehenden Geiste mitkämpfen? Er hat nichts von jener unzerstörbaren Harmonie und jenem stets sich wiederherstellenden Gleichtakt des Blutes, die beide etwa in Goethes Lebenskampf noch mitten in den größten Niederlagen und Schicksalsschlägen zu spüren sind, auch nichts von dem glänzenden und stürmischen Heroismus, den Schiller im Ringen mit allem Widerwärtigen zeigt. Und doch ist auch er ein heiliger Krieg, und der Titel des Buches ergab sich aus seinem Motto, dem Hebbel'schen Vers:

Nun ein heiliger Krieg!
Höchste und tiefste Gewalten
drängen in allen Gestalten.
Trotze! So bleibt dir der Sieg.

Dieser sittliche Trotz des großen Tragikers — so sagte ich mir — ist dasjenige, was Hebbels Lebenskrieg von denjenigen Schillers und Goethes unterscheidet und jenen doch auch wieder anreiht, weil auch er ein Bejahendes ist, dem für unser Volk eine vorbildliche Bedeutung zukommt. Wohl niemals hat sich eine bejahende Lichtkraft vor tiefere Schatten gestellt gesehen als in diesem Leben, in welchem jeder Segen ein Fluch ist und allerdings auch jeder Fluch, eben infolge der Kraft, zum Segen wird.

Die ausführliche, schonungslose Beichte dieses Lebens ist in Hebbels Briefen und namentlich in seinen Tagebüchern enthalten. Meine Auswahl soll nicht die Lektüre dieser elf Bände ersetzen, sondern vielmehr zur ihr hinleiten, wenigstens eine Reihe von Lesern. Dennoch beansprucht die Auswahl einen vollen Selbstwert. In den genannten zahl- und umfangreichen Bänden ruht eine geschlossene und abgerundete Autobiographie, von Hebbel geschrieben und doch, als solche, nicht geschrieben; diese galt es herauszuschälen. Nach solchem Gesichtspunkt mußte die Fülle des Materials gesichtet und organisiert und insofern ein Kunstwerk geschaffen werden, als Sichtung und Organisierung des Stoffes wesentliche Faktoren künstlerischen Gestaltens sind. Der Kenner darf das Buch nicht nach dem beurteilen, was darin fehlt, sondern nur nach dem, was darin enthalten ist. Die Fülle des Stoffes war so groß, daß vieles Wichtige fehlen muß; aber

kein aufgenommener Abschnitt, und sei es nur ein kleines Sätzchen, darf im Zusammenhang entbehrlich erscheinen; jeder muß wie ein Stein oder ein Steinchen eines Mosaikbildes sein. Den tiefsinnigen und oft schwer ergründbaren Erörterungen Hebbels über Kunst konnte in solchem populären Lebensbilde nur ein verhältnismäßig kleiner Raum gewidmet werden; mit ihnen kann und soll man sich erst auf Grund seiner Werke beschäftigen. Statt dessen wurden seine Werke selbst, soweit sie in den Rahmen des Buches passen und das Bild vervollständigen, aufgenommen, nämlich eine große Anzahl seiner Gedichte, in denen sich das persönliche Bekenntnis zur Höhe der Kunst objektiviert.

Wenn Hebbel sagt, daß in ihm gottlob der Mensch noch mehr als der Künstler sei, so ist damit mein Buch gerechtfertigt wie auch die Erklärung seines ungeahnten Erfolges gegeben und zugleich der Appell erhoben, daß jeder in diesem Gedenkjahre zu seinem weiteren Erfolge beitragen möge. Als es erschien, bestand die „Lese“ noch nicht. Aber gerade ihre weite Verbreitung läßt mich heute an die Zukunft des „heiligen Krieges“ glauben, an die im ganzen Volke fortzündende vorbildliche Wirkung von Hebbels sittlichem Trotz. Damals erhob er sich als Einzelner, wie sich heute die Vielen erheben, denen gleich ihm nichts geschenkt wurde, und die ohne Erbe, ohne Reichtum, ohne Tradition und ohne äußere Begünstigung dennoch nach dem Höchsten greifen. Wären die Widerwärtigkeiten in Hebbels Leben und Schicksal nicht so groß gewesen, so hätten wir nicht das Beispiel seines siegenden Trotzes. Gleichwohl sollen sein Gedenkjahr und sein heiliger Krieg uns unsere Verpflichtung gegenüber dem künstlerischen Genius lehren. So groß die Höhen des siegenden Trotzes sein mögen — wir brauchen die größeren und repräsentativeren, auf denen, befreit von den Tragödien der Notdurft, Goethe und die Geistesfürsten der Antike und der Renaissance standen, schon bei Lebzeiten mit königlichen Ehren ausgestattete Seher ihrer Zeit und ihres Volkes.

Hans Brandenburg.

Eine Hebbel-Säkular-Ausgabe

eine historisch-kritische Gesamt-Ausgabe in 16 Bänden mit Einleitungen und Anmerkungen von Richard Maria Werner, erscheint in B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin-Steglitz. Subskriptionspreis geh. Mk. 2.50, in ornamentiertem Pappband Mk. 3.50, in Halbleder Mk. 4.50; Zahlung in 1—3 monatlichen Zwischenräumen. Im gleichen Verlag erschien das schon erwähnte Werk „Friedrich Hebbel: Ein Lebensbuch“, geb. 6 Mk.

Gedenktafel

Am 15. März 44 v. Chr. wurde in Rom Julius Cäsar ermordet.

Am 18. März 1876 starb in Cannstatt der Dichter Ferdinand Freiliggrath.

Am 18. März vor hundert Jahren wurde in Wesselburen in Dithmarschen Friedrich Hebbel geboren.

Am 20. März 1770 kam in Lauffen am Neckar Friedrich Hölderlin zur Welt.

Der 21. März 1685 ist der Geburtstag des Komponisten Johann Sebastian Bach.

Nachrichten

Eine Herder-Stiftung hat das Staatsministerium in Weimar errichtet. Die neue Stiftung, die über ein Vermögen von ca. 45 000 Mk. verfügt, soll Arbeiten und Unternehmungen im Geiste Herders fördern.

Max Grube ist zum Direktor des deutschen Schauspielhauses in Hamburg gewählt worden.

Ein Fontanepreis in der Höhe von 600 Mk. für den besten Roman des Jahres wird von 1913 ab vom Schutzverband deutscher Schriftsteller verteilt werden.

Der Organisationsausschuß für das deutsche Zeitungsarchiv veröffentlicht einen Aufruf, in dem mitgeteilt wird, daß das „Deutsche Zeitungs-Archiv“ in 16 Teilausgaben, einer täglichen und einer Monatsausgabe, erscheinen wird. Die vornehmste Aufgabe der Gründung soll sein: den das Tagesinteresse überdauernden Teil aus der Fülle des Materials auszusondern, das täglich in der Presse geboten wird; durch täglich und monatlich erscheinende Auszüge einen Überblick über das ausgesonderte Material zu schaffen.

Wie deutsche Dichter im Tode geehrt werden. Von Ehrungen zum 100. Geburtstag Otto Ludwigs, dem es bei Lebzeiten nicht zum Besten erging, wird von allen Seiten berichtet. Die Vaterstadt Eisfeld feierte ihren Sohn durch Festspiel und Bankett, durch Schließen der Geschäfte und städtischen Ämter. Dem Vorsitzenden der Otto Ludwig-Gesellschaft — David Loewenherz — wurde die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft überreicht. — In Dresden wurde auf der Grabstätte Otto Ludwigs ein Denkmal enthüllt, eine Schöpfung von Adolf Hildebrand. — Und die Lebenden?

Gustav Eberlein — der bekannte Bildhauer — schlägt eine Ergänzung und Erweiterung der Genfer Konvention vor: Schutz der unersetzlichen Werke von Kunst, Literatur und Wissenschaft vor Verwüstung und Zerstörung im Kriege.

Berichtigung

Die erste Zeile des Gedichtes „Begegnung“ von Hans Reiser in Nr. 8 unserer Zeitschrift ist durch ein Versehen der Druckerei entstellt worden. Sie muß heißen: Seit ich ihn sah zum ersten Mal . . .

Lesepost

Lehrer Zöllner, Gera, Enzianstr. 16 bittet unsere Leser, ihm gelegentlich der Jahrhundertfeier von Hebbels Geburtstag erscheinende Zeitungsausschnitte über Leben und Werke Friedrich Hebbels zuzusenden.

F. R. in W. Die hervorragendsten Bearbeiter der Faustsage sind, außer Goethe, Lessing und Lenau, Shakespeare's Zeitgenosse Marlowe und Goethes Freund Klinger, der die Sage in Romanform behandelte.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Aus Hebbels Kindheit. — Briefe an eine Braut. — Historie von Faust. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 12 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Darum lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit.

1. Korinther, 5, 8.

*

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mirs nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht,

sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu,

sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit;

sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und die Erkenntnis aufhören wird.

Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk.

Wenn aber kommen wird das Vollkommne, so wird das Stückwerk aufhören.

Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkenne ichs stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleich wie ich erkannt bin.

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

1. Korinther, 13. Kapitel.

Zwei Legenden aus dem Großen Passional

Von Sankt Eufemia

Eufemia, die Jungfrau, ist von Rom geboren, und war eine Christin, und Gott war mit ihr. Und wuchs die Keuschheit mit ihr auf, und war schön und hätt Gott lieb und dienet ihm mit Fleiß Tag und Nacht.

Zu den Zeiten war Diokletianus Kaiser und hätt einen Vogt, hieß Priscus, der martert die Christen gar sehr. Nun waren viel Christen gefangen, die führet man für den Richter. Das sah Eufemia, und ging zu den Christen und tröstet sie. Und stund ihnen in ihrem Leiden bei und redet also treffendlich von Christlichem Glauben, daß die Christen darvon wurden gestärket. Das merket der Richter, und hieß, die Christen töten. Da die heilige Jungfrau Eufemia das sah, da schrie sie: „Mir geschiehet Unrecht!" Das erhöret der Richter und hätt es für einen Spott. Und da er ihren Ernst sah, da fragte er sie, woran ihr Unrecht geschähe. Da sprach sie: „Ich bin zu Rom geboren und bin edel und reich, des lasset ihr mich nicht genießen. Und schicket die, so von andern Landen kommen sind, eh gen Himmel dann mich." Da sah der Richter die Jungfrau gütlich an, und sie gefiel ihm gar wohl, daß er sie gern zu Sünden hätt bracht. Und sprach zu ihr: „Jungfrau, ich hoffe, du folgest mir, und lässest von Christlichem Glauben und opferst unsern Göttern!" Des wollt sie nicht tun. Und hieß, sie in den Kerker legen. Und an dem andern Tag bracht man sie wieder für ihn. Da bat er, daß sie seinen Willen tät. Da sprach sie: „O weh, der großen Unzucht, die du mir tust, daß du mein Leben nicht nimmst, als man den andern tuet, die an Jesum Christum glauben." Das war dem Richter gar leid, daß sie so stät war, und hieß, sie anderweit in den Kerker legen. Und ihm stund alles sein Herz zu ihr, und kam zu ihr in den Kerker, und griff sie an nach allen seinen Lüsten. Da erkrummet ihm seine Hand. Da lief er von ihr und sendet seinen liebsten Amtmann zu ihr und ließ sie bitten, daß sie die Abgötter durch seinen Willen anbete. Und da der Bot zu ihr söllt gehen, da kunnt er die Tür nimmer finden. Und bracht dar eine Axt, und wöllt die Wänd auf gehauen haben. Da fuhr der Böse Feind

in den Mann, und tobet also sehr, daß er sich selber biß, und floh also hin.

Da das der Richter höret, da ward er also zornig, und hieß, ein um gehendes Rad machen und glühende Kohlen darein, und ging eine große Hitz aus dem Rad. Und der Meister stund auch bei dem Rad und gab da den Menschen ein Zeichen. Und man bracht die Jungfrau zu dem Rad, und sie forcht sich nicht. Und der Meister gab den Menschen aber ein Zeichen und sprach: „Wann ich die Jungfrau in das Rad setz, so will ich an das Rad schlagen, und wann ihr das höret, so söllt ihr das Rad um treiben." Da entfiel dem Meister ein Nagel ohn seinen Willen. Das hörten die Menschen, und wöllten wähnen, er hätt ein Zeichen geben, und trieben das Rad um. Da war es noch nicht Zeit, und das Rad ergriff den Meister, der es hätt gemacht, und drucket ihn zu Tod. Da war Eufemia danoch nicht in das Rad kommen, und genas mit der Hülf Gottes. Da wurden des Meisters Freunde zornig auf die Jungfrau, und machten ein groß Feuer und wöllten die Jungfrau und das Rad verbrennt haben. Da behütet sie Gott, daß ihr nie kein Leid geschah, und verbrennt nur das Rad allein.

Darnach kam der Engel vom Himmel herab und bracht die Jungfrau an eine hohe Statt. Das wundert die Menschen sehr, und sprechen: „Es ist ein Gaukelspiel. Sich wöllen die Christen nicht töten lassen, dann mit scharfen Schwertern." Da sprach der Richter aber: „Schlaget ihr bald das Haupt ab!" So satzten sie eine Leiter an die Höhe, und ging einer zu ihr hinauf Da ward er zuhand siech und fiel wieder herab. Darnach ging aber ein Jüngling hinauf zu ihr und bat sie, daß sie ihm Ablaß aller seiner Sünden erwürbe um Gott. Und zog sein Schwert auch aus, und sprach zu dem Volk: „Wisset fürwahr, daß ich mich selber eh wöllt ertöten, eh ich der Jungfrau ein Leid wöllt tun. Wann die Engel Gottes hüten ihr." Das tät dem Richter zürnen, und hieß, sie in das gemeine Haus ziehen, und ihr die Keuschheit nehmen.

Und da man sie in das Haus bracht, da war Gott mit seiner Gnade aber bei ihr. Da ging ein Jüngling hinein zu ihr, der sah viel schöner Jungfrauen bei ihr, die beteten alle. Da entzündet der Heilige Geist dem Jüngling sein Herz, daß er sein Gebet auch zu Gott sprach, und ward ein säliger Christ. Da das der Vogt vernahm, das tät ihm aber zürnen, und hieß, die Jungfrau bei den Zöpfen aufhenken. Und wie lang sie hing, so redet sie doch immer von Gott. Da hieß er, sie wieder herab nehmen und in den Kerker legen. Und verbot, daß man ihr weder zu essen, noch zu trinken gäbe. Da vergaß ihr aber Gott nicht, und speist sie mit seiner göttlichen Gnaden.

An den siebenten Tag darnach, da ließ der Richter die Jungfrau über sich auf ziehen zwischen vier Steinen, die söllten sie zusammen knüschen. Da ging die Kunst nicht eben, wann ihr half Gott, daß sie darvon kam. Wann sie sprach ihr Gebet zu Gott, da zerrissen die Stein als ein Staub. Das war dem Vogt gar leid, und hieß, sie in eine tiefe Grube werfen zu ungeheuren Leuen. Und da sie zu ihnen kam, da neigten sich ihr die Tiere gütlich und täten ihr nie kein Leid. Da ward der Richter sehr betrübet. Da ging seiner Knechte einer in die Grube und stach ein Schwert durch sie. Da fuhr ihre Seel zu den Ewigen Freuden. Da gab der böse Vogt dem Knecht seiden Kleider zu Lohn, der sie tötet hätt. Da begriff ihn ein Leu und zerret ihn, daß er starb. Da der Vogt das sah, ward er sehr töbig und fraß sich selber, bis daß er starb. Also rach Gott seine Dienerin. Da begruben sie die Christen in Kalcedonia mit Andacht.

Also helf uns Sankt Eufemia um Gott erwerben durch ihre große Marter alles, das uns nutz sei an Seel und an Leib. Und darnach die Ewige Freud und Säligkeit. Darzu helf uns Gott. Amen.

Von Sankt Koloman

Seit des ehrenreichen Kaisers Heinrich Zeiten, nach dem dritten Kaiser Otto, da gingen viel Pilgrim durch den Namen Christi durch sein Reich; wann er war ein getreuer, milder, gütiger Herre, daß sein die Pilgrim erfreuet wurden, wann er war ein Friedenmacher und eine Zuflucht der Armen.

Nun war zu den Zeiten ein frommer, säliger Mann, hieß Koloman, der war von Schottenland bürtig und ein guter Christ, und hätt Gott lieb und dienet ihm mit großem Fleiß. Der heilige Koloman hätt die Gnad, daß er das irdische Jerusalem sehn wöllt durch des Himmelreichs willen. Und machet sich auf den Weg mit anderen Pilgrim, die dar wöllten, und kamen zu Oesterreich, zu Hungern und zu Böheim. Der zweier Land Leute waren dem Volk zu Oesterreich gar feind, daß sie oft von ihnen überwunden und so jämmerlich waren gepeinigt worden. Darum hätten sie einen bösen Argwohn zum Diener Gottes Koloman, und meineten, ihn hätten die von Oesterreich darhin gesandt, und wär darum kommen, daß er das Land verspähen wölle und die Leute verraten. Darum waren die Menschen gar zornig auf den Diener Gottes, und fingen ihn und marterten ihn gräulich. Und legeten ihn in den Kerker und meineten, sie wöllten ihn des andern Tags verurteilen. Aber Koloman, der Ritter Christi, verzaget nicht. Ihm war die Zeit kurz des hinfließenden Lebens, und hätt ein starkes Gemüt in Gott, und eilet zu der Marterkron. Des Morgens nahm man ihn aus dem Kerker und bracht ihn für den Richter. Da erzeuget er ihnen mit Rede und Gebärde die Geduld und Sanftmut, die er im Herzen hätt. Da fraget ihn der Richter von der Sach seiner Fahrt. Da saget er ihm in der Wahrheit, als es war. Da hieß ihn der Richter geißeln, wann er vermeinet,

ob er ein Späher wär. Das mußt er dann verjahen und bekennen von den Schlägen und von des Schmerzes wegen. Darnach nahmen sie feurige Zangen und zerrten ihm damit sein Fleisch ab, — und nahmen Sägen und zerrissen ihm seine Bein darmit.

Das litt er alles geduldiglich durch Gott. Und da die Diener seine große Geduld sahen, nahmen sie Wunder darob, und henkten ihn an den Galgen. Daran starb er, da fuhr seine Seel zu den ewigen Freuden. Aber St. Koloman wuchsen die Nägel an Händen und Füßen, auch sein Bart und Haar, und grünet sein Fleisch, die Weil er an dem Galgen hing.

Da nun Gott seine Heiligkeit wöllt offenbaren, da war zu den Zeiten ein Mann, der hieß Romolt, der hätt einen Sohn, dem war gar weh an seinen Füßen, und mocht kaum gehen. Und eines Nachts, da schlief er, da sprach eine Stimm zu seinem Vater: „Willst du, daß dein Sohn bald gesund werde, so bestreich ihn mit Kolomans Fleische, der am Galgen hanget." Da er erwachet, ward er gar froh, und sendet bald einen Boten zu dem Galgen, und hieß ihn, die Arznei bringen. Da kam der Bot an die Statt, da der Leichnam hing, und schnitt ein Stück Fleisch herab. Da ging zuhand ein großer Fluder warmen Blutes heraus, als ob er noch lebe. Da das der Bot sah, da erschrak er sehr ob dem großen Wunder, und bracht seinem Herrn das Fleische. Der bestrich das Kind zu dreien Malen darmit. Da ward es frisch und gesund und ging, wo es wöllt. Da ward der Vater froh, und danket Gott und dem Heiligen. Darnach ging das Kind und sein Vater und der Bot, auch viel andere Menschen, und wöllten den heiligen Leichnam sehen. Da sahen sie nirgends keine Wunden noch Male, wo der Bot das Fleisch aus geschnitten hätt. Da war ein Jäger, der wöllt es nicht glauben, und sprach: „Ich will es jetzund versuchen, ob von dem Leichnam warmes Blut fließe." Und nahm einen Spieß und stach in den Leichnam, da floß zuhand warmes Blut heraus und besprenget ihn und das Pferd, darauf er saß. Des wundert er und die andern Menschen, die das große Zeichen sahen. Da nahm Romolt und die andern Menschen viel Pfaffen mit sich, und nahmen den heiligen Leichnam von dem Galgen und begruben ihn mit großen Ehren und Würdigkeit.

Nun bitten wir den lieben heiligen Sankt Koloman, daß er uns auch um Gott erwerb nach diesem zergänglichen Leben das Ewige Leben. Amen.

Siehe Wegweiser.

Ode Dithyrambika

Die Sonnenorgel! Sonnenorgelhallen!
Ein jeder Strahl wächst zum Posaunenschallen!
Die Schlummergrüfte schwellen berstendprall.
Die Bodenkrume schmilzt von Lebenssäften.
Und überall ein Rufen, überall
Saugen und Drängen, Eignen und Erkräften.
Im Jubelsturm der Triebe: jüngstes Tagen!
Der neue Gott wird himmelhoch getragen.
Aus blauen Augen lacht er Weltgericht:
Was tot ist, sei verdammt und sei vergessen,
Wo nur ein Keim die zähe Schale bricht,
Dort blühe Lust und Himmel ungemessen! — —

Goldschwere, sonnerstarrte Halme starben
Und streuten Körner aus gebrochnen Garben.
Rauschendes Blattgrün trank den Sonnentod,
Da es der Frucht die Lebenssäfte bot.
Sonnmüde Hände segneten, im herben
Tode verpulsend, traumerfüllte Erben.

Doch Sonnenorgel, Sonnenorgelsausen!
Der Flammenatem trägt das Segensbrausen
In jedem Strahl! Nur Segen und nur Glück!
Das Weltenherz muß zeugend sich ergießen.
Kein Strahl darf in den Sonnenschoß zurück.
Nur überfließen, schaffend überfließen!
Die Sonne singt: Blüh' ohne Dankesmienen!
Die Sonne singt: Gib ohne zu verdienen!
Dem Lenzgott weiht sie Leben, Reich und Kron.
Und kindesgleich trägt er die Götterspende.
Auf welke Sparer trifft sein Königshohn.
Sein Auge lacht: Verschwende dich, verschwende!

Verjährte Wurzeln müssen Säfte tragen,
Im Kärrnerdienst dem eignen Trieb entsagen.
Die junge Faser kennt die neue Bahn.
Im Stamme schließt, wie Ahn zu Ahn,
Der letzte Jahresring die harte Strebe,
Und ihn umwuchert junges Lenzgewebe.

Und Sonnenorgel, Sonnenorgelwallen
Weht über steilgetürmte Wetterballen.
Lenzschwüle haucht das lechzendjunge Feld.
Der Wolkenturm schwankt, bricht, bewölbt die Welt,
Schlägt Flammenwurzeln in die Bergeskrone,
Erfüllt die Luft mit nährendem Ozone.
Die lauen Ströme peitschen Halm und Aeste,
Mutwillge Wirte halbverzagter Gäste...
Und ehe noch die zitterndjunge Flur
den ersten Wetterschrecken hat vergessen,
Zerfliegt der Himmelsbann, und Sonne nur,
Nur Gold und Sonne flutet ungemessen! — —

Noch hängt ein Bangen, frühgeweckt, ein Bangen
Wie Tränenspur auf eines Kindleins Wangen.
Das Altholz träumt. Das junge Reis
Lauscht. Alter Jahre Sturmesweis!
Von hellen Blättern fällt's verhalten,
Bebendes Tropfen in den Traum der Alten.

Für die Lese von E. G. Kolbenheyer.

Der Schlägel

Eine alte deutsche Märe

Nach Rüdiger dem Hunthover

Höret von mir, Rüdiger dem Hunthover, ein wunderſames, wahres Märe, das die Jungen Gottes Gebot, Vater und Mutter zu ehren, lehrt, und die Alten warnt, ſich den Kindern ganz hinzugeben.

Ein reicher Kaufmann war durch ſeine große Milde, Gott zu Ehren und der Welt zum Frommen, weit umher belobt. Dabei hatte er zwo Töchter und drei Söhne reichlich ausgeſtattet, daß ſie in vollen Ehren lebten. Im hohen Alter ſtarb ſeine Gattin, und lebensmüde gedachte er, die übrigen Tage ſorglos bei den Kindern zu verleben. Er beſchied dieſe zu ſich und erbot ihnen alle ſeine übrige Gabe, um als Witwer bei ihnen ſein Leben zu beſchließen. Der älteſte Sohn ſagte, ihm gebühre es, den Vater bei ſich zu pflegen, führte ihn in ſein Haus und ehrte ihn kindlich, ſieben Wochen lang. Da riet er ihm, eine Weile zu dem Bruder zu gehen, damit dieſer es nicht übel nähme. Das that der Vater, und der zweite Sohn und die Schnur empfiengen ihn freudig, und pflegten ihn zu Tiſche und zu Bette, vierzig Tage lang. Da hieß er den Vater, auch des jüngſten Bruders Haushalt und Pflege einige Zeit zu verſuchen und dann wieder zu kommen. Auch das geſchah, und der dritte Sohn, der gerade beim Brettſpiel ſaß, ſprang ihm entgegen und bewirthete ihn gaſtlich, ſechs Wochen lang. Da forderte er ihn auf, auch die beiden Schweſtern und die Schwieger nicht zu verſchmähen. Er gab ihm ein Stäblein in die Hand, ſich der Hunde zu erwehren, und der Alte kroch ſo zu der nächſten Tochter. Auch dieſe erboth ihm alle Ehre, zwei Monden lang. Da wies ſie ihn zu der andern Schweſter, welche eben fette Schweine und Rinder geſchlachtet habe. Willig ging er zur jüngſten Tochter, die, vorzüglich reich an Hausrath, ſogleich Teppiche auf die Bänke legen und an die Wände hängen und die Stühle mit Seide bekleiden ließ, und den Vater köſtlich bewirthete, ſieben Tage lang. Da wies das Töchterlein ihn zum älteſten Bruder zurück, der wol hundert Fuder beſten Rheinweins bekommen habe. Der Alte nahm den Stab wieder zur Hand, und gieng zum Sohne, der eben zu Tiſche ſaß, und den Vater, welchen er erſt nach einem Jahre wieder erwartete, höhniſch fragte, wo er ſo lange geweſen. Der Alte klagte, daß die jüngſte Tochter ſeiner ſo bald überdrüſſig geworden, und der Sohn hieß ihn, zur Vergütung, am Glutheerd im Winkel ſitzen, ſich zu wärmen, und ließ ihm in ſchmutzigem Geſchirre Speiſe und Trank reichen. So ſchnöde und verächtlich hielten der Sohn und ſein Weib, während ſie in Ueppigkeit lebten, fortan den Vater, der nun die Vertheilung all ſeiner Habe bereute, ſich jedoch noch des andern Sohnes getröſtete, und in ſeinen ſchäbigen Kleidern mit zerlumptem Mantel zu ihm ſchlich. Dieſer Sohn und ſein Weib machten es aber ebenſo: er hieß den Vater auf den Ofen ſitzen und ihm Kraut und Bier reichen, woran dieſer nicht gewöhnt war. Traurig begab er ſich zum dritten Sohne, der gerade beim Ringſpiele war, und ſchon alles wußte, jedoch den Vater, der kaum eingelaſſen wurde, auf der Bank zum Feuer ebenſo gering abſpeiſte, zuletzt mit einem Käſe und einer Birn. Der Alte bereute noch ſtärker ſeine Thorheit, und ſetzte bald ſeinen Stab weiter zu der älteren Tochter. Dieſe that, als hätte ſie ihn nie geſehen, fragte, was er wollte, und wies ihn zu ſeinen Söhnen, denen er ſo viel gegeben habe. Nachdem er lange geſtanden, hieß ſie ihn auf die Ofenbank ſitzen, und gab ihm dünnes Mus, Erbſen und Bohnen. Er hatte bald genug, und kam endlich zu ſeiner jüngſten Tochter: die lag eben auf ſeidenen Kiſſen, grüßte ihn verächtlich, und ſchalt den Tod, daß er ihn noch immer, ihnen allen zur Schande, ſo zerlumpt herumgehen laſſe. Der Vater ſagte, daß er vor Hunger nicht an Kleider denken könne, und erhielt nun Brot, Käſe und Afterbier. Da weinte der Alte, und ſah hierin die Strafe, daß er zuvor nicht die Armen geſpeiſt und getränket habe.

Nun hatte der gute Mann in ſeinen wohlhabenden Tagen einen Freund, der über See zum heiligen Grabe gefahren und mehr als ein Jahr lang ausgeblieben war; der kam gerade damals heim, und wurde von ſeinen Bekannten in der Stadt, wo er Weib und Kind und angeſehene Verwandte hatte, freudig empfangen. Dieſer Bürger ſtand eines Tages an der Kürchenthür ſeiner Pfarre, als der alte Elende, mit geſenktem Hute vorüberging, und bei ſeinem Anblicke vor Scham erſchrak. Sein Freund hielt ihn am Mantel, zweifelnd, ob er es wäre. Beide erkannten ſich unter Tränen; der Arme wollte die Urſache ſeines Zuſtandes bei beſſerer Gelegenheit erzählen: der Freund aber nahm ihn ſogleich mit in ſein Haus, bewirthete ihn gaſtlich, und vernahm alles. Er ſchalt den Undank der Kinder, und erbot dem Alten ein Mittel, bis ans Ende ſorglos zu leben, was dieſer mit Dank annahm. Er ließ aus vier Blöcken eine Kiſte machen, ſchwer mit Eiſen beſchlagen, und an ſtarken Spangen, mit fünf großen Schlöſſern verſehen, deren kleine Schlüſſel künſtlich gezahnt und gebohrt waren. Dieſe Kiſte, an welcher wol zwanzig Mann zu tragen hatten, wurde leer in ein Gewölbe geſetzt, und einen der Schlüſſel mußte der Alte an einem Riemen umhängen, und damit nach Verabredung thun.

So ging der Vater wieder zu ſeinem älteſten Sohne, der mit ſeinem Geſinde zu Tiſche ſaß, und bat um Brot. Der Sohn, unwillig, als der älteſte zumeiſt angeſprochen zu werden, und den Eigenſinn des

Todes scheltend, der Gesunde wegraffe und den alten Siechen immer noch umkriechen lasse, wies ihn wieder auf die Ofenbank und gab ihm zu essen. Der Alte gebarte dabei so, daß der Sohn den funkelnden Schlüssel am Riemen auf der linken Seite durch den löcherigen Mantel erblickte. Als das Gesinde gegessen hatte und hinaus gegangen war, trat der Sohn zu dem Alten hin, ergriff den Schlüssel und besah ihn. Der Alte that erschrocken und wollte ihn verstecken. Der Sohn aber hieß ihn getrost sein und fragte, ob der künstliche Schlüssel etwa zu einem Kistlein gehörte. Er rief alsbald seinem Knechte Helmbrecht, hieß ihn im silbernen Becher Moras (Gewürzwein) bringen, setzte sich traulich zu dem Vater, bot ihm selber den Becher, und forschte weiter nach dem Schlüssel. Der Vater vertraute ihm nun, weil er doch einmal den Schlüssel gesehen, daß er noch eine große Kiste mit Geld vorlängst in einem Gewölbe bei einem Freunde verwahrt habe, der kürzlich erst von Jerusalem heimgekehrt sei, so daß er bis dahin ihrer ermangelt habe. Zu den fünf Schlössern derselben gehören fünf Schlüssel, deren einen er bei sich trage; so wie er jedem Kinde einen Schlüssel hinterlassen wolle. Der Sohn ließ sogleich seinen Fuchspelz und einen guten Mantel kommen, und erbot dem Vater ein Bad. Dieser weigerte sich und wollte die schon ein halbes Jahr getragene Entbehrung bis an sein nahes Ende halten: der Sohn aber entkleidete selber den Vater bis aufs Hemde und gab ihm schöne Kleider; er ging mit ihm ins Bad, legte ihn dann in ein Bette mit Sammt und Pelzdecken, gab ihm feine Speise und pflegte ihn wie einen Altherren.

Das andern Tages ging der Alte zu seinem Freunde, dankte ihm herzlich und wurde weiter von ihm angewiesen. Am dritten Morgen, da die Brüder zur Kirche gingen, sahen die beiden jüngern den Vater im Pelzkleide und heiteren Angesichts bei dem älteren, und beide argwöhnten sogleich den Grund. Sie traten zu ihm, als er betete, grüßten ihn und blieben neben ihm bis zum Segen; im Hinausgehen faßten sie ihn beim Rocke, beschwerten sich, daß er sie verschmähe, baten ihn zu sich und stritten, wessen Gast er zuerst sein sollte. Der Vater versprach, mit beiden abzuwechseln und ging mit dem einen. Köstliche Speisen und edler Wein wurden ihm geboten; und nach dem Mahle ließ er von ungefähr den Sohn einen Schlüssel an dem Riemen sehen, welcher noch durch eine schöne Kette verstärkt war. Der Sohn fragte darnach und äußerte, der Vater habe wol seine Kiste, wozu der Schlüssel gehöre, dem älteren Sohne gebracht, der ihm dafür sein altes Kleid gegeben, nachdem er ihn zuvor habe erfrieren lassen: der solle aber nicht Alles allein erhalten. Der Vater stillte seinen Zorn durch die Erzählung von der starken Schatzkiste im Gewölbe eines kürzlich erst heimgekehrten Freundes, mit ihren fünf Schlössern und Schlüsseln, deren Inhalt allen fünf Kindern gleich getheilt werden solle: eben diese Entdeckung habe den ältesten Sohn so freigebig gemacht. Der zweite Sohn rief seinen Knecht Irnfried, hieß ihn schleunigst seine besten, mit Borten und Pelz geschmückten Kleider, Hut und Schuhe bringen, welche der Vater anstatt der „Lumpen" anlegen mußte. Dieser dankte im Stillen seinem Freunde, und gab das abgelegte Gewand den Armen, wie er sie manchmal beschenkt hatte. Er ging zur Kirche, Gott zu danken, und Alle wunderten sich über seine Veränderung. Der jüngste Sohn suchte ihn und sagte, er dürfe nicht ohne ihn zu seiner Frau kommen; er führte ihn heim, wo die Frau ihn herrlich empfing, neben sich setzte, und selber es ihm bequem machte. Da ließ der Alte den Schlüssel blinken, welchen der Sohn fortan mehr beachtete, als das aufgetragene Wildpret, Weißbrod und Wein. Nach dem fröhlichen Mahle fragte er, und vernahm das Märlein von der Schatzkiste und ihren fünf Schlüsseln. Da wollte er den beiden Brüdern nichts voraus lassen, rief seine Magd Prange und hieß sie schleunig sein Gewand, Rock und Mantel bringen, und der Vater mußte Scharlach mit neuem Pelz anlegen, anstatt „der alten Schlinken", welche er den Armen gab.

Bald darauf kam auch den beiden Töchtern, Jeute und Hilde das Gerücht von der Schatzkiste zu Ohren, sie besprachen sich und wollten auch hinter den Brüdern nicht zurückstehen. Nächsten Tages legten beide ihre Festkleider an, gingen zur Kirche und sahen auf dem Kirchhofe ihren Vater mit dem Sohne, von Freunden umgeben, wie einen Bischof. Sie fielen ihn an mit Vorwürfen, daß er sie verschmähe, verließen ihn nicht wieder, und nach dem Segen mußte er mit ihnen heimgehen, wo beide sich zur besten Bewirthung vereinten, ihn mit Schmeichelworten bedienten, und ihn küßten, als er ihnen auch Alles eröffnete.

So ging des Alten Glück wieder auf, wie ein Teig; und seine fünf zärtlichen Kinder vereinten sich, daß sie abwechselnd, jedes ein Jahr lang, ihn behalten sollten; und die Kiste verschaffte ihm fortan das ehrenvollste Leben.

Als er endlich seinen nahen Tod fühlte, ließ er alle Kinder, vier Bürger und seinen Pfaffen kommen, übergab jedem dieser Fünfe einen Schlüssel, und bat sie, nach seiner Bestattung gemeinsam die Kiste zu öffnen und den Nachlaß zu teilen; er selber wolle es nicht mehr thun, weil etwa Zwist sein Abscheiden irren könnte. So kam er auch mit großen Ehren ins Grab. Die Kinder konnten kaum die Zeit erwarten, daß in aller Beisein zur Eröffnung der Kiste geschritten wurde. Mühsam hob man, nach Aufschluß der fünf Schlösser, den Deckel: da ragte der Stiel eines großen Schlägels empor; weiter war nichts in der Kiste: an dem Stiele hing ein Zettel, welcher also lautete: „Wer so närrisch ist, und alle seine Habe seinen Kindern gibt, so daß

er selber Noth leidet, dem soll man zuletzt mit diesem Schlägel das Gehirn einschlagen, und ihn auf den Rindsanger werfen." Die Erben sahen verdutzt einander an; ihre Freude war wie ein Strohfeuer: anstatt des gehofften großen Schatzes, war ihnen ein Streich gespielt, welchen alle Gegenwärtigen ihnen als wohlverdient gönnten: alle fünf trugen gleichen Teils davon.

So hatte der getreue und sinnreiche Freund den guten Mann gegen die ungetreuen Kinder berathen: wie man noch wohl mehr Gutes von Fremden, als von Blutsfreunden erfährt.

Dieses Märlein heißet der Schlägel. — Wer sich auf Kegel- und ander Spiel einläßt, muß auf Täuschung gefaßt sein; und wer sich äffen läßt, der wird zum Narren.

Wecke du auf!..

Von L. Jakoby

Nach unabänderlichem Walten
muß die Zukunft sich gestalten.
Aber als Zimmerer ihres Bau's,
als Arbeiter am ewgen Weltenhaus,
fühlen wir Götter sie voraus.
Und also heut dir teil ichs mit:
Im Sturmgeläut, mit Geisterschritt,
und doch zu einem schönen Ende
marschiert heran eine Weltenwende,
der du mit ihr entgegengehst.
Auf der rollenden Kugel, darauf du stehst,
noch unbewußt der Menschheit Chor
sie zu empfangen bereitet sich vor.

Halte dein Ohr zu der Erde Grund
und horch dem Sausen, das dir wird kund.
Vor dem kommenden Sturm, einem neuen: Es werde
schon in den Tiefen bebt die Erde.
Wolltest du bleiben blind und taub
der Unwissenheit erbärmlicher Raub?
Schaue von diesem Berge nieder,
sieh die Millionen deiner Brüder,
wie sie leben zerteilt, zerstückt,
von außen, von innen gepreßt, zerdrückt.

Aus deiner Nacht getrieben zum Licht hinauf,
aufgewacht, wecke du auf!

Von dem Werk, ihr Elend zu wandeln in Glück,
vollenden sollst du ein gewaltig Stück,
dazu ruft dich heute dein Geschick
Und bringt dich auch gegen dein Wollen und Sinnen!
Und es zwingt dich, du kannst nicht entrinnen!

Wenn nun eine Zeit wird offenbar,
die auf der Erde noch niemals war,
wenn über das Heute der schönere Morgen siegt,
und die Sonne mit diesem Erdball fliegt
einer neuen Weltallswohnung zu.
Wer wird es hindern? Nicht ich, nicht du!
Siehe! auch der Stein muß fallen
und zu einem schönen Ziele wallen.
Doch weiß ers nimmer, wie er fällt,
und daß er diese Richtung hält.
Doch daß du erkennst und weißt, du mußt,
und es so tust in unendlicher Lust,
das ist Weltalls-Fröhlichkeit,
das ist Freiheit! Seligkeit!
Mit solchem Zwang zu solchem Streben
ward dir vom Geschick die Gabe gegeben,
die Gebeugten zu erheben.
So mache dich auf, für deinen Teil
zu wirken an der Zukunft Heil!

Aus der epischen Dichtung Jakobys: Cunita, erschienen bei Karl Henckell & Co., Zürich 1896.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

11. Fortsetzung.

„De Bretter of- Haus zu hab ich zu Fleiße rot angestrichen. Rot is Wut und Bosheit, Schimpfen und Sakramentieren, und wenns gar schlimm is, Hiebe und Blut. Und daß de an Dir hälst und mit Milde hemmst, wenn dei Wägelchen eis Rasen kommt, deswegen hab ich die zwee Bretter angestrichen wie Blut."

„Was geht dich mei Leben an, Freiwald?" frug der Lahme leise und trat drohend auf ihn zu.

„Siehch, wie ich recht habe," sprach der Greis unerschrocken und lächelte. „Karle, schmeiß ich dich mit Steen', wenn ichs gut meen?"

„Red dr nich erst de Spucke weiß!" mit diesen Worten, die ein mißtöniges Lachen begleitete, machte der Klumpen dem Gespräch ein Ende und wandte sich ohne Gruß dem Hause zu.

10.

In gehobener Stimmung trat Marie gegen fünf Uhr früh aus dem Hause. Die Sonne stieg eben über die Wälder des fernen Schneegebirges. In den Tälern drunten lagen noch weiße Nebel, Busch und Gras hingen voller Tautropfen, schlaftrunkener Vogelsang stotterte leise aus dem Walde. Ihr Schritt scheuchte die erste Lerche aus der jungen Saat, schweigend stürzte sich der unscheinbare Vogel empor und erst hoch im Blau ertönte gedämpftes Singen, das mit dem Sonnenlichte niedersank, daß man meinen konnte, die goldenen Glutfunken in der Luft hätten plötzlich von selbst zu klingen begonnen.

Diese selige Offenbarung der Natur griff so wohltuend in das Herz der einsamen Kirchgängerin, als begegne ihr unvermutet ein alter, lieber Freund.

Als sie an dem Freigute vorüberschritt, trat eben Frau Wende aus dem Hoftor und begrüßte Marie sogleich mit der ihr eigentümlichen lauten Herzlichkeit. „Das is schön! Ein guter Morgen, an dem man eine junge Frau trifft. Da darf ich gar nicht erst fragen, wies geht, ma sieht's ja."

„Nach, ma muß Gott danken." Sie fühlte sich plötzlich zagen, zögernd und gepreßt kam ihre Antwort.

„Ach ja, ich habs wohl gemerkt, daß de gerne höher naus gewollt hättst. Aber gell ja, nu biste zufriede und bereust's nie?"

„Nee, gewiß nich, gar nich, s is gut, ganz, ganz gut, ich dank s Ihn, denn Sie sein ja, wenn ich mirs recht besinne, an allem schuld."

Marie sprach in lautem Tone, in abgebrochenen Sätzen hart und bitter, und ihre Augen wurden feucht.

Frau Wende beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht: „Aber du weinst ja!" sprach sie erschrocken.

„Nu ja, wenn ich mir alles überlege, was ich durchgemacht habe, da kann ich mr gar nich helfen, da überfällt michs."

„Ich kann mirs ja denken, aber mach dei Augen uf, so weit, daß du und dei ganzes Leben drinne Platz hast, sonste spielt dir der Schatten den Uebermann und so ein Schwarzes in uns is unersättlich."

„...und der Gottsturm," fügt Marie leise hinzu. Denn in der Ferne war der Leschkowitzer Kirchturm aus dem Nebel getaucht und sein Riesenfinger drohte herüber, in das Herz der jungen, glücklosen Frau.

„Auch das, freilich," bestätigte Frau Wende.

Dann schritten sie schweigend nebeneinander hin und trennten sich in der Kirche mit ernstem Blick.

Während der ganzen Messe saß Marie mit niedergeschlagenen Augen.

Von allem wurde sie betäubt, zurückgeworfen in ihr Leben, das sie nicht verstand. So bedeckte sie den Stern ihres Auges und drängte sich mit ihrem Gedankenstammeln, ihrer inbrünstigen Seele an den unbegreiflichen Schatten Gottes, der ihr tiefer und lebendiger geworden war, seit sein Priester so an ihr gefrevelt hatte.

Sie wartete, bis alle Besucher die Kirche verlassen hatten und ging dann durch den Wald des Freirichters ihrem Hause zu. Die Heide auf den Blößen grünte, die Heidelbeersträucher hingen voll von blaßroten Blütenglöckchen, im jungen, haarfeinen Wildgrase rührten sich eilige Käfer, daß die winzigen Hälmchen bebten.

Da gewahrte sie unter glänzenden Blättern verborgen ein Veilchen. Sie bückte sich rasch und pflückte es, um sich damit zu schmücken. Indem sie sich aufrichtete und ihr Auge erhob, gewahrte sie durch die Stämme des Waldes ihr Haus, das mit seinen grämlichen Fenstern auf sie hersah. Da warf sie das Blümchen zur Erde und setzte im Weiterwandeln fest den Fuß darauf.

Unter den Fenstern auf der Holzbank saß neben ihrem Manne in eifrigem Gespräche ein Fremder, in dem sie nach scharfem Hinsehn zum Erstaunen den Schuster Klose erkannte.

Hochklopfenden Herzens mußte sie anhalten, dann tat sie mechanisch noch ein paar Schritte und trat hinter eine starke Fichte, von wo aus sie unbemerkt alles beobachten konnte. Je länger sie hinschaute, desto unbegreiflicher ward ihr das Ereignis.

Klose saß jetzt unbeweglich, zusammengesunken, wie nur Gebrochene sich halten. Er trug noch den Werktagsanzug, dessen Hosen an den Knieen zerrissen waren, daß das schmutzige Fleisch hervorsah. Nun hob er den Kopf und schaute lange gerade aus. Sein Gesicht hatte die Farbe blaßgelben Leders und die Lider der leeren Augen waren gerötet. Der Schnurrbart hing wirr über die blassen Lippen.

Augenscheinlich hatte ihn ein großes Unglück getroffen, weil er seine selbstgewollte Vereinsamung aufgegeben und hierhergekommen war. Endlich trat sie hervor und ging mit freundlichem Gruß auf ihn zu.

Er riß die rechte Hand aus der Hosentasche und streckte sie ihr entgegen, indem er ihrem Blick auswich und sich zur Katze niederbeugte, die herbeigeeilt war und gebügelten Rückens um das Kleid der Herrin strich. „Nee ha, Guste, wie siehst du denn aus?" frug sie in tiefer Bewegung.

Der Schuster fuhr mit zitternder Hand über das weiche Fell der Katze und sagte mit fistelnder Stimme ohne aufzusehn: „Mietzla, Mietzla, Mietzla!"

Plötzlich riß er sich auf und antwortete rauh: „Wie ma aussieht, wenn ma nie weeß, wohi!" Dann blickte er wieder still vor sich nieder.

Nach einer Weile sagte er: „Wer heute zutage für sei Eltern sorgt, is ein ausgemachter Affe!" Seine blecherne Stimme klang höhnisch. „Aber kann ma sich helfen? Ma puckelt und zieht den Draht bis ei die Nacht durch die alten Krappen, bloß daß die arme Mutter nich gar noch hungrig sterben darf. Derweile vergißt ma, daß ma eigentlich auch ein Mensch is und wird ein Gockelsack, über den sich ein jedes lustig macht. Möchts sein! Was ma muß, soll ma gerne tun und hat mich eens jemals klagen hören?"

Er brach ab und wartete auf Antwort. Allein beide schwiegen.

Leidenschaftlich werdend, begann er von neuem: „Aber, bin ich alleene Kind? — is de Paule nich... verflucht! — ich — siehch deswegen hab ich mich besoffen, bin in den Gräben herumgestürzt und hab im Pusche geschlafen."

Mit Augenzwinkern und Lippennagen kämpfte er gegen sich, dann schleuderte er entschlossen seine Faust wie einen Stein hin und verlor jede Mäßigung: „Da kommt das Mensch! — Da kommt se am Freitage heem, gerade am Freitage, als wenns bloß den een Tag ei dr Woche hätt. — Ich sitze

aufm Schemel und schlage den letzten Nagel ei den Absatz vo Klenners Stiefeln, bin fertig und lang nachm Geneipe. Plotze geht de Türe uf... ich denk, mich streicht dr Schlag. — Steht de Paule, die eim Schleschen dient, da steht se unter dr Türe und kann nich rein und nich naus, flerrt und lacht, lacht und flerrt, schmeißt den Packs hin, stürzt druf, hält der Hände vors Gesichte und heult, daß zum Erbarmen is... nee nie, zum Fluchen. Ich wußt glei Bescheid, spring uf, of se zu, reiß se ei de Höh und schrei: „Vo wem hasts!" Da wars een Augenblick stille, stille, als wenn de Bäume Kirche haben. Dernach würgt se und würgt.... vo eem solchen Stoppelhengste, so eem Kerle, der selber keene Eltern hat, der bloß rumleeft und Kinder ei de Welt setzt, als obs noch zu wing Menschen hat, als obs wer weeß wie scheen wär dahier of der Erde! Und nu sag mr eener, hat s een Gott?

Na verdient gerade so viel, daß de Mutter ein Schnittchen Brot, Kartoffeln und Kaffee hat, und da kommt se heem, jetze, wo de Arbt alle is, wo ein jeder barfuß rumleeft, der gesunde Füße hat. Kee Geld und Hunger, Elend und nich wissen wohin..."

Die letzten Worte hat er in Verzweiflung, halblaut vor sich hingesprochen. Dann ließ er den Kopf sinken und bewegte tonlos die Lippen, daß man nur den überhängenden Schnurrbart zittern sah.

„Nu, Guste, weeste nich, was du da zu tun hast?" nahm, vor Erregung bebend, Exner das Wort, „haste kee Kurasche? Das wirst du doch wissen, was eem solchen Mensche gehört!"

Mit wildem Lachstoß riß der Angeredete den Kopf herauf: „Karle, nich wissen? ich? — Siehch, de Haare sein bloß so geflogen. Die Mutter schrie und stürzte vor Angst vo dr Banke, und ich hatte schon den Hammer in dr Hand, hol aus und denk: äh, hols der Teufel! ...aber da trat s linde hinter mich, ich besann mirs, setzte die Mutter of de Banke, lehn se an de Wand, nahm de Mütze und ging naus. Of dr Schwelle dreht ich mich um und schrie: Nu, Zuppe, siehch wie du durchkommst!"

„Du hast se gehaun, Guste, unds Kind? Weeßte nie, daß de schon ein Mörder sein kannst?" frug Marie bleichen Gesichts.

Der Schuster saß verstockt und schüttelte dann wie über einen eigenen kuriosen Gedanken den Kopf: „Das Kind — haha, s is zum Lachen," redete er dumpf in sich, reckte sich auf und hielt Marie die geöffnete Hand dicht vors Gesicht: „Da, Marie, nimm dr den Ring!"

Das junge Weib sah sprachlos von der leeren Hand in sein gespanntes Gesicht und dachte, er sei toll geworden.

„Ich bin ganz gescheit, darfst dich nich fürchten," sagte er lächelnd, wandte die Hand nach unten, als werfe er etwas weg und trat dann mit den Füßen den Erdboden, als vernichte er einen Gegenstand.

Fortsetzung folgt.

Die wundersame Historie von Faust

Nach Widmanns Hauptwerk vom Faust

Für die Lese bearbeitet

Schluß.

Zwischenbemerkung

Mit dieser Geschichte schließt der erste Teil des G. R. Widmann'schen Hauptwerkes über Faust, das anno 1599 zu Hamburg gedruckt worden ist. Es existiert aber noch ein zweiter Teil der Historien von Fausto, dem Erzzauberer und Schwarzkünstler. Darin wird erzählt, wie er in seiner wiederholten teuflischen Verschreibung sich mit dem Satan verheiratet und an kaiserlichen und fürstlichen Höfen und auch sonst viel wunderbarliche Abentener und Schwarzkünstlerspossen getrieben hat. Auch ein dritter, ernsthafterer Abschnitt ist angehängt. Darin geschieht ausführliche Meldung von seinem letzten Testament, seinen Prophezeiungen, Anfechtungen, seinem erschrecklichen, greulichen Ende und Abschied aus dieser Welt. Wir haben die Geschichten des zweiten Teils übergangen, weil sie doch alle in der gleichen Linie laufen, wie die des ersten und bringen zum Beschluß noch die Geschichten von Fausts Niedergang und Ende.

Der Teufel gibt dem Fausto seinen Dienst und Bund auf

Die Glocke war einmal gegossen, und der Stundenglas lief mit Fausto aus, und wollte sich der Bettlertanz mit ihm erheben. Die Sache verlief sich also: Doct. Faustus saß in seiner Stube und nahm ein Buch vor, darin er die Jahrzahl aufgezeichnet hatte der vierundzwanzig verlaufenen Jahre und rechnete, daß er kein halbes Jahr mehr übrig hätte. Darum brach ihm ob solcher Rechnung der bittere Angstschweiß aus. Indem ging eine Stubentür auf und hinein trat ein Geist, der ganz schwarz und zottet war wie ein Bär. Der fing mit ihm zu

reden an und sprach: Hiermit gebe ich dir meinen Dienst auf, den ich dir so treulich geleistet. Nun halte du mir auch, was du mir versprochen hast. Dein Leib und Seele ist nun mein, darein gib dich nur willig. Doctor Faustus konnte aber vor Schrek-

ken nicht mehr wissen, wo er daheim war, und als er wieder zu sich kam, hub er leis mit niederträchtiger Stimme an zu reden wie ein verzweifelter Mann. Alsbald verschwand der Geist.

Von dem greulichen und erschrecklichen Ende des Doctor Fausti

Es traten Studenten zu ihm, deren etliche ein großes Mitleiden mit ihm hatten, weinten und gehuben sich übel, boten ihm die Hand und sprachen: Herr Fauste, hiermit wünschen wir euch eine gute Nacht und bitten euch ganz fleißig, ihr wellet eures Heils und Seligkeit wahrnehmen. Und weil es nicht anders sein kann, als daß ihr vermeinet, der Teufel werde euren Leib hinwegnehmen und töten, so rufet den heiligen Geist um Beistand und Hilfe an, damit er eure Seele möchte regieren zu einem beständigen Glauben an unsern Herrn, Heiland und Seligmacher Jesum Christum. Dieser treuherzigen Vermahnung hörte D. Faustus fleißig zu, hatte darüber großes Seufzen, aber seine Wiederantwort gab er nicht mehr, sondern aus ganzer Ohnmacht fiel er hinter die Bank, darüber sie alle erschraken. Indem hörten sie ein großes Poltern im Haus, darüber sie sich entsetzten und untereinander sprachen, daß sie zu Bette gehen wollten, denn es würde gewiß an dem sein, daß ihn der Teufel holen wollte. Dem Wirte aber hat man nichts davon gesagt, denn er hatte sich vollgesoffen und lag zu Bett. Die Studenten wollten, der Johann Wayger, D. Fausti Famulus, sollte bei seinem Herrn bleiben. Aber er wollte nicht, trotzdem ihn sein Herr zum Erben aller seiner Güter eingesetzt hatte. — Da sie nun zu Bette gegangen waren, konnte keiner aus Furcht schlafen. Als nun die Mitternacht herging, zwischen zwölf und ein Uhr, da entstand ein großer, greulicher, ungestümer Wind. Der ging gegen dem Wirtshause zu, der riß und tobte, als ob er alles zu Grunde stoßen wollte. Wem war ängster als den guten Studenten, die vermeinten zu verzagen, sahen den Teufel in dem Glas, sprangen aus dem Bett und huben einander an zu trösten. Der Wirt lief aus seinem Hause in ein andres. Es lagen die Studenten nahe bei der Stube, darinnen Doctor Faustus war. Die hörten darin ein greuliches Pfeifen und Zischen, als ob darinnen Schlangen, Nattern und andere schädliche Würm wären. Indem ging die Stubentür auf, und war ein großes Rumoren, Stoßen und Werfen in der Stube, daß man hörte Stuhl, Tisch und Bänke hin- und widerwerfen. Da hub Doctor Faustus kläglich an, Zetermordio um Hülfe zu schreien, aber kaum mit halber Stimme und bald hörte man ihn nicht mehr. Da verging der Wind und legte sich, und es war ganz still, bis also der Tag anging. — Da nun der Tag herangerückt war und sonst niemand im Hause war, als die Studenten, gingen sie in die Stube um dem greulichen Spektakel zuzusehen, wo D. Faustus sein möchte. Sie sahen ihn aber nicht mehr, nur dies, daß die Stube voll Blut und die Wand desgleichen mit Blut bespritzet war. So waren auch die Wände hin und wieder beklebt mit des Doctors Fausti Gehirn. Die Zähne lagen auf der Erde und auf den Bänken, so jämmerlich war er zugerichtet worden und man konnte augenscheinlich abnehmen, wie ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen und zerschmettert hatte. Da war ein Entsetzen, Furcht, Grausen, Schreien und Weinen bei den Studenten. Zuletzt fanden sie den Leib außerhalb des

Hauses auf einem Mist liegen. Kein Glied an seinem Leibe war mehr ganz, es schlotterte und war ab, der Kopf war mitten voneinander und kein Gehirn mehr darin. Also trugen sie den Leib in das Wirtshaus.

Doctor Faustus wird begraben

Die Studenten gingen zu Rat, wie ihm zu tun wäre, damit er möchte begraben werden. Zuletzt beschlossen sie, daß sie dem Wirte eine große Verehrung geben wollten, damit er schwiege und einhellig mit ihnen übereinstimme, Doctor Faustus wäre eines jähen Todes gestorben. Danach haben sie ihn in ein Leintuch eingenäht, sind miteinander zum Pfarrherrn gegangen und haben also füglich die Sachen verrichtet, und da die roten Gulden damit

unterliefen, erlangten sie sein Begräbnis. Es hat der Wind damals sich so ungestümlich erzeigt, als ob er alles zu Boden reißen wollte. Daraus konnte man schließen, was für ein verzweifeltes Ende Faustus genommen hatte.

Ende.

Merkwürdigkeiten

Das große Lied, Antonilied

Antoni in der Wüsten saß
auf einem grünen Buschen Gras,
als zu ihm hin der Teufel trat.

Der Teufel sprach: Antoni du,
ich schlepp dir hundert Weiben zu,
doch deine Seel verschreib mir du.

Antoni sprach: Ich schreib mich nicht,
von jungen Weiben weiß ich nicht,
so lilieweiß so bleibe ich.

Da faßt den Schwarzen Haß und Zorn,
da blast er in sein Jager-Horn,
da stehn die Teufel hint und vorn.

Da kommt das ganze hölliſch Heer,
das macht Antoni viel Beschwer,
das plagt Antoni Glieder sehr.

Antonimann, gelt, fürcht dich nicht,
glaub nicht, daß dir ein Leid geschicht,
Gott Sohn im Himmel leid't das nicht.

Sie rangen bis am dritten Tag,
bis daß der Schwarze unten lag,
da sahen alle Gottes Gnad.

Antoni, du mußt selig sein,
wir tragen dich zur Kirchen ein,
wir tragen dir den Heilgenschein.

Und der euch dieses Lied gebracht,
der hat die Gsätzlein wohl bedacht,
sonst hätt ers nicht so fein gemacht.

Doch hat er nicht Antoni Blut,
er tragt ein' stolzen Reiherhut,
er ist viel jungen Weiben gut.

Doch will ihn einer drum beschrein,
der schweig erst still und merk sich fein:
nicht jeder kann Antoni sein!

Das ist der Schluß von Spruch und Mär:
Wenn jeder Sanct Antoni wär,
wo krigten wir die Kinder her?

Aus dem Elsasser Liederbuch.

Der schwangere Mann

Zu Nadsloo bei Dixmünde in Westflandern sieht man in der Kirche einen Grabstein, worauf folgende Geschichte ausgehauen ist: Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunk und Fluchen ergeben. Es begab sich, daß seine Frau guter Hoffnung wurde. Als sie gebären sollte, trat eben der Mann ins Haus, trunken und fluchend. Die Frau rang und schrie in ihren Schmerzen, er solle doch eine Wehmutter holen, aber er achtete ihrer Bitte nicht, so daß sie eines jämmerlichen Todes starb. Ehe sie aber die Augen schloß, wünschte sie dem Gefühllosen, daß er dieselben Schmerzen erdulden müsse, die sie erduldet habe. Mit diesem Wunsche verschied sie. Noch war sie nicht lange tot, als des Mannes rechtes Bein zu schwellen anfing, und immer mehr schwoll, bis zu einer ungewöhnlichen Dicke. Die Aerzte taten allerhand dafür, legten Pflaster und Salben auf, aber alles vergeblich. Das dauerte neun volle Monate. Als diese herum waren, nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grausame Weise zu, und ließen nicht nach während dreier Tage. Die ärgsten Martern hätten nicht so peinigen können. Am dritten Tage aber öffnete sich das Bein in der Gegend des Knies, und ein lebendiges Kind ging daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne starb. Weil die Geschichte so merkwürdig war, hat man sie auf dem Grabstein ausgehauen, und sie daneben auch in dem Kirchenbuche aufgeschrieben.

Nach einem alten Sagenbuch.

Schalkserke

Das Testament

Von Jean Paul

Allgemein wird Erbsatzung und Enterbung unter die wesentlichsten Testamentsstücke gezählt. Demzufolge vermach' ich denn dem Herrn Kirchenrat Glanz, dem Herrn Hoffiskal Knol, dem Herrn Hofagent Peter Neupeter, dem Herrn Polizeidirektor Harprecht, dem Herrn Frühprediger Flachs und dem Herrn Hofbuchhändler Pasvogel und Herrn Flitten vorderhand nichts, weniger weil ihnen als den weitläufigsten Anverwandten keine Trebellianica gebührt, oder weil die meisten selber genug zu vererben haben, als weil ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu holen ist. — —

Sieben lange Gesichtslängen fuhren hier wie Siebenschläfer auf. Am meisten fand sich der Kirchenrat, ein noch junger, aber durch gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz Deutschland berühmter Mann, durch solche Stiche beleidigt — dem Elsaßer Flitter entging im Sessionszimmer ein leicht geschnalzter Fluch — Flachsen, dem Feldprediger, wuchs das Kinn zu einem Bart abwärts — mehrere leise Stoßnachrufe an den seligen Kabel, mit Namen Schubjack, Narr, Unchrist usw., konnte der Stadtrat hören.

Aber der regierende Bürgermeister Kunhold winkte mit der Hand, der Hoffiskal und der Buchhändler spannten alle Spring- und Schlagfedern an ihren Gesichtern wie an Fallen wieder an, und jener las fort, obwohl mit erzwungenem Ernste.

Ausgenommen gegenwärtiges Haus in der Hundsgasse, als welches nach dieser meiner dritten Klausel, ganz so wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Herren Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Vorlesung der Klausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Tränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrate, der es protokolliert. Bleibt aber alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich sogleich nennen werde. —

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Sessionstisch, welche auf 11½ Uhr zeigte und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker, so gut wie das ganze Gericht, aufzumerken, wer zuerst die begehrten Tränen über den Testator vergöße.

— Daß es, solange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübtern und krausern Kongreß gegeben als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trocknen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch bloß verwirrt gestaunt und gelächelt, der Kongreß sah sich zu plötzlich in jenen Hund umgesetzt, dem mitten im zornigsten Losrennen der Feind zurief: „wart' auf!" — und der plötzlich auf die Hinterfüße stieg und Zähne blökend aufwartete — vom Verwünschen wurde man zu schnell ins Beweinen emporgerissen.

Der Kaufmann Neupeter fragte: ob das nicht ein verfluchter Handel- und Narrenposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu nichts; doch verspürt' er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen konnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah wie eine kranke Lerche aus, die man mit einem eingeölten Stecknadelknopf — das Haus war der Knopf — klistiert.

Der Hoffiskal Knol verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell Sonnabendabends bei einem Schusterlicht rasiert und radiert; er war fürchterlich erbosет auf den Mißbrauch des Titels von Testamenten und nahe genug an Tränen des Grimms.

Der listige Buchhändler Pasvogel machte sich sogleich an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er teils im Verlage hatte, teils in Kommission; und hoffte etwas zu brauen; doch sah er dabei aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Pariser Hundarzt Demet auf die Nase gestrichen, langsam ableckt; es war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt.

Flitte aus Elsaß tanzte geradezu im Sessionszimmer, besah lachend alle Ernste und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber, für ganz Straßburg und ganz Elsaß, dazu wär' er nicht imstande, bei einem solchen Spaß zu weinen. —

Zuletzt sah ihn der Polizeiinspektor Harprecht sehr bedeutend an und versicherte: falls Monsieur etwan hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen und aus den Meibomischen und der Karunkel und andern die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fensterschweiß zu beschlagen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne, als wenn er die Nase schneuzen und davon profitieren wollte, indem in letztere, wie bekannt, durch den ductus nasalis mehr aus den Augen fließe als in jeden Kirchenstuhl hinein unter einer Leichenpredigt. — Aber der Elsasser versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernstern Absichten.

Der Inspektor seinerseits, bekannt mit seinem dephlegmierten Herzen, suchte dadurch etwas Passen-

des in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte.

Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht; indes hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus und Kirchenjammer schon die besten schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter auf der Stelle das nötigste Wasser aufgezogen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreuender Anblick und Damm.

Der Kirchenrat, der seine Natur kannte aus Neujahrs- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an andere Erweichungsreden halte, stand auf — da er sich und andere solang am Trockenseile hängen sah — und sagte mit Würde, jeder, der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Tränen sind, eher zurückdrängen, um keinem Nebenmenschen damit etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureizen nötig habe aus Nebenabsichten. — „Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich, denn Kabel war ja mein Freund", sagt' er und sah umher.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken dasaßen wie Korkhölzer; besonders jetzt konnten Krokodile, Hirsche, Elefanten, Hexen, Reben leichter weinen als die Erben, von Glanzen so gestört und grimmig gemacht. Bloß Flachsen schlug's heimlich zu; dieser hielt sich Kabels Wohltaten und die schlechten Röcke und die grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienstes, den Lazarus mit seinen Hunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentsartikel in seinen jungen Jahren abquäle und abringe — noch drei Stöße hatt' er zu tun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und sein Haus.

„O Kabel, mein Kabel" — fuhr Glanz fort, fast vor Freude über nahe Trauertränen weinend — „einst, wenn neben deine mit Erde bedeckte Brust voll Liebe auch die meinige zum Vermod — —"

„Ich glaube, meine verehrtesten Herren" — sagte Flachs, betrübt aufstehend und überfließend umhersehend — „ich weine" — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen; er war nun auf dem Trocknen; vor den Akzessitaugen hatt' er Glanzen das Preishaus weggefischt, den jetzt seine Anstrengung ungemein verdroß, weil er sich ohne Nutzen den halben Appetit weggesprochen hatte. Die Rührung Flachsens wurde zu Protokoll gebracht und ihm das Haus in der Hundsgasse auf immer zugeschlagen. Der Bürgermeister gönnt' es dem armen Teufel von Herzen; es war das erstemal im Fürstentum Haslau, daß Schul- und Kirchenlehrerstränen sich, nicht wie die der Heliaden in leichten Bernstein, der ein Insekt einschließet, sondern, wie die der Göttin Freia, in Gold verwandelten. Glanz gratulierte Flachsen sehr und machte ihm froh bemerklich, vielleicht hab er ihn selber rühren helfen. Die übrigen trennten sich, durch ihre Scheidung auf dem trockenen Weg, von der Flachsischen auf dem nassen sichtbar, blieben aber noch auf das restierende Testament erpicht.

Nun wurd' es weiter verlesen.

Aus Jean Pauls „Flegeljahren", Band 4 der Ausgabe des Deutschen Verlagshauses Bong & Co.

Autorenspiegel

Zum Andenken an Jean Paul

Zu seinem 150. Geburtstage: 21. März

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel ihn selbst bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Lebens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt und alle unsere Schmerzen Minute nach Minute von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer und unter

jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihn nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme über gefrorne Bäche dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen. Mit vollen Sängen besingt er die königliche Lust auf den Wonneinseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Jean Paul.
Für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorgloser noch als unsern Haß suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens oder in den Sälen des täglichen Geschwätzes all den wichtigen, vieljährigen Dingen die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und sagt leise und lächelnd: „Ich kenne dich!" Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm spiele mit mir!" Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!" Nicht wie andere es getan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löst die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgetan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: „Ich liebe dich." Zünftig und bescheiden, wie er war, sagte er: „Wir lieben dich, Mädchen!" Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eigenen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigener Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der Freiheit ausgestreut.

Aus Börnes Denkrede auf Jean Paul.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

Vom Herausgeber

III

Diesmal will ich von weltanschaulichen Büchern sprechen. Als Auftakt möchte ich an die neue eigenartige Bibelausgabe: „Die Bücher der Bibel", herausgegeben von F. Rahlwes, mit Zeichnungen von E. M. Lilien, Verlag von George Westermann, Braunschweig, noch einmal erinnern. Wir haben das Werk bereits besonders herausgestellt, in Nummer 33 der Lese 1912, wo Näheres über das seltsame und seltene Werk nachzulesen ist.

Der Inselverlag beschert uns die neue Ausgabe des großen Legendenwerkes: Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional, herausgegeben von Severin Rüttgers, in zwei stattlichen Bänden zu 12 Mk. Die Proben, die wir daraus bringen, werden einzeln freilich nicht in allen Reizen zur Geltung kommen. Man muß solche Legenden innerhalb des ganzen Passionals zu begreifen suchen Die Entstehung der Legenden greift zurück in die ersten Jahrhunderte nach Christus. Die handschriftlichen Sammlungen geschahen im Mittelalter. Diese Ausgabe ist nach Drucken aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts angefertigt. Diese Legenden sind eine Welt für sich, ein Sammelbecken der allerseltsamsten Elemente menschlichen Wesens. Wir finden darin die lieblichste, köstliche Naivität kindlich frommer Seelen; die mystischen Visionen extatischer Märtyrer; dann wieder den schrecklichsten Aberglauben; und in reichem Maße die Diplomatie des mittelalterlichen Klerus, die alles Weltliche mit allen Mitteln in ihre kirchlichen Absichten spannen will. In diesen Legenden ist nichts unmöglich; Kirchen wandern den Heiligen nach, wilde Tiere werden zu ihren Dienern, Kerker öffnen sich von selber, weltliche Fürsten werden zum ohnmächtigen Popanz der gotterfüllten Heiligen. Die Gesetze der Zeit und des Raumes, die einfachsten Naturbestimmungen, die geschichtlichen Kenntnisse, alles wird wirr durcheinander geworfen und alles wird in kindlich gläubigem Legendenton vorgetragen, dem einfältigen Volke zur Lehre. Der Katholik findet zu den meisten Jahrestagen darin eine Legende, denn jeder Kalenderheilige hat die seine. Das Werk zeigt die unendliche Anstrengung, die ganze Welt in den Bereich kindlicher Heiligenschwärmerei zu ziehen; es ist ein Kulturdokument von außerordentlicher Bedeutung.

Ein kleineres Legendenwerk ist: Die schönsten Heiligenlegenden in Wort und Bild, herausgegeben von Dr. Pater Expeditus Schmidt O.F.M., dem bekannten Literarhistoriker, unter Mitwirkung von zahlreichen Mitarbeitern, im Verlag von Hans v. Weber in München; wie wir hören, inzwischen in einen neuen Verlag übergegangen. Diese Legenden sind von den einzelnen Mitarbeitern neu erzählt, haben dadurch für manche vielleicht mehr Lebendigkeit; doch an dem genannten Werk gemessen, scheinen sie uns von ihrem eigensten Reiz zu verlieren.

Ein Monumentalwerk in drei gewaltigen Bänden hat der Jesuitenpater Hartmann Grisar über „Luther" bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. herausgebracht. Das Werk sucht dem Reformator möglichst ohne Gegnerschaft gerecht zu werden. Es hat auch in protestantischen Kreisen Anerkennung gefunden. Ich muß mich vorläufig eines abschließenden Urteils über das Werk enthalten, bis ich es ganz durchstudiert haben werde; dann wird vielleicht noch darauf zurück zu kommen sein.

Der Bischof von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, hat im gleichen Verlag ein freundliches Büchlein herausgegeben, „Mehr Freude", das viel Kluges enthält und den Bedürfnissen unserer Welt entgegenzukommen strebt. Ich zitiere das schöne Wort: „Sorge für Ordnung in der Welt deiner Gedanken und Gefühle, und die Freude wird von selber kommen und bleiben".

Ein Werk, das ich ganz ablehnen muß, ist: „Das hohe Ziel der Erkenntnis" von Omar Al Raschid Bey, herausgegeben von Helene Böhlau Al Raschid Bey, Verlag R. Piper & Co., München. So gerne ich der verdienstvollen Dichterin über das Werk des verstorbenen Gatten etwas Liebes gesagt hätte, ich kann es nicht tun; das Werk scheint mir Verneinung der bisherigen Weltentwicklung. Die Welt verlangt nach fortschreitender Weitergestaltung, nach Betätigung der Menschen innerhalb der Gesetze der Erde, nicht nach Nirwana.

Zum Schlusse sei registriert, daß August Horneffer, der Bruder des bekannten Monisten, bei Eugen Diederichs in Jena ein Werk in zwei Bänden herausgegeben hat: „Der Priester, seine Vergangenheit und seine Zukunft" ein Versuch, eine Geschichte des Priesters zu geben, eine psychologische Analyse, und Ziele für die Fortbildung des Standes nach den freidenkenden Anschauungen des Verfassers.

Georg von Ompteda

Georg von Ompteda begeht am 29. März seinen 50. Geburtstag. Wenn man den Schlüssel zu dem Verständnis dieses Dichters finden will, muß man folgendes bedenken: Ompteda ist Freiherr, Kammerherr und jetzt noch Standesherr, während die meisten übrigen Schriftsteller aus diesen Kreisen deklassiert sind. Sei es, daß diese solche Werke geschrieben haben, die sie in den früheren Kreisen unmöglich machen; sei es, daß ihre spätere Lebensführung sie aus den Reihen der einstigen Standesgenossen gebracht hat; sie sind, wenn auch nicht gerade ausgestoßen, so doch nicht mehr gleichwertig — auch wenn sie dichterischen Ruhm geerntet haben. Ompteda hat es fast allein fertig gebracht, ein bedeutungsvoller Dichter zu werden und doch in seinen Kreisen tadellos dazustehen. Das liegt an dem tadellosen Charakter des Mannes. Hier liegt auch der Schlüssel zu seinen Vorzügen und zu seinen Grenzen als Dichter. Wenn er in seinen vielen Romanen die Menschen der sogenannten ersten Gesellschaft schildert, so findet er immer Mittel und Wege, diesen ein Spiegelbild vorzuhalten, ohne sich selber etwas zu vergeben. Man bedenke die Schwierigkeit dieser Position, die Schwierigkeit dieser Aufgabe und man wird daran auch den Wert der Leistungen erkennen. Was nutzt alle Kritik dieser Gesellschaft, wenn diese Gesellschaft sie nicht liest? So aber wird Ompteda von ihr gelesen und erfüllt eine stille, vornehme und doch eindringliche Mission. Die vielen Literaturjünglinge, die heutzutage die Tageskritik bedienen und selber meist weder eigene, noch Familienkultur haben, pflegen an solchen Erscheinungen, die sie Romanschreiber und ähnlich schimpfen, sich gerne die Schuhe abzuputzen. Ich finde, wenn ein ganzer Mann, eine ernste und in ihrer Art durchgebildete Persönlichkeit hinter den Werken steht, dann darf die Kritik vor dem Menschen und Dichter Ompteda ruhig das Schwert senken. Man mag über diese Gesellschaft denken, wie man will; man soll das gute Wollen und man darf auch ein gutes Können anerkennen. Seine Schilderungen haben nicht nur einen ernsten ethischen Wert, sondern auch einen kulturhistorischen. Diese Gesellschaft wird im Laufe der Zeit aufhören zu sein, was sie ist; dann wird man die Adelsromane Omptedas lesen, wie man die alten Ahnenbilder ansieht — und man wird das Gute, Vorbildliche darin für die neuen Generationen einer neuen Menschheit beachten müssen. Seine Gestalten sind meist gute, tapfere Menschen, von strengstem Pflichtgefühl, vor allem von strengster Selbstverantwortung. Er ist fortschrittlicher, als man sich bis jetzt Mühe gegeben hat zu erkennen. Auch er hat den Ewigkeitszug des Dichters, der alle seine Menschen auf der großen Lebensbühne zeigt, kommend und vergehend, Symbole für große Menschheitsaufgaben, Träger großer Pflichten. Er hat sich selbst einmal geschildert in dem zweiten Band des Romans „Cäcilie von Sarryn". Als die Heldin ganz verzagt und verlassen ist, tritt einer aus der Menge wie eine Erscheinung zu ihr, spricht lieb und gut und herzstärkend, öffnet ihr die Augen für das Vergängliche dieses Gesellschaftstreibens, weist sie auf die Größe der Natur, und verschwindet wieder wie eine Erscheinung. So

ist Ompteda. Besonders zu rühmen ist an ihm seine fleißige gründliche Art zu arbeiten. So seltsam es klingen mag, er hat in manchen seiner Werke etwas von der realistischen Gründlichkeit eines Zola. Nicht vergessen wollen wir ihm seine Naturschilderungen, z. B. den Bergsteigerroman „Excelsior", den wir früher schon besprachen. Ompteda ist selber einer unserer hervorragendsten Alpinisten.

Wir würden es besonders begrüßen, wenn dieser Mann, mit seinen reichen kulturhistorischen Kenntnissen geradezu dazu berufen, uns die großen Gestalten der Geschichte schildern würde, z. B. Friedrich den Großen. Wir erwähnen noch seine mustergültige Übertragung der gesamten Werke von Maupassant und empfehlen zum Lesen den Romancyklus: Deutscher Adel um 1900; I. Teil: „Sylvester von Geyer", II. Teil: „Eysen", III. Teil: „Cäcilie von Sarryn". Sein neuestes Buch ist der Roman „Der zweite Schuß". Sämtliche Bücher bei Fleischel & Co. in Berlin. Georg Muschner.

Von der Wirkung der Lese

Wir können mit einer gewissen Genugtuung feststellen, daß wir weit über den Kreis der Lesegemeinde hinaus segensreiche Wirkung entfalten. Es ist uns gegangen, wie es immer geht: erst verlacht, dann bedacht, dann im Stillen nachgemacht. So war es erst mit der Presse. Die Zeitungen wunderten sich über die vielen alten Schätze, die wir ausgruben. Wie kann man altes Zeug, das alle schon kennen, noch einmal drucken! Und siehe, nach einer Weile fingen sie an, dieses alte Zeug, weil man es eben nicht genug kennt, nachzudrucken. Heute, nach drei Jahren stillen Vorbildes, haben wir in Deutschland eine ganze Reihe von Zeitungen, die das von uns herbeigeschaffte Material fleißig benutzen. Und das ist gut so. Denn unsere Stoffe sind aus den Quellen der Dichter und Denker geschöpft, während die Korrespondenzen, aus denen sonst viele Blätter ihr Material nehmen, meistens Surrogat liefern. Viele Blätter meinen es so gut mit uns, daß sie sogar bei Beiträgen ganz alter Dichter, die sie gesetzlich ohne weiteres nachdrucken dürften, brav und freundlich hinzusetzen: Aus der Lese. Andere freilich nehmen auch die Beiträge moderner Dichter, die wir selber bezahlen müssen und zum Nachdruck nicht frei geben dürfen, und drucken sie ab — ohne die Lese zu nennen. Das gibt dann immer, je nach der Sinnesrichtung des Autors, einen kleinen „Fall"; der Eine freut sich, daß er gedruckt und gelesen wird, der Andere will natürlich das Nachdruckshonorar, was ganz in Ordnung ist. Wir verweisen auf die regelmäßige Notiz am Schluße des Blattes, durch die genau angegeben wird, was nachgedruckt werden darf und was nicht.

Nach den Zeitungen fingen leise die Zeitschriften an. Unsere Aufmachung muß etwas haben, was so ganz allmählich verführerisch gewirkt hat. Die Geleitworte, die Gedichte aus der Jahreszeit, immer der Naturstimmung entsprechend gewählt, der Autorenspiegel, die Schalksecke und anderes, kurz, das ganze stille System, die innerliche Komposition, das zu Herzen Sprechende, der geheime Appell an Gemüt und Verstand, das Ausleseprinzip, machte hie und da in aller Stille und natürlich ganz uneingestanden Schule.

Dem folgte naturgemäß die nächste Stufe: die erste Nachahmung der Lese. Triumph, sie ist da! Und wenn bekanntlich ein Blatt die erste Nachahmung gefunden hat, dann ist es „durch" und sanktioniert. Das ist so alter Brauch in der Literatur, Weihe und Schwertschlag. Denn was man nachmacht, das muß gut sein. Es ist wie bei der Seife. Eine Fabrik kann ihre Seife unendlich lang vergeblich anpreisen; das Publikum glaubt nicht, daß sie gut ist. Aber wenn die Fabrik eines Tages melden kann: unsere Seife ist besser als die Nachahmung von der Konkurrenz X, dann, ja dann hat die erste Seife gewonnenes Spiel. Daher werfen ganz große Firmen mit Absicht Konkurrenzartikel auf den Markt, gegen die sie dann selber polemisieren.

Vor kurzem stand in einem schweizerischen Blatt, daß die Schweizer leider kein mustergültiges literarisches Volksblatt haben wie die in Deutschland einzig dastehende Lese. Gleichzeitig erschien ein Sammelwerk, reichlich mit Stoff aus der Lese gespickt. Eine zeitlang schwankte der Herausgeber, ob er sich in den Dienst der Lese stellen solle, um die Lese in der Schweiz zu verbreiten. Schließlich entschloß er sich zu einer neuen Zeitschrift. Nun ist der „Berg-Quell" da. Herr Corray schreibt uns: „Ich hoffe, daß Sie sich überzeugen werden, daß ich nicht gewillt bin ein Epigone der Lese zu werden. Wir verfolgen ja die gleichen Ziele, aber die Wege können verschieden sein. Wenn sie sich kreuzen, dürfte das auch nicht so schlimm sein, dienen wir doch nicht in erster Linie unseren persönlichen Interessen, sondern einer Sache, die keine kleinlichen Rücksichten kennt, weil sie groß ist."

Lieber Herr Corray, Sie haben ganz recht getan, und wir freuen uns unserer Wirkung Wir sind weder kleinlich noch irgendwie besorgt, sondern begrüßen den „Berg-Quell" und bedauern nur, daß Sie nicht die Grundprinzipien der Lese aufgenommen haben: die Abstreifung des Merkantilen, die uneigennützige Förderung der Dichter und Leser, die Verbilligung gediegener Lektüre als Gemeingut, die Erhöhung des Niveaus der Volksbildung bis in den letzten Stand. So haben Sie doch nur eine Zeitschrift neben anderen geschaffen, und die Lese bleibt mit ihrer gemeinnützigen Grundlage, ihrem eigenartigen Ausleseprinzip und mit ihrem Umfeld: einer Organisation der geschmackvollen Leser, die sich bereits bis in die Arbeiterkreise erstreckt, leider vorläufig einzig — und hätte doch so gern in andern Ländern Genossen, mit denen sie Schulter an Schulter kämpft. M.

Ein Frauen-Roman.

Adolf Andreas Latzko: Der Wilde Mann, Roman. Ernst Rowohlt Verlag, Pr. Mk. 4. Als „Eva" jung und schön erschaffen, doch sicherlich noch nicht voll erwacht, vor „Adam", dem ersten Menschen stand, der sich nach einer Gefährtin sehnte, da war es dieser Adam, der sie naturgemäß der Liebe — und Sünde — zuführte. Entgegengesetzt den verführenden Weibern und geilen Dirnen, wie die Erotik unsrer modernen Literatur sie kennt, schildert Latzko das „Mädchen", dessen Seele so bitter leiden muß unter der Liebe, das ohne eine seelische Vereinigung von Körper und Seele zu verspüren, Frau und Mutter wird. — Wie Blutstropfen rinnt solche Trauer durch das Buch. In Latzkos Roman, dem Wilden Mann, handelt es sich um ein Mädchen aus sogenannter guter Familie, das beinah noch im Kindesalter zu Liebe gezwungen, sich aus Mitleid hingibt und später, noch immer leidenschaftslos, die echte Liebe sucht, um sich von qualvoller Erinnerung zu befreien. — Doch nur als geliebtes, geachtetes und nützliches Haustier lernt sie die Ehe kennen, gibt sich als Gattin einem braven Ernährer hin, der nicht im Stande ist, sie in die Mysterien der Liebe einzuführen. Dies ist einem Versucher in Gestalt des kultivierten „wilden Mannes" vorbehalten, der ihr Sinne und Seele wach rüttelt, um sie, als sie in Notlage gerät, wie ein abgelegtes Spielzeug bei Seite zu schieben. Nun steht sie allein und arm — doch ohne Reue. Kennt den Sinn des Lebens. Hat Alles verloren — und sich selber gefunden. Will weder Geschlechtswesen noch Zierrat sein. Ihre Gaben rufen sie nicht in die Welt der Öffentlichkeit, doch sie versteht es, ein Haus zu schmücken und zu versorgen. Wir nehmen Abschied in diesem Buche von ihr, als sie ganz fern von Schmerz und Freude, durch den Blumengarten des ihr anvertrauten Hauses geht. Diese Anna Keller ist ganz „Frau", ist nicht Weib, noch Dirne. — Man fühlt, eines Tages wird sie „zu Hause angekommen sein" — in der Heimat der Frauenliebe, wird nicht lange fremden Herd behüten müssen. Latzkos Liebes-Probleme sind dichterisch fein und schlicht erzählt, wirken wie lebendige Erlebnisse. Mag sein, daß ein „romanfreudiges" Publikum Anna Kellers Handlungsweise unlogisch schelten wird und sie eine undankbare pflichtvergessne Gattin nennt. Vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, handelte sie wie sie mußte. Dies Buch wird junge Gemüter anregen zum Sinnen. Wer weit zurückschaut, mag verlorene Klänge hören, schwere Hammerschläge oder still ausklingende Trauerglockentöne des Lebens.

Im Namen vieler Frauen danke ich Adolf Andreas Latzko für dies den Frauen gewidmete Erkenntnisbuch.

Dora Hohlfeld.

Post und Volksbildung

Daß sich die Post — allerdings nicht in Deutschland — in den Dienst der Volksbildung stellt — ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Die belgische Postverwaltung will allen belgischen Postämtern Büchersammlungen überweisen, aus denen dem Publikum Werke kostenfrei verliehen werden sollen. Zur Deckung eines Schadens, der der Post aus dem ev. Abhandenkommen von Bücher entstehen kann, ist bei Entnahme des ersten Buches eine kleine Kaution in der Höhe von 3 Franken zu stellen, eine Summe, die auch der Unbemittelte aufbringen kann. Die Organisation der Post ermöglicht auch einen fortlaufenden Austausch der Bücherbestände zwischen den einzelnen Postämtern.

Gedenktafel

Am 23. März 1819 wurde in Mannheim der Theaterleiter August von Kotzebue ermordet. Seine zahlreichen Lustspiele waren seinerzeit trotz ihrer Flachheit (oder gerade wegen derselben) außerordentlich beliebt. Selbst heute taucht noch das eine oder andere an unsern Bühnen auf.

Am 25. März 1819 starb in Weißenfels der Dichter Novalis (Friedrich von Hardenberg). Seine Strophen sind von einer tiefen Glut romantischen Empfindens erfüllt.

Am 26. März 1827: Todestag Ludwig van Beethovens, des größten Musikgenies aller Zeiten.

Am 27. März 1813 erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich.

Am 27. März 1892 starb in Camdden in New Jersey der amerikanische Dichter Walt Whitman, ein vorbildlicher Mensch und gewaltiger Rhythmensänger modernen Lebens. (Vgl. Lese 1912 Nr. 28; 1913, Nr. 7.)

Nachrichten

Verhaeren, dem großen belgischen Dichter, wurde von der Pariser Schriftstellergenossenschaft der Bonapartepreis in Höhe von 3000 Francs zuerkannt. Verhaeren gehört zu den ersten großen „sozialen" Lyrikern.

In Nieder-Ingelheim bei Mainz hat der holländische Dichter Dekker — bekannt unter dem Namen Multatuli — im Jahre 1887 das letzte Jahrzehnt seines wechselvollen Lebens sorgenfrei beschlossen. Das Haus des Dichters — die Schenkung eines Freundes — soll jetzt unter Zwangsversteigerung kommen.

Eine Wohlfahrtsanstalt für die Arbeiterbevölkerung wurde mit einem Kostenaufwand von 100 000 Mk. von der Stadt Memel errichtet. Die Anstalt enthält Brause- und Wannenbäder, eine Unfallstation mit Hospital, Wärme- und Speisesäle mit Volksküche. Im Obergeschoß ist ein Säuglingsheim. Vor dem Gebäude befindet sich ein kleiner Volkspark und Kinderspielplatz. Außer dieser Anstalt soll noch eine große Volksbadeanstalt mit Schwimm- und Heilbäder, ein Jugendheim, eine Volksbibliothek und ein Museum errichtet werden. All diese Gebäude sollen zu einer Zentralanstalt, mit der die Anlage eines Volksparks verbunden wird, zusammengefügt werden.

Stiftungen: Rockefeller junior stiftete 40 Mill. Mk. zur Bekämpfung des weißen Mädchenhandels. Es soll zunächst ein „Büro für soziale Hygiene" errichtet werden, das die Hauptbezirke und Handelswege des Mädchenhandels feststellen soll.

Der Gründer der Firma Deinhardt & Co., der verstorbene Geheimrat Wegeler, hat der Volkslesehalle der Firma Deinhardt in Coblenz 150 000 Mk. vermacht.

Eine Studienreise deutscher Studenten nach den Vereinigten Staaten von Amerika soll aus Anlaß des Internationalen Studentenkongresses stattfinden, der vom 1. bis 5. September in Ithaka (Staat New York) tagt.

Ein Hebbeldenkmal soll in Hamburg errichtet werden.

Maximilian Schmidt, der 81-jährige, beging im Februar sein fünfzigjähriges Jubiläum als Volksschriftsteller. Seine erste Volkserzählung erschien 1863.

Eine Petition zur Erhaltung der deutschen Schriftart wurde der Regierung zur Erwägung überwiesen. Als ob da etwas zu erwägen wäre!

Lesepost

L. R. in O.: Die schönste Taschenausgabe der beiden Faustteile ist im Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen. Sie heißt „Pantheon-Ausgabe". Jeder Teil kostet in Leder geb. Mk. 3. Auch die Ausgabe der Cotta'schen Handbibliothek, Teil I und II in einem Band geb. Mk. 1.20, ist zu empfehlen.

G. O. in D.: Wir nehmen an, daß Sie die unter dem Namen „Renaissance" zusammengefaßten dramatischen Szenen des Grafen Gobineau meinen. Eine wohlfeile Ausgabe des Werkes ist in der Reclamschen Universalbibliothek erschienen. (Preis in Leinen Mk. 1.50.) Die empfehlenswerteste, best übersetzte Ausgabe ist im Inselverlag in Leipzig verlegt und kostet in der Volksausgabe 4 Mk. Eine 3 Mark-Ausgabe ist soeben auch im Verlag Felix Lehmann in Berlin erschienen.

A. M. in Sch.: Ein Sammelband Grimmscher und Bechsteinscher Märchen ist in Loewes Verlag, Stuttgart, zum Preis von Mk. 6 geb. erschienen. Ein Band, in dem Grimm, Bechstein und Andersen vertreten sind, bei W. Düms Verlag in Wesel zum Preis von Mk. 2.25. Selbstverständlich sind beide Sammlungen keine vollständigen. Grimm vollständig, im Inselverlag, kostet 10 Mk., 2 Bände.

J. S. in E.: Ihre Gedichte verraten wohl Talent, doch müssen Sie sich noch zu einer eigenen Sprache durchringen, stofflich und bildnerisch neue Wege suchen. Da es sich bei Ihnen vorläufig nur um den „Hausbedarf von Liedern" handelt, so warten Sie ruhig noch ein Jahr und senden Sie uns dann wieder einige Proben ein. Das Manuskript steht, da wir Ihre Adresse nicht haben, zur Verfügung.

R. S. in M.: Wir empfehlen Ihnen in Ihrem Volksbildungsverein, wenn Sie Volksdichter pflegen wollen, eine Maria Weitmann-Matinee zu machen, wie es bereits andern Orts geschehen ist. Die Veranstaltung kann in szenischer Form geschehen, wie es in Stuttgart erprobt worden ist. Das Material steht Ihnen durch unsere Geschäftsstelle zur Verfügung. Auf Wunsch erhalten Sie auch die Unterlagen über die andern Dichter in unserm Cyklus: Wie es im Volke dichtet. Es freut uns, daß Sie die Dichter des Volkes in immer weitere Kreise tragen wollen.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Der Schlägel. — Merkwürdigkeiten. — Von und über Jean Paul. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese - Verlag - G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 13 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Du kannst keinen Katalog der Eigentümlichkeiten großer schriftstellerischer Kunst aufstellen, es gibt keine Literaturwissenschaft. Literatur ist ihrem Wesen nach nur Geist; du mußt sie verspüren und nie formal zu analysieren suchen. Sie ist die Pforte zur Natur und die Pforte zu uns selbst. Sie öffnet unsere Herzen den Erfahrungen großer Menschen und den Vorstellungen großer Rassen. Sie läßt uns die Bedeutung der Tat fühlen und die rätselhafte Kraft geistigen Wollens ahnen. Sie erweitert unsere Seelen zu der grenzenlosen Atmosphäre der reinen Betrachtung. „In diesen schlimmen Tagen, in denen es erzieherisch für nützlicher gilt, die Gesetze der gewöhnlichen Pumpe zu kennen als Keats Ode über eine griechische Urne", wie Herr Birrell sagt, können wir es uns nicht leisten, auch nur einen einzigen kostbaren Satz der „Literatur" ungepriesen und ungelesen vorübergehen zu lassen. Wenn ein freies Volk inmitten seiner Arbeit Tapferkeit und Frohsinn, wenn es im Angesicht von Schwierigkeiten Mut, weise Gemessenheit und weitausblickende Hoffnungen bewahren will, dann muß es oft und tief an den alten Quellen der Dichtkunst trinken. Denn das ist die beste Kur für die besten Ideale. Die großen Geister der Vergangenheit sollen uns zu den Aufgaben der Zukunft führen. „Nur Literatur" wird uns rein und wird uns auch stark erhalten. Und wenn ihre Rätsel auch den Methoden der Wissenschaft entschlüpfen, sie hat die Zauberkraft, die den Weitblick auf ferne Horizonte freihält und unsere Augen tapfer auf diese Welt blicken läßt."

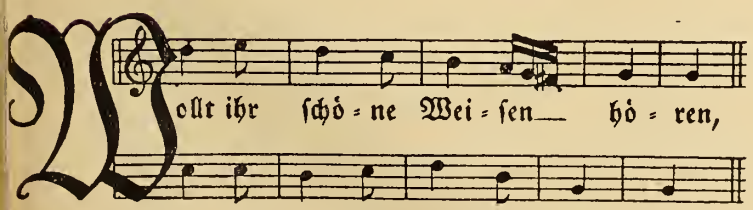
Siehe Wegweiser. Woodrow Wilson.

Aucasin und Nicolete

Zur Einführung

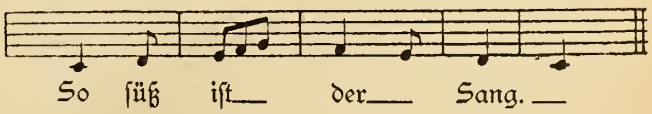
Die Chantefable von Aucasin und Nicolete ist am Ende des 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts im Hennegau, vielleicht nach byzantinischen Mustern, entstanden und weist den pikardischen Dialekt auf. — Die vorliegende Uebertragung ist von Paul Hansmann. — Die Noten, die in der einzigen Handschrift der Dichtung, in der Nationalbibliothek in Paris, enthalten sind, wurden in die moderne Notenschrift umgeschrieben. Nur der erste und letzte Vers jeder Arie zeigen eine besondere Melodie, die mittleren Partien wiederholen immer die gleiche, mit Ausnahme des letzten Gesangs, wo ein Wechsel in der Verteilung der Melodie eintritt. Die weitere musikalische Charakteristik blieb wohl der Begleitung vorbehalten und muß ihr auch beim heutigen Vortrag überlassen werden.

Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete.
Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert.



Die ein ar-mer Al-ter singt.

Von zwei jungen, edlen Kindern
Aucasin und Nicolet';
Von dem Schmerz, den er gelitten,
Und der Not um seine Freundin
Mit den blanken, hellen Augen?
Lieblich sind sie, schön und höfisch,
Kunstreich der Erzählung Fluß.
Und kein Mensch ist so bekümmert,
Notbeladen, schmerzensreich,
Daß er Heilung nicht gewönne;
Hört er sie, wird er genesen,
Froh vergessen, was gewesen.



So süß ist der Sang.

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Der Graf Bougars von Valence machte Krieg mit dem Grafen Garin von Biaucaire, so gewaltig

und so erstaunlich und so totbringend, daß nicht ein einziger Tag anbrach, an dem er sich nicht zeigte vor den Toren und den Mauern und Schranken der Stadt an der Spitze von hundert Rittern und zehntausend Mann Fußvolks und Reisigen; so machte er ihm sein Land streitig und verwüstete seine Aecker und erschlug seine Mannen. Der Graf Garin von Biaucaire aber war hoch in den Jahren und kraftlos und hatte seine Zeit hinter sich. Hatte keinen Erben, weder Sohn noch Tochter, außer einem einzigen Sprossen, und der war so, wie ich euch erzählen will. Und Aucasin hieß dieser Junker. Schön war er und schmuck, und groß und kräftig gebaut in den Beinen und Füßen, und in Körper und Armen. Und hatte blonde und geringelte Locken, und die Augen blank und lachend, und das Gesicht licht und vollkommen, und die Nase kräftig und edel geformt. Und war so begabt mit schönen Eigenschaften, daß man keine schlechten, nur gute an ihm erblickte. War aber von der Liebe ergriffen, welche alles besiegt, so daß er nicht Ritter sein, noch die Waffen tragen, noch zu Turnieren ziehen, noch das tun wollte, was ihm zukam. Sein Vater aber und seine Mutter sagten zu ihm:

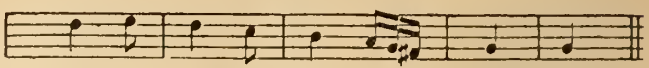
„Sohn, nimm deine Waffen und steige zu Pferde, verteidige dein Land und führe deine Mannen an; denn wenn sie dich unter sich sehen, werden sie sich tapferer ihres Lebens und ihrer Habe wehren und deines Landes und meines!"

„Vater," spricht Aucasin, „was redet Ihr jetzt davon? Gott möge mir wahrlich nimmer etwas gewähren, worum ich ihn bitte, wenn ich Ritter werde; und steige nicht zu Pferde und gehe nicht in die Schlacht, noch in den Kampf, allwo ich einen Ritter treffe, oder ein anderer Ritter mich, wenn Ihr mir nicht Nicolete gebt, meine süße Freundin, welche ich über die Maßen liebhabe!"

„Sohn," sagt der Vater, „das kann nicht sein! Nicolete laß fahren, denn sie ist eine Gefangene, welche aus einem fremden Lande hierhergebracht wurde; und es kaufte sie der Gaugraf unserer Stadt von den Sarazenen und führte sie in unsere Stadt. Und hat sie aufgezogen und taufen lassen und an Kindes Statt angenommen, und will sie dieser Tage mit einem unadeligen Knappen versprechen, welcher ehrlich für ihre Notdurft sorgt. Damit hast du nichts zu tun; und wenn du eine Frau haben möchtest, so will ich dich mit der Tochter eines Königs oder eines Grafen verheiraten. Es gibt keinen so vornehmen Mann in Frankreich, dessen Tochter du nicht haben könntest, wenn du sie wolltest!"

„Meiner Treu, Vater," sagt Aucasin darwider, „wo gibt es eine so hohe Ehre auf Erden, daß sie nicht gut bei ihr aufgehoben wäre, wenn Nicolete, meine süße Freundin, sie hätte? Wenn sie Kaiserin von Griechenland und Deutschland, oder Königin von Frankreich und England wäre, würde das doch zu wenig noch für sie sein, so edel ist sie, und höfisch und mild und angetan mit guten Eigenschaften."

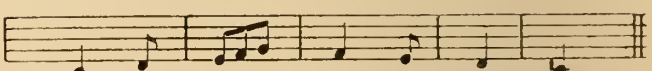
Nun wird gesungen.



Au = ca = sin stammt von Biau = cai = re,

Ei = ner Burg mit ho = hen Zin = nen;

Von der süßen Nicolet'
Konnte keine Macht ihn trennen;
Ob sein Vater auch erzürnt
Und die Mutter hart ihm zusetzt:
„Wehe, Sohn, was willst du tun?
Wohl ist Nicolete lieblich,
Doch Karthago ihre Heimat,
Und ein Heide ist ihr Vater.
Willst du frohe Hochzeit halten,
Nimm ein Weib aus edlem Haus!"
„Kann nicht folgen Euren Worten,
Mutter; süß ist Nicolete,
Schlank von Wuchs, ihr Antlitz mild,
Ihre Schönheit macht mich beben,
Süß ist, daß ich Liebe leide



Mir zur Freu = = = de!"—

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Als der Graf Garin von Biaucaire sah, daß er Aucasin, seinen Sohn, nicht von der Liebe zu Nicolete abbringen konnte, ging er zu dem Gaugrafen der Stadt, welcher sein Lehnsmann war, und sprach also zu ihm:

„Schafft, Herr Graf, Nicolete, Eure Pflegetochter, fort; verwünscht sei die Erde, aus der sie in unser Land gebracht wurde, denn wegen ihrer verliere ich Aucasin, welcher nicht Ritter sein, noch das tun will, welches ihm frommt. Und wisset wohl, wenn ich sie greifen kann, will ich sie in einem Feuer verbrennen, und Ihr selbst könntet alle Angst um Euch haben!"

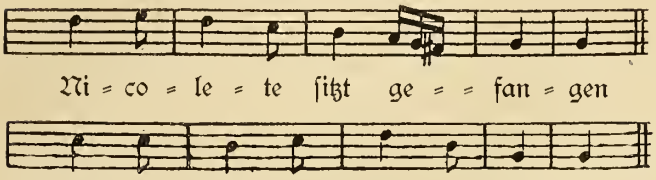
„Herr," entgegnete der Gaugraf, „hoch betrübt es mich, daß er geht und kommt und mit ihr zu sprechen versucht. Ich habe sie mit meinem Gelde erworben und sie aufgezogen und taufen lassen und zu meiner Pflegetochter gemacht. Und wollte sie mit einem unadeligen Knappen versprechen, welcher ehrlich die Notdurft für sie gewönne. Damit hat Aucasin, Euer Sohn, nichts zu schaffen. Da es aber Euer Wunsch und Begehr ist, will ich sie in ein Land tun und in eine Gegend schicken, allwo er sie niemals mit seinen Augen erblicken kann!"

„Nun nehmt Euch wohl in acht," sagt der Graf Garin zu ihm, „groß Herzeleid könnte Euch deswegen widerfahren!"

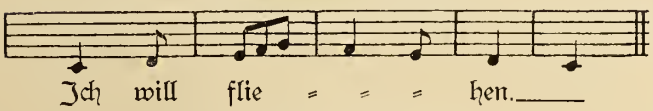
Sie scheiden voneinander. Und es war der Gaugraf ein sehr reicher Mann, und hatte ein herrliches Schloß und dahinter einen großen Garten;

dorthin ließ er Nicolete in ein Gemach in einem hohen Geschoß bringen und eine Alte mit ihr als Begleiterin, um ihr zur Gesellschaft zu sein; und ließ Brot und Fleisch und Wein und, wessen sie bedurften, hineintragen. Befahl darauf, den Eingang zu verschließen, daß niemand hinein noch hinaus gehen konnte; und nur ein kleines Fenster ging auf den Garten, durch welches ihnen ein wenig frische Luft zugeführt wurde.

Nun wird gesungen.



Der von kunstgeübter Hand
Wunderbar und reich verziert ist.
An das helle Marmorfenster
Lehnt sich leicht die junge Schöne.
Blonde Ringellocken hat sie,
Kühngeschwungne Augenbrauen
Und ein Antlitz sonder Fehl,
Schön, wie es kein andres gibt.
Und sie blickt zum Garten nieder,
Sieht die Rose sich entfalten,
Und die Vögel, welche singen.
Einsam fühlt sie sich, verlassen.
„Ach, gefangen bin ich Arme;
Warum halten mich die Mauern?
Edler Junker Aucasin,
Deine Freundin war ich einst,
Und nicht haßtest du mich da!
Nur um dich bin ich in Banden,
Schmacht ich hier in hohem Raum
Und vertraure weh mein Leben!
Länger will ich nicht verziehn,
Und bei Gott, Mariens Sohn,



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Nicolete war gefangen in dem Gemache, wie ihr gehört und erfahren habt. Und das Gerücht und die Märe ging im ganzen Lande und in aller Welt, daß Nicolete verschwunden wäre. Die einen sagen, daß sie außer Landes geflohen sei, die anderen aber, der Graf Garin von Biaucaire habe sie töten lassen. Wer auch seine Freude darüber hatte, Aucasin war dessen nicht sehr froh, sondern ging zu dem Gaugrafen der Stadt und sprach also zu ihm: „Herr Graf, was stelltet Ihr mit Nicolete, meiner süßen Freundin, an, dem Höchsten auf dieser Welt, welches ich über die Maßen liebhabe? Habt Ihr sie mir entführt und geraubt? Und wisset denn, wenn ich darüber sterbe, so wird man von Euch Rechenschaft verlangen, und das wird billig sein, da Ihr mich mit Euren beiden Händen getötet habt: denn Ihr habt mir das Höchste auf dieser Welt genommen, welches ich über die Maßen liebhabe!"

„Lieber Junker," sagte der Gaugraf, „lasset ab davon! Nicolete ist eine Gefangene, welche ich aus fremdem Lande mitbrachte. Und erwarb sie mit meinem Gelde von den Sarazenen. Und habe sie aufgezogen und taufen lassen und zu meiner Pflegetochter gemacht. Habe sie ernährt und würde sie dieser Tage mit einem unadeligen Knappen versprochen haben, welcher ehrlich für ihre Notdurft sorgt; mit alledem habt Ihr nichts zu schaffen. Freit doch eines Königs oder Grafen Tochter! Was glaubt Ihr schließlich gewonnen zu haben, wenn Ihr sie zu Eurer Kebse machtet und in Eurem Bette hättet? Sehr wenig Gewinst würdet Ihr dadurch haben, denn ewig müßte Eure Seele in der Hölle schmachten, dieweil Ihr Euch ja des Paradieses entschlagen würdet!"

„Was habe ich denn mit dem Paradiese zu schaffen? Ich sinne nicht darauf, seiner teilhaftig zu werden, sondern darauf, Nicolete, meine süße Freundin, zu bekommen, die ich über die Maßen liebhabe. Denn in den Himmel geht niemand ein als die, welche ich Euch nennen will: es kommen die alten Priester hinein und die alten Lahmen und Einäugigen, welche Tag und Nacht vor den Altären und alten Krypten hocken, und mit alten Lappen bekleidet sind und alten zerrissenen Mönchskutten, welche nackt und barfuß und mit Schwären bedeckt sind, welche Hungers und Durstes und vor Kälte und Kummer sterben. Die gehen ins Paradies ein, und mit denen will ich nichts zu schaffen haben. Aber in die Hölle will ich gehen, denn in die Hölle kommen die klugen Leute und schönen Ritter, welche ihren Tod bei Turnieren und in grimmen Kriegen fanden, und gute Knappen und echte Männer. Mit denen will ich leben. Und dorthin kommen die schönen, höfischen Damen, welche zu ihren Eheherren zwei oder auch drei Freunde haben. Und dort gibt es Gold und Silber und köstliche Stoffe, und Harfenspieler und Sänger und die Könige dieser Welt. Mit denen will ich hausen, wenn ich Nicolete, meine herzliebe Freundin, bei mir habe!"

„Wahrlich, vergeblich sprecht Ihr davon," sagte der Gaugraf, „denn niemals sollt Ihr sie sehen; und wenn Ihr von ihr redet, und Euer Vater hört es, so wird er mich und sie in einem Feuer verbrennen, und Ihr könnet um Euch selbst alle Furcht haben!"

„Das sei Gott vor!" sagt Aucasin.

Und scheidet voll Kummer von dem Gaugrafen.

Forts. folgt.

Im Ghetto der Armut

Von Otto Krille

Abseits vom Dorf, schon in den Feldern stand das Armenhaus. Ein kleines, grauschwarzes, seit langer Zeit nicht getünchtes Gebäude. Seine kleinen schwarzen Fenster blickten mit melancholischen Augen in die blühende Landschaft.

Das war die Heimat des kleinen barfüßigen Jungen. Auf jedem Gange empfand er, daß auf ihm und seinem Geschick ein unsichtbarer Fluch ruhte. Wenn auf dem Heimweg von der Schule der letzte Kamerad sich von ihm getrennt hatte, kam das Bewußtsein des Ausgestoßenseins mit der Sicherheit des Stundenlaufs über ihn. Auch wenn ihn bei den Spielen seine Widersacher nicht Armenhauswanze schimpften, die Mauer, die ihn von den anderen, den Bauern- und Büdnerssöhnen trennte, war immer vor seinen Augen und Sinnen. Sie blieb um ihn, als er das Armenhaus verließ, ein geachteter und dann ein berühmter Mann wurde. Wenn er mit seinem scheuen Wesen die Straßen entlang ging und sich in der glänzendsten Gesellschaft fremd fühlte, er atmete die Ghettoluft bis zu seinem Tode. Seine Geburt ward seine Tragödie.

Schlimmer als die Armut ist das resignierende Bewußtsein der Armut; schlimmer als der Armeleutgeruch ist der Armeleutgeist. Er hat unser ganzes Volk vergiftet, die Reichen wie die Armen.

Gehobene Nasen und gespitzte Mäuler hier, Neidaugen, unfreie, scheue Stirnen dort.

Es gibt vielleicht neben Rußland kein Kulturland, in dem die Armut so zur Schande geworden ist, als Deutschland. Noch offen ist, wer sie mehr dazu machte, die Reichen oder die Armen; nicht zweifelhaft ist, daß die Armen den Reichtum mehr anbeten als die Reichen.

Doch das Ghetto steht; nicht gesetzlich. Aber wer sagt, daß die geschriebenen Gesetze immer die drückendsten sind? Man kann revoltieren gegen sie. Das ist immerhin eine Wohltat. Aber du Armer, revoltiere gegen Gefühle, revoltiere gegen die Mauer, die sich überall hinzieht, wo Armut mit Reichtum sich berührt! Gib acht, daß du dir nicht den Schädel einrennst und noch dumpfer dahinleben mußt. Ja, wenn man die Schande mit Blut abwaschen könnte, aber Gold ist so unendlich teurer.

In einem Straßenbahnwagen ist nur ein Platz frei, ein schmaler. Erst auf Drängen des Schaffners nimmt die elegante Dame ihn in Anspruch. Rechts eine schlichte Frau mit dem Korb, links ein Arbeiter im Werkelkleid. Die Elegante zögert, nur einen winzigen Augenblick. Scharfsichtig von seiner Armut, hat der Arbeiter es schon bemerkt und macht keine Miene, das Plätzchen einladender zu breitern. Die Dame setzt sich mit saurem Gesicht. Sie hat Recht für ihren Teil, er für den seinen. Der winzige Augenblick hatte die Ghettomauer gezeigt.

Eine räuchrige Kneipe an der Wasserkante. Man hatte mich geholt, einen Streit zu schlichten, einen wissenschaftlichen. Man diskutiert auch gelehrt im Ghetto. Man ahnt sogar instinktiv, daß Bildung und Wissenschaft die berufenen Zerstörer des Ghetto und des häßlichsten Untiers, des Armeleutgeists sind, der Tausenden am Menschtum zehrt. Ich urteilte und die Streitenden waren zufrieden. Der verwitterte Sechzigjährige mit dem grauen struppigen Bart- und Haupthaar bot mir ein Bier an. Schenken können tut auch im Ghetto wohl. Ich wollte es verschmähen, nicht aus Stolz, nur weil es ein zu großer Lohn war, da sah ich in seinen Augen den Schatten der Ghettomauer und nahm es an. Ich fand in dem Alten einen Starken, Ungebeugten, einen, der über die Ghettomauer geblickt hatte. Er hätte sie wohl übersteigen können, doch er spuckte nur hinüber. Die Sehnsucht war ihm wohl längst verflogen.

Einmal aber sah ich ihn jung, als er mir sein Tagebuch brachte. Vielverschlungen waren seine Wege, hatte geschafft, was ihn interessierte oder was die Not in den Weg legte. Jedem Ding hatte er nachgespürt, wenn auch nur auf Stunden, war nicht verzweifelt und hatte vor nichts Respekt als vor der Wissenschaft, nicht einmal vor dem Reichtum. Nur da, wo die Blätter begannen, zuckte und leuchtete es. Ich glaube, es waren Tränen, als er am härtesten die Mauer spürte. Doch davon sprach er nicht mehr, warf höchstens seinen Spott wie Kot an die Mauer.

Groß ist das Ghetto und dunkel, die Sonne scheint anders in ihm, ein anderer Himmel wölbt sich darüber.

Und es ist viel viel unerforschtes Land darin mit verborgenen Schätzen. Wollte das Vaterland nur darnach graben! Versunkene Ströme der Kraft fließen dort!

Aber die Mauer — —!

Gedichte

In der großen Stadt

Ich seh aus meinem hochgelegnen Zimmer
die Abendsonne breite Dächer röten,
und eine Orgel singt von fremden Nöten,
begleitet von des Kettenhunds Gewimmer.

Ein Kinderweinen klagt in überhöhten
zerfetzten Lauten, bis der Sonne Schimmer
den Nebeln weicht, die alle Wärme töten.
So war es heute und so ist es immer.

Und manchmal wähne ich, daß einer klopft,
um mir ein nachbarliches Wort zu sagen.
Es ist nur Regen, der an Scheiben tropft.

Viel kleiner scheinen hier dieselben Sterne.
Oft muß ich laut die Wände etwas fragen,
daß ich die Muttersprache nicht verlerne.

Paul Mayer.

Lied eines Landmannes

Am liebsten habe ich den Abend
nach einem heißen Sommertag,
wenn alles nach der Tageshitze
im kühlen Schatten ruhen mag,
im kühlen Schatten ruhen mag.

Ich komme stets vom Feld nach Hause
erst wenn die Sonne untergeht,
und labe mich im Abendwinde,
der um die heiße Stirn mir weht,
der um die heiße Stirn mir weht.

Ich trage in die Blätterlaube
mein heiß verdientes Abendbrot,
und blase aus der Meerschaumpfeife
den blauen Qualm ins Abendbrot,
den blauen Qualm ins Abendrot.

So sitze ich den langen Abend
und träume, träume vor mich hin,
ich seh das Glück in alle andern,
nur nicht in meine Hütte ziehn,
nur nicht in meine Hütte ziehn.

Horst v. Reitzenstein.

Das Begräbnis

Ein Mann wird heute eingesargt,
der einsam, fremd, am Wege starb.
Ich kenn' ihn nicht, — Du kennst ihn nicht; —
versoffen blickte sein Gesicht,
Zeit ist's, — da er die Luft verdarb.

Nun steht die Menge gaffend stumm.
Ein schwarzer Sarg. Kein Kranz, kein Leid!
Nur einer zag den andern frägt:
wer da wohl noch die Kosten trägt?
„Die Stadt?" — „Du bist nicht recht gescheit!"

Die Schollen fallen hohl und dumpf;
drei Walnußbäume rauschen schwer,
mir aber kommt ein bittrer Witz:
Das ist des Toten Grundbesitz!
Prost Bruder! Deiner letzten Ehr'!

Friedrich Natteroth.

Aus Johanna Wolffs „Hanneken"

Was Hanneken bei Fräulein Emma Bitt lernte

Hanneken war zwölf Jahre alt geworden und ging zu Fräulein Bitt, ihr „aufzuwarten". Es hatte sich ein goldener Faden gesponnen von der Lehrerin zu dem einsamen Kinde. Das war so gekommen. Als die Waise noch nicht lange in der ersten Klasse war, hörte sie in der Geschichtsstunde ein Zischeln um sich her. Geschichtsstunde war Hannekens Lieblingsunterricht, da ging es leuchtenden Auges mit. Das Zischeln, das eine Weile verstummt war, nahm gegen Schluß der Stunde wieder zu. Hanneken fühlte ein Fingerzeichen um sich her, es saß unbeweglich.

Da stand plötzlich die Lehrerin vor ihm, im braunen Barege-Kleide: „Komm," sagte Fräulein Bitt, nachdem sie Hanneken betrachtet und die Kinder zur Stille bedeutet hatte: „Du kannst mir meine Bücher hinauftragen." Das durften nur die Besten der Klasse besorgen. „Auf deiner Jacke kriecht eine Laus" — — die Nebensitzende hatte es dem aus der Bank tretenden Hanneken noch zugeflüstert. Nun stieg es vor Fräulein Bitt her die Treppen hinauf.

„Erst will ich dir das da fortnehmen," sagte die Lehrerin, als sie oben in ihrer Wohnung waren. Und ruhig, als wäre das ihre gewohnte Beschäftigung, nahm sie das Ungeziefer ab von des Waisleins Rücken.

Hanneken hätte in die Erde hinein versinken mögen; blaß und rot wurde es und wagte nicht aufzusehn; das war der Gipfel aller Schmach. Eine Laus! Die Lehrerin aber streckte die Hand aus und zog das verquälte Kind zu sich heran. Hanneken wollte sich der Hand entziehen; ein verzweiflungsvoller Trotz bäumte sich auf in ihm. Was konnte es dafür, daß es so armselig war und so vernachlässigt. Wer konnte immer einen Kamm haben mit Zähnen und das andere, das dazu gehörte! Es gehörte schon viel dazu, um nur zu leben! So warf es sich jählings vor der greifenden Hand zurück. Das unterdrückte Weinen stieß aus ihm heraus, es schrie förmlich auf vor Jammer und wandte sich noch weiter ab von der Lehrerin. Die konnte es jetzt aus der Schule weisen. Mochte sie das nur tun, immerzu, warum denn nicht? Wenn man nur tot wäre und fort von den Menschen: „Willst du nicht meinen zahmen Kanarienvogel ansehen? Er frißt mir den Zucker aus dem Munde. Nun, so schau doch mal her!" Hanneken wurde bei der Hand genommen und zu dem kleinen Käfig geführt. Das Tierchen flog fröhlich zwitschernd aus seinem Bauer, der Lehrerin auf die Schulter, da saß es und pickte ihr den Zucker von den Lippen. „Sieh mal, da ist das große Mädchen, das sich vor mir fürchtet," sagte Fräulein Bitt. „Du fürchtest dich nicht, Hänschen, aber dir gehts auch gut." Sie zog ein Schubfach ihrer Kommode auf, da kam ein Duften heraus,

das kroch schmeichelnd in Hannekens Nase. Einen Kasten mit gelber Honigseife holte die Lehrerin hervor, drei große Stücke, und einen feinen schwarzen Kamm. Kein Zahn fehlte. Der Kamm war ganz neu. Hanneken durfte ihn und den Kasten mit Honigseife nach Hause nehmen ... Ein Ereignis wars in dem Leben des Kindes!

Von der Stunde spann sich der Faden, der goldne, zwischen Lehrerin und Schülerin; lauterste Güte einerseits, unmerklich mitgehend, beobachtend, leidenschaftliche Anhänglichkeit anderseits, nur in Augenfolge und Strebsamkeit sich kundgebend ...

So war Hanneken eines Tages hinaufgekommen in die Wohnung der Lehrerin, um ihr zu dienen und behilflich zu sein in der kleinen Welt, die Fräulein Bitt sich geschaffen hatte. So etwas Schönes und Liebes hatte die Waise nie gesehn.

Das erste was Hanneken begreifen lernte, war das Geheimnis der Zeiteinteilung; es mußte stramm nach der Uhr arbeiten, jeder Augenblick mußte ausgenutzt werden. „Kind, alles kommt auf die Einteilung an," sagte Fräulein Bitt, „und immer ganz dabei sein, jede Sache, groß oder klein, will dich ganz haben." Hanneken lernte einen Eimer hinsetzen, daß es nicht klirrte, eine Tür zumachen, daß mans nicht hörte, und Treppen gehen mit federndem Fuß. Damit finge die Kultur an, meinte die Lehrerin, die Menschen aber gingen, als ob sie Klumpen hätten statt der wunderbar elastischen Füße, die ihnen die Natur verliehen.

„Und sehen! Sehen wäre die größte Kunst," so sagte Fräulein Bitt. Und Hanneken lernte „sehen". Ja, was waren doch die Augen für eine gute Sache! Bisher hatten sie ja auch im Kopfe gesessen, allein über die Dinge hinweggegangen waren sie, hier und da und da und dort, jetzt aber wurden alle Dinge anders angeschaut, so, als wären sie zum ersten Male da, als müßte man Freundschaft mit ihnen machen.

Und gab nicht alles, was vorhanden war, den aufmerkenden Blick zurück? Was war, das lebte und hatte einen lebendigen Odem in sich, der wiederum Leben zurückwirkte. Eine große Bewegung war da, ein stetes sich Schmücken und Zubereiten.

Und alles gehörte dazu! Hanneken lernte Handtücher waschen und Stubendielen scheuern, Messing putzen und Schränke bohnern, abstauben und die Ziegel in der Küche mit einem anderen Ziegelstein frisch machen, alles mußte mit derselben sorglichen Genauigkeit ausgeführt werden.

Die Blumen pflegte Fräulein Bitt selber, auch Hänschen, den zahmen Vogel besorgte sie. Wunderschön konnte sie Feuer anmachen, und die Asche aus dem Ofen leeren. Das Feuer ging ihr nicht aus und die Asche fiel nicht vorbei. Sie machte solche Arbeiten mit Handschuhen. Auch Hanneken versuchte es mit Handschuhen, aber es glückte nicht. Fräulein Bitt meinte lächelnd: für die Handschuhe wäre es noch nicht gemeint. Am Ende käme das noch, später, und sie winkte fernhin ins Zukünftige. War etwas vergessen oder verkehrt gemacht, so mußte das Kind an der Türe stehn und den Raum absuchen, bis es die Sache selber herausgefunden hatte. Jeder Stuhl hatte seinen Platz, jedwedes Gerät seine bestimmte Stellung oder Lage, die durfte nicht geändert oder nur um ein Weniges gerückt werden.

Aber es konnte auch geschehn, daß die Lehrerin das Kind um Meinung und Urteil befragte und auf seine Aeußerungen einging. Ungeschicklichkeit und Unwissenheit behandelte Fräulein Bitt als etwas ganz für sich, etwa wie der Arzt ein heilbares Uebel: er läßt den Patienten nicht entgelten, daß er davon geplagt ist; aber die klar und deutlich ausgesprochenen Vorschriften mußten klar und deutlich befolgt werden. Für ihre Dienste bekam Hanneken Frühstück und Vesperbrot, dazu ein Monatsgeld, das ungefähr so viel betrug, wie das Kostgeld von der Stadt. Auch manches gute Häppchen Mittagsbrot wurde dem Kinde zuteil, aus der kleinen, hübschen Menage, in welcher das Essen aus dem Kasino geliefert wurde.

Als Hanneken im Arbeiten gewandter geworden war, kochte Fräulein Bitt selber, besonders im Winter: Fleisch und Gemüse wurden zusammen oder jedes für sich in braunen irdenen Töpfen zugedeckelt, in den Ofen geschoben. Hanneken lernte im Laden Fleisch besehn und Hühner auf dem Markt kaufen, es lernte sogar eine Ente ausnehmen und einen Fisch reinmachen. Man mußte sehr vorsichtig sein, daß nicht die Gallenblase zerplatzte bei den Fischen, wie bei den Hühnern. Man hatte dabei so einen Kunstgriff, es zu vermeiden und das ganze Geschlinge in eins herauszuziehen. Hanneken war anstellig und wenn die Lehrerin sagte: „Immer etwas mehr tun, als notwendig ist," so kam das rührige Kind diesen Worten in allen Stücken nach, was mitunter auch komische Resultate zur Folge hatte. Aber die Lehrerin sah den guten Willen an und hatte Freude auch am Unausgeglichenen. —

Im Mauerfach, wo Hanneken die reine Schürze liegen hatte, verbarg es immer einen Teil von dem Essen, das ihm wurde. Brotschnitten mit dem kräftigen Gänseschmalz, Häpplein feiner Sülze, die Fräulein Bitt geschickt bekam vom Gute, das ihren Verwandten gehörte. Mancher weiche Zwieback, manche Butterschnecke wanderte ins Mauerfach. Und Fräulein Bitt fand es eines Tages, da Hanneken ausgegangen war.

„Du hast dir ja eine Speisekammer angelegt," sagte sie, als das Kind herumhantierte. „Kannst du nicht bewältigen, was ich dir gebe?"

Hanneken schwieg bedrückt.

Bewältigen konnte es schon, es hätte noch viel mehr gekonnt — aber — der Frau Errelat schmeckte es auch, die freute sich immer auf das Päckchen, das ihr Pflegekind nach Hause brachte. Und etwas Unrechtes begings ja nicht mit dem Aufsparen.

Fräulein Bitt begriff und richtete die Portionen ihres Schützlings noch ein wenig reichlicher zu.

Und wie ein Pflänzlein, das hartes Erdreich gebrochen, so streckte sich die Waise in dem Lichtschein, der auf ihr Leben fiel. Der kleine gedrungene Körper wurde schlanker, das Haar glänzender; die Hände blieben hart, aber Hanneken hatte doch begriffen, daß die Nägel zum Reinigen da seien und nicht zum Abbeißen, was immerhin etwas zum Besseraussehen beitrug. Die Hälfte des Monatsgeldes durfte sich Frau Errelat an jedem Ersten bei der Lehrerin abholen.

„Ich bin zufrieden mit Ihrer Pflegetochter," sagte Fräulein Bitt. Und Frau Errelat, geschiedene Mlsch, war stolz auf ihre gute Erziehungsmethode und nahm den Erfolg als selbstverständlich für sich in Anspruch. „Wenn ick di nich so drescht hadd," sagte sie zu Hanneken. Vielleicht mochte sie Recht haben.

Siehe Bücherbrief in Nummer 11.

Gedichte

Sonne — Leben

Viel Sonne brachte der Tag wohl nicht,
auch war er rüd und rauh
und sturmdurchtost. Doch in das Meer
der langen, grauen Stunden
troff immer wieder so ein Augenblickchen
Sonnenschein. — — — — —
Von diesen winzig kleinen Sonnenstäubchen,
die, Eintagsfliegen gleich, den Raum durchirrten,
fiel mir ein einziges ins Herz und sank
in meiner Seele dunklen Tiefen unter. — —
Da ward es Licht in mir.
Verscheucht war alles blasse Todessinnen;
der Sonnenglaube zog mich himmelan,
nahm mir die Zweifelskälte aus der Brust
und schenkte mir dafür des Frühlings ganze Süße
mit Nachtigallensingen, Liebe, Blumen, Glück.
— — — — — — — — — — —
Da schaut' ich dankbar auf zur Sonne
und neidlos blickt' das strahlende Gestirn
auf mich herab.

Friedrich Schneider.

Sonnenseele

Ueberall ein Sonnenstäubchen,
überall ein Sternenschimmer
und ob Sturm, ob Regenschauer,
eine frohe Hoffnung immer.

Ueberall ein frohes Klingen
und ein Duften spür'n und Blühen,
und für alles Hohe, Schöne,
ein geheiligt, stilles Glühen.

Und in jedem Weh ein Lächeln —
und für jedes Menschen Fehle
himmlisch gütiges Erbarmen:
das ist eine Sonnenseele.

Elisabeth Bartzsch.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

15. Fortsetzung.

Darauf brach er in ein schreiendes Gelächter aus: „Wenns wahr is, was de vorhin vom Kinde gesagt hast, da mußte dahier auch den zertretnen Ring finden. Haha! — Aber wenns auch wär. Nach dem, was vo mir is, bückst du dich ja nich. Das stinkt, das weeß ich ja, das stinkt!"

Bleich und gramvoll sah er Marie lange an, die seinem starren Blick nicht stand halten konnte. Endlich erwachte er aus seiner peinvollen Trunkenheit und sprach voll Trauer: „Und wenn is, was nich is, ach du mein Gott, ich gleebs ja, verleicht is mei Kopp bloß an allem schuld, das heeßt, das ganze Leben machts eem bloß vor. Nu jaja.... aber wenn so was Unsichtbares dir alles nimmt, was de vor dr siehst, dei ganze lumpige Hoffnung un s bleibt dr nischt, bloß de Kurasche zum Saufen ...nee, das weßt du nich, wie das tut."

Nach einigem Sinnen wandte er sich wieder an Marie und als habe er sie beleidigt und müsse sie nun versöhnen, klang seine Bitterkeit weich zitternd, und in seine trostlosen Augen kam ein Glanz, der nur für sie leuchtete.

„Da sag mirs, was ich machen soll, und of dr Stelle geh ich heem, halts Maul und bin, wie ich immer gewesen bin."

Der Lahme war in Gedanken versunken und hatte scheinbar auf das Gespräch der beiden nicht geachtet. Jetzt wandte er sich an Klose und frug: „Woran fehlts de nu eigentlich?"

„Wenn du mich frägst, Karle: am besten fehlts."

„Nach, Guste, wenns of das ankommt, da reiß dr den Kopf nich runter. Wenn de arbeiten willst, komm zu mir; ich wills Niederstücke umroden, da kannste mir helfen. Du kriegst of a Tag acht Böhmen und de Kost."

Aber der Schuster ergriff Exners dargebotene Rechte nicht, sondern frug: „Ja dahier soll ich blein, aus- und eingehn ei deim Hause, an deim Tische sitzen? Nee, alles, bloß das geht nich!"

Jäh fuhr er auf. „Adje! und denk, ich war nich dahier." Er bebte am ganzen Leibe, und sein Gesicht war kalkweiß.

Der Lahme packte seine Hand: „Guste, wach uf! Du bist wohl ungescheit geworn!"

Klose machte verzweifelte Anstrengungen, den eisernen Griff des Lahmen zu lösen und stotterte in höchster Verwirrung: „Soll ich dich belügen, hintergehn, betrügen! — Laß mich los, laß mich, ich muß laufen, durch Büsche, über Wasser, immer an Leuten und Häusern vorbei, bis ich hinstürz mit dem letzten Odem ei dr Lunge..." Exner war aufgesprungen, hatte ihn um den Leib gefaßt und rang mit dem Tobenden, bis dieser kraftlos in seinen starken Armen lag.

Schwer atmend ließ er endlich von dem Schuster: „Guste, du hast Kräfte, ma sähch dirs nich an. Aber nimm och Vernunft an, ich will dir ja nischt schenken. Und da hast du een Tagelohn zum voraus, daß die zuhause nich ohne Geld sein."

Aber Klose rührte sich nicht, und der Lahme steckte ihm die Münzen in die Jackettasche; dann wandte er sich an sein Weib: „Und du, Marie, geh schnell und gib ihm einen ordentlichen Krug Milch, a Brot un a Viertelchen Butter!"

Eilig war Marie im Hause, und nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder und hielt mit rührendem Glück im Gesicht ihm alles hin.

Klose stand wie ein Bildstock und starrte entsetzt auf das schöne, junge Weib, das schmeichelnd bat: „Guste, tu mir den Gefallen, nimms und sei nich mehr böse." Errötend langte der Schuster endlich nach dem Geschenk, stammelte etwas und ging wie im Traume davon.

Sie begleiteten ihn bis zur Mauer und sahen ihm nach, wie er auf einsamen Steigen dem Dorfe zuschritt. —

Marie hatte die Empfindung, als sei mit dem Unglücklichen ein tiefes, unaussprechliches Leid von ihr gegangen. Die Weiten ihrer Seele öffneten sich wieder strahlend.

Der, dem sie sich wie einem düstern, unabwendbaren Geschick verbunden hatte, war plötzlich ein Wesen geworden, dem sie gern die Kammern ihres Innern auftun durfte, weil er barmherzig dem Trostlosen geholfen hatte. Eine glückliche, weihevolle Stimmung überkam sie.

In dieser Stunde war sie im Herzen sein Weib geworden.

Noch immer standen sie zwischen den Steinwänden, die unwirtlich und öde dalagen wie ihr bisheriges, gemeinsames Leben, und sahen hinaus in den Morgen.

Das Licht floß über ihre Stirnen und das große, grobe Gesicht Exners schimmerte wie ein Felsen, der in der Sonne steht. Da umschlang Marie errötend den Mann, er beugte sich zu ihr nieder und sie küßte ihn auf den Mund.

Dann schritten sie Hand in Hand dem Hause zu, und Marie gab ihm freudig die Süße ihres unberührten Leibes.

Der Ungefüge trank sie, wie der heiße Sommersturm die Wasser schlürft.

*

II.

Am grauen Morgen erwachte Exner, wie wach gerüttelt. Das erste Licht sank über die aufgelösten Blondhaare seines Weibes, deren Kopf auf dem untergeschobenen entblößten Arme ruhte. Ihr Gesicht war gegen die Stube gekehrt, in tiefem Schlaf und schimmerte in der schlaffen Schönheit einer befruchteten Blume.

Der Klumpen lächelte geringschätzig über ihre Müdigkeit, kleidete sich hastig an und verschwand ziemlich geräuschvoll aus der Schlafkammer. Jeder Mann steht gestärkt vom Mahle der Liebe auf und greift herzhafter in die Speichen der Pflicht.

Für den Lahmen war es ein Peitschenhieb gewesen, und ungeduldig wie ein Roß nach der Rennbahn drängt, ging er an sein Werk, noch ehe der erste Hahnenschrei verklungen war.

Mißmutig begab sich Exner auf einen Rundgang um die Felder. Da und dort bog er die Saat auseinander und sah, ob sie sich bestocke. Dann schüttelte er jedesmal den Kopf und schaute über die Breiten hin, auf und ab, aber er ward nicht froher. Jeder Halm, fein und durchsichtig, trug regungslos das kleine Büschel krankhaft grüner Blättchen.

Als vom Erlengrund herüber die Sägemühle zu heulen begann, trat er wieder ins Haus. In der Stube stand Marie vor dem kleinen Spiegel und steckte sich die schweren Flechten auf. Als Exner unwirsch die Tür öffnete, war sie gerade fertig, ließ die Arme sinken, ging ihm froh entgegen, ergriff seine herabhängende Hand und sagte, sie pressend: „Na guten Morgen, du Ausreißer!"

Seinen starren Blick mißverstehend, errötete sie tief, wandte sich jäh ab, dem Ofen zu und sprach im Hingehen mit liebem Schmollen: „Da ruft ma und ruft, derweile stiefelt er wer weiß wo 'rum."

Er drehte den Kopf nach ihr und entgegnete unfreundlich: „Ja, rum. Wärste lieber mit ufgestanden, da wärste nich aso gepatzig tun. Dir würde's Lachen vergehen, wenn du den Hafer sähst!"

„Na, Karla, a so schlimm is doch nich!" antwortete sie begütigend.

„Da hast du dein Freirichter! Das is ein Filz, das Heferla!" Er hatte sich auf die Bank gesetzt. Nach einem rauhen Lachen sah er halb zum Fenster hinaus, gewahrte die Blutbretter des Brunnens, gedachte der friedlichen Stille, in der er sein Weib und Freiwald getroffen und der Wetterprophezeihung des letzteren. Und als habe durch zu große Freundlichkeit gegen den Greis Marie eine Schuld an dem trockenen Wetter, sprach er bitter: „Immer kriech du 'n hinten rein, dem Freirichter und dem Freiwald. Du wirst ja sehen, wohin das führt."

Dann stand er auf und ging einigemal durch die Stube. Marie versuchte, durch ruhigen Zuspruch und durch Scherz seine Grillen zu vertreiben, es gelang ihr nicht. Er ging immer hin und wieder und sah sie von der Seite an. Zum Schluß sagte er: „Red, was du willst. Emal hab ich dir gefolgt

und nich mehr, merk dirs!" Damit verließ er wieder die Stube.

Sein Weib sah noch auf die Tür, als sie sich lange hinter ihm geschlossen hatte, und das Handtuch daran ganz ruhig hing. Endlich wich der tiefe Ernst auf ihrem Gesicht einem sonnigen Lächeln.

„So ein Mann is doch, meiner Seele, zu komisch," sagte sie kopfschüttelnd und hantierte am Ofen hurtig weiter.

Denn sie glaubte, er sei in den Angeln ihrer süßen Gewalt. Allein, auch als der Lahme mit den Kühen den Pflug zum Acker schleifte, waren seine Züge noch verdrossen, seine Augen eingekniffen. Ungeduldig spähte er nach dem Schuster aus, und als die Zugtiere in etwas lebhaftere Gangart verfielen, hieb er sie mit dem Peitschenstiel über die Nasen.

Endlich kam der Erwartete. Schweigend begannen beide die Tätigkeit. Die unfreundliche Stimmung wich stundenlang nicht. Mit Ausnahme kurzer Fragen, ebensolcher Anweisungen und abgerissener Ausrufe wurde nicht gesprochen.

War der Pflug in die Steine festgefahren, so hob man ihn vorsichtig heraus, schlug mit der Spitzhaue die Felsstücke los und drückte sie mit hölzernen Hebebäumen zur Seite.

Der schwächliche Schuster, dem diese Arbeit ungewohnt war, zog nach kurzer Zeit seine Jacke aus und trocknete sich den Schweiß. Gegen die Mitte des Vormittags war er so kraftlos geworden, daß seine Spitzhaue schon unsicher niederging und oft umkippte. Oft hielt er auch mitten im Gang inne und sah ratlos hinaus. Auf den Zuruf Exners fuhr er erschrocken aus seiner Betäubung und schlug mit der Haue irgend wohin.

Nach dem Feierabend des zweiten Arbeitstages bat er den Lahmen um vierzig Pfennige Vorschuß.

Am andern Morgen erschien er singend auf der Arbeitsstelle. Von weitem riß er die Mütze vom Kopfe und schrie: „Nu kanns losjehn, nu woll mr aber tüchte buddeln!"

Von nun an schritt die Arbeit wirklich schnell vorwärts. Der Schuster griff nicht nur wacker, nein, leidenschaftlich zu, sondern zeigte sich unerschöpflich in derben Witzen und schnakischen Redewendungen. Der Klumpen wurde von seiner Heiterkeit angesteckt und war sogar so ausgelassen, zu dem Liede, das der Schuster zum besten gab, mit seinem unförmlichen Baß irgend welche Töne als Begleitung zu singen. Versiegte des Armen Humor und begann die krankhafte Glut aus seinem bleichen, knochigen Gesichte zu weichen, so verschwand er hinter einer Dornhecke, und nach einer Weile war er wieder übermütig geworden.

„Na 'ch," sprach er am Abend zum Klumpen, als er vor dem Fortgehen einen Augenblick im Hausflur mit ihm geplaudert hatte, „hatte ich heute kee Kurasche?"

„Nee heute warste wie vom Bändel los!"

„Da mußte halt wieder Vierzig reißen!"

Mit Lachen gab ihm der Lahme das Geld und bald war der Schuster pfeifend unterwegs.

Fortsetzung folgt.

Aus der Jahreszeit

Frühling

In Jungholz sangen und jubilierten die Stare.

Der zarteste Frühling überblühte die alten Parkbäume und das Buschwerk und umschlang hold Schloß und Steinrampen und Lauben und Grotten mit jungen Knospen.

Der Himmel war weiß wie Schlehenblüte und blau wie ein Auge, das sich aus dem Schlafe lachend auftut.

Auf dem See von Jungholz rasteten die Scharen weißer Wasservögel, die gen Norden zogen mit seltsamen Rufen wie Geisterschwärme, aus deren Atemhauche nur immer ein und derselbe Hall der Sehnsucht die Luft erschüttert. In Nächten im rätselhaften Schleiergewebe der Wolken, darin das bleiche Mondlicht sich vergoldet, zogen die Chöre mit harschen Flügelschlägen die Stille der Nacht eintönig ausfüllend wie mit Geplätscher. Und dann und wann weckte im fernen Rauschen des weiten Zuges eine einzelne erkennbare Stimme aus einer Vogelkehle die Erinnerung an die schillernden Meervögel, die die Smaragde der neuenthüllten, nordischen Frühlingsinseln im eiskalten Meere suchen ziehen.

Es begann allenthalben Frühling zu werden.

Wie in den Körnern im Boden und in der steinharten Winterrinde innen Frühling wird, also, daß Junggrün und Blüte durch das starre Winterholz und die tote Wintererde hindurchdrängt und Lichtgestalt wird, die den frischen Duft wie auf einer Schale aufwärts trägt, also wandelten sich auch in ihm die winterlichen Einsamkeiten und Bedrängnisse unversehens in eine seltsame Gläubigkeit der Seele und in eine Freudigkeit um, die ihn ans Fenster und in den Park lockte, ihn vergessen machte, daß er einsam war, und ihm die Welt nahebrachte, als wüchse eine Verheißung aus dem Dunkel.

Innen überall muß es Frühling werden, wenn der Frühling außen leuchten soll.

Innen schläft die große Verwandtschaft, also, daß Millionen Wesen zu gleicher Zeit aus dem Schlafe in dürren Dornenhecken aufwachen und miteinander leuchten im Chore und miteinander tönen im Chore.

Und daß die Vögel alle ihr Nest bauen. Und daß die Augen aller Kreaturen sich weiten. Und daß die Knospen ihr Geheimnis erschließen.

Warum sollte der Mensch aus dieser großen Gemeinschaft verworfen und verstoßen sein?

Innen ist der Frühling.

Der Frühling kommt aus dem Orte, dahin einen selbst die Fahrt auf der schneeweißen Wolke nicht hinbringt, wenn sie gleich am Horizonte tief in den Weltraum sänke und sänke, und das Land suchte, darin er geboren wird.

Der Atemhauch des Dichters „Mensch" hat das herrliche Geheimnis Frühling genannt, das auch ihm immer neu die unerhörte Beglückung schafft, sich auf der Welle im Meere Gottes zu wiegen und ohne Besinnen. Und getragen von der Kraft, der nichts widersteht, die die Steine zu Blumen und Speise macht. Und der alles weicht wie die Nacht der Sonne.

Die Naturdinge sind ursprünglich eine Gemeinschaft unter sich. Sie greifen und treiben einander nicht wie die Wasserträgerin die Amphore. Sie greifen und treiben einander, wie die große, stürzende Woge den Strand greift. Wie Sisyphus den Stein rollt. Die Welle stürzt ewig. Sie wird Jahrtausende nicht müde. Und sie zernagt ewig den Strand ohne Ziel. Und die zernagten Felsen rollen ohne Ziel in die Tiefe.

Aber der Mensch muß sehen, daß er noch zur Zeit sein Ziel findet.

Zweck und Ziel, das ist die Enge des Lebens.

Das kleine Werk der Ameise und der Biene und des Menschen muß sein Ziel und seine Grenze suchen.

Nur das Erhabene kennt keine Ziele und keine Grenzen und ist nicht aus Wünschen und Absichten geboren.

Aus dem neuen Roman Carl Hauptmanns: Ismael Friedmann. (Vergl. Lese 1913 Nr. 10.)

Merkwürdigkeiten

Von einem Kind, das kindlicherweise ein ander Kind umbracht

In einer Stadt, Franicken genannt, gelegen in Westfriesland, da ist es geschehen, daß junge Kinder, fünf- und sechsjährige Maidle und Knaben, haben miteinander gespielt und haben ein Büblein geordnet, das soll ein Metzger sein, ein anders Büblein soll Koch sein, ein anders soll eine Sau sein. Ein Maidle habens geordnet, soll Köchin sein, wieder ein anders Unterköchin, das sollt in einem Geschirr das Blut von der Sau auffangen, damit man Würst könne machen. Nun, der Metzger ist an das Büblein hingeraten, das die Sau sollt sein, hats niedergerissen und mit einem Messerle die Gurgel ausgerissen. Die ander all hielten die Sau und die Unterköchin empfing das Blut in ihr Geschirrle. Indem geht ungefähr ein Ratsherr vorbei und sieht dies Elend. Nimmt von Stund an den Metzger mit ihm und führt ihn in des Obersten Haus, welcher von Stund an den ganzen Rat versammeln ließ. Sie saßen all über diesem Handel, wußten nicht, wie sie ihm tun sollten. Sie sahen wohl, daß es kindlicherweise geschehen war. Einer unter ihnen, ein alter weißer Mann, gab den Rat, der oberste Richter sollt ein schönen roten Apfel in die eine Hand nehmen, in der andern ein rheinischen Gulden, sollt das Kind zu ihm rufen und beide Händ gleich gegen ihm strecken. Nähm es den Apfel, sollt es ledig erkennt werden, nähm es aber den Gulden, so sollt mans auch töten. Dem wird gefolgt und das Kind ergreift den Apfel lachend, wird also ledig erkannt.

Anmerkung der Schriftleitung: Wir bringen diese Geschichte, weil wir, als wir sie in Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein" in der Ausgabe vom Jahre 1557 fanden, an die Jugendgerichtshöfe denken mußten, die man jetzt allerorten einführt.

Im häuslichen Kreise

Pfingsten

Kinderreime von Franziska Stich

Hallelujah das Leben!
Halleluja! Alle Blumen sind da!
Die Sonne lacht,
der Vogel erwacht
ganz früh
und singt und jubiliert wie nie.
Alle Wälder
horchen auf.
Ist denn das jedes Jahr so gewesen?
Auf jedem Baumblatt steht zu lesen:
Freut euch, freut euch
früh und spät:
Pfingsten, Pfingsten, Pfingstfest naht!

Briefe an eine Braut

Ein Cyklus von Edwin Krutina

IV

Von unsern Festen

Wir wollen wieder mit der Natur verwachsen; wir wollen einsehen lernen, daß Gesundheit, Tüchtigkeit, Freude draußen zu holen ist. Daß es etwas Heiliges ist, eine Blume zu pflegen, einem Tier in Notzeit Nahrung zu geben.

Wenn deine Primeln aufblühen, wenn deine Meise, die im Winter ihre Körner vom Fenster holt, den Frühling verkündet, wenn die ersten Stare einfallen, die Weiden mit gelben Kätzchen aufblühen und wenn das erste Gewitter uns in den Frühling hinüberreißt — dann ist Festzeit.

Frohe Zeit soll sein, wenn wir einem Freunde aus Not geholfen haben. Wenn ein trüber Blick an unserm Tisch hell geworden ist. Wenn sich ein Einsamer bei uns wohl gefühlt hat. Wenn ein Gleichgültiger bei uns ein glühendes Wort gefunden hat.

Neben eigener Not und eigenem Glück gilt es Menschenleid und -Glück im Andern zu achten und zu suchen.

Wir geben unsern Freunden unser Heim und was wir hineingetragen haben; wir fordern von ihnen, daß sie uns ihr Bestes bringen:

Menschen, die außen und innen rein sind.

*

Wenn du ein gutes Buch gefunden hast und Pfennig auf Pfennig langsam und zäh beiseite gelegt hast, um es mir schenken zu können, wollen wir ein Fest feiern.

Festzeit soll sein, wenn wir ein Drama sehen oder Musik hören. Wir wollen nicht aus der Arbeit des Alltags in Werktagskleidern in den Festsaal sitzen und nicht mit dem Nachklang eines Schicksals im Ohr ins Wirtshaus gehen.

Bei allem, was wir tun, soll dies unser Leitwort sein: daß wir aus einer innern Freude feiern, daß wir nicht singen und tanzen, um den kommenden Tag zu vergessen, daß uns jedes Fest für den neuen Morgen froher und tüchtiger machen soll.

Über den Tanz

Früher, als das Gesellschaftsleben sich mehr in der Familie abspielte und nicht wie heute in öffentlichen Lokalen, da gab es schöne alte Sitten, wert erhalten zu bleiben. Ich nenne die Gesellschaftsspiele, die Hausmusik und den Tanz.

Die Gesellschaftsspiele erscheinen den meisten Menschen von heute als „fad"; unsere ernste, nüchterne Zeit hat wenig für geselliges Spiel übrig. Es fehlen diesen Spielen Auffrischungen, neue sinnreiche Formen; es fehlt der Gesellschaft selber der liebenswürdige erfinderische Geist, solche Bräuche weiter zu bauen. Während die Gesellschaftsspiele absterben, erlebt die Hausmusik neues Auferstehen.

Wie seltsam verworren aber sind die Anschauungen über den Tanz geworden. Ein Geschlecht wächst heran, daß diese schöne Blüte der Geselligkeit nicht mehr zu verstehen scheint.

Alle paar Jahre kommen aus Paris oder London oder Newyork neue Tänze. Sie stammen weder aus der höheren Gesellschaft, noch aus der guten bürgerlichen Welt, noch aus den Volkskreisen, sondern sie werden erfunden in den öffentlichen Zentren des Vergnügens, wo das Tingel-Tangel herrscht. Jede Großstadt hat heute riesige Ballokale, wo Sitten aufkommen, nicht gemacht von den Besuchern, sondern von den Wirten, den Musikanten, den Tingel-Tangelleuten, den Arrangeuren, die alle möglichen Sensationen erfinden, um die Vergnügungssucht mit immer neuen Mitteln anzustacheln. Gegenüber der langsamen natürlichen Entwicklung früherer Volksbräuche und Gesellschaftssitten ist eine internationale Mache eingetreten, die ohne Sinn für den Wert des Vorhandenen Neuigkeiten sucht, sie auf das alte pfropft und vorhandene Kultur zerstört. Da werden primitive Negertänze mit Raffinement zurecht gemacht und binnen wenigen Monaten über die ganze Welt verbreitet. Wenn man heute in irgend einer mittleren Stadt ein Ballokal besucht, dann findet man das Bild gegen früher so verändert, daß man als normal empfindender Mensch dieser hüpfenden, schiebenden, schlenkernden, flügelnden und sich verrenkenden Tanzgesellschaft verständnislos gegenübersteht. Das sind nicht mehr Tänze. Das sind hilflose, läppische Versuche, unter Musikbegleitung den Körper zu bewegen. Wohl verstanden, ich urteile nicht von dem Standpunkt des Sittlichkeitsschnüfflers, sondern glaube als einer sprechen zu dürfen, der die Kultur der alten Tänze verstanden zu haben meint. Es kann einem bitter angst werden um das junge Geschlecht, das sich diesen Tänzen so willig hingibt und nichts davon zu ahnen scheint, wie es sich in diesen Tänzen prostituiert. Ich erinnere daher an einige Grundgesetze des Tanzes.

Der Sinn des Tanzes ist: die Erdenschwere zu überwinden. Aus dem Gehen, Schreiten und Hüpfen in ein Schweben zu finden. Der gute alte Walzer ist darum ein Meisterstück der Kultur, weil er diese Aufgabe in reinster Form löst. Der Walzer ist musikalisch der reinste Rhythmus des Tanzes; er ist „der" eigentliche Tanz. Er ist materiell die schönste und reifste Form des Tanzes, weil er die körperliche Frage am edelsten löst. Die Verbindung des Paares, die Haltung des Tänzers und der Tänzerin, die Drehung im Kreise resp. in der Schleife, ermöglicht eine große intensive Tanzlust, ein Drehen, Wiegen, Wogen bis zu einer so reifen harmonischen Kunst, daß das Haften an den Erdboden im Gefühl beinah überwunden wird. Musik und Körperbewegung ist bei diesem Tanz so restlos einheitlich gelöst, weil er die zarteste Zartheit, die süßeste Lust des Tanzes mit Kraft und Leidenschaft zu edler Form verbindet. —

Demgegenüber sind die neuen Tänze sämtlich Rückfälle in rohe und hilflose Anfangselemente des Tanzes. Bei ihnen wird der Tanz zur Arbeit. Die im Laufe der Entwicklung des Tanzes überwundenen, für die Kultur des Menschen unnötigen oder gefährlichen Elemente, die körperliche Anstrengung, die Unschönheit der Bewegung, die Zweideutigkeit der Wirkung, die absichtliche Sinnlichkeit treten neu hervor und werden Selbstzweck.

Ein anderes: der edle Tanz ist nicht denkbar ohne eine Eigenschaft, die leider auch immer mehr verloren geht, ohne chevalereskes Wesen des Mannes. Der Mann umarmt beim Tanze die Frau; die Frau gibt sich in seinen Arm. Damit hat der Mann Gewalt über das Weib. Die Haltung der Tanzenden

beim Walzer ermöglicht bei aller Innigkeit der Umfassung eine so artige und edle Führung, daß man als guter Tänzer die fremdeste Frau in das schönste Gefühl der Tanzeslust versetzen kann, ohne daß man dem sinnlichen Selbstbestimmungsrecht der Frau irgendwie zu nahe tritt. Man vereint sich in diesem Tanze, um über jeder plumpen Sinnlichkeit sinnliche Lust in einem anderen Sinn zu empfinden, eben in Ueberwindung der Erdenschwere.

Mir will scheinen, daß das gerade die Kulturförderung des edlen Tanzes ist: daß der Mann die Macht über die Frau, die er im Arme hält, nicht durch die leibliche Umschlingung ausübt, sondern durch die Kunst des Tanzens. Ein Gesetz, das freilich nur die guten Tänzer verstehen werden.

Mit anderen Worten: der edle Tanz ist gerade das Gegenteil von dem, was die modernen neuen Tänze alle wollen. Diese wollen sinnliche Sensation mit plumpen Mitteln, der Walzer will Befreiung von dieser Sensation und Erhebung in eine andere Region.

Es kann einem bitter angst werden um das junge Geschlecht, daß es von diesen Kulturgesetzen so wenig weiß, und daß es im kindlichen Vergnügen so schnell Gefallen findet an Tänzen, die Männlein und Weiblein prostituieren.

Wäre es nicht gut, in der Geselligkeit des Hauses und der Familie auf die alten guten Formen des Tanzes zu achten?

Georg Muschner.

Im Volksdienst

Berliner Schulkinder und Eltern

Von J. Tews

In dem großen Kampf für Kultur und Gesittung, den die Schulen führen sollen, steht die großstädtische Volksschule direkt im Feuer. Nirgends sind die Gefahren für das junge Gemüt so groß wie in den brandenden Wogen des großstädtischen Lebens. Der Sinn wird oft frühzeitig verwirrt und das Kind mit den Nachtseiten des menschlichen Lebens bekannt gemacht, wenn es ein Bild normalen Lebens noch nicht in sich aufgenommen hat. So manches Berliner Kind lebt vom ersten Tage an mit dem Laster und der Verworfenheit in einem Raume. Die Zote klingt ihm Tag für Tag ins Ohr. Es sieht, was auch einem Erwachsenen ohne Schaden immer verborgen bleiben darf. Und trotzdem geht der Mensch im Kinde nicht immer unter. Die Schule, wie sie sein soll, trägt eine höhere Welt in sein Geistes- und Gemütsleben hinein. Hier lernt es das kennen, was dem Menschen erst Wert gibt, und hier kommt das sittlich gefährdete Kind auch in eine Luft, die für seine Entwicklung zuträglicher ist, als das eigene Heim. Es merkt, daß es eine höhere Welt gibt, als die ihm bisher bekannte, auch seine Kameraden sind anders, besser als es selbst ist.

Denn das Gros der Berliner Arbeiterjugend wächst unter den Augen von Eltern auf, die in der Arbeit ihren Wert sehen, die mit dem Schicksal tapfer kämpfen und, wenn für sie selbst der Weg aufwärts nicht mehr frei ist, für ihre Kinder eine bessere Zukunft bauen möchten.

Darum steht der Berliner Arbeiter der Schule freundlich gegenüber und wirft dem Lehrer selten Steine in den Weg, seltener, als es anderswo geschieht, selbst dann nicht, wenn ihm manches gegen den Strich geht, wie z. B. im religiösen Unterrichte. Konflikte mit den Eltern der Schüler sind deswegen auch im ganzen nicht häufig.

Dem Arbeiter ist der Lehrer in der Regel der gebildete Mann, der etwas kann, was ihm selbst nicht möglich wäre. Er schimpft vielleicht zu Hause, aber wenn er zur Schule geht, wickelt er das unangenehme Geschäft gern, wenn auch nicht im Salondeutsch, so doch im ganzen so ab, daß beide Teile friedlich auseinander gehen. Der Arbeiter hat im allgemeinen auch vor der Arbeit des Lehrers einen großen Respekt. Er weiß besser als mancher andere Vater, daß nicht jeder Berliner Junge ein Engel ist und daß fünfzig bis sechzig auf einem Haufen es erst recht nicht sind. Deswegen ist ihm auch nicht jeder Klaps eine „grobe Mißhandlung". Gewiß, zwecklose Quälerei und brutale Behandlung verabscheut das Berliner Publikum. Vor einem Lehrer, der nicht mit beiden Beinen auf dem Katheder steht und nicht jeder Situation gewachsen ist, hat es wenig Respekt.

Aber wenn so einer, „der ein Herz for die Jungens hat", der den Max als Max und den Moritz als Moritz nimmt, nicht jeden Dummenjungenstreich als Staatsverbrechen ansieht, aber zur rechten Zeit auch weiß, wo Bartel den Most holt, dem nimmt man eine gelegentliche Kur mit dem „gelben Onkel" auch dann nicht übel, wenn die Spuren noch zu Hause erkennbar sind. Der großen Maße der Berliner Bevölkerung mit ihrer urgesunden realistischen Auffassung ist alle krankhafte Uebertreibung gewisser Humanitätsideen fremd. Der Junge muß parieren, und tut ers nicht, macht er sich unnütz, so verlangt die Volksmoral, daß er bekommt, was sich gehört.

Natürlich sind die Väter und Mütter durchaus nicht geneigt, alles stillschweigend hinzunehmen, was in der Schule geschieht, und wenn im Falle des Widerspruchs auch das mündliche Verfahren bevorzugt wird, so flattern dem Lehrer doch auch manchmal wenig freundliche „Schulbriefe" zu.

Die häusliche Erziehung unserer Berliner Arbeiterkinder ist im allgemeinen nicht schlecht, wenigstens viel besser, als man in andern Kreisen in der Regel annimmt; denn in den Arbeiterfamilien steckt

sehr viel sittliche Tüchtigkeit. Sind es doch meist die Sprößlinge ostdeutscher Bauern und Kleinbürger, also hart arbeitender Leute Kinder, die sich ihres Wertes voll bewußt sind. In der schweren Schule, die jeder Zugewanderte in Berlin durchmachen muß, sind sie härter und ernster geworden. Was nichts taugte, ging vorzeitig zugrunde. Die Kindererziehung in diesen Familien ist oft hart, rauh und streng. Aber die Früchte sind zumeist vortrefflich. Die Vorstellungen, die man in den für das „Volk" sympathisierenden Damenzirkeln von Berlin W. findet, sind lächerliche Hirngespinste und verdienen nur als ein trauriger Beweis dafür, daß die „zwei Nationen", die sich nicht kennen und so gründlich verkennen, wirklich im Volke leben, Beachtung.

Man kann von der Unbekanntschaft unserer besseren Kreise mit dem geistigen Habitus der Berliner Arbeiterfamilie unter Umständen ergötzliche Proben erhalten. Bei einem vom Vaterländischen Frauenvereine veranstalteten Arbeiterfest sagten Arbeiterkinder einige Gedichte auf, nicht besonders gut, erregten aber damit die ungeteilte Bewunderung der Komiteedamen, die immer wieder in dem Refrain sich Ausdruck verschaffte: „Wenn man bedenkt, aus welchen Kreisen die Kinder sind!"

Ja, diese Kreise, insbesondere diese Mütter stehen sittlich viel höher als die kinderscheuen Mütter unserer wohlhabenden Bürgerkreise. So eine Arbeiterfrau erzieht sechs und auch mehr Kinder, oft besuchen drei und vier gleichzeitig die Schule, und trotz des schmalen Einkommens erscheinen sie jeden Morgen proper und pünktlich in der Schule. Es gibt Ausnahmen, sogar böse Ausnahmen, aber wenn man die Mütter aus Berlin W. vor diese Aufgabe stellen würde...

Ich habe eine ungeteilte Hochachtung besonders vor der Berliner Arbeiterfrau, und diese Hochachtung hat sich von Jahr zu Jahr erhöht.

Richtig behandelt, ist der Berliner Junge nichts weniger als bösartig. Die Großstadt erzieht im ganzen ein fügsames Geschlecht. Man muß sich in andere schicken, wenn man mit ihnen leben will. Je dichter die Menschen zusammenrücken, um so mehr sind sie zu gegenseitiger Rücksichtnahme gezwungen. Die „Unbändigen" wachsen ganz wo anders auf. Szenen, wie sie vor dreißig bis vierzig Jahren in manchen Dorfschulen vorkamen und auch wohl heute sich noch abspielen, sind in den Berliner Schulen kaum möglich. Der Berliner Junge ist laut, hat einen „großen Hals" — das bringt der Straßenlärm, den er überschreien will, mit sich. Er ist auch „frech", denn XY, der ihn in seinem Spiel auf der Straße stört, ist für ihn XY, nichts weiter, aber den Respektspersonen — Lehrern, Schutzleuten, Hauswirten, Portiers — tritt er zumeist manierlich gegenüber, wenn „von Vatern" nicht eine andere Direktive gegeben wird. Der Junge lebt mit denen, die ihm etwas zu sagen haben, nicht gern auf dem Kriegsfuße. Dazu ist er auch zu klug. Er muß schließlich doch die Zeche bezahlen. Auf der Schulbank vollends ist der Berliner Junge, wenn ihn nicht ganz ausnahmsweise schlechter Umgang verdirbt, sogar zahm. Was er in seinem Privatverhältnis außerhalb der Schule vielleicht auf dem Kerbholz hat, gibt er in der Schule nicht leicht preis, auch den Kameraden nicht, von denen viele das „Petzen" nicht überwinden können.

Und die Mädchen sind früh mit dem ganzen Apparat des höflichen Benehmens und der „feinen Sitte" ausgerüstet. Sie knicksen mehr als nötig ist und erscheinen höchst proper in der Schule. Wenn es nicht der Fall ist, sind die häuslichen Verhältnisse außergewöhnlich schlecht. Selbst die wenigen, die frühzeitig dem Laster verfallen, gelten in der Schule oft als ganz gute Schülerinnen. Weder die Kameradinnen noch die Lehrer wissen, wie es um sie steht.

Aus Berliner Lehrer von J. Tews, erschienen im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig. Preis 1 Mk.

Schalkserke

Die Handwerker im Volkshumor

Eine scharfe Epistel Abrahams a Sancta Clara

Die größten Lügner der Welt sein die Handwerker, so die Schuster und Schneidermeister haben sich aus Mutterleib herausgelogen.

Wo bleibt das Gewissen? Herr Schneider, Meister Barthelme, der Herr weiß die Kleider meisterlich zuzuschneiden und zwar so vorteilhaft, daß der Schneider gar leicht aus einem reichen Zeug kann für sein Weib ein Mieder und für die Kinder etliche Häubl extra machen. Wenn der Teufel sollte einen Schneider abgeben, so wüßte er gleichwohlen alle ihre Vorteile nicht.

Herr Meister Chrispinus, ihr seid ein alter erlebter Schuster, schlagt zwar die Schuhe über den Leist, aber nicht das Gewissen, ihr wisset das verbrannte Leder so stattlich zu gebrauchen, daß in acht Tagen die Schuh wiederum Fenster bekommen, und sich die Füß um einen neuen Schuster umsehen. Wo bleibt das Gewissen?

O wieviele tausend Gewissenswürm, ja wohl ganze Wurmnester findet man nicht unter den Menschen!

Es ist ein Wurm, der kriecht in den Kanzleien und auf der Advokaten Schreibtischen herum, der ist der Interessewurm. Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Schneider Scher herum, der ist der Beschoreswurm. Es ist ein Wurm, der kriecht auf der Notarien Schriften herum, der ist ein Testamentswurm. Es ist ein Wurm, der kriecht

auf der Maurer und Zimmerleuten Werkzeug herum, das ist ein fauler Wurm!

Der Schuster macht lauter blaue Montag, verspricht die Schuh auf künftigen Sonntag, wenn dann die Schuh sollen fertig sein, so kauft er erst das Leder ein. Der Bäck schwöret bei seiner Seel, er nimmt das weißeste Mehl, mischt unterdessen schwarz und weiß untereinander, den Teig netzt er immer mehr, so wiegt das Brot desto schwer, endlich ist des Bäckers, des Schalken, sein Brot ein lauterer Dalken. Aber der Schneider hat nicht umsonst die Scher, denn er kann mit dieser nicht so wohl zuschneiden, als auch meisterlich aufschneiden; gibt man ihm soviel Tuch, so hat der Schneider gleichwohlen nicht genug, denn der Meister Bockhard für seinen kleinen Sohn, den Böckel, macht gern ein Beschores auf ein Röckel; ist nun das verlangte oder gedingte Kleid zugeschnitten, so verspricht er solches in 24 Stunden, aber in acht Tagen tut er es erst zu Faden schlagen, am heiligen Ostertag um die Glocke neun, da wirft er erst die Aermel ein, wenn es zehn oder eilf wird, werden die Knopflöcher ausstaffiert. Zu Zeiten geschieht es gar, daß, wenn man das Kleid anlegen will, so lauft der Meister Schneider in das Haus und spricht: Mein Herr, ich hab das Maß vergessen, muß es euch von neuem wieder me-me-me-messen.

Es ist ein bekanntes Sprichwort: er schaut wie ein Nadelmacher, welches soviel will gesagt haben, als habe er ein scharfes Gesicht, dann diese Leute müssen sehr genau schauen, damit sie das Nadel-Loch recht machen; im übrigen aber schauen sie auch, wie sie die Leut mögen betrügen, und wird mancher Schneider an einer ledernen Bauern-Büchsen(-Hose) ein halb tausend Nadlen im Stich lassen.. Es sind etliche Tischler nicht weit her, aber gleichwohl scheint es, als wären sie gar aus Morgenland kommen, weil es immerzu bei ihnen heißt: Morgen, morgen, morgen wirds fertig, morgen solls der Herr haben, unterdessen erfährt man, daß mehrer Lugen als Scheiter in der Werkstatt. Und von den Drechslern ist bekannt, „daß sie nicht allein Bein und Holz, sondern auch wissen, dem Nächsten hauptsächlich ein Nasen zu drehen".

Was ich bishero von den Handwerkern geschrieben, sollen sie sich keineswegs verdrießen lassen. Rechtschaffene und gewissenhafte Handwerksleute werden sich um die Schrift nicht annehmen, sonsten möchte man die Vögel an ihren Federn erkennen.

Der Schneider und die Laus

Es flickt ein Schneider ein Gewand
für eine Majestät,
und wie ers hält in seiner Hand
und in den Falten späht:
O Wunder, Wunder, was schaut heraus?
eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus!

Der Schneider hüpft vor Freud empor,
sieht sie mit Wollust an
und holt sein Messer flugs hervor,
und ach! was macht er dann?
O Wunder, Wunder, er spaltet sie,
spaltet sie, spaltet sie, dieses königliche Vieh.

„Die eine Hälfte bleibet mir
von dieser Königslaus,
es stecket so viel Blut in ihr,
ein Fürst wohl wird noch draus."
O Wunder, o Wunder, er speist sie geschwind,
und er wird, und er wird, ein fürnehm Fürstenkind.

Da fragen die Gesellen ihn:
„Was aber kriegen wir?"
„Die andre Hälfte ist euch verliehn,
das ist genug für vier."
O Wunder, Wunder! aus der halben Laus
kommen noch, kommen noch fünfthalb Grafen wohl heraus.

Der Lehrling sah sich alles an:
„Herr Meister, sagt mirs jetzt,
hier seh ich, kriegt ja jedermann,
was krieg denn ich zuletzt?"
„O lecke, lecke das Messer rein,
und du wirst, und du wirst 'n schlechter Edelmann noch sein."

Hoffmann von Fallersleben.

Allerlei Fätzlein über das ehrsame Handwerk

Der Schmied

Pinkpinkpank! Pinkpinkpank!
Dree Gröschen de Nagel, dree Gröschen de Nagel
un en Dahler dat Rad, un en Dahler dat Rad,
de ohle Pinkersmed is pickenswatt.

Der Schuster

Näh mir die Naht,
zieh mir den Draht,
streich ihn links und rechts mit Pech,
schlag, schlag mir fest den Zweck!
Schuhmächerlesbu,
schlag Nägel in d'Schuh,
hats Löchli verlore,
mueß anders dri bohre.

Der Küfer

Böttcher, Böttcher, bum, bum, bum,
schlägt seiner Frau den Rücken krumm.

Maurer und Zimmerleute

Heirat koan Maura,
du heiratst in d' Not:
im Summa koan Mann,
im Winta koan Brot!

Maurer und Zimmerleut
san rechte Lumpen,
wann sie ka Geld nit habn,
gehn s' zu der Pumpen.

Wegweiser der Lese

Nur Literatur

Als Geleitwort dieser Nummer bringen wir ein Zitat aus einem Aufsatz „Nur Literatur" von Woodrow Wilson, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieser lesenswerte Aufsatz ist in Heft 8 und 9 der Münchner Wochenschrift „März" erschienen und sei zum Nachlesen empfohlen. Der Sinn von Wilsons Ausführungen ist im Kernpunkt: daß die Literatur noch ein geheimnisvolles Mehr hat, das sich weder wissenschaftlich festlegen, noch philologisch dozieren, noch sonst sich schematisieren läßt. Wer nun die Sätze unseres Geleitwortes sich genauer ansieht, der wird die Entdeckung machen, daß Wilson hier etwas ausspricht, was wir von der Lesegemeinde alle längst wissen, da wir seine Erkenntnis bereits in die Tat umgesetzt haben. Die Lese ist entstanden aus dem Gesichtspunkt, daß wir zu den Quellen der Denker und Dichter zurück müssen, um uns Gesundheit, Reinheit, Kraft und neue Ziele zu holen. Sie liefert Originalproben, weil diese nach unserer Meinung ein geheimnisvolles Etwas enthalten, das durch alles Reden und Schreiben über die Dichter nicht gegeben werden kann. Daher vermeiden wir so weit wie möglich Literarhistorisches, Aesthetisches, Deskriptives und tun nichts anderes, als immer wieder an die Türen der Dichter zu führen und zu sagen: tretet ein und schaut euch selber um. Und wir bieten Proben, um Verständnis und Genuß vorzubereiten. Und wählen überhaupt nur unter dem Gesichtspunkt aus: was macht uns tapfer für diese Welt. Es freut uns natürlich besonders, daß eine so hervorragende Persönlichkeit drüben in Amerika diese überaus wichtige Grundfrage unserer modernen Bildung so treffsicher aufgreift, während in Deutschland, dem Lande der Dichter, die leitenden Persönlichkeiten viel zu sehr in philologischen Vorurteilen befangen sind, um den Wert des Dichterischen über das Wissenschaftliche hinaus so zu erkennen und anzuerkennen. Doch mußte auch das Vorstehende gesagt werden, daß wir nämlich in Deutschland diese Erkenntnis längst in die Tat umgesetzt haben, und zwar waren ähnliche Ausführungen in unsern ersten Flugschriften bei Begründung der Lese zu finden.

Literatur für Katholiken

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands, XI. Jahrgang 1912, Herausgeber Dr. Max Ettlinger, Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten, Preis 1 Mk. — Nach Maßgabe seines Standpunktes, aber nicht gerade tendenziös, bespricht der literarische Ratgeber die Neuerscheinungen des Jahres 1912. Die einzelnen Gebiete sind mit zusammenfassenden Einleitungen versehen. So berichtet u. a. der bekannte Expeditus Schmidt über deutsche Literatur und Literaturgeschichte, Dr. Max Ettlinger über Philosophie, Domkapitular Kiesl über religiöse Literatur. Einen besonderen Wert legt der Ratgeber auf die wichtige ältere Werke enthaltende Verzeichnisse die alljährlich sorgfältig revidiert werden. Der Band ist gut ausgestattet und mit schönen Bilderbeigaben versehen. Er bietet für den, der sich vom reinkatholischen Standpunkt aus über die Neuerscheinungen aus den verschiedenen Wissensgebieten belehren will, einen zuverlässigen Ratgeber. Kr.

Den ersten offiziösen Journalisten

hat kürzlich der Chefredakteur Ernst Keil, Stuttgart, in einer Versammlung des Reichsverbandes der deutschen Presse wieder zu Ehren gebracht. Keil glaubt in dem unter Richelieu lebenden französischen Arzte Théophraste Renaudot den ersten offiziösen Journalisten sehen zu müssen, da Renaudot ein in modernem Sinne geleitetes Blatt, die „Gazette" herausgab, das er zum Sprachrohr der französischen Regierung und ihrer Interessen machte. Renaudot wurde von Richelieu 1624 nach Paris berufen, wo er als Generalkommissar der Armen sehr wohltätig gewirkt hat. Seines Blattes bediente sich Richelieu im Kampf gegen die Feudalaristokratie und sogar Ludwig XIII. soll Aufsätze für das Blatt geliefert haben. Materiell hat Renaudot sein journalistischer Kampf nicht viel eingebracht; er starb „arm wie ein Maler", viel angefeindet von Interessenkliquen und Koterien, denen sein Wirken für die Allgemeinheit ein Dorn im Auge war, und gehaßt und geplagt von seinen medizinischen Kollegen, die seine Fortschritte in der Anwendung der Medizin, — er soll schon Chinin verwendet haben — sowie seiner Behauptung von der Blutzirkulation mit dem Eifer der Zurückgebliebenen bekämpften. Ob unsere heutigen offiziösen Journalisten sich nicht für einen solchen Posten bedanken würden?

Gedenktafel

Am 29. März 1772 starb in London der schwedische Theosoph Emanuel Swedenborg. Die von ihm gegründete Neue Kirche zählt noch heute in England und Nordamerika zahlreiche Anhänger.

Am 29. März 1863 wurde in Hannover Georg Freiherr von Ompteda geboren, der bekannte Romandichter. (Vergl. den Wegweiserartikel des Herausgebers in Nr. 12.)

Am 30. März 1844 kam in Metz Paul Verlaine zur Welt, einer der bedeutendsten Lyriker des modernen Frankreich. Von seinen wohllautenden Versen sind zahlreiche ins Deutsche übertragen.

Am 31. März 1727 starb in London Isac Newton, der Bahnbrecher der physischen Astronomie.

Am 1. April 1911 starb in Kufstein Martin Greif, der Dichter vieler zarter inniger Lieder.

Am 2. April 1798 wurde Hoffmann von Fallersleben geboren. Von seinen zahlreichen am Volkslied geschulten Versen haben manche zu ihrer Zeit eine starke politische Bedeutung gehabt. (Vergl. z. B. das in der Schalksecke dieser Nummer abgedruckte Gedicht „Der Schneider und die Laus"). Außerdem hat sich Hoffmann von Fallersleben durch mehrere wirklich bedeutende Volksliedersammlungen einen Namen gemacht.

Am 2. April 1805 wurde in Odense der dänische Dichter Hans Christian Andersen geboren. Seine Märchen gehören zu den Besten, die je geschrieben wurden. Solange es Kinder und Jugend gibt, werden sie lebendig sein.

Am 2. April 1817 starb in Karlsruhe der Schriftsteller Johann Heinrich Jung, bekannt als Jung-Stilling, unter welchem Namen er auch seine Lebensgeschichte veröffentlichte. Er wurde von Goethe, dessem Straßburger Freundeskreise er angehörte, sehr wert gehalten.

Am 2. April 1872 starb in New-York S. Morse, der Erfinder des Morsetelegraphen.

Am 4. April 1785 wurde in Frankfurt a. M. Bettina v. Arnim geboren, die Schwester des Romantikers Clemens Brentano. Lesenswert ist ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde".

Nachrichten

Die deutsch-russische Literaturkonvention wurde in St. Petersburg unterzeichnet.

In Charlottenburg bei Berlin wurde eine Auskunftsstelle für Kinderhorte errichtet, die in allen die Schulkinderfürsorge angehenden Fragen Rat und Auskunft erteilt.

In Mannheim soll ein Volksheim errichtet werden. Die Mittel dazu wurden von Geheim. Kommerzienrat Dr. Reiß und seiner Schwester gestiftet. In dem Gebäude sollen Vortragssäle mit Lichtbilder- und Kino-Einrichtung zur Veranstaltungen von Vorträgen über Kunst, Literatur usw. eingerichtet werden. Außerdem soll eine literarische und eine musikalische Volksbibliothek angegliedert werden.

Eine Ausstellung über „das Kind in seiner körperlichen und geistigen Entwicklung" findet vom 12. April bis 14. Mai in Berlin statt. Bei dieser Gelegenheit soll möglichst auch die gesamte Literatur über das Kind gezeigt werden.

Lesepost

Adressenliste: Dieser Nummer liegt eine Adressenliste bei. Wir bitten alle Freunde der Lese, auf diesem Blatt möglichst viele Adressen von Bekannten anzugeben, die vielleicht als neue Mitglieder zu gewinnen sind. Wir bitten aber auch im persönlichen Werben nicht nachzulassen.

Bücherstiftungen: Es fügt sich, daß wir unsern Mitgliedern noch eine Anzahl von Exemplaren von Dr. Johannes Müller „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" Band 10 (siehe Näheres Lese 33, 1912) zur Verfügung stellen können; ebenso sind von Hugo Oswalds Aphorismen „Sprechendes Leuchten" (siehe Näheres Lese 7, 1913) noch einige Bändchen vorrätig. Wir senden die Bücher gegen je 20 Pfg. Porto — beide zusammen für 30 Pfg. Porto — gern zu.

An die Auskunftsuchenden: Wir müssen wieder einmal folgendes wiederholen: Wir beantworten die zahlreichen Fragen ob dieser dieses, jener jenes Buch kaufen soll, geben die Auskunft über Welt- und Literaturgeschichten, Klassikerausgaben, Bücher zum Vorlesen, für die Hausbibliothek, erteilen Ratschläge wegen Aufführungen, Festspielen usw. usw. gern — doch nur gegen Rückporto. Dieser Auskunftsdienst schwillt so an, daß wir eigentlich jede Auskunft berechnen müßten; wir wollen das nicht tun, obwohl sehr oft mühsame, wissenschaftliche, bibliographische Nachschlagungen notwendig sind, für die wir Bibliothekare zu Hilfe ziehen. Allein Rückporto können wir verlangen. In der Lesepost findet nur ein kleinster Teil der Lesepostkorrespondenz Aufnahme, wegen Platzmangels; auch vergeht meist zu viel Zeit, da wir ja die Nummern vier bis sechs Wochen vorher fertig stellen, bis die Antworten gedruckt erscheinen, weshalb das Meiste direkt beantwortet wird.

Dr. K., Roderkirchen: Die Kompositionen Paul Thiems, von denen wir in Lese 50, 1912, eine Probe brachten, sind leider noch nicht erschienen. Wenden Sie sich an Thiem selbst (in Starnberg bei München).

Briefwechsel: Herr Schulpraktikant A. M. K. in Augsburg sucht Briefwechsel mit Gleichgesinnten über die Stoffgebiete der Lese, Meinungsaustausch über alte und neue Dichter usw. Angebote für ihn werden durch die Redaktion weiter befördert.

Vereinsmitteilungen

Vom Hamburger Goethebund.

Der Hamburger Goethebund veranstaltete einen Vortragsabend über das Thema „Im Kampf um die künstlerische Jugendschrift." Der Verleger Jos. Scholz in Mainz und der Schriftsteller Wilhelm Kotzde hatten den Hamburger Jugendschriftenausschuß befehdet, weil sie meinten, die Jugendschrift müsse in erster Linie patriotisch sein, während der Ausschuß das künstlerische Moment für entscheidend hält. Dieser Streit gab Anlaß zu dem Vortragsabend.

Wilhelm Spohr-Friedrichshagen behandelte die Forderung: Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein. Die neue Jugendschriftenbewegung verwirft alle außersachlichen, agitatorischen Beiträge. Lebensgestaltung sei die Kunst, aus inneren Erlebnissen heraus erwachse die Behandlung des Stoffes, sie könne nicht aus äußerlichen Wünschen entstehen. Komposition, Charakterzeichnung, Darstellung des Geschehens, Sprache und Form sollen durch das innerliche, unberührte Werden beeinflußt sein. So alleln wird das Werk phrasenlos, erlebt und wahr. Das Künstlerische ist das gesunde Gegengewicht gegen das überwachende Verstandesmäßige. Es schafft den freien, menschlichen Menschen. Sie soll die Jugend vor der Schundliteratur bewahren und von ihr heilen. Das Künstlerische gebe dem Deutschen die Form, die ihm im Wettstreit der Nationen so not tue, und die er so oft schmerzlich entbehrt. Durch die Folgen, die das Streben nach Form zeitigt, sei sie hochpatriotisch.

Über das Moralische und das religiöse Moment in der Jugendschrift sprach Carl Götze-Hamburg. Er versuchte das schwierige Problem zu erörtern, wie das Religiöse und Moralische in der Seele des Kindes durch das Lesen dichterischer Jugendschriften zu pflegen sei. Die sogenannten frommen Schrlftchen oder Traktätchen hätten dazu wenig beigetragen. Die Gleichgültigkeit dieser Schriften gegenüber beweise das. Götze wollte festgestellt wissen, daß die Ehrfurcht der Jugend vor dem Heiligen, das die Bibel als Kunstwerk im höchsten Sinne bewahre, fast erloschen sei. Beigetragen habe dazu besonders die intellektualisierende Art des bestehenden Religionsunterrichts, der durch Aufklärung wirken wolle. Das Religiöse, das als Empfindung und Gefühl im Kind sich stark melde, würde dabei leicht unterdrückt, namentlich durch die Verschmelzung von Moral und Religion. Nicht als Erlebnis, sondern als etwas Lernbares werde religiöse Moral aufgegeben. Dazu komme, daß durch die seelischen Eindrücke des werdenden Großstadtkindes alles religiöse Ahnen und sittliche Fühlen nach einer neuen Orientierung strebe gegenüber jeder von der Tradition vorgeschrlebenen Lebensführung. Das Religiöse müsse dem jugendlichen Menschen wieder zum eigenen Erlebnis werden, damit er es als etwas Köstliches, das Leben Erhöhendes erfasse.

Der dritte Redner Erich Schlaikjer, Groß-Flottbek, sprach über das Vaterländische in der Erzählung für die Jugend. Er betonte, daß die Kultur eines Volkes nur von Dauer sei, wenn sie bodenständig ist. Der Einfluß fremder Kulturen müsse von den nationalen Bestandteilen umgeformt werden. Der Jugendliteratur sei ein starkes vaterländisches Element sehr zu wünschen. Man dürfe aber nicht ohne weiteres mit Wünschen der Erwachsenen an Jugendliteratur herangehen. Die Entscheidung darüber müsse bei der Jugend selbst liegen. So lange es sich darum handle, die Natur der Heimat in die Jugendliteratur einzuführen, werde man auf keine Schwierigkeiten stoßen. Etwas anderes sei es, sobald es sich um vaterländische Geschichte handle. Vom Standpunkt des Staates oder von dem der Parteien aus gesehen ergeben sich verschiedene vaterländische Tendenzen. Der Streit zwischen den Hamburgern und den Mainzern könne nicht geschlichtet werden, da hinter beiden Anschauungen unüberwindliche historische Gegensätze lägen. Sache der Eltern sei es, zwischen diesen beiden Gruppen sich zu entscheiden.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung elnes Beleges nachgedruckt werden:

Krille, Im Ghetto der Armut. — Merkwürdigkeiten. — Kruna, Brautbriefe. — Über den Tanz — Schalksecke. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese - Verlag - G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 14 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitworte

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich, sich und die Welt vergißt und in dem Buche nur lebt.

Goethe.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
sich in das heitere Gebiet der Kunst,
und für die Kränkungen der Wirklichkeit
sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.

Uhland.

In Büchern liegt die Seele aller gewesenen Zeit; die hörbare Stimme der Vergangenheit, wenn ihre sichtbare Zeit wie ein Traum verschwunden ist.

Alles, was die Menschheit getan, gedacht, erlangt hat oder gewesen ist: es liegt wie in zauberhafter Erhaltung in den Blättern der Bücher aufbewahrt. Sie sind das auserlesene Besitztum der Menschen.

Thomas Carlyle.

Wie der Baldamus heimkam

Von Oskar Wöhrle

Die Flucht aus der Fremdenlegion

Mitte Januar gings nach Biskra zurück. Hier wurde ich krank; doch ließ ich mir nichts anmerken, so daß ich noch die Fahrt nach Algier mitmachen konnte. Hier aber überfiel mich das Fieber mit aller Gewalt. Ich kam ins Lazarett und lag auf Leben und Tod. Als es mir wieder besser ging, sagten meine Bettnachbarn, daß ich oft nächtelang phantasiert und geschrieen habe. Der Stabsarzt, der mich behandelte, war aus dem Elsaß gebürtig und nicht weit von mir daheim. Er nahm sich meiner an, wo er nur konnte und erwirkte mir manche Vergünstigung. So setzte er durch, daß ich zur Ausheilung in ein Genesungsheim nach Frankreich geschickt wurde, in der Nähe von Marseille. Als ich wieder europäischen Boden unter den Füßen hatte, wußte ich, daß ich freiwillig nicht mehr zurückgehen würde.

Sechs Wochen war ich in der Anstalt und freute mich meines Lebens. Ich blühte ordentlich auf, nahm zu und machte mir keinerlei Sorgen um die Zukunft. An einem Samstag Mittag rief mich der Chefarzt auf die Schreibstube und teilte mir mit, daß ich am Montag früh wieder zum Regiment zurückkäme. Ich wartete aber den Montag Morgen gar nicht ab, sondern machte mich schon in der Sonntag-Nacht auf und davon. Als ich um zwölf Uhr zur Saaltüre hinauswollte, sah mich ein Krankenwärter und fragte mich: wohin? Ich sagte, auf das Kabinet, schlich mich aber in die Anlagen hinaus und erklomm die Mauer. Oben zauderte ich einen Moment. Nein, es gab keinen anderen Ausweg, als die Flucht, selbst auf die Gefahr hin, getappt und zurückgebracht zu werden. Vorwärts! Als ich die Mauer hinunter gesprungen war, blieb ich einen Augenblick stehen und lauschte. Nichts rührte sich. Vorsichtig schlich ich weiter. Als ich mich weit genug glaubte, fing ich an zu rennen, so stark ich nur konnte. Manchmal legte ich mich auf den Boden, um besser zu verschnaufen.

Erst gegen Tagheitere sah ich das Meer. Jetzt wußte ich genau, wie ich zu gehen hatte. Freilich hieß es auch doppelt und dreifach aufpassen. Ohne Mütze, im Legionärsfrack und den braungestreiften Krankenhaushosen mußte ich überall auffallen. Auch konnte ich mir denken, daß bald die Gensdarmerie benachrichtigt sei und mich suche. Darum versteckte ich mich im dichsten Wald, schlief und wartete, bis es nachtete.

Erst dann wagte ich mich weiter. Ich riß nun die beiden Rockschöße ab, ebenso den Uniformkragen, auch die Epaulettes, die blanken Knöpfe und dachte, so werde ich weniger Aufsehen machen. Ortschaften und menschliche Wohnungen vermied ich, wo ich nur konnte, lieber nahm ich stundenweite Umwege. Wenn ich einmal durch eine Stadt mußte, dann nur in der tiefsten Dunkelheit; hab da noch oft genug Todesängste ausgestanden. In der ersten Zeit waren Feigen meine einzige Nahrung. Ich stahl sie von den Bäumen herunter, wo ich sie fand. Schließlich konnte ich keine mehr essen; von dem scharfen Saft waren meine Lippen aufgesprungen, sie bluteten oft und schmerzten unsäglich. Im Hunger fraß ich auch Gras und Kräuterstengel und grub Waldwurzeln aus. Da ich nie satt wurde davon, torkelte ich oft mehr als ich ging und mußte stundenlang verrasten. Wenn ich irgendwo Menschen sah oder ein Pferd traben hörte, wurde ich vor Angst halb verrückt. Platt warf ich mich auf den Boden, nahm meine Schusterahle fester in die

Hand und dachte: eher krepieren als noch einmal zurück.

Der Hunger nahm täglich zu und machte mich frech. So redete ich in der Dunkelheit einen betrunkenen Bauern an, der mit seinem Leiterwagen vom Jahrmarkt heimfuhr. Er hieß mich aufsteigen. Während er schwauderte und mich ausfragte, stahl ich ihm aus der Manteltasche Brot und Käse. Später bog er in einen Nebenweg ein, ich stieg ab und nahm noch eine Flasche Wein mit, ohne daß er es merkte. Im Graben setzte ich mich nieder, aß und trank alles bis auf den letzten Rest und ging frisch weiter. Ja, ich war so sorglos, daß ich auch weiterhin die Straße benutzte, obgleich heller Mondschein lag. Auf einmal hörte ich leises Wimmern und Klagen. Als ich zurückschaute, sah ich etwa zwanzig Schritte von der Straße entfernt im Baumschatten einen Menschen liegen. Ich ging auf ihn zu und fragte, was ihm fehle. Er sagte, es sei ihm unwohl geworden, er könne sich kaum mehr rühren, ich möchte doch so gut sein und ihn aufrichten, näher an den Baum hinsetzen und dann Hilfe holen. Ich hatte Mitleid mit dem struppigen Kerl und stellte mich mit gespreizten Beinen über ihn. In dem Moment, da ich mich bückte, um ihn zu fassen und in die Höhe zu heben, griff er blitzschnell zu und packte mich am Kehlkopf, daß mir der Atem verging. So, ists die Zeit? dachte ich, gab mir mit letzter Kraft einen Stoß, machte die rechte Hand frei und hieb ihm zwischen seinen Armen hindurch einen solchen Boxerstoß aufs Kinn, daß er einen Schrei ausstieß und mich fahren ließ. Ich wurde wild. Es sauste und flimmerte mir nur so vor den Augen und ich schlug und trat ihn, bis ich nicht mehr konnte. Doch entwischte er mir. Da ich ganz außer Atem war, konnte ich ihm nichts mehr tun, als ihm Steine nachwerfen. Verdammt, ich hatte schon mancherlei gesehen. Eine solche Schuftigkeit war mir aber doch noch nie vorgekommen. Der Bruder meinte wohl, ich käme vom Jahrmarkt und hätte die Taschen voll Geld.

Erst in der vierzehnten Nacht kam ich nach Mentone. Ich kannte hier einen deutschen Arzt, der viel für die Kunden tat. Vorsichtig schlich ich mich dem Schatten nach durch die Gassen zu seinem Haus, stieg über das Gartentor und läutete. Er meinte, es gälte einen Krankenbesuch und war zu Tode erschrocken, als er mich so verwahrlost sah und mein Anliegen hörte.

„Nein, das geht nicht," sagte er, „ich kann Ihnen keine Kleider verschaffen, unmöglich. Ich mache mich überhaupt schon strafbar, wenn ich Sie nicht sofort anzeige und Ihre Festnahme veranlasse." (Bei diesen Worten kroch mir ein Schauder den Rücken hinunter.) „Gehen Sie fort, Unglückseliger! Was meinen Sie? Ich sei herzlos? Bilden Sie sich ein, ich hätte Lust, mich und meine Familie eines wildfremden Menschen wegen zu ruinieren. Begreifen Sie das nicht?" „Herr Doktor," sagte ich, „es kommt ja nichts auf. Wenn ich erwischt werde, will ich mich eher umbringen lassen, als daß ich ein Sterbenswort verrate. Und außerdem, Herr Doktor, wer kann etwas wollen, wenn ich Ihnen die Kleider einfach stehle?"

Der Arzt war ein guter Teufel, er begriff. Begriff sogar noch mehr. „Ich lasse die Tür auf und gehe schlafen," sagte er. „Aber machen Sie rasch!" Ich fand mich auch im Dunkeln zurecht und zog eilig die Sachen an, die er schön über einen Stuhl gehängt hatte. Während ich die eigenen Fetzen zusammenpackte, stieg mir ein feiner Duft in die Nase. Es roch wie gebratene Eier. Ich ging in die Küche und bekam achtzehn Spiegeleier zu essen, ungerechnet was ich noch an Schinken, Brot und Wein verschlang. „Herr Doktor," redete ich in einem fort ins Nebenzimmer, „wissen Sie, vierzehn Tage nichts anderes als Feigen und Wurzeln." „Ja, ja," sagte er. Nicht einmal danken konnte ich dem guten Mann. Er drohte: „Wenn Sie davon anfangen, hole ich die Polizei." Als ich satt war, nahm ich mein Bündel zu mir und schwang mich über die Mauer. Der Doktor stand am Fenster im ersten Stock und schaute mir nach. Ich ging ans Meer, warf mein Bündel hinein und sah zu, wies die Wellen fortschwemmten. Dann spazierte ich noch eine Weile. Auch die Taschen meines neuen Anzuges suchte ich aus und fand in der Weste zehn Franken in Kleingeld. Sofort lief ich an den Bahnhof, löste ein Billet und fuhr mit dem nächsten Zug ins Italienische. „Ventimiglia," rief der Schaffner. „Ventimiglia!" schrie ich, stand auf und schlug besinnungslos auf den Boden.

Als ich zu mir kam, lag ich im Stationszimmer, viele Leute standen um mich herum, ein Bahnbeamter spritzte mir Wasser ins Gesicht. Noch bevor ein Arzt kam, war ich wieder beieinander und konnte in die Stadt gehen. Ich schämte mich, weil mir so viele Leute nachschauten. Den ganzen Tag war es mir schwindlig, ich mußte mich öfters niedersetzen; aber nachher aß und trank ich gut, das half so gründlich, daß ich am nächsten Morgen nichts mehr spürte und weiter konnte, Genua zu. Das war ja die alte Straße, die ich vor zwei Jahren schon gegangen war! Noch jeden Wegstein kannte ich, jede Biegung, jede Windung. Am siebten Tag stand ich im deutschen Konsulat in Genua und setzte es durch, daß ich den Konsul selber zu sprechen bekam. Er besorgte mir ein Billett nach Chiasso an der Grenze. Von dort ging ich zu Fuß nach Lugano und stellte mich der schweizerischen Polizei, die mich gleich auf den Schub brachte. Den ersten Tag kam ich bloß bis Göschenen. Hier wurde ich mit noch dreien ins Wachthaus gebracht. Obwohl draußen tiefer Schnee lag, war nicht geheizt. Eiszapfen hingen bis auf die Pritsche hinunter. Wir wickelten uns fest in die Wolldecken und lagen eng zusammen, damit wir weniger froren. Zwei Tage verbrachten wir in dieser Weise und bekamen nur Schleimsuppe zu essen.

Am Montag Morgen wurden wir von einem Landjäger an den Bahnhof geführt und im Gepäckwagen in einen schmalen Verschlag gesperrt, der nur ein kleines vergittertes Fenster hatte, das man nicht öffnen konnte. Da schon zwei andere Kunden darin waren, konnten wir fünf uns in dem Affenstall kaum rühren und verplatzten fast vor Hitze. In Zürich, wo wir ausstiegen, wurden wir auf die Polizeiwache geführt und bekamen ein gutes Mittagessen. Ich bat den Polizeihauptmann, nach Basel geschubt zu werden, weil ich dort in der Nähe wohne. Er sagte: „Nichts da, alles kommt nach Schaffhausen!"

Um vier Uhr Nachmittags langten wir dort an. Als wir gefragt wurden, wo wir hinwollten, sagten die anderen: „Konstanz zu!" ich: „Basel zu!" Ein Polizist führte mich bis an die badische Grenze. Dort kehrte er um. Ich lief die ganze Nacht hindurch.

Im Walde bei Kleinlauffenburg wurde es schlimm. Oft tappte ich bis an die Kniee im Schnee und konnte kaum weiter, aber ich mußte. Heim! Heim! schrie es immer in mir. Heim! Heim! Gegen Morgen fror und hungerte es mich elend. Ich bat bei verschiedenen Leuten um Brot. Sie gaben nichts her, sondern sagten, dazu seien die Verpflegungsstationen da, ich solle mich an diese wenden. Aber ich konnte ja nicht, ich war ja vollständig schwarz und hatte kein einziges Ausweispapier. Hungrig zwängte ich mich weiter. Endlich, nach sechsundzwanzigstündigem Marsche gingen die 99 Kilometer zu Ende und ich war in Birsfelden, einem Vororte Basels. Hier rutschte ich auf dem Trottoir aus und vertrat mir den Fuß derart, daß ich kaum weiter gehen konnte. Eine Bäckersfrau, bei der ich vorsprach, schenkte mir dreißig Rappen. So konnte ich mit der Elektrischen in die Stadt hineinfahren. Ich wußte die Wohnung meines Bruders und klopfte an. Seine Hauswirtin öffnete und sagte, er sei noch nicht da, ich möchte solange warten, bis er komme. Da hörte ich auch schon einen Schritt. „Was wünschen Sie?" fragte er. Und es dauerte wirklich eine Weile, bis er mich erkannte. Er sagte: „Daheim glauben sie, du seist tot."

Er ließ mir ein Bad herrichten und während ich mich abschwenkte, rüstete er das Essen. Weil er sah, daß ich sehr müde war, hob er das Erzählen für später auf und brachte mich gleich zu Bett. Er selber schlief auf dem Sofa. Als ich aufwachte, sagte er: „Na Großer, jetzt ists doch Zeit, weißt du, wie lange du geschlafen hast? Zwei Nächte und einen Tag!" Ich konnte es kaum glauben. Er sagte mir noch: „Ich habe dir Kleider zurecht gemacht, die mir passen." Dann ging er ins Geschäft. Ich drehte mich auf die andere Seite und schlief bis Mittag weiter. Erst dann stand ich auf, zog mich an und fuhr nach meinem Heimatsort.

Hier hatte sich Vieles verändert während meiner Abwesenheit. Die Bahn fuhr eine ganz andere Richtung. Im Ort selber waren neue Geschäftshäuser aufgetan, kaum eine Straße kannte ich mehr.

Aber unser Haus fand ich doch. Es stand noch immer so in sich geduckt, wie eine Katze, die springen will.

Hinter den Fenstern grüßten mich die alten Topfpflanzen. In der Werkstatt klopfte der Vater Leder und sang ein Lied. Aus dem Hofe klangen die ebenmäßigen Hammerschläge der zwei Schmiede. Und schau, da am Balken hing sogar noch das Spatzennest, das ich so gut kannte! Einigemale ging ich ums Haus herum, dann faßte ich ein Herz und trat in den Laden. Es war noch der alte gelbe Tisch, der da stand, dahinter die weitläufigen Schäfte mit den vielen Schuhschachteln. Die Luft roch noch so ledrig wie vor Jahren und in der Küche hörte ich die Mutter zur Schwester sagen: „Elsi, gib uffs Asse achtig, daß es nit abrennt. I müaß in dr Lade!"

Dann kam sie, aber erkannte mich nicht. Und ich tat fremd, obwohls mir ums Heulen war. „Ein Paar Schuhe möcht ich," sagt ich. Welche Fasson, welche Größe? „So und so." Und während mir die Mutter eine Auswahl zusammenstellte, hatte ich Gelegenheit, sie selber zu betrachten. Ihre Bewegungen waren noch die gleichen wie früher, nur, wie es mir schien, etwas mühsamer. Schließlich hatte ich ein Paar gefunden, die mir paßten und vierzehn Mark kosten sollten. Diese behielt ich an, machte aber keine Mühe, zu bezahlen, sondern redete von allerlei, vom Wind, und vom Wetter, von teuren und von schlechten Zeiten und von unterschiedlichen Menschen. Endlich sagte die Mutter, sie müsse in die Küche, sonst würde ihr das Abendessen anbrennen.

Ich griff in die Tasche wie nach dem Portemonnaie, zog die Hand leer wieder heraus und sagte lachend: „Ich habe gerade kein Geld bei mir, könnt Ihr mir keinen Kredit machen?" Sie sprach erschrocken: „Aber ich kenne euch doch nicht!" „Nun," war meine Antwort, „mir scheint, mir zwei müßten uns doch gut kennen." Erst da schaute sie mir so recht unter die Augen und noch einmal, und fing an zu zittern und zu schwanken, als wolle sie umfallen. Da war ich auch schon bei ihr. „Jesus, Maria!" rief sie, „Du lebst noch?" Und hielt mich so fest, als wolle sie mich nie mehr loslassen.

Der Vater in der Werkstatt hörte den Schrei und meinte, es geschehe ihr etwas. Mit einem Rohrstiefel in der Hand kam er gesprungen. Als er sich zurecht gefunden hatte, schneuzte er sich, strich die Augen mit dem Hemdärmel und pfiff: „Du machst mir aber schöne Faxen!" Eine Viertelstunde später wußte schon das ganze Nest: der Baldamus ist wieder daheim!

Wir bringen hier eine Probe aus dem ersten diesjährigen Vereinsbuch, das unsere Mitglieder kostenfrei erhalten. Näheres über die Ausgabe des Buches unter Vereinsmitteilungen in dieser Nummer.

Die Schriftleitung.

Gedichte von Otto Krille

O Jugenddrang — — —

O Jugenddrang, der aller Sehnsucht Qual
und höchste Freude in das Herz einst goß,
den blonden Knabenkopf vernunftlos machte
und edler Torheit voll, wie rührst du weich
an meine Sinne, die im Lebenskampf
des süßen Zaubers lange sich entwöhnt!

Weit drüben dort der blanke Schienenstrang,
der in des Berges Dunkel sich verliert,
trägt dampfbeschwingt auf harter Melodie —
ach, köstlicher als selbst der Liebe Lied —
zu Ländern, reich und unbekannt, zu Städten,
die nie ich sah, die ich durchwandern möchte,
ein glücklicher Zigeuner, frei der Last,
Kultur genannt, ein rechter Lebensweiser,
voll Siegerstolz, wenn aus Palast und Hütte
ein Echo meinem stillen Ruf erklingt.

O Leben, laß mich ziehn durch deine Felder,
ein Sämann und Schnitter allzugleich,
der reiche Ernte heimst von warmen Blicken
und Händedrücken, wo die Größe weilt,
die aller Menschheit tiefste Regung kennt!
Fliegt aus, fliegt aus ihr Boten meines Zorns,
ihr Adler meiner Liebe sucht die Horste
der Edlen, die im großen heil'gen Kampf
des Lebens starke Niedertracht besiegten! — — —

Horch, klang da nicht ein silberheller Schrei
jubelnd aus freudig jugendlichem Munde,
seliger Lockung reich? Und jubelnd ward Entgegnung
dem Einsamen, und Antwort gaben laut
die Berge rings umher, und aus der Tiefe
blickten mich rätselhaft des nahen Sees
stille, tiefblaue, reine Wasser an,
wie des Weltgotts großes leuchtendes Auge.

Der Wanderer

An meiner Schleier Schatten zerrt die Welt,
mein Mantel klafft von tausend Fingermalen.
Einsamer Wandrer, muß ich meine Fahrt
mit tausend stillgeheimen Kämpfen zahlen.

Am Wegrand stehn, ein gaffend frecher Chor,
des Lebens Sklaven mit gesenkten Stirnen.
Der Kotwurf zielt, gemeine Lache gellt;
mein Auge schweift zu morgenroten Firnen.

Und trag in Kopf und Herzen eine Welt:
eisige Gletscher und azurne Seen
und Glut des Himmels; über meinem Haupt
fühl ich der Zukunft Sternenodem wehen.

Mit allem Leid des Lebens tief verwandt,
geh ich, der Lust die Pfade zu bereiten.
Mein ist von allem nur der Stunde Glanz,
und alles Glück der Erde liegt im Schreiten.

Erlösung

Ich beug' mein Knie vor keiner Majestät,
auch deiner nicht, gekrönter Gottessohn,
wie tief auch deine Segenshände hangen!
Blutweihe ward mir in der Wiege schon,
bin tausendmal nach Golgatha gegangen,
und meine Kelche haben bittren Trank.
Des Ringens Lust, des Sturzes Graun
hat wie ein Nord mir durchs Gebein geschnitten.
Und stammelte dir meine Lippe Dank,
als meine Seele Todesqual gelitten,
so will ich jetzt des Stolzes Glück genießen.
Erstorben ist das kindliche Vertraun,
das deiner Gottheit Liebe einst gepriesen.
Ich stand im Leben, scheuer Demut voll,
in feiger Angst vor meinen starken Sinnen,
die mich bedrängt, hungrigen Wölfen gleich,
gespeist von meiner Geißel. Frevelndes Beginnen!
Zu deiner Himmel fremderborgten Glanz
hob ich den Blick aus meiner Seele Gründe
und schrie zu dir, daß dein allwissend Wort
mir meines Lebens höchste Deutung künde.
Die grause Sphinx zerwühlte meine Brust,
hohnlächelte dem armen Rätselrater:
„Was harrst du Tor auf seiner Weisheit Blitz,
er schläft, der sorgende allgüt'ge Vater.
In reichen Tempeln hält er seine Ruh'
und pflegt sich von den Opfern frommer Armen.
Erlösung, Deutung liegt in dir allein,
sonst nirgends in der Welt findst du Erbarmen."
Mit tausend Feuern bin ich aufgewacht.
Da wurden Freunde die geschlagnen Sinne,
Wegweiser und Gefährten meiner Fahrt,
die meines Menschtums ersten Tag beginne.
Dem Geist gesellt, der alles Gestern Feind,
dem Sturm, mit dem die Ausgestoßnen schifften,
schweif' ich, ein Unbekannter, mir bekannt,
ein freier Jäger über freie Triften.

Zukunft

Zukunft! Zu dir,
aus der Tiefe des Lebens,
von Millionen bebenden Lippen,
aus schmalen Brüsten und bangenden Herzen,
ringt sich ein Schrei!
Auf dornigen Pfaden steigt ein gequältes,
sonnenhungriges Geschlecht
zu den Höhen der Zeit.
Was zwischen der Menschheit
Morgen und Mittag
Denkerstirnen gefurcht und zermartert,
naht der Erfüllung!
Heimwärts
zu den Bergen
menschlicher Freiheit
und jauchzender Freude

kehren die müden Söhne der Erde.
Denn nur Freiheit ist Leben
und nur in Freude ist Freiheit,
nur in Liebe ist der Menschheit göttlichste Vollendung.

Zukunft, uns dürstet nach dir!
Unsere Herzen brennen wie Wüstensand.
Unsere Stirnen tropfen
von der Mühsal des Lebens.
Du wirst uns Regen und Sonne sein!

Siehe Autorenspiegel.

Aphorismen

Von Hellmut Kellermann

Ein Dichter ist ein vernünftiger Verrückter. —

Ein großer Charakter, der allem Kleinlichen in Wort und Tat abhold ist, wird fast immer als hochmütig bezeichnet. —

Manche Ereignisse im Leben gewinnen nur dadurch Bedeutung, daß sie einem Dichter begegnen. —

Bei einem edlen Menschen ist neben der Liebe der Zorn über die Unvollkommenheit seiner Mitmenschen, noch mehr über die eigene Mangelhaftigkeit, die Haupttriebfeder seines Handelns. —

Besser ist es, daß man an den großen Welträtseln verzweifelt, als daß man an ihnen zum Lügner und Heuchler wird. —

All unser Tun sei lebenssteigernd! Wer die Lebenssteigerung erfährt, ob wir selbst oder ein anderer Mensch oder die Gesellschaft, ist gleichgiltig. —

Der größte Feind einer fruchtbaren Erziehung ist die Tradition, die steinerne Mauern um den wellen- und sturmfreien Hafen bildet, in den die meisten Eltern und Lehrer schon in der Mitte ihres Lebens eingelaufen sind. Denn die Jugend will und muß das freie Meer kennen lernen. —

Großer Fleiß und große Begabung sind zwei einflußreiche Verteidiger im Gerichtshof der Moral.

Künstler und Aesthetiker — welche Gegensätze! —

Freiheit ist in den blöden Augen der Mittelmäßigen und Schwachen Zügellosigkeit; für die mit Seherblick begabten Starken bedeutet sie ein mit mystisch-zarter Schrift geschriebenes Gesetz. —

Die tiefste Wurzel des Humors ist die Fähigkeit, die Mangelhaftigkeit und Schlechtigkeit der Welt und des eignen Ichs mit solch tiefem Ernste zu erkennen, daß es uns lächerlich wird. —

Eine tiefe Liebe, die auf der Schönheit des Körpers und der Seele beruht, ist ein unfehlbarer Maßstab für das, was gut und böse ist. Sie stürzt Gesetze und richtet neue auf. —

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

14. Fortsetzung.

Es ward nun zur Regel, daß er sich jeden Tag denselben Betrag auf einen „Knorpel", wie er den Schnaps spaßhaft nannte, herauszahlen ließ. Beide machten sich jedesmal darüber lustig; vor Marie versteckte der Schuster die Schnapsflasche. Einst aber beim Mittagessen, als Klose eine Schnurre zum Besten gab und zur Illustrierung aufstand und sich über den Tisch neigte, kam er Marie so nahe, daß sie seinen Atem roch.

„Guste," unterbrach sie ihn ernst, „du hast wohl Schnaps getrunken?"

Die beiden Männer wechselten einen Blick und lachten unbändig. Marie beruhigte sich scheinbar, behielt aber den Schuster im Auge.

Am Nachmittag sah sie ihn taumelnd über das Höfchen gehn. Sofort eilte sie hinaus und stellte ihn: „Guste, du bist besoffen!"

„Nee, bloß angeheitert. Nach, und sauft nich a jeder Vogel?" frug er mit der täppischen Betulichkeit der Trunkenen.

„Warum läßt dir denn bloß de Flasche gar kee Ruh?" Das junge Weib war näher getreten und sah mit Mitleiden über seine Verwahrlosung hin.

„Steck die Frage schnell wieder ein, das is ein gar böser Pfennig, den de da ausgibst." Klose kehrte sich mit einem Lachen ab und wollte davon.

„Nee, du bleist!" beharrte Marie, „he! — Mit der Paule wird's doch nie anders, wenn de auch nie nüchtern wirst!"

Der Schuster kehrte die paar Schritte, die er während dessen nach dem Schuppen zu getan hatte, zurück und frug dicht vor ihr haltend: „Was scheert denn dich das eigentlich! — Is denn noch nie genug, solls etwan noch schlimmer wern?"

Das sagte er in Zorn zu ihr. Aber bald machte der Haß einer blicklosen Stumpfheit Platz.

„Guste, wenn de aber amal allen Willen zusammennähmst..."

„Was weeßt du von den Worten, die ei deim Munde warm wern! Nu hör, ich brauch Kraft, ich muß een hellen Kopp behalten, deswegen sauf' ich. Wehe dem Tage, an dem ich einmal nüchtern bin! Un außerdem hats noch viel! viel! Wenns erst regnet, kommen die Troppen von allen Seiten."

Marie schickte sich zu einem neuen Einspruch an, der Schuster schnitt ihn zum voraus ab: „Gib dr

keene Mühe! Bei mir is Oberleder ratzekahl vo dr Sohle geplatzt. Da nutzt kee Nagel mehr was."

Von der Stube aus sah sie ihn bald darauf, mit einem neuen Hebebaum beladen, vorübergehn.

Marie bat den Klumpen, dem Schuster weitere Vorschüsse zu verweigern. Aufmerksam hörte ihr Mann zu, sah sie groß an und verließ ohne jede Erwiderung die Stube. Am Abend gab er vor ihren Augen seinem Freunde wieder das Trinkgeld. Darauf wiederholte sie dringender ihre Forderung und wies ihm nach, daß er durch seine Starrköpfigkeit mitverantwortlich an der Verlumpung Klose werde.

Wiederum wartete Exner ruhig, bis sie all ihre Gründe auseinandergesetzt hatte. Er schaute gegen die Diele und verfärbte sich. Dann, als wolle er gegen sie losfahren, riß er sein Gesicht herauf und sah sie wild an, mäßigte sich jedoch und erwiderte nur: „Nee, das bild dir nich ein! Mann bleib ich."

Allein, war es die Wirkung der Worte Maries für sich, war es die Folge der stillen Wachsamkeit ihrer Augen: auf Tage wüster, arbeitsamer Trunkenheit des Schusters folgten Zeiten strikter Nüchternheit, in denen er wie umgewandelt erschien: wortkarg, reizbar, seine Hände trödelten absichtlich, er schlug mit Fleiß die Schärfe der Haue an den Steinen zu schanden und redete bittere Worte von Geiz und Nichtgenugkriegen, wenn der Lahme darüber ungehalten war. Glaubte er sich unbeobachtet, so maß er seinen Freund voll Haß.

Dem jungen Weibe begegnete er in diesen Tagen in demütiger Scheu, war dankbar für jeden Blick, erfreut über jedes gute Wort.

Nach vier Wochen war endlich das Feld aufgebrochen. Mit Steinen wie übersät, glich es einer verlassenen Arbeitsstelle der Steinmetzen.

Die trockene Hitze hatte all die Zeit angehalten. Die Sommersaaten standen sehr schwach, der Winterroggen hatte verblüht, war kurz und feinhalmig, das Gras auf den Wiesen „kroch immer mehr in den Boden."

Die Heuernte muß beginnen, denn die Schwingel der Gräser streuten schon den Samen aus. Während der Lahme in den frühen Morgenstunden mähte, sann er über sein Geschick nach. Ein alter Aberglaube der Landleute der Grafschaft besagt, daß das erste Jahr der Ehe ausschlaggebend für das Glück eines Paares sei. Exner hatte damit eine unparteiische Begründung seines Mißgeschickes gefunden. Warum, wenn es nichts zu bedeuten gehabt hätte, warum fiel dieser Mißwachs gerade auf das Jahr seiner Verheiratung.

Nach dieser Offenbarung begann er, Marie den Einblick in seine Pläne und Entwürfe zu versagen, um sich ihres unheilbringenden Einflusses nach Möglichkeit zu erwehren. Immer schroffer äußerte sich diese Wendung seines Wesens. Es war eigentlich keine Wendung. Der Vorgang stellte sich als die notwendige Bewegung einer Feder dar, die, durch irgend einen äußern Druck aus ihrer Lage gebracht, sofort in sie zurückspringt, wenn der Einfluß dieser gegenwirkenden Gewalt nachläßt.

Wie nach einer langen, unnötigen Abschweifung gelangte er allmählich wieder ganz in das einsame Geleise seines früheren Lebens zurück. Der Anflug von Milde und Sanftmut zerfloß in ihm und wohlig wühlte er sich in die dumpfen Triebwolken seiner Vergangenheit. Damit stand in direktem Zusammenhange ein engerer Anschluß an den Schuster.

Mürrisch wie er die Heuernte begonnen hatte, beendete er sie. Die drei Fuder trockenen Grases füllten kaum den dritten Teil des Bodens. Darum machte er sich mit Klose eilig an das Abräumen des Niederstückes, um darauf wenigstens noch Futter anzubauen und so den Ausfall etwas zu decken. Exner zerschlug die größeren Steine mit einem eisernen Pürdel und der Schuster fuhr sie in einem Kastenkarren über ein langes Brett auf die Mauer und schüttete sie, oben angekommen, aus. Jenseits des Rodewalles zog sich ein dem Freirichter gehöriger schmaler Wiesenstreifen an einem Roggenfelde hin.

Der Lahme duldete nicht, daß die Steine auf seine Seite geschüttet wurden, weil er sonst einige Fußbreiten Acker verloren hätte. Ebensowenig erlaubte er seinem Freunde, den Karren auf dem Rücken des Steinwalles zu leeren.

„'s soll mir wohl noch vollends alles verdämmern? Schütts of de andre Seite!"

„Nee, das leidt dr Freirichter nie!" antwortete Klose, der wieder seine trockene Periode hatte.

„Freirichter! Was ihr mit dem Freirichter alle habt! Als wenn's dr Herrgott wär. Steht a Grenzsteen droben?"

„Nee aber die Mauer is doch da."

„Zeig mir den Grenzsteen!" rief der Klumpen aufgebracht, warf den Pürdel hin und stieg mit langen Schritten über die Mauer.

„Den Grenzsteen will ich sehn!" schäumte er fortwährend.

Sie untersuchten jeden Stein, der aus dem Wiesenstreifen des Freirichters hervorragte: keiner trug ein Kreuz. Der Schuster nahm diesen und jenen noch einmal in Augenschein. Es war wirklich nicht anders, ein Grenzstein war nicht vorhanden und auch auf Exners Seite fehlte ein solcher.

„Wenn ich sage, es hat keen, da hat's keen. Merk dirs. Und der Freirichter soll mir bloß kommen, Pflug und Eggen schmeiß ich auf den Nagelschmied."

Trotzdem weigerte sich Klose entschieden, die unrechtmäßige Arbeit zu vollziehen. Sie tauschten die Beschäftigung. Der Schuster zerprüdelte die Steine und der Lahme schaffte sie fort.

Nun kollerten die Brocken lustig den Rodewall hinunter ins Gras der freirichterlichen Wiese, und der Lahme gab seinem Karren jedesmal einen derben Schwung, daß große Sandsteine bis nahe an

das Roggenfeld rollten. Dabei lachte er übermütig und schrie ihnen zu: „Grüßt mr a Herrn Freirichter schön!"

Die Hitze der Erregung nahm erst ein wenig ab, als der letzte Karren seinen Inhalt auf den jenseitigen Boden ergossen hatte.

Dann ging er nach Hause mit dem wohltuenden Gefühl in der Brust, etwas sehr gutes vollbracht zu haben.

Am andern Morgen trieb er schon zeitig seine Zugkühe mit den Eggen über den Acker. Er knallte in einem fort mit der Peitsche und schrie aus purem Mutwillen die Tiere bei jeder Kleinigkeit laut an. Dann und wann lachte er laut hinaus: „Haha, Wendla, komm och!"

Und da stand er schon auf der Mauer und hatte den höhnischen Ausruf des Dahinschreitenden gehört, und sein papierweißes Gesicht verkroch sich vor Grimm noch mehr in den struppigen Vollbart.

„Guten Morgen Exner!"

Der tat, als ob er nichts gehört habe, begann mit seinen Kühen laut und anhaltend zu schreien und nahm einen langsamen, schlendernden Gang an. Endlich war er am Ende des Ackerstückes angekommen, wandte die Kühe und tat erstaunt, als ob er Wende erst jetzt bemerke: „Ach, Sie seins, Herr Freirichter? Ich dachte, es blöckt da rum wo a Oechsla."

Der Verspottete schien die Anzüglichkeit nicht gehört zu haben und schrie in herrischem Tone herab: „Wer hat ihn erlaubt, auf meinem Grund und Boden die Steine abzuladen?"

„Wer erlaubts ihn, a so was zu fragen?"

„Wer? Wissen Sie nich, daß das meine Wiese is?"

„Nee, da möcht man gar! — Wo stehn denn de Grenzsteene?"

„Die Grenzsteine! Hier ist die Mauer, hier ist die Grenze."

„Ja 'ch! Ich dachte, Sie hättn se ei dr Tasche und wölltn mr se zeigen. — Unter der Mauer sein se! Nee, was so ein Freirichter nich klug is!"

Da war es mit der Beherrschung des Großbauern vorbei: „Ich geb ihn acht Tage Bedenkzeit, von dato angefangen. Sind die Steine dann nicht weg und hab ich dann nicht die Entschädigung für das zertretene Gras, dann werden wir uns wo anders sprechen."

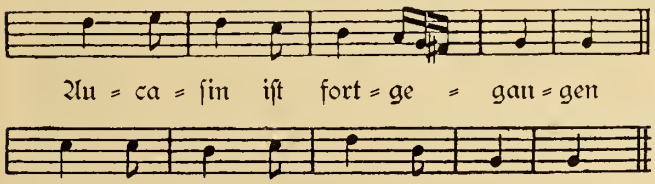
Aber nun geriet auch der Klumpen in Raserei, warf die Leine hin, drehte die Peitsche um und machte sich unter den greulichsten Verwünschungen auf, dem Freirichter zu Leibe zu rücken. Ohne die Beweise des Wilden abzuwarten, machte sich der Bärtige auf den Marsch, der in eine regelrechte Flucht ausartete.

Der Lahme schimpfte noch, als Wende schon lange nicht mehr zu sehen war. Fortsetzung folgt.

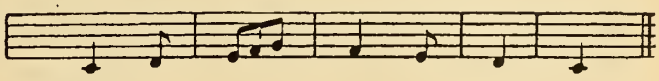
Aucasin und Nicolete

Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete
Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert

1. Fortsetzung.



Um die Freundin mit den blanken
Augen kann ihn keiner trösten,
Noch ein Gutes von ihr melden.
Zum Palast ist er gekommen,
Eilt hinan der Treppe Stufen.
Und in des Gemaches Dunkel
Weint er heiße, bittre Tränen.
Um der süßen Freundin willen:
Und ein Schmerz krampft ihm das Herz
„Süßer Stern, du Nicolet',
Süßes Kommen, süßes Gehn,
Süße Wonne, süßes Sprechen,
Süßer Schmerz und süße Freude,
Süßer Kuß und süß Umfahn,
Deinetwegen trag ich Trauer!
Ach, es bleichen meine Wangen,
Und der Tod wird mich umfangen,



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Während Aucasin in dem Gemache war und um Nicolete, seine Freundin, Herzeleid trug, versäumte der Graf Bougars von Valence, welcher seinen Krieg zu führen hatte, nichts; und so hat er denn seine Mannen zu Fuß und zu Pferde kommen lassen. Und zieht zur Burg, um sie zu überfallen. Und dort erhebt sich Geschrei und Lärm; und die Ritter und die Reisigen bewaffnen sich und eilen nach den Toren und nach den Mauern, um die Burg zu verteidigen. Und die Bürger steigen auf die Zinnen und werfen Steinplatten und angespitzte Steine hinunter.

Inzwischen aber war der Ansturm heftig und in vollem Gange, und der Graf Garin von Biaucaire kommt in das Gemach, allwo Aucasin Schmerz trug und um Nicolete klagte, seine süße Freundin, welche er über die Maßen liebhatte.

„Ei, Sohn," sagt er, „wie schlecht und feig bist du doch, daß du ruhig zusiehst, wie man deine Burg

berennt, welche bei weitem die beste und stärkste ist; und wisse, wenn du sie verlierst, bist du deines Erbes ledig! Sohn, ergreife die Waffen und steige zu Pferde und verteidige dein Land und hilf deinem Kriegsvolke und ziehe in den Kampf! Es ist gar nicht nötig, daß du dich mit einem Ritter mißt, oder ein anderer mit dir. Wenn die Mannen dich unter sich sehen, werden sie sich ihres Leibes und deines und meines Landes kräftiger wehren; und du bist so groß und tapfer, daß du es wohl tun kannst; und mußt es tun!"

„Vater," sagt Aucasin, „was redet Ihr jetzt davon? Wahrlich, Gott möge mir niemals etwas gewähren, worum ich ihn bitte, wenn ich Ritter werde; und steige nicht zu Pferde und gehe nicht in den Kampf, allwo ich einen Ritter treffe oder einer mich, wenn Ihr mir Nicolete nicht gebt, meine süße Freundin, welche ich über die Maßen liebhabe!"

„Sohn," spricht der Vater, „das kann nicht sein! Eher will ich erleiden, daß ich alles Ererbten verlustig gehe und alles verliere, so ich habe, als daß du sie zur Kebse nimmst oder zum Weibe!"

Und wendet sich ab. Und als Aucasin ihn gehen sieht, ruft er ihn zurück.

„Vater," sagt Aucasin, „kommt zurück, ich will einen guten Vertrag mit Euch machen!"

„Und welchen, lieber Sohn?"

„Unter den Bedingungen will ich die Waffen nehmen und in den Kampf gehen: wenn Gott mich heil und gesund zurückführt, sollt Ihr mich Nicolete, meine süße Freundin, so lange sehen lassen, bis ich zwei oder drei Worte mit ihr gesprochen und sie ein einziges Mal geküßt habe!"

„Ich will es zugestehen!" sagt der Vater.

Er schwört es, und Aucasin ist von Herzen froh.

Fortsetzung folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Mein liebstes Bild

Mein liebstes Bild hat noch kein Mensch gesehen; denn mit den Farben meiner Phantasie ist es gemalt. Doch wenns Euch interessiert, dann kommt in meine Kammer, die Skizze dieses Bildes will ich zeigen. Ihr staunt. Ja das ist alles. Was stellts nur vor?

Ein Arbeiter ist eben aus der Fabrik ins Heim zurückgekehrt, und sitzt beim Tisch nun wie ein Priester; ein Buch vor sich gelegt, liest er laut daraus vor. Und Weib und Kinder lauschen seinen Worten und fühlen in stiller Andacht. Ihr fragt mich, was er liest? Ei nun. Allabendlich liest er ein Stück aus einem Buch, das gut und wertvoll, und schließt so würdig einen arbeitsreichen Tag. —

Hat Euch dies Bild gefallen? Dann gut. Nun helfet Menschen formen, die dereinst würdig sind, für dieses Bild Modell zu sein.

Einsender: Erich Gunzig, Handelsangestellter, Wien.

Mein liebstes Buch

Meine liebe, gute Lese!
keine allzukühne These
ist es, die ich hier vertrete,
wenn ich sag: ein Band von Goethe!

Kein Gottgläubiger — und hörte er Predigten von Engelzungen, kann mehr erbaut sein als ich nach dem Lesen eines Goetheschen Kapitels. Vor mir liegt die Ausgabe Heinrich Duntzers vom Jahre 1898 in der so ziemlich alle größeren Werke unseres Altmeisters enthalten sind. Welch ein herrliches Buch! Aus jeder Zeile geläutertes Gold! möchte ich rufen mit meinem einfachen, nicht übergebildeten Arbeiterherzen. O möchte jeder junge Arbeiter wie ich vor zehn Jahren den Drang in sich fühlen, seine bescheidenen Kenntnisse zu erweitern um dereinst solche herrlichen Werke wenigstens einigermaßen verstehen zu können. Wird ihm durch das Studium wissenschaftlicher Bücher vieles seiner Naivität genommen, mag er speziell nach der materiellen Seite hin begehrlicher werden — mag er kämpfen zwischen Neigung und Pflicht — eins aber ist sicher und gewiß: Im Verstehen unserer Geistesheroen wird ihm Entschädigung. Gern würde ich hier eine Besprechung der einzelnen Werke geben, doch hierzu liebe Lese, hast du mir leider den Raum zu knapp bemessen und so kann ich nur sagen: Von allen meinen Büchern (ich besitze deren etwa 500) ist mir der Goetheband das liebste, zugleich auch das korpulenteste und obwohl ich sonst Korpulenz und Fettleibigkeit nicht leiden mag, muß ich hier notgedrungen eine Ausnahme machen.

Einsender: Fritz Storck, Nachtwächter, Ludenscheid.

Mein liebstes Buch

Ein moderner Mensch, dem die Hast des Gelderwerbs und die traurigschöne Jagd nach Lustbarkeiten niemals Zeit läßt, sich selbst zu gehören, hat kein liebstes Buch.

Der überlegene Spötter, der die Alten gering achtet und die Neuen mit Lächeln abtut, aus den Zeitungen Bildung schöpft und gern Pikantes sieht, spricht: mein liebstes Buch sperre ich in den Geldladen ein, es ist das Sparkassenbuch.

Und der simple Mann, der ich bin, ohne Illusionen und ohne Snobismus, der an eine schrittweise Erhebung des Menschentums zur Herrschaft der Nächstenliebe und an den Sieg des guten Herzens über rohe Unbildung glaubt, erwählt jedes gute Buch, und stünden bloß sieben Worte darin: edel sei der Mensch, hilfreich und gut, zu seinem liebsten Buch.

Mein liebstes Bild

Es war einmal ein Kaiser, der hatte liebe blaue Augen und ein sehr gutes Herz. Er hielt es mit dem Volke, war leutselig und befreite die Bauern vom Joche. Seine Adeligen aber mochten ihn nicht und widerrieten die Oeffnung der kaiserlichen Gärten. Doch er sagte, um mit seinesgleichen zu verkehren, müßte er in die Kaisergruft hinabsteigen. Und dieses Kaisers Standbild ist mein liebstes.

Mein liebstes Lied

Weit draußen vor der Stadt liegt die letzte Nummer: der Friedhof. Daneben haben sie eine Strafanstalt errichtet, mit hohen Mauern und Stacheldraht. Ein Armenhaus, wo Nonnen bei Kindern Zucht halten, steht im Hintergrund. Und wenn die Stille der Gräberstadt, das einsame Ackern der auf den Feldern arbeitenden Gefangenen durch ein Lied von Kinderstimmen unterbrochen wird; wenn der Wanderer stehen bleibt und voll Rührung aufhorcht; wenn die düstern Gedanken der Sträflinge verscheucht und das tiefe Weh, die große Trauer der Menschen auch bloß eine Weile gemildert werden, dann höre ich mein liebstes Lied.

Einsender: J. U. Dr. Heinrich Herbatschek, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Der Auswanderer

Ein arktischer Robinson

Zur Einführung

Eine Robinsonade? In unserer Zeit, da man die ganze Erde zu kennen glaubt? Und doch ist es nicht unmöglich, wie das Werk Cooks bewiesen hat (Lese 1912 Nr. 47), das die monatlangen Leiden des Nordpolfahrers in der Einsamkeit des ewigen Eises schildert. Dann kam die grause Kunde von dem Untergang der Südpolexpedition Scotts, bei der selbst ein so guter Kenner der Arktis dem Hunger und der Kälte erlegen ist. Was Scott gelitten hat, können wir uns nur in schrecklichen Phantasien ausmalen.

Einem andern ist es vergönnt gewesen, sich zu retten und seine Schicksale zu beschreiben. Soeben ist das Werk erschienen, das wir durch einen Probeabdruck unseren Lesern wärmstens empfehlen: Kapitän Mikkelsen, Ein arktischer Robinson (mit zahlreichen Abbildungen, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, Preis gebunden 10 Mk., auch in 18 wöchentlichen Lieferungen zu je 50 Pfg.). Mikkelsen war ausgezogen, um in Grönland die Spur eines verunglückten Landsmannes zu verfolgen.

Man findet nach vielen Mühen und Leiden die Reste der gesuchten Expedition. Auf dem Rückwege, der so mühevoll ist, daß er selbst die Kraft des bärenstarken Führers Mikkelsen erschöpft, finden sie an der Küste ihr Schiff zertrümmert und müssen nun dreimal hindurch die Polarnacht aushalten, in einer elenden Hütte, unter Qualen des Hungers, des Wetters und der Einsamkeit, bis ein Schiff sie findet.

Das Buch Mikkelsens scheint ehrliche Bekenntnisse zu enthalten.

Es birgt — über die spannenden Schilderungen der gefahrvollen Erlebnisse hinaus — besondere Werte: Mannhaftigkeit, Willenskraft, Mut und Unerschrockenheit, Klugheit und Vorsicht, alle jene Eigenschaften, die solche Männer beweisen müssen und die aus solchen Schilderungen in einer besonders für das junge Geschlecht fruchtbaren Vorbildlichkeit hervorleuchten.

Auf der Suche nach den Toten

Da gewahre ich eine Menge Fuchsspuren, die alle landeinwärts führen. Ich gehe denselben Weg, ich bin sicher, das Depot kann nicht weit sein. Ich finde es auch, das heißt, es liegen ein paar leere Blechdosen hinter einem Stein, daneben mehrere volle Konservendosen, Pemmikan, Erbswurst, Eingemachtes, einige Holzstücke und ein Kochapparat ohne Ständer. Da ich daraus schließe, es müsse das Depot sein, fahre ich um die Landspitze herum, um eine kurze Strecke davor das Zelt aufzuschlagen. Meine Kameraden kommen jetzt dazu, und bei näherer Untersuchung der Stelle finden wir ein Loch im Schnee, einige Stücke halb vergrabenen Holzes und einige Renntierhaare. Kein Zweifel, hier war es, wo Brönlund seinen heldenmütigen Kampf gegen Finsternis und Kälte kämpfte, dem er schließlich unterlag, weil er auf seinen erfrorenen Füßen nicht mehr weiter konnte.

Es ist ein unheimlicher Platz; der Wind pfeift um einen vorspringenden Stein. Brönlunds letzte Tage müssen fürchterlich gewesen sein, ungeschützt vor Wind und Kälte, wie er war. Das letztemal, daß ich ihn gesehen, war schon vor mehreren Jahren; es war im Kaffeehaus, als er eines Tages kam und mich fragte, ob er nach Alaska mitkommen könne. Was hat er seitdem nicht alles durchgemacht! Zuerst den Sommer zusammen mit den Kameraden im Danmark-Fjord mit all dem Hunger und Elend, dann die lange Reise heimwärts, wo sie wohl keine Hoffnung auf Rettung gehabt hatten, darauf die sterbenden und toten Kameraden und endlich seine letzte Wanderung zum Depot, damit seiner Kameraden Leben nicht umsonst geopfert war.

Armer Brönlund, hätte ich dich doch nach Alaska mitgenommen, dann wärst du diesem Schicksal entgangen! Und doch — sterben müssen wir alle, und kann man sich einen schönern Tod denken?

Am nächsten Morgen untersuchen Jörgensen und ich den Depotplatz genau und durchsuchen auch Brönlunds Taschen, aber Hauptmann Koch hatte am 19. März 1908 bereits alles gefunden, was dort

zu finden war, und außer einem Buch mit ein paar Skizzen von Mylius-Erichsen und Höeg-Hagen nebst einer Zeichnung vom Danmark-Fjord bringt unser Fund nichts neues, nur einige wenige Gebrauchsgegenstände und ein paar Patronen. Unsere letzte Pflicht ist, die Leiche ordentlich zu begraben. Wir sammeln also eine Menge großer Steine und machen ein Grab, das viele, viele Jahre bestehen wird. Uns ist unheimlich zumute. Traurig verlassen wir die Stelle und fahren weiter nordwärts, um die Leichen Mylius-Erichsens und Höeg-Hagens zu suchen.

Der Wettlauf mit dem Hungertod

Jetzt ist auch Grimiran erschossen; es ist eine wahre Erleichterung, das arme ausgemergelte Tier nicht mehr zu sehen, das zuletzt nicht einmal mehr laufen konnte. Eine letzte Freude aber hatte er doch, da wir ihm eine tüchtige Mahlzeit aus Björns Knochen und einem Stück Hundefutter der Dabmark-Expedition gaben. Wir können es nicht essen; wir haben es versucht, allein es geht nicht, deshalb bekam es Grimiran. Armes Kerlchen! Er glaubte gewiß, alle Not sei vorbei, als er auf dem Schlitten lag und an dem Knochen nagte, und jetzt tut er seine letzte Arbeit.

Hätten wir nur ein wenig Pemmikan zu essen, wenn das Zelt aufgeschlagen ist, so hätte die Müdigkeit nichts auf sich, denn Pemmikan ist bald gekocht und dann kann man ruhen. Wenn wir aber überhaupt imstande sein sollen, Hundefleisch zu essen, muß es gut und lange kochen, und es ist schwer, sich wach zu halten, bis es gar ist. Wir lassen es kaum fünfviertel Stunden kochen, länger können wir unmöglich warten, und die letzten fünf, zehn Minuten, bis das Essen fertig ist, sind wir wach genug; es muß versucht werden, es muß mit einem Messer oder einer Segelnadel hineingestochen werden, um zu sehen, ob es nicht bald weich genug ist, um gegessen zu werden. Sobald wir glauben, daß es genießbar ist, werden Suppe und Fleisch in zwei Portionen geteilt, die so gleich wie möglich sind. Die Suppe steht am höchsten im Kurs, denn viel Fleisch ist nicht da, und das wenige, was da ist, ist zäh wie Gummi. Es wird mir sehr schwer, es zu essen, da meine Zähne nach dem Skorbut noch locker sind, und zu meinem Schmerz kann ich auch die Knochen nicht sauber abnagen. Grimrian bekam sie am ersten Tag; doch das hatte Iversen nicht gern, und am nächsten Tage nagte er weiter, als ich von den Knochen nichts mehr herunter bekommen konnte. Er kann es, denn seine Zähne sitzen fest und sie müssen in dieser Zeit eine harte Probe bestehen. Nichts geht verloren, sogar die Knochen werden zermalmt, denn Iversen behauptet, Mark darin zu finden. Das mag dahingestellt bleiben, denn wiewohl ich ebenfalls versucht habe, Mark zu essen, habe ich doch nicht einmal so viel herausbekommen können, um es zu schmecken, und da die Arbeit groß und der Gewinn so unendlich gering ist, habe ich ihm nach dem einen Versuch alles Mark überlassen. Als wir Lambert-Land verließen, hatten wir nur noch sehr wenig Tee; wir kochen ihn und bilden uns ein, das frugale Mahl mit einer Tasse Tee hinunterzuspülen. Aber die letzten Teeblätter haben nun mindestens fünf- oder sechsmal Dienste getan, und es heißt die Einbildungskraft vielleicht zu sehr anspannen, das warme Wasser, das wir nach dem Fleisch trinken, Tee zu nennen.

Uebrigens haben wir bald kein Fleisch mehr zum hinunterspülen, denn unser ganzer Vorrat besteht nur noch aus einigen Rippen und einem halben Vorderschenkel; es ist so viel, wie wir bisher an einem Tage gegessen haben, und bevor es verbraucht ist, hoffen wir das Depot zu erreichen.

Am Vormittag des 23. August erreichen wir nach hartem Kampf die Schnauder-Insel. Das herausgeströmte Inlandeis war am Land entlang ungewöhnlich hügelig und holperig, und ist der Schlitten auch nicht schwer, so wiegt er doch für uns mehr als genug, und wir müssen ihn die steilen Abhänge hinaufziehen. Oben auf der Höhe ist die Bahn sehr gut, und das Eis ist, bis auf einige einzelne schmale Wasserläufe, vollkommen eben. Aber wir müssen an Land und müssen quer über die 7—10 Meter tiefen Täler; deshalb haben wir nichts von der guten Bahn, bis wir wieder in ein Tal hinunterkommen. Wir finden eine ebene Stelle und lassen die Schlitten allein hinunter rutschen, da wir nicht mehr imstande sind, so rasch zu laufen, und wenn wir ihn unten halten sehen, folgen wir nach. Dann geht es an der andern Seite wieder hinauf. Aber wenn wir mit vieler Mühe den Gipfel des Hügels wieder erreicht haben und uns freuen, ein wenig auf glatter Bahn zu fahren, finden wir immer wieder ein Tal, über das wir hinüber müssen. Endlich aber passieren wir das letzte Tal und fahren an der Küste entlang auf ebenem Eis, mindestens 10 Meter über der Gezeitenströmung. Eifrig spähen wir nach einer Stelle, wo das Eis ans Land heranreicht, aber leider ist ein breiter Gürtel Wasser zwischen Eis und Land, und es sieht fast aus, als müßten wir noch einmal hier auf dem Eise das Zelt aufschlagen und warten, bis das Wasser gefallen ist. Das Glück ist uns jedoch günstig, denn als wir um eine scharfe Landspitze biegen, sehen wir, halb begraben von dem vorgeschobenen Eis, eine kleine Schäre, die schräg zum Lande abfällt.

Fünf Minuten darauf sind wir dort und finden bald einen geschützten Platz für das Zelt. Hier würden wir gern einige Tage bleiben und ausruhen, besonders Iversen, der ganz entkräftet zu sein scheint. Nicht weniger als 23 Tage harter Arbeit hat es uns gekostet, die kaum 65 Kilometer von der Hovgaard-Insel bis hierher zurückzulegen. Wir sind nicht jeden Tag gefahren, aber außer den zwei Jagdtagen auf Lambert-Land waren die andern Rasttage durchaus notwendig, entweder Iversens oder meinetwegen.

Doch, je härter die Arbeit war, um ein Ziel zu erreichen, desto froher ist man, wenn es endlich erreicht ist, und jetzt, da wir — mit baldiger Aussicht auf Proviant — hierherkommen, sind wir ganz vergnügt, soweit man es in unserem ausgehungerten und kranken Zustand überhaupt sein kann. Eine Furcht haben wir, und sie ist nicht klein, denn es ist nicht unmöglich, daß wir das Depot nicht finden, und was dann?

Jagd selbstverständlich: aber daß Jagdglück launenhaft ist, haben wir schon längst erfahren, und wenn das Land auch aussieht, als flöße Milch und Honig darin oder besser, als wimmle es von Wild und Schneehühnern, kann das Aussehen doch täuschen; auch davon haben wir Beispiele. Und daß die Mahlzeiten lebendig umherlaufen auf einer Insel, die wir noch nicht kennen, ist ein nichts weniger als aufmunternder Gedanke.

Daher schieben wir die Furcht von uns und bilden uns ein, daß das Depot leicht zu finden sein wird und daß wir alles haben werden, was das Herz begehrt, wenn wir nur erst die Müdigkeit ein wenig überwunden haben; denn hinter uns liegt ein achtstündiger Arbeitstag, und wir müssen Kräfte zu erneuter Arbeit sammeln. Allein jetzt, wo wir wissen, daß Lebensmittel in der Nähe sind, läßt unser maßloses Verlangen sich nicht länger zügeln. Vergebens schließen wir die Augen, die aufdringlichen Gedanken zu verjagen mit dem Bescheid: ich muß jetzt schlafen; sie lassen sich nicht unterdrücken. Es ist ein unschuldiges Vergnügen, da zu liegen und daran zu denken, wie gut ein Stück Zwieback schmecken wird, aber ein gutes Schlafmittel ist es nicht, und als ich eine Stunde lang vergeblich zu schlafen versucht habe und deutliche Beweise dafür zu haben glaubte, daß es Iversen ebenso ergeht, flüsterte ich leise, um ihn nicht zu wecken, falls er den Hunger dennoch vergessen haben und eingeschlafen sein sollte: „Schlafen Sie?" Er ist wach; denn kaum habe ich die Worte gesagt, als er auffährt und fragt: „Wollen wir jetzt gehen, sagten Sie das?" Nun gut! Dann ist kein Grund vorhanden, nicht zu gehen, um schleunigst das Ziel unserer Wünsche zu erreichen; erst aber müssen wir uns mit einer Mahlzeit von unserem letzten Hundefleisch stärken. Schon unter gewöhnlichen Umständen kocht es nicht lange, heute aber geht es noch schneller, denn es sind nur noch drei Rippen für jeden da, und wir finden sie so dünn, daß sie nicht mehr wie eine halbe Stunde zu kochen brauchen. Wir nagen und schaben und zerbrechen die Knochen, um alles herauszubekommen, aber selbst alles ist nicht viel, und nach der Mahlzeit sind wir ebenso hungrig wie zuvor. *Jetzt haben wir gar nichts Eßbares mehr, nicht ein einziges Gramm!* Also spannen wir den Leibriemen um ein paar Löcher enger und gehen.

Eine Landspitze nach der andern wird passiert, ohne daß wir etwas vom Depot sehen, und als wir etliche Stunden gegangen waren und unserer Berechnung nach an der richtigen Stelle sein müssen, hält die Furcht, nichts zu finden, ihren Einzug; sie scheint ein ebenso guter Sporn zu sein wie die Sehnsucht, nur schärfer und brennender. Nachdem wir aber noch ein paar Stunden gegangen und etwa zehn Kilometer vom Zelt entfernt sind, verliert auch dieser Sporn seine anfeuernde Wirkung. Vergebens suchen wir uns zu trösten mit der üblichen Redensart: wenn die Not am höchsten, ist Hilfe am nächsten. Wir haben kein großes Zutrauen zu der Hilfe — an der Not ist leider nicht zu zweifeln; diesmal aber trifft es wirklich zu, denn wir erblicken eine Schar Schneehühner. Wir bekommen nur eins, da die andern sehr scheu sind und weit ins Land hinein fliegen, aber wir sind dennoch zufrieden. Es ist angenehm zu wissen, daß wir eine Mahlzeit bei uns haben und daß es auf der Insel Jagd gibt. Diese kleine Jagdbeute ist aber bald vergessen, als wir kurz darauf eine Moschusochsenspur entdecken, die höchstens einige Stunden alt sein kann. Jetzt hat es keine Not mehr, denn der Moschusochse muß auf der Insel sein und kann nicht fortfliegen. Die Spur geht am Strand entlang, denselben Weg wie der unsere, und jetzt haben wir nach zweierlei auszuschauen, nach dem Depot und nach dem Moschusochsen.

„Was ist das nur, was da oben auf der Spitze des Felsens steht?" fragte ich kurz darauf Iversen und beschatte die Augen mit der Hand, um besser zu sehen. „Ist es nicht eine Kiste?"

Ja, Teufel auch, es ist eine Kiste! *und wenige Minuten später stehen wir außer Atem am Ziel — dem Depot*, von dem wir gesprochen, seitdem wir den Mallemuk-Berg verlassen haben. Die Kiste ist anscheinend ganz unversehrt; aber wir sehen uns genau um, hier sollten ja fünf sein, wo sind denn die andern? Bevor wir diese erste Kiste öffnen, gehen wir ein wenig umher, um die andern zu suchen. Zwei leere Kisten, einige zertrümmerten Dosen und verstreute Brotstücke zeigen deutlich, daß der Inhalt der andern zu Hundefutter verbraucht worden ist. Allein, wenn das auch eine Enttäuschung ist, bedeutet es doch nichts neben der Freude, die uns die eine — anscheinend gute — bereitet hat.

Das Oeffnen dieser Kiste ist das Spannendste, was ich je erlebt habe, denn sie hat mehrere Jahre hindurch hier gestanden, und die Feuchtigkeit kann die Mehlwaren verdorben haben. Als wir aber ein kleines Loch hineingestochen und an der Kiste gerochen haben, sind wir beruhigt. Es strömt aus ihr ein Duft, von dem wir finden, daß keine Bäckerei sich dessen zu schämen brauchte, die Kiste muß gut sein, und wirklich, als der Deckel abgelöst ist, zeigt sich der Inhalt so gut, als damals, da er eingepackt wurde. Ein Stück Zwieback zu essen, können wir nicht unterlassen. Wie das schmeckt! Ich finde keine Worte, um zu beschreiben, wie gut das Brot schmeckt. In größter Hast machen wir von den

Kistenresten, die wir ringsum verstreut finden, ein flammendes Feuer an. Der Kaffee ist fertig, ehe wir uns versehen, Erbsensuppe wird in wenigen Minuten gekocht; sie ist ein wenig angebrannt, leider, aber reichlich Pfeffer nimmt den Geschmack fort, und als darauf eine große Dose Kakao mit Butter folgt, glauben wir nicht, daß es eine bessere Mahlzeit geben kann. Es ist ganz unheimlich, wie froh wir über das Essen sind. Wir zählen die Zwiebäcke, um zu sehen, wieviele da sind; wir essen ein Stück Dörrapfel und spitzen uns in Gedanken auf Aprikosen; wir rechnen aus, wieviel Hafergrütze wir von einem Zweipfundpaket bekommen — mindestens für zwanzig Mal, glauben wir, wir stellen die Dosen in einer Reihe auf und setzen uns nieder, um uns an dem Anblick recht zu erfreuen. Es ist der schönste Anblick, den wir uns denken können, ein Anblick, von dem wir uns nicht losreißen können, und in den Stunden, in denen wir beim Depot still liegen, finden wir reichlich Vergeltung für die Entbehrungen der langen Monate.

Jetzt fühlen wir uns auch vollkommen sicher, die schwierige und lange Rückreise aushalten zu können, denn wir haben es nicht weit bis zum Norddepot, und von dort sind bis zum Danmark-Hafen nicht weniger als vier Depots. Jetzt ist die Zeit der Drangsal vorüber. Der Rest der Reise kann keine Schwierigkeiten mehr verursachen, denn bald muß der Frost kommen und das Eis sicher machen, so daß man gut vorwärts kommt, und wir haben ja hier Proviant, um ausruhen und für die letzte Anstrengung Kräfte sammeln zu können.

Schalksecke

Aristoteles und Phyllis

Der griechische König Philipp ließ seinen Sohn Alexander durch den weisesten Meister Aristoteles erziehen und gab beiden mit ihrem Gesinde ein besonderes Haus mit einem schönen Garten. Die hoffnungsvolle Zucht und Lehre wurde aber durch die Minne unterbrochen, in welcher der junge feurige Alexander gegen die schöne Phyllis, ein Fräulein seiner Mutter, entbrannte. Die Schöne erwiderte seine Liebe und bald vereinigte beide der heimliche Garten. Als Aristoteles dies entdeckte, klagte er es dem Könige, der dem Fräulein mit Strafe drohte. Diese beteuerte ihre Unschuld, welche die Königin bezeugte. Die beiden Geliebten wurden aber scharf beobachtet und auseinander gehalten. Alexander saß brummend in der Schule, und die leidvolle Phyllis sann auf Rache. Sie schmückte sich aufs reizendste und ging früh morgens mit nackten schneeweißen Füßen im Garten durch den Tau zum rieselnden Brunnen, Blumen und Blüten sammelnd und dabei ihr luftiges Gewand bis übers Knie aufhebend. Der weise Greis erblickte sie durch das Fenster und ließ sich durch die Liebreizende betören, die ihm eine Hand voll Blumen ins Fenster warf und ihn minniglich grüßte. Er lud sie zu sich herein und bot ihr Gold für eine Nacht. Sie versagte ihr Magdtum für Geld, wollte jedoch seinen Willen tun, wenn er sich einen Sattel, der dort hing, auflegen, mit ihrem Gürtel sich aufzäumen und so von ihr durch den Garten reiten ließe. Der weltweise Aristoteles war nicht stärker als Adam, Samson, David und Salomon; er ließ sich von der Minne reiten: die Reizende saß auf ihm, mit einem Rosenzweig in der Hand und sang ein Minnelied, während der alte Graue auf allen Vieren durch den Garten trabte. Als sie am Ziele war, sprang sie fröhlich ab, schalt den alten Gauch, daß er ihr Ehre und Liebe genommen, verhöhnte ihn, daß seine hundert Jahre nun wieder zu sieben geworden und wünschte ihn zum Teufel. Die Königin hatte mit ihren Fräulein von der Zinne des Palastes alles gesehen. So ward die große Schmach bald dem Könige und dem ganzen Hofe kund und erscholl überall, so daß der weise Meister, dem

Aristoteles und Phyllis.
Holzschnitt des Lucas van Leyden.

Schimpf und Spotte zu entfliehen, nach einer Woche mit seinen Büchern und aller Habe heimlich zu Schiffe ging und nach einer Insel Galicia fuhr. Dort schrieb er ein großes Buch von den Listen der schönen falschen Weiber. Nichts vermag dagegen zu helfen, als ferne von ihnen bleiben.

*

Die vorstehende schalkhafte Geschichte, die in antiker lustiger Verkleidung die Macht und die Ueberlegenheit des Weiblichen schildert, entstammt einer Sammlung altdeutscher Ritter- und Pfaffenmären. Das behandelte Thema — die Macht des Weibes über den Mann, auch über den gelehrtesten — ist uralt und geht in seinen Anfängen bis auf das altindische Fabelbuch Bidpai's Kalila und Dimna zurück. Durch die Uebersetzung des bekehrten Juden Johannes von Capua aus dem Hebräischen ins Lateinische (1262—78) ging es allgemach in sämtliche abendländische Sprachen über. Im Deutschen hat schon Hans Sachs 1551 diesen Schwank in eine „Comedi" gebracht: „Persones, die Königin, reit den Philosophum Aristotelem, und hat 5 Acten". Auch die bildende Kunst hat einen so günstigen Stoff früh ergriffen und bis in die neuste Zeit mannigfach dargestellt. Der beigegebene Holzschnitt stammt von Lucas van Leyden (1494—1533). In Nummer 5 dieses Jahrgangs findet sich ein Kupferstich, der dieselbe Szene darstellt.

Autorenspiegel

Otto Krille

Die Lese will einen Autorenspiegel von mir. Das schafft mir Verlegenheit, denn ich beginne erst jetzt mich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, obwohl ich schon ein Stück über das vierunddreißigste Lebensjahr hinaus bin.

Als ich am 5. August 1878 in Börnersdorf, einem kleinen Dorf im Königreich Sachsen geboren wurde, lastete das Unglück schwer auf unserer Familie. Die Mutter stand an einem Tage vor den Särgen des Gatten und des ältesten Sohnes. Als vaterlose Waise kam ich zur Welt und bis zum 12. Jahre hatte ich vor meinen Augen das erhebendste Beispiel aufopfernder Mutterliebe, das ich jetzt erst voll würdigen kann. In Zschaiten bei Riesa, in der Heimat des Vaters, der Maurer war, verdiente die Mutter durch Gutsarbeit den Unterhalt für sich und die vier Kinder. Das war bei 70 Pfennigen für den Tag wohl eine Tragödie. Doch sie setzte es durch. Die Geschwister halfen, und auch ich erinnere mich trüber, fröstelnder Herbsttage auf endlosen Kartoffelfeldern. Dann zog die Mutter in die Stadt, ich war als einziges Kind noch bei ihr. Die Dorfschule in Zschaiten hat mir nichts gegeben, erst in Großenhain wurde vom 10. bis 12. Jahr mein Wissenseifer rege. Er wendete sich zu tatenloser Träumerei, als ich in die Kgl. Sächs. Soldatenknaben-Erziehungsanstalt in Kleinstruppen gebracht wurde, ohne Liebe zum Heeresdienst. Die gewaltsamen inneren Aenderungen während dieser Zeit sind in meinen Jugenderinnerungen in der „Arbeiter-Jugend" geschildert. Aus dieser Anstalt mußte ich in die Unteroffiziersschule in Marienberg übertreten. Nach schweren Jahren erhielt ich endlich die ersehnte Entlassung. — Aus der Kaserne nach Dresden in die Fabrik, auf fünf Jahre! Heute lächle ich über die Ironie des Schicksals. — Jetzt kamen auch die ersten Gedichte in die Oeffentlichkeit. Mit dem 22. Jahr mußte ich abermals zwei Jahre in die Kaserne, als Feldartillerist. Endlich ein erstes Aufatmen als Mensch. Eine gütige Frauenhand gab mir ein Jahr Freiheit zum Selbststudium, das ich in Berlin verbrachte. Nach einer kurzen Vertretung in Kiel an der Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung ward ich nach Harburg a. E. an das „Volksblatt" gerufen, wo die Preßjustiz einen vakanten Posten auf dreiviertel Jahr geschaffen hatte. Darauf lebte ich wieder in Berlin, durch Vorträge, Berichterstattungen und schriftstellerische Arbeiten mich durchringend. 1905 kam ich nach Stuttgart an die Schwäbische Tagwacht als Redakteur für das Feuilleton und die Auslandspolitik. Oktober 1911 ward diese Station verlassen, kurz vor dem inneren Zusammenbruch, nachdem schon vor einem Jahr Unterbrechungen nötig waren, um die Nerven einigermaßen zum passiven Widerstand fähig zu erhalten. Nach der Aufführung meines Dramas „Anna Barenthin" am Stuttgarter Schauspielhaus Januar 1912, ging ich nach Paris. Dreieinhalb Monate ließ ich alles auf mich einströmen, was diese Stadt unvergeßlich macht. Ich erwachte wieder zum Leben, reiste durch Spanien und war während des ganzen Jahres auf der Wanderung, wie ein Genesender aufatmend. Nun will ich in München wieder zum Schaffenden werden.

Das über meinen äußeren Lebensgang. Der innere liegt in den Büchern und vielleicht da noch nicht ganz. Es scheint mir manchmal, daß wir über uns selbst das Wenigste wissen. Schaffend nur lernen wir uns erkennen, und darin fühle ich mich noch im Anfang.

Meine erste Gedichtsammlung „Aus engen Gassen" erschien 1904 und ist vergriffen, 1906 kam das Bändchen „Aus Welt und Einsamkeit", 1909 „Neue Fahrt" und 1911 das Drama „Anna Barenthin", alles bei Johann Sassenbach in Berlin. Was sonst noch erstand, liegt noch im Manuskript.

Otto Krille.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

Vom Herausgeber

IV

Das deutsche Märchen scheint in den Formen, wie die Gebrüder Grimm sie uns gesammelt und erhalten haben, zugleich seine reifste Gestalt gefunden zu haben. Man wird später kaum noch Märchen finden, die auf gleicher Höhe stehen. Es sind zwar neue Kunstformen geschaffen worden; es sind wohl auch in Einzelheiten Weiterbildungen möglich: die nach Grimm zustande gekommenen Sammlungen aber zeigen fast durchweg Eigenschaften des Verfalls.

Zwar sind in solchen Sammlungen nach Grimm auch ganz wundervolle Stücke zu finden, aber in irgend etwas zeigen sie Überreife oder Schwäche. Entweder merkt man zu sehr den Ton des Nacherzählens, den Ammenton, der sich oft bis zum Anredeton an die Kinder verdeutlicht oder auch Töne einer neuzeitlichen Sprache mitnimmt; oft merkt man allzudeutliche moralische Nutzanwendung. Sehr oft findet man die Elemente der alten Märchen einfach durcheinander geworfen und nach Belieben verwendet, so als wenn die Erzähler oder Erzählerinnen nicht nur die üblichen Teile des Märchens, sondern auch die Technik des Zusammensetzens genugsam kennten und nun nach Belieben verwendeten, wohl auch ermüdet von dem immer gleichen Texte gelegentlich sich zum Spaß einige kräftige neue Einfälle erlaubten. Und hier nun scheint die Hauptlinie der Entwicklung über Grimm gegangen zu sein: in eine leisere oder lautere Selbstironisierung und Parodierung hinein. So kommt der unfreiwillige und absichtliche Humor in das Märchen in allen Schattierungen von der idyllischen Laune bis zur seltsamsten Burleske. Dieser Zug wird hauptsächlich hervorgerufen durch den Kontrast zwischen der durch Naturgesetz bestimmten Wirklichkeit und der alle Gesetze der Wirklichkeit überspringenden Märchenwelt. Die alten Erzähler taten dieses Hinüberspringen in selbstverständlicher Weise; der spätere neuere Erzähler scheint zu stutzen, zu lächeln, nicht mehr harmlos, sondern irgendwie kritisch diesen Sprung zu tun. Die weniger künstlerisch Begabten bleiben ernst und pedantisch, werden moralisch; ja es sind Versuche darunter, religiöse Empfindungen und soziale Gedanken hineinzuziehen, um der poetischen Gerechtigkeit willen. Das ergibt eine zweite Linie: die der sachlichen Märchen. Die weit zahlreicheren aber zeigen Entwicklung nach der genannten ersten humoristischen Linie, die bis zur Parodie führt. Damit hat man zugleich Maßstäbe für viele unserer modernsten Märchenbücher. Ob der künftige große Märchendichter einer modernen Zeit ohne beides auskommt, ohne Zugeständnisse an die sachliche Richtigkeit bei Naturvorgängen, bei sozialen Verhältnissen und dergleichen, und ohne Humor, Sebstironisierung und Parodie?

Vor mir liegt der V. Band der Sammlung „die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben von Prof. von der Leyen und Dr. Zaunert, mit dem Titel: „Deutsche Märchen seit Grimm", verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, Preis gebunden 3 Mk. Dieses Buch müßten alle Freunde der Märchen, ebenso auch Lehrer und Eltern, und natürlich auch die reiferen Kinder selbst kennen lernen, da es eine höchst interessante Nachlese nach den Brüdern Grimm enthält. Bei der Durchsicht des Bandes kamen mir die vorstehenden Gedanken. Es ist nur noch nachzutragen, daß dieser Band, während die Grimms hauptsächlich aus Hessen und Westfalen gesammelt haben, auch aus andern Gegenden Deutschlands sammelt. Es sind nicht alles mehr reine Märchen, sondern, nach dem Gesagten erklärlich, Stücke darin, die auch Elemente aus alten Schwänken, aus Legenden u. dergl. mitnehmen. Man findet darin nicht nur deutsche Motive, sondern solche aus dem Norden bis zum Orient, gelegentlich miteinander vermischt. — Hierzu vergleiche man, was ich bei Scharrelmann (Lese Nr. 8) über Jugenddichtung geschrieben habe.

Vorbildliche Volksbildungsbestrebungen

Erfreulicherweise scheinen sich die Kommunen neuerdings etwas mehr um ihre Pflichten den Volksbildungs-Bestrebungen gegenüber zu besinnen. So ist vor kurzem die Stadt Eickel im rheinisch-westfälischen Industriebezirk dem Beispiel Altonas und Stettins gefolgt und hat einstimmig die Gründung und den Betrieb eines Gemeinde-Kinematographen-Theaters beschlossen. Mit Volksunterhaltungsabenden in eigener Regie hat die Stadt Neukölln aber seit längerer Zeit gute Erfahrungen gemacht. Das für 1912/13 aufgestellte Programm sei zur Nachahmung für andere Städte hier wiedergegeben. Es sind hiernach 20 Veranstaltungen in Aussicht genommen und zwar: Lichtbildervortrag „Vom Eisenerz bis zur Eisenbahnschiene", „Beethovens Jugend", (5 Doppelstunden mit musikalischen Erläuterungen. Hörgebühr 3 Mark.) „Beethovens 9. Symphonie", Vortrag mit musikalischen Erläuterungen. „9. Symphonie von Beethoven" (2malige Aufführung), „Hygiene der Frau" (6 Doppelstunden, Hörgebühr 1 Mk.), „Kammermusikabend", „Einführung in die Kammermusik" (4 Abende), „Volks-Symphoniekonzert", Lichtbildervortrag: „Eine Mittelmeerfahrt", Experimental-Vortrag „Die elektrische Eigenschaft des Selens", „Preußens Erhebung gegen die Napoleonische Fremdherrschaft" (10 Vorträge, Hörgebühr 2 Mark), „Heiterer Abend", Lichtbildervortrag, „Bilder aus der deutschen Kriegsmarine", „Volks-Symphoniekonzert". Also ein sehr reichhaltiges und gut gewähltes Programm. Der Eintrittspreis schwankt zwischen 30 und 50 Pf., bei einigen Lichtbildervorträgen ist der Eintritt kostenfrei. Außerdem finden im Neuköllner Stadttheater im Winterhalbjahr zwölf Volksvorstellungen zu besonders ermäßigten Eintrittspreisen statt (25—85 Pfennig).

Gedenktafel

Am 6. April 1528 starb in Nürnberg der Maler und Kupferstecher Albrecht Dürer. Als Künstler war er von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Er war nicht nur Maler, Kupferstecher und Zeichner für den Holzschnitt, sondern er verstand sich auch auf Architektur und Bildhauerei; selbst dem Kriegswesen blieb er nicht fremd; als die Feuerwaffen aufkamen, schrieb er als Erster über Festungsbau. Auch als Schriftsteller leistete er Hervorragendes. (Vergl. die Proben in Nummer 32, 1912.)

Am 7. April 1875 starb in Baden Baden Georg Herwegh, der bedeutendste unter den politischen Dichtern der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Am 8. April 1852 wurde in Breslau der Dichter Emil Prinz von Schoenaich-Carolath geboren.

Am 9. April starb in Karlsruhe i. B. Viktor v. Scheffel, der Dichter des Ekkeharts, des Trompeters von Säckingen und vieler feuchtfröhlicher Studentenlieder.

Am 10. April 1852 wurde in Breslau Ferdinand Lasalle geboren, der eigentliche Begründer der Sozialdemokratie in Deutschland.

Nachrichten

In Nürnberg hat sich eine „Gesellschaft für dramatische Kunst" gebildet. Sie will literarisch hochstehende Bühnenwerke, die aber im täglichen Spielplan keinen Platz finden können, zur Aufführung bringen. Hoffentlich pflegt die Gesellschaft auch einige deutsche Dichter.

In Frankfurt a. M. soll ein Frauenseminar für soziale Berufsarbeit eingerichtet werden. Es soll dazu dienen, weibliche Arbeitskräfte für den Dienst des Staates, der Gemeinden, der Kirche und der privaten Vereine heranzubilden. Aufgenommen werden Mädchen und Frauen über 18 Jahre, die ein Lyzeum oder eine neunstufige Mittelschule erfolgreich besuchten oder eine gleichwertige Ausbildung nachweisen können. Die Ausbildung selber dauert bei durchschnittlich 30 Wochenstunden zwei bis drei Jahre. Das Schulgeld ist auf 300 Mark jährlich fest-

gesetzt. Die Ausbildung umfaßt alle Gebiete sozialer Fürsorgearbeit, soweit sie für Frauen in Betracht kommt: Unterricht in Hygiene, Erziehungslehre, Staats- und Verwaltungslehre, Armenwesen, Handfertigkeit und Bureautechnik. Es hat sich bereits ein Verein gebildet, der diesen Plan durchsetzen will. Anmeldungen zur Mitgliedschaft sowie Anfragen sind zu richten an den Vorsitzenden Stadtrat Dr. Luppe, Frankfurt a. M., Großer Kornmarkt 2.

Das Kino wird Trumpf. So soll jetzt auch das Theater Groß-Berlin, das fortwährend mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, in ein Kinematographentheater umgewandelt werden!

Lesepost

Ergebnis des Prämienausschreibens

Das Ausschreiben bestand in den drei Fragen: mein liebstes Buch? mein liebstes Bild? mein liebstes Lied?

Man sollte eigene Ausführungen einsenden. Viele haben geglaubt, novellistische Beiträge über das Thema schreiben zu müssen; andere haben Inhaltsangaben gemacht, oder Charakteristiken des Buches zu geben versucht. Manche haben gehofft, wenn sie in mehr oder weniger guten Versen ihren Liebling bedichten, einen Preis zu bekommen.

Wer die besten und reizvollsten Ausführungen lieferte, sollte ein Buch oder ein Bild oder Noten im Werte von 5 Mk. erhalten. Es wurden mindestens 50, höchstens 100 Preise in Aussicht gestellt. Auf zahlreiche Wünsche hin haben wir den Endtermin und damit die Preisverteilung von Ende Januar auf Ende Februar verschoben.

Das Ergebnis ist folgendes: Es liefen ein 774 Antworten. Wie immer aus allen Teilen von Deutschland, Österreich und auch aus dem Ausland. Wie immer bei unseren Ausschreiben, haben sich alle Stände und Lebensalter beteiligt. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Lese in allen Kreisen verbreitet und daß sie auch wirklich in den Händen vieler einfacher Leute ist.

Die Einsendungen sind so interessant, daß wir sie am liebsten alle zum Abdruck bringen möchten. Es ist immer wertvoll, so intime Einblicke zu tun in die Geschmäcker der Mitmenschen. Des Raummangels wegen können wir nur die preisgekrönten abdrucken und vielleicht nicht einmal diese alle, was wir uns ja in Punkt 7 der Bedingungen vorbehalten haben.

Um aber einen Überblick über das eigenartige Ergebnis unserer Fragen zu zeigen, wollen wir hier in der Lesepost in den nächsten Nummern fortlaufend einen möglichst großen Teil der Antworten nach dem Inhalt angeben und kurz charakterisieren. Auf diese Weise kommen auch die Nichtpreisgekrönten zu Wort.

Für die Prämierung war nicht der Wert des genannten Buches, Bildes oder Liedes maßgebend, sondern das, was der Einsender darüber zu sagen hatte. Und hierfür wiederum schien uns maßgebend, ob er aus sich heraus zu holen schien, oder aus dem Buche selber, oder aus Besprechungen oder aus der allgemeinen Meinung darüber. Die Fragen waren so gestellt, daß sie ein ganz persönliches Bekenntnis hervorrufen sollten. Wer also z. B. nach alter deutscher Art diese Gelegenheit benutzte, in bekannten sentimentalen Tönen von dem Bilde des lieben Mütterleins zu schreiben, oder in allzu naheliegenden frommen Worten von der Bibel, oder dergleichen, der konnte nicht berücksichtigt werden. Die Antworten mußten auch nach ihrem Ursprung gewertet werden. Die preisgekrönten Ausführungen des Nachtwächters über Goethe waren für uns wertvoller als die konventionellen Worte eines Akademikers über sein Lieblingsbuch. (Viele haben teils aus Schläue, teils in freundlicher ehrlicher Anerkennung die Lese genannt.)

Ferner mußte beachtet werden, daß z. B. über den Faust der Professor anders schreibt als der Schüler und der Arbeiter anders als die Lehrerin.

Es kam darauf hinaus, aus den kurzen Ausführungen herauszufühlen, wie weit der Eindruck ein wirklich verarbeiteter war. Ausführungen, die die Erfahrung eines Lebens, sei es eines zwanzigjährigen, oder eines fünfzigjährigen andeuten, schienen uns wertvoller als solche, die erst vor kurzem gewählte Lieblingsbücher schilderten. Mancher mag sich auf unsere Fragen hin erst schnell einen Liebling gewählt haben. Andere sind durch unsere Anregung zu alten, guten Kindererinnerungen zurückgegangen. Die Mehrzahl hat unsere Fragen mit Recht als Gewissensfragen aufgefaßt.

Man sieht daraus und wird das aus der Schilderung der einzelnen Beiträge noch mehr ersehen, daß die Beantwortung nicht leicht war, und die Entscheidung schwierig.

Leider ist an vielen Einsendungen stilistisch auffallend, daß immer erst große Einleitungen gemacht werden, ehe der Schreiber auszusprechen vermag, was er eigentlich sagen will. Wir müssen uns daher bei Abdruck Kürzungen vorbehalten.

Es wurden von 774 Einsendungen 63 prämiiert.

Außer der Güte der Antworten waren wir bedacht beide Geschlechter, alle Alter und Stände bei der Preisverteilung zu berücksichtigen.

Wir geben in folgendem die Liste der Prämiierten und beginnen in dieser Nummer die versprochene Schilderung des gesamten Einlaufs, die in den Lesepoften der nächsten Hefte fortgesetzt wird. Wir beginnen gleichzeitig mit dem Abdruck der prämierten Arbeiten.

Im übrigen bitten wir das Ausschreiben selbst in Nummer 1 oder 4 nachzulesen.

Wir schicken diese Nummer mit dem Ergebnis an alle Einsender. Mitglieder, die die Nummer so wie so erhalten, bitten wir das doppelte Exemplar freundlichst zum Werben neuer Mitglieder zu benutzen.

Wir veröffentlichen in einer der nächsten Nummern ein sehr bedeutsames und interessantes neues Ausschreiben und würden uns über eine noch regere Beteiligung aufrichtig freuen.

Wir bitten die Originale der Einsendungen, in denen lebende Dichter freundlich erwähnt worden sind, diesen zuschicken zu dürfen, da unsere Dichter sich meist über Freunde, die sie im Publikum finden, mehr freuen als über Besprechungen.

Die Prämierten wollen auf einer Postkarte der Geschäftsstelle in Stuttgart, Ludwigstraße 26, mitteilen, welche Bücher, Bilder oder Noten im Werte von 5 Mk. sie wünschen. Die Bestellung und Zusendung wird einige Zeit dauern, doch wird sie möglichst pünktlich erfolgen. Die Schriftleitung.

Liste der Prämierten

Franz Harrer, Buchdruckereihilfsarbeiter, Linz; W. Kollbach, Eisendreher, Dresden; Rudolf Kaushke, Reichenberg; Dr. Karl Brockhausen, Universitätsprofessor, Regier.-Rat, Wien; Franz Hirtler, Hauptlehrer, Simonswald; Wilhelm Koch, Maurer, Magdeburg; Hermann Steiner, Pfarrer, Deckenbach; Theo Stamim, stud. med., Marburg; Dr. Rudolf Rinkefeil, Gerichtsassessor, Meißen; Albert Maurer, Lehrer, Bornich; Emil Ponsel, Arbeiter, Stuttgart; Margarethe Elisabeth Schwalbach, Buchhalterin, Magdeburg; Klara Maasis, Emberg; Martha Singer, Lehrerin, Wien; Frau Sofie Steiner, geb. Scholl, Deckenbach; Hanna Marcuse, Journalistin, Königsberg; E. Böhmker, Landwirt, Lübeck; H. Meyer, Buchdrucker, Osnabrück; Jul. v. Vistarini, k. k. Bezirkshauptmann a. D., Stein a. D.; Max Wagner, Buchhändler, Breslau; M. Schneider, Altrip; Otto Heyden, Schlosser, Leipzig; Albert Lorenz, Lehrer, Berlin; Prof. Dr. H. Franck, Dortmund; Marie Oesterle, Charlottenburg; Hans Köchling, Wohlau; Fritz Müller, Cannero, Novara, Italien; Karl Georg Hoffmann, Schriftsteller, Rathenow; Käthe Desdonits, Jena; Joh. Pohl, Drechsler, Nieder-Kreilitz; Ernst Mewes, Grubenarbeiter, Grube Marga bei Senftenberg; Karl Kohler, Gymna-

siast, Bad Homburg; Helene Stuckmann, Schondorf; Hildegard Bernecker, Erfurt; Kurt Höngekorb, Hellerau; Anna Resch, Straubing; Ernst Hegler, Lehrer, Herten; Hans Klüglein, Landwirt, Hjartbo; Friedrich Rießner, Bankfunktionär; Friedrich Lahmann, Eisenbahnarbeiter, Eschede; Hermann Gerstmayer, Kaufmann, Stuttgart; Meta Schneider, Babenhausen; Helene Janett, Lehrerin, Ortwig; Hans Engelhardt, Nürnberg; Gerhard Kornfeld, Berlin; Dietrich Osmer, Rathenow; Rudolf Mangold, Goldberg; Wilhelm van Cleemann, cand. phil., Kiel; Oskar Wahnschaffe, München; Oskar Scherling, Taucha; B. Lembk, cand. jur. et phil., Stettin; Fritz Rotyler, Lehrer, St. Georgen; Dr. Bruno Wäser, Westeregeln; Richard Merkel, Ingenieur, Köln; Anna Freiin von Krane, München; Hermann Meyer, Berlin; Elisabeth Haeberle, Stuttgart; Elisabeth Kalisch, Naumburg; Helene Bauer, Bauernfrau, Greifenhain; Frau Anna Fischer-Schmelzkopf, Delmenhorst; Kaspar Uessem, Bonn; Robert Gundel, Oberingenieur, Stuttgart; Hans Nowack, Mathematiker, Groß-Lichterfelde.

Charakteristik des Einlaufs

Allgemeines: Es sind in der Hauptsache Bücher genannt worden; dann kommen der Zahl nach die Bilder und wieder in weitem Abstand die Lieder. Die erwähnten Lieblingslieder sind zumeist Volkslieder; danach werden eine ganze Anzahl Kunstlieder und größerer Musikwerke alter und moderner Meister genannt. Bei den Bildern weichen die Einsender gerne der Nennung eines bestimmten Bildes aus und verfallen häufig auf Auswege wie: das Bild der Mutter, der Kinder, der Heimat, der Natur usw. Ganz eindringlich tritt aus den Antworten hervor, wie sehr Böcklin ins Volk gedrungen ist. Merkwürdig berührt es, daß Feuerbach so oft genannt wird. Bei den Büchern treten wissenschaftliche, philosophische Werke, Memoiren, Reiseerzählungen leider zu sehr in den Hintergrund. Die Antworten bezeichnen in der Hauptsache schöngeistige Werke mit weltanschaulichem Einschlag. Man könnte außerdem eine feine Grenzlinie ziehen zwischen zarter und kräftiger veranlagten Lesern; die einen verstehen unter Dichtung ein wenig zu sehr Idylle, unter Poesie zu sehr Weichherzigkeit; die andern nennen dagegen erfreulicher Weise Werke, die für den harten Lebenskampf geeignete Führer sind. Ja, eine ganze Anzahl hat verstanden, daß hier die Aufgabe der Zeit, wie auch des einzelnen Menschenlebens liegt: Einklang zu bringen in den Gegensatz zwischen praktischem Lebenskampf und geistiger Entwicklung. Im übrigen geben die Antworten, bei denen wir besonders den Stand zu beachten raten, interessante psychologische Eindrücke; denn man kann einen Menschen kaum besser beurteilen als nach dem Urteil, das er selber über Anderes fällt.

Dem Lehramtsassistenten W. Kraemer in München sind Bücher über die Wunderwelt der Astronomie die liebsten; er nennt im besonderen B. A. Bürgel „Aus fernen Welten". — Karoline Banzhaf in Stuttgart nennt als liebstes Lied: „Schlaf, Herzenskindchen, mein Liebling bist du", weil es sie an die Mutter erinnert und an das verlorene Kinderparadies. — Ein Schüler in Dessau nennt unter den Büchern, die er „mit ins Leben hinausnehmen möchte", Cäsar Flaischlen: Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens; als liebstes Bild, „das einer blondlockigen Maid". Dieser Maid wegen dürfen wir seinen Namen nicht nennen! — Major a. D. Dürr in Cannstatt sagt in freundlich patriotischen Versen, daß Buch, Bild, Lied, Sinnesadel, Volkestreue, Erdenschönheit zeigen müssen. — Der Student Philipp Coenen in Cöln sendet folgende Verse auf die Lese, die der amüsanten Reime wegen auch andern Vergnügen bereiten werden:

Durch meines Lebens Freudentage zieht
Ein gelbes Band sich hin: Mein liebstes Buch.
Wenn froh ich war, wenn mich der Kummer mied,
Griff ich nach ihm, las manchen Freudenspruch,
Daß froh ich ausrief diese These:
Mein liebstes Buch, das ist Die Lese!

Durch meines Lebens grauen Alltag zieht
Ein gelbes Band sich hin: Mein liebstes Buch.
Wohl täglich les' ich, von der Arbeit müd',
Darin von dem, was ich ersehn' und such',
Und denk', jenseits von Gut und Böse:
Mein liebstes Buch ist doch Die Lese!

Durch meines Lebens schwerste Stunden zieht
Ein gelbes Band sich hin: Mein liebstes Buch.
Wenn's dunkel ist, wenn meine Ruh' entflieht,
Wenn ich verzweifle und dem Schicksal fluch',
Dann nehm' ich, daß ich bald genese,
Mein liebstes Buch, das heißt: Die Lese!

Der Sparkassenkontrolleur Nestler in Gederau liebt über alles Haekels „Schöpfungsgeschichte", und weiß den Segen, den seine Entwicklung dadurch gefunden hat, in schönen Worten zu schildern. — Des Bürobeamten Günter in Oberhausen liebstes Bild ist: „Lichter der Heimat", Zeichnung von Rudolf Schäfer; Heinrich Dufour in Mülhausen dagegen preist in Versen das Bild: „Die Morgensonne" von Moritz von Schwind; während A. Koppermann in Breslau das Bild: „Der Anatom" von Gabriel von Max bedichtet; Frau Margarete Schillmann in Berlin bezeichnet als liebstes Buch: „Der Stechlin von Fontane", als liebstes Bild: „Villa am Meer" von Böcklin, als liebstes Lied: Goethes Gedicht „Nähe des Geliebten" in der Komposition von Schubert. Der Expedient Max Schefter in Saalhausen gibt als liebstes Buch an: „Die Gedichte von Friedrich von Matthisson"; dagegen schätzt Frau Therese Vierelli in Salzburg Scheffels „Ekkehart" als ihr liebstes. Forts. folgt.

Vereinsmitteilungen

Mit Nr. 17 vom 26. April gelangt zur Ausgabe das erste Jahresbuch der Lese für 1913:

Der Baldamus und seine Streiche
Von Oskar Wöhrle

Dieses Buch wird den Buchhandlungsabonnenten durch ihre Buchhandlung geliefert, den übrigen durch die Post oder direkt. Quartalsabonnenten oder solche, die ihren Beitrag für die Zeit Januar—Juni 1913 noch nicht bezahlt haben, bitten wir, dies bis Erscheinen der Nr. 17 nachzuholen.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Wie der Baldamus heimkam. — Gedichte und Autorenspiegel Krille. — Aristoteles und Phyllis. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 15 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Die größte Entdeckung unseres Jahrhunderts ist nicht Automobil oder Luftschiff, liegt nicht auf dem Gebiete der Technik und Industrie, nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, sondern auf einem ganz andern Gebiet, auf dem des Menschentums. Frühere Jahrhunderte haben Gott entdeckt, das Weltall, die Gestirne, die Poesie als Kunst, die Erde und die Naturkräfte als wissenschaftliche Objekte, praktische Dinge zur Hebung der menschlichen Kultur, das Haus, den Pflug, den Kahn usw. Unser Jahrhundert hat den Menschen entdeckt, den Menschen in einem neuen Sinne.

Wenn man früher glaubte, daß der Mensch, um Mensch zu werden, Wissenschaft, Kunst, Bildung und dergleichen brauchte: heute wissen wir, daß der Mensch ohne das alles aus sich heraus etwas sein kann. Wir wissen endlich, daß ein Geschöpf ohne humanistische Bildung, ohne Kant und Goethe einfach aus ursprünglicher menschlicher Anlage ein wertvolles Geschöpf sein kann. Ja, wir wissen, daß diese ursprüngliche Anlage im Menschen wiederum das edelste Verständnis hat für die Wesensart der größten Geister. Alles andere ist Zwischenwerk. Um es extrem zu sagen: der durchschnittlich Gebildete hat weniger inneren Kontakt zu den innersten Wesenszügen der Menschbildung, wie sie in den größten Geistern sich darstellt, als der ganz Ungebildete, in dem gerade das noch arbeitet, was der Mittelmäßige verschüttet hat und nur der Große wieder klar herausgebaut hat: reines Menschentum.

Dazu kommt das ungeheure Anwachsen der Menschenflut. Wenn früher Jehova einem Volk von wenigen Hunderttausenden gegenüber stand; heute tritt derselbe Gottbegriff mit Millionen in Beziehung. Wenn früher ein Geist bei seinem Schaffen an Tausende dachte, heute darf die Mission, für Millionen von Köpfen zu dichten, ihn erheben und bestimmen. Es sind nicht nur die Mauern zwischen den Menschenmassen, wie sie der Breite nach sich über die Erde erstreckten, eingerissen, und es ist ein nie dagewesener Austausch menschlicher Wesenszüge erfolgt, sondern es sind auch die Mauern der Höhe nach eingerissen — man wagt, die größten Höhen des erreichten Menschengeistes zu vergleichen und über die Erde hin mit anderen zu messen.

Es kommt eine neue Bewegung in die Geister oben wie in die Geister unten. Die oben müssen ihr vorbildliches Menschentum jetzt immer bewußter über das Erreichte hinauf vorbilden. Die unten aber recken selbständig ihre Häupter und setzen den wenigen Individualisten ihren reinen, unbeackerten Erdboden entgegen. Den Erdboden, der für jene Anderen die Elemente ihres Werdens liefert. Und während ganze Schichten — Mittelschichten der Gebildeten — müder Erdboden geworden sind, gilt es, jungfräulichen Erdboden aufzubrechen, etwa wie man in Amerika drüben unermeßliche Strecken jungfräulichen Prärieboden, der Jahrtausende auf den Pflug gewartet hat, jetzt umbricht und eine nie dagewesene Fruchtbarkeit darauf erzielt. Nicht anders mit den Menschen. Für den schaffenden Geist bietet sich der Begriff des Volkes in einem neuen Sinne dar, wie eine neue, große, einheitliche, jungfräuliche Fläche. Es gilt für unser Jahrhundert in der Hauptsache auf diesem riesigen Acker immer wieder nur den Boden umzubrechen und zu säen und zu säen, eine unendliche Flut von Samen auszustreuen. Was da wachsen und reifen wird, wissen wir noch nicht.

Das aber wissen wir, und das nenne ich die größte Entdeckung unserer Zeit, die Entdeckung des Menschen in einem neuen Sinne: daß die aus dieser Volksmasse reifenden Menschen ihr Recht auf *ihre* Art haben, ihren eigenen Wert, ihre eigenen Möglichkeiten, die sich zu ungeahnten Gebilden entfalten können.

Unser Jahrhundert muß darin Einkehr halten, daß es aus den einfachen Menschen des Volkes nicht humanistisch Gebildete, nicht Philologen, Gelehrte, Dichter, Künstler und sonstige Spezialisten des Menschentums machen soll, sondern daß es die Einzelnen zu sich selber befruchtet und befreit, und alle Bildung nur als ein Zwischending einschätzen lernt, das auch nur ein Umweg ist für Menschenwerdung.

Mit andern Worten: Wir kommen im nächsten Jahrhundert in eine Nachprüfung aller erreichten Kultur, nicht allein nach den Maßen der großen vorbildlichen Menschen, sondern auch nach denen der jungfräulichen Masse. Wenn früher das Christentum den Armen den Himmel versprach, jetzt gilt es ihnen auf der Erde glückliches *Menschentum* zu bereiten. Damit beginnt eine neue Epoche, die man dereinst vielleicht als die des *geistigen* Sozialismus bezeichnen wird.

Vom Herausgeber.

Verraten

Aus den Erlebnissen eines Armen

Eine Skizze von Johann Kossinsky

Ich wohnte oben unter dem Dach. Meine dürftigen Mittel erlaubten mir nicht, den hungrigen Magen zu befriedigen. Ich mußte oft hungern.

Mit Neid sah ich die schönen Speisen an, mit welchen meine Wirtin ihren Liebling gefüttert hat.

Es war ein dicker gut genährter Hund.

Er wohnte eine Treppe unter mir.

Im Durchgang neben der Türe stand ein flacher Korb mit einem weichen Kissen. Es ist das Bett des glücklichen Hundes gewesen.

Vor seinem Bett standen immer zwei große Teller: der eine mit der Suppe, der andere mit Schinken oder mit gebratenem Fleisch. Was bei der Wirtin auf dem Tische war — das hat der Hund auch bekommen. Es fehlte nur Nachtisch: der Hund liebte keine süßen Speisen.

Die Wirtin legte auf die Teller soviel, daß der Liebling nicht alles fressen konnte. Und Fleisch und Suppe sind öfters auf den Tellern ganz unberührt geblieben. Der Hund hat die auf der Straße oder im Hof gefundenen Knochen gut gebratenem Fleische vorgezogen.

Mein hungriger Magen sagte mir: „Nimm beim Hund die Reste, er kann nicht alles fressen".

Obwohl ich oft großen Hunger hatte, konnte ich doch dem Wunsche meines Magens keine Folge leisten.

Es schien mir, ich könnte den Hund beleidigen, wenn ich ihm seine Speise nehme und er dadurch hungrig würde. Das war meiner Meinung nach ein ungeheuer großes Verbrechen. Ich durfte das Recht des fremden Eigentums nicht verletzen.

Ich mußte aber fast jeden Tag mit mir selbst kämpfen. Der hungrige Magen wollte mich zwingen, die Reste beim Hunde zu nehmen, um meinen eigenen Hunger zu stillen. Ich wollte aber kein Verbrecher werden.

Einmal verlangte mich sehr zu essen. Im Magen hat etwas gewimmert und geklagt, Uebelkeit wollte mich befallen und die großen Schmerzen waren ganz unerträglich.

An diesem Tage hat der Hund viele Knochen vom Hofe mitgebracht, und sein Fleisch auf dem Teller ist unberührt geblieben.

Ich glaubte geradezu zu spüren, wie der Geruch von gebratenem Fleisch aufstieg und durch die Wände meines Zimmers drang und mein Verlangen nach Essen wuchs mehr und mehr...

„Nimm beim Hund die Reste, er ist nicht hungrig, die Wirtin wirft so wie so diese Reste fort und gibt ihm frisches", — flehte der Magen.

Es ist aber fremdes Eigentum, — dachte ich im dunklen kalten Zimmer. Es ist Diebstahl. Es ist Verbrechen. Und ich trieb die Gedanken, bei dem Hunde die Reste zu nehmen, von mir weg.

Dieser Kampf dauerte ziemlich lange Zeit.

Endlich, — ohne mehr zu denken —, zog ich meine Schuhe aus und in den Socken, wie ein Dieb, wie ein Verbrecher, stieg ich die Treppe hinunter zum Bett des glücklichen Hundes, um die Reste von seinen Speisen zu rauben.

Es war schon lange Mitternacht vorüber. Es schlief alles im Hause. Es war ganz still und ruhig und nur mein Herz schlug wie ein großer Hammer in meiner armen Brust.

In der Dunkelheit habe ich nach dem Kopf des Hundes getastet. Der Hund hat mich nicht erkannt, er hat sich in seinem Bett etwas umgedreht und zu knurren angefangen. Ich fühlte weiter nach dem Teller. Meine Bemühungen waren vergeblich — den Teller mit Fleisch konnte ich nicht finden.

War die Dunkelheit daran schuld oder mein eigener Zustand, ich wußte es nicht, — meine Aufregung war nicht gering.

Ich mußte in mein Zimmer zurück, eine Kerze zu holen.

Mit zitternden Händen habe ich mein kleines Kerzchen angezündet; mit dem Rock die Flamme bedeckend stieg ich die Treppe hinunter wieder zum Hund mit seinen Tellern.

Jetzt dachte ich gar nicht im geringsten an Diebstahl, Verbrechen und Verletzung der Rechte des Hundes.

Ich wollte essen.

Der Hund hat mich beim Licht erkannt.

Sein ganzes Wesen war Schmeichelei.

Er sah mich mit Augen an, die vor Zufriedenheit glänzten und leckte behaglich seine zottige Schnauze ab.

Der Teller mit Fleisch war leer; nur der mit Suppe war geblieben; ich konnte wenigstens Suppe haben.

Ich kniete auf den Boden nieder und wollte den Teller zum Munde führen.

Mit einer Hand streichelte ich den Hund, mit Hilfe der anderen konnte ich den Teller vor dem Munde halten.

Der Hund fing wieder zu knurren an. Er sah, daß seine Suppe zu Ende ging.

Ich streichelte, liebkoste ihn, ich schmeichelte ihm, ich kraute hinter seinen Ohren.

Es half nichts...

Der Hund knurrte und bellte dann laut.

Ich sah plötzlich hinter der Glastüre Licht sich bewegen und meine Hausleute kamen im nächsten Augenblick in Schlafrock und Nachtmütze mit der Lampe in der Hand auf den Flur heraus.

Der Hund hat mich verraten.

Die guten Alten dachten, daß es ein Einbrecher gewesen wäre.

Wie waren aber sie erstaunt und verwundert, als sie mich am Boden knieen sahen mit dem Teller in einer Hand.

Ich wußte nicht, was ich vor Scham machen sollte. Blutrot im Gesicht stammelte ich allerlei; meine Rede war niemals so unverständlich und zusammenhanglos wie in dieser Nacht vor den beiden alten Leuten.

Niemand wußte, daß ich Hunger hatte, daß ich in solcher Lage war. Jetzt war ich ertappt.

„Schäme dich doch nicht, mein Kind," sagte ruhig und freundlich die Alte. „Wir haben noch etwas zum Essen da, komme zu uns herein und iß dich einmal ordentlich satt, du brauchst nicht beim Hunde zu nehmen."

Voll Beschämung stand ich vor den guten Leuten, die mir dann mit freundlichen Worten anboten, bis meine Verhältnisse sich verbesserten, eine Zeit lang zu ihnen zu Tisch zu kommen.

Der Hund — mein Verräter — hat mich gerettet.

Nachdenkliche Geschichten

Von Paul Keller

Kleine Legende

Es waren zwei Engelchen, die langweilten sich.

„Laß uns auf den Sandhaufen gehen, den uns der liebe Vater aufgetürmt hat," sagte das eine.

„Das wollen wir," sagte das andere.

Und sie gingen auf den Sandhaufen, wo dicht geschichtet Körnlein neben Körnlein lag, und spielten. Am meisten machte es ihnen Spaß, einen silbernen Becher voll Sand zu füllen und ihn rieselnd wieder ausrinnen zu lassen.

Schließlich sagte das eine der Englein: „Ach, das ist auch langweilig. Komm, wir wollen ein Mikroskop holen und eines der Körnlein betrachten."

„Das wollen wir," sagte das andere.

Und sie schlichen in das Laboratorium von Gott Vater und holten ein Mikroskop. Sie mußten sich vorsehen, nicht erwischt zu werden, denn was wollten solche kleine Engelchen mit einem Mikroskop? Sie verstehen wenig davon und können so etwas leicht zuschanden machen. Aber die Engelchen entwischten mit ihrem Mikroskop ungesehen zu dem Sandhaufen.

„Ein Körnchen legen wir unter die Linse, nicht mehr" sagte das eine.

„Das wollen wir," sagte das andere.

Und sie nahmen ein Körnlein aus dem silbernen Becher, legten es unter die Linse und beobachteten es.

„Welch ein Spaß!" rief das erste, „sieh, wie es wimmelt!"

„O," rief das zweite, „wieviel krabbelt da herum!"

„Was alles so in einem Körnchen steckt," sagte das erste anerkennend: „Sieh mal, die einen gehen auf die andern los, eine Reihe flieht, die andere macht sich hinterher — drollig!"

„Drollig," sagte auch das zweite. „Jetzt sind ganze Reihen nicht mehr zu sehen. Sie liegen auf dem Rücken. Die anderen rennen und recken die Arme oder die Fühler! Was da sein mag?"

„Ja, was nur da sein mag," sagte das erste.

Just kam Gott Vater daher. Er lächelte milde, aber ernst und sagte zu den Engelchen:

„Gebt das Mikroskop her; was versteht Ihr junges Volk — von der Völkerschlacht bei Leipzig!"

Der dicke Pfahl und das junge Bäumchen

An einem rosenroten Frühlingsmorgen waren sie miteinander verbunden worden, der Pfahl und das junge Bäumchen. Das Bäumchen starrte gleichgiltig in die Luft, der Pfahl freute sich. Und darum grinste er.

Er konnte gut grinsen, denn von seinen Astaugen war eines groß und eines klein, stand eines hoch und eines tief, und sein Maul ging von links oben nach rechts unten.

Der Pfahl war nicht schön anzusehen, und das schlanke Bäumchen liebte ihn darum auch gar nicht. Wohl — wenn ein Wetter kam oder ein stoßender Wind anhub, klammerte sich das Bäumchen an den Pfahl — wenn aber der Donner verrollt, der Wind über die Berge war, stellte sich das Bäumchen so weit abseits von dem Pfahl, als es nur immer konnte, und klagte... klagte alle Tage, wie sehr weh ihm die fesselnden Bande täten an seinem jungen Fleisch.

Der Pfahl grinste wehmütig zu diesen Klagen und klagte selber nie.

Eines Tages aber begehrte das junge Bäumchen von dem Gärtner: „Ich will mich von dem Pfahl scheiden lassen."

Der Gärtner bedachte sich die Sache zwei Minuten lang, nahm dann eine Schere und schied das Bäumchen.

Als der Pfahl fortgeschafft wurde, schaute er mit verzerrtem Antlitz auf das Bäumchen, das in tausend Blüten stand. Und er dachte in Liebe, Sehnsucht und Treue in all den trüben Tagen an sein Bäumchen, da er herumgestoßen wurde in öden Gartenwinkeln und dunklen Höfen.

Der Baum trug Blüten und Früchte jedes Jahr, lebte immer in klarer Luft und Sonnenschein. Als aber ein paar Jahre vergangen waren und das Bäumchen nachdenksamer geworden war, bekam es einmal Gewissensbisse, und es sagte zu einem Spatz, der auf ihm saß: „Spatz, flieg doch einmal und sieh, wie es meinem alten dicken Pfahl geht. Es verdirbt mir die Laune, wenn ich denke, daß er sich kümmert. Ich hoffe, es geht ihm gut."

Der Spatz flog fort und traf den Pfahl, der eben zum Verbrennen in ein flackerndes Herbstfeuerchen geworfen wurde und sagte:

„Pfahl, es verdirbt deiner Trauten die Laune, wenn sie daran denkt, daß es dir am Ende nicht gut gehe!"

Da jauchzte der dicke Pfahl selig auf und rief: „O, sie ist gut, sie ist gut! Sie kümmert sich um mich! Sie denkt an mich! Flieg hin, lieber Spatz und sage meinem Liebling: sie soll sich nicht länger um meinetwillen die Laune verderben lassen. Sage ihr, es gehe mir gut, sage ihr, ich sei vergnügt, sage ihr, ich gewöhne mir soeben das Rauchen an!"

Die Schnecke

Eine Schnecke, die an einem Bahndamm wohnte, ärgerte sich alle Tage über einen Schnellzug, der vorbeisauste und sie durch sein ungeschlachtes Benehmen in ihrem behaglichen Geschäft störte.

„Das will ich ihm austreiben!" sagte die Schnecke zu sich selbst, stellte sich zwischen den Gleisen auf und streckte drohend ihre Fühler aus, als sie den Zug in der Ferne auftauchen sah.

„Niederstoßen werd' ich ihn!" sagte sie voll grimmen Mutes.

Der Zug kam heran und brauste über die Feindin hinweg.

Die Schnecke drehte sich um und schaute dem Davoneilenden nach.

„Er hält nicht stand," sagte sie verächtlich, „er reißt aus, er ist ein Feigling!"

Aus: Stille Straßen, Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin-München-Wien. Preis geb. 3 Mk.

Wie es im Volke dichtet

XX

Heinrich Eggersglüß

Professor Jakob Wychgram, Lübeck, schreibt uns über Eggersglüß:

„Ich verlebte im verflossenen Sommer einige Tage in dem „niedersächsischen Nürnberg", dem heiteren, farbigen Hildesheim und lernte dort einen älteren Juristen kennen, der aus Liebe zu dieser Stadt seinen Altersruhesitz in ihr aufgeschlagen hat. Er nimmt lebhaften Anteil an dem reichen sozialen und geistigen Leben Hildesheims. Unter seinen vielfachen Beziehungen schätzt er besonders die zu dem niederdeutschen Volksdichter Heinrich Eggersglüß, der in der Tat eine ganz eigenartige Erscheinung ist.

Dieser Mann lebt als Lokomotivführer dort, soweit man bei diesem Berufe von einiger Seßhaftigkeit sprechen kann, und ist zugleich ein nicht nur in der Stadt, sondern im weiten Umkreise Niedersachsens angesehener Dichter. Aus dem altgermanischen Bezirk der Lüneburger Heide stammend, ist er in entbehrungsreicher, aber darum nicht sonnenloser Heimatszeit herangereift zu einem Manne, der mit Ernst und Liebe einem schweren verantwortungsvollem Berufe obliegt und doch in seinem Innersten an dem eingeborenen Triebe zu poetischer Erfassung der Welt festhält. Seine „Heideklänge" (Hannover, Verlag Ad. Sponholtz) sind der Ausdruck seiner Sehnsucht nach Natur und freundlichem Menschtum, wohllautende, ursprüngliche Lieder.

Daß auch der Beruf, in den ihn eine harte, aber niemals geschmähte Notwendigkeit geführt hat, in seinem Herzen einer dichterischen Verklärung fähig war, ist vielleicht einer der sympathischesten Züge dieses Mannes. Wir dürfen von ihm noch viel Gutes erwarten."

König Dampf

Die Menschen, die formen sie, meine Brutstätte:
das brodelnde Wasser im eisernen Bette
und drunter die prasselnde, sprühende Glut,
beseelt mir die Nerven und stählt meinen Mut.
Durch innige Liebe von Wasser und Feuer
erwach ich zum Leben, ein Ungeheuer!
Ich, König Dampf!
Wenn ich sie belebe, die feurigen Rosse,
und rase von dannen mit meinem Trosse,
die Erde erbebt von Gedröhn und Gestampf,
und das Blut in den Adern, das drängt nur zum Kampf —
dann lacht mir das Herz in der glutheißen Klause!
Ich liebe das Ringen im Wettergebrause,
ich, König Dampf!
Und wenn auch die Neuzeit mich neckt schon und schmäht,
Beherrscher der Lüfte, Elektrizität
versuchen zu schmälern mir Ehre und Ruhm:
ich lache ob ihrem Heldentum!
Sie zehren im Dunkeln noch Kinderbrei —
geadelt bin längst ich, bin Freiherr, bin frei!
Ich, König Dampf!
Und mögen die Zeiten auch kommen und gehen,
mich werden die letzten Geschlechter noch sehen;
und wenn sie auch rauh mir die Krone abzwingen,
mein Name wird doch alle Zeiten durchklingen —
denn ich bin ein König! geadelt mein Blut!
Und ein König soll dienen — und ich diene gut.
Ich, König Dampf!

Wunsch

Rings ein lärmendes Getriebe,
laut der Tag die Nacht durchschreit — —
und im Innern brennt die Liebe
nach der Heideeinsamkeit.

Möcht' nach kargem Brot durchwühlen
dort ein Stück selbsteignes Land,
und in Lust und Nöten fühlen
Eine schwiel'ge Bauernhand.

Spätheimkehr

Da bin ich wieder, lieber, trauter Raum!
Nach harter Arbeit ruhen nun die Hände,
und wohlig lächeln deine schlichten Wände,
wie traulich grüßt mich all das Hausgerät,
die kleine Wanduhr tickt: „Du kommst so spät!
Die Deinen schlummern längst im stillen Hafen,
nun leg auch du nach langer Fahrt dich schlafen."
Ein alter Sessel nickt mir zu im Traum.
Ich streife ab den Rock der ernsten Pflicht,
und leg ihn schnell mit meinem Alltag nieder.
Im Sessel strecken sich die müden Glieder,
zu träumen, träumen, fühl auch ich den Drang —
und drinnen zittert feiner Saitenklang,
und ringsumher geheimnisvolles Weben,
im stillen Raum wird Leben, buntes Leben —
ich träume, schlafe, — nein, ich schlafe nicht! —
O kleiner, schlichter, lieber, trauter Raum! —
Das müde Herz schlägt warm und wonnetrunken,
in süßen Träumen bin ich still versunken,
und weiche Klänge hüllen sanft mich ein,
ich lausche, singe: Diese Welt ist mein! —
Die Lieben weiß ich sanft und friedlich schlafen,
so wieg ich sorglos mich im stillen Hafen,
und kleine Engel nicken süß im Traum. —

XXI

Bruno Schoenlank

Schoenlank ist zweiundzwanzig Jahre. Das bestimmt seine Verse, die ganz drängendes Gefühl und Bildhaftigkeit sind. Aber was für eine Bildhaftigkeit! Beinahe losgelöst von allem Epigonalen, dem Stigma der meisten Jugendverse. Im „Schneeschipper" erreicht er eine Einfachheit von packender Wirkung. Seine Gedichte sind so durchtränkt von den Empfindungen des sozialen Mitgefühls, daß man sogar die harten Worte nicht missen kann, ohne den Eindruck des Ganzen, Geschauten, Erlebten, zu schwächen.

Geboren in Berlin als Sohn des Schriftstellers Bruno Schoenlank, gab ihm die Bürgerschule und später eine Ackerbauschule die notwendigen Kenntnisse. Doch die Unrast, die vom Vater her in ihm steckte — sie ward dem hochbegabten sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten und Schriftsteller zur Tragödie — trieb den Jüngling von einem Beruf zum anderen. Als Schreiber, Laborant, Hausbursche, Reisender, Fabrikarbeiter und Handwerksbursche lernte er, was Elend ist. Was wunder, daß seine Träume nicht den Faltern gleichen und daß sein junges Dichten vorerst düstere Bilder bringt, bis es sich durchringt zu lichterem Menschheitsdienst.

Schoenlank hat vorläufig in Stuttgart eine Stätte gefunden, hoffen wir, daß sich ihm und seiner offensichtlichen Begabung ruhigere, stetere Bahnen erschließen. Otto Krille.

Träume

Meine Träume gleichen den Faltern nicht,
die im goldigschimmernden Sonnenlicht
sich wiegen und schaukeln
und von Blüte zu Blüte gaukeln.
Zwei Augen sind sie, die mit tiefem Grauen
gespenstische Bilder des Elends schauen,
das furchtbar groß
wächst aus der Armut unendlichem Schoß.
So muß ich schmerzlich fühlen durch die Nacht
noch Peitschenhiebe, die der Tag gebracht,
kaum daß ein Streifen Licht
durch meiner Träume dunkle Wolken bricht.
Der Morgen graut, verfluchte Wecker rasseln,
schwere Schritte dröhnen, Herdfeuer prasseln,
auf muß ich schon
träumenden Schrittes zur harten Fron.

Der Schneeschipper

Ich schippe Schnee den ganzen Tag,
o schicke, was da fallen mag
barmherziger Himmel nieder! —
Schüttle deine Wolken aus,
bedecke Straße, Gaß und Haus
mit deiner Fülle wieder.
Ich — schippe — Schnee.

Verweht ist jede Straßenspur.
Fallt, stürmt ihr weißen Flocken nur,
wenn auch die Glieder beben! —
Was macht's! Mir bringt die kalte Fron
langentbehrten Arbeitslohn —
für Weib und Kind das Leben.
Ich — schippe — Schnee.

Asyl

Der gefräßigen Großstadt Schlund
hat sie alle ausgespieen,
die mit müdem, schwanken Schritt
fröstelnd zum Asyle ziehen.
Jung Gebeugte, deren Augen
noch der Hoffnung Feuer blinken,
alte und gebrochne Männer
die nach Junkerfusel stinken. —
Der die jungen Raben speiset
sendet weder Fleisch noch Brot!
Und so suchen sie ein Fressen
aus dem Kehricht und dem Kot.
Wohl dem, der noch für die Nächte,
für die bitterkalten Nächte,
findet eine warme Stätte!
Das Asyl faßt nicht die Armen,
nicht die große Schar der Armen,
der das Pflaster Heim und Bette.

Johann Sebastian Bach

Von Siegfried Garibaldi Kallenberg

Am 21. März 1685 wurde der Menschheit eines der größten musikalischen Genies aller Zeiten geschenkt, Johann Sebastian Bach.

Sehen wir von Palaestrina, dem bedeutendsten italienischen Kirchenkomponisten ab (geb. 1526, gest. 1594), so müssen wir in Bach das erste große Musikgenie erblicken, welches die Geschichte der Tonkunst überhaupt bis dahin aufzuweisen hatte. Wohl gab es auch vor Bach starke Talente: die Italiener Monteverde, Gabrieli, Claudio, Merulo (16. Jahrhundert), die kühnen Schöpfer dramatischer Musik, der sog. Dramma per Musika; der große Niederländer Orlando di Lasso (1532—1594), die Deutschen H. Schütz, L. Haßler und usw. Aber sie alle waren, wenn zum Teil auch Revolutionäre, dennoch mehr oder weniger einseitig und in ihrem Schaffen begrenzt. Die Italiener bevorzugten das Theater, die Deutschen schrieben Passionen, Messen und Kantaten und schufen damit allerdings die Formen der kirchlichen Musik, welche dann Bach durch seine unvergleichliche Kunst unsterblich machte. Auch die Entwicklung der Orgel- und Klaviertechnik und deren Kompositionsformen: das Choralvorspiel, die Phantasie, die Suite, die Toccata usw. war schon verhältnismäßig weit vorgeschritten. Wir nennen hier Pachelbel, Froberger, Buxtehude, Scheidt u. a., von welchen Bach studienhalber viele Werke eigenhändig abschrieb. Daß die oben skizzierte musikalische Entwicklung eine Fülle der köstlichsten Musik in sich barg; daß vor dem 30jährigen Krieg die herrlichen mehrstimmigen Madrigale mit ihrer wundervollen Satzkunst entstanden; daß Männer wie Luther und Paul Gerhardt den deutschen Choral schufen, dessen müssen wir uns wohl dankbar erinnern.

Aber alles war zerstreut und ohne Mittelpunkt; ja, als Bach auftrat, sogar im Niedergang. Bach's Genie riß alle Formen der Musik seiner Zeit, die bis dahin eben nur Formen geblieben waren, an sich und erfüllte sie mit glühendem Leben, gab ihnen neuen, unerhörten Inhalt und schuf, sich ihrer herrisch bedienend, Werke, welche gleich denen Beethovens, die Jahrtausende überdauern werden.

Bach war also kein Form-Revolutionär. Er nahm sogar ziemlich skrupellos alles, was er in dieser Hinsicht vorfand. Er war nicht der Anfang und Grundstein einer neuen Zeit, sondern der Schlußstein und der höchste Gipfel der ganzen musikalischen Entwicklung, welche, mit den Griechen beginnend, ihr voranging. Seine Erscheinung lehrt uns und diejenigen, welche nur in der Neuheit der Form Entwicklung und Fortschritt sehen wollen, daß dies ein Irrtum ist. Darauf allein kommt es nicht an, daß man alte Gefäße zerschlägt und neue bildet. Selbst Wagner, dessen Idee so neu erscheint, hatte in den vorhin genannten Italienern seine Vorgänger. Das Wesentliche ist, daß ein schöpferischer Geist sagt, was allen Kulturvölkern gleich verständlich ist. Jedermann versteht heute die Sprache Beethovens. Und wie man dessen Sprache in der ganzen Welt versteht, so versteht man auch und wird für alle Zeiten Bach's Sprache verstehen, weil sie Allgemeinmenschliches ausspricht. —

Ein Riesengeist ist es, der durch all seine Werke weht.

Ob wir seine kleinen Präludien oder die großen Präludien und Fugen aus dem wohltemperierten Klavier, seine Suiten oder die gigantischen Orgelwerke, seine innigen kleinen geistlichen Lieder oder die gleich einem reißenden Bergstrom einherbrausenden Chöre; ob wir eine Kantate wie die liebliche Pfingstkantate oder die den Jammer der ganzen Menschheit umfassenden Passionen hören; es ist immer die gleiche elementare Kraft, es ist die Größe seiner musikalischen Anschauung, die alle Schranken der Konvention durchbricht, die uns erschüttert und widerstandslos in ihren Bann zieht, und die Bach zum modernsten Musiker stempelt, den wir heute besitzen.

Bach war ein tiefreligiöser Mensch. Religion war für ihn Anfang und Ende aller Dinge. Er nahm es bitter ernst damit, und sein unerschütterlicher Gottesglaube ist der Quell seiner ganzen Musik.

Bach war als Mensch stolz und trotzig, eine Kampfnatur. Sie hat ihm das Leben sauer genug gemacht. Ich glaube, es war nicht gut Kirschen essen mit ihm. Er soll aber auch nach der andern Seite einer der liebenswürdigsten und bescheidensten Menschen gewesen sein. In künstlerischer Hinsicht war er seinen Zeitgenossen einer der größten Orgel- und Klaviervirtuosen. Seine wahre Größe als Komponist mußte ihnen, da sie eben beschränkte Menschen waren, verborgen bleiben.

Als Bach starb, am 28. Juli 1750, schien sein Werk mit ihm zu sterben. Die Welt kannte ihn nicht, seine Frau verkam im Armenhaus. Mozart erfuhr durch Zufall von ihm. Aber allmählich fing sein Geist an zu wirken. Rochlitz war einer der Ersten, dem seine Größe aufging. Dann führte Zelter in Berlin seine Kantaten auf, Mendelsohn zum ersten Mal die Matthäuspassion am 11. März 1829. Heute ist Bach Gemeingut der musikalischen Welt geworden. Jedes Kind spielt seine Klavierwerke, die großen und kleinen Konzertgesellschaften zehren von seiner Kunst, die als höchste Verkörperung protestantischen Germanentums unvergänglich sein wird.

Anm.: Als Bach-Biographien empfehlen wir diejenigen von Spitta, Wolfrum und Schweitzer.

Die Schriftleitung.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

14. Fortsetzung.

Am andern Morgen trat der Schuster in die Stube, bleich und nüchtern wie seit Tagen schon. „Was machen die Pappeln?" frug er mit argem Lächeln.

„Was wern se machen, Schaf, stehn tun se!"

„Meenste, Karla? Nu 'ch, da komm och und siehch dr se an."

Sie gingen hinauf. Beide Bäumchen waren von frevler Hand mitten durchgeschnitten und ihre Kronen lagen auf dem Wege.

„Aha? — das is de Antwort of de Steene! Meenste nich?"

Klose zuckte gleichgültig die Achseln in die Höh und bückte sich, nahm eine Krone auf und betrachtete den Schnitt.

„Der hats gekonnt" sagte er dann, trat an das Stämmchen zur Rechten und hielt den abgeschnittenen Teil auf den Stumpf.

Darauf untersuchte der Schuster die Entfernung des Schnittes vom Erdboden und prüfte sie an der Größe des Lahmen. „Deine Größe hat er gehabt."

Der Lahme maß seinen Freund mit den Augen, und Klose lachte mit geschlossenem Munde dazu.

„Er muß verdammt sicher gewesen sein," nahm er nach einer Pause den Faden der Mutmaßungen wieder auf und weidete sich sichtlich an der Verblüffung des Klumpen, der sich aufrichtete und nach einem schweren Atemzuge nichts hervorbrachte als ein beschwörendes, qualvolles Wort: „Schuster!"

„Was weeß ich, mit wem du alles Streit gehabt hast. Ein Feind vo dir is gewesen oder eens, das dich höhnern oder dir een Schabernack spielen wollte, cetera pee. Das ist deine Sache!"

Exner beugte sich nieder und sah Fußtapfen in dem betauten Grase, die halbverwischt waren durch aufgerichtete Halme. Seine große, braune Hand zitterte, wie sie so durch das Grün fuhr. Dann wühlte er wie geistesabwesend in den abgefallenen Baumblättern. Plötzlich knitterte etwas, und als er hinsah, zerdrückten seine Finger mechanisch einen weißen Zettel. Er richtete sich auf und starrte auf das Papier, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen.

„Was ist das?" frug gepreßt Klose.

„Da lies och amal," antwortete der Lahme mit mühsamer Beherrschung. Mit verstellter Handschrift, in lauter Großbuchstaben stand darauf: „Zum Freirichter Exner."

„Lies noch a mal," mahnte der Verhöhnte stockend und sein Gesicht sank in Schrecken ein.

„Es stimmt alles, alles, zu gut, zu gut stimmts.." murmelte er dann.

„Was denn?" frug Klose. Exner schwieg, nahm ihm den Zettel ab, sann einige Augenblicke, zerriß ihn dann und wandte sich zum Gehen. Er stieß mit dem Klumpfuß oft an die Steine des Weges; den Kopf kraftlos auf die Seite geneigt, hinkte er auf den Schuppen zu. Klose wollte zur Haustür hinein.

„Wohin gehst du?" frug der Lahme zurückschauend.

„Ich wills Deiner sagen."

„Meiner — Meiner? — ich dächt', Meine wüßt's schon."

Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen; er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Im Schuppen ging er wie betäubt umher, stellte ein Kartoffelhäckchen zehnmal wo anders hin, endlich erbrach sich seine Seele. Verächtlich schleuderte er das Holzscheit, das er gerade in der Hand hielt, von sich. Sicher schoß es vor seinen Augen zusammen. Marie hatte von Anfang an der Vergrößerung seines Besitzes widersprochen, nie recht zu ihm, ihrem Manne, sondern immer zu andern, vor allem dem Freirichter gehalten. Sie war sogar vor dem ersten Zank nicht zurückgeschreckt, um aus Rücksicht auf Wende die Anpflanzung der Turmpappeln zu verhindern.

Der Schuster hatte trotz seiner Sympathie mit Marie ohne Wissen niemand als sie mit dem Verdacht der Täterschaft beladen. Vorsichtig und langsam stellte der Klumpen den zerstreuten Holzstoß wieder auf und ging in die Stube. Die Essenszeit war herangekommen. Er dachte, daß es vier Stunden im Schuppen gedauert habe, und beobachtete unauffällig Marie, die mit unsicherer Hast, bleicher als sonst, ab und zu ging und vermied, mit ihren Augen den Blicken ihres Mannes zu begegnen, die sie auf sich ruhen fühlte.

„'s is dir schon recht, zerstoß dir meinetwegen de Beene," sann der Lahme, ihre Unsicherheit bemerkend, und langte nach dem Löffel, als der Schuster eintrat.

Um das Gespräch auf ein ruhigeres Gebiet zu führen, begann Klose die jüngste Schmugglergeschichte zu erzählen. Der Lahme hörte mit halbem Ohre zu, blickte in der Stube umher und schaute dann zum Fenster hinaus, sah die Blutbretter am Brunnen, warf den Löffel auf den Tisch und schrie unbekümmert um des Schusters Erzählung in dumpfem Zorne:

„Da soll man milde sein und sanfte, wenn eem so was passiert ei seim Hause!"

Marie ward rot und blaß, der Löffel in ihrer Hand zitterte. Sie öffnete den Mund zum Reden, brachte aber kein Wort über ihre Lippen.

„Karla," begann endlich Marie, „Guste hat mir gesagt, um was es sich handelt..."

Sie wurde von dem Eintritt des Postboten unterbrochen, der einen Brief vor den Lahmen legte und eilig verschwand.

Exner erbrach das Schreiben, sah eine Weile hinein, und da er des Lesens nicht recht kundig war,

reichte er das Papier dem Schuster. Dieser machte Miene, es Marie zu geben.

„Du liest!" rief Exner mit einer Leidenschaftlichkeit, der sich Klose fügen mußte.

Der Schuster las:

„Steindorf, den 17. Juni 1893.

Dem Feldgärtner Herrn Karl Exner zeige ich hierdurch an, daß binnen acht Tagen die Steine von meiner Wiese durch ihn oder seine Leute weggeräumt sein müssen, widrigenfalls ich gerichtlich gegen ihn vorgehen werde. In derselben Zeit sind von dem oben Genannten an mich zehn Mark zu entrichten als Schadenersatz für vernichtetes Gras auf eben dem Felde.

Joseph Wende, Freirichtergutsbesitzer."

Der Lahme saß eine Weile wie starr, riß dann mit rauhem Lachen den Brief aus den Händen Kloses und steckte ihn ein.

„Nach, Marie, biste denn nu endlich zufrieden?" frug er und sah sie mit verhaltenem Grimm an.

Dem jungen Weibe stürzten die Tränen in die Augen. Sie stand auf und taumelte hinaus. Der Lahme stieß den Tisch von sich und begann in der Stube erregt auf und nieder zu holpern.

Der Schuster war aschfahl geworden und stierte regungslos auf seine Hände, die vor ihm auf dem Tisch lagen, dabei kaute er an dem Schnurrbarte. Plötzlich, wie auf einen unvorhergesehenen Stoß, sprang er auf, riß die Mütze an sich und lief wie gehetzt davon.

* * *

Seit diesem Vorkommnis wurde der Schuster Klose nie wieder nüchtern, kam nicht mehr in das Haus seiner Mutter und mied auch das Gehöft des Lahmen. Er war wie von einem bösen Geiste besessen.

In Stuben benahm er sich scheu, als seien es Gefängnisse; vor allen Leuten mit geregelter Lebensweise hatte er einen Abscheu, wie wenn sie geheimen Verbrechen ergeben seien. Immer ging er gesenkten Hauptes einher, murmelte Unverständliches vor seine Füße, blieb oft stehen und begann unter leidenschaftlichen Armbewegungen mit einem Unsichtbaren Streit, den er mit renevollen Schlägen vor die Brust beendete, wie der Christ seine stille Andacht schließt.

Er hatte die halberloschenen Augen eines angeschossenen Wildes, und sein Gesicht erschütterte trotz der Verwahrlosung, denn es war ganz mager geworden, erdfarben und tief gefurcht, wie das Antlitz eines fanatischen Büßers.

Sobald er angetrunken war, verfiel er in einen Paroxysmus der Selbstpeinigung, schlug sich mit Fäusten, raufte sich die Haare, rannte durch Dornhecken und saß dann auf dem Felde, weinte, wehklagte und flehte zu Gott um Gnade mit weithinschallender, beschwörender Stimme, um dann wohl plötzlich aufzuspringen, durch die Gassen der Dörfer zu laufen und die Schar der Neugierigen um Lästerungen, Steinwürfe und Anspeien zu bitten.

In einer bewölkten Mondnacht wollte der alte Förster Knölle gesehen haben, wie er in weitem Bogen unter näselndem Selbstgespräch um das Höfchen des Lahmen geschlichen sei. Alle hielten ihn für verrückt, und einige meinten, die andauernde, außergewöhnliche Hitze sei viel schuld an dieser plötzlichen Verwirrung seiner Seele.

Die Hitze ging knisternd durch das notreife Getreide. Die Türme läuteten um Regen. In den Kirchen knieten zu allen Stunden Menschenhaufen und riefen in furchtsamem Glauben endlose Litaneien. Die Bildstöcke und Kapellen der Felder und Kreuzwege waren mit Kränzen behangen, Weiber kauerten auf Steinen davor und hoben die Hände empor, die Männer gingen vorüber und bekreuzigten sich. Der Geistliche trug das Allerheiligste in den Fluren umher, sprengte das geweihte Wasser aus und sprach in das Rauschen der bunten Kirchenfahnen den uralten Wettersegen: es war alles umsonst.

Die Erde klaffte in breiten Rissen, als schreie sie zum Himmel um Hilfe; die dürren Blätter fielen dichter, der Wald lag grau auf den Höhen und stöhnte von Zeit zu Zeit, als liege er in den letzten Zügen; die körnerlosen Schwingel des Hafers flatterten wie winzige Bettlersbeutel; den Vögeln war das Lied in der Kehle vertrocknet; die Hoffnungslosigkeit saß an den Wegen; in den Häusern webte die Verzweiflung und scheu begab man sich an die Ernte, als gälte es nicht Segen, sondern Fluch einzuheimsen und auf den Böden aufzuschichten, damit er des Lebens Speise werde.

In diese schwere Zeit fiel der Beginn des Prozesses, den der Freirichter gegen den Lahmen angestrengt hatte, weil sein Brief ohne Antwort geblieben war.

Exner lachte über die ersten gerichtlichen Zustellungen. Guten Mutes trabte er zum ersten Termin und dachte unterwegs an seinen kurzen siegreichen Kampf mit dem Grauen. Aber nach einer halben Stunde war in der kahlen Gerichtsstube sein strotzendes, heißes Recht arg mitgenommen. Die Feder des Schreibers durchstach es, von endlosen Reden ward es dünn gewalzt, von hinterhaltigen Finten beschmutzt. Es nutzte nicht viel, daß er es immer wieder trotzig aufstellte. Der Richter verwies ihm endlich sein ungebührliches Betragen und drohte mit Einsperrung, wenn er weiter durch beleidigende Ausfälle die Würde der Verhandlung verletze. Dann nahm das verwirrende Fragen und Reden seinen Fortgang. Am Ende war sein Recht ein Schemen geworden, und nur die Schlauheit des Rechtsanwaltes hatte ihn von einer vollständigen Niederlage errettet.

Zum ersten Mal in seinem Leben griff eine fremde Hand rücksichtslos in die Zirkel seiner Begierde. Er mußte sich dem Spruche Dritter fügen, die sich um ihn so viel wie um jeden anderen kümmerten. Und als er sich auf dem Heimwege sich die Einzelheiten der Verhandlung ins Gedächtnis zurückrief, fand

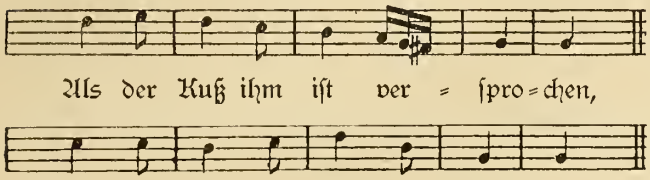
er, daß alles von Willkürlichkeiten und Verdrehungen nur so strotzte. Da kam er in einen wahren Rausch des Zornes und der Rache, der erst nach Tagen in eine Schwüle überging, die sich über sein ganzes Fühlen und Denken breitete und jener dumpfen Hitze sehr ähnlich war, welche seit Wochen die ganze Erde ausdorrte. Es war ein verborgenes Fieber, eine geheime Krankheit seiner gewalttätigen Seele.

Fortsetzung folgt.

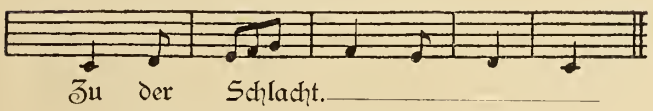
Aucasin und Nicolete

Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete

2. Fortsetzung. **Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert**



Den um eine Tonne Goldes
Aucasin nicht wieder auslöst,
Ruft er freudig nach den Waffen,
Und geschäftig bringt man sie.
Wirft den Kettenpanzer über,
Setzt den Helm auf seine Locken,
Prüft das Schwert mit goldnem Knauf
Und besteigt das edle Schlachtroß;
Und man reicht ihm Schild und Eisen.
Mustert noch des Bügels Stärke
Und ob er von rechter Länge.
Stolz und kühn sitzt er im Sattel.
Seiner Freundin still gedenkend,
Gibt dem Tiere er die Sporen,
Das sich bäumend sucht das Tor;
Und er kommt gerade recht



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Aucasin saß gewappnet auf seinem Rosse, also wie ihr es gehört und erfahren habt. Bei Gott, wie stolz er dasitzt, den Schild um den Hals, und den Helm auf dem Haupte, und die Säbelquasten an der linken Hüfte! Der Junker war groß und stark und schön und höfisch und wohlgestaltet; und kräftig und feurig war das Pferd, auf dem er saß, und der Junker hatte es gut gelenkt mitten durch das Tor hindurch. Nun glaubt ihr wohl, daß er daran dachte, Rinder und Kühe und Geißen zu erbeuten, und daß er einem Ritter zusetzte oder ein anderer ihm? Keineswegs, nicht daran dachte er, sondern war so mit Nicolete, seiner süßen Freundin, beschäftigt, daß er darüber die Zügel vergaß und welches zu tun ihm zukam; das Pferd aber, welches die Sporen gefühlt hatte, trug ihn mitten in das Gewimmel. So ritt er unter die Feinde, und die griffen von allen Seiten mit den Händen zu, um ihn gefangenzunehmen. Und rissen ihm Schild und Lanze ab und hatten ihn unversehens ergriffen und führten ihn fort. Machten auch unter sich ab, welchen Todes er sterben sollte; und Aucasin hörte es an!

„Ach, mein Gott," ruft er, „gütiger Schöpfer! Sind das meine Todfeinde, welche mich fortführen und mir schon den Kopf herunterschlagen wollen? Doch dann, wenn ich kopflos bin, werde ich nimmer zu Nicolete sprechen können, meiner süßen Freundin, welche ich über die Maßen liebhabe. Aber noch habe ich hier ein gutes Schwert und sitze auf einem guten und frischen Pferde; wenn ich mich nun nicht für sie zur Wehr setze, so möge Gott nicht zugeben, daß sie mich noch weiter liebhat!"

Der Junker war groß und stark, und feurig war das Pferd, welches er unter sich hatte. Und er griff zum Schwerte und begann zur Rechten und zur Linken um sich zu hauen, und spaltete Helme und Nasenschutz, und hieb Fäuste und Arme herunter und richtete ein Gemetzel unter ihnen an, wie ein Keiler, wenn ihn die Hunde im Walde stellen. So erschlug er ihrer zehn Ritter, und sieben verwundete er gar schwer. Und arbeitete sich durch das Gewühl hindurch und sprengte, das Schwert in der Faust, im Galopp zurück.

Der Graf Bougars von Valence aber hatte die Kunde erhalten, daß man Aucasin, seinen Feind, henken wollte, und kam deshalb auf diese Seite. Und Aucasin erblickte ihn sofort, nahm das Schwert in die Faust und spaltete ihm den Helm durch und durch, so daß sein Schwert bis tief in den Kopf hineindrang. Und der war so betäubt, daß er zu Boden sank; und Aucasin reckte den Arm aus und ergriff ihn und führte ihn gefangen an dem Nasenschutze des Helms fort und brachte ihn vor seinen Vater.

„Vater," spricht Aucasin, „hier ist Euer Feind, welcher Euch so heftig bekämpft und zugesetzt hat; zwanzig Jahre schon währt dieser Krieg, ohne daß er von einem Menschen beendigt werden konnte!"

„Lieber Sohn," sagte der Vater, „solch eine erste Waffentat mußtest du vollbringen und nicht an Törichtes denken!"

„Vater," entgegenet Aucasin, „speist mich nicht mit Redensarten ab, sondern haltet mir Euer Versprechen!"

„Ach, welches Versprechen denn, lieber Sohn?"

Fortsetzung folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Mein liebstes Buch

Die Lese fragt, welches mein liebstes Buch sei? Das ist endlich einmal eine richtig gestellte Frage; denn unter allen Büchern kann nur eines das liebste sein — nicht ein ganzer Haufe; wer noch wählen und zweifeln kann, welches unter mehreren sein liebstes sei, der ist gar nicht verliebt in sein Lieblingsbuch; der ist wie ein Pascha unter vielen Weibern oder doch wie der Esel zwischen zwei Heubündeln.

Deshalb beantworte ich Ihre Frage gerne, hauptsächlich weil ich wünschte, daß mein Lieblingsbuch auch das liebste werde für jeden deutschen Mann und für jede deutsche Frau; es ist Goethes Faust.

Als Jüngling trug ich ihn im Rucksack, und bei erzwungenem Kirchenbesuch las ich ihn als Gebetbuch und habe mehr Frömmigkeit und Religiosität daraus geschöpft, als aus jenen wunderlichen mit bischöflicher Approbation herausgegebenen Gebetbüchern, die mir nie etwas sagten. So lange ich jugendliche Empfänglichkeit besaß, schuf jede beliebige Stelle aus „Faust" mir eine neue Welt; jetzt da ich älter bin und meinen Faust fast satzweise kenne, schlage ich für meine jeweilige Stimmung die entsprechende Stelle des Dramas auf und finde in diesem unergründlichen Werke fast immer den denkbar vollkommensten poetischen Ausdruck für jedes Erlebnis, für jeden Gedanken.

Manchen Freund hat ein unerbittlicher Tod mir geraubt; dies Buch kann mir nicht wegsterben, so viele Exemplare ich auch im Laufe von 40 Jahren zerlesen habe — es ist ein unsterblicher Freund. Deshalb faßte mich ein so bitterer Grimm, als ich einst las, daß eine hohe Kirchenbehörde einem Seminaristen seinen Faust konfisziert, und den ihrer Erziehung anvertrauten Jüngling ob solcher Lektüre verwarnt habe; eine Verstümmlung der Seele schien mir diese Untat. Verstümmelt in Gottes Namen, wenn Euer Gottesdienst es so verlangt, die Körper; die Seele aber lasset frei. Ohne seinen Faust ist der heutige Deutsche kein moderner, kein ganzer Mensch; mit ihm ist der Aermste ein Fürst im Reiche der Geister. Wenn jemals ein deutscher Maecen seinem Volke ein Nationalgeschenk machen wollte, es müßte sein: Ein Exemplar von Goethes Faust für Jedermann.

Einsender: Dr. Carl Brockhausen, Univ. Prof., Wien.

Welches ist dein liebstes Buch?

Ja, diese Frage ist sehr schwer zu beantworten. Denn ich liebe alle guten Bücher und vor allem sind mir meine Bücher alle liebe Freunde. Jeder Mensch soll über den Augenblick nach etwas Größerem streben. Kunst, Literatur, Theater, Musik sind u. a. unentbehrliche Mittel zur Erreichung dieses Zieles.

Für den Unbemittelten sind aber gerade diese Genüsse schwer erreichbar. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, ich bin von Beruf Maurer, gestatten z. B. äußerst selten einen Gang ins Theater. Als Ersatz hierfür greife ich zu meinen Büchern. Will ich mir jedoch einen besonderen Genuß verschaffen, dann greife ich aus meinem vierbändigen Goethe den ersten Band, die Gedichte heraus, setze mich in einen stillen Winkel und lese darin. Ich habe noch niemals einem Gottesdienst in der Kirche beigewohnt; ich bin konfessionslos. Aber ich denke mir, der Gläubige kann in der Kirche nicht in eine höhere oder glückseligere Stimmung kommen, als ich beim Lesen der Goetheschen Gedichte. Wenn ich diese Gedichte lese, glaube ich Saiten meines eigenen Herzens schwingen zu hören. Ich wandere mit Goethe durch den Weltenraum, er zeigt mir die Geheimnisse der Natur. Er erzählt mir auch von den großen Fragen der Menschheit und erweckt in mir immer wieder die Sehnsucht nach voller Erkenntnis von Gott und Welt. Meine Empfindungen beim Genießen der Gedichte sind so eigentümlich, daß ich kaum die richtigen Worte zur Wiedergabe finde. Ich halte es hier mit Goethe: „Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unseren Verstand immer unendlich: es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden."

Einsender: Wilhelm Koch, Maurer, Magdeburg.

Aus der Jahreszeit

Der April

Der April, der einst mensis novarum hieß, ist der wahre Monat des Humors. Regen und Sonnenschein, Lachen und Weinen trägt er in einem Sack, und Regenschauer und Sonnenblicke, Gelächter und Tränen brachte er auch diesmal mit und manch einer bekam sein Teil. Ich liebe diesen janusköpfigen Monat, welcher mit einem Gesicht grau und mürrisch in den endenden Winter zurückschaut, mit den anderen jugendlich fröhlich dem nahen Frühling entgegenlächelt. Wie ein Gedicht Jean Pauls greift er hinein in seine Schätze und schlingt in-

einander Reif und keimendes Grün, verirrte Schneeflocken und kleine Marienblümchen, Regentropfen und Veilchenknospen, flackerndes Ofenfeuer und Schneeglöckchen, Aschermittwochsklagen und Auferstehungsglocken...

Aus Wilhelm Raabe „Die Chronik der Sperlingsgasse".

Der Säer

Gott segne mir den Mann
in seinem Garten dort! — Wie zeitig fängt er an,
ein lock'res Beet dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
dem Winter von den hagren Seiten,
der stürmend floh und hinter sich auf's Land
den Nebelschleier warf, der Flur und Au
und Berg in kaltes Grau
versteckt, da geht er ohne Säumen —
die Seele voll von Ernteträumen —
und sät und hofft.

Goethe.

Säerspruch

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung!
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
Hier eins, das durch die Scholle bricht.
Es hat es gut. Süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt,
und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

C. F. Meyer.

Der Stieglitz

Ein armer Bergmann verdiente sich mit Vogelfangen manchen Groschen. Sein kleiner Sohn, ein Junge von elf Jahren, fand auch viel Gefallen daran und machte sich oft mit dem Stellbusch allein fort und fing auch öfters was. Einmal, als er schon den ganzen Morgen vergeblich aufgestellt hatte, kam ein Stieglitz, setzte sich ganz gemütlich auf die Leimrute und ließ sich fangen. Er zuckte noch nicht einmal, als der Knabe hinkam und ihn abnahm. Darauf ging der Junge nach Haus, steckte den Vogel in ein Häuschen und hing ihn an die Wand, Mohn und Wasser tat er natürlich erst ein. Am andern Morgen, als der Knabe den Vögeln allen Futter gibt und an den Stieglitz kommt, liegt auf dem Boden des Vogelbauers ein goldenes Ei, so groß wie ein gewöhnliches Stieglitzei. Er nahm's heraus und gab es am Abend dem Vater; da war denn große Freude. Den andern Abend ging der Bergmann mit dem Ei, das pures Gold war, zum Goldschmied und bekam riesiges Geld dafür. So ging's einen Tag und alle Tage ein Vierteljahr lang. Danach fängt der Stieglitz plötzlich an zu reden und sagt: „Ich habe euch ein Vierteljahr lang Eier gelegt, dadurch seid ihr sehr reich geworden; jetzt muß ich aber wieder fort. Nun muß ich wieder hinaus und stellt keine Vögel wieder, sonst verschwindet der Reichtum wieder wie der Tag." Sie lassen ihn wieder hinaus, husch ist er fort. Die Familie aber blieb reich, weil sie die Worte, die der Stieglitz gesprochen, treulich befolgte und nicht weiter Vögel stellte.

Anmerkung: Es ist die Zeit, da die Vögel heimkehren. Gute Menschen fangen keine Vögel und käfigen sie nicht.

Im Volksdienst

Studentenschaft und soziale Arbeit

Professor Sieper hat vor der Freistudentenschaft in München folgende Leitsätze über die soziale Betätigung der akademischen Bürgerschaft aufgestellt:

1. Soziale Arbeit ist Pflicht für jeden; materielle Zuwendungen allein tun es nicht. Was not tut, ist persönliche Arbeit, der sich jeder, soweit ihm Berufs- und Lebensumstände gestatten, mit Ernst und Hingebung zu widmen hat. Hauptsächlich besteht die Pflicht sozialer Arbeit für diejenigen Kreise, die nach Geburt und Erziehung berufen sind, die Führer des Volkes zu sein, also für die akademisch gebildeten Kreise.

2. Nur derjenige ist berufen, an der Volkswohlfahrt erfolgreich zu arbeiten, der das Volk kennt. Um das Volk kennen zu lernen, muß man eine ausgiebige Zeit mit dem Volke leben; nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich dem Volke nähertreten, an seinen Leiden und Freuden teilnehmen. Nicht Herablassung, sondern selbstlose Freundschaft tut dem Volke not.

3. Die soziale Arbeit bezweckt nicht bloß die materielle, sondern auch die geistige Hebung des Volkes. Zu den unveräußerlichen Rechten des Volkes gehört auch der Anteil an geistigen Gütern, an den Genüssen, die uns Natur, Kunst und Wissenschaft zur Verschönerung und Veredelung unseres Lebens bereiten. In England hat man bereits seit einem halben Jahrhundert mit der Anschauung gebrochen, daß diese Genüsse nur das Vorrecht einzelner Auserwählter sind. Man hat mit der Demokratisierung der Kunst und Wissenschaft Ernst gemacht. Ruskin und Morris waren die Bannerträger jener edlen Männer, die der geistigen Not des Volkes helfen wollten.

4. Die Volksbildung muß sich hüten, die Schätze des Wissens und der Kunst kritiklos der All-

gemeinheit zugänglich machen zu wollen. Es kommt darauf an, das Bedürfnis nach geistigen Genüssen in den Massen zu wecken und zu fördern. „Macht diese Leute" — so predigt Sir Walter Besant in seinem berühmten Roman „All sorts and conditions of man" — unzufrieden mit ihrem Jammerdasein! Zeigt ihnen, daß es ein anderes, besseres Leben gibt, erweckt in ihrem Herzen die Sehnsucht nach diesem Leben." Nur wo das Bedürfnis, der Hunger nach geistiger Nahrung vorhanden ist, wird unsere Unterweisung auf einen fruchtbaren Boden fallen. Geistige Nahrung mundet und nährt, wenn sie dem Hungrigen gereicht wird, sagt Ruskin.

5. Die geistige Hebung des Volkes hat die wirtschaftliche und soziale zur Voraussetzung. Jede ernstgemeinte Arbeit an der Volksbildung führt zur Bundesgenossenschaft mit den Vorkämpfern für soziale und wirtschaftliche Reform. Ruskin und Morris, welche der Welt das Evangelium der Schönheit verkündigten und ihrem Volk die Segnungen der Kunst zugänglich machen wollten, endigten folgerichtig als soziale Reformer. Erneuerung unserer Erziehung, Gesundung unseres wirtschaftlichen Lebens, Verbesserung der Existenz und Arbeitsbedingungen; in diese Forderung klang ihre Botschaft aus.

6. Die soziale Arbeit der akademischen Kreise muß selbstlos sein, still entsagungsvoll, ohne Aussicht auf Ruhm und Lohn getan werden. Sie hat die bestehenden Organisationen zur Hebung der Volkswohlfahrt nach Möglichkeit zu respektieren und sich, wo es der gute Zweck erfordert, in den Dienst dieser Organisationen zu stellen. Es handelt sich nicht darum, Entdeckungen zu machen, sondern Erfahrungen zu sammeln. Ruhiges, maßvolles Vorgehen kann allein auf Erfolg hoffen.

7. Die selbstlose soziale Arbeit ist nicht ohne Nutzen auch für den Gebildeten, der sie ausübt. Sie bietet ihm die einzige Gelegenheit, mit dem Volke in wirksame Berührung zu kommen und bereitet dadurch den Boden für ein gesundes Gemeinsamkeitsgefühl der so weit getrennten Klassen. Sie führt uns freilich zu Entdeckungen auf dem Gebiete des Bösen, aber auch zu unerwarteten Erfahrungen auf dem Gebiete des Guten und erweitert und vertieft unser menschliches Leben und Verstehen. Die soziale Arbeit bietet auch ein gemeinsames Arbeitsfeld für die nach Beruf, sozialer Stellung und Konfession getrennten Glieder der gebildeten Klassen, gibt ihnen das Gefühl der Gemeinsamkeit und ist darum von ungeheurem Werte für das politische und nationale Leben.

Die Macht der Technik

Das pochende Haus

Von Artur Fürst

Durch die Straßen von Rom läuft ein eiserner Draht. Der blaue südliche Himmel strahlt auf ihn herunter, ein sanfter Wind, der durch dunkle Haine fächelt, läßt auch ihn leis erbeben. Der Draht übersteigt den Apennin, durchquert Oberitalien und steigt langsam hinauf zu den Schneeregionen der Hochalpen. Er überspannt ungeheure Abgründe, klettert, ein kühner Steiger, scharfe Hänge hoch hinauf, überschreitet Seen und Flüsse, sieht den munteren Volksreichtum westdeutscher Städte, langweilt sich in Einöden und steckt seine langen hölzernen Füße endlich in den Sand der Mark Brandenburg. Ein anderer Draht blinkt aus dem gelben Dunst des Londoner Nebels, schaut die Klippen der englischen Ostküste, sinkt zum Erstaunen der Polypen und Tintenfische auf den Grund des Meers, steigt wohlbehalten bei Emden wieder ans Land und spannt sich nun über deutsche Auen. Unter den Bohlen der alten Brücke in Konstantinopel liegt wieder solch ein Metallfaden eingebettet, ein anderer überquert rasch den Newsky-Prospekt, um sich durch schmutzige Russendörfer zur deutschen Grenze zu wenden, ein anderer kommt aus der Mitte von Paris.

Wir stehen im Keller des großen Hauses an der Ecke der Französischen- und der Oberwallstraße in Berlin. An der Ziegelwand steigen aus der Erde Grund Drähte, Drähte und Drähte empor. Wir befinden uns im Untergeschoß des Berliner Haupttelegraphenamts. Mehr als fünfhundert Drähte laufen hier zusammen, hier ist der Mittelpunkt Europas.

Was in dem Kellerraum nur ein wirres Gewebe toter Eisenstränge ist, wird lebendiges Leben in dem ungeheuren, wimmelnden Saal darüber.

Dieser ganze Raum pocht!

Ein kurzes, scharfes, rhythmisches Schlagen wie der Puls von tausend Herzen tönt von allen Tischen, aus allen Winkeln, und vereint sich zu einer gellenden Melodie: dem wilden Lied des modernen Verkehrs. Was der Süden Europas dem Norden, und der Osten dem Westen eilig erzählen will, muß zum größten Teil diesen Saal passieren, ebenso geht hier alles hindurch, was Berlin an telegraphischen Nachrichten aussendet und empfängt. Was Millionen von Herzen im Umkreis von vielen hundert Meilen bewegt, das pochen die Apparate hier aus. Wer ihre Sprache versteht, kann einen großen Teil des Lebens im wichtigsten der Weltteile in diesem Saal verfolgen.

In einer nüchternen Zahl ausgedrückt, sind es nicht weniger als 85000 Telegramme, die das Haupttelegraphenamt täglich zu bewältigen hat. Fast genau die Hälfte davon fällt auf den Berliner Ver-

kehr, der andern Hälfte dient Berlin nur als Durchgangsstation. Das Problem der Raumüberwindung scheint hier vollkommen gelöst.

An einem Tisch sitzen zwei Beamte gegenüber, von denen der eine ständig nach Potsdam, der andere nach Christiania telegraphiert. Beide vollziehen mit der gleichen Mühelosigkeit genau dieselben Manipulationen, es ist vollkommen nebensächlich, daß zwischen ihren Arbeitsplätzen und den beiden Orten, mit denen sie verkehren, einmal nur die unschuldige Strecke der Potsdamer Chaussee, das andere Mal gewaltige Gebiete zweier Reiche und das Meer liegen. Sie haben ein kleines Klavier mit schwarzen und weißen Tasten vor sich; wenn sie die Taste a niederdrücken, erscheint an der Empfangsstation auf einem schmalen Papierstreifen klar und deutlich in lateinischer Letter gedruckt der Buchstabe a. Ist die ganze Depesche auf dem Klavier zu Ende gespielt, dann hat der empfangende Beamte nur noch nötig, den bedruckten Papierstreifen auf das Formular zu kleben. Die Depesche ist zum Austragen fertig.

Dieses Wunder wird durch Vermittlung nur eines Drahtes vollzogen und der Wundertäter ist der Hughes-Telegraph. Nur durch sein überaus schnelles Arbeiten, das allerdings nicht immer von Fehlern frei ist, wird es möglich, den kolossalen Verkehr, der sich heute auf einzelnen Linien zusammendrängt, zu bewältigen. An einigen Stellen freilich versagt auch er. Und darum sind auf den beiden am stärksten belasteten Leitungen: Berlin-Frankfurt a. M. und Berlin-Hamburg, neuerdings noch besondere, höchst erstaunliche Einrichtungen getroffen worden.

Der Murray-Schnelltelegraph wird nicht mehr mit der Hand betätigt, er ist eine Maschine zur Nachrichtensendung. Bei ihm wird das Pochen so rasch wie der Herzschlag bei heftigstem Fieber. Ein schmaler Papierstreifen, der vorher mit Löchern versehen worden ist, wird in das Maschinchen hineingetan, und nun jagt der Apparat mit ungeheurer Geschwindigkeit den Streifen hindurch, wobei zu gleicher Zeit in Frankfurt oder in Hamburg wieder ein Streifen in derselben Weise gelocht wird.

Und nun kommt das Wunderbarste. Das empfangende Amt steckt den erhaltenen Lochstreifen in eine Schreibmaschine. Diese setzt sich mit lebhaftem Pochen in Bewegung und mit einer Geschwindigkeit, die keine noch so gewandte Stenotypistin erreichen kann, übersetzt die Maschine die Löcher in lateinische Schrift. Sie druckt von dem Streifen die Telegramme sogleich zum Ausgeben an das Publikum bereit auf die Formulare. Die Typen prasseln dabei wie Gewehrfeuer auf die Walze.

Mit dem Murray-Apparat können 100 Worte in einer Minute von Berlin nach Hamburg oder nach Frankfurt befördert werden, und dabei ruht dieses rasende Pochwerk keinen Augenblick. In einer Periode schwerer Betriebsstörungen durch einen Schneesturm haben die tüchtigen Apparate das ganze Haupttelegraphenamt sozusagen gerettet. Ihre Leitungen waren unbeschädigt geblieben, und so ließ man alle möglichen Telegramme von hier aus erst einmal an den Main oder an die Elbe reisen, von wo aus alle Wege wieder offen standen. In jener Zeit der Not hat jeder der Murray-Apparate ungefähr 6000 Depeschen täglich befördert.

Gemütlicher geht es an jenen Arbeitsplätzen zu, die mit verkehrsärmeren Orten in Verbindung stehen, so z. B. mit Allenstein oder mit Gera. Da läßt noch der alte brave Morse-Apparat seinen dünnen Pochton hören. Langsam, aber sicher erscheint die Depesche in der bekannten Punkt- und Strichschrift auf dem Papier, und der Beamte malt die Worte mit gespitztem Blaustift in schönen Zügen auf das Formular.

An sehr vielen Stellen aber fehlt der Papierstreifen für die Morseschrift ganz. Es findet gar keine Aufzeichnung des Telegramms mehr statt, sondern der Beamte ist nur auf das Ohr angewiesen. Aus dem längeren und kürzeren Pochen des in ein schallsammelndes Holzkästchen hineingebauten Morse muß er die telegraphierten Worte erkennen, was denn auch für jeden Geübten eine Kleinigkeit ist. Wer den Saal zum ersten Mal betritt, hört freilich nur einen einzigen zuckenden Schlag, der von allen Apparaten zusammen erzeugt wird.

In einer Ecke des Raumes befindet sich ein Allerheiligstes. Hier ist jener 90 000 Kilometer lange Telegraphendraht hindurchgeleitet, auf dem London direkt mit Indien verkehrt. Er läuft über Berlin nach dem südlichen Rußland, über Odessa und die Krim, durchquert den Kaukasus, berührt dabei Tiflis, erreicht Persien bei Täbris, läuft über Teheran, sinkt bei Abuschehr in die Tiefe des Persischen Golfs und erreicht endlich Indien an der Grenze von Belutschistan in Karachi. Es ist eine der größten Ueberlandlinien der Erde. Berlin ist eine Relaisstation zur Zuführung neuen Stromes, doch kann unser Amt auch direkt mit Teheran verkehren. Man kann mit dem Ohr die Telegramme verfolgen, die von Karachi nach London laufen. Ganz zart nur noch und leise läßt der in Indien erzeugte Impuls in Berlin einen kleinen Hebel pochen, der seinerseits nun dem Londoner Beamten die Nachricht zuspricht.

Es kann kaum ein Schauspiel von überwältigenderer Großartigkeit geben, als wenn man die Bewegung dieses kleinen Hebels sieht. Im unendlich fernen Land der goldenen Träume drückt eine Menschenhand eine Taste nieder, und durch Meere und über Erdteile, durch sonnenglühende Steppen und über tiefverschneite Gebirgsplateaus hinweg wird im gleichen Augenblick mitten in Deutschland diese Bewegung kund. Welch ein Sieg des Menschengeschlechts über den Raum! Und doch, wie schwach sind wir siegreichen Raumüberwinder wieder einem so kleinen Objekt gegenüber wie einem Telegrammformular. Aus Petersburg nimmt der Beamte am

Hughes-Apparat in Berlin sehr rasch eine Nachricht auf. Denn wir haben es verstanden, das Objekt des auf Papier niedergeschriebenen Wortes in körperlose Stromimpulse zu verwandeln. Von Petersburg bis zu dem für die russische Hauptstadt bestimmten Hughes-Apparat in Berlin ist darum nur ein ganz kurzer, einfacher Schritt. Viel schwieriger ist der Weg, von diesem Ort, wo das Telegramm nun fertig aufgeklebt und wieder in einen Körper verwandelt vorliegt, bis zu der Austragstelle im Saal nebenan.

Wie laufen die Boten von Platz zu Platz und sind doch so viel langsamer, als die Elektrizität! Wie eilig falten fleißige Finger die Depeschen, tun sie in Metallbüchsen, werfen sie in gähnende Höhlungen und senden sie mit Puffen und Knallen durch Rohrpostleitungen hindurch! Wie hurtig fahren die automatisch funktionierenden Wägelchen einer zierlichen Seilbahn überall durch den Saal, um Telegramme zu sammeln! Und ich wette, daß es trotz all dieser Vorkehrungen, die vortrefflich erdacht sind, doch länger dauert, bis der Weg von einem Saal des Amts zum andern gemacht ist, als Zeit notwendig war, um die Nachricht von den Pyrenäen oder dem Balkan bis nach Berlin zu blitzen. Elende Tücke des Objekts! —

Niemals gibt es eine Zeit, in der die Apparate im Haupttelegraphenamt ohne Material sind. Tag und Nacht müssen sie pochen. Der Windhund Nachricht hat keinen Augenblick Ruhe; immer gibt es einen Ort zu dem er dringend laufen muß.

Und doch gibt es fünf Minuten am Tag, wo er still niederliegen muß. Von drei Minuten vor acht bis zwei Minuten nach acht morgens ruht täglich jeder telegraphische Betrieb im gesamten Deutschen Reich.

Es ist dies die heilige Zeit in der Welt der Drähte.

Still und erwartungsvoll steht zu dieser Stunde an jeglichem Telegraphenapparat Deutschlands ein Beamter. Und punkt acht Uhr schwirrt durch alle Drähte ein Stromimpuls, und überall pochen die Hebel kurz und scharf an.

Das ist das Uhrenzeichen.

Im ganzen Reich werden danach die Zeiger gerichtet. Im Berliner Haupttelegraphenamt steht eine astronomisch genau gehende Uhr. Durch sechs riesige Umschalter werden kurz vor acht Uhr sämtliche Leitungen des Amts an einen in ihrem Werk befindlichen Kontakt geschaltet. Und automatisch gibt sie dann allen kund, daß es jetzt bis auf Bruchteile einer Sekunde genau acht Uhr ist. Kurz darauf quittieren alle Beamten im Reich durch ein bestimmtes Zeichen nach Berlin, daß sie das Uhrenzeichen empfangen haben. Das ist zugleich eine Bekundung darüber, daß alle Leitungen in betriebsfähigem Zustand sind.

Nun beginnt die Tagesarbeit in diesem Haus, an dem wir alle in Deutschland ein lebhaftes Interesse haben. Denn was dort unaufhörlich pocht und pocht, das kann jeden Augenblick an unsere eigene Türe pochen. Siehe Wegweiser.

Schalkserke

Vom dicken fetten Pfannenkuchen

Altes Märchen

Es waren einmal drei alte Weiber, welche gern Pfannekuchen essen wollten; da gab die erste ein Ei dazu her, die zweite Milch und die dritte Fett und Mehl. Als der dicke fette Pfannekuchen fertig war, richtete er sich in der Pfanne in die Höhe und lief den drei alten Weibern weg und lief immerzu und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da begegnete ihm ein Häschen, das rief: „Dicke fette Pfannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dre olen Wiewern entlopen, un schölle di Häschen Wippsieert nicht entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam ein Wolf herangelaufen und rief: „Dicke fette Pfannekauken, blief stahn, eck will di fräten." Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen un Häschen Wippsieert, un schölle di Wulf Dicksieert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam ein Reh herzugesprungen und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten." Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, Häschen Wippsieert, Wulf Dicksieert un schölle di Rick Blixsieert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam eine Kuh herbeigerannt und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, Häschen Wippsieert, Wulf Dicksieert, Rick Blixsieert, un schölle di, Ko Swippsieert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam eine Sau dahergefegt und rief: „Dicke fette Pannekauken blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, Häschen Wippsieert, Wulf Dicksieert, Rick Blixsieert, Ko Swippsieert, un schölle di, Su Haff, nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kamen drei Kinder daher, die hatten keinen Vater und keine Mutter mehr und sprachen: „Lieber Pfannekuchen, bleib' stehen! Wir haben noch nichts gegessen den ganzen Tag!" Da sprang der dicke fette Pfannekuchen den Kindern in den Korb und ließ sich von ihnen essen.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

Vom Herausgeber

V

Endlich — ist das Buch erschienen, das kommen mußte: das Buch gegen Wagner. Und es kommt von einer Seite und in einer Form, so sauber und eindringlich, so gut und stark geschrieben, als gäbe es doch ein Gewissen der Zeit und als suchte sich dieses für so schwierige Dinge recht bedacht den rechten Mann. Es ist doch kein Hohn, an gesunden Fortschritt zu glauben. Es stimmt doch, was ich hier oft genug als Hauptzeichen unserer Zeit genannt habe: daß wir in einer Periode der Selbstbesinnung und Nachprüfung sind.

Wir haben im vertrauten Kreise öfters über den Fall Wagner gesprochen, wann wohl die Reinigung kommen werde, der endlich notwendige Rückschlag auf die widerliche Bayreuther Mache, auf diese einzig dastehende Blendung der Welt. Wer würde es wagen — nach Nietzsches schon historisch gewordener Absage, die aber doch nicht hinderte, daß Wagnerfanatiker wie die Pilze aufschossen (weil sie die geniale Abkehr eines Einzelnen schien, während es jetzt die Geschmacksverirrung breiter Kreise zu enthüllen galt) —: wer würde es wagen, dachten wir, in dieses Wespennest zu greifen? das Häßliche, Lächerliche, Verschwommene, Wirre anzupacken, das zum Falle Wagner gehört? wie es wohl möglich wäre, ohne sich ins Unrecht zu setzen oder sich zu beschmutzen, alles mit rechten Namen zu nennen, endlich wieder Ordnung zu bringen in das Kunsturteil, die unendliche Summe von Unrecht bei Seite zu schaffen, die die Wagnerianer in die Welt gesetzt haben?

Emil Ludwig, der das wertvolle Buch über Bismarck geschrieben hat, der feine Denker und gute Stilist, hat für uns alle den Mut gehabt und das Dokument geliefert, das den Nichtwagnerianern erlaubt, ihre Meinungen zu bekennen — was ja schon fast nicht mehr erlaubt war. Als ich vor Jahresfrist an andrer Stelle den Tristan die größte Parodie auf die Liebe nannte, oder ein ander Mal, als ich schrieb, daß Beethovens reine Musik erlöst, Wagner aber verwirrt und vergewaltigt, oder als ich mich dagegen wandte, daß diese Musik deutscheste Kunst sein soll, da regnete es Zuschriften von vielen Entrüsteten und wenigen Zustimmenden. Emil Ludwig sagt mit Recht, daß es an der Zeit ist, „jene Schar von Entzauberten sichtbar abzusondern" — soll doch die kommende Jahrhundertfeier darin gipfeln, daß die Büste Wagners neben der Bismarcks in der deutschen Walhalla aufgestellt wird.

„Wagner oder die Entzauberten" (Verlag von Felix Lehmann, Berlin) ist meisterlich geschrieben; nicht einmal eine Kampfschrift, eine ruhige Feststellung. Mit unerbittlicher Konsequenz, in deren kühlen Ton nur hie und da Mitleid und Liebe leise hineinspielt, wird dem großen Hexenmeister in die Kulissen geleuchtet. Viele von uns Entzauberten oder nie Verzauberten wußten Manches von dem Gesagten; aber zusammengetragen und aufgebaut, wie es hier ist, wirkt es unheimlich. Nur einige Beispiele: der Journalist Wagner ist Einem aus seinen Schriften bekannt; daß er aber so rücksichtslos für sich und gegen Andre geschrieben hat, wie Ludwig es aufdeckt, dafür fehlt Einem die parlamentarische Bezeichnung. Daß er ein Genie darin war, Mittel flüssig zu machen, weiß man auch; daß er aber solche Unsummen an sich gerissen hat, wie man hier erinnert wird, läßt ihn uns wie einen Vampyr erscheinen — hundert hungernde Musiker könnten davon ihr Leben lang leben. Daß er der Theatraliker unter den Komponisten ist und sein Wort-Ton-Drama eine Sackgasse in der Entwicklung, erkannten die Ruhigen längst; nie aber wurde das Erotische seiner Musik, das Propagandistische, Theoretische, Theatralische, Undeutsche seines ganzen Lebenswerkes so deutlich enthüllt. Es bleibt genug übrig, um Wagner als musikalisches Genie zu ehren; doch mußte endlich dagegen Front gemacht werden, daß das Wagnertum zu einer musikalischen Lehre auswuchs, die alles Andere erdrückte und sich allein das Recht vorweg nahm, die beste und die einzig richtige Musik zu sein.

Wer aber von unsern Kulturkritikern wird es wagen, für dieses Buch einzutreten? Die Musikkritiker schon gar nicht. Schon höre ich sie sagen: Ludwig ist kein Fachmann; er versteht den Musiker Wagner nicht. Als ob das Verständnis für das Wesen einer Kunst den Fachleuten vorbehalten wäre. Ich finde es grade fein, daß Ludwig den Menschen und Künstler Wagner analysiert, den Musiker den Fachleuten überläßt. Aber wehe, unter den Wagnerianern sind Berserker. Und unsere Bühnen kommen ohne Wagner nicht mehr aus; und was sind unsere Sänger und Dirigenten ohne Wagner? Sie alle zehren von Wagner und müssen Emil Ludwig steinigen. Dieser aber will diesen allen nicht nahe treten; sondern sein Werk ist nur die notwendige Reaktion auf die Überschätzung Wagners, die nicht nur der zeitgenössischen Musik feindlich, sondern bereits kulturschädlich wirkte. Es ist eine Befreiung für uns, eine Warnung für die Andern, eine Lektion für die nächste Generation.

Die Wunder um uns

Ein eigenartiges Buch legt das Deutsche Verlagshaus Vita, Berlin-Charlottenburg, auf unsern Büchertisch. „Die Wunder um uns" heißt es und Artur Fürst schreibt darin über ein pochendes Haus, einen denkenden Fahrstuhl und ähnliche Merkwürdigkeiten. Ein Märchenbuch! Ja, aber Märchen, die in unseren Tagen des beschleunigten Fortschritts zu realen Tatsachen erwachsen sind. Wir haben darüber in den Zeitungen gelesen, sie in unserm Gedächtnis registriert, aber erst beim Versenken in die Einzelheiten und Konsequenzen geht uns die Größe auf, welche in all den technischen Errungenschaften der Neuzeit liegt. Dazu will Führer sein dieses Buch, das für Laien geschrieben, auch in der Erläuterung einfach und klar ist, ein nicht genug zu schätzender Vorzug. Dem ästhetisch zarter Besaiteten, den technische Dinge zu sehr an den „häßlichen Alltag" erinnern, wird durch das Buch vielleicht die ungeheure organisch-künstlerische Schönheit aufgehen, die trotzdem darin lebt. Er betrachte in dem Artikel „Die Burg in Tegel", die ästhetisch befriedigende Fabrikanlage und „Das Fabrikhaus als Burg". Man kann es nicht oft genug aussprechen, daß die Technik der neuen Kunst eine Renaissance bringen wird und muß, wie die ausgegrabene Griechenwelt der mittelalterlichen Kunst. Wir stehen nicht am Anfang, sondern mitten drin in dieser Entwicklung und jeder Gebildete muß, wie die Wunderwelt der Poesie, auch die der scheinbar toten Dinge kennen. „Dieses auch ist Poesie". In diesem Sinne ist das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Buch (Preis gebunden 6 Mark) ein wahrhaft poetisches Buch. O. Kr.

Gedenktafel

Am 12. April 1839 wurde in Brüssel der Bildhauer und Maler Constantin Meunier geboren. Er ist der erste Künstler, der den Rhythmus der Arbeit in der Kunst festgehalten hat. Sein Hauptwerk ist das monumentale Denkmal der Arbeit, dessen Aufstellung in Brüssel seinerzeit leider verhindert wurde und das bis heute in seiner Gesamtanlage noch keine Stätte gefunden hat.

Am 12. April 1888 starb in Cannes Ludwig Nobel, der Erfinder des Dynamits und der Stifter des Nobelpreises.

Am 14. April 1871 nahm der Reichstag die deutsche Reichsverfassung an.

Am 15. April starb in Königsberg der Dichter Simon Dach. Ein Lied von ihm, „Ännchen von Tharau", ist Volksgut geworden und wird noch heute in ganz Deutschland gesungen.

Am 17. April 1790 starb der nordamerikanische Staatsmann Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters.

Am 18. April 1873 starb in München der Chemiker Justus v. Liebig.

Nachrichten

In Rom hat sich ein internationales Komitee gebildet, das den Kinematographen und die damit verbundene Filmindustrie auf ein höheres Niveau stellen will.

Der Volkslesehalle der Firma Deinhardt & Co. in Coblenz hat der verstorbene Gründer der Firma, Geheimrat Wegeler, 1 500 000 Mk. vermacht.

Der amerikanische Multimillionär Rockefeller junior stiftete 40 Millionen Mark zur Bekämpfung des Mädchenhandels.

Lesepost

Unser Prämienausschreiben

Charakteristik des Einlaufs

II

Der Schriftsteller Wolfgang Kemter in Dornbirn (Vorarlberg) nennt mit schön gesetzten Worten als sein liebstes Bild, Defreggers „Letztes Aufgebot". — Walli v. Chrzanowska in Frankfurt a. O. gibt als liebstes Buch an: „Schiffe, die Nachts sich begegnen" von Harraden; Victor Bode in Berlin dagegen „Die Bibel" und zwar zieht er die bei Westermann herausgegebene Ausgabe von Lehmann und Petersen allen andern vor. Ueber sein liebstes Bild und sein liebstes Lied kann er sich nicht entscheiden, da er zu viele „Lieblinge" hat. — Bernhard Ernst v. Januszkiewicz gesteht, daß ihn nie ein Werk so ergriffen und erschüttert hat wie Dostojewskjs „Der Idiot"; Franz B. Padel in Christiansfeld schätzt dagegen Friedrich Lienhards abgeklärtes „Thüringer Tagebuch" als ihr liebstes. Als Lied ergreift sie am meisten das von Hugo Wolf komponierte Gedicht Mörikes: „Verborgenheit". — Lehrer C. Grünewald in Seilsheim schreibt, daß von allen Büchern Roseggers „Die Schriften des Waldschulmeisters" auf ihn den stärksten Eindruck gemacht haben. — Helene Brauer in Mansie bei Ocholt gibt in festen Zügen als ihr liebstes Bild an: Böcklins „Heiliger Hain", als liebstes Lied: „Der Sang ist verschollen", als liebstes Buch: „Alle guten Geister . . ." von A. Schieber. — Lehrer O. Schreiter in Meerane in Sachsen hat als sein liebstes Buch Mörikes reizende Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" erwählt; Karl Georg Hoffmann, Schriftsteller in Rathenow, Goethes „Faust"; als liebstes Bild: „Die Madonna della Sedia" von Rafael. — Lehrer Anton Schmitt in Seilsheim bezeichnet den Roman „Der Osterprinz" von Zdenko v. Krafft als ein Buch, „das menschlich weiter trägt". — Grete Lindner (ohne Beruf, 17 J.) in Schönfeld bei Leipzig beschreibt allerliebst auf vier Briefbogenseiten wie sie zu ihrem einen Lieblingslied, einem schlichten Weihnachtsliedchen von Ed. Ebel gekommen ist. — Frau Johanna Herz in Fähr-Vegesack schreibt kurz und bündig: „Mein liebstes Buch ist:

das mir das Herz erheitert,
die Kunst mir erläutert,
mein Leben belehrt,
mein Wissen vermehrt."

Max W. Falkenberg, Privatbeamter in Pullendorf schreibt, daß ihm allezeit, in trüben Stunden, auch in Stunden der Leidenschaft, Goethes Faust, „der Deutschen Evangelium", Lebensbuch und Lebensführer ist. — Fritz Fink in Weimar, Abonnent der Lese, gibt in lustigen, vergnüglichen Zügen das Geheimnis preis, daß sein liebstes Büchelchen das behagliche „Dingsda-Idyll" von Johannes Schlaf ist. (Er muß nicht lätz mit den Augen gezwinkert haben, als er das schrieb). Der Ingenieur Julius Bäcker in Wien gesteht, daß der Roman „Das deutsche Leid" von Rudolf Hans Bartsch, sein liebstes Buch geworden ist, schon darum, weil es ihm die Einheit alles Naturgeschehens und die namenlose Größe und Herrlichkeit der Weltseele offenbart. — Herrmann Stock in Wiesentheid bei Würzburg, gibt uns als sein liebstes Lied, das von Friedrich Silcher komponierte Gedicht Robert Reinickes „Ach du klarblauer Himmel" an. Es hat uns sehr gefreut, daß er sogar die Noten mitschickte. — Hans Streit in Posen schreibt eine kleine Abhandlung darüber, daß „die Ernte aus acht Jahrhunderten Deutscher Lyrik" von Will Vesper das Buch sei, in dem er sich an jedem Tag von neuem erbanen könne. — Fritz Wenk, cand. jur. im Spalenring in Basel sagt, daß der Roman von Herzog „Das Lebenslied" sein liebstes ist, weil es ihm Freude und Zufriedenheit in sein Leben bringt. — Julius Ephraim Günther in Mühlhausen in Thüringen erzählt, daß ein Gipsrelief der hl. Cäcilia von Donatello darum sein liebstes Bild ist, weil sich eine wunderschöne Erinnerung damit verknüpft. — Professor Otto Simon in Wien gesteht, daß er noch nirgends die Weisheit so anmutig, die Anmut so heiter, die Heiterkeit so keusch gefunden hat, als in Goethes schlichtem Epos „Hermann und Dorothea". Er freut sich schon jetzt auf den Tag, an dem er seinen Buben über das Werk gebeugt finden wird. Sein Lieblingslied ist „Niemand" von Burns, in der Vertonung von Schumann. — Marie Florstedt, Lehrerin in Gnadau sagt, daß ihr das Buch „Haideschulmeister Uwe Karsten" von Felicitas Rose vor allen andern ans Herz wuchs. — Werner Malucke, Oberprimaner in Ratibor bezeichnet H. A. Krügers herrnhutischen Bubenroman „Gottfried Kämpfer" als das Buch, das ihm am meisten gegeben hat. — Jos. Dorscht, Schriftsetzer in Nürnberg schreibt sehr überzeugend, daß er Ganghofers Buch „Martinsklause" kein anderes gegenüberstellen könne. — Emil Schaub, Schlosser in Niederböhmersdorf bei Triebes glaubt, daß das bei der Lese erschienene Buch von Carl Hauptmann, „Der Landstreicher und andere Erzählungen" das schönste ist. Gar oft schon hat es ihn „nach Aerger am Tag, des Abends wieder erfreut". — Dr. V. Kubelka in Brünn nennt als sein liebstes Lied Goethes „Haidenröslein", als sein liebstes Bild „Weib, warum weinest du?" von Uhde. — Paul Rieckhoff, früher Hafenarbeiter, jetzt Reisender in Hamburg, freut sich, daß er als sein liebstes Buch „Die Bibel" angeben kann, als sein liebstes Bild: „Christus mit der Dornenkrone", als liebstes Lied: „So nimm denn meine Hände". — Minna Ellermann, Ehefrau des Lagerhalters August Ellermann in Bracke in Westfalen, nennt Schillers Werke als das Buch, in dem sie immer und immer wieder lesen kann, und nach dem sie ihre Kinder erziehen möchte. — Else Kummer, Oberlyceistin in Graudenz, hat viele Lieder, die ihr lieb sind und die sie oft singt, aber ihr liebstes singt sie nie. Es ist ein einfaches, rührendes Schlummerliedchen, das der Vater oft den Kindern vorsang, und das ihr immer wieder die ganze Heimat herzaubert. — Willy Topp, Kaufmann in Beuel a. Rhein schreibt, sein liebstes Buch sei „Der Tor", Roman von Hermann Kellermann, sein liebstes Bild: „Der Mondscheingeiger" von Hans Thoma. —

Fortsetzung folgt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Wie es im Volke dichtet. — Aus der Jahreszeit. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 16 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitspruch

Von Herbert Eulenberg

Dem Ernst, der Arbeit ist des Menschen Leben
heut mehr als je zuvor noch unterstellt,
weil alle drängend nach dem Wohlstand streben,
und keiner ruht, bis er die Krone hält
und Macht und Ruf, die ihn zur Höhe heben,
und Reichtum, der wie Wind sein Dasein schwellt.
So sieht man jetzt im Frieden jedes Land
auf seine Siege wie im Krieg entbrannt.

Die Hast steckt an, wir treiben mit dem Strome
und dürfen uns dem Zeitgeist nicht entziehn.
Er gibt das Spiel an, wir sind nur Phantome,
die über seine bunte Bühne fliehn,
und wie die Geistlichkeit Gott dient im Dome,
verkünden und deuten wir nur ihn.
Ein Tor ist, wer die Zeit verwünscht und schilt,
in der er wurzelt und aus der er quillt.

Wir sind ihr nicht mit Herz und Geist verfallen,
sie reißt uns nicht das Steuer aus der Hand.
Sie freut sich, wenn wir ihr die Fäuste ballen,
uns selbst mit Trotz und Haß ihr zugewandt.
Nur warmen Anteil fordert sie von allen,
sonst treibt sie uns dahin wie dürren Sand,
das Wort bleibt stehn, daß, wer sein Pfund vergräbt,
in Wahrheit nur hinstirbt, solang er lebt.

Das Leben will nicht Ruhe, nein Bewegung,
wie die Gestirne müssen wir uns drehn,
und jedem Schaffen bringt der Abend Segnung.
Die Arbeit ist kein Fluch, lernt das verstehn!
Sie eint uns als der Menschheit schönste Regung,
ihr Banner wird einst über allen wehn.
Sie führt allein zum Tod uns glücklich hin
als unsers Daseins eigentlicher Sinn.

Und auch die Kunst, die uns das Leben kündet,
indem sie es vertieft, erhöht, bestrahlt,
will, daß die Tatkraft sich mit ihr verbündet,
die mit Begeisterung ein Werk bezahlt,
wenn es im Volke wie im Meere mündet.
Wer recht ein Bild genießt, hat es gemalt.
Drum sei das Volk auf seine Kunst gestimmt!
zum Pöbel zählt, wer sie nicht ernsthaft nimmt.

Wir wollen uns nicht um die Zeit betrügen,
die flüchtige, die wir auf Erden sind,
und nicht mit leerer Heiterkeit belügen,
die uns entkräftet und mit Werg umspinnt,
nein, stark uns in das uns Verhängte fügen.
Denn nur der Feigling lebt und streitet blind.
Ihr neuen Künstler, ruft uns! Wir sind da.
Die Zeit ist reif, auch hier ist Attika.

So rundet sich der Kreis und ist geschlossen,
und alle harren auf das Morgenrot.
Wer an die heilige Kunst sein Blut vergossen,
der lebt am schönsten, stirbt den besten Tod.
Denn alle Sorgen, die sein Herz verdrossen,
besiegt das erst und einzige Gebot:
Du hast aus dir das edelste gemacht,
du bist erfüllt, dein Leben ist vollbracht.

Als Prolog gesprochen im Mannheimer „Freien Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst" am 19. März dieses Jahres.

Frühling

Von Margarete Messerer

Heute morgen, als ich das Fenster meiner düsteren Parterrewohnung öffne, fällt mein Blick wie immer nach oben. Über den hohen Mauern schaut ein Stück Himmel herein. Wie der heute leuchtet und glänzt! Durch meine Seele zuckt ein Freudenstrahl. Frühling! — Das ist der Frühlingshimmel! So leuchtend blau ist er nur um diese Zeit.

Seit zwei Wochen bin ich nicht hinausgekommen vor die Stadt. Ich mußte arbeiten früh und spät. Das Leben eines Arbeiters ist ja heute so hart, so grausam. Und dieses bittere Muß! Oft und oft habe ich mit dem Schicksal gehadert. Und warum? Weil viele, viele Menschen, das ihr eigen nennen, nach dem sich ein anderer sehnt mit ganzer Seele. Wie glücklich könnten doch diese Menschen sein! Der weite Himmel von West nach Ost, von Süd nach Nord gehört ihnen jeden Tag. All die Schönheit, die uns die Erde gibt, und sie achten es gar nicht einmal. Hier bin ich schon oft in meinen Gedanken stecken geblieben und habe keinen Ausweg gefunden.

Wie ich an der Nähmaschine hantiere, merke ich plötzlich, daß meine Hände zittern. Wie immer bei ähnlichen Gedanken ist eine große Unruhe über mich gekommen. Mein Denken heute nur auf die Arbeit zu richten, gelingt mir nicht. Abwechselnd wandern meine Gedanken hinaus, weit, weit! Und draußen sehe ich die knospende Erde, den tiefblauen Himmel, die blühenden Fluren. Dann wieder den weißen, feinen Battist in meinen Händen. Wie die verschiedensten Bilder im bunten Wechsel an meinem Geist vorüberziehen, merke ichs plötzlich, wie es in meinem Innern stürmt und drängt. Ein wildes Durcheinander von Empfindungen, von Hoffen und Zagen, von Glück und Leid.

Sollte das Stück blauen Himmels diesen Aufruhr in meinem Innern angerichtet haben? War es der Frühling, oder die große Sehnsucht!? Ich weiß es nicht!

Wie ein kalter Windhauch berührt mich plötzlich der Gedanke: Bis Mittag muß meine Arbeit fertig sein. Ich richte nun mein ganzes Denken darauf. Die Aussicht auf einen freien Nachmittag gibt mir Freude und Kraft. Es geht rascher als ich dachte; und ehe ich mich versehe, öffnet sich die Türe und meine Kinder stürmen, von der Schule kommend, herein. Sie vergessen den üblichen Gruß. „Mutter! Mutter! Der Frühling ist da!" „Oh! so schön ist's heute!" „Im Schulhof blüht schon der Kirschbaum, die ganzen unteren Aeste voll!" Und plötzlich wie aus einem Munde: Mutter! wir gehen doch heute fort?? — Ja! Ich will meinen Kindern und mir selbst diese Freude machen. Jawohl! Wir machen heute Feiertag, dem Frühling zu Ehren und wandern hinaus, weit, vor die Stadt.

Zwei Stunden später betreten wir die Straßen, in die milder Sonnenschein fällt. Die Häuser sehen heute gar nicht so düster aus; und die Menschen, die uns begegnen, haben so freundliche, frohe Gesichter. Heute ist die Welt um mich so ganz anders, und ich habe sie doch oft im Sonnenschein gesehen. Mir fallen plötzlich die Worte meines alten Lehrers ein: Der Mensch sieht die Welt durch seine Gedanken. Je höher und reiner diese sind, um so schöner und erhabener liegt die Schöpfung vor uns. Heute fühle ich die Wahrheit dieser Worte.

Bald haben wir die letzten Häuschen der Vorstadt hinter uns, und kommen an einigen Gärtnereien vorüber. Ueberall wird emsig gearbeitet. Die Erde empfängt die Samenkörner und tut getreu das Ihrige, alles Lebende zu ernähren. O du gütige Mutter Erde! Bald haben wir den letzten Gartenzaun erreicht, und vor uns liegen Wiesen und Felder im Frühlingskleide. Wie der heiße Kuß einer leidenschaftlichen Seele liegt der Sonnenschein auf der Erde und dringt mir bis ins Innerste. Mein Herz ist voll zum Zerspringen. Meine Seele trunken von Freude und Glück. Ich weiß nicht: soll ich auf die Erde knieen und beten, soll ich weinen oder jauchzen wie ein Kind. Ich kann aber doch nichts von alledem. Stumm und ergriffen stehe ich inmitten dieser Frühlingsherrlichkeit. Mir ists, als fühlte ichs, wie eine unendlich erhabene Gottheit ihre Augen auf die blühende Erde richtete, alles umfassend mit einem Blick voll unendlicher Liebe. Denn nur Liebe und Güte kann so viel Schönheit geschaffen haben, nur eine unendliche Liebe und Güte hat solche Gefühle in die Menschenseele gelegt. O du gütiges Schicksal, wie bin ich dir von Herzen dankbar: Heute morgen, als ich an der Nähmaschine arbeitete, wühlten die verschiedensten Gedanken und Gefühle mein Inneres auf; und wie ein Frühlingssturm reinigten sie meine Seele von irdischen, allzuirdischen Gedanken. Machten sie frei und groß all diese Schönheit und Freude in sich aufzunehmen. Gaben mir die Fähigkeit und Kraft, einmal wieder eine Stunde zu leben, wirklich zu leben mit allen Fasern meiner ganzen Seele.

In solchen Augenblicken trinkt der Mensch mit tiefen Zügen aus dem süßesten, reinsten Freudenbecher unseres Daseins. In solcher Stunde ist er erhaben über alles Leid und Mühsal des Lebens und empfindet das höchste Glück und die reinste Seligkeit.

Aus solchen Quellen hole ich mir Kraft und Mut, das Leben, trotz seiner Widerwärtigkeiten mit Freuden weiter zu tragen. Bin ich doch dem Schicksal für jede Stunde meines Daseins aus vollem Herzen dankbar. Bin ich doch so unsagbar glücklich, daß ich leben darf. O wie freue ich mich dessen, wie bin ich froh! Ebenso froh wie meine Kinder, die jubelnd und jauchzend auf der blühenden Wiese springen. Freude und kindliche reinste Seligkeit leuchtet aus ihren Augen. Sie wandeln ja noch auf dem richtigen Weg ins Leben, auf dem uns oft und oft das Glück begegnet. O gütiger Gott, laß sie doch niemals irre gehn!

Die Sonne neigt sich schon stark dem Untergange; wir treten den Heimweg an.

Als wir die ersten Häuser der Vorstadt hinter uns haben, begegnen uns Männer, Frauen und junge Mädchen, mit müden, blassen Gesichtern, von der Arbeit kommend.

Ein trotziger, stumpfer Ausdruck liegt in ihren Zügen. Und dieses empfinde ich heute beinahe wie ein körperliches Weh. Ein tiefes Mitleid und eine große Liebe zu diesen Menschen ergreift plötzlich Besitz von meiner Seele. Ich fühle mich hingezogen zu diesen Aermsten, die nichts ihr eigen nennen: weder irdische Güter, noch seelischen Frieden oder inneres Glück. Das Dasein dieser doppelt Armen ist ja aller Freude bar. Ich weiß es! Ich kenne dieses Leben! O! mir ist heute das Herz so voll! Könnte ich doch diese leidende, bedrückte Menschheit umarmen und an's Herz drücken! Könnte ich doch jeden einzelnen von ihnen einen Funken von meinem Glück und von meiner Seligkeit in ihr totes Innere legen! O möchten sie mir doch glauben, wenn ich ihnen sage: Wachet auf, o Menschen, mit dem Frühling! Besinnt euch doch darauf, daß ihr die Krone der Schöpfung,

daß ihr Menschen seid! Habt Achtung und Ehrfurcht vor diesem Mensch-Sein! Glaubt doch wieder an das Leben und das Glück! Ihr habt Kraft genug, euch eure Menschenrechte zu erkämpfen. Ihr habt die Kraft, euch zu freuen und glücklich zu sein! Es fehlt euch nur das Bewußtsein dieser hohen, göttlichen Kraft in eurer Menschenseele. Und eben darum, weil ihr euch dessen nicht bewußt seid, verschließt ihr dem Glück und der Freude trotzig die Türen und Tore zu euren Wohnungen und zu euren Herzen. Es ist gewiß eine Torheit, das Glück in den finstersten Winkeln zu suchen, wenn die ganze Welt voll Sonne ist.

Es sage mir niemand: Im Leben des Arbeiters und der Allerunterſten gibt es weder Freude noch Glück! Wer so spricht, versündigt sich gegen sich selbst. Wenn Menschen die Kraft haben, die schwersten Leiden zu tragen, haben sie die doppelte Kraft sich zu freuen. Ich habe es an mir selbst erfahren, welch ein wunderbarer Ausgleich zwischen Freud und Leid im Leben herrscht. Ihr versteht es nur nicht zu leben! Und wenn ihr es noch nicht glauben wollt, so seht doch mich an! Ich gehöre ja selbst zu denen, die arbeiten, darben und leiden. Ich bin ja auch eine von euch und bin dennoch so unsagbar glücklich.

Der neue Adel
Von Friedrich Nietzsche

O meine Brüder, ich weihe und weise euch zu einem neuen Adel: ihr sollt mir Zeuger und Züchter werden und Säemänner der Zukunft.

— Wahrlich, nicht zu einem Adel, den ihr kaufen könntet gleich den Krämern und mit Krämer-Golde: denn wenig Wert hat alles, was seinen Preis hat.

Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuß, der über euch selber hinaus will, das mache eure neue Ehre!

O meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schaun, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern!

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich euer Segel suchen und suchen!

An euern Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid: alles Vergangene sollt ihr so erlösen! Diese neue Tafel stelle ich über euch!

Aus: Also sprach Zarathustra.

Heldinnen
Ein Cyklus von Fritz Müller

I

Die gelbe Karte
Ein russisches Kulturbild

Auf dem gleichen Flur mit mir wohnt ein Russe. Heißen wir ihn Dimitri. Er ist fleißig und gefällig. Alle haben ihn gern im Hause. Ich auch. Wie's so geht, wurden wir gut Freund mit der Zeit. Oft kam er zu mir herüber, wenn der Teekessel sang und erzählte mir von Rußland. Er liebt sein Vaterland leidenschaftlich. Aber es ist eine unglückliche Liebe. Denn er ist ein Jude, und das Vaterland hat ihn schlecht behandelt. Von Stadt zu Stadt getrieben hat es ihn und schließlich hinüber über die Grenze. Und trotzdem liebt er es. Wie man Frauen liebt, die uns schlecht vergelten...

Dimitri hat mir heute mitgeteilt, daß seine Schwester gestorben sei. Seine Schwester Sonja war Aerztin im Bezirk Wologda. Er hatte oft von ihr erzählt. Was das für ein hartes Leben sei für eine Aerztin auf dem Flachland in den weiten Steppen. Wie der Aberglauben, das Mißtrauen, die Unverständigkeit der Landbewohner oft noch schwerer zu bekämpfen seien als die Krankheit. Was für Wege sie zu machen habe mitten in der Nacht. Wie sie Apotheker, Krankenschwester, Lehrer und Behörde mit ihrem eigentlichen Beruf verbinden müsse. Und wie sie abgeschnitten sei von der Kultur da draußen.

Diese Sonja war jetzt tot. Und in seiner Trauer drängte es den Bruder, es mir mitzuteilen. Es ward ihm leichter nachher. Russen sind so weich. Ihr Gemüt braucht Genossen bei allen Erschütterungen im Guten und im Schlimmen. Aus der Zeitung las er mir mit Stolz Berichte vor. Sie waren voller Anerkennung und Liebe für die Verstorbene. Das tröstete ihn wieder.

„Ein braves Mädel," sagte er, „ein braves Mädel. Sie rieb sich auf in dem Beruf. Immer hat sie helfen wollen, andern helfen, schon von Jugend auf. Und die Schwierigkeiten, bis sie Aerztin wurde! Ich verstehe es heute noch nicht, wie sie die Erlaubnis bekam, in Petersburg zu studieren —"

„Wieso, die Erlaubnis?"

„Sie ist ja Jüdin."

„Ja, aber —"

„Juden, die in Stellung oder Rang nicht zu den obersten Schichten gehören, bekommen keinen Niederlassungsschein in Petersburg."

„Aber das kann doch nicht sein —"

„Seien Sie versichert, ich muß das wissen. Habe es am eignen Leib gespürt."

„Aber Ihre Schwester hat es durchgesetzt?"

„Ja, mir ist es heute noch ein Rätsel. Aber, wissen Sie, sie war zäh in ihrem Wollen, zäher, als wir Slaven sonst sind."

Am andern Tage steckte aus Versehen Dimitris Zeitung in meinem Briefkasten. Ich brachte sie ihm. Am Rand war etwas angestrichen, sah ich, mit einem roten Bleistift. Und ein Ausrufezeichen war dahinter.

Dimitri dankte und warf einen Blick hinein. Plötzlich erbleichte er und schrie etwas auf Russisch. Ich wollte gehen. Aber er hielt mich.

„Hören Sie! Hören Sie," sagte er, „was diese Halunken wagen! Ist es nicht entsetzlich. Noch im Tode werfen sie einem Schmutz und Lüge nach."

„Betrifft es Ihre Schwester?"

„Ja, denken Sie, hier steht: Beim Ordnen ihres Nachlasses hätte sich herausgestellt, daß die von allen hochgeschätzte Aerztin drei Jahre lang die gelbe Karte in Petersburg besessen habe —"

„Die gelbe Karte?"

„Sie wissen nicht, was die gelbe Karte ist?"

„Nein."

„Nun, so will ich's Ihnen sagen: Die Prostituierten von Petersburg haben gelbe Karten, verstehen Sie?"

„Um Gottes willen — und Ihre Schwester?"

„Soll sie besessen haben, die gelbe Karte, ja, hier steht es. Es ist infam. Der Judenhaß läßt es nicht zu, daß eine Jüdin als tüchtige Aerztin stirbt in Rußland. Darum warfen sie ihr noch eine gemeine Verleumdung ins Grab hinein."

„Was werden Sie tun?"

„Was ich tun werde? Abreisen werde ich. Heute noch. Die Larve werde ich den Verleumdern vom Gesicht herunterreißen. Diese Hunde..."

Seine Augen blitzten. So hatte ich Dimitri noch nie gesehen. Ich gab ihm die Hand.

„Auf ein besseres Wiedersehen, Dimitri." — — —

Drei Wochen war er fort.

Auf einmal stand er wieder da in meinem Zimmer, im Reiseanzug, und sagte:

„Da bin ich wieder. Ich habe dem Zeitungsschreiber damals unrecht getan. Er hatte recht, Sonja h a t t e eine gelbe Karte."

Er sah mich mit einem dunklen Blicke an. Mir ward unheimlich.

„Armer Dimitri —"

„Nichts da. Ich bin nicht arm. Sonja auch nicht. Arm ist der Staat, der miserable Staat, der, der..."

Es würgte ihn. Aber dann gewann er seine Fassung wieder.

„Sonja ist eine Heldin. Verstehen Sie?"

„Nein, ich verstehe nicht. Aber setzen Sie sich, Dimitri. Hier ist heißer Tee. So. Und nun müssen Sie erzählen, gelt?"

„Erzählen! Es ist rasch erzählt: Sonja war eine Jüdin, das ist alles!" Er war wieder aufgesprungen.

„Kommen Sie, Dimitri, kommen Sie. Sie müssen es mir sagen. So — sehen Sie — jetzt sind Sie schon ruhiger."

Er hatte sich wieder gesetzt. Und dann erzählte er mir's. Schlicht und ohne Beiwerk. Trocken fast, wie ein Berichterstatter, der seinen eignen Anteil an der Geschichte scheinbar überwunden hat:

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, es wäre mir ein Rätsel, wie die Sonja zum Studium zugelassen worden ist in Petersburg? Nun — jetzt ist es mir kein Rätsel mehr. Die Sache ist einfach genug. Die Juden bekommen keinen Niederlassungsschein in Petersburg, auch die Jüdinnen nicht. Nur in einem Falle drückt die Polizei ein Auge zu vor dem Glaubensbekenntnis. Dann nämlich, wenn die Jüdin eine gelbe Karte nimmt. Als Prostituierte bekommen sie den Niederlassungsschein. Verstehen Sie?"

„Um Gottes willen. Und da hat Ihre Schwester —?"

„Ja, was blieb ihr übrig? Aerztin wollte sie werden um jeden Preis. Sie hatte alles an das Studium gehängt. Auch ihre Ehre, ihre sogenannte Ehre. Der Staat ließ ihr keine andre Wahl. Auf Grund der gelben Karte bekam sie einen Wohnungsschein. Und auf Grund des Wohnungsscheines wurde sie immatrikuliert, studierte sie drei harte Jahre, wo sie Stunden geben mußte nebenbei, mit der Not des Lebens in allen Formen rang. Wo sie zu Füßen der Katheder saß neben Kameraden, die scheu vor ihr geflohen wären, hätten sie gewußt, daß in der Wohnung Sonjas zwischen Geburtsschein und Schulzeugnissen eine Karte lag, eine gelbe Karte..."

„Aber da ist ja eine ärztliche Kontrolle für die Mädchen, welche —"

„Ganz richtig. Jeden Dienstag und jeden Freitag mußte sich Sonja der vorgeschriebenen ärztlichen Kontrolle unterwerfen. Drei Jahre lang. Und am Ende hat ihr der Bezirksarzt — ich habe ihn gesprochen — kopfschüttelnd ein Zeugnis geschrieben, ein Zeugnis, das bestätigte, daß Sonja, daß Sonja — je nun, daß sie ein Mädchen geblieben war. Und dann war sie Aerztin, hatte den Beruf, den sie erstrebte, für den sie alles hingegeben hatte. Und die gelbe Karte gab sie nicht zurück. Die nahm sie mit. Die bewahrte sie auf, so wie ein anderer seine Ehrenzeichen aufhebt. Und eben diese gelbe Karte fand sich vor nach ihrem Tode. Ein böses Auge sah sie, und den Rest verstehen Sie, nicht wahr?"

Er schwieg. Und ich sagte:

„Ja, Dimitri, Ihre Sonja war eine Heldin."

Er nickte. Nach einer Weile fuhr er leiser fort, indem er auf seine linke Brustseite klopfte:

„Hier habe ich ihr Ehrenzeichen. Ich habe es mir ausbedungen aus der Erbmasse. Alles andre

ließ ich andern. Aber die Karte, verstehen Sie, die Karte brauche ich. Ihr war sie ein Ehrenzeichen. Mir soll sie ein steter Mahner sein, ein Mahner, der mich nicht mehr ruhn und rasten lassen wird, um das Land, das solche..."

Er war verstummt. Mitten im Satze verstummt. Aber aus seinen Augen sprühte ein unheimliches Feuer. So schauen Leute aus, die in einem letzten Kampfe von Liebenden zu Rächern werden. Und seine Geliebte war sein Vaterland.

— — —

Ich höre schon: Drei spitze Fragen steigen auf.

Erstens: Eine gut erfundene Geschichte, nicht wahr? Aber es tut mir leid: Es ist keine gut erfundene Geschichte. Sondern es ist eine wahre Geschichte.

Zweitens: Dann aber wenigstens, nicht wahr, gab es nur früher solche Dinge in Rußland? Es tut mir wieder leid: Die Geschichte ist vor gar nicht langer Zeit passiert, und die Niederlassungsgesetze im heiligen Petersburg sind noch ebenso.

Drittens: Aber es ist doch wenigstens nur ein Einzelfall geblieben, nicht wahr? Es tut mir zum dritten Male leid: Es gibt manche Sonja, die eine gelbe Karte nehmen mußte, um ihr Studium in Rußland zu vollenden.

Zwischen Ostern und Pfingsten

Von Georg Muschner

Du gierige Lebenslust,
du lustige Lebensgier,
regst du dich wieder?

So viel Hoffen und Wünschen
vom vorigen Jahre fiel ab,
liegt morsch wie Laub
im Wintergrab —
Frühlingswind, Sonnenschein,
Knospendrang, Blütenzier,
Alles kommt wieder.
Sehnsucht erwacht,
Seele lacht —
o du dunkler Drang,
o ihr heilig-heiteren Lieder!
Auferstanden, mein eigener Christ!
Mein Herze hat sich wachgeküßt!

Nun will ich meine Blüten pflegen,
daß mich reiche Früchte segnen!

Alles soll wachsen ins Licht.
Will mich am Schoße der Erde
sättigen gierigen Tranks.
Alle Quellen sollen spenden
Kraft,
daß die Lenden mir schwellen
von Saft!
Mächte, die schliefen
in dunkelsten Tiefen,
so reich und dicht
wie Kohle im Schacht,
ich will sie heben,
hegen und pflegen
aus Nacht
ins Licht,
aus Erde
in Geist.

Der soll ein Feuer sein
von mächtigem Stoff gespeist,
Erde geläutert in reiner Glut,
die weithin weist.

So wird das Leben warm und gut:
es gießt die auferstandene Kraft
ins Land als Geist
und reißt die Starken hoch
und weist die Schwachen
selige Sonnenwege.

Der begrabene Gott

15. Fortsetzung.

Roman von Hermann Stehr

An einem Abende stand der Lahme in der Mitte des Zimmers und hörte aufmerksam auf den Ton des Windes. Marie saß an dem Tische vor einer kleinen, offenen Petroleumlampe über eine Näharbeit gebeugt.

„Ein glücklich Jahr, das muß man sagen. Ich kann zufrieden sein. Meenste nie?" frug der Lahme in Bedürfnis nach Zank.

Marie war ihrem Manne gegenüber zu der unveränderlichen, herben Geduld gekommen, mit der starke Naturen ein unverschuldetes Geschick auf sich nehmen.

„Red' nich also, daß uns Gott nich noch schlimmer heemsucht. Denk lieber, was sollen die Armen machen!"

„De Armen! Die! Wer nischt hat, kann nischt verliern. Du bist mir ein sauber Weibla!"

„Tu ich etwa noch zu wen'g? Da sieh!"

Das junge Weib hielt ihm ihre Handflächen hin, die rauh und rissig wie Baumrinde waren.

Der Klumpen lachte roh auf, drehte sich um und verschwand unter Verwünschungen in der Schlafkammer.

In leidenschaftlichem Eifer riß er sich förmlich die Sachen herunter, warf sich auf sein Bett, kehrte das Gesicht gegen die Wand und nicht lange, so war die Finsternis vor seinen Augen ganz rot vom Zorn der Seele. So schlief er ein. Da war es ihm, als nähere sich von ferne das satte Rauschen, das dem Regen vorhergeht, und es kam näher und hörte sich an, als sei manchmal das Klatschen fallender Tropfen darunter. Und wie er voll Glück doch zweifelte, um wieder eigen hinhören zu können, vernahm er lang gedehntes Klagen, wie es dem Munde von Kindern entströmt, die schon müde vom Weinen sind. Es wandelte wohl jenseits der Mauer auf und nieder.

Der Instinkt der Furcht riß den Halbwachen in die Höhe und setzte ihn aufrecht ins Bett.

Alles vollständig still. Exner schüttelte verwundert den Kopf darüber, daß der Mensch so deutlich träumen könne, und war eben im Begriff, sich wieder in die Kissen zu legen, als dieses eigentümliche Klagen wieder begann. Nun wimmerte es in der Stube, nun auf der Stiege zur Sommerstube, nun, über ihm auf dem Boden. Dabei war es, als schlürften weichsohlige Schritte auf und nieder. Dem Lahmen pochte das Herz. Er sank um, vergrub das Haupt in den Kissen, drückte die absterbenden Fäuste an die Schläfe und murmelte in kalter Angst: „'s Klagemütterla. Das is 's Klagemütterla. Was wird's och bloß noch alles haben ei meim Hause."

Der graue, rätselhafte Geist, an dessen Dasein noch so viele Grafschafter glauben, hatte sich bei ihm eingestellt. Sein Wimmern verkündet Verlust, Krankheit, Tod, alles Elend. Mit langen Gewändern angetan, das Gesicht verhüllt, schlürft es auf und ab. In die Höhen, aus denen es stieg, entschwebt es wie ein Schatten, der entsteht und vergeht, und läßt nichts zurück als unsichtbare Gleise, denen das vernehmte Menschenleben zur Qual unrettbar verfällt.

Lange lag der Lahme in eisiger Betäubung, über seinen Körper liefen Schauer.

Ein milder Laut, der aus der Wohnstube drang, brachte ihn jäh zur Besinnung. Ohne sich anzukleiden, sprang er auf und riß die Tür auf. Die Petroleumlampe war ausgelöscht, dafür brannte das Ampelchen vor dem Muttergottesbilde in der Ecke. Sein rötlicher Schein floß nieder und breitete sich wie erstes Morgenglühen über sein Weib hin, das auf den Knieen davorlag und die Hände zum Gebet erhoben hatte.

Sie kehrte ihm ihr bleiches Antlitz zu und sah ihn mit schimmernden Augen fragend an.

Der Klumpen bot einen wilden Anblick: seine Haare hingen wirr in das Gesicht, das noch entstellt war von dem Schrecken; sein Auge flammte. Marie konnte den Anblick nicht ertragen.

„Hast du's gehört?" schrie er. „Und jetze knieste hin und betest mir's Klagemütterla of a Hals! Runter mit der Tocke vom Brette, runter, bale räumste alles naus!"

„Das bleit, das is mei Gott!"

Marie trat dem Wütenden fest entgegen und breitete ihre Arme schützend aus.

„Dei Teufel is!"

Er stieß sie zur Seite, daß sie gegen den Ofen taumelte.

„Ich bin Mutter, Karla!" schrie sie und raffte sich von dem Falle wieder auf.

Der Lahme aber ließ sich nicht hindern, ergriff seinen Knotenstock, sprang in die Ecke und hieb mit einem Schlage Eckbrett, Muttergottes, Engel und Lämpchen unter den Tisch.

Nachdem er so die Mächte in Trümmer geschlagen hatte, mit denen sein Weib im stillen gegen ihn im Bunde war, redete er auf das leise Schluchzen in die Nacht hin: „Und daß ich das nich mehr seh' ei meiner Stube!" und kehrte in die Schlafkammer zurück.

Marie rührte sich nicht, auf der Ofenbank, wohin sie gesunken war.

Sie hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt, um nicht zu sehen, und heiße Tropfen quollen zwischen den Fingern hervor. Trotz einer wirbelnden Betäubung, die auf ihr lag, sah sie unverrückbar in der Finsternis vor sich eine häßliche, drohende Männergestalt mit langen, mageren Beinen, Armen, die bis weit über die Hüften hingen, einen unförmlichen Kopf, in dessen Gesichtsrunzeln blinzende Aeuglein wie giftige Kröten krochen. Lange, spärliche Haare hingen über hüglige Schläfe.

Sie rang gegen das Bild des Lahmen, das ihre mißhandelten Nerven verzerrt vor sie hinstellten; aber hartnäckig schuf es die Phantasie von neuem, wenn es der Wille kaum unterdrückt hatte.

Da glitt sie zu Boden auf ihre Kniee und betete: „Ach du mei himmlischer Gott, zerschlagen liegste eim Staube; aber mei Herze trägt dich wie a linde Tüchla. Du strafst mich harte. Ich wollte Glücke und Geld und a gutes Leben; aber ich weeß wohl, durchs Elende kommt ma zur Freede. Zerbrich mich wie ne Schale, bloß über mei Kindla erbarm dich."

Dann rutschte sie unter den Tisch und sammelte die Muttergottesfigur und die Engel in ihre Schürze. Sie küßte jedes Stück. Darauf tastete sie sich vorsichtig zur Tür hinaus, über die Stiege, auf den Boden und vergrub sie in das Heu.

Aber die verzerrte Männergestalt wich nicht aus der Finsternis vor ihr. Wie sie auch dagegen kämpfte, im Banne ihrer Häßlichkeit stehend, starrte ihre Seele immer darauf hin, und dieses geheimnisvolle Mark des Lebens, von dem alles ausgeht, prägte sich die Formen der Wahngestalt unter Qualen ein.

Der würzige Duft des Heues betäubte endlich ihre Sinne, daß sie einschlief.

Fortsetzung folgt.

Aucaſin und Nicolete

Es handelt dieſe Geſchichte von Aucaſin und Nicolete
Es ſchrieb ſie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert

3. Fortſetzung.

„Wie, Vater, habt Ihr es vergeſſen? Aber, wer es vergeſſen mag, ich will es nicht vergeſſen, denn es liegt mir am Herzen! Kamet Ihr nicht mit mir überein, wenn Gott mich mit heiler Haut zurückführte, daß Ihr mich dann Nicolete, meine ſüße Freundin, ſo lange ſehen laſſen wolltet, bis ich zwei oder drei Worte mit ihr geſprochen und ſie ein einziges Mal geküßt hätte?

„Wahrlich," ſagte der Vater, „Gott möge mich ſtrafen, wenn ich dir das Verſprechen halten wollte! Und wenn ſie da wäre, würde ich ſie in einem Feuer verbrennen, und du ſelbſt könnteſt alle Angſt um dich haben!"

„Und das iſt Euer letzter Entſcheid?" fragt Aucaſin.

„Gott möge mich ſtrafen, ja!" ſagt der Vater.

„Wahrlich," ſagt Aucaſin, „es ſchmerzt mich, daß ein Mann Eures Alters ſo lügt!"

„Graf von Valence," fragt Aucaſin, „habe ich Euch gefangengenommen?"

„Wahrlich, edler Herr, Ihr tatet es," entgegnet der Graf, „gewißlich!"

„Gebt mir Eure Hand darauf," ſagt Aucaſin.

„Herr, gern!"

Und legt die Hand in ſeine.

„Verſprecht Ihr mir hiermit," hebt Aucaſin an, „daß Ihr an jedem Tage, den Ihr noch zu leben habt, meinem Vater Schimpf und Schande zufügen wollt, an Leib und Gut, ſo ſehr Ihr nur könnt?"

„Herr, bei Gott," ſagt der, „treibt keinen Spott mit mir, ſondern ſagt, welches Löſegeld Ihr verlangt! Ihr würdet ja nicht Gold und Silber, Acker- und Reitpferde, köſtliche Stoffe, Hunde und Vögel von mir fordern, welches ich Euch nicht gern geben wollte!"

„Wie," ſagt Aucaſin, „erkennt Ihr nicht an, daß ich Euch gefangennahm?"

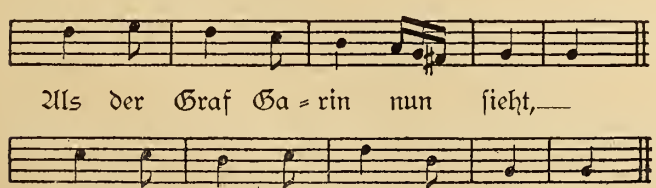
„Edler Herr, ja," ſpricht der Graf Bougars.

„Nun, Gott möge mich ſtrafen," ſagt Aucaſin, „wenn Ihr es mir nicht ſchwört, will ich Euch den Kopf vor die Füße legen!"

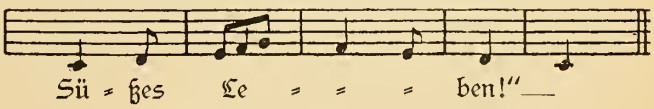
„In Gottes Namen," ſagt der darwieder, „ich ſchwöre Euch, ſoviel Ihr wollt!"

Und ſchwur es ihm.

Und Aucaſin ließ ihn auf ein Pferd ſteigen; und beſtieg ein anderes und gab ihm ſo weit das Geleit, bis er in Sicherheit war.



Nicht von Nicolete läßt
Mit den blanken, ſchönen Augen,
Setzt er ihn in ein Gefängnis,
Ein Verlies in dunkler Erde,
Das aus braunem Marmor war.
Aucaſin verweilt dort traurig,
Trauriger denn je er war,
Und beginnt voll Schmerz zu klagen
So, wie ihr es hören könnt:
„Nicolete, Lilienblüte,
Liebe mit den blanken Augen,
Die du ſüßer biſt denn Trauben
Und denn Wein in Jadeſchalen.
Einſtmals ſah ich einen Pilger,
Limouſin hat ihn geborn,
Und es plagte Fallſucht ihn.
So lag er in ſeinem Bett,
Und es ſetzte hart ihm zu
Seine böſe, ſchlimme Krankheit.
Und du kamſt an ihm vorüber,
Schürzteſt deine Schleppe ſachte
Und den Pelz von Hermelin
Und dein weißes Leinenhemde,
So daß man dein Beinchen ſah;
Dadurch ward geſund der Pilger
Mehr noch, denn er je es war,
Hob ſich gleich von ſeinem Bette
Und ging in ſein Land zurück
Friſch und fröhlich, ganz geheilt.
Süße Liebe, Lilienblüte,
Schönes Gehen, ſchönes Kommen,
Schönes Spielen, ſchönes Scherzen,
Schönes Sprechen, ſchöne Freud,
Süße Küſſe und Gefühle.
Haſſen dich? O, wer vermöcht es!
Deinetwegen ſchmacht ich hier
Im Verlies in tiefer Erde;
Schlimmes Ende wird es nehmen,
Und für dich ich ſterben werd,



Nun wird geſprochen, erzählt und berichtet.

Aucaſin wurde gefangengeſetzt, wie ihr gehört und erfahren habt, und Nicolete war ferne. Dies geſchah zur Sommerzeit, im Maienmond, wenn die Tage warm ſind und klar und lang, und die Nächte ſtill und froh.

Nicolete aber lag eines Nachts in ihrem Bette und ſah den Mond hell durch das Fenſter ſcheinen und hörte die Nachtigall im Garten ſchlagen und dachte an Aucaſin, ihren Freund, welcher ſie von Herzen liebhatte.

Fortſetzung folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Welches Buch ist mir das liebste?

An den Tag, an dem mir der Waldbauernbub in seinem einfachen G'wandl zum ersten Mal unter die Augen kam, kann ich mich nicht mehr erinnern; ich weiß nur noch, daß er auf einmal da war und mir bescheidentlich seine Geschichte zu erzählen begann. Ich weiß auch gar nicht, wie es zuging, daß ich diesem Waldbauernbübel so gespannt zuhörte, das mir doch ganz einfache Geschichtlein erzählte, über die ich „großer Geist" doch sonst mich ganz erhaben fühlte. Doch es war wunderbar! Hatte ich nämlich jene Geschichten, für die ich damals alles geben konnte, die von Indianern und Räubern handeln, in denen Detektive und steinreiche Leute die Hauptrolle spielen, beiseite gelegt, so kehrte ich stets zum Waldbauernbübl zurück, um dort von jenen Abenteuern auszuruhn, und das erzählte mir fein und schlicht von hohen Bergen, auf denen man höher stehe, als der größte Herrscher, von großen Wäldern, in denen man die Natur erst kennen lerne. Nicht Menschen, die kaum glaubliche Taten verrichteten, traten da auf — beileibe nicht — lustige und ernste Steiralent' warn's. Keine Gastmähler mit Prunkgeschirr und Kristall gab es dort — o nein — dort war man nach ein paar Tellern Sterz gerade so satt wie der größte Feinschmecker nach dutzenderlei Gängen seines Essens.

Alles kann ich nicht aufzählen, was es noch sagte, jedoch das weiß ich: durch sein bescheidenes Vorbild hat es in mir die Freude am Einfachen, Zweckmäßigen und Natürlichen geweckt und damit kommt man am weitesten. Nicht vorgepredigt hat es mir das, nein, vorgemacht ohne jede Absicht, und so ist es gekommen, daß mich der kleine Waldbauernbub noch zu vielen anderen ähnlichen Gestalten geführt hat, jedoch er ist mir immer der liebste geblieben — der kleine Waldbauernbub! („Als ich noch der Waldbauernbub war!" von Peter Rosegger.)

Einsender: Gerhart Haug, Schüler, Neu-Ulm.

Mein liebstes Lied

„Ich hatt' einen Kameraden."

Kinderlieder kommen wieder,
bist du längst ein Kind nicht mehr;
und an ihren zarten Klängen
immer noch die Bilder hängen
von den ersten Spielen her.

Einzeln schleichen sich die Töne
in Gehör und Herz hinein,
bis auf einmal alle singen,
die mit dir zur Schule gingen,
alles fällt dir wieder ein.

Wenn man je vergessen könnte,
was man mit der Zeit verlor:
jeder Junge auf der Gasse,
jedes Mädel auf der Straße
singt es dir von neuem vor.

Einsender: Karl Georg Hoffmann, Schriftsteller, Rathenow.

Im häuslichen Kreise

Hochzeits-Cantate von Viktor Blüthgen

Wenn Zwei sich treu verbunden,
Vereint für Lust und Leid,
Die zählen nicht die Stunden
Der flücht'gen Lebenszeit.
Wie oft das Rad sich wendet
Und rollt mit raschem Schwung:
Die Liebe, die nicht endet,
Hält ihre Herzen jung.

Wieviel die Welt mag trennen,
Sie wandern Hand in Hand;
Sie sind mit sel'gem Brennen
Einander zugewandt.
Im Guten wie im Bösen
Verirrt sich nicht ihr Gang:
Das Band mag niemand lösen,
Das rechte Liebe schlang.

In Sorgen, Mühn und Plagen
Findt Eins beim Andern Trost:
Sie helfen treu sich tragen,
Was jedes hat erlost.
Kein Freudenbecher mundet,
Der Beider Mund nicht tränkt;
Was Eins an Glück erkundet,
Ist Ihm und Ihr geschenkt.

Wem solches ward gegeben,
Der lobe Gott den Herrn!
Beflügelt geht sein Streben,
Sein Glück hat festen Kern;
Zu dunklen Todespforten
Führt ihn die Hoffnung ein:
Was hier ist eins geworden,
Wird eins im Himmel sein.

Um den Ring

Du, mit dem samtnen Schäubelein,
du, mit dem seidnen Latz,
du allersüßstes Träubelein,
du Frech, du Rech, du Spatz,
geh nur und zieh dein Mäulchen ein,
geh nur, spitz immer zu,
bald werd ich eine andere frein,
viel schöner noch als du.

Wenn du so willst, so schlänk dein Bein,
so gump und hupf darzu,
ich aber schlaf bei mir allein,
die Kammertür bleibt zu.

So tanz doch, tu nur tanzen fein,
tanz kotz, tanz katz, tanz ab,
verrenk dir nur dein Schlänkerbein,
bei mir bleibst doch schabab.

Die ladt mich in ihr Kämmerlein,
tragt Putz und Schnallenschuh,
viel junge Burschen sind dabei,
der Pfeifer pfeift dazu.
Das gibt ein Tanz und Lustigsein,
ein Sang und Tirilli!
Die ganze Stadt möcht bei uns sein
von Nachts bis in die Früh.

Hoho, du Maulverreißerlein,
hoho, du Schlänkertasch,
auf diesen Lug fall ich nicht ein,
der ist mir viel zu harsch.

Wohl trag auch ich ein Ringlein fein,
doch schließ ichs in die Truh.
Ich hab den Ring, ich hab den Stein,
sag aber, was hast Du?

Magst du sie dann nur nehmen ein,
die dir gefallt so wohl,
viel lieber will ich ledig sein
statt dir ein Stubenzoll.
Jaja, zieh nur den Schnauzbart ein,
jaja, zieh immer zu,
du meinst, du kriegst ein Kalb darein,
nun ists nur eine Kuh.

Das Bild ist ein Kupfer
Israhels van Meckenem.

Die Verse entstammen
dem Elsaßer Liederbuch.

Das Auge

Ein edler tapferer Ritter, unschön von Gestalt, hatte das schönste Weib, die er innig liebte, und die, ebenso tugendhaft, ihn herzlich wieder liebte und ihm alle Zweifel wegen seiner Gestalt benahm. Er fuhr weit umher auf Turniere und Ritterschaft und fand daheim bei seiner Gattin immer gleiche Liebe und Treue. Auf einem solchen Turnier stach er einen Ritter durch den Arm und dieser ihm ein Auge aus. Alle bedauerten ihn, und er selber beklagte den Unfall, besonders wegen seiner Frau und wollte ihr so entstellt nicht mehr vor Augen kommen. Sein Knappe jedoch, der zugleich sein Verwandter war und mit dem er sich in der Herberge beriet, tröstete ihn, bei dem keineswegs unehrenhaften Verluste durch die bewährte Güte seiner Gattin. Er erbot sich, ihr die Nachricht zu bringen und ihm die Aufnahme derselben zu melden.

Der Knappe wurde freudig empfangen; er erzählte der Herrin das Unglück ihres Gatten und wie der-

selbe beschlossen habe, nicht wieder heim zu kommen, um durch seinen mißfälligen Anblick ihr nicht wehe zu tun oder Scham zu erregen, worüber, wenn sie es auch verhehlte, jedoch der Zweifel ihn quälen würde: er wolle also nach dem heiligen Grabe fahren und Leib und Leben für ihr beider Seligkeit hingeben. Da erwiderte die treue Gattin, dafür gäbe es noch wohl Rat, und sie könne ihm allen Zweifel deshalb benehmen. Sie hieß den Boten warten, ging hinaus und stach sich selber mit einer spitzen Schere ein Auge aus. So kam sie wieder zu dem Knappen und hieß ihn ihrem Manne die Botschaft bringen, daß sie nun beide gleiches Wappen trügen, er möge also getrost heimkommen.

Der Ritter beklagte schmerzlich die übergroße Treue seiner Gattin, kehrte jedoch heim und lebte mit ihr in herzlicher Liebe und Freude bis ans Ende.

Nach einer Märe Herrands von Wildonie.

Im Volksdienst

Ein Programm der Menschlichkeit

Zur Einführung

Nun bringt die Lese doch Politik, wird mancher ausrufen. Die Antrittsrede eines republikanischen Präsidenten, der in seiner Persönlichkeit den Sieg einer politischen Partei verkörpert! Was hat eine solche politische Zweckrede in der Lese zu suchen? Wie wenig Positives steckt letzten Endes in noch so wohlerwogenen Programmerklärungen der Staatsoberhäupter, da ihre Ausführung von tausenderlei Strömungen, Interessen, Energien, Zufällen abhängig ist. Skepsis ist da wohl angebracht. Auch das Schicksal der Rooseveltschen Versprechungen kann dazu verleiten. In Wilsons Rede scheint uns aber über Irrungen und Wirrungen der Parteien, über Staatskunst und Diplomatie gleichsam eine Politik der Menschlichkeit aufzusteigen, wie sie die Besten geahnt und gewünscht haben. Dem neuen amerikanischen Präsidenten geht auch der Ruf voraus, daß er nicht nur ein Mann der Rede, sondern auch der Tat ist. Gleichviel, ob es ihm vergönnt ist, das Programm wenigstens teilweise zu verwirklichen oder nicht: Hier ist die Linie gegeben, auf der ein Fort- und Emporschreiten möglich ist. Was Wilson zeichnete, ist die Politik der Zukunft. Daher ist seine Rede mehr als ein Ereignis des Tages und wert, festgehalten zu werden als ein menschliches Dokument.

Kr.

Die Antrittsrede Wilsons

„Es ist ein Wechsel in der Regierung eingetreten. Er begann vor zwei Jahren, als die Demokraten im Repräsentantenhause eine entscheidende Mehrheit erlangten. Nunmehr ist er vollendet. Der Senat, der demnächst zusammentreten wird, wird auch demokratisch sein. Die Aemter des Präsidenten und des Vizepräsidenten sind in die Hände von Demokraten gelegt.

Was bedeutet dieser Wechsel? Dies ist die Hauptfrage, die uns heute beschäftigt. Ich will versuchen, sie bei dem heutigen Anlaß zu beantworten.

Er bedeutet viel mehr als einen bloßen Parteisieg. Der Sieg einer Partei will wenig besagen, wenn nicht die Nation diese Partei zu einem bestimmten und großen Zwecke benutzt. Niemand kann im Irrtum darüber sein, wozu die Nation jetzt die demokratische Partei zu benutzen gedenkt. Sie soll den Wechsel deuten, der in ihren eigenen Absichten und in ihrem Standpunkt eingetreten ist. Altvertraute Dinge haben, mit hellen und kritischen Augen betrachtet, ihr Aussehen verändert und erscheinen uns jetzt fremdartig und unheilvoll. Neues ist an ihre Stelle getreten. Wir sind aufgefrischt worden durch einen neuen Einblick in unser eigenes Leben.

Dieses Leben ist in mancher Beziehung wahrhaft groß. Es ist unvergleichlich groß in materieller Hinsicht, in seiner Summe von Wohlstand, in der Mannigfaltigkeit und dem Schwung seiner Energie, in den industriellen Schöpfungen einzelner wie in der schrankenlosen Unternehmerkraft von Gruppen. Aber es ist auch groß in seiner moralischen Kraft. Nirgends sonst in der Welt haben edle Männer und Frauen in ihren Bemühungen, Unrecht gut zu machen, Leidenden zu helfen und die Schwachen auf den rechten Weg zu bringen, ein großzügigeres Liebes- und Hilfswerk vollbracht. Wir haben ferner ein Regierungssystem aufgebaut, das lange Zeit hindurch vorbildlich war für alle diejenigen, deren Ziel es ist, die Freiheit auf so feste Grundlagen gestellt zu sehen, daß sie gegen zufällige Veränderungen, gegen Sturm und Unfall gesichert erscheint. Aber mit dem Guten ist das Uebel gekommen und viel echtes Gold ist zerfressen worden. Mit den Reichtümern kam eine unentschuldbare Verschwendung. Wir haben viel von dem verschleudert, was wir hätten brauchen können. Wir sind stolz gewesen auf unsere industriellen Leistungen, aber wir haben bisher den Menschenwert nicht hoch genug angeschlagen, den Wert der ausgelöschten Menschenleben, der überbürdeten und zusammengebrochenen Existenzen. Die peinvollen Seufzer aus den Bergwerken, den Fabriken und all den Stätten, wo der Kampf um das Dasein seinen eigentlichen Sitz hat, dieser ernste, rührende Unterton unseres Lebens war nicht zu unseren Ohren gedrungen.

Die große Regierung, die wir geliebt haben, ist zu oft zu privaten und selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht worden. Unsere Pflicht ist es nun zu säubern, wiederherzustellen, das Schlechte zu beseitigen, ohne das Gute zu schwächen,

das ganze öffentliche Leben zu reinigen und mit Humanität zu erfüllen, ohne es schwach oder sentimental zu machen.

Es war etwas Hartes und Herzloses in unserer Jagd nach dem Erfolg und der Größe. Unser Gedanke war, daß jedermann und jede Generation für sich selber zu sorgen habe, und wenn wir auch nicht vergessen hatten, daß unsere Politik dem bescheidensten Manne ebenso wie dem mächtigsten dienen müsse, so waren wir doch sehr eilig in dem Drang, groß zu werden. Jetzt sind wir zu ruhigem Nachdenken gekommen. Die Binde ist von unseren Augen gefallen, unser Werk ist ein Werk der Wiederherstellung.

Wir haben sorgfältig geprüft, was geändert werden muß: Einige der Hauptpunkte sind die folgenden: Wir haben einen Zolltarif, der uns von dem uns gebührenden Anteil am Welthandel abschneidet, die Grundsätze einer gerechten Besteuerung verletzt und die Regierung zu einem bequemen Werkzeug in der Hand privater Interessen macht. Wir haben ein Bank- und Währungssystem, dessen Grundlage die vor 50 Jahren für die Regierung eingetretene Notwendigkeit war, ihre Bons zu verkaufen, und das ganz dazu angetan ist, das bare Geld zu konzentrieren und die Kredite zu beschränken; ein Industriesystem, das von der finanziellen wie von der administrativen Seite betrachtet, das Kapital in den Reihen der Leitenden festhält, die Freiheit beschränkt, die Arbeitsgelegenheit beeinträchtigt und die natürlichen Quellen des Landes ohne Rücksicht auf ihre Erneuerung und Erhaltung ausbeutet; eine Landwirtschaft, die noch nie ihre Kraft in großen geschäftlichen Unternehmungen erprobt, noch nie die Hilfsmittel der Wissenschaft sich unmittelbar auf den Farmen selbst zunutze gemacht und die ihren praktischen Bedürfnissen entsprechenden Krediterleichterungen entbehrt hat; wir haben unentwickelte Wasserläufe, weite unbenutzte Landstrecken, ungepflegte Wälder, die ohne Aussicht auf Erneuerung zu verschwinden drohen, unbeachtete Halden bei jedem Bergwerk. Wir haben, wie vielleicht keine andere Nation, die besten Produktionsmittel studiert, aber wir haben weder ihre Kosten noch ihre Anwendung so studiert, wie wir es als industrielle Organisatoren, als Staatsmänner oder als Einzelpersönlichkeiten hätten tun müssen.

Ebensowenig haben wir die Mittel studiert und vervollkommnet, wie die Regierung in den Dienst der Humanität gestellt werden könnte zur Förderung des Wohles der Nation, des Wohles ihrer Männer, Frauen und Kinder wie ihrer Rechte im Kampf ums Dasein. Das ist keine Sentimentalität. Die feste Grundlage einer Regierung ist Gerechtigkeit, nicht Mitleid.

Und dies sind Aufgaben der Gerechtigkeit. Gleichberechtigung und Bewegungsfreiheit, die eigentliche Grundlage der Gerechtigkeit in einem politischen Körper, können nicht bestehen, wenn Männer, Frauen und Kinder nicht in ihrem Leben, in ihren eigensten Lebensbedingungen gegen die Folgeerscheinungen der großen industriellen und sozialen Prozesse geschützt werden, an denen sie nichts ändern, die sie nicht lenken und mit denen die einzelnen nicht fertig werden können. Die Gesellschaft darf ihre eigenen Glieder nicht zermalmen, schwächen oder schädigen. Die erste Aufgabe der Gesetze ist, die Gesellschaft gesund zu erhalten, der sie dienen. Sanitäre Gesetze, Nahrungsmittelgesetze und Gesetze über die Arbeitsbedingungen, welche die einzelnen für sich selbst festzusetzen nicht die Macht haben, das sind die wichtigsten und eigentlichsten Aufgaben der Gerechtigkeit und der Gesetze. Das ist einiges von dem, was wir zu tun haben, ohne dabei das andere ungetan zu lassen, das Althergebrachte, das niemals vernachlässigt werden darf, das Grundlegende, nämlich den Schutz des Eigentums und des persönlichen Rechts.

Das ist die hohe Aufgabe des neuen Tages, alles, was unser Leben als Nation betrifft, in das Licht zu stellen, das aus dem Gewissen und den Rechtsbegriffen eines jeden ausstrahlt. Es ist undenkbar, daß wir dies als Parteimenschen tun könnten. Wir sollen wiederaufbauen, nicht zerstören. Wir werden unser wirtschaftliches System nehmen, wie es ist und wie es abgeändert werden kann, nicht, wie es werden könnte, wenn wir ein weißes Blatt Papier vor uns hätten. Gerechtigkeit und nur Gerechtigkeit soll allzeit unsere Losung sein. Und doch wird es kein kühler, rein wissenschaftlicher Prozeß sein. Die Nation ist tief aufgerüttelt von einer ernsten Leidenschaft, von der Erkenntnis des Unrechts, der idealen Verluste und des vielfachen Mißbrauchs der Regierung, die zu einem Werkzeug des Bösen gemacht wurde. Die Gefühle, mit denen wir dem neuen Zeitalter des Rechts und der Bewegungsfreiheit entgegensehen, erfüllen unsere Herzen wie ein Hauch von Gottes eigener Gegenwart, in der Gerechtigkeit und Gnade versöhnt sind und der Richter eins ist mit dem Bruder. Es handelt sich nicht um eine rein politische Aufgabe, sondern darum, ob wir imstande sind, unsere Zeit und die Not unseres Volkes zu verstehen, ob wir wirklich seine Wortführer und Dolmetscher sind, ob wir das reine Herz haben, unsere hohe Aufgabe zu verstehen, und den geläuterten Willen, uns für sie zu entscheiden.

Dies ist kein Tag des Triumphs, es ist ein Tag der Hingabe. Hier werden nicht die Kräfte einer Partei, sondern die Kräfte der Menschheit aufgerufen. Menschenherzen warten auf uns, Menschenleben stehen auf dem Spiel, Menschenhoffnung will wissen, was wir zu tun gedenken. Wer wird dieses große Vertrauen rechtfertigen? Wer hat den Mut, es zu enttäuschen? Ich rufe alle ehrenhaften Männer, alle Patrioten, alle vorwärts blickenden Männer an meine Seite. So wahr mir Gott helfe: Ich werde sie nicht im Stiche lassen, wenn sie mir nur raten und beistehen wollen."

Indianerleben

Von Erland Nordenskiöld

Zur Einführung

Wir modernen Menschen stecken in Kultur und Barbarei wie zwischen Fell und Fleisch, und es ist nicht zu leugnen, daß wir von beiden nicht immer das Beste besitzen. Es ist mehr als ein Wortspiel, von der Barbarei der Kultur zu sprechen. Mit welcher Ueberhebung wir auch auf den Wilden blicken, der von unserer Welt kaum einen Schimmer ahnt, in einem Winkel unseres Herzens sitzt ein stiller Neid auf sein friedliches, naives Menschtum. Die Rousseausche Natursehnsucht ist vielleicht sogar der beste unserer Wünsche. Jeder Pfadfinder zu dem verlorenen Paradies soll uns ein lieber Freund sein, umsomehr, wenn er noch dazu ein echter und interessanter Mensch ist, wie der Schwede Erland Nordenskiöld. Er lebte während seiner südamerikanischen Reise 1908—1909 längere Zeit bei den Indianerstämmen in den Grenzgebieten Bolivias und Argentiniens, um einen Beitrag zur Kenntnis der sozialen Verhältnisse im Gemeinwesen der Indianer liefern zu können. Daraus ist nun ein interessantes und vor allem ehrliches Buch entstanden. Nordenskiöld gewann einen tieferen Einblick, weil er es verstand, den Kulturmenschen auf Monate abzustreifen und mit den Indianern wie einer der ihren zu leben. Vorurteilslos trat er an sie heran, als Mensch, darum ist auch sein Buch so wertvoll, menschlich wie ethnographisch. „Bei den Indianern wie bei den Weißen habe ich mich als Hausfreund betrachtet", sagt er. „Am wohlsten habe ich mich bei den Indianern gefühlt". Diese einfachen Worte bilden zugleich das schärfste Urteil über die Indianer wie über die Weißen, die ihnen Stück für Stück das Land entringen und sie kultivieren. Man kann daraus die Tragödie ahnen, die entsteht, wo eine fortgeschrittene Kultur mit einem primitiven Völkerstamm zusammentrifft. Zum echten Kolonisator fehlt den meisten Menschen die ursprüngliche Naivität des Naturmenschen. Vor kurzer Zeit brachten englische und amerikanische Blätter erschütternde Details aus Bolivia, wo man die Indianer auf barbarische Weise zur Gummigewinnung in direkte Sklaverei führt. Nordenskiöld deutet an einigen Stellen darauf hin, da er diese Verhältnisse in einem besonderen Buche behandelt hat, das leider nur in Schwedisch erschienen ist.

Am ausführlichsten behandelt der Verfasser die Ashluslay, Choroti, die Chane- und Chiriguanoindianer, flüchtiger die Tapiete- und Tsirakuaindianer. Es existiert kaum etwas im Umkreis dieses Indianerlebens, das der Verfasser nicht ins Licht seiner Betrachtungen zieht, ohne Rückhalt und Prüderie, vom sozialen Sein bis zu den individuellsten erotischen Regungen. Als besondere hochwillkommene Gabe sind die zahlreichen Sagen- und Märchen zu betrachten, die auf anderem Wege in die Psyche des Indianers führen. In manchen gänzlich von fremden Elementen freien Stücken dieser indianischen Sagenwelt finden wir nur wenig veränderte liebe alte Bekannte unseres europäischen Märchenschatzes. Vielleicht ist es möglich, später noch einige kleine Proben aus dem verdienstvollen Werke zu bringen. Eine reichhaltige Illustration gibt Typen der einzelnen Stämme, ihre Handwerkszeuge, Waffen und künstlerische Erzeugnisse. Nordenskiölds Indianerbuch gehört zu den besten seiner Gattung, lehrreich, nützlich, unterhaltend für den Fachwissenschaftler, Politiker und den gebildeten Menschen, dem die Literatur mehr ist als bloßer Zeitvertreib.

Wir bringen diesmal mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Albert Bonnier, Leipzig, den nachfolgenden Abschnitt. Otto Krille.

Das Gemeinwesen der Choroti- und Ashluslayindianer

Wir sind alle Brüder, sagte einmal ein Choritiindianer zu mir. Im großen gesehen bilden auch die Chorotis und Ashluslays zwei Familien. Sie wohnen in einer bedeutenden Anzahl Dörfer von wechselnder Größe verteilt. Es gibt dort Dörfer mit ganz wenig Familien und Dörfer, wie das des Ashluslayhäuptlings Mayenten, das etwa 1000 Bewohner hatte. Die Dörfer, oder richtiger die Stellen, wo die Dörfer angelegt sind, haben Namen. So hieß ein Chorotidorf vuatsina — Erdratte, ein anderes hopla — Grasblume, ein drittes tonoclel — alte Pfütze, ein viertes asnatelemi — weiße Erde usw.

Die Chorotis und Ashluslays sind nicht vollständig seßhaft. Sie ziehen beständig, wenn auch nicht weit. Als ich z. B. 1909 dieses Land besuchte, fand ich sehr wenige Dörfer an demselben Platze wie 1908. Sie ziehen des Fischfangs, der Algarrobo, ihrer Aecker wegen usw. Während der Trockenzeit ziehen viele Indianer nach dem Rio Pilcomayo, um dort zu fischen. In der Regenzeit ziehen sie sich in das Innere des Landes zurück, wo sie in der Regel ihre Aecker haben. Das ganze Menschenmaterial im Gemeinwesen der Chorotis und Ashluslays ist sehr beweglich. Zuweilen teilen sich die Familien, zuweilen vereinigen sie sich zu großen Gruppen. Die Individuen, besonders die Jugend, ziehen beständig von einem Dorf zum andern. Die Choroti- und Ashluslaydörfer, die ich gesehen habe, lagen teils im Walde, teils auf der Ebene. Einige Chorotidörfer lagen während der Trockenzeit unten am Pilcomayofluß an dem niedrigen, jährlich überschwemmten Ufer. In keinem Chorotidorf waren die Hütten nach einem bestimm-

ten Plane geordnet. In mehreren Ashluslaydörfern waren sie dagegen um eine Art Marktplatz gruppiert.

Der Platz für die Dörfer war offenbar überall so gewählt, daß man Fische, wilde Früchte, oder, zur Erntezeit, seine Aecker in der Nähe hatte. Im Innern des nördlichen Chaco ist man bei den Dorfanlagen an die wenigen Tränken gebunden, deshalb sind auch die dortigen Indianer viel seßhafter, als die am Rio Pilcomayo. Dort sind auch die Hütten viel besser gebaut, als an diesem Flusse.

Zwischen den Dörfern führen eine Masse Wege, die sich in der Nähe des Dorfes netzförmig auflösen. Aus diesem Grunde ist es oft schwer, den Pfaden der Indianer zu folgen.

Weder die Chorotis noch die Ashluslays haben einen für den ganzen Stamm gemeinsamen Häuptling, aber diese sind unabhängig voneinander. Bei den Ashluslays habe ich Häuptlinge gesehen, die über mehrere Dörfer herrschen. Die Häuptlinge haben je nach ihren persönlichen Eigenschaften Einfluß. Sie, sowie ihre Frauen arbeiten genau ebenso wie die andern Indianer. Sie haben keine Diener; solche sind bei diesen Indianern unbekannt. Der Häuptling hat keinen Ehrenplatz bei den Trinkgelagen, seine Hütte nimmt keinen besonders auserwählten Platz im Dorfe ein.

Er ist ein Familienvater, den man respektiert, der aber nicht regiert.

Im Krieg nimmt er vielleicht eine leitende Stellung ein, die andern gehorchen ihm aber nur so weit, wie es ihnen paßt. Kommt ein weißer Mann nach einem Indianerdorf, so wird er von dem Häuptling empfangen, und die Sitte erfordert es, daß er ein Geschenk erhält. Dies scheint mir indessen eine spätere Erfindung der Weißen selbst zu sein. Der Weiße hat zur Unterhandlung im Dorfe eine bestimmte Person nötig gehabt und hat sich darum der Häuptlingsinstitution bedient und sie weiter entwickelt.

Die Häuptlingswürde scheint in der Regel von dem Vater auf den Sohn zu gehen. Ist der Sohn beim Tode seines Vaters minderjährig, d. h. nach indianischen Begriffen kein älterer, verheirateter Mann, wird sie interimistisch von einem älteren Verwandten ausgeübt. Sehr oft, besonders nach Kriegen, wo die Männer ihre Tüchtigkeit zeigen können, entstehen neue Häuptlinge.

Eine große Macht im Dorfe besitzt, wo ein solcher vorhanden ist, der Dolmetscher. Er spricht Spanisch und unterhandelt mit den Weißen.

Einen bedeutenden Einfluß hat auch der Medizinmann. Man bietet ihm viel Essen an, behandelt ihn somit gut. Niemals habe ich gehört, daß ein Medizinmann zugleich Häuptling war.

In den Chorotis- und Ashluslaydörfern herrscht kein Klassenunterschied, noch gibt es Reiche oder Arme. Ist der Magen voll, so ist man reich, ist der Magen leer, so ist man arm. Wir sind alle Brüder, dies ist der Grundgedanke im Gesellschaftsbau dieser Menschen. Sie leben in einem beinahe vollständigen Kommunismus. Schenkt man einem Chorotis- oder Ashluslayindianer zwei Hemden, so verschenkt er sicher das eine, oder vielleicht alle beide. Bekommt ein Indianer Brot, so teilt er es in kleine Stücke, damit es für alle reicht. Ich vergesse niemals einen kleinen Ashluslayknaben, dem ich Zucker gab. Er biß ein Stückchen ab und aß es anscheinend mit Wohlgefallen auf, dann sog er ein bißchen an dem Rest und nahm ihn aus dem Munde, damit die Mutter und die Geschwister auch kosten sollten. Bekommt ein Chorotis- oder Ashluslayindianer einen Rock, so trägt er ihn vielleicht einen Tag, am folgenden Tage hat ihn ein anderer usw. Niemals raucht einer dieser Indianer eine Pfeife allein. Sie soll von Mund zu Mund gehen. Oftmals hat mir ein Indianer die Pfeife aus dem Mund genommen, einige Züge getan und sie mir dann wieder zurückgegeben, denn so will es die Sitte dort. Ein Mann, der viele Fische gefangen hat, teilt mit dem, der weniger Glück gehabt hat.

Es wäre indessen ein großer Irrtum, wenn man glaubte, daß in dem Indianerstaat nicht jedes Individuum das besitzt, was es arbeitet und anwendet. Niemals würde es einem Indianer einfallen, den Besitz eines andern umzutauschen. Ein Mann würde niemals etwas, was seiner Frau oder seinem kleinen Kinde gehört, weggeben, ohne sie zu fragen. Jede Sache hat ihren Besitzer, da der Besitzer aber mildtätig ist und alle aus seinem Stamme als Brüder betrachtet, so teilt er freigebig mit den andern. Die Tiere haben Besitzmarken. So sind die Schafe, um den Besitzer zu kennzeichnen, an den Ohren auf verschiedene Weise geschoren. Wird jedoch ein Schaf geschlachtet, so wird das Fleisch an alle verteilt. Bei den Ashluslays haben die gewebten Mäntel Zeichen, die den Besitzer angeben.

Trotzdem will derjenige, der einen großen guten Mantel besitzt, nicht allein unter demselben schlafen. In den Ashluslaydörfern pflegten ein paar Indianer oft des Nachts in meinem Bette zu schlafen, offenbar in dem Gedanken: „Du Weißer hast so große Decken, daß sie für mehrere als dich reichen."

Diese meine Indianerfreunde hätten sehen sollen, wie es bei uns zu Hause zugeht, wie der eine in einem prachtvollen Bett schläft und der andere friert. Die Weißen sind ja auch nicht Brüder. — Gütergemeinschaft herrscht bei diesen Indianern nicht, aber zufolge der großen Mildtätigkeit versucht keiner, sich auf Kosten des andern einen Vorteil zu verschaffen, sondern teilt freigebig mit allen, was er hat. An dem einen Tage schenkt er, an dem anderen nimmt er Geschenke entgegen.

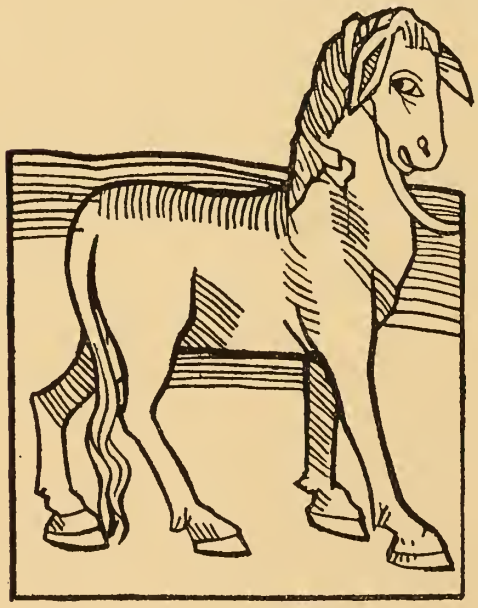
Das Land hat keinen Besitzer, die Aecker gehören dem, der sie bebaut. Land ist genug vorhanden, und es ist Raum da für alle. Sollte die Bevölkerung so groß werden, daß Mangel an anbaubarem Land eintritt, so würde es wohl auch mit dem gemeinsamen Besitzrecht aus sein.

Man sollte meinen, daß in einem Gemeinwesen, wie dem dieser Indianer, eine gewisse Gesetzlosigkeit herrscht. Diebstahl ist unbekannt, d. h. Diebstahl von den eigenen Mitgliedern des Stammes, denn es herrscht dort ein so großes Gemeingefühl, daß niemand zu stehlen braucht. Ich glaube auch nicht, daß die Indianer sich gegenseitig belügen. Dem Weißen lügt man etwas vor, man sagt ihm ganz einfach,, was man für nützlich für den Stamm hält. Man betrügt ihn, wenn es paßt, man sagt ihm die Wahrheit, wenn es nicht schaden kann. Ertappt man einen Indianer auf einer Unwahrheit, so betrachtet er es ungefähr so, wie ein Weißer die Entdeckung eines Aprilscherzes. Er lacht und findet es amüsant. Wird man ärgerlich, so hält er den Betreffenden offenbar für dumm. Die sittliche Freiheit ist sehr groß. Untreue und Eifersucht werden durch Schlägereien zwischen den Frauen geordnet.

Im Verhältnis zu andern besser organisierten Stämmen sind solche Gemeinwesen, wie es die Choroti- und Ashluslayindianer bilden, äußerst schwach. Die beste Gelegenheit, dies zu beobachten, hatte ich während meines Aufenthaltes bei den letzteren. Diese waren in einen Krieg mit den Tobas verwickelt, welche unter Leitung des energischen Häuptlings Taycolique mehrere Ueberfälle in deren Gebiet machten. Infolge der Machtlosigkeit der Häuptlinge und der geringen Eintracht, vermochten sie nicht, sich zu einer gemeinsamen Verteidigung gegen den Feind zu organisieren. Die verschiedenen Dörfer vereinigten sich nicht, sondern jedes tat, was es für gut hielt. Das anarchistische Gemeinwesen hat keine Abwehrkraft. Erwartete man einen Tobaanfall, so eilten viele Männer von verschiedenen Seiten herbei, um den Kampf aufzunehmen, da es aber an jeder Organisation fehlte, fanden sich immer nur ein Teil der Krieger ein. Die meisten blieben, um ihre eigene Person besorgt, aus.

Es fehlte ein Mann, der zu befehlen und sich Gehorsam zu schaffen verstand.

Schalksecke



Der Esel

Hab nichts, mich dran zu freuen,
bin dumm und ungestalt,
ohn Mut und ohn Gewalt;
mein spotten und mich scheuen
die Menschen jung und alt;
bin weder warm noch kalt,
hab nichts, mich dran zu freuen,
bin dumm und ungestalt,
muß Stroh und Distel käuen,
werd unter Säcken alt.—
ach, die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir nichts, als eine schöne Stimme!

Matthias Claudius.

Ein recht frischer Lug

Ich hab einen gekannt, der im Lügen dem Cannstatter Lugenschmied fast gleich war. Der sagt, er hab einstmals gesehen, daß ein Henker einem armen Menschen im Winter den Kopf stehend und so schnell abgehauen, daß er auf dem Kopf blieben und angefroren sei. Danach hab er ihn mit heim geführt und hintern Tisch gesetzt. Wie nun der arme Mensch warm wurde und die Nase schneuzen wollte, hat er den Kopf hinter die Stubentür geworfen und ist allererst gestorben. Dergleichen Leut, die so lügen können, müssen guter Complexion sein, denn wo sie solche Brillen verkaufen, schadet ihnen doch der Luft nicht zum Leben.

Aus dem Wendunmuth des Hans Wilhelm Kirchhof.

Auch ein feister Lug

Einem vorwitzigen Märenträger begegnet ein Bot, den fragte er ernstlich, was er Neues vom Reichstag wüßt. Der Bot sagte, er wüßte nichts, als daß man kürzlich einen Betrüger verbrannt hätte, der einen Karren voll gedörrtem Schnee dahin gebracht und für Salz verkauft hätte. Dieser sagte diese Märe nach, ehe er sich besann und kam jedermann zu Spott.

Aus J. Paulis Schimpf und Ernst.

Paul Wüst

Herzog Eberhard der Bärtige von Württemberg wollte den Paul Wüst einen komischen Kerl zu seinem Hofnarren machen und fragte ihn, ob er dieses Amt annehmen wolle? Paul Wüst antwortete: mein Vater hat einen Narren für sich gezeuget, so zeuge dir auch einen.

Aus einer alten Chronik.

Wegweiser der Lese

Frauen im Dienste des Volkswohls

Von Rosalie Schoenflies

V

Zu den neuen noch in der Entwicklung stehenden Gebieten der öffentlichen Wohlfahrtspflege gehört als eines der wichtigsten und umfassendsten die Wohnungsfürsorge. Je mehr die Bedeutung der Wohnung für das gesamte Familienleben, für die Behaglichkeit des täglichen Daseins, für die gesundheitliche und sittliche Erziehung der anwachsenden Jugend erkannt wird, um so mehr wird auch die Frage erwogen, auf welche Weise die kleine, oft dürftige Behausung der Proletarierfamilie zu einem rechten Heim und zu dem Nährboden körperlich und geistig gesunder neuer Generationen werden kann.

Die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse durch die Erbauung zweckmäßiger Kleinwohnungen wird, besonders in den Großstädten, die Grundlage jeder Wohnungsreform bilden müssen, aber sie genügt allein nicht. Deshalb hat man hier und da einen weiteren Schritt durch die Errichtung eines Wohnungsamtes getan. Ihm liegt die Kontrolle der Wohnungen auf ihre hygienische Beschaffenheit ob, zugleich aber auch die Wohnungspflege.

Diese letztere, die Wohnungspflege, bietet ein sehr weites Arbeitsfeld, das eigentlich das ganze häusliche Leben, das sich in der Wohnung abspielt, mit zu umfassen hat. Da soll die Hausmutter über die zweckmäßigste Verwendung und Einrichtung ihrer Räume, über das Lüften der Zimmer und Betten, über die praktische Art des Waschens, über eine vernünftige Kochweise und über noch viele Einzelheiten beraten werden, die scheinbar geringfügig, doch für das Wohlbefinden und Behagen der Familie von Wichtigkeit sind.

Es liegt auf der Hand, daß für solche Aufgaben Frauen sich besonders eignen, daß sie die vorhandenen Mängel leichter erkennen und ebenso die Mittel der Verbesserung aus ihrer eigenen häuslichen Erfahrung besser anzugeben wissen als irgend ein Mann.

Aus dieser Erkenntnis heraus wurde denn auch im Landkreise Worms, der vor etwa 4 Jahren eines der frühesten Wohnungsämter schuf, an die Spitze desselben eine Frau berufen, die außer der Befähigung durch ihre weibliche Eigenart auch die für diese selbständige Stellung notwendige wissenschaftliche Vorbildung mitbrachte. Ihr ist die Wohnungsfürsorge in 30 Landgemeinden übertragen.

Dem erfolgreichen hessischen Vorbilde folgte zuerst der Magistrat der Stadt Halle, der am 1. Januar 1911 für sein neu gegründetes Wohnungsamt einen weiblichen Inspektor anstellte und in jüngster Zeit wurde die Anstellung einer gleichen Beamtin in Magdeburg beschlossen.

In zahlreichen anderen Städten, z. B. in Nürnberg, Augsburg, Fürth, Regensburg, in Bielefeld, Charlottenburg, Mannheim und anderen arbeiten Frauen als ehrenamtliche Helferinnen der Wohnungsfürsorge, besonders auf dem Gebiete der Wohnungspflege.

Erst kürzlich wurden ihre Leistungen in dem Bericht über das erste Jahr des Wohnungsamtes der Stadt Charlottenburg in folgender Weise gewürdigt: „In allen Fällen, wo es sich um schlechte Wohnsitten irgend welcher Art handelt, könne — diese Erkenntnis ist durch die Arbeit dieses Jahres gefestigt — die Mitarbeit der Frau nicht entbehrt werden. Die ehrenamtlich tätigen weiblichen Mitglieder der Wohnungsausschüsse haben denn auch in zahlreichen Fällen wertvolle Arbeit geleistet."

Auch die Schulschwestern und Schulpflegerinnen bebauen ein neues Arbeitsfeld der Wohlfahrtspflege. Sie ergänzen die Tätigkeit der Schulärzte nnd Ärztinnen, denen die gesundheitliche Kontrolle der Schulkinder obliegt, indem sie deren Eltern in ihren Wohnungen besuchen, dort für Befolgung der ärztlichen Anordnungen wirken und die nötigen hygienischen Kenntnisse in die Familie tragen.

Nachdem zuerst die Stadt Charlottenburg solche Schulfürsorgerinnen eingestellt hatte, folgten Mannheim, Stuttgart, München, Breslau und einige andere Städte.

Auf den beiden Gebieten, der Wohnungs- und der Schulpflege, die in ganz besonders hohem Maße der Volksgesundheit dienen, muß nach den bisherigen Erfahrungen eine wachsende und ausgedehnte Beteiligung weiblicher Fürsorgearbeit als eine unerläßliche Bedingung für erfolgreiches Wirken angesehen werden.

Fortbildungskurse für Arbeiter

Die Studentischen Arbeiterkurse in München, deren wir in der Lese schon öfters gedachten (vergl. Nr. 41, 1912) beginnen am 28. April dieses Jahres ihren 14. Lehrgang. Diese Kurse wollen Arbeitern, Bediensteten, Angestellten beiderlei Geschlechts Gelegenheit geben, ihre Elementarkenntnisse aufzufrischen oder neu zu erwerben, denn gerade hierzu fehlte für Erwachsene, die keine Schule mehr besuchen können, bisher die Möglichkeit. Die Unterrichtsfächer sind folgende: Deutsch (Rechtschreibung und Aufsatzlehre), Schönschreiben, Rechnen, Mathematische Grundlehren (Algebra und Geometrie), Freihandzeichnen, Technisches Zeichnen, Stenographie, Kaufmännische Grundlehren, Staatsbürgerkunde (Verfassung, Arbeiterversicherung 2c.), Erdkunde, Gesundheitslehre (Körperpflege, Wohnungswesen), Deutsche Literatur, Häusliche Kunstpflege (Einteilung und Ausstattung der Wohnung in geschmackooller Weise). Für weibliche Hörer ist noch ein besonderer Kurs eingelegt: Haushaltungsrechnen. Außerhalb der Schule werden Musikabende abgehalten mit Musiklehre, Opernbesprechung und Chorgesang. Der Unterricht wird in der Hauptsache von Studenten erteilt, in einzelnen Fächern unterrichten Fachleute. Zur Vertiefung und Ergänzung des Lehrstoffes der Kurse dienen besondere Vorträge und Führungen in Museen u. ähnl. Die Teilnehmergebühren sind äußerst gering, pro Kurs wird eine halbe Mark erhoben. Ausführliche Lehrpläne stehen kostenlos zur Verfügung. Auskunft erteilt die Geschäftsstelle München, Frauenplatz 6/II,r jeden Mittwoch und Freitag 8—9 Abends, Sonntags 11—12 Uhr. Daselbst werden auch Anmeldungen entgegengenommen. Für die Güte dieser Kurse spricht auch der Umstand, daß sie im verflossenen Winterhalbjahr insgesamt 997 Hörer unterrichteten.

Der hessische Volksschriftenverein

der den Kampf gegen die minderwertige Literatur nicht durch bloße Abwehrmaßregeln, sondern durch tätiges Eingreifen, insbesondere durch Empfehlung, Bereitstellung und Beschaffung guter und billiger Volksschriften und Bücher zu führen bestrebt ist, hat im letzten Winter erfreuliche Fortschritte gemacht. Vor allem hat er eine erhebliche Vermehrung seiner Mitglieder zu verzeichnen. Von den hessischen Kreisausschüssen ist beinahe die Hälfte dem Verein mit Beiträgen beigetreten. Durch den großen Einfluß dieser Verwaltungskörper wird dem guten Gedanken der Wohlfahrtsbestrebungen des Vereins ein günstiger Boden bereitet. So konnten in einer ganzen Reihe von Gemeinden Bücherausstellungen stattfinden, die oft auch mit Vorträgen verbunden waren. Durch Gemeindekolportage wurde ebenfalls eine stattliche Anzahl guter Bücher verbreitet. Mit der in Alzey stattgehabten Ausstellung war ein sogenannter Austausch verbunden. Wer Schundhefte ablieferte, erhielt dafür gute Bücher. Bei dieser Gelegenheit wurde von jungen Leuten und Kindern eine große Anzahl solcher Schundhefte abgegeben. Wenn es die Mittel des Vereins erlauben, soll dieser Versuch noch öfters wiederholt werden. Der Verein bedachte auch zahlreiche Bibliotheken, vor allem die Kreiswanderbibliotheken zu Weihnachten mit Büchergaben. Die immer größer werdenden Aufgaben des Vereins erfordern dringend auch größere Mittel. Daher wird zum Beitritt eingeladen. Der Mindestbeitrag beträgt 2 Mark pro Jahr und macht so weitesten Kreisen den Beitritt möglich. Anmeldungen nimmt der erste Schriftführer des Vereins, Herr Lehrer Hassinger in Alzey entgegen, der auch zu jeder weiteren Auskunft über den Verein gern erbötig ist.

Gedenktafel

Am 19. April 1882 starb in Down der bekannte Naturforscher Charles Darwin.

Am 19. April 1906 starb in Paris der französische Physiker Pierre Curie, der Entdecker des Radiums.

Am 21. April 1488 wurde auf der Burg Steckelberg bei Fulda Ulrich von Hutten geboren, der unerschrockene Vorkämpfer und Wegbahner der deutschen Reformation.

Am 22. April 1724 wurde zu Königsberg i. Pr. der Philosoph Immanuel Kant geboren.

Am 23. April 1825 starb in Rom der Dichter Friedrich Müller, auch als „Maler Müller" bekannt. Von seinen Gedichten gemahnen zahlreiche ans Volkslied. Einige werden noch heute allenthalben gesungen, so z. B. „Am Brunnen vor dem Tore".

Am 24. April 1796 wurde in Magdeburg der Dichter Karl Leberecht Immermann geboren. Von seinen Werken ist „Der Oberhof" am bekanntesten geworden.

Am 25. April 1874 wurde in Griffone in Italien Marconi geboren, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie.

Lesepost

S. Hameln: Ihre Zuschrift hat uns erfreut. Nur keine Angst, daß wir zu weit von der literarischen Linie abgehen. Aus den alten Kommoden wird nur das Wertvollste, Interessanteste hervorgeholt. Sie haben zweifellos recht, daß das Dichten des Proletariats teilweise noch zu wenig Bildhaftes und zuviel Anklägerisches hat. Hat das nicht seine Ursachen? Doch das ist das Vorübergehende, das Menschliche darin ist das Bleibende und dessen scheint uns nicht wenig zu sein. Der Stolz auf das Werk und auf sieghaftes Schaffen wird mehr in die Erscheinung treten, wenn die Arbeit auch in jenen Kreisen zur Lust wird, wenn sie überall menschenwürdiges Maß und Ziel hat.

Fr. R. in Warendorf: Als eine sehr gute Biographie Goethes können wir Ihnen empfehlen: A. Bielschowsky, Goethes Leben, Verlag C. H. Beck, München, 2 Bände. Preis des ersten Bandes 6 Mk., des zweiten 8 Mk. Lassen Sie sich durch den hohen Preis nicht abschrecken! Bielschowskys Schrift gehört zum Besten, was über Goethe je geschrieben worden ist; Sie werden also keinen Fehlkauf tun.

L. Tr., Westhofen: Ihre Klapphornverse haben uns ein verstehendes Lächeln entlockt. Aber zum Abdruck konnten sie uns dennoch nicht verführen. Woher eigentlich der Name kommt? Unstreitig von dem herzerhebenden Urvers:

Zwei Knaben gingen durch das Korn,
der andere blies das Klappenhorn.
Er konnt es zwar nicht ordentlich blasen,
doch blies ers wenigstens einigermaßen —

der tausende von Nachahmern zu ähnlichen Strophen trieb. Zwar hat kaum ein einziger dieselbe monumentale Höhe des absoluten Blödsinns erkrochen. Zu Ihrer und anderer Leser Ergötzlichkeit wollen wir in einer späteren Nummer eine Schalksecke mit solchen Verzweiflungssprüngen rasend gewordener „Flügelrösser" vollstopfen.

Unser Prämienausschreiben

Charakteristik des Einlaufs

III

F. v. Heimburg in Schwartau nennt als ihr Lieblingsbuch „Die Balladen und ritterlichen Lieder" des Freiherrn Börries von Münchhausen. — Theodor H. Fansch, Buchhändlerlehrling am gleichen Orte, schätzt besonders hoch ein: Liliencrons Gedichtband „Nebel und Sonne". — Franz Vollmers, stud. litt. in Werl, erklärt Fr. W. Webers Epos „Dreizehnlinden" als „sein" Buch. — Der Stationsarbeiter Gottlob Essich in Stuttgart liest am liebsten Goethes „Reinecke Fuchs"; als Bild nennt er ein Portrait Schillers, als Lied „Der Mai ist gekommen". — Otto Henke, Realschüler in Linz, rühmt in schönen Sätzen „Aßmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst. — Clara Bechner in Brünn gibt als Buch an: „Das lockende Spiel" von Walter Bloem; als Bild „Beethoven" von Balestrieri; als Lied „Gesang Weylas" von Hugo Wolf. — Marie Haupter, Hauptlehrerin in Ulm a. D. sieht von Bildern am liebsten: Feuerbachs „Iphigenie". Gleicher Ansicht sind: Berta Taubald, Lehrerin in München; Eduard Wolf, Oberprimaner in Ellwangen; August Bach, Gymnasiast in Rheydt. — Frau R. Muetter in Neuwerk ist eine Verehrerin Böcklins. Besonders gefällt ihr die „Toteninsel". Dieser Meinung schließen sich an: Frau R. Biehl in Saaralben; Hermann Metzger, Seminarist in Altdorf und Hugo Staab in München. Als Buch sagt Herrn Staab am meisten zu — unsre Lese. Die Verse, die er zu ihrem Lob gesungen hat, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Sie lauten wortgetreu:

Mein liebstes Buch?! — Ich denk und such —!
Habs schon gefunden! — So manche frohe Stunden
in meinem trüben Leben, hat mir ein Buch gegeben.
Dies Buch hat mich bekehrt und hat mich oft belehrt.
Bekämpfend jeden Schund, es plötzlich vor mir stund.
Nicht protzenhaft und frech vertrat es mir den Weg, —
o nein! — ganz einfach und bescheiden wollt's mit mir weiterschreiten.
Und schon nach kurzer Zeit ward mir durch sein Geleit
des Schönen viel geboten. Gedichte, Anekdoten,
Novellen, Prosaskizzen, durchmischt mit heitren Witzen,
so brachte es gar klug dies liebgewordene Buch.
Des Lebensfrucht und Freude, der Poesie Geläute,
was Große tun und schaffen und wie die Kleinen gaffen,
ließ mir vor Augen hin des Buches Inhalt ziehn.
— — — — — — — — — — — — — —
Nun fragt ihr mich gewiß, wie wohl der Titel hieß?!
— — — — — — — — — — — — — —
Ganz ohne jede Schmeichelei! — (von der halt mich der Himmel frei!) —
Es ist, — ich sag es unumwunden, — ein Jahrgang „Lese" festgebunden!

Wir sind auch sonst noch verschiedentlich angedichtet worden. Das beweist, daß man die gelben Hefte lieb hat und etwas auf die Bestrebungen der Lese hält. Wir wissen deshalb alle diese Zueignungen, trotzdem einige arg arg daneben gelungen sind, recht wohl zu schätzen. Wie wäre es aber, wenn unsere reimdurstigen Lesefreunde die Zeit und Mühe, die sie zu diesen papierenen Lobhymnen aufwendeten, dazu benützten, sie in Tat umzusetzen und mit derselben Beredsamkeit bei Freunden und Bekannten für uns einzutreten? Diese Arbeit wäre des Schweißes der Edlen wohl wert und hätte unsere Zustimmung und unsern Dank zum Vornherein. Fortsetzung folgt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Unser Prämienausschreiben. — Zwischen Ostern und Pfingsten. — Um den Ring. — Das Auge. — Schalksecke. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 17 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Ich weiß, daß mein Wirken für Freiheit und Gerechtigkeit in der gesellschaftlichen Entwicklung geringer wiegt, als der Tropfen im Meer und das Sandkorn im Bau der Erde; dennoch werde ich darin nicht erlahmen, weil es einzig und allein mich würdig macht, Mitglied dieser Gesellschaft zu sein. Ich weiß, daß ich ein irrender Mensch bin: irrend im Erkennen, irrend im Wollen und Handeln; dennoch kann ich in meinem Tun nicht zögern, denn es kommt vor allem darauf an, daß etwas geschieht. Der Irrtum hat eine schwache Brust; doch ist es besser, für einen Irrtum kämpfend zu sterben, als im tatenlosen Zweifel das kostbare Gut des Lebens zu verschwenden.

Obwohl ich ein schwacher Mensch bin, weiß ich, daß die Kraft die Göttin dieser Welt ist und daß Gefühle weder einen Stein verrücken, noch einen Hungrigen speisen können. Ich weiß aber auch, daß ohne edle Gefühle wahrhaft große Taten nicht vollbracht werden können.

Ich bin kein Schwächling, der das Schwert fürchtet; dennoch will ich es nur in die Wage legen, wenn die Dinge dieser Welt ihr Gewicht verloren und die Freiheit ohne Blut verdürsten muß, denn das Schwert ist ein hungrig Tier, das ohne Unrecht nicht satt werden kann.

Ich weiß, daß wir in einer unvollkommenen Welt, in einer Welt voll Grausamkeit, Elend, Ungerechtigkeit leben.

Ich weiß aber auch, daß das Leben eine schöne Sache und die Zuversicht an die Vervollkommnung der Welt der einzige Glaube ist, den keine Wissenschaft stürzen kann, aber jede Erfindung stärken muß. Ich weiß, daß von meinen Taten kaum eine zu Lebzeiten grünen und Früchte schenken wird, dennoch bin ich fröhlich in allem Tun.

Otto Krille.

Das Menschenschlachthaus

Bilder vom kommenden Krieg

Vom Wilhelm Lamszus

Wir hatten den ganzen Morgen in der prallen Sonne marschiert, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, denn die Gegend war wasserarm, es hatte seit Wochen nicht geregnet. Die Zunge dörrte und die Kehle brannte. Als wir am Mittag durch ein Gehöft gekommen waren und einen letzten schmutzigen Tropfen Wasser fanden, da wars, als wär das Wasser im Munde verdampft, noch ehe es in den Magen floß. Dann war es endlos weitergegangen, und fast brachte es Erlösung, als endlich aus der Ferne der erste Kanonenschuß zu uns herüberrollte.

Das Schießen wurde heftiger, und bald verließen wir die Chaussee und bogen in einen Feldweg ein. Es ging im Eilmarschtempo. Die Gesichter glühten vor Durst und Hitze. In eine dicke Staubwolke war die Kolonne gehüllt. Staub schmeckte man statt Wasser auf der Zunge, dick lag der Staub wie eine Mehlschicht auf den Wangen — — —

Und wortlos eilen wir dahin. Der Weißdorn sperrt den Blick zu beiden Seiten ab. Nur dumpfe Schritte, wandelnde Tornister, schwarzes, klapperndes Kochgeschirr, schiefragende Gewehre — Hast und Staub... Da stolpert einer über einen Stein am Wege und droht, dem Vordermann in den Rücken zu fallen... doch kein Gelächter läßt sich hören — es geht im halben Laufschritt hin — mitunter, wenn in der Hecke eine Lücke an uns vorüberhuscht, kann man vorgehende Schützenlinien im Gelände sehen — jetzt endlich gibts ein Stocken ... halt... Gewehr ab... und nun durch eine Oeffnung durch den Knick hinaus aufs freie Feld... Schwärmen mit fünf Schritt Zwischenraum... vor geht die langgezogene Schützenlinie, das Gewehr im Arm...

Vor unsern Augen nichts als grüne Felder. Mitten dazwischen leuchtet grell ein gelbes Rapsfeld auf. Vor uns, genau in unserer Front ein dunkler Wald... vom Feind ist nichts zu sehen. Rechts von uns sind sie schon weiter vorgegangen. Links brechen sie eben aus der Hecke und schwärmen aus, die Angriffslinie zu verlängern.

Und unaufhörlich dröhnt es in der Luft.

Ich sehe nicht, wo es geschossen hat und sehe nicht, wonach sie schießen. Mit Eisendonner ist die Luft gefüllt. Er legt sich wie ein Ring um meine Brust. Ich spüre deutlich, daß mein Brustkasten wie ein ausgespannter Resonanzboden erzittert —

Was ist denn das?

Wie Peitschen knallt es irgendwo... so hell... so fern... so abgerissen knattert es wie von dem Schießstand her...

Da — neben mir fällt einer hin, fällt aufs Gewehr und liegt und gibt nicht einen Mucks von sich... ein Kopfschuß durchs Gehirn... das ist das Peitschenknallen, drüben vom Walde kommt es her. Da liegen irgendwo am Rand feindliche Schützen und nehmen uns unter Feuer — —

Was nun?

Hinlegen — Stellung — Deckung!

Doch kein Kommando ruft. Wir rücken unberührt, als gingen diese Kugeln uns nichts an, weiter dem Walde entgegen. Noch ist das Schützenfeuer zu gering, noch sind wir nicht genügend nahe an den Feind heran.

Es ist ein unbehagliches Gefühl, zu wissen, daß dort drüben Mündungen auf uns gerichtet sind. Wir gehen fast so hastig und verbast, wie Rekruten bei der ersten Felddienstübung. Im Gehen wende ich den Kopf. Da seh ich hinter mir neue Schützenketten uns folgen, eine hinter der andern, Verstärkungen, die hernach einschieben sollen. —

Was kriecht denn dort hinter der Front auf der Erde? Hier einer, da einer — das sieht so neu und seltsam aus. Sie kriechen rückwärts aus dem Schußfeld. Und einen seh ich, wie er auf einmal sich erheben will, wie er mit beiden Händen das Gewehr umfaßt und sich an dem Gewehr emporzieht. Und nun breitet er die Arme aus, fällt hinten über und streckt die Hände weit von sich... die Hände wippen noch im Gras — — ich sehe rückwärts wie gebannt, während die Beine vorwärts schreiten —

Auf einmal aber rattert es drüben im Walde los und schnurrt wie Riesennähren, die ins Laufen kamen —

„Hinlegen!!!"

Da liegen wir auch schon wie hingemäht auf dem Bauch, und jeder weiß, was das gewesen ist. Drüben im Walde sind Maschinengewehre maskiert, die werden uns nun beschießen. Ich fühle, wie mein Herz gegen die Rippen klopft. Ein Maschinengewehr gleich einer Kompagnie, erklärte uns einst der Alte, als wir im Kaisermanöver bei einem Sturmangriff samt und sonders von Maschinengewehren über den Haufen geschossen waren.

Was nun?

Vorsichtig und ohne ihn zu erheben, dreh ich den Kopf. Auch hinter uns die Schützenketten, die uns nahe waren, sind vom Erdboden verschwunden, auch sie ducken sich ins Gras. Nur außerhalb der Schußlinie ziehen sie noch heran.

Werden wir zurückgehen müssen? Sollen wir angreifen?

Da hallt auch schon das Feuerkommando und wird eifrig von Gruppe zu Gruppe weiter gerufen:

„Schnellfeuer auf den Wald!"

Ja, wohin denn schießen? Die Schützen sind im Liegen nicht zu sehen. Die tun uns nichts, die werden bald im Holz verschwunden sein. Aber die Maschinen, die haben sie gut im Grünen verborgen. —

Der Leutnant, der kaum fünf Schritt neben mir im Grase liegt, stützt die Ellbogen auf und sieht angestrengt durchs Glas. — Ich weiß, was seine Seele spannt. Er ist ein hübscher, prächtiger Junge, für den sogar wir alten vollbärtigen Knaben durchs Feuer gehen; denn er gibt sich frisch von der Leber weg und ohne adeliges Näseln, so wie es jungen Leuten zukommt. Wir haben neulich auf dem Marsch, als ich in der letzten Rotte marschierte, von Liliencron gesprochen. Seitdem mutet er mich an, als wäre er geradeswegs aus einer Liliencronschen Kriegsnovelle herausgestiegen. Er brennt darauf, die ersten Lorbeeren sich zu pflücken. Aber so sehr er auch an dem Okular dreht und den Nacken reckt, er kann doch nichts vom Feind entdecken, und wir knallen sinnlos in den Wald hinein und schießen dort wohl die Blätter und die Vögel von den Bäumen.

„Neben der großen Eiche! Rechts im Gebüsch!" ruft irgendeiner von den Mannschaften.

Ich starre hin und sehe nichts.

Und wieder hör ich ringsum die Geschütze brummen. Weit aus der Ferne irgendwo hallt gegen tiefen Eisenbaß ein helles, langgezogenes Kommando an. Es zuckt wie Nerv und Hirn auf dunkler Eisenwand.

Da hinten rechts, da laufen sie. Und aus der Ferne knattert es wie toll.

„Mein Zug! Sprung auf! marsch! marsch!!"

Das war bei uns... da stürzt der Leutnant mit gezücktem Degen vor... ich liege noch und habe wie mechanisch das rechte Knie dicht an den Leib gezogen... schon hebt es sich von links und rechts und springt voran... ein Ruck! schief rutscht mir der Tornister in den Nacken... da schnell ich auf und, das Gewehr in der Rechten, lauf ich, was die Beine hergeben wollen...

Doch wie wir uns erhoben haben, schnurren im Walde die Maschinen los und lassen Blei in unsere Reihen regnen, daß es links und rechts aufschreit und in Verrenkungen zu Boden stürzt.

„Hinlegen!! Schnellfeuer!!"

Die Reihe liegt. Und wieder feuern wir verzweifelt in den Wald hinein und können nichts von unserm Gegner sehen. Kein Mannesarm erhebt sich wider uns, kein Mannesauge fordert uns heraus. Der Wald, der grüne Wald ermordet uns von weitem, ehe wir ein Menschenantlitz sehen.

Und während links und rechts von mir die Flinten unaufhörlich knallen, stößt mir der grimme Hohn ins Blut und flammt vor meinen Augen auf: ich sehe Schuppenpanzer und Visier... es brechen strahlend hoch zu Roß die Ritter aus dem Wald und ich, ein wilder Reitersmann aus der Vergangenheit,

ich springe auf mein Pferd — es fliegt mein breites Schwert und küßt die Morgenluft — und nun wie Wetter drauf! Da blitzen Augen mir entgegen, und Fäuste heben sich zum Waffentanz — und Hieb um Hieb, Brust gegen Brust, die junge stolze Manneskraft... hahahaha! was da? wo sind denn Roß und Reiter hin? wo ist mein Schwert? wir laufen ja nicht einmal gegen Menschen an. Maschinen sind auf uns gezückt. Wir laufen ja nur gegen die Maschinen an. Und die Maschine triumphiert in unser Fleisch hinein. Und die Maschine trinkt das Blut aus unsern Adern und säuft es eimerweise aus. Schon liegen hinter uns die Angeschossenen in Reihen hingemäht und wälzen sich auf ihren Wunden. Und doch stürmt es von hinten nach, zu Hunderten, junges, gesundes Menschenfleisch, das die Maschine schlachten wird...

„Sprung auf! marsch! marsch!!"

Da stürmt der junge, kühne Leutnant hin... er schwingt den Degen feurig über seinem Haupte... ein malerisches Bild... ich lauf ihm nach... ich höre sein Hurra... Da schwankt das schöne Bild ... Der Degen fliegt... Der Leutnant stolpert und schlägt mit dem Gesicht auf kurze harte Stoppeln auf... ich aber spring an ihm vorbei... ich höre nichts mehr als das unheimliche Surren aus dem Wald... ich fühle förmlich, wie das Blei in unsere Reihen klatscht und wie es links und rechts zu Boden bricht... Hinlegen! Schnellfeuer!.. ich werf mich hin und reiße das Gewehr nach vorn... warum bleibt das Kommando aus? Kein Leutnant ruft, kein Unteroffizier... wohl zwanzig Schritte erst der nächste Mann... und dann noch einer... nur wir drei...

Erschossen liegt der erste Zug im Stoppelfeld... was nun? Der Boden wird lebendig hinter uns... und Klappern, Keuchen und Geschrei... und wieder rasselt dumpf der Wald... Da liegen sie und atmen schwer... kein Wort... die Flinte vor... und Schuß auf Schuß... das ist die sechste und die siebte Kompagnie... sie haben unsere Lücken ausgefüllt.

„Sprung auf! marsch! marsch!!"

Vor stürzt der Kopf, vor stürzt der Körper in die Kugelzone und springt dahin, die Augen gierig an den Erdboden geklammert, den nächsten Maulwurfshügel niederstürzend zu erspähen. Und wenn das aufgeregte „Hinlegen" sich überschlägt, stolpern auch wir und liegen da wie hingefegt... und siehe da, er kommt herbei, der mörderische Wald... „Sprung auf! marsch! marsch!"... Wer weiß es, ob er schon getroffen ist... Da hinter dem Gebüsch, da kam es her... da knatterte der Kugelstrahl... da zwischen weißen Buchenstämmen sprang der Bleibaum uns entgegen... Da hinter diesem grünen Wall, da sitzt der Mord und schießt uns Arm und Bein vom Rumpf... erwürgen! wie er uns erwürgt! zerreißen, wie er uns zerreißt!

„Sprung auf! marsch! marsch!!" Der Körper rast im Wirbelsturm: — der Wald! der Wald... Die letzte Muskel ist noch auf den Wald gespannt... als wär die Seele aus dem Leib gesprungen, so jagt der Leib ihr nach, dem Walde zu... zerschossene Lungen laufen und durchbohrte Lebern springen noch dahin... und trifft es nicht den Kopf, springst du auch diesmal wieder auf, und fällst du hin, kriechst du auf allen Vieren in den Wald...

Was da? — — —

Es ist auf einmal still geworden...

Die Maschinen sind verstummt...

Kein Schuß, kein Feuerbogen mehr... da — in den Büschen rauscht es auf... Die Zweige schlagen heftig aneinander — sieh! durch die Bäume flieht es hin und schleppt und schiebt — nun wollen sie die kostbaren Maschinen vor uns retten.

Sa! sa! es dröhnt der Erdboden und zittert unter unserm Leib... Hurragebrüll, geschwungene Gewehre, so kommt es hinter uns... nun laufen die Reserven an zum letzten Sturm... in dichten Haufen kommen sie gerannt — Pioniere, Jäger, Musketiere... ein langer Pionier springt über mich hinweg — ich sehe, wie im Sprunge seine Augen funkeln... auf! ihnen nach!... da ist das Heidekraut,... da ist der Wall... hinunter in den Graben! und hinauf auf allen vieren... wo sind sie? wo?... wo?... da an dem Tannenholz... gleich werden sie verschwunden sein — vorbei an dicken, silberhellen Baumstämmen, vorbei an grünem Buchenlaub, darin die Sonne lacht, stürmt nackt und rot der Blutdurst hin... kopfüber durchs Gebüsch — und nun — das zappelt so possierlich vor den Augen hin und schlängelt in geschickten Kurven sich um Baum und Busch... das klebt an der Maschine fest, als wär es an dem Eisen angewachsen... ha, ha! da in der Lichtung warten schon die Pferde. „Laßt los! Lauft, was ihr könnt! Hunde, laßt los!" Sie aber lassen nicht... denn ihre Pferde stampfen durch die Bäume her... der Wagen schleudert in den Strängen... gleich werden sie die Rohre auf den Wagen werfen... und dann heidi!... ich kann nicht mehr — die Bäume tanzen mir rund vor den Augen... ich stolpre über eine Baumwurzel ... schlagt zu, schlagt zu! Da sind die unsrigen heran und hauen blindlings auf die Köpfe drein und stechen in gebogene Rücken und entblößte Nacken, daß es quiekend auseinanderfährt... ich raff mich auf... ein blutjung Bürschchen liegt und klammert sich an sein verlassenes Geschütz... fluchend springt einer auf ihn los, — das ist der Holsteiner, barhäuptig, wutverzerrt... der Junge streckt ihm die zerschossene Hand entgegen... der Unterkiefer wackelt, doch der Mund bleibt stumm... Da fährt ihm schon das aufgepflanzte Eisen in die Brust... erst faßt die Rechte, dann die zerfetzte Linke nach dem Bajonett, als wollt er sterbend es aus seinem Herzen ziehen, so klammert er sich an der Klinge fest... ein Stoß, ein Ruck!... ein heller Blutstrahl springt der Klinge nach... und Herz und Atem röcheln in die welken Blätter...

Erschlagen liegen rings die Menschen auf dem braunen Waldboden...

Noch aber leben die Maschinen. Und gegen die Maschinen bäumt das Blut, entbrennt das Fleisch... Das Schanzzeug los!... mit hochgeschwungenen Aexten stürzen sie auf die Maschinen los und schmettern auf die Läufe drein. Aufschreien wie verwundet die Retorten, darin der Tod sein Tränklein kochte ... der Mantel springt... das Kühlwasser fließt heraus... und die Lafette splittert in die Luft... verbogenes Metall, Radspeichen und Patronenrahmen decken rings den Erdboden, wir aber schlagen und zertreten, was am Boden liegt, bis sich das heiße Blut an dem Metall gekühlt — — — Nun laßt es steigen hochgemut, das donnernde Viktoria! Laßt klingen Pfeifen und Trompetenschall! Das ist der Tod auf freiem Feld! Das ist Soldatenlust und Schlachtenbraus: mit offner Brust in das gezückte Eisen rennen, das weiche, bloßgelegte Hirn jauchzend an eine Wand von Stahl zu schmettern! So massenhaft, so kaltblütig, so sachverständig rottet man nur das Ungeziefer aus. In diesem Kriege sind wir nicht's als Ungeziefer mehr.

Und irr und übel sehen wir auf die zertrümmerten Maschinen. Und Stahl und Eisen, die am Boden liegen, sehen uns voll Tücke an.

Siehe Wegweiser.

Friedensstimmen

Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten über den Krieg

Der Krieg ist nur auf der Oberfläche schön; man lüfte den Schleier, der ihn bedeckt, und alle Poesie entschwindet. Denn unter dem glänzenden Heer erscheint die bestialische Meute, unter der Tapferkeit der Soldaten der grausame Rausch, unter dem kühn ausgeholten Schlag die Trauer einer Mutter oder eines Kindes; unter der Uniform die blutende Wunde; unter dem hellen Stahl, die furchtbare Qual, unter dem Ruhm — das Hospital. Sonderbare Schönheit! Man muß eben in allen Dingen den Zweck betrachten und der Zweck des Kriegszustandes ist nicht die Parade, sondern die Schlacht — die Greuel des Gemetzels sind das Ende. Die Kunst sollte also ihre Anathema auf den Krieg schleudern, denn er lebt nur von erborgter Pracht. Sein bleiches Angesicht ist mit künstlichen Farben bemalt, welche bei hellem Tageslicht in düsterer Fratzenhaftigkeit erscheinen. Nein, der Krieg ist nicht schön, denn er ist nicht gut. Er ist finster, hart und kalt; in ihm lebt nichts Wahres, man fühlt, daß er die Verheißungen des Ewigen nicht in sich trägt, daß er bestimmt ist, mit der Nacht zu verschwinden, die allein ihn beschützt und die das kommende Licht verjagen wird.

Michel Revon.

Es wäre recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört.

Lessing.

Die modernen Kriege machen viele Menschen unglücklich, solange sie dauern und niemand glücklich, wenn sie vorüber sind.

Goethe.

Wollte ein großer Staat nur die Hälfte seines Kriegsbrennholzes zum Bauholz des Friedens verbrauchen, wollte er nur halb so viel Kosten aufwenden, um Menschen als Unmenschen heranzubilden und halb so viel zu entwickeln als zu verwickeln, ständen die Völker ganz anders und stärker da.

Jean Paul.

Das Trocknen einer Träne ist ehrlichem Ruhme näher, als das Vergießen ganzer Blutmeere.

Byron.

Der strahlendste Sieg ist doch nur Widerschein einer Feuersbrunst. Wer sich mit Lorbeeren schmückt, liebt Blut und verdient weggelöscht zu werden aus dem Andenken der Menschen. Die Alten sagten, den Siegern dürfte man nur Leichenfeierlichkeiten darbringen; man empfange sie mit Tränen und Wehklagen zur Erinnerung an die Menschenmorde, welche sie begangen haben. Die Denkmäler für ihre Siege umgebe man mit Gräbern.

Lao-tse (500 v. Chr. Geb.).

Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle sehe, die sich in einem Porzellanladen mit Prügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie einander beibringen, lange zu kurieren haben, müssen sie noch den Schaden bezahlen, den sie anrichten.

Hume.

Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstverteidigung ist, ist ein unmenschliches, ärger als tierisches Beginnen; und das Gefolge des Krieges — schrecklicher als er selbst — sind Krankheiten, Lazarette, Hunger, Raub, Gewalttat, Verödung der Länder, Verwilderung der Gemüter, Zerstörung der Familien usw. Alle edlen Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen verhaßt werde.

Herder.

Es wird ein Augenblick kommen, da die Völker die Sinnlosigkeit des Krieges selbst einsehen werden. Die Menschen der Zukunft werden sich sagen, daß es viel Besseres zu tun gibt, als einander zu zerfleischen, daß es einen gemeinsamen Kampf gilt gegen gemeinsame Feinde — als da sind: das Elend, die Unwissenheit, die Krankheit, der Hunger — und daß die höchsten Kräfte der Nationen sich gegen diese furchtbaren Feinde richten müssen, nicht aber gegen sich selbst oder gegen Leidens- und Schicksalsgenossen. Charles Richet.

Wir bekennen uns offen zur vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sahen wir nicht anfangs die Hand eines jeden wider jeden erhoben? Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie übermäßig teuer geworden. Der Gedanke liegt nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich sein Militärbudget kostet, die Millionen Männer im rüstigen Mannesalter, welche es ihren Geschäften entreißen muß, um sie für einen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermeßlichen Kräfte mehr und mehr produktiv zu nützen; sollte Europa, sei es in Jahrhunderten oder Jahrzehnten, nicht die gegenseitige Entwaffnung erleben? Moltke.

Aus Leopold Katschers Anthologie „Friedensstimmen".

Siehe Wegweiser.

Das Kaleidoskop

Alles weilt nur einen Augenblick und eilt dem Tode zu. Die Pflanze und das Insekt sterben am Ende des Sommers, das Tier, der Mensch nach wenig Jahren: der Tod mäht unermüdlich. Des ungeachtet aber, ja, als ob dem ganz und gar nicht so wäre, ist jederzeit alles da und an Ort und Stelle, eben als wenn alles unvergänglich wäre. Jederzeit grünt und blüht die Pflanze, schwirrt das Insekt, steht Tier und Mensch in unverwüstlicher Jugend da, und die schon tausendmal genossenen Kirschen haben wir jeden Sommer wieder vor uns. Auch die Völker stehen da als unsterbliche Individuen, wenn sie gleich bisweilen den Namen wechseln; sogar ist ihr Tun, Treiben und Leiden allezeit dasselbe, wenngleich die Geschichte stets etwas anderes zu erzählen vorgibt: denn diese ist wie das Kaleidoskop, welches bei jeder Wendung eine neue Konfiguration zeigt, während wir eigentlich immer dasselbe vor Augen haben. Was also drängt sich unwiderstehlicher auf als der Gedanke, daß jenes Entstehen und Vergehen nicht das eigentliche Wesen der Dinge treffe, sondern dieses davon unberührt bleibe, also unvergänglich sei, daher denn alles und jedes, was da sein will, wirklich fortwährend und ohne Ende da ist! Demgemäß sind in jedem gegebenen Zeitpunkt alle Tiergeschlechter von der Mücke bis zum Elefanten vollzählig beisammen. Sie haben sich bereits vieltausendmal erneuert und sind dabei dieselben geblieben. Sie wissen nicht von andern ihresgleichen, die vor ihnen gelebt oder nach ihnen leben werden: die Gattung ist es, die allezeit lebt, und im Bewußtsein der Unvergänglichkeit derselben und ihrer Identität mit ihr sind die Individuen da und wohlgemut. Der Wille zum Leben erscheint sich in endloser Gegenwart, weil diese die Form des Lebens der Gattung ist, welche daher nicht altert, sondern immer jung bleibt. Der Tod ist für sie, was der Schlaf für das Individuum, oder was für das Auge das Winken ist, an dessen Abwesenheit die indischen Götter erkannt werden, wenn sie in Menschengestalt erscheinen. Wie durch den Eintritt der Nacht die Welt verschwindet, dabei jedoch keinen Augenblick zu sein aufhört: ebenso scheinbar vergeht Mensch und Tier durch den Tod, und ebenso ungestört besteht dabei ihr wahres Wesen fort. Nun denke man sich jenen Wechsel von Tod und Geburt in unendlich schnellen Vibrationen, und man hat die beharrliche Objektivation des Willens, die bleibenden Ideen der Wesen vor sich, feststehend wie der Regenbogen auf dem Wasserfall. Dies ist die zeitliche Unsterblichkeit. Infolge derselben ist trotz Jahrtausenden des Todes und der Verwesung noch nichts verloren gegangen, kein Atom der Materie, noch weniger etwas von dem innern Wesen, welches als die Natur sich darstellt. Demnach können wir jeden Augenblick wohlgemut ausrufen: „Trotz Zeit, Tod und Verwesung sind wir noch alle beisammen!" Schopenhauer.

Sprüche des Angelus Silesius

Was Gott ist, weiß man nicht: Er ist nicht Licht, nicht Geist,
nicht Wahrheit, Einheit, Eins, nicht was man Gottheit heißt,
nicht Weisheit, nicht Verstand, nicht Liebe, Wille, Güte,
kein Ding, kein Unding auch, kein Wesen, kein Gemüte.

Gott ist ein Geist, ein Feuer, ein Wesen und ein Licht, und ist doch wiederum auch dieses alles nicht.

Gott ist noch nie gewest und wird auch niemals sein und bleibt doch nach der Welt, war auch vor ihr allein.

Ich bin so groß als Gott: er ist als ich so klein; er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht;
wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

In Gott wird nichts erkannt: er ist ein einig Ein.
Was man in ihm erkennt, das muß man selber sein.

Gott, der bequemt sich uns, er ist uns, was wir wollen:
weh uns, wenn wir ihm auch nicht werden, was wir sollen.

Der Abgrund meines Geists ruft immer mit Geschrei
den Abgrund Gottes an: sag, welcher tiefer sei?

Freund, so du etwas bist, so bleib doch ja nicht stehn:
man muß aus einem Licht fort in das andre gehn.

Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
er kann, nach dem ers macht, Gott oder Teufel sein.

Ich weiß nicht was ich bin, ich bin nit, was ich weiß;
ein Ding und nicht ein Ding: ein Stüpfchen und ein Kreis.

Nichts ist, das dich bewegt, du selber bist das Rad,
das aus sich selbsten länft und keine Ruhe hat.

Die Welt, die hält dich nicht: du selber bist die Welt,
die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

Die Einsamkeit ist not, doch, sei nur nicht gemein,
so kannst du überall in einer Wüsten sein.

Das Wesen Gottes macht sich keinem Ding gemein
und muß notwendig doch auch in den Teufeln sein.

Wer nirgend ist geborn und niemand wird bekannt,
der hat auch in der Höll sein liebes Vaterland.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
du auch bist anderen geschaffen und nicht dir.

Die Lieb ists schnellste Ding: sie kann für sich allein
in einem Augenblick im höchsten Himmel sein.

Die Braut verdient sich mehr mit einem Kuß um Gott,
als alle Mietlinge mit Arbeit bis in Tod.

Ach, daß wir Menschen nicht, wie die Waldvögelein
ein jeder seinen Ton mit Lust zusammen schrein.

Aus des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann. In einer Auswahl neu herausgegeben von Ch. H. Kleukens im Insel-Verlag, Leipzig, Preis eine halbe Mark.

Der begrabene Gott
Roman von Hermann Stehr

16. Fortsetzung.

13.

Exner ging einige Tage unter dem Einfluß, den das Erscheinen des Klagemütterchens auf ihn ausgeübt hatte, wie zerschlagen umher. Wenn er zur Arbeit schritt, so sagte er sich, es nutzt nichts, es geht alles verloren. Dann fiel ihm jede Bewegung schwer, als liege auf der Last, die er zu heben hatte, unsichtbar eine noch viel größere. Aber diese tiefe Mutlosigkeit hielt doch nicht lange bei ihm an. Sie verließ ihn bald, denn trotz der trüben Ahnungen wendete sich alles zum Besseren.

Der Regen, auf den alles verzweifelt wartete, bereitete sich vor. Gewölk ballte über den Kämmen, aus den Löchern stieg Kühle. Die Sonne lag von dem langen Brande wie erschlafft in der Höhe; die Buchfinken stießen lange, klagende Rufe aus; die Schwalben schnellten dicht über der Erde hin, und als es endlich regnete, klang es allen wie das Kichern des Glücks. Dann wurde das Wetter wieder milder.

Auch der Fortgang des Prozesses stimmte den Lahmen wieder zufriedener. Der Lokaltermin war ergebnislos verlaufen; man hatte keine Grenzsteine gefunden. Auch auf dem Katasteramte konnte man keinen Bescheid geben, weil seinerzeit auf der Flurkarte die Abtrennung der Exnerschen Parzelle von dem Freigute nicht vermerkt worden war.

Das Gericht schlug den streitenden Parteien einen gütlichen Vergleich vor, nach welchem Exner die Steine auf die Mauer räumen und Wende auf die Schadloshaltung verzichten sollte. Die entstandenen Kosten waren von beiden zu gleichen Teilen zu tragen.

Da kam man schön bei den Hartköpfen an. Wende lachte nur heiser, der Klumpen polterte von: Nicht einen Finger breit nachgeben; für immer ein Ende machen; nicht einen Dantus geben, und verließ die Versammlung.

Nach einiger Zeit erhielt er ein gerichtliches Schreiben, worin er aufgefordert wurde, die ganze Steinmauer fortzuschaffen, da das Vorhandensein von Grenzmarkierungen unter dem Rodewalle durch Zeugen auf das Entschiedenste behauptet werde. Es fand abermals ein Termin statt. Das Zeugnis der beiden alten Männer, welche von der Existenz der Grenzsteine wissen wollten, wurde von dem Rechtsanwalt Exners als befangen angefochten, weil sie Zeitarbeiter auf dem Freigute waren. Nach manchem hin und her übernahm endlich der Freirichter die Beseitigung der Mauer mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Exner die Kosten dieser Arbeit tragen solle, wenn Grenzsteine unter dem Walle gefunden würden. Der Lahme stimmte sehr gern zu, denn er war sicher, daß man Beweise ehemaliger Grenzregulierung nicht finden würde, und hoffte schon im stillen, den schmalen Wiesenstreifen dann auch in Besitz nehmen zu können.

Am meisten litt sein Weib unter dem Streit. Auch nachdem er sie ihres Gottes beraubt hatte, ward er nicht sanfter. Allen Grimm, den er bei einer un-

angenehmen Wendung des Prozesses in sich aufsteigen fühlte, und doch über die nicht ausschütten durfte, die ihn hervorgerufen hatten, ließ er an seinem Weibe aus. Sie mußte in der Nacht aufstehen, um Flur und Stube zu fegen. Er warf Teller und Schüsseln zu Boden, wenn ihm das Essen nicht mundete. Nun ging sie ihm zu gefirre, nun zu lahm, nun sollte sie lachen, nun nicht so muksch tun. Bald trug sie das Haar zu städtisch, bald war sie zu bleich. Jeden Blick, jeden Schritt, der anders ausfiel, als er sich dachte, empfand er als Aeußerung der Widerspenstigkeit, wozu sie wegen ihrer Machinationen gegen ihn doch wahrlich kein Recht hatte.

Die Leute, denen das Schicksal Maries nicht verborgen blieb, schüttelten die Köpfe, daß der herbe Stolz dieses jungen Wesens so plötzlich in das Gegenteil sich verkehrt hatte.

*

Sechs Wochen waren vergangen, die Kirmes von Alt-Walsdorf vorüber. Man befand sich im letzten Drittel des Oktobers. Der Lahme hatte wieder einmal seinen guten Tag: er lehnte schon früh müßig am Brunnenhäuschen, nagte an der Unterlippe und kratzte mit dem Klumpfuß auf dem Bretterbelag. Es mochte gegen halb acht Uhr morgens sein, denn man hörte den Lärm der zur Schule gehenden Kinder von dem Kommunikationswege herüber und sich gegen den Erlengrund zu verlieren. Aus dem Walde stiegen Nebel, die Bäume auf dem Felde verschwanden, und die verborgene Sonne, die man zuletzt über dem Hedwigsteine gesehen hatte, als gehe jemand mit einer Laterne die Berge hin, verbreitete eine bleiche Helle, gleich dem kümmerlichen Lichte einer Krankenstube.

Nach einer Weile kam es ihm ein, das sei Tagedieberei, das Dastehen und Sehen, und er setzte sich langsam in Bewegung. Er ging an der Haustür vorüber, um im Schuppen Holz zu spalten. Da stand plötzlich der Schuster vor ihm wie aus dem Boden gewachsen.

„Na, läßt du dich wieder amal sehn! Wo kommste denn her?" frug der Lahme erstaunt.

Klose senkte verlegen sein verschlafenes Gesicht, stotterte etwas und ging dann vorüber. Exner sah ihm hohnlachend nach, und weil in demselben Augenblicke Marie auf der Türschwelle erschien, rief er spöttisch: „Siehch och, wir haben Besuch gekriegt."

Der Trunkenbold lächelte das junge Weib an, trat an den Brunnen, pumpte sich Wasser in die hohle Hand und begann sich zu waschen, wobei er mächtig sprudelte und pustete.

Da erscholl aus dem Nebel auf das Niederstück zu vielstimmiges Geschrei:

„Gewonnen ... da is er ... haha! Fränzla, hurrah, hurrah!"

Mehr konnte man nicht verstehen. Zum Schluß wurde einigemal in die Hände geklatscht.

Der Schuster hatte beim Beginn des Lärmes seine Mütze vom Boden aufgehoben und schnell das Gesicht hineingetrocknet. Seine verwirrten, nassen Haare standen in Strähnen in die Höhe. So stand er da und horchte. Als alles still war, blickte er fragend zu den Beiden zurück.

Exner rief ihm zu:

„Geh und siehch was das für a Gepäcke is! Aber tu wie Tulpe. Ich schick dich nich."

Der Angeredete gehorchte wortlos. Marie nahm den Eimer, den sie niedergesetzt hatte, und ging.

Auf einmal wich der Nebel zurück und das Feld lag klar da. Der Schuster stand mit gesenktem Kopf vor den drei Knechten, die eifrig auf ihn einsprachen. Dann hoben sie den Kopf und sahen herüber. Sie mußten ihn erblickt haben, denn wie auf Kommando schrieen alle:

„Haha, gefunden! Hurrah!"

Exner fluchte knirschend und rührte sich nicht. Als er den Kopf wieder etwas vorzubeugen wagte, sah er nichts mehr, denn der Nebel hatte alles verdeckt.

Dann kamen stolpernde Schritte. Der Schuster stand vor ihm und sprach:

„Nuch, die wern gleich trinken, Schnaps, zwee Liter. Die Knechte han gewett! Und Fränzla, dr Elfer, hat se verbüßt. Er wollt's nie glauben, abers seinr da, zwee, ich hab se gesehn."

„Was denn?"

„Steene."

„Steene! haha! Nu ja, Steene! Da brauchten se nich zwee Monden fahren. Oben druffe hats genug."

„Ach nu, Karla, was ich dr sage, Grenzsteene!" entgegnete Klose. „Ich wer doch Grenzsteene kenn'; 's hat Kreuzla droffe, richtige Kreuzla."

Exner trat dicht an den Säufer heran und sah drohend zu ihm nieder.

„Guste, geh nei ei die Stube, iß, trink und wärm dich. Aber das rat ich dir, das rat ich dir, verstehste mich? Se haben keene gefunden."

Damit ließ er ihn stehen und ging ins Haus.

Nach dem Essen schlich der Lahme sich in den Schuppen, wo der Schuster Holz hackte. Dort setzte er sich auf einen Holzklotz. Der Schuster drehte sich um, schlug das Beil ins Scheit und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Willst nr helfen?" frug er und ließ sich auf dem andern Holzklotz nieder. Exner atmete tief.

„'s wird ein kalter Winter wern, Schuster," sprach er nach einigem Sinnen und sah zum kleinen Türchen hinaus.

„Ja, ja, 's kann sein, a trockner, denn 's sackt nischt wie Nebel raus."

„Wirste nich heemgehn?"

„Was sollte ich'n dorte!"

„Essen und schlafen."

„Nu ja, satt essen, a warm Stübla han, derheeme sein ... siehch och, das is etzunder fr mich noch

nischte. Es is no nich reif fr mich. Ich ha etz noch ander zu tun."

Dann trat langes Schweigen ein. Klose sah traurig vor sich nieder. In des Lahmen Gesicht arbeitete es. Darauf begann er mit leiser Stimme: „Möchst dr een andern Rock kaufen. De Hosen sein au zerlumpt. Aus a Stiefeln guckt 's Stroh."

„Ja, woher nehmen un nich stehlen."

„Ach, wer redt denn vo stehlen."

„Oder rauben, derschlagen."

„Das alls nich."

Wieder trat eine Pause ein. Dann begann der Lahme abermals gedämpft:

„'s hat dich geforkelt, armer Kerle. Aber ich bin dei Freund."

Plötzlich wurde er erregt.

„Sieh 'ch, Guste, ich bin dei Freund, ein richtiger Kerle — is nich a so? Da mußte mit solchem Zeuge nich noch of mich neistoßen, nee! Sieh 'ch, 's hat bei mr Platz, ich schmeiß dich nich naus und wenn du den ganzen Winter nich fortgehst. Kriegst essen, trinken, ich ha noch a gut Röckla, 's hat au noch Hosen und Stiefeln ... du machst a paar Handgriffe ..."

Der Schuster ward blasser, die Falten seines Büßergesichtes furchten sich einen Augenblick tiefer, dann bekam es den Schimmer von einer Seele, die ihre tiefste Sorge los wird.

„Karla," stotterte er, „wenns een Gott eim Himmel hat, der lohn' dirs. Vereicht, wenn's Frühjahr is, bin ich alls wieder los und laß den Draht fliegen."

„Nu aber sei vernünftig und verlaß dich nich wie ein Bock bloß of de Hörner. Verstehste, all's, was ich gesagt hab, bleit. Guste, warn das Grenzsteene, die Freirichters Knechte gefunden han, warn das Grenzsteene? Wenn du mich noch weiter ärgerst, ich weeß nich, was ich mache, ich erwürg dich."

Exners Stimme zitterte; er war aufgestanden und hatte sich dem Schuster langsam genähert. Nun schüttelte er seine große Faust vor des Trinkers Gesicht und seine Miene entstellte eine tödliche Verzweiflung.

Entsetzt wich der Säufer zurück. In Angst verwirrten sich seine Gedanken. Ohne daß er es wollte, hatte er schon geantwortet:

„Nee, Karla, nee! Keene Grenzsteene, Steene wie alle andern, die der Herrgott wachsen läßt."

„Na, siehste, das wußt' ich ja, du Narrnsack! Is das etwan 'ne Sünde, wenn ich een Krappen vo Steen hierhin schmeiß oder dorthin, is Steen nich Steen? Könnten für die Klumpen nich andre dorte stehn? Haha! — 's is Nacht — dr Nebel steht — die Hacke geht leise — hinter der Mauer gehn Leute, aber niemand sieht was — raus de Brocken, raus! — ei a Born — 's Wasser gluckt, siebzig Ellen tief — ma hört nischt fallen — ei a so een Loche sehn drei Brillen nischte. De Spitzhacke lehnt hinterm Bornhause, wo de Blutbretter sein. Wenn dr Hahn kräht, is alles vorbei."

Der Lahme sprach fliegend. Schwer, wie im Zwang eines drückenden Traumes verloren, ließ der Schuster seine Hand in die dargebotene Rechte des Lahmen sinken.

Fortsetzung folgt.

Aucasin und Nicolete

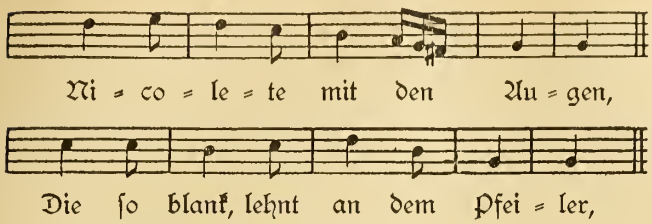
Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete

4. Fortsetzung.

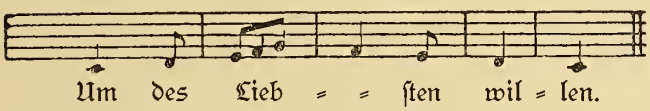
Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert

Und Nicolete begann an den Grafen Garin von Biaucaire zu denken, welcher sie tödlich haßte: so glaubte sie denn, sie dürfte hier nicht länger bleiben, da sie verraten werden könnte, und wenn der Graf Garin Kunde bekäme, allwo sie wäre, ließe er sie des heißen Todes sterben. Und merkte, daß die Alte schlief, welche bei ihr war. Erhob sich sachte und zog einen Mantel von Seidengewebe an, welchen sie sehr schön hatte, und nahm Bettlaken und Tücher und knüpfte das eine an das andere und machte ein Seil, so lang sie es vermochte, und band es an dem Fensterpfeiler fest und ließ sich daran in den Garten niedergleiten. Nahm ihre Gewänder auf, mit der einen Hand vorn und mit der andern hinten, und schürzte sich des Taues wegen hoch, welcher schwer an den Gräsern hing, und ging aus dem Garten. Und hatte gelbe und geringelte Locken und lachende, blanke Augen, und das Gesicht vollkommen und die Nase kräftig und edel geformt, und die Lippen röter denn die Kirschen und Rosen zur Sommerzeit, und weiße, kleine Zähne; und hatte straffe Brüste, welche ihr Gewand ein wenig hoben, als wenn es zwei zierliche Walnüsse wären. Und war binsenschlank in den Hüften, daß ihr sie mit beiden Händen umspannen könntet; und die Gänseblümchen unter ihrem Fuße, welche sie mit den Zehen zertrat, waren beinahe schwarz, verglichen mit ihren Füßen und Beinen, so weiß war die Jungfrau. Kam an das Ausfalltor, öffnete es und ging durch die Gassen von Biaucaire auf der Schattenseite, denn der Mond schien sehr hell: und ging zu, bis sie an den Turm kam, in welchem ihr Freund lag. Der Turm war aber gleichmäßig mit Säulen besetzt, und sie kauerte sich hinter einer Säule nieder. Und hüllte sich in ihren Mantel ein und legte ihren Kopf in eine Spalte des Turms, welcher alt und ehrwürdig war, und hörte Aucasin darinnen weinen und großen Schmerz tragen und um seine Freundin klagen, welche er über die Maßen liebhatte. Und als sie ihm genugsam zugehört, begann sie also zu sprechen.

Nun wird gesungen.



Hört da weinen Aucasin
Und um die Geliebte klagen.
Und nun sagt die Heißersehnte:
„Aucasin, du lieber, guter,
Höfischer und edler Junker,
Wozu frommt zu klagen dir
Und zu seufzen und zu weinen?
Meiner kannst du dich nicht freun,
Denn dein Vater haßt mich heftig,
Deine Sippe ebenso.
Deinetwegen will ich eilen
Ueber Meer, in fremde Land!"
Von dem Haar schnitt sie die Strähne,
Warf sie in sein eng Gefängnis;
Aucasin ergriff sie hastig,
Küßte sie in stillem Schmerz,
Streichelt sie in süßer Inbrunst,
Tränen neu sein Auge füllen,
Und verbirgt sie auf der Brust



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Als Aucasin vernahm, daß Nicolete Sinnes war, in ein ander Land zu gehen, war er über die Maßen erzürnt.

„Schöne, herzliebe Freundin," sagt er, „gehe nicht fort von hier, denn dann würdest du meinen Tod verschulden. Und der erste, welcher dich sähe, würde dich fangen, wenn er es könnte, und in sein Bett legen und zu seiner Kebse machen; und wenn du in dem Bette eines anderen wärest, und nicht in meinem, dann zweifle nicht daran, daß ich nur so lange warte, bis ich ein Messer finde, mit dem ich mir das Herz durchstoßen kann und sterbe. So lange würde ich sicherlich nicht mehr warten, sondern mich stracks hinlegen, wo ich eine Mauer oder einen schwarzen Stein sähe, und meinen Kopf so lange dagegenschlagen, bis er in Stücke ginge und das Gehirn herausspritzte. Und lieber will ich eines solchen Todes sterben, als wissen, du habest mit einem anderen Manne Beilager gehalten, und nicht mit mir."

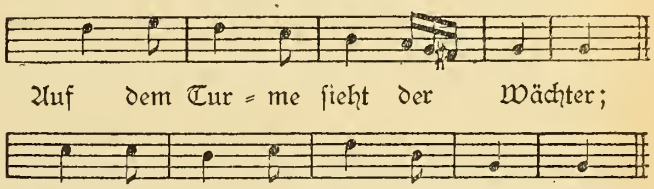
„Aucasin," sagt diese, „ich weiß nicht, ob du mich so sehr liebhast, wie du sagst, aber ich liebe dich mehr, denn du es je kannst!"

„Ach," sagt Aucasin, „herzliebe, süße Freundin, es kann unmöglich sein, daß du mich lieber hast, denn ich dich. Die Frau kann den Mann nicht so liebhaben, wie der Mann die Frau; denn die Liebe der Frau sitzt in ihrem Auge, oder höchstens in der Knospe ihrer Brust, oder in der Fußzehe; die Liebe des Mannes aber ist in den Grund des Herzens gepflanzt und kann von dort nicht entweichen!"

Während Aucasin und Nicolete so miteinander redeten, zogen die Wächter der Stadt durch die Gasse und hatten den Degen aus der Scheide gezogen; denn der Graf Garin hatte ihnen befohlen, Nicolete zu töten, wenn sie ihrer habhaft werden könnten. Und der Wächter, welcher oben auf dem Turme stand, sah jene kommen und hörte, wie sie im Gehen von Nicolete sprachen und sie zu töten drohten.

„Gott," sagte er bei sich, „wie schade wäre es, wenn sie eine so schöne Jungfrau töteten! Und wäre ein gottgefälliges Werk, wenn ich es ihr sagte, da sie ja nicht achtgeben, auf daß sie sich hütet; denn wenn sie ihr das Leben nehmen, wird Aucasin, mein Junker, sterben, welches ein großer Jammer wäre."

Nun wird gesungen.



Und er hat ein Lied begonnen,
Welches schön zu hören ist:
„Jungfrau mit dem edlen Herz
Und den binsenschlanken Gliedern,
Mit den Augen blank und lachend
Und dem blonden Ringelhaar,
Aus dem Glanz der Augen seh ich,
Daß du sprichst mit dem Geliebten,
Der um dich den Tod will sterben.
Was ich künde, merk es gut:
Achte auf der Wächter Scharen,
Die dich suchen auf den Gassen,
Bloß das Schwert im Mantel wahren,
Grimmig spähn; so sie dich fassen,
Mußt du bald das Leben lassen,

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

„Dank," sagt Nicolete, „deines Vaters und deiner Mutter Seele mögen gesegneten Frieden haben, dieweil du mir das jetzt so schön und höfisch gesagt hast! Wenn es Gott gefällt, werde ich mich wohl vor ihnen hüten, und Gott möge mich beschirmen."

Sie verkroch sich in ihrem Mantel im Schatten des Pfeilers, bis die vorübergegangen waren, und nahm Abschied von Aucasin und ging zu, bis sie

an die Mauer der Burg kam. Die Mauer aber war gebrochen und wurde wieder hergerichtet; und stieg darüber hinweg und machte so lange, bis sie zwischen Mauer und Graben war, und blickte hinab und sah, daß der Graben sehr tief und steil war, und hatte große Angst.

„Ach Gott," sagte sie, „süßer Schöpfer, wenn ich mich hinablasse, breche ich mir den Hals, und wenn ich hier bleibe, ergreift man mich morgen und verbrennt mich in einem Feuer. Doch lieber will ich hier sterben, denn vor allem Volke, welches mich morgen wie ein Wunder begafft."

Und bekreuzigte sich und ließ sich in den Graben hinuntergleiten; und als sie auf den Grund kam, waren ihre schönen Füße und Hände, welche es noch nicht gewöhnt waren, verletzt zu werden, gequetscht und zersprungen, und das Blut quoll wohl an zwölf Stellen hervor; und doch fühlte sie weder Weh noch Schmerz bei der großen Furcht, welche sie hatte.

Und wenn sie in Sorge war, hinabzukommen, so hatte sie jetzt noch größere, wieder heraufzusteigen. Und dachte, daß dies kein guter Ort zum Verweilen sei, und fand einen zugespitzten Stein, welchen die oben geworfen hatten, um die Burg zu verteidigen. Und machte damit eine Stufe nach der anderen, bis sie mit großen Mühen in die Höhe kam und hinaussteigen konnte.

Und war da ein Wald in der doppelten Schußweite einer Armbrust, welcher sich wohl dreißig Meilen in die Länge und Breite hinzog. Und es gab dort wilde Tiere und Schlangengezücht. Sie hatte Angst, die möchten sie töten, wenn sie ihn beträte; dachte aber anderseits daran, daß man sie hier finden und in die Stadt zurückführen könnte, um sie zu verbrennen.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Mein liebstes Buch

ist der Band von Schillers prosaischen Schriften. Sie enthalten so etwas aus den Tiefen Erhebendes, für den inneren Menschen Notwendiges. Kurz gesagt, sie sind mir so lieb, daß ich nicht Worte, sondern nur die Empfindung dafür hege, als wäre es Nahrung und Kleidung. Sie sind die Vorbedingung zur Erkenntnis der Lehre des Sozialismus.

Einsender: Ernst Niewes, Grubenarbeiter, Senftenberg.

Böcklins Toteninsel

Geisterhaft ragt
aus des Meeres Weite
von Schleiern umwoben
die Insel der Toten.
Geheimnisvoll rauscht's in den Bäumen
und die Seele fängt sacht' an zu träumen:
Von Glück und von des Lebens Pracht,
von Hoffen und von Sehnen,
von Seufzer und von Tränen
gestillt durch Todes Macht.
Mit starker Hand greift er in's Leben ein
und führet in ein rätselhaftes Land,
was hoffend einst empfing den Lebenskeim.
Arme und Reiche folgen ihm nach.
Vergessen ist ihres Lebens Schmach.
Hassen und Lieben sind hier zu Ende
und die Freude küßt dem Leid die Hände.
Alles was Schicksal und Leben entzweit,
hier ist's zu Bruder und Schwester vereint —
Sanft fährt der Wind um das Felsengestein,
still leuchtet der Mond im Silberschein,
die Wasser umspülen die Insel milde
und Frieden atmet das ganze Gebilde.

Einsender: Emil Ponsel, Arbeiter, Stuttgart.

Mein liebstes Buch

Von allen den Büchern, die man mir schenkte, zog mich eines am wenigsten an. Ich stellte es in meinen Schrank und bald war es vergessen. Gar oft ging ich an demselben vorüber und würdigte es keines Blickes. Alle anderen wurden herausgenommen und gelesen, nur das blieb stehen. Jedoch es kam bald anders und nun ist „Anselm Feuerbachs Vermächtnis", das war es, mein liebstes Buch.

Gezwungen, das Bett zu hüten, erinnerte ich mich dessen, und welcher Genuß wurde mir zuteil! Ich sah mich in ein ganz anderes Dasein versetzt. In Gedanken wanderte ich an der Seite jenes tapferen Streiters und Vertreters klassischer Malerei, welchen man zu Lebzeiten nur wenig Gutes widerfahren ließ, in der Welt umher. Ich erlebte alles mit ihm und alle Schmach, die man ihm antat, berührte mich ebenso als ihn zu Lebzeiten.

Von seinen Anfängen in Düsseldorf bis zu seinem Aufenthalt in Italien, welches ihm eine zweite Heimat wurde, folgte ich ihm wie im Traume. Ich sah, wie eines nach dem andern seiner Kunstwerke entstand und ihn beinahe bei jedem nur Enttäuschung erwartete. Ich war mit ihm vor der Assunta des Tizian, vor den Gemälden Correggios, Raffaels usw. und vergaß das hastende Leben rings umher.

Dann wieder saß ich in seinem Atelier, von wo man im Mondschein die Adria liegen sah und die Wellen leise plätschernd Geschichten von der alten Herrlichkeit Venedigs erzählten. Wie viel könnte ich noch über das herrliche Buch schreiben, aber der Raum ist beschränkt. Es ist ein Buch eines Lebens für das Leben.

Einsender: Max Wagner, Buchhändler, Breslau.

Mein liebstes Bild

Ueber meinem Bett hängt schon seit Jahren ein Bild, das mir lieb und traut geworden ist. All' die lange Zeit her habe ich es täglich angeschaut und es hat mir immer mehr Schönheit und Innigkeit gezeigt. Es ist die „Morgenstunde" von Moritz v. Schwind.

Wie viel intimen Zauber habe ich in dem Bild gefunden, welches mir zu Anfang so wenig bedeutend erschien; das erste, was ich darin lieb gewann, waren die lichten Sonnenflecken, die voll scheuer Anmut herein ins Zimmer huschen, in das peinlich saubere Jungmädchenzimmer, das ich immer zu peinlich sauber fand. Aber dann wußte ich, daß die frische, kräftige Mädchengestalt am soeben geöffneten Fenster unmöglich ein anderes Gemach bewohnen könnte. Es liegt etwas Reines über dem jungen Mädchen, dessen rosige Glieder tatkräftig herausschauen aus der weißen Unterkleidung.

Und dann gewann ich plötzlich dieses Kind der Berge lieb und konnte ihm ins Gesicht sehen, obwohl dieses hinausgewandt ist, dem jungen Morgen zu... Ich schaute fröhliche, hellbraune Augen im rotwangigen, lieben Gesicht und bemerkte, wie diese Augen jetzt in andächtiger Bewunderung die duftig blauen Berge der Heimat betrachten und die aufgehende Sonne, die darüber rosenrot aus Wolken hervorglüht... Und ihre junge Brust dehnt und reckt sich, und sie trinkt in langen Zügen die reine, frische Morgenluft.

Wenn des Morgens kein Sonnenstrahl von draußen herein in mein Stübchen dringt und der Himmel grau und düster ausschaut, dann ist mir dennoch, als wäre Sonnenschein um mich, lieber, angedeuteter Sonnenschein und ich betrachte mit dankbarem Blick das Bildchen an der Wand und flüstere: „wie lieb habe ich es doch... wie lieb!

Einsender: Klara Haasis, Emberg.

Mein liebstes Buch

ist meine Reclam-Ausgabe von Goethes „Faust". Sie begleitet mich auf alle Reisen, in alle Ferien. Nicht als ob ich ständig und systematisch darauf bedacht wäre, in alle Tiefen dieses reichen, überreichen Werkes einzudringen. Aber gelegentlich darin zu blättern, gelegentlich wieder einmal die eine oder andre Szene zu lesen und auf mich wirken zu lassen, darüber oder nur über einige Verse darin nachzudenken, bereitet mir immer wieder neuen Genuß und gibt mir immer wieder neue Anregungen.

Mein liebstes Lied

Wenn ich aus der großen Zahl der Lieder, die ich liebe, das nennen soll, das mir das liebste von allen ist, fällt mir die Wahl schwer. Klar aber ist mir, daß es ein Volkslied sein muß. Unter unsern herrlichen Volksliedern aber eins als das Schönste zu bezeichnen ohne zwanzig andern Unrecht zu tun, halte ich für unmöglich. Ich kann nur sagen: Mein liebstes Lied ist das deutsche Volkslied.

Einsender: Theo Stamm, stud. med., Marburg.

Merkwürdigkeiten

Moderner Aberglaube

Der in Paris erscheinende „Matin" brachte Anfang dieses Jahres unter der Spitzmarke „Die Schicksalszahlen" eine Anekdote, die sich im Jahre 1829 zugetragen haben soll.

Der damalige Prinz Wilhelm von Preußen soll die berüchtigte Wahrsagerin Mlle. Lenormand gefragt haben: „Wann werde ich das erste Mal auf einem Schlachtfelde befehligen dürfen?"

Sie antwortete: „Zählen Sie zu dem laufenden Jahre die Zahlen hinzu, die die Jahreszahl zusammensetzen.

1829+1+8+2+9=1849.

Und in der Tat war Prinz Wilhelm in jenem Jahre zur Unterdrückung des badischen Aufstandes kommandiert.

„Was wird nach diesem Ereignis das bedeutendste Jahr meiner Laufbahn sein?" fuhr Wilhelm fort.

„Setzen Sie noch einmal die Zahlen, die 1849 ausmachen, untereinander und zählen Sie dieselben zu dieser Zahl hinzu."

1849+1+8+4+9=1871.

Man hat in Frankreich den Tag noch nicht vergessen, da Wilhelm deutscher Kaiser wurde.

„Ich möchte noch wissen, wann ich sterben werde," forschte der neugierige Prinz.

„Ich habe Ihnen den Schlüssel zu Ihrem Leben in die Hand gegeben. Nehmen Sie den Bleistift und zählen Sie wieder zusammen."

1871+1+8+7+1=1888.

Auch dieses Mal haben die Zahlen nicht gelogen. Wilhelm I. starb am 9. März 1888.

„Ich möchte endlich noch einen Blick über mein Leben hinaus werfen," sagte der spätere König von Preußen, „und die Stunde kennen lernen, in der Deutschland mit aller Kraft das verteidigen muß, was wir ihm errungen."

„Machen Sie noch einmal die Addition des Schicksals," riet ihm die Wahrsagerin.

Und Wilhelm schrieb: 1888+1+8+8+8=1913.

An diese Zahl knüpft man in Frankreich die Hoffnung, daß in diesem Jahr Deutschland in allen Fugen erschüttert werden wird.

Es muß wohl so sein; denn wer wollte zweifeln an der Größe der berühmten Seherin Mlle. Lenormand, die selbst über die Grenzen ihres Jahrhunderts hinaus weissagte? Und wer wollte zweifeln an der französischen Leichtgläubigkeit??

Hans Rutte.

Schalksecke

Dem König der Thiere wars öfters beklommen,
da ließ er sich kurzweg den Medicus kommen,
der knurzte, nachdem er ihn ausvisitiert:
Wie wärs, wenn S. M. ein Gänglein riskiert?

Der Rat hat dem Löwen nicht übel gefallen,
er sagte schmuhu und leckte die Krallen,
dann nahm er das Kriegshorn und brüllte hinein:
er wolle, es solle gekriegelt sein.

Als seinen Getreuen dies Hörnen geklungen,
potz Dunder, wie sind sie gerannt und gesprungen!
Und alles Volk sagte, das Kriegsführen wäre
vor allem notwendig der viechischen Ehre.

Im Kriegsrate freilich, im Ringe der Helden
sprach einer das eine: Wem soll der Zug gelten?
Da schrie die Versammlung mit Schwung und Gebrumm:
Heut gilt es den Jägern, die bringen wir um!

O dieses Freud-Mauen, dies Schrein, dies Trompeteln!
Dies Lecken, dies Schlecken und dieses Schwanzwedeln!
O dieses begeisterte Glieder-Formieren,
o dieses im Trabtrab zur Jagdburg Marschieren!

Hier haben sich alle, das muß man schon sagen,
ganz tüchtig bewährt, ganz tapfer geschlagen.
Die Hasen selbst haben mit Pulver geschossen,
es wird auch behauptet, ein Blut sei geflossen.

Des Ferneren geht eine fromme Sage,
daß man drei Feinde gefangen habe,
davon wurden zweie kurzenfußes stranguliert,
der dritte als Trophäe ins Museum geführt.

Und dieses Museum soll heute noch stehen.
Und wer ein guts Aug hat, der kann es wohl sehen,
und wer ein guts Ohr hat, der hörts schon am Schrein,
da muß etwas ganz Besondres drin sein.

Und dieses Besondre will ich euch verraten,
das ist ein mordsmäßiger, neunpfündiger Kater.
Das Ende vom Liede, es sei, wie es sei,
ein Nager, ein Kater ist immer dabei.

Das Bild ist ein scherzhaftes Blatt a. d. J. 1652. Künstler unbekannt. Die Verse dazu sind vom Hausdichter der Lese. D. Schr.

Jenseits des Rheins

Jacques Bonhomme: Unser Haus ist schön; wir stehen einsam, ich will einen Revolver kaufen, um uns zu verteidigen.

Seine Frau: Gut!
Jacques Bonhomme: Ich werde das teuerste aussuchen.
Seine Frau: Vielleicht...
Jacques Bonhomme: Wenn es sich um unsere Verteidigung handelt, muß man ausgeben, ohne zu rechnen.
Seine Frau: Gut!
Jacques Bonhomme: Ich werde auch Gewehre kaufen. Ich will mehr Gewehre besitzen, als irgend wer.
Seine Frau: Wir haben kein verfügbares Geld.
Jacques Bonhomme: Ich werde mir Geld leihen.
Seine Frau: Aber...
Jacques Bonhomme: Es gibt kein Aber, wenn die Sicherheit auf dem Spiele steht.
Seine Frau: Gut!
Jacques Bonhomme (einige Tage später): Es wurde ein neuer Revolver erfunden; ich habe den, den wir hatten, zum alten Eisen getan und mir die vervollkommnete Waffe gekauft.
Seine Frau: Aber...
Jacques Bonhomme: Und zwar aus Gold.
Seine Frau: Ich dächte doch, daß Stahl...
Jacques Bonhomme: Gold ist teurer. Je mehr man zahlt, desto besser ist man verteidigt.
Seine Frau: Es hieß doch, daß wir kein Geld mehr haben.
Jacques Bonhomme: Ich habe die Standuhr verkauft.
Seine Frau: Du übertreibst...
Jacques Bonhomme: Vaterland... National... Fahne...
Seine Frau: Also — gut.
Jacques Bonhomme: Ich habe eine große Kanone gekauft, größer als alle Kanonen.
Seine Frau: Und das Geld dazu?
Jacques Bonhomme: Ich habe unsere Zimmereinrichtung verkauft.
Seine Frau: Ist dies nicht vielleicht ein wenig zu weit getrieben?...
Jacques Bonhomme: Vaterland!... National... Fahne!...
Seine Frau: Na denn — gut.
Jacques Bonhomme (einige Tage später): Ich hätte gute Lust, mir eine Mitrailleuse anzuschaffen.
Seine Frau: Ueberflüssig, mein Lieber. Die Gerichtsdiener waren da — das Haus ist leer. Wir haben keine Diebe mehr zu fürchten; du kannst abrüsten.
Jacques Bonhomme: Niemals! Man wird am Essen sparen.
Seine Frau (einige Zeit später): Ich verhungere.
Jacques Bonhomme: Ich auch... Vaterland... National... Fahne...
Seine Frau: Gut! (Sie sterben.)

Anm.: Diese Satire des Franzosen Brieux, ebenfalls aus Katschers Sammlung „Friedensstimmen", ist vor mehr als zehn Jahren geschrieben! Die Schriftleitung.

Autorenspiegel

Angelus Silesius

Der Dichter des Cherubinischen Wandersmann, Johann Scheffler, bekannter unter dem Namen Angelus Silesius, wurde 1624 zu Breslau geboren. 1643 bezog er als Mediziner die Universität Straßburg. Von den nächsten Jahren verbrachte er zwei in Leyden, hier ist er wahrscheinlich durch den Umgang mit dem schlesischen Theosophen Abraham von Franckenberg und durch das Studium der Schriften Jakob Böhmes in die mystische Strömung gekommen. 1647 ging er nach Padua und erlangte dort den Doktorgrad „mit höchstsonderlichen Ehren". 1649 wurde er Leibarzt des Herzogs von Oels, gab diese Stellung jedoch schon nach drei Jahren auf und trat im Juni 1653 zur katholischen Kirche über. Der feinempfindende Dichter fühlte sich von dem trockenen Protestantismus abgestoßen, die Mystik führte ihn zum Pantheismus, der Pantheismus zum Katholizismus. Beim Uebertritt nahm er den Namen Angelus an und nannte sich in der Folge in seinen Dichtungen Johann Angelus Silesius (der Schlesier).

1657 erschienen, vielleicht früher von der lutherischen Zensur beanstandet, seine Hauptdichtungen, beide mit Erlaubnis der katholischen Zensur: „Geistreiche Sinn- und Schlußreime", bekannter unter dem Namen der zweiten vermehrten Auflage als „Cherubinischer Wandersmann", und die Sammlung seiner geistlichen Lieder, die zu den bedeutendsten ihrer Art gehören. Manche davon sind in protestantische Gesangbücher übergegangen und werden noch heute häufig gesungen.

Sein hervorragendstes Werk voll ewiger, unvergänglicher Gedanken ist der Cherubinische Wandersmann. Neben wunderbar Schönem und Tiefem, wie es nur der Philosoph, der Künstler und echte Dichtergeist auszusprechen vermag, finden sich jedoch Reime, die alle Mängel des sich mehr und mehr in Sektenaberglauben verstrickenden Sehers verraten und die sich schwer mit dem übrigen Inhalt des Buches vereinigen lassen. Im Februar 1661 wurde Scheffler Minorit, im Mai erhielt er die Priesterweihe — und aus dem tiefsinnigen, weihevollen Dichter ward nun der fanatische Feind des Protestantismus. Seine Haupttätigkeit blieb fortan die literarische Fehde, so daß er in zwölf Jahren fünfundfünzig zum Teil sehr umfangreiche Streitschriften herausgab. In den letzten Jahren seines Lebens zog er sich ganz ins Matthiasstift seiner Vaterstadt zurück und starb daselbst nach jahrelangem Leiden am 9. Juli 1677.

Ch. H. Kleukens.

Wegweiser der Lese

Zu Aucasin und Nicolete

Karl Ettlinger, Redakteur der Jugend, schreibt uns: Anläßlich der Veröffentlichung von „Aucasin und Nicolete" in der „Lese" wird vielleicht Ihre Leser der Hinweis interessieren, daß Heinrich Heine in seinen „Briefen aus Berlin" von einer Oper „Aucassin und Nicolette" spricht:

„G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehen. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreffs „Aucassin und Nicolette" vom 25. Februar (1822) bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von nichts sprechen, als von Koreff und Schneider und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmutige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heiteren Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder in loser Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik."

Im „Buch der Lieder" findet sich dann auch folgendes Sonett Heines:

„Aucassin und Nicolette,"
oder
„Die Liebe aus der guten alten Zeit."
An J. F. Koreff.

Hast einen bunten Teppich ausgebreitet,
worauf gestickt sind leuchtende Figuren.
Es ist der Kampf feinseeliger Naturen,
der halbe Mond, der mit dem Kreuze streitet.

Trompetentusch! Die Schlacht wird vorbereitet;
im Kerker schmachten, die sich Treue schwuren;
Schalmeien klingen auf Provencer Fluren;
auf dem Bazar Karthago's Sultan schreitet.

Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:
Wir irren wie in märchenhafter Wildnis,
bis Lieb und Licht besiegen Haß und Nacht.

Du, Meister, kanntest der Kontraste Macht,
und gabst in schlechter neuer Zeit das Bildnis
von Liebe aus der guten alten Zeit!

Bekanntlich hat auch Wilhelm Hertz im „Spielmannsbuch" „Aucassin und Nicolette" wundervoll übersetzt, und mit hochinteressanten Anmerkungen versehen.

Das Menschenschlachthaus

Kurz vor Beginn des Kriegsfiebers, das jetzt den Balkan durchschüttelt, erschien das Buch und liegt jetzt schon im 21. bis 30. Tausend vor. Das ist ein Erfolg, aber doch noch zu gering für die ideelle Bedeutung des Werkchens. Ein Schullehrer, Wilhelm Lamszus, hat es sich vom Herzen geschrieben. Ich hoffe, es gibt viele solche Lehrer im deutschen Reich, wenn sie auch nicht die künstlerische Kraft von Lamszus besitzen, denn die künstlerische Wirkung seiner Schilderungen steht der agitatorischen nicht nach. Die „Bilder vom kommenden Krieg" sind mit einer intuitiven Prägnanz entworfen, daß sich auch der voreingenommene Leser der Wucht ihrer Eindringlichkeit nicht entziehen kann. Doch, es gibt wohl keinen Menschen, der unbedingter Kriegsanhänger ist, jedoch viele, für die der Krieg heute noch der Held, der Hebel aller Entwicklung ist. Lamszus spricht nicht gegen den Krieg. Kein Wort ist in dem Buch zu finden, das als unsachlich ausgelegt werden könnte. Das mußte auch seine Schulbehörde anerkennen, als sie um Einleitung eines Disziplinarverfahrens angerufen wurde. Doch Stück für Stück fällt Flitter und heldische Rüstung des Krieges, bis er am Schluß des Buches nackt dasteht als der Nachfahre der Barbarei und Unkultur.

Das Buch gibt sich als Erzählungen eines Landwehrmannes von der Mobilmachung bis zu den blutigsten Kämpfen, in denen der Vernichtungswahnwitz und der Blutdunst die Gehirne betäubt und alles Denken auslöscht. Daß sich in dem Buch auch ein Dichter verkündet, sei besonders festgestellt, denn dieses Moment macht die Herausstellung in der Lese auch zur Pflicht, obwohl es in der Öffentlichkeit zunächst über dem Agitatorischen übersehen werden wird. Vielleicht kann ein Wissenschaftler der Strategie an dem stofflichen Gerippe der Erzählungen dies oder jenes aussetzen. Das ist unwesentlich und ändert nichts an dem künstlerischen Guß des Ganzen. Abgesehen davon, ist hier eine Gelegenheit für die Friedensgesellschaft. Sie kaufe tausende von Exemplaren und verteile sie. Das wäre eine Friedenspropaganda von bedeutender Überzeugungskraft.

Das Buch ist im Verlag Alfred Janssen, Hamburg, erschienen. Preis 1 Mark. Otto Krille.

Friedensstimmen

Es ist, im tiefsten bedacht, ein ungeheuerlicher Gedanke, daß, um den Frieden zu bewahren, der Krieg in Kasernen, Arsenalen bereitstehen muß. Und doch bekennt sich kein Volk zum Krieg. Alle Nationen beteuern ihre Friedensabsichten, aber — und das „aber" ist der Fels, an dem alle Friedensstimmen verklingen. Der böse Nachbar soll schuld sein! Mit der zunehmenden Größe der Rüstungen und der Schwere ihres Druckes auf die Volkswohlfahrt hat sich das Echo dieser Friedensstimmen vertausendfacht. Da war es ein glücklicher Gedanke, die bedeutendsten Stimmen zu sammeln, das zu vereinen, was Fürsten, Feldherrn, Politiker, Gelehrte und Dichter gegen den Krieg gesagt haben. Leopold Katscher hat eine solche Sammlung in Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) Leipzig herausgegeben. Die Einleitung dazu schrieb Berta v. Suttner, die bekannte und verdiente Vorkämpferin der Friedensbewegung. Es sind die Besten und Tüchtigsten der Völker, die darin ihr Wort für den Frieden erheben. Was hinter ihnen steht an Erfahrung, Lebens-, Staatsklugheit, Menschlichkeit, sollte es nicht einst mehr Gewicht haben, als das Schwert des Brennus? — Dem Buche, das schon einige Jahre alt ist, das wir aber in Rücksicht auf die Zeitstimmung hervorgeholt haben, sind auch die in abgedruckten Friedensstimmen und die Satire von Brieux entnommen. O. Nr.

Kinoreform

Von Walter Aßmus

Die Kinofrage bleibt nach wie vor aktuell. Neuerdings hat sich jetzt ein Agitationskomitee der kinematographischen Fachpresse zur Förderung der Lichtbildkunst gebildet zur Abwehr des inneren und äußeren Feindes und als erste Druckschrift dieses Komitees hat Emil Perlmann, Chefredakteur des Kinematograph eine Broschüre veröffentlicht, „Der Kino als modernes Volkstheater", die eine „Entgegnung auf unberechtigte Angriffe" sein soll. Auf diese Entgegnung ließe sich ja wiederum mancherlei entgegnen. Mir scheint, als rede man bei all diesen Sachen nur aneinander vorbei. Wenn ich einmal den Unterschied machen darf, so ist das Kino, nämlich das Kinematographentheater für Bildungszwecke nicht zu gewinnen, freuen wir uns, wenn es nur eine leidliche Unterhaltungsstätte wird; der Kino dagegen hat ohne Frage noch eine große Zukunft als Bildungsmittel. Man braucht doch garnicht herumzureden, Programms ohne Dramen sind langweilig für die breite Masse und ziehen nicht. Die Erfahrungen des Hamburger Reform-Kino haben das bewiesen. Man braucht ja dem Kinodrama nicht jede Entwicklungsmöglichkeit abzusprechen, und ich selbst habe an dieser Stelle (Lese 44, 1912) auf eine solche Möglichkeit verwiesen. „Kinodichter vor die Front" hieß es. Nun die Dichter sind gekommen; der Verband deutscher Bühnenschriftsteller, der noch vor gar nicht so sehr langer Zeit sich gegen das Kino wandte, hat jetzt in Verbindung mit der Projektionsgesellschaft „Union" einen Lichtspielvertrieb geschaffen. Hofmannsthal, Hauptmann, Schnitz-

ler, Sudermann, Wolzogen und andere haben mit dem Kino ihren Frieden geschlossen und geben jetzt ihre Ideen zur Verwertung an das Kino. Das literarische Kino wäre damit also da. Offen bleibt nur die Frage, wie sich das breite Publikum nun zu dem literarischen, dem „entschauerten" Drama stellen wird, ob diese neue Richtung wirklich in der Lage sein wird, das mit Recht bekämpfte Schauerdrama zurückzudrängen. Gewiß es wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Ob man von der breiten Masse aber soviel Verständnis erwarten darf und ob die technischen Möglichkeiten für die Dauer dem Kinodichter genügen werden, das ist heute schwer zu sagen.

Inzwischen setzt die Kinoreform noch von einer anderen Seite aus ein, nämlich von Seiten der Gemeinde. In Eickel (Kreis Gelsenkirchen) wird im Laufe dieses Monats das erste von einer Gemeinde erbaute und betriebene Lichtspielhaus in Deutschland eröffnet werden. Der Beschluß der Gemeindevertretung ist erfolgt, um vor allen Dingen den sich immer mehr breitmachenden Schundfilm wirksam zu bekämpfen und an dessen Stelle Films von unterhaltendem und bildendem Werte zu setzen, ferner auch um das Kino in den Dienst der Jugendpflege und der Volksschule zu stellen. Bei den Vorführungen sollen Dramen nach Möglichkeit ausgeschlossen sein, auf alle Fälle aber solche, welche Ehebruchs- und Verbrecherszenen darstellen. Auch in Altona ist der Bau eines Gemeindekinos geplant.

Sehr viel radikaler geht man in Stavanger vor. Dort beabsichtigt man alle Kinematographenkonzessionen einzuziehen, worauf die Stadt selbst so viel Kinos wie nötig betreiben will. Von den Einnahmen soll dann der Betrag, der 5% der Ausgabe übersteigt, für Volksbildungs- und andere Zwecke verwandt werden. In Deutschland ist eine solche Regelung der Angelegenheit vorläufig ausgeschlossen, da die Kinos der Konzessionspflicht noch nicht unterliegen, doch dürfte das erwartete Reichskinogesetz auch darin Wandel schaffen. Jedenfalls erscheint mir die Reform von dieser Seite aus wünschenswert und erfolgversprechend, so dürfte es am ehesten möglich sein, das Kino zu einer Stätte anregender Unterhaltung zu machen.

Gedenktafel

Am 26. April 1787 wurde in Tübingen der Dichter Ludwig Uhland geboren. Seine frischen, sangbaren Lieder, besonders auch seine meisterhaften Balladen, machten ihn bei seinen Zeitgenossen rasch bekannt und beliebt. Er gab auch eine bemerkenswerte Sammlung alter deutscher Volkslieder heraus.

Am 26. April 1812 wurde in Essen der „Kanonenkönig" Alfred Krupp geboren.

Am 28. April 1853 starb in Berlin Ludwig Tieck, einer der Hauptvertreter der deutschen Romantik.

Am 28. April 1896 starb in Berlin der Geschichtsschreiber Heinrich von Treitschke.

Am 29. April 1806 wurde in Wien Ernst Frhr. von Feuchtersleben geboren, ein trefflicher Arzt und Dichter. Von seinen Liedern ist am bekanntesten geworden: „Es ist bestimmt in Gottes Rat".

Am 1. Mai 1809 starb in Colmar im Elsaß der blinde Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel.

Nachrichten

Die von R. M. Werner, dem wenige Wochen vor dem Hebbel-Jubiläum dahingeschiedenen, hervorragenden Hebbelforscher in B. Behr's Verlag, Berlin-Steglitz, herausgegebene Säkularausgabe von Fr. Hebbels Werken ist bis zum 14. Band einschließlich von dem Verstorbenen vollständig druckfertig hinterlassen worden. Die Besorgung des 15. und 16. Bandes, der zum großen Teil im Manuskript vorliegt, ist von Herrn Professor Dr. Wahle vom Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar freundlichst übernommen worden. Es ist damit gewährleistet, daß die klassische Ausgabe vollkommen im Sinne Werners zu Ende geführt wird.

Die Deutsche Bücherei des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, über deren Errichtung wir in Nr. 50 des vorigen Jahrgangs ausführlich berichteten, hat sich von Seiten des Verlags eines großen Entgegenkommens zu erfreuen. Von den Verlagsfirmen deutscher Zunge haben sich bereits 850 bereit finden lassen, der deutschen Bücherei für die nächsten zehn Jahre ihre gesamte Verlagsproduktion in einem Exemplar unentgeltlich zur Einstellung zu überweisen. Besonders bemerkenswert ist, daß neben den meisten großen Verlegern Deutschlands auch etwa 60 aus Österreich und 50 aus der Schweiz zu verzeichnen sind. Das ist eine sichere Bürgschaft für das gute Gelingen der vielgestaltigen, kulturell bedeutsamen Einrichtung.

An der Wiener Universität wird im nächsten Semester der Dozent Eduard Castle ein Kolleg über Gerhart Hauptmann lesen.

Dem Gewerkverein der Maschinenbauer und Metallarbeiter in Augsburg wurde von Herrn Flesch daselbst eine wertvolle Bücherschenkung überwiesen.

Vom 3.—14. Mai findet in Berlin eine große Papier-Industrie-Ausstellung statt.

Die Stadt Memel hat mit einem Kostenaufwande von über 100 000 Mk. eine Wohlfahrtsanstalt errichtet, die der Arbeiterbevölkerung, hauptsächlich den Hafenarbeitern zugute kommen soll. Ferner plant die Stadt die Errichtung einer großen Volksbadeanstalt mit Hallenschwimmbad und Heilbädern, eines Jugendheims und einer Volksbibliothek. Diese Anstalten sollen zu einer Zentralanstalt, mit der die Anlage eines Volksparks verbunden werden soll, zusammengelegt werden.

Lesepost

Das erste Jahresbuch der Lese 1913

wird mit dieser Nummer 17 ausgeliefert, und zwar: Oskar Wöhrle, Der Baldamus und seine Streiche. Näheres über das Buch stand in Nr. 1, 3 und 14.

Warnung vor Selbstkostenverlegern. Von Zeit zu Zeit erhalten wir Klagen von jungen Dichtern oder solchen, die es werden wollen, daß sie in ihrer Unerfahrenheit einem Selbstkostenverleger in die Hände gefallen sind. Es kann nicht oft genug vor diesen Hyänen des Verlagsgeschäftes gewarnt werden. Sie fragen in der Regel kaum danach, ob das zu verlegende Werk gut oder schlecht ist, sondern ermuntern noch durch unehrliches Lob zur Drucklegung. Nach dieser Richtung sind die tollsten Fälle bekannt geworden. Außerdem tun sie für das meist mit großen Geldopfern des jungen Autors gedruckte Werk nichts, kaum daß sie die Rezensionsexemplare an die Presse versenden. Der Verfasser ist also in doppelter Weise geschädigt. In der Regel haben diese Art Verleger auch einen Vertrag mit dem Drucker, demzufolge sie auch noch an den Druckkosten partizipieren. Also Vorsicht! Lieber das Werk in der Schublade lassen.

Anonymus N. N.: Also schütten wir unsern Antwortsack aus! 1) Als illustrierte Weltgeschichte wissen wir zu nennen: K. F. Becker, Weltgeschichte, neu bearbeitet von K. H. Grotz und J. Miller, bis auf die Gegenwart fortgeführt von E. Hesselmeyer, 12 Bände in 6 gebunden, mit Illustrationen, Karten und Plänen. Preis des einzelnen Bandes in Leinen 6 Mk., in Halbfranz 6.50 Mk. — Wir empfehlen Ihnen aber, lieber eine nicht illustrierte, textlich wertvolle zu nehmen; die immer noch gediegene Weltgeschichte von Schlosser bekommen Sie antiquarisch sicherlich für den Preis, den Sie anlegen wollen. — 2) Wir würden die Literaturgeschichte von Eduard Engel vorziehen. Verlag G. Freytag, Leipzig, Preis der beiden Bände 15 Mk. Das Werk liegt bereits in der 14. Auflage vor. — 3) Ja, der Dichter-Ingenieur Max Eyth ist bereits gestorben. — 4) Richard Dehmels Werke sind bei

S. Fischer in Berlin in einer Gesamtausgabe erschienen, die vollständig 40 Mk. kostet. Unsres Wissens bereitet aber der Verlag zu Dehmels 50. Geburtstag eine dreibändige Volksausgabe vor, die nur 10 Mk. kosten soll.

M. F. in S. Ihr Gedicht über Gustav Schüler ist ganz fein und zart, aber zur Druckreife fehlt noch viel. Wir können auch nicht den 42. Geburtstag eines Dichters würdigen; es ist schon zu viel, daß man jetzt die 50sten so häufig feiert.

F. K. W. in Ch. Freundlichen Dank für Ihre Einsendung. Für die Lese ist das Gedicht nicht geeignet.

Unser Prämienausschreiben

Charakteristik des Einlaufs

IV

Lehrer Hanns Schnötzinger in Klingen-Aichach, greift in Stunden der Sorge und des Wehs in die Tasten und singt sein Lieblingslied, das uralte Volkslied: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht". — Margarete Hollstein, Erdmannsdorf, besingt ihr Lieblingsbuch, den deutschen Volksliederschatz „Des Knaben Wunderhorn" in folgenden Reimen:

Ein Füllhorn ist, das schüttet seine Gaben
Auf alle, die danach Verlangen haben —
Ein Königsthron, das Hochgericht daneben,
Mönch, Mädchen, Jäger, alles bunte Leben —
Ein toller Reigentanz schwingt um dich her
Voll Glück, Kampf, Zweifel, Treue, Schuld, Begehr.

Ein Blashorn weiß ich; Kriegsruf ist darin,
Doch auch der Liebeslieder heitrer Sinn,
Und auch des Jagdrufs wälderfroher Klang,
Und auch voll bittren Weh's ein Totensang.
Es klingt, was alles kann dein Herz bewegen,
Voll Lust und Wehmut dir im Lied entgegen.

Ein Trinkhorn kenn ich, dessen edler Saft
Hat manchem neuen Kampfesmut geschafft,
Und Leidvergessen trank sich mancher draus,
Ein andrer leert's — voll goldner Träume — aus;
Ein Zauberfeuer ist wohl in dem Wein,
Das strömt wie Lebensglut ins Herz hinein.

Was alles faßt die weite Menschenseele,
Der Sehnsucht Qual, der Liebe Glück und Fehle,
Des Unrechts Sühne und der Armen Sorgen,
Das rauscht in diesem Blätterwald verborgen,
Wo quellfrisch füllt der alten Lieder Born
So heut wie einst „des Knaben Wunderhorn".

Der invalide Zigarrenmacher Paul Fischer, Leipzig-Lindenau gibt Chamissos kleines Gedicht: „Frisch gesungen" als sein liebstes Lied an. Es leitet ihn über die Gegenwart, da er seit drei Jahren gelähmt ist. Mit ihm singt er sich die Sorgen vom Herzen. — Der Seminarist Paul Georgi, Sondershausen, findet in dem ewigjungen „Sah ein Knab ein Röslein stehn", das Volk und sein tiefes Gemüt. Darum ist es ihm das liebste. — Victor v. Scheffels „Ekkehard" macht den Postsekretär Walter Heinke, Oebisfelde, froh und frei, gesund an Leib und Seele, weshalb er ihn unter allen andern Büchern bevorzugt. — „Am Brunnen vor dem Tore" von W. Müller, führt den Lehrer Ph. Freund in Sieweiler ins Land seiner Träume, in die Kinderzeit, darum hält er es vor allen andern wert. — Claus, Hanstadt, sagt, daß kein Buch sein Gemüt tiefer erschüttert und sein Denken und Fühlen mehr erregt habe, als „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" von E. Handel-Mazetti. — Dem Korkschneider Karl Meve, Mainz, ist Goethes „Faust" zu einem „Erbauungsbuch im wahrsten Sinne des Wortes" geworden. — Ludwigs Roman der Thüringschen Schieferdecker-Familie („Zwischen Himmel und Erde)," schätzt der Lehrer Franz Heer, Ewighausen, besonders als ein männliches Buch und stellt es mit an die erste Stelle der Erzeugnisse der deutschen Prosaliteratur. — Frau Erna Schröder, Karlshorst, liebt Björnsons Erzählung: „Ein fröhlicher Bursch", weil es das erste Buch war, das sie lehrte einzudringen in ein Werk, sich zu vertiefen, unterzugehen in einem Andern. — Eugen Weitmann, Cannstatt, kann keines seiner Bücher als das liebste bezeichnen.

„Ich will drum einzeln keines nennen,
zu allen will ich mich bekennen". —

Doch findet er im Herzen der Liebsten ein Buch, das klar gedruckt und ohne Druckfehler ist. Und das scheint ihm doch das allerliebste zu sein. — Der Buchdrucker Joh. Thomsen, Sonderburg, schreibt: „Mein liebstes Buch, mein liebstes Bild, mein liebster Gegenstand, alles in eins, ist mein Photographiealbum". — Edgar Allan Poes Novellen sind für Karl Lieblich, Stuttgart, deshalb zu einem großen inneren Ereignis geworden, weil in ihnen eine gigantische Gestaltungskraft, verbunden mit lebendiger Anschaulichkeit, das Unglaubigste glaubhaft schildert, und selbst das Gräßlichste darin nicht abstoßend wirkt. — Frhr. v. Malsen liebt vor allen Bildern Robert Haugs „Morgenrot", wegen seines großen Stimmungsgehaltes. — Der Schlosser Hans Mittler in Nürnberg nennt Zolas „Germinal" als sein liebstes Buch, weil er die große Tragik des Buches selbst erlebt und mit ihm hassen, lieben und hoffen kann. — Der Bürobeamte Hermann Wagener in Essen liebt Detlev v. Liliencrons „Auf dem Kirchhofe" in der Vertonung von Johannes Brahms über alles und beschreibt die Stimmungen des Liedes in schönen und treffenden Worten. — Der Oberpostpraktikant R. Lillge in Kiel schildert uns die Vorzüge seines Lieblingsliedes in einem Gedicht mit der Anfangsstrophe:

Von allen Liedern, die ich sang,
hat keins so süßen kräft'gen Klang
Wie dieses eine, kleine
„Altheidelberg du feine".

Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" ist Martin Platzer, Davos, zu einem rechten Lebensbuch geworden, das ihn erhebt und kräftigt. — Auch Hanna Schabon, Lehrerin in Letzlingen, geht am liebsten zu Keller, dessen Erzählung „Romeo und Julia auf dem Lande" für sie wie ein Nachtigallenlied ist, wie ein Seufzer verhaltend, aber wie ein triumphierender". — Otto Doderer, Biebrich a. Rhein, hat viele Bücher, die ihn reich, froh und stark gemacht haben, aber wenn er sie alle bis auf eins hingeben müßte, würde er Willi Vespers „Buch der Ernte" behalten. — Der Seminarist August Otto Leuner in Altdorf begegnet in Konrad Ferdinand Meyers Gedichten den Seelen großer, glaubensstarker Menschen und blickt in des Dichters eigene, große leidenschaftliche Seele. — Frau Geh. Rat Vaihinger, Halle, löst die Aufgabe durch ein Gedicht: „Die Jungvermählte, Idylle aus der Großmutterzeit." Dieser ist alles Liebe zur Gestalt des Gatten verschmolzen. Natürlich ist nun das schönste Lied, das Er singt, das liebste Bild stellt Ihn dar und daraus folgt, daß nun auch ihr liebstes Buch das — Kochbuch ist.

Fortsetzung folgt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Geleitwort. — Unser Prämienausschreiben. — Moderner Aberglaube. — Der Thier- und Jägerkrieg.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 18 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Das Fundament des Auferstehungsgedankens

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeit desselben nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht gehöriges. Diese Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt. Ihre Fortdauer muß er wollen; denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die ganze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eigenes Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht innigst mit ihm selber verknüpft und ihrer aller Bedürfnisse bis ans Ende der Tage einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann tätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt; er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden: aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftige Liebe ist, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nicht auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüts und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland; aber hienieden hat er kein Vaterland; denn auch dieses wird unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen; wenn eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüt Himmel und Erde Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

Fichte.

Die junge Mutter

Von Gottfried Kölwel

Alle Häuser der kleinen Stadt hatten sich demütig und eng um die Kirche geschart. Nur eines stand frei, jenseits des engen Grabens, der die Stadt einzwängte, und horchte dem Strome zu, der von der Großstadt herfloh, keuchte, und ruhlos weiter eilte, um in unabsehbaren Ebenen seinen aufgeregten Atem zu beruhigen.

Katharine Monje, die Bewohnerin dieses Hauses, saß am Wochenbette ihrer Tochter und sagte: „Damals, als ich dich zur Welt bringen mußte, kam die Not nicht ins Haus. Dein Vater, der Graf von Maen, drückte nie die Hand zu. An seinem Herzen lag mir ja eigentlich nicht viel, Mann ist Mann, dachte ich. Aber weil er Geld besaß, zog ich es vor,

bei ihm statt bei dem armen Diener zu schlafen.“ „Sprich nicht so, Mutter, ich habe es überall in der Stadt gehört, daß er ein wirklich gutes Herz hatte!“

„Ja, ja, ich glaube, du hast ein Stück Liebesfaselei von ihm geerbt; sonst wärst du nicht zu solchem Kind gekommen.“

Die Wöchnerin zuckte auf, daß ihr Kind schrie.

„Hörst du, wie der Jammerbalg schreit?“ fuhr die alte Katharin fort, „hörst du? aber deine Brüste sind leer, leer wie deine Geldtasche. Der junge Schreiber mit dem lahmen Bein hat ja selber zu tun, daß er nicht verhungert. Wie man nur als armes Mädl bei einem solchen Schlucker schlafen kann!“

„Mutter, sei still!“ sagte die Wöchnerin.

„Da schreit er schon wieder, der Jammerbalg, der dich und sich noch auffrißt.“ Die alte Katharin stand auf, mied das Bett und wiederholte: „Ja, der dich und sich noch auffrißt! “ — Dann näherte sie sich der Türe. „Hätte ich dich damals als die Tochter eines Armen geboren, wahrlich, ich hätte gewußt, was ich getan hätte. Ein Leben erhalten, ist schließlich doch besser, als zwei vernichten.

Dabei verließ die alte Katharin das Zimmer. Herzlos schlug die Tür hinter ihr ins harte Schloß.

*

Die Nacht kam, groß und schwarz, deckte alle Lichter zu und breitete mit dem dünnen Schlaf einen alpschweren Traum über die junge Mutter aus.

Diese sah und fühlte den Hunger auf ihrem jungen, mageren Leibe liegen. Sein totbleiches, knochiges, kahles Gesicht wühlte eiskalt nach ihrer warmen Brust, verdrängte ihr schreiendes Kind und fing selbst gierig zu saugen an. Dabei starrten seine tiefliegenden, kreideweißen Augen herzlos in die ihren. Hinter den zwei großen, blutroten Drachenflügeln, die den geheimnisvollen Leib verbargen, schrieen verhungerte Menschen auf. Die junge Mutter wurde immer matter und lag wehrlos unter dem Gespenst.

Mit jähem Schrei erwachte sie.

Neben ihr, als greifbares Dunkel, jammerte das Kind nach ihrer Brust.

Aber diese war leer.

*

Die junge Mutter lief mit ihrem hungernden Kinde durch die Nacht, kam an den Strom, der die Hochflut kommen fühlte, blieb erstarrt stehen und wölbte ihre Augen ins Ungewisse hinaus.

„...ich hätte gewußt, was ich getan hätte. Ein Menschenleben erhalten, ist besser, als zwei vernichten.“

Ihre Mutter schlief doch zu Hause. Wer denn hatte so gerufen? Sie lauschte, hörte aber nichts als den Strom, den Wind und ihr Blut. Und ihr Blut war lauter als Wind und Strom zusammen.

„Gütiger Gott, der du alles zum Heile führst, sieh meine Not! Ich wollte nicht schlecht sein, wenn ich nicht müßte!“

Dabei legte die junge Mutter ihr wimmerndes Kind auf eine Landzunge. Diese streckte sich in den Strom und wartete auf die Hochflut.

*

Eine halbe schwarze Stunde hatte sich über dem Lager der jungen Mutter zur Länge einer ganzen Nacht ausgedehnt, bis ein schwacher Schlag sie aus ihrer elendiglichen Müdigkeit entführte und ein zweiter Traum auf sie herabkam.

Sie sah und fühlte, wie der leuchtende Leib des Lebens, von zwei Engelsflügeln getragen, über ihr schwebte, um sie nicht zu beschweren. Ein blühendes Schöpfergesicht mit silberfunkelndem Barte neigte sich über ihr Antlitz. Die Augen leuchteten wie ewige Sterne und der weise Mund tat sich auf und sprach: „Hast du es nicht gesehen: dein Kind hatte zwei Augen, um die schöne Welt zu schauen — war keines blind; dein Kind hatte zwei Ohren, zu hören und zu lernen — war keines taub; dein Kind hatte einen Mund zu begehren — und war nicht stumm; dein Kind — hast du auch das nicht gesehen? — hatte zwei Arme, zu arbeiten, zu schaffen, die Welt zu packen — und war keiner lahm.

*

Erbarmungslos verdeckte der graue Morgen alle Wege und blieb stumm, soviel die Mutter auch um ihr Kind flehte. Wohin sie trat, wimmerte das nasse Gras. Da erbarmte sich eine verkrüppelte Erle und führte die Suchende an die Landzunge. Die Wasser, die sich der trockenen Erde schon bemächtigt hatten, lachten der Mutter höhnisch entgegen. Als die kühlen Zweige einer Uferweide ihr blühendes Gesicht streiften, schauerte sie zusammen, als hätten sie die Totenarme ihres Kindes gefühlt.

„Ich komme!“ rief sie, „ich muß kommen!“ und wollte sterben.

Ein Kindesschrei, der aus dem Nebel wimmerte, lähmte ihren gefährlichen Schritt. Sie stand eine Weile reglos still und horchte — wie eine Verbrecherin, der die Begnadigung verkündigt wird — lief dann, aus ihrer dunkeln Erstarrung erlöst, durch den Nebel so sicher, wie durch den hellsten Tag am Ufer entlang und stieß auf ein paar Fischer, die bei ihrem Frühgang das Kind gefunden und gerettet hatten.

Gebet

O Ewiger, hör' mich, den sterblichen Sohn:
Bewahr' mich, du Starker, vor drückender Fron,
erhelle den Pfad mir mit tröstlichem Licht,
erfülle den Tag mir mit heiliger Pflicht!
So zwing' ich das Leben; mehr brauche ich nicht.

Erich Ostmark.

Mutter riefst du ...?

Eine Erdbeben-Betrachtung von Fritz Müller

Was wissen wir von unserer Erde?

Wir wissen ihre Größe. Wir wissen ihr Gewicht. Wir wissen ihre Schnelligkeit, mit der sie um die Sonne schwingt. Wir wissen, daß ihr Innres...

Halt — seid bescheiden: Nichts wissen wir von ihren Eingeweiden. Unser tiefstes Bohrloch hat die Haut der Erde kaum geritzt — ein Nadelstichlein, das wir auf den großen Zimmerglobus machen, weiter nichts.

So weit der Wissenschaftler. Wie der Dichter? Der Dichter kennt die Erde besser. „Mutter Erde", redet er sie an.

Mutter Erde! — sind wir nicht auch deine Kinder? Sind wir nicht herausgeblüht aus deinem Schoße, sind wir nicht auch Früchte deiner Scholle?

Aber das war früher. Heute sind wir locker in den Wurzeln. Fahrig sind wir worden. Unsteten Fußes flitzen wir auf unserer Erde hierhin — dorthin. Zwischen uns und unsre Mutter hat sich Unrast eingeschaltet. Wir wissen nicht mehr, daß sie unsre Mutter ist. Auch wenn sie ruft, so hören wir sie nicht. Sie ruft ein hundertmal im Tag. Laut, leise, flüsternd, herb und lieblich. Die Pflanzen hören sie und neigen sich. Die Tiere hören sie und schmiegen sich an sie. Nur die Menschen legen Ledersohlen zwischen sie und ihre Füße, schrauben sich mit einem Stockwerk um das andre von der Mutter Erde fort, Fehlböden legen sie dazwischen, schlafen lieber abgestemmt von ihrer Mutter Brüsten in den Betten auf vier dünnen Bettstattbeinen. Und hören ihre Stimme nicht.

Indessen ruft die Erde weiter mit unendlicher Geduld, so wie sie Mütter haben. Ruft und ruft nach Menschen, ihren fortgelaufnen Kindern. Doch die Menschen drängen sich in Scharen, stoßen sich und hasten — aber hören tun sie nicht. Nur ganz selten hält sich der und jener eine Hand ans Ohr; lauscht auf eine dunkle Stimme, die aus weiter Ferne kommt:

„Mutter, riefst du? Mutter, hast du gerufen...?" Und schon ist er wieder im Gewühl und fortgerissen von den Strudelmassen.

Da wird nach langen Pausen auch die Mutter Erde zornig und — grollt. Ein wenig grollt sie nur, fast ist es nur ein ärgerliches Zittern, das ihr um den Leib läuft — und die Menschen stieben durcheinander.

„Die Erde bebt!" so schreien sie und springen aus den Betten, rennen aus den aufgetürmten Häusern mit den nackten Füßen auf die Straße, zu der — Mutter:

„Mutter, riefst du? Mutter, hast du gerufen...?"

„Schon gut — schon gut," vergrollt die Mutter ihren Zorn, „ich wollte euch nur sagen, Kinder, daß ich auch noch da bin, daß ihr meine Kinder seid und — bleibt. Vergeßt es nicht, und legt auch wieder schlafen."

Aber die Menschen können nicht mehr schlafen. Sie sind verstört. Sie zittern. Bleich sind ihre Lippen. Sie beten, schrein und jammern. Und dennoch hat die Erde leise nur den Drohefinger aufgehoben: „Kinder, Kinder, nicht zu wild — hastet nicht so schrecklich — laßt euch Zeit — Zeit — Zeit. Ich habe mir Milliarden Jahre Zeit genommen, um euch zu schaffen. Und ihr rennt umher und schuftet, als sei schon morgen aller Tage Ende. Kinder, Kinder..."

So rollt und grollt sie mütterlich, und wir? Verstehen wir sie recht. Ach nein, ach nein — uns ist ein schreckhaft Riesenantlitz in der Nacht erschienen, und wir zittern eine Weile, schreien, schreiben Leitartikel drüber und — werkeln andern Tags schon wieder weiter in der alten Hast und Unrast.

Nur wenig Menschen stehen beiseite — beugen sich zur Erde, nicken...

„Ja, Mutter, ja, du riefst — wir haben dich verstanden...", und dann führen sie ihr Leben weiter, besser, erdentreuer als vorher.

Die andern aber? Sie begnügen sich damit, herabgefallne Zeigernadeln ihrer Mutter wieder auf den Leib zu heften. Begnügen sich damit, zu debattieren, wie, warum, wieso... Und der eine heißt des andern Ansicht dumm und lächerlich. Begnügen sich damit, geduldigen Papieren Kurven aufzuzeichnen: „Seht her, so war's; jaja, so war's; und halten sich für grundgescheit.

Und die Mutter lächelt: „So sind sie nun, die Kinder..."

Skizzen von Carl Scheel

Vom Ungreifbaren

Wir können's nicht sehen, nicht hören, können's nicht schmecken, nicht körperlich fühlen, nicht riechen. Und doch ist es in, durch und mit uns. Aber keine Analyse zerteilt es, kein Mikroskop raubt ihm das Geheimnis seiner Beschaffenheit.

Wir Menschen sind schon recht, recht alt. Und sind doch nur stammelnde Kinder, hilflos, klein, und müssen tasten und suchen und wissen nicht wie und wissen nicht was — gegenüber dem Großen, Unfaßbaren. Gegenüber dem, das doch in, durch und mit uns ist.

Wir können ihm Gestalt geben. Können es mit Strichen zeichnen, die unser Auge kennt, können es mit Maßen messen, die in unseren Gesichtswinkel passen: es kommt unseren Begriffen dadurch näher.

Aber es wird selbst dadurch klein, menschlich, beschränkt.

Aber solange wir keine anderen Hilfsmittel haben, solange wir keine anderen Maße kennen, bleibt sein eigentliches Wesen für uns — ungreifbar. Wohl werten wir es um nach unseren Begriffen, aber die sind zu arm, um es zu fassen. Wie wir durch ein Fernrohr die Sterne sehen und erkennen das, was wir verstehen können, — nicht mehr — so kommen wir auch hier nicht an die Quelle.

Und jeder Versuch dazu bleibt ein Versuch, bleibt — ein Spiel mit Worten...

Der Verschwender

Ich hatte ein schönes, gut angelegtes Kapital. Es war eine Erbschaft und trug regelmäßig seine Zinsen. Ich mußte dabei noch arbeiten, aber sie genügten doch, um mir das Leben angenehm zu machen. Ich konnte mir so manche kleine Freude, so manche Erleichterung dadurch verschaffen.

Aber ich wurde übermütig, wurde zu anspruchsvoll. Es genügte mir nicht mehr, was die Zinsen mir boten. Da griff ich das Kapital an.

Zuerst sagte ich mir: ich bring's wieder ein! Das wollte ich auch. Aber es ging nicht mehr: ich verbrauchte zu viel. So zehrte ich vom Kapital und es wurde immer kleiner. Das merkte ich und es machte mir Sorgen, aber ich konnte nun nicht mehr von dem lassen, was ich mir auf Kosten des Kapitals geleistet hatte.

Und jetzt — jetzt steh ich vor'm Ruin. Das Kapital ist ganz zusammengeschmolzen. Bald muß es zu Ende sein. Was soll dann werden?

Die Zinsen bleiben schon ganz aus.

Sie hießen Frohsinn und Lebenslust und das Kapital hieß Gesundheit.

Gedichte

Die Frühlingssonne kommt

Wohin sie tritt, in allen Wolken blühen weiße Wunder auf.

In blauen Körben bringt sie Vögel von der Reise mit,

und schüttet sie, die heimatglücklich schauen, aus in alle Nester,

scheucht das feuchte Dunkel sorglich aus den Wäldern

und setzt dem Moose große, gelbe Augen ein, daß jedes wachsam leuchte.

Gottfried Kölwel.

Gebet im Frühling

Oh! wie freute ich mich so sehr,
wenn es morgen Sonntag wär!
Sah mit blühenden Kirschenzweigen
eine Frau aus der Straßenbahn steigen;
und mir wurde so weh dabei;
ach Gott, es ist Frühling!
es ist ja Mai!

Ich bin noch so jung! Tagaus und tagein
muß ich in den dumpfen Fabriksaal hinein!
Wenn draußen der Frühlingssturm braust,
hör' ich nur, wie der Riemen saust,
und stehe voll Sehnsucht dabei;
es ist ja doch Frühling!
es ist ja Mai!

Du lieber Gott, der es gut mit uns meint,
gib, daß am Sonntag die Sonne scheint!
Sechs Tage Arbeit ums tägliche Brot!
Sechs Tage Kämpfe mit Sorge und Not!
Es ist ja nur ein Sonntag dabei;
und jetzt ist es Frühling!
es ist ja Mai!

Und wenn dann draußen auf Stegen und Wegen
niederfällt ein Blütenregen,
möcht ich in den Blumen liegen,
sehn, wie am Himmel die Wolken fliegen!
Oh! wie wäre ich selig dabei;
es ist ja doch Frühling!
es ist ja Mai!

Margarete Messerer.

Hab Sonne...

Hab Sonne im Herzen
ob's stürmt oder schneit,
ob der Himmel voll Wolken,
die Erde voll Streit!
Hab Sonne im Herzen,
dann komme was mag!
das leuchtet voll Licht dir
den dunkelsten Tag!

Hab ein Lied auf den Lippen,
mit fröhlichem Klang
und macht auch des Alltags
Gedränge dich bang!
Hab ein Lied auf den Lippen,
dann komme was mag!
das hilft dir verwinden
den einsamsten Tag!

Hab ein Wort für Andre
in Sorg und in Pein
und sag, was dich selber
so frohgemut läßt sein:
Hab ein Lied auf den Lippen,
verlier nie den Mut,
hab Sonne im Herzen,
und Alles wird gut!

Cäsar Flaischlen.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

17. Fortsetzung.

Der Lahme hatte eine peinvolle Nacht.

Wie — wenn der Schuster zu zeitig an die Arbeit ginge und seine Frau erwachte! Wenn in dieser stockfinsteren Nacht jemand von der Straße abkäme und auf seinem Irrwege den ahnungslosen Säufer zufällig ertappte! Aber nein! Jetzt wurden schlürfende Schritte laut, hielten einige Mal an und verloren sich in der Ferne. Nun ist er fort.

Nach langer, langer Zeit nahten sich die Schritte wieder. Doch nun waren sie langsam und schwer, wie belastet. Vor dem Hause hielten sie an. Nach einer Weile entfernten sie sich wieder.

Der Lahme überlegte: Die Steine müssen nicht leicht sein; er trug sie nicht beide auf einmal. Freilich nicht, er ist ausgemergelt vom Suff.

Nun schlichen die Schritte abermals heran, schwer, zögernd — ganz wie vorher.

Exner atmete auf. Gott sei Dank, nun war es bald vorbei! Dann sollte jemand auftreten! er hatte Recht gehabt, nun lag es klar am Tage, daß... Plötzlich! Poltern von hohlliegenden Brettern. Ein banger Schrei — — Er fuhr, alles vergessend, in die Höh und schrie: „Der Hund!"

Sein Weib erwachte:

„Karla, was is dir'n!"

Voll Schreck sank er leise zurück und begann laut und immer lauter zu schnarchen.

Marie wälzte sich noch einigemal hin und her; dann erklangen wieder ihre gleichmäßigen, tiefen Atemzüge: sie schlief.

Dem Horchenden schoß es durch den Kopf: Vielleicht glitt ihm der Stein aus der Hand und fiel auf die Bretter. Ja, anders konnte es nicht sein. Aber der Schrei! Es war ein Schrei . . . und dann: keine Tür hatte sich nachher gerührt. Klose mußte doch unter Dach schlafen; er konnte doch nicht im Freien nächtigen!

Diese und andere Zweifel bestürmten ihn.

Endlich machte er ihnen ein Ende:

„Hol dich der Teufel, Esel! meinetwegen schlaf unter der Erde! Das beste wärs. Du hast nicht mehr verdient, und ich wär dich los."

Er drehte sich gegen die Wand, schloß trotzig die Augen und schlief auch ein.

Bald jagten furchtbare Träume durch seinen Schlaf. Er ging fortwährend zu Grunde. Aus einem Tode fiel er in den andern.

Da erwachte er, strich sich den perlenden Schweiß von der Stirne und schüttelte die grausen Bilder von sich. Doch kaum war seine Seele hereingewandelt und hatte ihren Vorhof, sein irdisches Bewußtsein, wieder erhellt, als er auch schon die Not seiner Lage sah.

Er raffte die Kleider vorsichtig vom Stuhle vor seinem Bett, beugte sich über sein Weib, um zu sehen, ob sie schlafe, schlüpfte im Hemd in die Wohnstube und kleidete sich hier an. Dann trat er vor das Haus. Er tastete sich nach dem Brunnenhäuschen und sah zu seinem Staunen den Born offenstehen und die Rodehaue daneben liegen. Geräuschlos brachte er das herausgehobene Brett in seine frühere Lage und verbarg die Haue im Schuppen.

Dann machte er sich auf den Weg, um zu sehen, ob die Grenzsteine auch wirklich verschwunden seien.

Klose hatte alles besorgt. Es standen Steine da, wie alle andern, die Gott erschaffen hat.

Beruhigt begab er sich in sein Haus zurück, denn die Helle im Osten hatte zugenommen. Auf dem Wege nach Erlengrund erklangen Schritte, und er sah einen Männerkopf im Takt des Ganges hinter der Steinmauer auf- und niedertauchen. Der Sicherheit halber kauerte er sich in den Graben. Die Schritte setzten auch einen Augenblick aus, dann strebten sie gleichmäßig weiter und verloren sich im Rauschen des Frühwindes, das ganz leise einsetzte, als wandle es schlaftrunken aus großer Ferne herbei. In der Wohnstube brannte Licht; sein Weib war also auch schon wach. Er guckte verstohlen hinein und fand das Zimmer leer.

„Wo wird se sonst sein, wie bei der Tocke!" murmelte er und meinte damit, sein Weib habe wieder heimlich ihren Gott aufgesucht. Wo aber mochte der Schuster sein?

Exner suchte die Scheuer, den Schuppen, den Stall und, als er sein Weib wieder im Hause hantieren hörte, auch den Heuboden ab. Nirgends eine Spur von ihm. Wieder und wieder durchstöberte er jeden Winkel, jede Ecke. Der Gedanke, Klose habe sich absichtlich verborgen, um ihm Angst einzujagen, führte ihn dazu, nach dem Verschwundenen zu fahnden, als sei er kein Mensch, sondern eine Nadel, ein Stock oder eine Feder. In der Scheuer hob er einen Spreukorb und stieß mit einem Stock unter die Pleuder; im Schuppen begann er die Reisigbündel wegzuräumen, obwohl zwischen ihnen und der Wand kaum eine Handbreit Raum war. Er rief in allen Schattierungen nach dem Schuster: neckisch, drohend, gleichgültig. Die Ecken blieben stumm, kein unterdrückter Atem keuchte aus dem Dunkel.

Da kam ihm eine furchtbare Mutmaßung.

Er warf das Reisigbündel hin, das er in der Hand hielt, eilte an den Brunnen und starrte auf die Bretter.

Nein, das war schon die pure Tollheit.

Wenn man eines derselben heraushob, so entstand ein Spalt von anderthalb Fuß Breite. Ja, aber... wenn man auf das lose Brett tritt, dann kippte es vielleicht... in Bangen trat er zurück, begab sich in die Stube, setzte sich an den Tisch, klemmte die Hände zwischen die Knie und begann,

den Kopf tief gesenkt, zu sinnen. Aber es war ein Wühlen in einer formlosen Masse.

In der Nacht, die diesem unruhigen Tage folgte, überzog sich der Himmel mit schweren Kuppelwolken: es fiel Schnee. In der Kälte des Morgens ließ das Schneien nach, und als völlig Licht geworden war, ging ein dünner Regen feiner Eiskörnchen nieder, die gegen die Fenster prickelten. Als Exner das sah, war er sehr vergnügt und trat gleich nach dem Ankleiden auf den Hof. Alles war weiß, jede Spur verwischt. Er schlenderte an die Hausecke, lugte nach der Straße, die nach Erlengrund führte, und pfiff wie er wohl sonst zu tun pflegte.

Dann ging er zurück und rief seiner Frau, sie solle Wasser holen. Marie trat gehorsam heraus.

„Immer geh hin und tritt of die Bretter!" rief er ihr zu, und als sie, verwundert über diese unnötigen Worte, ihn ansah, fügte er lachend hinzu: „Nee, nee, die sein feste. Ha och kee Bange nich, da kippt kees."

Die Schritte Maries polterten auf dem Belag, das Wasser quoll aus der Röhre, klar und lebendig, und füllte beide Gefäße.

„Na, du kindsche Meste!" rief er froh, als er all das gesehen hatte.

Lange blieb er dann stehen und betrachtete das Brunnenhäuschen, als könne sich doch Unvorhergesehenes damit ereignen. Aber es stand immer regungslos da und der rote Knopf hielt auf dem kleinen Dächlein wackere Wacht wie je.

Da schüttelte er lachend den Kopf und murmelte: „Was will ich denn noch mehr! Ha ichs nie gesehn? Na is schon manchmal wie mit m Pürdel vernitet."

Ferne Schritte auf der halbgefrorenen Erde ließen ihn aufhorchen. Schnell warf er die Arbeit hin, ergriff ein Seil, damit es aussehe, als sei er tief beschäftigt, und ging über das Höfchen an die Ecke des Hauses. Da sah er, seiner Vermutung gemäß, den Freirichter daherkommen und der Stelle zuschreiten, wo die Mauer gewesen war. Jetzt bog er ab und eilte, um den Weg abzukürzen, querfeldein.

Der Lahme zog die Mütze und rief: „Guten Morgen, Herr Freirichter!"

Der Mann mit dem braunen Barte und dem papierweißen Gesicht gab keine Antwort und strebte eilig dem Orte zu, wo die Grenzsteine stehen mußten, die die Knechte bloßgelegt hatten. Er scharrte den Schnee mit den Stiefeln fort, bückte sich und schüttelte den Kopf.

Als Exner das sah, rief er hinüber:

„s is kalt, a ganz hübsch Schneela; aber er wird wieder weggehn. Dr Eschberg is schlimmer dran, druba Hennig Seffe hat gewiß schon de Pudelmütze offe."

Der Freirichter verstand wohl keines seiner Worte, mußte aber glauben, der Klumpen verspotte ihn, richtete sich auf und drohte mit der Faust herüber:

„Ich wer Ihn schon kriegen, Freundchen!"

Exner lächelte freundlich, als habe sich der Freirichter nach seinem Befinden erkundigt, und nahm mit einem Gruß die Mütze abermals ab, da der Großbauer sich anschickte, den Rückweg anzutreten.

Am liebsten wäre er ihm nachgelaufen, um zu fragen, wo wohl der Schuster geblieben sei. Er sann unschlüssig, ob er gehen solle oder nicht, bis sich sein Denken in gestaltloses Hinbrüten verlor. Er mußte über etwas klar werden und konnte nicht finden, über was.

Die Stimme seines Weibes erlöste ihn von diesem unfruchtbaren Bemühen. Sie forderte ihn auf, das Wasser zu kosten, welches sie vorhin aus dem Brunnen gepumpt hatte. Ohne weiteres nahm er ihr die Kanne ab, tat einen tiefen Schluck daraus, wischte sich den Mund mit dem Handrücken und sprach ruhig:

„Wie de Kresse a so frisch un süße wie Mandelkern. Was soll's denn sein?"

„Was sein soll! Nu, ma hört doch manchmal, 's fällt was ei a Born, a...."

„Ja'ch, ja'ch!" höhnte er, „nee ha, was du a so für ein gescheides Weib bist. Was fällt'n a so nei, ei der Borne?"

„Nu a Katze oder irn'd was."

„Oder ne Kuhe, was? oder a Mann, was? Verleicht dr Schuster, meenste, weil er seit gestern fort is. Gell och un durch de Bretter, was?"

Niedergeschlagen ging Marie davon.

14

Indes so der Lahme auf enger Scholle gegen sein Geschick kämpfte, spann sich in Steindorf und nach und nach in der Umgegend ein Netz von Vermutungen.

Das Verschwinden des Klose-Schusters reizte die Neugier der Leute am meisten, die, durch die Kälte in engen Wohnungen zusammengepfercht, gemeinsam an der Entwirrung des Rätsels arbeiten konnten.

Es bildeten sich die verschiedensten, widersprechenden Gerüchte: er sei im Walde erfroren, er sitze wegen Landstreichens im Gefängnisse. Diese Meinungen tauchten anfangs auf und waren einfach und natürlich. Aber sie vermochten das Interesse nicht dauernd zu fesseln, und da sich nichts Neues ereignen wollte, so begann man, das Ereignis immer verwickelter zu erklären. In irgend einem Dorfe war irgend was von irgend jemand gestohlen worden, ohne daß man den Dieb auf die Spur gekommen wäre. Damit brachte man den Schuster in Verbindung und meinte, er habe sich auf Nimmerwiedersehen mit dem Raube über alle Berge gemacht. Bald war man auch dieser Erklärung überdrüssig und gestaltete ein dramatisches Gerücht. Leise, daß es niemand erfahre, erzählten sich alle, der Lahme halte den Schuster gefangen, nachdem er ihn halbtot geschlagen, denn er sei beim Aus-

graben der Grenzsteine von ihm ertappt worden. Ein Mann vom Eschberge wollte in der Frühdämmerung, da er nach seiner entfernten Arbeitsstelle ging, gesehen haben, wie Klose von dem Lahmen am Genick über das Feld geschleift worden sei. Er habe, hinter der Mauer stehend, alles genau gesehen, sei aber aus Angst vor dem Klumpen eilig davongegangen.

Die Abenteuerlichkeit dieser Version zog alle an und jeder fand Gelegenheit, in ihren weiten Maschen noch eine oder die andere Variante anzubringen. Als das Gerücht einigemal die Runde durch alle Stuben gemacht hatte, war es zu einem Roman angewachsen, an dem niemand mehr zu zweifeln wagte.

Jeder erinnerte sich plötzlich einer Grobheit und Rohheit des Lahmen; alle fühlten sich bedroht und beunruhigt, das mißhandelte Rechtsbewußtsein forderte Aufklärung.

Eines Tages nahm Marie jenen süßlichen, beklemmenden Geruch wahr, der von Leichen ausgeht. Hastig holte sie Atem, aber es verhielt sich so. Nun schmeckte sie ihn auch.

In Angst aufspringen, die Tür aufreißen und im Hause atmen war eins. Der Geruch lag auch hier.

Sie hielt den Atem in gespannter Brust an und das Herz mitten im Schlage, trat vor die Haustür und öffnete den Mund, um draußen in der frischen Winterluft diese schreckhafte Sinnestäuschung loszuwerden. Aber kaum hatte der kalte Strom ihre Zunge berührt, so rief sie mit gellender Stimme. „Karla! — Karla!!"

Sein großer Kopf kam zögernd aus der niederen Scheuntür heraus. Auf seinem Gesicht malte sich verzweifelte Erwartung. Als er niemand als sein Weib sah, wollte er sich still wieder zurückziehen.

Allein Marie rief in höchster Aufregung: „Karla, komm raus und riech!"

Er überlegte einen Augenblick, zwang dann ein Lächeln auf sein Gesicht, trat heraus und roch in die Luft. Er wollte einen Spaß machen; die Worte blieben ihm aber wie eine Rinde auf der Zunge sitzen. Mit Mühe zerrte er endlich die Frage hervor:

„Wonach solls denn riechen?"

„Nu, riechst du nischt? 's riecht nach Toten!"

Dem Lahmen war es, als solle er umfallen. Doch in namenloser Anstrengung lächelte er immerzu, der Schweiß trat aus seiner Stirn, und hilflos ruhte sein erlöschendes Auge auf Marie. Die Zähne im Munde schlugen aufeinander, und gehaucht, als sage es seine Seele, ohne sich der Sprechwerkzeuge zu bedienen, kam es über seine Lippen: „Der Schuster fault."

Niemand hat es gehört, selbst sein Ohr nicht. Aber an seinem Herzen war das Bekenntnis nicht spurlos vorübergegangen. Und merkwürdig, dieses Selbstgeständnis ward eine Befreiung. Der Taumel fiel in ihm zusammen, der Schreck verschwand, kein Hämmern auf den Nerven, sein Auge kalt und still. Er warf seinem Weibe einen geringschätzigen Blick zu und kehrte, ohne weiter ein Wort zu sprechen, in die Scheuer zurück. Dort legte er sich aufs Stroh und genoß die Wandlung seiner Natur. Das Gefühl unbeschränkter Sicherheit kam immer stärker über ihn. Er stand unerreichbar über allen Menschen. Hatte seine Seele früher nur eine undeutliche und sehr verschrobene Ansicht über Gut und Böse gehabt, so war dieser Unterschied jetzt ganz ausgelöscht. Nicht, als ob der Lahme das gewußt hätte; es zeigte sich nur, wie er darüber nachsann, den Verfolgern zu entgehen, die ihn umringten und deren Zahl täglich wachsen mußte. Ohne die geringste Scheu begann er jetzt über seine Lage nachzusinnen.

Er hatte, wenn auch ohne die Hand zu rühren, den Säufer in den Brunnen getrieben. Anstatt sich darüber Vorwürfe zu machen, geriet er in einen Zorn über den Dämlack, der durch eine Ungeschicklichkeit ihn in eine solche Klemme gebracht hatte. Was mußte zunächst geschehen? Wie wärs, wenn er die Leiche herausholte und irgendwo im Walde verscharrte! —

Das ging nicht. Seiner Frau konnte es kaum verborgen bleiben, wenn er in der Nacht herunterstiege, und dann die Gefahr für ihn. Ein Fremder? Nein, das hieße den Kopf bald in die Schlinge legen.

Das Beste war, die Sache drauf ankommen zu lassen. Er schlug sich alle Bedenken aus dem Kopfe. Was hatte er auch zu befürchten! Niemand konnte beweisen, er habe den Tod des Schusters verschuldet, oder den Menschen getötet, oder die Grenzsteine vernichtet. Aber indem er das sann, stieß er auf einen Umstand, der ihn doch besorgt machte!

Die Grenzsteine! — Wenn durch irgend einen Zufall Klose im Brunnen gefunden würde, so mußte man auch die Grenzsteine dabei entdecken. Das war wirklich die einzige Gasse, auf welcher das Verderben ihn erreichen mußte. Er wühlte sich tiefer ins Stroh, nahm einen Halm zwischen die Zähne und grübelte, wie er dieser Gefahr entrinnen könnte.

Es kostete ihn anfangs Mühe, die Möglichkeiten scharf zu erwägen und auseinanderzuhalten, weil er die geistige Arbeit gar nicht gewöhnt war. Allein die unausgesetzten Qualen der letzten zwölf Tage hatten seinen Geist auf einen Punkt zusammengerissen und geschärft. Es zeigte sich, daß er gar nicht der beschränkte Klumpen war, für den ihn die Leute hielten. Durch sein frühes Unglück am Aufflug gehindert, in eintöniger Umgebung und seinem trotzigen Vorsatze verkümmert, war er geistig zurückgeblieben. Dafür hatte sich sein Wille übermächtig entwickelt. Mit dieser unbeugsamen Hartnäckigkeit bestand er nun auf seiner Rettung. Nach langen Stunden war der Plan dazu fertig.

Er wollte Steine herbeischaffen und in den Brunnen schütten.

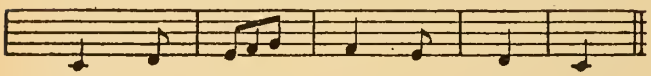
Fortsetzung folgt.

Aucaſin und Nicolete

Es handelt dieſe Geſchichte von Aucaſin und Nicolete
Es ſchrieb ſie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert

5. Fortſetzung.

Und beginnt mit ſüßer Stimme
Jeſum Chriſtum anzuflehn:
„Vater, Herrſcher aller Herrſcher,
Weiß nicht, wohin gehn ich ſoll.
Eil ich in des Waldes Dickicht,
Freſſen mich die böſen Wölfe,
Löwen und die wilden Keiler,
Die in ſeinem Buſchwerk hauſen.
Und erwart ich hier den Morgen,
Finden mich die böſen Wächter,
Wird ein Feuer angeſchürt,
Und mein Leib vergeht in Flammen.
Doch, bei Gottes Majeſtät,
Lieber ſollen mich die Wölfe,
Löwen und die Keiler faſſen.
In die Stadt zurückekehrn



Nun wird geſprochen, erzählt und berichtet.

Nicolete überlegte lange, wie ihr gehört habt, empfahl Gott ihre Seele und ging zu, bis ſie an den Wald kam. Und wagte nicht, ganz hineinzugehen der wilden Tiere und Schlangen halber. Kroch unter einen Eſpenbuſch, und der Schlaf überkam ſie; und ſie ſchlief bis zum folgenden Morgen zur Prime, als die Hirten aus der Stadt kamen und ihre Tiere zwiſchen Wald und Fluß ziehen ließen. Die aber gingen alle zu einem ſchönen Quell am Rande des Waldes, breiteten einen Mantel aus und legten ihr Brot darauf. Während ſie aßen, wachte Nicolete beim Rufen der Vögel und der Hirten auf und wandte ſich an dieſe.

„Liebe Kinder," ſagte ſie, „die Mutter Gottes ſchirme euch!"

„Gott ſegne Euch!" ſagt einer, welchem das Reden leichter fiel denn den anderen.

„Liebe Kinder," ſagt ſie, „kennt ihr Aucaſin, den Sohn des Grafen Garin von Biaucaire?"

„Ja, wohl iſt er uns bekannt!"

„Um Gottes willen, liebe Kinder," ſagt ſie, „erzählt ihm, daß es in dieſem Wald ein Tier gibt, und er ſolle kommen und es jagen, und wenn er es fangen könnte, würde er kein Glied von ihm fortgeben, nicht um hundert Goldmark, nicht um fünfhundert, nicht um einen großen Reichtum!"

Und die betrachten ſie und ſahen, daß ſie ſchön war, und waren ganz verwundert.

„Ob ich es ihm ſagen will?" ſpricht der, welchem das Reden leichter fällt denn den anderen. „Töricht iſt, wer davon ſpricht und es ihm erzählt. Es iſt Trug, was Ihr da redet; denn es gibt kein edles Tier ſo in dieſem Walde, weder Hirſch, noch Löwe, noch Keiler, von denen ein Glied kaum mehr denn zwei, höchſtens drei Pfennige gilt, und Ihr ſprecht von einem ſo großen Schatze! Töricht iſt, wer das glaubt, und mehr noch, wer es ihm ſagt! Ihr ſeid eine Fei, wir haben keine Angſt vor Eurer Geſellſchaft, aber geht Eurer Wege!"

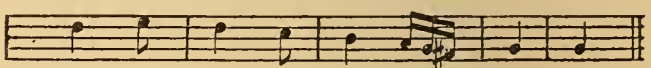
„Ach, liebe Kinder," fährt ſie fort, „tut es doch. Das Tier hat ein Heilmittel für Aucaſin, welches ihn von ſeiner Krankheit abbringt. Und ich habe hier fünf Solidi in meinem Geldbeutel, nehmt ſie und ſagt es ihm. Und er muß es in den nächſten drei Tagen jagen, und wenn er es in den drei Tagen nicht findet, wird er ſeiner Krankheit nimmer ledig werden!"

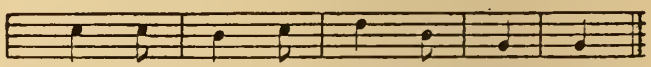
„Meiner Treu," ſagt der, „die Solidi wollen wir nehmen; und wenn er hierherkommt, wollen wir es ihm ſagen, aber aufſuchen tun wir ihn deshalb nicht!"

„Mit Gott!" ſagt ſie.

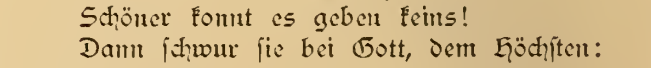
Und nimmt dann Abſchied von den Hirten und geht fort.

Nun wird geſungen.





Und ſtrebt in des Waldes Schatten,
Zaghaft, zitternd und in Angſt,
Einen alten Pfad entlang,
Bis an einen Platz ſie kam,
Von dem ſieben Wege gehn
Und ins weite Land hin führen,
Mußt an ihren Freund hier denken,
Ob er wohl ſo lieb ſie hätt,
Wie es ſeine Worte ſagten.
Brach die ſchlanken Lilienblüten,
Die rings wuchſen, und nahm Gräſer
Und das zarte, junge Laub
Und erbaute draus ein Hüttchen,
Schöner konnt es geben keins!
Dann ſchwur ſie bei Gott, dem Höchſten:
Käme Aucaſin vorüber
Und verweilte ihr zulieb
Nicht ein wenig hier in Träumen,
Soll er nicht ihr Freund mehr heißen,



Nun wird geſprochen, erzählt und berichtet.

Nicolete hat die Hütte, wie ihr es gehört und vernommen habt, ſehr ſchön und lieblich gebaut

und außen und innen mit Blumen und Laub bekleidet. Verbirgt sich ganz nahe bei der Hütte im dichten Buschwerk, um zu erfahren, was Aucasin tut.

Und das Gerede und Gerücht geht durch die ganze Gegend und das ganze Land, daß Nicolete verlorengegangen. Die einen sagen, daß sie geflohen wäre, und die anderen, der Graf Garin hätte sie töten lassen. Wie man sich darüber auch freuen mochte, Aucasin war nicht sehr froh darüber; doch der Graf Garin, sein Vater, ließ ihn aus dem Gefängnis. Und rief die Ritter und Edelfräulein des Landes zu sich und gab ein sehr schönes Fest, um Aucasin, seinen Sohn, zu trösten. Obwohl das Fest prächtig war, lehnte sich Aucasin sehr betrübt und niedergeschlagen an einen Treppenarm.

Welche Schalkspossen man auch trieb, Aucasin hatte keine Freude daran, und hatte keine Ursach, sich zu ergötzen, sah er doch nichts von der, die er liebhatte. Ein Ritter bemerkte es, und kam zu ihm und sprach also: „Aucasin", sagt er, „an einem solchen Uebel, wie Ihr es habt, krankte ich auch einmal. Will Euch einen guten Rat geben, wenn Ihr mir Gehör schenken wollt!"

„Herr," sagt Aucasin, „großen Dank; guten Rat halte ich wert!"

„Steigt auf ein Pferd," sagt er, „tummelt Euch im Grunde des Waldes, und Ihr werdet Blumen und Kräuter sehen und die Vögel singen hören. Vielleicht werdet Ihr etwas finden, welches Euch Freude macht!"

„Herr," sagt Aucasin, „großen Dank, ich will es tun!"

Und entfernt sich aus dem Saale, steigt die Stufen hinab und kommt in den Stall, wo sein Pferd steht. Läßt es satteln und zäumen und setzt den Fuß in den Steigbügel, schwingt sich hinauf und reitet aus der Burg und sprengt zu, bis er an den Quell kommt; und findet da die Hirten um die None. Es hatten die aber einen Mantel im Grase ausgebreitet und aßen Brot und hatten große Freude.

Fortsetzung folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Mein liebstes Buch

Ich weiß nicht zu sagen, welches Buch mir das liebste ist, wie ich auch, wenn ich weit gewandert wäre, nicht zu sagen wüßte, welcher Berg mich der edelste, welcher See mich der bezauberndste dünkte, und welche Täler, Wälder und Bäche mir die einsamsten, heimlichsten und liebsten wären. Denn auch bedeutende Bücher sind stets der Ausdruck eines großen Lebens, und wir haben, welcher Gestalt es auch sein möge, jedes schöne und große Leben lieb. Die Wertschätzung, die wir Büchern zuerkennen, ist natürlich ganz persönlich, war in unserer Jugend anders, als sie im Alter sein wird, ja sie kann von täglichen Stimmungen beeinflußt werden: aus irgendwelchen Gründen werden wir heute diesen und morgen jenen Dichter bevorzugen. Aber das Werk, das uns das liebste wäre, ein Werk, worin wir alle Arten, in denen dichterischer Geist sich offenbarte, wiederfänden, alle jene Schönheiten, wodurch unser inneres Leben sich entfaltete und noch zu erhöhen vermöchte, wissen wir nicht zu nennen. Es ist wohl auch nicht möglich, daß ein Werk all dies einschlöße; das kann bestenfalls nur im Lebenswerke eines großen Dichters vereinigt sein. Müssen wir darum nicht Goethe, den Götterliebling, allen voranstellen?

Einsender: Rudolf Kauschka, Zollbeamter, Reichenberg.

Mein liebstes Bild

Der Dichterling von Hans Thoma

Da liegst du denn, du armer Wicht,
schmerzverkrümmt im Grase,
hilflos verzerrt das Angesicht.
Pegasus, der jeden Feingefühls entbehrt,
so denkst du, Armer,
ist keines Dichters deines Ranges wert!

Doch Pegasus, das edle Pferd,
gewohnt an unsrer Dichter Sporn,
fühlt sich durch deinen trägen Ritt entehrt.

Er, der in flüchtig-leichtem Flug
Welten kreuzte, Himmel stürmte
und Dichter in das Reich der Muse trug,

bereit in lichte Höhn sich zu erheben,
rastlos zu streifen durch das All,
er konnte nicht am Staube kleben,

er wünschte nicht im Schneckenschritt zu schleichen,
mühselig messen Schritt um Schritt
und lässig an der Erde Saum zu streichen!

Zwei blonde, keusche Musenkinder,
anmutig-zart und lieblich-fein,
lachen dir ins Antlitz: „Reimefinder,

hast du genug von Poesie,
oder bildest du dein Abenteuer
um zu einer langen Elegie?

Denn wenn auch alles scheu dich miede,
fürchtend deine schlechten Verse,
du — stetig, treu und unentwegt — brütest über
einem neuen Liede?"

Einsender: Martha Singer, Lehrerin, Wien.

Mein liebstes Lied

Mein liebstes Lied? Es klingt im „Figaro" von Mozart: Ihr, die ihr des Herzens Triebe kennt, sagt mir, obs Liebe ist, die hier so brennt?..."

So heißts. Ich summ es oft still vor mich hin, wenn mir der Tag ein ruhig Stündlein gibt.

Ein zartes Sehnen, eine Seligkeit
erfüllt mich, — wie aus Zeit der ersten Liebe. —

Ich fühle: Schön ist doch die Welt, die Menschen sind gut, wenn sie ihr Herz dem Schönen weihn, und viele Blumen blühn im Lebensgarten. Ein Wunsch beseelt mich: niemals zu verlieren den heitern Sinn, die Lebensfrömmigkeit!

O holdes Lied, vor dir flieht Neid und Hassen!
Nun kann mein Herz die ganze Welt umfassen!

Einsender: Franz Hirtler, Hauptlehrer, Simonswald.

Im Volksdienst

Die Werkgemeinschaft als Ziel des sozialen Fortschritts

Von Kurt Breysig

Eine doppelte Pflicht ist uns auferlegt, wollen wir Schicksal und Heil der Niederen lenken. Die erste betrifft die Auslese der Starken unter ihnen, die nur das Schicksal, sei es aus Gunst oder Ungunst, tiefer stellte als ihr Wert. Die zweite umfaßt unsere Fürsorge für sie: doch soll diese nicht nur die einzige gerechte Forderung der heutigen Arbeiterbewegung umfassen, daß ihr Lohn ihnen ein gedeihliches Leben verschaffe, sondern auch die andere letzten Endes wichtigere, daß ihre Ordnungen dem Wohl, der Festigkeit des Volks-, des Gesellschaftsganzen dienen.

Die Forderung, daß dem Einzelnen nach dem Grade seiner Befähigung aufwärts geholfen werde, bis zu dem seiner Kraft gebührenden Grade der Wirkungsmöglichkeit, ist nicht um irgendeiner lendenlahmen Barmherzigkeit willen aufgestellt, sondern sie geht aus dem innersten Kern jeder individualaristokratischen Gesellschaftsanschauung hervor. Man wird nicht sagen dürfen, daß ihr heut gar nicht genügt werde, aber man wird dies behaupten können, daß die heutige Gesellschaft für diese Pflicht sehr wenig Aufmerksamkeit übrig hat. Auf diese Frage, ob es nützlich sei, den Zoll auf Holländer Käse oder auf Terpentinöl zu erhöhen, wird unvergleichlich mehr Zeit und Arbeit verwendet. Schätzte diese Zeit das Gut der Persönlichkeit so, wie sie es freilich ihrer ganzen Grundgestimmtheit nach nicht kann, so würde sie, statt der Hilfe umsichtiger Privater oder einer an sich einsichtigen, aber ganz vereinzelten Maßnahme, wie der von der Stadt Berlin angeordneten Förderung von befähigten Volksschülern, zu vertrauen, ihrer sonstigen Art nach ganze Systeme der Auslese erfinden und durchführen. Ich möchte der letzte sein, der solchen neuen Mechanismen, wenn auch mit antimechanischer Absicht, als einem endgültig Wünschenswerten das Wort redete. Aber die heutige Gesellschaft müßte, wollte sie hierin Besserung schaffen, so verfahren.

Was alles an den Hohen und ursprünglich Starken gesündigt wird, die man nach der Väter Weise, wenn sie etwa Dichter sind, entweder im guten alten strengen Stil verhungern läßt oder nach einer neuen laxeren Weise an die einfachsten Aemter ihre Zeit und Kraft verschwenden läßt, oder die man als Künstler dem schlechten Geschmack des Publikums, dem schlechteren der öffentlichen Aufträge anheimfallen läßt, oder die man als Forscher, wenn sie nicht nach Urteil der Obermeister ihrer Zunft guttun wollen, im Schatten verkümmern läßt oder mit unzulänglichen Wirkungskreisen abspeist, dies alles ist wichtiger, weil hier ein viel größeres Gut verdorben wird. Doch es gehört nicht in diesen Zusammenhang. Wohl aber kann man, schließt man von hier aus rückwärts und ins Mittlere und Kleine, ermessen, wie oft unsere Gesellschaft ihr bestes Besitztum vergeudet, die Kraft, indem sie ihren Träger nicht dahin stellt, wo er sie recht und stark entfalten kann. Nur von einem Mittel sollte von vornherein gewarnt werden, vor der Prüfung, als Form der Siebung, die unser Staat mit immer groteskerer Inbrunst als Werkzeug der Auslese bevorzugt, da sie in Wahrheit eines der schlechtesten ist. Doch entspricht auch dies dem Geiste der Mechanisierung, der unser öffentliches Leben noch mehr als das innere beherrscht: ein Examen ist so herrlich tot und automatenhaft, wie wollte man es heut nicht lieben!

Viel höher steht die beste Förderung, die auch heut schon in Glücksfällen dem bedrängten Strebenden werden kann, die durch den einsichtigen Aelteren, den Gönner, lieber den Vater, lieber den Meister. Jeder Handwerker, der seinem Gesellen, jeder Fabrikherr, der seinem Arbeiter aufwärts hilft, tut das Rechte auf die rechte Weise, und wenn die Zukunft uns wirklich die Ausbreitung und Durchbildung und, wie nötig sein wird, in ganzen weiten Bezirken die Wiedergeburt der Werkgemeinschaft schenken wird, dann wird auch dies sich regeln, wie es einzig gesund ist: nicht durch ein köstlich regelloses Sorgen von Hand zu Hand, von Herz zu Herz.

Die Werkgemeinschaft, ihr Gefüge und ihr Geist, sie sind es, auf die es zum zweiten und für alle Schwachen noch viel mehr ankommt als auf jenen Schutz der zu Fördernden. Denn diese sind die Ausnahme, jene aber bedingen den Zustand der Regel; die Werkgemeinschaft genügt beiden Forderungen der zweiten Gruppe: der höheren eines guten Aufbaus der Gesellschaft, der niederen einer Pflege des Bedürfnisses der Schwachen. Und freilich kommt hier auf die Ordnungen und Abgrenzungen viel an. Die heutige Arbeitsgemeinschaft, soweit sie ge-

sonderweise auf Gefolgschaft geruht, d. h. auf der Unterordnung einer Körperschaft unter das Haupt eines Führers, kann in einem großen Teil der Fälle ihres menschlich wichtigsten und wertvollsten Amtes nicht mehr walten, weil sie zu groß geworden ist. Die Mechanisierung des Lebens hat hier die einfachste Form angenommen, die aber an sich schon verderblich genug ist: die der Steigerung von Umfang und Kopfzahl der Wirtschafts-, der Arbeitereinheiten. Der wirtschaftliche Nutzen wird so unermeßlich hoch über den Lebenszweck einer solchen Einung gestellt, daß man nicht davor zurückscheut, Tausende und Zehntausende von Arbeitern in eine Arbeitergemeinschaft zu zwingen, die dann freilich schon ihrer Ausdehnung nach jede Möglichkeit menschlich naher und also menschlich wirksamer Umschließung der Folger durch den Führer an sich im Keim erstickt. Sie setzt bürokratische Ordnungen und Unterordnungen, vielstufige Mechanismen an die Stelle der alten Gewerbsverbände. Die Seele des Arbeiters friert in ihnen und wird von ihnen ebensosehr geschädigt wie seine Werkfreude durch unweise Arbeitsteilung.

Aber der gleiche Geist der Ferne und der Fremdheit ist auch in Gebilde eingezogen, die nur Hunderte umspannen und einer menschlichen Durchdringung wohl fähig wären, und er ist Jahr für Jahr im Fortschreiten begriffen und schickt sich an, auch die mittleren und kleinsten Formen der Arbeitsgemeinschaft zu erobern. Der uralt überlieferte Sinn einer engen, einer wirklichen Lebenseinung zwischen Führer und Folgern wehrt sich in den Ständen und in den Arbeitsformen alter Prägung und alter Zähigkeit noch: beim Bauern, beim Gutsherrn, beim Handwerksmeister guter Art. Aber auch hier geht leise und laut der Kampf: alle Not der Landarbeit, viele des Handwerks stammt von Lockerung und Zerstörung dieses Sinnes, oft durch Schuld einer Wandlung des Geistes der Eingeordneten, öfter durch die des Sinnes der Führer selbst. Und überall ist die eingestandene oder uneingestandene Absicht, den wirtschaftlichen Nutzen über den gesellschaftlichen, richtiger über den Lebenszweck der Aufrechterhaltung eines festen, eines innerlich engen und tiefen Menschengefüges zu stellen. Wie weit dieser Gesinnungswandel wieder durch andere, schwerere Zwänge und Ursachen herbeigeführt ist, wie in Landwirtschaft und Handwerk, bleibe hier unberührt.

Ich weiß wohl, man wird eben solchem Lobe überkommener Einungsformen den Vorwurf reaktionärer Gesinnung machen. Ausgesprochen von der Wald- und Wiesendemokratie, würde mich solcher Tadel nicht berühren; da sie längst gewohnt ist, Worte mit Dingen, Redensarten mit Gründen zu verwechseln, kommt darauf wenig an. Schwer aber würde mich ein solcher Vorwurf treffen im Munde derer, die, wie ich einer starken Zukunft, einem schöpferischen Bilde neuer Gestaltung der Menschen und der Dinge sich entgegensehnen. Ihnen aber sage ich: das Neue, das hier kommen muß, ist schwer und spät erreichbar genug: es kann bei Aufrechterhaltung vieler alter Ordnungen nur in einem völligen Gesinnungswandel, in einer neuen, schöneren, stolzeren und gütigeren Form väterlichen Herrentums, besser gesagt, schenkender Meisterschaft wurzeln. Und es wird lange genug dauern, bis wir diese erringen. Daß aber ein Kern dem alten Tun unserer Väter gleichbleiben oder, richtiger, ihm erst recht wieder gleichwerden muß, darin sehe ich nicht einen Schaden, sondern ein Heil. Wenn die Werkgemeinschaft der Gefolgschaft gleicht, aus der in unserer Urzeit Königtum und Adel gleichermaßen hervorwuchsen, so kann dies unserem Wollen nur Weihe geben. Wenn die Werkgemeinschaft dem Meistertum der großen Künstler unserer höchsten Zeit, des fünfzehnten Jahrhunderts, in Alt-Köln und Alt-Nürnberg gleicht, so kann dies nur Segen bringen über unser Streben. Und wenn unser Gewerbe und Großgewerbe die strotzende Kraft wieder erreicht, die das Erbe der Meister vom Handwerk in dem gleichen Zeitalter der höchsten Blüte einer nichtigen Gegenwart zur Scham in unseren alten Städten vor unsere Augen stellt, so wollen wir es preisen.

Die aber ist die beste Verheißung, die solchem Planen gegeben ist: auch das Gebild des Geistes kann, wird bei solcher Umordnung bessere Stärke gewinnen. Wenn unsere Künstler heute beginnen, der Zierkunst neues Leben einzuhauchen, so ist das gut. Aber sie selber werden mir zustimmen, wenn ich sage: es ist not, daß unsere Schreiner, unsere Schlosser, unsere Eisen- und Goldschmiede wieder selbst ganz Starke werden, wie sie noch in den sinkenden Zeiten, noch im siebzehnten, achtzehnten, ja bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis in die kleinen Städte, in die Dörfer hinein Schaffende waren. Und unsere Kunst, unsere Wissenschaft, bedarf sie nicht der gleichen Verfassungsänderung? Im Grunde ist eine Akademie eine Fabrik, eine Universität, ein Warenhaus, aber eine kleine Schar von Folgern, von Gesellen, die sich in der Werkstatt eines Forschers, eines Künstlers drängen, wird wieder ein Lebendiges, Gewachsenes sein.

So möchten wir alle, Groß- und Kleingewerbetreibende, Grundherren und Bauern, Kaufherren, Krämer, Forscher und Künstler, wieder echte Meister werden, damit wir echte Gesellen haben, ihnen ihr bestes Gut, die Hingabe, erhalten und lohnen können. Und daß aus Meistertum, Gesellenschaft, Werkeseinigung das Leben wieder voll und mächtig, strotzend und gedeihend wachse, den Führern, den Meistern zum Stolz und zur Ehre, den Helfern und Gesellen zu Heil und rechtem Glück, dem Werke zum Segen.

Aus: Kurt Breysig: Von Gegenwart und Zukunft des deutschen Menschen. Erschienen in Berlin bei Georg Bondi.

Seeabenteuer des Freiherrn von Münchhausen

Im Jahre 1766 schiffte ich mich zu Portsmouth auf einem englischen Kriegsschiffe erster Ordnung, mit hundert Kanonen und vierzehnhundert Mann, nach Nordamerika ein. Ich könnte hier zwar erst noch allerlei, was mir in England begegnet ist, erzählen; ich verspare es aber auf ein anderes Mal. Eins jedoch, welches mir überaus artig vorkam, will ich nur noch im Vorbeigehen mitnehmen. Ich hatte das Vergnügen, den König mit großem Pompe in seinem Staatswagen nach dem Parlament fahren zu sehen. Ein Kutscher mit einem ungemein respektablen Barte, worein das englische Wappen sehr sauber geschnitten war, saß gravitätisch auf seinem Bocke und klatschte mit seiner langen Peitsche ein ebenso deutliches als künstliches:

Anlangend unserer Seereise so begegnete uns nichts Merkwürdiges, bis wir ungefähr noch dreihundert Meilen von dem St. Lorenzflusse entfernt waren. Hier stieß das Schiff mit erstaunlicher Gewalt gegen etwas an, das uns wie ein Fels vorkam. Was diesen Vorfall beinahe unbegreiflich machte, war, daß wir unser Steuerruder verloren, das Bugspriet mitten entzwei brachen und alle unsere Masten von oben bis unten ausplitterten. Ein armer Teufel, welcher gerade oben das Hauptsegel beilegte, flog mindestens drei Meilen weit vom Schiffe weg, ehe er zu Wasser viel. Allein er rettete noch dadurch sein Leben, daß er, während er in der Luft flog, den Schwanz einer Rotgans ergriff, welches nicht nur seinen Sturz ins Wasser milderte, sondern ihm auch Gelegenheit gab, auf ihrem Rücken, oder vielmehr zwischen Hals und Fittichen so lange nachzuschwimmen, bis er endlich an Bord genommen werden konnte. Ein anderer Beweis von der Gewalt des Stoßes war dieser, daß alles Volk zwischen den Verdecken empor gegen die Kopfdecke geschnellt ward. Mein Kopf ward dadurch ganz in den Magen hinabgepufft, und es dauerte wohl einige Monate, ehe er seine natürliche Stellung wieder bekam. Noch befanden wir uns insgesamt in einem Zustande des Erstaunens und einer allgemeinen unbeschreiblichen Verwirrung, als sich auf einmal alles durch Erscheinung eines großen Walfisches aufklärte, welcher an der Oberfläche des Wassers, sich sömmernd, eingeschlafen war. Dies Ungeheuer war so übel damit zufrieden, daß wir es mit unserem Schiffe gestört hatten, daß es nicht nur mit seinem Schwanze die Galerie und einen Teil des Oberlofs einschlug, sondern auch zu gleicher Zeit den Hauptanker, welcher wie gewöhnlich am Steuer aufgewunden war, zwischen seine Zähne packte und wenigstens sechzig Meilen weit, sechs Meilen auf eine Stunde gerechnet, mit unserem Schiffe davon eilte. Gott weiß, wohin wir gezogen sein würden, wenn nicht noch glücklicherweise das Ankertau zerrissen wäre, wodurch der Walfisch unser Schiff, wir aber auch zugleich unseren Anker verloren. Als wir aber sechs Monate hierauf wieder nach Europa zurücksegelten, so fanden wir eben denselben Walfisch in einer Entfernung weniger Meilen von eben der Stelle tot auf dem Wasser schwimmen, und er maß ungelogen der Länge nach wenigstens eine halbe Meile. Da wir nun von einem so ungeheueren Tiere nur wenig an Bord nehmen konnten, so setzten wir unsere Bote aus, schnitten ihm mit großer Mühe den Kopf ab und fanden zu unserer großen Freude nicht nur unseren Anker, sondern auch über vierzig Klafter Tau, welches auf der linken Seite seines Rachens in einem hohlen Zahne steckte. Dies war der einzige besondere Umstand, der sich auf dieser Reise zutrug. Doch halt! eine Fatalität hätte ich beinahe

vergessen. Als nämlich das erste Mal der Walfisch mit dem Schiffe davonschwamm, so bekam das Schiff einen Leck, und das Wasser drang so heftig herein, daß alle unsere Pumpen uns keine halbe Stunde vor dem Sinken hätten bewahren können. Zum guten Glücke entdeckte ich das Unheil zuerst. Es war ein großes Loch, ohngefähr einen Fuß im Durchmesser. Auf allerlei Weise versuchte ich es, das Loch zu verstopfen, allein umsonst. Endlich rettete ich dies schöne Schiff und alle seine zahlreiche Mannschaft durch den glücklichsten Einfall von der Welt. Ob das Loch gleich so groß war, so füllte ichs dennoch mit meinem Liebwertesten aus, ohne meine Beinkleider abzuziehen; und ich würde es ausgelanget haben, wenn auch die Oeffnung noch viel größer gewesen wäre. Sie werden sich darüber nicht wundern, meine Herren, wenn ich Ihnen sage, daß ich auf beiden Seiten von holländischen, wenigstens westfälischen Vorfahren abstamme. Meine Situation, solange ich auch auf der Brille saß, war zwar ein wenig kühl, indessen ward ich doch bald durch die Kunst des Zimmermanns erlöset.

Einst war ich in großer Gefahr, im Mittelländischen Meere umzukommen. Ich badete mich nämlich an einem Sommernachmittage ohnweit Marseille in der angenehmen See, als ich einen großen Fisch mit weit aufgesperrtem Rachen in der größten Geschwindigkeit auf mich daherschießen sah. Zeit war hier schlechterdings nicht zu verlieren, auch war es durchaus unmöglich, ihm zu entkommen. Unverzüglich drückte ich mich so klein zusammen als möglich, indem ich meine Füße heraufzog und die Arme dicht an den Leib schloß. In dieser Stellung schlüpfte ich denn gerade zwischen seinen Kiefern hindurch bis in den Magen hinab. Hier brachte ich, wie man leicht denken kann, einige Zeit in gänzlicher Finsternis, aber doch in einer nicht unbehaglichen Wärme zu. Da ich ihm nach und nach Magendrücken verursachen mochte, so wäre er mich wohl gern wieder los gewesen. Weil es mir gar nicht an Raume fehlte, so spielte ich ihm durch Tritt und Schritt, durch Hopp und He gar manchen Possen. Nichts schien ihn aber mehr zu beunruhigen als die schnelle Bewegung meiner Füße, da ichs versuchte, einen schottischen Triller zu tanzen. Ganz entsetzlich schrie er auf und erhob sich fast senkrecht mit seinem halben Leibe aus dem Wasser. Hierdurch ward er aber von dem Volke einer vorbeisegelnden italienischen Kauffahrteischiffes entdeckt und in wenigen Minuten mit Harpunen erlegt. Sobald er an Bord gebracht war, hörte ich das Volk beratschlagen, wie sie ihn aufschneiden wollten, um die größte Quantität Oel von ihm zu gewinnen. Da ich nun italienisch verstand, so geriet ich in die schrecklichste Angst, daß ihre Messer auch mich par compagnie mit aufschneiden möchten. Daher stellte ich mich so viel möglich in die Mitte des Magens, worin für mehr als ein halb Dutzend Mann hinlänglich Platz war, weil ich mir wohl einbilden konnte, daß sie mit den Extremitäten den Anfang machen würden. Meine Furcht verschwand indessen bald, da sie mit Eröffnung des Unterleibes anfingen. Sobald ich nun nur ein wenig Licht schimmern sah, schrie ich ihnen aus voller Lunge entgegen, wie angenehm es mir wäre, die Herren zu sehen und durch sie aus meiner Lage erlöst zu werden, in welcher ich beinahe erstickt wäre. Unmöglich läßt sich das Erstaunen auf allen Gesichtern lebhaft genug schildern, als sie eine Menschenstimme aus einem Fische heraus vernahmen. Dies wuchs natürlicherweise noch mehr, als sie lang und breit einen nackenden Menschen herausspazieren sahen. Kurz, meine Herren, ich erzählte ihnen die ganze Begebenheit, so wie ich sie Ihnen jetzt erzählt habe, worüber sie sich denn alle fast zu Tode verwundern wollten.

Nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen hatte und in die See gesprungen war, um mich abzuspülen, schwamm ich nach meinen Kleidern, welche ich auch am Ufer ebenso wiederfand, als ich sie gelassen hatte. Soviel ich rechnen konnte, war ich ungefähr drittehalb Stunden in dem Magen dieser Bestie eingekerkert gewesen.

Wegweiser der Lese

Den Bücherentleihern

Von De Amicis

Von einem Bürschchen, das mein Buch erstanden,
entlehnt es sein Professor erst, sein alter,
und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
bei sechs steinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Büro-Chef — stets als Freund von Büchern galt er. —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
machts bis hinab zum jüngsten Praktikanten.

Der schickt' es, als er war damit zu Rande
nach Syrakus an sein geliebtes Clärchen,
die nach Turin an einen Herrn von Stande.

„Sie Glückspilz!" sprach zu mir heut dieses Herrchen,
„Man reißt sich um ihr Buch!" (Die Gannerbande!
Sie reißt sich um ein einzig Exemplärchen!)

Aus dem Italienischen übersetzt von Hamerling.

Allen Bücherentleihern gewidmet von der Lese.

Billige Bücher

Manchmal kommt eine feine Dame in die Buchhandlung, um eine Berliner illustrierte Zeitung für 10 Pfennige zu kaufen. Dann führt sie das Lorgnon an ihre schönen Augen und betrachtet mit freundlicher Interesselosigkeit die ausliegenden Bücher. „Sehr schön, aber die Bücher sind so teuer" und sie geht weiter in das Seidengeschäft und kauft dort für fünfzig Mark ein; da ist es zwar auch teuer, aber man hat doch etwas fürs Geld. Die Relation zwischen Seide und Geld springt ohne weiteres in die Augen. Aber ein Buch für sechs Mark, oder gar erst eines für dreißig! Wenn man ein Geschenk macht, will man doch haben, daß der Beschenkte zu schätzen weiß, was man ihm gibt. Wird er aber diesem Buche ansehen, daß es dreißig Mark kostet?

Nirgends ist die Warenunkenntnis des Käufers so bodenlos wie beim Bücherkauf. Die schöne Dame kennt nicht nur die Qualitäten der Seide, des englisches Tuches, von Voile, Popeline, Crêpe de Chine, sie weiß auch eine Nähmaschine, ein Kaffeeservice, Briefpapier, Manschettenknöpfe zu beurteilen und im Werte annähernd zu bestimmen. Sie weiß, daß der Preis durchaus nichts Willkürliches ist, sondern daß er seine ganz bestimmte Beziehung zur Qualität der Ware hat. Sie sagt zwar zu dem Verkäufer, der die Ware empfiehlt: „Ich muß mich ganz auf Sie verlassen", in Wirklichkeit aber verläßt sie sich nur auf sich selbst und kauft dasjenige Stück, bei dem ihr der Preis der Qualität entsprechend zu sein scheint.

Nun liegt die Sache beim Bücherkauf komplizierter und einfacher. Einfacher deshalb, weil jedes Buch einen bestimmten, vom Verleger festgesetzten Preis hat, über den sich jeder jederzeit orientieren kann. Dieses Orientieren ist gar nicht schwierig, da wir vorzügliche Kataloge allerorten haben und die Buchhändler ihre Prospekte und Reklamen jedem ins Haus schicken. Man könnte also eigentlich über die Bücher, für die man Interesse hat, Bescheid wissen, und es wäre nicht nötig, sich im Buchladen maßlos zu wundern, daß Freytags Soll und Haben durchaus nicht billiger als für Mk. 7.50 zu haben ist. Immerhin kann das einer Gedächtnisschwäche zuzuschreiben sein. Ja! wenn man einem Buche ansehen, anfühlen könnte, was es kostet! Hier setzt die Kompliziertheit der Lage ein. Freilich kann man — wenn man Augen hat — einem Buche ansehen, was es kostet; dies ist auf rein weißem, schön kräftigem Papier mit klaren, guten Typen gedruckt, mit Faden, nicht mit mörderischem Draht geheftet, in echtes Leinen (nicht in Kaliko) gebunden; das muß mehr als ein Butterbrot kosten. Oder jenes in Leder, in dickes, ungespaltenes Ziegenleder; das muß wohl eine Kostbarkeit sein. Aber das Sehen allein tut es nicht, weil das Material ja nur die Form des Buches, seinen Körper bildet. Wie hoch die Seele zu bewerten ist, wer möchte das entscheiden? Auch da kommt der Käufer freilich dem Problem näher, wenn er weiß, welcher Autor nachdruckfrei ist.

Und damit kommen wir zu den billigen Büchern, die bis auf wenige Ausnahmen samt und sonders nachdruckfreie Werke darstellen. Man kann heute für eine Mark prächtig gebundene Bücher kaufen; aber man kauft sie nicht oder doch nicht so, wie sie gekauft werden müßten, und man sieht daraus, daß der Preis nicht den Absatz macht. Herzogs Burgkinder, ein Buch, das rein technisch gewertet, für Mk. 5.— recht teuer ist, hat in einem Jahre 80 Auflagen zu 1000 Exemplaren erlebt. Ich glaube nicht, daß ein einziger Band von Fischers Romanbibliothek einen auch nur annähernd so hohen Absatz gefunden hat. Und doch stellen diese Bücher ein Wunder der Billigkeit dar; denn es handelt sich bei ihnen um moderne Autoren ersten und allerersten Ranges, und das Unternehmen ist etwas absolut Neues und bisher Unerhörtes. Und noch Unerhörteres hat der Insel-Verlag geleistet, indem er Hofmannsthal, Verhaeren, Ricarda Huch u. v. a. für 50 Pfennige brachte, ohne daß die Leserwelt, und die müßte doch das gesamte gebildete Publikum sein, gebührende Notiz davon genommen hat. Die zu gleicher Zeit erschienenen Vaterländischen Romane von Walter Bloem sind jedenfalls ungleich mehr beachtet und gekauft. Die größten Bucherfolge haben, wie man sieht, durchaus nicht die über alle Maßen billigen, vortrefflichen Bücher errungen, sondern, wie bisher, die üblichen sogenannten Schlager, Unterhaltungsromane, denen die dichterische Qualität abzusprechen ist Es mutet daher seltsam an, wenn immer noch von vielen Seiten der Schrei nach dem billigen Buche ertönt. Viel richtiger ist es, nach dem Käufer des billigen Buches zu schreien.

Das Buch ist auf der untersten Grenze des Preises angelangt. Es ist so billig geworden, daß bereits alle Begriffe verwirrt werden. Der Käufer sieht keine Beziehung des Preises zur Qualität mehr und bereits jetzt tritt die notwendige Folge dieser Erscheinung zutage: die Entwertung des Buches.

Nachdem evident geworden ist, daß der billige Preis in nur seltenen Fällen günstig auf den Absatz einwirkt, und daß ganz andere Momente (Popularität, aktueller Inhalt, spannende Fabel) ohne Rücksicht auf den Preis den Erfolg eines Buches bewirken, ist die Forderung aufzustellen, einen vernünftigen Einklang von Preis und Gebotenem herbeizuführen, um einer weiter zunehmenden Entwertung des Buches als Ware vorzubeugen.

Was der für Käufer haben sollte,
der Ware gratis geben wollte!

Aus der Bücherschau.

Von schwäbischer Scholle

Das literarische Schwaben der Gegenwart und der Vergangenheit — das ist ein Thema, von dem man allerdings nicht zu viel redet. Warum? Die Gründe dafür liegen hier und dort. Hier in der Eigenart des Schwaben, seiner Schwerfälligkeit und seiner Behaglichkeit, seinem eigensinnigen Festhalten an dem Überlieferten und seiner eifersüchtigen Verschlossenheit gegen alles Neue und Fremde. Und dort in der ganzen literarischen Entwicklung unserer neuen Zeit, die nun einmal nach neuen Problemen und Anschauungen vorwärts drängte, und rücksichtslos alles in den Hintergrund schob, was ihr nicht in ihr Zukunftsprogramm paßte. So entspann sich in den letzten Jahrzehnten ein stiller, aber auch erbitterter Kampf zwischen dem Norden und Süden, insbesondere Schwaben, und eine Zeitlang schien es sogar, als ob dieses ganz aus der literarischen Fortentwicklung ausgeschaltet werden sollte. Das war zur Zeit des grimmigsten Realismus, zur Zeit, wo unsere jüngsten Stürmer und Dränger meinten, die Welt von heute auf morgen für ihre revolutionären und recht unklaren Ideen erobern zu können. Man kennt all die Wandlungen, die sich da vollzogen, weiß, wie zwar langsam, aber dafür auch um so sicherer, der Naturalismus und Realis-

uns sich glättete und abschliff und wie seine Vertreter nun nach den alten Wegen und Zielen der Romantik, nach Poesie und Stimmung Aus- und Umschau hielten. Und hier nun traten auch die Schwaben wieder auf den Plan und in ihre Rechte der geistigen Mitarbeit ein. Wie bei ihnen immer, so ging es auch dieses Mal in nicht gar zu raschem Tempo. Man ist in dem „Schwaben im Winkel", wie es einmal der Literarhistoriker Rudolf Krauß genannt hat, immer sehr vorsichtig gewesen und hat sich nicht von heute auf morgen denen angeschlossen, die zu neuen Taten und Zielen riefen. Man wollte erst einmal sehen, ob man diese nicht allein und auf eigenen Wegen fände, und mißtrauisch, wie man von jeher allen denen gegenüber war, die sich leichter bewegten, und eine flinkere Zunge besaßen als wir, stand man bei Seite in stillem Beobachten und heimlichen Schaffen. Aber dabei spürte man doch in sich das Regen der Kräfte, die zu einem Wettbewerb geradezu zwangen, und Schritt um Schritt, Tag um Tag kam man mehr hinaus in die Öffentlichkeit und durch den Markt des Lebens. Und als man einmal dort stand, zagend und schüchtern vielleicht im Anfang, und doch voll Vertrauens auf die eigene und lange zurückgehaltene Kraft, da war es eine helle Freude zu sehen, wie der Schwabe seinen Mann stellte. So kam es, daß das Thema „Schwaben in der Literatur" heute ein Kapitel für sich ist, und als Beweis dafür möchten wir ein im Verlag von Eugen Salzer-Heilbronn erschienenes Buch „Von schwäbischer Scholle" nennen, das sich zwar nur als Kalender einführt, und doch weit mehr ist: eine literarische Zukunftsbilanz, die uns Aussichten eröffnet, wie wir sie schöner kaum denken und wünschen können. Wir möchten an dieser Stelle über „Schwäbische Kunst" und etliche geschichtliche Essays kurz hinweggehen, und nur etwas länger Halt machen vor den Geschichten und Erzählungen. Anna Schieber ist da mit einer stimmungsvollen und tief ergreifenden Geschichte „Das Kind", Auguste Supper mit einem „Herr Maier", einer psychologischen Studie voll intimen Humors und Hermann Hesse mit einer Erzählung „Mutter", die von der stillen und sicheren Eigenart des Dichters neues Zeugnis ablegt und neben ihm steht der Einsiedler Heinrich Schäff mit einem Phantasiestück „Aus meiner Winterstube" als einer von denen, die die Welt mit besonderen Augen ansehen und bei allen grotesken Absonderlichkeiten immer wieder hineinsehen lassen in ein Herz voll warmen Empfindens und nachdenksamen Beschauens. Das ist es, was ich auch den meisten der Dichtungen als „Symbolum" voranstellen möchte. Hans H. Ehrler, der Verfasser der „Briefe vom Lande", hat mit seinen Verszeilen „In einem Kalender" einen prächtigen Treffer gemacht. Die beiden andern „Seedichter", der Romantiker Ludwig Finkh und Hermann Hesse, Caesar Flaischlen, der gedankenvolle Dichter, Bruno Frank, der Mann der formvollendeten Glätte, Therese Köstlin, versunken in weiche Stimmungen, Isolde Kurz, herb und kurz mit ihrer Lebensweisheit, Heinrich Lilienfein geistreich ruhig, Wilhelm Schussen mit dem nach innen gekehrten Dichterblick, die beiden gemütvollen Dialektdichter Otto Gittinger und August Reiff, der böse Spötter Dr. Owlglaß, der behagliche Robert Oechsler, das ist eine stattliche Schar, die sich hier aneinander geschlossen hat, und hinauszieht in die Lande, alle die zu grüßen, die in einer ruhigen Stunde und am heimischen Herde auch einmal wieder Töne und Weisen vernehmen möchten, in die Herz und Gemüt hineintauchen wie in ein frisches und kräftiges Bad. Mit gutmütigem Spott nennt Ludwig Finkh sein Schwabenland im großen Zeitenlauf die unentdeckte Insel. Wir dürfen darüber mit niemanden rechten, und keinem von denen, die sich als unsere literarischen Führer gefallen, einen Vorwurf daraus machen. Aber daran denken dürfen wir, wie wir denen Nachfolge leisten, die uns nun tapfer und aufrecht vorangehen auf Pfaden, die aufwärts führen. Und dürfen der Pflichten nicht vergessen, die uns daraus entstehen. Nicht, daß wir meinen, nun wieder in sorgloser Behaglichkeit über das Neuerrungene unsere Wege dahinschlendern und uns der Hoffnung getrösten zu dürfen, daß uns den Platz an der Sonne niemand nehmen könne. Wer ein Besitztum bewahren will, der muß es täglich neu erringen. Muß nicht nur von dem Großen und Gewaltigen, das uns vorangeht, sich neue Ziele weisen lassen, sondern auch auf das Kleine und Alltägliche achten, und von ihm nehmen, was es uns bietet. Ich meine, wer so dahingeht auf schwäbischer Scholle, der streut nicht umsonst zwischen ihre Furchen den Samen künftiger Saat. Der findet nicht nur auf stillen Wegen den Segen zukunftsfrohen Schaffens, sondern mit dem gehen die guten Geister der Heimat auch durch den Lärm der Großstadt und in die weite Ferne. Th. Ebner.

Unsere Bilder

Die Initiale des Geleitworts ist von Marcus Behmer. — Die burlesken Figuren der Schalksecke sind Holzschnitte von Isaak van Ostade (geb. 1621 in Haarlem) nach Callot, einem französischen Kupferstecher und Radierer (geb. 1592 in Nancy), der weit über 1000 Blätter hinterlassen hat, darunter viele Bettler, Zigeuner, Bauern, Phantasien u. a.

Gedenktafel

Am 4. Mai 1846 wurde in Wola Okrzejska Henryk Sienkiewicz geboren, der bekannte polnische Romanschreiber. Seine zahlreichen Romane sind sehr verbreitet. Wir erinnern hier nur an „Quo vadis".

Am 5. Mai 1818 wurde in Trier Karl Marx geboren, der eigentliche Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus.

Am 5. Mai 1821 starb auf der Insel St. Helena Napoleon Bonaparte.

Am 6. Mai 1836 wurde in Kirchheim unter Teck der Dichter-Ingenieur Max Eyth geboren.

Der 9. Mai 1796 ist der Geburtstag Joseph Meyers, des Begründers des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Am 9. Mai 1805 starb in Weimar Schiller. Seine Bestattung schildern die Verse des schweizerischen Dichters C. F. Meyer:

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit,
als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius wars.

Nachrichten

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin hat sich einen Ausschuß für künstlerische Volkskonzerte angegliedert, der die Kunstmusik durch Veranstaltung künstlerisch vollwertiger Konzerte zu kleinsten, für jedermann erschwinglichen Preisen in weitestem Maße volkstümlich machen will.

In Paris ist eine französische Akademie für dramatische Kunst gebildet worden, die unter dem Patronat des französischen Unterrichtsministeriums steht und alljährlich zwei Preise von je 5000 Fr. verteilt.

Wie das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel berichtet, schlägt Peter Rosegger eine ebenso leicht zu erfüllende wie originelle Art vor, das Erinnerungsjahr 1913 durch eine bleibende Tat des Heimatschutzes zu feiern. Er sagt: „Deutschfeindliche Kreise beabsichtigen die Verdrängung der deutschen Schrift, unserer lieben, angestammten trauten Fraktur-schrift. Da müssen wir voran, alle zusammen und jeder für sich. Das Reden allein hilft nichts. Also nur schnurgerade zur Tat. Ich Einzelner und Geringer verpflichte mich, von heute ab alles, was ich in deutscher Sprache schreibe, nur in deutscher Schrift drucken zu lassen. Wem das nicht zusagt, kriegt nichts von mir. Wenn es auch die andern deutschen Dichter und Schriftsteller (überhaupt, wer etwas zum Druck gibt) so machen, dann haben wir den Sieg. Zu Anfang 1913, des großen Gedenkjahres deutscher Befreiung."

Lesepost

Mitgliedskarten: Wir bringen wiederholt in Erinnerung, daß wir durch das ungemein rasche Anwachsen der Lesegemeinde gezwungen sind, von der Ausstellung von Mitgliedskarten abzustehen. Jeder Abonnent der Lese ist auch Vereinsmitglied.

Fräulein Else Levetzow, Lesemitglied, empfiehlt sich unsern Ortsgruppen und befreundeten Vereinen als Vortragskünstlerin. Ihre hauptsächlichsten Themen sind: Frohe Abende, Märchen, Frauencharaktere, Frauenlyrik, Das Kind in der Dichtung seit Goethe, Moderne Lyriker, Schweizer Dichter (Keller, Meyer; Spitteler, Zahn, Widmann, Huggenberger, Lienert, Schaffner, Federer, Moeschlin), Nordische Dichter (Jacobsen, Björnson, Andersen, Lagerlöf, Strindberg), Die Großstadt (Hart, Dehmel, Liliencron, Sergel, Verhaeren, Schnitzler), Die Kleinstadt (Thoma, Mann, Niese, Enking), Johannes Guthmann, Schnitzler, Robert Hamerling. Adresse: Hamburg, Hellerplatz 4.

M. R. in Vacha: Ja, wir haben Esperanto schon verschiedentlich rühmen hören, aber auch Ido wird stark gepriesen. Welche die bessere ist, können wir nicht entscheiden. Ob sich die Beteiligung an einem solchen Sprachkursus lohnt, hängt von Ihnen selber ab.

K. H. in Großlichterfelde: Wenn Sie sich ausschließlich für Hebbels Werke und Bücher über Hebbel interessieren, so wenden Sie sich am besten an B. Behr's Verlag (Friedrich Federsen), Berlin-Steglitz. Dieser Verlag gibt die Säkular-Ausgabe von Hebbels Werken heraus und hat bereits eine ganze Reihe namhafter Werke über Hebbel verlegt. Er wird Ihnen sicher einen ausführlichen Prospekt zukommen lassen.

An hilfbereite Leser! Kennt jemand ein Gedicht, in dem die folgenden Verszeilen vorkommen:

„Wie ein Vogel, der vom Wandern
scheu nach seinem Neste sieht."

Für Angabe der Gedichtüberschrift und des Verfassernamens wären wir sehr dankbar.

J. W. stud. med. Croßen: Wenn Sie Napoleon von der rein menschlichen Seite kennen lernen wollen, können wir Ihnen die von H. Landsberg im Pan-Verlag, Berlin, herausgegebene Napoleon-Bibliothek empfehlen. Sie umfaßt folgende Werke: Napoleon, Briefe, Preis 5 Mk.; Napoleon, Reden und Gespräche, Preis 2.50 Mk.; H. Taine, Napoleon, Preis 1.50 Mk.

Herr Oskar Witte (Octave Klodnitzki) wird gebeten, sich sofort mit Herrn Redakteur Alb. Markwitz, Winnipeg, Man. 447 Red wood Ave, Canada, in Verbindung zu setzen. Bekannte des Herrn Witte sind gebeten, ihn auf diesen Aufruf aufmerksam zu machen. Es handelt sich um Gründung eines deutschen Theaters im Anschluß an den neugegründeten Deutsch-Canadischen Nationalbund. Herr Witte, von Beruf Schauspieler, war oder ist noch Abonnent der Lese, jedenfalls durch eine Buchhandlung oder durch die Post.

Herr Lehrer W. Jentsch in Cassel schreibt uns: „Am 13. Februar habe ich aus No. 48, 1912, der Lese „Kasperl in der Türkei" von Pocci von 12jährigen Knaben in einer Abendunterhaltung der Bürgerschule 15 mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht. Niemand hätte geglaubt, welche Wirkung diese kleine Komödie gehabt hat. Die „Maria Weitmann"-Feier interessiert mich sehr. Kann ich im nächsten Winter das Material noch bekommen?" — Gewiß können Sie das Material auch später noch erhalten.

Unser Prämienausschreiben

Charakteristik des Einlaufs

V

Der Eisendreher Kollbach in Dresden hat sich ein Bild „Schmetterlinge" von Ludwig v. Zumbusch als Lieblingsbild erkoren. — Der Schuhmachergeselle Reichmuth in Cottbus gibt als Lieblingslied das „von den grünen Sommervögeln" an, von Friedrich Rückert, komponiert von Jos. Gersbach, weil es ihn an seine Jugendzeit als Hütejunge erinnert. — Frau Emmi Lesser in München nennt als Buch: „Die Sonnenkinder" von Rudolf Hans Bartsch, und meint damit wohl die Gestalten in den Büchern dieses Dichters oder diese Bücher selber; ihr Lieblingsbild ist von Pietro Perugino und hängt in der alten Pinakothek in München: „Maria erscheint dem hl. Bernhard". — Heinrich Eggersglüß hat auf einer Ausstellung des Malers Wilhelm Kricheldorff in Hildesheim das Bild eines Hamburger Professors lieb gewonnen, weil der Künstler das Vollkommene des Menschen darin meisterlich festgehalten hat. — Der Gymnasialoberlehrer Meier in Greiz liebt Hermann Hesses Gedichte und feiert sie in freundlichen Versen. — Der Kandidat Koch in Tübingen hat sich schnell Bonnes Buch: „Im Kampfe um die Ideale" erkoren. — Maria Winand in Bonn preist Arthur Rehbeins „Rheinische Schlendertage". — Das Ehepaar Tell in Magdeburg: sein liebstes Lied ist ein Lied „Herbst", Gedicht von seiner Frau; ihr liebster Dichter ist nicht ihr Mann, sondern Fritz Reuter. — Der Fahnenjunker Brösamlen in Heilbronn nennt das Bild des „Geigenden Eremiten", das Buch „Vom freudigen Schaffen", das Lied „Vom Knaben, der in die Welt gezogen war, als am Wald die Heckenrosen blühten" — hoffentlich kennen auch viele andere den Maler, den Autor und das Lied. — Fritz Weege in Stargard hat in „Helmut Harringa" von Hermann Popert das Buch seiner Sehnsucht gefunden, ebenso der Lehrer Rahn in Berlin. — Der Seminarist Metzger in Altdorf liebt, wie viele andere, „Die Toteninsel" von Arnold Böcklin. — Arthur Mergard in Hornberg, der „Weihnachten 1912 zufällig mit einem Exemplar der Lese, der Gerhart Hauptmann-Nummer zusammengestoßen ist, sich gleich in sie verliebt hat, alle Jahrgänge nachbestellt hat und drei Mitglieder geworben hat" — wir wünschen uns viele solcher Freunde — hat sich den „Menschlichsten der Menschen": Goethe, über den Schreibtisch gehängt, in einer Gravüre des 1828 auf Veranlassung König Ludwig I. von Bayern gemalten Ölbildes, „Goethe im 79. Lebensjahr" von Josef Stieler. — Frau Hanna Kober in Halle gibt wie andere gute Mütter Brahms Schlummerlied: „Guten Abend, Gute Nacht" an. — Hugo Stab in München: das Pfälzerlied, „Die Toteninsel". — Frau Geheimrat Reeck in Reetz nennt als Buch: „Stratmore" von Quida, als Bild: „Das Fjord im Norden", von dem Marinemaler Themistocles v. Eckenbrecher, als Lied: „So nimm denn meine Hände", von Julius Hausmann. — Der Eisenbahnpraktikant Mangold in Stuttgart sagt in Versen, daß er je nach Stimmung die Bibel, oder Schiller, oder Goethe, oder das offene Buch der Natur liebt. — Der Ingenieur Merkel in Cöln: „Das Bild seiner Mutter". — Walter Burg auf Schloß Wickenburg, reimt recht fein: Mein liebstes Buch: die weite Welt, mein liebstes Bild der Heimat Feld, mein liebstes Lied: singt mit Gebraus der Nordwind mir ums sichere Haus.

Fortsetzung folgt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Geleitwort. — Prämienausschreiben. — Seeabenteuer des Freiherrn von Münchhausen.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 19 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Vergiß dein Ich, dich selbst verliere nie!
Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen dir
die reiche Gottheit geben, als dich selbst.
Was an der Mutter Brust, was an der Brust
der großen Mutter, der belebenden
Natur, von Elementen in dich floß,
Luft, Äther, Speis' und Trank und Regung, Bild,
Gedank' und Phantasie, bist du nicht selbst.
Du selbst bist, was aus allem du dir schufst
und bildetest und wardst und jetzo bist,
dir bist, dein Schöpfer selbst und dein Geschöpf.
Nicht was du siehest (auch das Tier bemerkt),
nicht was du höreſt (auch das Tier vernimmt),
nicht was du lerneſt (auch der Rabe lernt),
was du verſteheſt und begreifſt, die Macht,
die in dir wirkt, die innere Seherin,
die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft,
die Ordnerin, die aus Verwirrungen
entwirrend webt den Knäuel der Natur
zum schönen Teppich in und außer dir:
das bist du selbst; die Gottheit ist's wie du.

Johann Gottfried Herder.

Legate

Von M. Andersen Nexö *)

Ihr Mann war eine Reihe von Jahren an den Privatschulen der Hauptstadt Lehrer gewesen und zuletzt bis zu 75 Oere Stundenhonorar avanciert. Durch einen täglichen Unterricht von zehn Stunden hatte er es erreicht, daß er und seine Frau sich satt essen und in einer billigen Gegend in einem Drittenstocklogis wohnen konnten. Aber des Abends war er so weit, daß er auf dem Bette vor Müdigkeit umfiel, und morgens, wenn er erwachte, prägte sich in seinem Gesicht der Schrecken vor dem neuen Tage aus.

Kinder hatten sie keine. Sie hatten sich so inbrünstig Kinder gewünscht und es doch zugleich als ein Gottesglück betrachtet, daß sie keine bekamen; sie hätten sie ja nicht ernähren können. Aber ein Hündchen hatten sie — als Ersatz.

Da eines Tages erlitt der Lehrer einen Gehirnschlag und mit der Versorgung hatte es ein Ende. Der Hund saß an seinem Bette und winselte, und die Frau weinte und verkaufte Stück um Stück, um dem Manne Medizin und die nötige ärztliche Behandlung zu verschaffen. Denn von den „guten" Zeiten war nichts zu zehren da, und die Lehrer von Privatschulen erhalten keine Pension, sondern sie sind gleich anderen gewöhnlichen Sterblichen darauf angewiesen zu hungern, wenn sie nichts mehr leisten können.

Nach mehrmonatlichem Krankenlager starb er, eben als das letzte überflüssige Stück verkauft war. Und zum zweitenmal war die Frau in die Lage versetzt, ihr trauriges Los als ein von Gott gesandtes Glück zu preisen — so hart kann das Leben bisweilen sein.

Kummer und Entbehrung und Nachtwachen hatten an ihr gezehrt, und sie erkrankte. Nicht bis zur Bettlägerigkeit, so daß sie in einem Spital Aufnahme gefunden hätte, aber an Entkräftung und Gebrochenheit, so daß sie nichts unternehmen konnte.

Eine Zeit lang lebte sie von der jeweiligen Barmherzigkeit und einstweilen fing sie an zu „suchen". Sie entlieh ein dickes Buch mit mehreren hundert Seiten, die von lauter Legaten handelten, und lief von Tür zu Tür, Tag aus, Tag ein. Aber sie kam nirgends in Betracht, selbst nicht bei einem Legat für rechtschaffene Witwen. Denn das Glück hatte ihr nicht einmal ein paar gutsituierte Verwandte vergönnt, die sie empfehlen konnten, aus Furcht, sie könnte ihnen selbst zur Last fallen.

Der Hund folgte ihr, und wenn sie unverrichteter Sache herauskam, streichelte sie ihn und sagte weinend: „Jawohl, für uns beide bleibt nichts anderes zu tun, als zu verhungern."

In einem Verein, den sie aufsuchte, hörten sie ihren traurigen Bericht kaum an, betrachteten aber desto aufmerksamer den Hund, der schlechtgenährt und übel aussah.

Es handelte sich um ein großes Legat, das eine kürzlich verstorbene reiche Frau — noch dazu Witwe — gestiftet, und im Vorstand saßen lauter Frauen, so daß sie sich von ihrem Gang hierher viel versprochen hatte. Aber wie gesagt, sie hörten nicht einmal auf sie, sondern steckten die Köpfe zusammen und flüsterten etwas, was anscheinend dem Hunde galt.

*) Verfasser des großen sozialen Romans „Pelle der Eroberer". Vergl. Wegweiser in Nummer 10.

Das tat ihr weh. Vielleicht spotteten sie über das Tier, vielleicht fanden sie es unverschämt von ihr, einen Hund zu halten, da sie selbst so arm war. Das hatte sie ja selbst so oft gedacht und den Vorsatz gefaßt, das Tier zu ersäufen, aber sie hatte es bloß nicht übers Herz gebracht.

Sie näherte sich beschämt der Tür, da aber wies eine der Damen auf den Hund und fragte: „Fehlt ihm etwas?"

„Ach ja, ich kann ja freilich nicht für ihn sorgen, wie ich sollte. Ich gebe ihm mein halbes Essen, obwohl ich, Gott weiß, selbst das ganze brauchen könnte. Ich sollte ihn wohl ersäufen," deutete sie furchtsam an.

„Ersäufen? Ich glaube, Sie wären wahrhaftig imstande, Mensch, ein armes krankes Tier zu ertränken. Der arme, arme Hund, es muß etwas für ihn geschehen! Können Sie wirklich nicht besser für ihn sorgen?"

Die Witwe schüttelte den Kopf.

Wiederum flüsterten die Damen miteinander und schauten mit Mitleid in jeder Miene auf den Hund.

Dann sagte die erste:

„Wir haben eben ein Legat von einer halben Million behufs Gründung eines Hospitals für bedürftige Hunde bekommen. Leider nimmt es noch einige Zeit, ehe wir alles soweit geordnet haben, um die armen Tiere aufzunehmen. Aber wir könnten ihn vielleicht vorläufig in Pflege geben. Glauben Sie, daß Sie ihn entsprechend behandeln können? Sie sehen ja nett und rein aus. — Gut, so schließen wir die Sache ab. Sie erhalten 20 Kr. monatlich, die Sie jeden Ersten hier beheben können; aber Sie müssen sich einverstanden erklären, daß wir zu jeder Stunde Zutritt in Ihr Haus haben — der Aufsicht wegen."

Sechs Monate behielt die Witwe ihr Pflegekind und behob jeden Ersten ihre 20 Kronen. Dann war das „Hundehaus" fertig und Bob zog ein.

Wenn sie aber später dasaß und hungerte und sich keinen Rat wußte, woher ein Stück Brot nehmen, dann dachte sie an Bob und wie gut er es habe. Und das tröstete sie.

Autorisierte Übersetzung von E. Stein.

Sieben Kreuzer

Von Siegmund Móricz *)

Gut ist es von den Göttern eingerichtet, daß auch die armen Menschen lachen können.

Nicht nur Heulen und Flennen dringt aus der armseligen Hütte, sondern auch vom Herzen kommendes Lachen. Sogar das ist wahr, daß der Arme oft lacht, wenn er eher Grund hätte zu weinen.

Ich kenne diese Welt sehr gut. Jene Generation, aus der mein Vater stammt, machte selbst die schwersten Notlagen durch. In jener Zeit war mein Vater Taglöhner in einer Maschinenwerkstätte. Er selbst rühmte sich dieser Zeiten nicht, auch andere nicht. Und doch ist es wahr.

Und auch das ist wahr, daß ich in meinem ganzen zukünftigen Leben nie wieder soviel lachen werde, wie ich in diesen paar Jahren meiner Kinderzeit gelacht habe.

Wie könnte ich auch? Ich habe keine rotwangige, lustige Mutter mehr, die so herzlich lachen konnte, daß schließlich Tränen aus ihren Augen rollten, und sie bekam einen Husten, an dem sie fast erstickte...

Und auch sie lachte nie so wie damals, als wir einen Nachmittag damit verbrachten, zu zweit sieben Kreuzer zu suchen. Wir suchten und fanden. Drei im Maschinlädchen, einen im Schrank.... die anderen kamen schwerer zum Vorschein.

Die ersten drei Kreuzer fand noch Mutter selbst. Sie glaubte in dem Maschinlädchen noch mehr zu finden, denn sie pflegte für Geld zu nähen und legte, was man zahlte, immer hinein. Mir war das Maschinlädchen eine unerschöpfliche Schatzgrube, in die man nur hineingreifen muß und gleich hat man ein „Tischleindeckdich".

Einmal nun suchte meine gute Mutter darin, sucht und sucht, Nadel, Fingerhut, Schere, Bandstückchen, Knöpfe, durchstöbert all dies und sagt plötzlich höchst erstaunt:

„Sie haben sich versteckt!"

„Wer?"

„Die Kreuzer," sagte auflachend die Mutter.

Sie zog das Lädchen heraus.

„Komm nur, mein kleiner Sohn, just suchen wir die Bösen. Schlimme, schlimme Kreuzerchen."

Sie hockte sich auf die Erde und legte das Lädchen so nieder, als ob sie sich davor gefürchtet hätte, daß die Kreuzerchen hinausfliegen, sie stürzte das Lädchen auch so um, wie wenn man mit dem Hut Schmetterlinge fängt.

Man konnte nicht umhin, darüber zu lachen.

„Hier sind sie, drinnen sind sie," lächelte die Mutter und beeilte sich nicht, das Lädchen aufzuheben; „wenn auch nur einer hier ist, hier muß er sein."

Ich hockte mich auf die Erde nieder und spähte, ob nicht irgendwo ein glänzendes Geldstückchen hervorkriecht. Nichts, gar nichts! Eigentlich glaubten wir auch nicht sehr, daß drinnen etwas ist.

Wir schauten einander an und lachten über den kindlichen Witz.

Ich lange nach dem Lädchen, das mit dem Boden nach oben lag.

„Pst!" schrie mich meine Mutter an, „er läuft noch hinaus! Du weißt noch nicht, was für ein flinkes Tier der Kreuzer ist. Sehr schnell läuft er, er rollt nur so, und wie er noch dazu rollt...."

*) Siegmund Móricz gehört zu den jüngsten Dichtern Ungarns. D. Schr.

Wir schüttelten uns lachend. Oft hatten wir schon erfahren, daß der Kreuzer sehr leicht davonrollt.

Als wir uns erholten, streckte ich wieder die Hand aus, um das Lädchen umzukippen.

„Ach!" schrie mich neuerdings die Mutter an und ich erschrak; ich zog den Finger so rasch zurück, als ob ich am Sparherd angekommen wäre.

„Gib acht, du kleiner Verschwender. Wie er sich beeilt, ihm den Laufpaß zu geben! Solange er hier unten ist, ist er unser. Er soll nur noch eine kleine Weile dort sein. Denn siehst du, ich will waschen, dazu braucht man Seife, zur Seife braucht man mindestens sieben Kreuzer, für weniger bekommt man keine. Drei habe ich schon, so brauche ich noch vier, diese sind hier in diesem kleinen Häuschen; hier wohnt das Geld, aber es hat nicht gern, daß man es stört; denn wenn es böse wird, geht es so weg, daß wir es nie wiedersehen. Also, gib acht, das Geld ist sehr heikel, man muß damit fein umgehen. Mit Höflichkeit. Es beleidigt sich gleich wie die gnädigen Fräuleins.... Du, kannst du nicht ein Lockgedicht? Mit dem könnten wir es vielleicht herauslocken aus seinem Schneckenhaus."

Wieviel wir während dieses Geplauders lachten? Weiß ich's denn? Aber die Strophe des Schneckenliedes war sehr drollig. Ich sang die ersten Zeilen:

„Liebes Geld, komm heraus,
komm heraus, es brennt dein Haus . . ."

Damit wendete ich das Haus um.

Hundertfältiger Plunder war darunter. Nur Geld, Geld war nicht da.

Meine Mutter stöberte mit schief verzogenem Mund in der Lade vergebens.

„Wie schade," sagte sie, „daß wir keinen Tisch haben. Wenn wir das Lädchen auf den Tisch geschüttet hätten, wäre die Höflichkeit größer, dann wäre es darunter gewesen."

Ich kramte den Plunder zusammen und steckte ihn in die Lade.

Meine Mutter dachte inzwischen nach. Sie zerbrach sich den Kopf, ob sie nicht irgendwohin, irgendwann, irgendwelches Geld gegeben hat, aber sie erinnerte sich absolut nicht.

Mich aber wurmte ein Geheimnis.

„Liebe Mutter, ich weiß einen Platz, wo ein Kreuzer ist."

„Wo, mein Sohn, suchen wir ihn, bevor er zergeht wie der Schnee."

„Im Glasschrank, in der Lade war er."

„O, du unglückliches Kind, wie gut, daß du es nicht früher gesagt hast, sonst hätten wir jetzt auch den nicht."

Wir standen auf und gingen zum Glasschrank, der schon lange kein Glas mehr hatte, aber in der Lade war der Kreuzer, dort, wo ich ihn wußte. Seit drei Tagen wollte ich ihn von dort hinausstehlen, aber ich traute mich nicht. Ich würde mir sicherlich dafür Zuckersachen gekauft haben, wenn ich es gewagt hätte.

„Na, vier Kreuzer haben wir schon. Hab' keinen Kummer, mein Sohn, wir haben schon die größere Hälfte. Nur drei brauchen wir noch! Denn wenn wir diese vier in einer halben Stunde fanden, werden wir auch die drei bis zur Jause finden. Dann kann ich noch bis Abend die nötige Wäsche waschen. Komm nur schnell, vielleicht wird auch in den anderen Fächern einer versteckt sein."

Ja, wenn in jeder Schublade einer gewesen wäre! Dann hätten wir ihrer viele gehabt. Denn der Schrank mochte in seinen jüngeren Jahren auf einem Platz gedient haben, wo es viel zu verstecken gab. Aber bei uns hatte der Arme keine große Last zu tragen, er war nicht umsonst so siech, wurmstichig, zahnlückig.

Meine Mutter hielt jedem neuen Fach eine kleine Predigt.

„Ein reiches Lädchen war das. Dieses da hatte niemals was! Und dieses lebt immer auf Borg! Na, du elender siecher Bettler, auch du hast keinen Kreuzer? O, dieses wird auch keinen haben, denn es enthält unsere Armut. Na, aber du, du willst trotzen?! Wenn ich einmal etwas von dir will, gibst du doch nichts her! Dieses hat das meiste, schau," rief sie lachend, als sie die unterste Lade aufriß, die kein Stückchen Boden besaß.

Sie hängte mir die Lade um den Hals, dann setzten wir uns unter Lachen auf die Erde.

„Warte nur," sagte sie plötzlich, „gleich werden wir Geld haben. In den Kleidern deines Vaters sind ich's."

In die Mauer waren Nägel geschlagen, an diesen hingen die Kleider. Und, Wunder der Wunder, wie meine Mutter in die erste Tasche griff, gleich kam ihr ein Kreuzer in die Hand.

Sie wollte kaum ihren Augen trauen.

„Ich hab ihn," schrie sie, „da ist er! Wieviel haben wir nun schon? Wir werden es nicht einmal zusammen zählen können. Eins... zwei... drei... vier... fünf... fünf! Nur noch zwei brauchen wir. Was ist das, zwei Kreuzer ist nichts. Wo fünf sind, dort finden sich auch noch zwei."

Mit großem Eifer durchstöberte sie sämtliche Taschen, vergebens. Sie fand nicht einmal einen. Auch der beste Witz lockte von nirgends mehr zwei Kreuzer hervor.

Von der Aufregung und Arbeit brannten schon große rote Rosen auf den Wangen meiner Mutter. Sie durfte nicht arbeiten, denn sie wurde davon gleich krank. Natürlich, das war eine Ausnahmsarbeit, das Geldsuchen kann man niemand verwehren.

Die Jausenzeit kam und verging. Gleich wird's Abend sein. Mein Vater braucht morgen ein Hemd und man kann nicht waschen. Das bloße Brunnenwasser nimmt nicht den öligen Schmutz aus der Wäsche.

Und da schlägt sich meine Mutter auf die Stirn: „O, o, ich, ich Esel! Meine Tasche habe ich

nicht durchgesiebt. Aber wirklich, da es mir schon einfällt, schaue ich in ihr auch nach."

Und sie schaute nach und, bitte, auch dort fand sie einen Kreuzer, den sechsten. Wir bekamen Fieber. Jetzt brauchen wir nur noch einen.

„Zeig mir auch deine Taschen. Vielleicht ist auch dort was!"

„Meine Taschen!" Na ja, die konnte ich zeigen, in denen war nichts.

Es dämmerte und wir waren mit unseren ungenügenden sechs Kreuzern gerade so weit, wie wenn wir keinen einzigen gehabt hätten. Beim Juden war kein Kredit, die Nachbarn ebenso arm wie wir und wir konnten doch nicht einen Kreuzer verlangen. Wir konnten nichts anderes tun, als aus vollem Herzen unser Elend verlachen.

Da trat ein Bettler ein. Mit singender Stimme sprach er eine weinerliche Bitte.

Meine Mutter wurde fast ohnmächtig, so lachte sie.

„Laß es sein, guter Mann," sagte sie, „heute liege ich den ganzen Nachmittag hier, denn ich habe keinen Kreuzer zu dem halben Pfund Seife, zu dem Kaufpreis fehlt er mir."

Der Bettler, ein alter Mann mit frommem Gesicht, staunte sie an.

„Ein Kreuzer?" fragte er.

„Nun ja."

„Ich gebe ihn Ihnen!"

„Na, das fehlte noch, ein Almosen des Bettlers."

„Laßt es gut sein, meine Tochter, mir fehlt er nicht, mir fehlt nur noch eines, die Schaufel Erde. Damit wird alles gut."

Er drückte mir den Kreuzer in die Hand und zottelte unter heißem Dankgestammel weiter.

„Nun, gottlob!" sprach meine Mutter. „Also lauf. . . ." Da hielt sie einen Moment inne und lachte laut, sehr laut.

„Zur rechten Zeit haben wir das Geld beisammen, ich kann ja heute nicht mehr waschen. Es ist finster und dann habe ich kein Oel für die Lampe."

Sie mußte so heftig lachen, daß sie fast erstickte. Bitterliches, mörderisches Ersticken und, wie ich mich zu ihren Füßen stelle, um sie zu stützen, wie sie ihr in den Händen verborgenes Gesicht wegdrehte, da floß etwas Warmes über meine Hand.

Blut war es, ihr teures heiliges Blut. Das Blut meiner Mutter, die so lachen konnte, wie es auch unter den armen Leuten nur wenige können.

Autorisierte Übersetzung aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein.

Magere Küche

Pieter Brueghel war einer der größten niederländischen Maler des 16. Jahrhunderts (1525—1569). „Er hat im Lapidarstil die Chronik seiner Zeit geschrieben", sagt Muther von ihm. Vor allem schilderte er meisterhaft das Treiben des Volkes. Wegen seiner vielen Bauernbilder wurde er auch der Bauern-Brueghel genannt. Er hat großartige modern anmutende erste Bilder von der menschlichen Arbeit gemalt. Seine Werke sind reich an grotesken Zügen. Nach ihm wurde viel gestochen. Vorstehendes Bild ist ein Kupfer von Peter Mireceny nach einem allegorischen Bild von Brueghel.

Skizzen

Obdachlos

Obdachlos und allein auf offenem Felde zu sein, wenn man den Wind heulen hört und durch die ganze, lange, beschwerliche Nacht dem Tag entgegenharrt: den Regen niederklatschen zu hören und unter eine alte Scheuer oder in einen Heuschober oder in die Höhlung eines Baumes zu kriechen, um auf der vom Wind geschützten Seite ein wenig Wärme zu finden, das sind Dinge schauerlicher Art — aber doch nicht so schauerlich, wie es das Auf- und Niederwandern an Stätten ist, wo Obdach winkt und Betten mit Schläfern zu Tausenden stehen, das Wandern eines heimatlosen verstoßenen Wesens! Von einer Stunde zur andern Stunde über die hallenden Steine zu schreiten, dieweil man die trägen Schläge der Glocken zählt — die Lichter zu beobachten, die in den Schlafstubenfenstern blinken — zu denken, wieviel glückseliges Vergessensein ein jegliches Haus in sich einschließt: daß hier Kinder sind, die in ihren Bettchen gekauert liegen, daß hier Jugend, hier Alter, hier Armut, hier Reichtum, eins dem andern gleich in seinem Schlafe, eins wie das andre sich gleicherweise der Ruhe erfreut — nichts gemeinsam zu haben mit der schlummernden Welt um einen her, nicht einmal den Schlaf, diese himmlische Gabe, an der doch jegliches Geschöpf auf Erden seinen Teil hat; und mit nichts Verwandtschaft zu haben, als mit Verzweiflung — sich durch den elenden jämmerlichen Gegensatz zu allem und jedem um sich her und bei jeglichem Anlasse weit schrecklicher einsam und weit schrecklicher verlassen und verstoßen zu fühlen, als in einer pfadlosen Oedenei: — das ist eine Art von Leid und Weh und Qual, worüber sich gar manches Mal die Flüsse großer Städte schließen, und die einzig und allein die Einsamkeit unter Massen zu erwecken vermag.

Charles Dickens.

Der gütige Schöpfer

— Sieh doch, mein Sohn, wie weise die Vorsehung alles gemacht hat. Der Vogel legt seine Eier ins Nest. Die Jungen werden auskriechen gegen die Zeit, da es Würmer und Fliegen gibt, sie zu nähren. Dann singen sie ein Loblied zu Ehren des Schöpfers, der seine Geschöpfe überschüttet mit Wohltaten...

—Singen die Würmer mit, Papa?

Multatuli.

Der Sperling

Ich kam von der Jagd heim und schritt durch die Birkenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als wittere er vor sich ein Wild. Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit noch gelbem Schnabel und jungem Flaum auf dem Kopf. Er war aus dem Nest gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich kauerte er nun, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hilflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund. Da plötzlich riß sich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling los, wie ein Stein fiel er gerade vor seiner Schnauze nieder und ganz verstört und kraus hüpfte er mit verzweifeltem, kläglichem Gekreisch einige Male auf den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen los. Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper... sein winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen war wild und heiser, er stürzte in den Tod, opferte sich! Welch ein gewaltiges Ungetüm mußte der Hund ihm scheinen! Und gleichwohl vermochte er nicht dort oben auf seinem sicheren Ast zu verbleiben. Eine Gewalt, stärker als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Hund stutzte und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühl der Ehrfurcht.

Ja, lacht nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmütigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe. Die Liebe, dachte ich, ist doch stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

Turgenjew.

Lebe, um zu leben!

Ich liebe einen breiten Rand um mein Leben. Manchmal, an einem Sommermorgen, nachdem ich mein gewohntes Bad genommen, saß ich in meinem sonnigen Torwege von Sonnenaufgang bis zum Mittag, in Träumerei versunken, inmitten der Fichten- und Walnuß- und Sumachbäume, in ungestörter Stille und Einsamkeit, während die Vögel ringsumher sangen oder geräuschlos durch das Haus flogen, bis ich durch die Sonne, die in mein westliches Fenster fiel, oder durch das Geräusch eines Wagens auf der fernen Landstraße an die Flucht der Zeit erinnert ward. Ich wuchs in diesen Stunden wie Korn in der Nacht, und sie waren weit besser, als irgend ein Werk meiner Hände gewesen wäre. Sie waren nicht Zeit, die von meinem Leben abgezogen war, sie waren meiner gewöhnlichen Ration zugelegte Zeit. Ich verstand, was die Orientalen unter Beschaulichkeit und dem Verlassen der Werke meinen. Ich achtete zumeist nicht, wie die Stunden vergingen. Der Tag rückte vor, als hätte er ein Werk von mir zu beleuchten; es war Morgen und siehe! es war Abend, und nichts Denkwürdiges war vollbracht. Statt zu singen, wie die Vögel, lächelte ich still über mein unaufhörliches

Glück. Wie der Sperling auf dem Nußbaum vor meiner Tür seine Triller liebte, so liebte ich mein Kichern, meinen unterdrückten Sang, den er aus meinem Nest hätte hören können. Meine Tage waren nicht Wochentage, die den Stempel irgend einer heidnischen Gottheit trugen, noch waren sie in Stunden zerkleinert und vom Ticken einer Uhr gehetzt; denn ich lebte wie die Puri-Indianer, von denen es heißt, daß sie für gestern, heute und morgen nur ein Wort haben und seine wechselnde Bedeutung dadurch ausdrücken, daß sie für gestern nach rückwärts zeigen, nach vorwärts für morgen und über ihr Haupt für den laufenden Tag. Meinen Mitbürgern erschien dies zweifellos als reinster Müßiggang; aber wenn die Vögel und Blumen mich nach ihren Maßstab gerichtet hätten, ich wäre ohne Fehl befunden worden.... Ich hatte wenigstens den einen Vorteil in meiner Lebensweise, daß während alle anderen überall nach Vergnügen suchen mußten, in Gesellschaft und im Theater, mein Leben selbst mein Vergnügen war und nie aufhörte, neu zu sein.

Thoreau.

Aus: Bruno Wille, Die Weltdichter fremder Zungen. In zwei Bänden erschienen bei der Märkischen Verlagsanstalt, Berlin.

Heilige Arbeit

O die Menschen!

Arbeit ist ihnen Notwehr, Last und Muß! Sie arbeiten nicht, um ihre Kräfte zu entfalten und sich zu freun an ihrem Können, sie arbeiten, um sich zu vergessen. Sie haben ein Wort erfunden: Arbeiten und nicht verzweifeln! ein Wort das man totschlagen sollte, denn es ist ein Spruch nur für Hörige.

Nicht: Arbeiten und nicht verzweifeln!! sondern: Arbeiten und froh sein! Nicht einer ihrer Tage aber ist ein Sein in Fröhlichkeit!

Sie stehen dem Leben gegenüber, wie etwas, dem sie untertan sind und gehorchen müssen, wie Schulkinder einem Lehrer. Sie hassen ihn, weil er mächtig ist und sie strafen kann, anstatt hinzugehen und sich ebenso mächtig zu machen...

Cäsar Flaischlen.

Der Baumeister singt

Menschenseele, so ganz entlaubt,
Menschenseele, die nicht mehr glaubt,
glaube ans Schaffen!
Nicht zum Erraffen und zum Erjagen,
nicht um blutende Wunden zu schlagen,
um zu erbauen die bessere Welt,
dazu, als Brüder den Brüdern gesellt,
dienet der Arbeit!

Wildenbruch.

Wir wollen bei der Arbeit singen. Wir wollen wiederherstellen, was zerbrochen, wiederaufbauen, was eingestürzt war. Den Zerstörer aber wollen wir nicht hassen. Wir wollen singen beim Bauen.

Und bauen wollen wir. Die Kinder rufen uns zu, und wir bauen. Die alten Männer und Weiber rufen uns zu, und wir bauen. Die wackeren Arbeiter rufen uns zu, und wir bauen. Alle Einkünfte nehmen wir weg um des Einkommens willen. Alles Privateigentum sehen wir in einen allgemeinen Schatz fließen. Das ist unsere Bauweise.

Denn aus dem Unvollkommenen wollen wir das Vollkommene bauen. Und aus einem Geschlecht verkrüppelter, halbentwickelter Männer, Weiber und Kinder wollen wir ein Geschlecht aufbauen, das unversehrt und vollkommen ist. Aber immer wollen wir singen. Denn der Arbeiter, der singt, kann arbeiten. Kann arbeiten trotz aller Not...

Man hat mich angefallen und blutig geschlagen. Und doch beklage ich den Ueberfall nicht. Und warum sollte ich nicht bluten? Ist doch mein Sinnen so ganz auf das große Werk vor mir gerichtet, daß mich die kleinen Hindernisse um mich nicht schrecken.

Die herrliche Aussicht lockt mich. Die Verjüngung der Körper lockt mich. Die glücklicheren Gesichter locken. Die Reinigung der guten Erde lockt mich.

Ich sehe, daß fürderhin kein Mensch es über sich gewinnt, einen andern zu besteuern oder sich Schätze zu sammeln. Ich sehe, daß jeder Mensch sich dem Dienst der Gesamtheit weiht. Ich sehe eine Welt, wo es keine Befehle gibt, es sei denn zum Wohle des Nächsten.

Ich sehe eine Welt, worin die Menschen aufgehört haben, von Eigentum zu sprechen. Ich sehe eine Welt, wo die possenhafte Gesetze gesellschaftlicher Etikette dem einfachen Prinzip des Gemeinbesitzes gewichen sind. Und solche Vollendung ist so gewiß in Sicht, daß ich auf ihr Kommen warten und daß ich wohl singen kann, solange ich warte.

Wer ein Ideal hat, braucht nicht toben, noch fluchen, noch argwöhnen. Wer nur die unwirtliche Gegenwart sieht, der mag toben und fluchen und argwöhnen. Denn wir leben in einer Welt, in der wir kein Heim haben. Aber diese leere Welt sollen wir füllen. Denn eine Welt voll Heimatloser ist von allen Welten die leerste.

Doch wenn wir unser Wunder vollbracht haben, wird die Erde ein Heil sein für alle. Und dieses Wunder wollen wir tun.

Denn der Baumeister baut sich ein Heim. Und der Baumeister singt, während er baut.

Horace Traubel. Übersetzt von O. E. Lessing.

Arbeit und Bildung

Ihr Frauen und Männer, die im weiten Saal
Erinnerung und festliches Gewühl
zur kunstbereiten Hörerschaft vereint,
vor Spiel und Lied vernehmt ein rhythmisch Wort,
vom Geist der Stunde zwanglos eingegeben!

Wenn aus dem Banne der Notwendigkeit
und Tagesnotdurft sich der Mensch befreit
zur Geistesübung, Wissenschaft und Kunst,
die mannigfaltig, doch im Grunde eins,
dann winkt dem Arbeitsmann, der für sein Brot,
um Lohn sich müht, ein lichter Sehnsuchtslohn,
das Land der Wahrheit wirft die Schranken auf,
und echtes Streben wählt sich seine Pfade.

Ihr Wirkenden am Webstuhl neuer Zeit,
ihr Treibenden am Schwungrad neuer Welt,
ihr Hämmernden am Schmiedherd neuen Volks,
ihr Träger, die ihr hebt die Last der Erde:
Zu euch gekommen ist der Freiheit Reich,
und eurem Geist entlastet sich das Leben.

Wohl hört und fühlt ihr noch auf Schritt und Tritt
den harten Ruf, des Lohntags rauhen Stoß,
der gierig mit der freien Zeit sich zankt
und eifersüchtig seine Herrschaft hütet —
doch mählich weicht der Geizhals schon zurück
und muß, freiwillig kaum, nur machtgedrängt,
der tiefern Sehnsucht Frist und Spielraum geben.

Zeit, erstens Zeit und zweitens Zeit und drittens
Zeit heißt die Pförtnerin der Geisteswelt,
die zähe sich der Mensch erobern muß,
um nicht, ein dumpfes Tier, dahinzutraben.
Und habt ihr abgerungen sie der Not,
der Ueberfron und der Gewinnbegier,
die holde Zeit, das kostbar reiche Gut,
so haltet sie des besten Willens wert
und füllt sie aus auf nicht gemeine Weise!

Unendlich mannigfach, im Grund doch eins
sind Geistesordnung, Wissenschaft und Kunst,
wer einen Punkt ergreift mit ganzer Seele,
dem tritt in einem Punkt das Ganze nah.
Und ob im bunten Wandel der Natur
ihr nachgeht dem bestimmenden Gesetz,
wodurch sich alles höher zu entfalten
und passender emporzuringen scheint —
ob an der Menschheit Heldenführern ihr,
die selten nur mit Kron und Szepter kamen,
den eignen Sinn zu kühnem Mut entflammt —
ob ihr die regelnde Gestaltung führt,
wie aus Vergangenheit zur Gegenwart
Gemeinschaftsleben sich im Wechselgang
von Rückwärts, Vorwärts höhre Formen zeitigt,
und ihr als wirkend Glied am rechten Platz
euch selbsterziehend einzufügen trachtet —
ob ihr des Menschen Körperbau studiert,
das Ineinandergreifen der Organe,
des Lebens Lauf, der Nerven dicht Gespinst
und des Gehirnes meldungsflinke Leitung:
In allem Eifer, drin sich glühend regt
Erkenntnisdurst, ist Bildungssaat entsprossen,
die schwachen Halme sammeln Kraft, zu tragen,
aus grünem Saatfeld steigt der Aehren Gold.

Arbeiter aller Länder, bildet euch!
In solchem Zeichen kann der Macht ein Sieg,
der nicht verderblich ist, verliehen werden,
und neu von „unten" schichtet sich, die „oben"
längst Risse zeigt, die menschliche Kultur.

Unendlich tief verzweigt, im Grund doch eins
sind Geistessammlung, Wissenschaft und Kunst,
wer liebend sie besitzt, kann sich erlösen.
So lauscht den Tönen, drin aus Kampf und Not
stets höher sich die Harmonie erhebt
und laßt die Seele von des Dichters Liedern
zum Flug ins Land der Schönheit euch befiedern!

Karl Henckell.

Sieg der Freude

Unsres Tages wollen wir uns freuen
und siegen.
Wir wollen uns nicht mehr biegen
im Joch
und scheuen
vergrämten Auges zu Boden blicken.
Wir wollen mutige Blicke ins Elend schicken...
Unser Leben ist dennoch Kraft.
Kleines schafft
auch das Große. Schaffen ist Kampf.
Kampf aber ist Glück
und Freude.
Freude ist Dampf,
der unsrer Räder Riemen bewegt,
der unserm Dasein Stück für Stück
neue Kräfte und Glücke trägt.
Unsere Tage —
wenn sie freudig sind,
segnet die Sonne unsern Wind.

Unsre Tage sollen fröhlich sein,
unsre Freude soll siegen,
dann wird sich das graue Grämen biegen.
Wir werden stark und schön
mit unsern jubelnden Kindern gehn
vorbei an den wogenden Erntefeldern.
Wir werden sie an den goldschweren Aehren
hoffen lehren.
Erzählen von trotzigen Eichen,
die den Stürmen des Lebens nicht weichen.
Wir werden ihnen unter göttlichen Buchen
sagen, daß Schönheit suchen
Glück finden ist,
daß Glück in jedem Tage ist,
wenn mans hineinlegt mit seiner Seele.
Jeder Blick ist eine Seele,
der segnen kann
oder fluchen.
Aber suchen
und geben an allen Enden
kann man auch mit knochigen Händen
soviel Freude und Glücklichsein.

Julius Zerfaß.

Aus der von Franz Diederich herausgegebenen Anthologie „Von unten auf" (vergl. Lese 23, 1912).

Hexenverbrennung in Jülich. Nach einem fliegenden Blatt von Georg Kreß, Augsburg 1591.

Die Hexe *)

Ein Bild aus dem großen Kriege von Ricarda Huch

Unter den Hexen in Bamberg befand sich eine, die, obwohl sie nicht kräftig, sondern zart gebaut und mager war, doch die Folter bestand, ohne sich schuldig zu bekennen oder zu sterben, was niemand gerade von ihr für möglich gehalten hätte. Sie hatte unter der Qual fortwährend an ihr Heim gedacht, wohin sie so gern zurückkehren wollte: es war eine Wirtschaft mit einem Garten, der an Feiertagen voller Gäste war, und womit sie ihr gutes Auskommen hatte. Es freute sie, das Durcheinandersummen der lustigen Stimmen und dazwischen das laute Gelächter ihres Mannes zu hören; abends gab es oft Schlägerei, aber im allgemeinen ging es ehrbar und ordentlich zu, worauf sie stolz war. Ihre beiden Töchter ließ sie nicht bedienen, obwohl sie Lust gehabt hätten, und der Vater schmunzelte, wenn die hübschen Mädchen gerühmt wurden. Die schönsten Tage waren, wenn die Aepfel, Nüsse und Pflaumen geerntet wurden; mußte sie sich auch dabei anstrengen, so war es doch ein Vergnügen, den Mann und die Töchter, die rotbackig und rüstig waren, stramm unter den schweren Bäumen hantieren zu sehen. In der Gefangenschaft malte sie sich wieder und wieder aus, wie sie aufschreien und die Hände zusammenschlagen würden, wenn sie plötzlich daherkäme; wie die eine Tochter zum Herde laufen und ihr gutes Essen kochen, während die andere das Bett rüsten würde, damit sie nach langem Jammer wieder einmal eine Nacht in einem rechten Bett schliefe.

Es kam jedoch ganz anders; denn zuerst erkannte sie niemand, und hernach graute es ihnen vor ihr, weil sie krumme Glieder, rote Augen und ein gelbes, eingedörrtes Gesicht bekommen hatte. Nachdem sie einen Tag zu Hause war, schien es ihr fast, als habe sie es in dem höllischen Trudenhause dennoch nicht so schlimm wie hier gehabt. Ihr Mann hatte eine Liebschaft mit einer jungen Kellnerin angefangen, die er geheiratet hätte, wenn sie verbrannt worden wäre, und die Töchter trieben sich im Garten zwischen den Gästen umher, hatten sich an ein lustiges Leben gewöhnt und wollten sich nicht mehr hineinreden lassen. Wenn sie nun auch zu allem schwieg und alles gehen ließ, so war doch ihre bloße Anwesenheit lästig; denn wenn sie wie eine leibhaftige Hexe aussähe, meinte der Mann, so werde sie die Gäste vertreiben.

Eines Tages kam die jüngste Tochter weinend gelaufen und sagte ihr, die Häscher kämen, sie wieder ins Trudenhaus abzuholen, weil es doch nicht richtig mit ihr sein solle; ihr Vater würde sie schlagen, wenn er erführe, daß sie es ausgeschwatzt habe, aber sie könne nicht anders, die Mutter solle schnell mit ihr kommen und sich im Speicher, wo sie schon einen Winkel wisse, verstecken. Die Frau schüttelte den Kopf und sagte, nein, sie solle es gut sein lassen, sie wolle sich nicht mehr die Mühe machen mit dem Verbergen; bis die Tochter endlich

*) Aus: Der große Krieg in Deutschland, erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig. Siehe Wegweiser.

böse wurde und es aufgab. Also wurde sie wieder in das Trudenhaus gebracht und blieb dort, bis die Schweden in Bamberg einzogen.

Als General Horn durch die Stadt einritt, um sich die Gelegenheit wegen der Quartiere anzusehen, fragte er nach dem Trudenhause, was das sei? Man solle es zur Einlagerung frei machen, die Hexen könnten anderswo untergebracht werden. Der Bürgermeister war sogleich mit einverstanden, es wären ohnehin nur noch wenige darin, die wohl in das gemeine Gefängnis gesteckt werden könnten. Beim Aufschließen der Zelle ergab sich, daß noch acht alte Weiber und ein Mann vorhanden waren, die während der Kriegsbeschwerden in Vergessenheit geraten waren und mit blöden Gesichtern, halbverhungert ans Licht kamen. Horn fragte erstaunt, was diese armen Leute getan hätten? Man solle sie ins Spital schicken oder mit einem gereichten Zehrpfennig laufen lassen. Ein Gerichtsassessor gab zu erwägen, man könne sie nicht wohl ziehen lassen, bevor sie den Eid de non vindicando carcere schworen hätten, nämlich, daß sie sich wegen erlittener Gefangenschaft und Drangsal nicht rächen wollten; hernach wolle man ihnen aus untertäniger Dienstwilligkeit gegen den General den Laufpaß geben. Man sollte doch, sagte Horn, die Justiz mit solchen Weitläufigkeiten nicht beladen. Bis zum Nachmittage wolle er ihnen Zeit lassen, dann aber müsse das Haus geräumt sein.

Die Frau ging, nachdem den Gefangenen die Türe geöffnet worden war, mit ihren verkrüppelten Füßen langsam ein paar Straßen entlang, bis sie an den Fluß kam; da setzte sie sich ins Gras und sah in das hurtig fließende Wasser, bis sie gegen Abend unvermerkt einschlief. Am folgenden Morgen stand sie mühselig auf, ging, da sie von den Wachen nicht aufgehalten wurde, aus dem Tor hinaus und aufs Geratewohl querfeldein in das braune Land.

*

Anmerkung der Schriftleitung: Zu Vorstehendem geben wir einige historische Daten, die wir Meyers Konversations-Lexikon entnehmen, (in dessen sachlich geschriebenen Spalten oft erschütternde Kulturtragödien verborgen sind für den, der zu lesen versteht): Die planmäßigen Hexenverbrennungen dauerten vom 14. bis 17. Jahrhundert und verbreiteten sich sehr rasch über die meisten europäischen Länder. In Lothringen verurteilte ein einziger Hexenrichter 800 Hexen zum Scheiterhaufen! Selbst im 18. und 19. Jahrhundert finden sich noch Fälle dieses grausigen Unwesens. Die letzten Hexenhinrichtungen fanden statt: 1749 in Würzburg, 1785 in Glarus, 1793 in Posen. Aber noch 1836 wurde eine vermeintliche Hexe von Fischern der Halbinsel Hela (Ostpreußen!) ertränkt. In andern Weltteilen spielten Hexenprozesse bis in die neueste Zeit; in Mexiko endeten zwei derselben noch 1860 und 1873 mit der Verbrennung der Opfer.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

18. Fortsetzung.

Immer unter zwei Kastenkarren mußten ein oder zwei verwitterte Grenzsteine vermischt werden, die er auf einem fremden, entfernten Felde oder im Königlichen Walde nächtlicherweise heraushob und ungesehen im Sack nach Hause trug. Damit wurde die Entdeckung der Leiche des Schusters, konnte er seine Frau zur Verschwiegenheit bringen, vereitelt. Stieg die Polizei, die bei der Aufregung der Umgegend dem Verschwinden des Schusters nachforschen mußte, dennoch in den Brunnen, nun, so fand man eben den Toten und er konnte ruhig hundert Eide schwören, daß er sein Unglück nicht verschuldet habe. Gleichzeitig mußte das Vorhandensein so vieler Grenzsteine die Begebenheit des Grenzfrevels vollkommen verwirren. Und wenn er sich nicht gar zu tölpelhaft stellte, konnte er hoffen, wenn auch nicht ungerupft, noch einmal aus der ganzen Verwicklung herauszukommen. Befriedigt richtete sich Exner auf. Freilich würde seine Frau sich über die ganze Steinfahrerei wundern und, mißtrauisch, wie sie schon einmal war, ihn mit allerhand Verdächtigungen quälen. Da wollte er ihr denn sagen, daß das teilweise Anfüllen des Brunnens mit großen und kleinen Steinen notwendig sei, um das Wasser von der schlammigen, faulen Sohle weiter zwischen dem Gestein heraufzutreiben, damit es auf diesem Wege seine erdigen Beimischungen absetze und den schlechten Geschmack verliere. Diese Erklärung konnte er auch der Polizei gegenüber gebrauchen.

Nachdem er so mit sich ins Reine gekommen war, lachte er befriedigt, rieb sich die Hände, zog den Kopf zwischen die massigen Schultern und trat durch das kleine Türchen in den Hof. Der Himmel glühte in einem schimmernden Blaugrün, in dem lange, ausgefranzte, brennend rote Streifen lagen.

„Verknucht, 's is ja Abend!"

Noch hatte er seit dem Frühstück nichts gegessen.

Er stellte sich, als habe er geschlafen. Seine Augen reibend, trat er in die Stube und verlangte unter Gähnen zu essen. Sein Weib saß am Tisch, ihr Gesicht der dämmrigen Stube zugewandt. An ihrer Stimme erkannte man, daß sie geweint habe; es war, als klebten die Worte aneinander.

„Ja, du willst essen?" frug sie in schmerzlichem Verwundern.

Der Lahme ließ sich schwer auf die Bank fallen und antwortete gutgelaunt: „Nu'ch, ich ha doch keen hölzernen Magen. Wenn ich au geschlafen hab; der Hunger is doch gekommen."

„Du hast geschlafen, du?"

„Nu, darf ich denn nich?"

„Ich dürfen schon, aber können!"

„Können, ich dächt, daß ichs kann," und der Klumpen begann laut zu schnarchen.

„Karla, wenn ich nich of dr Stelle verrückt wern soll, hör of zu schnarchen!" rief sie verzweifelt und begann zu schluchzen.

„Ihr Weiber könnt eben nischt wie flerrn un Kinder kriegen."

„Soll ma da etwan noch tanzen? Draußen eim Borne liegt der Schuster. Un ich weeß nich, erschlag mich ofm Flecke, du bist schuld."

Der Lahme saß eine Weile stumm da, den einen Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und sah vor sich hin. Dann lachte er verächtlich hinaus.

„Haha, mußt du denn au verrückt sein, wenn de Steindorfer Leute um a Verstand komm', durch de Banke alle mitnander?"

Sie schüttelte den Kopf und weinte leise weiter.

„Wenn der Schuster nundergefallen wär', da hätt doch müssen der Born offestehn," fuhr Exner zu reden fort; es klang, als fertige er eine müßige Belästigung ab. „Denn durch de Bretter kann er doch nun eemal nich fallen. Un warum ei aller Welt hätt ich den Schuster, der mr nischt getan hat, ei den Born schmeißen sollen! Gefimper, nischt wie Weibergefimper!"

Marie schüttelte wieder den Kopf.

„Aber Karla, der Geruch, der Leichengeruch!"

„Das is das schlechte, faulige Wasser, was de jetze vom Berge herzutritt und der Lehm, of dem's steht. Hättste och geschmeckt, kaum wie dr Born fertig war, wie Freiwald de erste Flasch voll raufbrachte, genau wie Jauche. Der scheene Freiwald! Jetze is derselbe Geschmack. Ich wer halt müssen eenige Fuhren Steene neifahrn, daß's rufkömmt aus dem Morast. Und das glei, ehs harte und feste gefriert, zentrum. Was? Meenste nich au Marie, das wär's Beste."

Marie schwieg. Sie hatte den Kopf gesenkt und schien etwas zu überlegen. Dann fuhr sie auf, zündete am Ofen ein Licht an und trat an Exner dicht heran, daß sein Gesicht hell erleuchtet wurde. —

„Sieh mich an, ganz, mach de Augen weit uf!" sprach sie mit tiefernster Stimme.

Der Lahme blinzelte ins Licht und dann wieder auf sein Weib, aber er hielt den Blick dieser blauen, verzweifelten Augen nicht aus.

Als das junge Weib das wahrnahm, begann ihr Arm zu zittern, daß sie den Leuchter auf den Tisch stellen mußte.

„Steh uf vo dr Banke — und tritt her zu mir — vors Licht."

Ihre Stimme war leise, doch von einer seltsamen Tiefe. Exner ward es unbehaglich, aber lächelnd gehorchte er.

„Schwör mir beim Lichte un bei dr Sonne, daß du nich schuld bist, wenn dr Schuster ei'm Born liegt, schwör mirs beim Himmel und allen Heiligen..."

„Mit allen Sechsen, wenn de willst."

Er unterbrach sie und hob bereitwilligst die Hand. Aber sie zog seinen Arm nieder und fuhr fort:

„Un daß der Herr uns alle trifft, wenns nich wahr is und verflucht, zerreißt un ei alle Winde treibt die Menschen, das Haus, das Holz samt den Steinen!"

Den Fluch sprach sie mit psalmodierender Stimme, feierlich getragen. Dann setzte sie mit einem tiefen Atemzuge aus und sah ihm forschend ins Gesicht. Keine Fiber rührte sich darin.

„Nach, soll ich etze?" frug er endlich.

Marie rührte sich nicht; sie stierte ins Licht, und langsam rannen Tränen über ihre blassen Wangen.

Dann sagte sie tonlos: „Laß — laß sein — nee, nee — lieber nich —" und verwandte den Blick nicht von der Flamme.

Der Lahme setzte sich schweigend, und auch sie kehrte an ihren Platz am Fenster zurück, wo sie hockte, wie zusammengedrückt, mit demselben Blick ins Leere. Plötzlich erhob sie sich leise und ganz langsam, wie Träumende im Bett sich aufrichten in banger, beängstigender Mitternacht, und mit suchendem Schritt, als gehe sie durch dichte Finsternis, bewegte sie sich zu ihrem Manne hin, hielt vor ihm und streichelte ein paarmal seinen Scheitel. Schweigend, und ihre eiskalten Hände bebten dabei.

Darauf begab sie sich wieder an die andere Seite des Tisches, saß da, hatte die Hände gefaltet und bewegte lautlos die Lippen, bis sie in eine schmerzensstarre Haltung verfiel und mit ihrem blassen Gesicht einer jener Statuen leidender Büßerinnen glich, die uns in dem Dämmer katholischer Kirchen das Herz mit so dumpfem Weh beladen.

„Karla," sprach sie schüchtern.

Der Lahme hob den plumpen Kopf.

„Laß mich meine heilge Mutter und de Engala hulln. Karla, gell och, du hast nischt dawieder?"

Ihre Stimme hatte einen Klang rührender Liebe.

Exner fuhr unwirsch in die Höhe, weil „bei der ganzen Geschichte wieder nischt als Weibergefimper" herausgekommen war, tat einige lange Schritte in der Stube hin und antwortete dann gleichgültig: „Jees ja, freilich. Weger mir, immerzu," und verließ eilig das Zimmer. Nach einigen Minuten stand die Muttergottes mit ihren zwei Engeln wieder auf dem Eckbrett über dem Tisch und sah mit starren Punktaugen nieder in den Raum, in dessen Dunkel das kleine Licht an tausend verschmachtenden Glühfäden hing.

Gegen acht Uhr, nach dem Abendbrot, suchten beide das Bett auf. Marie versank bald in Schlaf und träumte von blühenden Lichtbergen, aus deren Gebüsch geflügelte Kinder niederflatterten. Der Lahme lag lange mit offenen Augen da und ließ den Tag an sich vorüber ziehen, stieß endlich einen verächtlichen Laut aus, wickelte sich ins Bett und schlief auch ein. Draußen aber spielte der Nachtwind mit dem Atem des Todes.

15.

Noch ehe der Lahme mit der Gewinnung alter Grenzsteine und dem Verschütten des Brunnens beginnen konnte, fingen die Steindorfer auf eigene Faust ein Ermittlungsverfahren gegen ihn an. Späher umlauerten Tag und Nacht sein Gehöft. Pischkewill um Pischkewill, wie man die Schmähbriefe hier nennt, klebte an seiner Tür, dem Brunnenhäuschen oder flatterte, von ungesehener Hand geworfen, vor seine Fenster. Die zur Schule gehenden Kinder standen schreiend auf der Mauer, wiesen erregt nach seinem Hause und liefen, wenn er sich sehen ließ, mit dem Rufe: „A kimmt, a kimmt!" eiligst davon. Und als er sich aufraffte, dem Gerücht die Stirn zu bieten, mit einem derben Stock bewaffnet durchs Dorf schritt, im Gasthaus saß, Passanten unter nichtigem Vorwand auf dem Wege zu einem Gespräch preßte, da mußte er die Wahrnehmung machen, daß er von den Meinungen und Absichten der Leute nichts erfahren konnte. Man stahl sich von ihm, um aus gesicherter Weite eine Drohung nach ihm hinzuschrein, auszuspeien, oder ihm die Faust zu zeigen. Störrisch zog er sich in das Netz zurück, das ihre feige Emsigkeit um ihn gesponnen hatte und lag auf der Lauer, wie er listigerweise doch noch zur Ausführung seines Planes kommen könnte. Allein es gelang ihm nichts, als in einer finstern Nacht einige Grenzsteine von der fernen Gemarkung Petzdorfs unter großen Schwierigkeiten herbeizuschaffen und im Schuppen unter den Reisigbündeln zu verbergen.

Dabei mußte er ängstlich sein Weib hüten, damit sie mit niemanden zusammenkomme. Er besorgte alle Einkäufe selbst und war immer auf der Jagd nach den vermaledeiten Pischkewillen.

Marie klagte nie und verdächtigte ihn mit keinem Worte. Nur vor seinen plumpen Zärtlichkeiten, mit denen er sie nun häufig verfolgte, floh sie entsetzt. Sonst sah sie mit einer starren Milde auf ihn hin. Sie ging mit langen, festen Schritten umher, ihr Gesicht trug einen gespannten Ernst. Mit harten, überwindenden Bewegungen, wie ein Mensch in großer Kälte arbeitet, rührte sie sich bei ihrem Tagewerk. Schlug der Wind irgendwo eine Tür zu oder klang ihres Mannes Schritt unvermutet von dem Hofe her, so fuhr sie zusammen, lief mit erbleichendem Gesicht ans Fenster und spähte lange den Weg hinauf, um dann stumm und versunken, gleich einer Verschollenen, weiterzuschaffen.

Nur die Ampel vor der heiligen Mutter auf dem Eckbrett brannte ohne Unterbrechung, selbst am hellen Tage, und in gar mancher Nacht, wenn der Lahme durch ein schreckhaftes Gesicht aus unruhigem Schlaf gerissen, nach ihrem Lager griff, fand er das Bett kalt und leer und hörte durch die Tür ihr monotones, leises Gebet.

Aber sie vermochte nicht, den rollenden Stein der Vergeltung aufzuhalten. Infolge einer anonymen Denunziation stellte sich eines Morgens der Wachtmeister Stief aus Walsdorf auf dem einsamen Höfchen am Freibusch ein, um den Klumpen über das Verschwinden der Grenzsteine und des Schusters zu verhören und das Haus samt seiner näheren Umgebung einer peinlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Exner war ehrerbietig, freundlich, spielte den Gebückten, aus gekränkter Ehre Kummervollen, wurde brutal, tat tölpelhaft, sprach Lügen mit unbefangener, blöder Miene, redete Wahrheiten mit jener unsicheren Stimme und jenen ausweichenden Blicken, welche die Notlüge charakterisieren, überlistete den Wachtmeister vollständig, der, je aussichtsloser sich das Verhör gestaltete, immer mißvergnügter wurde und zuletzt nur noch auf dieser und jener Nebensächlichkeit herumritt, um den Lahmen gehörig zu stäupen.

Marie lief es heiß und kalt über den Rücken, als sie ihren Mann in solch glatter Verachtung der Wahrheit mit dem Hüter des Gesetzes umspringen sah. Mehrere Mal öffnete sie den Mund zum erlösenden Schrei; aber Exners Auge zwang sie, ihre Aussagen auf der Linie seines Zeugnisses zu machen.

Endlich traf der Wachtmeister Stief Anstalten, sich von seinem Sitze am Tisch zu erheben, klappte das Taschenbuch zu und indem er das ausgedehnte Gummiband bedächtig und sorgsam darüber legte, sagte er:

„Das is eine ausgemacht lausige Geschichte, verstehn Sie mich, Freundchen, und ich kann ihn bloß so viel sagen, da wird ihn schon noch ein Patzen Dreck uf die Krempe fallen."

Der Lahme reckte sich absichtslos aus seiner gebückten Haltung zur vollen, vierschrötigen Höhe.

„Immer tun Sie sich!" brauste Stief auf und erhob sich, den Stuhl mit der Hand zurückschleudernd. „Ich hab schon andre gefressen, wie Sie sind, das merken Sie sich. Lassen Sies och gut sein, der Staatsanwalt wird ihn die Läuse schon aus m Magen klauben."

Er ließ seinen stöbernden Blick rund um die Stube laufen, strich, zur Erde sehend, seinen schwarzen Schnurrbart und kommandierte dann: „Nu woll mr mal nachsehn!"

Dienstbeflissen sprang der Lahme hinzu und öffnete die Tür. Im Hinausschreiten herrschte Stief ihn an:

„Machen Sie keene Dänste! Wo haben Se die Steine hingeschafft?"

Exner versicherte zum hundertsten Male, daß er ihm darauf keine Antwort geben könne, weil er mit den Grenzsteinen nichts zu schaffen gehabt habe, und bat ihn, sich doch die Mühe zu nehmen, sein ganzes Haus und alles, was drum und dran hängt, zu untersuchen, damit endlich der ärgerliche Verdacht von ihm genommen werde.

Stief ließ sich nicht irremachen und wenn er sich auch von der Haussuchung nichts versprach, so hatte er doch Gelegenheit, den Hartgesottenen nach allen

Regeln der Kunst zu bearbeiten, weich zu machen und hoffte dies oder das zu finden, das seiner festgefahrenen Kombination einen neuen Weg wies. Er stieg treppauf und treppab, schnurrte mit klapperndem Mundwerk überall umher, setzte ihm mit immer stärkeren Drohungen hart zu, klopfte ihm endlich in einem dunklen Winkel auf die Achsel und flüsterte ihm herzlich ins Ohr, nun könne er es ihm sagen, sie seien unter vier Augen, er habe auch ein Gemüt und werde zu schweigen verstehen. Als sie im Schuppen an dem Stoß Reisig standen, kam dem Lahmen wirklich der Gedanke, ob es nicht besser sei, dem Wachtmeister zur Auffindung der gestohlenen Grenzsteine zu verhelfen, denn er hatte eine unbestimmte Hoffnung, dadurch den Gang der Untersuchung auf einen toten Weg zu leiten und begann tatsächlich, Bündel um Bündel herabzuwerfen.

„Was machen S'n da?" frug barsch der Behelmte.

„Sie sollen sehn, ob de Steene dahinter sein," antwortete Exner und warf Stief ein andres Bündel vor die Füße.

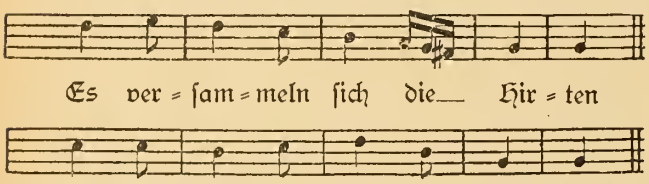
„Sie — Sie — Aftloch, haha! Stief sucht nach seiner Nase, verstehn Se mich?" rief der Wachtmeister verächtlich und kroch ins Freie. Fortsetzung folgt.

Aucasin und Nicolete

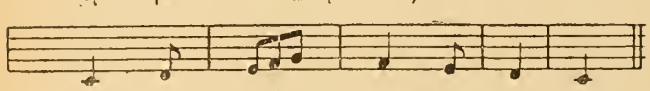
Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete

6. Fortsetzung. **Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert**

Nun wird gesungen.



Frucklins und Jung-Johanes,
Robecons und Aubries.
Einer sagt: „Ihr lieben Freunde,
Aucasin, den schmucken Junker,
Wahrlich, Gott beschütze ihn!
Und die hohe, schöne Jungfrau
Mit dem blonden Ringelhaar,
Blanken Augen, die so leuchten,
Die so liebreich uns begabt,
Daß wir Kuchen konnten kaufen,
Spitze Dolche, blanke Scheiden,
Süße Flöten, große Hörner,
Hirtenstäbe und Schalmein,



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Als Aucasin die Hirten vernahm, gedachte er Nicoletes, seiner süßen Freundin, welche er über die Maßen liebhatte, und glaubte, sie sei hier gewesen, und gibt dem Pferde die Sporen und kommt zu den Hirten.

„Liebe Kinder, möge Gott euch schützen!"

„Gott segne Euch!" sagt der, welchem das Reden leichter wird denn den anderen.

„Liebe Kinder," spricht er, „wiederholt doch das Lied, welches ihr eben gesungen habt!"

„Wir wollen es nicht singen," sagt der, welchem das Reden leichter wird denn den anderen, „sucht Euch einen, der es Euch vorsingen will, Herr!"

„Liebe Kinder," sagt Aucasin, „erkennt ihr mich nicht?"

„Ja, recht gut wissen wir, daß ihr Aucasin seid, unser Junker; aber wir gehören nicht Euch an, sondern dem Grafen!"

„Liebe Kinder, tut es doch, ich bitte euch darum!"

„O, um ein Ochsenherz," sagt der, „warum soll ich Euch vorsingen, wenn es mir keinen Spaß macht? Gibt es doch keinen Mächtigen in unserm Lande, ausgenommen den Grafen Garin selbst, der so kühn wäre, wenn er meine Rinder, oder meine Kühe, oder meine Schafe in seiner Wiese oder seinem Getreide fände, sie herauszujagen wagte, aus Furcht, seiner Augen verlustig zu gehen; warum soll ich Euch vorsingen, wenn es mir keinen Spaß macht?"

„Wenn Gott euch schützen soll, liebe Kinder, so tut es; und habt hier zehn Pfennige, die ich da in meiner Tasche finde!"

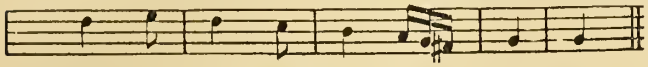
„Herr, die Pfennige wollen wir nehmen, aber das Lied will ich Euch nicht vorsingen, denn ich habe es geschworen; aber ich will es Euch erzählen, wenn es Euch recht ist!"

„Bei Gott," sagt Aucasin, „lieber will ich es erzählt, denn gar nicht hören!"

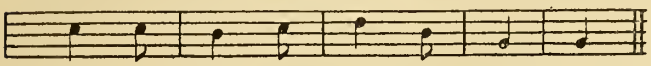
„Herr, wir waren vor kurzem hier, zwischen Prime und Terze, und aßen unser Brot an diesem Quell, wie wir es auch jetzt tun. Und eine Jungfrau gesellte sich zu uns, wie es keine schönere auf der Welt gibt, so daß wir glaubten, sie sei eine Fei; und der Wald erglänzte von ihr. Und gab uns so viel von dem Ihrigen, daß wir mit ihr übereinkamen, Euch zu sagen, wenn Ihr hier vorüberginget, Ihr möchtet in diesem Wald des edlen Weidwerks pflegen; und es gäbe hier ein Tier, von dem Ihr weder um fünfhundert Solidi noch um ein Vermögen seiner Glieder eines verschenken würdet, wenn Ihr es fangen könntet; denn das Tier hat ein Heilmittel, welches Euch von Eurer Kümmernis bringt, so Ihr es zu fangen

vermöchtet; und wenn Ihr es in den drei Tagen, in welchen Ihr es fangen müßt, nicht zur Strecke bringt, werdet Ihr es niemals sehen. Nun jagt es, wenn Ihr wollt; und wenn Ihr wollt, laßt es bleiben, denn ich habe mein Versprechen gegen sie ehrlich eingelöst!"

„Liebe Kinder," sagt Aucasin, „genugsam habt ihr davon gesprochen; gebe Gott, daß ich es finde!"

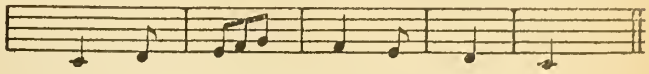


Au = ca = sin vernimmt die— Wor = te



Sei = ner Freun=din mit den blan = ken

Augen, die sein Herz bewegen.
Von den Hirten geht es rasch
In des Waldes grünes Dunkel,
Und es trägt sein edler Zelter
Ihn im schnellen Lauf dahin.
Und nun spricht er solche Wort:
„Nicolete, süße Freundin,
Bin um dich hierhergekommen,
Nicht um edlen Weidwerks willen;
Deinen Spuren will ich folgen,
Sehen deines blanken Augs
Schönes Leuchten; deiner Worte
Süße hat mein Herz entzündet,
Gebe, daß es Gott gefällt,
Daß mein Auge wiederfindet



Dich— mei = = ne Welt!"—

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Aucasin durchforschte den Wald nach Nicolete, und das Pferd trug ihn in großer Schnelle vorwärts. Glaubt nicht, daß ihm Dorngebüsch und stachlige Brombeerranken erspart blieben! Nein, im Gegenteil, sie zerrissen ihm sein Gewand, daß es in Fetzen herunterhing und er sich nur notdürftig bedecken konnte; und das Blut tropfte von Arm und Schultern und Beinen aus fünfzehn oder gar dreißig Wunden herab, so daß man nach der Spur des Blutes, welches auf die Gräser rieselte, dem Junker folgen konnte. Aber so sehr dachte er an Nicolete, seine herzliebe Freundin, daß er weder Wunden noch Schmerzen fühlte; und durchstreifte den Wald kreuz und quer und konnte doch nichts von ihr entdecken. Fortsetzung folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

„Die Arbeit hoch"*)

Dieses Lied ist so mächtig und eindrucksvoll und ich habe es so recht einmal hören können auf der Gasse, als Tausende in diesen Strophen eine bessere Zukunft, den Sozialismus, in ihren Herzen herbeisehnten. Freilich war es kein Gesang, an dem strenge Kritiker ein befriedigendes Gefühl haben konnten, es war vielmehr ein Gröhlen, ein Entleeren von schweren Herzen und ein unregelmäßiges Wogen wie die Wellen eines Meeres, das durch die brausende und entflammte Menge ging; hier in diesem Liede rollte ihre Hoffnung; wenn die Arbeit aller Tyrannei ledig sein wird, dann wird sie auch uns freuen und wahrhaft hoch sein, die uns heute ein riesengroßer Schmerz, zumeist eine schwere Last ist und kein beseligendes Gefühl der Befriedigung auslösen kann, wenn die Arbeit frei sein wird, die uns heute Schande und Armut bedeutet, dann ist sie auch hoch. Der Inhalt, die Hoffnung, der Gesang der Zukunft klang in diesen Strophen, und man brauchte kein Sozialist zu sein, um einsehen zu müssen, daß die Erfüllung dieses Ideales, das diese Tausende in diesem Liede hegten, eine neue Zeit bedeutet.

Was wollen sie mehr? Klang die Frage.
Als hier die Hoffnung von Millionen
einer schöneren Zukunft!

*) Das Lied „Die Arbeit hoch" ist die Marseillaise der österreichischen Arbeiter.

Mein liebstes Buch

Ich habe viele, gute und liebe Bücher. Doch das liebste Buch schenkte ich meiner Frau im Wochenbett. Es besteht aus leeren weißen Blättern, in schönem braunen Leinenumschlag. Es ist meines Kindes Tagebuch. Darin haben wir geschrieben, vom ersten Weinen, Lachen und Lallen unseres Kindes, kurz, von allen diesen wunderbar kleinen Dingen und Vorkommnissen, die sich gerade im kleinsten Alter so nett abspielen.

So habe ich an diesem Buch meine größte Freude; es hat uns schon manchen Abend schön und traulich gemacht, ob ich nun aus der Welt meines Kindes all die Sächelchen und Ereignisse niederschrieb, oder ob ich Abends beim Lampenschimmer meiner Frau aus den ersten Tagen vorlas. Und ich meine, ein solch erlebtes Buch ist wohl auch das liebste Buch.

Einsender: W. Kollbach, Eisendreher, Dresden.

Mein liebstes Bild

Als freundliches Geschenk fand ich vergangene Weihnachten eine Feuerbach-Mappe mit 8 farbigen Nachbildungen seiner Gemälde. Der Bruder, der meine Vorliebe für diesen Meister kennt, baute mir diese als liebstes Angebinde auf. Alle seine Bilder sind großartig, alle gleich schön und edel und doch gefällt mir am besten „Hafis am Brunnen", ein wunderbares Bild, diese edle Gestalt von Ha-

fis, wie er mit feiner Handbewegung den Frauen erzählt; diese Frauengestalten alles Schöne und Gute verkörpernd; ein Bild zu dem man gern hinflüchtet in unserer aufgeregten, hastenden Zeit, ein Bild das uns Ruhe und Frieden gibt, so oft wir es betrachten. Feuerbach, mein liebster Maler, der mir am meisten zu sagen hat, der mich emporhebt über die Oede des Alltags, über die Schwere des Lebens.

Einsender: Margarethe Elisabeth Schwalbach, Buchhalterin, Magdeburg.

Der Naturforscher

Naturkunde als Mitgift für das Leben

Je älter der Mensch wird, desto wundervoller zeigt sich ihm die ganze Natur. Je mehr er erfahren hat von dem, was auf Erden unter seinesgleichen vorgeht, Gutes und Böses, desto öfter kehrt er mit heiterer Befriedigung zu einer sinnigen Betrachtung und Deutung der ihn umgebenden harmlosen Natur zurück. Die Natur ist, wie ein alter Weltweiser sagte, auch in den kleinsten Dingen ein vollendetes Ganzes. Daher genügt dem Naturfreund schon die einfachste Blüte zu Freude und Belehrung; und die Wirkung auf das Gemüt bleibt dieselbe, ob er durch das Fernrohr die ewigen Sterne oder durch das Vergrößerungsglas das Getümmel der kleinsten Tiere im Wassertropfen beobachtet.

Erkenntnis Gottes und Verständnis der irdischen Dinge — das sind die Wege zur wahren Weisheit. Beide Wege eröffnet uns die Wissenschaft von der Natur, und in keiner einzigen anderen Wissenschaft können wir so selbständig und ohne Versäumnis der täglich uns obliegenden Pflichten stetige Fortschritte machen als in der Wissenschaft von der Natur. L. Meyn.

Der Naturforscher und das Publikum

Die Fachgenossen und das Publikum urteilen über ein Werk der Wissenschaft und Kunst nach dem Nutzen, der Belehrung oder der Freude, die es ihnen gebracht hat. Der Autor ist meist geneigt, seine Wertschätzung nach der darauf verwendeten Mühe anzusetzen, und diese beiden Arten der Schätzung treffen selten zusammen. Im Gegenteil ist aus den gelegentlichen Aeußerungen einiger der berühmtesten Männer, namentlich unter den Künstlern zu erkennen, daß sie auf die Leistungen, die uns in ihren Werken als unnachahmlich und unerreichbar entgegentreten, verhältnismäßig geringes Gewicht legten im Vergleich zu anderen, die ihnen schwer wurden, die aber den Lesern und Beschauern viel weniger gelungen erscheinen. Ich erinnere nur an Goethe, der nach Eckermanns Bericht einmal geäußert hat, seine dichterischen Werke schätze er nicht so hoch wie das, was er in der Farbenlehre geleistet.

Hermann von Helmholtz.

Das Auge

Unter allen Sinnen des Menschen ist das Auge immer als das liebste Geschenk und als das wunderbarste Erzeugnis der bildenden Naturkraft betrachtet worden. Dichter haben es besungen, Redner gefeiert; Philosophen haben es als Maßstab für die Leistungsfähigkeit organischer Kraft gepriesen, und Physiker haben es als das unübertrefflichste Vorbild optischer Apparate nachzuahmen gesucht. Die begeisterte Bewunderung dieses Organs ist in der Tat wohl zu begreifen, wenn man an seine Leistungen denkt, an seine raumdurchdringende Kraft, an die Schnelligkeit, mit der es die Fülle seiner farbenprächtigen Bilder wechseln läßt, und an den Reichtum von Anschauungen, die es uns zuführt. Das unermeßliche All und seine zahllosen leuchtenden Welten kennen wir nur durch das Auge; nur das Auge macht uns die Fernen der irdischen Landschaft mit ihrer duftigen Abstufung sonnigen Lichtes, macht uns den Formen- und Farbenreichtum der Pflanzen, das anmutige oder kräftige Bewegungsleben der Tiere zugänglich.

Als der härteste Verlust nächst dem des Lebens erscheint uns der Verlust des Augenlichts. Aber noch viel wichtiger als die Freude an der Schönheit und die Bewunderung der Erhabenheit, welche uns das Auge anschauen läßt, ist für uns in jedem Augenblicke unseres Lebens denn doch die Sicherheit und Genauigkeit, womit wir die Lage, Entfernung, Größe der uns umgebenden Gegenstände durch das Gesicht beurteilen. Denn diese Kenntnis ist die wesentlich notwendige Grundlage für alle unsere Handlungen, mögen wir nun eine feine Nadel durch ein verschlungenes Gewirre von Fäden hinführen wollen oder einen Sprung von Fels zu Fels machen, wo von der richtigen Abmessung der Entfernung, zu der wir springen müssen, vielleicht unser Leben abhängt. Durch den Erfolg unserer Bewegungen und Handlungen, die ja auf die mittels des Sehens erlangten Anschauungsbilder der Außenwelt wesentlich gegründet sind, prüfen wir auch wiederum fort und fort die Richtigkeit und Genauigkeit dieser Anschauungen selbst. Wenn uns das Gesicht über die Lage und Entfernung der gesehenen Gegenstände täuschen sollte, so würde sich das sogleich zeigen, wenn wir das am falschen Orte Gesehene ergreifen oder darauf zueilen wollten. Eben diese unablässige Prüfung der Genauigkeit der Gesichtsbilder durch unsere Handlungen ist es nun auch, was uns die felsenfeste Ueberzeugung von ihrer unmittelbaren und vollkommenen Wahrheit und Treue verschafft, eine Ueberzeugung, welche durch keine noch so wohlbegründet erscheinenden Einwürfe der Philosophie oder Physiologie erschüttert wird. Hermann von Helmholtz.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

Vom Herausgeber

VI

Wir feiern das hundertjährige Gedenken an die Befreiungskriege. Es ist in diesem Jahre viel von der Wahrheitsliebe in historischen Dingen geschrieben worden. Wahrhafte Kultur, edle Entwicklung ist nur möglich, wenn wir die Geschichte in ungefärbtem Lichte sehen lernen. Die Schule vermittelt gefärbte Geschichtserzählung. Von den Gebildeten dringen noch viel zu wenige zu den Quellen. Die Mehrheit des Volkes ist einer verworrenen Geschichtsauffassung überlassen, was um so betrübender ist, weil hier der Wahrheitsdrang groß ist.

Wir hatten auf dem Gymnasium einen Geschichtslehrer — eine meiner schönsten Erinnerungen —, der anders war als wohl die meisten. Der trug uns die Geschichte vor, ohne sich zu scheuen, Menschlichkeiten mit dem richtigen Namen zu nennen. Der konnte sich ereifern und die Regierung eines Rudolf von Habsburg in ihrer ganzen Lotterwirtschaft recht kräftig schildern. Aber er bat uns junge Leute immer, fein zu schweigen; denn so dürfe er Geschichte eigentlich nicht lehren, sonst sei es mit ihm vorbei. Und so ist es wohl heute noch in puncto Geschichtsunterricht. —

Ich kann diesmal ein Werk rühmen, dem ich drei große Erkenntnisse verdanke. Das Werk heißt: Ricarda Huch „Der große Krieg in Deutschland". Es ist verlegt beim Insel-Verlag in Leipzig, und es sind bisher zwei Bände erschienen, denen ein dritter nachfolgen wird. Die drei Erkenntnisse sind folgende:

Die erste: hier ist geschichtliche Wahrheit angestrebt. Wer die Zeit des endlosen Krieges kennen, die Menschen und Verhältnisse ohne Schminke sehen lernen will, der lese dieses Buch. Die Kaiser, Könige und Fürsten, die Adelsgeschlechter, die Heerführer, die Gelehrten dieser Zeit, die Zustände an den Höfen, bei den Heeren, in den Städten, auf dem Lande, sie werden hier hart und streng geschildert.

Ricarda Huch ereifert sich nicht. Sie hat eine heroische Ruhe in ihrer Darstellung, eine fabelhafte Mäßigung und Gehaltenheit; dadurch eine unerbittliche Wirkung. Sie hat zudem ein künstlerisches Einfühlungsvermögen in ihre Menschen, jene Liebe zu den Gestalten, durch die das künstlerische Leben eines Werkes für die Dauer bestimmt wird. Männer wie Wallenstein, Tilly, Mannsfeld, Gustav Adolf, ja selbst die Verworfenen und Schwächlinge unter den Häuptern jener Zeit, werden uns so geschildert, daß wir ihr Wesen und ihre Seele aus dem dunklen Laufe der Zeit heraus verstehen lernen. Ich möchte das Werk in gewisser Beziehung neben Charles de Coster „Till Uilenspiegel" stellen. Es ist ähnlich wie jenes geschrieben, nicht als Roman, nicht als Geschichte, sondern geformt wie ein großer Bildersaal mit einer Fülle von Gemälden und Stichen.

Die andere Erkenntnis ist: die Pflicht religiöser Duldsamkeit, die Überwindung religiösen Irrwahns und konfessionellen Streites, Dinge, die ja auch heute noch nicht aufgehört haben. Wenn man hier nachliest, wie die Blüte der damaligen deutschen Menschheit, teils wegen der wahnwitzigen Politik deutscher Kleinfürsten zu Grunde ging, teils wegen religiösen Wahnes, dann kommt man zu der Erkenntnis, daß Religionsstreit eines der furchtbarsten Übel für die Völker ist, und daß, je weiter der Fortschritt der Welt geht, diese Fragen um so mehr überwunden werden müssen. Hier liegt ein Fingerzeig für die Entwicklung der Welt von unermeßlicher Bedeutung. Selbst im heutigen Balkankrieg sind politische Machtfragen wiederum mit religiösen Kreuzzugsfragen verknüpft worden. Es wird die Aufgabe der Zukunft sein, solche Möglichkeiten endgültig auszuschalten, und was früher vom Krieg galt, wird künftig auch von der Politik und von der gesamten Kulturentwicklung gelten müssen, daß der Religionsstreit, wenn die Völker sich in Frieden entwickeln sollen, ausgeschaltet werden muß.

Die dritte Erkenntnis aber ist: daß der Glaube an einen Fortschritt kein leerer Wahn ist. In jenem großen Kriege sind ja die besten Kräfte der deutschen Menschheit vernichtet worden. Was übrig blieb, war ein schwächlicher Rest, waren nicht gerade die Stärksten, Begabtesten, Edelsten. Und doch ist aus dem Schoße des geschwächten Volkes unser heutiges Volk hervorgegangen mit seiner Fülle von Geist und Tüchtigkeit. Aber es wird aus einem solchen Rückblick erschreckend deutlich, daß Kriege rohe Katastrophen sind, die gerade die besten Kräfte der Menschheit vernichten. Nur die Zeit kann fruchtbare Entwicklung bringen; nur die beste, feinste Kraft eines Volkes kann in ungehindertem Aufstieg menschliches Glück schaffen. Werktätige Arbeit und geistiges Ringen bringen uns voran, Kriege machen alles zu Schanden; und auch seine Siege wiegen die Verluste nicht auf. Durch dieses Werk gehen unter der Masse von mittelalterlichen Menschen einige wenige Gestalten, die bereits Züge unserer heutigen Menschlichkeit tragen. Auf deren Schultern haben wir uns aufgebaut, nicht auf den um Macht, Religion und Aberglauben streitenden Köpfen.

Soll ich es eine vierte schöne Erkenntnis nennen, daß eine Frau dieses Werk geschrieben hat, daß hehrer Frauengeist so weise und licht für die Generationen zu wirken beginnt — oder ist das nicht jetzt schon selbstverständlich?

Vom deutschen Theater

II

Heinrich Lilienfeins neues Drama „Der Tyrann" (Uraufführung im Dresdener Schauspielhaus am 31. Januar) wurde hoffnungsfroh erwartet. Man hielt den im historischen Drama bewanderten Dichter für reich genug, neue, langersehnte Formenwerte der dramatischen Kunst auf dem Boden der antiken Tragödie zu schaffen. Deshalb wurde man doppelt enttäuscht, als man statt dessen mit einer jener wohlaufgebauten Kulturwerke überrascht wurde, die innerhalb des althergebrachten Rahmens menschliches Fühlen, Denken und Handeln eines Mannes zeigen, dessen Leben an der Feinheit und Verzweigtheit seines Nervensystems zugrunde geht . . Die Schönheiten einer reichen Gedankenwelt, die sich in einer sorgfältig gefeilten Sprache offenbaren, vermochten es nicht, die nach starkem Lebenstrank dürstenden Zuschauer festzuhalten. — Heinrich Manns dreiaktiges Schauspiel „Die große Liebe" (Uraufführung im Berliner Lessingtheater am 8. Februar) ist der zweite Versuch des bekannten Novellisten, ein Drama zu schreiben. Das Thema seines ersten Stückes „Die Schauspielerin" hat mit diesem viele gemeinsame Züge. In beiden ist es der Kampf der Geschlechter miteinander, in dem die Männer sich schließlich verbluten. Das Bedenkliche dabei ist, daß auf beiden Seiten nicht vollsaftige, wirklich ernst zu nehmende Menschen in den Kampf geführt werden, sondern schwächliche, überreizte, ja sentimentale Vertreter der kleinen Welt des Flirts und der Gesellschaftsphrase, Gestalten, denen Fleisch und Blut zu fehlen scheint, deren innere Regungen uns kalt lassen, weil sie aus einer Sphäre stammen, die uns in ihrer ganzen Armseligkeit grenzenlos gleichgültig bleibt. Wenn uns Heinrich Mann nicht mehr zu sagen hätte, als er es in seinen dramatischen Versuchen vermag, könnten wir leichten Herzens seinen Namen auslöschen von der Tafel der zeitgenössischen Dichter — aber da er uns in Novelle und Roman auf neue unbetretene, wenn auch manchmal krausverschlungene Wege geführt hat, so vermögen diese Mißerfolge des Dramatikers die berechtigte Verehrung für den Dichter Heinrich Mann nicht zu verkleinern: diese Dramen sind seinem innersten Wesen fremd. — Nicht näher treten uns die Menschen, die Raoul Auernheimer auf die Bühne bringt. Auch bei ihnen suchen wir vergebens nach Seele und innerem Wert. Nur in eine andere Hülle werden diese Gesellschaftsmarionetten gesteckt, und da diese Hülle bei Auernheimer „Wien" heißt, kann er eines äußeren Erfolges seiner Stücke von vornherein sicher sein. Sein neuestes Wiener Lustspiel heißt „Das Paar nach der Mode" und wurde am Wiener Hofburgtheater (einstmals war es die Hochburg deutschen Dramas!) an dem-

selben Tage zuerst aufgeführt, als man in Berlin Heinrich Manns Stück zu Grabe geleitete. Dieses Paar à la mode sind Mulli und Bob. Sie kommen von der Hochzeitsreise zurück und stürzen sich genußsüchtig und verschwenderisch in das Wiener Gesellschaftsleben, das nach Auernheimer schauderbar frivol sein muß. Nach allerhand Umwegen findet sich das Pärchen schließlich doch noch zurecht, für Hausfreund und Geliebte wird auch gesorgt und alles scheint in schönster Ordnung — bis zum nächsten Intermezzo. Mit solchen Sächelchen kann unserem schwer ringenden Theater wirklich nicht geholfen werden. — Im neuen Hamburger Thaliatheater suchte Adam Beyerlein, der Dichter des derben „Zapfenstreich" und des theatralischen „Großknecht" in dem vieraktigen Schauspiel „Frauen" (Uraufführung 10. Februar) die intimen Wirkungen des feindurchdachten Konversationsschauspiels mit der ganzen Kraft seiner bühnentechnischen Begabung zu beleben. Und da er es außerdem versteht, den feinsten Lebensregungen des Menschenherzens nachzuspüren, entstand ein Stück voll ernster reifer Schönheiten. Den Inhalt bildet die Tragödie der vornehm-kühlen Frau, die die Liebe nur genießen kann, wenn sie im höchsten Sinne Kultur bleibt, und die den Mann verlieren muß an eines jener leidenschaftlichen heißblütigen Weibchen, das in seiner nimmersatten Begehrlichkeit dem Mann alle Würde und Energie aus den Adern treibt. — Zur Erinnerung an den kürzlich verstorbenen jungen polnischen Dichter Leopold Kampf, der als Verfasser des prachtvollen Revolutionsdramas „Vorabend" bei uns fortleben wird, brachte das Neue Theater in Frankfurt a. M. am 11. Februar dessen hinterlassenes Schauspiel „Nina" zur Uraufführung. Das Stück verdankt persönlichen Erlebnissen des Dichters in New York seine Entstehung. Es ist das alte Spiel vom König Marke: der alternde Mann, der das junge Weib freit und in deren Ehe dann mit unabwendbarer Notwendigkeit der Dritte treten muß. Kampf läßt in seinem Drama den Gatten still beiseite gehn, als er sieht, daß er in jedem Fall das Spiel verloren hat. Solange man das Selbsterlebte hinter den Geschehnissen spürt, geht eine starke dichterische Wirkung von dem Stück aus; wenn dann aber der Dichter, um den Schluß auch nach außen hin tragisch zu gestalten, von der Wirklichkeit abbiegt, wird Handlung und Sprache banal und undeutlich. Dieser Schluß verläuft zu sehr im Sinne der Durchschnittsphantasie, als daß er befriedigen könnte. — Das sehr rührige kleine Heidelberger Stadttheater ließ am 12. Februar den verstorbenen Literarhistoriker Samuel Lublinski mit seiner hinterlassenen Humanitätstragödie „Kaiser und Kanzler" zu Wort kommen. Lublinski, den wir als den Geschichtsschreiber und Richter der neuen naturalistischen Bühnendichtung verehren, versuchte in diesem Stück sein Ideal vom Drama, das sich nach der Seite des klassizistisch-moralischen (im Sinne Schillers) bewegt, zu verwirklichen. Er wählte sich den papstfeindlichen, absolutistisch-aufgeklärten und darum durchaus unmittelalterlichen Staufenkaiser Friedrich II. zum Verkünder einer neuen Humanitätsreligion. Sein Kanzler und Freund, der prachtvoll starke Peter von Vinea, steht mit seinem Herzen vollkommen auf Seiten des Kaisers; da er aber erkennt, daß das Reich durch die Idee Friedrichs II. an den Abgrund des Verderbens gerät, läßt er den Freund und Herrn fallen und versucht durch reale Politik auf eigene Faust das Reich zu retten. Mit kraftvollen, edlen Worten und Gedanken erfüllt Lublinski diese Männertragödie, die mit so erfreulicher Eigenwilligkeit neue Wege geht. — Auch Henry Heiseler, der Autor der Tragödie „Peter und Alexei", die am 26. Februar im Leipziger Alten Theater ihre Uraufführung erlebte, nimmt sich den Konflikt zwischen Menschentum und Staatsgedanken zum Hauptthema: im Mittelpunkt seiner Tragödie stehen der Zar Peter der Große und sein Sohn Alexei. Peter, der hier nichts von der lyrischen Versonnenheit an sich hat, wie sie uns aus Lortzings Oper geläufig ist, ordnet alle Herzensregungen, Liebe, Familie, Lebensgenuß der Idee des Staates unter. An diesem unbeugsamen Herrscherwillen zerschellt der menschlich-zarte, feinnervige Alexei. Er will dem Vater, der seine Schwäche kennt und ihn deshalb von der Thronfolge ausschließt, durch eine kühne Tat Achtung abzwingen und sich sein Recht erkämpfen. Weil er dabei den verkehrten Weg des Aufstandes einschlägt, muß er unterliegen. Das Werk beweist Heiselers starken Blick für die Erfordernisse der Bühne. Einstweilen aber sind seine Kontraste noch zu heftig, seine Effekte zu grell. Das Werk ist eine Talentprobe, die noch sehr Gutes erhoffen läßt.

Ludwig Streit.

Peter Roseggers Lebenswerk

Von Peter Rosegger, der am 31. Juli seinen 70. Geburtstag begeht, beginnen soeben seine „Gesammelten Werke" als „definitive Ausgabe letzter Hand" zu erscheinen.

Die vom Dichter neu bearbeitete und neueingeteilte Ausgabe umfaßt 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat erscheint ein Band, und die „Gesammelten Werke" werden innerhalb der nächsten 3 Jahre abgeschlossen vorliegen. Peter Rosegger schreibt selbst über diese Ausgabe:

Ich will nicht in den Fehler der Alten fallen, die Jugend verbessern zu wollen. Die Jugend ist gut genug. Ich will sie, was Gehalt, Empfindung und Gesinnung betrifft, nicht anrühren; das soll stehen bleiben, wie es steht, mit aller Unbefangenheit, mit allem Übermut, mit all seinen rührenden Unzulänglichkeiten . . . Und doch werde ich manches streichen mit derselben Lust, mit der es einst geschrieben worden. So sollen nach Möglichkeit beseitigt werden Längen, Wiederholungen, Irrtümer, Polemiken, Sentimentalitäten und was sonst etwa von dem reiferen Überschauer seiner Vergangenheit als geschmacklos empfunden wird.

Und so habe ich in meinem vorgeschrittenen Alter die große Durchschau unternommen, mit jugendlicher Freude fast; denn ich sehe in ihr ein Recht, eine Pflicht und eine Gnade. Ist das nicht eine Gnade, die fünfzigjährige Lebensarbeit so vor sich liegen zu haben mit der Möglichkeit, Fehler gut zu machen?

Gedenktafel

Am 10. Mai 1760 wurde in Schopfheim im Wiesental Johann Peter Hebel geboren, der klassische Dichter der alemanischen Mundart. Er selber schreibt von sich: Ich bin von armen aber frommen Eltern geboren, ich habe früh gelernt arm sein und reich sein.

Am 10. Mai 1521 starb in Straßburg der Satiriker Sebastian Brant, einer der tätigsten und einflußreichsten Schriftsteller seiner Zeit. Hauptsächlich bekannt machte ihn sein „Narrenschiff".

Notiz

Die Lesepost mit der Charakteristik des Einlaufs zum Prämienausschreiben folgt in der nächsten Nummer.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Unser Prämienausschreiben. — Wegweiser: Bücherbrief. — Vom deutschen Theater.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 20 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitworte

„Die Erfindung der Melodie, die Aufdeckung aller tiefsten Geheimnisse des menschlichen Wollens und Empfindens in ihr, ist das Werk des Genies, dessen Wirken hier augenscheinlicher, als irgendwo, fern von aller Reflexion und bewußter Absichtlichkeit liegt und eine Inspiration heißen könnte. Der Begriff ist hier, wie überall in der Kunst unfruchtbar:

Der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus, in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse gibt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat.

Daher ist in einem Komponisten, mehr als in irgend einem anderen Künstler, der Mensch vom Künstler ganz getrennt unterschieden."

Schopenhauer.

„Das Volk ist der Inbegriff derjenigen, die eine gemeinsame Not empfinden... Gemeinsam werden wir den Bund der heiligen Notwendigkeit schließen, und der Bruderkuß, der diesen Bund besiegelt, wird das gemeinsame Kunstwerk der Zukunft sein. In ihm wird auch unser großer Wohltäter und Erlöser, der Vertreter der Notwendigkeit in Fleisch und Blut — das Volk kein Unterschiedenes, Besonderes mehr sein: „denn im Kunstwerk werden wir eins sein, Träger und Weiser der Notwendigkeit, Wissende des Unbewußten, Zeugen der Natur — glückliche Menschen."

Richard Wagner.

Richard Wagner

zu seinem 100. Geburtstag, 22. Mai 1913

Eine der außerordentlichsten Erscheinungen der ganzen musikalischen Kunstgeschichte! Im genauen Sinne des Wortes: Außer der Ordnung. Wagner springt gänzlich aus der Entwicklungslinie heraus, die von Bach bis in die Gegenwart causal verläuft. Er steht in einer Zeit des musikalischen Niederganges wie ein Riese da, typisch dekadent als Musiker, bewundernswert als Dichter, Regisseur, Organisator und Reformator. In seiner Menschlichkeit interessant, aber nicht sympathisch. In jeder Hinsicht trennt ihn eine Kluft von Erscheinungen, wie sie Bach, Beethoven, Mozart usw. darstellen. Letztere absolute Musiker im höchsten Sinn, nur der Kunst lebend, Unvergängliches schaffend; ohne irdischen Lohn genossen zu haben, von dem Schauplatz ihres Lebens abtretend. Wagners ganzes künstlerisches Wollen dagegen auf Wirkung, auf Erfolg ausgehend, in so intensivem Maße, daß ihm die Arbeit unmöglich ist, wenn keine für ihn sichtbare Wirkung von ihr ausgeht.

Wagner war durch und durch Theatraliker und sein ganzes Schaffen beschränkte sich auf die Oper: Rienzi, Fliegender Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan, Meistersinger, Nibelungenring und Parsifal sind die großen Etappen seines Lebens. In diesen Werken suchte Wagner sein Ideal, die Verschmelzung von Wort, Ton und Szene zu verwirklichen. Daß es nicht gelang, daß diese Idee ein Irrtum war und daß die lange Zeit verbreitete Meinung, die Form des Wagnerschen Musikdramas im ganzen und einzelnen, Leitmotiv und unendliche Melodie, wäre ein für allemal das Kunstwerk der Zukunft, nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, wissen heute alle. Wagners Kunstwerk steht und fällt mit seiner Person. Es ist so wenig nachzuahmen, wie man heute die Mozartische Opernform nachahmen kann ohne klassizistisch zu werden. Trotzdem hat Wagner wie nie ein Musiker vor ihm Schule gemacht. Ja, er hat sich die ganze mitlebende und ihm unmittelbar nachfolgende Musikergeneration gänzlich unterjocht. Starke Geister beugten sich willig vor ihm, der Wagnerianismus war geradezu eine Krankheit, die jeden ergriff, ob er als Fachmann oder Laie sich mit der Musik befaßte. Dies lag zum Teil in der Wesensart der Wagnerschen Musik begründet, die stets auf Wirkung ausging, fast immer mit berauschend schönen Klangfarben al fresco malte, ganz abgesehen davon, daß der Oper überhaupt eine breitere Wirkung auf die Massen eignet als irgend eine andere Musikgattung. Worin Wagner am größten war, das hat am feinsten Nietzsche ausgesprochen: „Da ist ein Musiker, der mehr als irgend ein Musiker seine Meisterschaft darin hat, die Töne aus dem Reich leidender, gedrückter, gemarterter Seelen zu finden und auch noch dem stummen Elend Sprache

zu geben. Niemand kommt ihm gleich in den Farben des späten Herbstes, dem unbeschreiblich rührenden Glück eines letzten, allerletzten, allerkürzesten Genießens, er kennt einen Klang für jene heimlich-unheimlichen Mitternächte der Seele, wo Ursache und Wirkung aus den Fugen gekommen zu sein scheinen und jeden Augenblick etwas aus dem Nichts entstehen kann. Er schöpft am glücklichsten von allen aus dem untersten Grunde des menschlichen Glücks und gleichsam aus dessen ausgetrunkenem Becher, wo die herbsten und widrigsten Tropfen zu guter- und böserletzt mit den süßesten zusammengelaufen sind. Er kennt jenes müde Sichschieben der Seele, die nicht mehr springen und fliegen, ja nicht mehr gehen kann; er hat den scheuen Blick des verhehlten Schmerzes, des Verstehens ohne Trost, des Abschiednehmens ohne Geständnis, ja als Orpheus alles heimlichen Elends ist er größer als irgend Einer, und Manches ist durch ihn überhaupt erst der Kunst hinzugefügt worden, was bisher unausdrücklich und selbst der Kunst unwürdig erschien —."

Ungeheure Wirkungen aber auch im guten Sinn sind von Wagner ausgegangen, und wenn wir Musiker heute vielleicht farbenreicher, differenzierter und sensibler in unserem musikalischen Empfinden geworden sind, so verdanken wir das in erster Linie der Musik Wagners, die Töne anschlug, Harmonien formte, die vor ihm höchstens zufällig und ausnahmsweise einmal in irgend eines Künstlers Werk auftauchte.

Wagner war kein glücklicher Mensch. Er litt unter seiner Natur und infolge der extremen Beschaffenheit seiner Natur unter den Menschen und Verhältnissen seiner Zeit. Er provozierte Haß und erfuhr Haß, aber auch — maßlose — Bewunderung und einen Sieg seines Werkes, der in der ganzen Geschichte der Musik beispiellos ist.

S. G. Kallenberg.

Aus unserer Briefmappe

VII

Richard Wagner an Mathilde Wesendonk

Das Jahr 1848 wurde für Richard Wagner verhängnisvoll. Er wurde in die politische Bewegung hineingezogen und konnte sich nur durch eilige Flucht in die Schweiz der Gefangennahme entziehen. Aus allem Freundesverkehr herausgerissen, der ihm zur vollen Entfaltung seines Wesens unbedingt notwendig war, verlebte er in der Schweiz an der Seite seiner ersten Gattin Minna traurige Jahre, da er immer mehr einsehen mußte, daß seine Frau nicht fähig war, ihn völlig zu begreifen und ihm Ersatz zu bieten für den Verlust der Heimat. Erst als er im Jahre 1852 Otto und Mathilde Wesendonk kennen lernte und in ihnen die getreusten Freunde seines Lebens fand, begann Wagner aus dem Druck grenzenloser Vereinsamung zu erwachen. Die jetzt folgenden sechs Züricher Jahre werden die reichsten und fruchtbarsten seines Lebens; in Mathilde Wesendonk erkannte er die Frau, die ihm zur Erfüllung seines Lebens notwendig war. Der Nibelungenring, Tristan, der Entwurf zum Parzifal und endlich die Dichtung der Meistersinger, in der Wagner aus der Todessehnsucht des Tristan heraus sich zur Lebensbejahung hindurchrang, sind die schönen Zeugnisse seiner Liebe zu dieser einzigen Frau; einer Liebe, die sich zur edelsten Freundschaft läuterte und an Schönheit und Fruchtbarkeit nur der Liebe Goethes und Charlotte von Steins vergleichbar ist. „Das war ja eben immer das Ausgezeichnete unsres Verkehrs" schreibt er der Freundin noch im Februar 1861 — — „daß der eigentliche Inhalt des Tuns und Denkens in geläuterter Form uns unwillkürlich einzig als beachtungswürdig erschien, und wir gewissermaßen vom eigentlichen Leben uns sofort emanzipiert fühlten, sobald wir nur zusammentrafen." Kein Schatten hätte den schönen Verkehr zwischen Wagner und dem Hause Wesendonk getrübt, wenn nicht Minna diesem Verhältnis mit völliger Verständnislosigkeit gegenübergestanden hätte. Nichts wäre leichter und dabei einfältiger, als diesem armen Wesen daraus einen Vorwurf zu machen. Aus kleinen Verhältnissen stammend, nur mangelhaft durchgebildet, konnte ihre natürliche Beschränktheit nicht begreifen, daß es zwischen zwei feinnervigen, willensstarken Menschen eine Liebe geben könne, die ohne Schuld sei. Wagner selbst hatte für sie das tiefste Mitleid: „mit einem geringeren Manne wäre sie glücklicher gewesen" schreibt er selbst einmal. Es ereigneten sich die unerhörtesten Auftritte und Peinigungen, und als Minna die zarte Mathilde Wesendonk auf das Gröblichste verletzte, mußte Wagner sich endlich entscheiden, das schöne Asyl, das ihm Wesendonks in einem Gartenbau ihres Anwesens bereitet hatten, aufzugeben. In einem wundervollen Brief an Mathilde vom Sommer 1858 überblickt er noch einmal die Ernte dieser reichsten Jahre seines Lebens. Er gehört zu den menschlich ergreifendsten, die Wagner je geschrieben hat.

Ludwig Streit.

* * *

Gewiß erwarteſt Du nicht, daß ich Deinen wunderschönen, herrlichen Brief unbeantwortet laſſe? Oder ſollte ich für das edelſte Wort das ſchöne Recht der Erwiderung mir verſagen müſſen? Wie aber könnte ich Dir erwidern, als Deiner würdig? —

Die ungeheuren Kämpfe, die wir beſtanden, wie könnten ſie enden, als mit dem Siege über jedes Wünſchen und Begehren?

Wußten wir nicht in den wärmsten Augenblicken der Annäherung, daß dies unser Ziel sei? —

Gewiß! Nur weil es so unerhört und schwierig, war es eben nur nach den härtesten Kämpfen zu erreichen. Haben wir nun aber nicht alle Kämpfe ausgekämpft? Oder welche könnten uns noch bevorstehen? — Wahrlich, ich fühle es tief: sie sind zu Ende! —

Als ich vor einem Monate Deinem Manne meinen Entschluß kund gab, den persönlichen Umgang mit Euch abzubrechen, hatte ich Dir — entsagt. Doch war ich hierin noch nicht ganz rein. Ich fühlte eben nur, daß nur eine vollständige Trennung, oder — eine vollständige Vereinigung unsre Liebe vor den schrecklichen Berührungen sichern konnte, denen wir sie in den letzten Zeiten ausgesetzt gesehen hatten. Somit stand dem Gefühle von der Notwendigkeit unsrer Trennung die — wenn auch nicht gewollte — aber gedachte Möglichkeit einer Vereinigung gegenüber. Hierin lag noch eine krampfhafte Spannung, die wir Beide nicht ertragen konnten. Ich trat zu Dir, und klar und bestimmt stand es vor uns, daß jene andre Möglichkeit einen Frevel enthalte, der selbst nicht gedacht werden durfte.

Hierdurch erhielt aber die Notwendigkeit unsrer Entsagung von selbst einen andren Charakter: der Krampf wich einer mild versöhnenden Lösung. Der letzte Egoismus schwand aus meinem Herzen, und mein Entschluß, Euch wieder zu besuchen, war jetzt der Sieg der reinsten Menschlichkeit über die letzte Regung eigensüchtigen Sehnens. Ich wollte nur noch versöhnen, lindern, trösten — erheitern, und somit auch mir das einzige Glück zuführen, das mir noch bereitet sein kann. —

So tief und schrecklich, wie in den vergangenen letzten Monaten, habe ich nie zuvor in meinem Leben empfunden. Alle früheren Eindrücke waren inhaltlos gegen diese letzten. Erschütterungen, wie ich sie bei jener Katastrophe erlitt, mußten mir tiefe Spuren eingraben; und konnte etwas noch den großen Ernst meiner Stimmung steigern, so war es der Zustand meiner Frau. Während zwei Monaten sah ich jeden Tag der Möglichkeit der Nachricht von ihrem plötzlichen Tode entgegen; denn diese Möglichkeit hatte mir der Arzt andeuten müssen. Alles um mich atmete Todesduft; all mein Vorwärts- und Rückwärtsblicken traf auf Todesvorstellungen, und das Leben — als solches — verlor für mich seinen letzten Reiz. Zur äußersten Schonung gegen die Unglückliche angehalten, mußte ich dennoch den Entschluß zur Zerstörung unsres soeben erst gegründeten letzten häuslichen Herdes fassen, und, zu ihrer größten Bestürzung, ihr diesen endlich mitteilen. —

Mit welchem Gefühle glaubst Du wohl, daß ich in dieser schönen Sommerzeit dieses reizende, so ganz und einzig meinen Wünschen und einstigen Bestrebungen entsprechende Asyl mir überblickte, wenn ich am Morgen das liebe Gärtchen durchwanderte, dem gedeihenden Blumenflor zusah und die Grasemücke belauschte, die sich im Rosenbäumchen ihr Nest gebaut hatte? Und was dieses Losreißen vom letzten Anker für mich hieß, das sage Dir selbst, die Du meinen Sinn so innig kennst, wie keines!

Floh ich schon einst vor der Welt, wähnst Du, ich könnte nun wieder in sie zurückkehren? Jetzt, wo Alles bis zum äußersten zart und empfindlich in mir geworden ist durch die immer längere Entwöhnung von aller Berührung mit ihr?... O nein! — Von hier fortgehen, ist gleichbedeutend für mich mit untergehen!

Ich kann nun, mit diesen Wunden im Herzen, mir keine Heimat wieder zu gründen versuchen! —

Mein Kind, ich kann mir nur noch ein Heil denken, und dies kann nur aus der innersten Tiefe des Herzens, nicht aber aus irgend einer äußeren Veranstaltung kommen. Es heißt: Ruhe! Ruhe der Sehnsucht! Stillung jedem Begehren! Edle, würdige Ueberwindung! Leben für Andre, für Andre — zum Troste für uns selbst! —

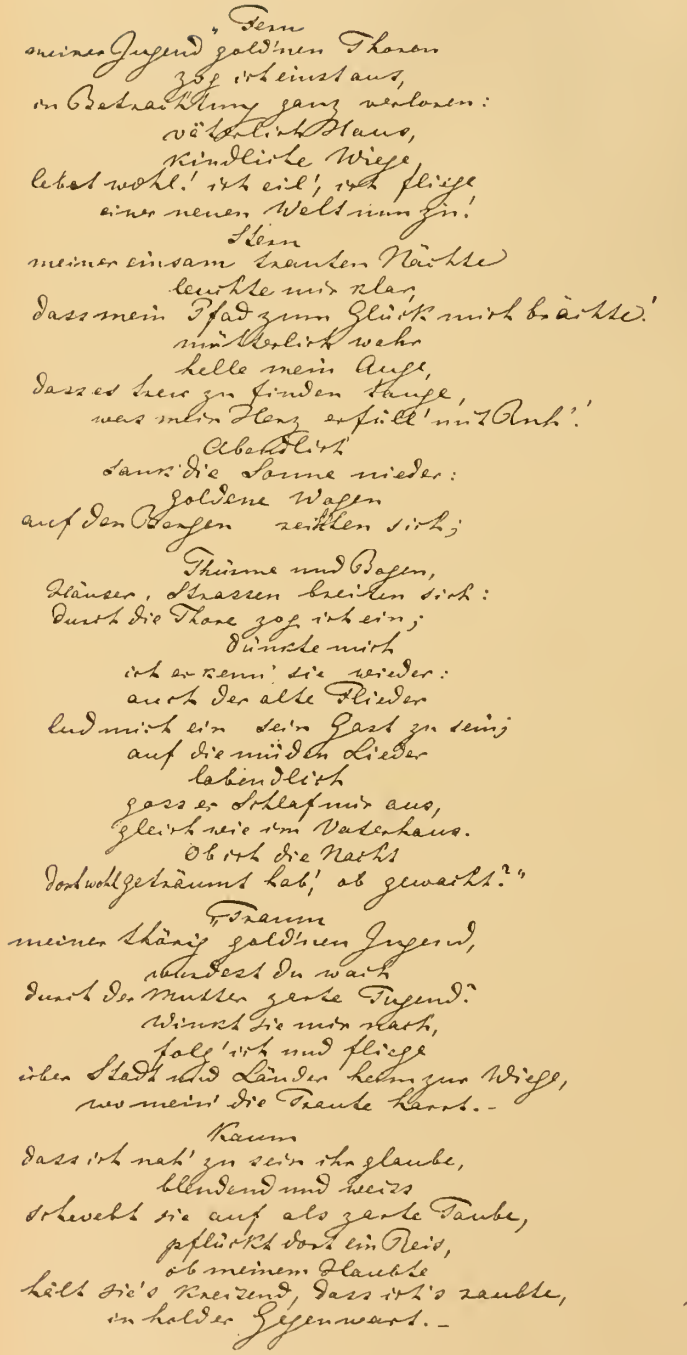
Du kennst jetzt die ganze ernste, entscheidende Stimmung meiner Seele; sie bezieht sich auf meine ganze Lebens-Anschauung, auf alle Zukunft, auf Alles was mir nahe steht, — und so auch auf Dich, die Du mir das Teuerste bist! Laß mich nun noch auf den Trümmern dieser Welt des Sehnens — Dich beglücken! —

Sieh', nie in meinem Leben, in irgend einem Verhältnisse war ich je aufdringlich, sondern stets von fast übertriebener Empfindlichkeit. Nun will ich denn Dir zum erstenmale aufdringlich erscheinen und bitte Dich, über mich recht innerlich ruhig zu sein. Ich werde Euch nicht oft besuchen, denn Ihr sollt mich fortan nur noch sehen, wenn ich sicher bin, Euch ein heit'res ruhiges Gesicht zu zeigen. — Sonst suchte ich wohl im Leiden und Sehnen Dein Haus auf: dorthin, von wo ich mir Trost holen wollte, brachte ich Unruhe und Leiden. Das soll nicht mehr sein. Siehst du mich daher längere Zeit nicht mehr, so — bete für mich im Stillen! — Denn dann, wisse, daß ich leide! Komme ich aber dann, so sei sicher, daß ich Euch eine holde Gabe meines Wesens ins Haus bringe, eine Gabe, wie es vielleicht nur mir verliehen ist zu spenden, mir, der so viel und willig litt. —

Wahrscheinlich, ja — gewiß, tritt nun auch nächstens, ich vermute schon Anfang Winters, die Zeit ein, wo ich für länger mich ganz von Zürich entferne; meine nun bald erwartete Amnestie wird mir Deutschland wieder erschließen, wohin ich periodisch zurückkehre, um das Einzige mir zu ersetzen, was ich hier mir nicht bereiten konnte. Dann werde ich Euch oft lange nicht mehr sehen. Aber dann wieder in das nun mir so traut gewordene Asyl zurückkehren, um mich auszuruhen von Plage und unvermeidlichem Aerger, reine Luft zu atmen, und neue Lust zum alten Werke zu fassen, für das mich nun einmal die Natur auserwählt hat, — dies wird

Walthers Lied aus den Meistersingern

Von Richard Wagner



Erste weniger bekannte Fassung des Preislieds in Faksimile.

Nach einer Ausgabe der Meistersinger, erste Fassung der Dichtung, nach der Originalhandschrift Richard Wagners faksimiliert. Verlag B. Schott's Söhne, Mainz.

dann immer, wenn Ihr es mir vergönnt, der sanfte Lichtblick sein, der dort mich aufrecht erhält, der süße Trost, der hier mir winkt.

Und — hättest Du dann mir keine höchste Lebens-Wohltat erwiesen? Ich dankte Dir nicht das Einzige, das auf dieser Erde mir noch dankenswert erscheinen kann? Und ich sollte nicht zu lohnen suchen, was Du mit so unsäglichen Opfern und Leiden mir errungen? —

Mein Kind, die letzten Monate haben mir an den Schläfen das Haar merklich gebleicht; es ist eine Stimme in mir, die mit Sehnsucht mir nach Ruhe ruft, — nach der Ruhe, die ich vor langen Jahren schon meinen fliegenden Holländer sich ersehnen ließ. Es war die Sehnsucht nach — „der Heimat" —, nicht nach üppigem Liebesgenuß! Ein treues, herrliches Weib nur konnte ihm diese Heimat erringen. Laß' uns diesem schönen Tode weihen, der all' unser Sehnen und Begehren birgt und stillt! Laß uns selig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem heiligen Lächeln schöner Ueberwindung! Und — keiner soll dann *verlieren*, wenn wir — — *siegen*!

Leb' wohl, mein lieber heiliger Engel!

It must be so!

R. W.

August 1858.

Lebwohl! Lebwohl, Du Liebe!

Ich scheide mit Ruhe. Wo ich sei, werde ich nun ganz Dein sein. Suche mir das Asyl zu erhalten. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Du liebe Seele meiner Seele! Leb' wohl — auf Wiedersehen! —

Aucasin und Nicolete

Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete
Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert

7. Fortsetzung.

Und als er sah, wie der Abend hereinbrach, begann er zu weinen, dieweil er sie nicht hatte finden können. Und ritt auf einem alten, mit Kräutern überwachsenen Pfade und hörte plötzlich eine Stimme und sah einen Menschen, von dem ich euch erzählen will.

Groß war der und erstaunlich garstig und scheußlich, und hatte einen großen Kopf, der war schwärzer denn Rauchfleisch, und mehr als handbreit standen die beiden Augen voneinander; und hatte feiste Backen und eine dicke, zusammengedrückte Nase mit großen, weiten Nasenlöchern, und wulstige Lippen, röter denn Fleisch, welches auf dem Roste brät, und große gelbe und häßliche Zähne. Hatte Beinlinge und Schuhe aus Rindsleder an, und die waren mit einem dicken Stricke aus Lindenbast bis zu den Knieen umwickelt, und hatte sich tief in einen alten Mantel verkrochen und stützte sich auf eine Keule.

Aucasin stieß auf ihn und hatte große Angst, als er ihn plötzlich vor sich sah.

„Lieber Bruder, Gott schütze dich!"

„Gott segne Euch!" sagt der.

„Wenn Gott dich liebhat, was tust du hier?"

„Was schiert es Euch?" sagt der.

„Nichts," spricht Aucasin darwider, „ich frage Euch nur im guten!"

„Aber warum weint Ihr?" fragt der, „und weshalb tragt Ihr Kummer? Wahrlich, wenn ich ein so reicher Mann wäre, wie Ihr es seid, würde ich um alle Welt nicht weinen!"

„So kennt Ihr mich denn?" fragt Aucasin.

„Ja, ich weiß wohl, Ihr seid Aucasin, der Sohn des Grafen; und wenn Ihr mir sagt, worüber Ihr weint, so will ich Euch sagen, was ich hier tue!".

„Gewißlich," sagt Aucasin, „gern will ich es Euch sagen. Ging heute morgen hier im Walde zur Jagd und hatte ein weißes Windspiel, das schönste im Lande, und habe es verloren; um deswillen weine ich!"

„O," sagt der, „bei dem Herzen, welches unser Heiland im Leibe hat, Ihr weint um einen stinkenden Hund! Töricht ist, wer Euch noch weiter hochhält! Gibt es doch keinen Mann in diesem Lande, der Eurem Vater nicht gerne Hunde gäbe, wenn der ihn um zehn oder fünfzehn oder zwanzig bäte, und noch dazu froh sein würde, sie ihm schenken zu dürfen! Aber ich darf klagen und Schmerz tragen!"

„Und weswegen du, mein Bruder?"

„Herr, ich will es Euch sagen. Ich war einem reichen Bauern verdingt und lenkte seinen Pflug; vier Ochsen hatte ich. Nun überkam mich vor drei Tagen ein groß Unglück, und verlor den besten meiner Ochsen, Roget, den stärksten meines Gespanns. Und bin ihm nach auf der Suche und aß und trank nicht, drei Tage lang, und wage nicht in die Stadt zu gehen, derweil man mich ins Gefängnis sperren will, denn ich kann ihn nicht bezahlen. Meinen ganzen Besitz, welchen ich habe auf der Welt, trage ich auf dem Leibe. Und habe eine alte Mutter, die hat nichts weiter denn ein geringes Pfühl; das hat man ihr unter dem Rücken fortgezogen, und nun liegt sie auf dem bloßen Stroh. Und das drückt mich mehr als meine Not; denn Geld kommt und geht. Wenn ich heute Gold verloren habe, gewinne ich es ein andermal wieder, und will meinen Ochsen bezahlen, sobald ich es kann. Aber deshalb werde ich doch nicht weinen! Und Ihr weint um einen läppischen Köter. Der ist töricht, wer Euch noch weiter hochhält!"

„Wahrlich, du bist ein guter Tröster, lieber Bruder, und gesegnet seist du dafür! Und was gilt dein Ochse?"

„Herr, man verlangt für ihn zwanzig Solidi von mir, und ich konnte nicht einen Pfennig davon herunterhandeln!"

„Nun warte," sagt Aucaſin, „zwanzig Solidi hab ich in meinem Sack; ſo bezahle denn deinen Ochſen!"

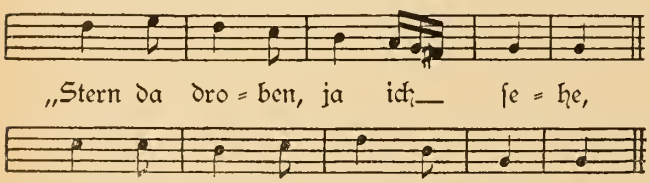
„Herr," ſagt der, „großen Dank; und Gott möge Euch finden laſſen, was Ihr ſucht!"

Und geht von ihm.

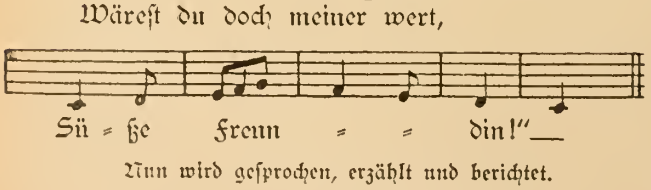
Aucaſin reitet weiter; die Nacht aber war ſchön und froh, und Aucaſin kam bald an eine Hütte, die war draußen und drinnen, vorn und hinten ganz aus Blumen, und war ſo ſchön, als man es ſich nur denken kann. Wie Aucaſin ſie erblickte, machte er halt, und das Licht des Mondes ſchien darein.

„Gott," ſagt Aucaſin, „dieſe hat Nicolete, meine herzliebe Freundin, gemacht, und hat es mit ihren ſchönen Händen getan. Als ein Geſchenk von ihr, und ihr zuliebe will ich mich hineinlegen und dort die Nacht ruhen!"

Und hob den Fuß aus dem Steigbügel, um abzuſetzen; aber das Pferd war groß und hoch. Und dachte ſo ſehr an Nicolete, ſeine herzliebe Freundin, daß er hart auf einen Stein ſchlug und ſich eine Schulter verrenkte. Fühlte ſich ſehr verwundet, aber richtete ſich hoch, ſo gut er es vermochte, und band ſein Pferd mit der anderen Hand an einen Dornbuſch. Und neigte ſich zur Seite, ſo ſehr er konnte, und kroch in die Hütte und bemerkte darin ein Loch und ſah da durch die Sterne am Himmel, und einer leuchtete viel heller denn die anderen. Und begann zu ſagen:



Nikolete weilt bei dir,
Meine ſüße, blonde Freundin;
Gott, ach, nahm ſie zu ſich, glaub ich,
Ihrer Schönheit willen.....
. . . . . .
. . . . . .*
Müßt ich auch herniederſtürzen,
Wär bei dir ich in der Höhe,
Hätt ich einmal dich geküßt!
Wenn ich auch ein Königskind,
Wäreſt du doch meiner wert,



Nun wird geſprochen, erzählt und berichtet.

Als Nicolete Aucaſin hört, kommt ſie zu ihm, denn ſie war nicht fern. Und trat in die Hütte und fiel ihm um den Hals und herzte und küßte ihn.

„Lieber, ſüßer Freund, froh bin ich, daß ich dich finde!"

„Und froh bin ich, liebe, ſüße Freundin, daß ich dich finde!"

Und herzten ſich und küßten ſich, und ihre Freude war groß.

„Ach, liebe, ſüße Freundin," ſagt Aucaſin, „ich bin heftig verwundet an meiner Schulter und fühle doch nicht Weh, nicht Schmerz, nun ich dich habe!"

Und ſie ſah nach und fand, daß ſeine Schulter verſtaucht war.

Befühlte ſie mit ihren weißen Händen und ſorgte dafür, wenn es Gott will, welcher der Liebenden ſich annimmt, daß ſie wieder an ihren Platz käme.

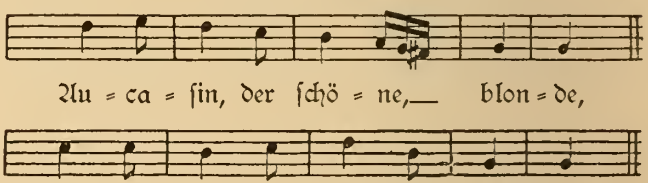
Und dann nahm ſie Blumen und Kräuter und band ſie mit ſeinem zerriſſenen Hemde auf ſeine Schulter; und er ward ganz geheilt.

„Aucaſin," hebt ſie an, „mein lieber, ſüßer Freund, denke daran, was zu tun iſt, wenn dein Vater morgen in dieſem Walde nachforſchen läßt, und man mich findet! Was auch mit dir geſchehen mag, mich wird man töten!"

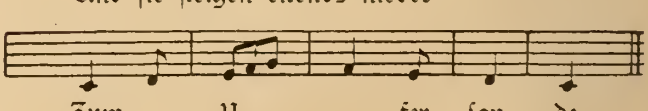
„Wahrlich, herzliebe Freundin, ich würde darob über die Maßen betrübt ſein; aber wenn ich es vermag, ſo ſollen ſie dich nicht haben!"

Und ſtieg auf ſein Pferd und nimmt ſeine Freundin vor ſich; und ſie reiten unter Herzen und Küſſen ins offene Land.

Nun wird geſungen.



Ritt aus tiefem Waldesgrund,
In den Armen Nicolet'
Vor ſich auf dem Sattelbogen.
Küßt die Augen ihr, die Stirn
Und den Mund, das ſchöne Kinn,
Doch ſie ſpricht verſtändge Worte:
„Aucaſin, mein ſüßer Freund,
Wohin wollen wir verreiten?"
„Nicolete, ſüße Freundin,
Ach, was ſchierts mich, wo wir weilen,
Ob in Wäldern, wilden Klüften,
Wenn in meinem Arm du ruhſt!"
Ziehn durch Täler, über Berge,
Und an Stadt und Burg vorbei
Bis zum ſteilen Meeresrande,
Und ſie ſteigen eilends nieder



* Hier iſt eine Lücke in der Handſchrift.

Fortſetzung folgt.

Der begrabene Gott

19. Fortsetzung.

Roman von Hermann Stehr

Exner folgte ihm und da er wahrnahm, daß die Untersuchung zu Ende sei, sagte er:

„S tut mr recht leed Herr Wachtmeester, daß Se weger solcher alberner Lügerei durch den tiefen Schnee herkommen mußten. Wenns Ihn un s hätt Ihn och nischt getan!"

„Verflucht, halten Ses Maul! Ein Königlich preußischer Schandarm macht sich überhaupt keen Schaden nich, verstehn Se mich!"

„Nee, nee, sein Se och nich böse, Herr Wachmeester. Ma is halt a tummer eefacher Mann und weeß nich, was herrsch is. Ma redt halt vo der Leber runter — Adje, Herr Wachmeester, adje!"

Er hatte ihn bis zum Brunnenhäuschen begleitet, machte abermals eine ungeschickte Verbeugung und wollte ins Haus.

Plötzlich spuckte Stief aus und schrie:

„Pfui Teifel! was is das für ein Gestank in Ihrem Hofe. Wie in einer Leichenhalle!"

„Das is das Wasser, Herr Wachmeester, ja. Sehn Se, da hat ma siebzig Ellen gegraben, das scheene Geld hamfelweise ei de Erde geschmissen, un nu hat das Wasser een Geschmack, daß Mensch und Vieh krank drvo wird. A so gehts eem armen Manne. Wollen Se amal kosten? s is nich zum trinken!"

Stief sah ihm unverwandt ins Auge. Der Lahme fühlte, wie sich ein Häutchen über seine Augäpfel schob und hob die Hand, um es fortzuwischen.

„Komm Se mal her zu mir!" befahl ihm Stief mit unheilschwangerer Stimme.

Nach einem kurzen Zögern gehorchte der Lahme; aber nun war es ihm, als hüpfe das Brunnenhäuschen auf und nieder und den Wachtmeister sah er wie erlöschen.

„Ja, ja," sprach er dennoch und ging auf den grauen Punkt vor ihm los.

Gott sei Dank! Er hatte es getroffen. Drei Schritte vor der blankknöpfigen Brust war alles wie sonst und mit gut geheuchelter Einfalt sah er Stief an.

„Wissen Se was?" frug dieser drohend und zeigte auf den Brunnen: „Wissen Se was? — Ich wer..."

Er unterbrach sich aber, griff in die Tasche und schrie: „Die Hände her!"

Der Lahme warf einen Blick auf den nahen Wald und sah, wie die Bäume auf ihn zuzumarschieren begannen, die Erde donnerte unter ihnen und Rauschen erfüllte die ganze Luft. Er erkannte, daß kein Entrinnen möglich sei, und streckte mit irrem Lächeln seine Arme aus.

Stief aber hatte sich plötzlich eines anderen besonnen, versenkte die Handschellen wieder in seine Hosentaschen, sah auf die Uhr, pfiff, blinzelte Exner an und mit den Worten: „Ach, was, da is gar nich dran zu tippen," machte er Kehrt und ging davon.

Er hatte die Absicht gehabt, den Lahmen zu verhaften, weil es ihm unabweislich sicher schien, die Leiche des Schusters liege im Brunnen. Im nächsten Augenblicke war aber durch den Gedanken an eine Blamage, wenn eine Katze, ein Hund oder gar nichts da unten im Loche gefunden würde, seine sensenscharfe Sicherheit verschwunden, und er machte sich mit dem Vorsatz auf, erst die Veranlassung des pestilenzartigen Gestankes zu erforschen, und dann mit zwingender Berechtigung zu tun, wozu ihm seine Hand juckte. Zudem war es elf, sein Magen leer und seine Kehle von dem vielen Sprechen rindetrocken. Mit eiligen, langen Schritten steuerte er der Schenke zu. Sein Säbel schlug an die Schäfte der langen Stiefeln. Allmählich verlor sich das klirrende Klatschen in der Weite.

Der Lahme wagte nicht, sich zu rühren. Der weggeschaufelte Schnee kauerte wie eine Schar lauernder, weiser Katzen um ihn, die bei jedem Schlag des Säbels aufsprangen, wild durcheinanderquirlten und sich wieder hinhockten. Wie die Schritte mit dem Geklirr immer undeutlicher wurden, beruhigte sich der Schnee, und als es ganz still war, lagen die tausend weißen Schaufelbrocken regungslos um ihn und glotzten zu ihm hinauf wie die Totengesichter bis an den Hals eingegrabener Menschen.

Exner hatte eine Zeit lang die Gewißheit, daß sie alle anfangen müßten zu schreien, wenn er nur den Versuch machte, sich zu rühren.

Endlich wagte er, sich umzudrehen und gewahrte Marie am Fenster stehen, das verfallene Gesicht an die Scheibe gedrückt, so, als sei sie längst gestorben, von einem Unbekannten aufgehoben und gegen das Licht gelehnt worden. Er wußte, sie sei vor dem Schließeisen des Wachtmeisters so erschrocken, und um ihr zu zeigen, daß das Erheben und Hinstrecken seiner Hände vorhin keinen andern Grund, als den einer schrullenhaften Gewohnheit von ihm gehabt habe, hob er die Hände abermals gegen den Brunnen und besah sie sich genau, als wisse er gar nicht, daß sein Weib ihm zusehe. Dann begann er, mit der Rechten den Schwengel zu bewegen und streckte die Linke unter das Ausflußrohr, damit es den Anschein habe, er wasche sich die Hände. Es kam kein Wasser. Er pumpte mit zwei Händen. Die Röhre blieb trocken. Nun riß er den Schwengel in wilder Hast auf und nieder. Das Brunnenhäuschen schütterte, die Kolbenstange ächzte auf und ab. Das Wasser blieb aus. Darum stellte er sich nach ein paar heftigen Schwüngen mit dem Schwengel dicht an das Häuschen, und

wusch sich die Hände in der Luft, trat zur Seite, schlug sie sich trocken, ging in die Stube, faßte Marie um den Leib und setzte sie auf die Bank an den Tisch. Marie sagte kein Wort, sondern sah in der Richtung ihres Gesichtes geradeaus.

Dem Klumpen war es gar nicht mehr zweifelhaft, daß auch sie wisse, alles sei aus.

Er erhob sich und schritt unverzüglich zu deren Ausführung.

Im Schuppen warf er den Reisigstoß vollends auseinander, trug die vier gestohlenen Grenzsteine heraus und zerschlug sie mit dem eisernen Pürdel in kleine Stücke. Diese lud er in einen Kastenkarren und fuhr sie an den Brunnen. Dort ließ er sie stehen, hob eine Feuerleiter vom Dach, holte die andere hinter dem Hause herbei und band beide mit Stricken aneinander.

Darauf trat er ins Haus, zog sich um und ging ins Dorf, kalt und steinern, wie ein harter Mann in unaufschiebbarem Geschäft einherschreitet.

Er fand den alten Freiwald bei seiner Winterarbeit, der Fabrikation von Wirtschaftsgeräten. Als der Klumpen in die kleine Stube eintrat, erhob sich der Greis betreten, rückte die große Brille auf seine Stirn hinauf und bot ihm einen Stuhl an. Kurz, ohne Umschweife trug Exner ihm seine Bestellung auf: der alte Brunnenbauer solle morgen früh einmahl zusehn, was es für eine Bewandtnis mit seinem Born habe. Seit Tagen sei das Wasser ausgeblieben. Er, Exner, könnte ja den Brunnenbauer aus Petzdorf holen, aber Freiwald habe nun mal den Born getrieben und werde darum die Sache gründlicher machen als irgend ein anderer. Die Feuerleitern seien aneinandergebunden, alles liege parat, er selbst könne nicht zugegen sein, weil er Termin habe.

*

Gepolter und Kuhgebrüll trieben ihn am nächsten Morgen zeitig aus der Betäubung, in der er die ganze Nacht gelegen hatte.

Er setzte sich auf, um einen klaren Gedanken zu fassen. Zuletzt hatte er es beisammen, was unabweislich war.

Er wollte nach Landeck, das Geld auf der Sparkasse erheben, dann über die böhmische Grenze entweichen. Stumpf, trotzig erhob er sich, bahnte sich einen Weg durch das Heu und stieg hinunter in die Stube.

Sie war eiskalt. Das graue Licht der ersten Frühe hing darin. Niemand war zu sehen. Die Betten in der Schlafkammer unberührt.

Endlich entdeckte er sein Weib vor dem Tisch liegend, zusammengeringelt wie ein Tier.

Er rüttelte an ihr.

Sie stand auf, taumelte, ging am Tisch hin, ließ sich auf die Bank nieder und starrte auf den Boden.

Dann hob sie das Auge, ließ es über ihn gleiten und sagte tonlos:

„Es bleibt dr nischt anders übrig."

Der Lahme nickte stumm.

Wie sie wieder emporsah, bemerkte sie, wie er bleicher wurde, erdfahl. Immerfort nickte er mit dem Kopfe und schlang, daß sie das Drucksen des Kehlkopfes hörte.

Scheu streckte er ihr endlich die Hand hin. Sie schüttelte das Haupt.

Er ließ den Arm sinken und ging, den Kopf auf die Seite geneigt, holpernd zur Tür hinaus, ohne sich umzuwenden. Im Hause stand er einen Augenblick still, hustete einigemal pfauchend und verließ mit schweren Schritten das Gehöft.

Dann war nur noch das Picken der Uhr lebendig.

Marie wandte starr den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Der Wald stand wie eine undeutliche Wand in den Nebeln der Frühe. Ein dunkler Ballen bewegte sich darauf zu. Das war ihr Mann. Nun tauchte er unter wie ein böser Spuk. — „Etze is er fort," murmelte das junge Weib und sank schluchzend zusammen.

16.

Käthe, Maries Schwägerin war gekommen, da die Verlassene ihre schwere Stunde erwartete. Am Brunnenhäuschen aber wurde gearbeitet. Lange Leitern schoben sich in den Schacht. Dann verschwand Freiwald in der Tiefe.

Regungslos starrte das arme Weib auf die Oeffnung zehn Schritt vor ihr, aus der die grauen Leiterbäume heraufstarrten. Um nicht hinfallen und an ihnen in wahnsinniger Angst rütteln zu müssen, wandte sie ihre Augen auf die fallenden Flocken. Sie flohen einander und nahten sich und jedesmal, wenn sie sich berührten, war es ihr, als explodierten sie unter Geknister und Blitzen. Alles um sie zischte und zuckte und glomm in Milliarden greller Pünktchen.

Sie heftete ihren Blick wieder auf die Leiterbäume vor ihr. Fast unmerklich glitten sie hin und her. Der Alte war noch unterwegs. Jetzt standen sie ruhig. Er war auf dem Grunde. Plötzlich fuhren sie mit scharfem Ruck zur Seite und ein mummelnder Laut quoll aus der Tiefe. Marie packte mit beiden Händen ihre Brust. Nun!!! — —

Immer deutlicheres Knirschen steigender Schritte. Keuchen. Die Mütze des Mannes. Endlich sein runzliges, schreckentstelltes Gesicht. Marie reißt es die Arme in die Höh. Mit dem aufgeschleuderten, schrillen Schrei: „dr Schuster!" bricht sie zusammen und liegt da wie ein Häufchen abgetragener Kleider.

*

Der alte Freiwald strich sich mit bebender Hand den kalten Schweiß von der Stirn und trat voll Grauen von dem offenen Brunnen weg. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, schützte er sich vor dem Einfluß des Toten, spuckte unter Murmeln dreimal in den Brunnen, kehrte sich dann um und warf mit Anrufung der drei göttlichen Personen drei Hand voll Schnees hinter sich. Bei dieser Tätigkeit traf ihn die herbeigeeilte Käthe, die fas-

sungslos von dem ohnmächtigen Weibe zu dem zitternden Greise sah.

Endlich war sie imstande zu sprechen.

„Nu, aber Freiwald!" — „Da drunten." — „Wer?" — „Der Schuster!" — „Un tot?" — „Verfault."

Dann sanken in Schrecken ihre Blicke ineinander.

Plötzlich fuhren sie, von dem gleichen Gedanken erfaßt, zusammen und traten an Marie heran, die regungslos dalag, das bleiche Gesicht in den Schnee gedrückt.

Umsonst bemühten sie sich, durch Zurufe, Rütteln und Aufrichten, das Bewußtsein in dem welken Leibe zu erregen, griffen darnach an, Freiwald unter den Armen, Käthe zu Füßen und trugen die anscheinend Leblose auf das Bett in die Schlafkammer.

Fortsetzung folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Mein liebstes Buch

Mein liebstes Buch kann nur das sein, das mich stetig begleitet. Für alles äußere und innere Erleben muß ich darin einen vollen Widerklang finden. Es darf nicht dazu da sein, um im Lauf der Jahre zweimal oder dreimal durchgelesen zu werden und die übrige Zeit im Bücherschrank oder auf dem Salontisch zu liegen. Es muß wie eine reiche Sammlung sein, aus der ich jeden Tag ein oder zwei Kleinode herausnehme und in einer stillen Stunde betrachte. Solchen Reichtum für alle Lebenstage habe ich in den Gedichten von Konrad Ferdinand Meyer gefunden. Sie begleiten mich zu Haus und auf der Reise. Mit ihnen durchwandere ich die Jahreszeiten, Saat und Ernte, Sonnenschein und Regen. Natur und Kunst in immer neuen Weisen sprechen aus ihnen zu mir. Mit ihnen stehe ich in der Nacht „unter den Sternen", wandle „in den Bergen", lausche dem „Gesang des Meeres". Aus ihnen tönt mir der volle Gruß des Lebens entgegen: „Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!" Und hier lausche ich auch wiederum den ernsten Stimmen aus dem „Chor der Toten". Erste Jugendliebe taucht in der Erinnerung wieder auf: „und alles war ein Spiel". Nun stehe ich auf der Höhe des Lebens. Nichts dünkt mir mehr begehrenswert, „mit Weib und Kind an meinem eigenen Herd". Dunkle Schatten schweben zuweilen „in Harmesnächten" um mein Haupt. Wie kann diese dunkle Schwermut im Licht des Tages wieder heilen? „Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz? Nein, mit ein bißchen Freude!" Meine Mitmenschen in ihrem Glück und Unglück treten meinem Herzen nahe. Meiner einzigen Schwester sende ich für ihre junge Ehe meinen Gruß: Geh' und lieb' und leide!" Fremde Stätten, Venedig, Canal grande, Sistina werden in der Erinnerung wieder lebendig. Die Geschichte mit Kaisern, Päpsten, Künstlern und Dichtern, Feldherrn und Reformatoren zieht an meinen Augen vorüber. Der ganze Reichtum meines Lebens in Vergangenheit und Gegenwart, die Fülle der Menschenlose und Menschengefühle tritt mir in diesen Gedichten entgegen. Und während ich so jeden Tag ein anderes Bild in mir aufnehme, empfinde ich immer tiefer den Sinn meines eigenen Lebens und flüstere mit meinem Dichter sinnend vor mich hin: „Ich bin ein Pilgerim und Wandersmann!"

Einsender: Hermann Steiner, Pfarrer, Deckenbach.

Mein liebstes Buch?
Das Buch des Schicksals.
Mein liebstes Bild?
Ein See am Abend.
Mein liebstes Lied?
Ein Hahnenschrei am frühen Morgen.

Einsender: Fritz Müller, Cannero.

Mein liebstes Lied

Ein finnisches Volksliedchen kenne ich, es ist mir das liebste, und ich kann es nicht sagen warum. Ich fand es unter vielen alten Noten und Büchern in einem Antiquariat. Seitdem singe ich auch das Liedchen, und ist es mir deshalb doppelt lieb geworden. Es heißt „Der Knecht", für mich ergreifend in Wort und Ton. Ich möchte dieses kurze, inhaltschwere Liedchen von einem Menschen singen hören, der ihm Seele geben kann. Mag es sein, daß ich eine besondere Liebe zu diesem Liedchen habe, weil ich mehr zum tragisch-düstern neige, oder sei es, daß der Vers so wunderbar vertont ist und all das wiedergibt in der Musik, was der Text besagt.

O, arme, traurige Mutter,
die wimmernd mich gebar
zum Sklaven hier auf Erden
im Elend immerdar!
Ich habe keinen Acker,
vom Vater keinen Hof,
ich habe keinen Schirmer
noch Trost in bitterer Not.
O, arme, traurige Mutter,
die wimmernd mich gebar
zum Sklaven hier auf Erden
im Elend immerdar.

Einsender: W. Kollbach, Eisendreher, Dresden.

Mein liebstes Bild

ist der alte Hieronymus Holzschuher von A. Dürer, der mich mit seinem ernsten und klugen Gesicht von der Wand meiner Studentenbude anschaut und immer wieder an alle mögliche alten Herren und Helden erinnert, für die man schwärmt und die man verehrt.

Einsender: Leo Stamm, stud. med., Marburg.

Im Volksdienst

Vorbildliches aus Mannheim

Es sind erst wenige Jahre her, daß sich in Mannheim eine Städtische Kunsthalle etablierte und mit bescheidenen Kräften eingriff in das nüchterne Getriebe dieser industriellen Stadt. Und es ist noch weit kürzere Zeit vergangen, daß an die Spitze eben dieser Kunsthalle ein junger Direktor gesetzt wurde, von dem viele sagten, er sei ein rettungsloser Idealist. Aber Dr. Fritz Wichert hat das Unmögliche möglich gemacht, er hat den Phantomen Gestalt gegeben und nicht nur seine Galerie auf eine wahrhaft moderne und vorbildliche Weise ausgestattet, sondern er hat auch in dem „Freien Bunde zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim" eine Organisation geschaffen, in der sich Tausende — Arbeiter und Lehrer, Handwerker und Studenten, Kaufmannslehrlinge und Offiziere — mit einer nie geahnten Begeisterung zusammengefunden haben, um in volkstümlichen Vorträgen und didaktischen Ausstellungen den lastenden Alltag dieser mit fast amerikanischem Hochdruck arbeitenden Stadt für wenige Stunden gemeinsam zu vergessen.

Die Wucht, mit der sich diese Bewegung erschlossen, ist einzig. Sie entsteht, ohne daß einer auch nur geahnt hätte, daß ein derartiges Interesse für bildende Kunst vorhanden ist; lawinenartig wächst sie, eisern umfaßt sie schließlich die gesamte Stadt. Aber mit landläufiger Volksbildung hat das alles nichts zu tun. Hier nämlich wird nicht verwässert, hier werden nicht die Kunstwerke „des leichteren Verständnisses wegen" degradiert, sondern hier werden die Vielen langsam hinangeführt. Und wir erleben das Unglaubliche, daß ein tausendköpfiges Publikum der denkbar verschiedensten Gesellschaftsschichten, andächtig etwa vor einem Gemälde Max Pechsteins steht und es genießt wie eine Rembrandtsche Radierung. Daß die Leiter der Mannheimer Bewegung — aber es ist ja im Grunde immer nur dieser eine ruhelose, sich aufopfernde Dr. Fritz Wichert — die üblichen „Wassersuppen fürs Volk" verschmähen und die Bundesmitglieder gerade den aristokratischen Höhen der Kunst entgegenführen, daß sie die Ihren gleichsam in einen förmlichen Rausch hineingeleiten, anstatt fernab simple und einfältige Lehrstunden zu arrangieren, — dieser Umstand eben ist es, der eine volksbildnerische Bewegung eigentlich zum allerersten Male durchhalten und sie größer und mächtiger wachsen ließ als alle voraufgegangenen. —

In diesen Wochen nun hat die Wichertsche Bewegung eine ungeheure Stärkung erfahren. Geheimer Kommerzienrat Dr. Karl Reiß und seine Schwester Fräulein Anna Reiß — beide seit Jahrzehnten schon die Wohltäter Mannheims — stifteten an ihrem Lebensabend ihr gesamtes Vermögen in der Höhe von 4½ Millionen*) der Mannheimer Kunstpflege, teilweise zur sofortigen Verwendung. Zwei gewaltige Häuser sollen errichtet werden: ein Kunstsammlungsgebäude und eine volkstümliche Akademie. Und die einzige Bedingung der hochherzigen Geber, die sich nun von dankbaren Mannheimern fast vergöttert sehen, ist, daß Bruno Schmitz der Erbauer all dieser Herrlichkeiten — des Reißmuseums und des Reißhauses — zu sein hat.

Der Museumsbau wird unverzüglich in Angriff genommen werden. Und die deutschen Künstler — der Gegenwart vor allem dienen die Bestrebungen der Mannheimer Kunsthalle, deren Bestände überhaupt erst bei den neueren Franzosen beginnen! — werden bald genug merken, daß dort unten am Zusammenfluß von Rhein und Neckar ein neuer Magnet entstanden ist, um immer wieder junge Kräfte anzuziehen und in seinem Bannkreis mannigfache Probleme der Kunst mit eigenen Machtmitteln zu entscheiden.

Im übrigen plant man überhaupt einen veränderten Museumstyp. Denn unten soll ein großer, „dem selbstbeschaulichen und geselligen Dasein gewidmeter Hauptraum" gebildet werden (— kein Vorraum also und kein vergrößertes Vestibül), sondern eine freie, vielleicht sogar unbedachte Halle, in der man sich trifft und die gleichzeitig den Uebergang bildet von der lärmenden Straße zum schweigenden Galeriesaal. Jedem natürlich steht diese Halle offen. Sie ist wie der alte griechische Marktplatz die Stätte der frohen und edlen Erholung und drinnen im Saale wird das Schweigen der Besucher Gesetz und es ist nicht mehr möglich, vor den Gemälden eines Anselm Feuerbach den neuesten, allerneuesten Stadtklatsch zu erfahren.

Im Reißhause, das als ein allgemeines Volksheim gedacht ist, sollen Vortragsräume aller nur möglichen Art geschaffen werden. Vortragsräume für bildende Kunst, Literatur, Theater, Musik; Vortragsräume, in denen Lebensaufbau und bewußte Lebensvertiefung gepredigt werden, in denen der moderne Mensch zur Abkehr vom Materialismus erzogen wird, ohne daß man ihn auch nur im geringsten der Reaktion überantwortet. Vielmehr hinein in die neue Zeit, in die Welt der Maschinen und der ungeheuren Expansionen: gemeinsam mit einer Kunst, die — fremd jeder Romantik und getragen von der Kraft der Jungen — all dem gerecht wird. Und die gewaltigen Mittel, die zur Verfügung stehen, verbürgen fast die Verlebendigung solcher Gedanken.

Gustav Werner Peters.

*) Stoßseufzer der Lese: Ach, wenn wir nur eine hätten!

Merkwürdigkeiten

Chevalier de la Barre

Auf dem Montmartre in Paris, der mit seinen malerischen Gärten, Gassen und Winkeln das historische Bild der verflossenen Jahrhunderte am getreuesten bewahrte, steht leuchtend mit ihren weißen Steinen und das Stadtbild beherrschend die Sacre coeur-Kirche. Ueber ihrem Hauptportal streckt der segnende Christus die Arme aus, mild, vergebend, erlösend. „Liebet eure Feinde ..." Wer von der Seite des Boulevard de Clichy den welthistorischen Hügel besteigt, dem strecken sich die Gotteshände gleichsam verlangend entgegen, ihn heimzuführen in die Welt der Gotteskindschaft, geläutert durch die erhabenste Lehre, die je der Menschheit gegeben wurde, den Nächsten, ja den Feind zu lieben wie sich selbst. Auf dem ansteigenden Wege aber, noch in der Nachbarschaft von Bretterwänden und ungeordnetem Rasenland wird der Schritt gehemmt und erschreckt. Rechts blickt von einem Postament das leidende Gesicht eines mit Ketten und Stricken an einem Pfahl gepreßten Jünglings.

Das zu Füßen lehnende Beil erklärt schon alles, doch eine Inschrift am Steinsockel sagt es noch ausdrücklich, daß die Erzstatue einem Hingerichteten gesetzt wurde: „Der Chevalier de la Barre wurde am 1. Juli 1766 im Alter von 19 Jahren hingerichtet, weil er eine Prozession nicht gegrüßt hatte."

Ehe noch die Sacre coeur gebaut war, so erzählte man mir, hatten die Freidenker das Stück Land für das Denkmal angekauft, und als die Kirche im Rohbau fertig war, stand auch die Statue. Der Protest der Kirchengemeinde konnte nichts daran ändern.

Eines Tages entwickelte sich an den Bretterzäunen der Umgebung ein Plakatkampf, der sich wochenlang hinzog. Die Kirchengemeinde bestritt die historische Richtigkeit der Inschrift, die Freidenker wandten sich wieder dagegen. Aber das Denkmal steht.

Fünf Minuten braucht man bis zur Sacre coeur. Für den Denkenden ist es eine Ewigkeit. Der segnende Christus — der gerichtete Chevalier de la Barre, über ein Jahrtausend liegt zwischen beiden, aber mir scheint, daß das Christentum innerlich noch nicht weiter geschritten ist, als die Strecke Weges ausmacht, die zwischen den beiden Denkmälern auf dem Montmartre liegt, und wir warten noch heute auf die Erfüllung der edelsten seiner Lehren.

Otto Krille.

Schalksecke

Die Reichsbeschlüsse der Tiere

Angesteckt von den liberalen Ideen der Zeit, versammelten sich die Abgeordneten der Tiere in der Nacht des 13. März 18.. zu ständischer Beratung über ihre Emanzipation von der menschlichen Herrschaft. Keine Großmacht, kein Polizeiagent hatte eine Ahnung von diesem Ereignisse! Aus allen Winkeln der Erde strömten Abgeordnete jeder Tiergattung herbei, um die Sache der Freiheit zu verfechten, ja, selbst Repräsentanten der gefangenen Brüder in den Menagerien zu London, Paris, Berlin, Wien und New-Orleans fanden sich ein, da ein Hexenmeister von einem Affen plötzlich alle Käfige geöffnet hatte.

Nachdem die hohe Versammlung um 1 Uhr Platz genommen und zwar die Haustiere zur Rechten, die wilden Tiere zur Linken, die kriechende Gattung im Zentrum, entspann sich die Debatte über die Präsidentenfrage. Der Abgeordnete Esel liest eine Rede, worin er vorschlägt, ihm das Präsidium zu übertragen, und zu diesem Zwecke auf sein gesetztes Wesen, auf seine in Arkadien sprichwörtlich gewordene Klugheit, vor allem aber auf seine Geduld hinweist. Entrüstet erwidert der Abgeordnete Wolf, er begreife nicht, welches Recht der Esel, dieser traurige Spielball der Menschen, auf den Vorsitz in einem freien Reformverein habe; das Lob seiner Geduld sei eine Verhöhnung der hohen Kammer. Der Esel, dadurch im Innersten verletzt, schreit: zur Ordnung! Alle Haustiere stimmen ein, der Hund bellt, der Hammel blöckt, der Kater miaut, der Hahn kräht dreimal. Der Skandal wird furchtbar. Die Notwendigkeit eines Präsidenten stellt sich klar heraus, denn gäbe es einen solchen, er würde jetzt den Hut aufsetzen und die Sitzung schließen. Da endlich wirds dem Abgeordneten Löwe zu toll, er brüllt donnerähnlich und stellt durch diese Manifestation die Ruhe wieder her. Dies benutzt der Abgeordnete Fuchs, um auf die Rednerbühne zu schlüpfen.

„Meine Herren," spricht er in versöhnlichem Tone, warum erhitzen sie sich über eine unwichtige Präliminarfrage? Der Abgeordnete Esel meint es gut, und der edle Zorn des Abgeordneten Wolf verdient Anerkennung, aber, bedenken sie, der Tag wird bald grauen, wir haben Eile. — Vielleicht findet

*) Diese ergötzliche Satire entstammt einer 1841 erschienenen Übersetzung des französischen Werkes „Szenen aus dem Familien- und Staatsleben der Tiere". Die Zeichnungen sind von Grandville. (Vergl. dessen scherzhafte Notenbilder in Nr. 2, 3 und 4 dieses Jahrgangs.) Die Schriftleitung.

der Kandidat, den ich ihnen vorschlagen will, ihren Beifall. Ich meine den Abgeordneten Maulesel. Er hat alle Vorzüge des Esels, ohne seine Schwächen zu teilen, er tritt sicherer auf und ist geübt in schwierigen Passagen; noch mehr, er allein unter allen besitzt das, was den wahren Präsidenten jeder beratenden Versammlung macht: die unentbehrliche Klingel, die sie auf seiner Brust glänzen sehen."

Die Versammlung findet den angeführten Grund so schlagend, daß sie den Maulesel einstimmig zu ihrem Präsidenten wählt. Dieser dankt gerührt durch eine stumme Verbeugung und nimmt sofort auf dem Präsidentenstuhle Platz, neben ihm als Sekretäre der Papagei und der Kater, welche durch die Güte des Abgeordneten Gänserich Schreibfedern erhalten.

Nun beginnt die eigentliche Diskussion. Der Abgeordnete Löwe besteigt die Rednertribüne und schlägt vor, wer von den Herren den Umgang mit Menschen satt habe, der möge zu ihm kommen in die weiten Einöden Afrikas. „Die Erde ist groß, die Menschen werden sie nie ganz besitzen; nur vereint sind sie stark; man muß sie also nicht angreifen in ihren Städten, man muß sie erwarten! Entfernt von seinen Fortifikationen, vermag der Mensch gegen das Tier soviel wie nichts." Daran knüpft der berühmte Redner eine Schilderung von dem Glücke der Unabhängigkeit und verläßt, nachdem er ein Glas Zuckerwasser zu sich genommen hat, die Tribüne. Die Wirkung seiner edeln Sprache ist groß; die Herren Rhinoceros, Elephant und Büffel erklären, daß sie nichts hinzuzufügen wüßten.

Als zweiter Redner ist Herr Hund eingeschrieben. Er bemüht sich, die Vorzüge des zivilisierten Lebens herauszustellen, und will eben ein Bild des „häuslichen Glücks" entwerfen, als er von den Abgeordneten Wolf, Hyäne und Tiger heftig unterbrochen wird. Letzterer springt mit einem Satze auf die Rednerbühne, sein Blick ist furchtbar, mehrere Mitglieder der Rechten können ein leises Zittern nicht verbergen. Der Sprecher schreit dreimal: „Sie sollen uns nicht haben!" dann fährt er fort: „Ich will Krieg, ich muß Blut sehen! Wird doch nur ein Krieg, ein Vertilgungskrieg, den Frieden herbeiführen, nach dem so viele Tiere sich sehnen. Der Krieg ist eine Notwendigkeit, eine Pflicht, es fehlt uns nicht an Soldatentieren noch an talentvollen Feldherren, und der siegreiche Erfolg steht außer allem Zweifel. — Uebrigens ist der Krieg bei so entgegengesetzten Interessen unvermeidlich und jeder diplomatische Notenwechsel zwecklos. Wohlan, entreißen wir dem entarteten Tier, welches Mensch heißt, die Herrschaft des Erdbodens! Uns gebührt sie nach dem Rechte der Anciennität und nach dem Prinzipe der Legitimität. Die Vorwelt weiß Berge von Tierknochen aufzuweisen, während kein Zahn von Menschen darin zu finden ist. Längere Geduld wäre Unsinn, jetzt gilts, die Fesseln abzuschütteln!" Er schließt mit einem Rufe zu den Waffen an alle Freunde der Freiheit und tierischen Nationalität.

Die gesamt Linke ruft: hört, hört! und pfeift die Marseillaise, selbst die Rechte, für einen Augenblick elektrisiert, klatscht Beifall, nur das Zentrum bleibt kalt und stumm. Um die Aufregung zu stillen, kündigt der Herr Präsident an, daß die Sitzung auf zehn Minuten geschlossen sei.

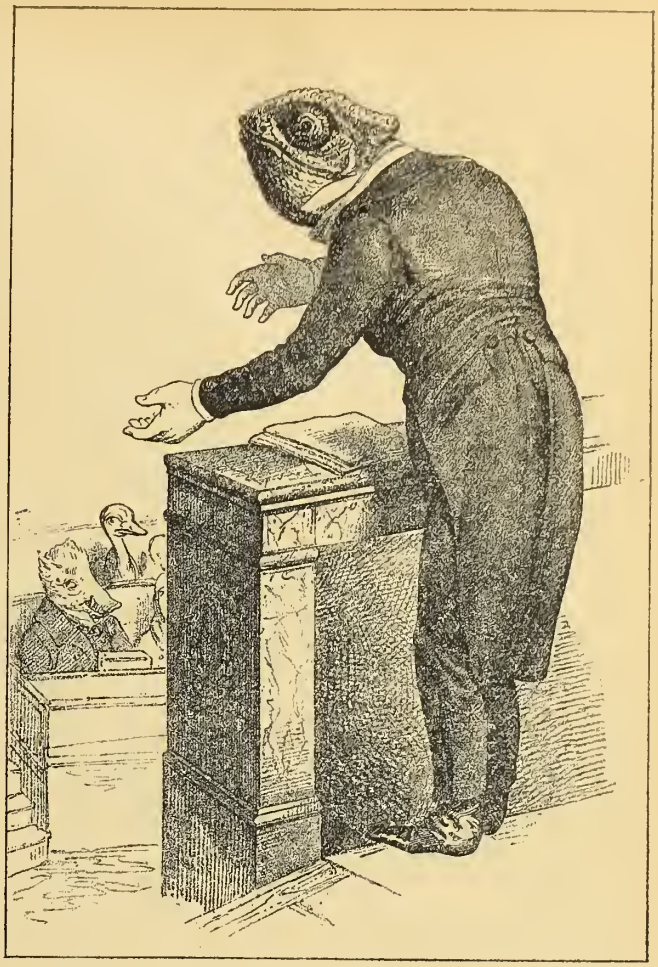
Nach Ablauf dieser Frist schwebt der Abgeordnete Nachtigall zur Bühne. Er bittet Gott um heitern Himmel und warme Nächte für seine Lieder und singt einige liebliche Stanzen von Lamartine. Der Abgeordnete Rohrdommel erinnert, dergleichen gehöre nicht zur Sache, während der Pfau und der Paradiesvogel über das armselige Aeußere des Dichterredners lächeln und der Esel einen der vorgetragenen Reime bekrittelt.

Ein Mitglied der Linken will Gleichheit, was ihm von Seiten der Aristokraten einen Blick tiefer Verachtung zuzieht. Der Abgeordnete Regenwurm verlangt Aufhebung der Eigentumsrechte und Gütergemeinschaft, wogegen die Herren Schildkröte, Schnecke und Auster protestieren.

Der Abgeordnete Hirsch, seit zehn Jahren Bewohner eines Tiergartens, schreit in kläglichsten Tönen nach Freiheit. Dromedar **senior**, der geraden Wegs von Mekka gekommen ist und bis jetzt bescheiden geschwiegen hat, meint, man müsse den Menschen begreiflich machen, daß für alle hienieden

Platz sei, um sich nebeneinander, nicht aufeinander zu setzen. Hammel **junior** wagt einige Worte über die Annehmlichkeiten des Landlebens; er spricht von der fetten Weide, von seinem herzensguten Schäfer und fragt, ob sich nicht ein Arrangement treffen lasse. Der Abgeordnete Schwein gibt ein paar dumpfe, unverständliche Töne von sich: man glaubt, daß er für den **status quo** gestimmt ist. Eber **senior**, den seine Feinde für einen Baissier halten, findet es ratsam, die vollendeten Tatsachen anzunehmen und die Eventualitäten abzuwarten, wogegen Herr Gänserich nicht ohne Stolz äußert, daß er sich mit Politik nicht befasse. Als letzter der eingeschriebenen Redner nimmt der Abgeordnete Chamäleon das Wort; er erklärt, daß er sich glücklich schätze, wie immer der Ansicht aller beistimmen zu können.

Jetzt betritt Herr Fuchs die Tribüne gerade in dem Augenblicke, als der Abgeordnete Elster zum dritten Male sich anschickt, mit einem dickleibigen Manuskripte hinaufzuhüpfen. „Meine Herren," sagt er, „ich bin den geehrten Rednern mit aller Aufmerksamkeit gefolgt. Ich bewundere die Kraft und den Schwung in den Ideen des Abgeordneten Löwe, allein ich gebe zu bedenken: es ist weit, entsetzlich weit von hier bis in die Wüste! Gern möchte ich die Illusionen des Abgeordneten Hund nicht stören, aber leider bemerke ich sein Halsband und seine gestutzten Ohren. (Allgemeine Heiterkeit.) — Einen Augenblick, ich gestehe es, riß mich auch die kriegerische Begeisterung des Abgeordneten Tiger hin; allein, hat nicht der Mensch das Pulver erfunden? sind die Tiere denn Musketiere und Kanoniere? und lehrt nicht die Erfahrung, daß in dieser Welt nicht immer die gute Erfahrung triumphiert? (Beifall rechts.) — Die Gleichheit, die man fordert, ist nur ein materielles Bedürfnis, das die Intelligenz nie bewilligen wird. (Widerspruch zur Linken.) — Mit der Freiheit hätte der Abgeordnete Hirsch zugleich eine Gebrauchsanweisung verlangen sollen. Es ist manchmal sehr beschwerlich, frei zu sein: Die Sklaverei hat sich so vervollkommnet, daß es für den Sklaven ein wahres Unglück ist, wenn er frei wird. Denken sie an jene 200 000 freigelassene Bauern in Rußland, die nicht wußten, was sie anfangen sollten mit ihrer Freiheit, und von selbst unter die Knute zurückkehrten. Von der edeln Denkart des Herrn Hammel bin ich tiefgerührt, indes er erwäge, daß seine Frau Mutter von jenem herzensguten Schäfer zur Schlachtbank geschleppt wurde!" (Herr Hammel wirft sich schluchzend in die Arme des Abgeordneten Widder, der dem Redner über seine indiskrete Aeußerung Vorwürfe macht.) Diese Szene wirkt stark auf die Tränendrüsen der Versammlung. Nach einer Pause fährt Herr Fuchs fort: „Ich selbst bedauere aufrichtig, daß man in der Politik wie in der Medizin nicht immer schmerzstillend verfahren kann, um gewisse Uebel zu heilen; aber gibt es nicht auch, wie schon Macchiavelli in seinem Buche vom Fürsten sagt, wohltätige und



mitleidige Grausamkeiten? Was die Ansicht des Herrn Schwein betrifft, so läßt sie alles beim Alten, und die Eberschen Grundsätze kommen in den Resultaten den Schweinschen sehr nahe. (Hier bietet Herr Zibet dem Biber **senior** eine Prise an; sein Nachbar Schwein, der aus der Fassung gekommen ist, stellt sich, als müsse er niesen). — Von dem Abgeordneten Chamäleon endlich, der die schöne Eigentümlichkeit hat, alles gutzuheißen, wage ich zu hoffen, daß er mir seine Stimme nicht versagen werde. Sind nun erwiesenermaßen der Friede, der Krieg und die Freiheit gleich unmöglich, so stimmen doch alle überein, daß etwas zu tun ist. (Ja, ja von allen Seiten!) Das Uebel ist da und muß wenigstens bekämpft werden; deshalb schlage ich der hohen Versammlung vor, ihren Anstrengungen eine neue Richtung zu geben. (Große Sensation.) Der einzige bis jetzt unversuchte und doch allein vernünftige, allein legale Kampf, das ist der Kampf der Intelligenz. In diesem Kampfe, wo Geist, Herz und gutes Recht die allein giltigen Waffen sind, muß der Vorteil auf Seiten der Tiere bleiben; die Intelligenz vermag alles, denn die Ideen haben Beine und Flügel. Auf also, meine Herren, benutzen wir die Presse, diese Großmacht aller Großmächte, um der Welt ein Licht aufzustecken über unsere Lage, über unsere natürlichen Bedürfnisse, Sitten und Gebräuche, veröffentlichen wir eine un-

parteiische Geschichte der Tiere und ihrer Schicksale im Familien- und Staatsleben, in der Sklaverei und in der Freiheit. Lafontaine, der einzige Mensch, dem alles Vieh eine Träne nachgeweint hat, er, an dessen Tod wir heute wehmütig gedenken, hat durch die Presse für einen jeden für uns mehr gewirkt, als die partiellen Bestrebungen sächsischer Humanität gegen Tierquälerei. (Bei dem Namen Lafontaine erheben sich alle Tiere und verneigen sich ehrfurchtsvoll. Einige Stimmen verlangen die Ueberführung seiner Asche an den Ort der heutigen Versammlung.) Die seichten Naturforscher glauben genug getan zu haben, wenn sie das Blut der Tiere wägen und ihre Wirbel zählen; desto mehr kommts den Tieren zu, daß sie die Leiden ihres verkannten Lebens, den Mut, der in ihren Adern rollt, und die spärlichen Freuden eines Daseins schildern, auf welchem die Hand des Menschen seit vier Jahrtausenden lastet. (Rührung auf allen Bänken.) Uebrigens (hier wendet sich der Redner gegen die Zuschauertribüne) werden zugleich die Damen Gans, Elster, Ente und Henne durch die Presse Gelegenheit finden, ihr altbekanntes Schriftstellertalent geltend zu machen und sich so dafür zu entschädigen, daß wir sie von unseren politischen Debatten ausgeschlossen haben. Schließlich habe ich die Ehre, die Beratung der hohen Kammer auf folgende Artikel hinzulenken:

Artikel I. Es wird dem Minister des öffentlichen Unterrichts ein unbegrenzter Kredit eröffnet behufs der Herausgabe einer populären Geschichte der Tiere in Wort und Bild.

Artikel II. Um Unwissenheit und Verleumdung fernzuhalten, soll das Werk von den Tieren selbst abgefaßt werden.

Artikel III. Jeder Mitarbeiter ist verpflichtet, sein Manuskript an die Chefredakteure Affe und Papagei einzusenden und eine genaue Angabe seines Nestes oder seiner Höhle usw. beizufügen, damit ihm die Korrekturbogen pünktlich zugestellt werden können.

Artikel IV. Kein Aufsatz darf die Gesetze der Moral und des Anstandes verletzen; daher wird alles zurückgewiesen, was in jenem heftigen, boshaften Tone geschrieben ist, der die Erzeugnisse der Presse unter den Menschen so oft schändet.

Artikel V. Der Satz und der Druck dieses Werkes wird dem in diesen Fächern rühmlichst bekannten Herrn Pudel übertragen; das Amt eines Kolporteurs erhält Hund II, das eines Ausrufers Enterich III.

Diese fünf Artikel werden zur Abstimmung gebracht und der Reihe nach angenommen, obgleich das gesamte Zentrum sich dagegen erhebt. — Als der Präsident, der die Beratung mit so vielem Takte geleitet hatte, dieses Resultat mit lauter Stimme verkündigt, wird die ganze Versammlung wie von einem elektrischen Funken durchzuckt, mehrere Mitglieder verlassen ihren Platz, um dem Redner das Pfötchen zu drücken, der, zufrieden mit dem Erfolge bescheidentlich durch die Menge schreitet und sich am Fuße der Rednerbühne niederläßt, um weder zur Rechten, noch zur Linken, noch im Zentrum zu sitzen. —

Mitten in der allgemeinen Begeisterung schreit der Abgeordnete Falke **senior** aus Irland: „O jammervolle Logik! Ihr habt Klauen und Zähne, um die Freiheit zu erobern und begnügt euch, Literaten zu werden!" Indes, diese Einrede wird durch den Lärm der Zwiegespräche, welche die Herren Deputierten unter sich halten, erstickt.

Inzwischen hat der Abgeordnete Rabe das Protokoll auf Stempelpapier ins Reine geschrieben; es wird verlesen, genehmigt und von einer Kommission, die für seine Ausführung Sorge tragen soll, unterzeichnet.

Ehe man auseinandergeht, fallen sich sämtliche Abgeordnete, von ihren Gefühlen überwältigt, um den Hals, was leider nicht ohne einige kleine Unfälle abläuft: Enterich I stirbt in der Umarmung des freudetrunkenen Fuchses, Hammel **junior** in der des begeisterten Wolfs, Pferd II in der des enthusiasmierten Tigers. Hierdurch wird jedoch die heitere Stimmung um so weniger getrübt, da Enterich II die Erwürgten als Märtyrer darstellt und ihren Tod für das Vaterland in einer Elegie zu besingen verspricht.

Wegweiser der Lese

Aufruf für Arno Holz!

Arno Holz, der am 26. April fünfzig Jahre alt wird, erzählt im Vorwort seiner letzten, eben erschienenen Tragödie „Ignorabimus", daß er „heute noch buchstäblich in einer Dachbude hockt". Es ergreift und beschämt uns, einen um das deutsche Schrifttum der letzten dreißig Jahre im höchsten Grade verdienten, schon um der Reinheit seines nur der Kunst ergebenen Strebens willen bewunderungswürdigen Dichter in Not zu wissen. Wir fordern die Nation auf, diese Schuld durch eine Ehrenspende zu tilgen, und eröffnen hiermit die Sammlung. Beiträge wolle man an die Leitung des „Kunstwarts", Dresden-Blasewitz, richten.

Herrmann Bahr. Hans Baluschek. Prof. Peter Behrens. Dr. Georg Brandes. Prof. Dr. Collin (Gießen). Dr. Rich. Dehmel. Dr. Ludw. Fulda. Geh. Hofrat Dr. Ing. h. c. Cornelius Gurlitt. Maximilian Harden. Dr. Georg Hirth. Generalintendant Graf von Hülsen-Haeseler. Exz. Prof. Dr. Alfred Lichtwark. Prof. Dr. h. c. Max Liebermann. Dr. Paul Lindau. Prof. Dr. Ernst Mach (Wien). Heinrich Mann. Thomas Mann. Intendant Kurt v. Mutzenbecher, kgl. Kammerherr. Prof. Dr. Franz Muncker (München). Dr. Ing. G. Reg.-R. Hermann Muthesius. Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Ostwald. Generalintendant Baron v. Putlitz, Exz. Bürgermeister Dr. Georg Reicke. Dr. Artur Schnitzler. Dr. Franz Servaes. Hermann Sudermann. Geh. Rat Prof. Dr. Henry Thode. Prof. Dr. h. c. Thoma. Prof. Dr. Ferdinand Vetter (Bern). Siegfried Wagner. Prof. Dr. Eugen Wolf (Kiel).

*

Hierzu die Mitteilung, daß bald eine Arno Holz-Nummer der Lese folgt.

Werke Richard Wagners

In Ergänzung zu unserem Beitrag über R. Wagner wollen wir in folgendem kurz ein Verzeichnis der Ausgaben seiner musikalischen und schriftstellerischen Werke geben. Die Literatur über Wagner ist so ungeheuer, daß wir hier nur auf das Wesentlichste das Augenmerk richten können. Wagners Opern erschienen in Klavierauszügen bei Fürstner in Berlin („Rienzi", „Holländer", „Tannhäuser"), Breitkopf & Härtel, Leipzig, („Lohengrin", „Tristan und Isolde"), B. Schott in Mainz („Meistersinger", Der „Ring der Nibelungen" und „Parsifal"). Es sei aber hier besonders auf die billige Subskriptionsausgabe der Klavierauszüge von „Rienzi" bis „Parsifal" aufmerksam gemacht, welche die letztgenannten drei Verleger veranstaltet haben. Seine Schriften erschienen unter dem Titel „Gesammelte Schriften und Dichtungen" in 10 Bänden. Als wertvollste Biographie nennen wir hier: Glasenapp, das Leben Wagners (Leipzig). Ferner: Istel, das Kunstwerk R. Wagners (Teubner-Leipzig. Eines der schönsten Dokumente aus Wagners Leben bilden die Briefe an Mathilde Wesendonk (Berlin 1905).

S. K.

Eine merkwürdige Wagner-Biographie

hat vor einigen Monaten die Münchener Hof- und Staatsbibliothek erworben. Es handelt sich um einen Privatdruck, der im Jahre 1905 in England in nur hundert numerierten Exemplaren herausgegeben wurde. Es ist kein Buch im landläufigen Sinne, es ist weder gesetzt, noch in der Buchdruckerpresse hergestellt. Das Format ist achtunggebietend: 70×52. Das Werk wurde auf ein eigens zu diesem Zwecke hergestelltes und mit der Unterschrift Wagners als Wasserzeichen versehenes Handpapier gedruckt und in Pergament mit Goldprägung gebunden. Es wiegt die Kleinigkeit von 40 Pfund. Der Preis entspricht der Ausstattung, jedes Exemplar kam auf 1000 Mark zu stehen. Merkwürdig an dieser Biographie ist auch, daß sie ausschließlich auf handschriftlichen Werken aufgebaut wurde; alle zitierten Schriftstücke sind faksimiliert wiedergegeben.

Nach dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.

Vom Deutschen Theater

III

Karl Sternheim, der Komödiendichter, ist bisher vom deutschen Publikum herzlich schlecht behandelt worden. Man pfiff seine „Kassette" aus und erst recht seine „Höllenfahrt Don Juans"; denn erstens blieb einem manches Groteske und Ungewohnte in diesen Komödien unverständlich, und dann hatte man das unbehagliche Gefühl, daß man selbst in diesen Stücken doch im Grunde eine wenig rühmenswerte Rolle spielte. Mit seiner neuen Komödie „Bürger Schippel", die in den Berliner „Kammerspielen" unter der Leitung Max Reinhardts am 5. März zum ersten Mal aufgeführt wurde, ist es etwas anderes. Da handelt es sich um die Verspottung des vierten Standes, dessen ganze Erbitterung Sternheim auf den einzigen Wunsch zurückführt, sich in das behäbige Bürgertum hineinzudrängen. Daß Sternheim dabei von der Anschauung ausgeht, daß überhaupt jeder Klassenkampf nur aus der Sehnsucht der niederen Schicht entspringt zu werden wie „die da oben" und daß also damit im Grunde doch jeder Stand verspottet wird, kam dem Berliner Premièrenpublikum nicht in den Sinn. Deshalb quittierte es jede Bosheit Sternheims — und an Bosheiten ist er reich — mit schadenfrohem Beifall. So freute sich vor rund 130 Jahren der Pariser Adel mit den Peitschenhieben, die Beaumarchais in seinem Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro" auf die veralteten Standesvorurteile des französischen Landadels herabsausen ließ und merkte nicht, daß sein eigenes Bild aus dem vorgehaltenen Spiegel herausschaute. Sternheim versteht es meisterhaft, den großen Sinn seiner Satire in den engen Kreis eines an sich unbedeutenden Geschehens zusammenzudrängen; in die Erlebnisse Schippels, des Kleinstadtproletariers, der seine Wut auf die satte Bürgerbestie sofort fahren läßt, als sich ihm ein Türlein öffnet, durch das er in das erträumte Bürgerparadies hineinschlüpfen kann. Einmal herinnen gibt er ein paar prächtige Beweise bürgerlicher Denkungsart, die alles Mißtrauen seiner neuen Standesgenossen wie Schnee an der Märzensonne zum Schmelzen bringt. — Im Berliner Neuen Volkstheater kam am 7. März „Die Hexe", ein Drama von Martha Vogt zur Uraufführung. Es heißt, daß die Verfasserin bisher der Literatur und besonders dem Theater völlig fern gestanden habe. Dann ist ihre Erscheinung ein neuer Beweis dafür, wie starke, lebensfähige Keime in der tieferen Schicht des Volkes verborgen sind, die bisher nur der Zufall hier und da ans Licht brachte. Sie beweist ferner aufs Neue, wie notwendig gerade für die Kunst, die aus dem Volke entspringt, Organe sind, die diese Kunst fördern und verbreiten. Martha Vogt behandelt das Problem vom Menschen, der gut sein und handeln möchte, dem aber von seiner Umwelt jede Möglichkeit dazu genommen wird. Die Menschenliebe der alten Dorfnäherin, die im Volksmunde nur „die Hexe" heißt, wird als Menschenhaß gedeutet, ihr Verlangen nach innerer Reinheit als Überhebung, und ihre herzliche Frömmigkeit als eine Verbindung mit überirdischen Mächten, aus der eine Gefahr für das Dorf erwachsen könne. So muß sie dann schließlich werden für was man sie hält, aber ihr Verbrechen wird ihr zur Selbstvernichtung. Obwohl dieses Bauerndrama noch nicht frei ist von technischen Fehlern und vor allem von Weitschweifigkeit im Ausdruck, zeugt es doch von einem starken, freierstandenen Talent, von dem sich die deutsche Bühne noch Wertvolles erhoffen darf. —

Gedenktafel

Am 11. Mai 1871 starb der englische Astronom Sir John Herschel.

Am 12. Mai 1864 wurde in Stuttgart der Dichter Cäsar Flaischlen geboren.

Am 14. Mai 1912 starb in Stockholm der schwedische Dichter August Strindberg.

Am 16. Mai 1788 wurde in Schweinfurt Friedrich Rückert geboren.

Am 17. Mai 1749 wurde in Berkeley Eduard Jenner geboren, der Entdecker der Schutzpockenimpfung.

Am 19. Mai 1762 wurde in Rammenau der Philosoph Johann Gottlieb Fichte geboren. Durch seine „Reden an die Deutsche Nation, gehalten im Winter 1807 bis 1808", wirkte er höchst einflußreich für die Hebung des gesunkenen deutschen Volksbewußtseins.

Am 23. Mai 1848 wurde in Anklam Otto Lilienthal geboren, der Begründer der modernen Fliegekunst.

Am 23. Mai 1906 starb in Christiania Henrik Ibsen.

Nachrichten

Am 24. Mai findet in München eine Studentische Wohnungskonferenz statt, die sämtliche deutschsprachliche Hochschulen umfaßt. Mit der Konferenz wird eine studentische Wohnungsausstellung verbunden.

Vom 15. bis zum 21. Juni wird in Budapest der Weltbund für Frauenstimmrecht tagen.

In Spanien hat der Rat für das öffentliche Unterrichtswesen die Aufhebung des Religionszwanges in den Schulen angeordnet.

Lesepost

Lehrer Kurt N. in . .?: Wir haben zusammengetragen, was wohl für Ihre Zwecke in Betracht kommen kann. Es stimmt schon, wie Sie schreiben, daß das Kind bezw. die Jugend als Darstellungsobjekt erst ziemlich spät verwendet wurde. Wir geben Ihnen nachstehend eine Reihe von Werken an, die dieses Stoffgebiet wissenschaftlich behandeln: Kußmaul, Untersuchungen über das Seelenleben neugeborener Menschen (Tübingen); Preyer, die Seele des Kindes (Leipzig), die geistige Entwicklung in der ersten Kindheit (Stuttgart); Compazie, die Entwicklung der Kindesseele (Altenburg); Stanley Hall, Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik; Egger, Beobachtungen und Betrachtungen über die Entwickelung der Intellegenz und der Sprache bei den Kindern (Leipzig); Groos, das Seelenleben des Kindes (Berlin); Milicent W. Schinn, Körperliche und geistige Entwickelung eines Kindes in biographischer Darstellung; ferner besteht eine „Zeitschrift für pädagogische Psychologie", herausgegeben von Kemsies & Hirschlaff (seit 1899 in Berlin). Die Zahl der Bücher, die dieses Gebiet literarisch behandeln oder wenigstens einbeziehen, ist Legion. Sie gehen da am besten, wenn Sie sich an die Vortragskünstlerin Fräulein Else Levetzow in Hamburg, Hellerplatz 4 wenden. Die Dame spricht auch über „Das Kind in der Dichtung seit Goethe" und verfügt sicherlich über gutes Material.

K. Kr. in Steglitz: Nein, Institute, in denen Dichter in Reinkulturen großgezogen werden (etwa wie Maler in Malschulen oder auf Akademien) gibt es noch nicht. Auf eine Art ist das gut, die Flut beschriebenen Papieres ist so wie so schon ungeheuerlich und erdrückt uns arme Redakteure.

G. G. in Schlesien: Leider war dieses Mal auch nichts für die Lese darin, aber die Sachen gefielen uns doch durch die Frische des Tones. Besten Dank und Gruß.

Unser Prämienausschreiben

Charakteristik des Einlaufs (IV)

Sehr erfreut hat uns ein Brief des Arbeiters Paul Gneuther aus Fitchburg, Mass., Nordamerika, mit einem Gedicht zu Ehren seiner Mutter, mit der er auf ein Wiedersehen hofft:

Die Sehnsucht nach dem Heimatland,
mir oft aus meinem Herzen quillt;
denk ich an Freunde und Verwandte,
seh ich zuerst der Mutter Bild . . .

Emil Berchtold in Ober-Uster sendet Verse über die Bibel, das Bild „die hl. Nacht" von Correggio aus der Dresdener Galerie (er legt eine Reproduktion bei); sein liebstes Lied ist, „Gott Deine Güte reicht so weit" von Gellert. — Der Sparkassenassistent Müller in Deuben preist Fritz Reuters „Ut mine Stromtied". — August Breuninger in Stuttgart: der Roman: „Im Schatten des Todes" von E. Dunker. — Fritz Müller in Frohburg, ein Namensvetter unseres Mitarbeiters, hat ebenfalls einen eigenartigen Geschmack; sein liebstes Buch: „Die Eroberung von Konstantinopel" von M. V. v. Horn, sein Lieblingsbild ein Bild von Körner, sein Lied „Näher mein Gott zu Dir". — Die Buchhalterin Rahn in Berlin hat feines Kunstgefühl; sie weiß das Bild: „Gensdarmenmarkt" von Skarbina (nach der Künstler-Steinzeichnung des Voigtländer'schen Verlags) schön zu schildern. — Der Lehrer Zirkler in Meißen ist voll Lob über die „Schattenbilder" von Herbert Eulenberg! Desgleichen Erna Kordes in Ratzenburg. — Frl. Trippmacher in Ladenburg, eine unserer eifrigsten Weberinnen, ist die Bibel doch noch lieber als die Lese. — Herr Greiß in Mannheim kann sich vor vielen Lieblingen, Heines „Harzreise", Rousseaus „Bekenntnisse" u. a. nicht entscheiden, und hofft das Allerliebste erst noch zu entdecken. — Werner v. Falkenstein in Zuffenhausen: „Des Kindes Auge" sein liebstes Buch, „Die Nacht mit Mond und Sternen" sein liebstes Bild, „Ein Liebeslied" sein liebstes Lied. — Der Pfarrer Vötter sendet sehr lieb gemeinte Verse über das Neue Testament, Gottes Bild und das Lied vom Menschensohn. — Die Bürgerschullehrerin Spunda in Ostrau hat Friedrich Lienhards Roman „Oberlin" erwählt, der ziemlich oft genannt wird, und weiß das Werk feinsinnig zu schildern. — Der Kaufmann Schwenk in Saalfeld beschreibt begeistert das Gemälde Feuerbachs „Erinnerung an Tivoli". — Der Student Pergel in Brünn, der Beamte Horn in Klotsche bekennen sich mit vielen anderen zum „Faust". — Erna Brück in München möchte uns am liebsten „Die Fei" von Konrad Ferdinand Meyer, komponiert von Paul Umlauft, vorsingen. — Der Betriebsleiter Legi in Straubing liebt das Volkslied: „Im schönsten Wiesengrunde"; weiß er, daß es von Hoffmann v. Fallersleben ist? — Albrecht von Burski in Züllichau sendet grimmige Verse zu dem Gemälde: „The Germans to the front". — Der Reisende Scherble in Stuttgart findet viel geistige Nahrung im „Gesundbrunnenkalender" des Dürerbundes. — Frl. Appenzeller in Reutlingen nennt ohne Zandern „Ein Winteridyll" von Karl Stieler; der Handlungsgehilfe Fahrion in Biebrich Rudolf Herzogs: „Die Wiskoffens". — Der Postsekretär Steuer in Donauwörth: „Dreizehnlinden" von Weber, das „Bild seiner Mutter", aber auch die Gemälde der beiden Willroider, das Lied „Tief ist die Mühle" von Theodor Podbertzky. — Sophie Bürger in Cannstatt gibt ein kleines Bändchen „Gedichte" von Bruno Frank an, als Bild „Die Iphigenie" von Feuerbach, als Lied „Letzte Rose" aus der Oper „Martha" von Flotow. Fortsetzung folgt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Unser Prämienausschreiben. — Der Chevalier de la Barre. — Schalksecke. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 76.
Druck: Zuna & Sohn Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 21 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Es ist ein Gesetz, daß jedes Ding ein Gesetz hat! Erst dadurch, daß man diese Erkenntnis endlich in ihrer Ganzheit auf sich wirken ließ, erst dadurch, daß man endlich aufhörte, an ihr zu drehen und zu deuteln, erst dadurch, daß man endlich rund annahm, was sie rund aussagte, und nicht etwas andres, was sie nicht aussagte, erst dadurch ist es möglich geworden, tatkräftig an die Verwirklichung jener großen Idee von einer einzigen, einheitlichen Wissenschaft zu schreiten, deren natürlichen Abschluß die Wissenschaft von der Menschheit als Menschheit bildet, die Soziologie.

Ihr Wollen ist das Wollen unserer Zeit! Welches ist dieses Wollen?

Es ist das Wollen, durch die Erforschung derjenigen Gesetze, die die Zustände der menschlichen Gesellschaft regeln, nicht allein vollständig zu begreifen, durch welche Ursachen dieselben jedes Mal in allen ihren Einzelheiten zu denen wurden, zu denen sie jedes Mal tatsächlich geworden sind, sondern auch, und das ist das weitaus wichtigste, zu erkennen, zu welchen Veränderungen dieselben wieder hinstreben, welche Wirkungen jeder ihrer einzelnen Bestandteile voraussichtlich wieder hervorbringen wird, und durch welche Mittel etwa eine oder mehrere dieser Wirkungen, uns zur Wohlfahrt, verhindert, verändert, beschleunigt oder andre Wirkungen an deren Stelle gesetzt werden können. Mit andren Worten, es ist ihr Wollen, die Menschheit, durch die Erforschung der Gesetzmäßigkeit der sie bildenden Elemente genau in demselben Maße, in dem diese ihr gelingt, aus einer Sklavin ihrer selbst, zu einer Herrscherin ihrer selbst zu machen.

Noch nie hat es in der Welt eine Aufgabe gegeben, die dieser gleichkam. Jener Erkenntnis haben wir sie zu verdanken und jener Erkenntnis auch zugleich die Gewißheit, daß wir auch befähigt sind, sie zu lösen. Daß wir sie noch nicht gelöst haben, tut ihrer Wahrheit keinen Abbruch. Jeder Tag, der sich neigt, jede Minute, die verrinnt, bringt uns unsrem Ziele näher.

Arno Holz.

Arno Holz als Lyriker

Wir haben uns entschlossen, Arno Holz eingehender zu würdigen, als es der Raum einer Lese gestattet. Wir bringen daher zunächst Proben seiner Lyrik, sowohl aus seinen Anfängen als auch aus der späteren Zeit, nachdem er seine eigene Kunstform im Phantasus gefunden. Dazu ein Geleitwort aus seiner Schrift: die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetzte. Sein Bild, für die Lese gezeichnet, ist von Benno Eggert; das Faksimile zeigt seine Handschrift. Eine weitere Probe seines Dichtens nebst einem Aufsatz des Herausgebers über Holz werden folgen.

Die Schriftleitung.

Aus dem „Buch der Zeit" von Arno Holz

(Geschrieben 1884)

Drum dir, die schmerzvoll mich gebar,
dir, junge Zeit aus Blut und Eisen,
leg ich mein Herz und seine Weisen
nun stumm auf deinen Hochaltar!

Schaust du doch auch ins Morgenrot
und träumst von unentdeckten Welten;
wirst du die Liebe mir vergelten,
die tief für dich mein Herz durchloht?

Doch ob auch Dampf und Kohlendunst
die Züge dieser Schrift verwaschen;
kein flüchtig Glück will ich erhaschen,
ich liebe dich, nicht deine Gunst!

Mir schwillt die Brust, mir schlägt das Herz
und mir ins Auge schießt der Tropfen,
hör ich dein Hämmern und dein Klopfen
auf Stahl und Eisen, Stein und Erz.

Denn süß klingt mir die Melodie
aus diesen zukunftsschwangern Tönen;
die Hämmer senken sich und dröhnen:
schau her, auch dies ist Poesie!

Sie kehrt nicht nur auf ihrem Gang
in Wälder ein und Wirtshausstuben,
sie steigt auch in die Kohlengruben
und setzt sich auf die Hobelbank.

Auch harft sie nicht als Abendwind
nur in zerbröckelten Ruinen,
sie treibt auch singend die Maschinen
und pocht und hämmert, näht und spinnt.

Sie schaukelt sich als schwanker Kahn
im blauen schilfumkränzten Weiher,
sie schlingt den Dampf ums Haupt als Schleier
und saust dahin als Eisenbahn.

Von nie geahnter Kraft geschwellt,
verwarf sie ihre alten Krücken,
sie mauert Tunnels, zimmert Brücken
und pfeift als Dampfschiff um die Welt.

Ja, Wunder tut sie sonder Zahl,
sie lindert jegliches Verhängnis,
sie setzt den Fuß selbst ins Gefängnis
und speist die Armut im Spital.

Wohl war's der Himmel, der sie schuf,
doch heimisch ward sie längst auf Erden;
drauf immer heimischer zu werden,
ist ihr ureigenster Beruf!

So klingt das Lied, das hohe Lied,
daß dumpfauf mir die Hämmer dröhnen;
euch aber, euch, die es verhöhnen,
euch fordr' ich kühn in Reih und Glied!

Rückt an! Mit offenem Visir
und harter Faust will ich euch weisen:
ich und mein Lied, wir sind von Eisen —
ihr oder ich, ich oder ihr!

Denn nicht soll einst in später Zeit
mit selbstgefälligem Behagen
ein später Enkel von uns sagen,
was rot wie Blut zum Himmel schreit:

Poeten ohne Poesie,
und keiner rief das Wörtchen: Rette!
Sie blökten allsamt um die Wette,
wie eine Herde Hammelvieh!

Nein nein und nein und aber nein!
Ein Schuft sein will ich, wenn's so endet!
Das Blatt hat endlich sich gewendet!
Dies Buch soll deß ein Zeichen sein!

Soll sagen, was ihr nie gewollt:
Der Singsang hat sich ausgetutet —
auch durch das junge Lied noch flutet
das alte Nibelungengold!

Drum ihr, ihr Männer, die ihr's seid,
zertrümmert eure Trugidole
und gebt sie weiter, die Parole:
Glückauf, glückauf, du junge Zeit!

Natur die Welt sie ziehen die Wolken.
Grün stehn die Wälder
singst ja Lust.

Frühling, Frühling!

Im stillen Raum
weckt Auferstehn Erinnern,
Luft wachsenden Räumen Brust tauschen Lust.

Frühling! Frühling!

Aus fernem Grün schreibt, Herz, ein Vogel...
er singt sein Lied.

Das Lied vom Gast!

Herr Gast.

Fritz Volz

Aus dem „Phantasus“ von Arno Holz

Zwischen Gräben und grauen Hecken,
den Rockkragen hoch, die Hände in den Taschen,
schlendre ich durch den frühen Märzmorgen.

Falbes Gras, blinkende Lachen und schwarzes Brachland,
so weit ich sehen kann.

Dazwischen,
mitten in den weißen Horizont hinein,
wie erstarrt,
eine Weidenreihe.

Ich bleibe stehn.

Nirgends ein Laut. Noch nirgends Leben.
Nur die Luft und die Landschaft.

Und sonnenlos, wie den Himmel, fühl ich mein Herz!

Plötzlich ein Klang.
Ein zarter zitternder Jubel,
der, langsam,
immer höher steigt.

Ich suche in den Wolken.

Über mir,
schmetternd,
durch immer heller strömendes Licht,
die erste Lerche!

*

Das alte Nest! Die alten Dächer!

Aus dunklen Linden dort
der Turm!

Wie klangen, Sonntags, seine Glocken,
draußen, fern, wo der Kuckuck rief . . .

Da wars so still.

Wir pflückten Blumen,
sangen
und horchten, wie's im Bach kluckerte.

Dreißig Jahre drüber hin!

Der Wald so grün, der Himmel tief blau,
noch alles, wie damals!

Nur du nicht!

Nur du!

Noch einmal jung sein! Mit neuen Augen in die Welt sehn!
Wieder alles wie zum erstenmal
unschuldig in sich trinken!
Mit frohem, reinem Kindersinn! Seligen Herzens!

Ach,
wer das könnte!

*

Über einen alten, scheußlich zerlesenen Schweinslederband gebückt,
aus dessen üblem, finstrem Latein
mich der ganze, gräßlich konzentrierte Irrsinn
von fünf,
heimlich noch immer in uns nachschwehlenden, christlichen Jahrhunderten anweht,
habe ich alles um mich vergessen.

Malleus maleficarum! Der Hexenhammer.

Erstickes Jammern, herzzerreißendes Gestöhn,
Schreie,
dumpfe, unbarmherzige, brunsttolle Henkersgier und Blutbrodem.

Von all dem qualvoll Widerlichen wie gebannt,
vor innerstem Entsetzen fast gelähmt,
mühsam,
Satz für Satz, Zeile um Zeile,
arbeite ich mich durch das schauerliche Schlußkapitel.

Das leise Geräusch,
mit dem ich eine neue Seite umdrehe,
läßt mich plötzlich aufblicken.

Der tiefrote Fenstervorhang,
seltsam lang,
hängt starr voll schwarzer, schwerer Schatten!

Die Lampe
brennt,
von allen Wänden
schweigen um mich die dunklen Bücher.

Eine kleine Fliege, die noch munter ist,
verirrt sich in den gelben Lichtkreis.

Sie klettert über den grau verstaubten Büttenrand,
putzt sich die Flügel,
läuft geschäftig drei Finger breit durch das krause Letterngewirr,
stutzt,
duckt sich und tupft mit dem Rüssel auf das Wort

INFERNO.

*

Aus schwerem Schlaf
plötzlich erwacht,
— es ist noch alles dunkel, ich liege da —
formt sich, in mir, wie von selbst, eine Strophe.

Über den Sternen . . .
Über den Sternen . . . hängt eine Harfe!

Selig sitzt die Nacht und singt.
Singt, daß die zitternden Herzen klopfen!

Aus den Saiten Sonnen tropfen!

Über den Sternen hängt eine Harfe,
selig sitzt die Nacht und singt.

Und . . . singt . . .

Die Lippen fest zu,
die Augen geschlossen, die Zähne zusammen,
daß ich nicht schluchze!

*

Mit fünf Jahren
war ich mir über alles klar.
In China wurde Französisch gesprochen,
in Afrika gab es einen Vogel, der Känguru hieß,
und die Jungfrau Maria war katholisch und hatte ein himmelblaues Kleid an.
Sie war aus Wachs und dem lieben Gott seine Mutter.

Wenn ich groß war,
wollte ich Schiller und Goethe werden und in Berlin hinterm Schloß wohnen.
Wenn ich Kinder kriegte,
wollte ich sie alle anstreichen lassen.
Das kostete nicht so viel
und sie zerrissen sich nicht die Hosen.

Beim Buchbinder Pollakowski
hing ein großer, bunter Bilderbogen
mit einem weißen Schimmel, der auf seinen Hinterbeinen stand.
Der dicke Türke mit dem blanken Säbel drauf
hieß Ali Pascha.
Wenn ich mal einen Groschen hatte,
wollte ich mir den kaufen.

Am liebsten aber
wollte ich doch die Nilquellen entdecken!

Ich wußte genau, wie man das machte.
Wo er rausfloß,
setzte man sich einfach in ein Boot
und fuhr dann immerzu weiter, bis wo alles aufhört.
Da war man denn da.

Dort gab es Affen, die sich mit Apfelsinen und Kokusnüssen beschmissen,
Goldstreusand
und Traubrosinenbäume mit Knackmandeln dran.
Und damit ich nicht so lange verhungerte,
wollte ich mir lauter Gerstenzuckerstangen und eine Unmasse Johannisbrot mitnehmen.

Aber das sagte ich keinem. Das behielt ich ganz für mich allein.
Bloß ich wunderte mich bei mir,
daß die andern alle so dumm waren!

*

Ich bin der reichste Mann der Welt!

Meine silbernen Yachten
schwimmen auf allen Meeren.

Goldene Villen glitzern durch meine Wälder in Japan,
in himmelhohen Alpenseen spiegeln sich meine Schlösser,
auf tausend Inseln hängen meine purpurnen Gärten.

Ich beachte sie kaum.

An ihren aus Bronze gewundenen Schlangengittern
geh ich vorbei,

über meine Diamantgruben
lasse ich die Lämmer grasen.

Eine winzige Molekularveränderung in meinem Gehirn,
und ich übersause Milliarden Lichtäonen,
in denen ungezählte Planetenwirbel kaum wie bunte, tanzende Kreisel sind!

Ein leises Spielenlassen meines Denkapparats,
und mich durchdonnert ein Dinosaurierkampf,
der auf turmdicken Panzerpfoten eine lemurische Ebene zerstampft,
über die seit Jahrbillionen bereits
der indische Ozean blitzt!

Ein Wunsch,
und auf meinem olivenbraunen, von alten Schwerthieben zerbeulten Schädel
mit dem langen, blauschwarzen Satrapenbart,
in dessen duftende Zwickel mir lydische Sklavinnen rote Rubine gedreht,
prunkt
die echte Tiara des Saitaphernes!

Ich überträume alle Träumer!

Der Morgen glänzt,
ein Vogel singt,
ich bücke mich
und pflücke eine kleine Wiesenblume.

Und plötzlich weiß ich: ich bin der ärmste Bettler!

Ein Nichts ist meine ganze Herrlichkeit
vor diesem Tautropfen,
der in der Sonne funkelt.

*

Zu meinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als deutscher Dichter
lade ich mir alle Götter.

Auch Timur, den Esel Bileams, den Teufel Bitru, sowie den Oberhofmarschall
Ihrer Majestät der Kaiserin Freiherrn v. Mirbach.
Kurz
sämtliche Notabilitäten!

Acht rote Riesensonnen strahlen ihr Licht durch meinen Saal mit den tausend Säulen.

Die ganzen dreiunddreißig Herrschaften Meiner Timbuktuer Siegesallee
warten an Unserm großen Buddhatisch als Kellner auf.

Die Wanzen!

Wir sind schon beim Siriussekt: „Prost, Li-tai-pe"! „Prost Shakespeare!"

Die Damen,
durch das Genossne geniert,
knöpfeln die Taillen auf.

Venus, das Rosenschwein, reißt sich das Korsett ab,
schleudert es Schopenhauer an den hohen Punschterinenschädel,
kriescht,
turnt auf die Tafel
und tanzt das Dessert auf meiner meerblauen Lapzislazulischüssel.

Aus den bis zum Sternkreuz übereinandergedrehten Galerieen, durch die bunten Tierteppiche, ängt mein Harem,
von den Treppen, durch die Tore, aus den Gärten stürzt es, stürmt es, strömt es herbei!

Alle Zonen! Alle Zeiten!

Marsmenschen, Mikrozephalen, der Pithekanthropus, dreizehn Briefträger vom letzten Ordensfest!

Mitten im Wirbel,
mit einem Juchzer,
wirft sie die Kastagnetten weg.

„Pst! Sie da!" . . . „Nanu?" „Nicht drängeln!"

Sie guckt sich kokett über die linke Schulter,
rafft das Byssusgewand
und lächelt.

Sappho
schmiegt sich an Romeo,

Ganymed rückt zu Methusalem, Messalina tätschelt die Bathseba!

Der letzte Faltenflor
sinkt.

„Hut ab!" . . . „Sitzen bleiben!" . . . „Nicht auf die Stühle steigen!"

Regungslos, vorgebeugt,
sucht sie ins Weite:
durch schlanke Finger blenden die Brüste, schimmert das goldne Vließ!

Frau Böcklin preßt ihrem Gatten die Augen zu, Tolstoi schnaubt sich den Bernsteinknollen,
Voltaire, Ramses und Onkel Bräsig halten keuchend August den Starken fest,
Tizian und Phidias jubeln Dacapo!

Der Erzengel Michael, der das Präsidium führt,
dröhnt mit dem Flamberg auf.

Silentium!

Päpstliche Nobelgarden drängen mit ihren Hellebarden die Menge zurück,
Festordner mit roten Nelken im Knopfloch weisen die Plätze an,
vor die lautlos sich schließenden Bronzeflügel
rauschen in ihren sieben Farben die alten babylonischen Planetenvorhänge.

Der Saal verbraust,
ich fühle aller Augen auf mir in meinem purpurnen Ehrensitz.

Aus der Kuppel,
langsam,
durch perlmutterglänzende Wölkchen,
fallen
kleine, blasse Blütensterne.

Hungerblümchen!

Geflügelte Engelsköpfchen singen, Mozart dirigiert:
„. . . . unter wehenden Blumen blüht tausend Trost. Vergiß! Vergiß! . . ."

Tränen
rollen mir in den Fünfundsiebzigpfennigschlips mit dem japanischen Drachenmotiv.

Von dem Recht auf Stille

Von Carl Scheel

Recht auf Stille? Was solls damit? Jsts nicht erkünstelt, gesucht? Jsts nicht eine Ausgeburt von Zärtelei und Zimpelei?

Nein, das ist es nicht. Unsere Sitten haben sich verfeinert. Unsere Kultur ist ausgebildet. Sie nimmt das Zarte vor dem Groben, Plumpen.

Also soll der Schmied seinen Hammer hinlegen und seinen Amboß rosten lassen?

Nein — aber er soll Watte unterlegen.

Also soll der Hund nicht mehr bellen? Wir wollen ihm die Mittel des Ausdrucks nehmen?

Er soll einen Maulkorb tragen und wenn er was will, kann er mit dem Schweif wedeln und die Ohren bewegen.

So soll keiner mehr Anfänger sein auf dem Klavier und Fingerübungen machen?

In besonderen Gebäuden — ja. Die man meiden kann und die abgeschlossen sind gegen die Außenwelt.

Jst das Kultur? Dann ist mir das Natürliche lieber.

Jst denn nicht der Hammerschlag auf dem Amboß die Offenbarung der Kraft? Jst denn nicht Hundegebell ein Rest von alledem, das um uns war? Jst denn nicht Klaviergestümper eine Quelle harmloſen Humors?

Tausendmal lieber das, als eure verfeinerte Kultur!

Jch will kein Loblied singen einem Lümmel, der Spektakel macht oder einem Grammophonquäler. Jch will nicht sagen, daß jedes Geräusch willkommen sein muß. Aber ist die Welt ein Sanatorium geworden?

Jch weiß, was Ruhe ist. Und ich liege gern, blicke auf in den ewigen Himmel und die ziehenden Wolken, allein mit der Ruhe. Viel ist nicht bei uns von Ewigem. Die Ruhe ist ewig. Sie war von Anbeginn und sie wird sein, wenn alles vorüber ist. Vor dem Leben ist sie zurückgegangen in ihre Schutzgebiete.

Aber — in den Himmel sehen und bei der Ruhe sein, das muß eine Sonntagsfreude bleiben. Sonst wird es wertlos und fad. Es paßt nicht zum Alltag. Der ist voll von Leben, von lautem, pochendem Leben. Da hämmert der Schmied, da kreist das Maschinenrad, da rasseln die Wagen, da stampfen die Pferde. Alle in der Melodie des Lebens.

Man kapselt die Geräusche ein. Die Uhren gehen lautlos. Die Wagen fahren auf Gummi. Die Welt ist voll von Nervösen und Neurasthenikern.

Aus meiner Kinderzeit hallt das laute Tick-Tack einer Wanduhr. Hallt das Geräusch eines Sägwerks. Hallt der grelle Pfiff einer Fabrikpfeife. Hallen die Tritte von Männern am Feierabend, die nicht auf Gummisohlen vorbeischlichen.

Vielleicht bilde ich mir das ein: mir scheint, diese Geräusche gehören zu allem, das mir lieb ist als Vergangenheit.

Wollen wir die Geräusche töten?

Wollen wir das auslöschen, was zum Leben gehört? Was die Melodie des Lebens singt?

Können wir noch leben?

Rassele, Wagen;
hämmre, Schmied;
belle, Hund;
ticke, liebe alte Uhr;
stampfe, mein Pferd;
kreise, Maschinenrad.

Klopft und hämmert; pflegt die Melodie des Lebens.

Veredelt sie, aber tötet sie nicht!

Die Ruhe soll uns heilig sein.

Eben deshalb wollen wir sie nicht zur Farce und nicht zum Gemeinplatz machen. Eben deshalb wollen wir sie nicht da hinbringen, wo sie nicht hingehört: In den geräuschvollen Alltag!

Eben deshalb soll sie bleiben, wo sie ist: Im Walde, im Gebirge, am märchentiefen See. Da soll sie bleiben. Da wollen wir sie suchen. Und da können wir allein mit ihr sein und träumen davon, wie alles auf der Welt besser sein könnte....

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

20. Fortsetzung.

Dort begannen sie, mehr aus Angst als Berechnung, den Körper des armen Weibes zu reiben, den sie von schnürenden Kleidungsstücken befreit hatten. Lange lag Marie, als sei sie wirklich von dem Tode hinübergerissen worden. Dem Mädchen fielen große Tropfen aus den Augen und mit dem rührendsten Klang in der Stimme, wie lebendige Herzen nur nach Verblichenen rufen können, bat Kathe Marie ins Leben zurück:

„Marie! — Marie! — Mei allerliebstes Mariela, wach uf, noch a allereenziges Mal wach uf, daß ich drs sagen kann, wie ich dr gut bin."

Endlich wich das fahle Blau der Lippen leisem Rot, und die Schlagader des Halses rührte sich unter der weißblauen Haut wie ein aus der Erstarrung sich lösender Wurm. Auch die Brust begann auf- und abzuwanken. Sonst lag die Kranke totenstill.

„Mir wern se ruhig schlafen lassen. Das is etze 's Beste," flüsterte der Greis, und indem er das Gesicht halb nach der Tür wandte, verriet er, daß sein Sinnen von der Sorge um das Weib hinzugleiten begann zu der Tatsache des furchtbaren Fundes. Kathes Seele stand auf der Scheide zwischen Sorge und Grauen und sann laut vor sich hin:

„Dorte ein Toter un da ein Leben, das de an eem Faden hängt."

Die Kranke riß die Augen auf, öffnete auch den Mund und dann, wie unter einem Peitschenhieb, krümmte sich der Leib zusammen, die Augäpfel drehten sich in die Höhlen zurück, den Kopf stieß es in die Kissen. Mit einem langgezogenen Schrei endete der Krampf.

„Um Himmels willen, Freiwald, was soll'n das sein?" frug Kathe verzweifelt.

Der Greis betrachtete die Kranke, die mit geschlossenem Munde stöhnte, und die Hände ins Bett grub, und erwiderte dann: „Mir scheint, die stößt de Mutter."

„Nee ha, da bis och scheen gebeten und lauf bale."

Sogleich stapfte der Alte davon. Nach einer langen Stunde, während welcher das Leben des armen Weibes oft nur noch schwach vor den Gruben des Todes aufgeflackert war, rang sich die Frucht ihres Sehnens von ihrem Leibe los.

Es war ein Knabe. Die junge Mutter lag schweratmend im verwühlten Bett. Als die Hebamme, ein vierschrötiges Weibsbild mit einem Mannsgesicht, das Kind gegen das Licht hielt, um es auf seine „Richtigkeit" zu prüfen, schloß sie die Augen und legte es kopfschüttelnd in die Wickel. Denn es war häßlich, gleich dem entstellten Bilde eines wüsten Traumes. Ein grimmiger Fußtritt Gottes schien es aus dem Nichts ins Leben gestoßen zu haben.

Der breitgedrückte Kopf, zwischen die Schultern gekeilt, unförmig groß, mit einem runzligen Greisengesicht, kleinen Augen unter roten Wülsten, saß fast unmittelbar auf dem kurzen Leibe, der die Proportionen eines halbwegs viereckigen Steines hatte. Arme und Beine spinnenlang, an den Gelenken knotig aufgetrieben. Die Finger fleischlose Vogelkrallen. Alles aber mit langen vereinzelten Haaren bedeckt, ähnlich denen, die verborgener Moder heraustreibt.

Von Zeit zu Zeit stieß das kleine Ungeheuer einen schnarrenden Laut aus....

„Warum habt'r denn nich de Patzelten aus Walsdorf gehult?" frug endlich die Hebamme das Mädchen, und ihr verdrossenes Gesicht ward zornig.

„Warum denn?" entgegnete nichtsahnend Kathe.

„Weil's a Wechselbalg is," sagte das Mannweib und warf einen richtenden Blick auf die Kranke,

weil sie noch in dem Aberglauben befangen war, so ein Kind sei die Strafe für verborgene Sünden. Sie wußte nichts von den durchwachten Nächten, den Seelenschmerzen und den endlosen Demütigungen, mit denen Marie um ihr „einziges Glück" gedient hatte. Kathe saß auf der Ofenbank und schluchzte fassungslos in die Schürze.

Draußen füllte sich der Hof mit Neugierigen, meistens Männern, die umherstanden, heftig gestikulierend einander in die Ohren redeten, wie zufällig an die Fenster traten, mit scheuer Neugier in die Stube zu sehen, vigilierend über das Höfchen sich zerstreuten, um dann wieder angestrengt und gründlich in den offenen Brunnen zu starren. Die Ankunft des Wachtmeisters Stief schnürte sie in eine Reihe. Er sprengte in höchster Aufregung auf den Hof, stieg rasch vom Pferde, warf einem Diensteifrigen die Zügel zu, trat an den Brunnen, sah lange und mit Kennermiene hinein und kraute sich überlegend hinter dem Ohr. Nach kurzem Anschauen riß er das Taschenbuch unter dem Rock hervor, schrieb irgend etwas hinein und erschien dann sporenklirrend in der Stube.

Die Hebamme hatte sich in die Schlafkammer geflüchtet und die Tür hinter sich verschlossen, so daß Kathe dem Eifrigen standhalten mußte.

Seine Fragen prasselten auf das furchtsame Mädchen nieder, als würfe er ihr Sand ins Gesicht. Sie wurde so verwirrt, daß sie über die einfachsten Dinge nicht Bescheid wußte. Unter größter Mühe ging ihm die Tatsache auf, daß der Lahme heut morgen um sieben Uhr sich in der Richtung nach Landeck entfernt habe, um dort wahrscheinlich Geld auf der Sparkasse zu erheben.

Klirrend war er draußen. Der Schnee stob unter den Hufen des Gaules. Weg war er.

Die Hebamme wagte sich auch wieder aus der Schlafkammer und ließ sich ihr gegenüber auf der Bank nieder.

Draußen wurde das Gespräch der Gaffer erregt.

„Kee Wasser?" frug einer schrill.

„Was ich dr sage," antwortete ein standhafter Baß.

„Freiwald hat n gegraben, der muß ja wissen," rief der Zweifler streitlustig. „Wie is, Freiwald?"

„Siehch meine Hand," erklärte der alte Brunnenbauer, „so trocken is er, kee Schluck Wasser. Een Haufen Steene, sonst nischt."

„Das gleeb ich nich, ich ha doch selber nen Born."

„Na da hör och," unterbrach ihn Freiwald, „freilich hatts Wasser, gutes, süßes, Lebenswasser. Etze aber is euch ratzekahl weg. Denn wo a so was geschieht, da verliert sichs Wasser of der Stelle. Das liegt ei seim Geiste, weils bloß fürs Lebendige is. Denn seht och, ihr Männer, das Wasser hat sei Gemitte wies Feuer! Ich geh hem; mir is eigentlich nich gut."

Er klopfte ans Fenster, nickte freundlich herein und schritt davon.

Langsam verloren sich alle vom Höfchen.

Der Wachtmeister Stief hatte Glück. Auf dem Lomdecker Ringe, noch neben dem Eingange zum Rathaus stehend, verhaftete er den Lahmen, der eben im Begriff war, über die Grenze zu entfliehen. Ohne Widerstreben ließ sich Exner die Handschellen anlegen und humpelte vor dem Gensdarmen her ins Gefängnis.

17.

Der Abend dieses schweren Tages kam früher als sonst und überraschte die beiden, die Hebamme und das Mädchen, die in der ganzen Zeit wortlos dagesessen hatten und nach der Unruhe gegenseitig die Sicherheit ihres Bestehens genossen. Jedes war erfüllt von dem Schicksal dieses einsamen Hauses und keines sprach darüber; karge Worte über das Vieh, das Wetter, und Begebenheiten der Gemeinde und des Umkreises, achtlos hin- und wiedergeschoben, füllten den Raum zwischen diesen einwärtsgekehrten, einfachen Seelen aus. Dann erhoben sie sich wohl und sahen nach Mutter und Kind und wenn sie beide schlafend fanden, so traten sie wieder vorsichtig über die Schwelle und gingen an ihren Platz. Dann verfielen beide in Sinnen, das in Schlaf überging. Erst am andern Morgen erwachte Kathe und fand sich, ein Bündel Kleider unter dem Kopfe, neben der Ofenbank liegen.

Die Klessen kauerte noch schlafend auf der Bank am Tische. Drinnen in der Kammer wimmerte es leise. Das Mädchen weckte die Hebamme, und beide gingen hinein.

Der blasse Glanz des ersten Lichtes lag auf dem blassen Gesichte Maries, das heraufgekehrt in den Kissen lag, die Lider geschlossen.

„'s war doch hinne," sprach Kathe, die einen Laut gehört zu haben glaubte, mit einem Blick auf das leblose Antlitz, und zögernd legte sie ihre Hand auf die weiße Stirn.

Da begann die Kranke kraftlos zu schluchzen. Kathe warf sich über sie und sprach ihr unter Tränen Trost ein. Sie redete noch in Liebe, als Marie schon wieder in Ohnmacht lag. Nach einer langen Weile schlug das arme Weib die Augen auf.

„Is vorbei?" hauchte sie furchtsam.

Die Klessen nickte, beugte sich lächelnd nieder und strich der jungen Mutter die blonden Haare aus dem Gesicht: „Alls, alls, mei herzes Weib."

„Was is n?"

„A Jüngla."

Maries Antlitz sank in schmerzvoller Enttäuschung noch mehr ein. Dann wandte sie es schweigend gegen die Wand. Als sie es den beiden wieder zukehrte, standen ihre schönen, blauen Augen voller Tränen. „Is'n richtig?" frug sie dann.

„Ja. Aber jetze darfst du'n nich sehn. Du bist noch zu schwach."

„Gott sei Dank!"

Erschöpft schloß sie die Augen, und während die Lippen sich im stummen Gebete eilig rührten, kam

eine immer tiefere Seligkeit in ihr Gesicht. Lange lächelte sie so, lange.

Derweil erfüllte sich der Tag. Alle Dinge wurden nach und nach sichtbar, als schwebten sie aus Fernen herbei. Und mit ihnen lief alles in die Seele des geprüften Weibes, was vor den Schrecken der Geburt gewichen war, stand an ihrem Bett, sah sie an, begann zu reden und frug: „Was nun?"

Da ward Marie sehr angst. Sie betete; es wich nicht. Sie schloß die Augen, da ward es größer. Weil sie sich keinen Rat wußte, rief sie nach Kathe. Als diese aber in der Stube erschien, erkannte Marie, daß sie nicht imstande sei, nach ihrem Manne und den Folgen der Auffindung des Schusters zu fragen.

Marie langte aus dem Bett, drückte ihr die Hand und entließ sie mit den Augen. Ehe sich die Tür hinter ihr schließen konnte, bat sie noch, man möge den Eingang zur Schlafkammer angelweit offen lassen und das Körblein mit dem Kinde auf die Ofenbank setzen, wo sie es vom Bett aus sehen könnte.

Marie aber lag in ihrem Bett und erkannte, wie einsam sie in ihrem Unglück sei. Es ward ihr schwarz vor den Augen, und wenn sie zu sich kam, suchte ihr erster klarer Blick immer den kleinen Korb. Dann nahm sie sich vor, stark zu sein, um sich ihrem Kinde zu erhalten, und aß tapfer und schlief, tat alles, was die Hebamme angeordnet hatte.

Am zweiten Tage klang Schellengeläut in den Hof. Kathe trat ans Fenster, wischte den Schweiß von den Scheiben und sah hinaus.

Jesus Maria! Im Schlitten saß ihr Bruder, neben ihm der Gensdarm, das Gewehr in den Händen. Der Lahme, die Unterlippe eingekniffen, blaß, den Kopf leicht zur Seite geneigt, die Augen starr hin, die Hände gefesselt. Ein zweiter Schlitten folgte mit Geklingel. Eine Anzahl feingekleideter Männer stiegen daraus. Voran ein Geduckter, ein einziges Glas in das zuckende Auge geklemmt. Kathe sank auf die Bank, riß sich aber im nächsten Augenblick auf und schloß die Tür zur Schlafkammer, die schwachen Worte Maries überhörend. Dann lief sie einigemal in der Stube auf und nieder. Als Schritte in die Hausflur kamen, kauerte sie sich aufs Geratewohl auf die Bank und drückte sich an den Seegerkasten. Gleich darauf traten die Herren schon ein.... Der hastig Fahrende voran. Hinter ihm ein Hinkender mit einem gelben, ausgetrockneten Gesicht, der über die angelaufene Brille die Augen prüfend durch den Raum gleiten ließ und beim Anblick des großen Tisches befriedigt nickte und mit seinem großen, blauen Bogen gleich daran Platz nahm. Während der Amtsvorsteher von Erlengrund, Major Hoffmann, und ein Mann mit einem zweiteiligen langen Barte eintraten, hatte der Geduckte, der offenbar der Oberste von allen war, den Raum gemustert und sagte zu dem weißbärtigen Herrn:

„Macht einen guten Eindruck, was, Herr Sanitätsrat?"

„Sehr propper, vollkommen einverstanden, Herr Staatsanwalt," erwiderte dieser mit tiefer dienerischer Verbeugung.

Der Hinkende am Tische aber entgegnete:

„Eine loyale Wohnung, durchaus loyal," und tauchte dann verlegen ins Tintenfaß, weil ihn der Staatsanwalt deswegen fest ansah.

„Steindorf, den 5. Dezember 1893," sprach er dann eintönig und ließ die Feder übers Papier fliegen.

„Ach was, Denzel!" unterbrach ihn der Staatsanwalt, drehte sich um und sah das verängstigte Mädchen am Seegerkasten.

„Wer sind Sie?" frug er milde in das verzweifelte Gesicht Kathes, die glaubte, man werde sie einsperren, und über die unvermutete Freundlichkeit so glücklich war, daß sie auf die Antwort vergaß und unter Tränen lachte. Herr Hoffmann gab an ihrer statt Bescheid, und dann entstand ein erregtes Gespräch unter den Männern, das in abgebrochenen Sätzen, mitunter im Flüstertone geführt wurde und von dem Staatsanwalt mit den Worten geschlossen wurde: „Also bitte, meine Herren!"

Fortsetzung folgt.

Aucasin und Nicolete

Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete

8. Fortsetzung. **Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert**

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Aucasin war abgesessen, wie ihr gehört und erfahren habt, und seine Freundin mit ihm. Und führte sein Pferd am Zaume und seine Freundin an der Hand. Begannen den Strand entlang zu gehen und erblickten ein Schiff mit Kaufleuten. Und Aucasin gab ihnen ein Zeichen, und sie kamen ans Land; und machte mit ihnen aus, daß sie sie in ihr Schiff nähmen; und als sie auf hoher See waren, erhob sich ein gewaltiges und erstaunliches Unwetter, welches sie von Land zu Lande führte, bis sie an eine ferne Küste kamen und im Hafen der Burg von Torelore landeten.

Und fragten, wie das Land hieße, und man sagte ihnen, es sei das Land des Königs von Torelore. Dann fragte er, was der für ein Mann wäre, und ob er Krieg führte, und man antwortete ihm:

„Ja, einen großen!"

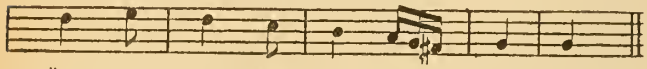
Und nimmt Abschied von den Kaufleuten, und die sagen: „Gott befohlen!"

Und er steigt zu Pferde mit dem Schwerte an der Linken und reitet, seine Freundin vor sich, zu, bis er in die Burg kam. Fragt, wo der König wäre, und man sagt ihm, daß er im Wochenbett läge.

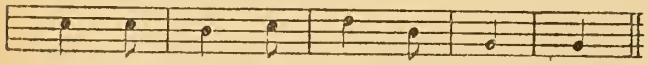
„Nun, wo ist denn seine Frau?"

Und man erzählt ihm, sie sei bei dem Heere und hätte alle Krieger um sich. Als Aucasin dies hört, ist er sehr erstaunt und kommt zum Palaste. Und steigt ab und mit ihm seine Freundin, und die hält sein Pferd. Tritt mit dem Schwert an der Linken in den Palast und geht zu, bis er in das Gemach kommt, allwo der König lag.

Nun wird gesungen.

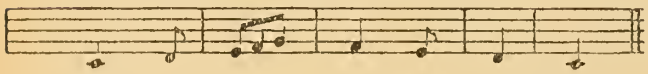


Ü = ber des Ge = ma = ches Schwel=le



Tritt der ed = le Au = ca = sin,

Und er kommt zu einem Bette,
Und es liegt der König drinnen.
Aucasin bleibt vor ihm stehen,
Spricht zu ihm; hört, was er sagt:
„Elender, was tust du hier?"
Spricht der: „Einen Sohn bekam ich;
Ist mein Monat erst verstrichen
Und ich wieder ganz gesundet,
Will ich schnell die Messe hören
Nach des edlen Vorfahrs Weise;
Fröhlich in den Krieg dann ziehen
Meinen Feinden kühn entgegen,



Und nicht fei = = ge sein!"

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Als Aucasin den König also sprechen hörte, nahm er alle Decken, welche über ihm lagen, fort und warf sie im Zimmer umher. Und sah hinter sich einen Stock stehen. Und nimmt ihn und wendet sich wieder um und prügelt ihn; und hieb so auf ihn los, daß er ihn beinahe totgeschlagen hätte.

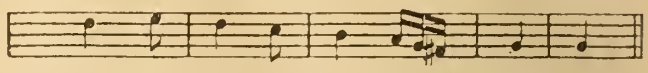
„Ach, edler Ritter," sagt der König, „was wollt Ihr von mir? Habt Ihr den Verstand verloren, daß Ihr mich in meinem eigenen Hause schlagt?"

„Bei Gottes Herzen," ruft Aucasin, „stinkender Iltis, ich will Euch töten, wenn Ihr mir nicht schwört, daß nimmer wieder in Eurem Land ein Mann im Kindbett liegen soll!" — Er aber schwur es. Und als er geschworen hatte:

„Herr," sagt Aucasin, „nun führt mich dorthin, wo Eure Frau mit dem Heere ist!"

„Gern, Herr!" sagt der König darwider. Und steigt auf sein Pferd, und Aucasin setzt sich auf seins; Nicolete aber bleibt im Gemach der Königin zurück. Und der König und Aucasin ritten zu, bis sie dahin kommen, wo die Königin war. Und fanden die Schlacht mit Holzäpfeln und Eiern und frischem Käse. Aucasin sah ihr zu und wunderte sich sehr.

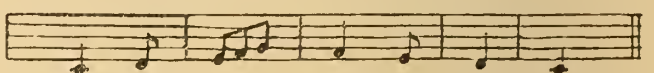
Nun wird gesungen.



Au = ca = sin ist stehn = ge = blie = ben

. . . . . .*

Und begann nun zuzuschaun
Diesem Kampf auf freiem Felde.
Große Mengen frischer Käse
Und des wilden Apfelbaums
Früchte und die größten Pilze
Hatten sie herbeigeschafft.
Wer die Flut am meisten trübte,
Ist der vielgepriesne Sieger.
Aucasin, der kühne, edle,
Sah es und begann zu lachen



Ob des selt = = nen Kamp=fes.

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Als Aucasin dies Merkwürdige sah, kam er zum König und sprach ihn an:

„Herr, sind das nun Eure Feinde?"

„Ja, Herr," sagt der König.

„Und wollt Ihr, daß ich Euch an ihnen räche?"

„Ja," sagt der, „gerne!"

Und Aucasin legt die Hand an das Schwert und beginnt es nach rechts und nach links zu schwingen und tötet ihrer viele.

Als der König sah, wie er sie tötet, fiel er ihm in den Zügel und spricht:

„Ach, lieber Herr, tötet sie nicht alle!"

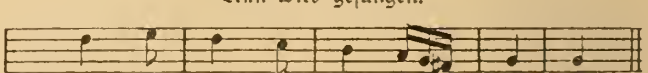
„Wie!" sagt Aucasin, „wollt Ihr denn nicht, daß ich Euch an ihnen räche?"

„Herr," entgegnet der König, „allzusehr habt Ihr es getan. Es ist bei uns nicht Sitte, daß wir uns gegenseitig töten, die einen die anderen!"

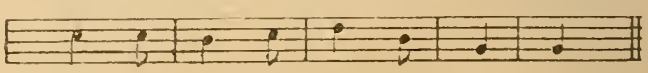
So fliehen die.

Und der König und Aucasin begeben sich in die Burg von Torelore zurück; und das Volk des Landes sprach zum König, er solle Aucasin aus dem Lande jagen und Nicolete für seinen Sohn dabehalten, da sie eine Frau von hoher Abstammung zu sein scheine. Und Nicolete hörte es und war darob nicht sehr erfreut und hub an zu sagen:

Nun wird gesungen.



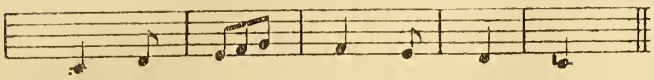
„Kö = nig, Herr von To = re = lo = re,



So spricht zu Euch Ni = co = le = te,

* Der zweite Vers fehlt im Manuskript.

Euer Volk hält mich für töricht.
Wenn mein süßer Freund mich küßt,
Preßt des Fleisches weiche Fülle,
Bin ich solchen Glückes voll,
Daß nicht Tanz, Gesang und Reigen,
Harfe, Gambe, Viola,
Noch ein heitres Geigenspiel



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Aucasin lebte in der Burg von Torelore und Nicolete, seine Freundin, herrlich und in Freuden, denn er hatte Nicolete bei sich, seine süße Freundin, welche er über die Maßen liebhatte. Und als er so herrlich und in Freuden lebte, kam ein Haufe Sarazenen übers Meer und berannten die Burg und nahmen sie im Sturme. Und brandschatzten sie und führten alles, Männer und Weiber, gefangen fort. Und ergriffen Aucasin und Nicolete, und banden Aucasin an Händen und Füßen und schleppten ihn in ein Schiff und Nicolete in ein anderes. Es erhob sich aber ein Sturm auf dem Meer und trennte sie. Das Schiff, in welchem Aucasin lag, flog pfeilschnell über die erregten Wogen, bis es bei der Burg von Biaucaire auflief. Und die Bewohner eilten herzu, um das Strandrecht auszuüben, und fanden Aucasin und erkannten ihn. Als die von Biaucaire ihren Junker sahen, hatten sie große Freude darüber.

Fortsetzung folgt.

Im Volksdienst

Wohltätigkeit

Von Marie Holzer

Abseits der Straße, die sich längs des Meeres hinzieht, hinter großen Kastanienbäumen, tief drinnen in einem alten Garten — auf den Wegen wuchert Unkraut, Sandhäufchen stehen da und dort, vergessenes Spielzeug liegt im Rasen — steht ein kleines, schmuckes Häuschen. Die Türe ist geschlossen und hinter den lichten Leinenvorhängen sieht man durch die weitgeöffneten Fenster der beiden großen Frontzimmer je sechs weißlackierte Kinderbettchen stehen.

Es ist ein neu geschaffenes Kinderheim, das zwei junge, lebensfrohe, tatendurstige Mädchen mit glücksfrohen Händen geschaffen. Gesammelt haben sie, von Haus zu Haus sind sie gegangen, treppauf, treppab und gebettelt haben sie und gebeten und gelächelt und geschmeichelt; und dann haben sie Feste arrangiert und das Häuschen gemietet und eingerichtet; und sechs Mädchen und sechs Buben tummeln sich nun vergnügt in dem neuen Kinderheim. Aber es soll größer werden und nicht nur zwölf, nein, Dutzende Kinder sollen herkommen und sich erholen am Meeresstrand, in der guten Luft, bei gesunder Kost und liebevoller Pflege in dem schönen, friedlichen Heim. Und sie wollen Kostüme nähen und die armen, kleinen Hascherl, die aus den Spitälern entlassen werden, bleich und elend, die werden sich hier erholen, vier Wochen, auch sechs und acht, bis sie wieder stark sind und kräftig für den Existenzkampf, für den Kampf ums Dasein.

Die Augen der beiden jungen Mädchen funkeln und ihre Wangen glühen. Und die kleine rundliche Hausmama, mit dem losen weiten Kretonschlafrock und den lieben, guten Augen, den nimmermüden Händen und dem geschwätzigen Mund, der wohl auch hübsche, spannende Märchen zu erzählen weiß, leitet das Hauswesen und jedes der zwölf Schwarz- und Blondköpfe, die da um die Rudolfinerschwester spielen, ist ihr ans Herz gewachsen in den wenigen Wochen; der blasse Fritz, der schon langsam Farbe bekommt und die zärtliche kleine Grete, die ihr immer an der Schürze hängt und der ausgelassene Paul und die kluge Käthe, die Bürgerschülerin, die die Kleinen gar so gut zu beschäftigen versteht. Ja, sie ist stolz auf all ihre Kinder, wie eine echte Mama, und sie können auch schon so freundlich grüßen und so nett und sauber sind sie und brav und folgsam. Und trotzdem meist ganz, ganz armer Leute Kinder, für die die Eltern nichts tun können.

Ueberall wurde ich herumgeführt, in die Küche und in die Waschkammer, überall war es blitzblank und nur ein Mädchen, aber die Damen arbeiten selbst, nähen, flicken, bügeln, kleiden die Kinder an und aus, überwachen sie beim Zähneputzen und Händewaschen — und den ganzen Tag gibt's zu tun, aber sie tun es voller Freude mit der Begeisterung für das Gute. — —

Ich ging nachdenklich heimwärts. Soziale Frauenarbeit im Kleinen. Keine langatmigen Theorien, sondern werktätige Praxis. Ein Gedanke, der zur Tat geworden. Kleinarbeit allerdings, aber schließlich: ist denn nicht alles Stückwerk? Ein buntes Mosaik. Da ein schön geschliffener Stein und dort ein matter, da ein leuchtendes Fleckchen und dort ein dunkles. Und doch alle von dem Wunsch getragen, zu helfen, zu retten, Sinkenden die Hand zu reichen, Müde wieder aufzurichten.

Die Kinder dort atmeten jetzt im Sonnenlicht. Alles, was ihre kleinen Köpfchen ausgeheckt von Schönheit und Pracht, von Paradiesesschimmer, erstand vor ihnen. Es ist ein leibhaftig gewordener Traum. Die schönen Bettchen, die sauberen Kleider, der große Garten, die lichten freundlichen Stuben, Sandhaufen, Kahnfahrten im Meere, gute, reichliche Kost und Liebe überall, aufmerksame, sorgende Liebe. —

Und später — später? Wenn es nur kein Später gäbe, das uns um alles bringt, das wie ein Teufel mit gezücktem Schwert und hohnlächelndem Munde dasteht, später. Ja, da werden sie wieder am Nordhang des Lebens wandeln, der ihnen hundertfach so düster scheinen wird, weil sie die Sonne gesehen. Und die dumpfe Stube, die ihre Heimat ist, wird doppelt lichtlos scheinen und das karge Essen und die Schelte der müden, abgehärmten Mutter werden doppelt so weh tun und der Undank und die Empörung werden sich in ihre Herzchen stehlen, und langsam, allmählich wird der Gedanke aufkeimen, daß man sie betrogen, nicht damals in dem schönen Garten dort am Meeresstrand, nein jetzt — da — da man sie um die Genüsse des Lebens bringt, die sie gekostet. Und in dem kleinen Haus, das sorgende, gütige Frauenhände im schönen Glauben geschaffen, wo unter ihrer Pflege die armen Körper kranker Kinder wieder aufblühen, haben sie den ersten Gifttropfen in ihre kleine, arglose Seele geträufelt. Es gibt kein Ding, das keine Aversseite hätte, keines, keines.

Und unsere ganze Wohltätigkeit und unsere ganze Humanität, die nicht die mächtige Wurzel unserer Kultur berührt, die nur scheue Blüten treibt, die der Gerechtigkeitsgedanke geboren, die aus einem dunkel-quälenden Schuldbewußtsein resultiert, schafft das Leid nicht aus der Welt, mildert es vielleicht kaum, gibt ihm höchstens andere Formen.

Und wie ich langsam die schmale Strandallee entlang ging, wußte ich: das ist der rechte Weg nicht! —

Der Auswanderer

Waldnacht

Von Hermann Hesse

Wir waren kurz vor Sonnenuntergang von einem Ausflug im kleinen Boot zurückgekehrt, müde nach der Schwüle und dem stundenlangen Plätschern auf dem breiten braunen Strom zwischen den ewigen Wäldern. Wir waren dem chinesischen Dampferchen begegnet, das jede Woche auf dem Bantag Hari fährt und heimwärts nach Djambi unterwegs war. Wir hatten ein paar Tauben und einen Nashornvogel geschossen, eine Bambushütte photographiert, die als letzter Rest einer vorjährigen Reispflanzung in der Oede stand und wo sich ein alter Malaye mit seinem Weib sorglos vom hereinwachsenden Dschungel belagern läßt, wir hatten ein paar große grüne Schmetterlinge gefangen und uns schließlich beeilen müssen, um vor der Nacht zurückzukommen.

Als wir anlegten und steif vom langen engen Sitzen über den kleinen Ländefloß vor unserer Hütte stiegen, ging eben die Sonne dunstig über dem Walde unter, der Strom blinkte trüb herauf, und die Ufer wurden schon finster, als bräche der Wald von beiden Seiten herein und wolle die schmale schwache Lichtbahn erdrücken.

Ehe die Nacht und die Krokodile kamen, war es eben noch Zeit, sich am Ufer ein paar Eimer voll Flußwasser über den Kopf zu gießen, ein frisches Hemd anzuziehen und sich auf unsere große Veranda zu begeben, wo der dicke wohlwollende Chinese schon das Abendessen bereit hielt. Ich blickte hinauf; es war schon dunkel geworden, und unsere Hütte stand mit der schwach erleuchteten Veranda schön und breit zwischen dem Urwald und dem steilen Flußufer, kaum hob sich noch das weiche Palmblätterdach vom schwarzen Himmel ab. Was Nacht ist, weiß man nur in den Tropen. Wie ist sie schön und fremd und feindlich, die tiefe satte Dunkelheit, der schwere schwarze Vorhang, um so viel unergründlicher und finsterer, wie der Tropenmittag glühender und prahlender ist als der nordische.

Wir setzten uns um den großen unbeweglichen Eisenholztisch, wir aßen Fischchen in Oel und Zwieback, wir tranken von den vielen schweren, guten, ungesunden Getränken Holländisch-Indiens. Zu sagen hatten wir uns wenig, wir waren seit Tagen und Tagen beisammen zu dreien, und wir waren müde und trotz des Bades schon wieder heiß und feucht. In der Finsternis schrien ringsum die hunderttausend großflügeligen Insekten, gläsern und schrill oder tief und dunkel surrend, lauter als ein Streichorchester. Wir halfen dem Chinesen den Tisch abräumen, nur die Flaschen blieben stehen, das schwache Lampenlicht floß matt an der geflochtenen Wand hin und in die offene Nacht hinaus. Die Flinten lehnten am Eingang, das Schmetterlingsnetz daneben. Einer legte sich in den Liegestuhl unter der Hängelampe und versuchte in einem Tauchnitzband zu lesen, der andere begann die Flinten abzureiben und ich faltete kleine Düten aus Zeitungspapier für die Schmetterlinge.

Früh, es war kaum halb zehn Uhr, sagten wir einander gut Nacht und gingen hinein. Ich warf die Kleider ab und schlüpfte rasch im Dunkeln unter das hohe Moskitonetz, streckte mich auf der guten weichen Matraze aus und sank in den weichen müden Zustand von Halbschlummer, in dem ich seit langem meine Nächte hinbrachte. Es war nicht nötig, die Augen zu schließen, nur mit Mühe und gutem Willen vermochte ich das Viereck des offenen Fensterloches zu erkennen. Da draußen war es kaum um einen Schatten heller als zwischen meinen Bambuswänden und Bastmatten, aber man spürte die wilde Natur draußen gären und kochen in ihrem nie unterbrochenen geilen Treiben und Zeugen, man hörte hundert Tiere und atmete den krautigen Geruch von üppigem Wachstum. Das Leben ist hier wenig wert, die Natur schont nicht und braucht hier

nicht zu sparen. Aber wir Weißen sind schon dahinter her, wir haben unsere Bambushütte und haben schon einen kleinen Kampong mit fast hundert Malayen, die uns helfen müssen, den ewigen Urwald anzuzapfen, und seit kurzem klingt hier, zum erstenmal seit die Welt steht, Axtschlag und Arbeitsgetöse durch das Dickicht. Vor drei Jahren wurden hier noch in wilden schnöden Streifzügen die Ureinwohner niedergeschossen, die dunkeln scheuen Kubus, die sich nicht so lange halten konnten wie die listig grausamen Atschi im Norden. Die Seelen der Gemordeten schweben nachts überm Fluß, aber sie werden nur von ihren Brüdern gefürchtet, und wir Weißen schreiten ruhig und herrisch durch die Wildnis, erteilen in unserem verdorbenen Malayisch kalte Befehle und sehen die dunkeln uralten Eisenholzbäume ohne Rührung fallen. Man braucht sie zum Werftenbau.

In blassen Halbgedanken dämmerte ich ein, hing müde schwüle Stunden zwischen Traum und Wirklichkeit. Ich war ein Kind und war am Weinen, und eine Mutter wiegte mich mit Gesumse, aber sie sang Malayisch, und wenn ich die bleischweren Augen öffnen und sie ansehen wollte, so war es das tausendjährige Angesicht des Urwaldes, das über mich gebeugt hing und mir zuflüsterte. Ja, hier war ich am Herzen der Natur; hier war die Welt nicht anders als vor hunderttausend Jahren. Man könnte Drahtseile an den Gaurisankar nageln und den Eskimos ihre Fischjagd mit Motorbooten verderben, aber gegen den Urwald würden wir noch eine gute Weile nicht aufkommen. Da fraß die Malaria unsere Leute, der Rost unsere Nägel und Flinten, da verwesten und vergingen Völker, und aus dem Aashaufen trieb eilends und immerzu neues Völkergemisch empor, geil und nicht umzubringen.

Eine mächtige Erschütterung weckte mich plötzlich; ich sprang unmittelbar aus dem Schlaf in die Höhe, fiel wieder um, stand wieder auf und zog, nun erwacht, den Mückenschleier auseinander. Ein wildes, weißes, furchtbar grelles Licht schlug mir blendend entgegen, und erst nach Augenblicken erkannte ich, daß es das Licht von vielen aufeinanderfolgenden Blitzen war. Der Donner rauschte mit Gekeuche hinterher, die Luft war seltsam bewegt und voll von Elektrizität, die ich in meinen Fingerspitzen zucken fühlte.

Benommen taumelte ich zum Fensterloch, das im Licht der Blitze vor mir schwankte und seine Bänder verschob wie die Fensterreihe eines vorüberrasenden Eisenbahnzuges. Da schaute, auf zwei Schritt Entfernung, der Wald mich an, ein umgerührtes Meer von Formen, von Astgeschlinge, Laubmengen und Fasern, wogend und in Verzweiflung sich wehrend, von den Blitzen überflogen und jäh bis ins zuckende dunkle Herz hinein verwundet, krachend und empört. Ich stand am Fenster und schaute in das Unwesen, geblendet und betäubt, und fühlte mit überwachen Sinnen das rasende Leben der Erde sich ergießen und vergeuden, und stand dazwischen mit einem europäischen Gehirn und Gefühlswesen, das sich dem Toben nicht unterordnete, und sah neugierig zu und dachte an viele Nächte und Tage meines Lebens, an alle die vielen, vielen Stunden, da ich so wie hier irgendwo auf Erden gestanden war und fremde Dinge und Erscheinungen betrachtet hatte, geführt und verlockt von dem seltsamen Trieb des Zuschauens. Es kam mir nicht einen Augenblick sinnlos vor, daß ich im Süden des Sumpfurwaldes von Sumatra stehe und einem tropischen Nachtgewitter zusehe, ich empfand auch keinen Augenblick eine Ahnung von Gefahr, sondern ich fühlte voraus und sah mich hundertmal, unweit von hier entfernten Orten, einsam und neugierig stehen und dem Unbegreiflichen mit Verwunderung zusehen, dem das Unbegreifliche und Vernunftlose in mir selbst Antwort gab und sich verbrüderte. Genau mit demselben Gefühl von Ergriffenheit und unverantwortlicher Zuschauerschaft hatte ich als kleiner Knabe Tiere sterben oder Schmetterlingsgruppen aufbrechen sehen, mit demselben Gefühl hatte ich in die Augen von Sterbenden und in die Kelche von Blumen gesehen — nicht mit dem Wunsche, diese Dinge zu erklären, nur mit dem Bedürfnis, dabei zu sein und ja keinen der seltenen Augenblicke zu versäumen, in denen die große Stimme zu mir sprach und in denen ich und mein Leben und Empfinden hinschwand und wertlos wurde, weil es nur ein dünner Oberton zu dem tiefen Donner oder noch tieferen Schweigen des unbegreiflichen Geschehens wurde.

Die Stunde war da, die seltene, lang erharrte, und ich stand und sah im weißen Licht der tausend Blitze den Urwald sein Geheimnis vergessen und in tiefer Todesangst erschauern, und was da zu mir sprach, das war genau dasselbe, was ich zehn- und hundertmal im Leben gehört hatte, beim Blick in eine Alpenschlucht, beim Fahren durch einen Meersturm, beim Sausen des einbrechenden Föhns auf einer Skihalde, und was ich nicht ausdrücken kann und doch immer wieder zu erleben trachten muß.

Und plötzlich war alles zu Ende, und das war sonderbarer und schauerlicher als der ganze Gewitterlärm. Kein Blitz, kein Donner mehr, nur namenlos dicke Finsternis und das Niederstürzen eines wilden, gierigen, selbstmörderisch wütenden Regens. Ringsum nichts mehr als das tiefe, wühlende Rauschen und der geile Geruch des aufgewühlten Urwaldbodens, und eine so tiefe Müdigkeit und Schlafbereitschaft, daß ich noch im Stehen einschlief und auf meine Matraze taumelte und nicht wieder erwachte, bis beim gelben Sonnenaufgang der Wald vom hundertstimmigen Gebrüll der Affen widerhallte.

Aus: Hermann Hesse, Aus Indien. Aufzeichnungen von einer indischen Reise. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Preis geb. 4 Mk. Würdigung des Buches folgt in Nr. 22.

Wegweiser der Lese

Die Werke von Arno Holz

Klinginsherz, Gedichte 1882; Deutsche Weisen (mit O. Jerschke) 1884; E. Geibel 1884; Buch der Zeit 1885; Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze 1890—92; Neue Geleise, Gemeinsames (mit J. Schlaf) 1891; Sozialaristokraten, Komödie, 1896; Phantasus, Gedichte, 1899; Dr. R. M. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin, ein literarischer Ehrabschneider, 1900; Die Blechschmiede 1901; Joh. Schlaf, ein notgedrungenes Kapitel 1902; Aus Urgroßmutters Garten, ein Frühlingsstrauß aus dem Rokoko 1903; Dafnis, lyrisches Portrait aus dem 17. Jahrhundert 1904; Traumulus, Tragikomödie (mit O. Jerschke) 1904; „Frei", eine Männerkomödie (mit O. Jerschke) 1905; Sonnenfinsternis, Tragödie, 1908; Gaudeamus! Festspiel zur Jubelfeier der Universität Jena (mit O. Jerschke) 1908; Büxel, Komödie (mit O. Jerschke) 1911; Ignorabimus, Tragödie 1912. — In Vorbereitung: Phantasus, neue erweiterte Ausgabe in 7 Heften; Die neue Wortkunst, eine Zusammenfassung ihrer ersten grundlegenden Elemente, Teil I—III.

Bücherbriefe *)

VII

Bedauerlich aber wahr: gerade wir Deutschen haben ein besonders schwaches inneres Verhältnis zu unserer Geschichte. Unsere Vergangenheit lebt eigentlich nur in trockenen wissenschaftlichen Büchern und in übertriebenen phrasenhaften Festreden weiter. Das wirkliche Leben ist ihr untersagt. Warum das? Man kann es kaum begreifen. Ist die Schule allein daran schuld, weil sie nur Wissen und keine warme Anschauung vermittelt? Da müßte man doch weiter fragen: warum das, weshalb ist denn den Lehrern die Vergangenheit unserer Nation nur eine lange einförmige Kette von Tatsachen und Jahreszahlen? Oder — und dieses Bedenken scheint mir Aufschlüsse zu bergen — oder war es nur in den letzten Jahrzehnten so, wo alles Interesse nach außen ging, wo der Deutsche vor lauter Technik, Gelderwerb und Großmachtstellung gar keine Zeit hatte, sich für so irreale Dinge wie Geschichte zu erwärmen? Wer die historischen Bücher unserer Tage kennt, der weiß wie sehr der politisierende, berechnende verstandesmäßige Geist, der uns seit 1870 so „groß" gemacht hat, auch hier in Auffassung und Darstellung eingedrungen ist und auf einem Gebiete, das halb der Phantasie gehört, unbedingt lähmend wirken mußte.

Aber wenn nicht alles trügt, so stehen wir an einer Wendung zum Besseren. Der Wunsch ist wieder wach geworden, die Vergangenheit zu erleben, mit Herz und innerem Auge zurückzuerobern. Da kann nur einer uns helfen: — der Dichter. Wir haben in der Lese schon von Ricarda Huchs vortrefflichem Werk über den großen Krieg erfahren; es gibt noch andere Schriftsteller, die ähnlich, wenn auch nicht mit gleicher Meisterschaft längst versunkene Tage wieder zum Leben erwecken.

Zum Besten in dieser Art gehört zweifellos Hermann Graeseners Buch: „Utz Urbach", ein Bauernkrieg-Fries von H. Graesener, Rütten & Loening, Frankfurt a. Main. Es behandelt den Bauernkrieg, es stellt einen Teil des schwäbischen Aufstandes dar und schildert an kleinen Beispielen das Entstehen, das siegreiche Anschwellen und unglückliche Ersticken der ganzen Bewegung. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet: es gelingt Graesener in hohem Grade Zeit und Ereignisse zum farbenstarken, bewegenden Bilde erstehen zu lassen. Er tritt als guter Epiker ganz hinter sein Werk zurück, er läßt nur die Geschehnisse selber sprechen, läßt die Menschen, deren Sonderart er zeigen möchte, ohne irgend ein erläuterndes Wort handeln. So reiht er blutvoll Bild an Bild zu aufsteigender und fallender Handlung, einfach, wuchtig und getreu bis hinein in die Sprache, die dem Chronikenstil jener Tage angepaßt ist. Und der Bauernaufstand, eine der ergreifendsten Episoden unserer Geschichte, rollt sich vor uns auf in all seiner schlichten erdigen Derbheit, in all seiner heißatmigen Wut und Planlosigkeit, in all seiner wilden Entartung und gräßlich-grausamen Unterdrückung am Schluß. Einzelne Gestalten heben sich kantig heraus, wie die des Führers Utz Urbach und überall ist ein erstaunlich starkes historisches Gefühl am Werk, das vor dem Rohen nicht zurückscheut und im Zarten nicht versagt, um, beides mischend, ein echtes Stück Wahrheit zu schaffen.

Ganz anders ist ein anderer geschichtlicher Roman: Fritz Rassows: „Stella, die unheilige Geschichte vom Grafen Constant und von der wunderlichen Frau Estelle" (Rütten & Loening, Frankfurt a. Main). Hier wird in Form und Ton einer alten Chronik geschildert, wie eine junge Frau, die Lebensfurcht ihres Mannes überwindet und damit zugleich einen bösen Fluch, der auf seinem Geschlechte liegt, für immer beseitigt. Sie opfert dafür das bequeme Herrenleben und das Stammschloß ihres Gemahls, erreicht es aber, den Geliebten gesund und daseinsfroh zu machen. Hier sind die vergangenen Zeiten nur ein geschickt und reizvoll umgeschlagenes Gewand, um ein modernes Thema. Der Wille zum Leben, die Überwindung der Müdigkeit werden hier gefeiert und das ist es, was dem Buche, das im Einzelnen reich an Feinheiten ist, den kräftigen frischen Unterton verleiht. Es weht Gegenwart in dieser anmutig erzählten, alten Geschichte, starke, gesunde Gegenwart, von der wir uns freudig bewegen lassen und wir fühlen: auch dies ist eine willkommene Art, vergangene Zeiten neu erstehen zu lassen.

Friedrich Stieve.

VIII

Wir hatten keinen Zweifel, daß die schlimmste Zeit der kritiklosen Wagneranbeterei endgültig überwunden sei. Es war ein Irrtum. Vor uns liegt eine Broschüre: „Der Kreuzweg nach Bayreuth" (Reuß & Illa, Verlagsanstalt Konstanz), welche sich den Erzeugnissen schriftstellernder und dem Wagnerkultus ergebener Damen, wie sie in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts pilzartig gediehen, aufs Würdigste an die Seite stellen läßt. Der Gedanke, welcher diesen Blättern zu Grunde liegt, ist ja gar kein verdammenswerter: Ein Verehrer Wagners sucht die Stätten auf, welche den Lebensweg dieses Mannes kennzeichnen. Tausende auch gingen dahin, wo Beethoven, Mozart und Schubert die Jahre ihres Erdenlebens verbrachten. Niemals aber wurden diese Genies in solche Verklärungsfluten getaucht, wie man es mit Wagner zu tun pflegt, wie es auch in der vorliegenden Broschüre wieder der Fall ist. Wozu die widerliche „Meisteranbeterei"? Wozu die „Vergöttlichung" eines Künstlers, der durchaus nicht größer, als seine großen Ahnen in der Musik, die zu Göttern zu erheben noch Niemandem eingefallen ist und die sich gewiß nicht zu ihren Lebzeiten „Meister" titulieren ließen. Es wird nie bedacht, daß man mit solchem Kult dem Künstler und Menschen Wagner nur schadet; denn der objektive Beurteiler wendet sich verstimmt ab und der Urteilslose wird irregeführt. — Wer im Übrigen die Lebenspfade Wagners verfolgen will, der wird ja durch die kleine Broschüre ganz auf seine Kosten kommen, zumal zahlreiche Abbildungen der Phantasie zu Hilfe kommen. Auffallend ist, daß Wagner stets in Palästen gewohnt hat. Er bedurfte dieses Luxus, gewiß; wozu aber dann klagen über Not und Misère?? —

In sachlicher Weise, meist an der Hand von Wagners Selbstbiographie, wie sie sich in der „Mitteilung an meine Freunde" findet, erschließt R. Batka Wagners Leben (Berühmte Musiker, Schlesische Verlagsanstalt). Diese Sammlung von Lebensbildern großer Komponisten ist ein außerordentlich verdienstvolles Unternehmen, da es in gedrängter Form, unter Verzicht auf ästhetische Analysen, alles Wesentliche gibt. Auch hier ist das fast abenteuerlich zu nennende Leben Wagners, das vom elendsten Ka-

*) Der Anregung des Herausgebers folgend, werden künftig auch andre Mitarbeiter Bücherbriefe für die Lese schreiben.
Die Schriftleitung.

pellmeisterdasein auf die höchsten Höhen des Lebensgenusses geführt hat, anschaulich und temperamentvoll vorgeführt. Was an Text nicht gegeben werden konnte, wird durch viele Abbildungen, unter welchen sich auch Porträts von Wagners Kampf- und Zeitgenossen befinden, in glücklichster Weise ersetzt.

S. G. Kallenberg.

Frauen im Dienste des Volkswohls

Von Rosalie Schoenflies

VI

In dem Kampfe gegen den Alkoholismus steht ein Heer von etwa 70 000 deutschen Frauen in Reih' und Glied, teils als Angehörige gemischter Organisationen, teils in besonderen Vereinen zusammen geschlossen. Der größte dieser letzteren ist der Bund abstinenter Frauen.

Seine Begründerin, Ottilie Hoffmann in Bremen, hatte die Bedeutung der Abstinentenbewegung für das Volkswohl und den Wert der weiblichen Mitarbeit in England kennen gelernt.

Nach ihrer Heimkehr entfaltete sie eine lebhafte Propaganda unter den Frauen, errichtete alkoholfreie Speisehäuser und wandernde Kaffeeküchen, veranstaltete alkoholfreie Volksunterhaltungen und wirkte so erfolgreich in die Weite, daß der Bund jetzt 40 Ortsgruppen in Deutschland zählt.

Ihr Beispiel regte zu anderen Vereinsgründungen an und jetzt wird es kaum eine größere deutsche Stadt ohne organisierte Frauenarbeit gegen den Alkoholismus geben.

Der Guttemplerorden für vollständige Enthaltsamkeit zählt in Deutschland 22 000 weibliche Mitglieder. Ihr Verdienst ist die besondere Wirksamkeit für alkoholfreie Jugenderziehung. In Jugendlogen (10—14 Jahre) und in Wehrlogen (14—18 Jahre) sind Tausende von abstinenten Jugendlichen vereinigt.

Die großartigste Wirkung gegen den Volksverderber Alkohol entfalten aber unsere Stammesgenossinnen in der Stadt Zürich. Aus dem bescheidenen Anfang einer kleinen Kaffeestube hat sich der „Züricher Frauenverein" für alkoholfreie Wirtschaften in den 18 Jahren seines Bestehens zu einer Kulturmacht in der Umgestaltung der gesellschaftlichen Sitten weiter Kreise seiner Mitbürger entwickelt.

In 12 alkoholfreien Wirtschaften werden täglich 11 000 Speisegäste versorgt — ein ansehnlicher Prozentsatz der etwa 200 000 Einwohner der Stadt.

Gut zusammengestellte Mahlzeiten zu verschiedenen auf das genaueste berechneten Preisen entsprechen den Bedürfnissen der allen Gesellschaftsklassen entstammenden Besucher.

In jedem Teile der Stadt findet sich eine der Wirtschaften des Vereins. Wer aber an einem schönen Sommer-Sonntagnachmittag den Züricherberg besteigt, der wird über das Menschengewimmel staunen, das sich dort auf einem der herrlichsten Aussichtspunkte um das alkoholfreie Volks- und Kurhaus entfaltet. Alt und Jung, Wohlhabende und weniger Bemittelte sitzen dicht gedrängt bei Kaffee, Tee oder Kakao und Zubrod; und wer befriedigt seinen Spaziergang fortsetzt, macht anderen, schon Wartenden Platz. Bis 4000 Gäste zählt man an solchen Tagen.

Auch im Winter wird in den großen Sälen den Rodel- und Gehmüden angenehmer Aufenthalt und Labung geboten.

Das obere Stockwerk beherbergt Pensionäre und dem gleichen Zweck dient auch ein kürzlich aufgeführter Zweigbau.

Eine zweite viel besuchte Sommerwirtschaft liegt in einem Parke in entgegengesetzter Gegend der Stadt.

Eine besondere soziale Aufgabe erfüllt der Verein in vorbildlicher Weise an seinen 400 Angestellten, alle alleinstehende Frauen und Mädchen. Die Regelung der Arbeits- und Erholungszeit, die Fürsorge für Gesundheit und Fortbildung sind musterhaft. Und die streng durchgeführte Abschaffung des Trinkgeldes dient ebenso zur Hebung der Stellung der Angestellten gegenüber den Gästen, wie zur Erweckung und Erhaltung eines berechtigten Selbstgefühls.

In einer besonderen Schule werden Vorsteherinnen für alkoholfreie Wirtschaften ausgebildet.

Der Kampf der Frauen gegen den Alkoholismus hängt eng mit ihren mütterlichen Instinkten zusammen. Wie sollten sie einem Übel nicht feind sein, das so viel Familienglück zerstört und die Urquellen menschlichen Lebens vergiftet?

Und wir bewundern gern die Zürcherinnen, denen es gelungen ist, ihr weibliches Fühlen und Denken zu einer bestimmenden gesellschaftlichen Macht auswachsen zu lassen.

Vom deutschen Theater

IV

Aus einer wirksamen Idee heraus ist die Komödie „Affen" von Malén-Gmelin und Anton Menzinger entstanden, die am 14. März ihre Uraufführung im Stuttgarter Schauspielhaus erlebte. „Hans Strobel, ein Mensch" wird zu einer Freiheitsstrafe wegen Beleidigung der bürgerlichen Gesellschaft verurteilt und an seine Stelle tritt der dressierte Affe Baldnin in die Gesellschaft ein, den ein Rechtsanwalt als seinen Sohn ausgibt. Er weiß sich so angenehm zu machen, daß er in den „besten Kreisen" bald eine Hauptrolle spielt. Leider fehlt es den Verfassern dieser Gesellschaftssatire an Gestaltungskraft, um den dankbaren Stoff, den schon Wilhelm Hauff in seinem Märchen „Der Affe als Mensch" verwandte, mit geistiger Überlegenheit zu behandeln. — Die Münchener Bühnen hatten in den letzten Wochen wenig Erfolg mit ihren Erstaufführungen. Erwähnt seien nur die zweiaktige Komödie „Die offenen Türen" des Schweizers Robert Faesi (15. März im Residenztheater) und Ludwig Thomas Burleske „Das Säuglingsheim" (13. März in den Kammerspielen). Faesis Komödie soll ein Lobeshymnus sein auf den unbedingten Lebensoptimismus, den er dadurch zu erweisen sucht, daß einem geschäftsklugen, kaltrechnenden jungen Kaufmann, der den Erfolg unter Hintansetzung der persönlichen Lebensfreude meistern will, dieser Erfolg versagt bleibt, während seinem unbesorgten, dem Zufall und dem Glück vertrauenden Freunde Reichtum und Liebe ganz ohne sein Zutun in den Schoß fallen. Leider nimmt die stark doktrinäre Art des Verfassers, der seine Personen in unleidlichen Phrasen über Arbeit und Genuß, Geschäftserfolg und Liebe philosophieren läßt, dem Stück jede Frische und Lebendigkeit, sodaß es nicht einzusehen ist, warum die Münchener Hofbühne ihre Kraft an diese Nichtigkeit verschwendete. Auch Thomas Burleske enttäuscht etwas. Zwar entbehren seine liebevollen Beschäftigungen mit den politischen Unzulänglichkeiten in seiner bayrischen Heimat niemals des scharfen Witzes, aber diese neue Satire fußt doch zu stark auf unmöglichen Voraussetzungen, als daß sie voll befriedigen könnte. Thoma will zeigen, bis zu welch hohem Grade ein schwaches Ministerium sich den Wünschen und Befehlen einer klerikalen Kammermehrheit zu fügen hat. Aber so rückgratlos wie seine Minister, können wirkliche Staatsleute niemals sein, ohne ihren eigenen Genossen zum Ekel zu werden, und so klerikale Kammerpräsidenten, wie der seine, könnte es nur im allerfinstersten Mittelalter gegeben haben. Und sobald einer Satire kein Rest von Wahrscheinlichkeit mehr bleibt, verfehlt sie ihren vornehmsten Zweck: zum ernsten Nachdenken anzuregen. — Seltsam verweben sich die Ideen und Gedanken in Emil Kaisers Mirakelspiel „Richmodis von Aducht", das zu Köln am Rheine am 24. März zuerst gegeben wurde. Die Sage erzählt von der schönen Richmodis, die von den Toten auferstanden ist und sich dem Leben, dessen Zweck und Sinn ihr Lieben und Treusein heißt, ein zweites Mal hingibt. Leben und Tod reichen sich über ihr die Hände zu einer Wette, wer triumphieren wird. Der Verfasser des Spieles will in das Gefäß dieser Sage Gedanken über das innerste Wesen der Welt und des Menschendaseins gießen. Aber Gefäß und Inhalt passen nicht zueinander: die Legende ist zu naiv, als daß man sie ungestraft mit Symbolik und Metaphysik umkleiden könnte. Und so entsteht der peinliche Eindruck, daß der Rahmen des Mirakelspiels nur gewählt wurde, weil das alte Spiel von Jedermann gerade jetzt die Gemüter der Menge bewegt.

Ludwig Streit.

Die Mozartgemeinde

versendet einen Aufruf zum Beitritt und zur Unterstützung ihrer Ziele, die in der Förderung der internationalen Stiftung „Mozarteum" bestehen, vor allem die Haltung und Förderung der öffentlichen Schule „Mozarteum", Veranstaltung periodischer Musikfeste, würdige Instandhaltung des Geburtszimmers Mozarts und der sonstigen Mozarterinnerungsstätten, Sammlung von Mozart-Reliquien, Sammlung eines Fonds zum Ankaufe des Mozarts-Geburtshaus, und Herstellung und Erhaltung eines Mozarthauses in der Geburtsstadt des Meisters bezwecken. Außer diesen statutenmäßigen Zielen wird die Errichtung eines Festspielhauses für periodische Musteraufführungen klassischer Opern ins Auge gefaßt. Der Bau des Mozarthauses hat im Mai 1912 begonnen, aber es gilt noch die nicht unbeträchtliche Restsumme für die künstlerisch und technisch einwandfreie Vollendung dieses Monumentalbaues aufzubringen. Im Jahre 1914 findet die feierliche Eröffnung des Mozarthauses statt.

Unterstützung der Bestrebungen der Mozartgemeinde geschieht am besten durch Beitritt als Mitglied der Stammgemeinde in Salzburg oder zu einer der in der ganzen Welt zerstreuten Ortsgruppen, ferner durch Spenden, welche auch in Druckschriften, die der Bibliothek Mozartania zugeführt werden, bestehen können.

Gedenktafel

Am 24. Mai 1792 starb bei Moskau Reinhold Lenz, nach Goethe wohl der genialischste Dichter der Sturm- und Drangperiode.

Am 24. Mai 1848 starb auf Schloß Meersburg am Bodensee die Dichterin Annette Freiin v Droste-Hülshoff.

Am 25. Mai 1867 starb in Bernburg der Maler Wilhelm v. Kügelgen, bekannt durch seine Selbstbiographie „Jugenderinnerungen eines alten Mannes".

Am 27. Mai 1564 starb in Genf der schweizerische Reformator Johannes Calvin.

Am 30. Mai 1265 wurde in Florenz Dante Aliphioré geboren, Italiens bedeutendster Dichter.

Am 30. Mai 1778 starb in Paris François Marie Arouet de Voltaire, wohl der einflußreichste französische Schriftsteller. Sehr fein charakterisiert ihn Claudius in folgendem Sprüchlein:

„Shakespeare und Voltaire, der eine
ist, was der andere scheint.
Meister Arouet sagt, ich weine,
und Shakespeare weint."

Lesepost

J. S. in E.: Leider ungeeignet. Talent? Genug, um sich und die Seinen mit Hauspoesie zu erfreuen. Für die Öffentlichkeit reichts nicht. Erbitten Adresse wegen Rücksendung.

Lesefreund in Amerika. Wir haben einen Lesefreund in Fitchburg, Massachusettes, Nordamerika, einen Arbeiter, der uns Folgendes schreibt: „Seitdem ich alle Wochen in die Lese blicke, ist es mir, als wenn ich neue Hoffnung zur endlichen Befreiung der Menschheit geschöpft hätte. Ich gratuliere Ihnen. In Ihrer Zeitung findet man Logik. Ich habe einen schweren Daseinskampf zu führen, doch wenn ich mich in Ihre Zeitung vertiefe, da vergesse ich alle Strapazen." Kürzlich sandte er uns auch Gedichte. Diese sind in religiöser und sozialer Beziehung so frei und kräftig, wie man es sich eben nur in Amerika leisten kann. Wir können sie leider in unserer Rubrik „Wie es im Volke dichtet" nicht bringen. Doch wollen wir hier in der Lesepost eines wiedergeben. Der tapfere Lebenskämpfer, dem wir einen herzlichen Lesegruß senden, heißt Paul Günther. Das Gedicht lautet:

Proletarier-Los

Als Mensch leb ich auf dieser Erde.
Wars meine Schuld, daß ich geworden?!
Sprach etwa Gott dazu sein Werde?!
Nicht glaub ich solchen frommen Worten!
Mich zeugte eine Liebesnacht —
im Mutterschoß bin ich erwacht.

In Armut ward ich auferzogen
von liebevoller Eltern Hände.
Die Armut hat mich auch bewogen,
zu zieh'n ans andre Weltenende.
Doch was ich war im Heimatland,
das blieb ich auch am fremden Strand:

Als Proletar in Blus' und Hosen
schaff ich für Menschendrohnen Schätze.
Mir selbst zahlt man ein Lohnalmosen
für eine tolle Arbeitshetze. —
Ich dreh das Geld die Kreuz und Quer,
doch langts nicht, weder hin noch her.

Denn auch die Kinder wollen leben!
Ich muß sie kleiden und ernähren!
Und gerne will ich alles geben,
was ich nur kann für sie entbehren;
Damit sie wachsen und gedeih'n —
sich würdig unter Menschen reihn.

Gar schwer hält es, in heutgen Tagen
die kleinen Kinder aufzuziehen!
Es ist ein Schinden und ein Plagen,
ein steter Kampf ein rastlos Mühen!
Ja, Mutter Sorge hält gut Wacht,
vom frühen Morgen bis zur Nacht.

Doch mutig will ich weiter leben
und immer meine Pflicht erfüllen,
will stets nach Recht und Freiheit streben,
durch Tatkraft stärken meinen Willen!
— Dann schließ ich meine Lebensbahn
als schlichter Mensch und Arbeitsmann.

Emil Z. in Dambach: Der Vers ist abgedruckt in Nr. 1693 der Münchner Fliegenden Blätter vom Jahr 1878. Er lautet wortgetreu:

Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein,
im Pentameter darauf läßt er ihn wieder hinaus.

Diese Travestie auf einen Vers in den „Xenien" wird M. Claudius zugeschrieben.

Notiz: Prämienausschreiben und Schilderung des Einlaufs mußten aus Raummangel in dieser Nummer fortbleiben; Fortsetzung im nächsten Heft.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Bücherbriefe. — Frauen im Dienste des Volkswohls. — Vom deutschen Theater. — Gedenktafel.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Aufruf an alle Kranken und alle Freunde einer naturgemässen Entwickelung der Heilkunst.

Immer zahlreicher werden die Freunde der Naturheilbewegung, immer größer die Zahl derer, die die Wiederherstellung ihrer Gesundheit der Naturheilkunde verdanken, immer weiter und weiter greift in allen Schichten der Bevölkerung die Erkenntnis um sich, daß unsere heutige staatlich konzessionierte ärztliche Wissenschaft zwar in der Krankheitserkenntnis, in der wissenschaftlich genauen Einteilung der Krankheiten und in der Forschung auf diesem Gebiete Großes leistet, daß ihre Erfolge bei der Krankheitsheilung aber weit zurückbleiben hinter denen des Naturheilverfahrens. Täglich wird es deutlicher, daß die durch die Entwickelung der Chemie und die Errungenschaften der Technik beeinflußte Herstellung von hauptsächlich giftigen Arzneimitteln die allopathische Heilweise mehr und mehr verkünstelt, den natürlichen Bedingungen des erkrankten menschlichen Organismus entfremdet. Um so stärker springen die Erfolge der natürlichen Heilweise ins Auge, die unbestreitbar sind und in ihrem ebenso einfachen, wie folgerichtigen Entstehen den Forderungen des gesunden Menschenverstandes entsprechen. In den letzten beiden Jahrzehnten nun hat das Gebiet der physikalisch-diätetischen Heilweise durch die Hinzunahme **giftfreier, heilkräftiger Pflanzensäfte** eine Bereicherung erfahren, die mit außerordentlicher Schnelligkeit ihre Berechtigung erwiesen hat. Tausende von Kranken, darunter viele von ersten medizinischen Autoritäten aufgegebene, haben durch Anwendung des Pflanzen-Heilverfahrens ihre Gesundheit wiedererlangt und wirken dankbar für die Ausbreitung dieser segenbringenden Heilmethode.

Wir Unterzeichneten haben teils an uns selber, teils an uns nahestehenden Personen die guten Wirkungen dieser Heilmethode erfahren, und wir raten allen, die ihre Gesundheit wiedererlangen wollen, zu einem Versuch mit dem Pflanzen-Heilverfahren.

Alle Volksgenossen aber, denen an einem Fortschritt der Heilkunst gelegen ist, insbesondere alle praktischen Aerzte bitten wir, dem neuen Heilverfahren näher zu treten, es objektiv zu prüfen und die Bestrebungen zu seiner Weiterverbreitung zu unterstützen, wenn diese Prüfung ein günstiges Ergebnis hat, woran wir nicht zweifeln.

Dr. **Kahnt**, Stabsarzt a. D., Berlin. — Dr. med. **Karl Isenberg**, prakt. Arzt, Hamburg. — Sanitätsrat Dr. **Bilfinger**. — **Georg de Crain**, Arzt. — Dr. med. **Möller**, prakt. Arzt. — Dr. med. **Gustav Riedlin**, prakt. Arzt. — Dr. med. **Winkler**, prakt. Arzt. — Dr. med. **Wolfgang Bohn**. — Dr. med. **Kleffner**. — Dr. **Hotz**, Arzt. — Dr. med. **Gottlieb Hermann**, Stadtarzt von Pernau. — Dr. **Otto Just**, Graz. — Dr. med. **Jossim Markovic**, Bezirksarzt, Belgrad. Dr. med. **Tegtmeyer**. — Dr. med. **Kühner**, Bezirksarzt z. D.

Abendroth, Schneidermstr., Jacobshag.
Adam, Brauereibes., Birnbaum.
Adamczyk, Steuerinsp., Pr.-Holland.
Akkermann Nordseebad Borkum.
Albrecht, Ob.-Postass., Landsberg W.
Alkewitz, Lehrer, Marggrabowa.
Altmann, Kgl. Kreissekr., Prenzlau
Andermann, Ob.-Postass., Neustadt (O.-S.)
Anders, Ob.-Tel.-Ass., Leipzig.
Andresen, Landmann, Kattbeck.
Arand, Amtsger.-Sekr., Barby.
Brand v. Arnim, geb. v. Meding, Neu-Ruppin.
Ast, Professor, Breslau.
Bachmann, Bahnmeister, Leipzig.
Bähn, Postsekretär, Wandsbek.
Bage, Postassistent, Stassfurt.
Balcke, Hauptm. a. D., Hannover.
Bauch, Postassistent, Lötzen.
Becker, Ingenieur, Bingerbrück.
Behnke, Ober-Postass., Berent.
Berger, Amtsger.-Sekr., Augustusburg (Erzg.)
Berger, Baugeschäft, Patschkau (Schl.)
Berger, Steuerrevisor, Ormesheim (Rhpf.)
Prof. Dr. **Karl Berthold**, Rostock.
Bertram, Kunsthdl., Harburg (Elbe).
Bethmann, Lehrer, Aken (Elbe).
Bielok, Pfarrer, Alt-Berun (O.-S.).
Dr. **Bierbaum**, Ob.-Lehrer, Bremen.
Bierstedt, Gutsbesitzer, Wenddorf.
Blasig, Amtsgerichtsrat, Ottmachau i. Schl.
Blessing, Postverw., Löffingen.
Bochwitz, Eisenb.-Ass., Leisnig.
Bock, Sekretär, Stettin.
Dr. **Gustav Böcker**, Notar, Mgdbg.
Böhl, Kgl. Förster, Bublitz.
Böhr, Ober-Postassistent, Kiel.
Böldicke, Gutspächter, Wendefeld.
Bollmann, Landwirt, Olvenstedt.
Bormann, Chefchemiker, Neunkirchen (Saar).
Boruttau, Oberlehr., Rastenburg (Ostpr.).
Brandhorst, Postverw., Windheim (Bez. Mind.).
Brandt, Eisb.-Praktik., Hannover.
Brauer, Pfarrer, Schorellen.
Braun, Beigeordnet., Neusalz a. O.
Gräfin **M. v. Bredow-Klessen**.
Bressler, Ingenieur, Soldin.
Brodrück, Bauführer, Zwinge.
Bühler, Hauptlehr., Nehren (Wg.)
v. **Bülow**, Erbherr a. Kogel i. Holst.
Büschenfeldt, Fabrik., Oldersum.
Bukowski, Reg.-Supern., Ohra.
Burghardt, Bergw.-Beamt., Waldenburg (Schl.).
Burss, Lehrer, Hamburg.
Buse, cand. phil., Holzminden.
Cebulla, Tel.-Bauführer, Zabrze.
Chelminski, Lehrer, Ottorowo.
Conrads, Fabrikant, Lövenich.
Cordes, Postassistent, Barmen.
Courtin, Direktor, Wetzlar.

Czelinski, Lehrer, Graudenz.
Dehlwes, Mar.-Int.-Sekr., Kiel.
Dehnhardt, Lehrer, Sachsendorf Kr. Calbe a. S.
Dennier, Eisenb.-Ob.-Sekr., Altona.
Dewerny, Bauführer, Königszell.
Diener, Ober-Zollkontr., Stendal.
Dilger, Missionar, Tübingen.
Dietrich, Rittersch.-Sekr., Perleberg.
Döbbel, Postassistent, Magdeburg.
Dorow, Ob.-Postsekr., Naumburg (Saale).
Dreher, Mar.-Ing. a. D., Eisenach.
Drewin, Landbriefträger, Breddin.
Dreyer, Fabrikbesitzer, Winsen (O.-L.).
Droste, Ober-Postsekr., Erfurt.
Drückhammer, Bahnmeister, Nordenham.
Ebel, Bautechn., Sablon b. Metz.
Egling, Spark.-Rend., Waltershausen.
Dr. **Ehrlich**, Advokat, Pürglitz.
Einicke, Pfarrer, Lic., Immenrode.
von Ellern, Hauptmann, Hannover.
Elstermann, Eisb.-Sekr., Magdeburg.
Lic. Dr. **Erbt**, Oberlehrer, Posen.
Erfurth, Lehrer, Dammendorf.
Erhardt, Pfarrer, Stossweier (Ob.-Els.)
Ertle, Müller, Sulzern.
Fahrenholtz, Rittm., Baden-Baden.
Fauck, Pastor, Ketschdorf.
Förster, Buchdr.-Bes., Zwickau.
Förster, Justizrat, Hildesheim.
Franken, Ob.-Realschull., Bielefeld.
Frauenheim, Kauf., Zeulenroda.
Fredrich, Ob.-Postass., Eberswalde.
Freudenthal, Hauptmann, Goldap
Friedrich, Kgl. Lokomotivführer, Breslau.
Friedrich, Ingenieur, Dresden.
Fröhlich, Lehrer, Gurschno.
Frost, Gerichtskassenr., Schneidemühl.
Gage, Postassistent, Briesen W.
Garten, Postverv., Schönberg (Vgtl.).
Gerstner, Fabrikant, Leipzig.
Gesche, Vers.-Insp., Landsberg a. W.
Gillmann, Postsekr., Bromberg.
Glau, Direktor, Eisenach.
Glowicki, Ober-Bahnass., Fulda.
Gnüchtel, Privatier, Lauter.
Goës, Major z. D., Bonn.
Gossmann, Bäckermstr., Freystadt (N.-Schl.).
Gottschalk, Kgl. Förster, Kahlstädt.
Grampp, Eisb.-Ass., Kehl (Bad).
de **Greiff**, Oberleutn. a. D., Bad Münster.
Greilich, Fabrikant, Hermsdorf (Isergeb.)
Dr. phil. **Greiner**, Ingenheim.
Gresshoff, Ober-Postass. a. D., Münster.
Gross, Schneidermeister, Berga.
Gross, Schlossermeister, Danzig.
Grosser, Bezirksschornsteinfegermeister, Hess.-Oldendorf (Weser).
Grotewahl, Direktor, Cottbus.
Grünebaum, Kaufm., Neukirchen (Cassel).

Grätzke, Gem.-Sekr., Eissendorf b. Harburg.
Gudehus, Kgl. Ober-Bahnassistent, Lüdenscheid.
Güntner, Kgl. Zollsekr., Eberswalde.
Gustävel, Fabrikant, Hamburg.
Hackenschmidt, Rentier, Forst.
v. **Haefften**, Administr., Rostock.
Haeger, Kanzleirat, Rheydt.
Hähnel, Lehrer, Leipzig.
Häusler, Ob.-Bahnass., Gräbschen.
Hageneier, Architekt, Kreuznach.
[illegible], Remscheid.
Hanke, Lehrer, Zabrze.
Harbort, Revisor, Hannover.
Hardel, Lehrer, Bromberg.
Harstrick, Zollsekr., Hildesheim.
v. **Hartmann**, Stiftsfrl., Naumburg.
Harz, Schiffsmakler, Hamburg 4.
Hass, Ober-Postassistent, Flatow.
Haupt, Revierförster, Hermsdorf (Schl.).
Hecht, Hauptmann, Rendsburg.
Heinicke, Pfarrer, Wuschewier.
Heinrich, Erster Lehrer, Oberlinda.
Heintz, Postsekretär, Barr.
Heitsch, Lehrer, Suderburg.
Henle, Kaufmann, Ulm.
Herbst, Tuchfabrik., Grünberg i. Schl.
Hermann, Fabrikdirektor, Bielefeld.
von Herwarth, Rittmeister, Lyck.
v. d. **Heyden**, Kgl. Förster, Heinersbrück.
Heymann, Ober-Postassist., Posen.
Hilbert, Gutsbesitzer, Hohensalza.
Hildebrandt, Malermeister, Lengerich.
Hillenbrand, Lehrer, Lorsch.
Dr. **Bruno Hiller**, Schuldirektor, Gollub.
Hilliger, Pfarrer, Dramburg.
Hillmann, Ober-Postass., Dresden.
Hillmer, Wiesenbauschuldir., Suderburg
Hillscher, Kgl. Ober-Landm., Frankfurt (O.).
Hirschberger, Major z. D., Weimar.
Hochkirch, Güt.-Vorst., Braunschweig.
Hochstein, Werkmeister, Leisnig i. S.
Hofer, Kaufmann, Königsberg.
Hoff, Ingenieur, Elbing.
von Hoff, Forstmeister, Trittau
Hofmann, Kaufmann, Nürnberg.
Hohmann, G.-Komm.-Z., Frankenberg.
Hohmann, Ingenieur, Halle a. S.
Holland, Kaufmann, Cuxhaven.
Dr. **Horny**, Oberlehrer, Cleve.
Josef Hruby, Prof. a. D., Wien.
Hruza, Univ.-Prof.-Gatt., Innsbruck.
Hubert, Mittelschullehrer, Cassel.
Hühnert, Bürovorsteher, Ratibor.
Huhn, Betriebsführer, Dt.-Oth.
Hüttner, Lehrer, Guben.
Isenberg, Guts- u. Fabrikbesitzer, Barkenfelde (Wpr.).
Jacob, Rentner, Ronneburg (S.-A.).
Jäckel, Baugewerksmeister, Löwenberg i. Schl.

Jähnig, Ober-Postass., Dresden.
M. **Jaene**, Pfarrfrau, Pretzen bei Dammkrug.
Jahnke, Lehrer, Tempelburg i. P.
Jenning, Realschullehrer, Wittenberge.
Jensen, Oekonomierat, Ausacker.
Jespersen, Stationsassistent, Kiel.
Joachim, Pfarrer, Monkowarsk.
John, Lehrer, Rawitsch.
Jorgella, Postsekretär, Pleschen.
Jung, Buchhalter, Stettin.
Jung, Oberlehrer, Schweidnitz.
Kahl, Opernsänger, Hamburg.
Kalsow, Pastor, Gültz.
Karl, Lehrer, Urspringen.
Keil, Kontrollbeamter, Mogilno.
Kiehlmann, Fabrikbes., Strehlen i. Schl.
Kieslich, Präp.-Lehrer, Myslowitz.
Kijak, Kgl. Steuersekretär, Posen.
Kienast, Photogr., Marxloh (Rhl.).
Kleinschmidt, Kaufm., Halle (S.)
Klemt, Kgl. General-Komm.-Z., Frankfurt a. O.
Klinke, Kaufmann, Altena.
Kloehn, Min.-Beamter, Neustrelitz.
Klotz, Inspektor, Frankfurt (Main).
Kober, Lehrer, Heinrichswalde, Bez. Breslau.
Köpke, Veterinärrat, Liebenwerda.
Köthe, Gärtner, Kelbra.
Kohl, Gymn.-Zeichenlehrer, Osterode (Ostpr.).
Kohl, Ober-Postassistent, Sondershausen.
Kolbitz, Kgl. Förster, Schechausee.
Koltschka, Lehrer, Siebitz.
Kollmann, Postsekr. a. D., Cöslin.
Koppe, Gütervorsteher, Goslar.
Kraft, Bauingenieur, Saarbrücken.
Kramer, Uhrmacher, Wegeleben.
Krausbauer, Kreisschulinsp., Wreschen.
Kreth, Lehrer, Vardegötzen.
Kübler, Kgl. Bauinspektor, Ulm.
Kühn, Lehrer, Wittenberg.
Kulbatzki, Hauptlehrer, Gr.-Ramsau (Ostpr.).
Kunze, Ratssekretär, Colditz i. S.
Kupke, Rentmeister, Liegnitz.
Länger, Konditor, Halberstadt.
Lehmann, Ober-Bahnass., Fürstenwalde.
Leidecker, Städt. Kontroll., Gera.
Leinweber, Lehrer, Dinslaken (Niederrh.).
Leupold, Kgl. Eisb.-Betriebsing., Halberstadt.
Dr. **Lienig**, Privatgelehrter, Görlitz.
v. d. **Linde**, Major z. D., Potsdam.
Lindemann, Landwirt, Libbenichen.
Linke, Reg.-Rat., Kattowitz.
Lissel, Kaufmann, Eisersdorf.
Löbel, Kaufmann, Muskau (O.-L.).
Lohmeyer, Ob.-Bahnass., Hamburg.
v. **Lossberg**, Kgl. Eisb.-Ober-Sekr., Fulda.
Lüdecke, Mil.-Int.-Sekr., Metz.
Lühe, Staatsanw.-Sekr., Hannover.
Lüters, Ober-Postass., Dortmund.
Maercker, Senator, Penzlin.

Man beachte das Verzeichnis der durch die Geschäftsstelle des Vereins für Pflanzenheilkunde, Berlin NW. 21, zu beziehenden Schriften am Schlusse dieser Flugschrift.

Entzündung und Schwellung der Leber u. Nieren (Wassersucht);
bei Geschlechtskrankheiten;
bei Hautkrankheiten (Ausschlägen, Flechten, Geschwüren), bei Entzündungen und Eiterung des Ohres, bei chronischen Mittelohrkatarrhen und dadurch bedingter Schwerhörigkeit und bei Augenerkrankungen. Auch ein Teil der chirurgischen Krankheiten, wie Knochenfraß, tuberkulöse Knochenentzündung, die bislang dem chirurgischen Messer rettungslos und oft erfolglos verfielen, bildet einen dankbaren Gegenstand für das Pflanzenheilverfahren.

Selbstverständlich kann nicht jeder einzelne Kranke, bei dem die Lebenskraft schon zum größten Teil zerstört ist, gerettet werden. Aber doch geht die Leistungsfähigkeit der Methode, besonders mit den übrigen Faktoren der Naturheilmethode vereint, weit über das hinaus, was man für gewöhnlich als Grenze der Heilbarkeit ansieht. Aber auch da, wo ihre Kraft zur Heilung nicht ausreicht, schafft sie noch Linderung und gibt die Sicherheit, daß sie in Harmonie mit den Naturgesetzen die beste und wirkungsvollste Heilweise ist. Eine außerordentliche Besserung des Allgemeinbefindens wird auch in vielen verzweifelten Fällen noch erreicht.

Vorbeugung. Aus dem, was über die Wirkungsweise der giftfreien Heilpflanzen gesagt ist, geht auch ihre Brauchbarkeit für Vorbeugungs-, Erholungs- und Erfrischungskuren hervor.

Auch ohne gleich schwer zu erkranken, sammelt der Körper allmählich durch die Anstrengung im Berufe, durch die Schädlichkeiten der Lebensweise (Aufenthalt in engen, schlecht gelüfteten Räumen, langdauernde schwere Arbeit, Mangel an Bewegung, unregelmäßige Ernährung, Bier- und Weingenuß, Tabakrauchen 2c.) Fremd- und Krankheitsstoffe in sich an. Werden dieselben nicht aus dem Körper entfernt, so finden Krankheiten jeder Art einen wohl vorbereiteten Boden. Eine Kur mit giftfreien Heilpflanzen, besonders im Frühjahr nach den Strapazen des Winters und auch im Herbst, je nach der Sachlage von zwei bis sechs Wochen Dauer, säubert den Körper innerlich von allem Unrat, durchspült alle Kanäle desselben, stellt die normale Tätigkeit aller Organe, der Lunge, des Magens, der Nerven, der Haut, der Nieren, der Leber wieder her und reinigt das Blut.

Diese Art der Anwendung empfiehlt sich besonders allen denen, die, ohne eigentlich krank zu sein, doch durch die Anstrengungen des Berufes und der Lebensweise angegriffen werden, besonders für Leute, welche durch geistige Berufstätigkeit an die Stube und an den Schreibtisch gefesselt sind, wie Gelehrte, Beamte, Bureauarbeiter.

Reinigungs-Kuren. Eine Reinigungskur mit giftfreien Pflanzen macht den Körper wieder frisch und brauchbar für erneute Tätigkeit und festigt ihn gegen Krankheit. Eine solche Kur, alljährlich im Frühjahr vorgenommen, beseitigt die im Laufe des Jahres im Körper angesammelten schädlichen Ablagerungen von Fremdstoffen und die Keime zu neuen Erkrankungen.

II.

Heilerfolge.

Es würde den Rahmen dieser Flugschrift weit überschreiten, wenn den vorstehenden Ausführungen noch Berichte über Heilerfolge beigegeben würden. Der Umstand, daß im Eingang dieser Schrift Hunderte von Patienten aus allen Bevölkerungsklassen, deren Zahl leicht auf das vielfache gebracht werden kann, freiwillig für die Güte des seit Jahren erprobten Heilverfahrens eintreten, dürfte für den Leser zunächst genügende Bürgschaft sein. Wer sich näher informieren will, der beziehe von der Geschäftsstelle des Vereins die in dem Bücherverzeichnis (am Schlusse dieser Flugschrift) aufgeführten Schriften, insbesondere die unter 12. und 13. genannten **„Mitteilungen aus der Praxis"**, die lehrreiche und beweiskräftige Krankengeschichten aus allen Krankheitsgebieten bringen.

III.

Der Verein für Pflanzenheilkunde

besteht seit dem Jahre 1893. Er zählt z. Z. rund 3000, meist durch das Pflanzenheilverfahren geheilte Mitglieder. Er verfolgt hauptsächlich den Zweck, durch seine Zeitschrift und durch Veranstaltung öffentlicher Vorträge für die Ausbreitung des von ihm vertretenen Heilverfahrens zu sorgen, auf seine Mitglieder belehrend und aufklärend einzuwirken und ihnen Vorteile bei Anwendung der Kur zu verschaffen. Wie nützlich sich in letzterer Beziehung die Konzentrierung der Angehörigen des von dem Verein vertretenen Heilverfahrens erweist, geht z. B. aus dem Umstande hervor, daß die **Kosten für eine 14tägige volle Kur bei kostenfreier Konsultation des Vereinsarztes auf durchschnittlich 8—10 Mk. herabgegangen sind, während sie unter gewöhnlichen Umständen bei Anwendung der Apothekentaxe auf 12—16 Mk. zu stehen kommen würden.** **Kurkosten.**

Zur Beachtung!

1. Wer sich über das **Pflanzenheilverfahren näher unterrichten will,** findet eingehende Belehrung in den **unten verzeichneten Schriften.**
2. Die **Mitgliedschaft** erwirbt man durch Einsendung des Jahresbeitrages von **6 M.** an die Geschäftsstelle.
3. **Auszug aus den Vereinssatzungen:**

§ 8. **Rechte der Mitglieder.**

Mitglieder, die ihre Vereinsbeiträge rechtzeitig entrichtet haben, genießen folgende Rechte und Vergünstigungen:

1. Die Benutzung aller vom Verein zu Gunsten seiner Mitglieder getroffenen Einrichtungen.
2. Besuch aller vom Verein veranstalteten Versammlungen ohne Zahlung von Eintrittsgeld
3. Soviel kostenfreie Beratungen des Mitgliedes oder seiner Ehefrau oder seiner Kinder bis zu 15 Jahren durch den Vereinsarzt, als Quartale innerhalb der Gültigkeitsdauer einer Mitgliedskarte bezahlt worden sind. Für weitere Beratungen ist die Hälfte der üblichen Gebühr an den Vereinsarzt zu zahlen. Rezepterneuerung ohne Ratbeanspruchung ist kostenfrei.

Außerhalb der Vorortsgrenze wohnende Mitglieder, denen es infolge längerer Reisedauer oder ungünstiger Verbindung nicht möglich ist, die Vormittagssprechstunde einzuhalten, genießen für Beratung in der Nachmittagssprechstunde einen Nachlaß von 50 v. H. auf die übliche Gebühr.

Für die mündliche Beratung hat der Vorstand mit dem Vereinsarzt bestimmte, im Vereinsorgan beständig anzukündigende Sprechstunden, wöchentlich nicht weniger als 6, zu vereinbaren. Bei mündlichen Beratungen dient die Mitgliedskarte als Ausweis, den schriftlichen Anfragen ist sie nebst einer Freimarke für die Rückantwort beizufügen.

4. Ein Preisnachlaß auf die Kosten für die Heilsäfte. Er beträgt z. Z. 10 v. H.
5. Kostenfreie Zustellung der Vereinszeitschrift.

Verzeichnis der von der Geschäftsstelle des Vereins für Pflanzen-Heilkunde, Berlin NW. 21, zu beziehenden Werke. (Herbst 1912.)

Der Betrag ist vorher einzusenden, am besten durch Postanweisung. — Sämtliche Bücher werden **portofrei** übersandt.

	Preis
1. **Dr. med. Karl Kahnt: Phytotherapie,** eine Methode innerlicher Krankheitsbehandlung nach den Grundsätzen des Naturheilverfahrens **mit giftfreien pflanzlichen Heilmitteln.** 5. Auflage, 178 Seiten (Enthält u. a.: Physiologie — Krankheitslehre — Krankheitszeichen — Krankheitsbehandlung — Phytotherapie — die pflanzlichen Heilmittel, Zusammenstellung, Herstellung, Wirkungsweise — Praktische Anwendung usw.) — Kurverlauf — Grenzen der Heilbarkeit — Anhang, enthaltend die Aufführung von 197 Heilpflanzen mit lateinischen und deutschen Namen, nebst Angabe der Krankheiten, bei denen sie zu verwenden sind.	2,20 Mk.
2. **Dr. med. Karl Kahnt: Krankheiten des Herzens und der Blutgefäße** und ihre Behandlung nach den Grundsätzen des Naturheilverfahrens mit giftfreien, pflanzlichen Heilmitteln. III. Aufl., 82 Seiten	1,20 „
3. **Ueber Männerkrankheiten** und deren naturgemäße Behandlung durch das Pflanzenheilverfahren, Vortrag, gehalten vom Stabsarzt a. D. Dr. Kahnt im Verein f. Pflanzenheilkunde.	0,60 „
4. **Der Kampf um das Pflanzenheilverfahren,** eine aktenmäßige Darstellung der von amtlicher und privater Seite gegen die Vertreter des Pflanzenheilverfahrens gerichteten Verfolgungen, herausgegeben vom Vereinsvorstande. Enthält einen ausf. Prozeßbericht (nach dem Stenogramm von Heinrich Noller), die Vorgeschichte, Porträts von Glünicke und Dr. Kahnt usw. 140 Seiten (Kann nur noch solange abgegeben werden, als der Vorrat reicht.)	1,10 „
5. **Dr. med. Karl Kahnt: Die Krankheiten des Nervensystems** und ihre Behandlung vom Standpunkte der Naturheilmethode I. Heft, enth.: Allgemeine Einleitung, Neurasthenie, Hysterie.	1,20 „
6. **Dr. med. Karl Kahnt: Die Krankheiten des Stoffwechsels** und ihre Behandlung nach den Grundsätzen des Naturheilverfahrens mit giftfreien, pflanzlichen Heilmitteln:	Preis
a) I. Heft: Fettleibigkeit	1,20 Mk.
b) II. „ Zuckerharnruhr	1,70 „
c) III. „ Gicht	1,10 „
7. **Dr. med. Karl Kahnt: Die rheumatischen Erkrankungen** und ihre Behandlung nach den Grundsätzen des Naturheilverfahrens mit besonderer Berücksichtigung des Pflanzenheilverfahrens:	
a) I. Heft: **Der akute Gelenkrheumatismus**	1,10 „
b) II. „ **Der chronische Gelenkrheumatismus und der akute und chronische Muskelrheumatismus**	1,10 „
8. **Dr. med. Karl Kahnt: Der Mittelohrkatarrh und die Schwerhörigkeit** und ihre Behandlung nach den Grundsätzen der Naturheilmethode und insbesondere des Pflanzenheilverfahrens	1,10 „
12. **Mitteilungen aus der Praxis.** Von Dr. med. Karl Kahnt, Berichte über besonders interessante und lehrreiche Heilerfolge durch das Pflanzenheilverfahren. Sonderabdruck aus der Vereinszeitschrift: „Die Pflanzenheilkunde".	0,50 „
13. **Mitteilungen aus der Praxis.** Einige Fälle als Ergänzung zur Schrift Nr. 3	
Probenummern der Vereinszeitschrift	kostenfrei
Einzelne Nummern früherer Jahrgänge der Vereinszeitschrift **„Pflanzen-Heilkunde"** soweit noch vorhanden	0,20 Mk.
Jahrgänge XIII und XIV der Zeitschrift: **„Die Pflanzen-Heilkunde"** (1909/10), gebunden, 1 Band	5,30 „
Dr. med. Winkler: „Kalte Füße"	1,10 „

Weitere Schriften folgen.

Der Reingewinn aus dem Vertriebe seiner sämtlichen Schriften ist von Herrn Dr. Kahnt der Vereinskasse überwiesen worden.

Anton Bertinetti, Berlin N 54.

Die Lese
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner
Nr. 22 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Aphorismen von Emil Gött

Der Mensch

us jähen Abgründen rage ich himmelan, ein einsamer, kühn geformter Gipfel. Es liegt etwas in meinem Bau, daß es keines starken Erlebens bedürfte, und ich stürzte in mich zusammen — meine Klüfte böten Raum genug, mein Grab zu werden. Aber kein Sturz in Vernichtung könnte mir eines rauben: die Wonnen des Anstiegs und die Triumphe der bezwungenen Höhe, die Entzückungen der ungeheuren Weltschau und die Stunden seligen Selbstgenusses in der einsam unvergleichlichen Landschaft.

Zertrümmern kannst du mich noch, o mein Leben, aber das Erlebte nicht rauben noch entwerten.

*

Man muß nicht zu geschwind recht haben wollen, sondern Geduld und Feinheit genug haben (oder erwerben), sein Recht im andern zu pflanzen. Wenn es da wächst, so ist es nicht mehr zu entwurzeln.

*

Wieviel Schönheit muß ein Mensch entwickeln, um den vielen Schmutz, der von ihm trieft, erträglich zu machen und zu rechtfertigen. Wir teilen unsere Natur mit dem widerlichsten unserer Geschwistermenschen.

*

So lange du glaubst: jetzt ein Tröpfchen Glück und ein Strahl Liebe in und über mich, und mein Lenz muß anbrechen! — so lange ist es nichts damit. Erst wenn du es nicht mehr glaubst, dann ist die Stunde da, wo eine Schwalbe den Sommer bringt — oder auch der Sommer die Schwalbe.

Das wahre Glück kehrt erst ein, wenn das Elend schon geht, also, wenn man es fast nicht mehr nötig hätte. Es liebt nicht die gierigen Augen und die verlangenden Hände, lächelt aber gern und schön über nasse Wangen. Auch der Regenbogen schimmert erst nach dem Ungewitter.

*

Das Leben ist etwas zu Rätselhaftes: so fest und dicht es sich täglich und stündlich webt, aus Speise und Trank und Schlaf, aus Arbeit und Ruhe, Sorgen und Siegen, Notdürften und Ueberwindungen, aus Haß und Liebe, Ehrgeiz, Zorn und allen Leidenschaften — ein so luftiges Gewebe ist es doch, wie es hinter uns herflattert, nur flockenweise zu erhaschen und nie wieder ganz zusammenzudenken, was man doch so satt zusammengelebt hat.

*

Gutsein ist eigentlich das Wenigste, was wir von uns verlangen können. Es ist nur eine Verfassung, eine Grundstimmung zu dem Leben, das wir durch Guttun zu errichten hätten. Wenn ich nur gut bin, können mich noch die Läuse fressen. Geschehen wird nichts. Handeln bestimmt unsern Charakter und unsern Wert.

*

Nicht Bildung macht frei und nicht die Arbeit: wir sehen die Sklavenhorden und Herden in beiden Bezirken. Wohl aber kann man sagen: den Gebildeten könnte die Arbeit, den Arbeiter die Bildung frei machen.

*

In unserer Gesellschaftsordnung oder besser -unordnung bezahlt noch das Gute, Tüchtige, zu dem ich auch noch die reine Arbeit rechne, kurz das Gesunde, Höherkommende und -wollende, die Unkosten und Verluste des Lebens; ich denke eine Zukunft und sehe sie, wo man das Schlechte und Kranke, nicht mehr Höherkommende und -wollende, es bezahlen läßt. Dann: Heil dem Menschen!

*

Wann und wo je ein Erlöser vergißt, daß der Angehauchte und Mitgerissene nie so stark von dem neuen Geiste ergriffen und durchdrungen ist, wie er, aus dessen Innern die Feuerbäche quellen — so ist er wahnsinnig und zum Kreuze geboren! dies ist die erste und letzte Wahrheit, eine Erkenntnis, ein Bewußtsein, das jeder Heiße sich im Zusammenhang zu behalten hat, wenn ihm an einem vernünftigen Gange seiner Erscheinung etwas gelegen ist. Seiner einsamen Einzigkeit sich bewußt, von keinem grellen Ziele geblendet, wird er kälter und gemessener seine Bahn ziehen und — gesunder wirken! Und noch eins hat er zu begreifen: daß zum Aufgehen jeden Samenkorns auch — Zeit gehört! Und drittens: daß in jedem Keimenden der Tod prästabiliert ist. Und viertens: daß das Gepflanzte und Erbaute meist nur der Träger der Frucht ist, an der es zugrunde geht. — Diese Gedanken geben Kühlung, ohne daß ein Schatten fällt.

Aus: Gesammelte Werke Emil Götts. Herausgegeben von Roman Woerner, 3 Bände, C. H. Becks Verlag. — Wir werden den Dichter demnächst eingehender würdigen.

Wolfgang Amadeus Mozart

geb. 27. Jan. 1756, gest. 5. Dez. 1791

In diesem Genius sieht die Welt die vollendete Inkarnation der reinen Harmonie. Bis zu einem gewissen Grad mit Recht. In Mozarts Musik scheint alle Erdenschwere abgestreift zu sein, alles schwebt, der Rhythmus tritt in seiner Göttlichkeit zu Tag.

Dissonanzen? Wir glauben keine zu hören. Irdisches Leid und irdische Not wie in Verklärtheit aufgelöst. —

Ist es wirklich so? Schluchzt er nie? Ist er niemals bitter? Ist keine Herbheit, keine Verzweiflung in seiner Musik? — — Wie war doch das Leben dieses Einzigen?

Eine freundliche Jugend unter der Obhut eines wohlmeinenden aber tyrannischen Vaters, der dem Jüngling das Leben vergällte. Dann ein glänzender Aufstieg, dem Außerordentlichen Außerordentliches verheißend. Und ein rettungsloses Versinken in des Lebens allergemeinste Misere, in Not, Schulden, seelischen Kummer. Ein früher Tod ohne versöhnende Erfüllung.

Die Tragik eines Künstlerlebens, gegen welche sich jede Fiber eines gerecht empfindenden Herzens als eine Brutalität der Natur empört, sofern wir nicht mit Goethe in solchem Schicksal ein Naturgesetz erkennen wollen. Und dieses Leben soll in keiner Weise in der Kunst seines Trägers irgendwelchen Widerschein gefunden haben? — Seien wir aufrichtig!

Wir *wollen* sie nicht hören, die Dissonanzen, man hat uns eingeredet, hier, in dieser verklärten Welt, hätten sie keine Statt. Liebe Leser, hört Euch einmal das g-moll Quintett, die g-moll Symphonie an; oder die große c-moll Phantasie für Klavier oder die 4händige in f-moll. Oder das *Requiem*, und hört die Qual, die hier durch das Medium der Töne anklagend zu Euch spricht!

Aber — das ist das Wunderbare, sie spricht nicht brutal, sie schreit Euch nicht ins Gesicht, sie kleidet sich nicht in grelle Farben, sie ist *gebändigt*, durch einen ungeheuern *Kunstwillen*, durch vollendeten Geschmack, und ein sensitivstes Musikempfinden, welches alles, selbst das Häßliche, zu mildern weiß.

„Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen und die Musik, auch in der schaudervollsten Lage, das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Musik bleiben muß..." Was Mozart hier ausspricht, ist sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, sein ganzes Schaffen ist von dieser Mäßigung beherrscht. Damit ist nicht gesagt, daß das Furchtbare niemals in der Kunst nackt hingestellt werden darf. Es finden sich in Bachs, Beethovens Musik unzählige Stellen, wo der Schmerz alle Schranken durchbricht und sich ungehemmt ergießt. Eine Musik, die tiefstes Leid ausspricht, birgt stets den Adel in sich. Aber jede Aussprache ist individuell und so mußte auch Mozart aus seiner Natur heraus dazu kommen, seine innere Welt uns in verhülltem Lichte leuchten zu lassen.

Mozarts Kunstschaffen war in seiner Fülle, sowohl hinsichtlich der Qualität wie der Quantität ein Phänomen. Er schuf in jeder Kunstgattung das Höchste.

Im kleinsten Lied, ja in Tonstücken, die für solch ein unkünstlerisches Instrument wie die Glasharmonika geschrieben wurden, offenbarte sich sein vollendetes Schönheitsgefühl.

Er war ein Meister der musikalischen Charakterisierungskunst, seine „Entführung", sein „Figaro" und „Don Juan" sind vollendete Typen ihrer Art. In der „Zauberflöte", seinem Schwanengesang, fließt ein Strom von Melodie über mystischen Grund. Er bildet das zweite jener vier Gestirne, welche uns heute als die höchste Verkörperung absoluten Musikertums erscheinen, als Menschen, die niemals nach dem Erfolg und Wirken ihres rastlosen Kunsttriebes fragten, die gänzlich von ihrem Genius beherrscht wurden, für ihn litten und für ihn starben. Auch Mozart hat, gleich Bach, Beethoven und Schubert, sich innerlich verbrannt und aufgezehrt.

Mozart, den *Menschen*, enthüllen uns zwei Aussprüche, die sich in einem Brief aus seiner Jünglingszeit und in dem letzten uns erhaltenen Schreiben finden.

An seinen Vater: „Da der Tod, genau zu nehmen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern sehr viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen." Und wenige Wochen vor seinem Tode: „...Ich fahre fort zu arbeiten, weil das Komponieren mich weniger erschöpft als die Muße. Sonst habe ich nichts mehr zu fürchten. Ich merke an dem, wie ich mich fühle, daß die Stunde schlägt. Ich bin im Bereich des Todes. Ich bin zu Ende gekommen, ehe ich mich meines Talentes gefreut habe. Das Leben war dennoch so schön! Die Bahn öffnete sich unter so glücklichen Auspizien. Aber man kann sein Geschick nicht ändern. Keiner bestimmt seine Tage.

Man muß sich ergeben, es geschieht, wie die Vorsehung will. Ich beende jetzt meinen Grabgesang, ihn darf ich nicht unvollendet lassen."

S. G. *Kallenberg*

Goethe über Mozart

„Ueberhaupt werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einemmal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft. — Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hinieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern. Mozart starb in seinem 36. Jahr, Raffael im gleichen Alter, Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechnete Welt noch etwas zu tun übrigbliebe."

Goethe zu Eckermann.

Harmonielehre

Ein mustergültiges Vorwort

Dieses Buch habe ich von meinen Schülern gelernt.

Wenn ich unterrichtete, suchte ich nie dem Schüler bloß „das zu sagen, was ich weiß". Eher noch das, was er nicht wußte. Aber auch das war nicht die Hauptsache, obwohl ich dadurch schon genötigt war, für jeden Schüler etwas neues zu erfinden. Sondern ich bemühte mich, ihm das Wesen der Sache von Grund auf zu zeigen. Darum gab es für mich niemals diese starren Regeln, die so sorgsam ihre Schlingen um ein Schülerhirn legen. Alles löste sich in Anweisungen auf, die für den Schüler so wenig bindend sind wie für den Lehrer. Kann es der Schüler ohne die Anweisungen besser, dann mache er es ohne sie. Aber der Lehrer muß den Mut haben, sich zu blamieren. Er muß sich nicht als der Unfehlbare zeigen, der alles weiß und nie irrt, sondern als der Unermüdliche, der immer sucht und vielleicht manchmal findet. Warum Halbgott sein wollen? Warum nicht lieber Vollmensch?

Meine Schüler haben mich wahrscheinlich nie für unfehlbar gehalten, das hat nur ein „Gesangsprofessor" nötig. Deswegen konnte ich stets riskieren, in der einen Stunde etwas zu sagen, was ich in der nächsten widerrief. Deswegen dürfte das Temperament riskieren, auch solche Anweisungen zu geben, die sich als falsch herausstellten, wenn der Schüler sich danach richtete. Dadurch aber kam ich in die Lage, mich auf eine genügende Korrektur zu besinnen und eine passende Formulierung zu erdenken, daß dem Schüler wirklich damit gedient war.

So ist dieses Buch entstanden. Aus den Fehlern, die meine Schüler machten, wenn ich ihnen ungenügende oder falsche Anweisungen gab, habe ich gelernt die richtige Anweisung zu geben. Gelungene Lösungen bestätigten die Richtigkeit meines Versuches, ohne mich zu dem Irrglauben zu verleiten, daß ich damit das Problem wirklich gelöst habe. Und ich denke, wir sind beide nicht schlecht dabei gefahren. Hätte ich ihnen auch bloß das gesagt was ich weiß, dann wüßten sie nur das und nicht mehr. So wissen sie vielleicht sogar weniger. Aber sie wissen, worauf es ankommt: aufs Suchen.

Ich hoffe, meine Schüler werden suchen! Weil sie wissen werden, daß man nur sucht, um zu suchen. Daß das Finden zwar das Ziel ist, aber leicht das Ende des Strebens werden kann.

Unsere Zeit sucht vieles. Gefunden aber hat sie vor allem etwas: den Komfort. Der drängt sich in seiner ganzen Breite sogar in die Welt der Ideen and macht es uns so bequem, wie wir es nie haben dürften. Man versteht es heute besser denn je, sich das Leben angenehm zu machen. Man löst Probleme um eine Unannehmlichkeit aus dem Weg zu räumen. Aber, wie löst man sie? Und daß man überhaupt meint, sie gelöst zu haben! Darin zeigt sich am deutlichsten, was die Voraussetzung der Bequemlichkeit ist: die Oberflächlichkeit. So ist es leicht, eine „Weltanschauung" zu haben, wenn man nur das anschaut, was angenehm ist, und das Uebrige keines Blickes würdigt. Das Uebrige, die Hauptsache nämlich. Das, woraus hervorginge, daß diese Weltanschauungen ihren Trägern zwar wie angemessen sitzen, aber daß die Motive, aus denen sie bestehen, vor allem entspringen dem Bestreben, sich zu exkulpieren. Denn komischerweise: die Menschen unserer Zeit, die neue Moralgesetze aufstellen (oder noch lieber alte umstoßen), können mit der Schuld nicht leben! Aber der Komfort denkt nicht an Selbstzucht, und so wird die Schuld abgewiesen oder zur Tugend erhoben. Worin sich aber für den, der genau hinsieht, die Anerkennung der Schuld als Schuld ausdrückt. Aber der Denker, der sucht, tut das Gegenteil. Er zeigt, daß es Probleme gibt und daß sie ungelöst sind. Wie Strindberg, daß „das Leben alles häßlich macht". Oder wie Materlinck, daß „drei Viertel unserer Brüder zum Elend verdammt" sind. Oder wie Weininger und alle anderen, die ernsthaft gedacht haben.

Der Komfort als Weltanschauung! Möglichst wenig Bewegung, keine Erschütterung. Die den Kom-

fort so lieben, werden nie dort suchen, wo nicht bestimmt etwas zu finden ist.

Es gibt ein Geduldspiel, bei dem es darauf ankommt, drei Metallröhrchen von ungleichem Durchmesser, die in einer durch Glas verschlossenen Schachtel liegen, ineinanderzuschieben. Das kann man methodisch probieren; da dauert es meist sehr lang. Aber es geht auch anders: man schüttelt aufs Geratewohl so lange, bis man es beisammen hat. Ist das ein Zufall? Es sieht so aus, aber ich glaube nicht dran. Denn es steckt ein Gedanke dahinter. Nämlich der, daß die Bewegung allein imstande ist, hervorzurufen, was der Ueberlegung nicht gelingt. Ist es beim Lernenden nicht ebenso? Was erzielt der Lehrer durch Methodik? Höchstens Bewegung. Wenn's gut geht! Aber es kann auch schlecht gehen, und dann erzielt er Erstarrung. Aber die Erstarrung bringt nichts hervor. Nur die Bewegung ist produktiv. Warum dann nicht gleich mit der Bewegung anfangen? Aber der Komfort!? Der weicht der Bewegung aus. Ohne sich darum auf die Suche zu begeben.

Eines von den beiden muß man tun. Ob man von der Bewegung zum Suchen oder vom Suchen zur Bewegung kommt, ist belanglos: Nur die Bewegung bringt hervor, was man wirklich Bildung nennen könnte. Nämlich: Ausbildung, Durchbildung. Der Lehrer, der sich nicht echauffiert, weil er nur sagt, „was er weiß", strengt auch seine Schüler zu wenig an. Von ihm selbst muß die Bewegung ausgehen, seine Unrast muß sich auf die Schüler übertragen. Dann werden sie suchen wie er. Dann wird er nicht Bildung verbreiten, und das ist gut. Denn Bildung heißt heute: von allem etwas wissen, ohne irgend etwas zu verstehen. Aber der Sinn dieses schönen Wortes ist ein anderer und müßte, da Bildung heute Verächtliches bezeichnet, durch Ausbildung, Durchbildung ersetzt werden.

Dann wäre es klar, daß es die erste Aufgabe des Lehrers ist, den Schüler recht durcheinander zu schütteln. Wenn der Aufruhr, der dadurch entsteht, sich legt, dann hat sich wahrscheinlich alles an den richtigen Platz begeben.

Oder es kommt nie dahin!

Die Bewegung, die auf solche Art vom Lehrer ausgeht, kommt wieder zu ihm zurück. Auch in diesem Sinn habe ich dies Buch von meinen Schülern gelernt.

Aus: Harmonielehre von Arnold Schönberg. Verlagseigentum der Universal-Edition, A.-G., Leipzig, Wien 1911.

Nachtgesang

Von Heinrich Schanzer

Es liegen quer durch den schwingenden Raum
Drähte gespannt.
In die ist in einer bewegten Nacht
der Wind gerannt.

Das hat die schwebenden Saiten
zum Tönen gebracht,
daß all die verschlungenen Laute darin
sind aufgewacht.

Und das hat so närrisch durch die Nacht geklungen,
als hätten alle Menschen,
die sich tagsüber gesucht,
durcheinander gesungen.

Stecklinge

Von Cäsar Flaischlen

Die alten ersiegens,
die Jungen verliegens.

Ein jeder ist auf seine Art verrückt,
der eine mehr, der andre weniger geschickt.

Sturmwetter, Regen, Sonnenschein..
wie du willst, so wird es sein.

Früher hat man darüber gelacht,
und dann hat mans auch gemacht!

Hitziges Blut
braucht Halt und Hut;
andere freuts,
dich selber reuts!

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

21. Fortsetzung.

Dann eilten alle hinaus. Sie hörte die Leiter in den Brunnen schüttern, entrüstete Ausrufe, die Schuppentür knarren, die schwachen Hilferufe Maries. Alles war ganz weit fort von ihr; sie vermochte sich nicht zu rühren, alles flog um sie. Wie lange es dauerte, wußte sie nicht. Nun kamen alle wieder herein. Der Sanitätsrat im eifrigen Gespräch mit dem Staatsanwalt.

„Bei der vorgeschrittenen Verwesung," sagte er, „läßt sich leider nichts anderes konstatieren. Sechs Wochen, wie gesagt."

Und in der Mitte der Stube hielt er eine lange „Rede", wobei er sich den Bart strich, während der Hinkende eifrig am Tisch alles niederschrieb. Auch der Amtsvorsteher wurde gefragt. Dann war es ihr, als schliefe sie ein. Es ging noch allerhand um sie vor, aber sie begriff keine Gebärde, kein Wort mehr. Einmal glaubte sie, gewaltsam an den Augen reißend, ihren Bruder vor dem Tisch stehen zu sehen, und wollte schreien, vermochte es aber nicht. Sie saß in einem lethargischen Zustande, wie wir im Schlaf einen grausen Traum erleben und nicht

genau wissen, ob wir wach seien. Da riß man sie am Arme. Sie kam zu einer krankhaft scharfen Besinnung und erkannte in den Gesichtern aller, die sie umringten, eine drohende Entschlossenheit.

„Wo ist Ihre Schwester?" frug der Staatsanwalt verdutzt über den Ausdruck der Feindseligkeit in ihrem Gesichte.

„Herr Staatsanwalt oder wie Se heeßen," antwortete sie fest, „da drinne. Aber gehn Sie nich nei. Die sterbt, ich kann Ihn sagen, die sterbt."

Drohend vertrat sie ihm den Weg in die Schlafkammer. Man drängte sie zur Seite. Aber, entschlossen zur Hilfe Maries das Aeußerste zu wagen, folgte sie den Hineinschreitenden auf dem Fuße.

Von den polternden Schritten war Marie aufgewacht. Sie öffnete die Augen unnatürlich weit und versuchte zu lächeln.

Man frug sie viel.

Ihr Gesicht wurde starrer, blasser. Die Hände auf dem Bett schlossen sich. Ihr Mund schwieg.

Da kniff sich der Staatsanwalt das Glas fester ins Auge, beugte sich nahe an ihr Ohr und frug ganz laut und langsam:

„Haben Sie mit dem Schuster Klose in einem unerlaubten Verhältnis gestanden?"

Die Kranke rührte sich nicht. Endlich, lange darnach, stöhnte sie fast unhörbar: „dr Schuster... d... d... Schus..." ihre Augensterne hingen schreckhaft in den Höhlen. Dann sanken die langen Wimpern langsam darüber hin, das Elend barmherzig bedeckend.

Denzel strich sich mit zitternder Hand durch den Bart. Der Amtsvorsteher schüttelte sich die Kopfschuppen vom Rockkragen und wandte sich bleichen Gesichts der Türe zu. Der Sanitätsrat bemühte sich um die Arme und erklärte, daß nichts zu machen sei. Die Frau habe aus Schwäche und wegen Blutverlustes einen tiefen Ohnmachtsanfall; Gefahr für ihr Leben sei indes nicht „vorliegend."

Darauf traten alle wieder über die Schwelle in die Stube und der Staatsanwalt rief Kathe an den Tisch.

„Wissen Sie, ob ihre Schwägerin in verbotenem Verkehr mit dem Schuhmacher August Klose aus Steindorf gestanden hat?" frug er sie, ein beschmutztes Papier auf dem Tische entfaltend und vorsichtig die unzähligen Knitter desselben niederstreichend.

Kathe hatte sich indessen von ihrem Schrecken erholt und verneinte.

Ob sie die Schrift des Schuhmachers zufällig kenne, drang der Staatsanwalt weiter in sie, und als sie erwiderte, daß ihr außer einer Rechnung nichts von seiner Hand zu Gesicht gekommen sei, schob er ihr den verdrückten Fetzen hin und forderte sie auf zu lesen, was auf diesem Papier stehe, das man in der Westentasche des Toten gefunden habe.

Sie wollte es näher an sich ziehen, aber die weißen Hände des Beamten ließen nicht los. Der vergriffene Zettel war mit lauter großen Buchstaben bedeckt, die zum großen Teile verlaufen waren. Mit vieler Mühe entzifferte sie endlich die Worte: „...lerliebste Marie... mein Leben.... gehe zu Grunde..... Liebe zu dir... doch... Aug... Klose." Als sie das gelesen hatte, fühlte sie den Boden unter ihren Füßen wogen. Sie stützte sich, um nicht umzufallen, mit steifen Armen auf den Tisch.

„Das is nich wahr!" schrie sie dann überlaut, und da der Staatsanwalt milde noch weiter in sie drang, doch ja der Wahrheit die Ehre zu geben, erwiderte sie ein paar mal dumpf: „Nischt... Nischt... Nischt," und verharrte mit starren, gebannten Augen, vornübergestützt wie einer, der mit Grausen in eine schwindelnde Tiefe blickt.

Die Männer erhoben sich unter erregter Unterhaltung und verließen die Stube. Kathe ging, ihrer Grüße nicht achtend, und ließ sich auf die Bank fallen.

Das beißende Weißlicht der Wintersonne fiel durch das Fenster neben ihr.

Sie erhob die Augen gegen den Glast.

Da sah sie ihren Bruder davonfahren, den Kopf tief in die Brust geduckt, zusammengekauert.

Bis das Wispern des entfernten Schellenklingels in der Stille untergegangen war, starrte sie in das kalte Licht. Dann erhob sie sich unter gewaltsamem Auffahren und trat in die Schlafkammer.

Marie lag mit offenen Augen da, achtete ihrer nicht, sondern fuhr in Versunkenheit fort, mit dem Zeigefinger der Rechten die Knöchel der andern Hand zu betupfen, als gelte es, Unfaßbares zusammenzuzählen. Endlich winkte sie Kathe zu sich und gab ihr einen langen Kuß auf die Stirn, dann bat sie mit erschöpfter Stimme, ihren Knaben wieder so zu stellen, daß sie ihn durch die offne Tür sehen könne, und lag da und verwandte kein Auge von dem Körbchen.

18.

Wir können uns gegenseitig nicht helfen. Die natürlichste Bemühung um das Wohl anderer besteht in dem ehrlichen Streben nach dem Besten unseres Lebens.

Marie lag und schwieg. Niemand sagte sie von den Vorgängen in ihrer Seele. Auch Kathe berührte mit keinem Wort das Unglück des Hauses. Die Aussprache der beiden, die wie ausgeschlossen in der Waldeinsamkeit hausten, bestand in einem tiefen Blick, einer Gebärde, einem Kuß, einem Handdruck. Maries Genesung setzte unverkennbar ein, und auch Kathe sank tiefer in ihr Leben, als endlich die letzte grauenvolle Beängstigung von ihr genommen und der schwarze Sarg mit den leiblichen Ueberresten des Schusters aus dem Höfchen geholt worden war.

Das Kind hatte man in aller Stille taufen lassen, nachdem von der jungen Mutter durch List sein Name erkundet worden war. Die Hebamme hatte

dazu geraten, weil zu erwarten stand, daß das heilige Sakrament der Taufe einen heilsamen Einfluß auf die Seele und das Leben des Kleinen ausüben würde.

Allein er blieb, auch nachdem er in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen war, so stumpfsinnig wie vorher. Meistens lag er mit geschlossenen Augen da. Auf kurze Augenblicke öffnete er die wulstigen Lider und blinzelte umher. Nach beendeter Mahlzeit schnurrte er vor Behagen wie ein Kater.

Durch nichts belohnte er Kathens sorgsame Pflege. Nein, er wurde immer häßlicher. Der moderweiße Flaum über dem ganzen Körper war dichter geworden. Sein Kopf bedeckte sich mit einem Haarbusch, dessen Strähne über die Stirn hinwuchsen. Das Mädchen sah den Kobold oft furchtsam von der Seite an und dachte mit Schrecken des Augenblicks, da sie ihn in die Arme der Schwägerin würde legen müssen.

Unter allen nur erdenklichen Kniffen hielt sie Marie hin, deren mütterliches Verlangen mit der Zunahme der Kräfte immer hartnäckiger wurde und durch allerhand kleine Listen sich den Anblick des Kindes zu verschaffen suchte. Als letzte Gründe, wenn der Vorrat der Ausflüchte erschöpft war, führte Kathe die Schwäche Maries und das ausdrückliche Verbot der Hebamme ins Treffen und erreichte damit immer die Beruhigung der Aufgeregten, die dann alle Stunden nach Nahrung verlangte, um sich schneller zu kräftigen und so die Tage der marternden Sehnsucht abzukürzen.

Man hatte in letzter Zeit das bevorstehende Weihnachtsfest als den Tag festgesetzt, an welchem Marie das erste Mal aufstehn und zu dem Knaben geführt werden sollte. So war von nichts anderem als von der Feier dieses heiligen Abends die Rede, wie man die Stube schmücken wolle, den Christbaum, das Kind und ob der Kleine wohl schon nach den Lichtern sehen würde. Nach solchen Gesprächen lag dann die junge Mutter mit glückumwölkten, feuchten Augen, ihre Lippen redeten verzückte Worte und die seligste Freude rötete ihre Wangen. Daneben hatte sie beunruhigende, schreckhafte Träume und verlangte nach dem Erwachen angstvoll den Knaben zu sehen. Versagte es ihr Kathe, so wich tiefe Trauer stundenlang nicht von ihr. Das Mädchen erkannte, daß sie nun nicht mehr lange widerstehen durfte und machte ihr die Hoffnung, durch ein gutes Wort bei der Frau Klesse eine Abkürzung der Trennung um Tage zu erwirken.

Aber wir Menschen halten doch immer nur die Fäden in den Händen, das Schicksal aber weht, wie es will, und der Tag, an dem die sehnsüchtige Mutter zu ihrem Kinde hinlief, kam über die Schwelle, ohne daß Kathe ihn erkannte.

Sie stand am Bette Maries und nahm die geleerten Teller fort. Das junge Weib sank lächelnd zurück und begann von dem Knaben zu sprechen.

„Lacht er'n schon?" frug sie.

„Nu, er fängt jetze an. Wenn ich'n streichel, da rafft er schon manchmal an den Lippen."

„Wem is er'n ähnlich?"

„Das... du weeßt ja, das sieht ma bei dem Alter noch nich genug."

„Aber die Augen."

„Nee, ich sag nischte. Du wirst ja sehn."

„Jetze! Du, allerliebste Kathe, tu mir den Gefallen!"

Das Mädchen schüttelte ernst den Kopf.

„Marie blei liegen. 's sein doch bloß noch Stunden. Er leeft dr ja nich fort."

Marie streifte die Decke von ihren Armen, die sich schon rundeten, und hob sie triumphierend in die Höh:

„Siehch och, nich aushalten! — Kathe!"

Dann faltete sie die Hände und sah sie mit Augen an, in denen man ihre knieende Seele schaute.

Das Mädchen stellte den Teller auf den Stuhl und beugte sich im Schmerze ihres Mitleids über die arme Mutter:

„Mariela, gell, wart och noch a bissel. Siehch och, de Klessen muß doch erscht kommen."

Sie küßte sie, und wider Willen traten ihr Tränen in die Augen. Voll Sorge drückte sie ihr Gesicht seitwärts in die Kissen, um die Verräter des Elends zu verbergen. Aber wie ihre Stirn sich hinschob, mußte ein heißer Tropfen auf das Gesicht gefallen sein. In hartem Stoß schob die beängstigte Mutter die Weinende von sich ab und sah ihr scharf ins Gesicht.

„Kathe... Kathe!... warum... warum flerrst du denn?" frug sie dann stockend, überlegte einen Augenblick und fuhr dann dumpf fort:

„Denkt ihr denn, ich seh nicht das und jes eim Tage und ei der Nacht Dinger, daß mir de Haare ge Berge gehn, un mei Herze sich harte knüllt wie ein Steen! du! Hach! Wenn ich mein Gott nicht hätt, vo dem ich mehr weeß wie ihr alle... Kathe, sag du's ruhg, mir schadt nischt, mich hat mei lieber Herrgott richtig of d'r Hand."

Kathe hatte schon die Tränen aus den Augen gerissen und lachte rührend:

„Mariela, da soll eem nich weech ums Herze wern, wenn eene Mutter a so um ihr Kind betteln muß. Siehch, wegen mir hättst's schon lange. Aber was tät's nutzen? 's wür dich packen, daß dich's mitnähm. Wer weeß denn? Nach und was sollte denn das arme, liebe Jüngel ohne Mutter?"

Eine Weile lag Marie und sah mit großen blicklosen Augen, indessen es an ihre Seele griff mit den tiefen verschwommenen Lauten eines fernen, unruhigen Wassers.

Mit tiefem Atemzuge schüttelte sie es ab, streckte den Arm aus und preßte Kathes Hand mit innigem, dankbarem Drucke:

„Du hast recht, was wär mei Jüngel ohne mich! Siehch, ich wer nischt nie meh sagen, 's wird wohl

kommen. — Ach und wenn ich gsund bin... 's wird alles wieder wern, denn siehch, dr Himmel is mei Zeuge, wenns mir nachgegangen wär... was red ich denn? — Geh und sing mr a Wiegenliedel: „Heia popeia Windelkind" oder „Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du". Du hast noch nich eemal gesungen."

Kathe ging.

Bald darauf schwangen die Bogen der Wiege, man hatte den Knaben seit Tagen aus dem Korb genommen, knarrend über die Diele. Das Mädchen sang dazu leise, mit leidbebendem Munde. Der verhaltene Schmerz verlieh den Tönen eine eingreifende Tiefe. Endlich zerfloß das Lied in der Stille, und Kathe schlich leise in den Schuppen, um Holz zu holen. Das Einklinken der Tür störte Marie aus ihrer seligen Versunkenheit. Sie wandte den Kopf. Das Lied verstummt. Die Stube leer. Die Uhr pickte in die Stille: „Komm, komm, komm, komm." Lockend wie ein silbernes Stimmchen.

Da übermannte sie die Sehnsucht nach ihrem Kinde. Der Wind mummelte im Schnee draußen dumpfe Drohungen. Aber Marie fühlte sich aufgehoben. Schon berührten ihre Füße den Boden. Ihre Augen maßen die Entfernung bis zur Wiege. Sie stand bebend am Ofen. Ein weißes Linnen lag über das schlafende Kind. Einen Augenblick dachte sie noch an Kathe, die durch ihren Ungehorsam beleidigt sein werde.

Aber nur einen Blick darauf werfen! Nur einen einzigen Kuß! Und hob das Linnen. Schnell, schnell! Kathes Schritte! Einen Kuß...

Sie erblickte den Wechselbalg, riß das Linnen in den Mund und brach stumm zusammen. — — —

Kathe fand einen Menschenleib neben der Wiege, starr, langhinliegend, auseinandergereckt von der Folter des Elends. Sie faßte Marie in den Achselhöhlen und schleifte sie über die Schwelle. Die Fersen schlugen wie totes Holz auf. Dann lag die Fühllose endlich auf ihrem Lager. Aber das Linnen ließ sie nicht los aus ihren kalten Fäusten, zwischen den zusammengebissenen Zähnen.

„Das wird dei Tod sein, armes Weib," sprach Kathe tonlos.

In ihrer Hilflosigkeit kniete sie neben das Bett und betete.

Da schlug Marie die Augen auf, riß mit einem Ruck das Linnen aus dem Munde und starrte verständnislos darauf. Dann sah sie mit stierem Blick auf Kathe.

„Was soll nu das Beten, hahaha!!!"

Mit knirschend-wundem Lachen drehte sie sich von Kathe ab, schaute auf die weiße Wand und rührte sich nicht.

Schauernd ging Kathe hinaus und schloß in Furcht die Tür hinter sich.

Nach einigen Minuten hörte sie ihre Schwägerin wieder schreiend, leer und hart lachen. Das erschütternde Lachen der Verzweiflung.

19.

Der Schrecken des Mädchens war ganz unnötig. Die Tür, welche sie lange an dem Eisenknopfe in der Mitte zugehalten hatte, wurde nicht aufgerissen. Ihre arme Schwägerin stürzte nicht mit wahnsinnig irrem Auge und fliegendem Haar herein, um sie und den Wechselbalg zu erwürgen. Das herzzerreißende Lachen ward nie mehr laut in dem Schlafraum. Ja, jene qualvoll stöhnenden Atemzüge hörte sie nicht einmal mehr, mit denen das tiefste Menschenleid sich am Leben erhält. Es war still, ganz still.

Fortsetzung folgt.

Aucasin und Nicolete

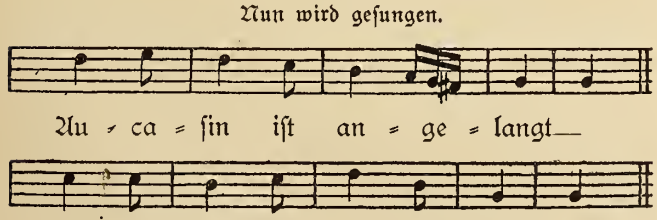
Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete

Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert

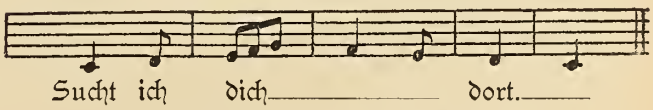
9. Fortsetzung.

Aucasin hatte wohl drei Jahre im Schlosse von Torelore zugebracht, und sein Vater und seine Mutter waren des Todes gestorben. Und führten ihn in die Burg von Biaucaire und waren ihm untertan. Er aber hielt sein Land in Frieden.

Nun wird gesungen.



Land und Leute hält er friedlich
Als ein weiser, edler Ritter.
Schwört bei Gottes Majestät,
Daß es würde mehr ihn schmerzen,
Wenn verloren Nicolete
Wäre seine süße Freundin,
Als gestorben seine Sippe:
„Freundin mit den blanken Augen,
Wüßt ich doch, wo ich dich fände;
Hätt es Gott nicht so gewollt
Und ich glaubte dich zu finden
Ueber Meer, in fernen Ländern,

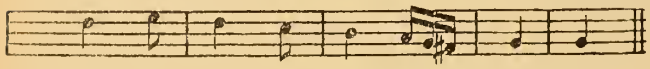


Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

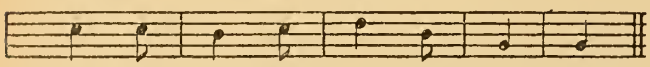
Nun lassen wir ab von Aucasin und sprechen von Nicolete. Das Schiff, in welchem Nicolete war,

gehörte dem Könige von Karthago; und der war ihr Vater, und sie hatte zwölf Fürsten und Könige zu Brüdern. Als sie Nicolete so schön sahen, bezeigten sie ihre große Ehrerbietung und machten ein Fest um sie, und fragten sie oft, wer sie wäre, sintemal sie ihnen eine sehr höfische Frau und von hoher Abstammung zu sein schien. Aber sie wußte es ihnen nicht zu sagen, denn sie war als kleines Kind geraubt worden. Sie ruderten zu, bis sie nach Karthago kamen; und als Nicolete die Mauern der Burg und das Land sah, kam ihr zur Erinnerung, daß sie hier ernährt und von hier als kleines Kind geraubt war, denn sie war nicht mehr so zart gewesen, um sich nicht noch gut erinnern zu können, daß sie in dieser Stadt aufgezogen war.

Nun wird gesungen.



Ni = co = le = te, klug und— wei = se,



Ist am U = fer an = ge = kom = men,

Schaut die Mauern und Gebäude,
Die Paläste und die Säle;
Diese sehend, ruft sie: „Weh,
Warum bin ich hochgeboren
Tochter des Karthagerfürsten,
Des Kalifen Bruderskind,
Wenn mich wilde Menschen halten!
Süßer Junker Aucasin,
Höfischer und edler Ritter,
Meine süße Liebe drängt mich,
Und das Blut stockt mir im Herzen.
Gebe Gott es, der Allmächtge,
Daß ich bald im Arm dich halt
Und du meine Stirne küßt
Und den Mund und das Gesicht,

Ed = ler, sü = = ßer Herr!"—

Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Als der König von Karthago Nicolete also reden hörte, legte er die Arme um ihren Hals: „Liebe, schöne Freundin," spricht er, „sagt mir, wer Ihr seid, und habt keine Furcht vor mir."

„Herr," sagt sie, „ich bin die Tochter des Königs von Karthago und ward als kleines Kind geraubt; es können wohl fünfzehn Jahre seither vergangen sein!"

Als die sie so sprechen hörten, wußten sie wohl, daß sie die Wahrheit sagte. Und machten ein sehr großes Fest um sie und führten sie in den Palast in großer Ehrerbietung, ganz wie es einer Königstochter zukommt.

Und wollten ihr einen König der Heiden zum Gatten geben; aber sie hatte keine Lust zu heiraten. War dort wohl drei oder vier Tage und dachte nach, auf welche Weise sie wohl Aucasin suchen könne. Und verschaffte sich eine Laute und lernte sie schlagen. Es währte nicht lange, und man wollte sie einem vornehmen heidnischen König vermählen; sie entwich aber in der Nacht und kam zum Hafen am Meere und herbergte bei einer armen Frau am Ufer. Nahm ein Kraut und rieb sich damit den Kopf und das Gesicht ein, daß sie ganz schwarz wurde, und ließ sich Wams und Mantel, Hemd und Beinlinge machen und zog sich nach Art der Spielleute an. Hing die Laute um und ging zu einem Schiffer und redete ihm so lange zu, bis er sie mit in sein Schiff nahm. Sie richteten bald die Segel und schwammen lange auf dem Meere, endlich gewannen sie die Küste der Provence. Und Nicolete stieg aus, nahm ihre Laute und zog spielend durch das Land und kam zur Burg von Biaucaire, allwo Aucasin war.

Schluß folgt.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Heimweh

Mit großen, brennenden Augen sah der fremde Knabe auf die fremde Umgebung. Einige Buben hörten und neckten ihn und er wehrte sich nicht, denn ihre Sprache war ihm fremd. Sehnend suchte er ein teilnehmendes Auge und traf doch nur auf Spott und Gleichgiltigkeit. Und sein Herz krampfte sich in kaltem, dumpfen Leid zusammen.

Erst seit kurzem weilte er in der fremden Anstalt, und dem Südländer klang die fremde Sprache wie das Bellen junger Wölfe. Einsam hockte er in der Ecke, das Herz erfüllt von ungestillter Sehnsucht und stachelndem Weh.

Da öffnete sich die Türe, die zur Direktorswohnung führte, und in plötzliche Stille der erschreckten Knaben klangen die Akkorde eines verstimmten Klaviers. Den Neuling rissen die Töne herum; seinen Ohren nicht trauend, starrte er aufgerissenen Auges auf die offene Türe, aus der verschwommen und undeutlich ihm etwas Bekanntes, Liebes, Fernelie-gendes entgegen wehte. Es war ihm, als wäre die Mutter mit linden Fingern ihm über das schmerzende Herz gefahren. Jetzt erkennt er die Melodie, „die Klosterglocken", die Mutter zu Hause so oft gespielt. Den an allen Gliedern Zitternden reißt es zur Türe, an der der Herr Direktor mit

dem rasch herbeigeeilten Präfekten sprechend, noch immer steht. In besinnungsloser Hypnose zieht es den Kleinen gegen die Tonquelle; er sieht und hört nichts als den süßen Klang, der ihm die Mutter verkörpert und der nur von der Mutter stammen kann. Und wie er vor dem Direktor steht, dessen Gestalt ihm das Weiterschreiten verwehrt, da entringt sich der keuchenden Brust ein Laut, halb Schreien, halb Stöhnen, halb Schmerz und halb Jubel, unartikuliert, heiser, fast tierisch. Und in wahnsinniger Ekstase, tastend auf vergeblicher Suche nach Artikulation will er die Melodie nachsingen und bringt zwischen Weinen und Lachen ein abschreckendes Heulen heraus, das seine Kameraden zuerst entsetzt zurückfahren, dann aber laut auflachen läßt.

Der erfahrene Pädagoge jedoch faßt selbst erblassend den Knaben bei der Hand und führt ihn liebreich hinein zum Klavier, wo die Tochter spielt. Da löst sich der erstickende Krampf in Schluchzen auf und in reichlichen, weichen Tränen öffnet sich dem Knaben das Herz, und er schlürft gierig mit unruhigen Augen die Töne auf, die ihm die Heimat, die Mutter bedeuten.

Seitdem ist weit über ein halbes Jahrhundert vergangen. Ich erschauere vor der Tiefe Beethovens, begeistere mich mit Wagner, tiriliere jubelnd mit Mozart, aber keine Melodie bewegt mein Inneres so tief als die musikalisch wertlosen, abgedroschenen „Klosterglocken".

Der Quellenfinder

Mit scheuer Ehrfurcht betrachteten wir den fremden Mann, den Vater berufen, um unserem Gute zum ersehnten Wasser zu verhelfen.

In der ausgestreckten Rechten hielt er eine Rute und gleichmäßigen Schrittes, nicht tastend und nicht eilig, beging er den Besitz. Plötzlich zuckte die Rute wiederholt. „Etwa sieben Meter tief!" sagte der Mann. Und es stimmte. Das Gut hat jetzt Wasser und gedeiht.

Und nicht nur Wasser kann der Mann mit seiner Wünschelrute finden. Es ist eine fast unerklärliche aber erwiesene Tatsache, daß er auf Silber, Kupfer, Kohle ebenso reagiert. Es ist, als wenn das Innere der Erde bloß vor ihm läge.

Ich habe zu Hause auch so eine Wünschelrute; es ist ein Buch. Und wenn ich die Seele eines Menschen durchforschen will, dann gebe ich ihm das Buch.

Und er blättert darin und plötzlich zuckt's. Oft dauert's lange, sehr lange; dann aber zuckt's desto heftiger. Vielen, vielen Menschen habe ich das Buch gegeben, — für jeden fand sich etwas, was ihm die Seele beschwingte. Und je nach der Wahl erkannte ich den Mann. Und diese Wünschelrute, mein liebstes Buch, ist — die Lese. (Es soll dies keine Schmeichelei bedeuten; es ist die ehrliche Meinung eines alten, erfahrenen Schriftstellers.)

Einsender: Hans von Thal, Stein a. D.

Im häuslichen Kreise

Mutter

Von Julius Berstl

Tag um Tag, Jahr um Jahr entflieht,
Wann endlich sing ich dir, Mutter, mein Lied?

Für alle Sorgen, die du getragen,
Für alle Mühen Dank zu sagen,
Für alles Leid, das du schweigend erduldet,
Für allen Kummer, den ich verschuldet,
Für alle Kränkung, die du erlitten,
Deine Verzeihung zu erbitten.

Tag um Tag, Jahr um Jahr entflieht.
Noch immer schuld' ich dir, Mutter, mein Lied.

Und ist doch in mir ein helles Klingen.
Von Himmel und Erde kann ich singen,
Von Werden und Welken, von Sonne und Sternen,
Von traulicher Nähe und weltweiten Fernen,
Von Menschenglück und Menschenleid,
Von flücht'ger Sekunde und Ewigkeit.

Doch will ich ein Lied dir zu Ehren wagen,
Kann ich nur: „Mutter, liebe Mutter!" sagen.

Das Kind im Sprichwort

Kindersegen

Mit der Elternschaft beginnt erst die Ehe. (Lettisch.)
Eine Ehe ohne Kinder ist wie der Tag ohne Sonne. (Wendisch.)
Die Buben haben Lust, zu reiten und zu kriegen,
Die Mädchen zu Docken und zu Wiegen. (Deutsch.)
Was sich zweit, das dreit sich gern. (Deutsch.)
Wenn unser Herr einem Manne Reichtümer gibt, und es sind keine Kinder da, so haben die Reichtümer keinen Wert. (Afrikanisch.)
Bettelleute mehren sich, reiche Leute nähren sich. (Englisch.)
Die Kinder sind den Armen ein lebendiger Schatz. (Serbisch.)
Der Reiche wundert sich, womit der Arme die Kinder nährt. (Ruthenisch).
Einer, Keiner, Zweie wie Einer; Dreie, so so; Viere, der Teufel auf Vieren. (Venetianisch.)
Kundschaft macht Freundschaft, Freundschaft macht Küssen, Küssen macht Kinder. (Deutsch.)
Empfangen ist eine süße Nuß, Gebären die bittere Schale dazu.

Knaben oder Mädchen?

Dem glücklichen Manne wird zuerst die Tochter geboren. (Portugiesisch.)

Das Mädchen macht die Mutter schön. (Venetianisch.)
Söhne zu erziehen ist wie Eisen zu verdauen. (Italienisch.)
Mädchen wachsen schnell wie der Hanf. (Polnisch.)

Wie ist das Kind?

Das Kind, das Pferd und der Wein sind drei Dinge, welche täuschen. (Dänisch.)
Es fällt kein Süßapfel von einem Sauerapfelbaum. (Deutsch.)
Wenn der Lügner die Diebin freit, wird der Mörder geboren. (Russisch.)
Es gibt keinen Baum, der nicht einen dürren Zweig hätte. (Baskisch.)
Vom heiligen Vater ist der Sohn ein Teufel. (Spanisch.)
Wenn sie zur Welt kommen sind alle Kinder schön; wenn sie heiraten alle gut, und wenn sie sterben alle Heilige. (Venetianisch.)
Jedem erscheint sein Sohn als der schönste. (Persisch.)
Er kennt kein schöneres Ei, als welches er selbst legt. (Vlämisch.)
Die Mutter steckt zwar die Brust in des Kindes Mund, aber nicht den Verstand in seinen Kopf. (Esthnisch).

Der Naturforscher

Die Physik des täglichen Lebens

Von Leopold v. Pfaundler

Zur Einführung

Wenn es nach mir ginge, dann müßten in den Schulen als Grundfächer die Naturwissenschaften gelehrt werden; dann gäbe es keinen Lehrplan, kein Examen ohne diese. Ob einer Theologe, Jurist, Künstler, Handwerker, Kaufmann wird, ganz gleich — sie müßten sich grundlegende naturwissenschaftliche Kenntnisse aneignen. Ebenso die Mädchen und Frauen. Beide Geschlechter würden praktischer, gesünder, geschickter werden; sie würden sich auf der Erde mehr daheim fühlen, sich wohler fühlen im Getriebe der irdischen Kräfte, vertrauter mit der Natur, sicherer in den Daseinsgesetzen. Gibt es auch nur einen Augenblick, in dem wir aus den Naturgesetzen entlassen sind? Ist nicht jede Bewegung daheim und draußen naturwissenschaftlich bestimmt? Licht, Feuer, Nahrung, Schlaf, Bad, Kleidung, Telephon, Bahn — alles in den Naturgesetzen begründet. Wie viel Fehler würden wir vermeiden, die bittres Lehrgeld kosten, wenn wir besser beschlagen wären in den Beziehungen zwischen der Natur und unserm Alltag; wir würden weniger krank sein, vorsichtiger essen usw.

Es gibt ein Fundamentalwerk, das ganze Lehrjahre auf der Schule und Universität ersetzt: Die Physik des täglichen Lebens, von Leopold v. Pfaundler, Professor an der Universität Graz. (3. Auflage, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, geb. 5 Mk.). In 80 Lektionen, die für keinen zu schwer sind, die der Arbeiter, die Hausfrau, der Schüler, der Student, der Handwerker, der Kaufmann, gleich nutzbringend durchgehen können, ist hier der ganze Umkreis des alltäglichen Lebens in den Beziehungen zur Natur behandelt. Unsere Sinne, Wind und Wetter, Licht, Farben, Laute, Wage, Maschinen, Wasser, Gase, Salze, Kochen, Lampen, Spiegel, Instrumente — für die Küche oder für die Musik, alles ist hier populärwissenschaftlich erklärt, und reichlich illustriert. Ein wertvolles segensreiches Volksbuch!

Wir bringen als Kostprobe das Schlußkapitel.

M.

Vom Kreislauf der Stoffe

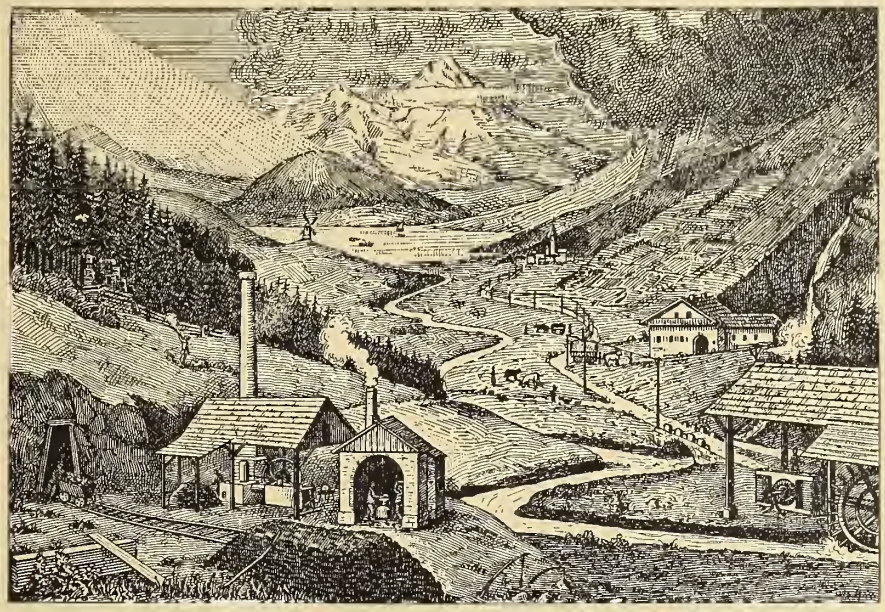
Wir wollen in die freie Landschaft hinausgehen um eine Umschau abzuhalten über die Energieformen, welche die Natur darbietet. Wir gelangen dadurch zur Einsicht eines gemeinsamen Urquells für sie. Das Landschaftsbild, an das wir unsere Betrachtungen anknüpfen, ist im ganzen keiner wirklichen Gegend entnommen, sondern ein Phantasiebild. Es entspricht aber einer möglichen Landschaft, in der nur vieles von dem vereinigt ist, was sich sonst getrennt vorfindet.

Wir erblicken zunächst am rechtsseitigen Gelände einen mächtigen Wasserfall. Er repräsentiert die Energie gehobener Lasten, die im Niederfallen die vorher zu ihrer Hebung aufgewendete Arbeit zurückerstatten. Dies geschieht entweder direkt durch den Druck des sinkenden Wassers, wie beim oberschlächtigen Rade, oder nach vorheriger Umwandlung in lebendige Arbeit durch den Stoß des schnell bewegten Wassers auf die Schaufeln eines unterschlächtigen Rades. Woher stammt aber diese Energie, welche Kraft hob die Wassermassen in die Höhe der Wolken, von wo sie als Regen auf die Bergeshöhen niederfallen, Bäche und Flüsse bildend, deren Energie wir ausnutzen? Es geschah dies durch die Energie der Sonnenstrahlung, die das Wasser an der Oberfläche der Seen und Meere zur Verdampfung brachte und ihm so die Steigkraft verlieh, die es in die Wolken erhob. Die Energie des fallenden Wassers ist somit Sonnenenergie, und das Mühlrad dort wird indirekt durch die Strahlen der Sonne betrieben.

Auf jenem Hügel steht eine Windmühle, und auf dem See erblicken wir ein Segelschiffchen mit geblähten Segeln. Die Energie des Windes, woher stammt sie? Wir haben erfahren, daß alle Winde von den Temperaturveränderungen herstammen, welche die Sonnenstrahlung bewirkt. Es ist also auch diesmal die Sonne, die indirekt die Windmühle und das Segelschiff in Bewegung setzt.

Hier im Vordergrunde links steht eine Dampfmaschine, und dort hinten auf dem See befindet sich ein Dampfer. Sie schöpfen beide ihre Ener-

gie aus dem Kessel, dieser erhält sie durch das Feuer, das durch Verbrennung von Holz oder Kohle unterhalten wird. Das Holz stammt aus dem Walde, die Kohle kommt aus dem Stollen des Bergwerkes heraus. Woher nimmt aber der Baum das Material zur Holzsubstanz? Die Pflanzenphysiologen erklären uns, daß im wesentlichen nur die Asche des Holzes und das Wasser aus dem Boden stammt; den im Holzstoff enthaltenen Kohlenstoff, auf den es hier vor allem ankommt, entnimmt der Baum der Atmosphäre, wo er in Form von Kohlensäure, wenn auch spärlich, vorhanden ist. Die Kohlensäure enthält aber den Kohlenstoff in verbranntem Zustande, in dem er durch die Vereinigung mit dem Sauerstoff bereits die chemische Energie abgegeben hat. Um den Kohlenstoff aus der Kohlensäure wieder abzuscheiden und in der Holzzelle in kohlenstoffreichen Verbindungen aufzuspeichern, ist Energieaufwand erforderlich.



Er stammt aus der Sonnenstrahlnng, deren Energie in den grünen Teilen der Pflanze diese chemische Abtrennung des Sauerstoffes vom Kohlenstoff bewerkstelligt.

Somit sind es die Strahlen der Sonne, die dort auf den waldigen Höhen auftreffen, denen auch die Dampfmaschine ihre Energie verdankt. Heizen wir aber mit Steinkohle, so sind es allerdings nicht die in jüngster Zeit, sondern die in vorhistorischen Zeiten niedergegangenen Sonnenstrahlen, die vor Millionen Jahren einen Pflanzenzuwuchs ermöglichten, durch dessen Untergang die fossile Kohle gebildet wurde.

Das Licht, das unsere Gasflammen ausstrahlen, das Licht unserer Glühlampen ist also in diesem Sinne Sonnenlicht, das in längst vergangenen Zeiten geschienen hat und in Form von Steinkohle aufbewahrt wurde, bis wir es wieder in Freiheit setzten. Der mit Steinkohle geheizte Dampfer auf dem See wird ebenso durch die Sonnenstrahlung getrieben wie das Segelschiff; der Unterschied ist nur der, daß diese Strahlung für den Dampfer in längst vergangenen Zeiten stattgefunden hat, für das Segelschiff aber in derselben Stunde.

Das Eisen, das hier in der Schmiedewerkstätte bearbeitet wird, erhält seine Wärme ebenfalls aus derselben Quelle, und das rote Licht des glühenden Eisens ist in diesem Sinne ein Teil des weißen Sonnenlichtes, dem Holz oder Steinkohle seine Bildung verdankt.

Wir finden auf unserem Bilde auch elektrische Energie vertreten. Dort in der Gewitterwolke ist sie angesammelt und droht sich im Blitzstrahle zu entladen; hier entströmt sie der Dynamomaschine als elektrischer Strom, der auf den Tragsäulen dem Draht entlang in die entfernte Ortschaft fließt, um daselbst nach Belieben Wärme, Licht oder Arbeitskraft hervorzurufen. Die Dynamomaschine entnimmt die Energie ihres Stromes ebenfalls der Kohle einer Kesselfeuerung oder der Wasserkraft und führt uns somit wiederum auf die Sonne als Ursprung zurück. Die elektrischen Tramwaywagen werden also durch die Sonne geschoben.

Wir haben aber noch viele andere Energievorräte, vor allem Muskelenergie. Die Pferde, die den Kornwagen vom Felde heimführen, die den Dünger vom Stall zum Felde führen, schöpfen die Energie ihrer Muskeln aus den Nahrungsstoffen, die in ihrem Körper zur Verdauung gelangen. Es sind wiederum die Sonnenstrahlen, die das Kornfeld und die Wiesen im Talgrund bescheinen, denen wir die Arbeitsleistung der Tiere verdanken. Auch die Muskeln der Schmiedegesellen, die in der Werkstätte die schweren Hämmer heben und auf das Eisen niedersausen lassen, sind ernährt durch das Brot, das auf den Feldern gewachsen ist, und durch das Fleisch der Tiere, die sich vom Ertrage der Wiesen ernährt haben. Auch diese Muskelkraft stammt somit von der Sonne.

Die Energie kann aber auch die Form einer gespannten Feder annehmen. Wir finden solche auf dem Bilde, wenn auch in untergeordneter Weise, vertreten in den Maulwurfsfallen im Vordergrunde. Ihre Energie wird ausgelöst in dem Moment, da die gespannten elastischen Bügel, durch die Wühlarbeit des Maulwurfs losgelassen, in die Höhe schnellen.

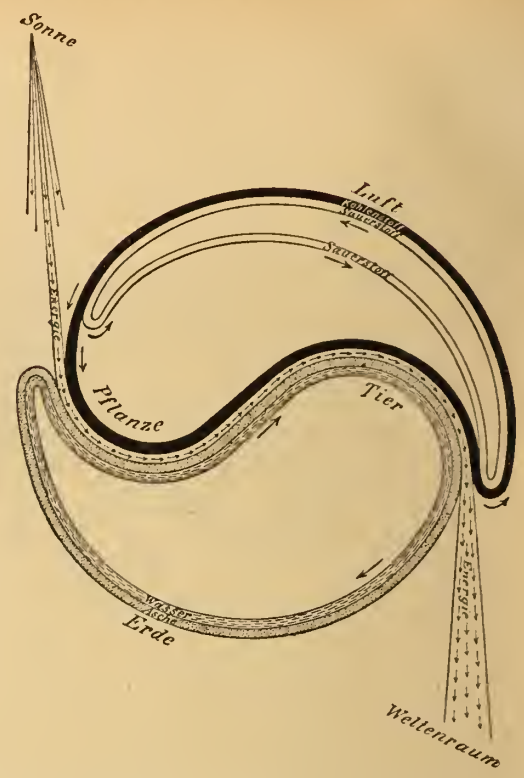
Solche Auslösungen kommen sehr häufig vor und erklären, wie es kommen kann, daß geringe Ursachen große Wirkungen nach sich ziehen, daß Energien auftreten, die außer Verhältnis zu stehen scheinen zu der aufgewendeten.

Wir sehen auf dem Bilde einen Jäger, der einen Vogel schießt. Da haben wir eine ganze Reihe solcher Auslösungen hintereinander. Strahlen der Sonne treffen die Oberfläche des Vogels und gelangen durch Reflexion in das Auge des Jägers, bringen in dessen Netzhaut chemische Wirkungen hervor, die durch die Augennerven auf das Gehirn übertragen werden. Auf rätselhafte Weise werden dadurch die motorischen Nerven veranlaßt, die Arm- und Fingermuskeln des Jägers zu reizen und Muskelarbeit auszulösen. Der Jäger hebt das Gewehr und zieht an dem Drücker. Hierdurch wird die Federkraft des gespannten Hahns ausgelöst; er schlägt auf das Zündhütchen und erzeugt durch diesen Schlag Wärme, diese löst die chemischen Spannkräfte des Knallquecksilbers aus, das zur Explosion gebracht wird und diese wiederum löst die im Schießpulver aufgespeicherte Energie aus. Der Sauerstoff des Salpeters verbindet sich mit der Kohle und dem Schwefel zu gasförmigen Produkten, die eine gewaltige Spannkraft besitzen. Indem sich diese ausdehnen, übertragen sie die Energie auf die Schrotladung und geben ihr lebendige Arbeit. Der getroffene Vogel stürzt zur Erde und verwandelt dabei noch die Energie in Wärme, mittels deren er sich in die Höhe erhoben hatte. Welch eine Summe von Auslösungen und Energieübertragungen innerhalb eines kleinen Bruchteils einer Sekunde! Aber auch die umgebende Luft nimmt einen Teil der Energie auf, sie gerät in Schwingungen, die sich als Schall weit herum ausbreiten bis auf die Gipfel der umgebenden Berge, wo der Schuß noch gehört wird, bis sie zuletzt, in Wärme verwandelt, verschwinden.

Durch solche Betrachtungen kommen wir zur Einsicht, daß mit wenigen Ausnahmen alle Energie auf der Erde von der Sonne stammt, der wir alles verdanken, was unser Leben ausmacht. Diese Ausnahmen sind die Energie der Ebbe und Flut, die zum Teil vom Monde stammt, die Energie der fallenden Meteorsteine und die Vulkane und Erdbeben, die wir der Zusammenziehung der Erdrinde zuschreiben, als Folge des Ausstrahlens der Energie in den Weltenraum. Alle Energie geht nämlich zuletzt in Wärme über, und diese geht durch Ausstrahlung in den Weltenraum für die Erde unwiederbringlich verloren, wird aber durch zugeführte Mengen aus der Sonne ersetzt. Alle Energieformen sind bei ihren Umwandlungen an feste Aequivalentverhältnisse gebunden, sowie Wärme und Arbeit. Nicht der kleinste Betrag davon kann je vernichtet, vermehrt oder vermindert werden.

Aber auch die Stoffe sind nicht der Vernichtung fähig; alle ihre Veränderungen sind nur Umsetzungen. Das Pflanzen- und Tierleben ist mit einem Kreislauf von Stoffen verknüpft, der unter Einfluß der Energie der Sonne vor sich geht.

Wir können die Einsicht in diesen Sachverhalt durch eine schematische Darstellung unterstützen.



Die Bahnen des Kohlenstoffes sind durch einen dunklen Streifen, die des Sauerstoffs durch einen unausgefüllten Streifen, die des Wassers durch einen gestrichelten, der Asche durch einen punktierten Streifen und jene der Energie durch einen mit Pfeilen besetzten Streifen dargestellt.

Die Pflanze zersetzt mit Hilfe der aufgenommenen Sonnenenergie die Kohlensäure und gibt den Sauerstoff (zum größten Teil) der Atmosphäre zurück, zugleich nimmt sie aus der Erde Wasser und Aschenbestandteile (auch Stickstoff) auf. Die Pflanze geht als Nahrung in den Tierkörper über, dort wird der Sauerstoff aus der Atmosphäre aufgenommen und, mit Kohlenstoff verbunden, als Kohlensäure wieder in sie ausgeatmet. Asche und Wasser werden der Erde wiedergegeben; die Energie nimmt die Form von Arbeit und Wärme an und geht als letztere in den Weltenraum. Der Kohlenstoff beschreibt einen geschlossenen Kreis aus der Luft durch Pflanze, Tier zurück in die Luft. Der Sauerstoff beschreibt ebenfalls einen geschlossenen Kreis von den grünen Teilen der Pflanze in die Atmosphäre, von dort in die Lunge des Tieres und wieder mit Kohlenstoff verbunden als Kohlensäure zur Pflanze. Ebenso beschreiben die Asche und das Wasser, das die letztere gelöst enthält, den geschlossenen Kreis von der Erde durch Pflanze und Tier zur Erde zurück.

Die Energie jedoch beschreibt keinen geschlossenen Kreis. Sie gelangt von der Sonne zur Pflanze, wird dort als chemische Energie aufgenommen, vom Tier als mechanische und kalorische Energie abgegeben und als Wärme niedrigerer Temperatur in den Weltenraum ausgestrahlt.

Schalkserke

Wie Kunst entsteht

Von Fritz Müller

Ich hatte den Auftrag bekommen, einen Aufsatz zu schreiben über: „Wie entsteht die Kunst?"

Das war am Montag.

Am Dienstag fing ich an, darüber nachzudenken.

Am Mittwoch hatte ichs: „Kunst ist ein Störungsprozeß".

Am Donnerstag fand ich diese Definierung nicht genügend und schrieb: „Kunst ist ein Störungsprozeß des inneren Gleichgewichts".

Am Freitag setzte ich hinzu: „Kunst ist ein Störungsprozeß des inneren Gleichgewichts mit dem Versuche, dies Gleichgewicht harmonisch wiederherzustellen."

Am Samstag aber rundete sich mein Forschungsergebnis weiter: „Kunst ist ein Störungsprozeß des inneren Gleichgewichts mit dem Versuche, dies Gleichgewicht harmonisch wiederherzustellen unter gegebenen Verhältnissen, die ein kunstmäßiges Auswirken einer Persönlichkeit erlauben."

Bis Samstag Nachmittag um drei Uhr war ich ungeheuer stolz auf dies Ergebnis und gockelte ins Cafe Zentral mit einer Siegermiene. Als ich beim Billardtisch vorbeiging, stieß mir einer mit dem Queue in meinen Bauch. Das Ergebnis dieses Stoßes war:

ein Schrei,

ein ellenlanger Fluch und

die Erkenntnis, daß meine Kunstdefinition eine komische Schlange war, die sich selber in den Schwanz biß.

Darüber war ich betrübt. Bis in den Sonntag Vormittag hinein betrübt. Bis dahin nämlich, wo der kleine Hansimann zu mir ins Bett kroch, als die Morgensonne aufstand, und steif und fest behauptete, er müßte mir eine „Geschichte" erzählen. Wenn der Hansimann behauptet, er müsse etwas tun, so ist dies unabänderlich.

Ich hörte also zu:

„Der Storch hat Geburtstag g'habt. Und a Schaumsuppen hat er auch 'kriegt. Und da hat er sich g'freut. Jesses, hat sich der Storch g'freut. Und dann ist er fort'gang'n auf einen Berg. Und da hat er den Himmel und die Wolken ang'schaut. Jawohl. Und dann ist er in ein Wirtshaus g'gangen und hat Kaffee 'trunken im ersten Stock. Ja, im ersten Stock. Und dann ist noch ein Storch 'kommen. Und dann hab'n s' alle zwei geboxelt miteinander. Weißt so. Und dann ist der andre Storch 'runtergfall'n. / Und dann ist es dunkel 'wor'n, und der Storch hat die Lampen an'zünd't und hat in einem G'schichtenbuch g'les'n. Aber da ist der Fuchs herg'schlich'n und hat ihm den Kuch'n weg-g'fress'n. Da hat der Storch g'sagt: „Das ist eine Gemeinheit!" und hat mit seinem Schnabel nach dem Fuchs gehackt. Und dann war eine große Rauferei. Fertig."

Zuerst habe ich lachen wollen über diese „Geschichte", die aus dem kleinen Mund herausgesprudelt kam — ohne Reflexion, ohne „Aehs" und ohne Pausen und Bedenklichkeit — wie Wasser aus der Quelle. Und ich habe schon sagen wollen:

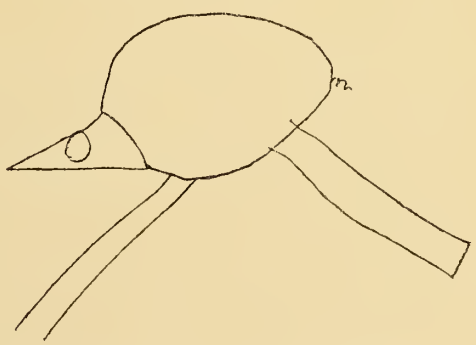
„Hansimann, das ist aber ein schöner Schmarr'n."

Aber dann ist mir plötzlich eingefallen — wie ein Blitz, aber einer, der von unten nach oben zuckt —, daß dieser Schmarr'n Kunst war, richtige, tüchtige Kunst. Unbewußte, unbesinnliche Kunst. Die bekanntlich die beste ist. Und ich habe den Hansimann gefragt:

„Hansimann, wie ist dir denn die Geschichte da eingefallen?"

„Das weiß ich doch net, Papa," hat er darauf gesagt.

Und dann hat er nach einem Bleistift gegriffen, der immer auf meinem Nachtkästel liegt mit einem Blatt Papier. Nämlich für den Fall, daß ich nicht schlafen kann in der Nacht und mir „fällt was ein". Mit dem Bleistift aber hat der Hansel ein Schwein auf das Papier gezeichnet. So:



Ich habe gesehen, wie dabei sein kleines Zünglein herausgeschlüpft ist aus dem Mund vor lauter Eifer. Und seine Augen haben dabei gerade so geglüht, wie die von einem Maler, den die Inspiration überfallen hat. Da bin ich wieder nachdenklich geworden und habe den Hansi gefragt:

„Hansi, wie ist dir denn das eingefall'n — ein solches Schwein!"

„Aber das weiß ich doch net, Papa," sagt er.

Und dann bin ich aufgestanden, habe mich gewaschen, habe Kaffee getrunken und mich an den Schreibtisch gesetzt und an die Redaktion geschrieben:

„Geehrte Redaktion! Sie haben mir den Auftrag gegeben, einen Aufsatz darüber zu schreiben: „Wie entsteht die Kunst?" Aber des weiß ich doch net, liebe Redaktion. Und ich bin froh, daß ich es nicht weiß. Denn wenn ich es wüßte, würde ich heute noch die Feder hinlegen..."

Wegweiser der Lese

Kinderspruch
für den Deutschen Schulverein

Kommen wir beide so Hand in Hand,
Bitten für das bedrohte Land.
Sind wir auch noch schwach und klein,
Wollen wir doch dabei schon sein,
Betteln heute vor Tor und Tür'n,
Wollen das deutsche Land nicht verlier'n.
Jedem, der uns ein Kreuzerlein weiht,
Lohn' es der Himmel in Ewigkeit!

Jul. Franz Schütz.

Deutsch *)

Vor mir liegen ein paar Bücher aus meiner Schülerzeit, darunter auch ein schmaler Band „Literaturgeschichte". Ich schlage aufs Geratewohl einige Seiten auf: Namen — Zahlen — Namen — Zahlen und die fettgedruckten mit Bleistift unterstrichen und am Rand Bleistiftornamente, Spiralen und Blätter, Gesichter von Mensch und Tier, was eben ein gelangweiltes Schülerhirn der spielenden Hand zum Zeichnen gibt. Und nun höre ich wieder die schläfrige Stimme des Deutschlehrers: „Wir streichen an, Goethe hat auf jedem Gebiete der Dichtkunst Großes geschaffen, das Größte aber in der Lyrik . . . Maier merken Sie auf! Sie haben es nötig! . . . Es gelang ihm nicht etwa nur e i n e Gattung von Gedichten . . ." und so weiter und so weiter plätscherte es in den Nachmittag hinein, trostlos und öde. Da sitzen unter den vierzig Jungen vielleicht zehn, fünfzehn, die mit pochendem Herzen und voll heiligen Feuers einem folgen würden in das Land der Dichter, einem, der nur einigermaßen führen wollte und könnte und die andern, die Indifferenten würden mitgezogen, angesteckt. — „Streichen Sie an . . .!"

Eine brummende Fliege am Fenster versetzt das Interesse der Vierzig mehr in Schwingungen als der Lyriker Goethe!

Der Gewohnheitsbüffler lernt das Angestrichene darüber, treu wie er seine Geometrielehrsätze, seine Kubikzahlen, seine Bibelverse lernt. Wer aber noch einige gesunde Instinkte hat, der geht dieser „Literaturgeschichte" aus dem Weg, auch auf die Gefahr hin einen Vierer zu kriegen. —

Es ist über das Schulelend schon so unendlich viel gesagt und geschrieben worden und daran gebessert und gefeilt und was ist erreicht? —

Der Durchschnittsschulmeister von heute hat zwar ein überlegenes Lächeln für den „Verbalismus" der mittelalterlichen Klosterschulen und preist die neue Zeit, — und geht in seine Schulstube und opfert demselben Verbalismus, über den er mitleidig lächelt, Hekatomben. Nicht nur in Literaturgeschichte.

Ich habe so viele Junge, Mädel und Buben, die an den Mittelschulen herumsitzen über ihre deutschen Stunden und über ihre Deutschlehrer gefragt und war begierig zu erfahren: Jetzt ist's doch Frühling geworden in den Schulen, die haben's doch besser und schöner als wir. Und ich habe gehört, daß man immer noch „anstreicht", Name und Zahl, Zahl und Name und unter hundert haben vielleicht zwei oder drei gesagt, daß ihnen Deutsch das liebste Fach sei und haben mir das und jenes von einem Stück Leben in ihrer Schulstube berichtet. Unser deutsches Schrifttum und g e r a d e d a s d e r n e u e r e n Z e i t ist so unermeßlich reich an Schätzen gerade auch für die Jugend, daß man daraus im Deutschunterricht ein Quell der Freude und Bildung schaffen könnte. Nicht in Buchstaben, sondern in ein lebendiges Werk soll die Jugend geführt werden. Wenn das ein feinsinniger, warmblutiger Mensch — und das soll doch der Lehrer sein — in die Hand nähme, das müßte Wurzeln schlagen zum Guten, da würden Quellen springen, Herzen aufgetan. Aber salbungsvolle Sprüche — Steine statt Brot — wirken das nicht.

Wir bekämen eine andere Jugend aus unseren Mittelschulen heraus, eine fühlende und denkende, interessiert an den verschiedensten geistigen Gebieten und nicht blasierte, angeödete Menschen, die den Mangel an Herzensbildung und fruchtbarem geistigen Saatgut durch ein halb lächerlich, halb widerlich wirkendes Gernegroßtum ersetzen. Aber unser ganzes Mittelschul s y s t e m hat wenig Fühlung mit der Gegenwart. Es ist bestenfalls immer 30 bis 40 Jahre zurück; denn an den Mittelschulen schon duldet es der „Geist der strengen Wissenschaftlichkeit" nicht, daß man zum Leben in Fühlung tritt.

Wehrkraftvereine, Turnerschaften, Pfadfindergruppen, Wettspieltage sorgen für die körperliche Tüchtigung. In dieser Hinsicht ist man endlich daraufgekommen, daß ein „gesunder Geist im gesunden Körper" nicht blos eine Papierforderung sein darf.

Es handelt sich also nur darum, in dem gesunden Körper einen gesunden G e i s t zu schaffen und da müßte allerdings gerade in dem Fach, das wie kein anderes geeignet ist, Herzensbildung, Persönlichkeitskultur, „völkisches" Empfinden zu vermitteln, im D e u t s c h e n mit dem üblichen Verbalismus gebrochen werden.

Julius Kreis.

*) Wir geben dem Artikel um so lieber Raum, als wir selbst uns einige Zeit mit dem Gedanken getragen haben, eine Bewegung zu schaffen für Vortragsstunden in der Schule; teils durch die Lehrer selbst, Stunden also, in den Schüler und Lehrer Dichterwerke laut lesen, mit möglichst wenig Erklärungen; teils indem Vortragende angestellt werden, Rezitatoren, Märchenerzähler, die als eine Art besoldeter Vortragskünstler im Auftrag der Schulbehörden und zur Ergänzung des Deutsch-Unterrichts nicht nur in den Städten Verwendung finden, sondern auch auf dem Lande von Ort zu Ort reisen.

D i e S c h r i f t l e i t u n g.

Das Buch

In Haus Feigl's bei Moritz Perles in Wien erschienenem Deutschen Bibliophilen-Kalender steht folgendes Gedicht von Franz Karl Ginzkey:

Für meine Seele kommt Besuch:
Ein schönes, wohlgewachs'nes Buch.

Zur Lampe trag' ich's sorglich hin,
Vielleicht steckt auch ein Mensch darin?

Doch Menschen blüh'n in dünner Saat,
Vielleicht ist's nur ein Literat?

Doch nein, bei Gott, wer hätt's gedacht,
Ein Mensch ist's, der da weint und lacht.

Schon weilt er mir leibhaftig nah,
Lebendiger noch, als stünd' er da.

Mir wird Erkenntnis, wird Bescheid,
Von fremder Seele Wunsch und Leid.

(Das wird nicht allzu ferne sein
Von eigner Seele Lust und Pein.)

So fühlt sich Leid von Leid bewegt,
Wie Woge sich zu Woge schlägt,

Und wenn die letzte Schranke fällt,
Rauscht auf der tiefe Strom der Welt.

Mit wunschgestillter Seele Dank
Führ' ich den neuen Freund zum Schrank.

Dort ruht mir Freund an Freund gereiht,
Wer spricht da noch von Einsamkeit?

Bücherbriefe

IX

Es ist nur gut, daß Bücher stille nebeneinander liegen und sich vertragen! Wie aber ist es möglich, daß man in einer Woche zehn ganz verschiedene Geister lesen kann, ohne daß es in der eigenen Seele Mord und Totschlag gibt? Haben wir selber nicht eine, sondern zahllose Seelen, die bald mit diesem, bald mit jenem verwandten Dichter ein Stück Weges gehen? Wachsen wir oder leiden wir durch diese Vielartigkeit der Lektüre? — Ich glaube, hier liegt eins der schwersten Gesetze für die eigene Entwicklung, daß wir auf der Hut sind vor den schlechten und auch vor den guten Freunden in Büchergestalt; denn jeder Mensch muß ganz *seinen* eigenen Weg finden. Man lernt viel durch Gleichgesinnte, aber wohl mehr durch den Gegensatz! Durch ständiges Sich-auf-sich-Besinnen Also sich hingeben, um *sich* zu finden. Freilich, wer bloß mit den Augen, nur mit dem Hirne liest, ohne sich begeistern zu können und mitzuleben, der findet weder den Dichter, noch durch ihn sich selber beseligt wieder.

Ein bunter Kranz von Büchern liegt vor mir, die ich in letzter Zeit gelesen habe. *Karl Schönherr* hat sein Drama „*Der Sonnwendtag*" in neuer Fassung herausgegeben (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). Ein fabelhaft starkes Stück. Nur für nichtkatholische Leser. Eine große Kultursatire auf falschen Glauben und Aberglauben. — Satirisch ist auch der „*Schelmenroman*" von *Per Hallström*, aus dem Schwedischen übersetzt von Marie Franzos, im Inselverlag; ist mehr für Feinschmecker. Übrigens nennen wir in Deutschland so etwas eine Novelle. Der Schelm ist ein Ingenieur, der vom Pump lebt; eine bunte Gesellschaft gruppiert sich um ihn. Daß man sie liebgewinnt, zeugt für die Fähigkeit des Dichters. — Viel einfacher und anspruchsloser geschrieben, aber ganz zu Herzen gehend ist *Walter Harlans* Novelle aus Altflandern: „*Catreins Irrfahrt*", Verlag Fleischel & Co. Darüber verrate ich nun nichts weiter, als daß ich allen Männern, die etwa im Geruche des Pantoffelhelden stehen, empfehle, dieses Büchlein ihren Gattinnen zu schenken. Es ist so liebenswürdig, daß der zaghafteste es wagen und die schlimmste Xantippe lachen wird. — Differenzierter, ja eigentlich recht problematisch und voll geheimer tragischer Größe ist „*Blinde Liebe*", eine Geschichte aus den höchsten Kreisen, sehr frei nach dem Englischen des Laurence Housman von *Richard Dehmel* (Felix Lehmann, Verlag, Berlin). Die reizende Fabel vom Prinzeßchen Ili, die unsichtbar aufwachsen muß — man sieht, wo sie wandert, meist nur das Licht, das sie trägt —, bis sie durch Liebe erlöst wird, ist so rein erzählt, daß nur die schlimmsten Sittlichkeitsschnüffler „etwas dabei finden" können — und die mögen sich ruhig ärgern, denn auf die ist die Satire darin abgesehen. — Schön, sehr fein und wertvoll als Kunstwerk ist *Hans Carossa*: „*Doktor Bürgers Ende*, letzte Blätter eines Tagebuchs" — Inselverlag. Aber so traurig, so entnervend traurig, daß man sich gegen die Wirkung des Buches panzern muß und aus Reaktion sich gegen den Dichter wendet und ihm zürnt. — Erst niederdrückend wirkt auch *Otto Rung*: „*Die Geheimkammer*" (Rütten & Loening), die Geschichte zweier Liebenden, die sich nicht finden, weil das praktische Leben die Tiefen, wo Menschen sich begegnen, verschüttet. „Von euch Frauen wissen wir Männer ja doch nur die halbe Wahrheit. Ihr haucht auf unsere Augen, so daß wir Seher werden. Euch selbst aber bekommen wir nicht zu sehen", sagt jemand in dem Buch; und eine Frau antwortet: „Geht es uns Frauen besser? Beständig haltet ihr uns außerhalb des wichtigsten Teiles von euch selbst. Ihr erlaubt uns, eure Seele ganz leicht zu berühren, auf eure Augen zu hauchen, so daß ihr seht — weit tiefer hinab seht, als in die Welt, in der wir zu finden sind." Das Buch hat aber auch wiederum etwas Erlösendes, weil es durch seine typische Wahrheit Wege weist, während Carossa nur ein Ende gibt, nur die Todestraurigkeit des Lebenskranken. — *Otto Stößl* ist robuster. Seine Novellen „*Allerlei rauh*" erzählen von dem Bauernbuben, der in die Stadt zieht wie Märchen; auch Tieferes taucht in „Gerti" auf; auch Flaches wird nicht verschmäht, wie im „Abenteuer". Ganz köstlich ist die Satire „*Der Verleger*". *Stößls* Stil, erst etwas beschwerlich zu lesen — Seiten lange Sätze! — wird nach und nach zu einem Reiz mehr. — *Hermann Hesse* war in Indien; wir brachten bereits die Probe „Waldnacht" aus diesem Buch „*Aus Indien*" (S. Fischer). Mir will scheinen — ich bilde mir wenigstens ein, daß ich es zwischen den Zeilen empfinde — als wären Hesse und Indien zwei Dinge, die nicht zu einander gehören; als hätte Hesse in Indien gemerkt, daß er deutscher Heimatdichter ist, der nur, weil andere es tun, die Weltreise gemacht, und weil andere es tun, auch darüber geschrieben; während die Welt draußen seinem Wesen fremd geblieben. — Doch steht dies Büchlein hoch über dem zweibändigen Werke von *O. Kauffmann* „*Aus Indiens Dschungeln*", Verlag Klinkhardt & Biermann, das so konventionell geschrieben ist, daß ein Literaturblatt wie das unsrige es ablehnen muß. G. M.

Bibliographisches zu Mozart

„Otto Jahn, Mozart", ist *das* Werk über Mozart, klassisch in seiner Art, wie Spittas große Bachbiographie. Aber etwas umständlich. Wer die epische Breite in Lebensbeschreibungen nicht liebt, dem empfehlen wir das Buch von Stork über Mozart (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Auch in Reclam ist ein handliches Büchlein über Mozart erschienen. Wer den *Menschen* Mozart, als Kind seiner naiven und lebensfrohen Zeit, intim kennen lernen will, der greife zu seinen eigenen Büchern, die der Insel-Verlag zu dem billigen Preis von 2 Mk. herausgegeben hat. Ein liebenswürdiges Werkchen ist auch Mörikes Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag", und die fast vergessenen „Rococobilder" von A. Meißner enthalten eine Fülle bemerkenswerter Züge aus Mozarts Leben, besonders über dessen Aufenthalt in Prag, gelegentlich der ersten Aufführung des „Don Juan". Aber die klavierspielende Welt möchten wir ganz besonders aufmerksam machen auf die ganz neu erschienenen Sonatinen von Mozart, Werke, welche Mozart für seine Schüler schrieb und die bis vor kurzem noch gänzlich unbekannt waren. Es sind köstliche Stücke, voll Grazie und Schönheit. Auf die allgemein bekannten großen Werke besonders hinzuweisen, ist überflüssiges Beginnen, da sie in jeder Musikalienhandlung zu jedem Preis erhältlich sind. S. G. K.

Gedenktafel

Am 31. Mai 1809 starb in Wien der Komponist Joseph Haydn.
Am 31. Mai 1817 wurde Georg Herwegh, der hervorragendste unter den deutschen politischen Lyrikern der 1840er Jahre, in Stuttgart geboren.
Am 31. Mai 1819 wurde auf Long Island der amerikanische Dichter Walt Withman geboren.
Am 1. Juni 1882 wurde die Gotthardbahn eröffnet.
Am 1. Juni 1899 starb in Kiel der niederdeutsche Dichter Klaus Groth. Sein Hauptwerk ist der „Quickborn", eine Sammlung von Gedichten in dithmarsischer Mundart.
Am 3. Juni 1844 Geburtstag Detlevs von Liliencron.
Am 3. Juni 1864 wurde in Klausthal der Dichter Otto Erich Hartleben geboren.
Am 4. Juni 1875 starb in Stuttgart Eduard Mörike.
Am 5. Juni 1906 starb in Groß-Lichterfelde der Philosoph Eduard v. Hartmann.

Lesepost

Rückporto. Wir sind leider wieder einmal genötig, daran zu erinnern, daß wir auf Beifügung von Rückporto zu allen Einsendungen, Anfragen usw. bestehen müssen.

Anfrage: Welcher Leser oder welche Leserin würde so freundlich sein, mir aus Erfahrung mitzuteilen, ob die Langenscheidtsche Methode zur Erlernung fremder Sprachen, in diesem Falle der französischen Sprache, durch Selbstunterricht empfehlenswert ist? Antwort möchte ich gern durch die Lesepost unter E. K., Leipzig.

Hans Fredersdorff, Weimar, wird um Angabe seiner genaueren Adresse gebeten.

W. Sch., Sulgau: Wir mußten die Verslein im Papierkorb begraben.

*

Aus einem Briefe an einen jungen Dichter aus dem Volke:

Ihre Gedichte habe ich mit einer Mischung von Freude und Sorge gelesen. Sie kommen von unten her und streben ganz offensichtlich in eine Auffassung der Kunst, die, ich möchte sagen, in bürgerliche Aesthetik mündet und darüber hinaus schon in reine Aesthetik. Sie opfern damit die Bodenständigkeit Ihres Blutes, die fruchtbare Kraft Ihres früheren Milieus, ja, Sie verraten im gewissem Sinne Ihre Ursprünglichkeit und sehen die Pflichten nicht, die Sie gegen Ihren eigenen Acker haben. Während eine Welt im Werden begriffen ist, auch dichterisch, die dem einfachen Volke Nahrung geben will, Halt, Hebung, streben Sie individualistisch für sich allein voran, ohne dieser Aufgabe mitzudienen. Auch ich weiß, daß wer sich empor bauen will, die ewigen Züge des Individuums heraushebe muß, oft auch gegen die Masse. Aber ich glaube, daß die Entwicklung der Poesie auch in den höchsten Individualisten künftig mehr als je sich auf die Vorbildlichkeit für alle Schichten des Volkes einstellen muß. Zum deutschen Volke gehören nicht nur die Gebildeten, für die die Dichter bisher gedichtet haben; ja wenn auch die Besten für einen Begriff „Volk" und „Mensch" gedichtet haben mögen, so müssen doch die Künftigen diese Begriffe in einem neuen noch viel einfacheren Sinne umfassen. Sie müssen die Massen mitnehmen! Für diese aber ist Aesthetik Stein und nicht Brot. Von hier aus ergeben sich neue Pflichten, Stoffe, Formen, Sprache, Stile. Das beste Beispiel hierfür sind Ihre Sonette: „Fabrikstadt." So wunderschön diese Gedichte sind, was ich ganz gerne anerkenne, und so eigenartig es sein mag, soziale Lyrik in Sonnettenform zu zwingen, es wird auf viele doch mehr wie ein ästhetisches Kunststück wirken. Ueber der Schönheit der Sprache haben Sie die bodenständige Brunst verloren, die gerade aus diesem Stoff zu holen ist. Sie geben Bilder und Stimmungen mit poetischer Technik gemeistert, überlegen, aus der Vogelperspektive, während die Arbeiter sich danach sehnen, in solchen Gedichten Blut von ihrem Blut zu spüren.

Diese Stoffe von unten aus gesehen und behandelt, ergeben dann ganz andere Aufgaben für Inhalt und Form. Hier beginnt eine neue dichterische Moral, Moral im Sinne der Klassiker aufgefaßt, d. h. vorbildliche Werte schaffen, die nachlebbar sind . . .

Unser Prämienausschreiben

Kurze Charakteristik des Einlaufs VI

„Das Bild, das bis jetzt den tiefsten Eindruck auf mich machte, ist Stucks „Schwüle Nacht", schreibt die Handlungsgehilfin Marie Trieb in München. — Der Lehrer Trißer in Stuttgart liest im Familienkreis am liebsten aus dem Buch „Eulen und Meerkatzen" von Karl Storck vor. — Der Primaner Marschall in Berlin rühmt H. A. Krügers Roman „Gottfried Kämpfer". — Der Former Franz Benner in Stannheim nennt die „Lese" sein liebstes Buch und wünscht ihr hauptsächlich in Arbeiterkreisen Anerkennung. — Der Kaufmann Schweizer in Göppingen hat, anscheinend durch Possarts Vortragskunst „Ennoch Arden" von Tennyson kennen und lieben gelernt; sein liebstes Bild ist ein Steindruck von Teubner „Lieb Heimatland ade" von W. Strich-Chapell. — Auch Buchhändler wie Josef Mayer in Lutzerath beteiligten sich an unserem Ausschreiben; er preist Clara Viebigs „Das Kreuz im Venn" als sein Lieblingsbuch. — Robert Hollwig, Kontorist in Bielefeld, versenkt sich immer wieder in Martin Greifs „Liederbuch" — wie viel poetische Menschen es gibt! — Der Lehrer Glier in Brockau hat sich als Lieblingslied erkoren das Frühlingslied „So sei gegrüßt viel tausendmal holder holder Frühling" von R. Schumann. — Anna Lauenstein in Wernigerode, Theodor Fontanes Roman „Vor dem Sturm" und Mackays Lied „Morgen", komponiert von Richard Strauß. Um dieses Liedes Willen verzeiht sie R. Strauß die „Salome", die „Elektra" und andere Auswüchse!? — Reinhold Bäsker in Schöppenstedt „zählt seinen Kunstgeschmack auf" in Versen: Raabes „Hungerpastor", Kochs Bild „Ein Frühlingstraum", und das Lied „Es haben zwei Blümlein geblühet". — Emmi Zöllner in Berlin meint es mit dem Vaterland gut, sie singt am liebsten „Deutschland, Deutschland über alles". — Der Kanzleisekretär Heycke in Berlin kann sich nicht für ein Buch entscheiden, sondern nennt die Werke großer Forscher und Entdecker, z. B. Wißmann, Stanley — er scheint sogar unsere Stanley-Biographie gelesen zu haben — Nansen, Sven Hedin, Fichner u. a. — Der Lehrer Schlichte in Gronau verlangt, daß die Kinder vor allem im Buche der Natur lesen lernen. — Der Magistratsbüroassistent Kunkel in Königsberg hat seltsame Wege bei seiner Lektüre genommen: Otto Ernst, Wilhelm Herzog, Stratz, Ganghofer, Rosegger, Zola, Gorki, Böhme, Stalker, Robertson, Hunsinger, Liliencron, um schließlich bei der Bibel zu landen. — Der Schlosser und Heimarbeiter Mandt in Richrath schreibt, „noch spät an seiner Werkbank sitzend", sein liebstes Bild wäre, wenn er die Menschheit hilfreich, edel und gut sähe. — Lehrer Fromm, Hannover, liebt über Keller, Storm, Ludwig, Vischer, ein Buch aus seiner Kinderzeit, den „Jugendfreund" von Franz Hoffmann vom Jahre 1855. — Der Hüttenbeamte Georg Walter in Duisburg preist in Versen „das allgemeine Nachschlagbuch" zu deutsch „Konversationslexikon" (Meyer oder Brockhaus?); „es ist bei ihm zumeist beliebt, weil es ihm in Unwissenheit stets sichere Auskunft gibt". — Karl Jautz in St. Ludwig, der sich hinter C. J. verstecken möchte, aber mitgegangen, mitgehangen! — nennt ein vergilbtes Lieblingsbuch, in dem er das ganze schöne Schwabenland findet. F. f.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Über Mozart. — Unser Prämienausschreiben. — Das Kind im Sprichwort. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 23 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Ein Orden

Ich hab' erdacht im Sinn mir einen Orden,
den nicht Geburt und nicht das Schwert verleiht,
und Friedensrichter soll die Schar mir heißen.
Die wähl ich aus den Besten aller Länder,
aus Männern, die nicht dienstbar ihrem Selbst,
nein, ihrer Brüder Not und bittern Leiden;
auf daß sie, weithin durch die Welt zerstreut,
entgegen treten fernher jedem Zwist,
den Ländergier und was sie nennen Ehre
durch alle Staaten sät der Christenheit, —
ein heimliches Gericht des offenen Rechts.

Grillparzer.

Eine Philosophin des Friedens

Berta von Suttner zum 70. Geburtstag

Von Leopold Katscher

Die Feldmarschallstochter Berta v. Suttner, eine geborene Gräfin Kinsky, hat sich's als Kind gewiß nicht träumen lassen, daß sie dereinst als „Friedensberta" gefeiert werden würde. „So vielen wird so vieles nicht an der Wiege gesungen", bemerkt sie in ihren unterhaltsamen „Memoiren" (Stuttgart 1909), dem fesselndsten ihrer zahlreichen Werke. Und doch ist ihr Name als Mitbegründerin und Mitträgerin der heutigen organisierten Friedensbewegung bekannter denn ihr literarischer. Wenige bedeutende Frauen haben im guten Sinne so viel von sich reden gemacht wie diese Kämpferin für Güte, Mitleid, Gerechtigkeit und Duldsamkeit.

Am 9. Juni 1843 zu Prag geboren, verlor die kleine Komtesse ihren Vater im zartesten Kindesalter, sodaß der General Althaus in ihrem berühmten Roman „Die Waffen nieder!" keineswegs nach dem Leben gezeichnet, sondern frei erfunden ist. Auch sonst ist dieses viel verbreitete, in mehr als dreißig Sprachen — sogar ins Japanische, Finnische, Räthoromanische! — übersetzte Buch durchaus nicht, wie allgemein geglaubt wird, selbstbiographischer Natur. In letzterem Punkte kommen, außer ihren vorhin erwähnten Denkwürdigkeiten, von ihren Schriften nur in Betracht: das köstliche, liebenswürdige, närrische „Es Löwos", eine Schilderung ihres Eheglücks, während ihrer neunjährigen Flitterwochen im Kaukasus*); und die dem Andenken ihres nach 27jähriger, außerordentlich zärtlicher Ehe Ende 1902 verstorbenen Gemahls gewidmeten tieferschütternden „Briefe an einen Toten", ein wahres Hohelied der Gattenliebe.

Wieso das Paar nach dem Kaukasus kam, ist interessant. Die verwitwete Gräfin Kinsky, die ihrer abgöttisch geliebten Tochter eine sehr sorgfältige Ausbildung auf musikalischem, sprachlichem und literarischem Gebiet zuteil werden ließ — sie selbst war eine begabte Dichterin, eine Großnichte des Freiheitssängers Theodor Körner — kam durch langjähriges Rouletteſpielen in den drei damaligen süddeutschen Spielbanken allmählich um ihr beträchtliches Vermögen, sodaß sie schließlich auf ihre Generalspension angewiesen blieb. Auf eignen Broterwerb bedacht, nahm Berta im freiherrlich Suttnerschen Hause die Stelle einer Gesellschafterin der vier Töchter an. Hier gewannen sie und der jüngste Sohn des Hauses, Baron Artur Grundakkar, sich lieb. Angesichts der Vermögenslosigkeit der Komtesse wollten aber die alten Suttners nichts von einer Heirat wissen. Berta mußte das Haus verlassen und trat bei Alfred Nobel in Paris, dem Erfinder des Dynamits, als polyglotte Privatsekretärin ein. Allein die gegenseitige Sehnsucht der Liebenden war so groß, daß die Komtesse schon nach einer Woche Paris wieder den Rücken kehrte und nach Wien zurückeilte. Da das Pärchen großjährig war, ließ es sich durch einen befreundeten Priester insgeheim trauen und machte die „Hochzeitsflucht" nach dem Kaukasus, weil die junge Frau mit der Fürstin von Mingrelien von Homburg und Baden-Baden her auf sehr gutem Fuße stand.

Des Geldverdienens ungewohnt, schlugen die beiden sich durch harte Arbeit — er als Bauzeichner, Kriegskorrespondent und Ingenieur, sie mit Klavier-, Gesang- und Sprachstunden sowie Malerei — kümmerlich durch, ehe sie ihren eigentlichen Beruf entdeckten: den literarischen. Der Einfall, für Zeitschriften und Buchverleger zu schreiben (anfänglich pseudonym unter „A. G. Lerei" bezw. „B. Oulot" gleich „Boulotte"; so nannte ihr Mann sie wegen

*) Nach unserer Auffassung das dichterisch schönste ihrer Bücher. Die Schriftleitung.

ihrer Rundlichkeit), erwies sich sofort als lohnend. denn beide fanden mit ihrer großen schriftstellerischen Begabung alsbald lebhaften Anklang bei Presse und Publikum. Als sie 1884, mit den alten Suttners ausgesöhnt, nach Schloß Harmannsdorf bezw. Wien zurückkehrten, waren sie schon wohlbekannte und beliebte Autoren. Nun setzten sie ihre literarische Tätigkeit unter ihren wirklichen Namen fort. Auf dem Berliner Schriftstellertag, den Berta in ihrem „Schriftstellerroman" sehr hübsch geschildert hat, erregte das schöne, stattliche, geistvolle Paar Aufsehen und errang sich allseitige Sympathien.

Wirklich berühmt wurde unsere Jubilarin erst durch „Die Waffen nieder!" Wenige Romane haben je so ungeheures Aufsehen erregt und so weittragenden sozialen Einfluß ausgeübt. Durch dieses von ihr ganz unerwartete Aufsehen ihrer heftigen Befehdung des Krieges und seiner schlimmen Folgen wurde die Verfasserin wohl oder übel auf die Bahn einer halb Europa umfassenden praktischen Tätigkeit im Dienste der Propaganda für den Völkerfrieden und den Abschluß internationaler Schiedsverträge gedrängt. Als Journalistin, Literatin, Volksrednerin, Vortragende, Vorleserin, Vereinsgründerin, ständige Kongreßbesucherin, Vorsitzende der Oesterreichischen Friedensgesellschaft, Vizepräsidentin des Weltfriedensamtes, Beeinflusserin der Haager Konferenzen, langjährige Herausgeberin einer Fachzeitschrift, mittelbare Urheberin der Nobelschen Friedenspreisstiftung, Kuratorin der — zum Teil ebenfalls ihrer Einwirkung zuzuschreibenden Carnegieschen Riesenfriedensstiftung, Mitveranlasserin des berühmten „Manifestes" Nikolaus III. vom September 1898 — und so weiter — war und ist sie rastlos für ihre edle Aufgabe tätig. Neuerlich hat sie ihre Unermüdlichkeit dadurch wieder erwiesen, daß sie die ganze zweite Hälfte 1912 als „pazifistische" Agitatorin in den Vereinigten Staaten zubrachte und in allen Teilen dieses ungeheuren Landes Vorträge hielt — im ganzen nicht weniger als 150 — in Klubs, Kirchen, Vereinen, auf Kongressen und Versammlungen.

Aber auch für andere ethische Bestrebungen setzt sie sich in Wort und Schrift ein; wie Horazen ist auch ihr „nichts Menschliches fremd". Sie schreibt irgendwo: „Besser als mit Arbeit und Liebe kann ein Leben nicht ausgefüllt werden". Das paßt vortrefflich auf sie selber. Mit wahrem Bienenfleiß widmet sie ihr Leben dem Dienste der Liebe: Menschheits- und Tierliebe auf allen Gebieten. Sie wendet sich in glühender, aufpeitschender, hinreißender Sprache gegen alle Leiden, alle Pein von Mensch und Tier. Rassen- und Klassenhaß, Unterdrückung und Unduldsamkeit jeder Art bekämpft sie, für alles Versöhnliche, Schützende, Verbindende, Schöne, Gute tritt sie unentwegt ein. Sie ist eine richtige ‚Philosophin des Mitleids", eine prächtige „Schwärmerin für Güte". Am kräftigsten und packendsten zeigt sich das in „Die Waffen nieder!", in „Vor dem Gewitter", in „Einsam und arm" (dem Tagebuch eines einfachen Alltagsmenschen), in „Der Menschheit Hochgedanken" (ihrem allerjüngsten Roman, der die Fortschritte der heutigen Hochflugtechnik auf des ethisch-geistige Gebiet angewendet sehen will), vor allem jedoch in ihrem reifsten, schönsten, edelsten Buche: „Schach der Qual!" Schon der Titel deutet den Inhalt an. Kein Mensch, der für höhere soziale Bestrebungen Sinn hat, sollte diese Meisterschöpfung einer schönen Seele ungelesen lassen.

Gewisse Aesthetiker haben ihr wegen ihrer Neigung zur Tendenzschriftstellerei die Künstlerschaft abgesprochen. Wie töricht! Erstens sollte jedes wirklich gute Buch die Absicht des Autors dartun, etwas zu sagen, ein Ziel zu verfolgen. Zweitens kommt es ganz darauf an, *wie* etwas gemacht wird. Bei der Suttner erlangt die Tendenz dadurch, daß sie von lodernder Begeisterung getragen ist, doppelte Berechtigung; ihre überzeugende Kraft leiht ihr zwingende Wirkung. Nicht ohne Grund legt sie einem ihrer Helden die Worte in den Mund:

„Ich bin ein großer Freund von Tendenzromanen, und zwar infolge eines Vorzugs, welcher diese Kunstgattung über andre belletristische Erzeugnisse erhebt: die Eigenschaft bei der Kritik und bei jedem Leser Anlaß zur Parteinahme für oder wider die entwickelte These zu geben und so eine Betätigung von Gedankenkräften, eine Kampflust der Meinungen und eine Reibung der Ideen zu verursachen, aus der gewiß wieder einige Wahrheitsfunken sprühen."

Siebzig Jahre scheinen eine lange Zeit; wenn aber ein Geistesheld so alt wird, ohne sich geistig alt zu fühlen, so ist er jung geblieben. Ganz besonders gilt dies von der Suttner, die nichts von ihrer geistigen Elastizität eingebüßt hat. Aber auch ihr Herz ist jung geblieben und körperlich ist sie sogar rüstiger geworden als sie vor einigen Jahren war. Möge sie noch recht lange leben, um dem Gemeinwohl noch recht lange dienen zu können!

Gedankenlese
aus den Werken Berta v. Suttners

Schiedsgericht und Weltfrieden eine umgrenzte Bewegung? Es bedeutet nichts Geringeres als die Umwälzung aller landläufigen Erziehung, Politik, Moral, Gesellschaftsordnung. —

Was kann ein einzelner Abgeordneter denn tun in seiner engen Machtsphäre? Er kann fordern. Die Versprechungen und Phrasen, die in allen Regierungsprogrammen und in den Thronreden ebenso

tugendhaft und ebenso — leer wimmeln wie in den Kandidatenreden, die kann man festhalten, auf ihrer Verwirklichung kann man bestehen. Beim Wort nehmen! —

Utopie! sagen die Höflichen. Das Wort eignet sich so hübsch zum Wegfegen unbequemer Pläne. Daß alle Errungenschaften von heute einst als Utopie gegolten, daß dieses Wort die ganze Kulturgeschichte als eine ununterbrochene Kette beschämter Kleingläubigkeit durchzieht, dessen erinnern sich die neuen Utopie-Rufer nimmer. —

Miteinander, statt gegeneinander! Die Geschichte der Zivilisation ist ja eigentlich die Geschichte der wachsenden Gemeinsamkeit und zugleich die der überwundenen Brutalität. —

Da wird immer so viel gezetert und gejammert über Ketten, Joche und Hörigkeiten; aber das Jammern und Zetern hilft nicht — abschütteln muß man. An der Hörigkeit sind die Hörigen schuld mit ihrer sträflichen Geduld. Ein gebeugter Nacken: ist das schön? Nein! Schön ist das zurückgeworfene Haupt. —

Sind nicht alle Stufen der Befreiung von Jammer und Qual und Fesselung durch Auflehnung erreicht worden? Die ersten Empörer sind freilich oft die Märtyrer ihrer Kühnheit, aber sie sind es, die den Nachkommen ein Stück — ein dann unbestrittenes Stück Freiheit errungen haben. —

Aus „Marthas Kinder".

*

Unsere Zivilisation ist noch ein gar dünnes Häutchen auf dem Riesenkörper der alten Barbarei... Mit welchem Recht brüstet sich das 20. Jahrhundert seiner sogenannten Kultur? Hat es denn noch den Mut gehabt, ein einziges Gebot der Unkultur — Totschlag als ultima ratio, Aberglauben als Dogma, Vergeudung und Ausbeutung als Wirtschaft — abzuschütteln? —

Eine schwache Stimme?! Wenn jeder Einzelne von hunderttausend Gleichgesinnten seinen leisen Ton erhebt, so braust der Zusammenklang als Orkan. —

Der Staat proklamiert als gesunden Egoismus, als Staatsraison, was die dümmste, primitivste Phase der Selbstliebe ist: nur für sich und nur durch sich leben zu wollen. Man will nicht andre schätzen und bleibt selber ungeschätzt; man liebt nicht und bleibt ungeliebt, man ist „souverän", d. h. — allein. Sein Selbstgenügen ist sein Stolz. Er schämt sich seines Egoismus nicht — im Gegenteil, er brüstet sich damit. Und obwohl es das Unvernünftigste ist, was er tun kann: auf niemand Rücksicht nehmen, weil dann auch auf ihn niemand Rücksicht nimmt, nennt er diese seine Unvernunft „Staatsraison". —

Zur Güte gehört Stärke: das sehen die Leute noch nicht ein. In der allgemeinen Auffassung sind „gut" und „schwach" beinahe identische Begriffe. Aber man wird noch begreifen lernen, daß es Genies und Helden der Güte geben kann und daß die Welt heute solche Helden braucht — solche, die das Gute und Edle nicht nur wollen, sondern es allem Widerstand gegenüber auch durchsetzen. —

„Es werde Licht!" sprach der Schöpfer mit herrischer Gebärde, aber „Es blühe!" befahl er mit einem Lächeln. —

Die Welt versteht noch nicht, daß das Uebermenschentum nicht auf dem Gebiete der Härte und Kälte heranwachsen wird. Es ist eine alte Denkgewohnheit, sich Größe nicht anders vorzustellen als mit Ungüte verbunden, wie man ja auch gewohnt ist, Schmerz, Entsagung und Leiden als den Boden zu betrachten, dem die Tugend entsprießt. Nein, die Tugend der Zukunft wird als Untergrund die Freude haben und als Krönung das Glück. Aber da müssen gar kühne, entschlossene, leidenschaftlich Gute entstehen, Napoleons der Güte, Verkünder und Hüter, Vertreter und Eroberer des wahren Edeltums. —

Aus: Briefe an einen Toten.

*

Merkwürdig, wie blind die Menschen sind! Die Folterkammern des finsteren Mittelalters flößen ihnen Abscheu ein, auf ihre Arsenale aber sind sie stolz. —

So lange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben. —

Die Zukunft gehört der Güte. —

Aus: Die Waffen nieder.

*

Die Zufriedenheit rührt sich nicht vom Fleck, nur die Verzweiflung bäumt sich auf. —

Wer über gewisse Niedertracht nicht kochenden Aerger fühlt, muß selbst niederträchtig sein. —

Die Interessengemeinschaft der Welt hat einen Grad erreicht, bei dem die Wandlung des Gewaltzustandes in Rechtszustand schon eine positive Notwendigkeit, eine Lebensbedingung geworden ist. —

Aus: Vor dem Gewitter.

*

In welcher Verlegenheit müßte sich doch der „Gott der Armeen" befinden, wenn er die gegenseitigen Wünsche erhören wollte, die von den beiden Feldgottesdiensten aufsteigen! Ein Dank-Tedeum bleibt ihm übrigens auf jeden Fall gesichert, ob der Sieg nun da oder dort gefeiert wird. —

Einfache frohe Pflichterfüllung — das ist der normale Gesundheitszustand der Seele. —

Die Gleichgiltigkeit, die Tochter der Unwissenheit, diese schläfrige, lahme Unholdin bildet das eigentliche turmhohe Hindernis des Vordringens neuer Ideen. —

Die Freude des Verstehens — ich glaube, das ist des Menschen erhabenster und wird in Zukunft dessen heiligster Akt werden. Verständnis ist besser als Gebet. —

Das ewige Werden ist zugleich ein ewiges Veredeln; das Streben nach Verbreitung, Verschönerung, Vervollkommnung, ist die allen Dingen innewohnende Lebenskraft.

Aus verschiedenen Schriften.

Aus: Der Krieg in Bildern. Siehe Wegweiſer.

Phantaſien vom Schlachtfelde

Von Leo Karaſſowitſch

Seit drei Stunden liege ich hier im naſſen Graben. Vier Tage nicht aus den Kleidern, kaum zehn Stunden geſchlafen. — Die Beine fühle ich nicht mehr, der Rücken wund von der Torniſterlaſt — — Eben gab mir mein Feldwebel einen Tritt ins Genick. „Gerade liegen!" — Ja gerade liegen, wer das noch könnte. Oh! — Wenn nur die Kugel auch für mich ſchon käme! — — Marie! — — Armer Schlößmann! Da liegt er neben mir. Vor einer Viertelſtunde erzählte er mir noch von ſeinem Weibe. — Er hoffte, der Krieg wäre bald aus, zu Weihnachten wäre er ſicher zu Hauſe, bei ſeinem kranken Weibe, bei ſeinem Söhnchen, dem drei Monaten alten... Er kannte es noch nicht. Sein Auge blitzte vor Freude. Das Bild wollte er mir zeigen. Er nahm es aus der Bruſttaſche, er hob ſich empor, um es mir zu reichen, er hob ſich zu hoch, — zu unvorſichtig hoch — bums, da kracht es... er ſchrie nicht einmal mehr!... Sein Vaterſtolz war ſein Tod! — Wie er daliegt! — das Bild in der Hand. Kein Weihnachten mehr, kein Weib, keinen Sohn, kein Glück! — Ewig aus! — Doch es iſt beſſer tot, als lebend hier — — — — —

Warum nicht für mich dieſe Kugel? Seit drei Stunden zehn Mann in meiner Umgebung für ewig geſchieden. Wie ſie daliegen! — An ihrer Stelle ſtehen neue Reſerven! — Neue Nummern für die Alten. Nullen in dieſem unſeligen Getriebe. Wann kommt meine Kugel? — Marie! Marie!

Armer Schlößmann! auch dein Platz iſt ausgefüllt! Wie dein Erſatzmann dich zur Seite ſtößt — Herzloſer! —

Doch man wird roh und abgeſtumpft bei dieſem Maſſenmord — Schlößmann!! — Und warum? — Warum dies alles? Warum keine Weihnacht mehr für dich? Kein Weib, kein Kind, warum kein Glück mehr? — Wenn ich's nur wüßte! Ich würde es leichter tragen! — Du wußteſt es auch nicht; du verſtandeſt es nicht, weshalb man dich aus deinem Glück geriſſen — du folgteſt einem Muß — du glaubteſt wie ich, es muß ſo ſein! Es war dein Tod! — — Und wußte er es, der dieſe Kugel ſandte, da drüben?... Gewiß auch nicht! — Er wäre ſicher auch lieber daheim; auch er war gezwungen, dich zu morden, mich, uns alle — — Und warum, wofür? — — — — —

Du weinſt, Kamerad? — Schäme dich! Dein Vorgänger war tapferer als du! Mit Freuden empfing er den Tod fürs Vaterland!

„Schweig! Erbärmlicher!" ruft er mir zur Antwort — „Was verſtehſt du Dummkopf, warum du hier hockſt im naſſen Graben!"

„Junger Fant, ſei ſtill! Ich weiß mehr als du! Aber der Gedanke ans Vaterland muß dich tröſten, muß dich halten! — Denk an deine Miſſion hier, ganz Europa blickt auf dich herab. — —"

„Ich danke dir für dieſen Troſt; aus dieſem Graben kommt keiner lebend heraus. — — Was gibt mir Europa denn dafür und was..."

— Da liegt er — Aber noch nicht tot — Schrecklich! — Sein ſtarrer Blick ergänzt den abgebrochenen Satz... er windet ſich im Todeskampfe, die Zähne knirſchen,... endlich, endlich iſt's vorbei! Mir iſt leichter, daß er ganz tot iſt — — — — —

Und noch immer keine Kugel für mich, ich lebe ſchon am längſten hier in dieſem Graben — Seit vier Stunden weiß ich, daß ich da in meinem Grabe ſtehe — Ich weiß es und kann nicht heraus —

Der
Vor dem Kayserlichen Adler bey Cornia und Meadia wie auch Orsova flüchtige und besiegte Türcken-Schwarm.
In Kupffer vorgestellt und in Kürtze beschrieben.

Ich muß mich dem Tode weihen!... Ich will nicht! ich will nicht! — — Ich muß, ich springe auf! Ich stürme fort! — — In den Tod! In den Tod! In den Mord! oh! oh! und warum? Warum? Marie! —

Das heißt Menschheit? Das heißt Notwendigkeit? Wenn dies der Menschheit wirklich notwendig, dann wehe ihr, wehe, dreimal wehe! — Kampf ist nötig, Kampf ist schön, Kampf ist menschlich, Kampf ist ein Naturgesetz, das Starke, das Gesunde siege — — Aber der Krieg ist kein Kampf, ein erbärmlicher Mord ist der Krieg. Ich träume wieder! Die Kugel kommt nicht — aber das Fieber packt mich — Oh, Marie! — Marie! — Weggerissen von dir — wie das Tier zur Schlachtbank — hier bin ich, totbereit — ich muß ja — ich habe keinen Willen mehr — alles, was die Welt dem Menschen bietet, sehe ich schwinden — Liebe, Glück, Lust und Freude — Traum — Sehnsucht — ich bin ein lebendig Toter, die ganze Welt stirbt für mich ab. — Wenn ich nicht mehr bin, dann ist ja diese große, große Welt auch nicht mehr, für mich nicht mehr, ich fühle sie ja dann nicht mehr. — Schlößmann! Armer Kamerad, was frommt dir denn jetzt die Entdeckung Amerikas, die Elektrizität, die ganze schöne Welt? Schrecklich, sie stirbt, sie versinkt — — — ein riesenhafter Tod, wenn die ganze Welt stirbt! — Und sie stirbt mit jedem, jedesmal mit jedem starb die Welt in diesem Graben hier — oh wie entsetzlich ist der Gedanke — kaum zu fassen! — Meine Welt — meine Kindheit — mein Hoffen — die Sonne — alles — nie mehr — Scheußlicher Muß — Gewaltsamer Mord meiner schönen, großen Welt — — Marie!!!!! — Weh! — Oh! — — Warum? — oh! weh — Warum. Wa — —!

Krieg

Skizze von Anton Pösl

— — Und die Bataillone rasen. Lavagleich wälzen sich die Kolonnen zum Sturmlauf auf die Bastionen. Das Herz zum Zerspringen erregt, mit geschwellter Stirnader rennt der Jüngling, Mann und Greis — Frühlingssprosse, Sommerfrucht und Herbstesreife. Doch aus allen Augen lodert gleiches Feuer, gleicher Wille spannt die Hand zum tötenden Stoß. — — Pionierzangen bringen die ersten Drähte zu Fall, der Strom bricht durch die Bresche, zermalmend auffressend. Da — unheilvolles Pfeifen — Knall: — Erdklumpen, Granatensplitter, Steine fliegen. Mit zwingender Wucht schmetterts die Krieger in den Staub, der Strom stockt: — nein, da und dort erheben sich die Unversehrten, stürzen weiter — bis zum nächsten Sensenhieb. — Und hinten bleiben Fetzen, Menschenfetzen.

Der nächste Erdregen überstäubt neue Saat, doch der Strom fließt weiter, schmäler geworden und heißer. Mit einem Angstschrei versinkt der Alte im tückischen Loch; das wehvolle Stöhnen jagt die Ka-

meraden weiter — und die Granate pfeift. Blut spritzt umher, der Fuß tritt in Gedärme. — Der Boden dampft! — —

Da, die Spitze hat die Bastion erreicht, hängt sich fest: — der Feind weicht. Sieg, Sieg, Sieg heult's von den Schanzen. — —

Und der Tod hockt auf den Feldern und rechnet.

*

Das Häuflein nistet sich ein in Eile. Dann sinken die Körper zusammen zur Ruhe. — —

Regenschauer rieseln nieder. Aus den Gruben wimmert's, aus dem Drähtewirrsal jammerts; — indes die Laute ersticken im Rauschen des Wassers.

Und der Tod grinst, seine Rechnung stimmt.

*

„Hast du schon deine Bulgaren aufgestellt, Edmund?"

„Sei ruhig, ich werde dir gleich zeigen, wie tapfer sie sind!" — —

Und Steinklötzchen werden aufgeschichtet, Wägen zur Wagenburg geschart. Dahinter liegen, knien und stehen die Tapferen und schießen immerzu. Die Geschütze werden gerichtet, die kleine Zündschnur sprüht: den vorwitzigen Offizier schleuderts hinter seine Wälle. Da pfeifts schon herüber, wehe, in die schöngerichtete Feuerlinie. Einer klappt den andern um. Die Erregung der beiden Heerführer steigt. — Der Erwiderungsgruß fährt in die Wagenburg, eine Kanone kommt ins Wanken, der zweite Schuß stürzt sie. Jubel und Aerger werden im Kriegszimmer laut.

Ein Geschoß faßt den türkischen General, Karls Stolz, und biegt ihn krumm, daß die schöne Glasur der Uniform springt. „Ein Kernschuß!" johlt Edmund. Hüben und drüben gurgeln die Kämpfer.

„Waffenstillstand!" Die Toten werden entfernt und der Kampf entbrannt neu. Edmunds Kanone räumt gehörig auf unter dem stolzen Wagenpark der Türken, jetzt will er seine Bulgaren vorrücken lassen zum letzten Sturm: Da trifft das feindliche Geschoß den großen schönen Baum, wirft ihn um und auf die sturmbereiten Bulgaren. — —

„Ich wußt es gleich, ich habe zu wenig Truppen; wir wollen Schluß machen und ich werde mir noch eine Schachtel kaufen!" — „Ich gehe mit!"

Und die beiden Führer rennen mit glühenden Wangen zum Zinngießer:

„Eine Schachtel Türken im Feuer!"

„Eine Schachtel Bulgaren im Sturm!"

„Bedaure, leider alles vergriffen zur Zeit, nächste Woche kommt eine neue Sendung!" — —

Betrübt ziehen die Napoleons von dannen, die Schlacht wird abgebrochen und die Truppen beziehen ihre Schachtelquartiere.

Eine Depesche geht an die große Fabrik:

„Liefert schnellmöglichst Soldatenbestellung."

Die Maschinen arbeiten mit Hochdruck, um den Kampfgeist der Jüngsten zu befriedigen.

Und der Fabrikherr schmunzelt; auch seine Rechnung stimmt.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

22. Fortsetzung.

Und nachdem Kathe ein wenig gelauscht hatte, wagte sie es, die Tür einen Spalt zu öffnen.

Es war still, ganz still. In Angst schlug das Mädchen auf den Drücker, daß er grell schnappte.

Marie rührte sich nicht. Mit dem gegen die Wand gekehrtem Gesicht, den rechten Arm straff aufs Bett gestreckt, die Hand zur Faust geformt, lag sie wie im Starrkrampf. Sie war wohl tot.

„Marie! Marie!"

Und dann, als sie ganz nahe stand und den dringenden Ruf lauter erhob, nahe an dem blutlosen Ohr, schob das Weib endlich den Kopf herum und sah sie steif an, mit regungslosen, kalten, großen Augen. Lange und wortlos. Ihr Gesicht war wie eine Wand, ohne jede Seele. Alles was das Mädchen in Barmherzigkeit zum Trost reden wollte, erstarb vor dem Grauen, das dieses todessteife Antlitz einflößte. „Gott sei dir gnädig," mit diesem Wunsche ihres Herzens schlich sich Kathe ratlos auf den Zehen über die Schwelle.

Marie sah, als sie wieder allein war, noch eine Weile starr zur Decke. Dann kehrte sie langsam, daß kaum eine Falte des Bettes sich rührte, ihr Gesicht der Wand wieder zu.

Sie redete nichts mehr, was Kathe auch sagen mochte, verweigerte die Annahme jeder Nahrung und lag in gleicher Starrheit, mit abgewandtem Gesicht einen Tag, zwei Tage. Denn sie haßte das Leben, das sie um alles betrogen hatte und ihr Sehnen war auf den Tod gerichtet.

Durch die einfachen Fenster der kleinen Lucken drang die Winterkälte herein, aber sie zog den

nackten Arm nicht ins Bett. Ihr Empfinden schien ausgelöscht, daß sie den Schmerz nicht empfand. Am vierten Tage war der Arm bläulich und welk. Kathe konnte den Kopf der Armen hin- und herbewegen, wie bei einer Toten. Mit Gewalt wollte sie ihr einen Löffel voll Suppe einflößen. Der Mund blieb trotzig geschlossen, und die Augen sahen durch einen Spalt verächtlich auf sie.

Kathe weinte, bat, drohte. Die Zähne der Todsüchtigen ließen nicht von einander.

Nach langem Bemühen zog Kathe ihren Arm unter Maries Kopfe hervor und er sank schlaff in die Kissen zurück mit heraufgekehrtem Gesicht und geschlossenen Augen. In namenloser Angst stürzte das Mädchen hinaus, durch den Hof in den Schnee und watete ziellos in das Feld hinaus, in dem niemand war als der Wind, der an den verschneiten Mauern auf- und abstrich und mit den Flocken spielte.

„Hilfe," schrie sie, „Hilfe! Sie stirbt, sie will sterben! Ihr guten Leute helft mir!"

Niemand hörte sie. Endlich verließ sie der Rausch des barmherzigen Schmerzes. Mit wankenden Knieen watete sie zurück und fand Marie in der gleichen Lage wieder.

Am Abende stellte sich ihr Bruder Joseph ein. Eine Magd folgte ihm, mit Vorräten beladen.

„Alls is alle, Seffe, alls. Ach, du mei Himmel!"

Der milde, stille Mensch stand noch auf der Schwelle, als Kathe ihm das entgegenrief, ohne auf seinen Gruß zu antworten. Dann erzählte sie alles.

„Das derf nich sein. Das wär ee Mord of a andern, das derf nich sein," sagte er hastig nach einem Zuhören, das durch Ausrufe und erschreckte Gebärden noch eindringlicher geworden war.

Sie gingen auf eine Verständigung durch die Augen an das Bett der Armen und redeten mit dringenden, bittenden Worten auf sie ein. Allein das fahle Gesicht regte sich nicht, das Auge blieb geschlossen, der Mund zusammengepreßt, als liege da nicht ein lebendiger Mensch auf dem Lager, als sei das verwitterte Steinbild einer jener Frauen, die in tiefster Qual unter dem Kreuze stehen, von dem Postament gestiegen, und schrecke nun, die Decken um seinen kalten Leib geschlagen, das Mitleid herzlicher Seelen.

Endlich überkam Joseph der Zorn der Liebe und er brach ihr mit dem Stiel des Löffels gewaltsam den Mund auf, während Kathe hurtig Milch eingoß. Röchelnd stieß sie alles aus.

„Warum...? Seid 'r mr nich gut?" so bat sie hauchend.

Das waren ihre einzigen Worte; dann lag sie wie immer. Nur als sie das Schlürfen der leise Hinausgehenden hörte, fuhr sie mit ohnmächtiger Hast herum und packte ihre Gestalten mit gierigen Blicken. Kathe bemerkte das und drängte Joseph schnell hinaus, sorgfältig die Tür hinter sich schließend.

Verlangendes Stöhnen folgte den beiden.

„Du Seffe, hasts gehört? Das is das erste seit vier Tagen, der erste Laut. Die stirbt wie dr stumme Ender aus m Stillergrunde, aus dr Seele her, die de a Magen vergift! etze hat se geredt, etze gehts rasnich bergunter. Alleene blei ich nich. Wenn du nich dableist, ich lauf ei der Nacht fort, und wenn ich flugs wer wees wo eim Schnee erstick."

Joseph ließ sich behutsam auf der Bank nieder.

„Jach," sprach er nach einem Sinnen, „es is nich gut alleene, auch für zwee nich. A drittes... aber wer kommt dahir her zum Totenborne, wie's de Leute schon heeßen, kee Mensch mag, der noch was of sei Leben hält."

Nachdem er geschwiegen hatte, wartete Kathe lange und sah gespannt nach ihm hin, von dem sie sicher Hilfe erwartete. Der aber schaute trübselig über seine gefalteten Hände hin, fuhr plötzlich auf und schickte die Magd fort. Als sie allein waren, frug Kathe ungeduldig: „Was nu?"

Joseph blickte traurig auf seine Schwester; aber einen Rat gab er ihr nicht, denn er war von dem Unglück zu sehr ergriffen.

So saßen die zwei mit gesenktem Kopfe da. Die Dunkelheit kam, der Wind seufzte in dem feinen Geäst der kleinen Pflaumbäume. Das Kind fing an zu schreien. Kathe gab ihm die Flasche und gurrend beruhigte es sich. Die Nacht lag in der Stube, in der die langen, schweren Atemzüge der beiden ratlosen Menschen die einzigen Laute des Lebens waren. Nun erloschen auch die grauen Flecken der Fenster in dem Schwarzen, und Kathe war es, als sei sie in eine lichtlose Zelle von solcher Enge eingemauert, daß der Atem ihres Mundes warm von der nahen Wand in ihr Gesicht zurückschlage.

In Angst begann sie laut zu beten. Der Mann fiel mit seiner tiefen Stimme ein. Sie sprachen Vaterunser um Vaterunser, dann alle Gebete, die sie kannten, und wieder Vaterunser, ohne zu zählen, ohne Ruhe immer, immer. Ihre Stimmen wurden trocken, heiser, versagten. Kathe holte Wasser. Sie begannen von neuem, eintönig und leise. Keines wußte mehr, was es sprach, aber sie hörten nicht auf. Sie erschöpften, betäubten sich, nur, um an den schrecklichen Tod nicht denken zu müssen, den das gefolterte Weib da drinnen über sich zwang.

Als das erste Dämmern des Morgens in die Nacht schwamm, war der harte Wille der Todbereiten doch gebrochen, und mit der letzten Kraft schrie sie nach dem Leben.

Die Betenden eilten mit einem Lichte hinzu und sahen Marie, zu einem Knoten zusammengezogen, mit irren Bewegungen gegen ihr Dasein ringen, während der Mund unter unartikulierten Lauten schlürfende Bewegungen machte.

„Schnell, mach Suppe warm; schnell, schnell! Mir werns noch amal versuchen!" drängte Joseph.

Und als er ihren Kopf gehoben und Kathe den Löffel den Lippen nahebrachte, stieß sie Rufe wie ein

hungriges Tier aus und drängte nach der Nahrung hin.

Während sie aß, weinte sie, stammelte Dankesworte und Verwünschungen; warf sich zurück und keuchte empor. Alles weil sie einsah, daß sie dem Leben unterlegen war.

Dann sank der Tag vom Dache. Joseph ging heim. Kathe sah ihm dankbar nach.

Ueber Marie war der Schlaf gekommen und wiegte sie auf seinen tiefen stummen Gewässern dem Leben entgegen. Sie ertrug es mit einem gramvollen Lächeln, das von ihrem Gesichte nicht wich.

*

Langsam genas sie. Anfangs aß sie noch oft mit Widerstreben. Bald aber rief sie mit einer markloſen, verschleierten Stimme nach Nahrung und ertrug ohne Zeichen des Schmerzes das Licht der Sonne.

Sonst blickte sie an allem gleichgültig vorbei und fragte nach nichts Gegenwärtigem, nach nichts Vergangenem.

Ihr Antlitz war in seiner gleichmäßigen Bläſſe so regelmäßig, in den tiefen Malen des überstandenen Elends so feierlich-regungslos; ihr Auge so still und klar, doch so ganz des lebendigen Schimmers bar; das pochend Heiße so vollständig aus jeder ihrer Gesten getilgt: daß es Kathe oft vorkam, sie sehe eine unbegreifliche Erscheinung auf einem einsamen Steine, fern von allen Menschen sitzen, bei denen sie einst gewohnt, mit denen sie gelebt, gelacht, gelitten und geweint hatte, der nun aber alle Erinnerung an das frühere Dasein vollkommen abhanden gekommen war; deren Augen nun anders sahen, deren Seele anders sann, deren Herz nach anderem verlangte.

Sie führte innen ein gar reges Leben.

Wenn sie, im Bett sitzend, ihre Mahlzeit eingenommen hatte, verharrte sie wohl eine lange Weile in ratloser Starrheit und blickte bitter irgend wohin, wie ein Mensch zu tun pflegt, den Reue über den aussichtslosen Kampf gegen eingebürgerte Fehler erfüllt Dann öffneten sich die Lider der leisen Augen weit, als gelte es, ein Unfaßbares zu umspannen, ein Unendliches als Speise in sich aufzunehmen.

Dieses Fernhinschauen nahm sie zu Zeiten so gefangen, daß sie auf alles andere vergaß. Dann ließ sie die gereichten Mahlzeiten kalt werden. Kehrte Kathe nach einiger Zeit wieder, um das Geschirr zu holen, so fand sie die Speise unberührt.

„Nu, Mariela, iß och!" mahnte sie.

„Iß," entgegnete die Heimgesuchte mit leiser, vibrierender Stimme, „essen, immer essen. Aus Schüsseln ißt das Unglücke, aus Gläsern trinkt das Elende. Essen, essen. — Mensch sein... wie ein dürrer Halmen zerdreht wern... essen und immer essen, mehr wißt ihr nich, ihr Menschen."

Und von der Höhe, zu der sie ihren Blick gewandt hatte, ließ sie ihn achtlos an Kathe vorbeisinken und sah, verstummend, wieder in jene Fernen.

Auch Joseph, den Kathe hatte herbeirufen lassen, brachte aus dem geprüften Weibe „nichts Richtiges" heraus.

Sie redete auch in sein Gesicht losgelöste, verschlagene Worte, die seine Seele nicht zu fassen vermochte.

„Na 'ch, was is das?" frug ihn die Schwester, als sie wieder in das Wohnzimmer zurückgekehrt waren.

Der stille Mensch sah bekümmert ins Leere, zuckte die Achseln und fuhr sich seufzend über die Stirn hin. Das Mädchen glaubte, er wolle damit sagen, Marie sei verrückt geworden, frug aber der Sicherheit halber noch einmal: „Ja du meenst, se zwirnt doppelt, was?"

„Das eigentlich grade noch nich, Kathe, das — noch nich. Aber s kann wern. Denn wo haste du solches gelesen und ich — und auch die, die Marie? Das klingt wie der Wind, wies fließniche Wasser, wie wenns eim Pusche wiehlt, s dergreift ees, aber verstehn tuts kee Mensch."

„Paß mr uf, Kathe," begann er wieder nach langem Ueberlegen, „solche trägt dr Geist, wohi se nich sollen. Lach nich, oder mit stillem Munde tun se, vr dem andern ei dr Seele graut. Paß mr gut uf of se."

20.

Während sich alles dieses ereignete, nahm der Prozeß gegen den Klumpen seinen Fortgang.

Der Staatsanwalt hatte genügend Momente gefunden, gegen ihn die Untersuchung wegen Mordes, begangen an dem Schuster August Klose, einzuleiten. Eine Menge Vernehmungen hatten schon stattgefunden. Die ganze Angelegenheit war durch sie eher verwirrt, als geklärt worden. Nichts wies auf ein Verhältnis, das zwischen Marie und dem unglücklichen Schuhmacher bestanden hatte und nach der Ansicht des Staatsanwaltes die Veranlassung zu der verbrecherischen Tat des Lahmen gewesen sein mußte.

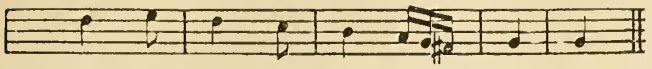
Der Angeklagte hatte sich von seiner Niedergeschlagenheit erholt und benahm sich bei seinen häufigen Vernehmungen sehr verschieden. Bald verharrte er in einem Schweigen, das dem Hohne gleichkam, bald gab er lang und breit eine Geschichte zum Besten, die offenbar aus Wahrem und Falschem gemischt war. Immer aber zeigte er sich bereit, hundert heilige Eide zu schwören, dem Schuster kein Haar gekrümmt zu haben. Einmal versuchte der Staatsanwalt, die Tat des Klumpen so zu erklären, daß der Schuster als Zeuge des Grenzfrevels beseitigt worden sei. Je weiter er aber diese Annahme durchführte, zu um so größeren Widersprüchen mit den festgestellten Tatsachen gelangte man, und es erwiesen sich alle bisherigen Feststellungen als sehr problematisch, wenn man die Behandlung des Rechtsfalles nach dieser Seite hin vorgenommen hätte.

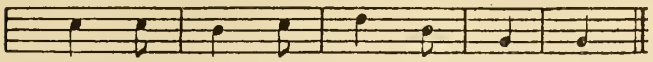
Fortsetzung folgt.

Aucasin und Nicolete

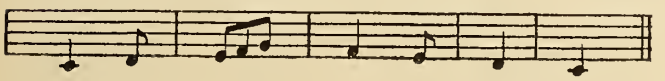
Es handelt diese Geschichte von Aucasin und Nicolete

Schluß. **Es schrieb sie ein unbekannter Erzähler aus dem 13. Jahrhundert**





Ließ sich auf dem Söller nieder
In der Mitte seiner Ritter.
Sieht die Blüten all und Sträucher
Und hört heitern Vogelsang;
Denkt an seine süße Liebe
Und die kluge Nicolet',
Die er so viel Tage küßte,
Und er weint und klagt voll Sehnsucht.
Siehe da, zu seinen Füßen
Fiedelnd Nicolete steht
Und verkündet ihren Sang:
„Hört mir zu, vieledle Herren,
Die ihr dort versammelt seid.
Stehts euch an, den Sang zu hören
Von dem edlen Aucasin
Und der tapfern Nicolet'?
Ihre Liebe währte lange,
Bis sie jäh ein Ende nahm:
Aus dem Schloß von Torelore
Raubte sie der Heiden Tücke.
Nichts weiß man von Aucasin.
Doch die schöne Nicolet'
Banget in Karthagos Mauern,
Und ihr Vater liebt sie sehr
Und ist König dieses Landes.
Geben will er ihr zum Gatten
Einen wilden Heidenfürsten.
Keine Ruh hat Nicolet',
Denn sie liebt nur einen Junker,
Aucasin, so ist sein Nam.
Und bei Gott, dem Vater, schwört sie,
Keinen Gatten will sie wählen,
Keinem will sie angehörn,
Ihm allein, nach dem sie sich



Nun wird gesprochen, erzählt und berichtet.

Da Aucasin Nicolete also sprechen hörte, wurde er über die Maßen froh und zog sie beiseite und fragte sie:

„Lieber, schöner Freund," sagt Aucasin, „wißt Ihr nichts von jener Nicolete, von der Ihr gesungen habt?"

„Ja, Herr, ich weiß, daß sie die ehrlichste und klügste und höfischste Dirne ist, welche je geboren wurde. Und ist die Tochter des Königs von Karthago, welcher sie da wiederfand, wo Aucasin geraubt wurde; und führte sie in seine Stadt Karthago und wußte bald, daß sie seine Tochter war, und machte um deswillen ein großes Fest. Und man wollte ihr alle Tage einen der größten Könige Spaniens zum Manne geben; doch sie ließe sich lieber aufhängen oder verbrennen, als daß sie einen von jenen nähme, und wäre er noch so vornehm!"

„Ach, lieber, schöner Freund," sagt Aucasin, „wenn Ihr in das Land zurückgehen und ihr sagen wolltet, sie möchte kommen und mit mir sprechen, so würde ich Euch mehr von meiner Habe geben, denn Ihr zu bitten und zu nehmen wagtet. Und wisset, daß ich aus Liebe zu ihr keine Frau nehmen will, sei sie auch noch so vornehmer Herkunft, sondern auf sie warten; sintemal ich keine Frau nehmen will, wenn ich sie nicht besitzen kann. Und hätte ich gewußt, allwo ich sie finden könnte, würde ich sie nicht mehr zu suchen brauchen!"

„Herr," sagt sie, „wenn Ihr mir das verspricht, so will ich um Euret- und ihretwillen zu ihr gehen, denn ich habe sie gar sehr lieb."

Und er schwur es; und dann ließ er ihr zwanzig Solidi reichen. Sie aber ging fort von ihm, und er weinte um die süße Nicolete.

Und als sie ihn weinen sah, sprach sie:

„Herr, Ihr dürft nicht erstaunen, ich will sie in kurzer Zeit hierherführen, und Ihr sollt sie sehen!"

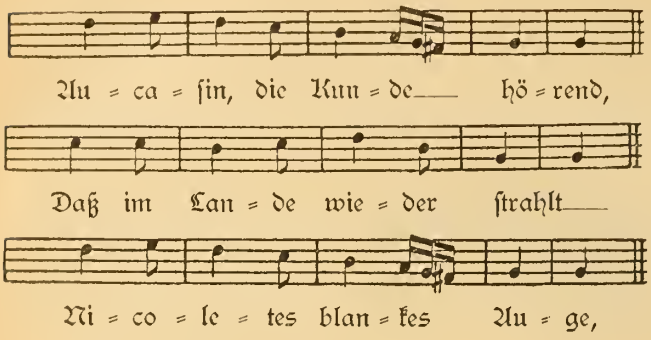
Sie ging nun von ihm und eilte in die Stadt, in das Schloß der Gaugräfin, denn der Gaugraf, ihr Pflegevater, war gestorben. Und suchte sie auf und sprach so lange zu ihr, bis sie ihr die Wahrheit anvertraute; und als die Gaugräfin sie erkannte, wußte sie wohl, daß sie die Nicolete war, welche sie aufgezogen hatte.

Und die ließ sich waschen und baden und erholte sich volle acht Tage lang. Und nahm eine Pflanze, welche Schellkraut heißt, und rieb sich damit ab und wurde so schön, wie sie es früher nimmer gewesen war. Und kleidete sich in köstlichen Seidendamast, von welchem die Frau genugsam hatte, setzte sich in dem Gemach auf eine mit Seidenstoff gesteppte Decke und rief die Gaugräfin und sagte, sie möchte zu Aucasin gehen, ihrem Freunde. Und die tat es. Als sie in die Burg kam, fand sie Aucasin, welcher weinte und sich um Nicolete, seine Freundin, härmte, dieweil sie so lange verzögerte. Und die Gaugräfin sprach zu ihm:

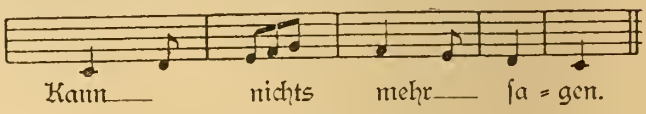
„Aucasin, seid nicht mehr traurig, sondern kommt mit mir, denn ich will Euch das zeigen, was Ihr am meisten liebhabt auf dieser Welt: das ist Nicolete, Eure süße Freundin, welche aus fernen Ländern zu Euch hergekommen ist!"

Und Aucasin war über die Maßen froh.

Nun wird gesungen.



Ist nun froh, wie nie er war.
Als er mit der Herrin geht,
Scheint der Weg ihm ohne Ende.
Sind in das Gemach gegangen,
Wo sie Nicolete finden;
Als sie ihren Freund erblickt,
Ist sie froh, wie nie sie war,
Und fällt vor ihm auf die Kniee.
Als nun Aucasin sie sieht,
Zieht er sie in seine Arme
Und umfängt sie süß und zärtlich.
Küßte Augen ihr und Stirne;
Sie verharrten so die Nacht.
Als die Morgensonne schien,
Aucasin die Hochzeit hält,
Macht zur Herrin sie von Biaucaire.
Und sie lebten manche Tage
In Entzücken und in Wonne.
Freude hat nun Aucasin,
Nicolete süße Freude.
Unser Lied ist nun zu Ende;



Ende. *)

Im häuslichen Kreise

Am Abend

Von Johannes Trojan

Abend kam, die Arbeit ruht,
Heim zum lieben Herde
Kehrt, wer in des Tages Glut
Müh' hatt' und Beschwerde.
In dem Tal wird es so still,
Nun die Sonne sinken will.

An der Straße steht ein Haus,
Ein nur niedres, kleines,
Aber friedlich sieht es aus —
Wollt', es wäre meines.
Eigen Haus, ist's auch nur klein,
Besser kann so leicht nichts sein.

An der Tür ein Bäumchen schlank
Hat gepflanzt der Bauer,
Das mit grünem Zweiggerank'
Ueberspann die Mauer.
Unter grünem Zweiggerank
An dem Haus steht eine Bank.

Auf der Bank da sitzt das Paar,
Dem das kleine Eigen
Angehört seit manchem Jahr,
Sitzen zwei und schweigen.
Nach des Tages Müh und Last
Tut so wohl die stille Rast.

Eigen Haus, vor Not geschützt,
Und davor zum Rasten
Eine Bank, auf der man sitzt
Nach des Tages Hasten,
Und im Herzen Fried' und Ruh'!
Was begehrst du noch dazu?

Das Kind im Sprichwort

II

Klein-Kinder-Plage

Was die Mütter gebären, sollen sie ernähren. (Deutsch.)
Die Gebärerin ist die beste Nährerin. (Russisch.)
Wer sich mit kleinen Kindern zu Bett legt, steht beschmutzt auf. (Spanisch.)
Wer ein säugendes Kind hat, der hat eine singende Frau. (Deutsch.)
Wer die Hand des Kindes ergreift, ergreift der Mutter Herz. (Dänisch.)
Wenn die Kinder schreien, so leben sie lange. (Deutsch.)
Zu früh reif, ist bald verfault. (Dänisch.)
Frühweise Kinder leben nicht lange, oder es werden Gecken daraus. (Deutsch.)
Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen. (Deutsch.)
Beim Popen sollte selbst das Vieh gescheit sein, und auch er hat alberne Kinder. (Serbisch.)
Kinder treten jung der Mutter auf den Schoß und alt auf das Herz. (Holländisch.)
Zieht ihr Kinder auf? Zieht lieber Spanferkel auf, so habt ihr alle sechs Wochen Geld. (Holländisch.)
Kinder sind lieb, denn sie werden sauer. (Deutsch.)
Kinder sind ein Segen des Herrn, aber sie reißen die Knöpfe von den Kleidern. (Holländisch.)
Großes Geschlecht, Diebesbegierde. (Esthnisch.)

*) Schlußnotiz: Grade bei diesem Beitrag war es uns schmerzlich, ihn durch Einteilung in Fortsetzungen ihn in Stücke zerreißen zu müssen. Wir empfehlen sehr die inzwischen erschienene Buchausgabe. Die Erzählung ist in der Insel-Bücherei erschienen und bildet als kleines schmuckes Bändchen auch ein freundliches Geschenkwerk. Die Schriftl.

Waisen- und Stiefkinder

Findelkinder, arme Kinder. (Deutsch.)
Wer will leben ohne Pein, der hüte sich vor Stiefkindern und Winterschweinen. (Aus dem Harze.)
Am Kopfe der Waise macht der Chirurg Versuche. (Algerisch-arabisch.)
Wer gibt Kringel einer Waisen?
Wer den Methkrug dem Verlassenen.? (Finnisch.)

Junge Kinder

Wenn Kinder und Narren zu Markte gehen, lösen die Krämer Geld. (Deutsch.)
Wenn der Knabe wächst, hat er den Wolf im Magen. (Spanisch.)
Dem Türken und dem kleinen Kinde versprich entweder nichts oder gibs ihm. (Aus der Herzogewina.)
Die Jungen essen die Äpfel und den Alten werden die Backzähne stumpf. (Albanesisch.)

Erziehung

Der Vater, welcher seine Kinder nicht gut erzieht, ist ein Barbar, der sie in der Wiege erstickt. (Orientalisch.)
Die rotzigsten Jungen werden die besten Kerle. (Aus dem Harze.)
Das ist ein fauler Junge, der am Fuße des Dattelbaumes sitzt. (Persisch.)
Der Faulenz und das Lüderli
sind zwei Zwillingsbrüderli. (Schweizerisch.)
Lieber ungezogen Kind, als verzogen Kind. (Deutsch.)
Spaßt der Vater mit dem Sohne, so spielt der Sohn mit dem Vater. (Lettisch.)
Je älter der Kater, je unbiegsamer ist sein Schweif. (Czechisch.)
Jung strafen oder alt hängen. (Provencalisch.)
Wo keine Scham ist, ist auch keine Tugend. (Deutsch.)

Die Macht der Technik

Ein Lehrbuch der modernen Elektrizität

Zur Einführung

Wir stellen diesmal ein großes und wichtiges praktisches Werk heraus, den bekannten Multhaupt, der in neuer dritter Auflage vorliegt. Ein Werk friedlicher, praktischer Arbeit, Eroberung und Volksbeglückung. „Wenn auch vorläufig noch das Bestreben dahin geht, die Technik in ausgesucht raffinierter Weise in den Dienst der Vernichtungspolitik zu stellen, so wird doch in absehbarer Zeit der Wettstreit der Nationen auf ein höheres Ziel gerichtet sein. Dieses Ziel bedeutet nichts Geringeres als die Volkswohlfahrt, das Rangablaufen in allgemeiner Volksbildung", sagt der Verfasser in der Einleitung. Wir haben aber in wissenschaftlichem und technischem Fortschritt die Versäumung von Jahrhunderten nachzuholen und müssen die Trägheit der Massen besiegen. Und nun zeigt uns das Buch das gewaltige Gebiet der Elektrizität, die als Licht und Kraft für eine neue Zeit arbeitet. Das zweibändige, durch einen Modellatlas ergänzte Werk will eine ganz allgemein verständliche Darstellung bieten für alle diejenigen, die mit der Elektrizität praktisch zu tun haben — siehe die Fußnote. Elektrische Maschinen, Licht- und Wärmeerzeugung, Kraftübertragung, Schwachstromtechnik, Telegraphie — alles wird textlich und illustrativ so behandelt, daß man für seine Bildung und seinen Beruf die größten Vorteile hat. Der Arbeiter lernt und verdient mehr, der Handwerker gewinnt, der sich den Inhalt dieses Werkes angeeignet hat. Dafür sind auch die Erfinder, die in unserm Probekapitel genannt werden, der beste Beweis. Multhaupt ersetzt fast auf dem Gebiete der Elektrizität das Studium auf einer technischen Hochschule. Die neue Auflage ist fast gänzlich umgestaltet worden.

Die Entwicklung und das Wesen der Telephonie

Von O. Multhaupt

Es ist natürlich zu weitführend, die Geschichte der Telephonie bis ins Altertum zurückzuführen und den Rückschluß einer Zeitschrift ernst zu nehmen, welche annimmt, die Pharaonen müßten sich bereits des Telephons bedient haben, da man bei Ausgrabungen einen Kupferdraht zwischen zwei Tempeln gefunden habe. Auch die weiteren im Laufe der Zeit gemachten Versuche, die Sprache des Menschen wiederzugeben, haben mehr oder weniger mit dem eigentlichen Wesen der Telephonie nichts zu tun. Erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sich verschiedene Gelehrte mit dem Gedanken beschäftigt, die Elektrizität zur Fernübertragung der Sprache zu verwenden, ohne jedoch nennenswerte Resultate zu erzielen. Dem einfachen Schulmeister Philipp Reis, blieb der große Erfolg vorbehalten, eine annehmbare Lösung dieser Aufgabe zu finden.

Reis, der am 7. Januar 1834 zu Gelnhausen geboren und am 14. Januar 1874 zu Friedrichsdorf gestorben ist, machte sich die Beschaffenheit des menschlichen Ohres zunutzen und ordnete die einzelnen Teile seines ersten Fernsprechmodells in etwas abgeänderter Form genau so an wie die Gehörknöchelchen im Ohre. 1861 führte er dem physikalischen Verein in Frankfurt a. M. zum erstenmal seinen Apparat vor, indem er in seiner Erläuterung an die Vorgänge im Ohr erinnerte, wo auch das Trommelfell durch die Schallwellen in Schwingungen gerät, die auf Hammer und Amboß, die kleinen Gehörknöchelchen, übertragen und den Gehörnerven übermittelt werden. In seinem Apparat ließ er den galvanischen Strom, den er mit einem kleinen Hämmerchen und einem federnden Amboß verbun-

den hatte, durch Schallwellen, die gegen eine Membran gerichtet waren, unterbrechen, oder richtiger gesagt, er ließ zwischen Hammer und Amboß nur eine Druckveränderung auftreten, da eine eigentliche Unterbrechung nicht stattfinden darf, sofern bei Wiedergabe der Sprache reine Töne erzielt werden sollen. Dieser Tatsache war Reis sich bei seinen Versuchen sehr wohl bewußt.

Diesem künstlichen Ohr, wie man den Apparat am besten nennen kann, das zur Aufnahme der Schallwellen dienen sollte, fügte er einen die Funktionen der Gehörnerven übernehmenden Apparat hinzu, um die am Empfangsapparat aufgenommenen Schallwellen am entfernten Ort wiederzugeben. Hierzu benutzte Reis eine einfache aus isoliertem Kupferdraht bestehende Spirale, in deren Innerem sich eine Stricknadel befand.

Wird nun gegen die Membran gesprochen, so gerät diese durch die Schallwellen in Schwingungen; zwischen Hammer und Amboß finden Druckveränderungen statt, und der Magnetismus der Stricknadel, erzeugt durch die stromführende Kupferdrahtspirale, wird abwechselnd geschwächt und verstärkt. Die dadurch bedingte Verschiebung der Moleküle setzt die Nadel in Schwingungen, die sich in der Luft als Schallwellen fortpflanzen und dem Menschen als Töne wahrnehmbar sind.

Das sind Uranfänge der praktischen Telephonie; denn was Reis hier als Geber und Empfänger verwertet, finden wir heute als Mikrophon und Telephon über die ganze zivilisierte Erde verbreitet, wenn auch in bedeutend verbesserter und vollendeter Form.

Es ist Reis nicht gelungen, irgend welche Vorteile aus seiner Erfindung zu ziehen, da es ihm nicht geglückt ist, Kapitalisten für seine Idee zu interessieren. Aus all seinen Versuchen und besonders aus seinen Apparaten, die uns erhalten sind, geht jedoch deutlich hervor, daß es ihm nicht allein um physikalische Experimente zu tun gewesen ist, sondern daß er tatsächlich an eine praktische Verwertung seiner Erfindung gedacht hat.

Wie kühn und unfaßbar dem Menschen anfangs überhaupt der Gedanke an eine elektrische Uebertragung der Sprache gewesen ist, beweist das Vorgehen gegen Reis, dem man die Aufnahme einer Abhandlung über das Telephon in den Poggendorffschen Analen mit der Begründung verweigerte, daß die Uebertragung der Sprache auf elektrischem Wege unglaubhaft sei. Die Erfindung fand darum auch in Deutschland, abgesehen von einigen wissenschaftlichen Kreisen, bei weitem nicht die Aufnahme und Beachtung, die sie verdiente. Einige in Deutschland angefertigte Apparate gingen nach England; aber auch hier kam man über geringfügige Verbesserungen nicht hinaus.

Erst im Jahre 1876 stellte der Taubstummenlehrer Alexander Graham Bell auf der Weltausstellung in Philadelphia ein Telephon aus, das zur Grundlage aller heut bestehenden Telephone werden sollte.

Die längst bekannte Erscheinung, daß feste Gegenstände, sobald sie von Schallwellen getroffen werden, ebenfalls in Schwingungen geraten, und die Tatsache, daß jede Aenderung des Magnetismus in einer Spule Induktionsströme erzeugt, machte Bell sich zunutzen. Je nach Beschaffenheit des Gegenstandes ist er mehr oder weniger geneigt, auf alle Töne gleich gut anzusprechen, und Versuche haben ergeben, daß dünne eingespannte Platten aus Holz, Kohle, Metall usw. am besten die kompliziertesten Töne, und um solche handelt es sich ausschließlich bei der Telephonie, wiedergeben.

Bell baute seine Erfindungen weiter aus und kam schließlich zu einer Form, die für Geber und Empfänger gleichartig war. Seinem Freund, dem Bostoner Professor Peirce ist es bald darauf gelungen, ein Telephon zu schaffen, das sich lange Zeit trefflich bewährt hat und sich in seiner Urform in allen heut bestehenden Fernsprechern wiederfinden läßt.

Es ist von weniger und untergeordneter Bedeutung für die Geschichte der Telephonie, daß mit Bell zu gleicher Zeit noch andere Erfinder, es sei nur Elisha Gray genannt, Patente auf Telephonapparate angemeldet haben, was Anlaß zu langwierigen Patentstreitigkeiten gegeben hat.

Das charakteristische der Bellschen Telephone sind die großen und schweren Magnete, die zur Erzielung einer genügenden Tonstärke nötig sind.

In Deutschland griff man, um eine bessere Lautwirkung zu erzielen, eine Konstruktion Bells auf, die er wieder aufgegeben hatte, indem man den Stabmagneten durch Hufeisenmagnete ersetzte.

Während man sich in Amerika und England mit dieser Form begnügt hat, so daß Apparate dieser Form noch heute größtenteils dort im Gebrauch sind, ist man in Deutschland darauf bedacht gewesen, das Telephon handlicher zu gestalten.

Das Telephon gleichzeitig als Sender und Empfänger zu benutzen, hat aber auf die Dauer den Ansprüchen nicht genügen können, da bei wachsender Leitungslänge die Deutlichkeit und Tonstärke einer telephonischen Mitteilung mehr und mehr abnehmen. Der Widerstand einer Leitung wächst proportional mit ihrer Länge; die Energie also, die man in Gestalt von Schallwellen in den Sender hineinschickt, wird bei zunehmender Leitungslänge infolge des Widerstandes teilweise vernichtet, so daß am Empfänger nur eine ungenügende Umwandlung der aufgewandten Energie in Schallwellen stattfindet. Es ist daher ein Apparat konstruiert worden, der in seiner Eigenschaft als Sender imstande ist, größere Energiemengen aufzunehmen und zu dem entfernten Empfänger zu senden.

Die Konstruktion ist in der Telephonpraxis als Mikrophon bekannt.

Das Prinzip des Mikrophons beruht auf der Veränderlichkeit des Uebergangswiderstandes zwi-

schen zwei sich lose berührenden Leitern. Ist zum Beispiel in dem Schließungskreis einer galvanischen Batterie ein Galvanometer eingeschaltet und liegen die beiden Enden der Leitung lose aufeinander, dann zeigt das Galvanometer durch seinen Nadelschlag eine gewisse Stromstärke an; drücken wir nun das obere Drahtende etwas fester auf das untere, dann wird der Nadelausschlag größer, d. h. mit der Innigkeit des Kontaktes wird der Uebergangswiderstand kleiner und demzufolge wächst die Stromstärke im Schließungskreise. Anstatt nun die beiden Drahtenden direkt in Kontakt zu bringen, führen wir sie an je einen Kohlenstift und legen diese beiden Kohlen ebenfalls aufeinander. Bei diesem Versuch machen wir die Wahrnehmung, daß der Unterschied des Nadelausschlages bei losem Kontakt und etwa durch ein bestimmtes Gewicht zu bewirkenden Druck des Kontaktes bei weitem größer ist als vorher, weshalb die Stromschwankungen auch größer sein müssen, und darauf kommt es bei der elektrischen Schallübertragung ja wesentlich an.

Während die bisher erwähnten Mikrophone sämtlich Kohlenstücke in Gestalt von Walzen, Stäben usw. verwenden, hat Edison sich bereits im Jahre 1877 mit einer Konstruktion befaßt, bei der er feine Kohlenteilchen als veränderlichen Zwischenleiter benutzt. Sie haben sich aber ebensowenig wie die Mikrophone mit fester Kohle in reiner Form erhalten; man ist nach und nach dazu übergegangen, beide Typen zu vereinigen, und so finden wir in den heut gebräuchlichen Mikrophonen sowohl Kohlenpulver als auch Kohlenstücke als Zwischenleiter.

So ist es dem Menschengeist gelungen, in überaus kurzer Zeit die Hauptorgane für die elektrische Fernübertragung der Sprache einer praktischen Verwendung nutzbar zu machen. Der Mensch blieb jedoch bei dem Erfolg nicht stehen und war bemüht, die errungenen Vorteile auszunützen und zu verbessern.

Aus: Die moderne Elektrizität. Lehrbuch über die Anwendung der Elektrizität für Installateure, Monteure, Mechaniker, Gewerbetreibende usw., sowie Nachschlagewerk für Studierende und Ingenieure, 3. Aufl., 2 Bände und Modell-Atlas. Gera, Techn. Verlag, Naumann & Co.

Schalkereien

Wann man nix zu beichten hat

Schnurre von Georg Queri

Er wüßt' rein gar nix anzugeben, sagt der Schallkammerer, rein gar nix. Das wüßt' ja der Herr Pfarrer sowieso: daß man hie und da eine Maß mehr trinkt und dann kreuzlustig wird. Daß man beim Tarocken einmal dem andern in die Karten schaut; und daß man einmal ein kräftig's Wörtel sagt, wann die Roß' nicht ziehen — ob's aber direkt geflucht sei??

Lump! denkt sich der Pfarrer, Malefizlump, nixnutziger! nixnutziger!

„Und g'rauft hast wohl nie?"

„G'rauft," sagt der Schallkammerer, „einmal haben sie mir vierzehn Täg geben und einmal sechs Wochen — aber das G'richt hat halt die Zeugen nicht richtig vernommen. Und der Andresl hat damals bei den sechs Wochen einen kalten Eid geschworen — eine Hand droben und die andere drunten, daß die Himmelsstraf durch einen Blitzableiter an der Seel' vorbeirutschen muß. Wann der Andresl nit — —"

Wart, denkt sich der Pfarrer, dir will ich's schon anrechnen. Die üble Nachred' mit dem Meineid tut drei Rosenkränz', gerauft für vierzehn Täg tut zwei und gerauft für sechs Wochen tut sechs. Elf Rosenkränz' zur Buß.

„Und hast nie nit g'rauft, wo das Gericht nix davon erfahren hat?"

Der Schallkammerer denkt nach. „Wo das Gericht nix erfahren hat — — ja, so hab' ich schon auch einmal gerauft..."

„So! Und wo und mit wem?"

„Kennt der Herr Hochwürden den Kuchlsteig, gleich neben dem Hundsfellgraben?"

„Ja," sagt der Pfarrer, „und was wär's weiter?"

Der Schallkammerer: „da hab' ich halt einem schlechten Kerl die Faust 'zeigt."

„Und nix weiter? Nur gezeigt?"

„Und ein bissel an die Nasen hing'halten. ."

„Ein bissel fest, Schallkammerer!"

„G'stolpert ist er schon ein bissel...," sagt der Schallkammerer und bremst mit der Aussag'.

„G'stolpert," sagt der Pfarrer entsetzt und ist schon in Gedanken am Kuchlsteig, der so schmal ist wie zwei Händbreiten und von dem's klaftertief hinabgeht, jach und wüst in den Hundsfellgraben — — „g'stolpert ist der ander'? Wer ist er denn g'wesen, der ander'?"

„Ein Jäger halt..." Herrgott, jetzt reut's den Schallkammerer, daß er mit der G'schicht ang'fangen hat. Und heiß ist's im Beichstuhl.

Der Pfarrer aber hat die Seel' vom Schallkammerer in den Händen und läßt sie nit mehr locker. „Schallkammerer, und wannst mir jetzt nit sagst, wie's ausgegangen ist, die G'schicht mit dem Jäger, so gibt's keine Lossprechung. Kannst gleich heimgehn mit deinem Sündenpackl!"

„Wie's ausgangen ist? Ja, das weiß ich halt nit. Er hat sich halt nit mehr seh'n lassen seither. Vielleicht daß er sich eine andere Stell' g'sucht hat, im Tirol..."

Mehr hat er nit gewußt, der Schallkammerer.

Aus dem Bayrischen Kalender, Verlag R. Piper & Co., München. Vergl. Nr. 8 dieses Jahrgangs.

Wegweiser der Lese

Friedrich Huch †

Am Pfingstmontag starb unerwartet früh, im Alter von 39 Jahren der Dichter: Friedrich Huch. Er war erst 11 Jahre im Amt des Schriftstellers tätig gewesen und hatte es schon zu allgemeiner Anerkennung und seltener Beliebtheit beim Publikum gebracht. Tausende, die freudig mit ihm die Pfade seiner vortrefflich eigenwilligen Phantasie gewandert sind, werden sein rasches Ende beklagen. Und jeder, der ihm jemals nahegetreten ist, fühlt: hier schied ein Mensch von ganz besonderer, scharf ausgeprägter Wesensart aus dem großen, etwas eintönig gewordenen Saal unserer gegenwärtigen Literatur.

Es ist unmöglich, ihn hier auf engem Platze eingehend zu würdigen. Von seinen Romanen seien nur in Kürze die folgenden erwähnt: „Peter Michel", mit dem er 1901 begann, „Geschwister", „Mao", „Pitt und Fox", das Buch, das ihm den größten Erfolg brachte und „Enzio", der 1910 als letztes Werk von ihm erschien.

Huchs eigenstes Schaffensgebiet war die Prosa. In ihr hat er die Form gefunden, sich und das Seine zu äußern, darzustellen, zur lebenden Anschauung zu bringen. Breit und langsam erzählt er, scheinbar ohne Leidenschaft. Aber von Seite zu Seite tut er uns das Innere seiner Gestalten weiter und tiefer auf, führt uns die geheimen, oft sehr verschlungenen Wege ihres Gemütslebens. Seine Romane sind keine Romane im guten, alten Sinn, keine Häufungen von Begebenheiten, die wechseln und überraschen, bei ihm ist die gesamte Handlung jedesmal in die Seele weniger Hauptpersonen zusammengedrängt, strömt von dort aus hervor, ergießt sich dorthin zurück und findet dort allein ihre letzten Lösungen und Erklärungen. Wunderbar ist, wie Seele und Welt auf solche Art zu einem bewegten Frage- und Antwortspiel erweckt sind, immer in scheinbarem Gegenspiel und doch von Grund aus einig bestimmt durch die Eigenheit der geschilderten Menschen. Hinter dieser Darstellungsweise steht als unsichtbare Leiterin die Weltanschauung Huchs, die, echt künstlerisch, den Einzelmenschen zum Mittelpunkt der Dinge erhebt und in ihm Anfang und Ende alles Seins zu entdecken weiß.

Doch noch mehr verraten uns die Bücher dieses Dichters über ihn selbst und jetzt, nach seinem Tode, dürfen wir ihm dafür gerade besonders dankbar sein. Betrachten wir nämlich die Personen seiner Romane näher, vertiefen uns in sie und stellen sie vergleichend nebeneinander, so erkennen wir alsbald, daß die meisten von ihnen, trotz weitgehender Verschiedenheiten gewisse Ähnlichkeiten aufweisen, die keineswegs zufällig, sondern aus dem Charakter ihres gemeinsamen Schöpfers heraus, notwendig sind. Viele nämlich tragen, mehr oder weniger scharf betont, einen Hang zum Traumhaften, Unwirklichen in sich; ein Zug von Daseinsabgewandtheit, von Verlorenheit in der eignen bunten Innenwelt zeichnet sich sie aus und wird nicht selten ihr besonderes Schicksal. Hierin aber begreifen wir eine der Haupteigenschaften des Dichters selbst, der, ein ruhloser Beobachter der Seele, den Blick immer nach einwärts gerichtet hielt, unermüdlich auf neuen Entdeckungsfahrten in diesem Wunderlande begriffen. Das beweisen seine Aufzeichnungen unter dem Titel „Träume" am besten. Diese gleiche Eigenschaft aber vor ihm hat auch der Quell seines ganz einzigartigen Humors, eines Humors, der nicht bei komischen Erlebnissen und Situationen stehen bleibt, sondern über seelische Eigentümlichkeiten und Verbildungen lächelt. Er gibt seinen Büchern den fröhlich weichen Klang, der sie besonders liebenswert macht.

Derselbe Humor leuchtete uns auch aus dem markanten Gesicht Huchs entgegen, das mit seinen ungewöhnlich stark betonten Formen, mit der scharf hervorspringenden Nase, dem kraftvoll gerundeten Kinn und den flimmernd klar-blauen Augen, ein seltsames Gemisch von alt und jung, von heiter und weise, von mutig und versunken war. Wer einmal hineingeschaut, vergißt es nicht wieder und findet es mit Freuden hinter den Zeilen seiner Bücher allenthalben versteckt.

Friedrich Stieve.

Das Harzer Bergtheater

Wie fang ichs an, die Leute in den grünen Wald zu führen? Sie aus der dumpfen, rauchigen Schenke wegzulocken? Ihnen das Volksschauspiel unter freiem Himmel nahe zu bringen? Ihnen künstlerische Eindrücke, vaterländische Gedanken, Sage und Geschichte der Heimat ins Herz zu senken?

Was die alten Griechen konnten, können wir das nicht auch?

Gedacht, getan. Wo die Wolken lagen auf den Felsenhöhen des Harzes, 400 Meter überm Meeresspiegel, richtete ich der Kunst eine Stätte her. Ich ließ eine Bergschlucht bei Thale in eine ringförmige Runde umwandeln, sprengte sie aus den Felsmassen heraus, legte eine tiefe Erdbühne und eine steile Stufenfolge von Sitzbänken an, und wartete, ob die Leute auch kamen.

Und sie kamen wirklich, staunten ob des erschlossnen Landschaftsbildes und freuten sich über die Werke der Dichter, die vor ihnen zum Leben erweckt wurden. Wie durchdrang das geflüsterte Wort mühlos die unermeßliche Weite! Sie kamen nicht nur einen Sommer lang, sondern, den Zweiflern zum Trotz, zehn Sommer hintereinander, obschon der natürliche Hintergrund, der Rahmen der Bilder derselbe blieb und nur durch allerhand szenische Zutaten jeweils verändert wurde. Es ward Nachmittags, oft auch Abends gespielt, meist ohne Pause. Und wenn es eine echte Dichtung war und das Spiel gut, so lauschte alles mit Andacht, und niemand vermißte die Kulissenbühne der Stadt.

So lernten Tausende und Abertausende das Theater unter freiem Himmel kennen, gebildete und einfache Leute, hoch und niedrig, alt und jung, mit unermüdlichem Eifer, mit unverminderter Begeisterung. Regnete es oder fiel ein Unwetter ein, so eilte alles in die große Schutzhalle, die ich, durch die Erfahrung belehrt, im vierten Jahre des Bestandes meiner Schaubühne quer von der obersten Terrasse des Zuschauerraumes erbaut hatte, und folgte dem Spiel auf einer kleinen Innenbühne, das als Ersatz für den Ausfall im Freien diente. Diese Einrichtnng bewährte sich aufs beste; sie bot auch bei zweifelhafter Witterung den Leuten einen Unterschlupf.

Ich ließ die Werke lebender Dichter spielen, neue Schöpfungen wie „Wieland der Schmied" von Fr. Lienhard, Werke alter Meister zumal Shakespeares und der Deutschen, die sich in diesem gewaltigen Rahmen völlig neu ausnahmen. Das Niedere und Fragwürdige schloß ich aus und ich beklag es, daß sich so viele neuere Bühnenanlagen im Freien in diesem Punkt selbst herabwürdigen. Denn Bühnen in der Natur sollten sich frei halten von dem, was man den städtischen Bühnen mit Recht zum Vorwurf macht. Die Pflege und Entwicklung des nationalen Dramas ist freilich keine leichte Aufgabe, sie erfordert Berufsschauspieler.

Das Beste, an dem allen bleibt aber Wald und Fels, der freie Ausblick, der Herz und Seele erhebt, die gewaltige Anlage des Ganzen. Das kleine Getriebe der Menschen hat mich oft verdrossen, und die Stille vorher und nachher, bevor sie kamen und nachdem sie gingen, war mir das liebste. Ein alter Opferstein ist in der Nähe; dort im Eichenhain nahe dem Steinwall, der die Felsenklüfte des Bode- und Steinbachtales verbindet, lag ich oft und dachte, daß einst, wenn alles vorüber sei, der grüne Wald wieder über das Theater wachsen würde wie zuvor; wenn die Wipfel der Eichen im Walde rauschen, und gelbe Falter über den Berghang taumeln, dann wird es wie ein Traum sein, daß hier einst Menschenstimmen ertönten, daß hier die Gespinnste der Dichter für eine kurze Spanne Zeit Wirklichkeit gewannen, daß hier eine große, sommerliche Gemeinde an den Lippen der Sprecher hing. Dann wird alles verklungen sein und wir alle verwandelt: in Moos und Stein und Getier des alten Waldes.

Traute, alte Heimat! In dir leben und weben wir, mit deinem Stoff bauen wir und zu dir kehren wir einst heim, müde und lächelnd über unsere Träumereien. Dann mögen andere kommen und Bessres schaffen als wir: Menschenwerk, unvollkommen, das seine Zeit hat.

Aber wenn du die Pforte durchschreitest, über der geheime Zeichen, uralt heiligen Sinn künden, wenn du den umfassenden Fernblick in die Ebene genießest über die Vorberge des Harzes weg, die alte deutsche Königsstadt Quedlinburg mit dem Dom zu deinen Füßen schaust, wenn das Riesenrund dich umfängt, Himmel über dir, dunkle Waldung, so weit das Auge reicht, wenn du die Wange lehnst an den kühlen Felsen, durch dessen Moos das feine Gerieseł des Quellwassers rinnt — dann fühlst du dich der Natur, fühlst dich dem Ewigen näher, eins mit ihm — mit Himmel, Wolken, Berg und Fels — fühlst dich näher dem Vaterlande, dem herrlich vor dir hingebreiteten — dann verstehst du vielleicht den Gedanken dessen, der diese Bühne schuf!

Ernst Wachler.

Unsere Bilder

sind dem Werk entnommen: Der Krieg in Bildern, von Major Alfred Steinitzer und Wilhelm Michel (mit 100 großen Abbildungen, darunter 10 Doppeltafeln), Verlag R. Piper & Co., München, Geschenkband in Groß-Quart, Preis geb. 5 Mk. Das Werk enthält Schlachtendarstellungen, Kriegsscenen u. dergl. von den alten Ägyptern bis zur letzten Gegenwart, bis zum russisch-japanischen Kriege. Major Steinitzer schrieb einen Text über die geschichtliche und strategische Seite des Themas, Michel über die künstlerische Seite der Darstellungen, zugleich einen Überblick über die Kriegsschilderungen in der Literatur von Homer bis Liliencron. — Also ein Hymnus auf den Krieg in Bildern? Ja — nein. Das Buch ist sachlich gemeint, kommt aber natürlich in unserer Zeit der Balkankämpfe und Wehrvorlagen günstig für alle Kriegsfreunde. Wir haben einige Bilder daraus gewählt, um eine Friedens-Nummer zu schmücken. In unserer Zeit entscheidet sich in aller Stille eine endgültige Wandlung des Menschenherzens, die später über die Frage: Krieg oder Frieden? entscheiden wird. Wir empfehlen jedem, angesichts solcher Kriegsbilder, wie das vorliegende Werk sie reichlich zeigt, sich noch einmal zu prüfen, wohin er neigt.

Gedenktafel

Am 7. Juni 1843 starb in Tübingen der Dichter Friedrich Hölderlin in geistiger Umnachtung.

Am 8. Juni 1768 wurde der Altertumsforscher Johann Joachim Winkelmann in Triest ermordet.

Am 8. Juni 1794 starb in Göttingen Gottfried August Bürger, der Dichter der „Lenore".

Am 9. Juni 1843 wurde in Prag Berta v. Suttner geboren, die bekannte Vorkämpferin des Weltfriedengedankens.

Am 10. Juni 1911 starb in Rostock der Dichter Adolf Wilbrandt.

Am 11. Juni 1847 starb der Seefahrer Sir John Franklin auf einer Nordpolexpedition.

Nachrichten

Ehrengaben aus der Fastenrath-Stiftung. Bei den Kölner Blumenspielen wurde das Ergebnis der diesjährigen Beschlüsse des Stiftungsrates der Johannes-Fastenrath-Stiftung für deutsche Schriftsteller in Köln bekannt gegeben. Als Ehrengabe wurde in diesem Jahre ein Gesamtbetrag von 7500 Mark bewilligt. Bedacht wurden die Schriftsteller Arno Holz (Berlin), Frank Wedekind (München), Gustav Meyrinck (München), Gerd v. Bassewitz (Berlin), Gustav Renner (Berlin), Cajus Möller (Berlin), Maurice Reinhold v. Stern (Linz) und Heinrich Penn (Wien).

Die Deutsche Schiller-Stiftung läßt soeben ihren 53. Jahresbericht erscheinen. Wie wir diesem entnehmen, beträgt die Gesamtsumme, die die Zentralkasse der Deutschen Schiller-Stiftung im Berichtsjahre an Unterstützungen ausbezahlte, 61 000 Mk. Davon entfallen auf lebenslängliche Pensionen 8980 Mk., auf vorübergehende Pensionen 33 600 Mk. und auf einmalige Bewilligungen 19 020 Mk. Die Leistungen der Zweigstiftungen beliefen sich außerdem auf 17 205 Mk. und 7730 Kr. ö. W. Das Gesamtvermögen der Schiller-Stiftung betrug Ende 1912 2 407 396 Mk., 319 540 Kr. ö. W. und 2000 Frcs.

Lesepost

Aufforderung: Wir wiederholen unsere Bitte, daß unsere Leser an der Gedenktafel mitarbeiten und uns Daten, die für die Lese in Betracht kommen, einsenden.

Berichtigung: Die Brieux'sche Skizze in Nummer 17 ist nicht vor mehr als 10 Jahren, sondern vor mehr als 20 Jahren geschrieben. Die Anthologie „Friedensstimmen" von Leopold Katscher ist vor mehr als 18 Jahren erschienen.

Frage: Wer kann uns sagen, von wem folgender Spruch ist:

Über jedem Neste
baut der Himmel Paläste,
Wolkenburgen und Sonnenglut.
Es ist kein Fleck zu arm auf Erden,
auf ihm ein Mann und Held zu werden.
Du junge Seele, fasse Mut!

O. R. in Innsbruck: Sie fragen an, ob Sie öfters „Sachen senden dürfen". Bitte, nein, aber wir wollen eine Probe Ihrer „Sachen" hier bekanntgeben, damit auch andere Freude daran haben:

Rosen, Tulpen, Hyazinthen
blühen in dem Garten,
Veilchen, Nelken sich befinden
auch darin und warten — usw.

A. F. in L.: Sie wollen kein Honorar für die Gedichte, aber drei Belegnummern. Damit Sie zu diesen kommen, wollen wir wenigstens die erste Strophe abdrucken:

Der dunkle Wald umgrenzt den Wiesengrund,
der graue Berg, der liegt dahinter,
das dürre Laub und der Wind gibt's kund,
daß langsam einzieht schon der rauhe Winter — usw.

Dr. H. in B.: Die größten Volksbildungsvereine sind: Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin NW. 52, Lüneburgerstraße 21; hat eigenes Organ „Volksbildung", verleiht Bibliotheken, Lichtbilder, Films usw. Näheres durch die Geschäftsstelle. Der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung in Frankfurt a. M. und der Süddeutsche Volksbildungsverband arbeiten wieder anders, persönlich erobernd. Gesamtüberblick durch die Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin-Charlottenburg mit den Blättern „Concordia" und „Volksbildungsarchiv".

An unsere Gedichteinsender: Wenn zu den übrigen Jahreszeiten die Gedichte zu hunderten kommen, im Frühling laufen sie zu tausenden ein. Die Jungen und die Alten, die Männlein und die Weiblein, alle ergreifen plötzlich neue Gefühle, und sie ergreifen die Feder, um diese Gefühle loszuwerden. Und alle haben sie Vertrauen zur Lese, daß diese ihre Gedichte liest, beurteilt, druckt. Wir mußten schon drei Hilfsarbeiter in ärztliche Behandlung geben, und die Ersatzkräfte verweigern die Arbeit, wenn sie nicht stärkende Hilfsmittel zur Seite haben, etwa eine Zigarre oder Maibowle. Der Herausgeber, der alles nachprüft, muß doch gesund bleiben, um regelmäßig die Lese machen zu können. Also Mitleid! wir flehen um Mitleid!

Wir erklären einmal prinzipiell, daß wir nur eine Auswahl des Besten bringen können. Wir dürfen ein Gedicht von irgend einem lieben Menschen, der zufälligerweise einmal ein nettes Gedicht macht, weil die Jugend in ihm dichtet und der Frühling und die Liebe, und weil, wenn diese drei zusammenkommen, wirklich einmal etwas Schönes entstehen kann; wir dürfen dieses eine zufällig entstandene Gedicht des Herrn X oder des Fräulein Y nicht drucken. Wir dürfen nur Poesien annehmen von Begabungen, die durch Leistungen nachweisen, daß sie mehr zu

geben haben als ein Gedicht; die die schwere Mission des Dichtens für ihr ganzes Leben auf sich genommen haben. Alle andern, die gelegentlich dichten, gehören nicht in die Literatur. Dichten ist furchtbar leicht; aber nach den ersten Versen, die man gemacht hat, muß die Frage auftauchen: ja, kannst du denn wirklich etwas? darfst du als besonderer Könner zur Menschheit sprechen? Wir dürfen keine Dilettanten züchten und tun es ja auch nicht. Selbst wo wir Begabung vermuten, müssen wir lange und sorgfältig beobachten, ob einer etwas kann, ob er sich entwickelt, ob er hält was er verspricht. Denn wir dürfen dem Leserkreis nur das bieten, was nach unserer Überzeugung wert ist, gehört zu werden und was auf die Dauer etwas bedeutet.

Es gibt eine zweite Art des Dichtens und Schreibens, gleichsam eine private für den Hausbedarf, für die eigene Menschwerdung. Diese hat ihren großen Wert. Denn in dem Augenblick, wo einer oder eine anfangen, Gedanken und Gefühle in Formen zu bringen, werden sie als Mensch gezwungen sich zu klären, zu veredlen, zu vertiefen. Wer aber Dichter sein will, muß das nicht nur für sich, sondern für Tausende können, und in seiner Begabung muß die Inbrunst und Kraft und Fülle stecken, daß Tausende davon zehren können. Wer so im Garten an einem Maiabend, oder am Schreibtisch ein Gedichtlein hinhaut und glaubt, daß das nun ein besonderes Werk sei, der handelt leichtsinnig und anmaßend. Die wirklichen Dichter knien in ihrer innersten Seele und ringen demütig um Kraft und Erleuchtung, oder sie haben eine so fundamentale Kraft, daß sie die ganze Welt in sich hineinreißen, um sie in ihr Wesen umzugestalten, das dann die andern vergewaltigt.

Außerdem wird aus diesen Einsendungen eines erschreckend klar: daß so viele glauben mit Gedichten zu einem größeren Publikum sprechen zu dürfen, die dabei nicht einmal eine eigene Sprache haben, ein besonderes Empfinden und Denken. In hunderten von diesen Gedichten kommen immer dieselben Wendungen vor. Leider auch ganz besonders häufig ganz schrecklich sentimentale Phrasen und kläglich weiche Stimmung. Man verwechselt so viel Lyrik mit Lyrismen. Dieses Dichten wirkt wie Ohnmacht zum Leben, wie Weltflucht. Es säuselt und bebt und haucht in diesen Versen; Mark, Männlichkeit, Erdenkraft fehlt. Ferner: die wenigsten wissen, daß zum Dichten und Schriftstellern nicht nur Fleiß, sondern ein ganz kolossaler Fleiß gehört. Der Dichter von Beruf arbeitet an seinem Manuskript, daß ihm die Finger schmerzen von häufigem Abschreiben; er ringt um jedes Wort, legt die Hand darauf, ob es sein eigenes wirklich gefühltes Wort ist, sucht wochenlang nach dem richtigen Ausdruck, nota bene mit der Inbrunst des Gefühls, nicht bloß mit dem Kopf, und hämmert und meiselt und verklärt und vergeistigt, bis die zehn oder zwanzig lumpigen Zeilen eines Gedichtes in reiner Schönheit dastehen und vor lauter Leichtigkeit der Form das Publikum nicht merkt, wieviel Schweiß darin steckt. Dem gegenüber wirken die meisten eingesandten Gedichte wie flüchtige Konzepte.

Und ähnlich ist's mit der Prosa. Es hat keinen Zweck, einmal etwas zu schreiben und einzusenden, um auch einmal in der Lese zu stehen. Wir leisten viel fruchtbarere Arbeit, wenn wir unserer Lesegemeinde Autoren vorführen, von denen im Laufe der Jahre immer wieder wertvolle Proben kommen, als wenn wir einmal etwas bringen, was zufälligerweise etwas ist, dann aber nie wieder. Wir möchten, daß eine geistige Freundschaft entsteht zwischen den Dichtern und Denkern, die wir pflegen, und den Lesern, für die wir wählen; dazu gehört, daß wir die flüchtigen Gelegenheitsbeiträge zurückdrängen vor denen, die dem Gesamtcharakter der Lese immer wieder stärkende Stoffe zuführen.

Der Hauptgrund für das Anwachsen des Manuskriptstromes, der nicht nur wegen des Frühlings, sondern überhaupt außerordentlich stark ist, ist wohl der, daß sich, nicht mit Unrecht, die Meinung verbreitet hat, daß wir nicht nur wirklich alle Einsendungen prüfen, sondern daß wir auch ohne Ansehen des Namen und des Standes, des Alters und des Geschlechtes sorgfältig sichten. Und das ist richtig: wir bringen nicht nur die bekannten Dichter, sondern auch einfache Geister, aber wir müssen unbeirrt streng an dem Gesichtspunkt festhalten, daß wir die Berufenen vor den flüchtigen Gelegenheitsschreibern zu Worte kommen lassen.

Unser Prämienausschreiben

Charakteristik des Einlaufs

VII

Dem Schreiner Koch in Stuttgart ist ein Wegweiser auf seinem Lebensweg: Karl Kautsky, „Karl Marxs Ökonomische Lehren"; seine Zukunftssehnsucht liegt in dem Arbeiterlied von Jakob Audorf:

„Der Erde Glück, der Sonne Pracht,
des Geistes Licht, des Wissens Macht,
dem ganzen Volke seis gegeben,
das ist das Ziel, das wir erstreben". —

Der Student Goldschmitt in Karlsruhe dichtet schöne Verse an „Michael Kramer". — Josef Radermacher, Verwaltungsassistent in Brühl, kann keinem seiner Lieblingsbilder den Vorzug geben, weder dem „Schalksnarr" von Franz Hals, noch der „Iphigenie" oder der „Medea" von Feuerbach, noch Schwind, noch Richter, er liebt jedes in seiner Art. — M. Kleineberg in Dortmund besitzt ein Tagebuch ihres Vaters, im Bilde ihrer Mutter findet sie immer Lieblichkeit und Milde und als liebstes Lied singt, die anscheinend Einsame, „Vater, Mutter, Schwester, Brüder hab ich auf der Welt nicht mehr". — Resi Meyer, Lehrerin in Müllheim, der es schrecklich ist, so aufs Gewissen gefragt zu werden, macht es kurz und sagt: zur Zeit „Helmut Harringa". — Frau Hanne Lehnert rühmt Hauffs „Lichtenstein", wohl von der herrschenden Zeitstimmung angesteckt, als hochpatriotisch. — Martha Stern, „treue Anhängerin der Lese seit Gründung", und Ortsgruppenmitglied in Mannheim, ist noch nicht so alt und nicht mehr jung genug, um ihr liebstes Buch nennen zu können. Auch sie hat unter den Dichtern viele Liebhaber; ihr letztes Lieblingsbuch ist „Die Weise von Liebe und Tod des Cornels Cristoph" von Rainer Maria Rilke. — Otto Mehrens in Kestert schätzt seit seinem 16. Jahre Liliencrons Gedichte, weil er damals eines Tages endeckte, daß in diesen Versen echtes Blut ist. — Der Pfleger Erich Ude in Bethel preist „die Bibel". — Gretel Strunz, Du schreibst so lieb über Reuter „Ut mine Stromtid", daß wir Deinen freundlichen Gruß, liebe Gretel, erwidern. — Der Jugendpfleger Pfeil in Coblenz besitzt ein Bild, das ihm einst die Jungens einer Erziehungsanstalt geschenkt haben, ein kleines Ölbild „Herbstlandschaft", Meister unbekannt, Preis 2.50 Mk., aber die acht Jungens haben ihre Namen auf die Rückseite geschrieben. — Der Gymnasiallehrer Böhmer in Windsbach weiß Hugo Wolfs Lied Mörikes „Denk es o Seele" feinsinnig zu rühmen.

Fortsetzung folgt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Das Kind im Sprichwort. — Das Harzer Bergtheater. — Friedrich Huch †.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 24 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

An das Leben

Ueber allen Wolken
bist du, o Sonne!
Ueber aller Nacht
ist Licht
und Lust über aller Qual!
Und diese kleine Insel
mit den rings steil abstürzenden Klippen,
auf der wir träumen,
ist umflossen von einem tiefen Leben!
Tod, wer glaubt noch an dich,
Tod, wer zittert vor dir,
der einen Augenblick l e b t e!
Wißt ihr, was leben heißt?
D e n T o d n i c h t k e n n e n —
das ist —
wie klopft mein Herz an die Rippen! —
d a s i s t L e b e n!
Ewiger Wandel des Seins
steigender Wandel, ich grüße dich!
Tod und Furcht vor dem Tod
kennt nur die Scham und die Schuld,
aber der Freie, er l e b t! —

E m i l G ö t t.

Emil Gött

Wer war Emil Gött? Wir wollen wenigstens den Versuch machen, diesen Unbekannten aus seinem Dunkel zu ziehen; und ist diese Nummer auch nur ein skizzenhafter Auftakt, wir werden mit der Zeit mehr von ihm geben, damit der zu früh Gestorbene wieder auflebt und zu seinem Recht kommt.

So lebte, schuf und starb Emil Gött also völlig unbekannt? — Das kann man nicht sagen; er soll einen sehr großen Freundeskreis besessen haben, darunter Männer wie Emil Strauß, der lange Zeit mit ihm zusammen gelebt hat, Richard Dehmel, der ihn hoch gewertet hat, Anton Fendrich, der uns im folgenden einiges von ihm erzählt, Gustav Killian und viele andere. Doch scheint der Mann auf jeden ganz anders gewirkt zu haben, als wenn er viele Gesichter gehabt hätte. In den gesammelten Werken versucht der Herausgeber, Roman Woerner, zusammen mit seiner Schwester sein Lebensbild zu geben, liebevoll und feinsinnig; doch auch er hat ihn zu kurz gekannt; man sieht mehr den Gött der letzten Jahre, den Erlöschenden, nicht den der Höhe. Woerner erklärte uns, daß der eigentliche Gött in den Tagebüchern stecke, von denen jetzt bald zwei Bände folgen werden, nebst einem Band Briefe. Gött selbst soll die Tagebücher als sein Lebenswerk bezeichnet und sehr darunter gelitten haben, daß es ihm nicht mehr vergönnt war, sie zu verarbeiten.

Er paßt in keine Literaturgeschichte, ist keiner bekannten Erscheinung vergleichbar. Aus den Gedichten spricht einer, der nicht packt, was er geben will. Die Dramen zeigen einen gebändigten Epigonen; einen Revolutionär, in strenge eigene Kunstgesetze gebunden. Einen, der sich in Ueberarbeitungen nicht genug tun konnte und das Letzte herausholen möchte, oft auch feinste Durchklärung erreicht, oft aber auch, wie man beim Malen sagt, die Frische vermalt. Seine Aphorismen zeigen einen unruhigen Geist, bald fahrig, bald unheimlich konsequent; der Blöcke wälzt und mit Steinchen spielt, ihnen noch einen Glanz abzugewinnen; der über Nietzsche hinauswill, oft geradezu aus dem Jenseits denkt, dabei in einem unvollkommenen Leben in allerlei Fexereien befangen ist. Der Mann war Vegetarier und Sektirer, Bastler und Entdecker. Zeitweise so „durch", daß er ganz zu verstummen drohte — etwa wie Heinrich Hart gegen sein Lebensende sich ausschwieg —, dann wieder durch eine neue Welle oben, froh und unermüdlich geschäftig und das sachliche Leben meisternd. Ein Zweifler, Zermürber, Märtyrer und doch ein Sieger. Denn er ging, wenn auch erst ein halber Held, dann doch — zwischen Seelenräuschen und Alltagsniederlagen — einen Weg durch innere Verklärung zu eigener Höhe. Es muß ein Mensch mit einer unbeschreiblichen Lebenskraft und Lebensfreude gewesen sein — wie Fendrich mir schreibt: er war von einer sieghaften Sonnigkeit.

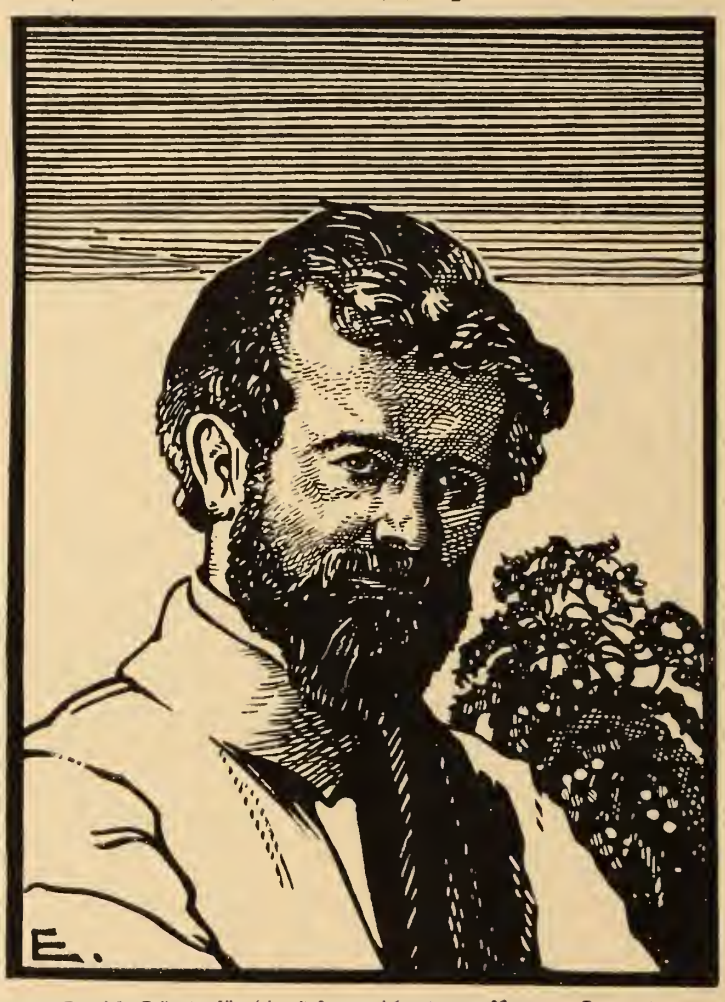
Bei keinem noch hatte ich so deutlich den Eindruck, daß man den Menschen sehen, hören, kennen muß, wenn man den Dichter verstehen will. Sein Schaffen ist Stückwerk geblieben; sein Meisterwerk war er selber: ein wunderbarer-wunderlicher Mensch.

Emil Gött war Badenser, wurde am 13. Mai 1864 geboren zu Jechtingen am Kaiserstuhl und starb am 13. April 1908; er lebte größtenteils in Zähringen bei Freiburg. G. M.

Emil Gött, der Mensch

Von Anton Fendrich

Ich war drei Jahre mit ihm befreundet. Das waren drei schöne Jahre. Wir sagten uns du. Nur auf den Schluß unserer Freundschaft und seines Lebens zu fing er nach mehrwöchentlicher Trennung wieder mit dem „Sie" an. Das erstaunte mich nicht und betrübte mich nicht sehr. Das hat jeder seiner Freunde, selbst seine Braut einmal, angeboten bekommen, wenn Differenzen in Weltanschauungsfragen oder Meinungsverschiedenheiten in irgend einer praktischen gerade gegenwärtigen Situation ihn drängten, intellektuellen Reibungen einen äußern Ausdruck zu geben. Denn es handelte sich fast immer nur um Intellektuelles, das er in seiner Neigung zur ästhetischen Dialektik überschätzte und leicht mit Fragen des Gefühls und Empfindens verwechselte, in denen man meistens einig ging. Es war ein Stück inneren Reinlichkeitsgefühls, was ihn da beherrschte. Lange bevor das Wort „Ausdruckskultur" geprägt war und öffentlichen Kurswert hatte, lebte Gött ganz und gar als Mensch der Ausdruckskultur. Der Drang zum Wahrsein unter allen Umständen nahm bei ihm leicht die Form der Besessenheit an, und sein Ordnungsschaffen, wenn er einmal daran ging, er, das große Kind und der weltfremde Mann, Landwirt, Ingenieur, Samariter und Dichter, bekam manchmal einen Zug ins Pedantische. Wie viel davon auf Kosten seines armen, von einem langjährigen Makel geplagten Herzens — (das war sein einziger Herzensmakel) — zu rechnen war, das wissen die Ärzte. Das wußten auch die Freunde, wenn er plötzlich mit dem „Sie" anmarschierte, um einige Tage nachher den lapsus linguae und intellectus durch einen guten Brief oder durch ein heimlicher- und nächtlicher Weise ans Fenster gestellte Blumenstöckchen zu tilgen. Dazu kam es leider bei mir nicht mehr. Die Sache ging diesmal umgekehrt. Ich brachte ihm eine Rose und er war schon tot.



Emil Gött, für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

Wenn man in jenen Tagen nach Götts Dahingang einen seiner wenigen Freunde auf der Straße traf, dann wurde über ihn zäh und fest geschwiegen. Später dann gestanden sich alle, daß unter dem Stillschweigen die bittere Erkenntnis geruht habe: „Nur nicht daran rühren! Denn wir haben einen Großen verloren." — Jemand, der nur drei Briefe mit ihm gewechselt hatte, schrieb ein Jahr darauf in einer Zeitschrift: „Sein Tod traf mich wie ein Schlag."

Und worin bestand Emil Götts Größe?

In seiner über alles Beschreiben gehenden Leidensfähigkeit. In seiner aktiven Leidensfähigkeit, die nichts mit einer süßlich-christlichen Leidenseligkeit zu tun hatte. Er war darin ein unfreiwilliger Nachfolger Nietzsche's, der den Übermenschen predigte, — aus Not, aus ureigenster Not. Ich habe aus Götts Büchern ein Andenken, die Nietzschebiographie von des Zarathustraspredigers Schwester, Frau Förster-Nietzsche, mit zahlreichen Randbemerkungen von Götts Hand.

Diese sind durchweg stark kritisch und zeigen, wie bei der unfreiwilligen Nachfolge Götts eine starke innere Gegnerschaft, nicht nur gegen die Schwester, sondern auch gegen den Bruder bestand. Sie lassen erkennen, wie sehr Gött den morschen Balken herausgefunden hatte, an dem Nietzsches Sehnsuchtsbau vom Übermenschen zusammenbrechen mußte; nämlich dessen Mangel an Liebe und an Volksempfinden.

Denn Gött war, wenn auch Aristokrat dem Bewußtsein nach, im Grunde seines Denkens und Fühlens wie auch von Geburt her Volk; während Nietzsche trotz seines Sträubens dagegen den Professor, die Zunft, das rein intellektuell entwickelte Bürgertum nie verleugnen konnte. Das Volk guckte Gött nicht nur aus allen Knopflöchern seines Lodenrocks, es schaute auch aus seinen sonnigreinen Augen

selbst hinter der scharfen Brille hervor. Es ist unnötig zu sagen, daß er wie alle Menschen seine Stunden, Tage und Monate der Schwäche und der Zweifel an sich selber hatte. Das bleibt den Allergrößten nicht erspart. Aber es ist nicht überflüssig, — und zwar weil es so selten ist! — zu sagen, daß er in einer rührenden Mischung von Kindlichkeit und Männlichkeit „von Genie und Unbeholfenheit oft vor einem stand, wie die menschgewordene Verkörperung der zwei schönsten Verse des Angelus Silesius:

Rein wie das feinste Gold, steif wie ein Felsenstein,
ganz lauter wie Krystall, soll dein Gemüte sein.

Bei aller oft linkisch herauskommenden Zartheit und Rücksicht im Benehmen — wie es sich auch aus seiner langjährigen Einsamkeit erklärt — war seine Art — sich zu geben, doch immer die des Volks. Eines schönen Nachmittags im Herbst 1905 kam ein Fremder in meine Wohnung, klopfte sich die von einer langen Wanderung über Felder und Aecker zeugenden groben Schuhe am Türpfosten ab und stellte sich vor, als: „Gött aus Jähringen". Er bekannte als den Zweck seines Kommens, er wolle, da er von mir etwas in der Zeitung gelesen, mir einmal „unter die Augenbrauen gucken". Daraus entwickelte sich ein mehrstündiges Gespräch, in dem er mir sein ganzes Lebensziel darlegte. Etwas anderes als glatte Uebergabe der Festung war einem so seltsamen Stürmer gegenüber gar nicht möglich.

Es ist von klugen Leuten allerlei geredet und geschrieben worden, wie es Emil Gött eigentlich hätte machen sollen, um aus seinem Lebenskapital die richtigen, vollen Zinsen zu schlagen. Es sind ihm weise Totenrichter erstanden, welche die Menschen der Nachwelt mit aufgehobenem Zeigefinger warnten vor solch verfehltem Leben. Ich habe nicht den Mut, auf so hohes Gestühl zu steigen. Mir war Emil Gött ein Mensch, dessen Geist, in einem schwachen und übersensibeln Körper steckend, sich unmenschlich und zäh und treu, wenn auch nicht vielleicht so klüglich, wie die Kinder dieser Welt, wehrte gegen ein Schicksal, das in seinem Werden wie vorgebildet stand und das er sich auch nach der Meinung mancher tüchtiger und stiller Leute ein wenig selbst gezimmert hatte.

Wie sich das in Wirklichkeit verhält, das weiß ich nicht und es ist nicht meine Sache, hier ein Kapitel über Willensfreiheit zu schreiben. Nur das eine weiß ich, daß aus all den Unzulänglichkeiten dieses Dichters und Denkers, der mit Gewalt ein Landwirt und technischer Erfinder sein wollte (um seine Muße nicht zum Milchmädchen zu degradieren!) gegen den Schluß des Lebens eine Heldengestalt emporwuchs, in deren Schatten es in Jahren und Jahrzehnten manchem das Wort und die Rede weniger leicht als seine posthumen Schulmeisterer handhabenden Menschen wohl sein wird. Denn was Emil Gött als Mensch, als bewußt Leidender und sein Schicksal heroisch in immer stärkerer Seele Tragender war, das hat noch gesagt zu werden. Er ist durch Kreuz und Not auf seine letzten Tage hindurchgebrochen zum Menschen, zum großen Menschen, nach dem wir alle Sehnsucht in uns tragen.

Das hat auch sein erster Biograph Roman Wörner am Schlusse der biographischen Einleitung zu seinen Werken unzweideutig ausgesprochen, wenn er auch beklagte, daß Gött's Werk nicht ebenso vollendet abschloß wie sein Leben.

Wenn uns Nachgeborenen der großen klassischen Zeit Goethes und Schillers eines zum Bewußtsein gekommen ist, dann aber doch die Wahrheit, daß das Leben eines Menschen immer mehr wert ist, als sein Werk. Die ganze Hochflut der Goethe- und Schillerliteratur, überhaupt der zahllosen Versuche, dem Erlebnis des Lebens bei großen Denkern und Dichtern nachzuspüren, wäre ohne diese Erkenntnis von dem Mehrwert des Lebens über das Werk unmöglich und unerklärlich. Wir kennen nicht die Rechnung und die Kräftewirkung des Lebens des Einzelnen auf die Vielen. Das ist noch etwas Zukünftiges. Aber daß sie sich nicht deckt mit der Wirkung der Werke, das hat schon Wilhelm von Humboldt in seinem bedeutungsvollen Aufsatz über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung ausgesprochen. Alle bedingungsweisen Perspektiven, was ein Mensch noch hätte leisten können, wenn er nicht gestorben wäre, haben etwas Peinliches und Kleinliches an sich. Wir haben einfach froh zu sein, wenn ein solcher Kerl da war, wie Emil Gött, und im übrigen nach dem Unsrigen zu sehen.

Gedanken von Zeno *)

Alle wahre Musik wird erst gehört und dann komponiert. Die Gabe, schöne Musik zu hören und sie festhalten zu können, nennt man Tonkunst. Denk nach, ob es mit der Lebenskunst nicht Parallele hat. —

Ein sogenanntes ungetrübtes Glück wäre höchstens bei denen möglich, die sich für ein solches bedankten. Man müßte aber einen jeden, der danach verlangt, glatt in's Gesicht oder in's glatte Gesicht hinein fragen, welche hohen moralischen und geistigen Eigenschaften, die zum Fassen und Tragen eines großen Glückes gehören, ihn zu diesem Begehren berechtigten. —

Wer gute Bücher zu lesen und zu genießen weiß, kann auf einer höheren Kulturstufe stehen, als der, der mittelmäßige schreibt. —

Wie mancher hat erst die hohe Meinung von sich abzulegen, um sich, nach einem schmerzhaften Intermezzo der Selbstverachtung wahrhaft achten zu lernen. —

*) Unter diesem Pseudonym hat Gött in der „Jugend" zahlreiche Gedankensplitter veröffentlicht. D. Schr.

Man kann sagen: Wer betet ohne zu arbeiten, der lästert, wer aber arbeitet ohne zu lästern, der betet. —

Nicht seines Glückes ist Jedermann Schmied — das geht denn doch über seine Kraft und Kunst — wohl aber seiner Glückswürdigkeit. —

Unser meistes Unglück wurzelt in unserer Ungeduld und Unbilligkeit. Wir pflanzen Wünsche und Absichten wie junge Bäume und verlangen, daß sie morgen schon voll reifer Früchte hängen: oder wir setzen Schlehen und sind enttäuscht, daß sie keine süßen Zwetschgen tragen. Aber alles Gute braucht Zeit und Mühe, lange Zeit und freudige Mühe. Wer aber gibt sich die? —

Gespenster hören auf, umzugehen, wenn niemand mehr an sie glaubt. —

Humanität! Jeden Trottel, Krüppel und Verbrecher hebt man sorglich auf, und das blühende Leben läßt man massenhaft verdorren. —

Wie wir bewundernd vor den Domen, Palästen und Ruinen des Mittelalters stehn, aber schaudernd vor dem Zustande der Geister und Gemüter einer Zeit des ewigen, schonungslosen Krieges, des Raub- und Fehderechts, der Folter, der Ketzer-, Hexen-, und Geisterbrände zurückweichen, so wird es ein späteres Geschlecht — es ist schon da! — sicher an uns tun: es wird den ungeheuren Aufschwung des Menschengeistes, unsere Wissenschaften, Entdeckungen, Erfindungen, Bauten und Taten auf allen Gebieten des Schaffens bestaunen, sich der zunehmenden Zartheit und Reife unsrer Seele erfreuen, aber sich schmerzlich abwenden von der bei dieser Größe unverständlichen Kinderei und Barbarei, die noch an allen Ecken und Enden unseres Staats und Lebens fast unangetastet, sicher ungebrochen herrschen. —

Ich sah im Herbste 1897 auf einem deutschen Exerzierplatz Kinder desselben Volkes, Soldaten eines Kaisers zu demselben allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde in zwei getrennten Haufen beten — da hörte ich ein langes Gelächter hohl aus den nahenden Jahrhunderten heranbrausen, um gerade aus meiner Kehle herauszubrechen, als ich mich noch rechtzeitig besann, daß man an die revenants nicht mehr glaubt, aber die prévenants immer noch einsperrt oder hinauswirft.

Rosenpunsch

Von Emil Gött

Ich hatte sechs Tage gearbeitet, da kam der siebente, und ich hatte genug, und beschloß, mir einen guten Tag der Ruhe zu gönnen, blau zu machen. Ich wusch mich also gründlicher als sonst und zog ein frisches Hemd an. — Dann trat ich hinaus, in Hemdsärmeln, in den Morgensonnenschein, in die frische, duftige, herrliche Landschaft, die gleichfalls ihr Sonntagsgewand an hatte, grüne Seide und silberig grauen Sammt, darüber ein leuchtendes Blau — es war sehr schön.

Ein Stückchen dieser schönen Welt beherrschte ich; ich durchschritt es, und besah, was ich getan hatte, und manches war auch gut und schön und manches weniger.

Aber ich war zufrieden, und weil ein zufriedener Mensch an einem guten Tag sich gern auch was Gutes gönnt, so beschloß ich, mir auch etwas Gutes zu gönnen.

Ich hatte keinen Hunger und keinen Durst und war nicht müde; ich hatte eine jener köstlichen Stunden, wo man seinen Körper nicht spürt, weil die Seele ihn spannt und hebt, mit Haut und Haar und Haus und Hof, und so der Mensch wie ein freier Punkt schwebt. Aber ich hatte Verlangen nach einer Zärtlichkeit, eine zu empfangen und eine zu spenden. Da ich aber meinesgleichen nicht habe, so ging ich zu meinen Geschöpfen, um mir ein Opfer zu suchen. Da fiel mein Blick auf meine Rosen. Vor allen andern lieb ich meine Rosen; sie sind auch das Schönste von allem. Und ich beschloß, einen Rausch daran zu trinken, mir ein Rosenopfer darzubringen. Aber ein Massenopfer mußte es sein, denn stark liebe ich diese Getränke. Und ich brauche nicht zu geizen und zu sorgen: ich habe viele Rosen und es ist der zwanzigste Juni; sie sind in vollem Flor.

So habe ich in meiner größten Schale einen Berg der köstlichsten Rosen vor mir aufgehäuft und planvoll regellos gruppiert, tiefpurpurne, flammendrote, gelbe, reinweiße und weiße mit gelbem und rosigem Schoße — in allen Farben und Schatten, von jedem Duft und von jeder Form der Blüte. Aber nur die schönsten und edelsten habe ich ausgewählt, von Tausenden habe ich nur dieses Häufchen auf meinen Altar gelegt. Wohl liebe ich meine Rosen, liebe sie zärtlich und bin gut und gerecht gegen alle, und schütze alle so gut ich kann gegen ihre Feinde; aber was mir nicht gefällt, das schmeiße ich doch zum Teufel— oder ich schenke es Kindern und solchen, die einen schlechteren Geschmack haben. Da liegt es nun vor mir, ein Rausch von Farbe, Duft, Zartheit, Schönheit; es zwingt mich nieder, diese weichgewellten Häupter, diese sanften Gesichter, diesen halbgeöffneten Mund, diesen vollaufgeblühten, glühenden Schoß zu küssen, oder hinzusinken und zu meinem Opfer zu beten. Ich zu meinem Opfer! — —

Ich bin sein Gott und Herr, denn ich habe Recht und Macht darüber. Und doch nicht ganz und unbestritten. Denn siehe da, die Käfer und die Raupen erheben auch Anspruch und ich muß den meinigen gegen sie verteidigen; sie wollen davon leben, ich will mich daran freuen. Und offenbar habe ich mehr Recht als jene, weil ich sie zer-

treten und zerdrücken kann, wenn sie mich nur ärgern. Es ist aber auch noch das Wetter da, und dieses kann ich nicht zerdrücken; da muß ich Geduld und Gelassenheit entwickeln. Es steht aber auch noch ein anderes meiner Allmacht im Weg: meine Lieblinge haben auch einen Eigenbau und einen Eigenwillen, über den ich nur ganz bedingt Herr bin. Ich habe nur volle Gewalt über ihren Tod, ich kann sengen und brennen unter ihnen, wie ich will, aber ihr Leben kann ich nur steuern, wenn sie dem Drucke meiner Hand Folge leisten wollen, und nur so weit als sie dies wollen. Wenn ich nicht ungeduldig und unbillig in meinen Ansprüchen bin, genügt dies auch zu einem angenehmen Verhältnis. Heute glühen wir sogar für einander, nur wissen sie nicht, für wen sie glühn, und spüren *meine* Glut für sie nur als unverantwortlichen Schmerz, den *sie* erleiden! —

Ich selber habe mir die Finger an ihnen zerstochen, aber das war ein liebliches Leiden. Es schmerzte mich nicht. Es schmerzt mich aber auch der Gedanke nicht, daß sie sterben müssen, um mir, dem Lebendigen, eine höhere Lebensfreude zu verschaffen. Ich rausche auf, und sie sinken zusammen! Noch nicht, aber in einigen Stunden. Noch sind sie im Aufgehen, im Aufrauschen auch sie. Denn ich bin raffiniert. Wann pflück ich meine Rosen? Am Morgen, eh die volle Sonne darauf fiel und wenn der Tau noch darauf liegt; an *ihrem* Morgen, als aufbrechende Knospen pflücke ich sie, wo sie schön, aber noch nicht ganz am schönsten sind; eine Stunde, einen Tag vorher. Den Todesstoß im Herzen, haben sie noch Zeit und Mut, noch *Leben* genug, um sich zur vollen Schönheit zu entfalten — eine Stunde, einen Tag vor ihrem Tode. Sie verlangen nur noch Wasser, wie der verblutende Mensch.

Und doch schmerzt es mich nicht. Bin ich nicht grausam? Aber ich weiß, sie hätten ja auch am Stock nach einigen Tagen sterben müssen, verfärbt, verblüht, verwelkt, entblättert, entduftet, entweiht, ihrem Träger zur Last und den nachquellenden Knospenschwestern zur Bedrückung; nun finden diese Raum und Saft zu *ihrem* schönen Erblühen. Sie hätten auch nicht diese mächtige Lust geweckt, ihren Gott erregt, berauscht und andächtig gemacht; sie hätten den Zweck ihres Daseins nicht dadurch erhöht, daß sie das eines Gewaltigeren erhöhten und reizten, zu wer weiß welch höherem Schaffen. So strömte ihre letzte, erhöhte, durch den Tod im Innern gespornte Lebenskraft in eine Welle höheren Lebens hinüber, und mit diesem in ein noch höheres — oh, die Himmel sind tief! Ach und sie wissen nichts und spüren nichts davon, als allein den Drang, noch mehr zu blühen, und den Schmerz, daran zu vergehen. Sie ahnen die Lust nicht, die sie erregen, sie wissen nicht, ob sie in dieser Schale da vor meinen trunkenen Augen vergehen, oder am Stock entblättern, oder am Busen eines schönen Weibes welken, oder von einer hungrigen Gais gefressen werden. Es kränkt mich, daß ich sie nicht erleuchten kann, diese da vor mir. Aber wäre ich ein Lichtbringer für diese Auserwählten, wäre ich nicht ein Teufel für die Verworfenen, Verpfuschten, Vergessenen und Gefressenen? Laß ihnen die Blindheit, in der ihnen wohler ist! Laß sie drangvoll in eine tiefdunkle Welt hineinschwellen, die kein Strahl erleuchtet, hineinschwellen, aufbrechen, blühen, glühen und vergehen. Freue du dich ihrer, Lichtauge, Menschenauge, mein Auge, berausche dich an ihr, lichtdurstige, farbenfrohe Menschenseele, meine Seele! — Du süßes Opfer vor mir, komm näher, nein bleib, wo du bist, damit ich mich nicht vergesse. Du bist schön. So scheine mir in die Seele, sieh mir in die Augen. Hättest du Augen, du sähest deine Schönheit sich in meinen spiegeln. Sie tragen dein Bild auf ihrem Grunde. Ist es dir nicht genug in meinen Augen flammen zu dürfen? Wenn unsere Nacht kommt, wollen wir sie beide schließen, sanft und geduldig, gleichmütig, satt vom genossenen Leben und zufrieden mit unserem Lose.

Noch einen Atemzug über dir, geliebtes Opfer: noch einen Hauch deines Duftes, einen Blick deiner Farbe, einen Schimmer deiner Schönheit, einen Wink deines Schicksals — und nun sei es genug. — —

Es lächelt dem sonderbaren Schwärmer nach.
Trunken nahte er, und festen Schrittes geht er!
Sind so die höheren Räusche? Es scheint!

Sprüche von Emil Gött

Ich suche nicht Gott und die Welt zu erfassen —
einst hab ich wohl auch dabei Haare gelassen,
zerstieß mir den Verstand auf dem Ungrund der Welt —
fand ihn wieder zusammen auf einem Stückchen Feld.
Hier pflanz ich meine Bäume, nicht daß sie mich verstehn,
nein, blühen sollen sie und Früchte will ich sehn,
sie sollen mich umduften im Weißgrünrosakleid,
und reife süße Früchte mir tragen zu ihrer Zeit,
sie sollen mich nicht erkennen — bin ihnen ein ewig *Un* —
sie sollen nur ihren Willen nach dem meinen tun,
und ists ein Trost, so mögen sie ihn spüren:
ich richte auch den meinen nach dem ihren!

Löscht das junge Menschlein nicht mit Wasser,
tragt es lieber in den Sonnenschein,
taufts mit Licht und Feuer, laßt es glühen
in der Esse prächtig rotem Schein,
zieht es feurig auf und nicht gewässert,
tränkts mit Lachen, nicht mit Flennerein;
lehrt es Leib und Seele edel schmieden,
daß der Mensch sich endlich finde rein,

und den wundervollen Körper liebe
als den Kelch für seines Lebens Wein!

Hab heute nichts getan, sagst du voll Scham,
geh, sei dem guten Tag nicht gram.
Hast ein paar gute Seiten gelesen,
und ein paar gute Gedanken gehabt,
und etwas Glück hat dich sogar gelabt —
geh, du bist nicht müßig gewesen.

Das Genie
lebt Poesie,
das Talent
sich Dichter nennt,
dahinter erhebt ihr Affengeschrei
die sogenannte Schriftstehlerei.

Mit vieler Worte Schwall
beklagt ihr den Kunstverfall.
Nun, für das, was ihr für sie tut,
steht sie sogar erstaunlich gut!

An Sammlern fehlt es nicht,
nein, an Zerstreuern;
lackiert die Alten nicht
und kauft die Neuern!
Mir wallt das Blut,
seh ich aufs Kunstgetriebe:
Den Toten gehts viel zu gut,
als daß den Lebenden was bliebe!

Mußt nur des Herzens dunklen Drang verstehn,
will es mit dir in alle Lüfte gehn;
es will nicht, wie es tut, ruhlos die Welt durchschweifen,
sich selber will es finden und ergreifen.

Höhe läßt Niedrigkeit unter sich —
Weisheit vertilgt Unglück —
Glück löscht Gier —
Wunschlosigkeit gibt — alles.

Durch Sich-Recken wird man wohl nicht größer,
aber so groß doch als man werden kann.
Nicht in jedem steckt ein Welterlöser,
aber doch in vielen noch ein Mann.

Emil Götts Humor

In seinem erst vor wenigen Wochen erschienenen Buch „Richard Wagner oder die Entzauberten" sagt Emil Ludwig, die einzige Möglichkeit für Wagner, die Dissonanzen seiner künstlerischen und menschlichen Veranlagung für sich und andere erträglich zu machen, wäre der Humor gewesen, aber er habe es nur immer bis zur Ironie gebracht. Man hat auch bei Emil Gött von einer „tragischen Begabung gesprochen. Mit wie viel Recht, das wird sich erst später einmal zeigen können und müssen, — aber wenn sie vorhanden war, dann war es das Glück an dieser unglücklichen Begabung, daß sie für sich und andere durch einen unendlich sonnigen, gütigen Humor nicht nur erträglich, sondern sogar höchst schmackhaft gemacht wurde. Als Belege dafür seien einige in weiteren Kreisen unbekannte und bisher auch unveröffentlichte Anekdoten mitgeteilt.

*

Eines der Lieblingsgespräche Emil Götts in den letzten Jahren war das über die Frage, ob Gott Humor habe oder nicht. Seine Antwort lautete immer: „Muß er haben! Grund: er hielte es sonst nicht mit uns aus!" Es war an einem bitter kalten sternenhellen Winterabend, als er einst auch einmal mit mir Garn von diesem Rocken spann. Da saß auf einem Stein am Straßenrand ein Mensch, würgte und schwankte bedenklich dazu. Ich sah ihn zuerst, denn Gött war sehr kurzsichtig und mußte ganz nahe an den betrunkenen Kumpan herantreten, um ihn zu erkennen. Natürlich es war wieder einmal der Sepp aus dem Dorf. Wir brachten den stark Bezechten, der tiefsinnige Reden über seine „Gemütsbewegungen" hielt, heim zu seiner Frau. Ich blieb unten in der Straße und Gött ging mit ihm die Treppe hinauf in sein Häuschen. Offenbar hatte die Gattin den Gemahl vermißt und längst erwartet, denn die Haustüre öffnete sich ohne vorhergehendes Klopfen. Gött verschwand mit dem vor dem sicheren Erfrieren geretteten Saufbruder in der Türe. Im gleichen Augenblick hörte ich, wie von innen ein schwerer Riegel vorgestoßen wurde und die Frau an ihrem Mann sowie an den vermeintlichen Kumpan, der ihn gebracht hatte, eine Gardinenpredigt, durchsetzt mit den kraftvollsten Ausdrücken, hielt, und gleich darauf begann ein ernstliches Poltern und Krachen, Schimpfen und Fluchen. Eine Minute darauf sah ich Gött „wie eine Kugel aus dem Rohr" durchs Fenster der Wohnstube ins Freie springen, um sich vor der wütenden Gattin des Betrunkenen, die mit einem Besenstiel hinter ihm her war und es ihm einbläuen wollte, ihren Mann zum Saufen zu verführen, zu retten. Es lag tiefer Schnee und Gött fiel ganz weich. Er kam vor Lachen darüber, daß er, der damalige strenge Antialkoholiker, wegen Verleitung zum Suff Prügel mit einem Besenstiel hätte bekommen sollen, fast nicht zu Atem und meinte, wenn er abergläubisch sei, so müßte er das auch unbedingt für eine humorvolle Strafe für sein allzuvieles Nachdenken über den Humor Gottes betrachten.

*

Emil Götts Leben war aber auch überaus reich an humoristischen Episoden, wo er die aktive Rolle spielte. Sein Humor hatte dabei immer die rein alemanische Note, jene Mischung von Handwerksburschenschlauheit und Ritterlichkeit, die sogar bei Johann Peter Hebel's humoristisch veranlagten Spitzbubengestalten des Zundelfrieder und Genossen in einer schwachen Lösung noch vorhanden ist. Zu dieser Kategorie komischer Erlebnisse gehörte der

durch eine List erzwungene Besuch eines Kolmarer Freundes, dessen Hergang ich der Erzählung einer Freundin verdanke. Gött hauste damals mit Emil Strauß zusammen auf dem Buckhaus bei Breisach, wo die beiden eine herabgekommene Landwirtschaft mit viel ehrlichem Willen, aber noch mehr undurchführbaren Poetenplänen wieder auf die Höhe bringen und sich ein kleines Wirkungsfeld ihrer Weltanschauung schaffen wollten. Sie hatten wohl auch manchmal stark Langeweile und sehnten sich nach dem Besuch ihres Freundes Goggel, eines Musikers, der auch malte und ein nicht übles Porträts Götts a la Tolstoi geschaffen hat. Als der Freund nicht kam, schrieb Gött unter Bezeichnung der alten Gärtnerei als Rittergut und indem er sich selbst als Elsässer Großgrundbesitzer Namens Bouquet ausgab, der für seine Tochter Emilie einen tüchtigen Pianisten zum Klavierunterricht suchte, eine französische Postkarte an Goggel. Der sich in seinen besten Bratenrock werfen, in den nächsten Zug nach Breisach einsteigen und mit der ganzen Eleganz, die ihm in seinen gerade auch nicht glänzenden Verhältnissen möglich war, nach langem Suchen und Herumirren endlich vor dem alten Gartenhag der Gärtnerei landen, das war das Werk weniger Stunden. Zwei Kerle in hellen Drillichhosen, die hinter dem Hag arbeiteten und die er nach der Herrschaft fragen wollte, verdufteten bei seinem Herannahen. Endlich faßte sich Goggel ein Herz und ging durch den Garten in das ihn nicht gerade herrschaftlich dünkende Landhäuschen. Als er die Tür aufmachte, standen die beiden Freunde in hellen Drillichhosen vor ihm, hielten sich die Bäuche voll Lachen und ein Freudentanz der drei jungen Kraftgenies eröffnete die Feier des Wiedersehns.

*

Das Merkwürdige an Gött war, daß er als glühender Verehrer und Schüler Schopenhauers, in seinen zwanziger Jahren Freundinnen und Freunden bogenlange pessimistische Weltanschauungsbriefe schrieb und sich als Jünger des Tolstoi der Kreutzersonate bekannte und darnach lebte, in Wirklichkeit der unheilbarste Optimist war, der auch den fatalsten Zwischenfällen des täglichen Lebens eine sonnige Seite abzugewinnen vermochte und der Tücke des Objekts meist mit mehr Humor und Gelassenheit als mit Aerger und Wut gegenüberstand.

Vor mir liegt eine halbe Manschette, die er in Ermangelung von Briefpapier als Herbstgruß einem Freunde schickte und dabei die magere Mosternte folgendermaßen poetisch verklärte:

Am 14. haben wir Birnen getrottet,
Und recht unchristlich dabei beigottet;
Denn statt daß der Most unten lustig floß —
Der teigige Brei durchs Gatter schoß!
Nun, ein paar Krüge hats doch gegeben,
Prost, mein Lieber, du sollst leben!

Mit einem Körbchen Birnen schickte er folgenden Scherzspruch zu seinem Berliner Freund, Dr. Pohl vom Kgl. Schauspielhaus:

Die Gabe herb,
Der Geber derb,
Doch bitt ich nicht zu schmälen —
Man muß sie beide schälen.

An den ihm befreundeten Gymnasialprofessor Haas, der ihn besuchen wollte, richtete er den ablehnenden Vers:

Oh, lieber Lepus
Spare dir die Mühe,
Mit Tintenfischen spiel ich nicht,
Sie tun nur trocken ins Gesicht
Und hinten rüsten sie die schwarze Brühe.

Als die ersten Kartenbriefe von der deutschen Reichspost herausgegeben wurden, war ihm die unruhige Grundierung des Papiers bei seinen schwachen sehr kurzsichtigen Augen äußerst peinlich und er richtete sofort mit der Unterschrift „Ein Kunde" an den damaligen Staatssekretär Podbielski, Stephan's Nachfolger, einen Kartenbrief des Inhalts:

Wie sind die Kartenbriefe doch so fein!
Der Plan, oh Podbielski, war illuster!
Doch sag', welch' böser Geist nur gab dir ein
Dies wahrhaft schreckliche Tapetenmuster?
Nicht jeder sieht von oben aufs Papier,
Gar mancher muß wie ich die Nase senken —
Sechs Zeilen schrieb ich und schon schwindelt mir
Und muß den Rest des Tadels so dir schenken.
Frisch nahm und fest die Feder in die Hand
Und — bleich und seekrank lehn' ich an der Wand.

*

Hier noch ein von ihm selbst beschriebenes Intermezzo comico aus seiner Buckhäuser Landwirtszeit.

13. II. 92.

Mein gestriger Brief wird nun sein Ziel doch nicht so früh erreicht haben, als ich wollte. Ein nächtliches Abenteuer, bei dem ich eine tragikomische Rolle spielte, ließ mich den Zug verfehlen. Ich hatte ziemlich lange, weil schwerfälligen Geistes, an dem gestrigen Brief herumgeschrieben — und trat nun unvermittelt vom weißen Papier hinweg in die stockfinstere Nacht. Nahm auch noch, um meine spätere Lage bekannter zu machen, als praktischer Wirt, die beiden leeren Petroleumkannen mit. Schon den Garten hindurch konnte ich nichts unterscheiden; nur der Kies leitete meine Füße, die sich nach ihm richteten. Dem Zaun entlang ging es auch noch meuchlerisch gut, auf dem festgestampften Pfad neben dem höheren Rasenbord. Nun hörte der letztere auf und ich trat aufs freie Feld, im eigentlichsten Sinn des Worts. Nämlich in einer halben Minute hatte ich den Weg verloren und stand auf einem Kartoffelacker. Ich kehrte um, tastete mich auf den Weg zurück, fand ihn aber nicht, denn der Acker schien nach allen Richtungen, die ich probierte, endlos geworden zu sein. Ich wollte mich orientieren und blieb eine Weile stehen

und entdeckte, daß ich deswegen nichts sah, weil ich noch geblendet, man könnte sogar sagen, blind war, und mich deswegen im Kreise bewegte, weil ich einen wirklichen physischen Schwindel hatte. Nun stand ich wohl zehn Minuten trübselig in dem aufgeweichten Felde, bei Nacht und Nebel, in jeder Hand eine duftende Kanne, und wartete auf die Rückkehr des Lichts. Endlich ließ das heftige nordlicht ähnliche wallende Flimmern vor meinen Augen nach und ich gewahrte zwei Bäume, die am dämmernden Horizont marschierten. Als ich sie aber beharrlich ins Auge faßte und nicht mehr los ließ, blieben sie schließlich stehen. Ich erforschte nun vorsichtig den ganzen Horizont und entdeckte die Wallfahrtslinde und meine beiden Pappeln, und konnte endlich meine geographische Länge und Breite ganz genau feststellen:

Ich stand genau acht Schritte vom Weg und fünfzehn von meinem Zaun. Wütend rappelte ich nun mit meinen Kannen durch die feierliche Nachtstille, auf Breisach zu im Trabe, aber schon halbwegs pfiff der Zug beim Abgang von Neu-Breisach. Ich gab den Wettlauf mit dem 19. Jahrhundert auf!

*

Und schließlich aus den letzten Jahren noch einen poetischen Gruß, den er mit Frühlingsblumen einer Freundin, einer Komponistin schickte.

Des Frühlings erste Boten!
Des Dichters erst Gedicht!
Doch setz es nicht, oh bitte, nicht
Etwa in Noten.

Das Eis ist nun gebrochen,
Vor einem milden Hauch.
Ich spür ihn auch, ach ja, ihn auch
In allen Knochen.

A. F.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

23. Fortsetzung.

Der Untersuchungsrichter überzeugte sich endlich, was er übrigens von Anfang an für wahrscheinlich gehalten hatte, daß der Vater dieser Kombination, ein junger Assessor, denn doch mehr Eitelkeit als juristisches Denken besaß, um in einem solchen Wirrsaal von Möglichkeiten gleich auf der richtigen Fährte anzuschlagen, sich gründlich geirrt hatte. So kam es, daß man nach einem Umschweif von Wochen, mit aller Entschiedenheit sich wieder auf das erste Geleis einfuhr, und die sträflichen Beziehungen des jungen Weibes zu dem verlumpten Schuster als Drehpunkt des ganzen Dramas ansah. Dazu kamen noch die schwankenden Aussagen des Angeklagten darüber. Nicht als ob er sein Weib bezichtigt hätte, nein, er erging sich nur in Verwünschungen gegen seinen Freund, den Schuster und erzählte dann Episoden, die auf einen tiefen ehelichen Zwiespalt schließen ließen. Aus dieser Position war der Lahme durch keine List herauszubringen.

Die Hauptbelastungszeugin Marie, konnte wegen ihres Zustandes nicht verhört werden.

Endlich berichtete der Amtsvorsteher Hoffmann, „daß ihrer Vernehmung keinerlei sanitäre Bedenken mehr im Wege ständen" und die Personen, welche Kathe schon bekannt waren, traten eines Tages in die Stube des einsamen Hauses am Freibusch. Der Hastige, mit dem Luchsauge hinter dem Monokel, frug sie nach Marie, während der Hinkende die Akten auf den Tisch legte und der Major Hoffmann die hölzernen Rehköpfchen an der Wand besah.

Kathe antwortete befangen, ihre Schwägerin sei zwar gesunder, liege aber noch im Bett drin in der Schlafkammer. Man öffnete die Tür, überzeugte sich, daß der Raum ungemein eng sei und stellte den Tisch und die Stühle im Wohnzimmer nahe am Eingange auf. Das alles ging in poltriger Hast vor sich.

Marie richtete sich auf, sah sie stille der Reihe nach an und nickte mit dem Kopfe.

„Warum nicken Sie?" frug der Staatsanwalt, hob sich seinen Stuhl in den Schlafraum und nahm Platz.

„Weil ich mei Unglücke versteh."

Dieses und alles andere sprach die Arme mit sicherer, fester Stimme.

Die Amtshandlung begann mit den üblichen Fragen nach Name, Alter, Geburt, Bestrafung usw.

„Sie wissen, was ein Eid ist!" sprach der Staatsanwalt.

Sie lächelte geringschätzig und sagte dann: „Nischt!"

Fassungslos sah der Frager den Amtsvorsteher an, der mit den Achseln zuckte, fuhr dann mit hartem Wort auf sie los, und als er auch damit das verächtliche Lächeln von diesem schönen, blassen Gesichte nicht vertreiben konnte, sprang er auf und redete in der Wohnstube gedämpft mit Kathe. Zurückgekehrt lispelte er mit dem Amtsvorsteher. Die beiden Männer lehnten sich zurück und sahen Marie scharf und lange an.

„Aber die Augen, die Augen sind mir zu gesammelt," murmelte dann der Staatsanwalt zu Hoffmann, der zustimmend nickte.

„Ueberhaupt das ganze Exterieur," meinte der und strich sich bedeutsam den schwarzen Schnurrbart.

Marie tat, als ob niemand anwesend sei, und saß mit gesenktem Kopfe da, ohne sich zu rühren.

„Wie lange sind Sie mit ihrem Manne verheiratet?"

Der Staatsanwalt nahm das unterbrochene Verhör wieder auf, ohne sie zu vereidigen.

„Gar nich."

„So lebten Sie in wilder Ehe?"

„Ja ja, eene wilde Ehe wars!"

„Aber," fiel der Amtsvorsteher hastig in ihre Antwort, „Sie sind doch nachweislich standesamtlich und kirchlich getraut."

Der Staatsanwalt berührte mit der Hand Hoffmanns Arm, zum Zeichen, daß er das Verhör leite.

„Getraut," begann Marie unter Kopfnicken leise, „nu ja, ja, ich ha m gtraut. Dem wenger wie je'm, je'm. Wer traut, bindt de Menschen aneinander. A Verrücktes bindt een Vogel mit eem Steene zusammen. Seht, Ihr Mannsmer, das was mr Gott genenn', kann das nich tun. Deswegen war ich nich verheiratet."

„Aber, Frau Exner..."

„Ich heeß nich Exner un nich Marie, ich ha keen Namen mehr. Das is alls gewesen. Das liegt vr dr Tür, wie dr Schnee, mit dem dr Wind spielt. Mei Leben, de größte Krankheit, die's hat, hab ich überstanden, bin gesund und gestorben."

„Ich bitte Sie, Frau Exner, wir glauben alle..."

„Ja, ich hab auch gebitt; aber jetze bitt ich nich mehr. Etze is mei Gesinne eene Säge und mei Zunge a Hammer. Ihr herza Mannsmer, wie de Knöchel eim Wirfelbecher, aso schmeißts uns."

Der Staatsanwalt sah den Amtsvorsteher Hoffmann mit einem Blick an, der sagte, die scheint tatsächlich verrückt zu sein. Dann hob er sich vorbei in die Wohnstube. Als er wieder eintrat, folgte ihm Kathe mit dem Wechselbalg auf dem Arme und stellte sich auf einen Wink an das untere Ende des Bettes, in dem Marie lag. Kathe war verwirrt, überschüttete das Kind mit Liebkosungen und schob immer den Gummipfropfen in seinen Mund, obwohl der kleine Unhold mit schrillem Schnurren dagegen protestierte.

Herr Hoffmann beugte sich zum Staatsanwalt hin:

„Ich begreife nicht, wo das hinaus soll."

Der putzte mit dem Taschentuch sein Augenglas und murmelte: „Ich geh aufs Ganze."

Dann wandte er sich an die Kranke und gab seiner rauhen Stimme einen freundlich-eindringenden Klang:

„Nun aber, Frau Exner, nehmen Sie Vernunft an. Dieses Kind ist also doch wohl der Ehe mit ihrem Manne, Karl Exner, entsprossen?"

Bei all den Vorgängen hatte Marie in ihrer Stellung verharrt. Nur beim Eintritt Kathes war ihr Kopf noch etwas tiefer auf die Brust gesunken. Die Augen unverwandt auf die Hände gerichtet, saß sie wie geistesabwesend. Auch die Frage des Staatsanwalts schien spurlos an ihr vorübergegangen zu sein. Sie rührte sich nicht. Nur der Zeigefinger ihrer linken Hand fuhr auf dem Rücken der Rechten, suchend über die hervorstehenden Sehnen. Dann nickte sie wie im Traume und mit taumelnder Stimme fing sie an, eintönig zu reden:

„Vernunft... o je ihr Menschen! De Ziege hats Horn und dr Mensch de Vernunft. Was aber hilft dr Ziege 's Gestöße, wen se dr Fleescher an a Strick nimmt, un was nutztm Menscha de Vernunft, wenns übern kömmt wie ein Schlachtmesser! — de Augen hat man zum Flerrn, de Seele zum Verzweifeln."

Mit einem langen, seufzenden Atemzuge setzte sie aus und schwieg eine Weile, wie um Kraft zu sammeln.

Der Staatsanwalt sah, daß der Wahn sie noch immer beherrsche, erinnerte sich in einem Aufsatze irgendwo gelesen zu haben, es sei das Beste, im Verkehr mit Irren einen Anfall abzuwarten und beschloß, Marie gewähren zu lassen, um in dem folgenden lichten Augenblicke die notwendige Frage über ihr Verhältnis zum Schuster Klose zu erledigen. Er nickte dem armen Weibe ermunternd zu. Sie wandte ihm das Gesicht ein wenig hin und schaute ihn bei gesenktem Kopfe von unten her mit glänzenden Augen an, dann begann sie wieder mit schwebender Stimme:

„Und's zweete: dieses Kind. Mann, bist du Vater un lachen deine Kinder? Da biste eim Himmel. Denn wenn Kindla lachen, steht de Welt stille."

In Verzückung geratend warf sie den Kopf zurück und die Hände in die Höhe.

„Ach du mei allereenziges Mädla, mei Wackala, un wo bist du? Hörst' es nich, dei Mütterla ruft: wo, wo, wo? Dr Wind geht, de Sonne steht uf, wenn's Morgen is. Dr Vogel fliegt ausm Neste. Wo aber wirst du ufstehen, wo gehn, wo fliegen? Tot vor dr Geburt, gestorben vorm Leben un warst scheen wie ne Rotfinke eim Frühjahre un wie a Staar ei der erschten Brut."

Das sprach sie singend wie einen Hymnus.

Wie sie aber die alte, müde Stellung einnahm und ihre Augen niedersanken, erblickte sie Kathe und den Knaben in deren Armen. Da ward ihr Gesicht noch bleicher und den Leib schüttelte ein Schauer.

Plötzlich, tödliche Verzweiflung im Auge, traf sie in wirrer Wildheit Anstalten aufzustehen.

Die Männer sprangen hinzu und beruhigten sie.

„Ich geh, ich mach ein Ende," murmelte sie fortwährend hinaufringend. „Wenn ihr den Vater in meinem Namen... haha... Vater... ein scheener Vater..."

Dann ward sie still; aber nur, um nach einigen Augenblicken schreiend aufzufahren:

„O, du verfluchter Glaube!" — — —

Stier redete sie fort:

„Wie der Kuckuck eim Pusche, aso rufste überall. Es ruft — ach, wie hats mich gerufen! ich mach mich uf, lauf m nach, vom Wege, vo meim scheen Wege runter, über Stock und Steen, durch Löcher un reißniche Wasser, bis ich nich meh weeß wohin noch her... un immer rufts noch Kuckuck... Kuckuck... Kuckuck..."

Ihre Stimme war immer leiser geworden. Das letzte Wort konnte man nur noch von den Lippen

ablesen. Zurückgesunken, die blauen Lider über die tiefliegenden Augen geschlagen, verharrte sie, als wollte sie schlafen.

Nun glaubte der Staatsanwalt, seine Zeit sei gekommen. Er machte sich leise heran und richtete allerhand Fragen nach dem Schuster an sie. Ihr blasses Gesicht blieb unbeweglich. Er entfaltete den Zettel des Verunglückten und beschuldigte sie zuletzt auch des sträflichen Verkehrs mit ihm und daß das Kind wohl die Frucht dieser Sünde sei. Alles das, um sie zu reizen. Marie veränderte keine ihrer leidensstarren Mienen. Plötzlich riß sie sich aus einer unsichtbaren Umklammerung und gebot mit herrischer Stimme und bohrendem Blick ins Wesenlose:

„Ha, Vater! Du, hast doch noch nich genug?! — Laß mich los, ich habe nischt mit dir zu schaffen!!"

Dann lag sie wieder totenblaß, regungslos, welk.

Die drei Männer des Gerichtes sahen ein, daß mit dem unglücklichen Weibe nichts anzufangen sei und gingen mit dem Entschluß von dannen, zu gelegener Zeit den Versuch zu wiederholen, ein bündiges Zeugnis von ihr zu erlangen.

Aber Marie hatte lange Tage vollkommener Hingenommenheit, rührte das Essen kaum an und hielt ihr Gesicht fortwährend den Fernen zugewendet. Ihre Lippen waren wie trinkend geöffnet. Ein unsichtbarer Strom ergoß sich in ihre Augen, die davon stiller wurden, den wirren Glanz verloren und tief in die Höhlen sanken. Am fünften Tag fiel sie in Schlaf, aus dem sie erst nach vierundzwanzig Stunden erwachte. Sie richtete sich auf und rief nach Kathe, die bald vor dem Bette stand und erstaunt wartete.

„Da bin ich nu schon eben, was will ich machen?" sagte Marie nach langer Pause zu ihr, schwerfällig, als mache es ihr große Mühe, einen Gedanken zusammenzubringen.

Kathe vermochte nicht zu sprechen, weil sie vor den Augen Maries erschrak. Sie waren stumpf, wie ein ruhendes Wasser im tiefen Nebel, ohne eigentlichen Blick.

„Siehch mich immer a," sagte sie, „s mag dumm sein, daß ich nich gehn mag. Aber s lohnt sich nich mehr. Auch das: der Strauch macht sich nich alleene dürre und kee Wasser schluckt sich selber. Auch das: wer sich schlägt, hat noch was. Aber ich? — — Of dem Wege, den ich gegangen bin, sah ich een Mann, der war wie ein blühnicher Strauch... er war meine, und ich habn nich genommen... gib mir deine Hand, Kathe, und fürcht dich nich."

Das Mädchen tat es.

„Nu ja ja, Mädla," sprach Marie dann mit schwachem Lächeln, „es muß eben sein, warum, weeß ich freilich nich. Geh nu bring mir meine Kleeder; drnach pack dir deine Sachen zusammen; bis bedankt fr alles, was de an mir getan hast, und laß mich alleene."

Das tiefe Mitleid verdunkelte Kathe die Augen mit Tränen, doch aus Barmherzigkeit drängte sie den Schmerz zurück und antwortete:

„Nee, nee, Mariela, du bist noch zu schwach. Steh uf, wenn de denkst. Aber fort geh ich nich. Alle Arbt of eemal wär zu viel für dich."

Nach kurzem Ueberlegen ergab sich Marie darein, und Kathe war ihr beim Ankleiden behilflich. Als sie ihr den rechten Arm beim Anlegen der Jacke hob, schrie das arme Weib leicht auf.

„Ich ha nee gar ke rechte Gewalt nich mehr auf den Arm. Das is vo dem langen Liegen. Er wird sich wohl wieder einrichten."

„Du wirst dirs Geblüte erfroren haben."

„Eim Bette?"

„Nu nee, eim Bette nich. Das weßte alls nich, daß de den Arm verleicht vier Tage un vier Nächte hast haußen liegen lassen?"

„Ach, dort wars alles möglich."

Dann schritten sie über die Schwelle.

Marie ging bis in die Mitte der Stube und als sie sich rund umsah, begann sie zu wanken. Wenn Kathe sie nicht aufgefangen hätte, wäre sie zu Boden gefallen. Matt lehnte das Weib den Kopf an die Schulter des Mädchens. In dieser Stellung verharrte sie lange, während ihre Augen groß und verstört niederblickten. Aengstlich hob Kathe ihr endlich das Haupt und sah einen irren Ausdruck im Gesicht.

„Was hats nu mit dr?" frug sie dabei.

Statt aller Antwort trat Marie einen Schritt zurück und riß Kathe mit sich.

„Siehch!" stotterte sie und wies mit bebendem Arme in die Luft.

„Was hats nu?" frug das Mädchen abermals voll Schrecken, weil sie durchaus nichts sehen konnte.

Marie richtete sich gewaltsam auf, ging an den Tisch, blieb lange unentschlossen sitzen und blickte dann Kathe unter Kopfschütteln an.

„Nee, nee," hauchte sie, „kümmer dich nich. De Kranken regiert eben de Schwäche. Mach du och, ich erhul mich schon."

Um sie nicht noch mehr aufzuregen, schwieg das Mädchen und ging bekümmert ihrem Tagewerk nach.

Marie verfolgte all ihr Tun mit den Augen. Es kam ihr ganz unbegreiflich, ganz zwecklos vor, was sie da erblickte und sagte enttäuscht zu sich: „Das is das Leben, das is also..."

Als aber Kathe den schreienden Knaben auf den Arm nahm, konnte das Weib die Augen nicht offen halten. Die rauhen Laute des Unholds taten ihr so weh, daß sie zu zittern begann und mit abgewandtem Gesichte in das Schlafzimmer flüchtete, wo sie den Kopf tief in die Kissen wühlte.

Doch mit der ganzen Kraft ihrer versinkenden Seele hielt sie an dem Entschluß fest, das letzte zu wagen, und nach einigen Tagen war sie imstande, das Kind zu halten. Mit leerem Gesichte arbeitete

sie, ging leise umher, wie ein Wesen ohne Seele, ohne Liebe, ohne Hoffnung, tot, aber geschäftig wie eine Maschine. Sie hatte gemerkt, daß ihre versonnenen Reden Kathe beunruhigten. Darum beherrschte sie sich und sprach selten und nur Alltägliches.

Nachdem sich auch Joseph überzeugt hatte, daß der Geisteszustand seiner Schwägerin zu keinen Sorgen mehr Veranlassung biete, erreichte sie es endlich, daß man ihr die Führung des Haushaltes ganz überließ.

„Bloß Wasser werdet ihr mir schicken müssen. Alle zwee Tage een Faß voll is genung."

„Ja ja, Mariela," dies war die herzliche Einwilligung Josefs, „un so bale wie's geht, kommste zu uns nuf, ganz, mit Sack und Pack."

Dabei streichelte seine große Arbeitshand unbeholfen über ihre welke Wange.

„Ach du lieber Kerle, ich mach kee Kalender nich mehr. Ich dank euch für alls, was ihr an mir getan habt. Zum Wiedergeben bin ich zu schwach; ich kann bloß danken. Un nu lebt gesund; für mich is Alleensein 's allerbeste."

Kathe schluchzte am Halse ihrer Schwägerin und selbst dem Burschen standen die stillen Augen voll Wasser. Das Weib war nur etwas bleicher geworden. Ihre Lippen zuckten. Aber weinen konnte sie nicht. Denn der Born ihrer Seele war versiegt.

„Geht, geht! Liebes Mädla, bis glücklich!"

Sie fuhr Kathe zärtlich über den roten Scheitel. Dann drängte sie beide sanft zur Tür hinaus.

Fortsetzung folgt.

Im Volksdienst

Kraft über alles

Von Robert Hessen

Günstig bleibt es, daß allen Eltern, Vormündern, Schuldirektoren und Ministerialräten zum Trotz die deutsche Jugend den Gedanken des Sports, des Hauptförderers aller persönlichen Willenskraft, aufgegriffen hat und ihn aller Anfeindung, Hemmung, Drangsalierung ungeachtet nicht hergeben wird.

Noch zwar haben sich unsere Autoritäten nicht einmal daran gewöhnt, daß jedes Volk repräsentativer Mannschaften unbedingt bedarf, sowohl bei Konkurrenzen mit dem Ausland, wie zur Anfeuerung nach innen. Kommen auf drei oder vier Lawn-Tennis-Damen, die unsre Farben auch in England und Frankreich würdig vertreten, viele zehntausende, die daheim nur die übliche „Verlobungskelle" schwingen und pünktlich nach diesem familiären Ereignis aus dem Klub treten, so kommen doch auch etliche hundert, die den Ehrgeiz hegen, so zu spielen, wie die Gräfin Schulenburg-Ungern oder die Hamburgerin Fräulein Rieck und nun ihrerseits tatkräftig für die Idee der Leibeszucht werben. Ohne diesen Ehrgeiz, ohne solches Beispiel würden die meisten deutschen Tennisplätze überhaupt nicht zum Ansehn sein. Ebenso ist es verkehrt, die englischen „young gentlemen of pleasure" zu tadeln, die im Sport Ausgezeichnetes und Vorbildliches leisten, doch ohne ihn Nichts-als-Bummler geworden wären. R. F. Doherty, der Achill des englischen Lawn-Tennis, war in seiner Blüte nur Student von Cambridge und trotzdem ein englischer Nationalheros, weil der Leib drüben höher geachtet wird als bei uns, die wir trotz unserm Kapitalreichtum von solcher jungen Garde längst noch nicht genug haben. Denn was mit der Charakterbildung durch ein Staatsexamen von diesen wenigen Dutzenden für Gelehrsamkeit vielleicht garnicht einmal höher begabten Repräsentativmenschen der nationalen Gesittung hinzugefügt werden könnte, wiegt federleicht gegenüber der Anregung, die ihre musterhaften Leistungen dem körperlichen Ehrgeiz der Gesamtheit verschaffen. Die grundsätzliche Pflege der Mittelmäßigkeit aber, sei es auch nur auf sportlichem Gebiet, kann keine andern als nachteilige Folgen für die Gesamtlebensauffassung haben.

Richtig ist es, daß wenn man bei Berufsathleten genauer nachprüft, sie gewissen Anforderungen an ein Vollmenschentum häufig nicht entsprechen, weil sie andauernd zugunsten ihres Auftretens jeden Geschlechtsreiz unterdrücken mußten und zuletzt wie die meisten phantasielosen homines quadrati stumpf, unlustig und unfähig zur Fortpflanzung werden. Aber was bei ihnen ein aus Geschäftsrücksichten gebrachtes Opfer an ihren Beruf ist, bedeutet bei hunderttausend Jünglingen, die ihnen zeitweilig nacheifern, nur eine durchaus erwünschte Ablenkung von zu früh sich regendem Verlangen.

Wenden wir unsern Blick von den Mittelschulen hinweg, so kann man nur mit Freude beobachten, wie das große Heer der jungen Fabrikarbeiter das Turnen mit Zählen von Punkten und Aufstellen eines Rekords, also reizvoller als früher, sich eingerichtet hat, wie in der Nähe von Fabrikstädten zur Winterzeit alle freien Grasflächen mit Fußballspielern beschwärmt sind, wie selbst unsre Bier- und Waffenstudenten schon an der Leichtathletik Vergnügen finden; ja wie es — vielleicht von Cricket abgesehn — keinen englischen Sportzweig von Bedeutung gibt, auf dem unsre Junioren nicht entwicklungsfähig und hoffnungsvoll konkurrierten. Und wer vollends den Blick in die Lüfte richtet, wer es miterlebt, wie hier ungeschreckt von einem sich türmenden Leichenhügel der Kampf um die Bezwingung eines neuen Elementes ausgefochten wird, kann vor diesen Beherzten nur seinen Hut ziehen. Solange sie dahinfliegen, ist der Mut in der deutschen Brust noch nicht ausgestorben.

Unser Schmerzenskind bleibt das deutsche Mädchen, gegen dessen biologischen Vollwert Feinde von allen Seiten anstürmen. Nicht nur die hohe Zivilisation an sich, die die Rasse welk macht; nicht nur, nach Entwurzelung des alten Familienlebens, der Strudel der neuen Zeit mit ganz neuen Frauenberufen und Vorbereitungen; sondern vor allem ein verwahrloster Geschmack, der gar keine reellen Anforderungen an den Frauenleib stellt, weshalb auch zumal in den breiten und niederen Schichten jede Organisation fehlt, um junge Mädchen im Gebrauch ihrer Gliedmaßen zu üben. Vor zehn Jahren wurde in Berlin aus dem weiten Gebiete der Athletik wenigstens mit der Leichtfüßigkeit unter deutschen Mädchen eine Probe angestellt und im Treptower Sportpark ein Wettlauf veranstaltet. Aber der Erfolg war traurig. Von den hundertfünfzig, die sich gemeldet hatten, konnte tatsächlich nur eine einzige Schnelligkeit entwickeln, die meisten mußten schon nach den Vorrunden als untauglich fortgeschickt werden. Die Kritik verhöhnte das Unternehmen und tat sehr unrecht. Es hätte von hier aus, wenn zu regelmäßiger Wiederkehr gute Preise gestiftet wurden, die Idee sich ausbreiten können, daß körperliche Tüchtigkeit etwas wert sei und eine dralle Läuferin sich ihre Mitgift hier ganz nebenbei verdienen dürfe. Mühsam erreichen die Mädchenriegen, die turnen wollen, Anschluß an die vorhandenen männlichen Organisationen. Doch soweit unsre eigne Jugend inbezug auf Sport hinter der englischen und amerikanischen, so weit stehn unsre Mädchen hinter unsern Knaben zurück. Und was wird aus den Arbeitertöchtern, die alljährlich zu hunderttausenden von der Schule hinweg als Lehrmädel in die Fabriken gestopft werden? Was für eine Art von Nachwuchs können diese blassen Mauerpflanzen zur Welt bringen, wenn sie heiraten? Schon Hufeland lehrte: „Von einem schwächlichen Vater kann immer noch ein robustes Kind erzeugt werden, wenn nur die Mutter einen recht gesunden und kräftigen Körper hat. Der stärkste Mann wird von einer kränklichen und lebensarmen Frau nie kräftige und gesunde Kinder haben". Alle modernen Erfahrungen bestätigen es, daß Herabsetzung der Zeugungstüchtigkeit bei der Mutter verderblicher für Keim und Frucht ist als etwaige Mängel des Vaters. Doch unter 81 Städten, die für die körperliche Ausbildung ihrer Knaben sorgten, waren letzthin ganze 8, die auch an ihre Mädchen gedacht hatten, und etwas darüber berichten konnten. Und kaum glaublich aber wahr ist die Nachricht, daß, als jüngst in Kiel die zweite höhere Mädchenschule eine Ruderriege für ihre oberen Klassen einrichten wollte, der Minister die Erlaubnis verweigerte, wegen „mangelnder Erfahrungen".

Das Schlimmste ist, daß in den vorbildlichen oberen Schichten vier Fünftel unsrer Mädchen von körperlich schon angefaulten Müttern aufgezogen werden, mit dem ewigen Geschrei: „Muß denn gerannt werden? Kannst du nicht artig gehn?" — hygienischen Polizeibütteln zur Verhütung kindlicher Lust und kindlicher Kraft. Deshalb schleichen die meisten für gewöhnlich nur, selbst auf Tennisplätzen, und die in dem bekannten Büchlein „Our german cousins" niedergelegte Beobachtung traf gleich einem Peitschenhieb: „Das deutsche Mädchen hat keinen natürlichen Hang zu Sport und Freiluft. Ein angeborener Mangel an Entschlußfähigkeit und Beginnkraft verhindert sie zu bemerken, wieviel sie bei etwas freierem Sichtummeln gewinnen könnte. Dann würde sie eines Tages vielleicht gewahr werden, daß nur Gymnastik ihrem Gang die fehlende Lebendigkeit zu verleihen vermag und ihren Bewegungen jenes Herzhafte, das wir daran vermissen. Ihre ganze Haltung deutet leider auf träge Ruheseligkeit; so wird sie zur Patronin für Liegekuren."

Indessen auch aus dieser Krise, die die Loslösung vom Landboden, die Hingabe an scharfen Erwerb, das Leben in geschlossenen Räumen mit endlosen Verzärtelungen über uns gebracht haben, einer schwereren Krise vielleicht, als es der dreißigjährige Krieg war, mag es und muß es einen rettenden Ausweg geben.

Denn einen Stamm wirklicher Zuchtmütter haben wir ja noch, und wir sind nicht verloren, wenn wir uns wenigstens ihn zu erhalten wissen. Sind sie von rechter alter Art, bringt es jede von ihnen auf ihre sechs bis zwölf Kinder, beteiligt sich in jüngeren Jahren jede von ihnen fast alljährlich an der Volksvermehrung. Das sind die Kinder, die nicht gleich wieder abwelken, sondern durchhalten. Mustern wir dieser verehrungswürdigen Matronen noch 50 000 — es wäre freilich viel — und verständen sie zu würdigen; träten zu diesen dann alljährlich aus dem großen Kreise der Gattinnen soviele hinzu, daß die Zahl der lebensfähigen Säuglinge pro Jahr eine Million beträgt, so könnten wir selbst mit einer stationären Bevölkerung von 65—80 Millionen immer noch im Kreise der Großstaaten eine bessere Figur machen, als die sinkenden Franzosen mit ihren 39 Millionen.

Schützen und prämiieren wir daher solche Frauen, die sich zum biologischen Grundgesetz der Arterhaltung noch bekennen! Bauen wir unsern Zuchtmüttern Altäre und sichern jeder, die sich um den Fortbestand unsrer Nation wirkliche Verdienste erwarb, ein sorgenfreies Alter!

Als Kaiser Augustus diese Politik anfing und selbst Sklavinnen prämiierte, wenn sie drei Kinder aufgezogen hatten, war es zu spät. Beginnen wir lieber, auf breiter Basis unsre Aktivhygiene aufzubauen, solang es noch Zeit ist.

In Königsberg gibt es ein Stipendium von fünf Talern jährlich, „auf daß der Bursch sich bene tu", — will sagen, damit er sich einmal im Jahr den Magen verderbe. Ich kenne dagegen keine deutsche

Hochschule, an der neben hunderten von Stipendien zum Betreiben von Studien auch nur ein einziges für hygienische Leibespflege zur Verteilung käme. Des Westpreußen Fritz Lange Palaestra Albertina war in diesem Sinne gedacht, aber begegnete zu geringem Verständnis. Man blicke nach Amerika hinüber, mit wie reichen Summen dort Jahr für Jahr zur Anschaffung von Ruderböten, zum Erwerb von freien Grasflächen, zum Ersatz von Sportmaterial, zur Stiftung von Preisen für Leistungen jeder Art die Jugend von solchen Männern unterstützt wird, die jung an Körper geblieben waren, während sie an Jahren alt wurden, und man muß innewerden, wie beschämend weit wir im allerwichtigsten zurückstehn.

Durchmustern wir dann die Ideale, denen die Menschheit bisher begeistert angehangen hat: die Unwirklichkeit der Eleaten, die Dialektik des Platon, den „Gottesstaat" des Augustinus, das „Jenseits" der Kirche, die Askese, die Moral, das „Glück der größten Menge", den Nutzen, die Hochkultur, — was von allem hat nicht auf Abwege geführt, was von allem vermöchte eine biologisch gefährdete Nation wieder emporzuzüchten, zu retten und auf der Höhe zu halten?

Mit der Kraft allein kann man nicht irren. Es ist ganz unmöglich, daß etwas Gesundes auf die Dauer schadet; ganz unmöglich, daß etwas Ungesundes, Angefaultes auf die Dauer fördert. Kraft ist also das Grundprinzip; alles andre kommt hinter ihr. Weder in der Kunst, noch im Staat, noch in der Literatur, noch im privaten Leben ist Verkommenheit eine Beigabe, die man mit gewissen Finessen gegen Kraft in den Kauf nehmen darf.

Führen uns Annehmlichkeiten so schnell und wider Willen abwärts, dann fort mit dem Erwünschten, zurück zum Notwendigen! Nur eine gesunde leibesstarke Jugend kann uns die Zukunft verbürgen. Ein einziger frischer, derber, zäher Bursch wiegt ganze Kaffeehäuser voll perverser Aestheten auf.

Ein starkes, ein stolzes Volk aber soll dem Diesseits leben; soll hier auf Erden seine Proben ablegen. Den Deutschen hat ihr Nationalredner Fichte dies hohe Ziel gesteckt. Es lautet:

Irdische Ewigkeit!

Schlußkapitel aus „Philosophie der Kraft" von Robert Hessen. Siehe Wegweiser.

Merkwürdigkeiten

Aus alten Zeitungen

Eine Geschichte für die Dummen

Venedig, den 17. Julij. Es ist ein seltsamer Zufall, welcher auß Ober-Bologna hieher berichtet wird, daß nemblich ein reicher Cavalier, welcher mit seinem Factor, weil selbiger eine zimbliche Quantität Getrayds in wohlfeilem Preiß verkaufft hatte, gezanket, und nebenst andern grausamen Flüchen und Lästerungen wider den Barmhertzigen und die Felder gesegneten Gott auch in diese Worte heraus gebrochen, er wollte es lieber den Schweinen zu fressen gegönnet haben, gleich darauff seine Menschliche Sprache verlohren, und wie ein Schwein zu grunzen angefangen habe, auch nun ohne Vernunft auff den Feldern als ein Schwein herumb lieffe; Ja etliche wollen gar schreiben, daß sich seine Gestalt und Bildung in die Gleichheit eines solchen Thiers verändert habe; Daher man nun in allen Kirchen Gott für ihne bitte.

Mercurii Relation (München) 1700 Nr. 32.

Ein Vielfraß

Dreßden, vom 15. Julij. Hier ist etliche Tage ein Vil-Fraß gewesen, dessen Mutter, von Praag gebürtig, sich an einem Wolf versehen; dieser Kerl kan 2 Schaffen mit Fell und rohem Fleisch auff fressen, deßgleichen er auch Hunden und lebendigen Katzen thut; Wann er sich aber sättigen will, so verschlucket er Steine, und frist Wärck darzu, so gar, daß man die Steine im Verschlucken zusammen klappen höret; Man hat jhne auffs Rath-Hauß geführet, und recognosciert, ob es auch natürlich zugehe, so also befunden worden.

Ordentliche Wochentliche Post-Zeitungen (München) 1701. Nr. 31.

Dreßden, den 22. Julij. Der jüngst gedachte Vilfraß, welcher sich etliche Wochen in dem Töplitzer-Bade für Geldt sehen lassen, hat bey dem Magistrat umb Erlaubnuß gebetten, daß er sich etliche Monath allhier auffhalten möchte, welches ihme aber abgeschlagen. Seinem Bruder, welcher die Mutter fressen wollen, den aber die darzu kommende Leuthe darvon gehindert hatten, seynd in Prag beyde Augen außgeschlagen worden. Ja man gibt auch diesem die Schuld, daß er in Böhmen 2 kleine Kinder gefressen, weil sie beyde wegkommen, und man nicht erfahren können, wohin. Sonst redet er gantz vernünfftig und spricht, er vergriffe sich an Menschen nicht, unnd wüste wol was er thäte, seine Mutter aber müste noch sein Labsal seyn, weil ihn dise, da sie einstens von einem Wolff gefressen, gantz teufflisch verwahrloset hat.

Mercurii (München) 1701. Nr. 32.

Die Soldaten brauchen Hemden

Marienwärder, vom 2. Septembr. Vorige Woche ist großer Lärm in Thorn gewesen, weil der Commandant von den Bürgern verlanget, denen Soldaten Hemder zu geben, und da sie solches geweigert, denen Soldaten Freyheit gegeben, sich solche

selbsten zu nehmen, worauf ein großer Auffstand und solch Lamentiren der Weiber geworden, daß man es im Schwedischen Lager hören können.

Dienstagscher Mercurius (Berlin) 1703. 38. Woche.

Der König braucht Soldaten

London, den 6. Febr. Man hat niemals so stark gepreſt, um Volck zu bekommen zum Dienſt zu Waſſer und Land, als er auff dem Karren saß, und wegen seiner Miſſethaten nach dem Galgen solte geführt werden, perdonnirt ward, um Militariſche Dienſte zu thun.

Relations-Poſtillion (Berlin) 1705. Nr. 15.

Das Verbrechen des Prieſters

Zu Rom hat man einen Prieſter von 63 Jahren vom Leben zum Tode gebracht, weil er überführet worden, daß er an einem Tage verſchiedene Meſſen geleſen.

Wöchentliche Relationen. Halle 1711. Nr. 33.

Es läutet

Berlin, den 23. September 1713. In hieſiger St. Petri-Kirche ſoll die Bet-Glocke Dienstage Morgens um 10 Uhr von ſich ſelbſt angeſchlagen und Nachmittages gegen 4 Uhr ebenfalls ohne Zuthun eines Menſchen von ſich ſelbſt geleuthet haben. Hierüber leben wir in etwas conſternirt und halten einige davor, daß es Krieg, andere aber, daß es die ſchädliche Peſtilenz ominiren würde.

Aus geſchriebenen berliner Zeitungen 1713.

Die Konferenz der Scharfrichter

Wien, den 12. Januarii. Sonſten haben daſelbſt die Scharffrichter auf hohe Verordnung eine Zuſammenkunfft gehalten, und eine neue Tortur erfunden, ſo man bereits an einen probiret, der alle andere Torturen ohne Alteration ausgeſtanden, bey dieſer aber alſobald ſeine Miſſethat bekennet hat.

Berliniſche Ordinaire Zeitung 1720 Nr. 10.

Im Gefängnis

Dreßden, am 1. Februarii. Vor etlichen Tagen iſt in der Bettel-Vogtey ein eingeſperrter Junge geſtorben, welcher, weil ihn aus Nachläſſigkeit der Bettel-Voigte kein Brod gegeben worden, ſich beede Hände abgefreſſen.

Berliniſche Ordinaire Zeitung 1720 Nr. 17.

Ein todeswürdiges Vergehen

Thoren, den 26. Juny. In Kujavien iſt ein Bauer, welcher auf Storch- und Gänſe-Eyer geſeſſen, verbrannt worden.

Hamburgiſcher Korreſpondent 1724. Nr. 120.

Ein Moderniſt

Paris, den 29. Januar. Einem gewiſſen Profeſſori aus der Theologiſchen Facultät iſt das Leſen unterſaget worden, weil er in einer ſeiner Lectionen behauptet, daß die Pluralität der Biſchöfe, auch wenn ſie mit dem Pabſt vereiniget, nicht allezeit ein Beweis-Grund der Infallibilität wäre.

Hamburgiſcher Korreſpondent 1725. Nr. 24.

Man verbrennt weiter

Liſſabon, den 24. Dec. 1725. Am 16. dieſes iſt in der Stadt Evora von dem Inquiſitions-Tribunal ein Auto da Fe gehalten, worinn 18 Perſonen des Todes ſchuldig erkläret worden, nemlich zwey wegen falſcher Zeugniſſe, 6 wegen Vielweiberey, 2 wegen abergläubiſchen Curen, 2 wegen ketzeriſcher Meinungen, 1 wegen eines mit dem Teufel gemachten Bündniſſes, und 5 wegen ihres Unglaubens.

Hamburgiſcher Correſpondent 1726. Nr. 14.

Eine nützliche und höchſt nötige Wiſſenſchaft

Wien, den 19. April. Es befindet ſich allhier eine Perſon, welche vorgiebt die Wiſſenſchaft zu haben, die ſo genandten Wantzen ſicherlich aus den Bettſtellen zu vertreiben, daß ſie niemahls wiederum darein kommen.

Voſſiſche Zeitung. Berlin 1727. Nr. 52.

Der Prozeß der Barfüßer

Paris, den 21. Nov. Der Prozeß, den die Barfüßer wegen ihrer Schuhe mit einander haben, ſoll nechſtens ausgemachet werden, indem einige vorgeben, daß ſie nur in den Hunds-Tagen barfuß gehen dürfen.

Voſſiſche Zeitung. Berlin 1727. Nr. 144.

Die heiligen Viehknochen

Rom, den 22. Nov. Man hat kürtzlich einen hieſigen Küſter arretiret, welcher mit unter denjenigen iſt, ſo falſche Bullen gemacht und Vieh-Knochen vor Heiligthümer von S. Martin verkaufft.

Voſſiſche Zeitung. Berlin 1727. Nr. 152.

Falſchmünzer

Venlo, den 10. Mart. Heute ſind die vor einiger Zeit zu Büremond arretirte 2 falſche Müntzer, andern zum Exempel, lebendig in Oel gekocht worden.

Hamburgiſcher Correſpondent 1728. Nr. 45.

Weſtfäliſcher Schinken

Eine Parthey aufrichtige Weſtphäliſche Schincken und Würſte ſind allhier an einem Orte vorhanden, wem davon beliebet, kan beym Verleger der Zeitung weitere Nachricht erhalten.

Voſſiſche Zeitung. Berlin 1728. Nr. 67.

Die geweihten Windeln

Paris, den 30. Dec. Von Rom hat man, daß der Pabſt mit großem Eifer an den geweyheten Windeln vor den Dauphin arbeitete.

Voſſiſche Zeitung. Berlin 1730. Nr. 4.

Anmerkung: Wir entnehmen dieſe Abſchnitte Eberhard Buchners Sammlung intereſſanter Dokumente aus alten deutſchen Zeitungen: Das Neueſte von geſtern, von der vor kurzem Band 2 und 3 im Verlag Albert Langen, München, erſchienen. (Band 1 iſt bereits angezeigt in Nr. 52, 1912.) Dieſe beiden letzten Bände überraſchen weit mehr noch als der erſte durch die Fülle und Buntheit des Gebotenen. Freunden deutſcher Vergangenheit ſeien ſie angelegentlichſt empfohlen.

Die Schriftleitung.

Wegweiser der Lese

Emil Götts Werke

Von Emil Götts gesammelten Werken, deren Herausgabe Professor Roman Woerner besorgt, sind bis jetzt drei Bände erschienen. (C. H. Beckʃche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München, Preis: 13.50 Mk.) Der erste Band enthält außer der vom Herausgeber geschriebenen biographischen Einleitung Gedichte, Aphorismen und Sprüche. Der zweite und dritte Band umfassen Götts dramatische Werke: „Der Schwarzkünstler", „Edelwild", „Mauserung", „Fortunatus Biß". Es sind noch drei weitere Bände geplant und zwar soll der vierte Band die volkstümlichen und humoristischen Erzählungen und Skizzen Götts bringen, während der fünfte und sechste Band Tagebuchblätter und Briefe enthalten werden. Von den Beiträgen in dieser Nummer wurden uns Gedanken von Zeno und Rosenpunsch freundlicherweise von Professor Roman Woerner überlassen.

Bücherbriefe

X

Wieder liegt vor mir ein bunter Bücherhaufen. Wir wollen ihn zusammen durchgehen. Er läßt sich deutlich in zwei verschiedene Stöße teilen; links liegen die Bücher, die ich die weiblichen nennen möchte, rechts die männlichen. Und diesmal, so leid es mir tut, hat die Bezeichnung weiblich ein klein wenig von dem, wie so viele Männer das Wort so gern anwenden, was ich sonst vermeide. Da ist ein Skizzenbuch „Von der Erde des Lebens" von Rega Ullmann, mit einem Geleitwort von Rainer Maria Rilke, erschienen im Frauenverlag, München. Das Buch war mir so gerühmt worden, und auch Rilke spricht einleitend so freundlich, daß ich etwas ganz Feines erwartete. Fein sind die Skizzen, aber so schemenhaft fein, daß kaum noch etwas Greifbares da ist. Ich denke mir, daß es zahllose poetische Menschen, besonders poetisch empfindende Frauen gibt, die so und noch viel feiner und viel reicher empfinden, doch — das nicht niederschreiben, weil es nicht greifbar ist und auch nicht begriffen werden soll. Niedergeschrieben kommt irgendwo die Unzulänglichkeit heraus, der Unterschied zwischen poetisch empfänglich und produktiv. Allerdings ist die prätentiöse Primitivität schon Stil geworden. Der Schritt von hier zu den Futuristen ist nicht weit. — Angela Langer schildert in einem Buch „Stromaufwärts", aus einem Frauenleben, bei S. Fischer in Berlin, die Erlebnisse einer Frau, die sich aus der Stellung eines Dienstmädchens zu einer selbständigen geistigen Existenz befreit. Die Heldin des Buches, deutet der Waschzettel an, ist vielleicht gar die Verfasserin. Das Buch ist wohltuend real in den schlichten Beschreibungen eines Kinderlebens und Dienstmädchenlebens. Hier ist Gott sei Dank einmal eine Schrift ohne Verführung und übliche Liebe. Die Pointe des Buches ist, daß das Mädchen zu einem selbständigen Geschöpf wird eben gerade darum, weil der Mann, der sie aus der unteren Region in die höhere führt, sie nicht zum Weibchen macht. Doch ist auch hier ein zuviel an Zartheit und auch ein wenig Nichtigkeit, so daß das Ganze mehr wie eine einleitende Skizze wirkt zu einem Lebensbuch, das uns die Verfasserin schuldig geblieben ist. — Feminin muß ich leider auch die Novelle „Frau Beate und ihr Sohn" von Arthur Schnitzler nennen. Die reife Frau, die den Freund ihres erwachsenen Sohnes liebt, vielleicht in ihm den Sohn, und dann mit dem eigenen Sohn in den Tod geht — es ist so viel Skizzenhaftes, künstlerisch nicht Verankertes, menschlich nicht genügend Vollwertiges darin, daß man die zu einem Buch aufgebauschte Novelle verdrossen beiseite legt. Selbst solche Meister wie Schnitzler machen sich psygologische Begründung und Vertiefung immer leichter als früher. — Helene Raff hat in ihrem „Findling von Arlberg", den uns die Süddeutschen Monatshefte als Buch vorlegen, ein braves Buch für die reifere Jugend gegeben, aber kein vollwertiges Werk der Literatur. Die sauber und einfach geschriebene Erzählung von dem Findling, der nicht ruht, bis er ein Schutzhaus auf der Paßhöhe gebaut hat, ist so recht für Knaben und Mädchen geeignet. — Auguste Supper, die wir in der Lese schon als wertvolle Dichterin gepflegt haben und die besonders kräftig in ihren Novellen ist, hat bei Eugen Salzer in Heilbronn einen Roman „Die Mühle im kühlen Grund" erscheinen lassen. Doch seltsam, während in kürzeren Erzählungen bei der Dichterin gerade eine überlegene Meisterschaft zu rühmen ist, bei diesem Roman scheint die Kraft nicht gereicht zu haben. So wundervoll manche Gestalten und manche Einzelheiten sind, die Führung des Romans verläuft ein wenig zu sehr in die übliche weibliche Romanschreibung. — Nun zu den Männern.

Carl Hauptmann hat zwei neue Dramendichtungen vollendet, die bei Ernst Rowohlt in Leipzig oder wie der Verlag jetzt heißt, Kurt Wolff, erschienen sind: „Die lange Jule", ein Drama in fünf Akten, und „Die armseligen Besenbinder", ein altes Märchen in fünf Akten. Carl Hauptmann wird immer inbrünstiger und reifer; den Freunden des Dichters werden diese Werke neue willkommene Gaben sein. Über den Inhalt der Dichtungen soll auf Wunsch des Dichters noch nichts gesagt werden, bis die Werke auf den Bühnen herauskommen. — Friedrich Lienhard hat gesammelte Aufsätze aus früheren Jahren, unter dem Titel „Neue Ideale" bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erscheinen lassen, mit einem besonderen Teil über die Vorherrschaft Berlins. Diese Reden und Abhandlungen sind geistvoll geschrieben und mit Anmut und Würde vorgetragen. Sie zeigen den ganzen Umkreis dieses feinsinnigen Mannes, der in unserer materialistischen Zeit als ein letzter Humanist für die Erhaltung klassischer Ideale kämpft. In Lienhard lebt noch etwas von dem alten, reinen und heiligen Gralsrittertum. Wer Wege zu deutscher Größe sucht, kann dieses Führers kaum entbehren. Die Aufsätze „Was ist deutscher Idealismus", „Unser Zeitalter", „Große Dichtung", „Literaturjugend von heute", „Jahrhundertwende" usw. sind wie Bilder in einem reinigenden Spiegel. Besonders für jene, die in ihrer Entwicklung noch vor oder in der Verarbeitung des deutschen Humanismus stehen, die also jene großen Geister noch nicht genügend kennen, noch nicht eingeholt und überholt haben. Wir Andern aber, die wir als Pioniere die neue Zeit suchen müssen, finden in diesem Buch außer den Höhen auch die Grenzen Lienhards. Die neuen Ideale, die er sieht, sind eigentlich nur die alten. Aber er sieht sie so hoch, daß sie für ihn noch in weite Zukunft ragen. Doch gibt Lienhard manchmal Worte, wo wir Leben möchten. Sein Herz ist so rein und weise geworden durch die Erkenntnis des Besten, was der deutsche Geist geleistet hat, daß er die neue wüste Welt unserer Zeit und das neue Chaos, das wir haben, nicht begreifen kann und darf. Und er vergißt, daß sich die neuen Dinge nicht durch gütige Lehren bilden lassen, sondern ihre eigenen Wege gehen. Sein Geist ist so im Geistigen einer verklärten großen früheren Welt, daß die neue Inbrunst unserer Zeit zum Irdischen ihm fern steht. — Nicht der Zufall, sondern natürliche Fügung legte mir neben die „Neuen Ideale" ein justament gegensätzliches Buch auf den Tisch, „Philosophie der Kraft" von Robert Hessen, bei Julius Hoffmann in Stuttgart. An Lienhards klassischem Stil gemessen, wirkt Hessen wie ein Journalist. Mit Hessens robuster Pionierkraft verglichen, wirkt Lienhard wie ein Schwärmer. Lienhard hat eine erprobte Kultur, Hessen eine, die sich erst beweisen muß. Aber so viel Unfertiges in dieser „Philosophie der Kraft" sein mag, so viel Übers-Knie-gebrochene: der Wille, der Instinkt ist gut und richtig. Lienhard sagt — um an einem krassen Beispiel den Kontrast dieser beiden Welten zu zeigen: „Deutscher Idealismus ist Besiegung der deutschen Schwere. Durch welche Mittel? Durch die rhythmische Kraft eines reinen Herzens und großer Gedanken. Durch Anmut und Würde. Das sind die Energien, die ich uns wünsche . ." Aber der Idealismus hat uns nicht geholfen; trotz Goethe und Schiller sind wir in der schlimmsten Reaktion, in geradezu furchtbar verworrenen Verhältnissen auf allen Gebieten. Die neue Zeit sagt mit Robert Hessen: wir brauchen erst wieder einmal Volksgesundung, Entfaltung körperlicher Energien, Ordnung der

sozialen Verhältnisse, neue Verwaltung der gesamten Volkskraft. — Mir scheint, wir stehen so tief unten in einer Welle der Entwicklung, daß wir heute von neuen Höhen, neuen Idealen noch gar nicht sprechen können. Die praktischen Auseinandersetzungen der Lebensordnung müssen erst so gründlich durchgekämpft werden und zwar von unten auf, daß wir noch Jahrzehnte damit zu tun haben. Georg Muschner.

Der Dürerbund-Stempel

Im Kampf gegen die Schundliteratur ist eine Polemik zwischen dem Dürerbund und dem Börsenverein der deutschen Buchhändler ausgebrochen. Der Dürerbund veröffentlicht im Kunstwart, Heft 14, den Plan einer Prüfungsstelle für Volksschriften. Hierbei scheint übrigens Avenarius unser „Auslese-Prinzip" übernommen zu haben: es soll eine Auslese der Volksliteratur geschaffen werden, um das wirklich Gute zu verbreiten. Also was wir vor drei Jahren schon aufgegriffen haben. Avenarius und mit ihm der Dürerbund begehen jedoch dabei einen großen Fehler, vor dem wir uns wohlweislich gehütet haben: man will alle Schriften, die von dem Dürerbund für gut befunden werden, mit einem Stempel abstempeln, auf dem zu lesen steht: empfohlen vom Dürerbund. Das ist eine so unerhörte Bevormundung, nicht nur der Öffentlichkeit, des Publikums, sondern auch der Verleger und Buchhändler, daß mit Recht dagegen protestiert wird. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler hat sich in einer Sitzung mit diesem neuen Plan des Dürerbundes beschäftigt und veröffentlicht im Börsenblatt eine sehr deutliche Abwehr dieses erneuten Übergriffs der Kunstwartgruppe.

Wir haben in unserer Avenarius-Lese in und zwischen den Zeilen Avenarius bei aller Anerkennung deutlich zu verstehen gegeben, daß es so nicht weiter geht. Seit einiger Zeit ist über diesen sonst so taktisch ruhigen Mann eine merkwürdige Unsicherheit gekommen. Fehlgriff folgt auf Fehlgriff, Polemik auf Polemik. Der Streit gegen Kotzde und Genossen nahm zuletzt solche Formen an, daß selbst der unparteiische Beobachter unruhig werden mußte und voll Sorge darüber, welcher Ton neuerdings in Deutschland bei literarischen Fehden auftaucht. Kotzde scheint unrecht gehabt zu haben; aber warum einen Mann dann noch nicht nur literarisch, sondern auch in seiner Privatehre totschlagen. Dann kam die unnötige Anrempelung der Zeitschrift „Zeit im Bild", wobei Avenarius nach einem Gesetz gegen das letzte Prämienausschreiben dieses Blattes schrie und sich eine unnötige Abfuhr holte. Und neuerdings nun dieser Versuch, die kritische Macht in Deutschland an sich zu reißen, ein Literatur-Papsttum zu schaffen und Publikum, Verleger und Sortimenter zu bevormunden.

Avenarius hat seinen Kunstwart vor einiger Zeit zum „Kunst- und Kulturwart" umgetauft und nennt seine Zeitschrift ein Blatt für „Ausdruckskultur". Uns will scheinen, in Kunstwartkreisen wird allmählich „Ausdruckskultur" mit „äußerer Kultur" verwechselt, und wir möchten die Zuschriften, die wir in diesen Fragen erhalten haben, in den Rat zusammenfassen, daß der Kunstwart wieder mehr zur stillen „Innenkultur" zurückkehren möge. M.

Gedenktafel

Am 14. Juni 1837 starb in Neapel der italienische Dichter Graf Leopardi.

Am 17. Juni 1810 wurde in Detmold der Dichter Ferdinand Freiligrath geboren. Außer lyrischen Gedichten schrieb er eine große Anzahl wirkungsvoller Zeitgedichte, von denen manche noch heute ansprechen.

Vereinsmitteilungen

Literarische Gesellschaft zu Dessau

Mit dem 8. Mai ist die literarische Gesellschaft zu Dessau in die sommerliche Unterbrechung ihrer wöchentlichen Zusammenkünfte eingetreten. Ihre Sitzungsperiode 1912/13 begann am 3. Oktober 1912 und gab den Mitgliedern reiche Anregung durch Vorträge und Vorlesungen. Von Themen, die innerhalb der Vereinigung behandelt wurden, hatten zu selbständiger Bearbeitung übernommen: Dr. Ascher „Ist Nietzsche ein Philosoph?" Dr. Seligkowitz-Cöthen „Religion und Wissenschaft nach H. Spencer"; Dr. Krüger „Politische Dichtungen"; Chefredakteur Liebisch „Otto Ludwig"; Dr. Trenkel „O. E. Hartleben"; Dr. Ascher „Max Steiner"; Professor Rieß „Künstlerische Kultur".

Die Vorlesungen, die in früheren Jahren planlos und wie der Zufall sie gab, geschahen, erfuhren durch Dr. Trenkel eine Organisation, die eine erhebliche Wertsteigerung der Vorlesungsabende zur Folge hatte. Dr. Trenkel selbst las in mehreren Sitzungen aus Ralph Emersons „Vertreter der Menschheit" und danach aus M. Hardens „Köpfe". Außerdem wurden vorgelesen Cäsar Flaischlens „Von Schiller und uns", aus Alfred Neißners „Nikolaus de Vermulz, ein vergeßner Vorläufer Schillers", aus Arno Holz „Revolution der Lyrik" und einige andere bemerkenswerte Erscheinungen der deutschen Literatur.

Am stärksten und weittragendsten äußerte sich die Tätigkeit der Lit. Gesellschaft durch die Veranstaltung zweier öffentlicher Huldigungs und Erinnerungsabende, der Gerhart Hauptmann-Feier am 16. Nov. 1912 und der Hebbel-Feier am 29. März 1913. Die Würdigungsrede am Hauptmann-Abend hatte ein Mitglied unserer Gesellschaft, Hoftheaterregisseur Dr. Krüger übernommen, für den Hebbel-Abend war der Geh. Hofrat Max Martersteig-Leipzig als Festredner gewonnen worden. Vorlesungen aus den Werken der Gefeierten, deklamatorische, gesangliche und musikalische Darbietungen ergänzten die festlichen Abende zu stark wirkenden Einheitlichkeit; diese war um so sicherer garantiert, da durchgehends die ersten Kräfte des Herzogl. Hofschauspiels und der Hofoper mit ihrer Kunst willig unseren Absichten dienten.

W. Schulze, Schriftführer der Lit. Gesellschaft zu Dessau.

Mitteilungen des Vereins Die Lese E. V.

Einladung zur

3. Generalversammlung des Vereins Die Lese E. V.

auf Samstag, den 28. Juni, Nachmittags 5 Uhr, in der Redaktion der Lese, München, Wotanstr. 42.

Tagesordnung:

1. Bericht über die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1912.
2. Neuwahlen.
3. Anträge und Verschiedenes. (Einlauftermin für Anträge bis zum 25. Juni.)

Zur Erläuterung: Die Mitgliederversammlung besteht nach § 13 der Satzung aus den ordentlichen Mitgliedern (vergl. § 5).

Um zahlreichen Besuch bittet

München, den 12. Juni 1913. Der Vorstand: gez. Muschner.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Über Emil Gött vom Herausgeber. — Bücherbriefe. — Der Dürerbund-Stempel. — Gedenktafel.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese - Verlag - G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 25 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Wie schwer ist das Leben im Kleinen
zwischen Hoffen und Fürchten
und Lachen und Weinen:
ich kenne Einen,
der strebt empor
zum Heiteren-Reinen.

Meine Seele breitet die Schwingen weit
in ihre eigene Seligkeit.
Rings Glanz und Licht.
Am Sonnentor
steht Einer wie ein Gottgesicht:
— dein Losungswort?
— hie Ehrlichkeit!
— hie Reinheit!
und er senkt das Schwert.
Nun bin ich meines Lebens wert.

Die ganze Lebenswirrnis
ist auch nur Süßigkeit,
und Lust und Leid und alles
verliert die Bitterkeit.
Das Leben wär ein schales
ohn der Gefühle Streit:
du fühle, lebe Alles,
dein Herz wird reich, tief, weit!

Und hast du das begriffen,
daß Alles Segen ist,
dann gibt es Nichts, das deinem
Wesen entgegen ist;
dann wird dein Herz auch niemals
um Glück verlegen sein,
und Alles muß dir dienen
und Segen sein!

Georg Muschner.

*

L. van Beethoven

16. Dez. 1770 — 26. März 1827

Wie wir in der vollendeten Abgeklärtheit der Mozartschen Musik ein Analogon zum Griechentum erblicken können, so bildet die gigantische Tonwelt Beethovens den künstlerischen Niederschlag einer gärenden, von Entwicklungsmöglichkeiten und Problemen durchwühlten Zeit. In Goethe und Beethoven kristallisierte sich diese Kulturepoche zu zeitlosen Gestalten, zu ungeheuren Merksteinen der Menschheitsgeschichte. — Wagen wir, der Erscheinung Beethovens näher zu treten, sie für einen flüchtigen Augenblick in unseren beschränkten Gesichtskreis zu ziehen. Er ist so groß, und es ist so schwer, dieser Persönlichkeit in Worten gerecht zu werden.

Wir glauben, zwei Elemente sind es, die dieser Größe ihren ihr allein eigentümlichen Stempel verleihen: das Vulkanische und das Mystische. Beethoven, der Musiker, war Revolutionär, er bäumt sich auf gegen alles Bestehende, gegen alles, was seinem Willen entgegensteht. Von Trotz und Kraft ist seine Musik erfüllt. Und er ist Mystiker, im höchsten Sinn des Wortes und wie es vor ihm noch niemals in der Musik der Fall war. Zwar war auch Bach Mystiker, aber in religiösem Sinn. Beethoven ist es im rein menschlichen. Er führt uns über alle Grenzen hinweg in jene Abgründe und Tiefen des Gefühlslebens, die der Mensch nicht mehr bewußt empfindet, die aber den Grund seines Wesens bilden, bis zu dem, das man vielleicht das rein Göttliche nennen kann. Das Geheimnisvolle und Ungeheure umschattet uns, wenn wir Beethoven hören; in seinen ersten Werken nur leise, von fern sich ankündend, in seinen letzten Schöpfungen in unerbittlicher, furchtbarer Größe, uns alles vergessen lassend, was von dieser Welt ist, der enthüllte Genius der Menschheit.

Wir können bei Beethoven klar drei Schaffensperioden unterscheiden, die Zeit bis etwa 1800, deren leuchtende Frische und Heiterkeit sich vielleicht am schönsten in den 3 Streichquartetten op. 18 widerspiegeln. Jene ungefähr bis 1815, deren Reichtum, ja Ueberfülle sich am höchsten in den sog. Rasumoskyquartetten entfaltete. Und die letzte Periode, die Periode völliger Weltabgewandtheit, tiefster Mystik, da Beethoven nur sich selbst lauschte, die Zeit der letzten Quartette.

Beethoven war ein Vollender und Prophet. Vollender insofern, als durch ihn die Form der Sonate, des Quartetts, der Symphonie, von Haydn vorgebildet, von Mozart vertieft, ihre höchstmögliche Entfaltung erfuhr.

Beethoven weitete nach innen und nach außen, ja er löste auch: denn seine letzten Klaviersonaten haben alles Formale abgestreift, werden zu erhabenen Phantasien, zu Gesichten und weltversunkenen Träumen.

Bei Beethoven trat an die Stelle des harmlosen Menuetts der Haydn-Zeit das dämonische Scherzo, der grimmige Humor, der, wie im Scherzo der IX. Symphonie, die Welt in Stücke zu schlagen scheint.

Ein Prophet war Beethoven, weil in seiner Musik die Keime lagen zu der Dämmerwelt der Romantiker, zur Programmmusik der Wagnerzeit, weil in seiner Sprache zum erstenmal jener grüblerische und sensible Zug auftrat, der in der Musik unserer Tage immer mehr zur Herrschaft gelangt.

Beethoven war taub.

Die ganze zweite Hälfte seines Lebens. War ein heimatloser Mensch. Zerrissen in seinem Innern, mißverstanden von seinen Freunden und seiner Zeit, verwahrlost in seinem häuslichen Leben. Mißtrauisch und jähzornig, durchtobt von den heftigsten Affekten, aber von einer unendlichen Herzensgüte und einer großen Liebe zu der Menschheit erfüllt.

Beethoven ist die erhabendste, aber auch die tragischste Erscheinung in der Reihe unserer musikalischen Märtryer. Da aber nur aus dem Zwiespalt unseres Wesens mit der Umwelt ewige Kunstwerte hervorgehen können, müssen wir auch das Schicksal Beethovens als ein Läuterungsfeuer betrachten, aus welchem sich seine Kunst in jene Höhe schwang, in der sie heute, für uns und alle Zeit als ein Symbol des Göttlichen im Menschen glänzt und glänzen wird.

S. G. Kallenberg.

Worte Beethovens

O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt; aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern wird oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperament geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o, wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen, sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub. Ach, wie wärs möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei andern sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben...

Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es; du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. Aus Beethovens Testament.

Aussprüche Beethovens über die Kunst:

Fahre fort, übe nicht allein die Kunst, sondern dringe auch in ihr Inneres. Sie verdient es: denn nur die Kunst und die Wissenschaft erhöhen den Menschen bis zur Gottheit...

Der wahre Künstler hat keinen Stolz; leider sieht er, daß die Kunst keine Grenzen hat. Er fühlt dunkel, wie weit er vom Ziel entfernt ist, und indes er vielleicht von andern bewundert wird, träumt er, noch nicht dahin gekommen zu sein, wohin ihm der bessere Genius nur wie eine ferne Sonne vorleuchtet.

Vom Licht

Von Hermann Gerstmayer

Wie schön wandelt es sich im Licht der alles durchwärmenden, ewig freundlich lächelnden Sonne. Wer wollte sich lieber die Nacht wünschen und sich im tiefsten Dunkel verbergen, statt frei sein Antlitz dem lauteren Licht zuzuwenden? Alles Gute ist im Licht geboren, ihm ist es Lebensodem. Das Licht ist die Predigt der großen, alles umfassenden Liebe, ihr oberster Diener. Licht ist Liebe und Liebe ist Licht. Wie sehnt sich schon die Pflanze aus dem Dunkel an das Licht, wie strebt und keimt sie empor, wie flehentlich streckt sie ihre weißen Stengel nach dem Licht, weiß sie doch, daß nur in ihm das Leben verborgen liegt, daß nur Licht ihre Blätter grün färben, ihren Lebenskeim mit neuen Kräften erfüllen kann. Ist unser Geist nicht auch der Pflanze gleich? Solange er nicht durchdrungen ist von dem ewigen Licht, verkümmert er, stirbt ab und hinterläßt keine Spur, die da weiset nach oben. Er ist ein ewig Dürstender und nur an der Quelle des ewig flutenden und strahlenden göttlichen Lichtes vermag er seinen Durst zu löschen und sich glücklich zu fühlen.

Zersungen

Trotzdem immer bestritten wird, daß Goethe volkstümlich sei oder je werden könnte, gibt es doch so manches Lied von ihm, das tatsächlich im Volksmunde lebt und gern und oft gesungen wird. Es sei nur an das „Heidenröslein" erinnert. Am schlagendsten offenbart sich ja die Volkstümlichkeit eines Liedes, wenn es im Laufe der Jahrzehnte „zersungen", d. h. wenn es nicht mehr aus Büchern gekannt, sondern durch mündliche Ueberlieferung verbreitet wird, wobei es natürlich oft die seltsamsten Umgestaltungen erfährt. Auch ein früher viel gesungenes Goethisches Lied ist so durch das Volk „zersungen" worden.

Der lieblichen Friederike Brion (deren 100. Todestag in dieses Jahr fiel) in Sesenheim bei Straßburg sandte der junge Dichter im Jahre 1771 ein mit duftigen Blumengewinden bemaltes Band mit folgendem Gedicht dazu:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimms auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Die erste Zeile des Gedichtes kehrt in allen Variationen fast getreulich wieder. So viel behält ein jeder schon im Gedächtnis. Aber weiterhin hapert's dann gewaltig. In einem älteren Volksliederbuche erscheint jedoch schon die erste Zeile verändert: die kleinen Blumen sind noch kleiner geworden, die Blätter aber gewachsen und es heißt:

Kleine Blümchen, große Blätter
Pflück ich dir mit zarter Hand,
Holder Jüngling im Frühlingskleide
Sei ein starkes Rosenband.

Von der zweiten Zeile des Originals ist also nur noch das Wort „Hand" stehen geblieben; die dritte klingt auch nur schwach an Goethe an, und schließlich ist ganz willkürlich die letzte Zeile der vierten Strophe des Dichters angehängt. So liebt es das Volk frei mit dem Text zu schalten. Schwer Verständliches ersetzt es ohne Umstände durch Einfacheres, seinem Denken näher Liegendes. Auf diese Weise ist zu erklären, warum für streuen pflücken gesagt wird. Denn zu erkennen, daß mit Blumen bestreut, für mit Blumen bemalt oder durchwirkt steht, kann man von einem Landmädchen nicht ohne weiteres verlangen. Wenn durch die Veränderung der ursprüngliche Sinn gestört wird, oder gar ein bischen Unsinn hineinkommt, so schadet das gar nichts. Das letztere geschieht meistens, wenn statt eines falsch gehörten Wortes ein nur ähnlich klingendes eingesetzt wird. So heißt es einmal:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leiser Hand,
Guter junger Frühlingskelter
Trinkt man auf ein Lustigsein.

Seht von Rosen mich umgeben,
Brecht nur eine Rose mir,
Nur ein Kuß, geliebtes Mädchen,
Ohne dich kann ich nicht sein.

Man sieht, wie hier ein ganz neues Motiv hineingebracht wurde: Poesie des Weins. Vielleicht stammt diese Umdichtung aus dem Rheinlande. Wenn Goethe sich mit einem „Blick" seines Mädchens begnügt, so fordert dieser Liebhaber, der übrigens seltsamerweise sich selbst anstatt seine Geliebte mit Rosen bekränzt, einen Kuß. Aber — auch der junge Goethe hatte in der 1. Fassung Kuß geschrieben. Die Frühlingsgötter sind noch mehrfach mißverstanden worden. In einem Hefte, in das eine Bauernmagd allerlei Lieder einschrieb, fand man:

Kleine Blimlein, kleine Blätter
Streif ich leis mit weißer Hand
Guter Jüngling, Frühlings-Gärtner,
Reigst du mir dein schwaches Rosenband.

Die Melodie ist nicht selten schuld an Veränderungen, besonders wenn sie einzelne Worte sehr langzieht oder mehrmals wiederholt. Wie komisch das Lied dann wirken kann, besonders, wenn es noch dazu im Dialekt gesungen wird, wissen alle, die Gottfried Keller's „Sinngedicht" gelesen haben, wo der verliebte Schuster singt:

Kleine Blumen, kleine Blätter, — ja Blätter
Streien wir mit leichter Hand
Gude junge Frühlingsgädder, — ja Gädder
Tändelnd auf ein luftig Band.

Dazu muß man sich die Wiederholungen recht getragen und gezogen denken und mit den so beliebten melodischen Schnörkeln versehen. Der biedere Schuster bringt auch in der dritten Strophe Goethes eine „Berichtung" an; er singt „genug".

Die Beispiele von zersungenen Goethischen Liedern ließen sich noch unendlich vermehren, könnte man all die vergilbten Poesiealben, die aus den Zeiten, da der Großvater die Großmutter nahm, in mancher Familie noch aufbewahrt werden, daraufhin genau durchsehen.

Fritz Herholtz.

Der begrabene Gott

24. Fortsetzung.

Roman von Hermann Stehr

21.

Nun saß Marie allein und wußte bald nicht mehr, warum sie danach verlangt hatte.

Wie ihr der Verzicht auf den Tod gekommen war, weil es sich nicht mehr lohnte zu sterben, so wurde auch ihr Leben etwas, was sich nicht lohnte.

Verschollen trug sie ihre Seele in sich. Nur der dunkle Gang, durch den dies Wesen sich von ihr verirrt hatte, starrte in ihr Inneres herein. Allein auch an diesem grausen Tor riefen die Gedanken nicht mehr nach ihrer ungetreuen Mutter, die sie in der Not verlassen hatte. Denn sie waren gleich dem Rauch in der Kälte vergangen und eine Ruhe war an ihre Stelle getreten, die Marie befähigte, alles zu sehen, zu hören, alles wahrzunehmen, ohne nach dem Sinn und Zweck zu fragen.

Die schwarze Balkendecke hing noch dräuend wie sonst über dem Zimmer; aber das Bauer in ihrer Mitte beherbergte nicht mehr das fröhliche Zwitschern des Stieglitzes.

„Husch!" machte die Einsame, nachdem sie es lange aufmerksam betrachtet hatte, um den Vogel aufzuscheuchen, der vielleicht auf dem Boden des Käfigs nach verspritzten Körnern suchte.

„Husch! — Husch! — Husch!" wiederholte sie noch einigemal gleichgültig und betrachtete dabei das Muster ihrer blaugedruckten Hausschürze.

Als sich nichts rührte, nahm sie das Drahthäuschen herab und fand das Tierchen tot auf dem Boden liegen, das rotgeringelte Köpfchen in die aufgeblasenen Federn gedrückt. Man hatte es verhungern lassen. Denn das Unglück nährt sich vom Schweigen.

„Tot," sagte Marie langsam, ging und warf den Käfig samt dem Vogel in den Schnee.

Dann saß sie wieder nieder und ihre Hände lagen wie abgeschnürt im Schoße. Sie fühlte es wie ein Geborgensein, daß nichts als der stille Atem in ihr aus- und einging. Das Kind erwachte. Sie wärmte Milch, schmeckte sie ab, gab ihm zu trinken, wiegte es auf den Armen, summte immer den gleichen toten Ton zwischen den Zähnen und hatte weder Abscheu noch Gram. Weil der Knabe nicht schlafen wollte, saß sie und schaukelte mit dem Fuße die Wiege. Sie zählte indessen die Töpfe im Schrank, die Nägel in der Wand und ehe sie sich erhob, bemerkte sie ein Loch in dem Anwurf.

„Da is ja der Putz aus m Wechsel gefallen," sagte sie und ging an die Arbeit, als könne es nicht anders sein, als daß so eine Entdeckung den Menschen anspornte. Sie fegte die Stube, holte Futter, wusch Geschirr und Wäsche. Alles tat sie genau, still, pünktlich wie ein abgerichtetes Tier. Klappernde Kugeln, liefen ihre Tage durch das Haus. Ihre Nächte waren leere Betäubungen. Alles frühere sah sie, alle zerschellte Sehnsucht, alle ringende Süße, die Zertrümmerung ihres ganzen Hoffens. Aber die blutlose Erinnerung weckte nie etwas auf, das sie zornig emporgerissen oder weinend hingeschmiegt hätte. All ihr Leben lag in ihr gleich einem Häufchen dürren Laubes, das der Wind in eine tote Ecke gekehrt hat. Nur wenn Kathe und Joseph das Wasser brachten, glommen schwache Wellen letzten Daseinsschmerzes in ihrem Herzen auf.

Unbezwingliches Weh schnürte ihre Kehle beim Eintritt dieser beiden lieben Menschen, gramvolles Stottern zerbrach die Worte ihres wirren Gespräches, und gingen sie wieder, so kniete das arme Weib auf die Bank, drückte die Stirn an die Scheiben und sah mit der dumpfen Bitterkeit einer Ausgestoßenen auf die Spuren der Füße im Schnee, bis der Wind alles verwischt hatte. Dann bückte sie sich wieder nach dem Staub ihres Werkes. Bei jedem Besuch der Beiden wiederholte sich dieser peinigende Anfall. Die Not steigerte sich so, daß es sie zuletzt forttrieb. Kathe und Joseph fanden einst das ganze Haus leer. Nur der Wechselbalg schnurrte aus den Kissen. Nach langem Suchen fanden sie Marie im Schuppen hinter den Reisigstoß gekauert. Blaß, verängstigt, am ganzen Leibe bebend, ließ sie sich aufrichten, in die Stube führen, sah lange mit stumpfen Augen umher und duldete mit einem qualvollen Lächeln der Ratlosigkeit alle Fragen nach dem Grunde ihres rätselhaften Betragens. Endlich als Beide, schon entmutigt, sich wieder an ihre Arbeit begeben wollten, sagte sie zaghaft:

„.... das Reisig .... das Reisig ...."

Mehr war nicht aus ihr herauszubekommen.

Bei jeder Wasserfahrt wiederholte sich der gleiche Vorgang; nur wechselte Marie das Versteck. Manchmal, wohl wenn sie von ihrer Ankunft überrascht worden war, begnügte sie sich, unter die Bank oder den Tisch zu kriechen und das Gesicht der Erde zuzukehren. Unter gütlichem Zureden und endlich unter Anwendung von Gewalt mußte sie hervorgezogen werden und verharrte dann, auf das ärgste verschüchtert, blaß und bebend in einer Ecke.

„Ich kann mr nich helfen. Es überfällt mich halt ne Angst, wenn ihr kommt," sagte sie einst unaufgefordert und sah in blöder Not an ihnen vorbei.

So verfiel langsam ihr Leben wie ein unbewohntes Haus; denn ihre Seele, die in den Qualen eines zu schweren Schicksals verschollen war, schweifte an unbekanntem Orte und wollte nimmer zurückkehren.

Maries Gesicht verlor jeden Ausdruck, ihre Stimme den Klang. Die Haut wie verlegenes Linnen, das Haar, brüchig und glanzlos, hatte nichts als die Fülle von seiner ehemals goldigen Schönheit behalten und glich mehr dem blassen, feinen

Gras auf den Waldblößen im Spätherbst. Kaum konnten die Lippen noch die weißen Zähne bedecken; ihr Leib vertrocknete. Welk und zierlich wie ein verkümmertes Mädchen im ersten Jahre der Jungfräulichkeit, bewegte sie sich doch mit der Unsicherheit des hohen Alters. Gleichgültig gegen sich, teilnahmlos gegen ihre Umgebung, ging sie immer in demselben Kleide umher, das ihr viel zu weit geworden war und nun an dem mageren Körper schlotterte. Als werde sie von der Außenwelt durch einen wüsten Gürtel von solcher Ausdehnung getrennt, daß alle Kunde aus dem Leben herüber nur als Spiel unverständlicher Geräusche und Farben an ihre Verödung rührte, nicht anders war diese Verschollenheit der Seele bei lebendem Leibe zu erklären.

Stundenlang konnte sie vor der Wiege des hungernden Knaben stehen, sein mißtöniges Gekreisch hören und mit stierer Gespanntheit hinsehen, und dann plötzlich sich umkehren und den Ofen voll Holz stopfen. Sie vergaß die Kühe zu füttern und zu melken, und wenn die Tiere schmerzvoll brüllten und stampften, lief sie ans Fenster und sah gespannt hinaus, als habe ihr jemand gerufen, oder riß die Tür auf, um ein Erwartetes einzulassen. Niemals erfüllte sich der Schatten ihrer Hoffnung, doch nie auch verließ sie die dumpfe Geduld. Nach jeder Enttäuschung ging sie auf die Bank und strickte gleichgültig an einem Strumpfe weiter, der nur eine lange Röhre war, weil es ihr nicht einfiel, zu schränken oder abzunehmen.

Zum Weihnachtsfeste brachte Kathe einen Baum, Eßvorräte, Aepfel und Nüsse in das einsame Haus am Walde. Nach zwei Tagen stand noch alles unberührt auf dem Tische. Das Bäumchen hatte das Weib zerhackt und im Ofen verbrannt. Endlich führte Joseph die vollständig verwahrlosten Kühe in seinen Stall. Als Kathe Miene machte, auch den Wechselbalg aus der Wiege zu nehmen, krallte Marie ihre mageren, blassen Finger in den Arm des Mädchens und sah sie mit drohender Wildheit an. In der Tiefe ihres Auges allein glomm ein letzter Schimmer von Beseeltheit, ein schwaches Leuchten furchtsamer Erwartung. Das auch vielleicht bestimmte Kathe, das Kind wieder in die Kissen zurückzulegen und einen letzten Versuch zur Rettung ihrer unglücklichen Schwägerin zu machen. Sie ging zur Frau Wende, erzählte ihr alles, und bat sie, Marie doch einmal zu besuchen. Ihr, von der die Beklagenswerte „immer große Stücke gehalten habe," werde es vielleicht am ehesten gelingen, den stummen Wahn zu zerstreuen, der über ihr lastete.

Der Eindruck, den das unglückliche junge Weib samt ihrer ganzen Umgebung auf sie machte, glich einer Erschütterung, die den erwogenen Plan zu weiser Einsprache gänzlich über den Haufen warf. Schon das Höfchen war übersät mit Reisigästchen, verstreutem Stroh und Heu. Die Hausflur ungefegt. Unter der Stiege zum Boden lagen Wannen und Schäffer, zerdorrt, auseinandergefallen, übereinandergeschichtet, wie altes Gerümpel. Die Reifen standen heraus.

Trotz mehrmaligem Klopfen rührte sich nichts in der Stube, die bei ihrem Eintritt ausgestorben schien, wie das ganze Haus. Uebelriechende verwohnte Luft füllte sie. Die Wiege in der Mitte war mit einem schmutzigen Laken zugedeckt. Um den Ofen lag ein wirrer Haufen Stroh, das in einzelnen Halmen auch über die ganze Diele verschleppt war. Die Freirichterin drückte zögernd die Tür hinter sich zu, wartete ein wenig, richtete endlich ihre knochige Gestalt entschlossen auf und wünschte auf gut Glück: „Guten Morgen".

Niemand rührte sich. Nur hinter der Wiege huschte ein Geräusch taktmäßig hin und her. Nach zwei Schritten tiefer in die Stube bemerkte sie ein mageres, weibliches Wesen, das auf den Knieen lag und mit einem trockenen Lappen das Bein der Bank reinigte. Frau Wende glaubte, es sei irgend ein Aufwartemädchen, das man dem beklagenswerten Weibe zur Hilfe beigesellt habe.

„Wo is'n de Frau, Mädla?" frug sie und als die Person nicht darauf achtete, sondern gleichmäßig mit dem Lappen auf und nieder wischte, rief endlich die Großbäuerin so laut sie konnte:

„Trotsch du, hörste nich!"

Nach einer Pause stellte die Person ihre Tätigkeit ein, sah forschend den Lappen an, als sei sie nicht ganz sicher, ob er geredet habe und drehte sich dann um.

Es war Marie. Noch verschrumpfter, noch verwahrloster. Die Kleider trug sie um den Leib gewürgt, wie man eilig ein Bündel schnürt. Nun legte sie den Lappen mit übertriebner Vorsicht nieder und sah angestrengt an Frau Wende herauf und herab.

„Nu, he, Marie! Du bist ja grausam fleißig. Da könnte ees ja s ganze Häusel forttragen, du rührst dich nich. Komm och jetze her und gönn dr a wing Ruh."

Marie verharrte in der Stellung eines Menschen, der, in undurchdringliche Nacht gehüllt, von Geräuschen umgeben wird, die er nicht verstehen kann. Zuletzt kniff sie gar die Augen ein, als gelte es, mit dem Blick in ganz weite Entfernungen einzudringen.

„Du, Marie, du!" drang die Freirichterin wieder auf sie ein.

Die Angeredete erhob sich rasch, lief aufgeregt in der Stube umher, las eine Handvoll Strohhalme zusammen, blieb dann ratlos stehen und sah umher. Frau Wende hatte ihr Körbchen auf den Tisch gestellt und sich auf einen Stuhl niedergelassen.

„Da komm och her zu mir," redete sie der Verirrten gütlich zu, „das Aufräumen kannste ja dann immer noch machen."

Maries Gesicht verlor den starren Ausdruck und ward weich. Sie näherte sich wie ein folgsames

Kind und nahm Frau Wende gegenüber Platz, das Stroh immer krampfhaft in der Hand haltend.

„Sieh'ch och, da hab ich dr Würste mitgebracht, a Stücke Fleesch, a weng Kuchen und Strizel. Das Gebäcke is mir freilich nich gut geraten. Denn mit den Bierhefen is eben nischte. Jß och jetze tüchtig, du bist gar zu sehr runter."

Während sie, das sprechend, den Korb in eine herbeigeholte Schüssel leerte, saß Marie still da, in gespanntem Aufhorchen. Die Hand hatte, vom Zwange befreit, das Stroh fallen lassen. Frau Wende nahm ihren Sitz wieder ein und richtete, in Erwartung einer Entgegnung, ihre Augen auf Marie, die den Körper vorneigte, und mit stumpfem Blick angestrengt nach der Freirichterin hinsah, als sitze diese nicht klar und deutlich vor ihr, sondern sei von tiefem Dämmern eingehüllt, kaum sichtbar.

Frau Wende war von diesem seltsamen Betragen beunruhigt und ergriffen zugleich. Ehe sie aber zu neuen Worten kommen konnte, gab Marie die Bemühungen, durch die Schatten ihres zertrümmerten Lebens zu dringen, auf, erhob sich, wischte den Schweiß von den Fensterscheiben, ließ sich wieder nieder und faltete die Hände im Schoß.

Das Licht fiel glitzernd über den Tisch.

„De — Sonne — scheint — scheen — — Sehr scheen," sagte sie nach langem Hinsehen mühsam, mit einem Klang in der Stimme, wie er unter dem Bogenstrich Ungeübter aus Geigen kommt, die Jahre lang unbenützt im Kasten gelegen haben.

Die Freirichterin deutete mit Recht diese Worte als ein Zeichen beginnender Anteilnahme und frug, um sie zu vertiefen, nach dem Ergehen des Kindes. Marie lauschte interessiert den Worten ihrer früheren Herrin nach, wie dem Laut einer fremden Sprache. Es zeigt sich auf ihrem blassen, verlöschten Gesichte, in ihren stumpfen Augen kein Verstehen; sondern nach einer Weile kam ein Zug in ihr Antlitz, wie Schlafende lächeln, wenn man sie kitzelt.

Frau Wende wiederholte ihre Frage, rüttelte sie endlich am Arme und wies leidenschaftlich nach der Wiege.

Da stand endlich die Arme wie unter der Wirkung eines Stoßes auf, ging zum Lager des Wechselbalges, zog die Decke ab und stand dann wie versteinert. Das Kind war noch magerer geworden. Sein faltiges Gesicht ähnelte mehr dem eines uralten Mannes und war von grauen Haaren ganz überzogen, als sei es von Schimmel bedeckt.

„Nu he, was machst du denn mit dem Kindel?" frug die Freirichterin, die versucht war, es aus der Wiege zu reißen.

Auf diese lauten Worte versuchte das kleine Wesen die Arme zu bewegen. Es war aber so schwach, daß sich seine ausgehagerten Händchen nur aufwendeten. Dazu gurrte es kraftlos. Seine faltigen Lider hoben sich aber nicht; man sah nur die Augäpfel darunter beben.

„Aber Marie!" begann Frau Wende wieder entrüstet über den erbarmungswürdigen Zustand des Unholdes.

Allein, die Verirrte rührte sich nicht. Mit steifen Armen auf den Rand der Wiege gestützt, die Achseln heraufgedrückt, den Kopf dumpf vorgereckt, war es, als hänge sie an Stricken in der Luft, ein Bündel, kein Mensch mehr. Ihr Gesicht trug den Ausdruck vertierter Pein.

„Es wird dir verhungern. Siehst'es denn nich?" rief Frau Wende wieder.

Marie hing regungslos über dem Abgrunde ihres Lebens. Die Freirichterin ging und reichte dem Knaben selbst die Flasche, der so heißhungrig darüber herfiel, daß die eingesogene Milch immer zur Hälfte wieder aus seinem breiten Munde herausfloß und den abgezehrten Hals hinunterlief.

„Trink, trink, liebes Kindele," eiferte kosend Frau Wende, die alle Scheu vor dieser grotesken Häßlichkeit vergessen hatte und nur mehr den hilfsbedürftigen Menschenwurm sah, „immer trink, armer, Kerle, du. Jaja, mir wern dir schon geben. Laß gut sein."

Süß, streichelnd, mit jenem tiefen Erbarmen eines Mutterherzens, das fast wie erfülltes Glück klingt, redete sie. Da stieß Marie unvermutet einen qualvoll stieren Schrei aus, der gar nicht enden wollte. Frau Wende umfaßte sie, fühlte ihren ganzen Leib beben, führte sie von dem Kinde weg ans Fenster, saß bei ihr und stützte sie, bis die alte Ruhe wieder Besitz von ihr genommen hatte. Aber es war doch nicht mehr die gleiche Starrheit in ihr. Eine Wand schien durchbrochen und mit flehendem Blick, voll unsäglicher Klage, sah sie unverwandt ihre frühere Herrin an.

„Bis du stille," tröstete diese, „nee, nee! Fürcht dich nich, du bist bei mir. Laß gut sein, dei Mann kommt a so bale nich wieder raus, nee, nee, der sitzt. Dem habn se sei Jahr weger den Grenzsteenen ufgebrummt. Und wenn er wird das runter haben, da wern s'em a Zips weger'm Schuster schleißen. Laß dus gut sein," wiederholte sie immer von neuem, streichelte das welke Gesicht, das sich an ihre Brust grub und umfing den Leib, der unter ihren Worten leise erschauerte wie ein Baum vor fern hinstreichenden Winden. Als Frau Wende schwieg, lag die Arme an ihrer Seite und ihr Atem wurde immer stürmischer, angstvoller.

„Mariela, immer wein du. Laß du's raus. Wir sein dir alle gut, 's ganze Dorf. Da hats keen, Haus um Haus, Hof um Hof, dems nich leid tät um dich. Vor allem der ale Freiwald. Schade, daß er tot is. Denk, vorige Woche haben's begraben."

So tröstete die Gute, und weil Marie bei Erwähnung des alten Brunnenbauers sichtlich den flutenden Atem zurückgehalten und ruhiger geworden zu sein schien, glaubte sie am besten zu tun, die Geschichte des Greises zu erzählen. Er habe wohl

durch die Auffindung des Schusters einen Stoß bis ins Mark erhalten. Denn seit der Zeit habe er ohne ersichtliches Leiden gekränkelt. Endlich sei seine Seele lächelnd, schmerz- und kampflos, wie ein stilles Wasser, hinübergeflossen in den unbekannten Brunnen, der die Rinnsale aller Menschenleben auf ewig aufnimmt. Seine letzten Worte seien ein herzlicher Gruß an sie gewesen.

Während der Erzählung hatte sich Marie aufgerichtet. Beim Schlußsatze rückte sie von ihrer alten Herrin hart weg an den Tisch hin, und es war, als sinne sie über das Gesagte nach. Die Freirichterin sah, daß ihr Besuch nicht umsonst gewesen sei, nahm sich vor, bei gelegener Zeit wiederzukommen und ging davon, da Marie durchaus auf nichts mehr achten wollte. (Schluß folgt.)

Aphorismen von Berta v. Suttner

Man soll nicht nur an Selbstveredlung arbeiten. Nein, hinaustragen muß man jedes gute Wort, das helfen kann, einen andern zu veredeln: hinausrufen mit frohem Mute, was man als wahr erkannt; Gedanken ausstreuen in alle Winde — irgendwo und irgendwann keimen sie schon auf. Vielleicht erst in den Gehirnen eines nächsten Geschlechts. Den noch Ungeborenen gilt unsre Arbeit. Euch, Nascituri, grüßen wir! —

Lieber als zehn Mitlebenden helfen, wollen wir eine halbe Million Nachgeborenen in den Stand setzen, Hilfe zu entbehren.... Was ist besser: ein paar Lungenkranke pflegen, oder Zustände schaffen, in welchem die Leute dieser Krankheit nicht ausgesetzt sind? Gefängnisse bauen oder dem Verbrechen vorbeugen? Für die Verwundeten des nächsten Krieges Verbandzeug machen oder das Tribunal befestigen, das den nächsten Streitfall unkriegerisch lösen kann? Ein gebrochnes Bein kunstgerecht amputieren zu lassen oder das Bein überhaupt nicht zu brechen? Die Menschheit sollte ihre Wohltäter in jenen sehen, die das Unglück von ihr abwenden wollen und die positives Glück ihr zuzuführen sich bestreben. —

Es wäre ja ganz schön, sich nicht um die Politik zu kümmern, wenn sie sich nicht so viel um uns kümmerte. Aber sie ist es, die in ihrer Moral und Vernunftlosigkeit alle Fesseln schmiedet, die uns drücken; sie schafft die Unsicherheit unsres stündlich der Kanonenlaune eines Kriegsherrn ausgesetzten Lebens; sie streut das Gift der Verrohung und Verhetzung in die Massen; sie verschuldet mit ihren Rüstungs- und anderen Verschwendungen den drückenden Alb der Armut und hindert mit ihren Zollschranken die natürliche Verbreitung der Güter. Anderseits könnte sie, wenn in die Rahmen des Edelsinns und der Weisheit gelenkt, der menschlichen Gesellschaft Sicherheit und Wohlstand, das heißt also den Boden schaffen, aus dem Glück und Schönheit sich erhebt, auf dem das Edle und Große sich entfalten könnte. —

Aus: Briefe an einen Toten.

Aus der Jahreszeit

Im Junius

Von Matthias Claudius

Aber die Lebensgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Dezembertag ist auch wohl recht schön und dankenswert, wenn Berg und Tal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel und ein fruchtbarer Regen rauscht herab. —

Wach auf mein Herz und singe
dem Schöpfer aller Dinge.

Es ist, als ob Er vorüberwandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke!

Aus den sämtlichen Werken des Wandsbecker Bothen, Wandsbeck 1774.

Das Spitzchen

Von C. F. Meyer

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald,
das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt:

„Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier oben ists einsam! Hier oben ists kühl!

Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,
er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist,

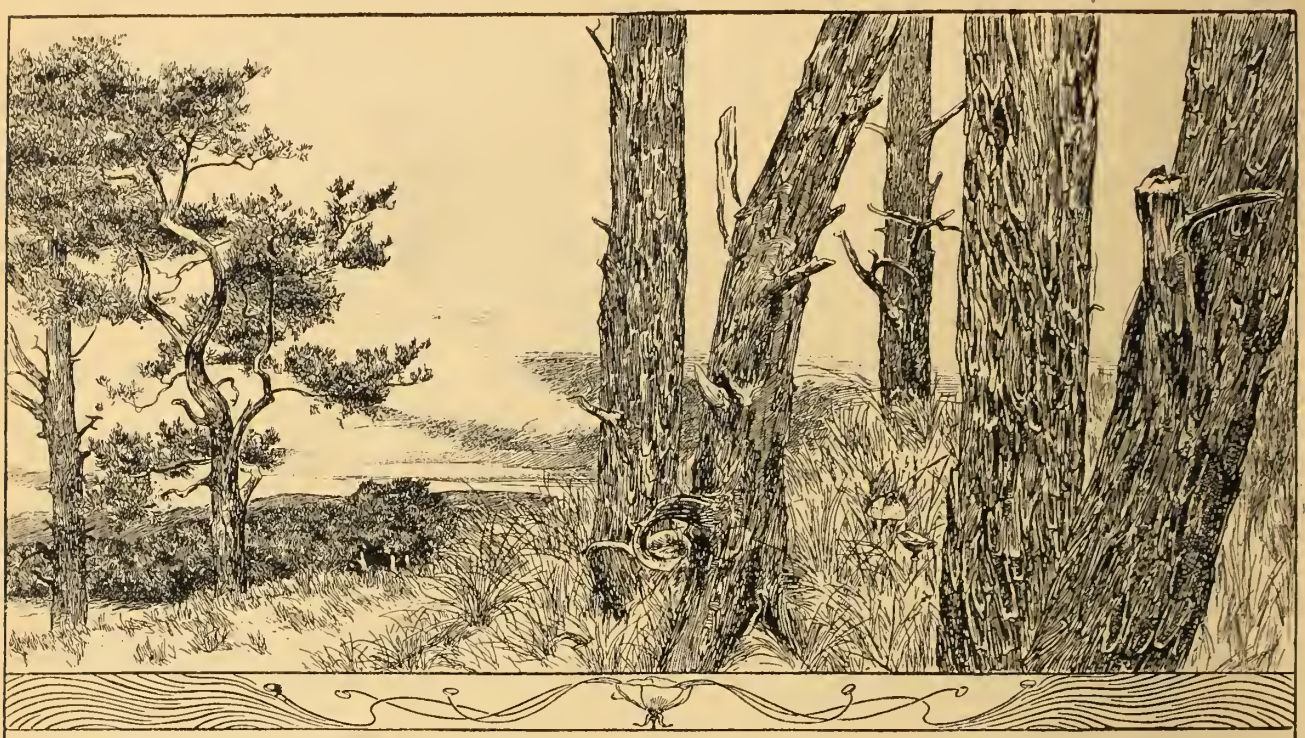
die Moosbank des Felsens ist dir schon bereit,
von ihr ists zum ewigen Schnee nicht mehr weit!“

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.

So komm ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erst schließ ich die Bücher, die Schreine noch zu.

Leis wandelt in Lüften ein Herdegeläut:
„Laß offen die Truhen! Komm lieber noch heut.“

O Thäler weit, o Höhen!



O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt.

Im Walde steht geschrieben
Ein stilles ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben
Und was der Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel seh'n.
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Gedicht von Josef Frhr. v. Eichendorff. Zeichnung von H. R. C. Hirzel.
Liederflugblatt aus der Flugblättersammlung von Breitkopf & Härtel, Deutscher Liederverlag, Leipzig.

Sommerglück.

Blütenschwere Tage
in Düften und Gluten rings,
mein Herz tanzt wie auf Flügeln
eines trunkenen Schmetterlings

Die Rosen über den Mauern,
der Birnbaum darüber her,
alles so reich und schwer
in sehnenden Sommerschauern.

Das zuligelbe Land
mit dem träumenden Wälderschweigen
fern am duftigen Rand,
darüber die Wolken steigen —

O, wie sag ich nur,
was alles mein Wünschen ins Weite führt!
Mich hat des Glücks eine leuchtende Spur
mit zitternder Schwinge berührt.

Gustav Falke

Im häuslichen Kreise

Die Marlitt und die Gartenlaube

Ein Erinnerungsblatt von Richard Schaukal

Fünfundzwanzig Jahre soll die Marlitt tot sein. Die Mitteilung weckt mir Erinnerungen, die älter sind.

Ich sehe mich vor den dicken Bänden der weiland „Gartenlaube" sitzen und „Goldelse" und „Das Geheimnis der alten Mamsell" lesen. Es war ein schöner Garten, der sogar eine wirkliche Gartenlaube besaß. Er ist erfüllt von Vergangenheit. Obwohl er, etwas verändert freilich, noch vorhanden ist, kann ich ihn mit Meister Anton und seinem Meister Wilhelm Raabe nur als einen versunkenen betrachten. Ich erleb ihn manchmal in wundervollen melancholischen Wachträumen, die zwar nicht länger als Minuten dauern, aber Ewigkeiten einschließen.

Ist nicht die Kindheit überhaupt Ewigkeit, ohne Anfang und Ende, nur sich selbst gleich, ohne Zusammenhang mit dem sogenannten Leben, das draußen liegt und sich plötzlich wie ein Ring, der unsichtbar herangewachsen ist, um sie schließt? Denn sie endigt nicht: sie versinkt. Der Ring hat nichts erfaßt, er breitet sich aus in die unendliche Oede, an deren Rändern wieder die Ewigkeit wogt.

Die „Gartenlaube" gehört noch zur Kindheit. Man hatte ja schon lesen können, war sogar reif geworden im Sinne des bekannten Untertitels der verschiedenen Bücher, die nicht mehr Märchen sind, sondern nur sonst unwahrscheinlich, aber das macht nichts: Kind ist man, solange man nicht außer sich gelangt ist. Das ist das Wesen des Erwachsenen, daß er außer sich gelangt. Viel, viel später erst findet er — und nicht auf lange, aber wohl immer öfter — heim, zu sich. Und dann ist alles so merkwürdig, unbekannt und bekannt zugleich. Wie wenn man in einer gleichgültigen Gasse, die man seit langer Zeit immer nur in einer Richtung, etwa in einer sie kreuzenden andern Gasse, durchschritten hat, plötzlich merkt — man muß dazu nicht einmal stehen geblieben sein —, daß dieselbe Gasse, von einem andern Standpunkt aus betrachtet, sogar eine sehr liebe, alte Gasse ist, mit allerlei Erinnerungen an bestimmte Stellen: dort vielleicht sogar eine Wohnung, in der man als Student gewohnt hat... Es kommt nur auf die Richtung an, in der man lebt. Und überhaupt auf das Hinleben und plötzliche Stehenbleiben und Sichzurechtfinden.

Also die Gartenlaube gehört zu meiner Kindheit, sogar mit „Goldelse" und der „Alten Mamsell". Ich weiß, daß eines Tages meine Mutter, der ich unter der Hand alles Lesbare weggelesen hatte, zu ihrer Mutter sagte: „Nicht wahr, Mutter, ich glaube, jetzt könnte er schon die Marlitt lesen?" Und da ich es konnte, so tat ich's denn auch. Es war sicherlich ein kleines Ereignis. Nicht so wie Robinson oder Lederstrumpf, nicht wie 1001 Nacht und Gullivers Reisen, aber doch fast so wie das „Wirtshaus im Spessart" oder Hebels Schatzkästlein; und jedenfalls viel mehr als Franz Schmidt oder Gustav Nieritz oder — nein: die gelb kartonierten Büchlein von Franz Hoffmann waren doch noch mehr, zumal Peter Simpel oder Der arme kleine Dauphin von Frankreich und manche andere mit besonders unheimlichen Stahlstichen — Gott, wie unheimlich sind diese Stahlstiche gewesen und so unerschöpflich, die Hauptszene immer von einigen kleineren Auftritten eingerahmt!

Ich habe also „Goldelse" gelesen, wobei es zu den Seltsamkeiten gehörte, daß man es in einem dicken Buche las, das die Großen aus Heften hatten binden lassen, und worin so manche gelehrte Sache stand, die man, eingeführt in die Technik des großen Lesens, überschlug, um bei einer Fortsetzung sozusagen das Buch stets von neuem zu beginnen. Und die Teilnahme der andern, der Frauen zumal, an diesen Lesefortschritten! „Bist du schon da, wo...?"

Ich habe keine Ahnung mehr davon, was die Marlitt eigentlich dargestellt hat, aber ich habe eine Erinnerung an den Eindruck des Lesens dieser angenehm langen Geschichten; nur ist mir dabei eigentlich die Marlitt gleichgültig, und nur die Tatsache der „Gartenlaube" merkwürdig.

Band an Band standen sie in einem hoch an der Wand aufreichenden verglasten Schrank beim Großonkel, der sonst nur noch den „Figaro", den „Kikeriki", den ganzen Gerstäcker und den Brockhaus — den alten, alten Brockhaus — enthielt. Und wo man immer eine alte Tante oder eine noch ältere Großtante antraf, die Gartenlaube lag vor ihr aufgeschlagen, und dazu wurde stets gelassen gestrickt. Stricken und — am besten mit Augengläsern — die Geschichten der Marlitt lesen, das gehörte zusammen, so wie zu gewissen sehr appetitlichen Märchen Brot und Salz gehört hatten, was natürlich nur von den Kindern gilt. Und zur Marlitt gehörte es auch, daß man, wenn man die Geschichte, die sich durch einen Band schlang, genossen hatte, allmählich dann darin noch das andere lesen durfte, was Fortsetzungen hatte (unter dreien, vieren war's fad), zum Beispiel die Geschichte von Friedrich von der Trenck, die wegen der Prinzeß Amalie schon etwas bedenklicher war und — merkwürdig! — haften geblieben ist.

Es war das eine gute, warme Zeit, da die Marlitt die Familien zu fesseln verstand, nicht darum gut und warm, sondern überhaupt. Um Gottes willen, was haben wir denn dafür bekommen!

Erst Ebers und Dahn, dann Sudermann und Tovote, und heute — ich weiß nicht, was heute Tanten — wenn es noch welche gibt — lesen; ich muß meine Kinder und Neffen fragen.

Sonderbarer als das alles dünkt einen Nachdenklichen von heute, daß durch dieselbe Gartenlaube als Wochenneuigkeit stets Bismarck gewandelt, daß das Zeitalter der Marlitt das des größten Mannes gewesen ist, den seit den Hohenstaufen die Geschichte unseres Volkes verzeichnet, und in seinem Riesenschatten wird auch die harmlose Strickstrumpftante Marlitt geradezu historisch, aber nur, wenn die Dämmerung der Erinnerung einfällt, die einen melancholisch macht und gutmütig...

Aus einem demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden Werke „Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit".

Im Volksdienst

Pestalozzileute

Von Kurt Arnold Findeisen

Wenn das ungeheure Werk der Lehrermühe
Meinem Tag versagte Frucht und Beute,
Schreiten oft mir durch den Traum der Frühe
Pestalozzileute:

Männer sah ich dann in Seelenschöne,
Die ins Kinderwesen staunend sich versenken,
Frau'n, die ihrer ungebornen Söhne
Liebesanrecht still verschenken.

Kämpfer sah ich, die dem Winkelplunder
Morscher Dogmen gram sind, und mit müden Füßen
Märtyrer, die um das Frühlingswunder
Einer Kinderzukunft büßen.

Sucher seh ich, die das trunkene Schweifen
Ihrer Wünsche in ein Schwalbennestchen zwangen.
Schlichte Fröner, die ein Garbenreifen
Wirkten ohne Dankverlangen.

Gärtner seh ich, die das Wipfelbreiten
Ihres Bäumleins ärmer macht und ärmer;
Helden, Sieger, aber auch zu Zeiten
Toren, Narren, Schwärmer.

Und sie alle flechten an dem Kranze
Pestalozzis, an der Sehnsuchtskrone,
Bis der Kinderlenz in tiefem Glanze
Fluten wird und ufersohne.

Helferinnen

Von Anton Fendrich

Ein Brief

Schloß Mainberg, Mai 191..

Liebe, ich bin nun wirklich hier in Mainberg, dem „Weltanschauungsschloß", wie die Einen es etwas geschwollen heißen, dem „Seelensanatorium" wie die Andern spötteln, der „Freistatt für persönliches Leben", wie es Johannes Müller selber auf den einfachen Prospekten mit der schönen Federzeichnung nennt, darauf man auf dem Maintal und über den Dächern eines altfränkischen Dörfchens ein altes starkes Schloß von der Kuppe eines Rebhügels gen Himmel steigen sieht, während unten im breiten Fluß die dreistirnige Front der Henneberger Feste sich in den Wassern spiegelt.

Ich begreife es, daß dich in unseren mit sozialen Problemen und vielen problematischen Büchern darüber vollgestopften Zeit vor allem die Helferinnenfrage, das heißt die Frage interessiert, wie auf Schloß Mainberg ohne eigentliches „Personal" die Haushaltungsmaschine täglich in Gang gebracht und in ruhigem, sicherem Lauf erhalten wird.

So höre:

Gestern hatte ich in aller Herrgottsfrühe wieder einmal meine Stunde, wo ich das Lob der Faulheit singen mußte, ohne auch nur einen Streich bis dahin getan zu haben. Ich saß am Fenster meiner schönen Klause. Ein jedes Zimmer hat hier seinen Namen. Das meine heißt das italienische. Ich summte also irgend etwas seelenvoll faulenzerisches vor mich hin und ließ dazu die Augen spazieren gehen auf den grünen Teppichen des weiten Flußtales.

Gefrühstückt hatte ich schon, aber das Zimmer war noch nicht in Ordnung gebracht. Na, man wird mich schon hinauswerfen, dachte ich, wenn es an der Zeit ist. Gedacht, geschehen. Es klopfte dreimal ziemlich stakkato an der Türe.

Herein!

Die Türe ging sperrangelweit auf und zwischen den Pfosten stand bescheiden, doch nicht zaghaft, in einem dunkelblauen Leinenkleid eine hohe Mädchengestalt. Das übereinfache Kleid und der stolz auf die Schultern gesetzte Kopf mit dem schlicht gescheitelten Haar, das aus dem gegen Staub umgebundenen roten Tuch hervorsah, gaben der Erscheinung einen Hauch von Härte und mädchenhafter Reinheit.

Kann ich das Zimmer machen?

Fest klang die Frage und doch nicht unliebenswürdig.

Himmeldonnerwetter! — dachte ich.

Du weißt, fluchen ist der Ausdruck meiner tiefsten Gemütsbewegungen. Es ist zusammenfassend, kurz und nicht so nichtssagend, wie die langstieligen Vorträge der stotternden Enthusiasten.

Also: ein Mensch! Ein ungebeugter, klarer herber Mensch! Das war so das vorläufige Resumee meiner Eindrücke.

Dann versuchte ich eine Unterhaltung anzuknüpfen, die mit Helferinnen während der Arbeit, nach der Hausordnung nicht sein soll, aber ich

empfand den Paragraphen in diesem Augenblick als eine starke Zumutung und brach das Gesetz.

Sie sprach nämlich einen absonderlichen hochdeutschen Dialekt, aus dem ich die Rauhheiten und Kanten meines geliebten Alemannisch heraushörte. Als nun das Mädchen ganz gelassen den Faden da liegen ließ, wo ich ihn anknüpfte, redete ich sie in den Heimatslauten an. Das riß sie so mit hinüber auf die Ebene jenseits von Hausordnung und Gehorsam, daß sie Schaufel und Besen hinlegte, mich starr und dann vergnügt ansah, und in die Frage ausbrach:

„Sind Sie au ä Schwyzer?

Eine so große Freude konnte ich ihr nun gerade nicht machen, aber sie ließ mich auch als Alemanne von der andern Seite gelten, wo der Rhein einen so zärtlichen Ellenbogen um Deutschland macht, in Sonderheit als ich nach ihrer Ansicht perfekt wie ein richtiger Züribieter sprach.

Die Personalien waren bald ausgetauscht und nach einigen Minuten fröhlichen Lebens oberhalb des Paragraphen der Hausordnung legte sich wieder der unerbittliche Ernst der Pflicht über das feine, ovale Gesicht mit den guten runden Augen und dem strengen kleinen Mund und ich fauler Morgenträumer räumte vor diesem kühlen Frühwind gern das Feld.

So sind viele hier wie diese, „meine" Helferin. Ich weiß nicht, wie es mir hier vorkäme ohne diese frische kleine Schar. Sie sind lebendige Hymnen auf den Segen der Arbeit. Wie jung sie alle aussehen! Viel jünger als sie sind. Ich habe das schon auf die mir eigene diskrete Art festgestellt. Flink, frisch, froh und oft übermütig, mitten in der Arbeit sind sie die Schwestern vom tätigen Leben im Gegensatz zu den Brüdern und Schwestern vom tatenlosen Denken und den Jüngern und Jüngerinnen von der Nervenkunst, die sich auch noch in der Not des Lebens hierher verirren und immer auf Erbauung und Stimmung aus sind, wie auf Raub. Der freie Orden der Helferinnen ist die feste kleine Schutztruppe unter den Söldnerscharen, die hier dem Marsch auf ein größeres Menschheitsziel zu sich anschließen wollen.

Wenn ich früh morgens zum ersten Spaziergang über die schweren hohen Steinstufen des Schlosses gehe, und höre unten im Schloßhof die Sandalen der Helferinnen auf dem Pflaster patschen und klatschen, so wird mir froh ums Herz und wenn ich während meiner Schreiberei draußen vor der Tür singen höre, und drunten aus dem Zigeunerlager trillert eine andere der Freundin Antwort herauf, so weichen alle Wolken aus meinem Herzen und der blaue Himmel des Lebensmuts leuchtet mir wieder.

Du wirst ungeduldig werden und fragen:

Zum Kuckuck, wer sind denn diese Helferinnen?

Es sind einfach junge Mädchen, — (du weißt wie ich das Wort Dame hasse) — Töchter aus guten Häusern — (auch so ein Wort!) — die um ehrliche Arbeit ihrer Hände hier im Schloß wohnen und essen. Das ist der äußere Tatbestand.

Ob sie es nötig haben?

Darüber will ich nur gar nicht reden, das ist gänzlich Nebensache. Du siehst, ich werde auf eine ungetane Frage grob. Entschuldige das. Aber wenn es um die Helferinnen geht, dann wird der Bullenbeißer in mir wach, und ich fahre auch meinem liebsten Menschen an die Waden. Sie tun alle Arbeit, und die Arbeit adelt sie. Was sie erhalten dafür?

So viel ich weiß ein Taschengeld zum Schluß und ein gutes Buch, und die Liebe und Achtung aller anständigen Menschen im Schloß; anständig im höheren Sinne gemeint.

„Sage mir, wie du zu deiner Helferin stehst, — und ich will dir sagen, wer du bist!" Das ist für mich der Automat, aus dem ich alle Antworten auf Anfragen ziehe, die an meine angebliche Menschenkenntnis gestellt werden.

Du kennst doch die Inserate, es wird mehr auf gute Behandlung, als auf hohen Lohn gesehen! Denke dir das aus dem kleinmenschlichen Dienstbotenniveau ins Großmenschliche übersetzt; dann hast du es. Tatsächlich genießen die Helferinnen hier den meisten Respekt: daran ändert die Tatsache gar nichts, daß einige noch mit den alten Vorurteilen der gesellschaftlichen Rangbegriffe behaftete Gäste der Helferin gegenüber ängstlich die Distanz zu wahren suchen, oder anstatt Achtung zu gewähren, huldvolle Freundlichkeit ausstreuen und gönnerhafte Herablassung bewilligen.

Wenn ich vorhin sagte, ich könne mir Mainberg ohne die Helferinnen nicht vorstellen, so meine ich das, um Mißverständnisse zu vermeiden so, daß ich es im Schloß ohne die Helferinnen einfach gar nicht aushalten würde.

Stelle dir vor: hierher kommen Frauen und Männer, die entweder müde und zermürbt sind vom Beruf und vom Leben draußen, aufgerieben von den Nadelstichen und Keulenschlägen einer in sinnloser Hast und Angst sich mühenden oder mit brutaler Gewalt sich Geltung verschaffenden Welt, oder unterjocht von schwerem Schicksal oder hartem Bann. Sie wollen aufatmen, zur Ruhe kommen, zur Klarheit über alles das, was sie ängstigt und beschwert, über all das Leid, das sich immer wieder aus sich selbst gebärt und vor dem sie zu ihrem Entsetzen immer wieder stehen, ratlos, hilflos, fassungslos.

Nun sehen sie all das Neue hier, das schöne Schloß, die ungezwungene Art des Verkehrs, die einzigen Tanzabende, hören die Vorträge, möchten so gerne „auch so werden" und — kommen nicht mit.

Warum nicht? Was ist es denn, so fragen die andern und reden, reden, reden. Aber meist nicht geradewegs los, sondern ächzend und sich windend

auf tausend Umwegen. Sie erzählen ihre Lebensschicksale, jedoch meistens entstellt und verworren. So teilen sie sich auch mir mit, stolz und verzagt, voll Vertrauen und Mißtrauen, horchend und streitend, und immer darauf bedacht, keinen zu schlechten Eindruck zu machen, und sagen dann, sie hätten einander erlebt! Gräßlich!! Andere fassen die Sache wissenschaftlich und philosophisch an, besonders Männer. Sie tun, als ob es sich gar nicht um sie selber handle, sondern um eine außerhalb ihrer liegende Sache, bei deren Lösung sie mit ihrem Geiste mithelfen wollen, Schriftgelehrte, die meinen, es nicht mehr zu sein; Leute, die sich für Faustnaturen halten und dabei nur Wagnerseelen sind; „Geniale", die nur geistreich sind.

Und diese ganz prachtvollen Menschenkinder, die entsetzlich unter sich leiden, deren Hochmut aber gerade so hoch ist, wie ihr Leiden tief, sie kennen die Menschen mit ihrer Hausknechtart der Hilfe, sie kennen die derben Fäuste der Nächstenliebe und gießen aus der Kanne ihres Hohnes Lauge um sich. Stelle dir vor, alle diese Verscheuchten, Empfindlichen und Trotzigverzagten, welche die Hälfte der gegenwärtigen Gäste ausmachen — kommen nun in ihrem Suchen nicht zu der gewünschten Ruhe, erkennen, daß das Rätsel nicht dadurch gelöst wird, daß sie sich am Festerstehenden anklammern und merken, daß die Unruhe in Mainberg überhaupt erst anfängt. Das ist schwer für sie. Anstatt sich nun aber oben in ihren Kemenaten zu verschließen, glauben sie, sie könnten es erdisputieren. Das ganze grause A B C des neuen Lebens machen sie debattierend durch. Daß das Insichhineinkommen die Hauptsache, die einzige Möglichkeit ist, das sehen sie erst, wenn sie nach dem mißlungenen Versuch aus sich herauskommen. Alles das muß nun aber von ihnen ausgehalten werden, ohne Arbeit, ohne körperliche Arbeit!

Die Gefahr, daß unter der Flagge: „Inneres Leben", geistige Genußsucht, seelischer Müßigang, psychischer Unfug getrieben wird, liegt da auf der Hand. Dagegen ist nun das frohe tätige Schaffen der Helferinnen ein abschreckend-aufmunterndes Beispiel, ein Wall von lebensprühender Wirklichkeit gegen herumlungerndes Spintisieren.

Nicht nur die Dienstbotenfrage von Mainberg lösen auf diese Weise die Helferinnen und zwar einfach dadurch, daß sie da sind; auch was Zukünftiges stellen sie dar. Alle Frauen sollten Helferinnen sein. Mindestens einmal, hier oder sonstwo, auch Komtessen und Prinzessinen, die schon ebenso wie Arbeitersfrauen hier als Gäste waren. Es gäbe ihnen mehr frauliche Würde, mehr inneres Recht zum herrschen, wenn sie auch dienen gelernt. Dienen, meine ich! Nicht sticken von Wohltätigkeitsarbeiten, sondern Zimmer reinigen, Stiefel putzen, Teppiche klopfen, Geschirr waschen. So wie jener vor zweitausend Jahren seinen Jüngern die schmutzigen Füße reinigte, nicht auf die gemilderte Art, wie der Prinzregent von Bayern jedes Jahr Gründonnerstag nach Wittelsbach'schem Hausgesetz zwölf armen, aber vorher gut gebadeten und desinfizierten Teufeln mit einem Liter Wasser aus einer silbernen Kanne die Füße wäscht.

Dieser unerbittliche, um nichts sich drückende Ernst der Sache findet sich aber hier. Es sind keine Dilettantinnen der Arbeit, sondern Helferinnen.

Es herrscht ein scharfes Regiment unter ihnen. Aufstehen, zu Bett gehen, freie Stunden, freie Tage, alles das ist bei ihnen geregelt bis auf die Minute. Daß persönliches Leben nicht „sich ausleben" heißt, das kann auch ein Minderbegabter schon an unsern Helferinnen sehen. Aber alle diese Zucht unter der sie wandeln und handeln, schließt keineswegs persönliche Einzelinitiative aus und so habe ich denn mit Freuden gesehen, wie die Beinkleider eines hierher verirrten Biedermanns, zu dessen Erziehung seelenruhig am Nagel vor der Türe hängen gelassen wurde, bis deren Besitzer als der Klügere sie wieder hereinholte und selbst bürstete.

Solches kommt allerdings nur selten vor. Die meisten Gäste vom starken Geschlecht erlernen hier wenigstens die ersten Gewissensbisse in dergleichen Angelegenheiten. So hilft einer dem Hausknecht morgens die Stiefel wichsen und ein anderer gräbt in aller Herrgottsfrüh Land um. Ein dritter steht in der Küche und putzt Messer. Ob bei letzterem nur sachliche Gründe maßgebend sind, für seine Helferarbeit, möchte ich allerdings nicht beschwören müssen. Es sind so die ersten Regungen des Bewußtseins, daß wir die Hände nicht nur zum Schreiben oder Tennisspielen haben.

Und während ich hier sitze und schreibe, tönt unten vom Burghof herauf lautes Mädchenlachen. Wie ein Taubenschwarm in der Sonne vom Feld aufflattert, so steigt dieses Lachen aus frohen Kehlen zum Himmel. Es sind die Helferinnen, die in einem kleinen Raum, einem Anbau des Schlosses frühstücken, immer mit Dr. Müller zusammen. Er macht seine fröhlichen Späße, erzählt lustige Geschichten, nicht ohne manchmal auf freifröhliche Widerrede zu stoßen; und die ganze frohe Runde schüttelt sich vor Lachen und jubelt laut auf. So wird die Arbeit eingeweiht. Pünktlich ein halb sieben Uhr morgens. Ich habe schon schlechtere Morgengebete gehört, als dieses helle Lachen, das mutig jeden neuen Tag begrüßt.

Schalksecke

Fabeln und Satiren

Von Robert Walter

Charakterstolz

„Bedauernswerter Freund," redete ein Bernhardiner einen Terrier an, „wie schmachvoll bist du der edelsten Zierde unseres Geschlechts beraubt! Nicht das kleinste Stummelchen vom Schwanz hat dir der Mensch gelassen!"

„Bedauernswert nennst du mich?" lächelte der Terrier mit erhobener Nase, „o armes Geschöpf du! Wozu gebrauchst du denn deinen Schwanz? Doch nur zum Wedeln, nicht wahr? Pfui! Sieh mich an, ich wedele nicht mehr."

Alkoholidee

Ein Weberknecht (Spinne) spazierte am Glas eines in Spiritus präparierten Salamanders vorbei.

„Weshalb hat er sich im Alkohol ertränkt?" fragte der Spinnebein die Kellerratte.

„Um sich länger frisch und rund zu erhalten. Ohne Alkohol wäre er längst verdorrt und zermodert."

„Das ist eine gute Idee!" lobte der Weberknecht.

„Wir haben sie auch von den Menschen," rühmte die Ratte und rülpste.

Und der Weberknecht ertränkte sich hingebungsvoll in einem Schnapsglase.

Kultur

Ein Königstiger beobachtete durchs Eisengitter einen Kater.

Der schmeichelte um die Hosenbeine seines Herrn, strich sich die Schnauzhaare am schwarzen Stiefelleder blank, schnurrte, wenn der Herr ihn streichelte und fraß ihm Zuckerbrot aus der Hand. Darauf schlich er unbemerkt bei Seite, scharrte mit der rechten Pfote ein Loch, setzte sich darüber und bedeckte es wieder, indem er die Stelle heimlich beroch.

„Seltsames Vieh... seltsames Vieh!" verwunderte sich der Königstiger und schüttelte das Haupt.

„Kultur, Barbar, Kultur!" maurte der Kater, wandte sich zurück und setzte die Beine von oben herab, als müßte er durch einen Schmutztümpel waten.

Nachfahren

Die Ohrwürmer kolportierten ihre Familienchronik. „Viele unserer Väter fanden den Heldentod im erbitterten Kampf mit Löwen."

Ein Ameisenlöwe wälzte sich darüber belustigt in seinem Erdtrichter. „Heran!" schnippte er und bombardierte die Großmäuler mit Sandkörnern, „folgt dem Beispiel der Ahnen, ihr Feiglinge."

„Lieber Gott," achselzuckten die Ohrwürmer, „nennt man die Vermeidung der Gefahr Feigheit? Wir wurden eben geistiger."

Advokaten

Zwei Trotzköpfe zankten sich um das Holz eines alten Lattenzauns. Nachdem sie sich ehrlich und ausdrucksvoll beschimpft hatten, wählte jeder eine Heuschrecke zu seinem Anwalt.

Die Anwälte vergnügten sich eine Zeit lang mit der Not ihrer Klienten, dann verständigten sie sich geheim.

„Geehrter Kollege," bemerkte der eine, „wir wollen die Sache Trotzköpfe nicht unnötig verschleppen, es handelt sich ja nur um ein kleines Objekt..."

Sie schloßen einen Vergleich, bei welcher Gelegenheit von den ehrlichen Trotzköpfen nichts übrig bliebe... denn eine Heuschrecke soll gefräßiger sein als ein Tiger, sagt man.

Vom kleinen Viehzeug

Ein wilder Ochse pflügt mit seinem Gehörn die Straße, reißt ein Kind zur Erde und rast weiter.

Eine Schnecke kriecht am wimmernden Kind vorüber. „Nimm dich in acht, Mensch," schreit sie, „ich habe auch Hörner!"

„Welche Wandlungen unserer Kunst habe ich erlebt!" meinte ein Floh, als er dressiert war, „ich begann mit den Kammerspielen, jetzt trete ich im Zirkus auf."

„Wir haben es erflogen," singen die Vögel.

„Wir haben es erschlichen," zischeln die Ohrwürmer.

„Wir haben es ersprungen," lachen die Flöhe.

„Wir haben es mühsam erkrochen," tuscheln die Raupen und verschwören sich, „wir wollen einen Verein gegen den unlauteren Wettbewerb gründen."

Jüdische Sprichwörter

Es gibt keine häßliche Braut.

Iß dich satt, bevor du Kinder kriegst.

Wenn der Arme ein Huhn ißt,
dann ist er krank oder das Huhn.

Narren haben zumeist schöne Frauen.

Wie man sichs vornimmt, so hilft Gott.

Seitdem der Tod aufgekommen ist,
ist man seines Lebens nicht sicher.

Ein Narr gibt, ein Kluger nimmt.

Kraft holt man sich nur aus der vollen Schüssel.

Geh neben ein golden Wägele, so findest du ein goldenes Nägele.

Wenn man dir gibt: Nimm!
Wenn man bei dir nimmt: Schrei!

Zinsen wachsen ohne Regen.

Wegweiser der Lese

Beethoveniana

Wir möchten als die vorzüglichste Biographie über Beethoven, die erst kürzlich erschienene von Paul Becker (Berlin, Schuster & Löffler) vor allen andern empfehlen. Sie ist trotz erschöpfender Behandlung des Stoffes übersichtlich und leicht zu lesen und enthält auch eine vortreffliche Analyse der Werke des Meisters. In kürzerer Form behandelt K. Stork seinen Vorwurf: Beethoven, Bücher der Weisheit und Schönheit. Außerordentlich interessant ist auch „Lenz, das Leben des Meisters". Ferner „Nohl, Beethovens Leben, 3 Bände". Von dem gleichen Verfasser ist bei Reclam eine kurze Skizze über Beethoven erschienen. Dann wäre für Leser, welche sich bis ins kleinste Detail über Beethovens Leben unterrichten wollen, das Werk des Amerikaners Thayer zu nennen, welcher seiner Zeit die erste große Biographie Beethovens verfaßte. Sie ist in ihrer Art neben die Spittas über Bach und Jahns über Mozart zu stellen. Kallenberg.

Was Arno Holz verdiente

Arno Holz verdiente mit seinem „Buch der Zeit" — viereinhalbhundert Seiten Lyrik — 25 Mark. Die zweite Auflage brachte dem Dichter ein Honorar von 250 Mark. Als dann schließlich die letzte, noch jetzt im Buchhandel erhältliche in 10 000 Exemplaren erschien, die ihm ein Honorar von 1000 Mk. brachte, mußte er 500 Mark davon als Ablösung für das Verlagsrecht an den zweiten Verleger seines Buches entrichten, der ihm für dieses „Recht" — nichts gezahlt hatte. In Summa 775 Mark für 12 000 Exemplare innerhalb von 30 Jahren! Die „Neuen Gleise", gemeinsam mit Johannes Schlaf, brachten Arno Holz rund 150 Mark. „Der geschundene Pegasus", ebenfalls mit Johannes Schlaf, 750 Mark. „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze", zwei Teile, rund 300 Mark. „Sozialistokraten", zwei Auflagen, nichts. „Phantasus", zwei Hefte, rund 200 Mark. „Revolution der Lyrik" nichts. Zwei weitere kritische Schriften nichts. „Die Blechschmiede" nichts. „Dafnis", im ganzen 32 000 Exemplare, 5000 Mark. Fünf Dramen, zusammen mit Oskar Jerschke, darunter „Traumulus" und „Bürl", rund 45 000 Mark. „Sonnenfinsternis" nichts. „Ignorabimus" 1200 Mark. Gesamtsumme aus 20 Werken in 30 Jahren 53 375 Mark. Das macht pro Jahr eine Einnahme von noch nicht 2000 Mark. Also weniger, als heute im Durchschnitt ein „gelernter Arbeiter" verdient. Wobei noch zu bemerken: bis zum „Traumulus" hatte sich das „Einkommen" des Dichters nach der obigen Aufstellung auf nur etwas über 100 Mark pro Jahr belaufen. Zwanzig Jahre lang!

*

Soeben kommt die Nachricht, daß das bisherige Resultat der Sammlung kaum hinreicht, um den Dichter auch nur von den drückendsten Sorgen zu befreien. Wenn er trotzdem eine Spende der deutschen Schillerstiftung in Höhe von 750 Mark, wie die Zeitungen berichten, abgelehnt hat, so ist das eine prinzipielle Zurückweisung, die man sehr wohl verstehen kann. Diese Millionenstiftung ist vom deutschen Volke seiner Zeit zusammengetragen worden, damit seine Dichter, die sich um die deutsche Literatur verdient gemacht haben, durch helfende Gaben geehrt werden. Wenn aber schon Einer so weit ist, daß er öffentlich für sich sammeln lassen muß, dann ist die angebotene Gabe ein Almosen.

Bücherbriefe

XI

Der Dichter unseres Romans, Hermann Stehr in Dittersbach, hat eine neue Romandichtung veröffentlicht, bei S. Fischer in Berlin: Geschichten aus dem Mandelhaus. Ich bin von der Schönheit dieses Werkes noch ganz ergriffen. Das Buch handelt von weiter nichts als von der Seele eines kleinen Knaben und von seinem merkwürdigen Vater, einem armen Schneider. Inhaltlich also denkbar einfach; die Darstellung aber unbeschreiblich lieblich, inbrünstig, poesiereich. Das Große an dem Buche ist, daß seine Sprache in ihrer edlen Kraft und Fülle, in ihrer Verdichtung und Vertiefung über die Meisten hinausgeht. Vordem schien mir von den Neueren Carl Hauptmann in den „Miniaturen" den vollsten und sattesten Stil gefunden zu haben. —

Ein anderer unserer Mitarbeiter, Erwin Guido Kolbenheyer, dem wir nächstens eine eigene Lese widmen werden, der Dichter einiger ganz großer Romane, hat drei Erzählungen in dem Bande „Ahalibama" vereinigt und bei G. Müller in München erscheinen lassen. Wenn Stehr sich in die Tiefe der Menschenseele versenkt und durch Hingabe an ihr geheimnisvolles Walten gestaltet, Kolbenheyer führt den Griffel, wie wenn der Geist der Zeiten bei ihm säße und ihm die Augen weitete für eine Art kulturhistorisches Schauen. Auch er versenkt sich in die Psyche seiner Gestalten, aber stellt sie bewußt in das Licht der sich wandelnden Zeiten. In diesen Erzählungen taucht eine merkwürdige Geistesverwandschaft mit dem großen Wilhelm Raabe auf. — Überrascht hat mich ein neues Buch von Bernhard Kellermann: „Der Tunnel", erschienen bei S. Fischer in Berlin. Ich denke noch an Kellermanns Erstlinge, jene zarten lyrischen Liebesromane. Ein Bild darin ist mir als Beispiel für seine impressionistische Kunst im Gedächtnis geblieben: „ein buntgefleckter Hühnerhund läuft über die Wiese". Nun plötzlich schreibt er eine Utopie: die Geschichte eines Tunnels, der von Amerika nach Europa gebohrt wird. Beginnt scheinbar ein wenig im Ton eines amerikanischen Gesellschaftsromans, leistet sich einen entsprechenden Stil; dann ist man auf einmal wie in einem Rausche und wird durch das ganze Buch hindurchgerissen. Eine fabelhafte Hitze des Vortrags, aus einem siedenden Taumel geschöpft, eine ganz unerhörte Phantasie und Phantastik, eine große unglaubliche Spannung durch die Häufung von Geschehnissen, — man weiß nicht, ob es noch Dichtung ist oder Bluff. Dabei doch innerliche Größe, künstlerisch feine Charakteristik, Poesie neben unerhört raffinierter Sensation. —

Man muß diese drei Bücher gelesen haben. G. M.

Die Bodenreformer

In der Lese vom 24. Mai steht eine Skizze von Marie Holzer, Wohltätigkeit benannt. Die schließt mit den Worten: Unsere ganze Wohltätigkeit und unsere ganze Humanität . . . . schafft das Leid nicht aus der Welt, mildert es vielleicht kaum, gibt ihm höchstens andere Formen. Und wie ich langsam die schmale Strandallee entlang ging, wußte ich: das ist der rechte Weg nicht!

Das Leid werden wir wohl nie aus der Welt schaffen, damit müssen wir uns alle, alle abfinden, aber das Elend, vielleicht doch einmal, denn Elend heißt ohne Land, und hier ist die Wurzel fast aller sozialer Not. Es gibt aber in Deutschland eine Anzahl Menschen, etwa 900 000, sagen wir bescheiden etwa den 70. Teil aller Deutschen, die dieser Wurzel nachgraben, und schon viel Arbeit geleistet haben. Sie kommen aus allen Parteien und allen Konfessionen, getrieben von der Liebe zu ihrem Volk und Land, und ich glaube, für unsere Zeit und in unserer Kultur gehen sie den rechten Weg. Jüngst in der Pfingstwoche haben sie einen Ferienlehrgang gehalten, zu dem 433 Hörer aus 259 Orten des Reiches in Berlin zusammengekommen waren. Darunter waren 4 Pfarrer, 7 Fabrikbesitzer, 8 Offiziere, 11 Privatangestellte, 10 Gewerkschafts- und Genossenschaftssekretäre, 14 Baumeister und Architekten, 16 höhere Gerichts- und Verwaltungsbeamte, 18 Lehrer an Universitäten und höheren Lehranstalten, 22 Redakteure und Schriftsteller, 25 Studenten und Studentinnen, 30 Lehrer und Lehrerinnen, 36 Frauen, 65 Reichs- und Staatsbeamte, 75 Bürgermeister. Gesprochen wurde da über staatsbürgerliche Bildung (Prof. Adolf Wagner); über Redekunst und soziale Probleme (Adolf Damaschke); über soziale Literatur (Dr. Geißler); über Kolonialfragen (Dr. Schrameier); über Baugenossenschaften (Prof. Laur); über die Agrarfrage (Dr. von Schwerin); über industrielle Probleme, Volkswirtschaft, die Frage der 2. Hypothek (Pohlmann); über soziale Verwertung des Gemeinde-Grundeigentums (Prof. Köchschle und Bür-

germeister Stoßberg); über Besteuerung des Landes (Bürgermeister Metzmacher). An 2 Abenden war Tee-Empfang im gastlichen Hause des Vorsitzenden, wo Männer und Frauen, Alt und Jung, Würdenträger und Arbeiter, Agrarier, Industrielle und Handwerker, Staatsbeamte und Bürgermeister einträchtig und unermüdlich der allgemeinen Aussprache pflogen. In Hoffnungstal, der Kolonie des alten prächtigen Pastors von Bodelschwingh ehrwürdigen Angedenkens, sprach Pastor Dumasch über Heim und Arbeit für Arbeitslose, ehe die Teilnehmer sich wieder über ganz Deutschand zerstreuten. Welches Ziel verfolgen diese 900 000 denn? Sie treten dafür ein, daß der Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht. Der Bodenwucher in Stadt und Land ist die Wurzel alles sozialen Elends. Gegen den Bodenwucher geht der Kampf der deutschen Bodenreformer. (Wer mehr erfahren möchte wende sich an den Bund deutscher Bodenreformer, Vorsitzender A. Damaschke, Berlin NW. 23, Lessingstr. 11.) Und wer einwendet und sagt: Was kann uns daraus Gutes kommen, dem antworte ich: Kommt und seht! K. v. D.

Nachrichten

Die Schriftsteller Paul Ilg und Felix Moeschlin wurden von der Schweizerischen Schillerstiftung in Anerkennung ihrer Werke mit Spenden von je 1000 Fr. bedacht.

In Siebenbürgen ist mit großem Erfolg das dramatische Werk „Pestalozzi" unseres Mitarbeiters Karl Engelhard aufgeführt worden.

Peter Rosegger feiert am 31. Juli dieses Jahres seinen 70. Geburtstag. Es ist nun eine Sammlung eingeleitet, die ihm zur Erfüllung eines Planes dienen soll. Werbebogen stehen jedem Freunde Roseggers zur Verfügung durch Dr. Richard Plattensteiner, Wien, Reisnerstraße 3.

Gedenktafel

Am 21. Juni 1804 wurde in Wien der Dichter Gabriel Seidl geboren. Außer lyrischen Gedichten, Balladen und Romanen veröffentlichte er auch eine Anzahl Erzählungen, Novellen und Dialektdichtungen. Seidl ist der Verfasser der noch heute gesungenen österreichischen Nationalhymne.

Am 22. Juni 1887 starb in Arnstadt die Schriftstellerin Eugenie John. Unter dem Pseudonym E. Marlitt schrieb sie für die „Gartenlaube" ihre zahlreichen Romane.

Am 25. Juni 1530 wurde auf dem Reichstage zu Augsburg die Augsburgische Konfession verlesen.

Am 26. Juni 1856 starb in Berlin in sehr dürftigen Verhältnissen der philosophische Schriftsteller Kaspar Schmidt, bekannt unter dem Pseudonym Max Stirner. Als sein Hauptwerk gilt allgemein „Der Einzige und sein Eigentum".

Am 27. Juni 1789 wurde zu Schnaith in Württemberg der Komponist Friedrich Silcher geboren. Von den von ihm vertonten Liedern sind viele Volksgut geworden. Es sei hier nur erinnert an „Ich weiß nicht was soll es bedeuten", „Ännchen von Tharau", „Morgen muß ich fort von hier".

Am 28. Juni 1848 starb auf Blumenhalde in der Schweiz der Schriftsteller Heinrich Zschokke. Er war nicht nur ein fruchtbarer Schriftsteller, sondern auch ein ungemein tätiger Staatsmann. Als solcher hat er seiner zweiten Heimat, der Schweiz, sehr genützt.

Lesepost

An den 18-jährigen:

„Es ist doch das alte, uralte Sehnen,
das in jedem Verse schlummert" . . .

Sehr richtig, aber damit sind selbst diese beiden Verse, die besten unter den eingesandten, noch keine Poesie. Wir spüren keine Anlage. Lassen sie lieber Träumen und Dichten und greifen Sie das Leben fest an.

S. K. in Dr.: Die Stelle aus Freiligraths Gedicht heißt:

„Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
wer im Felde mäht die Ähren,
wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
wer stroman den Nachen zieht,
wer bei Woll und Werg und Flachse
hinterm Webestuhl sich müht,
daß sein blonder Junge wachse —
Jedem Ehre, Jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
hinterm Pfluge! Doch auch dessen,
der mit Schädel und mit Hirn
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!"

Bitte: Es liegen wieder einige Gesuche von Vereinigungen aus Österreich vor, z. B. von dem „Verband deutschvölkischer Akademiker für Mähren und Schlesien mit dem Sitz in Brünn," um Freiexemplare der Lese. Wir sind durch solche Gesuche so in Anspruch genommen, daß unsere Mittel für solche Bewilligungen erschöpft sind. Vielleicht finden sich in der Lesegemeinde wieder einige freundliche Spender. Es haben in letzter Zeit verschiedene Mitglieder liebenswürdigerweise Beträge gestiftet, selbst Mitarbeiter haben ihr Honorar zu derartiger Verwendung zur Verfügung gestellt, wofür hier noch ausdrücklich gedankt sei.

F. W. in H. Mein Lieber, Sie können ihre poetischen Empfindungen nicht packen. Es zerfließt Ihnen alles; so wird ein Stammeln daraus, etwas so Unfertiges, daß nichts verwendbar ist.

Herr Dr. Lenze wird um Angabe seiner Adresse gebeten. Sein Brief enthielt keine Ortsangabe; auf dem Convert war der Stempel undeutlich. Die drei Jahrgänge liegen für ihn bereit. Einen Entwurf für ein Ex libris nebst Vervielfältigungen können wir ihm liefern. Wir möchten ihm Näheres brieflich mitteilen. Bei dieser Gelegenheit: wir werden in der Lese auch einmal Ex libris als Illustrationen bringen.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — L. v. Beethoven. — Worte Beethovens. — Claudius. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 26 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Jeder strebt jetzt darnach, seine Person abzusondern, ein jeder möchte in sich selbst die Fülle des Lebens erfahren, indessen ergibt sich aus all seinen Anstrengungen nicht die Fülle des Lebens, sondern vollständiger Selbstmord, statt Selbstbestimmung, vollständige Isolierung. Alle sondern sie sich in unserm Jahrhundert zu Einzelexistenzen ab; jeder isoliert sich in seiner Höhle, jeder entfernt sich vom andern, verbirgt sich und verbirgt, was er hat, und es endet damit, daß er die Menschen abstößt und die Menschen ihn abstoßen. Er scharrt sich ein Kapital zusammen und denkt: „Wie stark bin ich jetzt, jetzt bin ich gesichert", und der Unsinnige weiß es nicht einmal, daß er, je mehr er ansammelt, desto mehr in eine selbstmörderische Ohnmacht verfällt. Denn er hat sich daran gewöhnt, nur auf sich selbst zu hoffen, und er hat sich als Isolierter vom Ganzen abgetrennt, er hat seine Seele gelehrt, nicht an die Hilfe der Menschen zu glauben, weder an die der Menschen, noch an die der Menschheit, und er zittert nur davor, daß er sein Geld und die durch dasselbe erworbenen Rechte verlieren könnte. Der Menschengeist will allgemein heutzutage nicht einsehen, daß die wahre Sicherheit des Individuums nicht in seiner persönlichen isolierten Kraft besteht, sondern im Zusammenhang mit der Gesamtheit der Menschen. Aber gewiß wird es so sein und die Stunde wird kommen, wo diese furchtbare Isolierung aufhören wird, und man wird plötzlich begreifen, wie unnatürlich es gewesen ist, sich voneinander abzusondern. Und der Geist der Zeit wird ein anderer sein, und man wird an ihm erkennen, wie lange man in der Finsternis gelebt hat, ohne das Licht zu erblicken. Dann wird auch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen... Bis zu der Zeit aber muß dieses Zeichen behütet werden, und wenn es auch nicht anders geht, so muß doch von Zeit zu Zeit ein Mensch durch sein Beispiel die Seele aus dieser Isolierung befreien und ihr den Weg zur allgemeinen Bruderliebe zeigen, und wenn er auch damit riskiert, als Geistesschwacher verschrien zu werden — wenn nur der große Gedanke nicht stirbt.

Dostojewski.

Der kleine Mac

Von Bernhard Kellermann

In seinem zehnten Jahr bekam Mac vom Vater einen dicken Anzug aus gelbem Tuch, eine wollene Halsbinde, und an diesem Tage fuhr er zum erstenmal ein — dahin, wo die Kohle herkam.

Die eisernen Schranken klirrten, die Glocke schlug an, der Korb stürzte ab. Zuerst langsam und dann rasend rasch, so schnell, daß Mac glaubte, der Boden, auf dem er saß, breche durch. Es wurde ihm einen Augenblick schwarz vor den Augen, sein Magen schnürte sich zusammen — dann aber hatte er sich zurechtgefunden. Mit einem gellenden Lärm sauste der eiserne Korb achthundert Meter tief hinab. Er schlug schwankend gegen die Führungsschienen, daß es klirrte und krachte, als springe er in Stücke. Das Wasser klatschte auf sie herab, die triefende schwarze Bretterverschalung des Schachtes flog im Schein ihrer Grubenlampen an den offnen Türen des Korbes in die Höhe. Mac sagte sich, daß es so sein müsse. Zwei Jahre lang hatte er täglich beim Schichtwechsel die Häuer und Bergleute mit ihren Lämpchen — die wie Glühwürmchen in der dunklen Halle tanzten — aus dem Korb steigen sehen und mit dem Korb versinken, und nur zweimal war etwas passiert. Einmal war der Korb gegen das Dach gefahren und die Leute hatten sich die Schädel eingeschlagen, das andere Mal war das Seil gerissen und zwei Steiger und ein Ingenieur waren in den Sumpf gestürzt. Das konnte vorkommen, aber es kam nicht vor.

Plötzlich hielt der Korb und sie waren auf Sohle 8, und es war auf einmal ganz still. Ein paar bis zur Unkenntlichkeit geschwärzte, halbnackte Gestalten empfingen sie.

„Du bringst uns deinen Jungen, Allan?"

„Yes!" Mac befand sich in einem Tunnel, der beim Schacht schwach erleuchtet, sich rasch in Finsternis verlor. Nach einer Weile schimmerte in der Ferne eine Lampe, ein Schimmel erschien, Jay, der Pferdejunge — den Mac schon lange kannte — an der Seite, und hinterher rasselten zwanzig eiserne Hunde voller Kohlen.

Jay grinste. „Hallo! Da ist er ja!" schrie er. „Mac, ich habe gestern noch drei drinks im Pokerautomaten gewonnen. Hej, hej, stop Boney!"

Diesem Jay wurde Mac beigegeben und einen ganzen Monat lang stapfte er wie ein Schatten an Jays Seite, bis er angelernt war. Dann verschwand Jay und Mac besorgte die Arbeit allein.

Er war auf Sohle 8 zu Hause und dachte gar nicht daran, daß ein Junge von zehn Jahren etwas anderes sein könne als ein Ponyboy. Anfangs hatte ihn die Finsternis und mehr noch die unheimliche Stille hier unten bedrückt. Ja, was für ein fool war er doch gewesen, zu glauben, daß es hier unten von allen Seiten picken und klopfen würde! Es war im Gegenteil totenstill, wie in einer Gruft, aber man konnte pfeifen, verstehst du? Nur beim Schacht, wo der Korb lief und ein paar Leute die Hunde einschoben und herauszogen, bei den Flözen, wo die Hauer, zumeist unsichtbar für Mac, eingeklemmt zwischen dem Gestein hingen und die Kohle schlugen, war ein wenig Lärm. Eine Stelle aber gab es auf Sohle 8, wo ein furchtbarer Lärm war. Dort arbeiteten die Bohrer. Zwei Männer, die längst taub sein mußten, preßten die pneumatisch betriebenen Bohrer mit den Schultern gegen den Felsen, und hier war kein Wort zu verstehen.

Auf Sohle 8 arbeiteten einhundertundachtzig Menschen — und doch sah Mac selten jemand. Zuweilen einen Steiger, den Schießmeister, das war alles. Es war stets ein Ereignis, wenn irgendein Lämpchen im finsteren Stollen auftauchte und ein einsamer Wanderer angestapft kam. Seine ganze Schicht lang fuhr Mac in diesen öden, schwarzen, niedern Gängen hin und her. Er sammelte die Kohlenkarren bei den Flözen und Bremsbahnen und fuhr sie zum Schacht. Hier hängte er sein Pferd vor den fertigen Zug, leere Hunde, Hunde mit Gestein zum Ausfüllen der abgebauten Flöze, mit Stempeln, Balken und Brettern zum Verzimmern der Stollen, und brachte die Wagen an die betreffenden Stellen. Er kannte das ganze Labyrinth der Stollen, jeden einzelnen Balken, den der hereindrückende Berg geknickt hatte, alle Flöze, sie mochten heißen George Washington, Merry Aunt, Fat Billy oder wie immer. Er kannte die Wettervorhänge, aus denen schwere Grubengase stiegen. Er kannte jeden „Sargdeckel", ins Gestein eingesprengte kurze Säulen, die plötzlich herausfahren können, um dich an die Wand zu nageln. Er kannte die Wetterführung genau, Türen, die der stärkste Mensch nicht öffnen konnte, bevor er nicht die dagegenpressende Luft durch ein kleines Fenster in der Türe hatte ausströmen lassen — dann pfiff die Luft wie ein eisiger Sturmwind. Und wieder, da gab es Stollen voll dumpfer, heißer Luft, daß einem sofort der Schweiß vom Gesicht stürzte. Hundertmal in der Schicht durchquerte er diese eisigen und kochenden Stollen, ganz wie es tausend Pferdejungen in diesem Augenblick tun.

Nach der Schicht fuhr er aus mit den Kameraden im aufwärtsschießenden, klirrenden Korb, aus und wieder ein, ohne sich dabei etwas zu denken, genau wie ein Clerk den Lift nimmt, um in seine Office und von der Office auf die Straße zu kommen.

Da drunten auf Sohle 8 machte Mac die Bekanntschaft von Napoleon Bonaparte, gekürzt Boney. So hieß sein Schimmel. Boney hatte Jahre da unten in der Dunkelheit zugebracht und war halb blind. Sein Rücken war gebogen und der Kopf bis zum Boden gesenkt, von dem ewigen Bücken in den niedrigen Stollen. Boney hatte sich in den Pfützen zwischen den engen Schienen die Hufe breitgetreten, so daß sie wie Kuchen waren. Er war aus den besten Jahren heraus und die Haare gingen ihm aus. Um die Augen und die Nüstern hatte er fleischrote Ringe, die nicht hübsch aussahen. Dabei aber ging es Boney prächtig, er war dick und fett und phlegmatisch geworden. Er ging stets im gleichen Trott. Sein Gehirn hatte sich auf diesen Trott eingestellt und er konnte jetzt nicht mehr anders. Mac konnte mit der Bürste (von ihr wird gleich die Rede sein) vor ihm hertanzen — Boney ging nicht rascher. Mac konnte ihn schlagen — da tat dann Boney, der alte Schwindler, als werde er eifriger, er zeigte seinen Willen, nickte rascher mit dem Kopf, klatschte nachdrücklicher in den Schmutz — aber er ging nicht rascher.

Mac behandelte ihn nicht besonders zärtlich. Wenn er Boney zur Seite haben wollte, so rannte er ihm den Ellbogen in den Wanst; anders tat es Boney nicht, denn obwohl er sah, daß er Platz machen sollte und die Ohren spitzte, ließ er es erst zu Rippenstößen kommen. Wenn Boney einschlief, was häufig vorkam, so schlug ihn Mac mit der Faust auf die Nase — denn Mac mußte fördern und flog hinaus, wenn er seine Karren nicht bewältigte. Er konnte keine Rücksicht nehmen. Trotz alledem waren sie gute Freunde. Zuweilen — wenn Mac sein Repertoire abgepfiffen hatte — klopfte er Boney auf den Hals und plauderte mit ihm: „He, old Boney, how are you to-day, old fellow? All right, are you?" —

Nach halbjähriger Bekanntschaft fiel es Mac auf, daß Boney schmutzig war. Er sah nur hier in der Finsternis, bei der Lampe, wie ein Schimmel aus. Hätte man ihn ans Tageslicht gebracht — holy Gee! — wie hätte Boney sich schämen müssen!

Mac nahm einen Anlauf und kaufte einen Striegel. In Boneys Kopf war keine Erinnerung mehr an diesen Komfort, das sah Mac, denn Boney wandte den Kopf. Das tat er aber selbst dann nicht, wenn neben ihm gesprengt wurde. Dann schwang Boney seinen dicken Hängebauch vor Vergnügen hin und her, um die Wollust des Bürstens auszugenießen. Mac versuchte es auch mit Wasser, denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, Boney schneeweiß herzurichten. Aber sobald Boney Wasser spürte, zuckte seine Flanke, als fahre ein elektrischer Strom durch ihn, und er wechselte unbehaglich die Füße. So blieb es beim trockenen Striegeln. Und wenn Mac lange genug striegelte, so streckte old

Boney plötzlich den Hals vor und ließ ein trennlierendes, weinerliches Hundeheulen hören — die Ruine eines Gewiehers. Dann lachte Mac, daß der Stollen hallte. —

Mac hatte Boney geliebt, ohne Zweifel. Noch heute spricht er zuweilen von ihm. Er hat ein außergewöhnliches Interesse für alte, krummrückige, fette Schimmel, und manchmal bleibt er stehen und klopft den Hals eines Schimmels.

Noch etwas hat Mac aus Uncle Tom mitgebracht. Das ist ein gellender Raubvogelschrei — hej! — hej! — den Mac unwillkürlich ausstößt, wenn ihm jemand vor den Reifen des Autos herumläuft. Diesen Schrei hat er in Uncle Tom gelernt. Damit trieb er Boney an, wenn er abfahren wollte, und damit stoppte er Boney, wenn ein Wagen aus den Schienen gesprungen war.

*

Mac war fast drei Jahre auf Sohle 8 und hatte den halben Erdumfang in den Stollen von Uncle Tom zurückgelegt, als die Grubenkatastrophe eintrat, an die sich heute noch viele erinnern. Sie kostete zweihundertundzweiundsiebzig Menschen das Leben, aber sie sollte Macs Glück werden.

In der dritten Nacht nach Pfingsten, um drei Uhr ereignete sich eine Explosion schlagender Wetter in der untersten Sohle von Uncle Tom.

Mac brachte seinen Zug leerer Hunde zurück und pfiff einen Gassenhauer, den gegenwärtig der Phonograph in Johnsons „Saloon" jeden Abend brüllte. Plötzlich hörte er durch das Gerassel der eisernen Hunde hindurch ein fernes Donnern und blickte sich ganz mechanisch um, immer noch pfeifend: da sah er, wie die Stempel und Balken wie Streichhölzer knickten und der Berg hereinbrach. Er riß Boney mit aller Gewalt am Halfter und gellte ihm in die Ohren: „Hej, hej! **Git up — git up!**" Boney, der erschrak und die Stempel hinter sich krachen hörte, versuchte einen Galopp, old Bonaparte streckte seinen plumpen Leib, daß er ganz flach lag, warf die Beine hinaus zu einem verzweifelten **finish** — dann verschwand er unter dem stürzenden Gestein. Mac lief wie besessen, denn der Berg kam hinter ihm her. Es galt! Aber zu seinem Entsetzen sah er, daß die Stempel und Balken vor ihm ebenfalls knackten und die Decke sich senkte. Da drehte er sich ein paarmal im Kreise, wie ein Kreisel, die Hände an den Schläfen und stürzte in einen Seitenverschlag. Der Stollen brach donnernd zusammen, der Seitenverschlag krachte, und gehetzt von stürzendem Gestein flog Mac dahin, rasend und flink. Endlich lief er nur noch im Kreise, die Hände am Kopf, und schrie!

Mac zitterte an allen Gliedern und war ganz ohne Kraft. Er sah, daß er in den Pferdestall gelaufen war, was Boney ebenfalls getan haben würde, wenn ihn der Berg nicht erfaßt hätte. Er mußte sich setzen, da ihn die Knie nicht mehr trugen, und da saß er nun, betäubt vom Schrecken, und dachte eine Stunde lang gar nichts. Endlich beschäftigte er sich mit seiner Lampe, die ganz winzig brannte, und leuchtete die Umgebung ab; er war vollkommen eingeschlossen von Geröll und Kohle. Er versuchte zu denken, wie es gekommen war, aber es fiel ihm gar nichts ein.

So saß er lange Stunden. Er weinte aus Verzweiflung und Verlassenheit, dann raffte er sich zusammen. Er nahm ein Stück Kaugummi und seine Lebensgeister kehrten zurück.

Es war eine Schlagwetter- oder Kohlenstaubexplosion, das stand fest. Boney hatte der Berg erschlagen — und ihn, nun ihn würden sie wohl herausgraben!

Mac saß neben seiner kleinen Lampe am Boden und begann zu warten. Er wartete ein paar Stunden, dann überschlich ihn eine eisige, kalte Angst, und er fuhr erschrocken auf. Er nahm die Lampe und ging in die Stollen links und rechts hinein und leuchtete das Geröll ab, ob kein Weg offen sei. Nein! Es blieb also nichts übrig, als zu warten. Er untersuchte die Futterkiste, setzte sich auf den Boden, und ließ die Gedanken in seinem Kopfe tun, was sie wollten. Er dachte an Boney, an Vater und Fred, die mit ihm eingefahren waren, an Johnsons Bar. An das Lied des Phonographen. An den Pokerspielapparat in Johnsons Bar. Und in Gedanken spielte er eine unendliche Serie von Spielen: er warf seine fünf Cent ein, drehte die Kurbel, ließ los — und merkwürdig, immer gewann er: **full hand, royal flush . . .**

Aus diesem Spiel erweckte ihn ein eigentümlicher Laut. Es zischte und knackte wie im Telephon. Mac lauschte angestrengt. Da hörte er, daß er nichts gehört hatte. Es war die Stille. Seine Ohren schliefen ein. Aber diese schreckliche Stille war unerträglich. Er steckte die Zeigefinger in die Ohren und schüttelte sie. Er räusperte sich und spuckte laut aus. Dann saß er, den Kopf gegen die Wand gelehnt und sah vor sich hin auf das Stroh, das für Boney da war. Schließlich legte er sich auf das Stroh, und mit einem jämmerlichen Gefühl der größten Hoffnungslosigkeit schlief er ein.

Er erwachte (wie er glaubte nach einigen Stunden) infolge von Nässe; die Lampe war ausgegangen und er plätscherte mit den Füßen im Wasser, als er einen Schritt machte. Er war hungrig, nahm eine Handvoll Hafer und begann zu kauen. Er setzte sich auf Boneys Barren, zusammengekauert, in die Dunkelheit blinzelnd und kaute Korn um Korn. Dabei lauschte er, aber er hörte weder Klopfen noch Stimmen, nur das Rieseln und Tröpfeln von Wasser.

Die Dunkelheit war furchtbar, und nach einer Weile sprang er herab, knirschte mit den Zähnen und raufte sich das Haar, während er toll vorwärtsrannte. Er stieß gegen die Mauer, rannte zwei-, dreimal den Kopf dagegen und hieb sinnlos mit den Fäusten aufs Gestein ein. Seine verzweifelte

Raserei dauerte nicht lange, dann tastete er sich den Weg zum Barren zurück und fuhr fort, Hafer zu kauen, während er die Tränen laufen ließ.

Stundenlang saß er so. Nichts regte sich. Sie hatten ihn vergessen!

Mac saß, kaute Hafer und dachte. Sein kleiner Kopf begann zu arbeiten, er wurde ganz kühl. In dieser furchtbaren Stunde mußte es sich zeigen, was an Mac war. Und es zeigte sich!

Plötzlich sprang er wieder auf den Boden und schwang die Faust in der Luft: „Wenn those blasted fools mich nicht holen," schrie er, „so werde ich mich selbst ausgraben!"

Aber Mac begann nicht sofort zu wühlen. Er nahm wieder auf dem Barren Platz und dachte lange und sorgfältig nach. Er zeichnete sich im Kopf den Plan der Sohle beim Pferdestall. Im Südstollen war es unmöglich! Wenn er überhaupt herauskam, so konnte es nur durch Merry Aunt, Pattersons Flöz, sein. Die Abbaustelle dieses Flözes lag siebzig, achtzig, neunzig Schritte vom Stall entfernt. Das wußte Mac ganz genau. Die Kohle in Merry Aunt war schon durch den Druck des Gebirges brüchig geworden. Das war von großer Wichtigkeit.

Noch um ein Uhr hatte er zu Patterson hinaufgeschrien: „He, Pat, Hikkins sagt, wir fördern nur noch Dreck!"

Pats schwitzendes Gesicht war im Lichtkreis der Lampe erschienen und Pat hatte wütend geheult: „Hikkins shall go to the devil, sag' ihm das, Mac! To hell, Mac! Merry Aunt ist nichts als Dreck, der Berg hat sie zerdrückt. Hikkins soll das Maul halten, Mac, sag' ihm das, sie sollen besser versetzen!"

Pat hatte das Flöz mit neuen guten Stempeln solid gestützt, denn er hatte befürchtet, daß ihn das Gebirge totschlagen werde. Das Flöz war steil, zweiundfünfzig Meter hoch und führte über eine Bremsbahn auf Sohle 7.

Mac zählte die Schritte ab, und als er siebzig gezählt hatte, wurde ihm eiskalt, und als er fünfundachtzig gezählt hatte und ans Gestein stieß, jubelte er hell auf.

Eiskalt vor Energie, mit harten Sehnen und Muskeln machte er sich sofort an die Arbeit. Nach einer Stunde hatte er — knietief im Wasser stehend — eine große Nische aus dem Geröll geschlagen. Aber er war erschöpft und wurde in der schlechten Luft seekrank. Er mußte ausruhen. Nach einer Pause arbeitete er weiter. Langsam und besonnen. Er mußte die Steine oben und zu beiden Seiten abtasten, um sich zu sichern, nicht verschüttet zu werden, Steinsplitter und Steine zwischen gefährlich hängende Brocken treiben, Stempel und Bretter aus dem Stall zum Stützen holen und die Felsstücke herauswälzen. So arbeitete Mac stundenlang, keuchend, kurz und heiß atmend. Dann war er total erschöpft und schlief auf dem Barren ein. Sobald er erwachte, lauschte er, und als er nichts hörte, machte er sich wieder an die Arbeit.

Er grub und grub. Mac grub auf diese Weise einige Tage — und im ganzen waren es doch nur vier Meter! Hundertmal hat er später geträumt, daß er gräbt und gräbt und sich durchs Gestein wühlt...

Dann fühlte er, daß er an der Mündung des angeschlagenen Flözes war. Er fühlte es deutlich an dem feinen Kohlenstaub, der da lag von den abgerutschten Kohlen. Mac füllte sich die Taschen mit Hafer und stieg in das Flöz ein. Die meisten Stempel standen, der Berg hatte nur wenig Kohle hereingedrückt und Mac jauchzte und zitterte vor Freude, als er merkte, daß sich die Kohle leicht wegschieben ließ, denn er hatte zweiundfünfzig Meter vor sich. Sich von Stempel zu Stempel schiebend, stieg er das schwarze Flöz in die Höhe. Zurück konnte er jetzt nicht mehr, denn er verschüttete sich selbst den Weg. Plötzlich spürte er einen Stiefel und am rauhen, abgeschürften Leder erkannte er sofort Pattersons Stiefel. Old Pat lag da, verschüttet, und der Schrecken und das Entsetzen lähmten Mac derartig, daß er lange Zeit untätig kauern blieb. Noch heute wagt er es nicht, an diese grauenhafte Stunde zu denken. Als er wieder zu sich kam, kroch er langsam höher. Dieses Flöz war in normaler Verfassung leicht in einer halben Stunde zu besteigen. Aber da Mac erschöpft und schwach war, die Kohle in ganzen Tonnen wegräumen mußte und vorsichtig erst zu untersuchen hatte, ob die Stempel noch standen, so dauerte es lange bei ihm. Schweißtriefend, zerschlagen erreichte er die Bremsbahn. Diese Bremsbahn führte von Sohle 8 direkt zur Sohle 7.

Mac legte sich schlafen. Er erwachte wieder und kletterte langsam die Gleise hinauf.

Endlich war er oben: Der Stollen war frei!

Mac kauerte sich nieder und kaute Hafer und leckte seine Hände ab. Dann machte er sich auf den Weg zum Schacht. Er kannte die Sohle 7 so genau wie die Sohle 8, aber verschüttete Stollen zwangen ihn immer wieder, den Weg zu ändern. Er wanderte stundenlang, bis das Blut in seinen Ohren rauschte. Zum Schacht mußte er, zum Schacht — die Glocke ziehen...

Plötzlich aber — als er schon zitterte vor Angst, nun h i e r eingeschlossen zu sein — plötzlich sah er rötliche Lichtfunken: Lampen! Es waren drei.

Mac öffnete den Mund, um zu schreien — aber er brachte keinen Ton heraus und brach zusammen.

Es ist möglich, daß Mac doch geschrien hat, obschon zwei von den Männern schworen, nichts gehört zu haben, während der dritte behauptete, es sei ihm gewesen, als habe er einen leisen Schrei gehört.

Mac fühlte, daß ihn jemand trug. Dann fühlte er, daß er sich im ausfahrenden Korb befand, und zwar erwachte er, weil der Korb so langsam ging. Dann fühlte er, wie man Decken über ihn breitete

und ihn wieder trug — und dann fühlte er nichts mehr.

Mac war sieben volle Tage im Berg eingeschlossen gewesen, obschon er glaubte, es seien nur drei gewesen. Von allen Leuten auf Sohle 8 war er der einzig Gerettete. Wie ein Gespenst kam der Pferdejunge aus der zerstörten Sohle herauf. Seine Geschichte ging seinerzeit durch alle Blätter Amerikas und Europas. Der Pferdejunge von Uncle Tom! Sein Bild, wie man ihn hinaustrug, zugedeckt, und seine geschwärzte kleine Hand hing herab, wie er im Hospital im Bett aufrecht saß, erschien in allen Journalen.

Die ganze Welt lachte gerührt über Macs erste Bemerkung, als er erwachte. Er fragte den Arzt: „Heben Sie nicht etwas Kaugummi, Sir?" — Diese Bemerkung war aber ganz natürlich. Macs Mundhöhle war ausgetrocknet, er hätte ebensogut um Wasser bitten können.

Mac war in acht Tagen gesund. Als man ihm auf seine Frage nach Vater und Fred ausweichend antwortete, schlug er die mageren Hände vors Gesicht und weinte, wie ein Knabe von dreizehn Jahren weint, der plötzlich allein auf der Welt steht. Sonst aber ging es dem kleinen Mac vorzüglich. Er wurde gefüttert, alle Welt schickte ihm Kuchen, Geld, Wein. Damit aber wäre Macs Erlebnis zu Ende gewesen, wenn nicht eine reiche Dame in Chikago — gerührt durch das Schicksal des verwaisten Pferdejungen — sich seiner angenommen hätte. Sie leitete fortan seine Erziehung.

Aus dem im Wegweiser der letzten Nummer angezeigten neuen Roman von Bernhard Kellermann: Der Tunnel Verlag S. Fischer, Berlin.

Wie es im Volke dichtet

XXII Gedichte von Eugen Fischer

Sehnsucht

Eine Mutter lebte — fern von ihrem Jungen,
so fern,
daß sie nicht an einem Tage zu ihm konnte.
Und der Frühling kam —
wie ein wilder toller Kindskopf fegte er durch die Gassen
und brüllte vor Kraft und Lust —,
wie ihr Junge über den Bergen.
Ganze Bündel Sonnenschein warf der Sturm auf die Erde
und wie Kerzenlichter löschte er sie aus —,
wild vor Lust.
Und Nächte setzte der Frühling auf die Erde —
wunderlich lichte —
voll einer unbändigen Sehnsucht,
Nächte,
da die junge Mutter mit ihrem Gotte rechtete,
und da sie voll wehen Sehnens
den Kopf in die Kissen preßte und weinte.
Wenn sie tagsüber einen kleinen Bengel sah,
hilflos und lieb in seiner Fülle,
dann wars,
als ob sich ein Ring um ihren Hals legte.
Gottverlassen und grausig einsam fühlte sie sich.
Ihre stolze Gestalt fiel zusammen.
Voll Weh sah sie auf jede Mutter
und hörte das unverständliche Lallen des Kindes.
Ein quälender Haß kroch in ihr hoch,
langsam und weh wie eine kalte düstere Septembernacht.
Und das Leid war um sie,
wie das Wasser um ein leckes Schiff.
Wenn die Arme dann nach Haus kam, weinte sie.
Da war kein Gott, der jede Träne sammelte
und ein Diadem auf ihr Haupt setzte,
auf das Haupt dieser Heiligen,
die ihren Jungen nicht haben durfte.
Da war nur ein grenzenloses Sehnen
nach der Sonne ihres Jungen,
eine ungeheure Sehnsucht nach dem Mund,
nach den spiegelblanken, lebentrunkenen, frohen Augen
und den tolpatschigen Händen ihres Kleinen.
Stunden kamen, da wurde sie irr am Leben,
Stunden, in denen der Tod
wie ein Freund durchs Fenster schaute.

Manchmal

Manchmal, ja da ist es, als hätte man sie,
die Kraft,
die Kraft, um Ketten, Verhältnisse, Umgebung,
alles Enge und Kleine
als ein Titan zu sprengen.
Fahnen und Standarten werden dann hochgepflanzt.
Wie weiland Siegfried zieht man aus.
Die Haare flattern, die Wimpel singen im Sturm.
Man wirft jauchzende Blitze in den grauen Alltag.
Vorwärts! Vorwärts!
Wie der Boden zittert,
wenn junge Rappen mit schäumenden Flanken
über die brandrote Heide rasen,
so erschauern wir
vor der Macht und dem Mut unseres Glaubens an die Zukunft,
an die Menschheit und an die Ordnung aller Dinge.
Und wie Geysire wachsen wir in der Nacht!
Dann kommt es wohl vor,
daß man sich an das offene Fenster stellt,
tief, tief Atem holt
und das Leben um sich, das dunkelflutende lichterdurchzitterte
donnernde Leben in sich hineinsaugt.
Nicht ein Erschöpfter, Erholungsbedürftiger,

sondern ein Trinker mit Weinlaub im Haar und gestikulierender Sieger,
der eine Stufe höher stieg im Tag.

Daß meine Worte...

Daß meine Worte glühendes Eisen wären —
ich würde Schwerter schmieden
und durch alle Länder wandern.
Den Notleidenden, den Verzagten,
den Schwachen und den Armen würde ich das Eisen geben:
die Schwerter der Hoffnung,
die Schwerter der Liebe
und die Schwerter der Kraft.

Wenn du sagst...

Wenn du sagst:
„Ich kenne die Menschen —"
dann lügst du!
Kaum dir selbst
bist du bekannt,
und sechzig mal sechzig Sekunden
in der Stunde
hast du dein Steuer
nach dem leisesten Hauche gewandt,
der dir in unendlichen Fernen
ein Vorteil scheint.
Oder sagest du dies,
dich selbst zu beruhigen?
Dann gehe zum Tod
und sieh zu,
wie er zum Leben verhilft,
zum gerühigen.

Berlin!

Oft stehe ich des Nachts an meinem Fenster und träume stille Wünsche in die Glut des Abendhimmels.

Fern rauscht der Stadt melodisch Lärmen. Und tausend Teufel hämmern mir die Melodie auf dem gewaltigen Ambos unserer Zeit.

Die Wolken, die wie lichte Kraniche, leicht beschwingt mit wundervoll zerfetzten Schwingen, da oben vor dem Glutmeer ziehen und herrliche Bilder in die trunkene Seele malen, sind die Genossen mir — die fernhin streben. Und all mein Sehnen gab ich ihnen mit.

Wie eine Orgel braust die ferne Stadt. Mächtig und ewiglich schwingt die Melodie. Hin und wieder tobt das Rauschen der Bahnen — unter deren Wucht die Erde zittert — wie das Gurgeln schäumender Kaskaden.

Manchmal donnern dröhnende Schläge. Der elektrische Nerv der tosenden Stadt bäumt sich unter dem Joch unserer eisernen Zeit. Die gen Himmel schwelenden Schlote sind unsere Opferstöcke und heilige Feuer glühen unter den Kesseln. Der Rumpf des Ungeheuers dampft voll junger Lust. Das Klingen! Sieden! Singen! Donnern dieser Stadt klingt wie ein Liebesschrei — ein ungelöster — aus einer Brust voll weher Sucht herausgepreßt und in die Flammen einer Nacht geschleudert.

Der begrabene Gott

Roman von Hermann Stehr

Schluß.

22.

Marie aber fühlte je länger um so deutlicher, daß ihr Geist in seine alte Wohnung zurückgekehrt sei. Noch ganz erfüllt von der Last seiner geheimen Wanderung, erschüttert von der Heimkehr, brütete er in seinen Gemächern, während von draußen her alle Erinnerungen auf ihn andrangen, wie etwa zur Nacht ein Volkshaufe in verworrener Unruhe gegen das geschlossene Tor einer Stadt sich aufmacht. Gleich einer lichtlosen Wolke aber lag das Bewußtsein über diesem letzten Zwiespalt ihres Lebens. Sie hatte wieder einen Blick, aber sah noch nichts; empfand, aber ungeschieden; erkannte, aber faßte noch nicht.

Indessen saß sie am Tisch in der Unruhe eines Menschen vor der nahen Abreise, legte die Hände ineinander, tat einige Schritte in die Stube, kehrte zurück und sah auf den Fuß des überschlagenen Beines, dessen Spitze von dem stürmischen Herzschlage leise auf- und abpendelte, blickte durchs Fenster, kehrte sich ab und verfiel unter erwartungsvollen Atemzügen in ein leeres Hingenommensein. So verging Stunde um Stunde. Gegen das Ende des Nachmittags begann der Wechselbalg röchelnd zu schreien, schwieg wie erstickt, rang angstvoll schnurrend auf. Dann ging sein kurzer Atem, wie wenn eine zähe Masse in seinem Brüstchen koche. Marie sah an sich nieder und erkannte ihre Verwahrlosung, stand auf, wusch sich, kämmte ihre Haare und zog sich saubere Kleider an. Bei allem hatte sie die Empfindung, letzte Hindernisse wegzuräumen. Als sie sich geschmückt hatte, spürte sie jenes unbezwingliche, von Herzklopfen getragene Durst- und Hungergefühl, das Nervöse vor einer entscheidenden Tat befällt. Sie trank in gierigen Zügen einen Krug Milch. Mit dem Rest trat sie an die Wiege, das Kind zu tränken. Das lag weißblau und still. Die Augen waren tief eingerunzelt, der breite Mund offen, die dürren Händchen lagen regungslos hingebreitet. Sie griff ihn an, und da eine welke Kälte in ihm war, legte sie ein Bett über ihn, daß er sich wieder erwärme.

Indessen war das Dämmern des Abends gekommen und eine Garbe roten Lichtes floß durch das Fenster über Marie, die davon erschrak und nicht anders meinte, es sei jemand von hinten an sie herangetreten und habe sie berührt. Sie wartete ein wenig ob der Schein reden würde. Aber gleichgültig verbreitete er sich in der Stube, floß über alles und ward endlich zu Ringeln und Flecken,

die aufleuchteten und verschwanden. Marie aber traute doch diesem Spiel von Licht und Schatten nicht, sondern setzte sich an den Tisch und beobachtete alles mißtrauisch.

„Wart och. — Wart och," sagte sie immer lauernd in sich hinein. Irgend wo, in der Schlafkammer, oder unter dem Tisch oder hinter dem Ofen kauerte etwas und wartete, sie zu überfallen. — Da kam es schon. Mochte es sich noch so sehr den Anschein geben, es sei ein Schatten. Sie wußte ganz genau, nun ging es an ihr Leben. Langsam schob es sich mit der Geräuschlosigkeit eines Katzenleibes über die Diele.

„Was willst du?" fragte sie, um es zu verscheuchen.

Der Schatten rückte weiter auf sie zu. Da geriet sie in Angst. „Wer sein sie'n? — Ich hab ihn doch nischt getan!" Aber das graue Tier ließ sich nicht halten. Jetzt war es schon so nahe, daß sie seine Weichen vom unterdrücktem Atem zittern sah. Um sich vor ihm zu retten, stieg sie auf die Bank. — Auf einmal war alles finster und sie wußte, sie sei gestorben. Als sie in namenloser Angst darüber nachsann, was nun werden solle, da sie lebendig im Grabe liege, erhob jemand über ihr ein Gelächter, als verhöhne er sie. Nach einer Weile wagte sie die Lider ein wenig zu lüften. Da sah sie neben sich eine winzig kleine Muttergottes stehen. Sie leuchtete von selbst und verzog spöttisch das Gesicht.

„Hast du gelacht über mich?" fragte sie die Heilige, schon im Zorn, aber doch noch demütig. Die Figur nickte nur steif mit dem Köpfchen und erlosch. Da sank ein Bann in Marie nieder. — Sie erkannte sich plötzlich wieder, sah wo sie sei und wußte alles was mit ihr vorgegangen war. In Verzweiflung an Gott war ihre Seele in ihr verschollen; in Empörung erwachte sie in diesem Augenblicke an dem Gelächter, das Gott über sie ausgestoßen hatte. Davon kam ein Schlagen über ihr Herz, wie wenn eine Glocke Sturm läutet. Ohne sich zu besinnen stürzte sie auf das Eckbrett zu und strich die Holzfiguren in ihre Schürze. Dann ging sie in den Hof und suchte in dem ungewissen Lichte der beginnenden Nacht den hohen Schneewall vor dem Schenertor. Dort hinein watete sie, trat ein tiefes Loch, stampfte die Figuren mit den Füßen hinunter und warf Schnee darüber. Wie sie Ballen um Ballen mit den Händen aufhob und festdrückte, sprach sie Worte jener großen Empörung, zu dem ihr Daseinsschmerz geworden war:

„Tod um Tod. — Den Stoß of dei Herz, daß es zerbricht wie meis. Peiniger — Peiniger — Peiniger..."

Jetzt war es vollbracht. Ein Schneekegel ragte über ihrem begrabenen Gotte und mit keuchender Brust und funkelnden Augen stand das Weib davor. Dann ging sie wieder hinein. Mit unverwandtem Auge starrte sie auf die Fenster, die als blasse Flecken vor ihr in der schwarzen Nacht standen. Sie zündete kein Licht an. Sie legte sich nicht schlafen. Sie wartete lange auf ein wild Wunderbares, das sie mit ihrem Fluch beschworen zu haben glaubte. Als sich aber nichts ereignete, ging sie mit wankenden Knieen in die Schlafkammer, fiel mit dem Gesichte nach unten ins Bett, grub ihre Hände verzweifelt in die Kissen und schlief ein, als werde sie ausgeblasen. —

Ueber ein Langes schrak sie zusammen. Ein dröhnender Schlag hatte das Dach des Hauses getroffen. Die Wände bebten noch, als sie herauffuhr. Und da sie nun an die Balken griff, teilte sich das Zittern ihrem Innern mit, war eine Weile allein in ihr, während alles um sie her von Leblosigkeit befallen schien und begann dann langsam aus ihr herauszurinnen, doch nicht so, als ob es nur eine Bewegung sei, sondern ein zweites unbegreifliches Wesen. Sie fühlte es in sich niedergleiten, zur Kammer durch die Wohnstube hinauslaufen. Es öffnete die Zimmertür, schlug sie zu und begann bald darauf, draußen im Hausflur mit der Stimme eines verängstigten Kindes nach ihr zu rufen: „Mutter! — Mutter!" daß sie sich aufmachte und sah, wer da sei.

Als sie in die Hausflur trat, stand ihr kleines Mädchen, ihr „Wackala", draußen, blies in die blaugefrornen Händchen und trat fortwährend von einem Füßchen auf das andre, daß ihre blonden Haare über dem Gesichtchen immer tiefer zusammenrannen.

„Warum bist du denn nich eim Himmel geblieben?" frug Marie erstaunt. Das Mädchen hob ihr Auge und sah sie ratlos an.

„Hat er dich etwan rausgejagt weger mir?" Das Kind nickte nur trostlos.

„Etze ei dr Nacht... ei dr Kälte, was?" forschte sie ungläubig weiter. Das Mädchen brach statt aller Antwort in erbarmungswürdiges Schluchzen aus. Da ward Marie vor Zorn trunken.

„Komm du rei, komm! Dei Mütterle wird dir helfen," sprach sie, endlich sich mühsam beherrschend, führte das Kindchen, das sie neben sich trippeln sah, in die Stube und schlug die Tür hinter sich zu, daß es durch das ganze Haus krachte.

Der Wechselbalg erwachte davon aus seinem Starrkrampf und schrie meckernd. Diese Töne drangen auf ihr blondes Mädchen ein. Es ward immer schemenhafter.

„Mädla, Gretla, fürcht dich nich! — Ruhig! — Ruhig! — Ich will mei Kind behaln... ich brauch kee andersch!"

Mit dem Fuße stieß sie gegen die Wiege. Aber die Stimme des Wechselbalges ward immer lauter und drohte, ihr Kind ganz aufzusaugen. Da drückte Marie das Bett fest auf sein Gesicht, holte noch mehr Kissen von ihrer Lagerstatt, legte sich mit ihrem Körper darüber und verharrte so lange, bis die unholde Stimme ganz erstorben war. Sie

trug die Kissen mit tanzenden Schritten wieder in die Schlafkammer. Dann hob sie ihr Mädchen in die Wiege. Sie brauchte die Leiche nicht herauszunehmen, denn der tote Knabe war ihr Wackala.

Nun zündete sie ein Licht an und rückte einen Stuhl zur Wiege, um ihren Liebling einzuschläfern, der so müde war von der Reise aus dem Himmel durch das kalte Gewölk auf die Erde. Jetzt war alles wie sie gewünscht hatte mit ihrer Sehnsucht und ihrem Gram. Ihr Fuß bewegte die Bogen der Wiege, dazu sang sie:

„Eya, popeia, Windelkind!
Ei dem Pusche geht dr Wind,
Of dem Baume kräht der Hahn,
Aus dem Hänsla sieht dr Mann,
Of dr Platte kocht das Kraut,
Hinterm Tische sitzt die Braut:
Schlaf, Kindla, schlaf."

Sie sang ohne Aufhören und schwang sausend die kleine Bettstatt. Ihr Auge loderte, ihr Antlitz war eingefallen, von wilder Verzückung tief gefurcht. Erschöpft mußte sie eine Pause machen. Sie griff der Leiche ins Gesicht und fand, daß sie eiskalt sei.

„Wie kalt du bist! Mir wern Feuer machen. Da wird dir schon warm werden."

Bald prasselte es im Ofen. Sie wartete eine Weile und prüfte dann, welchen Fortschritt die Erwärmung ihres Lieblings gemacht habe. Noch eiskalt. — — — Bestürzt bog sie sich über das Totenbett und sann lange. Plötzlich schleuderte sie sich auf.

„O, nu weeß ichs! Die Erde hat dich totgemacht. Un mich au. — Licht — Licht — Licht! — überall bis an de Decke, zum Dach hinaus, lauter Licht! Mir wern de Nacht verbrenn' of dr Erde. Darnach sein mir alle erlöst, mir un alle Menschen."

Sie sprang jubelnd hinaus, schleppte Holzscheite herbei, schichtete vier Stöße um die Wiege, legte Spähne darunter, zündete sie an und setzte sich wieder an die Wiege. Bald stand ihre Welt an allen vier Himmelsrichtungen in Flammen. Auf ihrem Gesicht lag seliges Leuchten. Ihr Lied aber hatte eine unbändige Gewalt.

Eya, popeia, Windelkind!
Ei dem Pusche geht dr Wind...

bis zum letzten Atemzuge sang sie.

Als die erschreckten Steindorfer herbeikamen, war das Lied längst verbrannt. Ein Funkenwirbel stieg von dem einstürzenden Gebälk in die Luft und verlor sich in der Höhe wie das Rauschen eiliger Flügel. Dann sank alles in Asche zusammen. — —

Aber die Nacht der Erde blieb doch. Denn die läßt sich nicht fortschaffen. Sie gebärt den Menschen; sie nimmt ihn wieder von hinnen. Und zwischen der Nacht des Aufganges und des Niedergangs schwingt auf gar engem Raume die Stundenglocke des Menschendaseins. Ihr Klang ist ewige Sehnsucht in notvollem Kampf und bitterster Süße.

Ende.

Schlußnote: Wir mußten den Roman von Hermann Stehr leider — besonders auch gegen das Ende hin — stark kürzen. Wir machen daher alle diejenigen, die das Werk vollständig und in unberührter Schönheit lesen wollen, darauf aufmerksam, daß es im Verlag von S. Fischer (zum Preise von 5 Mk.) erschienen ist.

Die Schriftleitung.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Jost Seyfried von Cäsar Flaischlen.

Der Dichter gibt keinen in kunstvoller Komposition behandelten Romanstoff, sondern, was weit mehr ist, sein Ich, seine Seele. Man liest, man wird froh: man wird immer glücklicher; man jauchzt auf von dem Glücksstrom, der aus diesem Dichter- und Menschenbuch quillt. Hier sehen wir weit mehr, als wie einer zum Dichter wird, hier ist Menschwerdung. Menschentum ist nicht Alltag, Oberflächentum und Schein, sondern stete, stille Selbstzucht, Ganzheit, Kraft, Ehrlichkeit und Innerlichkeit. Dichtersein ist Mensch-Sein und viel schwerer als Gedichte und Novellen und Theaterstücke schreiben. Kunst ist nicht Schlagwörterwirtschaft, die wie Strömung und Gegenströmung einander ablösen, sondern Kunst ist das, was jemand aus göttlichem Getriebensein schafft. Und die Hauptsache ist die Seele, die darin spricht. „Mensch und Dichter ist nicht zweierlei.." „Neue Menschen gilt's zu werden, schaffe einen Menschen, schaffe dich." Das Buch ist ein Hindurchdringen, ein steter Aufstieg zur Höhe des Menschentums. Und wie Rosen auf den Weg gestreut sind Gedichte von wunderbarer Schönheit, und in dieser Poesie glüht eine Liebe zweier Menschen voll unbeschreiblicher Tiefe und Reinheit. Diese Gedichte „müßte man wie Bilder einrahmen und an die Wand hängen, um sie jeden Augenblick wie stille Wegweiser vor sich zu haben." — Ich könnte noch viel über dies Buch schreiben, das mir das allerliebste ist. Deutsche, hört Eure wahren Dichter, die Euch über diese Zeit zwischen Charfreitag und Ostern hinwegbringen zur großen Zukunft!

Einsender: Albert Lorenz, Lehrer, Wilmersdorf.

Mein liebstes Bild

Pan im Kinderreigen von Böcklin

Im Folkwang-Museum in Hagen i. W. habe ich das Bild gesehen. Eine Unsumme von warmer, frühlingsfrischer Farbenpracht. Die hellen, rosigen,

jungen Kinderkörperchen in freudigschöner, anmutstrotzender Reigenbewegung, die Frühlingswiese, der Frühlingshimmel! — Und dann der dunkle Pan mit der Flöte, — dunkle, weiche, melodische Weisen; mitunter hellere, neckischkecke Ausfälle. Dann das Jauchzen der Kinder, das Summen der Käfer — eine echte Frühlingsfeier, ein schönster Freudenreigen. — Und mein Herz stimmt einen Hymnus auf Jugend und Schönheit an.

Einsender: Rudolf Mangold, Tiefbautechniker, Goldberg.

Mein liebstes Lied
„Die Schöpfung" von Haydn

Niemals wurde mir Gottes Güte und Allmacht klarer zum Bewußtsein gebracht, als damals abends da ich zum ersten Male die Schöpfung, meisterlich vorgetragen, hören durfte, und niemals später hat ein Musikstück mir den gleichen Genuß und die gleiche Freude bereitet. Gleichsam vor meinen Augen sah ich die Welt werden, lernte ich die Größe Gottes bewundern, und wohl niemals wieder wird mir innerlich eine größere Bereicherung zu Teil werden, als an diesem Abend. Der fromme Kinderglaube, da ich zum erstenmale die Händchen zum stammelnden Gebet faltete, kam wieder über mich, und in ernster, feierlich erhobener Stimmung ging ich nach Hause.

Einsender: Margarethe Elisabeth Schwalbach, Buchhalterin, Magdeburg.

Mein liebstes Buch

Ik heww'n ganzen Fründ, de is bald viertig Jor dod un hei lewt doch ümmer noch, dat is min Landsmann Fritz Reuter. Wenn ik mi Sünndag Nahmiddag, wenn't buten regen't, wat besonderes tau gand' dauhn will, denn krieg' ik mi'n Band von Reuter her un les dorin un freu mi, dat ik de Sprak, de ik as Kind, ok as Student in Rostock noch so girn sulwst spraken heww, hier wenigstens lesen kann. Fritz Reuter hat dat schöne mekelbörgsche Platt taun'n ewigen Leben verhulpen. Besonders is dat äwer „Ut mine Stromtid", wat mi ümmer wedder antreckt. Dat is mih de Handlung an sik, de is jo einfach nang un flütt wat langsam wider, staut sik ok woll mal, dat sünd vör allen de Minschen, de uns vorführt warden; ik will'n por nennen: de olle ihrenfaste Inspekter Hawermann, sin Swester Fru Nußlern, de Jud' Moses, de gor kein Jud' is, de lütte Fru Pasturin, de Windhund Fritz Triddelfitz, nich tau vergeten de Hauptperson Entspekter Zacharias Bräsig. Is dat nich, wenn man von ehr lest, as stün'n sei lebennig vor Einen?

Ik bün keen Landwirt, awer ik hewwe ok woll mit Landwirtschaft tau dauhn hatt, ik kenn ok den Jrd'dunst, den de döstige Jrd' bi warmen Regen upstiegen let, un von den Reuter seggt, dat dat de schönste Geruch is, den de Ackersmann kennt, un so'n Jrd'dunst schint mi ok up Reuters Stromtid tau liggen.

De Rostocker Universität het Reuter tau'm Doktor makt, un in sin Doktordiplom heit dat, de Musen un Grazien hadden em liert „jocis miscere sevia" (Ernst mit Scherz zu mischen). Dat stimmt, dat kann hei, un dat bewist hei ok besonders in de Stromtid.

So, un wit't ji, worum „Ut mine Stromtid" min leiwstes Bauk is.

Einsender: Professor Dr. H. Franck, Dortmund.

Im häuslichen Kreise

Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit

Franz Karl Ginzkey:

Ehelied

Mehr als Fordern gilt Verzeih'n.
Und es darf uns nicht betrüben:
Im Verzeihen sich zu üben
Heißt erst reif zur Liebe sein.
Sehnt sich Liebe nach Bestand,
Wird sie wie ein milder Garten.
Vieler Blumen da zu warten
Gilt es mit besorgter Hand.
Erst wenn Liebe so gedeiht,
Wird sie ganz zur Güte finden
Und getrost die Schmach verwinden,
Die da heißt: Alltäglichkeit.

Eine Krise in der Ehefrage glaube ich nur insoweit vorhanden, als unser Drang nach Wahrheit und psychischer Reinheit zur Stunde zugenommen hat. Es gäbe demnach wohl eine Reform der Ehe anzubahnen, das wäre ihre Befreiung von der Lüge. Wo aber sehen wir eine soziale Einrichtung, die gänzlich der Lüge, wenn auch nur der konventionellen, entbehren könnte? Ist nicht alles notgedrungene Halbheit, was wir sozial zu schaffen vermögen? Warum sollte die Ehe die einzige Vollkommenheit sein?

Die dauernd glückliche Ehe ist überdies kein Liebes-, sondern ein Freundschafts-Problem. Und die Erhöhung dieser Freundschaft wäre vielleicht das erstrebenswerte Ziel. Erziehung zur freundschaftlichen Güte. Aber unsere harte Zeit ist der Freundschaft nicht wohlgesinnt, und darunter leidet auch der Begriff der Ehe.

Die moderne Frauenbewegung aber, die ja im Kampf um ehrlichen Broterwerb so starke Berechtigung hat, sollte der Ehe fernbleiben. Emanzipationsgelüste könnten auf dem Gebiete der Ehegemeinschaft dem Weibe nur mehrfachen Schaden bringen. Im übrigen war jede kluge wahrhaft weibliche Gattin seit jeher in der Ehe „emanzipiert", aber auf edleren Seelengründen als heutzutage.

Richard Dehmel:

Die Einehe als Kulturfaktor ist ein unglückseliges Zwitterding aus kurzer Hoffnung und langer Ent-

täuschung. Die Ehe als natürliches Faktum ist ein außerordentlicher Glücksfall. Aber jedes außerordentliche Glück ist Vorbild und Ziel des menschlichen Ordnungstriebes; und deshalb wird die Dauerehe, mag sie auch ihre Vertragsform ändern, immer ein unentbehrliches Heiligtum der gesitteten Völker bleiben. Gewiß, die wenigsten Ehepaare finden darin das erhoffte Glück; aber welche Eltern möchten nicht ihren Kindern den Weg dazu bereiten helfen!

Gustav Falke:

Eigene Erfahrung und Nachdenken lassen mich dafür halten, daß die Ehe, „wie sie sich bei den gesitteten Völkern des Abendlandes entwickelt hat", die idealste und schönste Form der Ehe ist und noch lange sein wird. Alle Fragen, die jetzt auf sie einstürmen, Frauenfrage, Erwerbsfrage und anderes werden sich innerhalb dieser Form lösen lassen.

Scheidungsmöglichkeit muß natürlich da sein, ist es ja auch.

Vor allem ist Erziehung zur Ehe nötig. Ein „Vergnügungsinstitut" für Leute, die sich „ausleben" wollen, kann sie natürlich nicht sein.

Die Ehe zwischen zwei Menschen kann eine „konventionelle Lüge" sein von Anfang an oder nach und nach werden. Das liegt aber doch an diesen beiden Menschen und nicht an der Ehe. Sollen wir den Unvorsichtigen, den Irreuden, den Waschlappigen, den „Differenzierten" und anderen zuliebe eine Institution ändern oder aufheben, die sich bei Millionen von gesunden Individuen bewährt?

Mögen jene sehen, wie sie aus der Lüge herauskommen; sie haben Wege. Aber die Ehe ist schon gut, schön und heilig.

Peter Rosegger:

Volksabstimmung für ein neues Gesetz zur Lösbarkeit der Ehe. Ich habe heute auch unterschrieben — zaudernd und zögernd. Aber endlich hat die Ueberzeugung ihr Recht verlangt. Es spricht so viel Ideales für die Unlösbarkeit der Ehe. Eine goldene Hochzeit hat etwas so Rührendes, und man kennt manches Ehepaar, das nach schweren, jahrelangen Stürmen miteinander zufrieden und glücklich geworden ist. Nicht aus Gewohnheit allein. Die gemeinsamen Freuden und Leiden haben ihre Herzen allmählich geläutert, aus reizbaren Liebesleuten sind treue Freunde geworden. Viele Stürme, die nachweisbar sich besonders im dritten Jahr der Ehe zu erheben pflegen, können wohl überdauert werden. Dann folgen friedliche Jahre. — Und doch! Die allgemeinere Erfahrung, die Vernunft, spricht schrecklich laut: Die Ehe muß löslich sein! Nicht leicht, nicht sobald es dem Ehepaar gerade einfällt — aber im schlimmsten und letzten Falle muß sie löslich sein. Gewiß, schon die Kinder und ihr Schicksal werden in den allermeisten Fällen die Eltern bestimmen, beisammen zu bleiben, obschon man Fälle weiß, da eine uneinige, unsittliche Elternehe den Kindern zum Verderben wird. — Und dann muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß die Getrennten, Geschiedenen sich wieder verheiraten können. Schauen wir auf die Länder hin, wo es so ist. In den meisten Fällen bleiben die ersten Ehepaare auf lebelang beisammen, und es gibt bei den Protestanten auch goldene Hochzeiten. Aber schon die Möglichkeit der Lösung läßt das schwere Band erträglicher erscheinen, und ein freiwilliges Sicheinanderopfern führt inniger zusammen als ein erzwungenes. Wo Eheleute sich aber doch trennen müssen und andere Verbindungen eingehen, da ist's im schlimmsten Falle nicht schlechter, zumeist aber weit besser als die sündenstrotzende Hölle in einer unglücklichen und unlöslichen Ehe. — Sollte das Gesetz für Lösbarkeit der Ehe bei uns nicht durchgehen, dann kämen gute Zeiten für die Los-von-Rom-Bewegung. Dann würden viele vor Verheiratung das Protestantisch-Werden für eine kluge Vorsicht halten.

Hans Thoma:

Da ich in einer höchst glücklichen Ehe gelebt habe, die nur der Tod trennen konnte, so kam ich nie darauf, zu denken, ob die Ehe ein Problem sei, das man umändern könne. Bei uns beiden war kein Gedanke, daß es auch anders sein könnte — wir fühlten uns nie als Gebundene. Soweit ich mich umsehen kann, sind aber doch die Mehrzahl der Ehen auf diese solide Naturbasis der Zusammengehörigkeit von Mann und Weib gegründet, und so denke ich, daß diese große Mehrzahl der Zufriedenen gar keine Lust hat, die Ehe zu reformieren und zu ändern. Auf der Ehe wie sie besteht, beruht der Bestand der Familie — sie ist ein Zustand möglichsten Menschenglücks, nur muß man sich ein wenig die Mühe nicht verdrießen lassen, die Liebe zu erhalten — durch Beharrlichkeit, die man Treue nennt; oder auch Pflichtgefühl kann man es nennen. Ich halte es auch für richtig, daß die Kirche die Ehe als Sakrament erklärt hat, und auch Andersgläubigen, wenn sie ihrem Gewissen, ihrer besseren Menschennatur folgen, wird die Ehe heilig sein müssen.

*

Nachwort: Die vorstehenden Stimmen sind einem kleinen Buch entnommen „Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit", herausgegeben von Ferdinand Frhr. v. Paumgarten, erschienen im Verlag Ernst Reinhardt in München, Preis 1.80 Mk. Der Titel ist ein bischen zu anspruchsvoll; in einer auf Grund von Rundfragen an bekannte Persönlichkeiten erstandenen Sammlung ist noch lange kein Spiegel der Zeit zu sehen. Die Antworten sind sehr verschiedenwertig; doch ist das Buch immerhin beachtenswert. Bedeutsam dabei ist, daß die Erörterungen über solche Fragen heute schon um vieles maßvoller sind, als vor etwa zehn Jahren. Man hat die Unfruchtbarkeit des gedruckten Wortes ein-

gesehen, und wenn auch vielen aufklärende Diskussion notwendig scheint, so spürt man doch bei den meisten den Unterton: wichtiger ist, das Problem selber richtig zu lösen. Die Frage des Herausgebers war zudem zu allgemein gestellt. Wir denken über das Eheproblem wesentlich einfacher: nicht die Ehe selbst steht in einer Krisis, sondern die Vorbedingungen bedürfen einer weisen Ordnung durch Eltern und Staat. Diese sind: Gesundheit beider Teile, Reife der beiden jungen Leute für Verantwortungsgefühl und Pflichterfüllung, Aufklärung des weiblichen Teiles in sexueller, in hygienischer Beziehung, Unterweisung in den Pflichten des Mutterberufes, der Stillung, der Kindererziehung, besonnener Vertrag in materieller Hinsicht, Schutz der Frau gegen Unnatürlichkeiten, Schutz der Mutterschaft in den arbeitenden Kreisen und Abwehr des Rückgangs der Geburten. Alle anderen Fragen aber, fast möchten wir sagen Phrasen, von Glück und Verstandensein und Vorzugsrechten, sind nicht durch Theorie zu lösen, sondern nur durch vorbildliche Menschlichkeit zu überwinden. M.

Im Volksdienst

Heilig ist das Eigentum

Von Kelty Guttmann

Seltsame Dinge sind es oft, an denen man sich wieder zum Leben hinüberrettet.

Vor Jahren einmal steckte ich wieder in einem jener Dorngestrüppe des Lebens, das bei der geringsten Bewegung tiefe Wunden reißt. Ich saß an einem hellen Junitag im Vorgarten einer Gastwirtschaft und war jedenfalls eine der sonderbarsten Kellnerinnen der Welt. Von allen Seiten waren die Schreckniſse des Daseins auf mich eingedrungen, und das Entsetzen hatte mich an der Gurgel gepackt. So lag ich im Krampf vor dem finsteren Tor. Ursachen? — Die Ursachen sind bei der Verzweiflung immer das Unwesentlichste.

Ueber mir blühte eine Linde. Ein ärmlicher Baum; der letzte Ueberrest von grünen Herrlichkeiten eines Dorfes. Diesem Dorf war die Großstadt auf den Leib gerückt mit toten steinernen Kolonnen ragender Häuser, mit stinkenden Asphaltkesseln und allem Staub und Elend der Fabriken.

Selbstvergessen lag ich in dem Brunnen meiner Hoffnungslosigkeit, um mich tiefe Finsternis, da fiel plötzlich ein Tierlein, nicht größer als ein Stecknadelknopf auf meine weiße Schürze mitten in einen wabernden Sonnenfleck. Das war ein Geschöpfchen mit stahlblauen Aederchen und weißen Pünktchen im durch und durch grün strahlenden Leib. Zwei Wunderwerke von Flügelchen waren auf ihm festgemacht aus Zartestem gewoben, das keinen Namen hat und gestützt von fein-feinem zuckenden Nervenwerk. Diesen mühsamen Staat trug das Tierlein säuberlich gefaltet und konnte sich nur von Höhen und Berglein mit ihm abschweben lassen. So kroch das hochzeitliche Staatskerlchen durch die Prärie meiner blendenden weißen Schürze. Der Dowlas meiner Schürze war wirklich eine furchtbare Ebene. Aufwärts standen haarscharfe Stacheln, nirgends konnte ein hauchdünnes Beinchen fest aufgesetzt werden; überall drohten die Pallisaden der Leinenfäden den wassertropfenfeinen grünen Leib aufzuschlitzen. Und nirgends, nirgends eine Rettung abzusehen! — Da ging mir in einem glücklichen Lachen die Relativität allen Leidens auf.

Ein anderesmal schleppte ich mich durch die Mühlenstraße in Berlin. Das Elend dieses trostlosen Ostens nimmt einem fast den Atem, besonders wenn man mitten darin steckt. Da sah ich in einem Fenster eine Kaktuspflanze stehen mit — o Wunder — einer erschlossenen Blüte! Rot leuchtend wie ein dürstender Mund mit einem Goldfluß gelbsamtener Staubfäden am Grunde; heiß und lachend stand die fremde Blüte, nichts hatte ihre Schönheit betastet; sie blühte so hoffnungslos und so vornehm naiv. Und die Wüste stand plötzlich in flimmerndem Sonnenlicht vor mir und die unerhörten weiten Wunder, die es in der Welt gibt. O, nein — das Leben ist keine trostlose Enge, ist nicht die Mühlenstraße!

So stand im letzten Jahr etwas Feines und Großes in meinem Leben, von dem ich gar nicht wußte, was es war.

Morgens weckte mich, wie so viele andere die Peitsche der Tagesfron. Hals über Kopf stürmt das jeden Tag auf einen ein und macht sich so aufdringlich breit, als gäbe es gar nichts weiter als Sorgen um den nichtigsten Blödsinn. Da stand an meinem Wege aber immer etwas, das mich heiter und unabhängig machte: Etwas Freies und Ungekränktes, groß und voll ruhiger Kraft. O, es gibt nicht viele solcher Dinge in der Welt.

Nun weiß ich deutlich, was es war und wie es war. Ein Baum war es. Ein Jahrhundert alter Lindenbaum. Langsam und voll Sonnenhunger hatte er sich gestreckt und war ein königliches Wesen geworden in seinem reinen kraftvollen Sinn. Im Frühling blühte er, daß alle jungen Herzen vor Beklemmung still standen. Wie viel Süßes und Jubelndes mag er geweckt haben bei all den jungen Dienstmägdlein und den Hausburschen, denen er auch am Wege stand. Kinder faßten ihn um wie einen Bruder und haschten sich um ihn herum. Honig tröpfelte er, daß die Pflastersteine in weitem Umkreis dunkler gefärbt erschienen. Allezeit streckte er seine Riesenarme zum Himmel ohne Wissen von Haß und Qual. Und heute früh war er gefällt.

Er gehörte irgendeinem. Was brauchte der zu fragen, ob er einen Frevel beging an etwas, das

Jahrzehnte braucht zum Wachsen, das in der kleinlichen Nervosität unserer Tage gar nicht mehr groß wird. Wer läßt denn einen Baum noch ungestört wachsen? Wenn das Holz genug einzubringen verspricht, ist es zum Schlagen reif und fingerdünnes Gestrüpp tritt an die Stelle der Bäume des Waldes. Der alte königliche Baum sollte weg, weil der Wert des Bodens nun genug gestiegen war. Jetzt errichtete man an Stelle der Hütte in seinem Schatten eine Mietskaserne.

Ach, es ist gar nicht daran zu denken, daß man Achtung vor ihm haben sollte.

Er genierte.

Die Straßenbahn machte ohnehin schon einen kleinen Bogen um ihn herum, und das Trottoir war durch ihn beengt.

Aber alle erwiesen ihm gern diese Reverenz; sie wichen gern dem prachtvollen Riesen aus, der Bienengesumm und Vogellärm und Wolken von Duft brachte in die steinernen toten Massen. Im Menschenwesen reckt sich ja auch so etwas nach der Sonne, so ein unstillbarer Hunger nach der Süßigkeit der Natur, solch ein Anbeten des unberührt Großen. Wie vielen mag er wie mir an der staubigen Straße ihres armen Daseins gestanden haben, Schatten und Duft spendend ihren mühseligen Tagen.

Das was stärkt, was uns dem Leben zurückgibt, muß nichts zu tun haben mit menschlichen Quälereien. Solch ein freigewachsener Baum ist ein Schatz, ein Heilmittel. Mühsam und beladen zieht man an ihm vorbei und ohne die Augen zu erheben, weiß man, daß er da ist — ein Urechter und Großer, ein kraftvolles Zeichen, daß es noch viel mehr gibt als tägliche menschliche Bedrängnis. So arm ist die Großstadt an solchen Zeichen. Tausenden ist mit ihm etwas Unersetzliches genommen; Tausenden, die nie das Haupt erheben dürfen, die sich mit allen Kräften wehren müssen, um nicht langsam zu versinken in Sorge und grauer Trostlosigkeit.

Wer aber hat einem Besitzer dreinzureden, wenn er einen Baum fällen lassen will?

Die Macht der Technik

Fliegereindrücke

Von Oberleutnant Hell, Augsburg

Glasig liegt der Morgen in welken Farben am Horizont. Ein unbeschriebnes Blatt, hinter dem Blatt um Blatt lauert nach Geschehnis und Ueberraschung.

Die beiden Augenpaare des Flugzeugführers und seines Beobachters gleiten vom Horizont zum Hochbogen des Himmels, prüfen Rauchsäulen, wie sie sich biegen und zerfasern, sie gleiten über Motor und Tragflächen, Hände und Augen suchen und tasten. Leise klingend zittern die Spanndrähte.

Alles scheint fest und sicher.

Noch einen kurzen Blick in den jungen Morgen: „Fertig, wir fahren!"

So bequem es eben möglich, paßt man sich in die Sitze.

Der Propeller wird angeworfen. Hämmernd und ratternd blasen seine Nüstern Rauchschwaden, Staub und Gras nach rückwärts. Noch wird der Apparat zu beiden Seiten gehalten, sein schlanker Leib fibriert und ganz leis sirrt ein silbernes Klingen der Drähte durch das Wildwetter der Kolbenschläge.

Langsam steigt die Tourenzahl, ein ruhiges Armwinken, die haltenden Hände geben frei, die Maschine rollt.

Wie ängstlich trippelnde Füße sehen die Räder aus, wie zu kurz geratene Beinchen, die einen gewaltigen Körper nach vorwärts stürmen lassen möchten. Die schwere Körperlast selbst aber scheint zu gleiten, ruhig und eben, denn jeder Stoß wird von den Gummizügen des Fahrgestells förmlich aufgefangt.

Leise biegt das Höhensteuer am Ende des Apparates die blanke Stirne nach aufwärts gegen die Luft und ebenso leis steigt die Spitze nun an, bis das Höhensteuer wieder flach sich gelagert; die Erde sinkt langsam in rätselhafte Tiefen, schärfer brandet die Luft entgegen, in wilder Gleichmäßigkeit tobt der Motor.

Wie man aushorcht nach diesem Toben, wenn man ein falsches Schlagen zu hören meint!

Dieser Rhythmus der Zündungen, dessen leisestes Schwanken in den Ohren nachfibriert, wird zum Rhythmus starken Sicherheitsgefühles, ruhvoller Zuversicht.

In 50 Meter Höhe quert der Apparat über Baumwipfel hinweg. Luftkreise und unwirsche Wolkenkobolde stoßen rundgebogne Hörner gegen die Tragflächen, die äußern Enden wippen, die Sitze aber schwanken kaum merklich.

Jetzt ist der Stoß glücklich gefangen mit den kleinen Flügelchen am obern Tragdeck. Im Gleichgewicht jagt das Fahrzeug weiter, schraubt sich langsam zur Höhe und rundet über dem Platz in weitem Kreis.

Nun biegt es ab west-nordwest, zum Fernflug.

Gleichmäßig können sich nun die Füße gegen das Seitensteuer legen, die Richtung ist gewonnen, und der 10 Meter Rückenwind wird uns nicht stören, sondern schiebt mit trotziger Stirne nach.

Der Höhenmesser leckt mit leise zitternder Zunge nach immer höheren Zahlen: 800, 900, 1000 Meter über dem Boden, und nun gleitet der Apparat eben über dem Boden weiter.

Eine Viertelstunde ist verflogen, und jetzt endlich beginnt man zu genießen.

Merkwürdig, mit jedem Hunderter Höhe ist das Gefühl der Sicherheit gewachsen. Es ist, als ob alles darauf zielte, immer höher zu locken. Wohl böt es auch hier oben von Zeit zu Zeit, daß ein welliges Gleiten von einem Seitenende zum andern geht, aber die Höhe gibt Sicherheit und Ruhe. All die Höhenschwankungen können ja nur nahe über der Erde entscheidend gefährlich werden. Man gleitet in Lufttäler und in wenigen Augenblicken wechselt die Höhe um 100 Meter; aber was tut das? Noch bleibt ein federndes Polster von 900 Meter unter den Tragflächen und aufgleitend steigt der Apparat ebenso rasch wieder über 1000 Meter empor. Und gerade jeder eilige Weg hinab zur Tiefe ist Kraftzuwachs, der im Apparat sich speichert.

Andererseits mildert sich alles Schreckhafte auf der Erde dort oben zu Nichtigkeiten. In leisen, weichen Wellen wiegen die Baumwipfel, als wären es tragwillige Flächen; kein Stamm, kein Astwerk plaudert von brutaler Höhe und kläglichem Sturz.

Bergkuppen sinken hinab ins platte Land, als ließe sich über sie weghuschen wie über Grasbuckel und luftige Ameisenbauten.

Zahm, nachsichtig, jung und liebesfähig schaut das Gesicht der Erde empor. Man meint, ihre Augen könnten nur lachen in ewigem Jugendglauben. Und so wahr ist, was dies Gesicht verspricht dort unten, so wahr und so falsch wie das, was die unschuldigen Züge eines jungen Weibes ausplaudern, das nicht Abgründe ahnen läßt, Trübseligkeit und lauernde Klippen: Lüge ist es, aber schöne, lebensprühende Lüge. —

Nun taucht aus müden Nebelgespinnsten eine größere Stadt, leblos und steinern. Es muß Augsburg sein.

Man vergleicht Karte und Uhr: 60 Kilometer in einer halben Stunde.

Noch glänzt kein Dach, kein Fenster im Sonnenglast.

Von allen Seiten kriechen die Straßen und Wege wie endlose, blinde Schlangen in das Häusermeer und verschwinden fast spurlos darin. Man hat gar nicht das Gefühl, als gingen sie ja auch vom Stadtinnern hinaus ins Weite, sondern es ist, als bezöge sich alles nur auf die gierigen Dächer dieser steinernen Kröte.

Alles läuft ihnen zu; mühselige, kleine Häuser kriechen den rüstigeren Gefährten nach; alles will noch anfühlen, antasten und unterkriechen. Da und dort nur sieht man mühsam und aussichtslos einen Koloß nachkeuchen, eine Fabrik, ein Gut mag es sein; ermattet bleiben sie liegen.

Noch regt kein Lebewesen seine Kräfte dort unten.

Trostlose Rauchfäden scheinen in die Kamine hinabzufließen, alles sucht Unterschlupf, will schlafen, abdrängen von Luft und Ferne und keimendem Licht, nur hier oben sirrt der Rhythmus der Kraft.

Nun rückt wohl rechts hinter uns langsam Sonne und Erwachen herauf und streckt vergebliche Fühler nach uns aus. Von den Tragflächen verhängt, spielt der junge Tag das Schauspiel des Werdens wie hinter einem Vorhang und nur mit den Gedanken lassen sich unwirkliche Bilder holen von dort, wo Farben lauern, gleißendes Licht und die Töne des Tages.

Hier oben drängt alles nach vorwärts, entgegen der zornigen Luft: Herr will ich sein über dich! Beug den Nacken und trage!

Doch langsam scheint die Erde unter uns wegzugleiten. Ein Schnellzug links unten kriecht noch langsamer, fast schneckenhaft.

Man glaubt es sich selbst kaum, daß man mit rasender Eile — wenigstens nennen die Menschen es so — dahinjagt, denn von oben gesehen schrumpft alles zusammen, wird zwerghaft und eng gedrängt.

Die Donau taucht schmalspurig auf, halb glänzend und ziellos.

Und nun sieht wie ein kluges, ernstes Gesicht die Geißlinger Steige zu uns empor. Hier sind noch Konturen und Höhenmerkmale, scharf und trotzig. Der Wald scheint zerstückt und anbrandend an Hänge und Steilwände.

Der Apparat beginnt zu schaukeln.

Starke Böen schieben hastige Rücken einseitig unter die Flächen.

Mühsam nur läßt sich durch anziehen und losgeben der schwibbenden Flügelchen Gegendruck auslösen und die Balance auspendeln.

In leichter Kurve biegt der Führer darum nach rechts ab, wo tiefer und flacher der Wald sich lagert. Ohne Hast geschieht es, aber mit klarer Klugheit.

Einen seltsamen Reiz hat dies Spiel zwischen dem Kinderzorn der Natur und wägender Vorsicht.

Dem wirklichen Flieger, dem Künstler, dem geborenen Aviatiker bringt dies böige Schwanken kein Angstgefühl; er kennt die Gefahr wohl, aber sie gibt ihm nur Sporn, ruft nach Findigkeit und Abwehr.

Jedes unerwartete Aufsprühen von Naturlaunen wird ihm zum rascheilenden Problem.

Kraftzuwachs und lächelnde Sicherheit für neue Kapricen wird jede übersegelte Klippe. Und wird es zu toll, dann sucht er ruhigere Pfade.

Er kennt die Zeichen, wo Schwierigkeiten und Fährnisse lauern, und bleiben sie aus, wo er sie vermutet, so ist's fast Enttäuschung, die sich ihm auslöst, ihn ärgert, daß die Natur ihm Leichtigkeit schenkt, wo er für Schwereres sich gerüstet.

Jetzt gleißt es fernab wie aus erschrockenen Augen.

Stuttgart fängt in flachen, blanken Scheiben das aufflammende Sonnensprühen und gibt es versteint als harte, starre, tote Glanzaugen dem Weltall zurück. Kalt, fast häßlich ist dieser Glanz, der auf dem kranken Grau der dunstigen Stadt wie auf erblindeten Augäpfeln sich lagert.

Hier muß sichs entscheiden, ob gelandet wird, um neues Benzin zu nehmen; das Schauglas zeigt zwar spärliche Menge an, aber der Wind ist günstig und so läßt sichs wagen.

Links vorwärts taucht hinter Waldteppichen Pforzheim auf.

Die Uhr zeigt fast sieben.

Jetzt muß sich's doch endlich auch dort unten regen!

Aber zu fern ab in der Seite liegt die Stadt und so decken bläuliche Schatten zu, was auftauchen will ins Licht.

Und doch ist es anders als zuvor.

Es scheint nicht mehr, als kröche der Rauch hinab in die schlanken Kamine, sondern als stiege er auf, mühselig aber drängend, mit der Sonne zur Kraft werdend.

Weit fern eine Dunstdecke. Das muß Karlsruhe sein. Fast übermütig steigt ein Kraftgefühl auf.

Ein Blick zum Benzin und schon däumpft sich die Freude zurück. Stetig sinkt es in der Röhre hinab, nun steht es nur noch daumenbreit über dem unteren Rand.

Ortschaft um Ortschaft rückt an; reichlich 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit läßt sich errechnen.

Es wird noch eben reichen!

Wie von einem Magneten angezogen, geht der Blick immer wieder zurück zum Glas. Tiefer sinkt das Benzin; dünn nur noch ragt es in den Glashals hinein — aber schon liegt Karlsruhe zur Linken.

Rechts vorwärts zeigt sich ein mißfarbiger Fleck, trüb und schlickig, aber weiße Flaggen wiegen sich winzig dort unten als Ziel.

Und das müssen Leute sein, was sich so flimmrig bewegt, ohne vom Fleck zu rücken.

Nun plötzlich ist alles über, unter und neben uns wie ausgeschaltet, nur an den häßlichen Fleck dort unten, an die weißen Flaggen klammert sich das Auge; man sieht förmlich den Luftweg.

Die Maschine wird nach abwärts gekippt und in sausendem Flug und langsamem Bogen geht es hinab.

Da setzt der Motor aus.

Das spärliche Benzin muß sich in den Kopf des Behälters gedrängt haben, der schräg nach abwärts sich neigt.

Da gibt es nur eins: noch stärker kippen, daß dem Apparat aus dem rasenden Fall die Kraft wächst zum letzten Anstieg vor der Landung.

1300 Meter geht es hinab.

100 Meter über der Erde, 50, 40 Meter — da richtet der Apparat sich auf, nun rast er fast wagrecht dahin, das Benzin läuft wieder zurück zum Abfluß und knatternd springt der Motor an.

Ein kurzes Wippen noch, da langen die Räder und Kufen nach dem Boden, ein anheimelndes Stoßen und Auffedern.

Langsam rollt die Maschine. Die Zündung wird abgestellt, und lautlos steht der Vogel. Nur in unsern Knieen fibriert noch der Motortakt und in den Ohren saust's noch vom steilen Abstieg.

Autorenspiegel

Eugen Fischer

Am 1. Jan. 1892 in Weilheim a. d. T. in Württemberg geboren, habe ich mich bis zum 21. Jahr nach Berlin gelebt.

Aeußerlich gings mir immer ganz gut. Meine Eltern sind sehr liebe Leute, und mit meinen Geschwistern vertrug ich mich oder schlug ich mich je nach der vorherrschenden Stimmung.

Zu meinem größten Mißvergnügen kam ich mit 6 Jahren in die Schule. Ich war ein wildes eigenwilliges Blut. Die Straße war mir viel lieber. Und über den Bach vor unserem Hause ging nur die Brücke. Darüber hinaus gabs nichts mehr.

Einige Monate hielt ich die Schule aus. Dann tat ich, was andere später tun, ich ging Knall und Fall davon, denn ich erhielt Nachhilfestunden — und das paßte mir schon garnicht mehr. Alle suchten mich erfolglos. Ich saß unterdessen vergnügt in einer Ruine der Nachbarschaft, träumte in den blauen Himmel und verzehrte je nach Bedarf meine gestohlenen Rüben. Daneben her las ich Cooper-Lederstrumpf. Und auf diese Lektüre führte mein Vater meine Unbotmäßigkeit zurück. Nach zwei Tagen erschien ich wieder — und erhielt meine Prügel. Dies Erlebnis beeinflußte meine ganze Jugend, denn seither hasse ich geradezu fanatisch alles, was irgendwie eine Freiheit im Leben zu unterdrücken scheint. Daß einmal ein großer — Lump aus mir werde, wurde mir von sämtlichen Lehrern höchst liebenswürdig versichert.

Dann kam ich nach Stuttgart in die Lehre. Und in einer Kunsthandlung öffnete sich mir die Welt. Hier wurde mir Gelegenheit geboten, allerlei Dinge kennen zu lernen, die bestimmend für mein inneres Leben wurden. Was ich aufnehmen konnte, verschlang ich. Mein Lesetrieb war schon immer groß. Hier aber wurde er unheimlich. Es war ein Glück, daß mein Hunger von vernünftigen Leuten mit guten Büchern gestillt wurde. Auch von Kunst bekam ich einen Begriff. Seither plage ich mich damit, einen Einblick in die Kunsthistorik zu erhalten.

Hier wurde auch die Sehnsucht geweckt, selbst etwas zu schaffen. Und diese Sehnsucht reitet mich heute schlimmer denn je. Maler wollte ich werden, aber da erhoben sich überall Widerstände. Doch zu irgend etwas tauge ich. Und an einer Stelle muß ich es packen und gestalten können, denn ich habe einen unbändigen Glauben an das Leben.

Wegweiser der Lese

Mehr Melodie!

Ein Beitrag zur Volkslektüre

Dichter und Volk — unter Volk die breiten Volksmassen gemeint, — es ist bis ins letzte Jahrzehnt ein trauriges Kapitel gewesen. Der Dichter hat in der Neuzeit viel zu wenig Beziehung zur Volksmasse. Das Übel wurzelt in erster Linie darin, daß der Zeitgeist von heute ungleich mehr als früher dem Materiellen zugewandt ist, daß unser Leben, bedingt durch den Riesenaufschwung gerade technischer Kultur viel realer und lastiger geworden ist, und daß in dem gesteigerten Daseinskampf die Werktagsarbeit des Proletariers ihm vielfach nicht mehr Zeit und Kraft zu geistiger Kultur läßt.

Anderseits aber hat sich die Dichtung der Neuzeit selbst den breiten Volksmassen entfremdet, dadurch, daß sie dafür zu „ästhetisch" ist. Frühere Zeiten schöpften ihre dichterischen Stoffe aus dem elementaren Volksleben und -gefühl, aus all dem, was in den jeweiligen Zeitläuften Hirn und Herz des ganzen Volkes erfüllte, und diese Dichtung drang — abgesehen davon, daß sie auch quantitativ im Verhältnis zum geistigen Bedürfnis stand — wieder ins Volk zurück.

Die neuzeitliche „literarische" Dichtung mag gehaltvoller, tiefer sein und künstlerisch ungleich höher stehen, aber sie ist von Literaten, wenn auch von Guten geschaffen und nicht aus dem Volk herausgeboren worden. Man darf wohl tausend gute neuzeitliche Bücher betrachten, bis man zwei oder drei darunter findet, die wirklich zum „Volksbuch" geschaffen sind.

Woran es liegt: Das neue Buch, die neue Dichtung arbeitet wie die neue Musik zu viel mit Harmonien. Um deutlicher zu sein: Aus aller Musik bleibt für den Durchschnittslaien nur die Melodie zurück, die nachhaltigen Eindruck auf ihn macht, die er versteht, die ihm sogar in der Erinnerung bleibt. Die Harmonien, sie mögen noch so prächtig sein, entschwinden dem ungeschulten und unempfänglichen Ohr, ja sie verwirren sogar und lassen auf die Dauer unbefriedigt, sie sind zu „hoch".

Der Musiker hat daran vielleicht unvergleichlich mehr Genuß als an der Melodie; denn die Harmonie gibt ihm Feinheiten zu kosten und beschäftigt sein geschultes, verständiges Ohr ununterbrochen, er vergißt darüber oft die Melodie. Das „Volk" aber dürstet danach. — Die Harmonie ist ihm mehr Zugabe.

So kommt es, daß alle Melodie, gute und schlechte ins Volk dringt: Volkslieder, Opern- und Operettenmelodien, schöne und schlechte Tanzweisen, es wird alles gierig aufgenommen. Für den Konzertsaal aber, für die „ernste" Musik, für die Harmonie reift die Volksmasse noch langsamer als für das Theater.

In der Dichtung treffen wir dieselbe Erscheinung. Auch hier will das Volk Melodie in erster Linie, und Melodie ist hier Handlung, Geschehen.

Diese „Melodie" in der Literatur finden wir — für den Gebildeten ins Unerträgliche gesteigert — in all unsern Schauer-Räuber-Detektiv-Indianerbüchern, kurz in dem, was man so gemeinhin als Schundliteratur bezeichnet. —

Zahlen beweisen uns, daß diese Art Literatur leider ein großes Stück der sogenannten Volksliteratur geworden ist.

Ich bin nun nicht „unentwegt" genug, den Schaden dieser Schundliteratur — soweit sie sich von Schweinerei ferne hält — in so hohem Maß einzuschätzen, als es vielfach geschieht. Man sieht hier etwas zu schwarz. Von einem Bildungswert kann natürlich keine Rede sein.

Aber könnte denn nicht aus der Erkenntnis heraus, daß ein Volksbuch, daß Volkslektüre Handlung, Spannung haben muß, mehr Melodie, ein Weg gefunden werden vom Volk zur Dichtung und umgekehrt?

Unsere Dichter sollten sich einmal wieder daran erinnern, daß man auch ein gutes spannendes Buch schreiben kann und daß das „Volk", also die Käufer, die Richter, die Genießer ihres Werkes nicht bloß in einer Schicht von literarisch oder „allgemein Gebildeten" zu suchen ist, sondern daß auch die breiten Proletariermassen zum Volk gehören und daß dieser weitaus größte Teil des Volkes eben eine Kost verlangt, die seiner seelischen und intellektuellen Eigenart gerecht wird.

Freilich, — gute Lektüre kann nie so massive Attaken auf Massengefühle und Instinkte unternehmen als der Schauerroman.

Aber ich glaube, es wäre nicht unmöglich, Volksbücher zu schaffen, die weniger komplizierte Gefühle, Ausnahmenaturen und schwierige Seelenanalysen als Stoff haben, als vielmehr frische lebendige Handlung, Ereignisse, Geschichten von wirklichen Menschen und Dingen und nicht bloß von ihren Gefühlen und Seelenzuständen. — Davon wäre aber nicht nur dem Volk der „Ungebildeten" in literaricis geholfen, auch wir „Gebildete", Literaten und literarisch Interessierte, die Freude am natürlichen und nicht durchsnobten Schrifttum haben, würden eine Renaissance begrüßen, die wieder dem Buch, der Dichtung ihren ursprünglichen Charakter, Handlung und Geschehen, kurz die Melodie im Kunstwerk wieder gibt.

J. Kreis.

Der Verein für Volksbildung in Mainz

gibt soeben seinen neuen Jahresbericht heraus, der verdeutlicht, was im zweiten Vereinsjahr für reiche Arbeit geleistet worden ist. Trotzdem nicht alle erwarteten größeren Zuwendungen seitens der leistungsfähigen Firmen einkamen, konnte durch Entgegenkommen der Bürgermeisterei das vollständige Arbeitsprogramm durchgeführt werden. Als Neueinrichtungen sind zu erwähnen die Begründung einer Volksbücherei und einer Kinderlesehalle, die beide sehr eifrig benützt werden. Es fanden zahlreiche Museumsführungen statt; auch Einzelvorträge wurden gehalten, denen geschichtliche, literarische, heimatkundliche und volkswirtschaftliche Themen zu Grunde lagen. Ferner wurde ein medizinischer Kurs über Kinderkrankheiten und Kinderpflege gehalten, der infolge starken Andranges wiederholt werden mußte. Die Zahl der Volksvorstellungen im Stadttheater betrug 7. — Ferner veranstaltete der Verein eine zehn Tage währende Weihnachtsschau guter Bücher und künstlerischen Heimschmucks. — Alles in allem also ein gutes Stück Arbeit, dem man seinen Beifall nicht versagen kann. Im laufenden Vereinsjahr soll auch eine Lesehalle für die schulentlassene Jugend eingerichtet werden, auch will der Verein Jugendspaziergänge einführen.

Könnte es bei uns nicht auch so sein?

Otto Funcke erzählt: „Es war eine der schönsten Entdeckungen, die ich in Norwegen machte, daß sogar sehr viele Bauern in ihren sonst so einfachen Wohnungen zwei herrliche Dinge besaßen, nämlich ein Harmonium und eine kleine, meist sehr gediegene Bibliothek. Jetzt verstand ich, wie diese Leute, die doch den lieben langen Winter in ihren so einsam gelegenen Wohnungen, fast von allem und jedem Weltverkehr abgeschnitten sind, — ich verstand, wie sie zum großen Teil so etwas Innerliches, Gebildetes und fast Vornehmes hatten. Die Hausbibliothek war ihr geistiger Brotschrank." Hugo Oswald.

Zum Liederflugblatt

„O Täler weit, o Höhen", das wir in der letzten Nummer brachten, schreibt uns der Verlag Breitkopf & Härtel in Leipzig: Die von uns herausgegebenen Flugblätter sind noch im Handel. Die Größe eines jeden Blattes ist 34 : 57 cm, der Preis 10 Pfennig. Ferner veröffentlichten wir von den Flugblättern eine Liebhaberausgabe, auf Chinapapier gedruckt und auf Kupferpapier aufgezogen zum Preis von zwei Mark pro Blatt. Von beiden Ausgaben sind je 50 Blätter erschienen. Die gewöhnliche Ausgabe kann auch in einer hübsch ausgestatteten Sammelmappe zu einem Gesamtpreis von fünf Mark bezogen werden. — Wir benutzen diese Gelegenheit, auch auf andere Kunstblätter hinzuweisen, die bei Breitkopf & Härtel zu billigen Preisen erschienen sind. Besonders Hans Thoma ist da reichhaltig vertreten. Eine reichhaltige Übersicht bietet

Katalog VIII, der auch die einzelnen Zeichnungen in verkleinerter Wiedergabe enthält und wohl in jeder Buchhandlung erhältlich ist.

Gedenktafel

Am 28. Juni 1712 wurde in Genf Jean Jaques Rousseau geboren.

Am 29. Juni 1798 wurde in Breslau der Romanschriftsteller Heinrich Häring (Willibald Alexis) geboren. Er schrieb eine Reihe groß angelegter vaterländischer Romane.

Am 1. Juli 1742 starb der Satiriker Georg Christoph Lichtenberg, einer der kraftvollsten Aphorismen-Dichter. Von ihm stammt der schöne Spruch: Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?

Am 1. Juli 1879 starb der schweizerische Dichter Heinrich Leuthold in der Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich. Seine Gedichte zeichnen sich durch große Formgewandheit aus und unerhörten Reichtum des Klangs und der Vokalführung. Seine Lyrik bedeutet einen Fortschritt der rhythmischen Entwicklung.

Am 4. Juli 1888 starb in Hademarschen der Dichter Theodor Storm, ein feiner Lyriker und Novellenschreiber. Daß er auch einen gesunden Humor besaß, bezeugt das nachstehende Inserat, das er einst zur Herbstzeit in die Zeitung setzen ließ:

> Die verehrlichen Jungen, welche heuer
> meine Äpfel und Birnen zu stehlen gedenken,
> ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
> womöglich insoweit sich zu beschränken,
> daß sie daneben auf den Beeten
> mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Am 4. Juli 1910 starb in Mailand der italienische Astronom Giovanni Virginio Schiaparelli, besonders bekannt durch seine Marsbeobachtungen.

Lesepost

Zum zweiten Halbjahr. In diesem schweren Jahre der Besitzsteuer und Wehrabgaben, da viele Geschäftsbetriebe stockender vorangehen und auch viele Private an Sparen denken, nur eine Bitte zum neuen Halbjahr der Lese: treu bleiben und nicht durch Abfall unsere Bestrebungen schädigen! Es wäre Verrat an einer guten Sache! Unser Blatt ist so billig, die Zugehörigkeit zur Lese so lohnend, daß auch der in bescheidenen Verhältnissen Lebende den kleinen Beitrag aufbringen kann. Wir versprechen dafür, trotz der schweren Zeitlage nicht nachzulassen in Darbietung des Guten und wollen immer Besseres leisten. Wer uns jetzt verläßt, hat unsere Aufgaben nie verstanden und war nur Mitläufer; wer unsere Sendung verstanden hat, wird jetzt erst recht für uns eintreten, wie es das Zugehörigkeitsgefühl zur großen Lesegemeinde verlangt. Wir bitten besonders in der Sommerzeit, da man in anderen Gegenden mit anderen Menschen zusammenkommt, für uns zu wirken und darin nicht zu ermüden.

Bücherspende. Vielfachen Anregungen folgend, bitten wir, uns Bücher, die man nicht mehr verwenden kann, zuzusenden. Es ruhen in vielen Schränken Werke, die man zwar einmal gelesen hat, die dann aber aus irgend einem Grunde erledigt sind. Andrerseits gibt es immer Bildungseifrige, die aus solchen Büchern noch etwas gewinnen können. Besonders häufig laufen auch Bitten von deutschen Bibliotheken aus dem Ausland ein. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß wir bemüht sein werden, solche Bücher an die richtige Stelle weiterzugeben.

Wir erhalten folgendes Schreiben: Der Artikel von J. Kreis und die darauf bezügliche Fußnote der Redaktion in Nr. 22 der Lese veranlassen mich zu folgender Mitteilung:

Der Gedanke, Vorlesestunden in dem von der Redaktion der Lese angedeuteten Sinne an den Schulen einzuführen, ist, soweit die Volksschulen in Betracht kommen, in München bereits verwirklicht. An den hiesigen Volksschulen bestehen solche Vorlesestunden schon seit Einführung des neuen Lehrplanes, welcher bestimmt: „Außer den gehaltvollsten Stücken des Lehrbuches können unter Benützung einer billigen Volksausgabe auch größere Dichtungen ganz oder teilweise gelesen werden." — „In den Oberklassen sollen zuweilen auch literarisch wertvolle Stücke vorgelesen werden, die nicht im Lesebuch enthalten sind. Diese Stücke werden für jedes Schuljahr einheitlich durch die K. Lokalschulkommission bestimmt." Die letzte Anordnung bezieht sich nur auf die Behandlung von Dramen, die dem Besuch besonderer Schülervorstellungen vorausgehen muß. Die Auswahl anderer Dichterwerke zum Vorlesen ist den Lehrkräften überlassen. Allerdings ist eine Vorlesestunde hiefür nicht obligatorisch eingeführt.

Besondere Vorlesestunden für die Volksschüler zu veranstalten wurde im Lauf der letzten Jahre wiederholt versucht. Gemeinsame Bemühungen der Oberlehrervereinigung, des Jugendschriften-Ausschusses und des Hoftheaterdramaturgen Dr. Wolf hatten endlich den Erfolg, daß mit Beginn des kommenden Schuljahres an sämtlichen Münchner Volksschulen solche Vortragsstunden abgehalten werden können; als Vortragende wurden Hofschauspieler gewonnen. Die Schulbehörde hat die Veranstaltung genehmigt — unter der Bedingung, daß der Stadt keine Kosten erwachsen dürfen.

Ähnliche Vorträge hat der Südbayer. Volksbildungsverband versuchsweise im vergangenen Jahre für Fortbildungsschüler an freien Nachmittagen veranstaltet. In Zukunft sollen regelmäßige Vorlesestunden an Unterrichtsnachmittagen stattfinden; die Schulbehörde hat auch finanzielle Mittel dafür in Aussicht gestellt.

M. Schadenfroh.

Wir begrüßen diese Nachricht und bemerken dazu, daß unser Aufsatz schon älter ist und daß obige Neuerung erst seit etwa einem Vierteljahr eingeführt ist. Hoffen wir, daß die Lehrer ein wirklich freies Vortragen walten lassen, ohne in den Fehler einer schulmäßig unterrichtlichen Ausnützung zu verfallen.

Die Schriftleitung.

An unsere Leser: Herr Carl Diesel, Stetzsch-Kemnitz, Dresdner Straße 5/II bittet um gefl. Übersendung von Notizen, Zeitungsausschnitten und Berichten, die Werke des Schriftstellers Friedrich Thieme, Weimar, behandeln.

C. S. W. Ihre Gedichte sind Auseinandersetzungen mit sich selbst, die für Sie fruchtbar sein mögen, infolge der epigonalen Form aber für die Allgemeinheit unfruchtbar sind.

E. D. in Bürbach: Wir haben, wie Sie schrieben, „die Türen zum ewigen Verschwinden geöffnet".

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Wie es im Volke dichtet. — Autorenspiegel. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

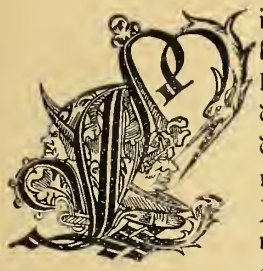
Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 27 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum neuen Halbjahr!



Liebe Freunde, diese Bitte
haben wir zum neuen Halbjahr:
bleibet treu in unsrer Mitte,
daß am ernsten schönen Werke,
das uns gegenseitig stärke,
wir gemeinsam weiterbauen!
In der Wirrnis dieser Zeiten
wollen ruhig wir und fest
einen sichern Bau bereiten,
der uns glücklich werden läßt.
Im bewegten Weltgetriebe
wollen wir mit Kraft und Liebe
suchen, was das Herz bewegt
und uns sicher vorwärts trägt.
Nicht dem Aeußeren verloren,
nicht dem Lauten zugeschworen,
für des innern Wesens Reifen
wollen wir die Welt begreifen.
Dazu helft uns, alte Meister,
darin stärkt uns, neue Geister,
dafür wirket, treue Freunde
unserer Lese-Weltgemeinde!

Von Literaturzeitungen

Von Arthur Schopenhauer

Gegen die gewissenlose Tintenkleckserei unserer Zeit und gegen die demnach immer höher steigende Sündflut unnützer und schlechter Bücher sollten die Literaturzeitungen der Damm sein, indem solche, unbestechbar, gerecht und strenge urteilend, jedes Machwerk eines Unberufenen, jede Schreiberei, mittels welcher der leere Kopf dem leeren Beutel zu Hilfe kommen will, folglich wohl neun Zehntel aller Bücher, schonungslos geißelten und dadurch pflichtgemäß dem Schreibekitzel und der Prellerei entgegenarbeiteten, statt solche dadurch zu befördern, daß ihre niederträchtige Toleranz im Bunde steht mit Autor und Verleger, um dem Publiko Zeit und Geld zu rauben. In der Regel sind die Schriftsteller Professoren oder Literaten, die, bei niedrigen Gehalten und schlechten Honoraren, aus Geldbedürfnis schreiben: da nun ihr Zweck ein gemeinsamer ist, so haben sie ein gemeinschaftliches Interesse, halten zusammen, unterstützen einander wechselseitig, und jeder redet dem andern das Wort: hieraus entspringen alle die lobenden Berichte über schlechte Bücher, welche den Inhalt der Literaturzeitungen ausmachen, deren Motto daher sein sollte: „Leben und leben lassen!" (Und das Publikum ist so einfältig, lieber das Neue, als das Gute zu lesen.) Ist, oder war, etwa eine unter ihnen, welche sich rühmen kann, nie die nichtswürdigste Schreiberei gelobt, nie das Vortreffliche getadelt oder herabgesetzt, oder verschmitzterweise, um die Blicke davon abzulenken, es als unbedeutend behandelt zu haben? ist eine, welche stets die Auswahl des Anzuzeigenden gewissenhaft nach der Wichtigkeit der Bücher, und nicht nach Gevatterrekommandationen, kollegialischen Rücksichten, oder gar Verlegerschmiergeld, getroffen hat? Sieht nicht jeder, der kein Neuling ist, sobald er ein Buch stark gelobt oder sehr getadelt findet, fast mechanisch sogleich zurück nach der Verlegerfirma? Bestände hingegen eine Literaturzeitung, wie die oben verlangte, so würde jedem schlechten Schriftsteller, jedem geistlosen Kompilator, jedem Abschreiber aus fremden Büchern, jedem hohlen, unfähigen, anstellungshungrigen Philosophaster, jedem verblasenen, eiteln Poetaster, die Aussicht auf den Pranger, an welchem sein Machwerk nun bald und unfehlbar zu stehn hätte, die juckenden Schreibefinger lähmen, zum wahren Heil der Literatur, als in welcher das Schlechte nicht etwa bloß unnütz, sondern positiv verderblich ist. Nun aber sind die allermeisten Bücher schlecht und hätten sollen ungeschrieben bleiben: folglich sollte das Lob so selten sein, wie es jetzt, unter dem Einfluß persönlicher Rücksichten und der Maxime: „Suche Verbindungen und lobe, damit man dich wieder lobt," der Tadel ist. Es ist durchaus falsch, die Toleranz, welche man gegen stumpfe, hirnlose Menschen, in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, notwendig haben muß, auch auf die Literatur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge, und hier das Schlechte herabzusetzen, ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut; überhaupt ist in der Literatur die Höflichkeit, als welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element, weil sie verlangt, daß man das Schlechte gut heißt und dadurch den Zwecken der Wissenschaft, wie der Kunst, gerade entgegenarbeitet. Freilich könnte eine Literaturzeitung, wie ich sie will, nur von Leuten geschrieben werden, in

welchen unbestechbare Redlichkeit mit seltenen Kenntnissen und noch seltener Urteilskraft vereint wäre: demnach könnte ganz Deutschland allerhöchstens und kaum eine solche Literaturzeitung zustande bringen, die dann aber dastehn würde als gerechter Areopag, und zu der jedes Mitglied von den sämtlichen andern gewählt sein müßte; statt daß jetzt die Literaturzeitungen von Universitätsgilden, oder Literatencliquen, im stillen vielleicht gar von Buchhändlern, zum Nutzen des Buchhandels, betrieben werden und, in der Regel, einige Koalitionen schlechter Köpfe zum Nichtaufkommen des Guten enthalten.

Die Brüder vom guten Vollmondsgesicht

Legende von Charles de Coster

Einführung des Uebersetzers

Charles de Coster (1827—79), bisher nur in seiner belgischen Heimat als großer Dichter geschätzt, hat sich erst, als die Verdeutschung seines Hauptwerkes „Tyll Ulenspiegel" (geschrieben 1867) erschien, in Deutschland einen posthumen Ruhm erworben und eine späte Auferstehung gefeiert. Jungdeutsche Dichter wie Stefan Zweig, Eberhard König, Hermann Hesse haben sein Werk enthusiastisch gepriesen; und die Tagesblätter vom „Vorwärts" bis zur „Deutschen Tageszeitung" sind mit seltener Einmütigkeit in diesen Applaus eingefallen — ein Zeichen, daß der Dichter allen Schichten und Ständen unseres Volkes etwas zu sagen hatte.

Unter diesen Umständen lag es nahe, dem deutschen Publikum auch den Rest seines Schaffens in geeigneter Auswahl vorzulegen, voran die „Flämischen Legenden" (Legendes Flamandes, 1858), die dem „Ulenspiegel" um neun Jahre vorausgingen, und in denen de Coster seinen großen Roman präludierte, insbesondere in „Smetse der Schmied", wo bereits der ganze Haß des belgischen Volksmannes gegen das kirchliche und weltliche Joch der spanischen Fremdherrschaft auflodert, deren Bekämpfung den Gegenstand seines „Ulenspiegel" bildet. Ebenso findet man die im „Ulenspiegel" nur kurz skizzierte Bruderschaft vom guten Vollmondsgesicht und die Entstehung des Festes der Bognerinnen in der vorliegenden Novelle ausführlich dargestellt. Wer jenes Hauptwerk liebgewonnen hat, der wird auch gern zu diesen kleinen Erzählungen greifen, und die gewissermaßen seine Vorstufe bilden — freilich nicht im Sinne tastenden und skizzenhaften Versuchens; denn diese schlichten Legenden sind in ihrer Art ebenso ausgerundet und fertig, ja in ihrer Knappheit geschlossener als die große, ins Unendliche sich ergießende Dichtung von Ulenspiegels heroischen, lustigen und ruhmreichen Abenteuern. Sie zeigen die gleiche vertiefte Kenntnis des historischen Milieus, den gleichen virtuosen Auftrag der Lokalfarbe, und was noch wichtiger ist, das gleiche innere Erfassen des moralischen Dunstkreises der geschilderten Zeitausschnitte. „De Coster", sagt Emile Deschanel in seinem Vorwort zur ersten Ausgabe der „Flämischen Legenden", „hat das Mittelalter so dargestellt, wie es ist: rauh, roh, melancholisch, hinterlistig und kindlich. Er hat seinen Figuren nicht eine Anschauung, nicht einen Instinkt, nicht ein Gefühl gegeben, das nicht zu ihnen paßte. Er ist in ihr innerstes Leben eingedrungen, hat sie geliebt, verstanden und richtig dargestellt, und darin liegt der Reiz und die Originalität seines Werkes".

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Die Legende

I. Von der kläglichen Stimme, so Pieter Gans in seinem Garten vernahm, und von der Flamme, so über den Rasen lief.

Derweil in Brabant der gute Herzog regierte, saßen zu Uccle in der Herberge zur Trompete die Brüder vom guten Vollmondsgesicht, also wohl benamst, denn ein jeglicher hatte ein lustig Gesicht, das zum Beweis seines Wohllebens zum mindesten mit einem Doppelkinn geschmückt war. So war es bei den Jungen, die Alten hatten deren mehr.

Und solchermaßen ward ihre Bruderschaft gestiftet. Da Pieter Gans, der Wirt, besagter Trompete, sich eines Abends entkleidete, um sich zur Ruhe zu legen, vernahm er in seinem Garten eine gar klägliche Stimme, die heulte: „Die Zunge verdorret mir; letze, letze mich, ich sterbe vor schlimmem Durst."

Erstlich vermeinte er, daß es ein Zecher sei, und legte sich friedlich zu Bette, ob es gleich immer im Garten schrie: „Letze, letze mich, ich sterbe vor schlimmem Durst," und dieses so erbärmlich, daß er wider Willen aufstand und ans Fenster trat, um zu sehen, welcher Art der Dürstende, der so laut schrie, sei.

Da sah er eine lange, helle Flamme von hoher, seltsamer Form, so über den Rasen lief; und er gedachte, es möchte wohl eine arme Seele aus dem Fegfeuer sein, so der Gebete benötigte. Darum so sprach er mehr denn hundert Litaneien; aber umsonst, denn immer hörte er schreien: „Letze, letze mich! Ich sterbe vor schlimmem Durst."

Beim Hahnenschrei vernahm er nichts mehr und sah mit großer Freude, daß die Flamme erloschen war.

Da nun der Tag gekommen war, ging er zur Kirche und erzählte allda dem Pfarrer, was sich zugetragen, ließ eine schöne Messe für die Ruhe der armen Seele lesen und gab dem Priester einen Goldpeter, auf daß er deren noch mehrere lese. Und so kam er getröstet nach Hause.

Doch in der folgenden Nacht jammerte die Stimme abermals so kläglich wie ein Mensch, welcher nicht

sterben kann. Und dasselbige während mehrerer Nächte. Und Pieter Gans ward sehr trübsinnig.

Wer ihn vormals gesehen, kupferrot, mit wackerem Bäuchlein und lustiger Miene, wie er gern die Frühmette mit Flaschen und die Vesper mit Kannen hielt, der hätte ihn sonder Zweifel nimmer erkannt. Denn er war so welk, dürr, mager und von so kläglichem Aussehen, daß die Hunde ihn anbellten, wenn sie ihn erblickten, wie sie es bei den Bettlern tun, so einen Bettelsack tragen.

II. Wie Jan Blaeskaek dem Pieter Gans guten Rat erteilte, um ihn zu stärken, und wie Knauserei übel gestrafet wird.

Dieweil er so hinsiechte und die Zeit in Melancholei und Trübsinn verbrachte und ganz allein in einem Winkel wie ein Aussätziger saß, kam Meister Jan Blaeskaek von ohngefähr in die Herberge, ein schlauer Kumpan und rechter Schalk.

Da er Pieter Gans erblickte, welcher ihn ganz wirr und erschrocken anschaute und wie ein Greis mit dem Kopfe wackelte, trat er auf ihn zu und schüttelte ihn. „Hollah," sprach er, „wach auf, Geselle; es gefällt mir nicht, dich wie eine Leiche zu sehn."

„Ach," antwortete Pieter Gans," „ich bin nichts besseres mehr, Gevatter."

„Und von wannen," so fragte Blaeskaek, „kam dir diese schwarze Melancholei?"

Da erwiderte Pieter Gans: „Komm mit an einen Ort, da niemand uns hören kann, so will ich dir das Abenteuer offenbaren."

Also tat er. Doch da Blaeskaek ihn wohl verstanden hatte, sprach er: „Das ist mit nichten eine Christenseele, sondern des Teufels Stimme; dem muß man den Willen tun. Gehe also in deinen Keller und hole also eine gute Pipe Würzbier, und darnach rolle sie in deinen Garten bis an die Stelle, da die helle Flamme gebrannt hat."

„So werde ich tun," sprach Pieter Gans. Aber um die Vesperstunde bedachte er, daß Würzbier gar zu köstlich sei, um es Teufeln zu geben, und er trug an die Stelle, wo die Flamme gebrannt hatte, ein großes Becken klarsten Wassers.

Um Mitternacht hörte Pieter Gans eine Stimme, so noch kläglicher war, heulen: „Letze, letze mich, ich sterbe vor schlimmem Durste."

Und er sah die helle Flamme wie rasend auf dem Wasser des Beckens tanzen, welches allsogleich mit großem Getöse zerbarst, und solches in so erschröcklicher Weise, daß die Stücke wider die Fenster des Hauses prallten.

Da begann Pieter vor Furcht zu schwitzen und zu weinen und sagte: „Es ist um mich geschehen, guter Gott, es ist um mich geschehen! Warum befolgte ich nicht den Rat des weisen Blaeskaek, denn er ist ein Mann von gutem Rat, von fürtrefflichem Rat. Herr Teufel, der Ihr Durst habt, bringt mich nicht diese Nacht ums Leben; morgen sollet Ihr gutes Würzbier trinken, Herr Teufel. Ha, es ist wohlberühmt im ganzen Lande, denn es ist Würzbier des Königs und des guten Teufels, welcher Ihr gewißlich seid."

Dessen ungeachtet heulte die Stimme unablässig: „Letze, letze mich!"

„Wehe, wehe, habet nur ein wenig Geduld, Herr Teufel, morgen sollet Ihr mein fürtrefflich Würzbier trinken. Es hat mich viele Goldpeterlein gekostet und ich werde euch eine volle Pipe davon bringen. Nun sehet Ihr wohl, daß Ihr mich diese Nacht nicht erdrosseln dürfet, sondern erst morgen, so ich mein Wort nicht halte. Und also greinte er bis zum Hahnenschrei. Da er den hörte und merkte, daß er nicht tot war, sprach er fröhlich sein Morgengebet.

Am frühen Morgen ging er selbsteigen in den Keller, die Pipe Würzbier zu holen, rollte sie auf den Rasen und sprach: „Da ist zu trinken, vom Frischen und vom Besten. Ich bin kein Knauser, so habet denn Erbarmen mit mir, Herr Teufel."

III. Von den Liedlein, Stimmen, Miauen und Geräuschen verliebter Küsse, so Pieter Gans und Blaeskaek im Garten vernahmen, und von der artigen Weise, wie Meister Vollmondsgesicht auf der steinernen Pipe saß.

Um die dritte Stunde stellte sich Blaeskaek ein und fragte, was geschehen sei. Aber da er von dannen gehen wollte, hielt Pieter Gans ihn zurück und sprach zu ihm: „Da ich das Geheimnis vor meinem Gesinde verborgen habe, befürchtend, daß sie es dem Pfarrer hinterbringen möchten, so bin ich gleichsam allein im Haus. Gehe also nicht so bald von dannen, denn es möchte sich hier etwas Uebles zutragen und alsdann wäre es gut, ein Herz im Leibe zu haben. Allein hätte ich es nicht, aber zu zweit haben wir es im Ueberfluß. Auch geziemt es sich, daß wir uns kriegerisch bewaffnen. Und anstatt zu schlafen, wollen wir zechen und fröhlich trinken."

„Aber vom Alten, so Ihr auf mich hören wollt," sagte Blaeskaek.

Um Mitternacht, da die beiden Kumpane in einem niedrigen Gemache saßen und mit aufgeknöpften Bäuchen, wenn auch nicht ohne Furcht, zechten, vernahmen sie wiederum die nämliche Stimme. Doch sie war nicht mehr kläglich, sondern fröhlich. Sie sang Liedlein in ganz fremder Mundart, und man vernahm so holden Sang, gleichwie von Engeln, so im Paradies (mit Verlaub zu sagen) zuviel Ambrosia getrunken hätten. Auch hörte man himmlische Frauenstimmen, Tigerlaute, Seufzer, Geräusch von Umarmungen und verliebten Küssen.

„Hoho!" rief Pieter Ganz, „was ist das? Süßer Jesus! das sind gewißlich Teufel. Sie werden mir die Pipe bis auf den Grund leeren. Mein Würzbier wird ihnen fürtrefflich dünken, und sie werden abermals davon trinken wollen und jede Nacht lauter schreien: „Letze, letze mich!" Und ich werde zu

Grunde gerichtet, wehe, wehe! Wohlan, Gevatter Blaeskaek," und so sprechend zog er seinen Knyf, was, wie ihr wisset, ein starkes, wohlgewetztes Messer ist, „wohlan, wir müssen die mit Gewalt vertreiben, aber ich habe nicht das Herz dazu."

„Ich gehe," erwiderte Blaeskaek," aber nicht sogleich, erst beim Hahnenschrei. Es heißt, daß die Teufel alsdann nicht beißen."

Ehe die helle Sonne aufging, krähte der Hahn. Und er krähte diesen Morgen so kriegerisch, daß man seine Stimme für eine helle Trompete gehalten hätte.

Da die zechenden Teufel die Trompete vernahmen, machten sie ihren Reden und Sängen plötzlich ein Ende.

Pieter Gans und Blaeskaek waren des gar froh und eilten spornstreichs in den Garten.

Pieter Gans wollte seine Pipe Würzbier holen; aber er sah sie zu Stein verwandelt, und oben drauf saß, wie auf einem Hengste splitternackt eine Art von Knäblein, ein gar niedlich und allerliebst Büblein, mit Weinlaub lustig bekränzt und mit Trauben, so über seine Ohren hingen. Und hielt in der Rechten einen Stab mit einem Tannzapfen obendran und rings umwunden mit Trauben und Weinreben. Und das Büblein, ob es gleich von Stein war, deuchte einem lebendig, ein so gutes Vollmondsgesicht hatte es.

Gans und Blaeskaek erschraken gewaltig beim Anblick dieses Knäbleins und besorgten ein Malefiz des Teufels und Strafe vom Pfarrer und schwuren, niemand ein Sterbenswort zu sagen, und setzten die Gestalt, so nicht gar hoch war, in einen dunkeln Keller, allwo es nichts zu schlürfen gab.

IV. Wie die beiden Wackeren gen Brüssel ziehen, der Hauptstadt von Brabant, und von den Sitten und Hantierung von Josse Kartuypels, dem Koch.

Nachdem sie solches getan, zogen sie selbander gen Brüssel, allda einen alten Mann zu befragen, der seines Zeichens ein Koch war. Freilich ein Sudelkoch, aber bei dem gemeinen Volke wohl gelitten ob eines Frikassees von Kaninchen, das mit seltenen Kräutlein gewürzt war und nicht viel kostete. Die Frommen hielten dafür, daß er mit dem Teufel Umgang pflege, dieweil er mit seinen Kräutern Mensch und Vieh wunderbarlich heilte. Er hielt auch Bier feil, welches er von Blaeskaek kaufte. Und er war häßlich anzusehn, gichtisch, kropfig, welk, gelb wie eine Quitte und runzlig wie ein alter Apfel.

Er wohnte in einem verdächtigen Hause, da wo jetzo die Bierbrauerei von Klas Van Volxem steht. Da nun Gans und Blaeskaek zu ihm kamen, fanden sie ihn in der Küche, allwo er seine Kaninchenfrikassees bereitete. Wie nun der Koch Gans so erbärmlich und tiefsinnig sah, frug er ihn, ob er etwelches Gebresten habe, wovon er geheilt sein wolle.

„Er braucht," sprach Blaeskaek, „von keinem anderen Gebresten geheilt zu werden, denn von der schlimmen Furcht, die ihn seit einer Woche so höllisch peinigt."

Und erzählte ihm die Geschichte von dem kleinen Pausbäckigen. „Herr Gott," sprach Josse Kartuypels, „diesen Teufel kenn ich wohl und werde Euch sein Konterfei weisen." Damit führte er sie nach oben in seine Wohnung in ein kleines Gemach und zeigte ihnen auf einem hübschen Bild besagtes Knäblein, wie es mit artigen Weiblein und lustigen Gesellen mit Bocksfüßen ein Gelage hielt. „Und wie heißt dieses fröhliche Knäblein?" sprach Blaeskaek.

„Bacchus, vermeine ich," sprach Josse Kartuypels. „Vorzeiten war ein Gott, aber seit der huldreichen Ankunft unseres Herren Jesu Christi (hier bekreuzten sich alle drei) verlor er jegliche Gewalt und Göttlichkeit. Er ward ein guter Kumpan und insonderheit der Erfinder von Wein, Bier und Würzbier. Mag sein, daß er derhalben nicht in der Hölle, sondern nur im Fegfeuer ist. Dort hat ihn sonder Zweifel der Durst geplagt, und mit himmlischer Erlaubnis hat er auf Erden hinabsteigen dürfen, ein einziges, armseliges Mal, nicht mehr, und da hat er das klägliche Liedlein gesungen, so Ihr in Eurem Garten vernahmet. Doch mich deucht, daß es ihm nicht verwilliget worden, seinen Durst in den Ländern, da Wein getrunken wird, zu wehklagen, sondern nur, wo es Bier gibt, und also ist er zu Meister Gans gekommen, denn er wußte gar wohl, daß er dort das Beste fände."

„Wahrlich, wahrlich, Freund Kartuypels," sagte Gans, „das Beste im ganzen Herzogtum, und davon hat er eine ganze Pipe in den Schlund gegossen, ohne mir die kleinste Münze in Gold oder Silber, ja selbst in Kupfer zu zahlen. Solches ist nicht das Betragen eines ehrlichen Teufels."

„Ha," sprach Kartuypels," Ihr irret gewaltig und wisset nicht, was zu Eurem Besten ist. Aber so Ihr auf mich hören wollet, werdet Ihr von besagtem Bacchus offenbaren Nutzen ziehen, denn er ist der Gott der lustigen Zecher und wackeren Wirte und will Euren Vorteil, so glaube ich."

„Wohlan, was müssen wir jetzo tun?" fragte Blaeskaek.

„Ich habe sagen hören, daß dieser Teufel das Sonnenlicht närrisch liebt. Nehmet ihn darum fürerst aus dem finstern Keller und stellet ihn an einen Ort, wo das Tageslicht leuchtet, will sagen auf eine hohe Truhe in dem Saal, wo Eure Gäste sind."

„Süßer Jesus!" rief Pieter Gans aus, „also zu tun wäre Götzendienst!"

„Mit nichten," sprach der Koch; „ich meine nur, wann er dorten stehet, wo ich gesagt habe, und den Duft der Krüge und Flaschen wittert und fröhliche Reden höret, so wird er sich weidlich ergötzen. Und so schaffet Ihr den armen christlich Gestorbenen Erleichterung."

„Aber wenn nun der Pfarrer von diesem Steinbild erfährt, das dergestalt insgemein sonder Scham gezeiget wird?"

„Er kann Euch nicht der Sünde zeihen, denn Unschuld verbirgt sich nicht. Ihr müsset diesen Bacchus Euren Verwandten und Freunden öffentlich zeigen und sagen, Ihr hättet ihn von ohngefähr in der Erde in einem Winkel Eures Gartens gefunden. So wird er als Altertum erscheinen, welches er auch wirklich ist. Gebet aber sorglich Acht, daß Ihr vor Jedermann seinen Namen vergesset. Nennet ihn scherzweise den Herrn vom Vollmondsgesicht und stiftet ihm zu Ehren eine lustige Brüderschaft." „So werden wir tun," sprachen Pieter Gaus und Blaeskaek aus einem Munde. Und sie gingen von dannen, nicht ohne dem Koch zwei schöne Sous für seine Mühe gelassen zu haben.

Er wollte sie zurückhalten, um ihnen von seinem himmlischen Kaninchen-Frikassee vorzusetzen, aber Pieter Gaus blieb taub und sprach bei sich selber, daß es des Teufels Küche wäre, so jeglichem Christenmagen ungesund sei. Gingen also ihres Weges und begaben sich nach Uccle.

V. Von langer Zwiesprach und großer Bestürzung des Pieter Gaus und Blaeskaek wegen der Statue des pausbäckigen Teufels. Zu Uccle gehen sie auseinander, nachdem sie einen Beschluß gefaßt haben.

Unter Weges sprach Gaus zu Blaeskaek: „Sag an, Kumpan, was ist deine Meinung über diesen Koch?"

„Ketzerbrut," gab Blaeskaek zur Antwort, „Heide und Verächter jedweder Tugend und alles Guten. Denn das ist ein hinterlistiger und schlimmer Rat, den er uns gegeben hat."

„Du sagst es, guter Freund, du sagst es. Und ist es nicht auch große Ketzerei, uns zu erzählen, daß dieser Pausback auf seinem Fasse Bier, Wein und Würzbier erfunden habe, wo uns doch alle Sonntage in der Kirche gepredigt wird, daß Sankt Noah durch den Ratschluß unseres Herrn Jesu Christi solches erfunden habe."

„Was mich angeht," sagte Blaeskaek, so habe ich es mehr denn hundert Male gehört."

Da setzten sie sich aufs Gras und verspeisten eine treffliche Genter Wurst, die Ganz in Voraussehung künftigen Hungers mitgenommen hatte.

„Halt an," sprach er, „wir dürfen das Benedicite nicht vergessen, guter Freund. Alsdann werden wir vielleicht nicht verbrannt werden, denn Gott danken wir dieses Fleisch. Möge er geben, daß wir allzeit in seinem heiligen Glauben verbleiben."

„Amen," sprach Blaeskaek, „aber Gevatter, wir müßten mitsammen diese böse Statue zerschlagen."

„Wer keine Schafe zu hüten hat, fürchtet die Wölfe nicht. Du hast gut reden, diesen Teufel zu zerschlagen."

„Es wäre ein gar verdienstlich Werk."

„Aber wenn er dennoch jede Nacht kommt und kläglich heult: „Letze, letze mich," und wenn er im Zorn wider mich entbrennt und mein Bier und meinen Wein behext und mich arm machet wie Hiob... Nichts da, lieber noch des Koches Rat befolgen."

„Ei, nicht also! Wenn der Pfaff von der Statue erfährt und uns alle zwei vor seinen Tribunal lädt und uns als Ketzer und Götzendiener verbrennen läßt?..."

„Ach," sprach Gaus," der liebe Gott und der böse Teufel werden sich auf unserm armen Leibe bekämpfen. Wir sind zunichte gemacht, oh weh, oh weh!"

„Wohlan," sagte Blaeskaek," laß uns gerades Weges zu den guten Patres gehen und ihnen ohne Lug erzählen, was sich zugetragen."

„Wehe, wehe, wir werden verbrannt, Gevatter, wir werden gewißlich verbrannt."

„Ich glaube vielmehr, daß es ein Mittel gibt, uns aus solcher Fährnis zu retten."

„Es gibt keines, guter Freund. Wir werden verbrannt, und ich fühle mich allbereits ganz gebraten."

„Ich habe das Mittel gefunden," sagte Blaeskaek.

„Es gibt keines, guter Freund, nicht ein einziges, ohne allein die Gnade der guten Patres. Sehet Ihr keinen kommen, der einen Bettelsack trägt?"

„Keinen."

„So Ihr einen erschauet, müssen wir ihm unsere ganze Wurst geben — haben wir das Gratias gesprochen? — und alles Brot, so wir bei uns haben, und ihn gar ehrfürchtiglich laden, mit ins Haus zu kommen, ein gebraten Lammsviertel zu verspeisen, mit altem Wein wohl befeuchtet. Ich habe dessen nicht viel, aber ich werde ihm gerne alles zu trinken geben. Sehet Ihr keinen kommen?"

„Keinen," sprach Blaeskaek." Aber sperre nunmehr deine Hasenohren auf, ich will dir guten Rat geben, maßen ich dir wohl will, du Kläglicher. Wir müssen den Rat des Koches zur Hälfte befolgen, zur Hälfte, verstehst du? Es wäre frecher Götzendienst, das Steinbild in unserm Speisesaal aufzustellen. "

„Wehe, wehe, zum Teufel; ja, du hast es gesagt."

„Nun, wohlan, laß uns ihn in eine Nische stellen, die wohl verschlossen ist, außer einer Oeffnung oben, auf daß er Odem holen könne. Alldort stellen wir eine gute Kanne Bier auf und bitten Ihn, nicht gar zu viel davon zu trinken. Wird also der Teufel im Speisesaal deiner Herberge stehen, wo er sich gewißlich nicht rühren wird, denn er mag sich an den Liedern der Zecher, am Geklingel der Becher, am Geläut der Flaschen ergötzen."

„Nicht also," sprach Gaus, „nicht also. Wir müssen des Koches Rat folgen, sintemalen er sich besser als wir auf Teufel versteht. Was diesen angeht, so werden wir sorgen, ihn nach unsern armen Mitteln baß zu belustigen. Ohne das glaube ich, daß wir eines Tages verbrannt werden."

Fortsetzung folgt.

Neue Gedichte und Sprüche

Von Richard Dehmel

Deutsches Lied

Mich drängt zu singen,
deutschen Geistes Kraft.
Erde nimmt Himmelsschwingen,
wenn er dich, Volk, aufrafft.

Ueber die Eichenkronen
stürmt er zugvogeldreist
in alle Zonen,
wenns ihn zur Tat hinreißt.

Welten schweben nieder,
wenn er träumen will;
Himmel nimmt Erdgefieder,
heimatstill.

Mag er zu schlafen scheinen,
wenn er ruht:
plötzlich durch all die Seinen
zuckt Morgenglut.

Mit einem Märchenlachen
heller Verwegenheit
hörst du, Volk, ihn erwachen.
O Geist der Herrlichkeit.

Bergarbeiterlied

Wir tragen alle ein Licht durch die Nacht,
unter Tag.
Wir träumen von unerschöpflicher Pracht,
über Tag.
Wir helfen ein Werk tun, ist keins ihm gleich;
Glückauf!
Wir machen das Erdreich zum Himmelreich;
Glückauf!

Einst fiel alles Leben vom Himmel herab,
über Tag.
Wir Bergleute schürfen's aus dem Grab,
unter Tag.
Wir fördern's herauf, das tote Gestein;
Glückauf!
Wir machen's wieder zu Sonnenschein;
Glückauf!

Auf Erden ist immerfort jüngstes Gericht,
unter Tag.
Aus Schutt wird Feuer, wird Wärme, wird Licht,
über Tag.
Wir schlagen aus jeglicher Schlacke noch Glut;
Glückauf!
Wir ruhn erst, wenn Gottes Tagwerk ruht;
Glückauf.

Fliegerschule

Kinderlied

Kommt, wir lernen fliegen!
Woher denn Flügel kriegen?
Von den achtzig Winden.
Wo sind die zu finden?
Ueberm ewigen Eise.
Wer bezahlt die Reise?
Da oben steht ein goldner Stern,
der belohnt die Sieger gern;
holt euch nur die Preise!

Jubiläumsverse

Liliencron

O Detlev, sechzig Jahre,
ward dir Moral geleiert;
jetzt hast du graue Haare,
jetzt wirst du als der wahre
Jugendmusterknabe gefeiert.

Wilhelm Raabe

Es geht eine Sage: Der alte Raabe.
Odhins Vögel klagen auf seinem Grabe:
ach, gäbs doch heute in Deutschlands Gauen
mehr seinesgleichen und weniger Pfauen!

Hebbel

Verzeih mir Hebbel, deines Festes Störung;
ich will die Leute, die sich heut erfrechen,
Dich als den Ihren anzusprechen,
nicht unterbrechen,
nur endlich einmal aufschrein vor Empörung.

Der geduldige Dichter

I

Der Dichter steht am Herd und schürt
und wartet, daß sein Volk sich rührt.
Das Holz liegt da, der Funken auch;
wann springt die Flamme aus dem Rauch?

II

Das Publikum hat gezischt und geklatscht,
die Kritiker haben gequietscht und gequatscht.
Der Dichter lächelt: Das verschallt,
rings rauscht mein immergrüner Wald.

III

Was soll mir euer Lorbeer, Freunde;
an jedem Blatt zupfen hundert Feinde.
Bringt Blumen, edle Früchte, Wein:
die Kunst will sich des Lebens freun.
Den Lorbeer legt mir aufs Totenkissen;
da wird er nicht mehr heruntergerissen.

Seidenfaden

Die Frau des Nagelschmieds Scheurer in Obernkirchen im Kurhessischen trieb einen ziemlich einträglichen Kram- und Trödelhandel. Aber die Alte war habsüchtig und wäre gerne — wenn auch auf unehrliche Weise — zu Reichtum gekommen. Selbst zur Diebin werden, konnte sie nicht gut; sie war zu alt und zu bequem dazu; so stellte sie drei nichtsnutzige junge Männer an, die zusammenstehlen und -rauben mußten, was sie gerade in ihrem Geschäft gut brauchen konnte.

Die drei hießen Funk, Möller und Seidenfaden. Von dem ersteren wissen wir nicht viel. Seidenfaden war der uneheliche Sohn eines hessischen Husaren und damals — um 1825 — etwa dreißig Jahre alt. Er hatte nie viel getaugt. Kaum siebzehnjährig, hatte er seinem Meister, einem Schuhmacher, mehrere Louisd'or entwandt, dafür ein Jahr im Zuchthaus gesessen und dann ein unordentliches Leben als Hausierer, Botengänger und Taglöhner geführt. Wegen Notzuchtversuches, Wilddieberei und kleinerer Vergehen war er späterhin unterschiedliche Male bestraft worden. Seit 1820 war er verheiratet und Vater. — Der Hufschmied Möller hatte ein Schicksal, das dem seinigen nicht unähnlich war. Ebenfalls uneheliches Kind eines hessischen Husaren, war er von seinem Vater verlassen und von seiner Mutter, einer liederlichen Person, so vernachlässigt worden, daß er bereits als Knabe, mit Lumpen bedeckt, sich durchbetteln mußte. Schon im elften und dreizehnten Jahre war er wegen Diebstahl mit Ruten gezüchtigt worden, hatte sich späterhin anwerben lassen, war zweimal desertiert, erhielt dafür strenge Eisenhaft und wurde am Ende schimpflich entlassen. Wie Seidenfaden war auch er wegen Sittlichkeitsverbrechens, Wilddieberei und anderer Verschuldungen öfters bestraft worden.

Polizei und Gerichte waren auf die in der Gegend sich so auffallend mehrenden Diebstähle, und Räubereien aufmerksam geworden. Im Jahre 1826 wurde Funk bei einem nächtlichen Einbruch in der Stadt Sachsenhagen ergriffen. Er entsprang und rettete sich über die hannoversche Grenze; bei einem Nagelschmied fand er Arbeit. Schon nach vierzehn Tagen aber wurde er wieder verhaftet und sollte auf dem Schub durch Gendarmen ins Hessische zurück, nach Obernkirchen gebracht werden. Dem verschlagenen Gauner gelang es jedoch, während des Transportes wieder zu entwischen. Alles Nachsetzen war bei seiner Schnelligkeit und guten Ortskenntnis vergebens.

Er hatte die Dreistigkeit, bei anbrechendem Abend nach Obernkirchen zu kommen und in die Wohnung seiner Mutter zu schleichen. Sie beschwor ihn, augenblicklich fortzulaufen, er sei bei ihr keinen Augenblick sicher, man habe schon nach ihm gefragt. Er suchte schnell noch seine Spießgesellen auf, aber auch Seidenfaden und Möller drangen in ihn, sich so rasch als möglich aus dem Staube zu machen, sonst könne er leicht auch sie ins Unglück bringen.

Funk flüchtete in ein Wäldchen, drei Viertelstunden von Obernkirchen. Zum Schutze gegen die Kälte grub er sich ein Loch in die Erde und brachte in dieser Höhle im Walde neun Tage zu, von Seidenfaden und Möller, die sich vorsichtig zu ihm schlichen, notdürftig mit Nahrung versorgt. Aber er hielt die Ruhe nicht lange aus, in nächtlichen Streifereien suchte er Unterhaltung und Gelegenheit zum Erwerb. Frau Scheurer hörte davon und empfing seine beiden Spießgesellen, als sie sich bei ihr einstellten, um neue Aufträge zu erhalten, mit den lebhaftesten Vorwürfen. Was das sei! Der Funk werde durch seine Schwätzereien und Unbesonnenheiten sie noch alle ins Unglück bringen. Sie erklärte, der Mensch, der sie insgesamt verderben könne, müsse entfernt, müsse unschädlich gemacht werden. Sie versprach demjenigen fünf Taler und ein Maß Branntwein, der den Funk beiseite schaffe. Wenigstens behaupteten das späterhin Seidenfaden und Möller; ob es zutrifft, oder ob die beiden lediglich der eigenen Sicherheit halber den Plan zum Morde faßten, hat sich nicht mit Gewißheit herausgestellt.

Eines Nachts schlichen sie mit Hacken, Spaten, Brot, Speck und Branntwein zu Funk. Als dieser sie fragte, was sie mit dem Spaten und Hacken wollten, erklärten sie ihm, sie seien gekommen, um ihm ein Loch tiefer graben zu helfen, damit es besseren Schutz gewähre. Sogleich machten sie sich ans Werk, hackten, gruben und schaufelten umsichtig, bis sie ermüdet waren. Dann lagerte man sich. Die beiden tranken dem armen ausgehungerten und ausgefrorenen Gesellen so lange zu, bis er müde und trunken ward, sich neben seiner Höhle niederwarf und einschlief. Er sollte nicht wieder aufstehen. Mit der Axt ward er auf den Schädel geschlagen und starb, ohne einen Laut von sich zu geben. Wer die Axt geführt, ob Seidenfaden, ob Möller — ist nie mit Bestimmtheit festgestellt worden. Der Mörder, wer es auch gewesen sei, begrub mit seinem Gefährten das Opfer in dem Loche, das sie nicht umsonst tiefer gegraben hatten. Man warf Erde, dürre Reiser und Rasen auf den Toten und überließ das übrige dem Regen und der Witterung.

Daß Funk, ein steckbrieflich verfolgter Dieb, verschwunden war, fiel niemanden auf. Nur ein paar Leute, die ihm und seinen Gefährten näher gestanden, hatten ihre Gedanken. Etwa ein Jahr nach der Tat ging eines Abends der Steinhauergeselle Keil, der wie sein Freund Möller im Bückeberger Steinbruch gearbeitet, mit diesem nach Hause. Wie sie so in den Wald kamen, äußerte Keil: er möchte doch wohl wissen, wo eigentlich der Kaspar Funk hingekommen sei? Möller, antwortete mit schlauem Gesicht: „Was gibst du dafür, wenn ich dirs sage?"

— Keil antwortete: er gäbe schon einen Taler drum, wenn ihm das einer sagen wollte! — Man wurde handelseinig: Keil, der feierlich Verschwiegenheit angeloben mußte, sollte anderthalb Taler geben und es dann erfahren.

Möller führte ihn abseits in die Tannen. Bei einer erhöhten Stelle machte er Halt: Unter der Erde hier liege, so wahr er selbst hier stünde, der Kaspar. Keil wollte nun auch den Namen des Mörders wissen, aber den nannte Möller nicht, so entschieden auch der Freund beteuerte, er würde nichts verraten.

Natürlich schwatzte Keil. Er machte gegenüber dem ihm bekannten Gendarmen Kalb von Oberndirchen Andeutungen: er wisse schon was vom Funk! Mit leichter Mühe gelang es dann Kalb, das Geheimnis, soweit Keil eingeweiht war, in Erfahrung zu bringen.

Seidenfaden und Möller wurden verhaftet, auch Keil, der anfangs im Verdacht der Mittäterschaft stand. Die Leiche wurde ausgegraben, als die des Funk erkannt; die vordere Hälfte des Schädels fand man zertrümmert.

Auch die Frau Scheuer wurde, ebenso wie ihr Mann, bald darauf verhaftet. Die Untersuchung schleppte sich nun durch drei lange Jahre hin, und am Ende wußten die Richter doch nicht, weder, wer der eigentliche Anstifter zur Tat gewesen war, noch wer den tödlichen Streich geführt hatte.

Am 24. Dezember 1829 fällte das Obergericht zu Rinteln das Urteil. Möller und Seidenfaden sollten durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden, die Scheurer erhielt sechs Jahre Zuchthaus, ihr Mann und Keil wurden freigesprochen.

Die Anwälte beider zum Tode Verurteilten legten Berufung ein. Das Oberappelationsgericht bestätigte, was Möller anlangt, am 9. September 1830 den Spruch des ersten Gerichts. Das von Möller eingereichte Gnadengesuch wurde vom Kurfürsten verworfen, und der Verbrecher im Januar 1831 zu Rinteln hingerichtet.

Möller allein. Gegen Seidenfaden konnte das Urteil nicht vollstreckt werden. Er war entflohen.

Schon in der ersten Nacht seiner Haft war von Seidenfaden ein Fluchtversuch unternommen worden. Man hatte ihn daraufhin in eine Zwangsjacke gesteckt. Bei der ungewöhnlich starken Muskulatur des Gefangenen war es kaum möglich gewesen, ihn hineinzupressen. Die Brustmuskeln erhoben sich beim Atemzug zollhoch über die eisernen Querbügeln, so daß der Gefangene in einen qualvollen Zustand geriet. Nach dem Bericht einer Sachverständigenkommission mußte dann auch der eiserne Panzer beseitigt werden. Eine besonders starke Fesselung ersetzte sie. Aber doch gelang es Seidenfaden in der Nacht vom 13. auf den 14. April seine Ketten zu sprengen; er durchbrach das Eisengitter seines Zellenfensters und entkam dem Kerker.

In Hessen, überhaupt in Deutschland, konnte er nicht bleiben. Wollte er sein Leben retten, mußte er so schnell als möglich über die Grenze. Dennoch schlich er in der Nacht seiner Flucht erst nach Oberndirchen zurück, um Weib und Kinder noch einmal zu sehen. In das Haus wagen durfte er nicht, aber er fand einen, auf den er sich verlassen konnte, und sandte durch ihn der Frau die Botschaft: er wolle Abschied von ihr nehmen, ehe er in die Fremde wandere; wenn es ihm dort gut ginge, würde er sie und die Kinder schon nicht vergessen. Die Frau ließ ihm sagen, sie wolle ihn nicht sehen; er möge, so rasch er könne, sich aus dem Staube machen.

Von früheren Streifereien her kannte Seidenfaden Holland. Dahin wandte er sich. Er bettelte sich durch, ohne unterwegs irgendwo angehalten zu werden. Nach zwölf Tagen voll Not und Angst kam er nach Zwolu in der Nähe des Harlemer Sees. Vor der Stadt lag ein Schiff, das nach Amsterdam wollte. Er hatte keinen Pfennig, um die Ueberfahrt zu bezahlen; aber der Schiffer nahm den starken Mann gern als Ruderknecht an Bord. In Amsterdam wollte Seidenfaden Dienst als Land- oder Seesoldat suchen. Man wies ihn an einen Werber. Trotzdem er keinerlei Legitimationen hatte, wurde er als Hausknecht Wilhelm Wiggers aus Lübeck zum Kriegsdienst für die Kolonie Surinam angenommen. Man brauchte Leute. Er empfing zwei Dukaten Handgeld, man versprach ihm zehn ein drittel Gulden monatlichen Sold und nach zwanzigjährigem Dienst in den Kolonien eine Pension.

Aber es war das Jahr 1830: Infolge der Julirevolution brach der belgisch-holländische Krieg aus. Die für die Kolonien geworbenen Soldaten brauchte man im Kampf gegen die Belgier. Seidenfaden war in Harderwyk als Rekrut einexerziert worden und rückte dann mit den anderen nach Surinam bestimmten Jägern nach Antwerpen. In einem Treffen um den Besitz der Stadt — es war am 20. September: elf Tage, nachdem das Oberappelationsgericht das Todesurteil gegen den Möller bestätigt hatte — gelang es Seidenfaden, mit einem anderen Kameraden in eine schlechtbewachte Batterie des Feindes einzudringen und sechs Kanonen zu vernageln. Er wurde deswegen öffentlich belobt und zum Korporal befördert. Sein Truppenteil nahm darauf die Stadt Hasselt, die vierundzwanzig Stunden lang geplündert wurde. Aber die erste Zeit von der zur Plünderung bestimmten, verwandte Seidenfaden dazu, seinen tödlich verwundeten Sergeant-Major, der hilflos auf dem Felde liegen geblieben war, zu pflegen und in das Hospital zu schaffen. Mit einem Kameraden drang er dann, um Beute zu machen, in ein Haus. Sie fanden es ganz leer, nur ein Kind lag in der Wiege. Kaum hatten sie die Stube verlassen, als ein anderer hinein- und bald darauf mit wütendem Hohngelächter herausstürzte. Aus Ingrimm, weil er nichts gefunden, hatte er das Kind ermordet und auf

das Bajonett gespießt. Seidenfaden versichert, er habe diesen Anblick sein Leben lang nicht überwinden können. Sie stürmten in ein anderes Haus und forderten einer Frau Geld ab. Die öffnete unter Zittern einen Kasten mit vielen Schlössern und reichte ihnen einen versiegelten großen Beutel. Beglückt eilten die Plünderer in die Kaserne zu teilen, und Seidenfaden will dabei an Frau und Kinder gedacht haben, denen er nun etwas schicken könne; als sie aber den Beutel öffneten, fanden sie nur Kupfermünzen darin, und die ganze Beute betrug kaum zwölf Gulden.

*

Der Krieg in Belgien war beendet. Man konnte wieder an die Kolonien denken. Ende 1831 wurde Korporal Wiggers mit einigen hundert Soldaten nach Surinam geschifft.

Sein Glücksstern ging auf.

Eine bedeutende Anzahl der in den Pflanzungen beschäftigten Neger hatten sich empört und waren entlaufen. Seidenfaden wurde mit einer starken Streifwache zu ihrer Verfolgung bestimmt. Er stieß in den Waldungen auf einen Trupp von hundertfünfzig bewaffneten Negern, geführt von einem gefährlichen, den Kolonisten wohlbekannten Schwarzen namens Montag. Nach einem lebhaften Feuergefecht nahmen die Aufständischen Reißaus. Ein wohlgezielter Schuß aus Seidenfadens Flinte streckte Montag verwundet nieder, so daß er eingefangen werden konnte. Zur Belohnung erhielt Seidenfaden eine silberne Nadel und Kette.

Fast zu gleicher Zeit wurde er Ritter eines wirklichen Ordens. Etwa ein Jahr nachdem er sich bei Antwerpen und Hasselt so tapfer erwiesen, wurde ihm vor der Front des Regiments — außer einer metallenen, aus den Kanonen von Hasselt gegossenen und für alle Kriegsteilnehmer bestimmten Medaille — das Ritterkreuz des Wilhelmsorden zweiter Klasse umgehängt, als Anerkennung für seine Zerstörung der feindlichen Batterie. Außerdem beförderte man ihn zum Sergeanten und gab ihm eine Gratifikation von hundertfünfundsiebzig Gulden.

Bei den Truppen wechselte der Garnisonsdienst in Paramaribo mit dem beschwerlichen in den Grenzforts. Im Februar 1832 zog Seidenfaden als Sergeant der 2. Kompagnie aus Paramaribo und wurde Kommandeur von einer der Festungen. Auch auf diesem selbständigen Posten bewährte er sich ausgezeichnet. Abwechselnd lag er nun in Paramaribo und diesem Grenzfort, das er zum letzten Mal im Januar 1835 verließ.

Es wäre besser gewesen, wenn man ihn niemals von dem beschwerlichen Dienst in der Wildnis abgelöst hätte.

Im Februar 1835 hatte er in Paramaribo das Kommando der Wache. Er vernahm, wie die Schildwache vor dem Gewehrposten sich mit einem Matrosen in deutscher Sprache unterhielt. Deutsch konnte man viel in Paramaribo hören, aber die Mundart des Matrosen schien Seidenfaden bekannt. Er glaubte, an der Sprache einen Schaumburger zu erkennen; ja, als er ihn gehen sah, schien es ihm am Schlenkern der Beine, dies müsse ein Rodenberger sein. Er trat auf ihn zu und fragte ihn nach Name und Heimat.

Der Matrose hieß Null und war aus Kreinhagen, eine halbe Stunde von Obernkirchen gebürtig. In Seidenfaden wurden sehnsüchtige Erinnerungen an die Heimat, an die Seinen wach. Ihnen zu schreiben, hatte er ja von Surinam aus nicht wagen dürfen, weil er sich dadurch sicher verraten hätte. Er hoffte, etwas von Frau und Kinder zu hören, und begann Null vorsichtig auszuforschen.

Er warf so hin, daß er in der Gegend auch bekannt sei, da er einmal in der Nähe als Kellner gedient habe. Nach vielen Kreuz- und Querfragen faßte er endlich den Mut, von den Vorfällen in Obernkirchen zu sprechen. Er sagte, er habe seinerzeit von dem Totschlag eines gewissen Funk gehört und wolle gern wissen, wie es mit denen stände, die damals festgenommen worden seien? Der Matrose antwortete, der eine, Möller sei geköpft worden, und der andere, Seidenfaden, entsprungen. Dem Sergeanten schlug das Herz. Er fragte zu rasch: wie es denn Seidenfadens Frau und Kindern erginge? Es möge wohl recht schlecht mit ihnen stehen? Null erwiderte, die Frau werde festgehalten und müsse Zwangsarbeit tun, bis Seidenfaden zurückkehre.

Seidenfaden erschrak. Die ruhige Besonnenheit, die er bis dahin beobachtete, verließ ihn und er wurde immer wärmer und eindringlicher mit seinen Erkundigungen. Ganz besonders forschte er nach dem Schicksal der Kinder.

Da schoß mit einemmal in dem Matrosen ein Verdacht auf, und es fuhr ihm von den Lippen: „Am Ende seid ihr wohl selbst der Seidenfaden!“ — Und damit ging er seiner Wege, ehe der Sergeant geantwortet hatte. Seidenfaden hoffte, daß er von seiner inneren Bestürzung nichts habe merken lassen. Aber entweder hatte er sich doch zu sehr verraten, oder den Matrosen wandelte, aus dem allgemeinen Haß der Seeratten gegen die Landratten, die Lust an, einem von den letzteren etwas anzuhängen.

Es lief bald unter den Matrosen um, daß die Landratten einen Unteroffizier hätten, der Dieb, Straßenräuber und Mörder gewesen sei. Rasch verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Kolonie: der gefeierte Sergeant Wiggers sei ein entsprungener Mörder, der unter falschem Namen sich in die Armee eingeschlichen habe. Sieben Mordtaten sollte er schon begangen und eine Bande von dreihundert Mann um sich geschart haben. In den Schenken und wo man sich sonst begegnete, begann ein allgemeines Sticheln der Matrosen auf die Landsoldaten.

Kinderzeichnungen: Der Ritt durch die Wüste. Siehe Wegweiser.

Drei Monate war das so gegangen, da glaubten die Jäger selbst nicht mehr, mit gutem Gewissen ihren Sergeanten verteidigen und sich für ihn ins Zeug legen zu dürfen. Sie murrten laut und lauter, bis ihre Forderung, daß Wiggers sich rechtfertigen müsse, vor die höheren Offiziere kam.

Sein Hauptmann und sein Oberst wollten Wiggers wohl, er war einer ihrer tüchtigsten Leute, sein Betragen war dauernd musterhaft, seine Leistungen ausgezeichnet gewesen. Aber die Drohung der Jäger, sie würden nicht weiter mit einem gemeinen Straßenräuber zusammen dienen, durften sie sich doch nicht verschließen. Der Oberst ließ Wiggers durch den Regimentsauditeur vernehmen. Der Sergeant leugnete aber hartnäckig, und so hofften seine Vorgesetzten, der Sturm würde sich wieder legen.

Aber Null hatte unter dem Schiffsvolk der angekommenen Kauffahrer einige Landsleute gefunden, die auch aus dem Schaumburgischen waren, die gräßliche Geschichten von Seidenfaden kannten, diesen Bösewicht gesehen hatten — oder sich doch wenigstens einbildeten ihn gesehen zu haben —. Aufs neue entstand Aufregung in der Garnison, und der Regimentskommandeur, der Seidenfaden nach einem der Forts geschickt hatte, um ihn den Leuten aus den Augen zu bringen, mußte ihn wieder nach Paramaribo kommen lassen und vor ein Kriegsgericht stellen.

Hier trat ihm der Matrose Null und dessen Schwager Kinne gegnüber. Es ist sehr wahrscheinlich, daß beide Seidenfaden früher nie mit Augen geschaut, aber jetzt, in steigender Wut gegen ihn, sich einbildeten, ihn vormals gekannt zu haben; jedenfalls erklärten sie vor dem Gericht mit feierlichem Eid: daß der Sergeant nicht Wilhelm Wiggers aus Lübeck sei, sondern der ehemalige Schuhmacher Seidenfaden aus Obernkirchen. Ja, sie beschworen auch dreist, daß das Gerücht auf Wahrheit beruhe, der Verbrecher habe nicht weniger als sieben Mordtaten auf dem Gewissen und sei einer Bande von dreihundert Mann vorgestanden. Kinne beschwor sogar, kein anderer als der Sergeant habe ihm die eigene Schwester umgebracht.

Der Angeschuldigte stellte immer noch alles in Abrede, aber vor dem Eide zweier unbescholtener Zeugen mußten die Offiziere sich beugen. Seidenfaden wurde in gelinden Militärarrest gebracht. Er hätte entfliehen können, er tat es nicht. Und als bei einer neuerlichen Gegenüberstellung Null das Elend der verlassenen Frau und Kinder Seidenfadens in den stärksten Farben ausmalte, da brach sein Mut, und er gestand.

Im August 1835 wurde er als Gefangener nach Holland eingeschifft. Fünf Jahre hatte er in Freiheit mit allen Ehren eines Kriegers verlebt, und nach sechs Wochen erträglicher Haft auf dem Schiffe umschloß ihn auf europäischen Boden wieder das Dunkel des Kerkers.

Im Januar 1836 gelangte an das kurhessische Justizministerium in Kassel eine Benachrichtigung der niederländischen Regierung: daß der dem Vernehmen nach zu Tode verurteilte Johann Heinrich Seidenfaden zu Arnheim in Haft sei und an die hessische Behörde ausgeliefert werden solle. Im Februar traf der Gerichtsdiener Heinemann von

Durchgehendes Pferd.

Obernkirchen mit einem Gendarm in Arnheim ein. Die beiden erkannten in dem Gefangenen den entwichenen Seidenfaden, sie übernahmen ihn, und am 1. März sah ihn das Gefängnis in Rinteln wieder in seinen Mauern.

Unterwegs hatte Seidenfaden keinen Fluchtversuch gemacht. — Im Gefängnis schilderte er mit voller Offenheit seine Schicksale vom Augenblick der Flucht an.

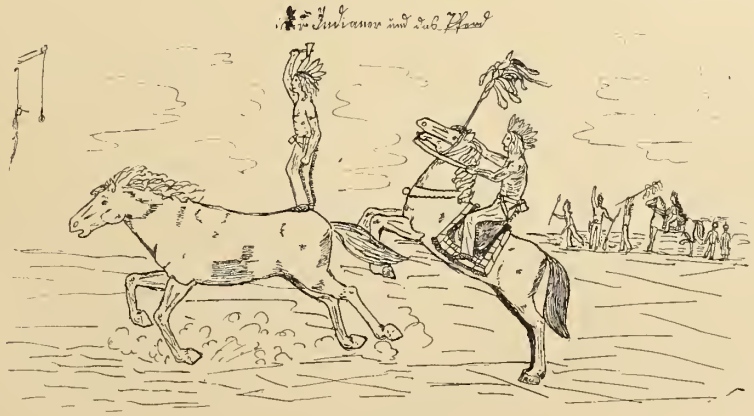
Aber vor den Richtern war Sergeant Wiggers niemand anders als der gemeine Raubmörder, der vor sechs Jahren zum Tode verurteilt worden und dann entsprungen war. Das Gerichtsverfahren hub wieder an, wo es damals aufgehört hatte. Vor seiner Entweichung hatte sein Anwalt eine Beschwerde gegen das Urteil eingereicht, diese nahm man wieder vor und erkannte darüber. Die Schrift des Verteidigers stützte sich darauf, daß durch nichts bewiesen sei, gerade Seidenfaden habe Funk ermordet.

Das Oberappelationsgericht verwarf die Beschwerde. Es bestätigte das Todesurteil. In der Urteilsbegründung wird ausgeführt, daß Seidenfadens gute Führung als holländischer Soldat noch kein Beweis dafür sei, daß er sich auch als Mensch gebessert habe. Darum weigerte sich das Gericht auch, ein Gnadengesuch an den Landesherrn zu unterstützen, die Todesstrafe in lebenslängliche Eisenhaft zu verwandeln.

Man erwartete, daß der Kurfürst von sich aus einen Gnadenakt erließe. Es geschah nicht.

Am 6. Februar 1837, also zehn Jahre nach seiner ersten Verhaftung, wurde Seidenfaden in Rinteln zur Hinrichtung geführt. Er betrat das Schafott mit voller Ruhe, Standhaftigkeit und Ergebung.

Daß er mit zu starker Sehnsucht der Seinen gedachte, brachte ihm den Untergang; daß er jetzt so fest und gelassen dem Tode entgegenging, raubte dem Scharfrichter die Fassung. Er mußte dreimal zuschlagen, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen.



Aus der Jahreszeit

Von der Natur

Aus einer Ode von Klopstock

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch
einmal denkt.
Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begleitung Hauch,
wenn die Flur dich gebiert, wenn dein Odem sanft
in der Jünglinge Seufzer und ins Herz der Mädchen
gießt.
In das schlafende Herz und die Unsterblichkeit
ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen
wert...

Aus den vermischten Gedichten des Idillendichters Salomon Geßner

O wie schön bist du, Natur! In deiner Verzierung, wie schön! Die reinsten Freuden misset der, der nachlässig an deiner Schönheit vorübergeht, dessen Gemüt durch tobende Leidenschaften oder falsche Freuden verderbt, der reinsten Freuden unfähig ist. Selig ist der, dessen Seele durch keine trüben Gedanken verfinstert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheit empfindet; wo andere mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehen, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her; ihm schmückt sich die ganze schöne Natur; alle seine Sinne finden immer muendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußsteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruht; sanfte Entzückungen sprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blume ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüsche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloser Mannigfaltigkeit ihm anbieten — Selig, o selig! wer aus diesen unerschöpflichen Quellen seine unschuldigen Vergnügungen schöpft. —

Heinse an Gleim

Morgens um 5 Uhr, den 26. August 1780 auf dem höchsten Joche des Rigiberges, eines der berühmtesten in der ganzen Schweiz wegen seiner Aussichten.

Hier sitz ich oben in den glänzenden Strahlen der neuen Sonne, die über die Glarnergebirge jugendlich hervorspringt und Jubel und Wonne mir in die Seele leuchtet; erschrecklich tief unter mir, die schroffen und senkrechten Felsen herab, liegt die braune Nacht auf den stillen Seen, wo keine Welle ans Ufer schlägt. Weit und breit über die Erde her ziehen Heere von Nebelwolken, weißgraulicht, chaotisch und unförmlich, wie die tausendköpfige Mutter Nacht in Person, schwanger von unendlichem, unreifem Leben. Darüber blitzen hervor die Schneegipfel von Schweiz und Unterwalden wie ungeheure Brillantblöcke. Und fernerhin schimmern und leuchten und funkeln rosenrote Streifwölkchen am himmelreinen Aether. Jetzt vermischt sich gegen Westen Himmel und Erde und die Welt ist lauter Nebel. Gegen Osten bekämpfen ihn die Strahlen der Sonne und er sinkt und fällt. Die Hügel stehen im Tau und in den Alpen herum weiden die Kühe. Die Erde zeigt ihr holdselig Antlitz und eine Menge freundlicher Seen lächeln um mich herum und Flüsse gehen stolz und strahlend ihren Schlangengang, die Wesen zu erquicken...

Im häuslichen Kreise

Mann und Frau

Von Cäsar Flaischlen

Laß sie sich ereifern, Hannie, laß sie streiten, so lang es ihnen Spaß macht.. wir wollen jede ehrliche Meinung ehren...

wir Zwei für uns aber wollen zusammendenken lernen, nicht immer nur auseinander.. es ist jetzt Zeit dazu.. und so in die Welt sehen:

Es gibt keinen Wesensunterschied zwischen Mann und Frau! nur die Kleider sind verschieden, die sie sich allmählich angewöhnt haben!

es gibt keinen andern Unterschied zwischen ihnen, als den es überhaupt gibt, von Mann zu Mann selbst oder von Frau zu Frau!

Taler ist Taler, ob er Kopf oder Wappen zeigt, und Mensch ist Mensch, und je höher er steht, um so vollgültiger ist er beides: Mann und Frau!

Die Frau kann ganz gleichwertig, was der Mann kann, wenn sie überhaupt was kann. Es gibt auch Männer, die nichts können und leider Gottes viel zu viel!

Es gibt nur ein menschliches, kein an sich weibliches oder an sich männliches Empfinden.. bis eben auf die äußeren Verschiedenheiten, die jahrhundertelange Gewöhnung geschaffen haben und in jedem Einzelleben wieder Kinderstube und eigene Entwicklung!

Letzter Kern.. ist letzter Kern.. und..

Gold ist Gold, zu was es auch verarbeitet sein mag, und Kupfer Kupfer und Blei Blei!

*

Sieh, Liebste, das ist so schön und das dank ich dir im Stillen jeden Tag aufs Neue:

Daß du mir nichts von all den kleinen Demütigungen und Entwürdigungen antust, mit denen so viele Frauen ihren Männern langsam den inneren Stolz zerfasern, den man haben muß vor sich selbst, wenn man nicht bloß Haushaltungsvorstand sein soll...

im besten Glauben, in aller Liebe, aber
mit ihrer ganzen Art zu sein und ins Leben zu sehen, überall auf kleine Augenblicksvorteilchen bedacht und alles nur unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen . .
mit ihrem Hang: wenn es Verdruß gab, die Dinge zu stellen und zu legen, wie sie, wenn man sachlich zusieht, nie gewesen sein können!
mit ihrer Neigung: auch hinter zugezogenster Gardine noch sich selbst alles Mögliche vorzumachen, und was unangenehm, irgendwo in eine Schublade zu schieben und zu glauben, damit sei es erledigt.

Ohne es zu wollen, aber ohne es zu fühlen auch, zerbröckeln sie ihm damit den innern Stolz und mit diesem Stolz auch die stumme heimliche Verehrung, mit der der Mann die Frau umhegt, die er lieb hat..
bis er schließlich wird, wie er nie sein möchte, wie neunundneunzig aber von hundert sind.

Der Mann ist immer Kind in seiner Seele, weit mehr vielleicht als die Frau!
Er darf es nur nie sein!
und darum wurde . . . sein Arm stärker als der der Frau und sein Herz härter und sein Wille rücksichtsloser
und nun
träumt er von der Frau, was er selbst nicht sein darf und vielleicht auch nicht mehr recht sein kann.. denn es verkümmert schließlich, was sich immer und immer zurückhalten und verbergen muß.

O daß die Frau es mehr verstünde, über Zaun und Hecken hinweg in seiner Seele zu lesen
und ihn Kind sein zu lassen ihr gegenüber, wenn er einmal müde ist, Herr zu sein und die Zügel für ein Weilchen aus den Händen geben möchte!
o, daß sie mehr verstünde, mit ihm zu gehen durch die Stimmungen seiner Sehnsucht
und ihnen entgegenzufühlen!
daß sie nicht immer bloß eines wäre: Kind oder Frau oder Mutter, daß sie mehr vermöchte: alles zugleich zu sein!
wie sie selbst von ihm ganz ebenso doch Kind und Mann und Vater haben will und nicht bloß eines!

Er will, was Kind in ihr: die ganze zutrauliche Zärtlichkeit ihrer Seele, ihren Glauben, ihre Fröhlichkeit und Leichtigkeit!
er will, was Weib in ihr: ihre Sehnsucht nach Leben, den Durst ihrer Sinne, ihre Leidenschaft und Eifersucht!
er will, was Mutter in ihr: ihren Stolz, ihre Güte, ihre behütende Sorglichkeit und Treue und Aufopferung!
Er will, sie soll seine Helferin sein bei Allem und im Kampfe mit ihm stehen, aber er will auch sie soll darüber hinaus sein und Hüterin seines Hauses!
er will, sie soll Dienerin sein und zugleich doch wieder Königin!

Aus Cäsar Flaischlens „Jost Seyfried".

Schalkserke

Von den Kleinen für die Großen

Von unseren Nesthäckchen

Heinz besucht seine Urgroßmama. Er schaut sie von allen Seiten an und fragt dann: „Uhrgroßmama, wo wirst du eigentlich aufgezogen?" —
„Sag mal, Mama, ist Papa schon lange bei uns?" —
Klementine war unartig und sollte, nachdem sie bestraft worden, den Vater um Verzeihung bitten. Schluchzend steht sie vor ihm und bringt die Worte hervor: „Vater, ich... verzeihe... dir!" —
Die Mama geht mit dem kleinen Hermann auf dem Arm hin und her. Der Knirps sieht dabei immer in den Spiegel. Die Mutter sagt ihm: „Sieh doch nicht immer in den Spiegel, du siehst ja doch nur ein kleines Aeffchen." „Und eine Affenmama", sagt der Kleine. —
Beim Oberförster sind Zwillinge geboren, zwei Knaben, ein dunkelhaariger und ein blonder. Da nimmt der Vater seinen fünfjährigen Erstgeborenen, der ein großer Hunde- und Katzenfreund ist, an die Hand und sagt: „Komm, ich zeig dir was Schönes, du hast zwei Brüderchen bekommen und nun wollen wir ganz leise hingehen und sie besehen." Paul steht aufmerksam beobachtend vor der Wiege, in der die beiden Brüderchen schlafen und sagt darauf entschlossen zum Vater: „Du Pappi, ich denke, den Schwarzen behalten wir!" —
Man prüft den kleinen dreijährigen Erich auf seinen Farbensinn. Als Besuch da ist, will die Mutter zeigen, was er kann. Sie fragt ihn: „Welche Farbe hat dieses Kleid?" Antwort: „Schwarz." — „Dieser Pelz?" — „Braun." — „Diese Schleife?" — „Rot." — Diese Handschuhe?" sie zeigt auf die weißen Handschuhe des Besuches. Vergnügt sagt Erich: „Schmutzig." —
Großmutter liegt noch zu Bett. Da kommen ganz früh um sieben Uhr die Enkel, fünf und vier Jahre alt, herangetrippelt und begrüßen die Großmama freudigst: „Aha, haben wir dich mal erwischt!"

Im Zoo

Großmutter besucht mit der Enkelin den Zoologischen Garten und fragt beim Verlassen desselben: „Nun, welches Tier mochtest du denn am liebsten?"

Das wohlerzogene Kind antwortet: „Großmama, dir!"—

Hilde, ein recht lebendiges Rheinlandskind, ist im Zoologischen Garten und darf dort mit ihrer kleinen Freundin ein wenig allein herum spazieren. Plötzlich erblickt die Mutter die beiden, prustend, wütend und aufgeregt nach einem Tier spuckend. Die Mutter eilt hinzu und ruft entsetzt: „Kinder, was macht ihr denn da?" Hilde in größter Erregung, fast weinend: „Aber Mutter, du kannst es uns glauben, wir können gewiß nichts dafür, das Lama hat angefangen!"

Kinder im Verkehr mit Potentaten

Eine sehr fromme rheinische Familie war nach Rom gereist und erhielt dort Audienz beim Heiligen Vater, dem damaligen Papste Leo XIII. Um den Segen desselben auch ihrem Töchterlein teilhaftig werden zu lassen, nahmen sie das niedliche vierjährige Kind mit dorthin. Der Papst freute sich sehr an dem süßen Kind und nahm es auf den Schoß. Das kleine Mädel war sehr zutraulich und streichelte dem freundlichen Heiligen Vater die Wangen. Plötzlich wendet es sich aber an seine Mutter und sagt auf gut rheinisch, auf die magern Wangen des Papstes zeigend: „Och, süchens Mutter, janz wie Perjament!"

Was Kinder beten, singen und schreiben

Gerda betet:

„Hab ich Unrecht heut getan,
gehts dich, lieber Gott, nichts an!" —

Brief zum Geburtstag der Großmutter aus der Sommerfrische: „Liebes Größchen! Ich wünsche dir viel Glück und einen Eichhornschwanz, den du an deinen Hut machen kannst. Papa wird wohl zur Feier einen Wagen bestellen und mit dir ausfahren. Weil dein Geburtstag ist, wird er dich gewiß auf den Bock sitzen lassen. Viele Küsse Dein Hans." —

„Ich bin klein, mein Herz ist rein,
soll niemand drin wohnen, als ich allein! Amen."—

Brief von Bernhard: „Liebe Mutter! Wie geht es dir? Wir machen jetzt immer sonne Knalldinger von Papier. Dein lieber Bernhard."

Von Jochen und Fritz

Fritz sagt zu seiner Mama: „Ich werde später nicht heiraten, Mutter, ich habe an dir genug!" —

Jochen findet seine Mutter so schön, daß er meint. „Mutti, du müßtest eigentlich ein Einjähriger sein!"

Jochen klettert im Dunkeln auf die Turnstange. Die Mutter meint, das sei gefährlich. „Ach nein," ruft Jochen, „ich habe mich so an der Stange angeklammert, wie an eine Mutter."—

Jochen wird gebadet und bekommt dabei den Kopf tüchtig eingeseift. „Ach, Mama," meinte er, „eine Laus könntest du mir aber doch lassen!" —

Fritz begegnet einem Offizier, den er kennt, in Zivil. „Sieh mal, Mutti," sagt er, „der zivilisierte Leutnant!"

Religiöses

Dem kleinen K. ist die Allgegenwart Gottes ein unfaßliches Rätsel. Er bespricht sich darüber mit seiner Schwester. Die versichert ihm, es sei wahr, der liebe Gott sei im Wohnzimmer und gleichzeitig auch nebenan im Eßzimmer. „Das kann nicht sein," erwidert K., „entweder du lügst, oder der liebe Gott schielt!" —

Else sagt: „Ich bin katholisch!" Elli: „Wir sind protestantisch!" Betty triumphierend: „Und wir sind musikalisch!"

Schulaufsätze und Schulgeschichten

„Der Hase. Er gehört zu den Nagetieren. Im Winter bekommen wir von ihm das bekannte Wildbret. Außerdem verfertigt man von den Haaren des Pelzes Hüte. Die Hinterbeine sind sehr lang und endigen in Pfoten. Die Unterseiten derselben sind auf der Unterseite behaart, auch kann er wegen dieser Sache sehr schnell laufen. An seinem Kopf sitzen eine stumpfe Schnauze, große braune Augen und sehr lange Ohren, sogenannte Ohrlöffel. Der Pelz ist dick und weich und graubraun gefärbt. Der Schwanz ist kurz und aufgerichtet. Er frißt Kräuter, auch Rinde von Bäumen und im Winter gern Sauerkohl. Seine Feinde sind vor allem Pulver und Blei, dann fast sämtliche Raubtiere und der Uhu, der fast jede Nacht drei junge Hasen seinen Kleinen bringt." —

In der Richterschen Schule in Moabit soll eine Schülerin von Martin Luther erzählen. Sie tut dies folgendermaßen: „Als Luther nun in Worms war, ärgerten ihn die deutschen Fürsten so sehr, daß er von Worms fortlief. Er lief immer weiter und weiter, der Bannbulle hinter ihm her, bis er ans Reichstagsgebäude kam, da blieb er stehn und sagte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Wer weiß von euch, was ein „Ketzer" ist? Alles schweigt. Da streckt Hänschen seinen Finger: „Es ist kein Hund, es ist kein Spatz, es ist der Mann von einer Katz."

Siehe Wegweiser.

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

XII

Da ist mir ein ganz merkwürdiges Buch in die Hand gefallen: „Goethes Vermächtnis“ von Eise Frucht, Delphin-Verlag, München. Eine literarhistorische Arbeit, die den Eindruck gediegener Forschung macht. Ergebnis: Eise Frucht weist nach aus den Tagebüchern Goethes, aus Briefen, aus dem Faust, daß ein Schluß- und Hauptwerk von Goethe noch fehlt, von diesem in seinen letzten Lebensjahren geschrieben und den eigentlichen Schlüssel zum Faust bedeutend, vielleicht sogar sonst noch Poetisches enthaltend. Dieses Werk soll Goethe verborgen haben und zwar in seinem Garten, vielleicht im Gartenhäuschen, vielleicht irgendwo in der Erde. Die Forscherin enthüllt vor unseren erstaunten Blicken ein geheimnisvolles symbolisches Arbeiten des greisen Goethe in seinem Garten. Er hat hier Wege und Pflanzungen und seltsame Anlagen geschaffen, deren Bedeutungen in Faust-Stellen verborgen liegen, und die alle auf das geheimnisvolle Werk hindeuten. Wenn auch vielleicht hie und da manches etwas erzwungen scheint in den Beweispunkten, und wenn sich auch zuerst Verstand und Gefühl gegen diesen ungeheuren Gedanken wehrt, es scheint keine Mystifikation, kein müßiges Spielen, sondern wirklich ein ungelöstes Rätsel, das hier aufgedeckt ist — und man ist gespannt, ob man forschen wird und ob die Forschungen ein Ergebnis haben werden. — Im übrigen hat die Durchsicht der letzten Bücherstöße sehr Verschiedenwertiges ergeben. Wer schützt uns vor der nüchternen Bravheit so vieler Schriftsteller und ihrer Produkte! Da ist ein Roman von 1813 „Deutschland marschiert“ von Kurt Martens, bei Egon Fleischel & Co., Berlin, saftlos und kraftlos; da ist ein Roman „Lebensstudenten“, von Karl Strecker, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung, der menschliche Unfertigkeiten zum Gegenstande hat, unwert dichterischer Behandlung; da ist „Hamtiegel“, eine Geschichte aus den Kolonien, von Helene v. Mühlau, bei Egon Fleischel & Co., Berlin, Gartenlaube mit kolonialer Färbung — aber wir wollen die Linie nach unten nicht weiter verfolgen. — Aufsteigend, vorwärts führt ein wenig der Roman „Zuchtwahl“ von Georg Felix Lippert, bei Egon Fleischel & Co., Berlin, ein Tendenzbuch, in dem sich stellenweise dichterische Kräfte rühren. Verfasser predigt, daß die Million von Frauen, die wir etwa mehr in Deutschland haben, nicht unfruchtbar bleibe, sondern nach dem Gesetz der Zuchtwahl sich Nachkommenschaft sichern und die Volkszahl bereichern solle. — Ompteda hat zwei Novellen „Die Tafelrunde“ und „Reinheit“, bei Fleischel & Co., Berlin, in einem Bande vereint und hat die Grenze zwischen Konventionellem und Dichterischem sich etwas leicht gemacht. — In Hermann Wagners Novellen „Aus der Tiefe“, bei Fleischel & Co., Berlin, steckt ein Poet, der Boheme, Erotik, Kaffeehausliteratur nicht überwunden hat und sich in dieser Scheindichtung noch sehr gefällt. — Ungern ging ich an Erwin Rosens Buch „Der deutsche Lausbub in Amerika“, Verlag Robert Lutz, Stuttgart, aber ich gestehe gern, daß das Buch seinen Wert hat. Ich möchte wünschen, daß immer mehr solcher Bücher bei unserer heranwachsenden Jugend die Indianerschmöker ablösen. Es weht eine gesunde kräftige Luft darin. — Es scheint, daß unsere Leute doch Anregung und Auffrischung von draußen brauchen; der Acker der deutschen Literatur scheint müde. Ich erinnere an Bücher, die wir früher gepflegt haben, die von draußen kamen und neues Leben zeigten, an die nordischen Naturbücher von Bengt Berg, Haukland, Sörensen, an Johannes V. Jensen; an die Kolonialromane und Novellen eines Jürgensen; an den Mexikanischen Minenroman eines Brinkmann —: hier überall liegen Elemente der Befruchtung. Willy Seidel geht diesen Weg; er gestaltet in seinem Novellenbande „Der Garten des Schuchan“, Insel-Verlag, Leipzig, die schlichten Menschen des inneren Afrikas, oder Eskimos. Wo aber bleiben die, die deutschen Acker umgraben und zu neuer Fruchbarkeit bringen? Warum hat keiner der Vielen, die jetzt 1813 romanhaft schildern, von da aus Perspektiven nach heute gezogen, sei es in einem ernsten Spiegelbilde für die Enkel, sei es in einer Satire? Gerhart Hauptmann hat in seinem „Festspiel in deutschen Reimen“, S. Fischer, Berlin, das er für die Jahrhundertfeier in Breslau gedichtet hat, wenigstens einen Versuch in dieser Richtung gemacht. Aber er hat es nicht mutig gepackt — oder hat er den vorsichtigsten Ausweg gesucht, da man in unserer Zeit ja doch nicht politisch dichten kann? Er hat eine Art Welttheaterchen entrollt, auf dem Napoleon und Blücher, Stein und Gneisenau, Kleist und Fichte als kleine Marionetten auftreten. Er ist dadurch der positiven Darstellung, wie Richard Dehmel sie in seinem „Michel Michael“ versucht hat, ausgewichen und hat sich hinter Allegorien versteckt. Er hat den freiheitlichen Geist, das große Erbe aus unserer großen Zeit, dadurch in einer stilleren Form ausdrücken zu können geglaubt — und doch haben die Kriegervereine dagegen protestiert. In einem neuen Gedichtband von Richard Dehmel „Schöne wilde Welt“, S. Fischer, Berlin, spüre ich den einen Mutigen, der unbekümmert voran schafft. Nicht mehr so unbekümmert wie einst, sondern menschlich bedachter, doch ungebrochen in seiner Kraft. Ich finde darin ein Deutsches Lied, ein Bergarbeiterlied, Hafenlieder, die einst dem deutschen Volke etwas sein werden; und ich finde darin eine Art Hymne „Musik des Montblanc“ in fünf Sätzen, die Gipfelkunst anstrebt. Vergleiche unsere Proben. Der Band enthäit auch die Gedichte, die wir in der Dehmel-Nummer gebracht haben.

G. M.

Bongs Schön-Bücherei

Der deutsche Bücherkäufer hat es wahrlich nicht schwer, zu guten und doch billigen Büchern zu kommen. Außer Reclam, Hendel und Hesse — unseren Allerbilligsten — nimmt sich auch eine Reihe anderer Verlage schon seit Jahren des billigen Buches an und sucht Billigkeit und gute Ausstattung zu vereinen. In dieser Hinsicht kann der Insel-Verlag in Leipzig als bahnbrechend und vorbildlich angesehen werden. Auch die beiden Langewiesche sind hier zu nennen. Nun hat sich zu diesen das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. gesellt, der Verlag der allgemein bekannten Goldenen Klassiker-Bibliothek. Das neue Unternehmen betitelt sich „Bongs Schön-Bücherei“. Sein Ziel ist, eine Reihe gutausgestatteter, preiswerter Bücher zu schaffen, die in zwangloser Vereinigung menschlich, kulturhistorisch oder geschichtlich interessante Stoffe in moderner und leicht zugänglicher Fassung darbieten. Jährlich sollen einige Bände erscheinen, so daß mit der Zeit eine wirkliche Bücherei entsteht. Bis jetzt sind vier Bände erschienen, die — ein seltener Fall — vollauf den gemachten Ankündigungen entsprechen: 1. Ernst Müsebeck: *Gold gab ich für Eisen*, Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebuchblättern aus den Jahren 1806—1815; 2. Georg Hermann: *Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit*, Briefe, Tagebücher, Volksszenen, Gassenhauer und ähnliche Dokumente; 3. Bruno Wille, *Lebensweisheit*, eine Deutung unseres Daseins in Gedanken und Versen führender Geister; 4. Camill Hoffmann: *Briefe der Liebe*, Dokumente aus zwei Jahrhunderten deutscher Kultur. — Ich möchte nur auf die beiden letzten Bände etwas näher eingehen. Bruno Wille hat da eine Anthologie der Lebensweisheit geschaffen, die durch die Art der Zusammenstellung von großem Reiz ist: Wille gibt nicht rückhaltlos alles das, was ausgezeichneten Geistern als Quintessenz unseres Daseins erschien, sondern er hat die Auswahl so getroffen, daß sie *seiner* Auffassung vom Sinne des Lebens am nächsten kommt. Dadurch entstand etwas in sich Abgeschlossenes und Ausgerundetes. In einer Einleitung, die sich zu einer Abhandlung, zu einem weltanschaulichen Bekenntnis Willes ausgewachsen hat, finden wir den bedeutsamen Schlüssel zu dieser eigenartigen Anthologie. Von der Fülle und dem Inhalt des vierhundertseitigen Bands gibt schon die Aufzählung der Kapitelüberschriften ein anschauliches Bild. Es finden sich Ausführungen über Jugend und Alter, Schicksal und

eigene Kraft, Arbeit und Erholung, Beruf und Erwerb, Erziehung und Selbstveredelung, Umgang mit Menschen, Charakter und Persönlichkeit, Weib- und Gattenliebe, Eltern und Kinder, das Leben im Staate, Phantasie und Gemüt, Naturgefühl und Kunst, Mitgefühl und Güte, Gott in uns, den ewigen Sinn. Nirgends wirkt das Buch ermüdend, und es ist kein Satz darin, der nicht des Nachdenkens und des Wiederlesens wert wäre. — Ebenso stark wirken die von Camill Hoffmann zusammengetragenen Liebesbriefe. Liebe ist an und für sich schon das Gesteigertste im Menschen, die Aufschließerin und Verdopplerin aller Kräfte. Und es ist ein Reiz eigener Art, zu sehen, wie sie in Kopf und Herz der bedeutendsten Menschen gebraust und gegärt und — geklärt hat. Zugleich sind die angeführten Proben recht aufschlußreich über die Wandlungen, die der Briefstil bis in unsere Zeit hinein durchgemacht hat. Goethe, dem Unerreichten, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Wenn das Deutsche Verlagshaus das neue Unternehmen in den bisher gezeigten Linien ausbaut, wird sich die Schön-Bücherei in Bälde eines ausgezeichneten Rufes erfreuen.

Es bleibt nachzutragen, daß jeder Band der Schön-Bücherei zwei Mark kostet. W ö h r l e.

Von den Kleinen für die Großen

Der unabsichtliche und unfreiwillige Humor bleibt wohl immer der liebenswerteste. In dieser Meinung bestärkt mich ein Buch, das ausschließlich Zeichnungen und Aussprüche von Kindern enthält, die zum Teil von einer so überwältigenden Komik sind, daß man sich eines lauten herzlichen Lachens nicht enthalten kann. Es nennt sich: „Von den Kleinen für die Großen", Verlag von R. Piper & Co., München, Preis kart. 2 Mk., geb. 3 Mk. Eine freundliche Großmama hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, drollige Kinderreden und Sprüche, die sie erlebte und hörte, zusammenzutragen. Als Ergebnis dieser Sammlertätigkeit ist ein Bändchen herausgekommen, das Kinderfreunden und Freunden eines guten Humors sicher heitere Stunden bereitet. Was einem diese Geschichtchen alle so lieb macht, ist der Reiz des Natürlichen, der über ihnen liegt. Und eben diese Natürlichkeit, die harmlose Art des Sichgebens gewährt einem tiefere und bleibendere Einblicke in die Kindesseele, als es lange Abhandlungen zu tun vermöchten. Von den Bildern, die das Buch zieren, sind einige in dieser Nummer mit abgedruckt. Auch sie stammen von Kindern, drei Knaben im Alter von acht, neun und zehn Jahren, Söhnen eines Münchener Architekten. Erstaunlich ist, wie treffend diese jungen Kerle die Eigenart und den charakteristischen Ausdruck eines jeden Tieres erfaßt haben. Dieses Buch hat einen nicht weniger lustigen und unterhaltsamen Vorgänger, der im selben Verlag in derselben Preislage erschienen ist: „Was Kinder sagen und fragen", ebenfalls von der Großmutter gesammelte Kinderausprüche und Kinderzeichnungen. Es erschien davon bereits das neunte Tausend! W.

Gedenktafel

Am 5. Juli 1908 starb in Bärum der norwegische Dichter Jonas Lie.

Am 6. Juli 1415 wurde in Konstanz der böhmische Reformator Johannes Hus verbrannt.

Am 8. Juli 1621 wurde in Château-Thierry der französische Fabeldichter Lafontaine geboren.

Am 8. Juli dieses Jahres feiert Graf Zeppelin seinen 75. Geburtstag.

Am 9. Juli 1667 starb in Breslau Johann Scheffler (Angelus Silesius), der Dichter des „Cherubinischen Wandersmann".

Am 10. Juli 1509 wurde in Noyon der schweizerische Reformator Johannes Calvin geboren.

Am 11. Juli 1700 wurde in Berlin die Akademie der Wissenschaften gestiftet.

Lesepost

C. H. in L.: Sie wollen humoristische Gedichte zu einer Jahrhundertfeier. Nehmen Sie: August Kopisch „Blücher bei Brienne", oder Hoffmann von Fallersleben „Der deutsche Zollverein", oder Karl Gerok „Des deutschen Knaben Tischgebet", oder etwas von den Kutschke-Liedern (vergl. Lese 1910 Nummer 22).

Von einer einfachen Frau aus dem Volke, Mutter zahlreicher Kinder, erhalten wir folgendes Gedicht, das wir wegen seiner Aktualität unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

D i e S t e u e r

Besteuert doch die Lästerzungen
und alle Lügenmäuler mit,
der größte Sieg wär dann errungen,
gedeckt wär jedes Defizit.

Fünf Pfennig nur für jede Lüge
und zehn für jede Klatscherei,
was solche Steuer ein wohl trüge,
ich glaub, wir würden steuerfrei.

A. Fr., S t r a ß b u r g:

Ich sah im Wald zwei Blümlein stehn,
die waren herzlich anzusehn.
Eins lehnte sich ans andre an;
sie standen in der Liebe Bann. —

oder:

Daß Du mich nicht verstehest,
erfüllt mich auch mit Pein.
Fürwahr! Mich zu verstehen,
das muß verstanden sein!

Liebster, Bester, verbrennen Sie Ihre 400 Gedichte und verwenden Sie die Kraft, die dadurch frei wird, statt sie in ohnmächtigem Dichten zu vertrödeln auf einfache menschliche Pflichten.

Fritz K ö r n e r, Musiker aus Brunndöbra, schreibt uns: Zur letzten Gedenktafel möchte ich zwei Daten nachtragen: Am 30. Juni 1750 starb in Leipzig Johann Sebastian Bach, der größte Musiker.

Am 1. Juli 1784 starb in Berlin Friedemann Bach, der erste Sohn Johann Sebastian Bachs. Forkel weiht ihm in seinen Werken folgende Grabschrift:

„Ach, hier liegt zum warnenden Exempel
Ein Poet, der hohen Ruhm erwarb,
Aber auf dem Weg zu Famas Tempel
Hungers starb."

(Aus dem Roman „Friedemann Bach", von A. E. Brachvogel.)

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Schopenhauer. — Aus der Jahreszeit. — Bücherbriefe vom Herausgeber. — Bongs Schönbücherei. — Lesepost.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8. — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner
Nr. 28 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Was sollen wir tun?

Wer unbefangen Folgerungen zu ziehen weiß, aber nicht nur mit dem Kopf, der muß rund herum auf diesem inselhaften Planeten ebenso wie in den Horizonten der Natur- und Weltgeschichte sozusagen anrennen an der Unendlichkeit. Ebenso im Kleingetriebe des Tages. Wenn man eine Tat in sich selbst und bei andren in ihre letzten Anfänge verfolgt, diese Anfänge wieder auf ihre Anstöße und Zusammenhänge untersucht, weiter und weiter — so stellt sich, wie in der Betrachtung der Weltgeschichte, der Natur und des Sternenhimmels, überall heraus, daß wir eingewoben sind in ein riesenhaftes Netzwerk. Der Haltlose erschrickt in dieser Vielheit, er strauchelt, er ärgert sich, er sieht Unordnung im kleinen wie im großen, er verhudelt sich immer mehr: in Entartung, Wahnsinn und Tod endet er, wenn er sich konsequent auslebt. Wer aber in Gott seinen Standort hat, der sieht von da aus alles in wunderbarem Gefüge, nicht alle Horizonte natürlich, aber er fühlt gewissermaßen von den sichtbaren Linien aus die unsichtbaren Fortsetzungen; und er fühlt, daß sich in der Unendlichkeit alles einen und runden wird.

In dieser Gewißheit überkommt ihn eine fast melodische Stimmung der Harmonie; er schaut verklärend auch in die Wirrnisse des Tages. Und er bringt damit die Hauptsache zu allem Menschenverkehr und zur Behandlung aller Fragen von seinem ruhevollen Standort mit hinunter: den gesammelten Willen, die unbitterefreundlichkeit, das leidenschaftslose Bewußtsein, daß ihm diese Tagesfragen nicht das Ein und Alles sind, daß ihm vielmehr allein wichtig nur ist sein göttlicher Heimatsort. Und so kommt von ihm statt der verärgerten Leidenschaftlichkeit, die der Gottferne, andere ansteckend, in sich herumträgt und in seinen Artikeln übelwirkend hinausstreut, ein ruhiger und wohltuender Klang in den öffentlichen Gedankenaustausch. Es ist Sonne im Wesen dieses Geklärten; er holt sich das Licht vom Urquell alles Lichtes.

Das ists, das ganz allein, was wir alle tun sollen, was und wer wir auch seien. Wir sollen vor allen Dingen etwas sein. Den Anschluß an Gott — oder nenn's das Ewige, nenn's den Ursprung des Lichtes und der Kraft! — festschrauben, so daß der Strom, der von uns aus in die Welt geht, eigentlich nur durch uns hindurch geht, seinen Kraftquell aber im göttlichen Lichte hat. Dies ist unser Geheimnis, dies ist unser heimliches Glück. Das Was der Probleme und das Resultat der Kämpfe ist, damit verglichen, Nebensache, wie die ganze Erscheinungswelt an und für sich Nebensache ist: das Wie unseres Kämpfens, das Verklärte unseres gesamten Wesens ist das Wesentliche. So werde ich kein schwärmerisch-abstrakter Kosmopolit noch auch ein Heißsporn von Nationalist sein; ich tue vielleicht mit, bedächtig oder mit Kraft, aber jedenfalls — nicht leidenschaftlich, nicht verbittert. Mein Trost ist nicht mein oder meiner etwaigen Partei etwaiger Sieg, und brechen wird mich auch nicht eine Niederlage. Ich bin im Kerne meines Menschentums zum Leben erwacht, geklärt, im Gleichgewicht mit mir und mit Gott, eine Welt für mich: — das ist mein Schatz. Und den nimmt mir kein Zivilisationslärm. Denn dieser Schatz ist mein voll entfaltetes, durchgöttlichtes höheres Ich.

Höheres Menschentum! Dies der Anschauung und dem Gemüt zu künden, ist der Dichter vor allen Dingen berufen, neben dem Priester und Philosophen mit ihren anderen Mitteln. „Die wahren Sänger sind immer um ihre feste und fröhliche Gemütsstimmung berühmt geworden." Ja, sofern und weil sie sich eins wissen mit der „Weltseele", wie der Amerikaner Emerson seinen Gottesbegriff formuliert; und nur dann.

Und das ist ein wesentlicher Wunsch der Zeit, daß uns solche Helden und Sänger im anbrechenden Jahrhundert nach so viel „décadence" kommen mögen. „Ein noch königlicherer Zug," schreibt Emerson, „gehört dem Dichter recht eigentlich an. Ich meine seine Fröhlichkeit, ohne die ein Mensch kein Dichter sein kann... Schönheit, den Geist der Wonne und Heiterkeit, gießt er über das Weltall aus." Ja, nur ist Schönheit — wie das auch Emerson tut — tief zu fassen, das Gute und Große mit inbegriffen, das Ideal: die vollste Entfaltung menschlicher Seelenkraft.

Was sollen wir tun?

Wir sollen etwas sein: voll ausgereifte Persönlichkeiten. Das Tun kommt dann von selber. Sollen? Auch das ist, wie ich schon sagte, nicht das rechte Wort. Wir werden etwas sein und sind etwas Starkes und Schönes ganz von selber, falls Wachstumskraft in uns wirkt. In bescheidenen Grenzen können wir uns alle zu Edel-

blumen entfalten. Und mit großen Menschen wandernd — wie einst Dante durch Himmel und Hölle und Paradies zog mitten in den schwersten Wirren seines irdischen Vaterlandes — können wir uns in allen irdischen Unruhen einen Weg bahnen in das Lichtland. Doch sollte uns selber versagt sein, unser Leben zu einem Kunstwerk und unsere Gedanken, Gesichte und Empfindungen zu plastischen Dichtungen zu gestalten, so geht die Schlacht dennoch fort, liebe Freunde, auch ohne uns! Und der Feind wird dennoch geschlagen!

Friedrich Lienhard in „Neue Ideale".

Reiter im Wald. Silhouette von Heinrich Wolff, Königsberg.

Spartacus

Von Friedrich Lienhard

Originalbeitrag für die Lese

Zu Capua unter den Bogen des Amphitheaters drängten sich die Fechter aus der Gladiatorenschule des Lentulus Batiatus.

Sie spähten auf die Arena des dampfend vollen Theaters, dessen Menschenmassen ein soeben unter Tuba-Tönen einrückendes Gladiatoren-Paar begrüßte. Ein schlanker Bursch mit einem Fangnetz und einem Dreizack sollte einen schweren Bewaffneten zu fangen und zu töten versuchen.

An einer Lucke stand der Aufseher. Er konnte von dort aus die wartenden Fechter und die Kämpfer auf der Arena zugleich überschauen.

Jetzt ging eine Bewegung durch die Gruppe der halbnackten Gestalten, der unbeschäftigten Gladiatoren.

„Der Alte!" rief irgendeiner.

Schon war der Aufseher zur Stelle.

„Gladiatoren! In Ordnung!"

Das Geplauder verstummte. Die soldatisch gedrillte Bande stand in Reih' und Glied.

Lentulus, ein stämmiger Römer, kam im Festkleid hinter die Bühne.

Kalt, mit herrischer Gebärde, rief er dem Aufseher zu:

„Spartacus!"

„Spartacus!" gab der Aufseher den Befehl weiter.

Ein stattlicher Fechter, düstren Trotz auf der hohen Stirne, trat aus den bewaffneten Reihen heraus und blieb vor Lentulus stehen.

„Du weigerst mir den Gehorsam?"

Spartacus sah seinen Herrn mit lodernden Augen an und schwieg.

„Nicht diesen Blick, Bursche!" flammte der Sklavenhalter. Aber er war sofort wieder kalt und sachlich. „Du weigerst dich, gegen Knejus zu kämpfen?"

„Knejus ist mein Blutsfreund," antwortete der Fechter.

Der gedunsene Römer schwang die Toga fester um die Schulter und schaute einen Augenblick wie ratlos die stummen Reihen dieser harten, rohen Gesichter entlang.

„Hör' ich recht? Der Mann da versagt mir Gehorsam? — Gajus, rede!"

Der Aufseher Gajus meldete:

„Der Fechter Spartacus trat aus der Reihe und sprach im trotzigen Ton, der seine Art ist: Muß ich gegen Knejus kämpfen? — So ist es, sag' ich, so hat es Lentulus Batiatus bestimmt. — Gegen Knejus ist mir kein Schwert geschliffen, sagt er. — Warum nicht? frag' ich. — Knejus ist mein Blutsfreund, sagt er."

Lentulus hatte Spartacus im Auge behalten.

„Ist es so?"

„So ist es."

Da brauste der Herr und Besitzer dieser Fechter-Sklaven heftig auf, ballte die Faust und stieß den trotzigen Thrazier wiederholt mit dem Daumen unter das Kinn.

„Was?! Du?! So ist es? Das sagst du mir ins Gesicht? Und warum ist es so?"

„Knejus ist mein Blutsfreund," erwiderte mit eisiger Stimme der starke und hochgewachsene Fechter.

„Du Schlachttier du!" brüllte der Emporkömmling. „Hat dich die Sonne gestochen, du Hund?! Mir wagst du zu widersprechen, du toter Mann? Soll ich den Finger rühren — und dich wegblasen lassen von der Erde?!"

„Lentulus Batiatus hat mir versprochen, mich nicht mit scharfem Schwert gegen Knejus zu stellen," erwiderte Spartacus.

„Ich dir versprochen? Ich einem Sklaven versprochen? Mich sollte ein Versprechen binden an eine von euch Kreaturen?!"

Er stieß ihn mit der Faust, rot vor Zorn. Jener stand wie ein Felsen. Da ward sich der Römer wieder seiner Würde bewußt, trat einen Schritt zurück und hüllte sich in die Toga, die Arme kreuzend.

„Ich entwürdige mich," sprach er. „Fechter Spartacus merke, was ich dir sage: ich habe in Capua und Rom verbreiten lassen, das heutige Fest wird meine zwei besten Gladiatoren im Kampf auf Leben und Tod aneinandersehen. Verstehst du, was das heißt? Mein Theater ist übervoll, das Volk glüht vor Begier grade auf euch zwei Bissen — und du thrazischer Trotzschädel weigerst den Gehorsam?!"

Und kurz und herrisch rief er:

„Knejus!"

Knejus trat vor.

„Sind deine Waffen in Ordnung?"

Knejus trug ebenso wie Spartacus einen kleinen Schild am linken Arm, an der rechten Seite ein Halbschwert. Er schlug an Schwert und Schild und bejahte seines Herrn Frage.

„Spartacus, sind deine Waffen in Ordnung?"

Der soldatische Drill war auch im Thrazier Spartacus, der ehedem Krieger war, so wirksam, daß er unwillkürlich bejahte.

„Abtreten! Ihr kämpft!"

*

Auf der sandigen Arena waren Thusco und Elanor aufeinander verbissen. Das Volk war erregt. Die Gladiatoren stürmten an den Eingang zurück, sobald Lentulus verschwunden war.

„Wer hat? Wer liegt?"

„Elanor liegt!"

„Was, der plumpe Germane warf diese geschmeidige Otter? Was will das Volk? Tod oder Gnade?"

„Tod — nein, Gnade — ja doch, sie strecken die Hand aus — Daumen tief — Tod — da setzt er ihm den Fuß auf — nein, halt, das Volk gibt ihn frei!"

Die geballten Hände, die dem Besiegten Gnade bedeuteten, hatten die Mehrheit.

„Will ich hoffen," brummte der Aufseher.

Spartacus und Knejus umarmten und küßten sich.

„Zum Kampf mit scharfen Waffen!" rief der Aufseher. „Spartacus und Knejus!"

Und die beiden Kämpfer marschierten hinaus, begleitet von Soldaten und Angestellten, begrüßt von unermeßlichem Beifall, ermuntert von den Genossen.

„Halt dich straff, Thrazier!"

„Nacken steif, Knejus!"

„Meiner Lucilia einen Gruß, wenn einer von euch zu den Schatten fährt!"

„Ha, Fechter, auf d e n Kampf bin ich begierig!"

So drängten und stießen sich die wildblütigen Fechter, von fachmännischer Begierde auf des Kampfes Form und Ausgang mehr durchglüht als von menschlichem Mitgefühl. Der eherne Himmel spannte sich blau und hart über die harte Römerwelt. Die Fülle der hellen Gewänder deckte völlig das offene Steintheater; die Sonne war im Sinken, man bedurfte nicht mehr der Schutzdecken; vom Meer herüber begann ein leises Lüftchen über Kampanien zu wehen. Hoch über dem Vesuv lag ein weißes Wölkchen. Und da drinnen auf dem gelblichen Sande fochten, gelenkig ausfallend, geschickt mit dem kleinen Schild deckend, umblitzt von Schwerthieben und doch immer ein höfliches Schauspieler-Lächeln auf den Lippen, zwei gebräunte Männer.

„Knejus matt!"

„Holla, jetzt! Jetzt hätte ihn Spartacus gehabt — aber er will nicht!"

„Fechter, ein Scheinkampf! Seht, wie schlecht sich Spartacus deckt!"

„O pfui doch! Zehn Jahre führ' ich die Waffe — doch solche Stümperei hab' ich nie erlebt!"

„Holla, der Alte!"

„In Ordnung!" Da standen sie wieder.

Die Tuba rief; die beiden Fechter kamen zurück.

Lentulus zitterte vor Wut.

„Heraus die Hunde! Die Samniten hinein! Flink, flink, flink! Das Volk murrt!"

Die meisten anwesenden Gladiatoren waren sogenannte Samniten. Sie fochten gruppenweise, in den Waffen dieses italienischen Volksstammes: Brustharnisch und am linken Bein eine deckende Schiene, einen großen, keilförmig nach unten zugespitzten Schild, einen bebuschten Helm, ein langes Schwert. Der Troß zwang sich sofort in kampfmutige Mienen, und zweireihig trabten sie auf die Arena.

Lentulus tobte. Mit beiden Fäusten machte sich der stiernackige Sklavenhalter Luft, bald auf Spartacus losfuchtelnd, bald auf Knejus.

„So macht ihr mich zum Marktschreier?! So steh' ich als Wortbrecher vor ganz Capua und

Rom?! Ist das Kampf? Ist das Kampf?! — Sempronius!" fauchte er einem Unteroffizier zu. „Nimm ein paar Mann! Spartacus zwanzig, Knejus zehn Peitschenhiebe!"

Und die beiden Fechter waren im Nu von Soldaten umringt, der Waffen entkleidet und wurden abgeführt. Die großen schönen Männer umragten um Häupterlänge die kleine römische Horde.

Inzwischen tobte sich Lentulus an seinem Oberaufseher Gajus aus.

„Ist das Zucht?! Hab' ich einen Trödler oder Gewürzkrämer zum Drillmeister über diese Bestien gesetzt?

Fort mit dir zu Maulesel! Hüte die Ziegen! Ich suche mir einen Mann von Eisen für diese widerspenstigen, borstigen, schwerhörigen Schlächter, kein Waschweib!"

Gajus versicherte, bleich vor Grimm, daß er die Leute wie immer behandle. Aber Lentulus fuhr ihm in's Wort.

„Es liegt Aufruhr in der Luft! In meiner Kaserne sind Gährungen, das spürt ein Blinder. Muß ich dich Maulwurf mit der Nase darauf stoßen? Bist du nicht ein Maulwurf?! Muß nicht ich selber, der Herr der besten Gladiatorenschule, Ordnung schaffen hinter der Arena?!"

„Verzeih, Herr, du hattest dem Thrazier versprochen" —

„Nichts hab' ich versprochen!"

Der Alte. Silhouette von Heinrich Wolff, Königsberg.

Die beiden Gezüchtigten kamen langsam zurück. Das Blut rieselte von ihren Schultern.

„Dioskuren, hat euch die Peitsche Feuer gemacht? — Gajus, nach Abtreten der Samniten noch einmal Spartacus und Knejus! — Einer von euch bleibt mir im Sand! Das will ich! Und gibt das Volk Gnade — ich verbiete Gnade! Pfui, muß ich mich meiner zwei besten Kämpfer schämen?! Feig, Spartacus? Knejus, feig?! Stümperhaft!"

Er packte sie an ihrer Fechter-Ehre. Er nannte sie feig, er schalt sie ungeschickt.

Und mit anfeuernden Bewegungen rannte er wieder davon.

* * *

Die beiden Freunde hatten sich ihre blutrünstigen Rücken kühlen lassen und saßen nun knirschend oder finster schweigend nebeneinander, auf das Abtreten der Samniten wartend.

Knejus verbarg stöhnend den Kopf zwischen den Knieen.

Spartacus preßte schweigend die Lippen.

„Mein Rücken ist Flamme, mein Herz Gift und Galle," knirschte Knejus. „Brülle, römisches Gesindel, deine Stunde kommt doch noch!"

Spartacus schwieg.

Aber nach geraumer Zeit begann er tief aufzuatmen, als wär' er mit einem Entschluß zu Ende.

Er raunte durch die Zähne:

„Knejus."

„Was gibt's?"

„Ich muß mit dir sprechen."

„So sprich!"

„Du bist gegen unsern Plan, Knejus?"

„Gegen welchen Plan?"

„Auszubrechen."

„Sinnlos!"

„Du bist dagegen, frage ich?"

Knejus warf einen Blick nach der Lucke des Aufsehers.

Das Gespräch war nur ein Flüstern und Knirschen.

„Wie willst du aus diesen Mauern heraus, sinnloser Spartacus. Wie willst du durch Wachen, Soldaten, Volk? Wohin wollt ihr? Verhungern? — Sinnlos! Es bringt euch an's Kreuz!"

„Du bist dagegen?"

„Ich lebe und verende als Gladiator. Hundedasein auf der ganzen Welt!"

„Und du rätst den andren ab?"

„Allen rat' ich ab! Der ist nicht unser Freund, der uns in diesen Wahnsinn treibt!"

„Rate den andren nicht ab!"

„Allen rat' ich ab."

„Knejus!"

„Nun?"

„Rate niemanden ab!"

„Mein Rücken — Tartarus und alle Furien! Bist du von Eisen, Spartacus, daß du keine Miene verziehst?"

Spartacus schwieg. Er preßte bloß die Zähne zusammen.

Nach einer Weile begann Knejus:

„Ich will dir ein Mittel sagen, Spartacus, wie wir unser Leben retten."

Spartacus erhob sich und ging einige Schritte von ihm weg.

Knejus erhob sich desgleichen und folgte.

„Du schlägst mir das Schwert aus der Hand, darnach wirfst auch du dein Schwert fort — und wir verwandeln den Schwertkampf in einen Ringkampf."

„Nein," versetzte Spartacus.

„Warum nicht? "

„Lentulus will Blut," erwiderte der Thrazier.

Ein Brausen auf der Arena, Getöse, hereinflutendes Gewimmel; die Samniten waren zu Ende. Dann abermals Tubatöne, Kommandorufe — und abermals standen im hellen Sande vor einer fiebernd gespannten Menschenmasse Spartacus und Knejus.

Ehe sich noch die hadernden und aufgeregten Samniten erholt und beruhigt hatten, scholl drin das Gebrüll der gespannt folgenden Menge.

„Ha, sie sind aneinander!" rief einer.

Alles, was unverwundet laufen konnte, stürzte heran.

„Seht den Thrazier! Wie das Wetter! Herrlich, herrlich! Knejus hat! Knejus taumelt! Knejus fällt! Da springt er wieder auf! Knejus liegt — und da" — —

Einer der zuschauenden Gladiatoren schrie gellend auf und wälzte sich mit südländischer Leidenschaft auf dem Gestein.

„Mein Bruder Knejus!"

Durch die Fechter und das betäubte Volk ging ein Schauer.

Dann klang ein Wort durch die Totenstille:

„Spartacus hat seinen Blutsfreund Knejus getötet."

* * *

Entzückt und händereibend stand Lentulus vor dem siegreichen Spartacus. Vor ihm die Reihen der Gladiatoren. Hinter ihm einige vornehme Römer und die lockre Römerin Präcia, eine Freundin des jungen Lebemannes Gajus Julius Cäsar.

„Meisterhaft!" rief Lentulus. „Thrazischer Prinz, ein Meisterstück! Was, und so viel Talent hast du bislang verborgen? Der beste Hieb, mein Freund, der jemals einen Gegner abgetan! Setzt ihm einen Kranz auf! Hinaus! Das Volk will den Sieger sehen!"

Während Spartacus, immer mit zusammengebissenen Zähnen, unwillkürlich noch einmal auf die Arena trat, schleifte man den toten Knejus davon. Lentulus aber begrüßte mit lautem Geschwätz die römischen Gönner und Freunde.

„O tugendsame, überaus schätzenswerte Herrschaften aus unsrer unübertrefflichen Siebenhügelstadt! Hier ist für Damen, edle Präcia, kein Ort. Bei allen Göttern, du bist tapfer, Römerin!"

„Lentulus," lächelte die unspröde Römerin, „vor Männern ist Präcia noch nie zurückgeschreckt." — Konsul Kethegus lachte.

„Haha, Täubchen, das ist Wahrheit! Niemand bestreitet dir das, du zweite Semiramis!"

„Ich bekenne dir freiwillig, schöne Präcia," fügte der Kriegstribun Cäsar hinzu: „Du bist tapfrer als ich. Denn ich liebe derlei Orte nicht. Es duftet nach den Fleischhallen Roms."

„Pah, Rom ist weichlich geworden," erwiderte Präcia. „Wie sagt der saure Kato? Versammelte Väter, euer Rom ist ein Lotterbett — puh, der Tote!"

Herablassend trat Gajus Cäsar vor den Fechter Spartacus.

„Wie lang in der Kaserne?"

„Drei Jahre."

„Ist das da dein Erster?"

Spartacus sah den jungen Patrizier schweigend an.

„Haha, er begreift nicht!" rief Kethegus. „Der Erste, dessen Niederlage zugleich sein Tod war?"

„Dreizehn," sagte Spartacus.

„Und der Tote dort war dein Blutsfreund?"

Spartacus schwieg.

„Wunderlich!" sagte die vornehme Dirne, warf noch einen Blick über die stattlichen Männer, hob ihr Gewand und trippelte mit den Römern davon.

Kaum waren die Gladiatoren allein, so entlud sich die gewaltige Erregung. Kleops sprang tigerhaft auf Spartacus ein.

Weingeister. Silhouette von Heinrich Wolff, Königsberg.

„Mörder!“ ziſchte, ſchrie, knirſchte der wütende Jüngling. Und um ihn und Spartacus drängten ſich der ſummende Klumpen dieſer von allen Erdteilen zuſammengewehten wilden Männer, fragend, beſtürmend, rüttelnd an dem unbegreiflichen Kameraden.

„Wie kam das? Warum ſchlägſt du wie toll? Warum haſt du des Volkes Willen nicht abgewartet?“

„Er ſchweigt!“ ſchrie des Gefallenen Bruder. „Er ſchweigt wie immer! Mörder! Da ſteht er und ſchweigt! Mörder! Keinen Augenblick halt ich zu dir und deinen Tücken. Mörder! Keinen Augenblick bind' ich mein Geſchick an meines Bruders Mörder!“

Spartacus hatte ohne Zuckung das immer wieder herausgeſtoßene „Mörder“ des jungen Kleops über ſich ergehen laſſen. Aber jetzt fuhr er herum:

„Was ſagt er?“

Kleops warf ihm den Helm vor die Füße.

„Mörder, ſag 'ich! Zerriſſen der Eid, der mich an deinen Bund ſchloß! Mörder! Ich ſchreie deinen Plan aus! Willſt du Eide halten, der du einem Blutsfreund den Eid gebrochen?! — Lentulus! Verſchwörung! Ausbrechen wollen deine Gladiatoren! Lentulus! Gajus! Wache!“

Und der Raſende lief ſchreiend davon.

Jetzt toſte eine ungeheure Aufregung aus dem Troß der Gladiatoren empor. Kleops verrät! Eine Sturzwelle von Wut und Angſt durchſchauerte die Reihen des gefährdeten Geheimbundes.

„Verrat!“ dröhnte der Maſſenruf.

Kleops rennt zu Lentulus! Kleops verrät! Waffen zur Hand! Waffen! Waffen!“

Da ſprang Spartacus in die Mitte.

„Freunde! Brüder! Her zu mir!“

Des Thraziers Stimme war Donner.

„Durch's Weſttor auf den Veſuv! Schlagt tot, was euch in den Weg tritt! Mir nach! Wo mein Blut von meinem gepeitſchten Rücken tropft, da iſt euer Pfad!“

Die zuſammenſtrömende Maſſe der Fechter empfand ihren Führer.

Der Aufſeher ſtürzte herbei.

„Was iſt das?! Wo iſt Spartacus?“

„Hier iſt Spartacus!“

Ein Schwerthieb — Gajus wälzte ſich am Boden.

Und der ausbrechende Troß brauſte über ihn hinweg.

* * *

Nun begann, im dreiundſiebzigſten Jahre vor Chriſti Geburt, jener furchtbare zweijährige Sklavenkrieg gegen die Römer. Mehr als hunderttauſend Mann ſammelten ſich nach und nach um den Fechter Spartacus; er ſchlug die römiſchen Heere in großen Schlachten; er drang nach Oberitalien vor und gedachte die Seinen aus dem Land der Knechtſchaft hinwegzuführen. Aber die eigene ungezügelte Rotte zwang ihren Führer zur Umkehr, mehr auf Plünderung als auf das edle Gut der Freiheit erpicht.

Zuletzt wurden die Römer des Aufruhres Herr. Und Spartacus fand in tapfrem Kampfe den Tod.

Karawane. Silhouette von Carlos Tips, Deſſau.

Die Brüder vom guten Vollmondsgesicht

Fortsetzung.

Legende von Charles de Coster

VI. Wo man sieht, daß es keinen guten Teufel gibt, und von dem argen Streich, den dieser den armen Weibern der Zecher spielte.

In der Trompete angelangt, holten die beiden Wackeren die Statue des pausbäckigen Teufels aus dem Keller und setzten sie ehrfürchtiglich oben auf eine Truhe, so in der Zechstube stand.

Am nächsten Tage kamen fast alle von Uccle zu Pieter Gans. Es waren nämlich an jenem Tage zwei Pferde durch öffentlichen Ausruf verkauft worden, welche der weiland Schöffe Jakob Naeltjens gut gefüttert hatte. Sein Sohn mochte sie nicht behalten und sagte, daß ein Bauersmann sein Roß im Holzschuh haben muß.

Da die von Uccle die Statue des kleinen Pausbäckigen auf der Truhe gewahrten, verwunderten sie sich und waren erfreut, sonderlich, da Blaeskaek ihnen sagte, dies sei der Herr vom guten Vollmondsgesicht und man müsse ihm zur Ehre unverweilt und zum Scherz eine lustige Bruderschaft gründen.

Sie waren des wohl zufrieden und beschlossen mitsammen, daß keiner Bruder sein könne wie sie, so er nicht vierundzwanzig erschröckliche Humpen Bier als Taufe tränke, dieweil man zwölf Schläge auf den dicksten Bauch der Kumpanei täte.

An jedwedem Abend versammelten sie sich in der Trompete und tranken zur Genüge, wie ihr es euch wohl denken könnt. Das Wunderbare war, daß sie gleichwohl den ganzen Tag als wackere Männer schafften, etliche in der Werkstatt, etliche am Webstuhl, andere in den Feldern, und einen Jeden zufrieden stellten. Nur die Weiber nicht. Denn kaum war Vesperzeit, so ging jeder Ehemann oder Bräutigam, ohne sich des geringsten um sie zu kümmern, in die Trompete, und allda blieben sie bis zum Zapfenstreich. In ihr Nest zurückgekehrt, prügelten die Männer ihre Weiber nicht, wie etliche Zecher zu tun pflegen, aber sie legten sich neben sie schlafen, und ohne ein Wörtlein zu reden, begannen sie alsbald fest zu schlafen und mit ihrer Nase Fanfaren zu blasen wie Meister Grunzeschwein.

Nun mühten sich die armen Weiber mit Puffen und Kitzeln, und riefen die Schläfer bei Namen, auf daß sie ihnen andere Neuigkeiten erzählten, aber alles war schier vergeblich. Ebenso gut hätte man aufs Wasser schlagen können, um Feuer herauszulocken.

Sie erwachten alle erst beim Hahnenschrei, aber ihre Morgenlaune war so zornig und stürmisch, daß kein Weib (ich meine die, so nicht vor Mattigkeit eingeschlafen waren) ihnen ein Wörtlein zu sagen wagte, desgleichen zur Stunde der Mahlzeit. Dieses aber geschah durch die arglistige Macht und Einfluß des pausbäckigen Teufels.

Da entstand große Traurigkeit unter den Weibern, welche alle sagten, dafern solch Spiel andauere, werde das Geschlecht derer von Uccle in Bälde erlöschen, was ein großer Schade wäre.

VII. Vom großen Rat der Gevatterinnen.

Darum so ward unter ihnen beschlossen, die Gemeine zu retten, und zu dem Zweck versammelten sie sich, derweil ihre Männer bei Pieter Gans tranken, in dem Hause der Dame Syske, welche groß und fett war, das große Wort führete, einen Kinnbart trug und Wittib von fünf bis sieben Männern war. Ich getraue mich nicht, die Zahl zu erhärten; ich möchte sonst lügen.

Allda löschten sie aus Verachtung für ihre trunksüchtigen Männern ihren Durst mit schönem, klarem Wasser.

Da nun alle beisammen waren, Junge und Alte, darunter manch häßliche, eröffnete die Dame Syske die Versammlung, und sagte, man solle unverweilt in die Trompete gehen und all die Trunkenbolde so durchwalken, daß sie acht Tage lang zerschlagen und lendenlahm wären.

Die Alten und Häßlichen klatschten bei diesem Vorschlag mit Füßen, Händen, Mund und Nase. Das war ein schöner Lärm, Ihr könnt mirs glauben. Doch die Jungen und Schönen blieben stumm wie Fische, ausgenommen eine gar artige, frische und allerliebste des Namens Wantje, welche mit großer Sittsamkeit und Erröten sagte, daß es nicht nützlich sei, die braven Männer also zu prügeln. Man solle sie vielmehr durch Sanftmut und Lachen bekehren.

Dawider sprach die Dame Syske: „Kleine, du verstehst dich nicht auf Männer, denn du bist Jungfrau, glaube ich. Was mich angeht, so weiß ich, wie ich meine unterschiedlichen Ehemänner gelenkt habe, und das war nicht aus Sanftmut und Lachen, das behaupte ich. Sie sind dahingeschieden, die braven Männer, Gott habe sie selig! Aber ich entsinne mich ihrer genau und weiß sehr wohl, beim geringsten Fehltritt ließ ich sie den Stocktanz auf der Wiese des Gehorsams tanzen. Keiner hätte gewagt, zu essen noch zu trinken, zu niesen noch zu gähnen, ohne daß ich es ihm zuvor verstattet hätte. Der kleine Job Syske, mein Letzter, war an meiner Stelle Koch im Haus. Und er kochte mir gutes Essen, der arme kleine Kerl. Aber ich mußte ihn wacker prügeln, um ihn so weit zu bringen, desgleichen die anderen. Darum fort mit deinem Lachen und deiner Sanftmut, Kleine; die taugen wenig, das behaupte ich. Laßt uns vielmehr unverweilt gute Stöcke vom grünen Holze sammeln, welche sich, da wir im Lenz sind, leicht finden. Alsdann gehen wir in die Trompete und lassen einen Tau von Prügel auf diese ungetreuen Mannsleute herabregnen."

Wiederum erschröcklich Geheul und Getobe der Alten und Häßlichen, welche schrieen: „Los, los auf die Trunkenbolde, wir müssen sie walken, wir müssen sie henken."

VIII. Von der großen List, so in allen Weibern stecket, und von den sittsamen Reden, so Wantje, die Jungfrau, den Biedermännern hielt.

Des anderen Tages versammelten sich die Gevatterinnen abermals und tranken wie zuvor viel klares Wasser. Dann gingen sie mit Knütteln an den Ort, wo die lustigen Zecher waren.

Vor der Türe der Trompete blieben sie stehen und hielten allda Rat. Die Alten waren willens, mit den Knütteln einzudringen.

„Mit nichten," sprach Wantje mit den Jungen und Schönen, „wir wollen lieber selbst geschlagen werden."

„Siehe, welche Närrinnen," schrieen die Alten, „welche ausgemachte Närrinnen. Sie haben im ganzen Leibe nicht eine Unze Stolz. Lasset euch nur mißhandeln, ihr sanften Schafe; wir werden an eurer Statt die von diesen Völlern besudelten Frauenehre rächen."

„Wind." Silhouette von Heinrich Wolff, Königsberg.

„Das werdet ihr nicht tun," sprachen die Jungen, „dieweil wir da sind."

„Wir werden es tun," schrien die Alten.

Da brach ein junges lustiges Weiblein in Lachen aus.

„Begreifet ihr denn nicht," sagte sie, „von wannen diesen Hexen solche gewaltige Wut und solche Rachbegier kommt? Es ist eitel Prahlsucht, um uns weis zu machen, ihre heiseren Eheherren könnten ihnen noch ein Liedlein singen."

Bei dieser Rede entstund im Lager der alten Vetteln solch Aufruhr, daß ihrer etliche Augenblicks vor Wut starben. Andere, so ihre Schemel zerbrochen hatten, wollten den Jungen zu Leibe, die ihrer lachten (und es war eine liebliche Musik, all diese frischen und mutwilligen Stimmen.) Aber die Dame Syske wehrte ihnen und sprach, man solle bei ihr beratschlagen, nicht aber sich umbringen.

Und sie redeten weiter, schwätzten, plapperten und tobten bis zum Zapfenstreich, worauf sie auseinandergingen, ohne daß ein Beschluß gefaßt wäre, sintemalen sie so viel Zeit gehabt hatten zu reden.

Und in dieser Weiberversammlung wurden mehr denn fünfhundertsiebenundsiebzig Millionen achthundertneunundvierzigtausend und zwei Worte geredet, so voll Vernunft, wie ein Froschteich von altem Weine. Pieter Gans, welcher Hasenohren hatte, hörte auf der Straße ein wütiges Geplapper und rief: „Oh weh! was ist das! Gewißlich Teufel, mein süßer Jesus!"

„Ich will nachsehn, elende Memme," antwortete Blaeskaek. Und da er die Türe auftat, brach er in Gelächter aus und sprach: „Gute Vollmondsgesichter, es sind unsere Weiber."

Flugs erhoben sich alle Zecher und traten an die Türe; etliche hielten Flaschen in den Händen, andere schwenkten ihre Krüge und wieder andere ließen ihre schönen Becher wie Glocken klingen.

Blaeskaek ging aus dem Saale, trat über die Schwelle und stand auf der Gasse.

„Hallo", sprach er, „ihr edlen Damen, was führet euch hierher mit all diesem grünen Holze?"

Bei dieser Rede ließen die Jungen ihre Knüttel zu Boden fallen, sintemalen sie sich schämten, in solchem Aufzug überrascht zu werden.

Aber eine Alte schwenkte ihren Stock in der Luft und antwortete für die anderen: „Wir kommen, euch Saufbrüdern Geschichtlein von Haselstöcken zu erzählen und euch zu züchtigen, wie es sich ziemt."

„Wehe, wehe," heulte Pieter Gans, „ich erkenne gar wohl meiner Großmutter Stimme!"

„Du sagst es, Galgenstrick," schrie die Alte.

Da die guten Vollmondsgesichter solches vernahmen, schüttelten sie vor lauter Lachen lustig die Bäuche.

Blaeskaek sprach: „So tretet doch ein, Gevatterinnen, tretet ein, daß wir inne werden, in welcher Art ihr uns durchwalken wollt. Habt ihr gute Knüppel aus grünem Holze?"

„Wohl."

„Des bin ich froh. Wir halten für euch kräftige Ruten bereit, wohl mit Essig gesalbet, womit wir die ungehorsamen Büblein peitschen. Das wird euch ein himmlisch Vergnügen sein, also zum Angedenken eurer Jugend geliebkost zu werden. Wollet ihr davon kosten? Wir geben euch für mehr denn fünfhundert Heller."

Aber die Alten wurden bei diesen nichtigen Reden von Furcht gepackt und entflohen mit langen Schritten, insonderheit Dame Syske. Und alle heulten dräuende Worte in so schröcklicher Weise, daß es den lustigen Brüdern gleich wie Gekrächze von Raben deuchte, so durch die stillen Gassen flogen.

Die Jungen waren vor der Tür geblieben, und es war erbarmungswürdig, sie also demütiglich, sanft und unterwürfig zu sehen, wie sie mit rechter Geduld auf ein freundliches Wörtlein ihrer Ehemänner oder Freier harrten.

„Wohlan," sprach Blaeskaek, „gefällt es euch einzutreten?"

„Ja," sprachen alle.

„Tu es nicht," flüsterte Pieter Gans dem Blaeskaek ins Ohr; „ansonst werden sie den Pfaffen vom pausbäckigen Teufel vorplappern und uns auf den Scheiterhaufen bringen."

„Ich bin taub," sprach Blaeskaek, „kommet, ihr Schätzchen."

Also traten die artigen Weiblein ein und setzten sich nieder, etliche neben ihre Männer, etliche neben ihre Freier, und die Mägdelein sittiglich in eine Reihe auf eine Bank.

„Weiber," fragten die Zecher, „ihr wollet doch trinken?"

„Ja," sprachen sie.

„Und wacker zechen?"

„Ja," sprachen sie.

„Und ihr seid nicht gekommen, uns Lieder von Enthaltsamkeit vorzusingen?"

„Mit nichten," sprachen sie, „wir kamen allein mit dem Wunsch, uns zu unsern guten Männern und Freiern zu gesellen und mitzulachen, so Gott will."

„Das sind wahrlich schöne Reden," sagte ein alter Mann, „doch ich sehe Weiberlist dahinter."

Aber niemand achtete sein, denn die Weiber hatten sich rund um den Tisch gesetzt. Ein jeder sagte: „Trink das, mein süßes Herzchen, das ist ein himmlischer Trank." — „Schenk ein, Nachbar, schenk ein, einen Guß solch süßen Trunkes." — „Wer gilt mehr denn ich? Ich bin der Herzog: habe gute Flasche und gutes Weib. Hurtig, Wein her! Heute soll es ein sonntäglich Getränk sein, diese artigen Weiblein wohl zu bewirten." — „Mut, ich habe zuviel zu trinken, ich will den Mond erobern, aber noch nicht allsogleich. Zur Stunde bleibe ich bei meiner viellieben Frau. Küsse mich, Liebchen."

— „Das ist nicht der Ort, vor soviel Leuten," gaben die Weiber zur Antwort. Und jede sprach zu ihrem Manne mit viel Liebkosungen und süßem Getue: „Komm nach Hause."

Die Zecher hatten nicht übel Lust, doch sie getrauten sich nicht, dieweil sich einer vor dem andern schämte.

Solches erratend, sprachen die Gevatterinnen vom Heimgehen.

„Schau, schau," sagte der alte Mann, „hatte ich es nicht gesagt? Sie wollen uns fort haben."

„Mit nichten, Meister," antwortete Wantje gar sanft, „aber bedenket, daß wir der starken Getränke noch nicht genugsam gewohnt sind, nicht einmal ihres Geruches. Derhalben, Meister, so wir an die frische Luft gehen müssen, so wollen wir euch doch nicht etwan erzürnen oder betrüben. Gott erhalte Euch fröhlich mitsammen."

Und also gingen die guten Weiber von hinnen.

IX. Worin man siehet, daß der gelahrte Thomas a Klapperibus wußte, was einen Zecher auf der Bank tanzen macht.

Also bei ihren Kannen und Schoppen allein sitzend, sahen sie einander verdutzt an und sagten: „Seh einer diese Weiber! Müßte man ihren Willen nicht allezeit demütiglich gehorchen? Unterwürfig scheinen sie, tyrannisch sind sie. Wem, Männlein oder Weiblein, fällt von Natur die Herrschaft in allen Dingen zu? Den Männern. Wir sind Männer. Lasset uns trinken. Und wir werden allzeit unsern Willen vollführen, und des ist jetzo, hier zu schlafen, so es uns gefällt."

Also redeten sie und taten gewaltig erbost, aber in Wahrheit gelüstete es sie sehr, bei ihren guten Weibern zu sein. Alsdann saßen sie eine gute Weile, ohne ein Wörtlein zu sagen. Etliche gähnten, andere machten mit dem Fuße Sohlenmusik, und viele rutschten auf ihren Bänken, gleich als wären sie voll spitziger Dornen.

Plötzlich ging ein junger Bürgersmann, erst kurz verheiratet, aus dem Saale und sagte, daß der Arzt ihm verboten habe, mehr denn sechsundzwanzig Schoppen Würzbier zu trinken, als welche er getrunken habe. Solches hörend, gaben alle vor, Schmerzen im Leibe, Reißen im Kopf, Melancholei oder Schleimsucht zu haben, und begaben sich flugs nach Hause, ausgenommen etliche alte Männer.

Und sie gingen in großer Hast, sich ihren Weibern zu gesellen. So ward erfüllet, was geschrieben stehet bei dem gelahrten Thomas a Klapperibus in dem großen Buche De Amore, sechstes Hauptstück, allwo es heißet, daß das Weib stärker sei denn der Teufel.

Schluß folgt.

Kiekindiewelt. Silhouette von Carlos Tips, Dessau.

Unser Prämienausschreiben

Mein liebstes Buch? Mein liebstes Bild? Mein liebstes Lied?

Einsendefrist abgelaufen

Mein liebstes Buch ist Otto Ludwigs ergreifender Roman „Zwischen Himmel und Erde". Es ist dieses ein Erziehungsbuch wie nur selten eines in der deutschen Literatur. Die herrliche Sprache Ludwigs, in welcher er Heimat- und Liebessehnsucht, Bruderliebe und Bruderhaß beschreibt, muß einen jeden Leser ergreifen. „Heimat! Was liegt in diesen beiden kleinen Silben! Was alles geht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft,...". Ludwigs Roman ist ein hohes Lied der Arbeit und zwar der gewissenhaften, sich ihrer Verantwortung bewußten Arbeit. Er versteht es mit meisterhaftem Geschick, uns dieses in seiner Erzählung klar zu machen: „die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken seine Leiter hängt, in den Tod stürzen".

Wunderbar vermag uns der Dichter die guten und schlechten menschlichen Eigenschaften zu schildern; und besser kann uns keiner den inneren Menschen zeichnen, wie er es tut. Zwei Brüder: aber trotz des gleichen Blutes, das durch ihre Adern fließt, grundverschiedene Naturen. Der eine, vorwärts strebend durch emsigen Fleiß, ein Vorbild der Rechtlichkeit; der andere, durch den ersten Betrug auf eine schiefe Bahn geführt, fällt immer tiefer, jede edlere Regung des Herzens wird von ihm, mit verbissenem Groll, niedergedrückt. Mit packender Natürlichkeit führt uns Ludwig das Seelenleben dieser beiden Brüder vor Augen.

Wie alle guten Bücher, so lese ich auch „mein liebstes Buch" nicht nur einmal, sondern zweimal und noch öfter, und stets kommt mir mehr zum Bewußtsein, was der Verfasser sagt: „Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt".

Einsender: Friedrich Lehmann, Eisenbahnarbeiter in Eschede.

Mein liebstes Buch

Es war auf einer Reise. Mir graute vor der Eintönigkeit der Fahrt und es tat mir leid um den verlorenen Tag. Aber ich fand eine Reisegefährtin, die mir den Tag der Reise zu einem Tag persönlichen Erlebens machte. Stark, fast von männlicher Kraft war ihr Geist, aber das Gemüt von einer Tiefe und Einfachheit, die nur einer Frau eigen sind. Ihre volltönende Stimme schmeichelte sich mir ins Herz und umwob mir die Sinne. Farbenprächtig schillernd, märchengleich, wie Tausend und eine Nacht, waren ihre Schilderungen und doch alle im hohen Norden empfangen und geboren. Lose aneinandergereiht, episodenhaft zogen die Bilder an mir vorüber, aber man fühlte in ihnen allen die eine Quelle der kraftvollen Persönlichkeit und des Genies. Männer und Frauen von echter Menschlichkeit waren es, denen sie Gestaltung lieh. Sie ließ mich in Menschenherzen von wahrhafter Größe und Kindlichkeit sehen, zeigte mir ihre Schwächen und tiefsten Abgründe. Es war Selma Lagerlöf, die in ihrem Gösta Berling zu mir sprach.

Einsender: Frau Sofie Steiner, Deckenbach.

Mein liebstes Buch

Man hat oft Tage und Stunden, wo es einem ist, als wandele man mit trunkenen Augen durch eine märchenschöne Gegend und höre ein Singen und Klingen ringsum. Das ist wohl so, wenn die Seele Feiertag hat und einmal das Vergessen all des kleinlichen Krams als schönes Geschenk einem in den Schoß legt. In solchen Zeiten greife ich nach einem Buch, das meine Feiertagsstimmung erhöht, das mich fortträgt über eine lachende, sonnige Welt. „Alltag und Sonne" von Cäsar Flaischlen. Mir hat noch kein Buch eine so tiefe Freudigkeit und Stille ins Herz gegeben, als diese Prosagedichte des großen Schwaben. Es ist ein Buch, das die Seele froh macht, das erzählt, daß es da draußen noch Dinge gibt, die viel, viel schöner sind als die schwarzen und rußdurchtränkten Großstadtstraßen. Es ist eine Predigt des Schönen in Natur und Liebe, ein Buch, geschrieben zum Sich-froh-machen! Mögen es recht viele in diesem Sinne lesen!

Einsender: Hermann Gerstmayer, Kaufmann, Stuttgart.

Mein liebstes Bild

Böcklin: Triton und Nereide

Komm, laß die Räder wirbeln, und laß die Feuermale einer zermürbenden Kultur zum Himmel flammen: Wir wollen wandern weit hinaus, wo auch ihr letzter Hauch verfliegt.

Nun still! — Wir stehen an der Wiege all der Wesen, die lichtbegierig aus den Fluten stiegen. Fühlst du es nicht, wie dir der Brandung Tosen ein starkes Trutzlied in die Seele singt? — Dort ragt aus weißen Wellenkämmen ein nackter, brauner Fels. Doch Leben trägt er, überbrausendes Leben! Sie fühlten beide seinen Drang: das Weib, das dort die weichen, weißen Glieder wohllüstig in dem Lichte dehnt, der zottige Gesell vorn an dem Klippenrand, der all die tolle Lebensfreude ausklingen läßt im vollen Schalle seines Muschelhorns. Was kann uns schrecken, die wir in dem Mark der Schöpfung wurzeln? Wir schlingen unsern sichern Arm um die Gefahr und lächeln! Und sieh! Das grünschillernde Ungeheuer fügt sich willig unsrer Macht, der sieghaft, jugendlichen Lebenskraft.

Einsender: Albert Maurer, Lehrer, Bornich.

Aus der Jahreszeit

Anbetung

Von Heinrich Scheuer

O, ihr gütigen, sonnigen Feiertage!
ihr Befreier von drückender Arbeitsplage!
wie danken wir euch!

Harter Mühe in dumpfen Räumen verpflichtet,
gebückten Leibes, oft zerrieben, vernichtet;
o, wie leiden wir schwer!

Dann streuet ihr, ihr Feierstunden,
linden Balsam unsren tiefen Herzenswunden;
ihr sonnigen Helfer!

Voll froher Erwartungen eilen wir fort,
wir streben nach Süd, wir sehnen nach Nord;
wir glücklichen Wandrer!

Alte Wälder schenken uns gütigen Schatten,
zum Rasten laden freundliche Matten;
Ruhspenderinnen!

Jedes Pflänzchen, jedes Tierchen scheint eine Pflicht;
aus allem dringt tiefe, tiefe Zuversicht;
ein geheimnisvoll Weben!

Dieses Werden der Dinge im kleinsten Kreise!
dieses Weben und Wirken in rastloser Weise!
ein unendliches Schaffen!

In all diesem Sehnen zu höchster Blüte
erkennen wir dich, du alleinende Güte!
dich, waltende Kraft!

O Allnatur, ewig spendende Schöpfung!
wie fühlen wir dich in Bewunderung!
o, wir Seligen!

Im Volksdienst

Staatskunst und Lebenskunst

Von Theodore Roosevelt

Zur Einführung

In der Sammlung „Bücher der Türme", Verlag Karl Curtius, Berlin, ist ein Band von dem früheren amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt: Staats- und Lebenskunst, erschienen, eine Zusammenstellung von Zitaten aus seinen Reden und Botschaften. Ein bemerkenswerter Unterschied zwischen deutschen und amerikanischen Staatsmännern scheint zu sein, daß die deutschen Politiker in Rede und Schrift vorwiegend Politisches von sich geben; ihre Denkart, ihre Sprache ist so fachmännisch zugespitzt, daß nur der politisch geschulte Bürger, der etwa aus Vereinen diesen Ton kennt, sie versteht. Gehen wir nach Frankreich, England, Amerika, so finden wir eine andere Art der politischen Aussprache, am stärksten drüben in der neuen Welt: wir finden den politischen Ton zurückgedrängt und eine menschliche Sprache herausgekehrt. Das geht so weit, daß die jeweiligen neuen Staatsmänner in ihren ersten Reden die früheren in Menschheitsprogrammen zu übertrumpfen suchen. Roosevelts Art zu reden ging in dieser Hinsicht bereits überraschend weit. Er sprach Dinge aus, die wir uns von deutschen Politikern nicht gesagt denken können. Wenn bei uns ein Parteimann Schilderungen menschlicher Verhältnisse, kritische Betrachtungen oder Zukunftsträume einflicht, so sind das Verzierungen; wenn einer einmal eine Rede oder Schrift ganz auf menschlichen Fragen aufbaut, wie etwa ein Kerschensteiner bei Erziehungsfragen oder ein Naumann bei sozialen Fragen, dann hört man ihm andächtig zu und hält ihn hintennach ein bischen für einen Schönredner. Die Partei, deren Programm zugleich Menschheitsprogramm ist, ist zum Teil gerade dessentwegen am schwierigsten daran. Anders in Amerika, wo führende Staatsmänner utopistische Programme entwickelt haben, die weit über unsern engen deutschen politischen Horizont hinausgehn. Roosevelt wurde — ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt — wegen seiner Bereitwilligkeit auf solche Dinge einzugehen, schließlich viel und heftig angegriffen. Aber schon ist drüben ein neuer Staatslenker da, der gewählt zu sein scheint, weil der größere Teil der amerikanischen Wähler nach solchen ganzen und vollen Menschen verlangt, die im Menschlichen Bescheid wissen. Man vergleiche die von uns gedruckte Antrittsrede Wilsons. Wir können uns nicht mit Politik befassen, für uns ist lediglich dieser eine Gesichtspunkt bedeutungsvoll, daß man anderwärts auch in der Politik das sucht, was wir in der Lese anstreben: zu finden, was menschlich weiter trägt. Daher im folgenden einige kleinen Proben. Die genannte Sammlung beschäftigt sich mit allen Gebieten: Erziehung und Unterricht, Spiel und Sport, Bürgertum, Arbeit und Erfolg, Handel und Industrie, Staat und Gesellschaft, Regierung, Rechtspflege, praktische Moral. Ueberall Staatskunst unter dem Gesichtspunkt der Lebenskunst betrachtet und angewendet. G. M.

Familie und Kinder

Brotverdiener und Hausfrau

Wenn ein Mann ein guter Bürger sein soll, so muß er vor allem ein guter Brotverdiener, ein gu-

ter Gatte, ein guter Vater sein — hoffentlich der Vater vieler gesunder Kinder, ebenso wie es die erste Pflicht der Frau ist, eine gute Hausfrau und Mutter zu sein. Die Geschäftspflichten, die häuslichen Pflichten, die Pflichten gegen die Familie kommen zuerst. Das Ehepaar, das viele gesunde Kinder erzieht und viele Söhne und Töchter hinterläßt, die geeignet sind, auch ihrerseits wieder gute Bürger zu werden, erwirbt sich um den Staat ein hervorragendes Verdienst.

Rede in Bangor, 27. August 1912.

Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen

Es ist sehr zu wünschen, daß verheiratete Frauen nicht in Fabriken arbeiten. Die erste Pflicht des Mannes ist, zu arbeiten und der Brotverdiener zu sein; die erste Pflicht der Frau ist, die Mutter, die Hausfrau zu sein. Alle Tarif- und Finanzfragen schrumpfen zu völliger Bedeutungslosigkeit zusammen, wenn man sie mit der gewaltigen, ungeheuer wichtigen Aufgabe vergleicht, zu versuchen, die Verhältnisse so zu gestalten, daß die beiden Pflichten des Mannes und der Frau unter lediglich günstigen Umständen erfüllt werden können.

Botschaft an den Kongreß, 6. Dezember 1904.

Die Kinder bestimmen die Zukunft

Wenn ein Volk nicht eine Menge Kinder hat, oder wenn die Kinder nicht heranwachsen, oder wenn sie, nachdem sie herangewachsen sind, zurückgeblieben oder lasterhaft an Geist sind, so geht es mit diesem Volke bergab, und kein Anhäufen von Reichtum, kein Glanz vorübergehenden materiellen Wohlstandes kann irgendwie als Ausgleich dienen.

Botschaft an den Kongreß, 6. Dezember 1904.

Das Zweikindersystem

Wenn die Familien im Durchschnitt nur zwei Kinder hätten, so würde die Bevölkerung des Staates in seiner Gesamtheit so schnell abnehmen, daß er in zwei bis drei Generationen — ganz mit Recht — dem Aussterben nahe wäre, so daß die Leute, die nach dieser niedrigen und selbstsüchtigen Lehre gehandelt haben, anderen mit tapfereren und kräftigeren Idealen Platz machen würden. Ein solches Ergebnis wäre auch in keiner Weise zu bedauern, denn ein Volk, das solche Lehren in die Tat umsetzte, d. h. ein Volk, das Rassenselbstmord verübte, würde dadurch überzeugend beweisen, daß es unfähig ist, sein Leben zu fristen, und daß es besser daran tut, Leuten Platz zu machen, die die Grundgesetze ihres Daseins nicht vergessen haben.

Rede in Washington, 13. März 1905.

Elternpflicht

Ich würde von jedem Mann schlecht denken, der nicht den Wunsch hegte, seine Kinder materiell besser und nicht schlechter gestellt zurückzulassen als er selbst war. Ich würde die Empfindung haben, daß er ihnen gegenüber sonst nicht seine Schuldigkeit getan hat; und wenn er an seinen eigenen Kindern nicht seine Pflicht erfüllen kann, so wird er sie an niemand sonst erfüllen.

Rede in New-York, 14. Februar 1905.

Kinderarbeit

Die Schrecken, die mit der Beschäftigung von Kindern in Fabriken oder irgendwo bei der Arbeit verbunden sind, sind ein Schandfleck unserer Zivilisation.

Botschaft an den Kongreß, 3. Dezember 1906.

Die verantwortungsvolle Arbeit der Frau

Keine gewöhnliche Arbeit, die ein Mann verrichtet, ist so schwer oder so verantwortungsvoll wie die Arbeit einer Frau, die eine Schar kleiner Kinder aufzieht; denn an ihre Zeit und Kraft werden nicht nur zu jeder Stunde des Tages, sondern oft auch zu jeder Stunde der Nacht Anforderungen gestellt. Sie muß vielleicht Nacht für Nacht wachen, um ein krankes Kind zu pflegen, und doch bei Tag die Pflichten ihres Haushalts ebensogut weiter besorgen; und wenn die Mittel der Familie nur spärlich sind, muß sie sogar ihre seltenen Feiertage gewöhnlich genießen, indem sie die ganze Kinderschar mitnimmt. Die Qualen der Geburt machen alle Männer zu Schuldnern aller Frauen. Unser Mitgefühl und unsere Achtung verdienen vor allem die mühsam ringenden Frauen unter denen, die Abraham Lincoln die „einfachen Leute" nannte und die er so liebte und denen er vertraute; denn diese Frauen führen ihr Leben oft auf den einsamen Höhen stillen, sich selbst aufopfernden Heldentums.

Rede in Washington, 13. März 1905.

Ehrfurcht vor der Mutter

Nur einen meiner Mitbürger gibt es, vor dem ich schneller an den Hut fasse als vor dem Soldaten, und das ist die Mutter; denn ich glaube, daß sie es schwerer hat. Die Mutter, die eine Schar Kinder in rechter Weise erzogen hat, hat auf größere Achtung Anspruch als irgend ein anderer Mensch im Staate.

Rede in San Antonio, 7. April 1905.

Praktische Moral

Das Leben eine Höhenwanderung

Man hört die Leute oft so reden, als ob das Leben dem Emporklimmen auf eine Bergspitze zu gleiche. Dem ist nicht so. Das Leben ist gleichsam eine Wanderung, die einen Höhenkamm entlang führt. Zur einen Seite gähnt die Schlucht der Untätigkeit und Trägheit, auf der anderen die der Lasterhaftigkeit und Verderbtheit, und es nützt nichts, der einen entgangen zu sein, wenn man die andere hinabstürzt.

Rede in der Schule zu Groton, 24. Mai 1904.

Sich in Verhältnisse schicken

Es hat nur wenig Zweck, wenn man bedauert, daß die Dinge sich anders gestaltet haben, als wir es gern gesehen hätten. Wir müssen vielmehr die Verhältnisse ins Auge fassen, wie sie sind, und versuchen, ob wir ihnen nicht die beste Seite abgewinnen können, die sie haben.

Rede in der Musikhalle zu Boston, 25. August 1902.

Ein starker Charakter

Ein gesunder Körper ist gut, ein gesunder Geist ist besser, aber ein starker und reiner Charakter ist besser als beides.

Rede in der Schule zu Groton, 24. Mai 1904.

Die Unvollkommenheit des Menschen

Jeder kennt die Versuchungen, die in dieser Welt an uns herantreten. Gelegentlich gleitet jeder aus. Ich erwarte keine Vollkommenheit, aber ich erwarte das ernste, ehrliche Streben, anständig und rein zu sein in Gedanken, Worten und Werken.

Rede in Oyster Bay, 16. August 1903.

Pflichterfüllung

Ich verlange von euch die ehrliche, ernste Pflichterfüllung in all den kleinen Dingen, die sich Tag für Tag im Geschäft, im häuslichen Leben, überall einstellen; wenn ihr so in den unbedeutenderen Dingen eure Schuldigkeit getan habt, so weiß ich, daß ihr auch heroischen Anforderungen gewachsen sein werdet, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet.

Rede in der Universität Kalifornien, 14. Mai 1905.

Jeder muß arbeiten

Jeder von uns muß, wenn er sich nicht damit begnügen will, eine bloße Last auf Erden zu sein, danach streben, die Arbeit seines Lebens mit ganzem Herzen zu verrichten.

Rede in Bangor, 27. August 1902.

Die Arbeit ein Vorrecht

Die Möglichkeit zu arbeiten, die Pflicht zu arbeiten ist nicht eine Strafe, sondern ein Vorrecht.

Rede in der Peter Pauls-Kirche, Mount St. Alban, Washington, 25. Oktober 1903.

Wer nicht arbeitet, ist zu bedauern

Ich bedaure keinen Mann, der harte Arbeit leistet, wenn sie der Mühe wert ist. Ich bewundre ihn. Ich bedaure das Geschöpf, das nicht arbeitet, auf welcher gesellschaftlichen Stufe es seiner Ansicht nach stehen mag.

Rede in Chattanooga, 8. September 1902.

Träumen und handeln

Der Mann, der am meisten leistet, muß auch ein großer Träumer sein. Wenn dem Traum natürlich nicht die Tat folgt, so ist es ein Quark; er hat nur dazu gedient, den Mann von der Arbeit abzulenken. Aber eine große Tat, eine Tat, die wirklich groß ist, kann nicht stattfinden, wenn das Gehirn des Mannes nicht imstande ist, große Gedanken zu denken, große Träume zu träumen.

Rede in der Clark-Universität, Worrester, 21. Juni 1905.

Die Pflicht gegen den Nächsten

Die Pflicht gegen sich selbst und gegen die Familie schließt die Pflicht gegen den Nächsten nicht aus. Jeder von uns, ob reich oder arm, kann seinem Nachbarn bisweilen helfen, und wenn er dies tun soll, so muß er mit ihm in Berührung kommen und mitempfinden. Jeder Versuch, der die Menschen näher zusammenbringt, um unter denen, deren Lebensweg unter gewöhnlichen Umständen ein ganz verschiedener ist, ein besseres Verständnis herbeizuführen, ist willkommen. Das Gute, das daraus entsteht, ist wahrscheinlich für beide Teile gleich groß; es kommt dabei nicht darauf an, wer von beiden anscheinend dem anderen hilft.

Rede in Bangor, 27. August 1902.

Materialismus und Idealismus

Es ist sehr gut, wenn man für die materielle Seite des Lebens sorgt. Wir müssen vor allem unser materielles Wohl im Auge haben. Wenn wir dieses nicht als Grundlage besitzen, können wir keinerlei höheres Leben erbauen. Aber wir werden ein elendes, schmutziges Leben führen, wenn wir unsere ganze Zeit nur darauf verwenden, unsere materiellen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn der Ausbau der Eisenbahnen, der Fabriken, die Industriezentren nichts weiter bedeutete als eine Vermehrung der Produktionswerkzeuge und eine Erhöhung der fieberhaften Hast, mit der jene Werkzeuge benutzt werden, so läuft der Fortschritt nur auf eine Kleinigkeit hinaus. Wenn aber die Entwicklung unseres materiellen Wohlstandes als Grundlage dienen soll, auf der wir höheres, reineres, vollkommeneres, besseres Leben aufbauen, dann steht es allerdings gut um den Staat. Wenn mit der Zunahme unseres Reichtums, sogar in noch höherem Maße, auch die Klugheit wächst, so hat der Reichtum die Berechtigung seines Daseins reichlich erwiesen. Wenn der Gewerbefleiß, die Geschicklichkeit, die Ausdauer derer, zu denen ich hier spreche und ihrer Mitbürger nichts weiter zur Folge hat als das selbstsüchtige Verlangen, daß jeder soviel wie er kann von den materiellen Freuden für sich zu ergattern sucht, so ist der Ausblick in die Zukunft in der Tat ernst, so sind die Vorteile, im zwanzigsten Jahrhundert zu leben, umgeben von all unseren modernen Verbesserungen, unseren modernen Symbolen des Fortschritts, wirklich nur gering. Aber wenn wir aus jeder neuen Entwicklung auf dem Wege des materiellen Fortschritts eine Stufe zu neuer Entwicklung auf dem Gebiete des moralischen und geistigen Fortschritts machen wollen, sind wir zu beglückwünschen.

Rede in Topeka, 1. Mai 1903.

Schalksecke

Altdeutsche Predigt

So lang es lebet ist ain schwein
zu nirgends etwas guet,
es singt nit als ain vögeleyn,
nit mucken fangen tuet.
Nit als ein roß und rind
ziecht es im karren geschwind,
fangt mäuß nit als ain kätzeleyn,
nit schönes bey ihm findt.

Es gibt nit milch, es gibt nit woll
als schaf und als ain ku,
nit als ain hund es nützet wol
und bellt auch nit darzu.
Nit zu erfrewen weiß
als rotbrüstlin und maiß;
als erst gebracht zur todesru
da nützet es mit fleiß.

Da frewet sich ein yedermann
der würst und kutlen fein;
man schicket sie soviel man kan,
die nachbarn ladet ein
und schlemmet spat und frü
ain braten und ain brüh
und lasset alle sorgen gan,
als man den nutzen zieh.

Der mensch, so reich und geizig ist,
der wird nit gar gelibt,
und nyeman sein gern genißt,
im leben er nit gibt.
Doch wenn er ainst gestirbt,
des erbß man dann erwirbt,
wie kutlen tailet es zur frist;
das guot nit mer verdirbt.

Den frembden menschen tailt zur weil
man das vermachte guot,
der kirch und klöstern auch zum hayl,
spitalen schenken tuet. —
So komt zu seiner stell
das guot und gat nit fel;
darzu dem teufel wird sein tail:
des geizigen sein seel.

Nach Johann Geiler
von Kaisersberg
(1478—1510)
Volksprediger in Straßburg i. E.
von
Richard Peter

Wegweiser der Lese

Bücherbriefe

XIII

Ich wollte es für den Herbst aufsparen, wenn die langen Abende kommen, an denen der einsame Mensch wie auch der Familienkreis ein wertvolles Werk braucht zum Lesen oder Vorlesen — der Bedachtsame sucht sich für jedes Jahr ein ganz wichtiges, großes Buch, um einige Monate darin zu leben, um eine ernste weittragende Geistesanregung zu haben —; doch kann man sich ein solches Werk ja auch mit in die Ferien nehmen, um sich in der freien Natur darein zu versenken. Darum, und auch weil es mir Freude macht die schöne Entdeckung bald mitzuteilen, will ich heute schon dankbar und freudig berichten, daß ein neues großes Werk über Goethe erschienen ist, von Houston Stewart Chamberlain, Verlag F. Bruckmann A. G., München. Es ist bei der überaus reichen Goethe-Literatur schwer, ein neues Fundamentalwerk über diesen seltenen großen Menschen und Dichter zu schreiben. Chamberlain hat es doch fertig gebracht, etwas ganz Neues zu schaffen. Wir besitzen bereits das in seiner Art unerreichte Goethe-Werk von Bielschowsky. Doch ist dieses noch vom Standpunkt des Forschers aus gegeben. Chamberlain hat die Forschung überwunden. Er gibt die Menschendarstellung, er zeichnet den Weltweisen. Er hebt zum ersten Mal, so rein und schlackenfrei wie noch keiner es bisher getan hat, die Persönlichkeit Goethe heraus. Er hat in seiner Darstellung Philologie, ästhetische Erörterung, kurz, das ganze Rüstzeug des Gelehrten, weit unter sich gelassen. Wir begreifen, wenn er im Vorwort sagt, daß er das Buch recht eigentlich für sich selber geschrieben hat. Nur ein großer kongenialer Mensch konnte ein so umfassendes und tiefes Buch geben. Das Werk ist mit hingebender Liebe und mit großem Stolz geschrieben. Man spürt in dem Verfasser einen Mann, der selber große Kultur besitzt. Der Stil ist hinreißend, bei allem Geist klassisch einfach. Der Verfasser wollte Goethe als vorbildlichen Menschen gestalten; er wollte sein Bild restlos zur Lichtgestalt verklären: damit Mitwelt und Nachwelt ein Vorbild deutscher Menschwerdung haben. Und das ist ihm so gelungen, daß auch der einfache Mensch, der nach Veredlung strebt, hier für sein ganzes Leben erleuchtende Aufschlüsse findet. Das große, über 700 Seiten starke Werk hat eine schlichte Einteilung: das Leben, die Persönlichkeit, der praktisch Tätige, der Naturforscher, der Dichter, der Weise.

G. M.

Schattenrißkunst

Die Schattenrisse dieses Heftes sind teils von dem Kunstmaler und Graphiker Carlos Tips, teils von Heinrich Wolff, Professor an der Kunstakademie in Königsberg in Preußen. Wir verdanken die Bilder beider Künstler der Zeitschrift „Die Kunstwelt", Monatsschrift für die bildende Kunst, einem überaus reichhaltigen, gediegenen, führenden Kunstblatte. Wir brachten früher schon Schattenrisse, auch eine Anleitung zum Schneiden (vergl. Nr. 12 u. 15, 1912). Diese neuen Silhouetten zeigen deutlich zwei ganz verschiedene Auffassungen. Carlos Tips geht auf den einfachen populären und klassischen Schattenriß hinaus. Wir konnten leider andere Silhouetten von ihm, Wandbilder auf buntem Hintergrund, z. B. in pompejanischem Rot, nicht reproduzieren. Heinrich Wolff sucht malerische Bilder zu schneiden, er erobert gleichsam das Landschaftsbild, das Gemälde für die schwarze Kunst. Er schreibt uns, daß dies nur ein paar Proben aus seiner reichen Silhouettenmappe sind, die er erst später fertig machen kann. Er ist zur Zeit mit einer großen dekorativen Silhouettenarbeit, der Ausschmückung eines Eßsaales für Arbeiter beschäftigt. Er stellt uns über diese Kunst die folgenden Ausführungen zur Verfügung:

*

„Die wiedererwachte Silhouettenkunst hat, wie das für unsere Zeit bezeichnend ist, sofort auch die Theoretiker beschäftigt. Was die Silhouette „eigentlich" solle und dürfe und wo die „wahre", die „reine" Silhouette liege — das alles schien mindestens so wichtig, als die einfache Genußfreude von den neuen Schöpfungen auf diesem Gebiete. Nun wüßte ich wirklich nicht, zu welchen Stilgesetzen ein Name verpflichten könnte, der seine Existenz nur französischer Spottlust verdankt, denn Herr de Silhouette war nichts sonst, als ein recht sparsamer Finanzminister. Doch kann man natürlich gut deutsch von „Schattenbildkunst" reden und alles verdammen, was hier nicht völlig nur auf reine Darstellung von Schattenbildern sich beschränkt. Was solcher Reinigung alles zum Opfer fallen würde, ist den Fanatikern wohl selten klar. Von den griechischen Vasenbildern an bis zu den Silhouetten der Goethezeit, bis zu Fröhlich und dem soeben gestorbenen Wilh. Böhler finden die Sünden gegen die „Reinheit" des Schattenbildes kein Ende. Und es genügt vielleicht, sich einmal klar zu machen, wie bald alle Landschaftsdarstellung sterben müßte an der Forderung des absoluten Schattenbildes.

Wichtiger als solche Gesetze erschien es mir von vornherein, wieder zum Schneiden der Silhouetten anzuregen. Mag man also meine eigenen Arbeiten Schattenbilder nennen oder nicht — Scherenschnitte sind sie gewiß. Und was mich an den vielen, seither allenthalben entstandenen Arbeiten vor allem freute, ist, daß der Reiz des Schneidens wieder erkannt wurde. Doch will ich daraus nun keineswegs Gesetze meinerseits konstruieren. Mögen andere ihre Silhouetten nur zeichnen oder mögen sie gar in der farbigen geschnittenen Silhouette den höchsten Gipfel erkennen, — die Wirkungs- und Verwendungsmöglichkeiten dieser Kunst für unser heutiges Leben sind noch so wenig zu übersehen, daß man keinesfalls gleich Bretterzäune errichten sollte."

Gedenktafel

Am 10. Juli 1792 wurde der englische Romanschriftsteller Frederik Marryat geboren. Seine Reisegeschichten zur See haben vor allem den Beifall der Jugend gefunden. (Einige Werke von ihm sind auch in Reclams Universalbibliothek zu haben.)

Am 11. Juli 1857 kam der Dichter Georg Stolzenberg zu Berlin zur Welt.

Am 12. Juli 1536 starb in Basel Erasmus von Rotterdam, einer der bekanntesten Humanisten des Mittelalters.

Am 12. Juli 1862 wurde zu Jessnitz in Anhalt der Dichter Hermann Conradi geboren. Er kann als Typus der modernen Dränger gelten. Berühmt sind seine „Lieder eines Sünders".

Am 12. Juli 1874 starb in Eisenach der plattdeutsche Dichterhumorist Fritz Reuter.

Am 13. Juli 1816 wurde zu Kreuzburg in Schlesien der Romanschriftsteller Gustav Freytag geboren.

Am 15. Juli 1875 wurde zu Berlin der Dichter Wilhelm von Scholz geboren.

Am 15. Juli 1862 kam der Dichter Ludwig Fulda in Frankfurt a. M. zur Welt. Er hat sich besonders als Uebersetzer Molières und Rostands einen Namen gemacht.

Am 16. Juli 622: Hedschra, Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, Beginn der mohammedanischen Zeitrechnung.

Am 16. Juli 1890 starb in Zürich der schweizerische Dichter Gottfried Keller.

Am 16. Juli 1664 starb in Glogau Andreas Gryphius, der Verfasser von „Horribilisribrifax" und „Herr Peter Squenz".

Am 18. Juli 1811 wurde der hervorragende englische Humorist William Makepeace Thackeray geboren. Weltberühmt wurde von seinen zahlreichen und vielfach übersetzten Romanen in erster Linie sein „Jahrmarkt des Lebens". (Auch bei Reclam erhältlich.)

Am 18. Juli 1864 wurde die Dichterin und Schriftstellerin Ricarda Huch zu Braunschweig geboren.

Am 18. Juli 1875 starb in Wien Johann Gabriel Seidl, der Dichter manches volkstümlichen Liedes.

Lesepost

Aus der Lesegemeinde. Wir bekamen schon öfter interessante Belege in die Hand dafür, wie die Lese im Stillen wirkt und welche Wege unsere Anregungen gehen. Kürzlich sandte uns ein guter Freund wiederum ein solches Zeugnis. Da hat man in einem Haus eifrig die Lese gelesen, dann haben sich Freunde dazu gefunden, und es dauerte nicht lange und der junge Sohn des Hauses hatte einen ganzen Kreis beisammen. Gesangfrohe Familienmitglieder sind bereit vorzusingen, unter den Freunden finden sich Rezitatoren, und der Sohn des Hauses gibt, mit ordnender Hand, dem Ganzen Sinn und Ziel. Wir sind gar nicht böse, wenn man uns solche Veranstaltungen mitteilt und schildert, Programme einsendet, Auskünfte einholt — im Gegenteil, wir freuen uns über Anregungen, die hieraus nach anderen Seiten entstehen. Wir bringen im Folgenden ein solches Programm und wollen auch den Namen des jungen Lesefreundes nicht vergessen: es ist Hans Franke jr. in Lelpzig.

Thema des Abends, der Jahreszeit entsprechend: Lenz und Liebe in der deutschen Lyrik von Goethe bis zur Gegenwart. Begrüßung durch den Hausvater; einleitender Gesang: „Die linden Lüfte" von Uhland; Ansprache des jungen Veranstalters; Rezitationen: Goethe: „Mailied"; Heine: „Im wunderschönen Monat Mai"; Mörike: „Er ist's"; dann Frühlingslied von Mendelsohn; dann wieder Vorträge: Lenau: „Liebesfeier": Eichendorff: „Entschluß"; „Frühlingsgruß"; C. F. Meyer: „Lenzfahrt"; Kuh: „Der Lenz geht um"; Leuthold: „Der Lenz ist da"; Greif: „Verträumter Frühling", „Erster Mai"; Heyse: „Vorfrühling"; Bierbaum: „Frühlings Zuruf"; Falke: „Das Birkenbäumchen", und (freundlicher Welse) Muschner: „Im März". Pause. II. Teil: 1. Rezitationen: Aus Hölderlins „Hyperion"; 2. Gesang: „Bei dem Glanz der Abendröte" (Goethe); 3. Rezitationen: Goethe: „Rastlose Liebe"; Mörike: „Das verlassne Mägdlein"; Falke: „Märchen"; Geißler: „Gib acht"; 4. Gesang: „Leise zieht durch mein Gemüt" (Heine); 5. Rezitationen: Goethe: „Willkommen und Abschied"; Rückert: „Aus dem Liebesfrühling"; Heine: zwei Gedichte; Greif: „Jugendliebe"; Jordan: „Erklärung"; Liliencron: „Einen Sommer lang"; Schönaich-Carolath: „Einmal noch"; Eulenberg: zwei Sonette; 6. Allgemeiner Gesang: „Noch ist die blühende goldene Zeit" (Otto Roquette).

Wir erinnern an unsere Sondernummern, z. B. Flaischlen, Dehmel, oder an unsere Zyklen, z. B. „Wie es im Volke dichtet", die sich ebenfalls zu Programmen eignen. Ferner: wenn solche Kreise sich zusammen eingeübt haben, dann, wenn irgend möglich, hervortreten und die Veranstaltung vor einfachen Leuten wiederholen. Denn das ist unser eigentlicher Wunsch: Fruchtbarmachung unserer Bestrebungen im Volke.

An die Manuskripteinsender: Wir bitten vor Einsendung größerer Manuskripte erst anzufragen, oder allenfalls dieser Anfrage höchstens 10 oder 20 Probeseiten zuzufügen. Rückporto nicht vergessen!

Auf verschiedene Anfragen: Auch die Lese wird im Herbst eine Nummer zur Jahrhundertfeier bringen. — Sondernummern werden zunächst Emil Ertl und E. G. Kolbenheyer gewidmet.

P. B. in L.: Sie fragen nach einem Kalender, der alle Gedenktage enthält. Ein mustergültiges Werk gibt es da noch nicht. Der Literaturkalender von Kürschner enthält alle lebenden Schriftsteller. Der Kalender „Kunst und Leben", Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, bringt einige Daten; mehr der neue „Volksbildungskalender" von Karl Maußer, ebenfalls Berlin-Zehlendorf; beachtenswert ist auch Meyers „Historisch-geographischer Kalender", im Verlage des Bibliographischen Institutes. Die Lese bringt die Gedenktage wöchentlich voraus.

E. K. in Leipzig: Auf Ihre Anfrage in Nr. 21 sind bei uns die nachstehenden Zuschriften eingelaufen.

Friedrichsfeld, Baden, 31. 5. 1913. Wenn Sie genügend Ausdauer, Lust und Liebe zur Sache haben, kann es nichts besseres als die Touss.-Langenscheidtsche Methode geben. Ich selbst habe auf Grund dieses Werkes mein Examen abgelegt und mit gut bestanden. Lassen Sie keinen Tag ohne Übung — Vergnügen beiseite — und legen Sie den ersten Brief nicht eher weg, als bis er wie das A B C sitzt, dann geht es gut. Die Geduld nicht verlieren und Ausdauer üben. Zu weiteren Auskünften gerne bereit.

Hochachtungsvoll Rein. Richter.

Erlangen am 1. Juni 1913. Ich kann Ihnen die Methode Toussaint-Langenscheidt mit gutem Gewissen aus eigener Erfahrung unter folgenden Voraussetzungen empfehlen:

a) Ausdauer und Willenskraft
b) gutes Gedächtnis
c) strikte Befolgung aller in dem Lehrgange angegebenen Anweisungen. Wenn Sie auch noch so unbedeutend und nebensächlich erscheinen. Ich habe durch diese Methode französisch fließend sprechen gelernt; nach einem Studium von 120 Tagen begab ich mich nach Frankreich, wo ich meiner straffen Aussprache wegen Beifall errang. Während meines Studienaufenthaltes in Frankreich (2 Semester) konnte ich immer und immer wieder die Vorzüglichkeit der Methode erfahren.

Hochachtungsvoll ergebenst Siegfr. Grienbaum,
stud. phil. et rer. pol.
z. Zt. Nürnberg, Solgerstraße 3/1, links.

Haben Sie den ernsten Willen, eine fremde Sprache zu lernen, dann vertiefen Sie sich in den ersten (Gratis)-Brief der Methode Toussaint-Langenscheidt; Sie werden dann den einzig möglichen, lebendigen Beweis in sich dafür finden, daß diese Methode unerreicht ist. Man muß etwas derartiges erst einmal selbst erlebt haben, um es überhaupt für möglich zu halten.

Abgesehen von der nicht zu übertreffenden Reichhaltigkeit des gebotenen Materials, werden die Fähigkeiten und Kräfte des Schülers zur Bewältigung desselben in einem organisch aufgebauten System zu einer natürlichen Entfaltung gebracht, wie es wohl von keiner anderen existierenden Methode erreicht wird. — Wer nur die Willenskraft hat, den ersten Brief durchzuarbeiten, der muß dies wundervolle Werk lieben, das ihn nicht nur zum notdürftigen Radebrechen der Sprache bringt, sondern so in die Seele des betreffenden Volkes führt, daß er die Sprache aus der Volksseele heraus denkt und spricht. Eine Lehre, die im wahrsten Sinne zum Leben wird.

Ich kann Ihnen die Lehrmethode T.-L. (und besonders den französischen Lehrgang) empfehlen, wenn auf enthusiastische Weise, so ist das auf die in jeder Beziehung befriedigenden Resultate zurückzuführen, die mir das Studium der Briefe gebracht haben. E. v. d. W., Leipzig.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Unser Prämienausschreiben. — Bücherbriefe. — Schattenrißkunst. — Gedenktafel.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese - Verlag - G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 29 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Wie Horant so süße sang

's war einst ein Sommerabend und über Heid und Meer
zog still der Mond herüber mit seinem Sternenheer;
da saß im Tor des Schlosses auf einer steinernen Bank
Horant von Dänemarke, der kühne Held, und sang.

Er lockt' aus seinem Munde den Klang so süß hervor,
daß es wie Zauber erfaßte der Leute Herz und Ohr;
ja also hehr und herrlich war seiner Töne Sieg,
daß selbst davon im Walde das Lied der Vögel schwieg.

Als nun die Nacht verschwunden, beim frühen Dämmerschein
hub Horant an zu singen, so daß im nahen Hain
die Vögelein vergaßen zu singen den Morgensang
und jeder Schläfer hastig von seinem Bette sprang.

Die Hirsche ließen horchend im Walde die Weide stehn,
im Gras lag's Gewürme, als könnt's nicht fürder gehn,
die schillernden Fische tauchten aus ihrer Flut hervor,
ja selbst die Bäume neigten ihr grünes Blätterohr.

Aus „Gudrun".

Vom lebenden Volkslied

Von F. W. Rittinghaus

Das Volkslied lebt auch heute noch; nur führt es ein verschämtes Dasein. Mit den Gelegenheiten zum gemeinsamen Gesang sind auch die Lieder geschwunden. Ja, man kennt sie noch, aber wie oft ist es uns auf unseren Wanderungen durchs Land begegnet, daß die Leute diese Lieder selbst als „olle Döne" bezeichneten und verächtlich darauf hinabsahen. Das erklärt sich wohl aus einer Tatsache, die sich fast gesetzmäßig in der Geschichte des Volksliedes wiederfindet und auf die hin man einmal die Geschichte der Lieder, besonders ihrer Entstehung, durchverfolgen sollte.

Vorher aber eine Bemerkung: Volkslieder sind auch geschichtliche Werte; ihr Entstehen, ihre weite Verbreitung ist gar nicht zu denken ohne die gesamte breite seelische Veranlagung einer Zeit. Ob sie nun Erzeugnisse einer Gemeinschaft sind oder Augenblicksdichtungen, im ersten Falle setzt die Arbeit der Vielheit an einem Liede, setzen die zusammengeschmiedeten Motive, im andern Falle setzt die freudige Aufnahme eines Liedes durch die Menge einen bestimmt vorbereiteten Boden voraus, eine seelische Gesamthaltung des Volkes dieser betreffenden Zeit.

Nur scheint mir das Bezeichnende das zu sein, daß die Seele der Schichten, die die treuesten Hüter unseres Volksgutes sind, bis vor kurzem und und auch heute noch zum Teil 50—60 Jahre hinter der seelischen Konstruktion derer zurückbleibt, die man als den bewußt mitlebenden und vorwärtsdringenden Teil des Volkes mit dem wenig passenden Ausdruck „obere Schichten" bezeichnet hat. Früher mag dieser Zeitunterschied größer gewesen sein. Wir alle streben ja darnach, den Riß zu verengen, und keine Phrase ist so — geschichtlich betrachtet — das Wort von der „Hebung des Volkes". Und es scheint Aussicht vorhanden, daß mit der steigenden Förderung der Volkserziehung, vielleicht durch den Anstoß einer großen geistigen Erweckung, wir auch ein im psychologischen Sinne einig Volk werden.

Was ich auf Grund dieser Anschauung zur Erklärung unseres heutigen Volksliedstandes beitragen möchte, ist dies: das Volkslied als Ausdruck des Denkens und Fühlens, als Gut jener „niederen Schichten" ist stehen geblieben in der Anschauungs-, besonders Gefühlswelt der Jahre um 1850. Inzwischen aber hat unser Volk seelisch einen Ruck nach vorn gemacht, der das Wort von der „guten alten Zeit" nicht ganz so harmlos erscheinen läßt, wie wir Modernen es nehmen, eine plötzliche Vorwärtsentwicklung, die auch die Seele des einfachsten Mannes, des abgeschiedensten Bauern mitgerissen hat. Brauche ich sie zu schildern, diese „moderne" Seele mit ihrem Hasten und Jagen, ihren unaufhörlichen drängenden Anstößen, die zu verarbeiten gar nicht die Zeit bleibt, mit der ihr eignen Krankheit, der Nervosität, mit ihren neuen unerhörten Spannungen? Wer hätte sich dieser Entwicklung entziehen können! Auch nicht das „Volk"! Nun ist sie weniger unorganisch die Erscheinung, daß die alten Lieder nicht mehr genügen, daß sie auch dem Volke als zu sentimental, zu fade, nicht prickelnd

genug vorkommen, daß sie eben als „alte" empfunden werden. Noch hat sich nicht aus dieser neuen Seele heraus das Lied entfalten können, man greift zu Surrogaten: Operettenklimbim und Tingeltangelmelodien.

Aber die Tatsache, daß die Lieder noch leben, ja daß sie noch gesungen werden, gibt uns die Hoffnung, daß sich hier Anknüpfungspunkte finden lassen, daß hier die Deiche liegen, durch die hindurch sich ein neuer Strom der Volksdichtung ergießen kann. Aber diese Deiche müssen befestigt, fortgebaut werden; ohne Bild gesprochen: das Volk muß erzogen werden zu einem Verständnis dessen, was seiner Seele entspricht, und dessen, was ihr geradezu Gift ist, muß einen ganz sichern Geschmack bekommen für das Wurzelechte auch in dieser Hinsicht, in concreto: muß aus dem Leben und Wiederaufleben seines alten Liedes das neue Leben, das neue Lied schaffen. Daher die Notwendigkeit, die dringende Notwendigkeit, das Eigentum des Volkes einmal zunächst zu retten, zu sammeln, zu sichten und zur Weiterentwicklung fruchtbar zu machen. Vor allem aber das Sammeln, möglichst vollständig und ohne Scheu, komme heraus, was da wolle.

Für Westfalen haben die Unterzeichneten diese Arbeit in die Hand genommen. Sie haben zunächst in dem Kreise, der seit langem in der Pflege des Echten und Heimatlichen, besonders des Volksliedes, sich bemüht: im Wandervogel, geworben und gesammelt. Jetzt, wo in der kurzen Zeit weniger Monate durch die aufnahmefrohe Mannschaft dieser Jugendbewegung ein Material von über 150 Liedern uns zugeflossen ist, können wir mit diesem Rückhalt an die Oeffentlichkeit treten.

Ich möchte jetzt aus dem Schatze, der uns vorliegt, einiges zur Verdeutlichung meiner Anschauungen geben. Da ist besonders merkwürdig ein wahrer Stoß von Liedern, die so recht jene Zeit unserer Literatur kennzeichnen, wo Ebbe und innere Hohlheit herrschte: die 40er bis 60er Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Eine letzte Blüte des Bänkelsängertums geht da Hand in Hand mit einer Produktion von Schauerballaden und Moritaten, flach sentimentalem oder aufgedröselt moralischem Zeug.

Als Typus der sentimentalen Art ist ja bekannt „Mariechen saß weinend im Garten", ein Lied, das 1832 auftaucht und vom Freiherrn v. Zedlitz stammt Leicht ließe sich die Zahl solcher Lieder vermehren, und — es ist kaum glaublich — das offizielle Liederbuch für die Volksschulen des Regierungsbezirks Arnsberg enthält ein Musterbeispiel für die letzte Gattung dieser Volksdichtung einer überwundenen, platten Zeit. „An einem Fluß, der rauschend schoß", so heißt das edle Poem des Weiland Kaspar Friedrich Lossius (1753—1817). Schon von der Ueberschrift: „Der gute Reiche" gilt das Goethewort: „Man merkt die Absicht und man ist verstimmt".

Wir freuen uns, daß nun unsere Sammlung auch wirklich gediegene Schätze birgt. Ein Teil daraus ist bereits zugänglich geworden durch das erste Heft des „Westfälischen Liederblattes". (Vergl. die Proben und Bilder dieser Nummer.)

Eine Freude ist es, zu sehen, wie der alte, nicht übermäßig zarte Humor der Westfalen fortlebt auch im Lied. Leider verbietet mir der Raum, auf die mundartlichen Lieder hier einzugehen oder aus dem Reichtum der Melodien mitzuteilen, die uns schon zugegangen sind. So manches Textbruchstück, so manche feine Melodie ohne Text liegt vor mir, daß bei aller Freude darüber, daß überhaupt noch Leben dahinter steckt, doch die leise Klage kommt: Warum haben wir uns der Dinge nicht eher angenommen?

Darum richten wir an alle die Bitte, uns mit ihrer Kenntnis des Volkstums zu unterstützen, bei ihren Wanderungen durchs Land und ihrem Verweilen in den stillen Höfen aufzuzeichnen, was sie vernehmen an alten und neuen Volksliedern und Volksüberlieferungen.

Volksliedforschung ist zunächst Organisationsarbeit und bedarf reichster allseitiger Unterstützung — gar nicht zu reden von ungelohntem Aufwand an Zeit und Geld.

Daß wir mit dem uns anvertrauten Gute treu umgehen und es in einer Weise verwerten, die vorwärts führt: die Anerkennung nehmen wir aus der Besprechung unsres Liederblattes aus der Lese mit. Beiträge erbeten an Cand. hist. W. Rittinghaus, Halver i. W. und an Cand. germ. Karl Brügmann, Dortmund, Märkische Straße 23.

Die sieben Schwaben
Zierleiste von R. Sievers aus dem Märchenheft des „Wandervogels".

Deutsche Volkslieder

Westfälische Volkslieder*)

Der Liebsten

Heut hab ich die Wacht allhier,
Schönste, vor deiner verschlossenen Tür,
stehst du nicht auf und läßt mich nicht ein,
wie kannst du doch so grausam sein?

Harfenklang und Saitenspiel
hab ich lassen klingen oft und viel,
hab ich lassen klingen so oft und viel,
daß keine Saite mehr klingen will.

Berge und Hügel, tiefe Tal,
seh ich heute zum letztenmal.
Sonn und Mond, das Firmament
trauern mir bis an das End.

Gut Nacht, gut Nacht, Frau Nachtigall,
grüße meinen Schatz viel tausendmal,
grüße sie aus meines Herzens Grund,
daß sie bleibe lang gesund!

Gehts dir wohl, so denk an mich,
geht es dir übel, so kränket es mich,
froh wollt ich sein, wenn's dir wohl ergeht,
obgleich mein Herz in Trauern steht.

Mit Kanonen, Stock und Schwert

Sennesand, du heißer, heißer Sand,
in dir bin ich so oft gerannt,
in dir vergoß ich manchen Schweiß,
du aber machst uns nicht mehr heiß.

O Hauptmann, wenn ich dein gedenk,
so zittert mir mein Handgelenk,
du triebst uns auf der Heid umher
mit einem Affen zentnerschwer.

Und der gestrenge Herr Major,
der nahm uns öfter selber vor,
und war die Senne ihm zu klein,
gings in den Teutoburger Wald hinein.

Und unser hoher General,
der zog mit uns über Berg und Tal,
und schien die Sonne gar nicht heiß,
wir warn gebadet doch in Schweiß.

Wenn wir einst am Bahnhof stehn
und müssen auseinandergehn,
dann wird nochmal die Mütz geschwenkt,
weil uns kein Sennesand mehr kränkt.

Wenn wir einst am Bahnhof stehn
und müssen auseinandergehn:
die Welt ist groß und sie ist schön,
wer weiß, ob wir uns wiedersehn.

Und wer hat dieses Lied erdacht?
ein Musketier, der hats gemacht,
der oft bei Vater Paßmann saß
und seinen trocknen Karo aß.

Guten Abend in diesem Haus

Haia, Kindken, ik waige di,
härr ich en Stöcksken, dann slaig ike di,
dai di dat waih, dat joammerde mi,
dorum si ruhig, dann frai ike mi,
haia, Kindke sloap!

Haia, Kindken, ik waige di,
wär ik so mäu nich, dann draig ike di!
Wär ike du, un du waigedest mi,
slaip ik all lange, dat gläuwe du mi!
Haia! Kindken sloap!

Lippische Volkslieder*)

Zieglerlied

Steht nun auf, steht nun auf, ihr lust'gen Ziegler-
gesellen,
ihr habt die Zeit verschlafen!
Denn die Vöglein, die singen schon im grünen Wald,
und der Fuhrmann tut schon klatschen.

Ei, was fragen wir wohl nach dem Vogelgesang
und nach des Fuhrmanns Klatschen?
Denn wir sind ja die lust'gen Zieglergesellen,
müssen wandern fremde Straßen!

Und als wir wohl kamen vor das Potsdamer Tor,
tat uns die Schildwach fragen:
Ei, wohin, woher, ihr Zieglergesellen,
wohin wollt ihr denn reisen?

Auf der langen breiten Straße in das große grüne
Haus,
da wollen wir einkehren;
da gibts Braunbier und Branntewein,
das wollen wir verzehren.

Rekrutenlied

Wie ist doch die Falschheit
so groß in der Welt,
daß alle jungen Burschen
sollen ziehen ins Feld!

Wir treten vor den Doktor
und er suchet uns aus
und die Krüppel und die Lahmen
die schickt er nach Haus.

Der Hauptmann sitzt daneben
schaut die Burschen wohl an:
Seid nur lustig, seid nur fröhlich,
ihr kommt alle daran.

*) Aus: Westfälisches Liederblatt, im Wandervogel e. V., herausgegeben durch Karl Brügmann und W. Rittinghaus.

*) Aus: Lippische Volkslieder, gesammelt von K. Wehrhan und Fr. Brakelsiek. Siehe Wegweiser.

Der eine bei das Fußvolk,
der andere aufs Pferd —
eine Kugel auf dem Felde
seid ihr alle wohl wert.

Denn der König von Preußen
hat es selber gesagt,
daß alle jungen Burschen
sollen werden Soldat.

Und der Hauptmann vom Stabe
hat sich herzlich gefreut,
daß der Fürst von Lippe-Detmold
hätte lauter schöne Leut.

Wenn wir schöne Leut nicht wären,
wer wollte dann das Geld verzehren —
lauter schöne Leut sein wir,
lauter schöne Leut.

Lied der Auswanderer

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
da geht es nach Amerika.
Der Wagen steht schon vor der Tür,
mit Weib und Kindern ziehen wir.

Und als wir kamen in Bremen an,
hieß es: Ihr Brüder, tretet 'ran,
wir fürchten keinen Wasserfall,
der liebe Gott ist überall.

Und als wir kamen nach Baltimor,
da streckten wir die Hand empor,
und riefen aus: Viktoria,
jetzt sind wir in Amerika!

Amerika, du Freiheitsland,
du bist in aller Welt bekannt;
wir trinken Bier und trinken Wein
und lassen Den- ja Deutschland, Deutschland sein!

Von Volksliedern

Von Achim von Arnim

Wo ich zuerst die volle, tateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei. Da sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark! Der Abschiedstag ist da. Wir ziehen über Land und Meer ins heiße Afrika.“ Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchste Preis des Dichters wie des Musikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienste gefällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das frische Wiesengras bringt tausend), aber auf lange Zeit gar nicht erschlichen werden kann, so daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder in Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beiden tauget. —

Der Hexerich. Zeichnung von Rudolf Sievers.

Und als ich dieses feste Fundament noch unter den Wellen, die alten Straßen und Plätze der versunkenen Stadt noch durchschimmern sah, da hörte ich auf, mich über die großenteils mißlungenen Versuche vieler Dichter und Musiker zu ärgern. Vielleicht würde einmal das Vortreffliche sonst gar nicht entstehen, gar nicht verstanden werden! Wo etwas lebt, da dringt es doch zum Ganzen; das eine ist Blüte, das andre Blatt, das dritte seine schmierige Wurzelfasern; alle drei müssen vorhanden sein, auch die saubern Früchtchen, die abfallen.

Vorrede Georg Forsters zu seinen Frischen Liedlein
Nürnberg 1552

„Freundlicher lieber Singer und der edlen Musik Liebhaber. Es sind in einigen Jahren unter andern Gesängen so bisher gedruckt worden, mancherlei teutsche Liederbüchlein durch den Druck ausgegangen, wie aber die zum Teil sein, will ich denen, so des Gesanges einen Verstand haben, zu bedenken geben.

Ich übergebe mein Liederbüchlein, damit alte teutsche Lieder, so doch noch, wenn ich sagen dürfte, schier die besten sind, samt ihren Meistern, welche mit der Musik auferzogen, umgegangen und ihr Leben damit beschlossen haben, nicht ganz und gar vergessen, und an ihrer Statt nicht viel ungereimte neue Kompositionen, die doch gar keine rechte teutsche liederische Art haben, gebraucht würden; sondern daß ich auch die mit solchen schlechten Liedern zerstörte schöne und liebliche Kunst der Musik, welche bei den Alten ehrlich und in großen Würden gehalten, möchte erhalten und fördern. Insonderheit weil bei allen Fröhlichkeiten und Kurzweilen frische gute teutsche Lieder zu singen oder auf den Instrumenten zu brauchen gebräuchlich: durch welches denn viel unnützes Geschwätz, unflätisch Zutrinken, dazu zänkisch und haderlich Spielen und andere Laster möchten verhindert werden. Wie ich denn oft von einem trefflichen treuen Manne gehört habe, als er sagt, daß unter allen Kurzweilen, damit man die Zeit zu vertreiben führt, er kein' göttlichere, ehrlichere und schönere Kurzweil wüßte, denn die liebliche Musik, daß alle andere Kurzweile, als Spielen, Fechten, Ringen, Springen, dahin gericht wären, daß sich ein jeder nur aufs beste befließe, damit er dem, mit welchem er solch Kurzweil übet, möchte überliegen, angewinnen, und bevorteilen, daraus denn mancher Unrat und Zank und Hader entspringe. Die Musik aber hat kein andres Fürhaben, denn daß sie gedächte, wie sie nur die Einigkeit der Stimmen mit allem Fleiß möchte erhalten und aller Mißhellung wehren."

Anmerkung: Achim von Arnim, der Mitsammler von „Des Knaben Wunderhorn," nennt diese Vorrede eins seiner „liebsten Herzblätter."

Volkslied und Kunstmusik

Das Volkslied ist erzählend, die Kunstmusik philosophierend.

Das Volkslied erzählt von den verschiedenen Menschen, Ständen, Berufen, Geschlechtern, Erlebnissen; die Kunstmusik handelt von dem Menschen, vom problematisch Menschlichen.

Die Volkslieder schlagen sofort zahlreiche Erfahrungen an: Kinderspiel, Wandern, Liebesleben; und diese Gebiete werden mit allen Bildern realistisch lebendig. Die Kunstmusik weckt nicht Einzelbilder, sondern die allen Menschendingen gemeinsame innere Seite, die Stimmung, die Seele hinter den Erscheinungen.

Auch das Volkslied will von seinem eigenen einfachen Fall zum allgemeinen Menschlichen, zum Typischen, wie die Kunstmusik von der reinen Abstraktion in die Einzelseele will —: beide sind notwendige Ergänzungen wie Melodie und Harmonie, wie Mensch und Menschheit; keines kann ohne das andere sein.

Die edelsten Volkslieder haben einen Hauch von der Harmonie der großen Menschheitsmusik, und die edelsten Melodien der Kunstmusik sind so einfach, daß sie Volksliedmelodien verwandt erscheinen.

G. M.

Zu unsren Noten

Es hat sich gefügt, daß ein Lied Oskar Wöhrles aus dem Anhang des „Baldamus", den wir als erstes Jahresbuch verteilt haben, von den Wandervögeln aufgegriffen und zu einem neuen Volkslied gemacht worden ist. Die Vertonung, in der sich das Lied in diesen Kreisen eingesungen hat, — wer mag sie erfunden und das Lied zuerst gesungen haben? — ist in seiner einfachen Melodie vollendet einheitlich. Wir haben das Lied mit einer Zeichnung unseres künstlerischen Mitarbeiters Benno Eggert, mit Noten und Text als kleines Flugblatt ausgestattet und stellen sowohl den Wandervögeln, als auch Liebhabern aus der Lesegemeinde gern Abzüge gegen ein kleines Entgelt zur Verfügung.

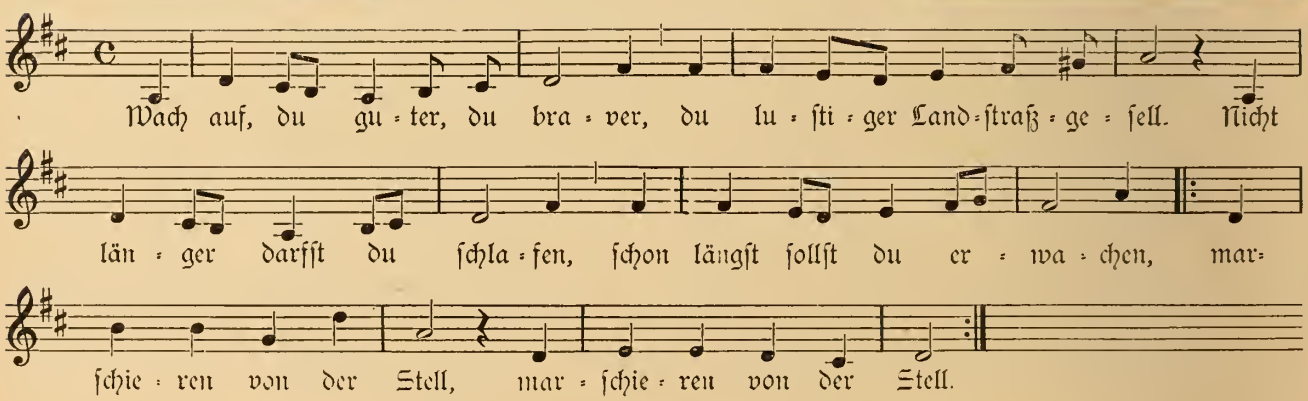
Gleichzeitig und unabhängig davon, hat unser Mitarbeiter, der Komponist Siegfried Garibaldi Kallenberg, dasselbe Lied komponiert. So können wir an diesem Fall verfolgen, wie Volkslied und Kunstlied entstehen. Die rhythmisch empfundene Vertonung Kallenbergs hat ebenfalls große Reize.

Ja, sie hat überraschender Weise viel Verwandschaft mit jener andern Melodie, wenn sie auch auf ganz andere Absichten hinaus will. Wir bemerken ausdrücklich, daß der Komponist nicht in unsrem Auftrag das Lied vertont hat, daß er die andere Melodie nicht gekannt hat, sondern daß er ganz von selber das Lied zur Komposition aufgegriffen hat, so daß beide Notenblätter ziemlich gleichzeitig bei uns einliefen

Vielleicht wird das Volkslied Laien, das Kunstlied mehr den musikalisch Gebildeten gefallen. Wir würden uns freuen, Urteile zu hören. Auf Wunsch stellen wir auch von dem Kunstlied besondere Abzüge gegen den Ersatz der geringen Selbstkosten zur Verfügung.

Die Schriftleitung.

Morgenruf



Wach auf, du guter, du braver,
du lustiger Landstraßgesell.
Nicht länger darfst du schlafen,
schon längst sollst du erwachen,
marschieren von der Stell,
marschieren von der Stell.

Und soll ich ausmarschieren,
deineswegen, Jungfräulein,
so laß an allen Türen
dein Tüchlein winkenieren,
das soll der Abschied sein,
das soll der Abschied sein.

Dein Sinn ist nichts als Liebe,
weiß keinen andern Rat,
wo wirst du wieder kriegen,
ein Schätzel so zum Lieben,
das dich recht gerne hat,
das dich recht gerne hat?

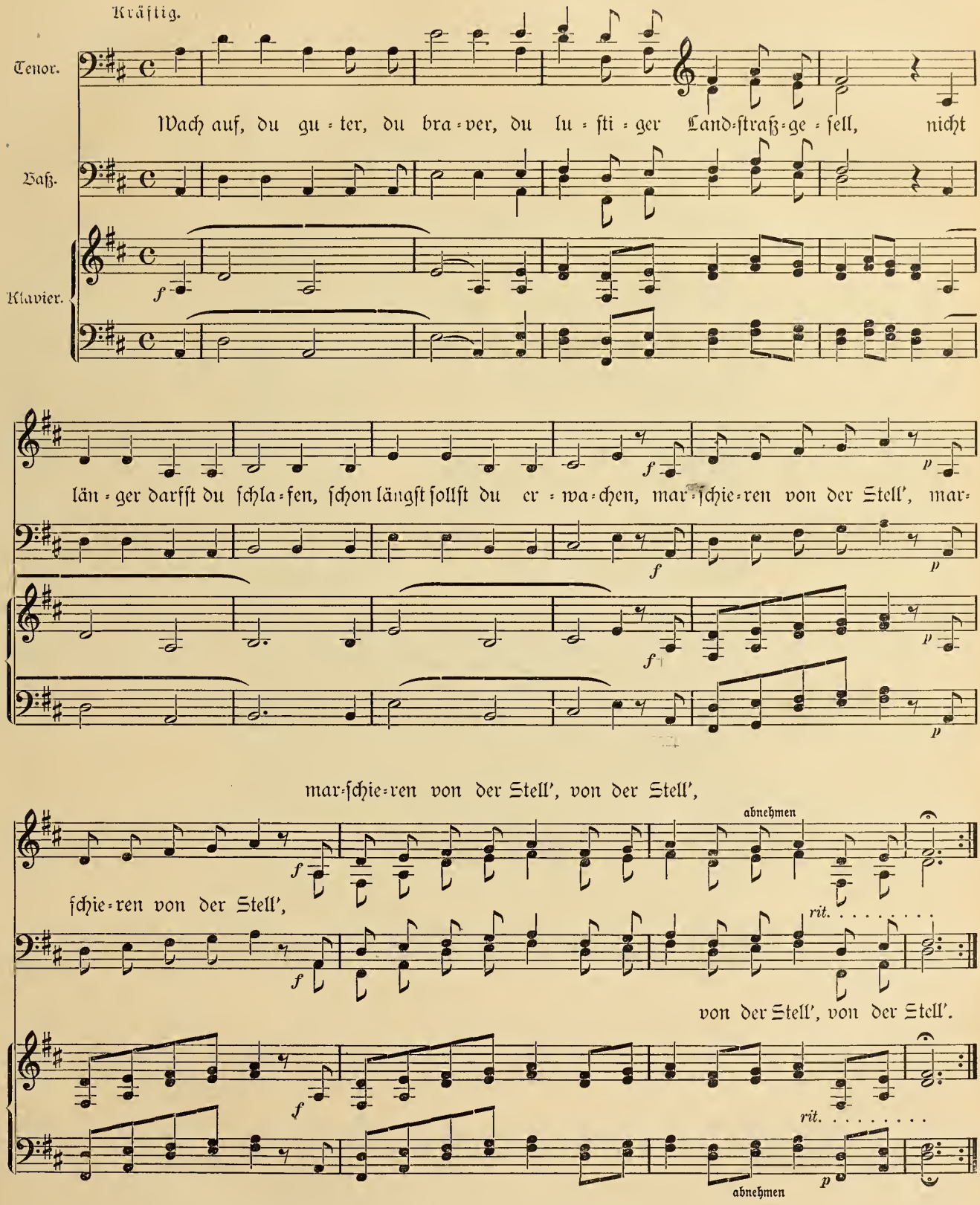
Tu dir den Sinn nicht schweren,
sei froh auf deiner Fahrt,
wirst du einst wiederkehren,
will ich dir angehören,
weil du mich gerne hast,
weil du mich gerne hast.

Anmerkung. Wir erhalten folgende Zuschrift: Seit einiger Zeit geht ein Lied im Wandervogel um, das stammt aus Wöhrles „Baldamus". Wie es bei uns sich durchsang, so habe ich es hier aufgezeichnet und schicke es Ihnen. Unterzukriegen ist das Lied nicht mehr, dazu kennen es schon zu viele, besonders in meiner Heimat, in Westfalen. Die Melodie mit ihren festen Haupt- und den schwingenden Nebentakten hat vielleicht etwas dazu getan.

F. W. Rittinghaus.
Mitherausgeber des Westfälischen Liederblattes.

Morgenruf

Text von Oskar Wöhrle. Komposition von Siegfried Garibaldi Kallenberg



(Die Begleitung kann auch ad libitum mit Hörnern ausgeführt werden.)

Franz Schubert (1797—1828)

Während Oper, Symphonie und Kammermusik durch Jahrhunderte hindurch innerlich wie nach der Seite des Formalen hin sich in aufsteigender Linie entwickelten, bis diese Gattungen in den Werken von Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven ihren wohl endgültigen Höhepunkt erreichten, machte das Lied gerade den entgegengesetzten Entwicklungsprozeß durch: Von den empfindungs- und kunstdurchtränkten Gesängen des Mittelalters bis zu den simplen Liedern der Hiller, Zumsteg, Reichardt und Zelter, deren musikalische Biedermeierei einem Geist wie Goethe vollkommen genügte.

Noch zu Mozarts Zeit war das Lied das Aschenbrödel der Musik. Mozart, der in Allem, was er gab, königlich verfuhr, schenkte dem deutschen Volk neben einigen andern Kostbarkeiten dieser Art, die Musik zu Goethes „Veilchen". Beethoven schuf die Adelaide und den „Liederkreis an die ferne Geliebte". Sie hatten hiermit ihren Tribut nach dieser Seite hin entrichtet. Es war, als ob sie gewußt hätten, daß der Genius, der auch diese Kunstform in schwindelnde Höhe heben sollte, schon unter ihnen erschienen sei.

Dieser Genius war Franz Schubert.

Eines armen Wiener Schulmeisters Sohn, und selbst arm, und von den Zünftigen und der übrigen Menschheit verachtet, durch sein ganzes, ach, so kurzes Leben hindurch!

Ja, und er war doch ein Fürst, ein Gott unter all dem Künstlervolk seiner Zeit. Von diesem Verachteten, der es nie auch nur bis zu dem notdürftigsten Eigentum brachte, ging ein solches Meer von Schönheit aus, daß die, welche der Zufall zu seinen Zeitgenossen machte, geblendet die Augen schlossen und den Glanz nicht sehen wollten. Sie wollten es nicht sehen. Die Größten nicht, Goethe nicht, dem Schubert das wundervolle Geschenk eines Erlkönig, Ganymed und anderer Juwelen seines Schaffens in kindlicher Gläubigkeit verehren wollte.

Goethe sah in der Musik nicht die Herrscherin, sondern eine Dienerin der Poesie. Darum behagte ihm das Biedermeierlied, das Berlin ihm bot, darum mußte er sich verstimmt abwenden von der scheinbar maßlosen Fülle der Schubertschen Gesichte. Denn dieser Schubert erhob das musikalische Lied zu einer Königin! Was der Dichter nur streifen, denken konnte, das ließ der Wiener Meister in Lebensherrlichkeit aus dem Boden des Gedichtes wachsen. Aus dem Urgrund der Dinge kommen seine Klänge; und wenn Er an seine Harfe rührt, tritt das Wort zurück, schwindet alles Begriffliche, und Schönheit im köstlichsten Sinne schwingt ihren Reigen.

Buchschmuck aus dem Westfälischen Liederblatt.

Man spricht heute gern von einem Gesetz, nach welchem die Musik zu einem Gedichte die Grenzen dessen nicht überschreiten dürfe, was des Dichters Absicht war.

Hat Schubert sich an ein solches „Gesetz" gekehrt? Konnte er das? Kann man denn dem Genie etwas vorschreiben?! Alle Grenzen hat Schubert überflogen, fast in jedem seiner Lieder riß er die Ufer des dichterischen Gedankens ein und schuf Tondichtungen von solcher Fülle, solchem Leben, solcher Schönheit, daß wir wahre Pendanten sein müßten, wollten wir angesichts dieses Reichtums mißvergnügt die Augen schließen. Ja, gerade vor der Ueberfülle schließen die Alles Besserwissenden so gern die Augen und jammern über das „Zuviel", denn wo Schuberts Genius hingriff, wichen die Ufer zurück. Schrieb dieser junge Mann doch Symphonien, Quartette und Sonaten, die den „Maßgebenden" seiner Zeit „schwülstig" und „übertrieben" erschienen. Und heute noch spricht man von seinen „göttlichen Hängen", wie man sich vor-

sichtig ausdrückt. O, hätten wir doch noch diesen göttlichen Reichtum; diese Lebensfreude, diese Süße des Empfindens, diese Einfachheit und diese Kompliziertheit, dieses wahre Leid und diese wahre Not! Schafft doch solches allein das Große, wenn anders alle Bedingungen gegeben sind, daß Großes entstehen kann. Aber mit Schubert nehmen wir Abschied von den „Märtyrern" der musikalischen Kunst. Er war der letzte, welchem das Leben so elend mitspielte, daß auch ihm, gleich Mozart, der Tod Erlösung war.

Einunddreißigjährig, ein Jahr nach Beethovens Tod, trug man in Wien den Schöpfer des deutschen Kunstliedes zu Grabe, von Wenigen betrauert, von Keinem in seiner umfassenden Größe erkannt. Manch' schöne Weise erklang ja auch nach ihm, Schumann, Hugo Wolf, der ihm an musikalischer Schöpferkraft vielleicht am nächsten stand. Aber erreichen werden wir diese einsame Höhe nicht mehr, von der ein Schubert, sich seines Wertes wohl bewußt, auf die Menschheit seiner Zeit herabsehen konnte. S. G. Kallenberg.

Aus Schuberts Tagebuch

24. März 1824: „Schmerz schärfet den Verstand und stärket das Gemüt, dahingegen Freude sich um jenen selten bekümmert und dieses verweichelt oder frivol macht. — Aus dem tiefsten Grunde meines Herzens hasse ich jene Einseitigkeit, welche so viele glauben macht, daß nur eben das, was sie treiben, das Beste sei, alles übrige aber sei nichts. Eine Schönheit soll den Menschen durch das ganze Leben begleiten — wahr ist es, — doch soll der Schimmer dieser Begeisterung alles andere erhellen."

27. März 1824.

„Keiner, der den Schmerz des Andern, und Keiner, der die Freude des Andern versteht! Man glaubt immer zu einander zu gehen, und man geht nur nebeneinander. O Qual für den, der dies erkennt! — Meine Erzeugnisse in der Musik sind durch den Verstand und durch meinen Schmerz vorhanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, scheinen die Welt am meisten zu erfreuen."

28. März 1824.

„Die höchste Begeisterung hat zum Lächerlichen nur einen Schritt, sowie die tiefste Weisheit zur großen Dummheit.

Mit dem Glauben tritt der Mensch in die Welt; er kommt vor Verstand und Kenntnissen weit voraus; denn um etwas zu verstehen, muß ich vorher etwas glauben; er ist die höhere Basis, auf welche der schwache Verstand seinen ersten Beweispfeiler aufpflanzt. — Verstand ist nichts als analisierter Glaube."

29. März 1824. „O Phantasie! Du höchstes Kleinod des Menschen, du unerschöpflicher Quell, aus dem sowohl Künstler als Gelehrte trinken! O bleibe noch bei uns, wenn auch von Wenigen nur anerkannt und verehrt, um uns vor jener sogenannten Aufklärung, jenem häßlichen Gerippe ohne Fleisch und Blut zu bewahren!"

Die Brüder vom guten Vollmondsgesicht

Legende von Charles de Coster

Schluß.

X. Vom Eisenzahn

Dessenohngeachtet trug sich diese Sache nur ein einzig Mal zu, denn da sie des anderen Tages in der Trompete zechten und die guten Weiber kamen, heimzuholen, wurden sie mit Schimpf heimgejagt.

Aber die Zecher tranken und sangen lustige Schelmenlieder. Oftmals kam der Nachtwächter und ermahnete sie, nach Sonnenuntergang nicht solch großen Lärm zu vollführen. Ha, sie hörten ihm ehrfürchtig zu und schienen gar zerknirscht vor Reue über ihr Vorgehen. Und derweil gaben sie ihm so reichlich zu trinken, daß der arme Wächter hernach seine Runde wider etwelche Mauer machte und allda schnarchte gleich einer Baßgeige. Sie aber führten ihre Zecherei und dumpfen Schlaf fort, darüber die betrübten Gesponsinnen nicht aufhörten, sich zu beklagen. Und also trieben sie es einen Mond und vier Tage.

Aber zum Unglück hatte der gute Herzog mit Seiner Gnaden von Flandern Krieg geführt, und ob der Friede gleich geschlossen war, so blieb doch noch ein Haufe von Schnapphähnen und liederlichem Gesindel im Lande, die brannten und mordeten.

Sotane Bande ward von einem grausamen Hauptmanne geführet, welcher Eisenzahn genannt ward, dieweil er auf seinem Helm einen langen, spitzen, scharfen Zahn trug, einen Teufelszahn oder einen Hauer von einem höllischen Elefanten, gar seltsam geschnitzet. Im Kampfe rannte er mit diesem Zahn oftmals wie ein Widder an, und manch tapferer Söldner im Herzogtum Brabant ward solchermaßen getötet. Auf besagtem Helm saß auch ein böser Vogel, so mit den Flügeln wider das Erz schlug; von dem ging die Sage, daß er im Handgemenge schier erschröcklich pfiffe. Der Eisenzahn pflegte bei der Nacht in die Dörfer einzufallen, ohn Erbarmen die armen Bauern im Schlaf zu erdrosseln und Schmuck, Gerät, Weiber und Jungfrauen mitzuschleppen, aber nur die jungen. Die alten ließ er am Leben, denn er sagte, daß er sie nicht erst zu töten brauchte, in Ansehung dessen, daß sie schon ohne Hilfe vor Furcht sterben würden.

XI. Worinnen man siehet, wie die guten Weiber von Uccle gar mutiglich Manneswerk vollführen.

Es geschah aber in einer Nacht, da allein etliche Sterne und der Mond ein weniges leuchteten, daß Meister Andreas Bredael mit großen Schritten und keuchend nach Uccle kam. Er wollte Kunde bringen, daß er von ohngefähr hinter einem Busch an der Straße nach Paris hockend, eine Schar Männer hatte vorbeigehen sehen, welche er für die Leute des Eisenzahns hielt, denn er hatte den Helm des Böswichtes gesehen.

Derweilen hatten die Räuber auf der Straße haltgemacht, um zu essen, und er hatte sie sagen hören, daß sie stracks auf Uccle rücken sollten, um gute Beute zu holen und großen Schmaus zu halten. Aber sie wollten statt der Landstraße die Feldwege nehmen, auf daß ihr Kommen nicht offenbar werde. Meister Bredael glaubte, daß sie hinter der Kirche hervorkommen würden.

Mit solcher Kunde war er auf der Straße von Paris nach Uccle gekommen und den Räubern um eine gute halbe Meile voraus, und er wollte die Bürger warnen, sich wohl zu wappnen und die Uebeltäter tapfer zu empfangen.

Er pochte also an die Türe des Rathauses, auf daß die Glocke geläutet werde; aber niemand öffnete, sintemalen der Wächter, so zur Brüderschaft der Vollmondsgesichter gehörte, gleich den anderen wackeren Zechern schlief. Darauf versuchte Andreas Bredael es auf andere Weise und schrie so laut: „Feuer! Feuer! Brand! Brand!" daß alle Weiber, alten Männer und Kinder erwachten und mit einem Sprung an die Fenster kamen, um zu hören, was es gäbe.

Da sich nun Andreas zu erkennen gegeben, bat er sie auf den Platz zu kommen, welches sie taten. Als sie vor ihm standen, verkündete er ihnen die nahe Ankunft des Eisenzahns und ermahnte eine jede, ihren Mann zu wecken.

Bei dieser Rede fingen die Alten wie toll an zu schreien: „Willkommen, Eisenzahn, Zahn Gottes, der sie allesamt auswaiden wird. Ha, ihr Säufer, ihr sollt durch göttliches Gericht stracks gehenket, lebendig verbrannt und balde ersäufet werden. Das ist nicht zuviel für eure Sünde." Und gleich als hätten sie Flügel an den Beinen, eilten sie eine jede in ihr Haus. Meister Bredael, so mit den Jungen auf dem Platze blieb, hörte die närrischen Alten heulen, ächzen, jammern, schmälen und auf Truhen und Kessel trommeln, um ihre Männer zu wecken. Derweilen schrien sie ihnen zu: „Ihr Galgenvögel, erwachet! Süße Freunde, auf, uns zu beschirmen! Ihr Säufer, tut eure Pflicht nur einmal in eurem vermaledeiten Leben. Ihr herzlieben Wänste, werdet ihr uns morgen tot finden, so traget es uns nicht nach, daß wir euch prügeln wollten. Einfältig und voreilig waren wir; weise waret ihr; aber rettet uns jetzt." Und so mischten sie zornige und süße Worte durcheinander, gleichwie Milch und Essig.

Aber keiner erwachte.

„Was bedeutet dies?" fragte Bredael.

„Ach, Meister," antworteten die Jungen, „Ihr sehet es genugsam, sie sind des Nachts wie Tote, und das seit lange. Wenn der Engel Gottes käme, er vermöchte sie nicht zu wecken. Ha, diese elenden Männer, die uns verlassen haben, müssen sie auch noch Ursach unseres Todes sein!"

„Weinet keinen Tropfen," sprach Andreas Bredael, „dazu ist keine Zeit. Liebet ihr diese Männer?"

„Ja," sagten sie.

„Und eure Söhne?"

„Ja," sagten sie.

„Und eure artigen, allerliebsten Mägdlein?"

„Ja," sagten sie.

„Und ihr wollet sie gern verteidigen?"

„Ja," sagten sie.

„Nun denn," sagte Bredael weiter, „so holet die Waffen dieser Schläfer und geselle euch geschwinde zu mir. Wir wollen auf ein Mittel sinnen, uns wohl zu verteidigen."

Alsbald kamen die Weiber mit den Bogen ihrer Männer, Brüder oder Freier zurück. Es waren aber diese Bogen weit berühmt durchs ganze Land, denn sie waren gleichwie von Stahl und schleuderten Pfeile mit gewaltiger Kraft.

Es kamen auch Büblein von zwölf Jahren und etwas tapfere Männer, aber die Weiber hießen sie heimkehren und sagten, daß sie selbst die Gemeine bewachen müßten.

Sie stunden allesamt auf dem Marktplatz und redeten mit viel Eifer und Mut, aber sonder Prahlerei, und waren weiß angetan mit Jacken, Röcken und Hemden, wie der Weiber Nachtzeug zu sein pflegt. Aber diesmal geschah es durch sonderliche Huld Gottes, wie ihr sehen werdet.

Wantje, die auch dabei war, gar kühn und beherzt, sagte mit einem Male, daß man beten müsse. Und alle Weiber mitsammen fielen fromm auf die Kniee und das Mägdlein sprach also:

„Frau Maria, die du Königin im Himmel bist, wie die Frau Herzogin Königin in diesen Landen, schaue herab! Demütiglich liegen vor dir im Staube arme Weiber und Jungfrauen, denen es obliegt, Manneswerk zu tun und sich kriegerisch zu wappnen, um des Zechens ihrer Ehemänner und Anverwandten willen. Bitte den Herrn Jesus nur ein wenig, uns hilfreich zu sein, so werden wir gewißlich siegen. Und wir wollen dir dankbar sein und dir eine schöne Krone von lauterem Golde stiften mit Rubinen, Türkisen und Diamanten, eine schöne güldene Kette, ein schönes Brokatgewand mit silbernen Blumen, und desgleichen deinem Herrn Sohne. So bitte nun für uns, Frau Maria!"

Und alle die guten Weiber und Mägdlein sprachen Wantje nach: „Bitte für uns, Frau Maria!"

Plötzlich, da sie sich alle erhoben, erblickten sie einen schönen, hellen Stern, der ganz dicht bei ihnen

vom Himmel herabfiel, und das war gewißlich ein Engel des lieben Gottes, der solchermaßen vom Paradies herabkam und ihnen nahe blieb, um ihnen besser zu helfen.

Da sie dieses heilige Wunder gewahrten, faßten die guten Weiber mehr Mut, und Wantje redete abermals und sprach:

„Frau Maria will uns erhören, des habe ich gute Hoffnung. Lasset uns nunmehr zum Eingang des Dorfes gehen, nahe bei der Kirche und unserem Herrn, der darinnen wohnt, und allda Eisenzahn und seine Gesellen beherzt erwarten. Und so sie kommen, müssen wir ohne zu sprechen, noch uns zu rühren, auf sie zielen. Frau Maria wird die Pfeile lenken."

„Gut gesprochen, tapferes Mägdlein," sagte Meister Bredael, „vorwärts. Ich sehe es an deinen Augen, welche in der Nacht glänzen: der Geist Gottes, welcher Feuer ist, flammt in deinem Herzen, du reine Magd. Höret auf sie, gute Frauen."

„Wohl, wohl", sprachen sie.

Das Weiberheer stellte sich auf dem Wege hinter der Kirche auf.

Verwirrt und voll großer Angst harrten sie allda und vernahmen Geräusch von Schritten und Stimmen, das allmählich anschwoll, gleichwie von Leuten, die näher kommen.

Und Wantje sprach: „Frau Maria, sie nahen, erbarme dich unser!"

Alsbald erschien eine große Schar Männer vor ihnen mit Laternen in den Händen. Und sie hörten eine erschröckliche heisere Teufelsstimme schreien: „Drauf, Freunde, drauf, Beute für Eisenzahn!"

Aber da schossen plötzlich alle guten Weiber ihre Pfeile gemächlich ab, maßen die Bösewichter durch ihre Laternen beleuchtet waren, also daß die Weiber so im Schatten blieben, sie erkannten wie am lichten Tage. Zweihundert fielen, etliche hatten Pfeile im Kopf, etliche im Halse und mehrere im Leibe.

Eisenzahn war der erste, den die guten Weiber mit großem Getöse fallen hörten; denn Wantje hatte einen Pfeil auf ihn geschossen, der ihn just ins Auge getroffen hatte.

Buchschmuck aus dem Westfälischen Liederblatt.

Etliche waren nicht verwundet, aber sie hatten ein böses Gewissen, und da sie all diese weißen Gewänder wahrnahmen, gedachten sie, daß es die Seelen derer seien, so sie vom Leben zum Tode gebracht hatten, und welche nun mit Gottes Zulassung kämen, sich an ihnen zu rächen. Sie stürzten mit dem Maul auf die Erde, wie tot vor Furcht, und schrien erbärmlich: „Gnade, Herr Gott, laß diese Gespenster in die Hölle zurückweichen!"

Da sie aber die Weiber auf sich zukommen sahen, gab die Furcht ihren Beinen Mut und sie entflohen mit Windeseile.

XII. Worinnen Pieter Gans dem Holzstoß näher ist, denn dem Humpen.

Da diese Niederlage vollendet war, gingen die Weiber wiederum auf den Marktplatz, nicht stolz, sondern betrübt, weil sie in dieser Gefahr Christenblut hatten vergießen müssen. Ei, wie dankten sie unserer lieben Frau und dem Herrn Jesus, daß er ihnen zum Siege verholfen!

Auch vergaßen sie nicht des holden Engels, welcher ihnen in Gestalt eines hellen Sternes beigestanden hatte. Und sie sangen gar lieblich schöne Hymnen und Litaneien.

Unterdessen erwachten rundum auf dem Lande die Hähne und trompeteten aus, daß der Tag herbeigekommen.

Also wurden die Zecher dem Schlafe entrissen und traten in ihre Türen, um zu wissen, von wannen diese liebliche Musik käme.

Und Frau Sonne lachte vom Himmel.

Und die Biedermänner gingen auf den Marktplatz, und etliche unter ihnen, da sie ihre Weiber in der Versammlung erkannten, wollten sie schlagen, dieweil sie zur Nacht die eheliche Behausung verlassen, aber Andreas Bredael wehrte ihnen. Er erzählte, was sich zugetragen, und sie waren darob gewaltig verdutzt und voll Scham und Reue, da sie inne wurden, was diese Tapferen im Weiberrock für sie gewirkt hatten. Pieter Gans, Blaeskaek und Claessens, der Dechant von Uccle, ein gar heiliger Mann, waren auch auf den Marktplatz gekommen.

Da Meister Bredael die große Menschenmenge sahe, sprach er also:

„Gesellen," sagt er, „wisset, daß ihr einzig durch die Tapferkeit eurer Weiber und Töchter Gottes Luft atmet. Darum so müsset ihr hier geloben und schwören, nicht mehr zu zechen, es sei denn, sie wollen es."

„Ganz schön, Meister Bredael, „erwiderte der Bürger einer, „es ist nicht das Trinken, das also festen Schlaf machet. Ich, der ich mein Lebenlang am Humpen gesogen habe und verhoffe, es auch fernerhin fröhlich zu tun, kann als wohlerfahrener Mann davon sagen. Es ist ein ander Ding im Spiel, es ist Teufelswerk und Malefiz, das ich wittre. Komm hierher, Pieter Gans, komm hierher, ein wenig mit uns zu schwätzen, und so du etwas weißt, erkläre das Abenteuer."

„Wehe, wehe," sprach Pieter Gans, wackelte mit dem Kopfe und klapperte mit den Zähnen, denn er hatte Angst, der Biedermann. „Ich weiß von nichts, gute Freunde."

„Ei," sagte der Bürger, „du bist mit nichten unwissend, denn ich sehe dein Haupt wackeln und deine Zähne klappern."

Aber da trat unversehens der Dechant Claessens vor Gans: „Schlechter Christ," sprach er, „ich sehe es zur Genüge, du hast mit dem Bösen Umgang gepflogen, zum großen Schaden dieser rechtschaffenen Männer. Bekenne demütiglich deine Sünde, so wollen wir sehen, daß du der Gnade teilhaftig werdest. So du aber leugnest, wirst du mit siedendem Oele bestrafet."

„Ha," sagte Pieter Gans weinend, „ich hatte es wohl vorhergesagt, und ich werde gesotten werden, o mein Gott! Blaeskaek, wo bist du, Gevatter? Gib mir einen Rat, wehe, wehe!"

Aber Blaeskaek war flugs entflohen, aus Furcht vor dem geistlichen Herrn.

„Ha," sprach Pieter Gans, „sehet den Verräter, der mich in der Stunde der Not verlässet."

„Sprich," sagte Claessens.

„Ja, Herr Dechant," gestand Pieter Gans weinend und schluchzend, „ich werde Euch alles erzählen und nichts auslassen. Herr," sprach er zum Schluß seiner Rede, „strafet mich nicht zu hart; ich will von meinen armseligen Hellern der Kirche ewigen Zins geben. Ich bin ein wahrer Christ, das behaupte ich, und nicht im Geringsten ein Ketzer. Bedenket auch, daß ich nicht abscheiden möchte, ehe denn ich genugsam Buße gehabt, eine lange Buße zu tun. Aber lasset mich nicht eher in Oel sieden, ich beschwöre Euch."

„Das wird sich beweisen," sprach der Dechant. „Führe uns nunmehr zu dem Orte, da dieser Teufel ist."

Sie stunden aber vor der Kirche, und der Pfarrer trat ein, Weihwasser zu holen. Alsdann ging die ganze Gemeine, Männer, Weiber und Kinder, nach der Trompete.

Allda forschte der Dechant, wo der wäre, welcher so viel ehrliche Männer behext hätte. Pieter Gans wies ihm gar demütiglich den Pausbäckigen, welcher lächelte und seinen Stab, mit Weinlaub und Trauben bekränzt, in der Hand hielt. Jegliche Gevatterin, so ihn erblickte, sagte, daß er für einen Teufel gar hübsch sei.

Nachdem der Priester sich bekreuzte und seine Hand in Weihwasser getaucht hatte, netzte er damit Stirn, Magen und Herz des Steinbildes, welches kraft der Allmacht Gottes allsogleich zu Staub zerfiel. Und man vernahm eine klägliche Stimme, die sprach: „Oi moi, o phos, thetneka!" Und wurden durch den Priester diese Worte des Teufels gedeutet, so in griechischer Sprache besagten: „Wehe mir! Licht! Ich sterbe!"

XIII. Von der großen Ueberraschung und gewaltigen Verwunderung Seiner Gnaden des Herzogs, da ihm die Kühnheit der guten Weiber von Uccle kund ward.

Indessen sandte die Gemeine zween Männer zum Herzog und hieß sie, dem edlen Fürsten in ziemlicher Weise zu vermelden, was sich zugetragen. Diese fanden ihn auf dem Wege nach Uccle, dieweil er unterwegens durch seine Spione von dem Vorhaben Eisenzahns vernommen, welches jener nicht geheim gehalten hatte. Und er rückte in großer Hast mit einer starken Schar Reiter wider ihn aus.

Sobald die Biedermänner ihn sahen, warfen sie sich vor ihm auf die Kniee; aber der gute Herr wollte es nicht dulden, hub sie auf und hieß sie an seiner Seite schreiten.

Unversehens kamen sie alle mitsammen an den Ort, wo die Wegelagerer niedergemacht waren. Da der Herzog all diese Leichname liegen sah, hielt er verwundert und entzückt an. „Wer hat diese Bösewichter hier umgebracht?" fragte er.

„Unsere Weiber," versetzte einer der Männer.

„Willst du mir ein Märlein aufbinden, Bürger?" sagte er und runzelte die Brauen.

„Da sei Gott vor, Euer Gnaden," sprach jener. „Ich werde Euch den Hergang erzählen," welches er auch tat.

„Ei, der Tausend," sprach der Herzog, „wer hätte sich dessen von diesen Weibern versehen! Ich will es ihnen lohnen."

Also sprechend befahl er, den Helm des Eisenzahns aufzuheben und ihn mitzunehmen. Derselbige war lange Zeit unter den Waffen des Herzog Karl zu sehen, welcher ihn mit sonderlicher Sorgfalt bewachen ließ.

XIV. Wie die Schwesterschaft der Bogenschützinnen zu Uccle gestiftet worden, und von dem schönen Lohne, welchen Seine Gnaden Wantje, dem wackern Mägdlein, gegeben.

Da der gute Herzog in Uccle einritt, sah er eine große Schar Leute auf sich zukommen und in ihrer Mitte einen, der kläglich schrie: „O Herr! Herr Pfarrer, lasset mich nicht sieden!" Worauf ihm entgegnet ward: „Das wird sich ausweisen."

„Woher kommt dieser Lärm?" fragte der Herzog.

Aber nicht so bald hatte Pieter Gans ihn erblickt, als er auf ihn zurannte und die Kniee seines Rosses umfassend rief: „Euer Gnaden Herr Herzog, lasset nicht zu, daß man mich siede."

„Und um welcher Ursache willen sollte man mir einen meiner Getreuen von Uccle sieden?"

Flugs trat der Dekan Claessens vor und trug ihm mit großem Unwillen das Geschehnis vor, dieweil Pieter Gans gar trübselig klagte. Und der eine heulte und ächzte, der andere redete und bewies mit Gründen, und entstund so arge Verwirrung, daß der Herzog nicht wußte, auf wen er hören sollte.

Da trat Wantje plötzlich aus dem Volkshaufen, welche gleich Pieter Gans schrie: „Gnade und Erbarmen!"

„Euer Gnaden," sagte das Mägdlein, „dieser hat sich schwer wider Gott versündigt, aber er hat es aus Einfalt des Herzens und eingeborener Feigheit getan. Der Teufel hat ihn geängstiget, da ist er ihm untertan worden. Verzeihet ihm, Euer Gnaden, um unsertwillen."

„Jungfrau," sprach der Herzog, „du redest gut, und ich will dich erhören."

Aber der Dekan Claessens sprach: „Euer Gnaden, Ihr gedenket nicht an Gott."

„Mein Vater," antwortete der Herzog, „daran habe ich es nimmer fehlen lassen. Gleichwohl bedünket mich, daß es ihm gar nicht angenehm sei, eines Christen Fett rauchen und eines ehrlichen Mannes Fleisch sieden zu sehen, sondern daß er vielmehr die liebet, so sanftmütig sind und ihren Nächsten nicht auf dem Wege der Buße aufhalten. Ich will nicht, daß heute, wo die heilige Jungfrau uns mit einem Wunder begnadet hat, ihr Mutterherz durch Christentod betrübet werde, darum soll für dieses Mal keiner der Beschuldigten, nicht Pieter Gans noch die anderen, verbrannt werden."

Da Pieter Gans dieses hörte, brach er in Lachen aus wie ein Toller und hub an zu tanzen und zu singen, und rief: „Gepriesen sei Seine Gnaden. Ich werde nicht gesotten! Brabant für den guten Herzog!" Und alle Bürger riefen mit ihm: „Gepriesen sei Seine Gnaden!"

Da vermahnete der Herzog sie zu schweigen und sprach lächelnd: „Wohlan, Gevatterinnen, die ihr diese Nacht Manneswerk vollführet habt, kommt her, auf daß ich euch Manneslohn gebe. Zum ersten gebe ich der Kühnsten diese schwere, güldene Kette; wo ist sie? "

Die Gevatterinnen drängten Wantje vor den Herzog.

„Ei," sprach er, „du bist es, die so artig geredet. Willst du mich küssen, wiewohl ich alt bin?"

„Ja, Euer Gnaden," sagte die Jungfrau. Und sie tat es, ob sie sich gleich schämte.

Und da der gute Herzog ihr die Kette um den Hals gehängt hatte, redete er weiter:

„Was euch angeht, ihr guten Frauen alle, die ihr diese Nacht wacker gekämpft habt, so vereinige ich euch zu einer schönen Schwesterschaft unter dem Schutze unserer lieben Frau. Und ich habe dabei im Sinne, daß hier eine Stange von ansehnlicher Länge aufgepflanzt werde und daß ihr euch jeglichen Sonntag zum Bogenschießen vereinet, zum Gedächtnis dessen, daß ihr mit diesen nämlichen Bogen eure Männer und Kinder vom Tode errettet habt. Und ein schönes Kränzlein von Lorbeeren und ein hübsches Säcklein, mit glänzenden, klingenden Goldpetern wohlgespickt, sollen da sein. Dieselbigen sollen der, so im Jahr die Geschickteste war, von allen anderen auf einem Kissen dargebracht werden. Und das Geldsäcklein soll ihre Mitgift sein, so sie Jungfrau ist, und sie vor Teurung bewahren, so sie verheiratet ist."

Also wurde die Schwesterschaft der Bogenschützinnen von Uccle gestiftet, welche jeden Sonntag unter dem Schutz unserer lieben Frau den Bogen spannt.

Zierstück von Günther Clausen aus dem Märchenheft des „Wandervogels".

Wegweiser der Lese

Einem Schülerlesekränzchen

zur 500. Sitzung

Das war vor mehr als einem Jahrzehnt,
als ich mich zum ersten Male gesehnt,
Andere, die gleich mir waren jung,
anzustecken mit meiner Begeisterung
für die Dichtkunst, und mein Versuch geschah
im Lesekränzchen Germania.

Der schlechteste Untersekundaner,
der drei Jahr dieselbe Klassenbank drückte,
hier wollt er der kühnste Wegebahner
für alles sein, was ihn entzückte.

Aus wirklich gläubigem Herzen Getanes
behält man froh in Erinnerung,
drum denk ich gern meines Größenwahnes,
meines närrischen, denn er hat Schwung!

Das Kränzchen zerfiel in zween Teile:
Hier Begeisterung, dort Langeweile,
und die Langweile war stets von echter Natur,
die Begeisterung aber oft Strohfeuer nur!

Ihr, die Ihr dies heut lest, oder Ihr, erst in Jahren,
seid sicher genau so, wie wir einst waren:
Zwar stellt die Kunst euch vielleicht keinen Papst wieder an,
wie mich — doch sie selbst ist ja ein Säemann,
von dessen Saat, die meist dorrt und selten quillt,
das Gleichnis vom ungleichen Acker gilt.

Aber dennoch: so ein Lesebund
wie der Enrige ist ein Ackergrund,
wo die Dichtkunst ihren Samen streut,
einen edleren, als Eure Schule beut.
Und wenn die Flüchtlingin nicht eine Stätte
in solchen Schülerzirkeln gefunden hätte,
wo man sich und sie vom Schuldrill befreit,
sie krepierte in lauter Nützlichkeit!
Fallen auch hier ihre Samenkörner
oft genug zwischen Disteln und Dörner
oder in steiniges Geheg
oder auf festgetretenen Weg —
oft finden sie das Erdreich, das die Kunst sich sucht
und bringen tausendfältige Frucht.

Daß Letzteres häufig werde wahr in
der Germania wünsch ich der Jubilarin.
Und da der Wunsch stets am ehrlichsten ist,
bei dem man vor allem sich selbst nicht vergißt,
so möcht ich, daß die äußere Verbindung
manchem werde zu innerer Empfindung
und er draußen im Leben das, was ich geschrieben,
möge lesen und möge lieben.
Dann würde meine Begeisterung,
die heute noch ist wie damals so jung,
ein Feuer sein, das weiter brennt,
und mit dem Kränzchen Germania
wär ein kleines Stück Deutschland da,
das einen Dichter schon bei seinen Lebzeiten kennt.

Hans Brandenburg.

Vom deutschen Volkslied

Für mich gibt es nichts Lieblicheres und nichts Schöneres als ein deutsches Volkslied. Wo ich es noch antraf, obs am Abend Burschen oder Mädchen sangen oder heimkehrende Soldaten, fröhliche Wandervögel auf der Landstraße oder schmale Mädchen vom Fabriksaal, immer hat es den gleichen tiefen Eindruck auf mich gemacht; denn es lag wirlich immer alles darin, was eine Seele singend der andern geben kann. Heute, da ich eine Reihe neuerschienener Volksliedersammlungen durchgeblättert habe und mir die vielerlei Stimmen klingend nachgehen, kommt mir das wieder deutlich zum Bewußtsein. Und ich wünsche mir von Herzen eine Zeit herbei, in der das Lied, wie schon einmal im 16. Jahrhundert, ständiger Begleiter des deutschen Menschen wird. Wenn mich nicht alles täuscht, hat die starke Bewegung, die dem Volkslied seine Rechte wieder geben will — als Verklärung des Alltags — um es dahin zu tragen, wo es seinen Ausgang nahm und seinem Wesen nach hingehört: ins Volk, in absehbarer Zeit dauernde Erfolge. Ich meine die Bestrebungen des „Wandervogels", des deutschen Bundes für Jugendwandern. Schon die Herausgabe des „Zupfgeigenhansl", der viele alte gute Lieder brachte — die mitgegebene Guitarrebegleitung ist von jedem der einigermaßen rhythmisches Gefühl hat, unschwer zu erlernen — war ein erfreulicher Schritt zu diesem Ziele. Seitdem haben sich Versuche solcher Art gemehrt. Es sei an das Singbuch der österreichischen Wandervögel erinnert „Unsere Lieder" (Verlag von Friedrich Hofmeister, Leipzig. Preis 1.70 Mk.), das trotz seiner reichlichen, fast etwas zu reichlichen Dialektlieder auch bei deutschen Wandervögeln gut aufgenommen wurde. Die Anordnung die der Herausgeber Rudolf Preiß getroffen hat, ist im Großen und Ganzen geschickt; leider kann ich mich mit der Ausstattung und dem Buchschmuck, den Richard Halfinger beigesteuert hat, nicht so rückhaltslos einverstanden erklären. — Um so mehr hat mich in dieser Hinsicht ein kleineres Heft angesprochen, das sich „Westfälisches Liederblatt" nennt (Ladenpreis 65 Pfennig) und das vom deutschen Wandervogel durch Karl Brügmann und W. Rittinghaus herausgegeben worden ist. Mit diesem Heft ist etwas Mustergültiges geschaffen! Schon die von Rudolf Sievers beigegebenen Zeichnungen sind in ihrer Art kleine Meisterwerke, wie die Proben in dieser Nummer zeigen; die Auswahl und Anordnung, die die Herausgeber getroffen haben, beweist guten und sichern Geschmack. Was alles gebracht wird, verrät bescheiden das Nachwort: „Lieder unserer (der westfälischen) Heimat, alte aus vergessenen Sammlungen und neue, dem Munde der Leute auf der Wanderung abgelauscht, oder aufgeschrieben von Kindern mit großen ungeschickten Buchstaben." Ursprung und Quelle ist jedesmal sorgfältig angegeben. Diesen Sommer soll ein weiteres Liederblatt herauskommen; wenn es so reich und kräftig wird, wie das erste, wünsche ich mir recht bald noch ein drittes und ein viertes. —

Auch „Lippische Volkslieder" sind im Druck erschienen (Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei in Detmold, Preis 75 Pfennig). Gesammelt hat sie der Frankfurter Mittelschulrektor K. Wehrhan mit einem einfachen Mann aus dem Volke. Es sind auch einige mir bisher gänzlich unbekannte Texte darin. Leider fehlen der fleißigen, verdienstvollen Arbeit durchgängig die Noten. Hoffentlich läßt sich der Verlag bei einer zweiten Auflage bereit finden, diese zuzugeben. — Ferner sei hier einer Sammlung ländlicher Lieder aus Ostpreußen gedacht, die Dr. Eduard Roese unter dem Titel „Lebende Spinnstubenlieder" veröffentlicht hat (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin, Preis geb. 5 Mk.). Das Werk führt 45 Lieder mit Melodien und abweichenden Lesarten an. Wesentlich Neues findet sich nur wenig darin. Die langatmigen Ausführungen ermüden trotz des guten Tons erheblich. — Zum Schluß sei noch ein Heft erwähnt, das soeben in zweiter Auflage erschien und ein brauchbarer Ratgeber und Wegweiser zur Veranstaltung von Volksliederabenden aller Art in Stadt und Land ist: „Das deutsche Volkslied", ein Volksabend von Georg Wehr (Verlag Friedrich Emil Perthes, Gotha, Preis 1 Mk.). Veranstaltern von solchen Abenden, denen eine umfassende Übersicht über dieses Gebiet fehlt, werden die verschiedenen Programmaufstellungen und auch den einführenden Vortrag mit Nutzen gebrauchen können. Das Werkchen enthält aber auf Seite 15 eine Anmerkung, die ich nicht unwidersprochen lassen möchte. Da steht: „Ein ganzes Buch Volkslieder, die den Ton des alten Volksliedes ganz un-

nachahmlich treffen, dichtete neuerdings Hermann Löns: Der kleine Rosengarten". Ich für mein Teil bin beim Lesen und Sprechen jener Nachdichtungen just zum entgegengesetzten Urteil gekommen und glaube, daß ich mit dieser Ansicht nicht allein stehe. Oskar Wöhrle.

Bücherbriefe XIV

Als Kinder legten wir Bilder, Abziehbilder, Marken und dergleichen in dicke Bücher und ließen danach „stechen", das heißt mit einer Feder zwischen die Seiten fahren, um auf die eingelegten Bilder zu treffen. Es ist keine Schande, wenn man auch als Erwachsener kindlichfrohe Minuten hat, in denen man zu freundlichem Spiel geneigt ist. Wir treiben solch launiges Spiel in unserer Redaktion seit einiger Zeit mit einem dicken Buch, auf dessen Titelblatt steht: Max Geißler, Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, Verlag Alexander Dunker in Weimar. Es gibt dann immer ein großes Gelächter, wenn wir in das Buch hineinstechen und die Urteile lesen, die da wohl über zweitausend deutsche Dichter und Schriftsteller abgegeben sind. Und wenn sonst bei der Arbeit ein Dichtername auftaucht, dann schlägt schnell einer verschmitzt nach und liest vor, was Max Geißler darüber weiß. Kenner der Literatur werden dieses Vergnügen verstehen. Solchen, die sich über die Dichter und über die Menschen, die hinter den Werken stehen, belehren lassen wollen, raten wir dringend, die Hände von diesem Literaturführer zu lassen.

Wir wollen Geißler den ehrlichen Willen nicht absprechen. Hie und da ist ein Hauch von guter Absicht zu erkennen, zu werten, besonders, wenn er national oder antijournalistisch vorgeht. Manchmal hat er sogar helle Momente. Das Ganze aber ist ein unerhörter Versuch der kritischen Vergewaltigung und Aburteilung. Zweitausend schreibende Menschen abstempeln und signieren zu wollen, mit Schlagworten, Waschzettelphrasen, herkömmlichen Redensarten aus Zeitungsreferaten, das geht denn doch über das erlaubte Maß. Dabei scheint Max Geißler, der selber sonst tüchtige, brave Romane schreibt, dem aber das künstlerische, das wahrhaft poetische Moment abgeht, auch im Urteilen künstlerisches, poetisches Verstehen fast gänzlich zu fehlen. Er verkündet im Vorwort als grundsätzlichen Standpunkt: „gesunde Kunstwertung"; er lehnt ebenda „den zersetzenden Geist verweichlichten Artistentums und der Dekadenz" ab und liefert selbst ungesundeste Kunstwertung, Artistentum der Kritik, Dekadenz der literarischen Betrachtung. Er will keine Literaturgeschichte liefern, sondern „ein Handbuch für Redakteure, Kritiker, Bibliothekare, Belletristikverleger" —: daß eine solche Spekulation möglich ist, ist ein betrübender Beleg mehr für die literarische Unkultur der Zeit. Ihre Zeichen sind Flüchtigkeit und Flachheit der Kritik. Nach dem Grosso-Buch haben wir nun hier die Grosso-Kritik. Der Redakteur und Kritiker, der seine Arbeit auf solchen wertlosen Notizen aufbaut, ist zu bedauern. Wir könnten auf dieses Buch noch viel ernster eingehen und nachweisen, daß der Verfasser viele Werke, von denen er redet, gar nicht oder höchst flüchtig kennt. Aber wir wollen uns von dieser gegensätzlichen Welt, die von ernster Arbeit, von ruhigem kultiviertem Einleben, von Liebe und Ehrfurcht den Kunstwerken gegenüber so wenig weiß, nicht länger aufhalten. Leider wird Geißler auch das nicht verstehen, wenn wir ihm sagen, daß selbst dort, wo er einigermaßen richtig urteilt, er durch seine Form dem Leser und dem Dichter mehr schadet als nützt.

Es ist gut, sich manchmal von der papierenen Literatur etwas zu erholen. Da nimmt man Reisewerke vor oder launige, lustige Bücher. Ich empfehle sehr, mit Emil Ludwig „Die Reise nach Afrika" mitzumachen, die er in dem soeben bei S. Fischer in Berlin erschienenen Buche beschrieben hat und aus der wir eine Probe bringen. Wir lesen hier lebendige kluge Beschreibungen von Britisch- und Deutsch-Ostafrika, von Sambesia und Südafrika. Es weht frische Luft in dem Buch und tapfere Erkenntnisarbeit. Es ist überaus anregend, solche fremden Welten kennen zu lernen; und wertvoller noch als die Urteile über sie, sind die Rückschlüsse auf unsere Kultur.

Wer einige heitere Stunden genießen will, lese die Geschichten „Zweimal ein Bub", die unser Mitarbeiter Fritz Müller bei Fleischel & Co. herausgebracht hat. Es sind kleine, frische, feinpointierte, kulturkritische Skizzen. Und wer romantische Stimmung sucht, den weise ich auf eine sehr tüchtig geschriebene Fortsetzung des alten Münchhausen hin: „Münchhausens Wiederkehr", eine phantastische Geschichte von Robert Walter. Das Buch hat sich unter die Mainzer Volks- und Jugendbücher des Verlages Josef Scholz verirrt. Es ist aber eine wirklich wohlgelungene Neubelebung des alten Münchhausen. Es ist gleichsam ein fertiger Wurf, sozusagen glatt gelöst, ein originelles Werk, das sich neben dem alten Münchhausen vollauf behaupten wird. G. M.

Neue Schundliteratur

In letzter Zeit scheint die Schundliteratur wieder anzuschwellen. Schon die Tatsache, daß im letzten Jahre außer einigen neuen Schundserien für Jugendliche allein f ü n f neue für Kinder erschienen sind, (Der neue Lederstrumpf; Der neue Robinson; Heinz Brandt, der Fremdenlegionär; Unter Fahnen und Standarten; Durch Länder und Meere) beweist das Wiederaufwuchern des Schundes zur Genüge. Daher verdienen die nachstehenden Ausführungen der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften ernstliche Beachtung aller in Betracht kommenden Stellen.

D e r n e u e L e d e r s t r u m p f

nennt sich eine neue Schundserie des allbekannten Schundliteraturverlages „Dresdener Romanverlag". Die Serie gehört augenblicklich zu den allergefährlichsten. Gedeckt von diesem harmlosen Titel, der sich an ein wertvolles altes Werk unserer Jugendliteratur anlehnt, bringen diese Hefte eine kaum zu überbietende Häufung von Roheiten und Grausamkeiten, ganz abgesehen von der Geschmacklosigkeit der Sprache und der Unwahrhaftigkeit der Darstellung. In 10 von diesen magern Zehnpfennigheften werden 90 Menschen erschossen (alle einzeln aufgeführt), 8 erstochen, 22 erschlagen, 5 außerdem noch skalpiert, 3 aufgehängt, 3 erdrosselt, 2 mit einer glühenden Kohlenschaufel erschlagen, 2 durch Faustschläge betäubt; 1 wird ermordet, 1 vergiftet, 1 überrannt, 1 gepeitscht, 1 von einem Bären zerrissen, 1 an den Haaren hinter einem reitenden Indianer hergeschleift, 1 in ein Branntweinfaß gesteckt; 4 Menschen wird der Kopf zerschmettert, 1 Leib mit einem Messer zerfleischt, einem Kind mit einer eisenbeschlagenen Keule der Schädel zerschmettert; 1 Mann wird 5 Tage gemartert, 1 Mädchen geraubt, 1 Kind geraubt, 1 Kind gepeltscht, 1 Hund erstochen, 17 Pferde wurden verglftet, 2 Maultiere erschossen, 2 Leichen von Bären zerrissen. Außerdem werden 2 Blockhäuser überfallen und in Brand gesteckt, 1 Brücke mit 100 Sioux in die Luft gesprengt, und schließlich werden noch geschildert 2 Gemetzel, 1 Blutbad, 2 Gefechte, 1 Schlacht mit Hunderten von Toten, 1 Massengemetzel und 1 Massenmord.

Daß das Leben eines solchen Wustes von dem rohesten und gemeinsten Treiben menschlicher Wesen auf die jugendlichen Leser nur verrohend wirken kann, braucht nicht gesagt zu werden. Darum habt ein scharfes Auge auf den „neuen" Lederstrumpf.

Die vereinigten Deutschen Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften.
Im Auftrage C. Will — H. Bruncklorst.

Gedenktafel

Am 19. Juli 1819 kam in Zürich Gottfried Keller zur Welt. In seinen Novellen und Romanen schuf er sich einen eigenen Prosastil von wunderbarer Ruhe und Abgeklärtheit.

Am 21. Juli 1796 starb in Dumfries Robert Burns, der größte lyrische Dichter Schottlands. Obwohl er ein ungebildeter armer Landmann war, haben seine Lieder einen Weg über die ganze Erde genommen. Sie machen meist den Eindruck von Volksliedern. Mehrere derselben wurden meisterhaft von Freiligrath ins Deutsche übertragen.

Am 22. Juli 1909 starb in Alt-Rahlstedt Detlev von Liliencron.

Am 23. Juli 1562 starb auf Schloß Hornberg am Neckar Götz von Berlichingen „mit der eisernen Hand". (Seine von

ihm selbst verfaßte ausführliche Lebensbeschreibung erschien im Verlag der Lese.)

Am 24. Juli 1822 starb E. T. H. Hoffmann, Dichter, Komponist und Zeichner. Seine merkwürdigen, gespenstischen Geschichten wurden sehr viel in fremde Sprachen übertragen.

Am 24. Juli 1864 wurde zu Hannover der Dichter Frank Wedekind geboren. Er ist eine der umstrittensten Persönlichkeiten der neueren Literatur.

Am 25. Juli 1834 starb Samuel Taylor Coleridge, ein namhafter englischer Dichter. Es war ein großer Verehrer Schillers und Goethes und stand den Führern der deutschen Romantik durch Freundschaft nahe. Er übersetzte Schillers „Wallenstein" ins Englische und trat überhaupt sehr für deutsche Poesie ein. Eins seiner berühmtesten Gedichte ist „Der alte Matrose".

Am 25. Juli 1655 (oder 1656) starb in Liegnitz Friedrich von Logau, der Dichter zahlreicher guter Epigramme. Es zeugt von guter Beobachtung, wenn er schreibt:

„Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder an sich bei:
der eine deckt es zu, der andere trägt es frei."

Am 25. Juli 1867 wurde in Würzburg der Dichter Max Dauthendey geboren.

Am 26. Juli 1865 wurde in Köpsen Paul Grotowsky geboren. Er schuf einige zarte lyrische Dichtungen.

Nachrichten

Um das Festspiel von Gerhart Hauptmann, das er für die Jahrhundertfeier in Breslau gedichtet hat, ist ein heftiger Meinungskampf entbrannt. Die Aufführungen wurden auf Betreiben der Gegner eingestellt. In zahlreichen Versammlungen wurde für und gegen Stellung genommen. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller, der Vorstand des Württembergischen Goethebundes, als Vorort der deutschen Goethebünde, haben Beschlüsse gefaßt, die sich gegen die Einstellung der Aufführung als Zeichen der Unfreiheit der gegenwärtigen deutschen Kultur wenden.

Auch in Frankreich scheint es vorzukommen, daß Dichter nicht die nötigen Mittel zum Leben finden. Ein begabter jungfranzösischer Dichter, Léon Deubel, hat sich in der Marne ertränkt, weil er die Daseinsnot nicht länger ertragen konnte.

Gegenbeispiel: Im September 1912 hatten sechzig deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen sich an den Verwaltungsrat der deutschen Schillerstiftung gewandt, um Änderungen der Grundsätze bei der Verleihung von Ehrenspenden zu erwirken. Diese Eingabe hat nunmehr (wie es in den Zeitungsnotizen heißt) der Verwaltungsrat bei der diesjährigen Generalkonferenz erörtert! „Er gelangte dabei zu dem Beschluß, die in der Eingabe enthaltenen Anträge und Wünsche der nächsten 1914 stattfindenden Generalversammlung der Zweigstiftungsvorstände als Material vorzulegen."!!

Lesepost

An unsere jungen Freunde! Wir wenden uns mit dieser Nummer besonders an die Jugend, die noch Ideale hat, an diese innigsten und begeistertsten Liebhaber der Dichtkunst. Wir denken an die Wandervögel und ähnliche Vereinigungen, an Studenten, an angehende Lehrer, aber natürlich auch an die weibliche Jugend. Und bitten alle, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, wenn sie es gut mit uns meinen, für die Lese einmal einen tatkräftigen Werbefeldzug zu unternehmen! Hilfsmittel sendet die Geschäftsstelle in Stuttgart auf Wunsch in jedem Quantum. Aber das beste Hilfsmittel ist der eigene Mund. Jeder, der, und jede, die uns einen neuen Lesefreund oder eine neue Lesefreundin zuführt, macht sich um unsere Sache verdient. Wir wissen, daß wir von der Jugend schon sehr viel gelesen werden, aber wir brauchen noch viel mehr Anhänger, gerade aus den Kreisen der Jugend. Und wollen mit diesen zugleich wachsen, denn wir gehören zueinander. Der frische Mensch versteht uns am besten, nur der über- und verbildete greift zum Surrogat; Jugend aber ist Poesie und umgekehrt. Man vergesse uns aber auch später nicht, und wirke daheim und draußen, in Stadt und Land für die Lesegemeinde

R. S. in M.: Ja, eine Studenten-Lese kommt auch noch.

Es laufen manchmal reizende Briefe ein. Heute kam folgender: „Titl. Verlag ersuche ich, einliegende Reime einer gefl. Durchsicht unterziehen zu wollen. Die I. Serie ist von einst, die II. von jetzt. Was halten Sie davon? Meine Freunde sagen, ich könne Geschäfte damit machen, der rechte Glaube fehlt mir aber dazu, obwohl es mir finanziell nichts schaden könnte. Habe selbstverständlich noch ein größeres Lager. Auch würde ich mich, wenn es sich lohnte, mehr auf die Reimerei oder Erzählung verlegen. Ideale sind ja recht, aber wann sie sich materiell nicht umsetzen lassen, haben sie in den Augen des Bedürftigen keinen Wert. In den Fußstapfen der „Zukunftsreime" (II. Serie) will ich weiter wandern, denn es liegt etwas Neueres, Kerniges darin. Das Zärtelnde will ich andern überlassen, es liegt auch mehr als genug schon davon vor." — Wir wollen von diesen kernigen „Zukunftsreimen" nicht verfehlen, eine Probe zu bringen:

Regen

Spendregen fällt erdab
auf die fruchtenden Felder,
dufthauchenden Wälder;
tautriefenden Bäche,
tierwimmelnden Seen,
hinwandernden Straßen,
felswachsenden Berge,
giebelragenden Städten;
Alles, alles trunklechzend!
Nur die menschheißenden Geschöpfe
eilen stoff-spannend davor,
nicht wissend, was frommt.

Fr. G.: Wenn man verliebt ist, dichtet man halt. Hoffentlich ist Ihre Liebe reifer als Ihre Verse.

Auf die Anfrage in Lesepost Nr. 23 kommt die Mitteilung, daß der Spruch: „Über jedem Neste baut der Himmel Paläste" von J. V. Widmann stammt, aus der Sammlung „Frühlicht; er ist auch noch in einer anderen Fassung bekannt.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Westfälische und Lippische Volkslieder. — Volkslied und Kunstmusik. — Georg Forsters Vorrede. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 30 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Kollegialität

Was den Weg des Dichters zum Dornenpfad macht, was ihm sein Dasein verekeln kann, mehr als die äußere Lebensnot, mehr als die innere Schaffensnot, das ist das Ausgeliefertsein an Freunde und Feinde. Kein anderer Beruf ist so preisgegeben dem Meinungsstreit, so schutzlos vor öffentlichem Lob, vor öffentlicher Mißgunst. Die wissenschaftlichen und praktischen Berufe haben gedämpftere, internere Formen der Auseinandersetzung; der Literatenstand allein hat die öffentlich beleidigende Kritik gezeitigt.

Das Bitterste dabei ist der Mangel an Kollegialität. Gerade die Besten, die in schweren Kampfeszeiten zum Dichter gehören, an seine Seite als Geistesverwandte, als Förderer und Schützer gegenüber dem großen Feind Publikum, gegenüber den alten Erbfeinden Unverstand und Rückstand, gerade sie fallen meist in der dringendsten Not ihm in den Rücken.

Man darf tadeln, man soll streng urteilen, aber alles kommt auf die Form an; diese ist nur zu finden aus kollegialer, kongenialer Stellung heraus.

Wir haben es jetzt wieder erlebt bei dem Streit um Gerhart Hauptmanns Festspiel. Selbst feine Köpfe — wie . . nein, lassen wir Namen — sind ihm genau so gedankenlos unkollegial in den Rücken gefallen wie die kleinen Kläffer. Es wäre eine Wohltat für den Dichter und für den Stand gewesen, wenn etwa die Auseinandersetzungen über den Wert des Spieles zurückgestellt worden wären, und wenn auch nur zeitlich, hinter die selbstverständliche Forderung, erst einmal kollegial den Schild zu halten vor den Bedrängten.

Wann wird die deutsche Kritik den Standpunkt der Kollegialität begreifen lernen? M.

Wie Jan Ademar begraben wurde

Eine Legende aus Holland

Von Wilhelm Schmidtbonn

Der lustigste Platz in der Stadt an diesem Frühlingstag war der Kirchhof. Hier allein standen statt grauer Häuser Sträucher und Bäume mit grünen Knospen und farbigen Blüten, hier allein sangen darum die kaum wiedergekehrten Vögel. Die Kapellenglocke läutete dem Totenwagen wie einem Hochzeitszug entgegen. Die schwarzen Männer des Geleites sahen zu den Vögeln auf. Einem fiel eine Blüte auf den Aermel, er nahm sie und verbarg sie in der zugedrückten Faust, selig und heimlich wie ein Kind, das Entdeckung fürchtet. Allmählich aber ließen alle ungehindert über ihre Gesichter die Freude sich breiten, darüber, daß dieses Begräbnis sie für einen Vormittag aus der Enge ihrer Kontore und Läden zog. Sie sprachen über den Frühling und vergaßen ganz den Totenwagen vorn mit den schwarzbehangenen Pferden davor und dem Priester dahinter, der selber mager wie eine Leiche war und ein feierlich ergriffenes Gesicht zeigte, in Wahrheit aber nur seine Rede ausarbeitete — ein etwas schwieriges Stück, da ihm der Vogelsang immer dazwischen kam. Vor dem Sarg schritten aber noch viele Vereine von Kriegern, von Schützen, von Sängern, die schon nach ihren Notenblättern in der Tasche tasteten und mit der Zunge den Mund anfeuchteten. Die bunten Fahnen standen im Wind gebreitet, und unvermutet begann ganz vorn die Musik einen Trauermarsch. Denn es war heute ein besonderes Begräbnis. Ein Dichter wurde begraben, Jean Ademar. In der Fremde gestorben, war er von der Vaterstadt geholt worden, um festlich in die holländische Heimaterde gesenkt zu werden.

Alle standen in einem Kreis um das Grab, innerlich ein wenig angeschnitten von dem zwiespältigen Gefühl, das eine solche Gelegenheit mit sich bringt, halb Genugtuung, selber noch nicht in das gelbe Loch zu müssen, halb unbehagliche Neugier, da man denn doch einmal an zwei Seilen hinuntergelassen würde. Als der Sarg aus dem Wagen gehoben wurde, zeigte sich die erste Ueberraschung: vier einfache Bretter, blau gestrichen und mit hundert Blumen und Vögeln und Sternen bemalt. Ein kurzer Unwille auf all den bärtigen und bebrillten Gesichtern: das war wieder ein Stück dieses Toten, der ja immer alles anders getan hatte, als sie und ihre Väter. Einer im Zug, der als Abgesandter der Stadt die Leiche mit eingesargt und

auf der Reise hierher begleitet hatte, lachte in sich hinein, denn er allein wußte, daß der Tote nicht, wie es anständig war, in einem schwarzen Rock in seinem fröhlich bunten Holz lag, sondern in einer Jacke aus blauem Leinen, in kurzen Lederhosen und den breiten Schuhen, die ihn hin und her über die Straßen der Erde und oft von den Menschen weg auf die blaue Höhe der Berge getragen hatten. In seine Hand war auch kein Veilchenstrauß gesteckt, sondern der alte zerschundene, eisenbeschlagene Wanderstock lag darin.

Die Musik endete, der Verein sang sein Lied, der Priester segnete, auf einem Hügel der aufgeschütteten Erde mühsam das Gleichgewicht haltend, der Bürgermeister der Stadt trat einen Schritt vor und ließ die satte, sichere Stimme aus seiner gewölbten Brust ein wenig ärgerlich in diesen allzu lauten Vogellärm schallen. Da er, obwohl er den Toten ansprach, doch nicht ins offene Grab hinuntersah, sondern den Kopf unaufhörlich in alle Richtungen des Kreises drehte, hörte jeder nur einzelne Worte. Da aber diese Worte sich immer wiederholten, hörte doch jeder dasselbe. „Du — wir — Heimat — stolz — unsere Liebe — ewig —"

Es war in dieser Stadt nicht Sitte, auch die Frauen auf den Kirchhof zu lassen. Trotzdem drängte jetzt eine Frau, die nicht einmal nach Trauersitte gekleidet war, bescheiden und fest durch die Reihen an das Grab vor. Sie führte sogar einen Hund mit, der, im Gefühl von etwas Ungewöhnlichem, den Kopf dicht an ihren Rock hielt. Da es verboten war, Hunde auf den Kirchhof mitzubringen, war es in der Ordnung, daß die Nächststehenden die Dame fortwiesen.

Sie aber erklärte seltsam leise und doch bis zum Fernsten verständlich, daß sie die Frau des Toten sei.

Nun war es bekannt, daß der Dichter lange Jahre unverheiratet mit einer Freundin zusammengelebt hatte. Es war bekannt, daß diese Freundin ehemals nichts besseres als eine Kellnerin, Sängerin und Tänzerin gewesen war. Sie hatte dem Abgesandten der Stadt erklärt, daß sie unerkannt am Begräbnis teilnehmen wolle. Um sie trotzdem fernzuhalten, hatte der Abgesandte ihr einen falschen, den nächsten Tag als den Tag des Begräbnisses angegeben. Er hatte eben noch durch den Draht mit ihr nach der fernen Stadt hin gesprochen, wußte also genau, daß sie nicht gut zugleich hier am Grab anwesend sein konnte. Während er die Frau fassungslos anstierte, bemerkte er, daß sie keinen Schatten gab, sondern daß die Sonne durch sie hindurch, als ob sie nicht da sei, auf die aufgeworfene Erde, die Stricke, die Schuhe der Totengräber strahlte.

Der Priester, nach einer Weile der Ueberlegung, drückte der Frau die Hand. Der Bürgermeister, nach einigen verwirrten Blicken durch die Brille, redete weiter. „Du — wir — Vaterland — Liebe — ewig —"

Da hob die Frau ruhig die Hand und sagte, immer leise und doch immer in dieser unbehaglichen Bestimmtheit: „Das sollen nicht die letzten Worte sein, die mit ihm gesprochen werden. Liebe? Ihr liebtet ihn nicht. Er hat entbehrt, während ihr fortwarfet. Er war krank, während ihr Feste feiertet. Er war der Verzweiflung nahe, während ihr am Weintisch saßet. Er hat euch mit seinen Träumen beseligen wollen. Aber ihr habt seine Träume mit dem Lärm eurer Fabriken und Eisenbahnen erschlagen. Er hat sich nie vor euch gedemütigt und euch nie um etwas gebeten, darum habt ihr ihn nicht angesehen. Trotzdem hatte er keinen Haß auf euch, denn er wußte, daß alles so sein mußte. Aber er liebte zwei Arten Menschen mehr als euch: die schönen Frauen und die starken Arbeiter. Sie sind nicht einmal an seinem Grab, denn sie sind ehrlicher als ihr. Liebe? Hättet ihr ihn geliebt, so lebte er heute noch und könnte noch zwanzig Jahre euch die bunten Früchte aus dem Garten seiner Seele schenken."

Hier verzog die Frau den Mund zu einem geringen Lächeln über sich selbst, weil sie unwillkürlich Worte von ihm gebrauchte und sie doch vor anderen als ihre eigenen ausgab. Zugleich röteten sich ihre Wangen, vom Hauch der Worte, die von ihm kamen beglückend angerührt.

„Liebe? Keiner von euch geht von diesem Grab nach Hause und tut das nächste: sich eins seiner Bücher kaufen. Liebe? Ihr stellt euch nur in den Lichtkreis seines Ruhms, damit auch ihr ein wenig gesehen werdet. Seines Ruhms, der plötzlich gekommen ist, weil die Zeitungen seinen Tod ausschreien. Liebe? Zwei nur haben ihn lieb gehabt, zu seiner Seite und seinen Füßen gesessen in seinen glücklichen und in seinen bekümmerten Stunden; ich und der Hund. Darum geht! Ich und der Hund, wir wollen auch an seinem Grab allein mit ihm sein."

Der Bürgermeister hielt eine Weile den Mund offen, um zu antworten. Aber er sah, daß die Augen der Frau im Fieber glänzten, daß die Frau sich hilfesuchend am Halsband des Hundes festklammerte. So verbeugte er sich und ging. Der Priester tat einen Schritt auf die Frau zu. Sie hob den Arm zwischen ihn und das Grab. Er ging, sein Gebetbuch hochhebend. Die anderen alle sahen mit heimlichen Blicken einander an und gingen, die Köpfe schüttelnd, doch mit leisem Auftreten, da es sich um eine Witwe handelte. Einer schaute mitleidig hin, weil er dachte, es mit einer Kranken zu tun zu haben.

Die Frau winkte auch den Totengräbern zu gehen. Während der Hund zu ihr aufsah, schüttete sie mit den Händen die gelbe Erde auf den Sarg hinunter, sorgsam, wie sie dem Geliebten immer sein Bett bereitet hatte und rastete von Zeit zu Zeit, damit der Gesang der Vögel noch ein wenig ins Grab dringe.

Der Abgesandte fuhr mit dem nächsten Zug, ohne jemand ein Wort zu sagen, gehetzt und kaum zu Atem kommend, in den Ort, in dem der Dichter zuletzt gewohnt hatte, und kam vier Stunden nach dem Begräbnis dort an. Er fand die, die er suchte, nach den letzten Tagen und Nächten des Wachseins in einem totgleichen Schlaf auf dem Sofa liegen. Vor ihr auf der Erde der Hund. Die Zimmervermieterin sagte aus, daß die Frau so seit sechs Stunden auf dem Sofa liege und schlafe.

Der Abgesandte sagte keinem Menschen etwas von seinem Begegnis, sprach überhaupt tagelang kein Wort. Er ging, wie um allem Nachdenken ein Ende zu machen, in einen Buchladen, um sich einmal ein Buch des Dichters zu kaufen. Vor der Tür jedoch machte er Kehrt und ging statt dessen in die Kirche, um ein Gebet für den Toten zu sprechen.

Arno Holz*)

Vom Herausgeber

Das Kapitel Arno Holz ist eines der seltsamsten der zeitgenössischen Literaturgeschichte. Es wird gerade jetzt noch verwickelter gemacht durch ein Buch von Robert Reß: Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung; ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk (Verlag Carl Reißner, Dresden). Der Verfasser versendet zugleich ein Rundschreiben, worin er ankündigt, daß er aus allen Stimmen darüber ein Buch zusammenstellen werde, damit die Forschung später eine Unterlage dafür habe, „wie das Deutschland dieser Tage im vorliegenden Falle handelte und dachte". Das heißt einem die Pistole auf die Brust setzen. Und da der Dichter dieses Vorgehen zu billigen scheint, muß er nicht nur materiell, sondern auch in seinem Ringen um Anerkennung in einer verzweifelten Lage sein.

So achtunggebietend es ist, daß einer für den leidenschaftlich geliebten Freund ins Feld zieht, Inhalt und Umstände des Buches verquicken in so peinlicher Weise Ruf um Hilfe, Forderung um Anerkennung mit Polemik um Holzens Wert, daß man die Schrift als eine versuchte Vergewaltigung der Zeitmeinung zurückweisen muß. Sie ist ein Dokument mehr für den Niedergang der literarischen Kritik — um hier das Wort Forschung zu vermeiden. Reß preist Holz als den „Größten seit den Tagen Goethes". Er zitiert geschickt zumeist Aeußerungen aus den Kritiken über Holzens Werke; allein daraus kann man Waschzettel, nicht aber Literaturgeschichte machen. Statt das Bild des Dichters uns aus seinem Leben und Schaffen zu entwickeln, streitet er auf über zweihundert Seiten um die Rangstellung des Dichters und haut, Holz zu erhöhen, die andern zu Boden.

Daß es wieder einmal dahin gekommen ist, daß ein verdienstvoller deutscher Dichter nach dreißigjährigem Ringen hungert — Holz haust jetzt noch in einer Dachstube und ernährt sich durch Anfertigung von Kinderspielzeug — ist eine Schande für Deutschland. Es ist an der Zeit, Mittel zu schaffen, daß unsere führenden Geister anständig und würdig leben können. Nur fürchte ich, daß jetzt, wo man Millionen für das Militär gibt, man für die Dichter erst recht nichts übrig hat.

Die literar-kritische Würdigung eines Dichters aber ist eine Sache für sich; wir wollen ungetrübt von den Begleitumständen dieses Falles zu erkennen versuchen, was Arno Holz ist, was er uns bedeutet.

1863 als Sohn eines Apothekers im ostpreußischen Städtchen Rastenburg geboren und früh nach Berlin verschlagen, wurde Arno Holz 1885, also 22jährig durch den Gedichtband „Buch der Zeit" bekannt. In diesem Buche griff Holz mit stürmischem Temperament, und in Deutschland so ziemlich als erster Stoffe auf, die die Poesie bis dahin nicht kannte. Durch diese Verse rauscht die moderne Großstadt mit Maschinen und Arbeitern, mit sozialen und religiösen Fragen, mit all den tausend Dingen, die heute erst eigentlich Dichterprobleme werden und immer noch nach eigenen Formen rufen. Das alles bedichtete Arno Holz in wunderschönen Versen von der Dachstube aus. Doch er ahnt die Stoffe nur und bedichtet sie und gestaltet sie nicht. Wir lesen heute das Buch, abgesehen von einzelnen herrlichen Stellen, als ein Dokument epigonaler Dichtung, deren Metren nur eben von neuen Stoffen und von neuem Temperament erfüllt sind. Und wir fühlen beim Lesen greifbar deutlich, wie nun vor dem Dichter ein Leben voller Aufgaben lag: alle die angeschlagenen Probleme zu verfolgen und in eigenen Formen zu gestalten. Denn das ist der Entwicklungsweg aller Kunst, daß Inhalte menschlich ausgereift werden und von hier aus ihre Formen suchen. Statt dessen nahm der Dichter einen ganz seltsamen Schaffens- und Leidensweg.

Das Eigenartige, das Große und das doch zugleich tragisch Beschränkte an dem jungen Dichter ist, daß er nun als Erfüller einer neuen Kunst, in die Zeit hineinhorcht nach der Wirkung des Werkes und daß er sich als dieser Erfüller eine führende Stellung in der Literaturentwicklung suggeriert. Es ist ehrend für den Ernst des Dichters und es hat etwas Erschütterndes, das uns zwingt, sein Schicksal wie das eines vom heiligen Wahnsinn Besessenen zu achten, wenn wir in dem neuesten diesjährigen Werke des Dichters, im Vorwort zu „Ignorabimus" das Bekenntnis lesen, das er seit dreißig Jahren seinen Kampf für seine Kunsttheorie als eine heilige Mission betrachtet, durch die er die deutsche Dichtung von der Konvention befreien will. Holz vergißt, daß einer das nur für sich allein tun kann und für Geistesverwandte; daß seit dreißig Jahren viele an-

*) Vergleiche Lese Nr. 21.

dere das Gleiche tun; daß seine Theorie nur eine Theorie und als solche eine Sackgasse ist — und daß man anfängt sein Streiten als eine unbequeme Tyrannei zu empfinden. Freilich ist es zwecklos, sich mit einem Manne, der Jahrzehnte in seinen Ideen gelebt hat, auseinanderzusetzen. Doch haben die Dehmel, Klaischlen, Hauptmanns ja ihre Kunstwerte nicht minder ernst erkämpft und betätigt. Niemand nimmt Holz seinen Ruhm; wozu also dieser ewige Streit um seine Vorrangstellung?

Damals also, nach dem „Buch der Zeit", bekam der junge Dichter auf seine erste Könnerschaft hin den großen Kater, den wir alle bekommen, wenn wir zur Revision unserer Kunstrichtung erwachen. Er beschreibt das sehr schön in seinem Buch: „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze (1890), worin er erzählt, wie er von der Metrik der Kunstsprache zur Rhythmik der Lebenssprache gekommen ist: wie er mit Schlaf die ersten Prosaarbeiten in dieser neuen konsequent-naturalistischen Sprache gemacht hat — veröffentlicht in „Papa Hamlet" — dann das Drama „Die Familie Selicke" — alles zusammen in den „Neuen Geleisen" zu finden. Von hier aus hat er die Revolution der Lyrik und des Dramas vorgenommen. Es führt an dieser Stelle zu weit auf diese fachliterarischen Dinge — denn solche sind es geworden, da das praktische Leben und die herrschende Kunstanschauung, was Holz nicht einsieht, sie längst überholt hat —; es sei nur noch die Formel seiner Kunsttheorie zitiert und das Prognostikum, das er seiner Technik gestellt hatte.

Bücherzeichen von Hans Leonhard Schäufelin, um 1500, für Hartmann Schedel zu Nürnberg, Verfasser der Nürnberger Chronik.

Die Formel lautet: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jedweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung". Die Prophezeiung: „Eine Neuerung für die gesamte Literatur von einer so prinzipiellen Bedeutung, wie sie seiner Zeit für die Malerei die Verdrängung des künstlichen Atelierlichts durch das natürliche Freilicht besessen. Und ob mit, oder wider Willen, aber es wird niemand sein, der sich auf die Dauer ihr wird entziehen können. Es ist nicht im mindesten zu viel gesagt: durch sie in Erschütterung versetzt, wird mit der Zeit kein Stein der alten Konvention auf dem andern bleiben. Was die alte Kunst mit ihren primitiven Mitteln, an die wir nicht mehr glauben, die uns keine Illusion mehr geben, schon einmal getan, diese neue Kunst mit ihren komplizierteren Mitteln, hinter denen wir mal wieder bis auf weiteres noch nicht so die Fäden sehen, wird es noch einmal leisten: den ganzen Menschen von neuem geben!"

Das Goldkorn in alledem ist, daß gewisse alte Formen der Poesie für uns konventionell geworden sind, daß der sich stets erneuende Mensch auch neuen dichterischen Ausdruck braucht, daß unsere rationalistische Zeit mit ihrer dynamischen Rhythmik auch nach rhythmischen Kunstgesetzen verlangt. Diese Aufgaben aber muß jeder Dichter durch seine Persönlichkeit lösen. Holz hat das durch seinen konsequenten Naturalismus versucht, einem andern ist es erlaubt, das durch den konsequenten Symbolismus zu erfüllen.

Von dem Dichter selbst ist noch zu berichten, daß sein weiteres Leben und Schaffen ein ganz schwieriges war. Infolge seiner Notlage kam er nicht dazu, in fortlaufenden Werken seine eigene Theorie zu Siegen zu führen. Nach der Komödie „Sozialaristokraten" (96) und den Gedichten „Phantasus" (99) — aus denen wir Proben brachten — geriet er in Polemiken mit Johannes Schlaf und anderen, gab Gedichtbände heraus, die seinen Theorien ganz entgegengesetzt liefen — vergl. das Verzeichnis seiner Werke in Nr. 21 —, schrieb um Geld zu verdienen, geschickte Bühnenstücke, z. B. „Traumulus" mit Jerschke zusammen, und kam immer nur in Pausen, wenn er durch Freunde Geldmittel erhielt, zu seinem eigenen Schaffen, so 1908 zur Tragödie „Sonnenfinsternis", 1912 zur Tragödie „Ignorabimus".

Diese ist als Arbeit eine kolossale Leistung; Inhalt und Form wirkt geradezu erschütternd als Tragödie in der Tragödie. Statt der Umwälzung der Kunst von unten auf mit der er einst begonnen, mündet der Dichter im — Okkultismus, und der Form nach

im dramatisierten Tendenzroman. Als letzten Kern spüre ich den sentimentalen, mittelalterlichen Menschen. Es ist besser, bei dieser Gelegenheit nicht mehr über das Stück zu sagen.

Trotzdem bleibt Holz eine achtunggebietende, liebenswerte Erscheinung unserer Zeit. Sein Kämpfertum sein Märtyrertum hebt ihn über Mitleid und aktuelle Kritik. Er leidet vielleicht am schwersten von den lebenden Dichtern unter der Interesselosigkeit unserer Zeit gegenüber dem Leben und Schaffen der Dichter, während die Welt von Marktgeschrei und Kriegsrüstung erfüllt ist.

Die Fahrt der Jomsburg

Von C. J. Soerensen

Der Vogel

Die Jomsburg trieb in die Ostsee hinaus wie ein fließender Stapel Bauholz mit einem bißchen Feuer in der Mitte.

Es ist ermüdend, mit einem Frachtdampfer zu fahren. Der Tag geht seinen eintönigen Gang, und wer sauertöpfisch ist, bei dem hat die Säure reichlich Zeit, sich anzusammeln. So einer geht umher und gerät beim Anblick der anderen in Wut. Ja, mancher besitzt Galle genug, um beim Anblick aller anderen in Wut zu geraten, und kann das ganze Schiff bissig machen.

Bücherzeichen von Jost Amman, 1539—1591. Verfertigt für einen Herrn von Holzschuher.

Eines Morgens hatte die Jomsburg einen kleinen Vogel an Bord bekommen. Er senkte sich auf das Schiff hernieder wie der heilige Geist, und Kindesfreude keimte in den Gemütern aller, selbst der Verdrießlichsten.

Alle mußten sie hinaus und ihn ansehen, wie er da draußen auf der Deckladung saß und auf einem kahlen Pfahl herumhackte, der leider keine Nahrung bot.

„Findest du 'nen Rausreißer?" fragte der erste Steuermann teilnehmend.

„Wenn doch bloß ein bißchen Borke an dem Stück Holz wäre," sagte der zweite Meister zum Koch, der dastand und den Vogel mit seiner unbarmherzigsten Teufelsmiene betrachtete, als sähe er den ganzen zukünftigen, tristen Lebenslauf des Vogels auf dem Holzhaufen deutlich vor Augen.

Oben auf der Brücke saß der Kapitän in seiner Ecke und sah auf den Vogel herab.

„Er kann nichts finden," sagte er mitfühlend und schüttelte den Kopf. „Es ist zu trocken, das Zeug. Es soll doch auch zu Zeitungen und Büchern verbraucht werden, wenn wir damit nach England kommen. Dazu geht's immer noch, auch wenn noch nicht mal Nahrung genug für einen armen, kleinen Vogel daran ist."

Der Meister nahm, wie zu erwarten stand, die Nachricht von dem neuen Passagier mit großer Ueberlegenheit auf. Aber er ging doch, ihn sich anzusehen.

„Es ist ein Stieglitz", sagte er, „oder irgend so ein Bengel. Der sitzt und wartet darauf, daß ein Stückchen Land vorbeisegelt. Er sehnt sich doch nach den anderen Heiducken drinnen, und es tut ihm schon leid."

Aber es schien nicht so, als ob es ihm leid täte. Er blieb jedenfalls draußen sitzen und nagte den ganzen Tag an den Zeitungshölzern. Und jedesmal, sobald er eines fand, das nicht ganz so trocken zu sein schien wie die anderen, zwitscherte er ein munteres Liedchen, ehe er sich der Untersuchung des Holzes und der darauffolgenden Enttäuschung hingab.

„Seht mal, wie er sitzt und sich umsieht, der eingeschüchterte Vogel," sagte Martin. Und nach einem kleinen Weilchen, als er glaubte, niemand sähe es, schlich er nach vorn und stellte ein Wassernäpfchen in seine Nähe.

„Es ist einem fast zu Mute wie im Sommer im Walde," entschuldigte er sich, als er zurückkam.

„Es ist einem eher zu Mute, als ob man einen Idioten in einer Kneipe sitzen und alte Zeitungen durchstudieren sieht," sagte der Meister. „Sie sind so trocken, die Hölzer, daß man fast meinen sollte, sie seien schon bedruckt."

„Das erinnert an die Frau und den Kanarienvogel und den ganzen Schwung zu Hause," sagte der Kapitän. Bald darauf begann er eine kleine, feine Melodie zu summen. Sie klang so seltsam schwach und zart in seinem Munde.

Vorn balancierten die Leute sich behutsam in einem großen Bogen entlang, wenn sie an dem Vogel vorüber und in ihren Verschlag hinab mußten. Aber das nützte alles nichts. Als die Dämmerung anbrach, saß der Vogel noch da, er sah so trist und klein aus im Halbdunkel, und die Zeitungen hatte er ganz aufgegeben, saß nur und ließ den Schnabel hängen, während er über das Wasser hinstarrte. Am anderen Morgen war er fort.

Es steckt keine Leidenschaft in einem Frachtdampfer, der seines Weges über das Meer zieht. Ohne nach rechts oder links zu sehen, leistet er seine gesellschaftsfördernde Arbeit. Er kann in der See rollen, und besonders, wenn er bis zur Mitte des Schornsteins mit Holz beladen ist, aber er tut es ungern und mit merkwürdigen faulen und linkischen Bewegungen, wie ein altes Droschkenpferd, das die Beine hebt, weil die Hunde ihm um die Füße tanzen. Er hat ja nicht den scharfen Bug und die feinen Formen der Passagierdampfer, sondern muß vorwärtszockeln, so gut es mit seinem breiten Bug und flachen Boden eben gehen will.

Die Tage verstrichen mit gutem Wetter. Die See war gemütlich klein mit schwachen Wellen, Nebeln am Horizont und regenschweren, treibenden Wolken. Man konnte es, wie der Meister sagte, sehr wohl merken, daß die Jomsburg noch im Ententeich lag.

Und wenn es Abend wurde, lag die See unter dem Schiffe wie ein dunkles Kornfeld, das mit schweren, brausenden Lauten wogte, je nachdem der Wind stärker oder schwächer wehte.

Die Schatten werden groß und düster, wenn die Sonne untergeht, und sie geben der Bewegung der See eine katzenhafte Weichheit und Geschmeidigkeit.

Aber wenn unten auf der See Nacht ist, dann ist am Himmel noch Tag. Die Himmelskuppel leuchtete mit einem wasserblauen, fast phosphoreszierenden Schein, und in diesem Licht türmten die Wolken sich in verschiedenen Gestalten auf. Eines Abends hatten sie sich zu zwei kolossalen Riesenstatuen geformt, die düster und drohend zwischen Schiff und Himmel standen.

Sie standen Seite an Seite, die beiden Riesen, und deckten die Hälfte des Himmels mit ihren breiten, knorrigen Formen. Ihre Füße standen auf den grauen Wolken ganz unten am Horizont und waren grau und tot wie die Wolken, auf denen sie standen. Aber nach oben zu wurden die Gestalten breiter und düsterer. Das Dunkel in ihnen war so dicht und schwarz, daß sie lebendig und fürchterlich erschienen. Sie wandten dem Schiff den Rücken und blickten nach Schweden hinüber. Es war, als ob zerstreute Muskelbündel, aus Finsternis geschaffen, auf ihren Körpern, ihren Armen und Beinen lasteten.

Sie glichen zwei riesengroßen, starrenden Hünen, wie sie da im stillen Licht der Nacht standen. Die Arme hatten sie drohend ausgestreckt, und die geduckten, kohlschwarzen Häupter ragten hoch in das graue Licht des Himmels hinein.

„Sie erinnern an Rußland und an das große Tier in der Offenbarung Johannis, die beiden," sagte der Meister. „Und dabei — was ist es weiter als der Rauch eines Dampfers, der vor ein paar Stunden hier vorübergekommen ist."

Die Maschine

Eines Tages nahm der Meister Nitschewo mit hinunter in die Maschine. Es erklang ein Zischen und Brummen da unten wie aus einem großen Raubtierzwinger, als der Meister die Tür zu dem großen Schlund in der Mitte des Schiffes öffnete. Tief unten leuchteten die Lampen wie gelbe Flecken und warfen blinkenden Lichter über die arbeitenden Stahlstangen und Räder, und unablässig ertönten das zischende Stöhnen und Brummen, sowie die vielen verschiedenen Laute, die sich ineinander verflochten und in gleicher Weise wiederholten.

Sie krochen auf der dünnen, eisernen Leiter zum Boden des Schiffes hinab und standen von Angesicht zu Angesicht den drei Zylindern und dem zweiten Maschinenmeister gegenüber, der die Wache hatte.

„Fangen wir mit dem Anfang an," sagte der Meister. „Das heißt mit dem Kessel. Er ist ja doch der Herrgott hier unten, der daliegt und der ganzen Geschichte Leben einhaucht."

Der Meister öffnete eine kleine Tür in dem vordersten Eisenschott. Sie bückten sich und krochen hindurch und dann über einen Kohlenhaufen zum Feuerraum.

„Wir sind, wie Sie sehen, ein wenig altmodisch," sagte der Meister. „Wir haben nur einen Kessel, der 28 Tonnen, voll 38 Tonnen hält. Per Etmal braucht der Kerl vier Zoll Wasser, was Dampfschwund, Schwund bei lecken Packungen und dergleichen ist."

„Zur Feuerung," fuhr der Meister mit der sachlichen Ueberlegenheit eines Führers fort, „zur Feuerung braucht man 11,88 Tonnen Kohlen per Etmal. Diese Kohlen geben 9,1 Prozent Asche, 9,6 Prozent Schlacken. Sehen Sie, das sind alles Sachen, über die die Leute nicht einen Deut nachdenken, die aber von allergrößtem Interesse sind, und die jeder wissen muß."

„Sehen Sie, das war die Dampffabrikation," sagt er. „Was so dazu gehört." Und er streichelte den Kessel, der sich ihnen zu Häupten in einer mächtigen, stärke Wärme ausstrahlenden Rundung bauchte. „Und das hier, das ist unser Magen."

Der Meister und Nitschewo verließen den Feuerraum, in dem der halbnackte Heizer gegen seine Schaufel gelehnt dagestanden und sie angestarrt hatte, und gingen wieder in den Maschinenraum.

„Jetzt haben wir den Dampf entstehen sehen," sagte der Meister. „Jetzt wollen wir ihn arbeiten sehen, und das tut er in diesen drei Zylindern hier. Vom Kessel geht er direkt in den Hochdruckzylinder, das ist der kleinste. In diesem beträgt der Druck 160 Pfund per Quadratzoll. Wenn er müde ist und da nicht mehr weiter kann, geht er in den Mitteldruckzylinder über, das ist der mittelste hier.

„In diesem ist der Druck auf 50 Pfund per Quadratzoll gesunken, und von da geht er in den größten, den Tiefdruckzylinder über, in dem der Druck nur 7½ Pfund beträgt. Um einen so niedrigen Druck zu erzeugen — der atmosphärische Druck beträgt bekanntlich 15 Pfund pro Zoll —, wird ein Vakuum benutzt, das von der Tiefdruckmaschine erzeugt wird, das ist der Kerl, der da drüben steht. Ja, ich erzähle Ihnen das hier ausführlich, denn es ist, geradeheraus gesagt, unglaublich, wie wenig die Leute von solchen Sachen wissen."

„Jetzt hat der Dampf seine Arbeit getan," fuhr der Meister fort. „Wir haben den größtmöglichen Nutzen aus ihm herausgequetscht. Und nun heißt es, ihn mit möglichst wenig Mühe und möglichst wenig Wärmeverlust wieder in den Kessel zurückzuholen, daß er wieder von vorn als warmes Wasser anfangen kann. Zunächst geht er in den Kondensator über. Das ist der große, rotgestrichene Eisenkasten da hinten. In diesem befinden sich siebenhundert Messingröhren, die den Kasten in seiner ganzen Länge parallel durchlaufen. Durch diese fließt ununterbrochen ein Strom von Seewasser, der den Dampf zu Wasser von Körpertemperatur abkühlt. Dieses verdichtete Wasser wird wieder in den Kessel geworfen. Damit ist der Kreislauf fertig und kann von neuem beginnen."

„Gott sei Dank," sagte Nitschewo. „Aber sagen Sie mir, Meister, was pustet und jammert eigentlich die ganze Zeit? Man hört es bis auf Deck und über das ganze Schiff, als läge ein großes Tier irgendwo hier unten und schliefe."

„Das ist der Hochdruckzylinder," sagte der Meister mit einem Ton wie eine Mutter, die von einem weniger gut geratenen Kinde sprechen muß. „Er hat ja einen gewaltigen Druck in sich," fuhr er entschuldigend fort, „deshalb kann er nie seine Packung dicht halten."

„Aber was ist das?" fragte der Russe, der mehr Sinn für die persönlichen Eigenschaften der Maschinenteile zu haben schien, als für den Nutzen, den sie stifteten. „Was ist das, das hier irgendwo in der Nähe liegt und solchen komischen Laut von sich gibt? Wie ein Ferkel! Ich kann es nirgends entdecken."

„Das ist nur ein Schnaubventil an einer der Pumpen," sagte der Meister.

„Puh," sagte der Russe. „Ich bin dermaßen mit schweren Regeln vollgepfropft wie ein Lexikon."

„Das hilft nichts," sagte der Meister unbarmherzig. „Wenn man eine Sache anfängt, muß man sie auch durchführen."

„Dann haben wir die Schraube. Die ist weiter nichts als eine große Eisenstange, die hier im Drucklager festliegt und die an dem einen Ende die Schraube trägt und am anderen Ende von den Zylindern herumgedreht wird. Schließlich ist da die Schraube selbst und was mit ihr zusammenhängt, aber damit will ich Sie heute verschonen."

Der Meister legte die Hand auf das Steuerrad und blickte die Maschine an, die dalag und ihre Arbeit so sicher und ruhig versah, trotz der Bewegung des Schiffes, wie ein Kind, das in seiner Wiege liegt und schläft.

„Was wir hier sehen," sagte er, „ist nichts weniger als der größte Triumph des Menschengeschlechtes. Es ist die Weltmaschinerie, in einem Kessel und ein paar Kupferröhren eingesperrt und in ihrer Zirkulation auf unseren Bedarf eingerichtet. Es ist nichts weniger als das Wasser des Meeres, das Licht der Sonne und der Eilflug der Wolken, kurz, die ganze Herrlichkeit da draußen, von der wir ein Fetzchen erwischt und eingesperrt haben, wie die Philister Samson einsperrten, damit es für uns arbeite, statt als unnütze Wolken herumzubummeln. Es ist der große Kreislauf der Natur selbst, den wir hier im kleinen in der Maschine vor sich gehen sehen — nicht mehr und nicht weniger. Es ist fürchterlich einfach, wenn man es erst herausgefunden hat. Aber wenn mir ein Mensch eine Erfindung zeigen kann, die sich hier neben dieser Maschine sehen lassen kann, ohne durchzufallen wie ein Streichholzkopf neben einem Vulkan, dann kann er mich Matz nennen und nicht Maschinenmeister Eriksen auf der Jomsburg.

„Wenn ich hier stehe," sagte der Meister und sah sich im Maschinenraum um, „wenn ich hier stehe, dann habe ich das Gefühl, als stünde ich im Zentrum der Natur, und all dieses Pusten und Schnauben und Rumoren erinnert mich an die Arbeit heimgegangener Geschlechter. Ich bin nie allein, wenn ich Wache habe. Ich langweile mich nie in meiner Maschine. Sehen Sie sich mal die kleine Messingbüchse an, die da oben neben den Kolben sitzt. Das ist ein Mollerup."

„Was für ein Ding?" fragte Nitschewo.

„Ein Mollerup," sagte der Meister. „Stimmt. Und sie heißt so nach dem Mann, der sie erfunden hat. Das war nämlich ein dänischer Maschinenmeister, wissen Sie, ein dänischer Maschinenmeister wie ich. Sie können um die ganze Erde reisen, wenn Sie wollen, aber Sie werden die Schmiertasse nicht los. Sie werden Sie überall sehen, auf der erbärmlichsten Baggermaschine wie auf dem feinsten Luxusdampfer mit Goldstickerei in den Kajüten und Pfeilerspiegeln im Mannschaftsraum. Sie

sitzt ganz stille da und sorgt allein für sich und schmiert die ganze Maschinerie.

„Und sehen Sie diese Maschine hier," fuhr er fort, „die erklärt mir alles, was ich draußen in der Welt erleben und sehen mag. Denn was ist die Welt anders als eine Dampfmaschine, die nicht ordentlich bedient und nicht gehörig geschmiert wird und deren Nutzwirkung deshalb gleich Null ist. Und was sind wir Menschen etwa anders als kleine Dampfmaschinen, die mit undichten Packungen vollgestopft umherlaufen?

„Die Sache ist nämlich die," und der Meister schlug mit der Hand auf das Steuerrad, um seinen Worten Nachdruck zu geben, „die Sache ist die, daß der Mensch hier etwas geschaffen hat, das stärker und vollkommener ist als er selbst. Wir sehen ja ringsum in der Welt, wie die Dampfmaschine den Menschen aus einem Fach nach dem anderen herauskonkurriert. Das ist die alte Geschichte, die sich jedesmal wiederholt, wenn eine stärkere Rasse einer schwächeren begegnet.

„Und dann hat die Dampfmaschine noch eines für sich. Sie macht keine Scherereien. Und wenn sie ordentlich bedient wird, macht sie keine Schnitzer. Diese kleine Gesellschaft hier — denn sie bilden doch, bei Lichte betrachtet, eine Art Staat, all diese Stangen und Pumpen und Räder, die fungiert exakt und ordentlich im Gegensatz zu der Gesellschaft da draußen." Und der Meister deutete auf die Schiffswand. „Die Gesellschaft da draußen ist ein Rattenloch, das einen zum Glück nichts angeht und keine normale und auf gesetzmäßig bestimmte Weise fungierende Maschinerie wie diese hier.

„Und wenn Sie nun noch ein paarmal durch die Maschine kommen," schloß der Meister und ließ das Steuerrad los, um sich die Finger an dem Stückchen Twist abzutrocknen, das ein Maschinen-

Bücherzeichen eines unbekannten Meisters.

meister immer in der Jackentasche bei sich trägt, „und wenn wir dann eines Abends uns daran machen und die Bücher der Maschine oben in meiner Kajüte durchgehen — dann denke ich, werden Sie das Prinzip der Dampfmaschine und so weiter kapiert haben. Und dann sind Sie in bezug auf das Dampfschiff nicht mehr so unwissend, daß Sie wie manche Menschen glauben, ein Dampfer sei ein Ding, das mit dem Boden nach oben umhersegle und sich mit Schornsteinen vorwärtsstangelt."

Aus der Jahreszeit

Jungbrunnen

Nun steh ich auf der steilsten Höh,
wo weit die Blicke kreisen,
und möchte den Weg aus Tal und Weh
ach, allen Menschen weisen.

Was bleibt uns modernen Menschen, um zu uns selber zu kommen, frei zu werden und eins in Harmonie mit dem eigenen Ich?

Der Beruf? Er ist Arbeit und Kampf. Die Familie? Auch Frau und Kind, so sehr sie mit uns verwachsen sind und Teile von uns, sie bringen Auseinandersetzungen, sie brauchen uns auf.

Was gibt es noch, das uns nicht verzehrt, das uns schenkt, ohne zu fordern, bereichert, ohne zu schwächen?

Wo findet das Letzte und Beste in uns, das aufgespeichert ist wie Pulver im Pulverfaß, Erfüllung?

Wir sind gezähmte Bürger, vernünftige Schaffer, besonnene Lebensführer. Wo dürfen wir sehnsüchtig sein, heiß, und über uns hinauswachsen, handeln? Wo dürfen wir Kinder sein, froh, mutig, kühn uns ausspielend?

Geht in das Land hinaus, ihr Alten! Lasset die Jugend in die Natur los!

Da ist das alles zu finden. Da könnt ihr etwas leisten aus eigener Körper- und Seelenkraft. In den Wäldern, auf den Hügeln, am Meer, auf den Bergen.

Ach, so eine Frühlingswanderung durch weites Land, so ein Sommeraufstieg zu schneeigen Gipfeln, so eine Herbstfahrt auf wogender See, wie nehmt ihr die Seele von dem dürftigen, flachen Alltagsstrand und taucht sie tief in ihre Gründe und hebt sie wiederum hoch zu ihren eigenen Gipfeln — alles durch das verwandte Wesen der Natur.

Draußen könnt ihr euch des Vaterlandes freuen, ohne Kummer, ob ihr deutsch genug seid; dort liebt ihr die Heimat und seid glücklich in dieser Liebe.

Draußen könnt ihr euch der Familie freuen, ohne die seelischen Verletzungen, die das ewige Zusammenhocken in enger Stube mit sich bringt.

Draußen könnt ihr ihr selber werden, frei, froh, tapfer, als Genießer der Schönheit und als Sieger in lohnenden Aufgaben.

Draußen könnt ihr etwas leisten für den reinen guten Menschen in euch — und nur in der reinen Leistung liegt das reine Glück. G. M.

Im Volksdienst

Das Volk und die Literatur

Von Heinrich Spiero

Das tiefe Bedürfnis nach Schönheit, nach einem höheren Leben über den Alltag ist vorhanden und ist vorhanden heute mehr als je, je weiter mit der allgemeinen Bildung, dem allgemeinen Wohlstand, der allgemeinen politischen Freiheit, der einzelne emporgestiegen ist und emporsteigen will. Wie wir aus einem Zeitalter voller Gebundenheit — rechtlicher, kirchlicher, sozialer, ständischer — hinübergeglitten sind in unablässiger Arbeit in ein Zeitalter individueller, ja, subjektivischer Freiheit, Bildungsfreiheit vor allem, so hat sich auf immer breitere Kreise der Wunsch und die Sehnsucht ergossen, das Schöne, die Kunst, die Literatur zu genießen, zu erwerben. Die Tatsache ist unleugbar, der Drang ist vorhanden. Wir wollen nicht verschweigen, daß er gefährlich werden kann, wenn er nämlich mündet in eine bloß ästhetische Bildung, in ein verweichlichendes Genießerwesen. Erst jüngst hat mit ergreifendem, sittlichem Ernst ein angesehener süddeutscher Naturforscher davor gewarnt, zu viel Gewicht auf die künstlerische Heranbildung und Erziehung des jüngeren Geschlechts zu legen — wir brauchen, meint er, vor allem ein gesundes, tüchtiges, kräftiges, der Not und der Arbeit, schweren Volksgeschicken gewachsenes Volk, nicht eins von lauter fertigen Beurteilern der Kunst und Literatur. Und wer wollte Professor von Gruber widersprechen, wenn er so auf das **corpus sanum** hinweist, das die Grundlage aller Gesundheit des einzelnen und der Masse ist. Aber wenn wir nun das alte Wort vollenden, so gelangen wir zur **mens sana in corpore sano**, und da scheint uns denn freilich jener starke Zug eines wohlhabender gewordenen Volks zur Lektüre und zum Kunstgenuß ein gutes Zeichen der Zeit zu sein. Ich meine nicht, wie manche, daß die künstlerische Erziehung die religiöse ersetzen könne — aber sie hat die Aufgabe, geistige Grundlagen zu schaffen, auf denen der erwachsene und erzogene Mann und die reife Frau ihr vielleicht sehr einfaches und nüchternes Leben in aller Bescheidenheit ausbauen und schmücken können. Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt, unter allen Erfindungen wäre die der Petroleumlampe die größte gewesen, weil sie erst dem Armen die Möglichkeit gab, seinen Abend erhellen, und weil sie ihm den Drang schuf, den hellen Abend auszufüllen. Das gilt doppelt für das Zeitalter des Gaslichts und der Elektrizität. Nur mit herzlicher Bewegung können wir es heute sehen, daß in einer kleinen Stadt wie Jena Abend für Abend Scharen kleiner Leute in das von dem großen Menschenfreund Ernst Abbe gestiftete Volkshaus eilen, wie Lampe für Lampe dort aufglüht und nun rauhe Hände ehrfürchtig Blatt für Blatt an den Büchern und Zeitschriften wenden, die dort für jedermann ausliegen.

An vielen Orten, leider noch an nicht allen, die Geld und Platz dafür hätten, offnen sich jetzt abends solche Stätten, von denen jeder ein Buch an sein Lämpchen heimträgt, oder, wenn ihm die Häuslichkeit zu eng ist, mit Genossen an langen Tischen sitzend in den gastlichen Räumen der Bücherei den dargebotenen Lesestoff genießt. Das sind Erscheinungen eines aufsteigenden Volks, Triebe, die gehegt und gepflegt werden müssen, und mit um so trüberer Betrübnis muß es uns erfüllen, wenn wir im Gegensatz dazu nun sehen, wie Hunderttausende immer noch den Lesestoff, nach dem ein unstreitig edles Gefühl in ihnen hungert, von der Hintertreppe her beziehen, wie sie unsaubere Produkte unsauberer Phantasie schwarz und weiß in ihre Lade tragen.

Je kräftiger der Hang zum Schönen und der Hang nach Bildung im Volke ist, um so gefährlicher ist die Vergiftung durch schlechten Stoff, den man den Hungrigen darbietet. Wir wissen es heute genau, wie verderblich diese Art sogenannter Literatur wirkt. Es erfüllt nicht nur den Jugendlehrer, den Arzt, den Politiker, sondern jeden Vater, jede Mutter, jeden, der sich für das Volk verantwortlich fühlt, geradezu mit Entsetzen, wenn er sieht, wie halbwüchsige Jungen den einzigen und oft den letzten Groschen, den sie den Eltern abgepreßt haben, allwöchentlich an irgend eine Stelle tragen, von der sie den Greuel aufreizender und aufpeitschender Detektivgeschichten beziehen. Und oft genug hilft das Kinematographentheater die Phantasie vergiften! Wie soll man freilich Besseres von der Jugend erwarten und verlangen, wenn die Eltern Millionen des Volksvermögens hinwerfen für Erzählungen niedrigster Art, ohne eine Spur von innerem Wert, nur voll von raffiniertem Reiz der gröbsten Spannung. Wird doch, wie Kenner beweisen, an einem einzigen Kolportageroman oft mehr verdient, als gediegene Werke einem Schrift-

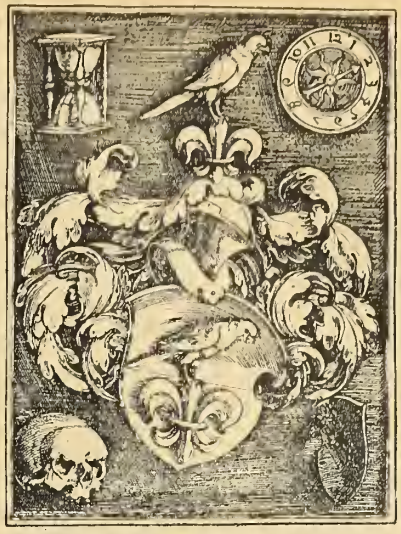
Bücherzeichen aus der Schule Albrecht Dürers, 1500.
Verfertigt für den Nürnberger Patrizier Behaim von Schwarzbach.

steller oder Verleger lebenslänglich einbringen. Und wenn man etwa in den Abteilen eines großstädtischen Stadtbahnzuges Kinder mit allen technischen Ausdrücken über die Phasen des neuesten Sensationsprozesses in unnötig breiter Weise auftischen hört, zum Behagen von tausenden lesender Eltern — so tragen die Eltern die Schuld, die das Blatt ruhig vor den Augen der eben heranwachsenden Kinder auf dem Tisch liegen lassen und den eigenen Gesprächsstoff daraus bestreiten. . .

Wenn wir nun von der Betrachtung des Zustandes zu den Mitteln übergehen, wie ihm abzuhelfen wäre, so müssen wir alle, jeder an seiner Stelle, die Augen über die Zeit hinausrichten auf große, reine, ewige Ziele. Es heißt: „Wer der Zeit dient, der dient redlich." Aber es heißt auch, und gerade im Gebiete der Kunst und wieder mit den Worten Schillers: „Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt." Immer also muß die Volksbildung und die literarische Volkserziehung von der allein wir hier zu reden haben und die freilich nur ein Teil des Ganzen ist, ihre Blicke auf diese Gipfel zu richten. Aber sie kann der tief eingerissenen Verderbnis nur steuern, wenn sie bescheiden von unten anfängt, wenn sie langsam wieder den Blick der Tausende, der an dem düsteren Licht verführerischer Sensation hängt, umlenkt, zunächst einmal auf das ruhig brennende Feuer schlichter, echter Darstellung. Immer wieder macht ja der Arbeiter im Dienste der Volksbildung die Erfahrung, wie gut im Grunde der Kern des Volkstums ist, wie rasch es gelingt, den Menschen, der vielleicht nur zufällig durch schlechte Umgebung und schlechte Erziehung das Gute nicht in die Hand bekam, an das Gute zu gewöhnen. Und freilich muß man da zunächst dem Schlechten das Bett abgraben, indem man es ganz bescheiden anfängt und gelegentlich auch von dem Verbreiter des Unechten lernt, wie man das Echte geben soll. Schlichte, gesunde Kunst, daneben schlichte, gesunde und nicht unkünstlerische Unterhaltungsliteratur haben gerade wir Deutschen zur Genüge. Was kann allein ein einziger Volksschriftsteller wie Jeremias Gothelf, zumal unseren süddeutschen Landsleuten, aber keineswegs nur diesen, sein! Wie haben Liliencrons Kriegsnovellen schon auf tausende und tausende einfacher Leute gewirkt, die in ihnen beides fanden, die Spannung, die ein durch harte Arbeit abgespannter Geist vor allem in seiner Lektüre sucht, und zugleich jene immanente, in der Darstellung selbst phrasenlos liegende Erhebung über der Dinge gemeines Maß. Wie viel kann Ludwig Anzengruber, wie viel ein echter Volksdichter von Rosseggers Art noch wirken! Was kann wiederum insbesondere den Norddeutschen ein noch lange nicht genug gewürdigter Dichter wie Willibald Alexis bedeuten, und das sind ja nur ein paar Namen aus der großen Zahl. Wenn nur der Mut zur Unternehmung da ist, so folgt auch das Gelingen. So haben wir ja in den letzten Jahren, erfreulich genug, eine ganze Reihe von Sammlungen entstehen sehen, die sich ganz ruhig der äußeren Mittel der schlechten Volksliteratur bedienten, und die hinter dem bunten, den unverwöhnten Geschmack anziehenden Gewande Gutes, Tüchtiges, Ehrliches boten. Ich nenne die „Bunten Bücher" von Enßlin & Laiblin, nenne die „Münchner Volksschriften", die Groschenhefte der „Deutschen Jugendbücherei" des Hillgerschen Verlages, dann die vortrefflichen „Wiesbadener Volksbücher". Und wieviel bieten unsere alten Sammlungen: Meyers Volksbücher, Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur, die Rheinische Hausbücherei, die Deutsche Bücherei, Hesses Volksbücher, die Cottasche Handbibliothek und vor allem der unvergleichliche Reclam! Schon empfindet auch der anständige Buchhandel die Verpflichtung, einzugreifen, er hat sich in seiner großen Organisation nicht damit begnügt, einen scharfen Protestbeschluß gegen die Schundliteratur anzunehmen, er will jetzt zu scharfen Maßnahmen gegen die Berufsgenossen vorschreiten, die jenes Gift verbreiten. So stellt er sich neben die vielen Geistlichen, Lehrer, Bibliothekare, neben die zahlreichen Organisationen für Veredelung der Volksbildung. Aber freilich auch jeder einzelne muß in seinem Kreise mitarbeiten, sei der Kreis klein oder groß, muß vor allem sein Haus reinhalten von dem Schmutz und der Unkunst, —

es ist Saat und Hoffnung, auch die bescheidenste Arbeit bringt reichen Lohn, vor allem inneren. Denn all diese Arbeit ist nur Uebergang: sie soll das Volk wieder zu den Quellen hinführen, aus denen ihm der Strom unserer großen deutschen Dichtung fließt, nicht zu einseitiger ästhetischer Bildung, sondern zu jenem Genuß, der durch die ästhetische Hebung die Anknüpfung erreicht an der Menschheit Würde wie sie Schiller in die Hand der Künstler legte.

Nicht ein Volk von Kunstgenießern wollen wir werden, sondern ein Volk, das in seiner Kunst einen Ausdruck alles Höchsten findet, das es in seinem Leben bewegt, erfüllt, vorwärtsbringt. Wir haben diese Kunst, und unsere Aufgabe kann nur sein, sie allen Volksgenossen unverschüttet und unverstellt zu übergeben.



Bücherzeichen von Barthel Beham, 16. Jahrhundert. Verfertigt für Hieronymus Baumgärtner, Rechtsgelehrter in Nürnberg.

Der Auswanderer

Die Reise nach Afrika

Von Emil Ludwig

Die Geburt des Goldes

Grau stieg und drohend in die Morgensonne der ungeheure Wall zerriebenen Erzes, der einer Bastion gleich die Werke der Mine umlagerte. Es war, als wollte dies entkräftete Gestein, treu seinem Herrn, den Kreislauf neuer Förderung beschützen.

Das war eine der größten Minen. Auf riesigem Areal gelegen, mit mehr als zwölftausend Arbeitern, mit Beamtenwohnungen, Klubhäusern, Garagen, eine Stadt für sich wie unsere großen Kohlenwerke.

Doch schon die Einfahrt war verschieden. Denn statt in einem breiten Lift senkrecht unter Tag zu fahren, wurden wir in schrägstehende, offene Kästen, unseren Grubenhunden ähnlich, gesetzt und fuhren in rasendem Tempo auf schiefer Ebene ein, in einen Schacht von so gefährlicher Schmalheit, daß er die Mütze streifte. Die Minen, die das Ausgehende des schrägen Riffs auf ihrem Grunde haben, folgen natürlich mit ihren Schächten dem Einfall, also im spitzen Winkel. Nur wer das nicht hat, baut vertikale Schächte, um die Goldader zu erkreuzen.

Auf über tausend Meter Teufe stiegen wir aus. Man ist bis fünfzehnhundert vorgedrungen und da die Erdwärme hier viel langsamer zunimmt als bei uns, hoffen die Ingenieure die Abbaustollen bis zweitausend Meter hineinzutreiben. Von den Fortschritten der Technik hängt es ab, ob man das Gold erschöpfen kann, das hier „am Rand" (des Hochplateaus, auf dem Johannesburg liegt) mit leidlicher Sicherheit auf achtzig Milliarden Wert in Mark berechnet wurde.

In den Gängen, die sich von unseren Kohlengängen kaum unterscheiden, überraschten mich zuerst die offenen Kerzen, die bei uns bei Todesstrafe verboten sind, und ich genoß das Unerhörte, unter Tage rauchen zu dürfen. (In diesem glücklichen Lande sind sogar die Kohlenminen frei von schlagenden Wettern.)

Aus hintergründigen Gängen, die im Dämmer verschwinden wie Höhlen gefährlicher Drachen, kommen die Wagen mit dem Gestein heran. Aber hier gibt es keine Pferde wie bei uns. Hier ziehen und stoßen die Schwarzen. Ich dachte zurück an schlesische Gruben, die tragische Erscheinung der Pferde, die, einmal unter Tag gekommen, erst nach Jahren, wenn sie der Grubenluft erlegen, heraufgeschafft werden, zum Verscharren. Kommt aber das erkrankte Tier vorher ans Licht, dann ist es im Innern der Erde erblindet.

Bald wird alles enger, die Schienen hören auf. Zwischen stürzendem Gestein zwängen wir uns durch einen Kamin von weniger als Meterbreite aufwärts. Plötzlich stehen wir in einem hohen, dämmerigen Steinraum, der ist an wenigen Stellen sehr matt erhellt. Ist es nicht, als ständen wir auf der Bühne und sähen in das opalschimmernde, hohle Halbrund eines hohen, aber engen Theaters? Dort hängen die Notlampen. Schatten bewegen sich davor.

Allmählich unterscheide ich drei Schwarze, nackt, vor dem grauen Felsen. Halb hängen sie, halb zwängen sie sich zwischen vordringendes Gestein, um festzustehn. In gleichen Pausen schlagen sie mit dem Hammer auf die Stange, die sie in ihrer ganzen Länge ins Gestein jagen. Um drei Uhr muß es fertig sein, dann wird gesprengt. Sie bohren in den schmalsten Flözen, wohin keine Maschine mehr vordringt.

Plötzlich rattert dicht neben mir die Bohrmaschine los, ein weißer Miner führt sie. Ich sehe etwas blitzen. „Ist das Gold?" — „Nein, das ist Schwefelkies, das ist wertlos."

Wir gingen und kletterten eine Stunde lang. Ich hatte geglaubt, zwischen so mannigfachen Anstalten irgendwo Gold zu sehen und fragte schließlich etwas ungeduldig: „Where is the gold?" Der Führer beleuchtete die Felsenwand und wies auf eine dunklere Ader von Fußbreite. „Das ist die goldführende Ader." Ich sah, daß es unmöglich wäre, diese Ader allein wegzusprengen, aber ich hörte, daß, bei äußerster Vorsicht, nur ein Drittel mehr als die Ader abgesprengt wird.

Wieder raste der schwere Wagen nach oben. Bald blendete das Licht des Tages. Die Schwarzen, die ihre Schicht beendet hatten, trugen nun Kleider Bei ihrer Ankunft oben wurden alle flüchtig abgetastet. Ich fragte: „Warum, sieht man nach, ob sie Gold gestohlen haben? Es ist ja gar keins da unten zu greifen!" Mürrisch sagte der Führer: „Nicht nach Gold, sondern nach Kerzen." — Mir stieg eine Kühle ans Herz.

Wir erkletterten die Halle, in die das geförderte Quarzgestein gehoben wird. Glatt rasiert und in Ketten standen ein paar hundert gefangene Kaffern am langen Tisch, wo auf bewegten, unendlichen Bändern Stücke Gesteins heranliefen. Wie ein Drache kam das Band ohne Ende aus einer dunklen Höhle hervor. Mit schlafwandlerischer Sicherheit warfen die schwarzen Verbrecher das taube Gestein heraus (jenes unnütz geförderte Drittel), warfen es in Trichter, von wo es auf die Halde geleitet wurde. Diese tauben Steine müssen dienen: sie werden ordentliche Pflastersteine, sie werden Straßen.

Aber alles andere Gestein wird zertrümmert, wird Pulver, Asche, Staub, weil jeder Stein verdächtig ist, Wert zu enthalten. Riesige Komplexe hoher Häuser bergen diese Batterien. Das furchtbare Getöse von ein paar hundert Mörsern macht die meisten Arbeiter hier, über Tag, wo kein Staub mehr die Lungen schädigt, allmählich taub. In langen Reihen arbeiten die stählernen Stempel, zermalmen das Gestein mit hartnäckiger Ruhe, in einem durchwässerten System von Sieben, Maschen, Trichtern Die Mörser stampfen, die Rollen rattern, die Steine knirschen. In offenen Kanälen rollt Tag und Nacht eine Flut schlammigen Wassers über das graue Gestein, das hier auf Nußgröße gebracht wird.

Ich schreibe, da in dem Getöse kein Wort verständlich wird, auf einen Zettel meine kategorische Frage: „Where is the gold?" Als Antwort weist der Aufseher in den Schlamm.

Wir kommen in neue Hallen, in die durch ein Netz von Uebertragungen die nußgroßen Steine geleitet, nun zu Pulver, zu Staub zerrieben und unter Wasser auf schräge, schüttelnde Tische gebracht werden, die mit Quecksilber bestrichen sind. Hier fließt der Gesteinstaub ab, der Goldstaub verbindet sich zu Amalgam, unsichtbar.

Und hier beginnt der Diebstahl. Wohl sind die Tische durch Netze verschlossen, aber da kommen zwei Weiße, schließen auf und schrubben mit gewöhnlichen Handbesen das Gold-Quecksilber ab.

Ich denke: Nun ist es so nahe, fast ist es geboren, aber da ich nichts blitzen sehe, frage ich wieder: „Where is the gold?" Ein Herr, der als Vertrauensmann in einem kleineren Raume wirkt, hält mir zur Antwort lachend eine dicke, graue Stange hin. Kaum daß ich sie heben kann: das ist das Goldamalgam.

Darauf legt er die Stange in eine Pfanne, öffnet einen Ofen, schiebt die Pfanne in einen zylindrischen Raum. Dann zeigt er uns hinten am Ofen ein Rohr und erklärt, wie nun nach fünf Stunden das ganze in den Stangen enthaltene Quecksilber verdampft und, wieder flüssig gemacht, hier abtropfen würde. Was aber in der Pfanne bleibt, ist reines Gold.

Ich rufe: „Goddam! I want to s e e the gold!" Der Herr lacht wieder, vertröstet mich auf ein anderes Schmelzwerk und bringt uns ins Automobil.

Vor einem Wirrnis von Treppen, Gerüsten, Behältern, Kanälen steigen wir aus. Nur sechzig Prozent des Goldes hat das Quecksilber freigemacht. Hier werden noch einige dreißig herausgezogen. Wir winden uns durch eine Stadt von Hallen, Leitern, Trichtern, Sandbergen, Bassins: hier wird der gesamte Steinstaub, der von den Quecksilbertischen abgelaufen, mit Zyanit behandelt, das nun beinah den ganzen Rest von Goldstaub anzieht. Wieder wird chemisch das Zyanit vom Golde getrennt, der Staub getrocknet, und es heißt: nun sei alles zum Schmelzen bereit.

Meine Hartnäckigkeit ist hin, müde verschweige ich meine Frage, aber der Herr führt uns an eine Eisentür, schließt auf und zeigt uns in einem dunklen Saale einen Haufen braunen Sandes. Mit der Bewegung eines Taschenspielers, der sein Kunststück generös erklärt, weist er auf den Sand und ruft triumphierend: „Doctor, that is the real gold! You will see the smeltwork at three!"

Ich fühle mich geschlagen. Wir werden in einen Klub gefahren, wo ein liebenswürdiger Direktor bei einem langen Lunch die Schönheiten der Parvenüstadt preist. (Ich dachte an Alberich.) Nach Drei dränge ich zum Aufbruch. Das Zyanitgold wird nur einmal in der Woche geschmolzen.

In einer großen Halle, dem Schmelzwerk, steht ein eleganter Herr vor einem Riesenofen. Vier Schwarze bedienen ihn: einer sorgt für das Feuer, einer hält hoch auf Stufen einen Haken bereit; zwei schleppen ein Ding herbei, das aussieht wie ein Helm. Es ist ein stählerner Behälter, gefüllt mit dem braunen Goldsand. Nun heben sie ihn in eine Art großer Eisenschere, der Herr gibt ein Zeichen, der Schwarze hebt von oben die Eisentür, Glut sprüht hervor. Aus dem Hintergrund des Ofens leuchtet es wie weiße Helme.

Vier schwarze Hände heben die Schere mit dem Helm an beiden Seiten auf und setzen ihn hinein.

Eine andere Schere führt der Herr selbst in das Höllentor, ergreift damit einen glühenden Helm, sehr behutsam hebt er ihn heraus. Vor fünf Stunden wurde er mit Goldsand gefüllt hineingeschoben.

Der Schwarze läßt die Tür herunter.

Ich trete so nahe, als es die Glut erlaubt. Gelbrot schimmert in dem Helm das Gold, — ein flüssiger Spiegel, vom Hauch der plötzlichen Kühle überweht. Nun kann ich mich darüberbeugen.

... In dem Spiegel sehe ich hundert Köpfe, gedrängt wie die Engel auf einer alten Himmelfahrt: Schwarze mit stumpfen Augen, Weiße, mit geänderten Augen, mit schwerem Atem, Weiße mit rastlosen Blicken, mit gierigen Lippen, mit schnellem Atem. Und aller Augen starren.

... Wieder erzittert der flüssige Spiegel unter der kühleren Luft. Mein Bild sinkt abwärts in die schwerflüssige Tiefe. Als es sich glättet, sehe ich in dem Spiegel hundert Köpfe von Königen aller Zeiten, in Rüstungen, in Spitzen, in Samt und Uniformen. Und aller Augen starren.

... Noch einmal läßt der Wind das Bild zerrinnen. Dann blicken hundert Frauen aus dem Spiegel, in allen Trachten, von jedem Alter, manche sind nackt. Und aller Augen starren.

Ein schwarzer Arm zieht mich zurück.

Inzwischen hat der Schwarze einen Eimer vor seinen Herrn gestellt, einen elenden Kücheneimer, von dem der Lack gesprungen. Der Herr nimmt den Behälter in seine Zange und schüttet das Ganze hinein. Die Könige und die Frauen hat er zerschüttet; es zischt nur ein wenig. Nach drei Augenblicken hebt er das Erstarrte aus dem kalten Wasser. Zwei Drittel sind schwärzlich, das ist Schlacke. Die untere Kuppel ist pures Gold.

Dies ist etwa die Ausbeute eines Tages. Hunderttausend Tonnen Erzes wurden zersprengt, zwanzigtausend schwarze und weiße Hände arbeiteten, eine Stadt ist aufgebaut: damit dieser Klumpen geboren werde. Er glich durchaus jenem falschen Goldbarren, den mir die Detektive gezeigt.

Der Herr schlug mit dem Hammer die Kuppel ab, hob sie auf die Wage, rief und notierte: 3220 Pfund. Dann reichte er es mir herüber, ich hob es auf.

Es war ein kalter Klumpen.

Siehe Wegweiser der vorigen Nummer.

Schalkserke

Holz und Stahl

Von K. G. Ossian-Nilsson

Croker u. Comp., Milwaukee, Holzwaren, suchen einen neuen Employ, nachdem der alte sich mit einem Teil der Reisekasse aus dem Staub gemacht hat. Unter dem ununterbrochenen Strom von Bewerbern, der seit dem Morgen das Bureau gefüllt, hat kein einziger Mr. Croker zugesagt. Nichtsdestoweniger ist er bei brillanter Laune, denn er hat Gelegenheit gehabt, der Menschheit eine ganze Menge nützlicher Wahrheiten zu sagen.

In dem kleinen Chefzimmer herrscht behagliche Ruhe. Das Fenster ist zur Hälfte hinaufgeschoben, denn es ist Sommer, und der Chef schwelgt in dem zweitönigen Gepurre der Sägen. Seine Havanna schmeckt ihm noch viel besser, wenn er dem Pusten des blauweißen Dampfkesselrauchs lauschen kann.

Das Mobiliar besteht außer dem Schreibtisch und dem Papierkorb aus drei Stühlen. In den einen lehnt Mr. Croker sich bequem zurück, während seine mageren Späne von Beinen auf der Rückenlehne des zweiten ruhen. Den dritten füllt ein dicker Pack Geschäftsakten, die auf dem Schreibtisch keinen Raum mehr gefunden haben. Den Platz auf diesem letzteren benötigt nämlich Mr. Skinner, der Prokurist, der von diesem natürlichen Sitz aus seiner einstweiligen selbstübernommenen Aufgabe nachkommt, den Papierkorb sachte mit den Stiefeln der Tür zuzuschubsen. Glücklicherweise ist dieses Möbel mehr solider und praktischer als kostbarer Beschaffenheit. Es repräsentiert sich nämlich als eine hölzerne Packkiste aus Croker u. Komp.s wohlbekannter Fabrik.

Der Chef spuckt durch das Fenster hinaus. Es ist ein feiner, spitzer, künstlerischer Strahl, den aufzufangen jeder Vorbeigehende sich wahrhaft geehrt fühlen darf.

„Flauer Markt", sagte Mr. Croker, der, die Hände in den Hosentaschen, seine eleganten durchbrochenen Strümpfe bewundert.

„Well, O'Donnel hat einen leeren Raum hinterlassen", erwidert der Prokurist, der soeben versuchsweise nach einer Fliege oben auf der Zimmerdecke gespuckt hat, ohne jedoch sein Ziel zu treffen.

„Fehlschuß!" notiert Croker verächtlich.

„All right — wollen auf die nächste Chance hoffen." Mr. Skinner gibt dem Papierkorb einen entscheidenden Fußtritt, so daß er nun vorn bei der Tür steht.

In demselben Augenblick springt die Tür auf, und ein blankfrisiertes Haupt zeigt sich in der Oeffnung.

„Mr. Croker, ein Gentleman wünscht —."

„All right, wir sind gerüstet, lassen Sie ihn kommen", erwidert der Chef, während er die Zigarre zwischen den scharfen Lippen in den linken Mundwinkel schiebt. Die Tür öffnet sich sperrangelweit einem wohlerzogenen jungen Herrn in Reidingote.

„Mr. Croker, vermute ich, Mr. Croker." Der junge Mann verbeugt sich wiederholte Male vor

Mr. Skinner, der nichts dergleichen tut. Er ist nämlich soeben im Begriff, nach einer neuen Fliege zu zielen. Croker betrachtet das Fenster, nachdem ein schielender Blick ihn über die Physiognomie des Wohlerzogenen belehrt hat.

Der junge Mann erhebt seine Stimme um einen Grad, nähert sich unter fortgesetzten Bücklingen und befindet sich binnen kurzem — im Papierkorb.

„Mr. Croker — ich — bitte um Entschuldigung — ich wollte — vielleicht — beschäftigt —."

„Skinner," sagt der Chef phlegmatisch, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen, „leeren Sie den Papierkorb!"

Der Prokurist rührt sich nicht von der Stelle. Er vollführt bloß eine ungekünstelte Bewegung mit dem einen Bein, während er mittels eines Blickes dem Besucher einen Teil seiner Meinung offenbart.

Der junge Mann sieht ein, daß die Audienz zu Ende ist. Er entfernt sich in gebeugter Rückenhaltung.

„Unmöglich", sagt Mr. Skinner, während er noch in Hörweite ist.

„Jawohl, aus Europa", entscheidet Mr. Croker.

Es ist wieder ruhig und behaglich im Chefzimmer. Mr. Croker beobachtet eine Michiganschute, die in Sicht gekommen ist.

„Eine von den unseren", murmelt er zwischen zwei ruhigen Zügen aus seiner Havanna.

„Masten aus Toronto, fährt Skinner fort, der die Zimmerdecke mit einem suchenden Ausdruck betrachtet.

Der Blankfrisierte zeigt sich wiederum in der Tür.

„Mr. Croker, ein Gentleman —."

„All right, bring' ihn herein!"

Der Neuangekommene hat eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem Chef selbst, ist lang, mager, das Gesicht wie liniert, das Haar über die Schläfen geklebt. Er steigt vorsichtig über die Holzkiste hinweg und sieht sich enttäuscht im Zimmer um. Well, er muß also stehen bleiben. Er räuspert sich und wendet sich an Mr. Croker.

„Darf ich wohl meine Zeugnisse vorweisen? Mein letzter Platz war in —."

„Ist nicht nötig."

„Ich höre, daß der letzte verschwun—."

„Geht mich nichts an. Weiter!"

„Dergleichen ist bei mir nicht zu befürchten, ich habe nämlich sieben Jahre den Methodisten angehört, und ehe ich Jesu eine solche —."

„All right, Sir, die Stelle ist unglücklicherweise schon besetzt."

„Besetzt — sollte es möglich sein — ich hörte doch —."

„Ja, und meine Zeit ist auch besetzt."

Der Chef vertieft sich neuerdings in die Michiganschute und Skinner schaut unheilverkündet drein. Die nächste Fliege muß denn doch —

Der Methodist verschwindet ohne Gruß.

„Verdächtiges Subjekt, Mr. Skinner."

„Yessir, wäre in zwei Monaten durchgebrannt."

Skinner spuckt, abermals ohne Erfolg.

„Fehlgetroffen! Sagen wir in zwei Tagen."

Es währt nun ganze fünf Minuten, ehe ein neuer Stellensuchender gemeldet wird. Der Dampfer auf dem Michigan signalisiert schon. Er brüllt weit draußen auf dem sonnenweißen Wasser wie eine heisere kleine Orgel.

„Mr. Croker! —" Wieder erscheint der Frisierte in der Türöffnung. Er verschwindet indessen mitten in der halben Phrase, denn die Tür wird mit einem Ruck aufgestoßen und ein untadeliger junger Gentleman fegt den Ankündigenden beiseite.

Der Eintretende befördert im Vorübergehen die Holzkiste durch einen Fußtritt ins Zimmer zurück, nickt den Anwesenden kurz zu und sieht sich nach einem Stuhl um. Skinner legt eine Art Halbinteresse an den Tag, während er sich zu einer neuen Salve rüstet.

Der Gentleman schiebt mit einer einfachen Armbewegung den ganzen Dokumentenstapel auf den Boden, läßt sich auf den also freigewordenen Stuhl nieder, dreht den Papierkorb um und placiert seine Füße darauf.

Der Chef tut noch immer nichts dergleichen und der Prokurist meditiert.

Der Neukömmling wählt eine Zigarre aus dem auf dem Schreibtisch stehenden Kistchen, sodann ein Zündholz, knipst die Zigarrenspitze ab, zündet an, tut einige geruhige Züge und blickt durchs Fenster hinaus.

„Masten, Sir."

„Yessir."

„Aus Toronto."

„Yéssir."

„Mittelmäßige Zigarre."

Zum erstenmal wendet Mr. Croker sein edles Haupt dem Sprechenden zu. Er prüft ihn mit einem ruhigen, unergründlichen Blick.

Der junge Mann spuckt trefflicher über seine Achsel hinweg.

„Mister."

„Sir."

„Können Sie eine Tanne von einer Fichte unterscheiden?"

„Nosir, aber eine Föhre von einer Fichte."

„Welche Branche zuvor?"

„Stahl, Sir."

„Sie sind angenommen. Mr. Skinner wird Ihnen sagen, was Sie zu tun haben."

„Yessir", sagt Mr. Skinner, indem er sich erhebt und zufrieden eine Fliege fixiert, die vergebens aus der Speilake herauszukrabbeln versucht.

„Getroffen?"

„Yessir."

Übertragen von Emilie Stein.

Wegweiser der Lese

Wie hilft man den Dichtern?

Aus einem rheinischen Blatte der Lese gesandt, weil es wahren Segen stiften kann unter Hunderten:

Der schlechte Ausfall der Ehren-Sammlung für den Dichter Arno Holz bringt eine Rundfrage Ernst von Wolzogens in Erinnerung, die unter dem Titel „Wie kommt der deutsche Schriftsteller zu Geld?“ vor einigen Jahren durch die Presse lief. Leider brachten die Antworten keine Lösung und Ernst von Wolzogen gab schließlich den Rat, die Dichter möchten lieber unter großdenkenden Menschen einen Mäcen finden, als sich auf die Teilnahme in der Öffentlichkeit verlassen. Ein sehr einfaches Mittel scheint in einem seltsamen, vor 14 Jahren anonym erschienenen Büchlein „Xenien von Einem“ (Goethe-Verlag, Leipzig) übersehen worden zu sein. Es heißt dort: „Man hat Schiller früh sterben lassen, dessen kranke Brust unter einem Aufenthalt in Italien aufgelebt wäre; man hat den zarten Hölderlin in Drangsal sitzen, Bürger und Grabbe verkommen, Kleist sich erschießen, Lessing, Lortzing, Mozart und Beethoven bis an ihr Ende in würdelosen Sorgen verbringen lassen. Man versündigte sich an diesen Genien der Liebe ans Mangel an — Liebe. Wer sich für ein paar Groschen ein Buch kauft, glaubt es damit bezahlt, obschon er ihm Erquickung und Erhebung vielleicht für sein ganzes Leben verdankt; aber wie es dem Autor geht, darnach fragt er nicht! In England sandte einmal ein Leser, der ein Buch für zwei Schillinge gekauft hatte, das ihm lieb und nützlich wurde, unaufgefordert und ohne seinen Namen zu nennen, an den Autor zwanzig Pfund Sterling, nicht etwa als „Ehrengabe“, sondern als den Preis, der ihm das Buch wert sei. In England mag das einmal vorgekommen sein, in Deutschland gewiß niemals. Und doch ist diese Art, das Künstlerelend zu beseitigen, so edel und einfach wie möglich!“ In der Tat könnte mancher Dichter durch eine offene oder anonyme Zusendung aus seinem Leserkreis, dem er oft so große seelische Freuden bereitet, nicht nur wirtschaftlich gestärkt, sondern auch geistig zu neuem Schaffen erquickt und gehoben werden. Von den paar Groschen, die sein Buch dem Verleger einbringt, bleibt für ihn selbst so wenig übrig, daß derjenige Leser, der einen Dichter wirklich liebgewonnen hat, ihm selbst auch einmal eine Freude bereiten sollte. Würde dies einfache Dankgefühl zur allgemeinen Kultursitte in unserem Volke werden, so würden auch die Dichter, wie sie es verdienen und für ihr Schaffen bedürfen, ein freundlich durchsonntes Dasein führen. Lieblingshunde und Lieblingskatzen sind oft schon in einem Testament bedacht worden; aber von der Zuwendung an einen „Lieblingsdichter“ hat man noch nie etwas gehört! Und schon eine mit fröhlichen Zurufen aus seinem Leserkreis an ihn abgesandte Postanweisung kann ihm mehr stille Freude bereiten, als die mit soviel „Ehrengeschrei“ begleiteten öffentlichen Sammlungen, die wie bei Arno Holz wieder einmal so bitterlich enttäuschten und den Dichter selbst nur bloßstellten, anstatt ihn zu schützen und zu erwärmen. Und solche Dichter, die zwar einen berühmten Namen, aber es in allem übrigen recht nötig haben, gibt es im wirtschaftlich so hoch emporgeblühten Deutschland noch viel mehr, als man denkt. Möge sich jeder einmal befragen, wer sein eigener Lieblingsdichter ist und mancher wird Gelegenheit finden, edlen Menschen auch seinerseits edle Freude zu bereiten!

Bücherbriefe XV

Hermann Bahr feierte am 19. Juli seinen 50. Geburtstag. Der Verlag S. Fischer in Berlin hat zu diesem Datum das „Hermann Bahr-Buch“ herausgegeben. Es ist in jeder Beziehung eine Leistung, sowohl inhaltlich von Hermann Bahr aus, als auch in seiner geschickten Komposition, in seiner liebenswürdigen Aufmachung vom Verleger aus und in seiner Billigkeit — es kostet, 20 Bogen stark, 1 M., gebunden 1.50 M. Bahr, der alte, immer junge Kämpfer, Anreger, Denker und Poet wird durch zahlreiche Proben aus allen Gebieten seines bisherigen Schaffens so gut charakterisiert, daß der Zweck des Breviers, ihm neue Freunde zu gewinnen, die sich in seine Bücher versenken, sich erfüllen wird. Doch ist dieser eigenartige Mann nur etwas für freiere Menschen, die gewillt sind, mit ihm gegen Unrecht, Unfreiheit und Verkehrtheit zu Felde ziehen. Wer sich eingehender mit ihm beschäftigen will, dem empfehle ich mit der Schrift „Zur Kritik der Moderne“ anzufangen, die mir von seinen früheren Büchern das wichtigste zu sein scheint.

Der Verlag Rütten und Loening in Frankfurt a. M., der uns schon manches wertvolle Werk geschenkt hat —; Paquets „Kamerad Fleming“, und „Li, oder im neuen Osten“, das Buch des „Lappen Turi“, die afrikanischen Romane und Novellen von Jürgensen, Johanna Wolffs „Hanneken“, Henry Frank „Vagabundenbuch“, die Japanbücher von Lafcadio Hearn, alles Bücher, die zu meinen Lieblingen gehören, — bringen wieder eine ganze Serie von Neuheiten heraus. Der Verlag hat einen eigenartigen Geschmack; er sucht frisches Leben; seine sämtlichen Bücher haben allein schon stilistisch einen eigenen Wert; die Stoffe haben immer irgend einen neuen Reiz. Es scheint, daß die Fürsorge des Verlegers sich auch bis auf das Manuskript erstreckt; die Bücher sind meist in kürzeren Absätzen gedruckt und lesen sich dadurch leichter und wirken kunstvoller. Es läuft manches Experiment unter, den Aestheten ein Reiz mehr, dem breiten Publikum nicht immer empfehlbar. Auch diesmal sind schwache, fast hätte ich gesagt gefährliche Bücher darunter; andere wieder sind herzerfreuende nnd lebensstärkende Werke. Daß ich es gleich sage, das liebste in der neuen Reihe sind mir die „Südafrikanischen Novellen“ von Hans Grimm. Es heißt von dem Verfasser, daß er erst 13 Jahre Kaufmann in Südafrika war, ehe er seinem Wunsch zu schreiben nachgeben durfte. Hans Grimm beweist dadurch, daß es für den Dichter besser ist, erst ein reifer reicher Mensch zu werden. Im Gegensatz zu den vielen Büchern von den Allzujungen, die aus der jungen Seele doch nur Phantastisches schöpfen können, dichtet er aus der Fülle der Erlebnisse. Daher die menschliche Tiefe, die Größe der Auffassung nnd die inbrünstige Liebe. So versteht er die Menschen Afrikas für uns als eine nene Welt zu gestalten. — Franz Hessel, „Der Kramladen des Glücks“, ist geradezu entgegengesetzt. Dort aufsteigendes reiches, hier ohnmächtiges, dekadentes Menschentum. Aber ist es nicht merkwürdig, daß allein ein kunstvoller, schlichter Vortrag uns durch ein ganzes Buch fesseln kann, und daß man erst am Ende der freundlichen Schilderung vieler Unzulänglichkeiten der gebliebenen Leere sich bewußt wird? — Otto Rungs „Die lange Nacht“ gehört auch mehr zu den ausgesponnenen Kleinigkeiten, man nannte früher so etwas bescheidener eine Novelle. Die Erzählung von dem blinden Börsenmagnaten, der so ungern und schwer vom Schauplatz abtritt, ist mehr eine Studie. Das erste nnfertige Buch das ich in diesem Verlag gefunden habe. — Auch Heinrich Ernst Kromer „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt“ ist kein Roman, aber es ist schön in seinem Stil, bestechend liebenswürdig, ein bischen kokett nnd, wenn man Hans Grimm gelesen hat, menschlich nicht auf gleicher Höhe. Doch ist es interessant die Abenteuer des jungen Malers zu lesen. — Ebensowenig ist ein Roman zn nennen „Der Flieger“ von Leonhard Adelt. Das Buch enthält, freilich angenehm lesbare, aber doch nur skizzenhafte Impressionen aus dem Leben eines jungen Fliegers. Diese letzten Bücher machen den Eindruck von Frühgeburten. Die Verfasser wollten etwas herausbringen, ehe sie es ausgetragen hatten. — Gefährlich dagegen ist Otto Zoff „Das Haus am Wege“, eine Pubertätsdichtung, ein Traum eines sehnsüchtigen, unbefriedigten jungen Menschen, lyrisch schön geschrieben, aber treibhausartig. Der Jüngling, fast noch Knabe, der eine Mutter und ihre Töchter liebt, gehört zu den Überwindungen, die wir nötig haben. Das Buch hat zwar auch seine Einstellnng in der eingefügten Predigt eines älteren Mannes, der dem jungen Menschen den Kopf zurecht setzt, aber — ich las zur Reinigung einige Seiten aus Kolbenheyers „Montsalvasch“, das ich lieber in den Händen der jungen Männer sähe. — Zum

Schluß zwei merkwürdige Bücher: Fritz Rassow „Spiegelfechter Eros“ und Thit Jensen „Mona Roß“. Ersteres ebenfalls stark erotisch, aber von einem fabelhaften Künstler geschrieben. In Briefform werden hier Liebeserlebnisse geschildert. Ein geniales Meisterstück ist die letzte der Geschichten, die von dem alten Lord und von dem schwärmenden Weltverbesserer. Das Buch von der Schwester des bei uns oft gerühmten Johannes V. Jensen hat gleichsam von allen den andern ein Teil, es wirkt darum verworren und ist doch eine gute Kraftprobe. Es hat Dekadendes und Aufbauendes, etwas Echtes und doch wieder viel „Literarisches“. Auf dem alten Island ein Ort mit Menschen, deren Wurzeln zu den alten Wikingern ragen, deren Blut zerrissen ist zwischen Altem und Neuem und deren Hirn mit dem Durcheinander der modernen Zeit fertig werden muß.

Der Vollständigkeit wegen trage ich nach, daß im gleichen Verlag „Die Sagen der Juden“, gesammelt und verarbeitet von Micha Josef bin Gorion erschienen sind und zwar bisher der I. Teil „Von der Urzeit“. Ich habe hier ein Gegenstück dazu bereits angezeigt: das christliche Legendenwerk. Was ich von jenem sagte, gilt auch hier von diesem hier: historisch wertvoll und bedeutend; für den Menschen unserer Tage verhältnismäßig unfruchtbar, weil ein Durcheinander von Naivitäten, die Jahrhunderte lang als religiöse Poesie gegolten haben, von Glauben und Aberglauben — die dunklen Quellen guter und schlechter Religiosität. G. M.

Gedenktafel

Am 27. Juli 1870 starb in Berlin Hermann Hersch, der Verfasser des reizenden Lustspieles „Die Anna-Liese“.

Am 28. Juli 1842 starb in Aschaffenburg der Dichter Klemens Brentano.

Am 29. Juli 1605 wurde in Memel der Liederdichter Simon Dach geboren.

Am 29. Juli 1826 starb der Schweizerdichter Martin Usteri. Sein Lied „Freut euch des Lebens“ ist Volksgut geworden.

Am 29. Juli 1856 starb der Tondichter Robert Schumann in der Irrenanstalt zu Endenich bei Bonn.

Am 30. Juli 1868 starb in Marburg der Literarhistoriker Christian Vilmar.

Am 31. Juli 1843 wurde Peter Rosegger zu Krieglach-Alzl in Steiermark geboren. Er ist einer der volkstümlichsten Schriftsteller der Gegenwart. (Anläßlich seines 70. Geburtstages bereitet der Verlag L. Staackmann in Leipzig eine billige Gesamtausgabe seiner Werke vor, von der die drei ersten Bände bereits erschienen sind.)

Lesepost

Die Ex-libris, zu deutsch Bücherzeichen, sind einer Sammlung „Bücherzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts“, herausgegeben von Friedrich Warnecke, entnommen; der Herausgeber hat das bekannte Werk „Die deutschen Bücherzeichen in ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart“ geschrieben. Wir werden diesen alten auch neue Ex-libris folgen lassen.

Warnung. Wir erhalten folgende Zuschrift: „Das Neueste, wie Dilettanten ihre Bücher anzubringen versuchen, scheint folgendes Manöver zu sein: ein Dilettant mit einem seltsamen Pseudonym druckt ein Bändchen zweifelhafter Verse, schlägt den Kürschner auf und sendet an Schriftsteller innen sein Buch mit einem Bittformular, daß man den Betrag einsenden soll. Tut man das nicht, so kommt bald ein zweites Formular. Daß die Geschichte im Ramsch gemacht wird, zeigt der Schlußpassus, mit dem der unbekannte Zusender um Entschuldigung bittet, falls die wiederholte Zuschrift ein Irrtum wäre und man schon bezahlt oder zurückgesandt haben sollte. Nehmen wir an, daß es dem armen Kerl wirklich sehr schlecht geht, so ist doch dieser Weg, Hilfe zu finden, ein höchst merkwürdiger. Er prostituiert damit nicht nur seine Poesie, sondern schädigt den Ruf des wirklichen Dichterstandes. Oder sollte nicht eher hinter dem Manöver — ein Geschäft stecken?“ — Wir haben die Formulare, die nicht einmal mit eigener Unterschrift versehen sind, eingesehen und den Eindruck bekommen, daß vor solchen Zusendungen zu warnen ist.

F. Bl. in Düren: Sie müssen bedenken, daß wir an den Quellen der Literatur sitzen und wissen müssen, was über dieses und jenes schon an Gutem gesagt worden ist. Dieses bereits Vorhandene ist das, was der Mensch an Gutem aufgebaut hat. Viele unserer heutigen Dichter und Schriftsteller haben nicht die Kraft, über dieses Aufgebot empor zu bauen, oder Neues daneben zu stellen. Viele leben davon, daß sie erreichte Gipfel wieder abtragen. Auch darin kann Segensreiches liegen, wenn vorhandene gute Gedanken in lebendige volkstümliche Formen umgesetzt werden. Viele fangen wieder dort an, wo Frühere angefangen haben, oder noch früher, ohne so weit zu bauen wie jene. Viele wissen von diesen früheren Leistungen zu wenig, sie sind also im geistigen Handwerk nicht genügend bewandert. Daß sie überhaupt über etwas nachdenken, halten sie schon für geleistete Arbeit und sie bleiben in den Vordergründen stecken, ohne wirklich etwas zu leisten. Aufgabe des Dichters ist es, im Stillen die Gedanken durchzuringen und die Resultate als fertige Werke hinzustellen. Daher setzt der Dichter Vollkommenheiten oder Winke dafür hin, als wenn die Unvollkommenheiten schon überwunden wären. Während der Schriftsteller — im Gegensatz znm Dichter — den mühsameren Weg geht, der bloß in Auseinandersetzungen besteht und meist darin stecken bleibt.

Alter treuer Leser (oder Leserin) R. H.: Warum sollen wir dir böse sein? Der „magenstarke“ Papierkorb hat die geforderte Wirkung getan; also sind wir quitt und können ruhigen Herzens tun, als sei nichts zwischen uns vorgefallen. — Aber warum ist so ängstlich der Name verschwiegen. Eigenes muß man unter allen Umständen mit seinem Namen decken können. Bis in einem Jahr hoffen wir auf weitere Proben.

L. W. in Stuttgart: Es scheint beinahe, als ob das von Ihnen eingesandte Gedicht des alten Speckjägers eine Mystifikation sei. Ist es wirklich seine eigene Dichtung, so ist die beherrschend frommelnd-sentimentale Note darin wahrscheinlich Ausfluß alkoholbefeuerter Stimmungen. Es ist kein einziges eigenartiges oder zwingendes Wort darin. Das Ganze mutet an, wie ein Produkt, der nicht mit Unrecht beschrieenen Butzenscheibenlyrik, die leider Gottes auch heute noch hausieren geht. — Für Ihre freundliche Aufmerksamkeit besten Dank!

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Arno Holz vom Herausgeber. — Jungbrunnen. — Bücherbriefe.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Zuna & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 31 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Wer nichts zu tun hat, quält seine Phantasie damit, eine Arbeit zu ersinnen, um einsame trübe Stunden auszufüllen.

Die andauernde und angestrengte Arbeit verursacht Schmerz; aber absolute Ruhe ist schlimmer als Schmerz. Ja, die absolute Ruhe ist tödliches Gift, das die Freude und zuweilen auch das Leben ertötet.

Wenn der Mensch auf eigenen Füßen steht, selbständig essen und trinken kann, sollte er einen Spaten zur Hand nehmen und arbeiten bis zum letzten Atemzuge. In der letzten Stunde überlasse er ihn dem Bruder, der ihn zum letzten Schlafe bettet.

Für das Kind soll der Spaten nur klein sein, für den Jüngling, den Mann schwerer, und wenn die Haare bleichen und der Rücken krumm wird, wieder leichter. Aber immer sollte der Mensch schaffen und arbeiten, eine Pflanze behacken, eine Furche ziehen, ein Unkraut ausroden.

Würde nur der zehnte Teil der Zeit, die die Menschen damit verbringen, sich gegenseitig zu beneiden, mit dem Arbeiten am eigenen Ich verbracht, würde es nicht so viele Unglückliche, Gelangweilte und Verrückte geben.

Ein Fünffrankenstück hat den Wert einer Flasche guten Weines, eines Platzes im Theater, eines anständigen Mittagessens, eines guten Buches und vieler anderer Herrlichkeiten. In eine jede derselben kann es sich verwandeln, solange es Geld bleibt. Und einen jeden solchen Genuß verspricht es uns. Es ist also wertvoller vorher, als im Gebrauch.

Nur von Hoffnungen leben, hieße, sich an Rauch wärmen zu wollen. Aber niemand sollte sich abends zur Ruhe legen, ohne eine Aussicht auf den morgenden und übermorgenden Tag.

Hast du kein Haus, so sammele Bausteine für eins; hast du keine Bausteine, so zeichne auf dem Papier einen Plan. Jeder sollte in Gedanken einen Plan, ein Ziel haben. Mantegazza.

*

Laßt uns standhaft sein, meine lieben Freunde, arbeitsam und gelassen, treu und gütig, kraftvoll und milde! Es kommt eine Zeit, wo man der zwecklos hadernden Worte überdrüssig geworden sein wird wie vergifteter Waffen. Nur was an fruchtbarer Arbeit geleistet ist, zählt im Kampfe der Völker, und nur die Aussaat der Liebe behält Wert vor der Zukunft und verspricht eine reiche Ernte!

Emil Ertl.

Ein guter Kamerad

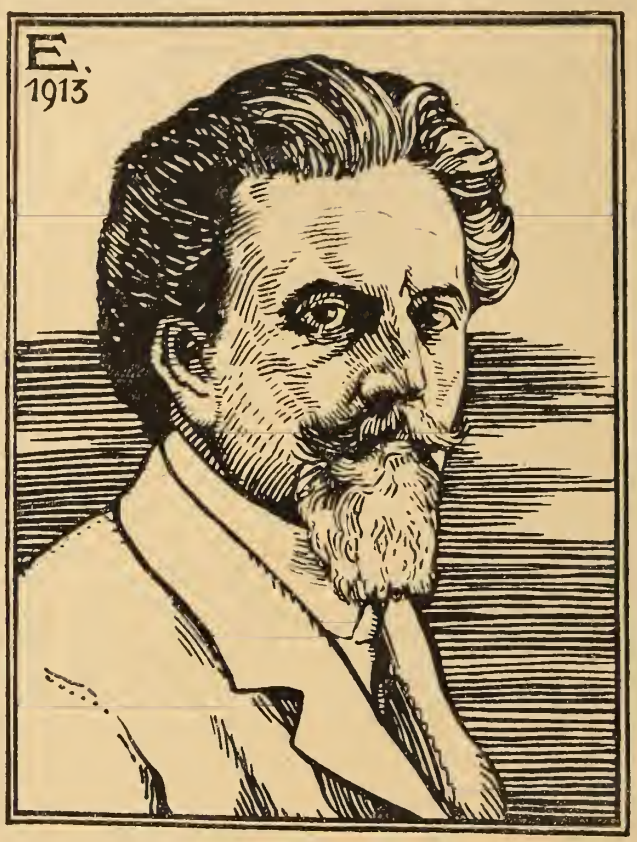
Von Peter Rosegger

Wohl dreißig Jahre mag es her sein, seit ich im gastlichen Heim des Grazer Bürgermeisters Dr. Kienzl einem jungen Mann begegnete, der damals aus Wien gekommen war, um eine Bibliotheksbeamtenstelle an der Technik anzutreten. Er sah damals ein wenig kränklich aus und gab sich ziemlich zurückhaltend; keinerlei Ahnung raunte es mir zu, daß dieser junge Mann meinen alten Tagen ein echter Kamerad werden würde.

Als wir uns später öfter sahen, merkte ich mit Unbehagen, wieviel dieser Wiener mir voraus hatte: Einen durch tiefe Bildung geregelten Geist, ein sicheres Benehmen in Gesellschaft, ein kundiges Teilnehmen an Gesprächen und Unterhaltungen, ein völlig natürliches Sein und Bewegen im Kulturkreise der Stadt. Ich hatte ihm voraus siebzehn Lebensjahre und eine herbe Jugend, zwar voll äußeren Bergsonnenscheins, aber voll seelischer Dämmerung.

Emil Ertl! Fernab von den literarischen Stierkämpfen und Wetthetzen schuf er in der Stille seine Werke; fernab vom Marktlärm des Schrifttums ist er stehen geblieben, und so hat unsere alles beschnüffelnde und beschreiende Zeit sein künstlerisches Werden und Wirken nicht gestört. Unbelehrt und unbelogen von den Journalführern des Tages und von den Schatzmeistern der Literatur ist er groß geworden. Es mag schon sein, daß auch solche Abgeklärte Stunden haben, da sie sich vereinsamt fühlen, daß sie dürsten nach einem Worte der Ermunterung, der Führung und der Anerkennung. Aber die Glücklichen sind sie doch, weil in der Einsamkeit die Persönlichkeit am reinsten in das Werk übergeht. —

Wohl wird es nervöse Flattergeister geben, die zu Ertls ebenmäßigen, behaglich geweiteten, kristallklaren Erzählungen keine Neigung aufbringen können. Das macht nichts, das ist gut. Zum gesunden Dichter finden sich schon gesunde Leser. Und solche, die die Dichtung lieb haben, schauen auch gerne nach dem Dichter aus, nach seiner Person, nach seinem Lebenskreise. Nicht immer ist das anzuraten. Gerade der Echte trägt sein Dichterherz nicht auf den Händen herum wie das kittelsacklose Frauenzimmer auf dem Markt die Geldbörse. Einer, der vor Fremden sein Herz sorgfältig verhüllt, ist unser Dichter. Und doch wird jeder, der ihm begegnet, einen Gewinn empfinden. Die ruhige, gütige, vornehme Art seines Wesens erfüllt mit Behagen, seine wohlbedachten Worte geben freundlich zu denken. —



Emil Ertl.
Für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

Seit Jahrzehnten zur Winterszeit kamen wir — unser etliche Freunde und Gleichgesinnte — wöchentlich einmal in der altdeutschen Weinstube zu Graz zusammen. Wenn ich sage: Gleichgesinnte, so ist das nicht so schlimm, gottlob. Bei völlig Gleichgesinnten pflegt anregende Unterhaltung frühzeitig in dem Herrn zu entschlafen. Was Feuer, Licht und Wärme geben soll, das muß sich reiben, und so haben wir übermütige Schwarmgeister, ironische Feuerwerker und satirische Gedankenschneller — besonders in früheren Jahren — in unserer Weinstube prächtige Gewitter gehabt. Zu blitzen begann es da und dort, unstet ward es in allen Winden, und wenn auch gerade nicht das Einschlagen drohte, war es doch gut, daß Ertl allemal den richtigen Wettersegen wußte, ein ruhiges, humoristisches Wort, um den Aufruhr zu sänftigen. Durch all die wirren Zickzacke der heftigen Behauptungen zieht Ertl gelassen und klar den geraden Faden und die sieben Meinungen lösen sich harmonisch in die Farben des Regenbogens auf. Völlig beruhigt es sich, wenn Ertl etwas erzählt. Er kann auch persönlich erzählen, Dinge voller Gestaltlichkeit und Anschaulichkeit. Ohne Absicht auf Effekt erzielt er ihn. So saßen wir denn Freitag um Freitag beisammen. Aber plötzlich ist es, daß unser Freund der Tafelrunde fern bleibt. Er kommt heute nicht und er kommt nächstesmal nicht. Wir anderen erforschen unsere Gewissen; die sind so weit leidlich rein, wir wissen nicht, warum Ertl wegbleibt. Und nach Wochen, siehe, da erscheint er auf einmal wieder, flink aufrecht, aufgeweckt, mit jugendlich leuchtendem Auge tritt er an unsern Tisch. Da wissen wir alles, er braucht es uns gar nicht zu sagen. Ein neues Buch ist fertig geworden.

Um diese Eigenschaft des mit sich allein Fertigwerdens beneidete ich ihn ein wenig, ich, der den Drang hat, zur Zeit eines entstehenden Werkes mit verstehenden Menschen darüber zu sprechen. Zu sagen von dem Werdenden, so recht als möglich, so schlecht als denkbar. Nicht um Beirat ist mir zu tun, nur ums Aussprechen, weil es dabei am lebhaftesten in mir arbeitet. Gerade Ertl ist bei solch ungeordneten Eruptionen mein geduldiger Zuhörer. Er weiß es, daß bei mir dieses Sichaussprechen nötig ist, soll sich das Chaos klären und entwickeln — unter der warmen Sonne eines Freundesauges.

Der große Abforderer ist hart mit mir verfahren, die Weggenossen früher Zeiten sind alle dahin. Und was der Himmel mir später an persönlichen Freunden schenkte, das hat bequem an einem kleinen Tische Platz. Man hütet sie; und selbst in schwülen Stunden, da man Lust hätte zum Blitzen und zum Donnern, scheucht man die herlebige Seele zurück, aus Besorgnis, das Nebelchen möchte im traulichen Kreise den Nachsommersonnenschein auf einen Augenblick verhüllen. Und so ist das eine rührend verträgliche Gesellschaft geworden, immer aufgelegt zum Schalken und Scherzen. Jedem der Gäste, wie sie bei uns gelegentlich einkehrten, war nicht behäglich. Jenes Vesperglöcklein, das in geschlossenen Männertischgesellschaften sonst geläutet zu werden pflegt, hatte bei uns keinen „Uachel". Auch war die Fachsimpelei ausgeschaltet und die Dame Medisance hatte an unserer Tafelrunde keinen Platz. Die Welt durch die Brillen des Humors anzuschauen, das war unsere Unterhaltung. — So seit länger als dreißig Jahren! Unter einer einzigen Ausnahme sind heute die Kameraden andere als die bei der ersten Sitzung waren. Aber es sind Stunden, da ein Geist der Ruhenden zu uns auf Besuch ist.

Der Sommer trennt uns räumlich. Wir lassen aber den drahtlosen Telegraphen des gegenseitigen Zudenkens fleißig spielen und fahren am Ende auch einmal einer zum andern. In bangen Zeiten hat's mich gerne zum fernen Freunde gezogen. An dem Tage, als Bismarck starb, fuhr ich Emil Ertl nach an seinen Sommeraufenthalt in Innichen. Wir machten zusammen einen Ausflug auf den Fischleinboden. Auf grüner Matte ruhten wir und schauten zwischen Lärchenwipfel auf ins weiße Felsgewände, die das deutsche Land hier abschließen. Wir schauten zu den Zinnen empor und redeten von unserem deutschen Volke, seiner Vergangenheit und seiner erhoffenden Zukunft. Dann schwiegen wir, schauten auf zu den Felshäuptern und schwiegen. Fern im Schlosse zu Friedrichsruh liegt der tote Held, der uns getrennt hat von unserem großen Volke, und dessen Manen doch unser Trost sind... Warum ich immer an das Schweigen jener Stunde denken muß?

Ein Jahr später besuchte ich den Freund auf der Sommerfrische in Altaussee. Wir bestiegen miteinander den Loser und schauten nieder auf den See und hinaus in die Karste des Toten Gebirges und in die Gletscher des Dachstein. Heiter wie das Hochgebirgsbild im Sonnenschein war unser Gemüt, unser Gespräch. Für alles hatte der Wandergenosse Auge, Ohr und Verständnis, für das Blümchen im Gestein nicht weniger wie für die Bergriesen, die in weitem Kranze uns umstanden. Er hatte Sinn für das Geschichtliche der Bewohner dieser Gegenden sowie für ihr wirtschaftliches Leben, für ihren Volkscharakter, für ihre Sitten, Kunstneigungen und Poesie. Da begriff ich es, wie dieser Mann aus *einem* Tintentiegel Dorfgeschichten wie Stadtnovellen schreiben kann.

Ein anderes Mal wanderten wir durch die Wälder meiner Kindesheimat, in denen der Wiener wieder viel besser daheim war, als ich es in seiner großen Stadt je werden kann.

Weniger lustig als der Weg durch die Wälder, auf die Berge ist der zum Krankenbette. Und auch diesen weiß der Freund zu finden, seien es nun die drei Treppen in die Stadtwohnung oder die Strecke ins Mürztal. Nichts Uebertriebenes an Klage oder Tröstung, wenn Ertl kommt; eine ruhig warme Teilnahme, ein frohes Plaudern und Erzählen hat mir manche trübe Stunde licht gemacht. Nichts von der Art aufdringlicher Ratschläge ist in ihm, freundlich versteht er die Stimmungen des Kranken, so wie er die Eigenart der Person versteht und mit ihr nicht markelt. Dafür besteht auch er für sich auf dem Rechte der Persönlichkeit und weiß sein zartes empfindungsreiches Innenleben zu schützen.

So viel des flüchtigen über Emil Ertls persönlichen Charakter, den ich — wäre ich noch jung — mir zum Vorbild nehmen würde.

Emil Ertl

Von Hermann Kienzl

Er ist heute wohlbekannt. Ein ruhiger, kluger Freund seiner Leser. Wir dürfen uns freuen, daß in dieser hastenden Zeit das still in sich Beharrende, Unvordringliche, Innige doch nicht verloren geht. Das Tamtam dröhnt, die Trompeten schmettern, Leuchtkugeln blenden, Wohlgerüche betäuben die Sinne; indessen aber sammelt sich, ein wenig abseits, die wachsende Gemeinde um einen Dichter, der beschaulich auf den Höhen wandelt, sicher vor den Abgründen. Er stürmt nicht mit uns die Wolkenburgen der Zukunft. Er stürzt uns nicht in die hysterischen Ekstasen. Aber mit herzlichem Begreifen betrachtet er die kämpfende Welt. Ein Ausgereifter ist *Emil Ertl*, ein Gewordener, der für das Werden ein volles Verständnis bewahrt hat. So war er innerlich berufen, das Entstehen einer Gegenwart aus hundertjähriger Vergangenheit darzustellen, *so* darzustellen, daß das Gewesene mit seinen Wirkungen auf das Heute lebendig wurde. Das war das Ziel und ist der Preis seines großen Einheitswerkes in den drei Romanen, die neben der dichterischen eine dauernde kulturhistorische Bedeutung besitzen. Von den drei selbständigen Dichtungen führt die erste („Die Leute vom Blauen Gugguckhaus") in die Wiener Franzosentage von 1809, die zweite („Freiheit, die ich meine") in die Stürme des Jahres 1848; und die dritte („Auf der Wegwacht") umspannt die Entwicklung Oesterreichs vom Jahre 1866 bis zur jüngsten Gegenwart. Das Wiener, das deutsch-österreichische Bürgertum lebt sich aus in dem Jahrhundert der Trilogie. Es ist der Kern, aus dem sich die geistigen und materiellen Früchte der Zeiten entwickeln. Ueber den wechselnden Erscheinungen breitet sich der Horizont eines Dichters, der mit dem Ewigmenschlichen vertraut und vom Zeitlichen nicht beengt ist.

Wie das Werk, so der Mann. An die dreißig Jahre sind vergangen, seit Emil Ertl aus seiner Heimatstadt Wien nach dem stilleren Graz übersiedelte. So weit zurück reicht auch meine persönliche Bekanntschaft. Es war mir vergönnt, die ersten Kletterschritte Ertls auf dem Parnaß zu beobachten, dem Talente, das sich in feinen psychologischen Novellen verkündigte, ein früher publizistischer Anwalt zu sein. Von jenseits des Semmerings hatte der junge Doktor der Philosophie (er ist heute 55 Jahre alt) nur ein Bändchen romantischer „Liebesmärchen" mitgebracht. Einen anderen Charakter hatten die nun in Graz entstandenen Erzählungen (u. a. „Opfer der Zeit" und „Mistral"). Das waren Schößlinge des realistischen Literaturfrühlings, der damals gerade aus dem Norden in's weiche Deutschösterreich drang. Aber — der wilde Samun der Kampfliteratur blies doch

wohl nicht durch diese Bücher; ihr Dichter verriet eine sanfte Natur und den Drang nach harmonischen Formen.

Als Kritiker dagegen war Ertl in jenen Jahren ein unbedingter Vorkämpfer der modernen Bestrebungen in der bildenden Kunst sowohl, wie im Drama. Er stand tapfer auf vorgeschobenem südöstlichen Posten. Dennoch, wer sein Wesen recht verstand, dem konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Freund, der nachdenklich zu lauschen und leise zu sprechen pflegte, zur friedlichen Nachlese besser geschaffen sei, als zur stürmischen Aussaat. Der jüngere Ertl war ein Sammler, ein Lebens- und Wissenssammler auch damals, als er sich auszugeben meinte. Phasen und Episoden einer stetigen Entwicklung sind die Novellen gewesen, die ein Jahrzehnt lang seinen Mannestaten, den kultur-politischen Wiener Romanen, vorangingen. Es kommt aus individueller Wahrheit und ist beste Selbstcharakteristik, wenn Ertl (im Nachwort zu seinem letzten Roman) die „Zeit der vollen Reife" als die köstlichste anruft und sie der bangenden und sehnenden Jugend entschieden vorzieht.

In dem an Farben und Tönen reichen Dichterlande Oesterreich nimmt Emil Ertl eine Sonderstellung ein. Von den Wienern, die er seine engsten Landsleute nennt, von Schnitzler, Bahr, Hofmannsthal, Trebitsch, Peter Altenberg, Beer-Hofmann und den anderen unterscheidet ihn das schwerere Blut, das kräftigere Nervensystem, die hausväterliche Gesinnung. Er teilt mit ihnen die hohe kulturelle Gemeinschaft und die Freude am Heimatboden. Den Steirern ist er noch weniger beizuzählen. Rosegger, das Naturkind im Herbsterntekranz des Genies, hat im nahen freundschaftlichen Verkehr auf das Denken, doch nicht auf das Dichten Ertls Einfluß gewonnen. Zwischen den beiden besteht ungefähr der Gegensatz von Bauern- und Patriziertum; und Rudolf Hans Bartsch, der gerne trunkene Schwärmer, ist eine sprühende Flamme, — Ertl ein wärmendes Herdfeuer. Am meisten scheint mir Emil Ertl mit Ferdinand v. Saar verwandt, dem fast schon altösterreichischen Schilderer des Still- und Kleinlebens. Nur war die Sphäre Saars von aristokratisch-bureaukratischer Beschränktheit; das weite Ackerland Ertls dagegen ist die Fülle des Bürgertums. Nichts ist bezeichnender für seinen Glauben an Stetigkeit und Tätigkeit, als der Protest, den er gegen die Legende vom verlorenen Paradies erhebt: „Wie! Um der Liebe willen hätten die Menschen das Paradies verloren? Haben sie es nicht erst gewonnen, da die Liebe in die Welt kam? Und um der Liebe willen wären sie dazu verurteilt worden, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen? Steht es nicht vielmehr so, daß die angebliche Strafe ihnen zum Lohn wird, wenn sie die Arbeit, mit der sie gesegnet sind, für jene leisten dürfen, die sie lieben?"

Alles in allem: Ein feiner Kopf, eine in sich beharrende Natur, ein vornehmes Gemüt, ein guter Mann. Ein stiller Arbeiter, der denen wert ist, die nicht mitkeuchen in der Hetzjagd der Sensationen, — die es vielmehr lieben, mit diesem ihrem Dichter die stetigen Entwicklungen zu beschauen.

Die Rose

Von Emil Ertl

„Du solltest aber doch auch an die Luft gehn, Papa!" sagte Annie. „Den ganzen Tag sitzen ...?"

Sie nannte ihn fast immer „Papa", obgleich er der Papa ihrer Kinder war; aber sie sah ja alles mit den Augen der Kinder.

„Wo geht ihr denn hin?" fragte Oskar zerstreut.

„Zum Wohltätigkeitsfest. Man ist doch wenigstens den Abend ein bissel im Grünen. Und die Kinder möchten natürlich den Jahrmarkt sehn."

„Natürlich, ja, ja, geht nur!" sagte er wie geistesabwesend.

Minni, das neunjährige Mädchen, und der zwölfjährige Rolf öffneten die Türe und schoben sich zögernd in Vaters Arbeitszimmer herein, sie im hellgelben Strohhut, mit nackten Beinchen und Halbstrümpfen, er schon ganz männlich in langen Hosen, Matrosenanzug mit himmelblauem Kragen. Draußen hörte man die gedämpfte Stimme Gretlis, die im Alter zwischen diesen beiden stand: „Nicht hineingehn! Papa hat doch zu arbeiten!"

„Tür zu, bitte, es zieht!" rief der Papa. Minni und Rolf wollten zurückprallen, aber die Mama sagte: „Also rasch herein! Papa erlaubt schon, daß ihr ihm Adieu sagt."

„Aber gewiß!" sagte er und malte nervös Krakelfüße auf den Rand eines Blattes, an dem er eben geschrieben hatte. „Lebt wohl und gute Unterhaltung!"

Nun trat auch Gretli ein, das schüchterne, großäugige Kind, in ihrem Strohhut mit weißen Bändern. Der Reihe nach küßten sie ihn auf die Wange, erst Minni, dann Rolf, dann Gretli, und entfernten sich gesittet und eilfertig. Im Vorzimmer sagte Mama: „Gott, was für ein Stoß Zeitungen und Briefe! Trag sie hinein, Gretli!"

„Was gibt es denn schon wieder?" fuhr Oskar auf.

„Nur Zeitungen und Briefe, Papa," sagte das Mädchen, gleichsam sich entschuldigend.

„Danke, schon recht, leg sie hin."

Nachdem das Kind sich entfernt hatte, riß er die Briefumschläge auf und die Schleifen von den Zeitungen, dann zündete er sich eine Zigarette an und ließ das geübte Auge über Gedrucktes und Geschriebenes gleiten. Ein paarmal dazwischen schlug

er mit der flachen Hand leicht auf den Schreibtisch. Daß es immer wieder neue Aergernisse gab, Mißverständnisse, Böswilligkeiten! Aber was läßt sich dagegen tun? Kämpfen heißt es eben, sich und seine Ueberzeugung verteidigen. Gerade das nennt man Leben.

Rechter Hand auf seinem Schreibtisch lagen nebeneinander zwölf Stück wohlgespitzte Bleistifte, Kohinoor 4 B, links ein hoher Stoß Papiere, zu Quartblättern zugeschnitten. Gretlis, des älteren Mädchens, Geschäft war es, diese Vorräte in Ordnung zu halten. Sie war so eine von den Stillwaltenden, die man nicht hört, verdichtete Weiblichkeit im Keim, eines von jenen Kindern, die man leise aufs Haar küssen möchte und sagen: gesegnet, wer dich einmal heimführt!

Jeden Morgen, ehe Papa sein Zimmer betrat, zerschnitt sie das Papier und spitzte die Bleistifte, deren immer genau ein Dutzend sein mußte. Manchmal kam es vor, daß am nächsten Morgen alle zwölf abgebrochen waren. Sie setzte sie wieder in Stand und legte sie nebeneinander, daß sie aussahen wie Lanzen in einem Depot für die Ulanen. Den Papiervorrat aber füllte sie nach, wie die Danaiden das Faß.

Wenn Oskar während des Schreibens ein physisches Hindernis fand, konnte es ihn rasend machen. Darum hatte er sich's so eingerichtet. Das Papier brauchte man nur herzunehmen, Blatt für Blatt, und wie die Spitze so eines Kohinoor 4 B über gut geglättetes Papier hingleitet, das ist ganz einzig, unvergleichlich. Er schreibt beinahe von selbst.

Gerade jetzt, während Oskar so allein und ungestört am Schreibtisch saß, rissen ihn wieder die Gedanken hin. Was da in den Zeitungen stand, konnte er unmöglich auf sich und seiner Partei sitzen lassen. Das mußte einmal gründlich widerlegt werden. Mit bestrickender Sachlichkeit, und doch zugleich temperamentvoll, schlagfertig, witzig. So ein Artikel von ihm, an ersichtlicher Stelle in einem der ihm zur Verfügung stehenden Blätter gebracht — das sauste wie eine damaszierte Klinge durch die Luft, klebscharf geschliffen und dabei fein und schmeidig.

Wie ihm die Worte aufs Papier flossen, aus der Ueberzeugung heraus! Jede Viertelstunde krachte eine Bleistiftspitze, und sofort flog der dienstuntaugliche Stift beiseite und ein anderer trat für ihn ein, aus der Reserve, die in Reih und Glied wartete, gleich kampfbereiten, todesmutigen Soldaten.

Und mit den Bleistiften, die in die Schreibtischecke flogen, flog auch die Zeit hin, ohne daß er es merkte, und er wunderte sich fast, als nach und nach ein leises Zwielicht um den Schreibtisch zu weben begann und plötzlich auch schon die Seinen vom Volksfest wieder heimkehrten, die ganze „Rasselbande".

Die Kinder in ihrer Ausgelassenheit schlugen die Vorschriften gänzlich in den Wind, die ihnen Mama immer einschärfte: Papas Zimmer wie ein Heiligtum zu betrachten. Glückselig stürmten sie herein, voll von Erlebnissen, umdrängten ihn, er hörte sie erzählen, berichten, schildern, und hörte sie doch wieder nicht, seine Gedanken waren — ganz anderswo. Er plauderte mit ihnen und hatte keine Ahnung von dem, was er sagte, er dachte nur immer an seine Arbeit, die er noch krönen wollte, deren letzte Gedanken, deren wirksamste Sätze in ihren Umrissen ganz deutlich vor seinem geistigen Auge standen, und die er doch noch nicht hatte packen und festhalten können. Durchaus wollte er sie nicht entwischen lassen. Er wäre so gerne fertig geworden vor Einbruch der Dunkelheit, das Abendessen schmeckte ihm nicht, wenn er nicht zu einem Abschluß gekommen wäre. Und darum war er sehr froh, als die Stimme seiner Frau ertönte: „Jetzt laßt aber Papa in Frieden, er hat noch zu arbeiten!"

„Nur ein paar Minuten noch"... sagte er dankbar.

Eine halbe Stunde später saß er ganz vergnügt mit seiner Familie beim Abendbrot. Der Aufsatz war nicht nur vollendet, sondern sogar schon im Briefkasten, mit Umschlag und Marke. Er war zufrieden mit dem Artikel. Der saß! Abgetan! Fertig!

Die Kinder zeigten, was sie sich gekauft hatten auf dem Jahrmarkt. Rolf Ansichtskarten. Er sammelte natürlich, und zwar vom geographischen Gesichtspunkt aus: Gegenden, nur Gegenden. Sachen, die nicht wirklich waren, freie Erfindungen von Künstlern, liebte er nicht. Das kam ihm unsolide vor. Minni hatte sich ein wunderbares Spielzeug gekauft. Das war ein Gestell mit vier Rädern und obenauf eine Schweinsblase, die sich mächtig blähte, wenn man hineinpustete. Die langsam wieder ausströmende Luft entfesselte den Ton eines Trompetchens und setzte zugleich das kleine Fahrzeug in Bewegung, wenn man es auf den Tisch oder Fußboden stellte. Es machte einen sehr drolligen Eindruck, wenn das Wägelchen selbsttätig dahinrollte unter dem Blasen des Trompetchens, während der aufgeblähte Sack, den es führte, allmählich einschrumpfte.

Die Kinder unterhielten sich lange mit dem schnurrigen Spielzeug, ließen es umwenden, anhalten, bergauf und bergab fahren und bliesen es immer wieder auf, sobald ihm der Atem ausgegangen war. Belustigt sahen die Eltern zu.

„Was die Leute alles erfinden!" sagte Annie.

Oskar nickte: „Ja, und wenn man denkt, daß immerhin ein bißchen Ingenium dazu gehört, so etwas auszudenken!"

Nachdem die Kinder zu Bett geschickt waren, steckte sich Oskar eine Zigarre an und fragte: „Ist die Lampe in meinem Schreibzimmer angezündet?"

„Schon wieder arbeiten?" seufzte Annie.

„Ja, diese Broschüre, die muß endlich fertig werden."

„Deine Zigarre wenigstens rauch noch hier zu Ende?" bat sie.

Er blieb sitzen. Sie nahm das Pustewägelchen, das die Kinder auf dem Tisch zurückgelassen hatten, blies es auf und ließ es über den Teppich hinlaufen. Es arbeitete sich mühsam, aber beharrlich durch das rauhe Terrain. Eine ganze Zeitlang zog es an wie eine kleine Lokomotive und ließ dabei das Trompetchen blasen. Dann schrumpfte die Schweinsblase ein, knüllte sich zusammen wie eine runzliche Haut, und mit einem langgezogenen, seufzenden Mißton entfloh der letzte Lebensatem. Da stand es stille. Oskar und Annie lachten. Er mußte so lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten, so komisch kam ihm das Ding vor. Er verfiel in ein fast nervöses, überreiztes Lachen.

„Du sollst nicht so viel arbeiten, Oskar," sagte sie. „Es muß ja deine Nerven angreifen und dich schließlich noch krank machen."

„O, ich halte etwas aus," erwiderte er behaglich. „Das Arbeiten macht mich nicht krank. Das ist ja das größte Vergnügen, das es überhaupt gibt."

Er stand auf und ging im Speisezimmer auf und nieder, in Gedanken... „Siehst du," sagte er, „was die Nerven angreift, das ist, daß man keinen Dank hat. Ich meine nicht Lohn, ich meine Dank. Ueberall nichts als Anfeindungen, Mißdeutungen, Verleumdungen, von allen Seiten. Und man gibt doch sein bestes hin, quält sich ab in zweifelvollen Stunden, wie man raten, nützen, helfen könnte. Man will etwas Gutes erweisen, Liebe spenden, und die, denen es zugedacht ist, verstehen es nicht, merken es kaum. Siehst du, das ist es, was manchmal ein wenig hernimmt."

„Ja, das ist es," seufzte sie bekümmert.

Er trat zu ihr und küßte sie auf die Stirn: „Na, das war nur so eine kleine Anwandlung... Ich lasse mir meine Ziele nicht verrücken, und vorderhand bin ich noch obenauf." Und mit einem Blick auf die Uhr sagte er: „Jetzt heißt es aber fleißig sein!"

Er öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer, blieb aber noch einmal stehn und fragte zurück: „Was hat sich denn eigentlich Gretli auf dem Jahrmarkt gekauft?"

„Gretli? Die Rose."

„Welche Rose?"

„Nun, die Rose, die sie dir brachte."

„Die sie mir brachte?"

„Ja. Sie brachte dir doch eine Rose!"

„Eine Rose? Mir?"

„Ja. Schon auf dem Hinweg fragte sie, ob man auch Rosen zu kaufen bekäme auf dem Jahrmarkt. Wahrscheinlich, sagte ich, die Damen verkaufen sie den Herrn für die Wohltätigkeit. So kaufe ich eine Rose für Papa, sagte sie."

„Aber sie gab sie mir doch nicht?"

„Ja, sie gab sie dir, als wir nach Hause kamen."

„Und ich?"

„Du nahmst sie und rochst daran. Und dann fragte sie, ob sie die Blume in die kleine Bronzevase stecken dürfe, die auf deinem Schreibtisch steht."

„Und ich?"

„Du sagtest: da darf man kein Wasser hineintun."

„Und dann?"

„Dann brachte sie ihr eigenes kleines Porzellanväschen hinüber und fragte, ob sie die Rose hineintun und auf deinen Schreibtisch stellen dürfe."

„Nun?"

„Da sagtest du: ja, gewiß! Aber ich merkte gleich, daß du gar nicht wußtest, wovon die Rede war, und daß dir andere Gedanken durch den Kopf gingen. Denn es flog ein seltsames Lächeln über dein Gesicht, und gleich darauf ergriffst du einen Bleistift und warfst ein paar Sätze aufs Papier."

Er schüttelte den Kopf.

„Sollte man gar nicht glauben!" sagte er und warf durch die offenstehende Tür einen Blick auf seinen Schreibtisch. Da stand neben der Lampe eine kleine Porzellanvase mit einer schönen, großen roten Rose. Es kam ihm vor wie ein Wunder.

Allerhand Gefühle wurden wach in ihm.... Da sorgst du dich um andere, richtest deinen Blick ins Weite, sehnst dich vergebens nach einem einzigen, kleinen guten Wort des Dankes — und bist blind für die unendliche Liebe, die still und schüchtern dich umgibt und die Stätte deiner Arbeit mit Rosen schmückt....

Einen Augenblick stand er unschlüssig, dann drehte er sich um und schritt durchs Speisezimmer nach der gegenüberliegendet Tür.

„Muß doch sehn, ob sie noch wach ist?"

„Gretli? Ach ja! Gib ihr noch einen Gutnachtkuß, das macht sie glücklich."

Nach einer kleinen Weile kehrte er zurück, vorsichtig, auf den Fußspitzen: „Sie schläft schon."

Aus: „Feuertaufe", Neues Novellenbuch. Siehe Wegweiser.

Die Philosophenbank im Gugucksgarten

Von Emil Ertl

Einmal kam während des Glockenläutens der alte Tollrian herüber, wie er oft zu tun pflegte, besonders im Sommer. Höchst aufgeräumt trat gerade der Salzküfel mit Diwrisl aus seinem Gelasse in den Hof hinaus. Es war ein ausnehmend milder und klarer Herbstabend, und sie gingen in den Garten, um noch einmal auf ihrer Bank zu sitzen, die an der Mauer des Tyrolergartens unter der Linde stand. Die gelben Herbstblätter lagen schon auf den Kieswegen umher, und die Gesträuche und Baumkronen fingen an durchsichtig zu werden. Aber im wilden Wein an der Feuermauer, der purpurrot glühte, zwitscherten die Sperlinge, als ob sie noch lange nichts vom Winter wissen wollten, und zank-

ten sich mit den Schwarzamseln um die kleinen blauen Beerendolden.

„Bist wieder recht fleißig gewesen, den ganzen Tag?" fragte Tollrian.

Der Salzkäfel rieb sich vergnügt die Hände.

„No, es ist schon ein ziemliches Stückel Arbeit, das ich wieder hinter mich gebracht hab'. So geht's halt nach und nach vorwärts, und Gott g'segnet mir's. Und was hast denn du gemacht?"

Tollrians Blick flammte.

„Auf der Spur bin ich ihr!" sagte er leise, fast geheimnisvoll. Er streckte die Hand aus und griff mit den fünf Fingern in die Luft. „Nicht lange mehr kann's dauern, so halt' ich sie beim Schopf!"

„Wen?" fragte der Salzkäfel.

„Die Wahrheit?" meinte der Salzkäfel. „Die hast du ja schon oft eingefangen, aber die rechte war es nie."

„Es waren Trugbilder," sagte Tollrian. „Diesmal aber ist es die richtige, echte, wirkliche Wahrheit, die ich beweisen, und die niemand mir abstreiten kann!"

„Geh, du mit deiner Wahrheit kommst mir vor wie die große Pariser Revolution! Alle paar Monate werden neue Götter eingesetzt und die alten geköpft. Gib doch endlich einmal Ruh'! Für unsere blöden Menschenaugen ist die richtige, echte, wirkliche Wahrheit doch viel zu groß."

„Die Ruhe ist der Tod," sagte Tollrian. „Nur das unablässige Vorwärts- und Aufwärtsstreben ist Leben. Die Wissenschaft ist wie eine Leiter, die an den Mond, oder noch höher, an einen fernen Stern angelehnt ist. Und Sprosse für Sprosse klimmen wir empor."

„Mir kommt es anders vor," meinte der Salzkäfel. „Ich hab' einmal ein Eichhörndl gehabt, das war in einen Drahtkäfig eingesperrt. Und in dem Käfig war auch eine große drehbare Walze aus Draht, in die ist das Eichhörndl hineingeschlüpft und ist geloffen, so schnell, wie es im Wald über die Baumstämme laufen tut. Und weil die Walze sich immer gedreht hat, hat es gemeint, es kommt vom Fleck. Und ist doch immer im Drahtkäfig geblieben. Geradeso, kommt mir vor, geht es den Menschen mit dem Wissen!"

„Nicht bloß mit dem Wissen, mußt du sagen," bemerkte Tollrian ernst. „Mit allen menschlichen Dingen überhaupt, mußt du sagen — dann hast du vielleicht in gewissem Sinne recht."

„Gar nicht!" rief der Salzkäfel eifrig. „Gar nicht mit allen menschlichen Dingen überhaupt! Was ich g l a u b e im Vertrauen auf Gott, das steht fest, und das dreht sich nicht wie ein Blendwerk. Und was an Gottseligkeit in mir ist, das ist wie ein eisernes Geländer, an das ich mich anhalten kann!"

Im Gegensatz zu seinem Freunde war Tollrian sein ganzes Leben lang ein unruhiger Geist gewesen. Wie der Basilisk, von dem erzählt wird, daß er in einem Hause in der Schönlaterngasse in einem Brunnen gesehen worden sei und einen Bäckerlehrling durch seinen bloßen Blick getötet habe — so giftig, behauptete er, sei alle bürgerliche Zufriedenheit und Behaglichkeit, und von ihrem bloßen Anhauch müsse aller Fortschritt und jede lebendige Regung und geistige Beweglichkeit ersterben. Ursprünglich gelernter Bandmacher, hatte er von seinem Vater das Nachbarhaus des „Blauen Gucks", das Haus „Zum ewigen Leben", und die darin befindliche Seidenbandfabrik ererbt. Ohne besondere Mühe hätte er die gut eingerichtete Werkstatt weiterführen und dadurch mit der Zeit wahrscheinlich ein recht vermögender und höchst ansehnlicher Bürger werden können. Aber er besaß nicht den geringsten Sinn für eine bürgerliche Gewerbstätigkeit und war alles eher als ein Geschäftsmann. Die neu aufgekommenen Ideen von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit füllten seine Gedanken, das Erlernen der neuen und alten Sprachen und das Lesen philosophischer Bücher seine Zeit aus, und nichts fesselte ihn weniger, als was mit seinem Beruf zusammenhing. Das Geschäft ging zurück und kam schließlich ganz herab.

Tollrian machte sich nichts daraus.

Er war Witwer und besaß nur einen Sohn, der Schackerl genannt wurde, aber eigentlich auf die Namen Jean Jacques getauft war — wem zu Ehren, das wußten freilich nur Philosophen, wie sein Vater einer war. Mit diesem einzigen Kinde und bei seinen bescheidenen Ansprüchen brauchte Tollrian nicht viel zum Leben. So hatte er es also nicht gerade notwendig, Bandmacher zu bleiben, wenn er bereit war, sich einzuschränken, und dazu sind Menschen, die halb in einer anderen Welt leben, ja gerne bereit. Gerade noch rechtzeitig, bevor er fallit wurde, löste er seinen Betrieb auf und beschloß, in Hinkunft von seiner kleinen Rente und ausschließlich der Wissenschaft und der Erziehung seines Sohnes zu leben. Ohnedies hielt er das Dasein eines Philosophen für das allein menschenwürdige. Denn durch den Fleiß und die biedere Beschränktheit des Spießbürgers, meinte er, habe die Menschheit noch nie auch nur den kleinsten Schritt vorwärts getan. Dagegen aber seien alle großen Menschheitsbewegungen durch philosophische Geister vorbereitet und eingeleitet worden. Aus ihrer Unruhe und Unzufriedenheit allein quelle die treibende Kraft, die die Revolutionen mache. Und ohne Revolutionen gebe es überhaupt keine Entwicklung und kein Vorwärtskommen.

Derlei Meinungen und Ueberzeugungen liefen dem alten Salzkäfel natürlich schnurstracks wider den Strich. Und dem Tollrian wieder war des Salzkäfels Lebensweisheit nichts mehr und nichts weniger als ein Greuel. Also ergänzten sie sich prächtig und waren nie um einen Gesprächsstoff verlegen. Und der durch ununterbrochene Vorstöße von beiden Seiten stets genährte Greuel, den sie wechselweise vor einander empfanden, bildete die unerschütter-

liche Grundlage, auf der ihre Freundschaft ruhte. So saßen sie denn seit Jahren an vielen Feierabenden in der guten Jahreszeit nebeneinander auf ihrer Philosophenbank im Gugucksgarten und tauschten ihre Ansichten aus und erzählten sich von ihrer Arbeit, und was sie sich dabei gedacht hatten, und stritten weidlich und fühlten sich recht zufrieden dabei; der Salzkübel, weil er es überhaupt war, und der Tollrian darüber, daß er sich den ganzen Tag lang so schön unzufrieden gefühlt hatte.

„Ja, das wär' mir schon recht," wiederholte jetzt der Salzkübel: „die Ruh' ist der Tod, und nur die Bewegung ist Leben. Aber es ist ein Unterschied zwischen Bewegung und Bewegung. Die eine ist von der Art, wie sie mein Eichhörndl gemacht hat: daß sich einem das Rad unter den Füßen immer dreht und dreht, und man meint, man käm' vorwärts, und bleibt doch immer auf dem nämlichen Fleck. Solcher Art ist alles Verstandestüfteln an den Dingen, die Gott uns eh' geoffenbart hat, wie die Aufklärer es machen, und alles Herumbessern an der von ihm eingesetzten Weltordnung, wie die Parteimänner es treiben. Die andere Gattung aber hat einen Zweck, und man kommt wirklich weiter dabei. Und das ist die Arbeit."

„Die Arbeit in Ehren," sagte Tollrian, „daneben aber muß sich doch der Mensch auch etwas denken. Die Saat der großen Revolution ist leider nur spärlich aufgegangen. Aber jeder, der sie miterlebt hat, wird unwillkürlich gezwungen, Stellung zu nehmen und sich für Aufklärung und Freiheit, oder für Stillstand und Knechtung zu entscheiden. Und du willst also zu keiner Partei gehören?"

„Freilich gehör' ich auch zu einer Partei," meinte der Salzkübel schalkhaft.

„Und zu welcher?" wollte Tollrian wissen.

„Zu den Seidenzeugmachern," sagte der Salzkübel

„Man muß doch außerdem noch etwas sein!" meinte Tollrian.

„Ich hab' schon genug mit dem einen zu tun," versetzte jener.

Tollrian war der Ansicht, ein Bürger müsse auch für den Staat und die Allgemeinheit etwas wirken.

„Hab ich schon getan," behauptete der Salzkübel. „Wenn einer ein Meisterstück gearbeitet hat wie ich — weißt, das ist schon etwas! Soll nur jeder in seinem Metier es gerade so gut machen wie ich in dem meinen, dann fehlt dem Staat ohnedies nichts, und es kommt auch das Ganze dabei vorwärts, verlaß dich darauf!"

„Man sieht aus dem, was du sagst," meinte Tollrian betrübt, „wie sehr uns die gesunde politische Schule des öffentlichen Lebens abgeht. Das ist das Unglück Oesterreichs, daß seine große Revolution ein einzelner Mensch gewesen ist: der Kaiser Joseph. Er hat es ja sehr gut gemeint, aber er ist eben nur ein Einzelner gewesen. Darum war unsere Revolution selbstherrisch, sprunghaft und unzulänglich. Auch die französische hat schließlich in Gewaltherrschaft gemündet, aber wenigstens in eine großzügige. Bei uns dagegen versickern sogar die notwendigsten Reformen in Plackerei und Polizeiwirtschaft."

„Mir scheint," spottete der Salzkübel, „du kränkst dich, daß die große Kopfabschneidmaschin' bei uns gefehlt hat."

„Das bissel Aderlassen," sagte Tollrian, „an das jetzt alle mit sträubenden Haaren denken, wenn von der Revolution geredet wird, das war nicht ihr großer Sinn. Das waren Ausschreitungen und Auswüchse. Aber ihre Idee, wie sie von den großen Philosophen der Aufklärung vorbereitet worden ist, die war gut! Und die hätte sich verwirklichen lassen und wäre zum Segen der Menschheit geworden, wenn nicht die Herrschsucht Einzelner sie besudelt und geschändet hätte."

„Ja, mit dem Wäre und Hätte," sagte der Salzkübel, „damit läßt sich alles Falsche verteidigen. Aber was haben wir Seidenweber vom Schottenfeld indessen alles gemacht, während daß die Aufklärer, von denen du redest, das große Kopfabschneiden vorbereitet und die Parteimänner es ausgeführt haben? Gewebt haben wir inzwischen! Und all die vielen, vielen Stückeln Zeug und Band, die wir derweilen fertig gebracht haben, die sind nicht wäre und hätte! Uebrigens — wenn du schon durchaus meine Ueberzeugung wissen willst: die Revolution und alles, was dazu gehört, kann ich ebensowenig ausstehen wie die Katzen. Ich halt's mit dem ewigen Leben, und nicht mit der Göttin der Vernunft!"

Es war eine Anspielung, die er machte. Das Haus Tollrians hatte früher „Zum ewigen Leben" geheißen, und der Name war über dem Haustor in vergoldeten Gipsbuchstaben angebracht gewesen. In der Zeit der hochgehenden Wogen aber hatte Tollrian die Aufschrift herunter nehmen lassen, er wollte mit seiner Gesinnung nicht hinter dem Berg halten. Darum taufte er sein Haus um und nannte es „Zur Göttin der Vernunft". Die Behörde jedoch untersagte das Anbringen des neuen Namens, und Tollrian wurde sogar eingezogen und eine Zeit lang gefangen gehalten. Man hatte ihn in Verdacht, an der Jakobiner-Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, wegen der der Platz-Oberleutnant Hebenstreit von Streitenfeld auf dem Glacis gehenkt und der Magistratsrat Prandstetter ebenda auf der Schandbühne öffentlich ausgesetzt worden war. Da die Untersuchung, die gegen Tollrian geführt wurde, nichts Greifbares zu Tage förderte, so setzte man ihn zwar später wieder in Freiheit; das Verbot bezüglich des Hausnamens aber blieb aufrecht. So war es gekommen, daß Tollrians Haus eine ganze kleine Geschichte an der Stirne trug, die jeder Denkende ablesen konnte, und die sinnbildlich war für die unterbrochene Entwicklung der Revolutionsideen. Denn die frühere Aufschrift zeichnete sich noch an der Hauswand deutlich ab,

weil die herabgenommenen Buchstaben an der Stelle, wo sie angebracht gewesen waren, den Verputz der Mauer vor Schmutz und Verwitterung geschützt hatten. Aber je mehr Zeit darüber hinging, umsomehr verblaßten und verwischten sich die Spuren der alten Aufschrift, und es war vorauszusehen, daß man vom „Ewigen Leben" bald nichts mehr würde ahnen können. Und die „Göttin der Vernunft" war doch nicht an seine Stelle getreten.

„Das ewige Leben ist ein Traum," sagte Tollrian; „die Vernunft hingegen ist Wirklichkeit. Die ganze Menschheit steht jetzt im Begriffe, sich zu verjüngen und die Tatsachen der Natur endlich einmal ins Auge zu fassen. Auf diesem Wege gibt es kein Umkehren mehr, und wer nicht mitkommen kann, der bleibt zurück, und der Geist des Jahrhunderts schreitet über ihn hinweg."

„Der Geist des Jahrhunderts kann von mir aus machen, was er will," sagte der alte Salzkübel. „Die Hauptsach' bleibt, daß der Geist Gottes in uns ist."

„Wir sind es den kommenden Geschlechtern schuldig," beharrte Tollrian, „daß wir endlich von den alten Märchen lassen. Sollen wir denn unsere Kinder immer wieder mit den Hoffnungen und Schrecknissen des Jenseits erziehen? Und sollen wir ihnen immer wieder einreden: das oder jenes mußt du tun oder lassen, weil Gott es so will?"

„Freilich müssen wir das ihnen einreden!" sagte der Salzkübel eifrig. „Weil es eben kein Märchen, sondern geoffenbarte Wahrheit ist."

„Wenn sie es aber nicht glauben? Kann man sie zwingen, einem Gott zu gehorchen, den man ihnen nicht beweisen kann?"

„Dann muß man ihnen halt eine Dachtel geben," sagte der Salzkübel; „nachher werden sie schon daran glauben, daß es auch im Jenseits eine Vergeltung gibt."

„Auf diese Weise werden wir sie nie zu wahrer Sittlichkeit erziehen!" rief Tollrian. „Zur wahren sittlichen Freiheit kann der Mensch nur gelangen, wenn er begreifen lernt, daß das Sittliche zugleich auch das Nützliche und das Vernünftige ist."

„Was die wahre sittliche Freiheit ist, weiß ich nicht," meinte der Salzkübel. „Aber dafür weiß ich, was ein braver und zufriedener Mensch ist, der seine Pflicht tut und eine Freud' an seiner Arbeit hat. Und wenn ein solcher aus einem jungen Menschen nicht wird, so war seine ganze Erziehung falsch und für die Katz'."

Das Wort reute ihn, kaum daß er es ausgesprochen hatte. Gern hätt' er es wieder eingefangen, wär' es möglich gewesen. Denn er fühlte, daß Tollrian es leicht auf sich selbst und auf sein Erziehungskunststück beziehen konnte, das er an Schackerl vollbracht. Und wirklich verfiel Tollrian in Schweigen und sank gleichsam in sich zusammen und blickte zu Boden und schien zu sinnen. Das tat dem Salzkübel leid. Er hatte nur ganz allgemein gesprochen und in diesem Augenblick an Schackerl gar nicht gedacht. Und erst nachträglich ging es ihm auf, daß Tollrian offenbar schon während des ganzen Gesprächs seinen eigenen Fall vor Augen gehabt hatte, und daß es ihm einen gewissen Trost gewähren mochte, die Grundsätze, die im wirklichen Leben ein so verfehltes Ergebnis geliefert hatten, wenigstens in der Lehre zu rechtfertigen. Aber nun ließ es sich nicht mehr gutmachen; die Wunde, an der Tollrian siechte, war wieder aufgebrochen und blutete, und man mußte sie ausbluten lassen. Darum schwieg der Salzkübel, und jedesmal, wenn Tollrian seufzte, seufzte er mit; denn der Freund dauerte ihn, und dem Schackerl war er immer hold gewesen. Und nun war der hoffnungsvolle junge Mensch verschollen, vielleicht verdorben und gestorben.

Jean Jacques hatte in seiner Jugend eine über die kühnsten Träume seiner Altersgenossen weit hinausgehende Freiheit genossen, die nur insoweit eingeschränkt werden durfte, als seine natürlichen Menschenrechte es zuließen. So wollt' es Tollrian. Schon frühzeitig entwickelte sich infolgedessen in dem Knaben ein ungebändigter Eigenwille. Auch die Sittenlehre, die ihm eingeprägt wurde, trug dazu bei, diesen Eigenwillen mehr und mehr erstarken zu lassen. Denn die Religion war nach Tollrians Ueberzeugung — und die bemühte er sich auch seinem Sohne beizubringen — nichts weiter als ein großer, schädlicher Irrtum, der nach dem Urteil aller denkenden Menschen den Todeskeim schon in sich trage. Für den einzig wahren und echten Glauben galt ihm der an die Menschheit und ihr zukünftiges Glück. Dieses Glück herbeizuführen und zu vermehren, sei das höchste Ziel, das jeder Einzelne sich stellen müsse. Und darum könne als Maßstab, mit dem jedes Tun und Lassen zu messen sei, nur der Nutzen für die Allgemeinheit dienen. Der wohlerwogene eigene Vorteil jedes einzelnen Menschen sei aber zugleich auch ein Vorteil für die Gesamtheit. Darum brauche ein jeder nichts weiter zu tun, als was für ihn selbst das wirklich Nützlichste ist, so nütze er auch der Allgemeinheit und diene dem höchsten Ende.

Das ließ Schackerl sich nicht zweimal sagen. Die Lehre gefiel ihm gut. Man brauchte also nur zu tun, was einem selbst vorteilhaft schien, und wurde dadurch noch obendrein zum Wohltäter der Menschheit. Vergebens betonte der Vater, daß nur der wohlverstandene eigene Vorteil gemeint sei, und daß einem manches nicht zum Vorteil gereiche, was im Augenblick nützlich und angenehm scheine. Jean Jacques aber war für eine scharfe Unterscheidung zwischen seinem wohlverstandenen Vorteil und dem, was ihm jeweils wünschenswert schien, nicht zu haben. Vielmehr hielt er sich für berechtigt, so ziemlich zu tun und zu lassen, was ihm beliebte, und lernte es nie, sich etwas zu versagen, das er lebhaft begehrte.

Nun liebte er die Freiheit und das fröhliche Nichtstun über alles, Tollrian dagegen hielt es für nötig, seinem Sohne als Grundlage für andere Wissenschaften eine gediegene Kenntnis der klassischen Sprachen beizubringen, die er selbst sich mühsam und mit vielem Schweiße aus Büchern angeeignet hatte.

Jean Jacques aber ließ es nicht nur an Fleiß und Eifer, sondern auch an gutem Willen fehlen. Es war ihm so oft vorgesagt worden, daß die Menschennatur von Haus aus das denkbar Vortrefflichste sei, daß er nicht einsah, warum er sein edles Naturgut durch Bildung trüben und mit Kenntnissen übertünchen sollte. Außerdem fand er es viel wohlverstanden-vorteilhafter, auf der Straße zu tollen oder im Gugucksgarten mit Wettl, Melcher, Lebold, Fany, Pepi, Mali, und wie sie sonst noch hießen, Räuber zu spielen, als hinter den Büchern zu sitzen. Oft stellte er es seinem Vater vor, das könne unmöglich das Glück der Menschheit fördern, wenn er lateinisch konjugieren lerne, dagegen, wenn er sich unterhalte, so sei doch er wenigstens glücklich dabei, und wenn nur jeder für sich Sorge trage, daß er selbst glücklich sei, so sei ohnedies die ganze Menschheit glücklich und der sittliche Weltzweck erfüllt.

Mit ansehnlichem Scharfsinn wußte er die Grundsätze, die sein Vater ihm beigebracht hatte, spitzfindig gegen diesen auszuspielen, so daß Tollrian manchmal seine ganze Gelehrsamkeit zusammennehmen mußte, um ihn zu widerlegen. So gab es jahrelang ein Geplänkel, das halb und halb mit Heiterkeit geführt wurde. Als aber Jean Jacques in die Bengeljahre kam, nahm der Zwiespalt ernstere Formen an. Der Sohn wuchs dem Vater über den Kopf und wurde immer ungebärdiger. Es sei eine wahre Strafe, behauptete er, nach Grundsätzen erzogen zu werden, und noch obendrein nach schwankenden. Denn solange er ein dummer Junge gewesen, sei von Menschenrechten geredet worden, die er besitze, seit er aber zur Vernunft gekommen, wolle der Vater ihn schinden und ihm seinen Willen aufzwingen. Das werde er nicht lange mehr aushalten, drohte er jeden Tag. Und eines Morgens war er wirklich verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen, ohne ein Wort an seinen Vater, und alle Versuche, ihn aufzufinden, blieben erfolglos.

Daran dachte jetzt Tollrian, und der Kummer, der seither an seinem Herzen fraß, übermannte ihn, daß er lange nichts reden konnte.

Aus Ertls Roman „Die Leute vom blauen Gugucksshaus". Siehe Wegweiser.

Gedichte

Hast Du gearbeitet?

Du liebst mich also, hast es mir vertraut, und bebend
Schweigst du und warteſt, und ein blaſſer Schein
Bedeckt dein Angeſicht.
Du willſt ich ſoll dir Kuß und Lächeln weih'n,
Willſt meiner friſchen Jugend Blütenlicht!...

Doch ſage mir, kennſt du die Angſt, die Kämpfe,
Die Stürme eines Ideals voll Mut?
Weißt du, was Leiden heißt? — — —
Was nützt dir deine Kraft, dein warmes Blut,
Dein Atem, deine Seele und dein Geiſt? — — —

Haſt du gearbeitet?... Kennſt du die Nächte,
In denen ſchlaflos man und ohne Ruh
Ein ernſtes Werk geſchafft?...
Sag', welcher Glaubensfahne weiheſt du
Die blühende und ſchöne Jugendkraft?...

Du gibſt mir keine Antwort — — — o ſo gehe,
Kehr zu verlorner Stunden Müßiggang,
Zum goldnen Kalb zurück;
Zu Karten, Bällen, Dirnen, Becherklang,
Mir ſind nicht feil mein Herz, mein Kuß und Blick.

O wäreſt du ermattet und zerlumpt,
Doch mit dem Stolz der Arbeit im Geſicht,
Dem Funken in der Bruſt;
Die Arme müde, doch ein helles Licht
Im große Auge ſtrahlend dir vor Luſt;

Wärſt ein Plebejer du, doch unerſchrocken,
Hoch über aller Menſchheit Haß und Neid
Höbſt du die ſtolze Stirn,
Und der Gedanken Unermeßlichkeit
Erglühte fiebriſch dir im kühnen Hirn;

Dann, ja dann liebt' ich dich, um deine Taten,
Und um dein ehrlich Leben liebt' ich dich,
An tapfrer Arbeit reich;
An deine Bruſt mein Haupt dann lehnte ich,
Stolz, dich zu achten, und vor Liebe bleich! — — —

Doch was biſt du?... Was hoffſt du, ſchwacher Sklave,
Der wohl ſich fühlt im goldnen Schlamm, von mir!
Nach Platz mir, tritt bei Seit'!
Du biſt mir nichts — Verachtung weih' ich dir,
Schwachherz'ger Jünger einer ſchwachen Zeit!...

Ada Negri.

Der Brillenmacher

Was klagſt du, daß der Menſch ſo ſchwankt,
dich heute ſtößt, dir morgen dankt,
am dritten Tag dich meidet?
Daß er dich bös mit Worten ſticht,
am Ende gar noch zu dir ſpricht:
du biſt mir ganz verleidet!

Er hat ein Brillenmagazin,
ſieh' dir's nur an und wühle drin,
du kannſt ſie niemals zählen.

Und niemals einen ganzen Tag
die gleiche Brill' er tragen mag,
will immer andre wählen.

Er lächelt mit der Brille rot,
dann wird er traurig, ruft den Tod,
denn er hat schwarze Gläser.
Sieht mit der weißen auf der Nas'
gar scharf die Fehler der Frau Bas',
die gelbe macht noch böser.

Drum klag' nicht, daß der Mensch so schwankt,
dich heute stößt, dir morgen dankt,
am dritten Tag dich meidet?
Er ist nicht selber schuld daran,
der Brillenmacher hat's getan,
der keine Freude leidet.

Mit meinem Kinde

Laß, Vater, heut die Arbeit stehn,
laß uns durchs Feld, durchs Kornfeld gehn,
wo bunt der Rain von Rahden!"
O Kindesang', o Kindessinn,
welch' Lerchenjubel liegt darin —
komm, wir sind eingeladen!
Still... Still...
Mein Kind, deine Hand.
Die Jugend geht mit uns durchs Land!

Und wo der Mohn so brennend rot
auf brauner Scholle flammt und loht,
hab ich mein Kind geführet — —
O sieh' die Aehren körnerschwer.
Hier wogt des Reichtums gelbes Meer
und — was hast du erküret? —
Still... Still...
Auf sonniger Spur.
Die Jugend geht über die Flur! —

Da zieht die Kindeshand mich fort:
„Im Korn die blauen Blumen dort
laß mich zum Kränzlein winden..."
Bald neigen sich die Garben sacht.
Das Brot ward reif wohl über Nacht.
Wirds jeder nun auch finden? —
Still... Still...
Mein Kind — meine Welt.
Die Jugend geht mit uns durchs Feld!

Die Sichel klingt — herbei, herbei!
Der Segen hier und dort die Spreu,
drin Sturm und Not sich teilen...
O Kind mit Blumen fromm und schlicht,
noch sahst du die Frau Sorge nicht
in grauer Wolke eilen!
Still... Still...
Mein Kind, deine Hand.
Die Jugend geht mit uns durchs Land!

Fritz Gille.

Zwei Fabeln von Fritz Müller

Käfer

Eine Schnellzugslokomotive brauste über das Land.

Die Schienen klirrten, Brücken zitterten, die Gräser bogen sich am Rande, es wirbelten die Lüfte, und nächtlich stieg vom Schornstein eine Feuersäule auf. In den Wagen hinter der Lokomotive saßen Menschen mit einer Welt von Leid und einer Welt von Fröhlichkeit.

Auf der blanken Kurbelstange vor dem großen Rade aber saß ein Käfer. Ein ganz kleiner Käfer. So klein war er, daß er nicht einmal den brausenden Winden Widerstand bot. So klein war er, daß er den Donnergang der Maschine gar nicht hörte. So klein war er, daß seine Sehweite knapp so weit reichte, als er selber groß war.

Dieser Käfer traf einen andern kleinen Käfer auf der Kurbelstange.

„Herr Kollege," sagte er, „wie ist das eigentlich mit dieser Kurbel, auf der wir leben? Geht sie vorwärts oder rückwärts?"

„Meine Untersuchungen ergaben," sagte der andere, „daß sie einmal vor- und einmal rückwärts geht. Und beides hebt sich auf."

„Demnach kommt sie überhaupt nicht voran. Ich finde, Herr Kollege, es ist wenig tröstlich, auf einer Welt zu leben, welche stille steht."

„Gewiß, Herr Kollege. Aber tröstlich ist es, daß wir eine Wissenschaft besitzen, die dieses Faktum unwiderleglich konstatieren kann."

Und der Zug brauste weiter über das Land. Die Schienen klirrten, Brücken zitterten, die Gräser bogen sich am Rande, und nächtlich stieg vom Schornstein eine Feuersäule auf. Und in den Wagen hinter der Lokomotive saßen Menschen mit einer Welt von Leid und einer Welt von Fröhlichkeit.

Kastanien

Es saßen drei Männer auf einer Bank im Park. Ein mächtiger Kastanienbaum griff über sie in den Herbsthimmel hinaus. Ein müde Sommervergänglichkeit hing in den Lüften. Die Kastanien, die blanken, braunen, waren überreif.

Aus ihren Hüllen äugten sie nach unten, wo die Drei saßen. Was die redeten, konnten sie verstehen.

Der eine sagte:

„Herbstschwer ist mein Herz — ich möchte sterben."

Den hießen sie den Idealisten.

Der zweite sagte:

„Nehmen wir's, wie's kommt — ein jeder Tag ist recht." Das war der Optimist unter den Dreien.

Der dritte aber zog seine Uhr und sagte:

„Kinder, ich freue mich aufs Mittagessen." Den hießen sie den Materialisten.

Da aber geschah es, daß eben diesem eine aufgesprungene Kastanie auf den Kopf knallte. Er hob sie auf und sah sie freundlich an und sagte nichts.

Da sprang eine zweite braune Kugel aus dem gelben Stachelhause und fiel dem Optimisten auf den Kopf.

„Famos," sagte der, „famos, wenn noch viele fallen, mach ich eine Kette draus für meinen Jungen."

In diesem Augenblicke platzt eine dritte blanke Kugel auf den Kopf des Idealisten.

„Verfluchte Schweinerei!" sagte er.

Sprichwörter

Türkische Sprichwörter

Zerstöre nicht eines Andern Haus, sonst zerstört man dein Haus.

Was im Jahre nicht kommt, das kommt in einem Tage.

Raubvögel leben nicht lange.

Wer fern ist vom Auge, ist fern vom Herzen.

Vor dem Menschen mit Freundesgesicht und Verräterherzen bewahre uns Gott.

Für den Kundigen steht die Kunst unter einem Hälmchen, für den Unkundigen unter einem Berge.

Willst du jemand kennen, frage: Wer sind deine Freunde?

Alle Geschäfte des Geizigen enden mit Zank.

Wer die Sonne nicht gesehen, kennt auch nicht der Sonne Wert.

Besser ist es, eines Menschen Auge als seinen Ruf verderben.

Das Feuer erprobt das Gold, das Gold den Richter.

Übersetzt von A. Merx.

Jüdische Sprichwörter

Ein Freund ist besser als zehn Verwandte.

Ein Weib das grenzenlos gütig ist,
kann auch grenzenlos gehässig sein.

Ein schlechtes Weib ist ärger als der Tod.

Das, was der Mensch sich selbst tut,
würden ihm zehn Feinde nicht antun.

Für drei ist das Leben ohne Sonne:
Für den Weichherzigen, den Zornigen und den Empfindsamen.

„Unglück, wohin gehst du?"
„Zum Armen!"

Alle armen Leute haben gute Herzen.

Lieber von einem Klugen eine Ohrfeige,
als von einem Narren einen Kuß.

Ein ganzer Narr ist ein halber Prophet.

Wenn nur Gott so lang helfen möcht, bis Gott helfen wird.

Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge.

In der Jugend ein Lügner, im Alter ein Dieb.

Das Niederreißen des Alters ist Aufbauen;
das Bauen der Jugend aber Niederreißen.

Gesegnet sind die Hände, die alles allein tun.

Aus: Jüdische Sprichwörter, herausgegeben von Dr. Artur Landsberger. Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig 1912. Preis geh. 2 Mk., geb. 3.50 Mk.

Im Volksdienst

Nachdenkliches von Lina Grebe

Ueber dich hinaus

Warum gibt es so viele kleine, kleinliche Menschen? Sie wachsen nicht über sich hinaus, nicht über ihre Lust und Last und Leid, nein, sie kriechen täglich mehr in sich hinein, da sich all ihr Sinnen und Sorgen um ihre eigene kleine Person dreht. Und da wachsen ins Riesengroße — weil ihnen jeglicher Maßstab fehlt — ihre Sorgen, ihre Leiden und Bedürfnisse. Die stehen so sehr im Mittelpunkt, daß viel Wertvolles darüber zu Grunde geht. Willst du dein Leid ins rechte Licht rücken, hilf anderer Leiden vermindern. Willst du sehen, wie leicht deine Last ist, trage des andern Last. Und willst du froh durchs Leben gehen, nimm teil an anderer Freude oder trage kleine Freuden in die Häuser und Hütten, dahinein wenig Sonnenstrahlen dringen. Du selbst wirst den größten Gewinn davon haben, denn nur durch Teilnahme an anderer Leiden und Freuden kannst du über dich selbst hinauswachsen.

Schlichtheit

Das Wort ist mir lieb. Es klingt so echt, wohltuend und erquickend wie frisches Quellwasser. Schlichtheit ist eine der angenehmsten Eigenschaften, die ein Mensch oder ein Gegenstand an sich tragen kann. Beim Menschen äußert sich Schlichtheit in Gestaltung seines inneren und äußeren Wesens. Sie entspringt der Liebe zur Wahrheit, nicht anders scheinen wollen als man ist, nicht anders reden, als man denkt und fühlt und glaubt.

Laß deine Taten sein wie deine Worte
Und deine Worte wie dein Herz." (Lavater.)

Also echt und ursprünglich.

Schlichtheit ist ein Edelstein, rein, klar, durchsichtig; er saugt alle Lichtstrahlen in sich auf und strahlt sie in reinem, milden Glanz wieder aus.

Schlichtheit im Benehmen ist von einer Sicherheit, die vertrauenerweckend wirkt, denn sie verspricht nicht mehr, als sie auch zu halten gewillt ist.

„Das Wort der Wahrheit lautet schlicht und ungeschminkt,
Und nicht bedarf Gerechtes bunten Redeschmucks."
(Euripides.)

Das gilt nicht nur für das gesprochene, sondern auch für das geschriebene Wort.

So schrieb einst Goethe an seine Schwester Kornelie: „Schreibe nur wie Du reden würdest, und so wirst Du einen guten Brief schreiben." Dieses Wort sollten sich viele, die da schreiben, tief einprägen und der Stiel ihres Briefes oder Buches würde um vieles schöner sein. Ist der poetische Zauber des Volksliedes nicht Schlichtheit, Wahrheit, Selbsterlebtes?

Und sind die wundervollen Melodien alter Kirchen- und Volkslieder uns nicht ans Herz gewachsen um ihrer Schlichtheit willen, in der sie den so selbstverständlichen Rahmen um ihre Verse bilden? Wieviele von Goethes Liedern sind schön in ihrer Schlichtheit! Man denke nur an:

Ich ging im Walde so für mich hin...
Ein Veilchen auf der Wiese stand...
Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer...
Wanderers Nachtlied.
Trost in Tränen — usw.

Sie sagen alles, von der höchsten Freude bis zum tiefsten Schmerz, und das in den einfachsten Worten.

So ist es auch in der bildenden Kunst. Würde uns das Unvergängliche darin so viel zu sagen haben, wenn es nicht schön in seiner Schlichtheit wäre? Ein Gang über den vielbesprochenen Campo santo in Genua macht das klar. Welche Denkmäler machen in Wirklichkeit dauernden Eindruck? Nur jene, die in ihrer Schlichtheit durch alle Zeiten hindurch schön sind. Bei den andern kann man es wohl anstaunen, daß dem harten, spröden Marmor jede Falte, jeder Saum, jede Spitze der jeweiligen Mode eingegraben ist, aber das einmal modisch gewesene Kleid wirkt in seiner bunten Vielheit unkünstlerisch, dagegen ein schlichtes Gewand, in der Art, wie die alten Griechen es liebten, wirkt immer schön. —

Im Museo Nationale in Neapel hängt ein schlichtes Bild: Medea, das bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden wurde. Es zeigt uns eine Frauengestalt in einfachem Gewand und unauffälliger Stellung, aber der Ausdruck des Gesichtes — der Ausdruck des tiefsten Schmerzes — ist so lebenswahr, daß man dieses Bild so bald nicht wieder vergessen kann.

Wie überwältigend ist die Schlichtheit eines großen Kunstwerkes! Denn es ist von edlem Stoff und es ist ein großer Gedanke darin, der zu Ende geführt ist. —

Sehr erfreulich ist es, daß man in unserer Zeit auch in der Kunst im täglichen Leben und im Kunsthandwerk zur Schlichtheit wieder zurückkehrt. Wie vorteilhaft hebt sich die Ausstattung unserer Wohnräume von den Möbeln ab, die vor zwei Jahrzehnten gemacht wurden! Hier glatte einfache Formen und echte Hölzer und dort unzählige sinnlose Verzierungen, die über das weniger gute Material hinwegtäuschen sollen! Es wäre schön, wenn das Wort Schlichtheit auch in vielen anderen Beziehungen wieder zur Geltung gebracht würde, wenn unser deutsches Volk vor allem lernte, wieder Geschmack an schlichten, reinen Freuden zu finden, statt an den „Amusements", die aus dem Ausland zu uns gekommen sind, kurz, wenn wir wieder zu unserer guten, schlichten, deutschen Art zurückkehren wollten.

*

Die Größeste unter ihnen

In einer kleinen Hütte, blumenumduftet, wohnte das Glück. Da kam der Tod ernst und streng und wollte das Glück holen. „Laß mich, ich bin noch so jung, eben erst erblüht und soll schon vernichtet werden?" Trat neben den Tod eine alte häßliche Frau, grau und schmutzig und sagte zum Tod: „Laß mir das Glück; ich will es langsam in meinen Armen ersticken. Ich bin die Alltäglichkeit." Angstvoll blickte das Glück auf das schreckliche Weib. „Nein, lieber tot! als in den Armen dieser Grausamen täglich tausend Tode sterben. Hilft mir niemand?" Und siehe! eine Lichtgestalt trat herzu. „Hast du die Liebe vergessen? Ich helfe dir im harten Kampf gegen die Alltäglichkeit und ich bin stärker als der Tod." —

Schalksecke

Die Geschichte von dem geschlagenen Sultan

Eines Abends traf ein Sultan, der nach seiner Gewohnheit die Gassen seiner Hauptstadt, nur von seinem Veziere begleitet, durchwanderte, am Eingange eines Basars auf einen Mann von ehrwürdigem Aussehen. Der Fürst aber grüßte ihn höflich; und der Unbekannte, welcher nahe bei seiner Haustüre stand, erwiderte den Gruß und sprach: „Ich bitte dich und deinen Begleiter, in mein Haus zu kommen, habe die Freundlichkeit, o Herr, und nimm eine herzliche Einladung zum Nachtmahle bei mir an!" Ohne zu zögern, gingen der Sultan und sein Vezier mit, und der Fremde benahm sich sehr höflich gegen sie und erwies ihnen besondere Aufmerksamkeit. Reichlich war der Tisch besetzt und das Essen allsogleich aufgetragen, es bestand aber aus fünfhundert verschiedenen Schüsseln, und der Hausherr bat seine Gäste, Platz zu nehmen und seiner Bewir-

tung Folge zu leisten. Der Sultan war erstaunt ob der Ueppigkeit und Verschwendung auf der Tafel; und wie er sah, daß außer ihm und seinem Vezier und ihrem Gastgeber niemand weiter zugegen war, sprach er also zu diesem: „O Herr, zweifelsohne hast du noch andere Gäste eingeladen!" Sagte der Hausherr: „Nein, ich habe niemanden eingeladen!" „Warum dann diese Verschwendung an Speisen?" fragte der Sultan darwider. „Wie verträgt sich solches mit der Lebensart eines Mannes deinesgleichen?"

Darauf versetzte der Gastgeber dem Sultan einen kräftigen Faustschlag, der ärger denn Feuer brannte, und sprach zu dem Fürsten: „O Freund, bist du denn gezwungen, all das aufzuessen? Iß, soviel du magst, und laß den Rest stehen!"

Der Sultan flüsterte nun dem Vezier zu: „Ich tat freilich unrecht, denn ich habe den Mann durch meine unbescheidene Frage gereizt, mich zu schlagen; doch bei Allah, wenn du kein Mittel ersinnst, wie ich ihm den erhaltenen Hieb schicklich zurückgeben kann, soll es dich gewiß und wahrhaftig dein Leben kosten!" Erwiderte der Vezier: „O Gebieter, du mußt ihn auf morgen zum Nachtmahl in deinen Palast laden und ihm ein Mahl anbieten, das dieses hier in jeder Beziehung an Pracht und Ueppigkeit übertrifft, und wenn er es sich dann beifallen läßt, irgendeine Bemerkung darüber zu machen, so kannst du ihm dann den erhaltenen Hieb zurückzahlen!" Der Sultan befolgte aber den Rat seines Veziers, der ihm zusagte, und lud den Unbekannten zu sich ein.

Etwas betroffen und verlegen trat der Mann andern Abends in den Sultanspalast ein; der Sultan nun nahm ihn freundlich und höflich auf, wodurch er sicherer wurde. Nach einiger Zeit ward das Nachtmahl aufgetragen und die Tafel mit tausend Schüsseln bedeckt. Der Sultan setzte sich und forderte seinen Gast zum Niedersitzen auf, der aber tat es und sagte gefaßten und ruhigen Tones: „Allahs Wille geschehe! So muß es in der Tat sein; möge der Himmel immerdar die Fülle deiner Tafel segnen! Hier herrscht ein Ueberfluß von Gerichten, doch Ueberfluß ist etwas Schönes und ergötzt das Auge, ehe er den Magen zufriedenstellt!" Und er ließ es sich gut schmecken; hernach aber rief er wie zur Danksagung aus: „Gelobt von seinem Volke sei Allah, der Allmächtige!"

Da raunte der Kalif seinem Vezier zu: „So gelingt es nicht, wie kann ich einen Mann schlagen, der so vernünftig redet; findest du keinen schicklichen Vorwand, daß ich ihm den Hieb heimzahlen kann, schlage ich dich wahrlich tot!" Sagte der Vezier dagegen: „O mein Fürst, wenn er sich vom Mahle erhebt und dann die Hände waschen will, mußt du so tun, als wolltest du ihm diensteifrig das Wasser selbst aufgießen; sagt er dann: „Um keinen Preis, o Herr, Allah verhüte, daß du dich selbst erniedrigen sollst, wahrlich solches darf nicht sein!" so kannst du ihm für diese unpassende Weigerung sicherlich einen derartigen Hieb versetzen, wie es dir beliebt, und dazu sagen: „O Freund, soll ich erst von dir lernen, welches meine Pflicht ist? Unterstehst du dich, mir zu widersprechen?" Der Sultan willigte darein; und als der Gast zum Händewaschen aufstand, trat der Herrscher allsogleich herzu und ergriff das Gefäß, um seinem Gaste Wasser über die Hände zu gießen. Sagte der Fremde: „Allah segne dich, o Herr; ich bin entzückt ob deiner Herablassung, möge der Himmel alle deine Unternehmungen segnen!" Nach solchen Worten sah sich der Fürst gezwungen, dem Gaste wirklich Wasser über die Hände zu gießen, ließ sich dabei deutlich merken, daß er im Innern darüber ärgerlich und erbost war.

Darnach wurde der Kaffee herumgereicht; der Kalif aber sprach noch einmal leise mit seinem Vezier und sagte: „Wenn du nicht sofort ein Mittel zu meiner Befriedigung ersinnst, gebe ich auf der Stelle Befehl dich aufzuknüpfen; solches schwöre ich bei Allah. Nicht genug, daß mich der Mann gezüchtigt hat, ich muß mich auch noch so erniedrigen und ihm Waschwasser über seine Hände gießen!" Erwiderte der Vezier: „O Herr, er muß sich nun bald entfernen, halte dir einen Bambußstock in Bereitschaft, rufe deiner jüngsten Sklaven einen, und wenn der Fremde fortgehen will, so laß deinen Stock kräftig auf dem Rücken des Sklaven tanzen; sagt der Fremde dann: „Um Allahs und um meinetwillen, o Herr, verzeihe dem armen Sklaven und züchtige ihn nicht so unbarmherzig!" so kannst du ihm den Schlag zurückgeben und dabei sagen: „Ist das nicht mein Sklave, o Herr? Ist Züchtigung nicht zur Erziehung nötig? Unterstehst du dich, mir zu widersprechen?"

Abermals tat der Kalif nach dem Rate des Veziers und schlug den Sklaven, als sich der Fremdling entfernen sollte. Der aber sagte hierzu: „Sehr recht, o Herr, handelst du; schlag ihn nach Nöten. Züchtigung ist das beste Erziehungsmittel, und sollte der junge Sklave dabei des Todes sterben, so ist das Allahs Wille!" Jetzo trat aber der Vezier ungeduldig an den Fremden heran und sprach zu ihm: „Um Gottes willen, o Freund, habe doch wenigstens etwas Mitleid und tritt für den armen Sklavenjüngling ein, du kannst doch nicht so hartherzig sein!"

Auf solche Worte versetzte der Fremdling dem Vezier einen Schlag, welcher noch zehnmal kräftiger war als der, den der Sultan erhalten hatte, und sagte: „Wie, wagst du es, dich in solche Sachen zu mischen? Ist der Bursche nicht ein Sklave, und erzieht ihn sein Gebieter nicht väterlich?"

Da brach der Sultan in ein schallendes Gelächter aus und sprach: „Nun verzeihe ich euch beiden, nachdem es meinem Veziere nicht besser ergangen ist als mir selbst!"

Aus: Tausend und ein Tag. Orientalische Erzählungen. Insel-Verlag, Leipzig.

Wegweiser der Lese

Emil Ertls Werke

Emil Ertls Bücher sind größtenteils im Verlag L. Staackmann in Leipzig erschienen. Wir geben sie nachstehend in ihrer ungefähren zeitlichen Reihenfolge, die eingeklammerten Zahlen zeichnen das Erscheinungsjahr. Abdêwa, Märchen (1884); Liebesmärchen (1886, 2. Auflage 1896); Opfer der Zeit, Novellen (1895, 2. vermehrte Auflage 1905, drittes Tausend 1910); Miß Grant und andere Novellen (1896); Die Perlenschnur, Novelle (1896); Mistral, Novelle (1901); Feuertaufe, Neues Novellenbuch (1905); Die Leute vom blauen Guguckshaus, Roman (1906, achtes Tausend 1911); Gesprengte Ketten, Novellen (1909, 2. Auflage 1910); Freiheit, die ich meine, Roman (1909, siebtes Tausend 1912); Nachdenkliches Bilderbuch, ernste und heitere Geschichten (1911, neue Folge 1912); Auf der Wegwacht, Roman (1911, achtes Tausend 1912). Die drei Romane „Die Leute vom blauen Guguckshaus", „Freiheit, die ich meine" und „Auf der Wegwacht" sind auch in einer Trilogie-Ausgabe erhältlich. Diese führt den Titel Ein Volk an der Arbeit, hundert Jahre Österreich im Roman. — Wer sich eingehender mit Emil Ertl befassen will, sei auf die Studie aus der Feder Alfred Walheims verwiesen, die kürzlich bei Staackmann erschienen ist. Titel: Emil Ertl, sein Leben und seine Werke.

Ein neues Buch von Soerensen

Wir haben früher von C. J. Soerensen das Buch „Der Hai" empfohlen. Vom gleichen Verfasser ist erschienen und ebenfalls empfehlenswert: „Die Fahrt der Jomsburg" (Erich Reiß, Verlag, Berlin; Preis brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.). Zum Verständnis dieses neuen Bandes nur so viel: das Buch erzählt die Geschichte eines bescheidenen Frachtdampfers, der zwischen Kopenhagen, Petersburg und London kreuzt. Aber das Leben dieses Dampfers, seiner Menschen, seiner Maschinen, seiner Frachten ist beschrieben, ist ganz einfach und alltäglich gestaltet. Und in dieser Einfachheit liegt der Wert. Die Welt dieses Dampfers ist ein Gegenbild zu unserer überkultivierten Welt; es ist wie Kritik, aber da sie poetisch gegeben ist, wie eine Gesundung. Wie wenn wir selber uns aus unserem Großstadtleben zurückzögen und einige Wochen auf diesem schlichten Schiff dahinführen und unser anderes Leben aus ruhiger Distanz sähen. Dann geht eine Befreiung in uns vor, ähnlich der, die der Dichter mit seinem Buch beabsichtigt hat und die er zu einem ganz eigenartigen feinen Humor herausgreift. Wir brachten in der vorigen Lese die liebenswürdige Idylle von dem Vogel, der sich auf das Schiff niederläßt, und das Kapitel von der Maschine, das wir mit besonderem Bedacht gewählt haben. M.

Ein Dichter der Insekten

Fabre, J. H., Bilder aus der Insektenwelt. Autorisierte Übersetzung aus „Souvenirs Entomologiques", „Moers des Insectes" und „La vie des Insectes". 1.—3. Reihe. Band 2 Mk. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Franckh'sche Verlagsanstalt).

Es war ein vortrefflicher Gedanke, die bisher in den einzelnen Heften des „Kosmos" erschienenen „Bilder aus der Insektenwelt" als selbständige, schön ausgestattete und dabei wohlfeile Bände herauszugeben. Die Lese hat schon öfters Gelegenheit genommen, auf die Bedeutung des greisen Fabre, des größten unter den lebenden Insektenforschern, aufmerksam zu machen. Was er in seinem Lebenswerk: „Souvenirs Entomologiques", dieser unvergleichlichen Darstellung des Lebens der Insekten, uns gibt, ist ganz einzig in seiner Art. Es ist weder akademisch trockene Forschung, noch literarisch-poetisch verbrämtes Feuilleton, es ist — ja, wie soll ich es sagen? — es ist, als ob ein unendlich gütiger, kluger Alter uns bei der Hand nimmt, uns in seinen Garten führt, über dem der sonnige Himmel Südfrankreichs strahlt, in dem es tönt vom Gesang der Zikaden und schwirrt von beflügeltem Leben. Und er sagt: nun sieh einmal . . . Und wir fragen und er antwortet, lebhaft, anschaulich, oft mit bezwingendem Humor und immer voll Liebe. Und darum ist dies auch ein Buch für die Jugend. Es ist nicht Naturgeschichte, die ihnen in der Schule durch Formelkram verleidet wird, es lehrt Vertraulichkeit mit dem Geschöpf, Verständnis und Liebe und ehrfürchtiges Staunen. Erst wenn wir uns in die Bände einlesen, merken wir, wie wenig wir von den kleinen Landkerfen wissen, die doch grade mit unserm Leben in fortwährender Beziehung stehen. Da sehen wir die Mauerbiene an der Arbeit, den Mistkäfer als Gesundheitspolizei und Wetterprophet; wir tun einen Blick in ein Wespennest, lernen die Winternot im Wespennest kennen oder die Lebensgeschichte des Kiefernprozessionsspinners. Wir sehen all die betriebsamen kleinen Handwerker bei der Arbeit: die Zimmerleute, Erdbauer, Minirer und Papparbeiter und es ergreift uns ein seltsames Gefühl der Verwirrung gegenüber der raffinierten Kunst eines ins Höchste gesteigerten Instinktes.

Die drei kartonierten Bände, denen noch ein vierter folgen soll, sind mit zahlreichen guten Illustrationen versehen. Die treffliche deutsche Übertragung wird ergänzt durch manche schätzbare Anmerkung des Übersetzers. Clara Hepner.

Jugendbücher

Im Grunde sind es zwei Bedingungen, die ein gutes Jugendbuch erfordert: es soll künstlerische Qualitäten haben und trotzdem gern von der Jugend gelesen werden.

Ich sage „trotzdem"; denn die Jugend wählt im allgemeinen ihre Lektüre nur nach dem Gesichtspunkt des rein Unterhaltenden. Das ist bei ihr der einzig ausschlaggebende Faktor für die Wertschätzung eines Buches.

Wem aber das geistige Werden der Jugend und somit die geistige Kultur der kommenden Generation am Herzen liegt, der darf die Jugendlektüre nicht allein von diesem einzigen Gesichtspunkt abhängig machen, sondern hauptsächlich von dem: bildet, hebt ein Jugendbuch den Leser, gibt es ihm einen Zuwachs an allgemein menschlichen Werten, an Wissen oder Denken, klärt es das Weltbild um eine Idee, das Weltbild, das sich allmählich im Jungen zu formen beginnt; und dann vor allem: bildet es nach der Gemütsseite hin, gibt es ihm wertvolle ästhetische Anregung, hilft es die Freude und den Geschmack am Schönen stärken?

Wenn ich von Jugendliteratur spreche, so meine ich nicht etwa bloß das, was eigens für die Jugend geschrieben ist, sondern auch das, was sich aus der National- aus der Weltliteratur für die Jugend eignet, ohne daß es von vornherein als „Jugendliteratur" abgestempelt ist. Das letztere scheint mir sogar die bessere Art Jugendliteratur, denn sie ist nicht „Zweckkunst", sondern Kunst ihrer selbst willen, was bei vielen „für die Jugend" geschriebenen Büchern nicht zutrifft. Daraus hauptsächlich, aus der „Allgemein-Literatur" sollen wir unsere Jugendliteratur schöpfen.

Nur Gutes, künstlerisch Wertvolles; denn wenn wir in dieser bildsamen Zeit den Geschmack verwahrlosen und verbafeln lassen, wird auch der Erwachsene sich nicht mehr zum verständigen Leser aufschwingen.

Nun wird aber der Bedarf an Jugendliteratur zu einem großen Teil nicht der Weltliteratur entnommen, sondern der Jugendschriftsteller baut auf einem eigenen Sonderacker eine „Zweckliteratur".

Es ist nicht alles auserlesenes Gewächs auf diesem Acker. Im Gegenteil: der „Zweck" erdrückt recht oft die Kunst. Man will aufdringlich nach einer Richtung sie „bilden", Patriotismus, Moral, Religion in Scheffeln eingießen. In der „Literatur für Erwachsene" nennt man's Tendenzwerk. Ich bin nun nicht ausgesprochener Gegner eines Tendenzkunstwerks, wenn nur die Kunst dabei die Oberhand behält, aber gerade bei Tendenzjugendschriften ist das fast nie der Fall.

Eine zweite Art von Jugendschriften hält sich zwar von ausgesprochener Tendenz frei, ist aber inhaltlich und formal so leer und nichtssagend, daß sie für den Jungen keinen Gewinn bedeutet. Da wird bei Knabenlektüre ein Kraftlhubertum in ethischem und physischem Sinne abgeleiert, man merkt's oft, wie wenig der Verfasser selbst dabei ist, und bei Mädchenbüchern eine verlogene süß-sentimentale bisweilen „humorvolle" Sauce zusammengerührt, Institutsgeschichten, Backfischstreiche, arme, aber seelenvolle Näherinnen, die durch die Macht der Güte bessere Tage erleben usw.

Bisweilen findet man eine dritte Art Jugendbücher: gute.

Julius Kreis.

Wie die Meinungen auseinander gehen

Der Streit um Gerhart Hauptmanns Festspiel wird für die spätere Zeit deshalb interessant bleiben, weil dabei die Zerrissenheit der öffentlichen Meinung gar so deutlich wurde. Selten haben die besten Köpfe der Literatur, Wissenschaft, Politik derartig gegeneinander gestanden in ihrem Urteil wie in diesem Falle. Darum, weil letzte Fragen der Dichtkunst, Weltanschauung dabei auftauchten. Niemals ist einem Dichter so rücksichtslos die Meinung gesagt worden. Maximilian Harden nennt es in der Zukunft „ein lüderlich hingesudeltes Puppenspiel"; Conrad Haußmann schreibt dagegen im „März": „sein Bekenntnis und sein Glaube an den „deutschen Gedanken" und nicht an die mechanischen Mittel ist eine Tat persönlicher Kraft und dichterischer Unabhängigkeit"; Josef Hofmiller fällt in den „Süddeutschen Monatsheften" das Urteil: „ein hilfloses, geschmackloses Verlegenheitsprodukt, ohne einen Funken Poesie"; der „Kunstwart" geißelt die Schwächen, gesteht ihm aber zu, daß er sich über die Völker, nicht zu einem Volke gestellt hat; der „Türmer" stellt verschiedene kräftige ablehnende Urteile zusammen und stellt sich auf die Seite der Aburteiler; gleichzeitig wird ein neuer Protest gegen die Unterdrückung des Festspiels aus Leipzig, der Stadt der Völkerschlacht, bekannt, der Einspruch erhebt „gegen den haltlosen Vorwurf internationaler Gesinnungsweise; es scheint uns vielmehr durch die Maßregelung des Dichters die deutsche Kunst in ihrem wahren Idealismus bedroht" — unterzeichnet von Männern wie Wilhelm Wundt, Max Klinger, von zahlreichen Professoren der Universität und andere Persönlichkeiten, ja sogar vom städtischen Zensor, Polizeirat Dr. Weiß. — Diese Proben von Für und Wider ließen sich um zahlreiche vermehren.

Auch wir sind aus dem Leserkreise um Stellungnahme gebeten worden und haben zahlreiche Zeitungsausschnitte für und gegen das Stück erhalten. Wir haben, ehe der Kampf entbrannt war, geschrieben, daß es in unserer bewegten Zeit unmöglich ist, eine Dichtung zu liefern, die über den Parteien, politisch unabhängig ist. Wir haben aber auch in unserem Beitrag „Kollegialität" nach unserer Art Stellung genommen. Lohnend wäre es, wenn die Erregung des Streites vorüber ist, in ruhigerer Zeit das Stück noch einmal zu lesen; vielleicht finden sich dann auch Köpfe, die imstande sind, ein ruhiges gerecht abgewogenes Urteil zu fällen, vor allem auch gerecht gegen das ganze Werk des Dichters Gerhart Hauptmann, der dem deutschen Volke ja auch mal anderes geschenkt hat als dieses Festspiel.

*

Der Vollständigkeit wegen sei nachgetragen, daß in dem soeben erscheinenden neuen Kunstwartheft Ferdinand Avenarius das Festspiel „trotz all seiner Mängel seinem Wissen und Urteil nach als das beste Festspiel vaterländischen Gehalts unserer modernen Dichtung, und wahrscheinlich der deutschen Dichtung überhaupt" bezeichnet. M.

Gedenktafel

Am 1. August 1884 starb Heinrich Laube in Wien. Er wirkte hauptsächlich als Theaterleiter. Am bekanntesten von ihm sind die Stücke „Graf Essex" (1856) und „Die Karlsschüler" (1847).

Am 2. August 1815 wurde der Dichter, Literarhistoriker und Kunstsammler Graf Adolf Friedrich v. Schack in Brüsewitz geboren.

Am 4. August 1792 wurde zu Fieldplace der englische Dichter Percy Bysshe Shelley geboren. Obwohl er bereits mit dreißig Jahren starb, gehört er doch zu den bedeutendsten Lyrikern Englands. Seine Sprache, besonders in einigen Oden, ist geradezu berauschend. Einige seiner namhaftesten Werke, wie „Die Feenkönigin", „Der entfesselte Prometheus", „Die Cenci" finden sich auch in deutscher Übertragung bei Reclam.

Am 4. August 1875 starb in Kopenhagen Hans Christian Andersen. Viele seiner Märchen versetzen auch heute noch die Jugend in helles Entzücken.

Am 6. August 1806 endete durch die Niederlegung der Krone Kaiser Franz I. das heilige römische Reich deutscher Nation, zu welchem durch Karl den Großen (809) der Grund gelegt worden war.

Am 6. August 1637 starb zu London Ben Jonson, der bedeutendste englische Dramatiker neben Shakespeare.

Am 7. August 1781: Erste Begegnung zwischen Schiller und Goethe.

Lesepost

Stud. phil. K. M. in Mülhausen: Freilich, das Programm der Schweizerischen Schillerstiftung ist wesentlich unbegrenzter und vielgestaltiger als das der Deutschen Schillerstiftung. Sitz der Stiftung: Zürich, Lesezirkel Hottingen, Gemeindestraße 4.

Herrn Dr. H. in Danzig: Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft dient der Pflege Shakespeares in Deutschland. Sitz der Gesellschaft, die zur Zeit 585 Mitglieder zählt, ist Weimar. Zuschriften sind zu richten an den geschäftsführenden Ausschuß, ebenfalls in Weimar.

P. K. R. in H.: Lieber Lesefreund, wir haben alle einmal nicht anders angefangen. Es kommt darauf an, was einer da macht, ob es bloß jugendliche Spielerei ist oder Lebensaufgabe wird. Freundlichen Gruß.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Türkische Sprichwörter. — Jugendbücher. — Wie die Meinungen auseinander gehen.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland: Oskar Wöhrle, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 32 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Von dem reinen Leben ist der Mensch weit und weiter in sein Bewußtseinsleben, in seine Kultur abgefallen. Der großen natürlichen Schlichtheit hat er seine Kultur entgegengestellt. Zu allen stolzen Stunden des Denkens preist er diese künstliche Einheit als den Triumph über die Natur, als das Menschenreich auf Erden. Nur leise unter dem steifen Wortbrokat zittert sein lebendiges Herz: das ist der Kultur fremd geblieben, das ganz leise, kaum bewußt. Und löschen die stolzen, hört in die große Einheit, das bangt nach Natur, wortreichen Stunden aus, dann wird das Herzbeben übermächtig. Der Brokat sinkt von den Menschenschultern, alle Dürftigkeit liegt nackt zu Tage. Und das ist die Scheidestunde; darin zerklafft die suchende Menschheit.

Den meisten der Sucher wird die Natur zum Fluche; verzweifelt sehen die die eigene Blöße und schelten die große, wortlose Schlichtheit ein Satansreich und verdammen ihr heimliches Bangen in eine Hölle.

Da sie ihr verborgenes Heiligtum verleugnen, wird ihnen alles zu Schuld und Sünde; sie schreien nach Erlösung und Reinheit, nach Heiligung, denn sie vermögen die heimliche Gewalt der Natur in sich nicht zu ersticken und die wächst ihnen zum Gericht. Sie flüchten zur Religion, dort können sie liegen, dort können sie noch hoffen, für wahr halten, glauben.

Doch all ihre Worte und Bilder: vom Engelsturz, vom verlorenen Paradies, von der Wanderschaft ins gelobte Land, vom Himmelreich der Seligen, vom letzten Gericht — was sind sie anderes als Bilder des Schmerzes um die verleugnete Natur und Sehnsuchtsformen nach ihr?

E. G. Kolbenheyer.

Erwin Guido Kolbenheyer

Des Deutschösterreichers Kolbenheyer Schaffen ist nicht so leicht zugänglich wie das mancher seiner Landsleute; auch steht dieser Dichter so abseits und allein, daß nur der aufmerksame Beobachter und genaue Kenner das Oesterreichische in seinen Büchern überhaupt gewahrt. So trägt ihn denn auch weniger leicht und schnell der Strom der reichsdeutschen Teilnahme, auf dem neuerdings gerade die deutschösterreichische Literatur so reichlich und bunt einem erfreulichen Erfolg entgegenfährt. Und doch: gerade von manchen Besonderheiten, die dem Reichsdeutschen heute die deutschösterreichische Literatur wertvoll und anziehend machen, haben Kolbenheyers Werke, wenn man nur genauer zusieht und tiefer eindringt, eine Art Quintessenz in sich. Zum mindesten ist dieser unermüdlich einsame Kultursucher und Naturverehrer, dieser Gegenwartskritiker und Vergangenheitsfreund, dieser zukunftsgläubige Abseitswanderer, mindestens ebenso österreichisch wie die sinnenfreudige Augenblicks- und Schwarmseligkeit etwa in R. H. Bartsch (dessen Reichtum ja mit solchen beliebten, vom Publikum vorzugsweise anerkannten Eigenschaften lange nicht erschöpft ist). Und wenn gerade den Reichsdeutschen die Freude und das Genügen am lebendigen Erfülltsein der Stunde, dieses Lebenkönnen an der deutschösterreichischen Literatur so lieb ist (vermutlich weil im überorganisierten Arbeitsbetrieb der neudeutschen Wirtschaftsentwicklung für solche natürliche Kunst nur wenig Raum mehr bleibt) — so zeigt gerade Kolbenheyer, daß jene stillere, weniger extensive, weniger auf Teilzwecke und Geschäftigkeiten verteilte Lebensführung guter österreichischer Art nicht nur Genuß, auch Arbeit bedeutet und dem Tieferblickenden, der sich zu ihr bekennt, die Pflicht zur Intensität auferlegt. Verinnerlichung bis zur Weltfremdheit (Fremdheit gegen eine gegenwärtigzufällige, oft willkürlich verzerrte Welt), rastlose Mühe um das Wesentliche, das von so viel Unwesentlichem mehr als je überdeckt ist, um die fruchtbarsten Lebenswerte, die seit dem Erschlaffen der alten Religiosität heimatlos, ohne feste Gemeinde und einmütige Bekennerschaft sind, ein im letzten Grunde religiös gerichteter Gestalterwille: das sind Kolbenheyers, des Dichters seltene, vielfach mißverstandene und für viele wohl schwer erfaßbare Wesenszüge. Vielleicht ist in diesem Schaffen selbst eine Mischung, die das Verständnis erschwert; vielleicht wendet es sich an ein Publikum, das am allerwenigsten durch erzählende Bücher, durch Romane, durch Dichtungen und Formleistungen zu erreichen ist. Es ist viel von jenem seelsorgerischen und dabei niemals dogmatisch-herrschsüchtigen Wollen und Können modern-freisinniger Pfarrer in ihm. Die auf sich selbst gestellte und unmittelbar Gott gegenüber gestellte Seele ist der Gegenstand seines Dich-

tens: gewiß kein leichter Gegenstand für die künstlerische anschauliche Gestaltung. Eigentlich lassen sich ja wohl nur die weltlichen Vorstufen zu diesem inner- und überweltlichen Geschehen der Seele darstellen.

An dem Punkte der Entscheidung, des Uebergangs, der inneren Wiedergeburt selbst, muß wohl der Dichter stehen bleiben, hier muß er die Seele seines Lesers aus seinen Bildern und Gestalten zu sich selbst entlassen. Er kann ihm nur die Triebkraft zu solcher Selbsterfassung mitteilen — wird es aber darin schwerer, nicht leichter haben als der Prediger mit seinem persönlichen Wort.

Erwin Guido Kolbenheyer.
Für die Lese gezeichnet von Benno Eggert.

Wie es bei der Schilderung einer dichterischen Eigenart wohl immer geht: man kann nur einen Zug, den man als wesentlich und besonders bedeutsam erkannt hat, verfolgen, und wer den Dichter nicht selbst kennt, der erhält aus solcher Beschreibung ein einseitig-schiefes Bild. Wer Kolbenheyer zunächst liest, wird seine Bildkraft, die eindringlich strenge Durchgestaltung des Geschehens bis zur gedrungensten Anschaulichkeit mit jener herzlich dauerhaften Freude fühlen, die uns etwa alte deutsche Plastik so teuer macht. Jenes „seelsorgerische" Ringen um die Lebenswerte und die Seelen kann ja, wie gerade die religiöse Kunst religiös echter Zeiten, etwa der Reformation zeigt, ihre sehr starken künstlerischen Formprinzipien erzeugen. Nur sind freilich in einer religiös problematischen Zeit wie der unseren, in der die Gemeinden und Gemeinschaften, die Resonanz und die Sicherheit fehlen, die Vorbedingungen für eine solche Kunst, für ihr inneres und äußeres Gedeihen sehr ungünstig. Wenn dennoch Kolbenheyers Bücher schon etwas wie eine stille Gemeinde haben, so zeigt das eben, daß jener religiös-kritischen Problematik unserer Tage ein immer stärkeres Gegenstreben ersteht, daß sich ein lebendiges Bedürfnis entwickelt, über sie hinauszukommen. Hier können Kolbenheyers Bücher fast unmittelbar dienen: sie alle handeln von der Gemeinschaftsbildung und ihren Störungen. „Amor dei", der große Spinozaroman wie „Meister Joachim Pausewang" (mit diesem Buche sollte man vielleicht beginnen) erzählen die Geschichte religiös-ringender und erfüllter Lebensläufe, klingen aus und vollenden sich in dem reinen Gefühl einer großen Zugehörigkeit und Geborgenheit. Von Störungen dieses Empfindens, das nur der reinen, unabgelenkten Seele zuteil wird, handelt „Montsalvasch", diese Geschichte eines reinen Toren, mitten in unserer unendlich klugen Zeit, der erst durch eine seinem innersten Wesen widersprechende Liebe hindurch muß, um zu sich selbst zu gelangen. Für Ulrich Bihander führt der Weg zur großen Kulturgemeinschaft durch die älteste und ursprünglichste Gemeinschaft, die Ehe hindurch. Gerade deshalb muß er erst die Kräfte oder Unkräfte kennen lernen, die diese Gemeinschaft heute von innen aus der Seele her bedrohen.

Vielleicht habe ich kurz sagen können, wie man Kolbenheyer lesen muß, um näher an ihn heranzukommen, als es für gewöhnlich noch der Fall ist.

Seine Bücher sind wirklich (vielleicht hat man Mühe, das ausnahmsweise einmal zu glauben) nicht Literatur schlechthin, so wie die meisten Romane heute, die ja zumeist offen, bis zu einem gewissen Grade mit Recht und in gutem Sinne, nichts anderes sein wollen. Sie sehen der übrigen Literatur nur äußerlich und nicht zu ihrem Vorteil, wie mir scheint, ähnlich. Wie da geholfen werden kann, ist freilich schwer zu sagen. Es wird wohl nichts übrig bleiben, als immer wieder das Publikum auf Unterschiede der Art, die ja auch noch dann und wann in andern Fällen festzustellen sind, und fast immer viel zu spät wahrgenommen werden, mit Fleiß und Nachdruck hinzuweisen.

Hermann Ullmann.

*

Nicht eben zahlreich sind unter den Meistern deutscher Erzählungskunst — im Unterschied von den großen Dramatikern — die philosophischen Köpfe. Ist doch auch auf dem Gebiet gerade dieser Kunst eine ungemein starke, ursprüngliche dichterische Begabung nötig, um die Wirkungen des philosophischen Denkens ganz in der künstlerischen

Wirkung aufgehen zu lassen. Ich brauche nur den Namen Jean Paul zu nennen, so ahnt man, wie gefährlich selbst einem bedeutenden Erzähler die Lust am Philosophieren werden kann. Und der Leser möge sich selbst überlegen, wieviel dichterische Kraft und Zucht philosophisch veranlagte Erzähler wie Fr. Th. Vischer, G. Keller, W. Raabe und H. Hesse aufwenden mußten, um eine gedankliche Ueberfrachtung ihrer Werke zu verhüten. Andrerseits wird niemand leugnen, daß Büchern, wie dem „Auch Einer", dem „Grünen Heinrich", dem „Hungerpastor" — um nur die bekanntesten zu nennen — gerade infolge ihres philosophischen Edelgehaltes ein besonderer Ewigkeitswert innewohnt.

Wir werden also das Auftauchen eines neuen philosophisch gerichteten Erzählers mit besonderer Freude begrüßen, aber auch mit Besorgnis für die Selbstdurchsetzung seiner dichterischen Begabung.

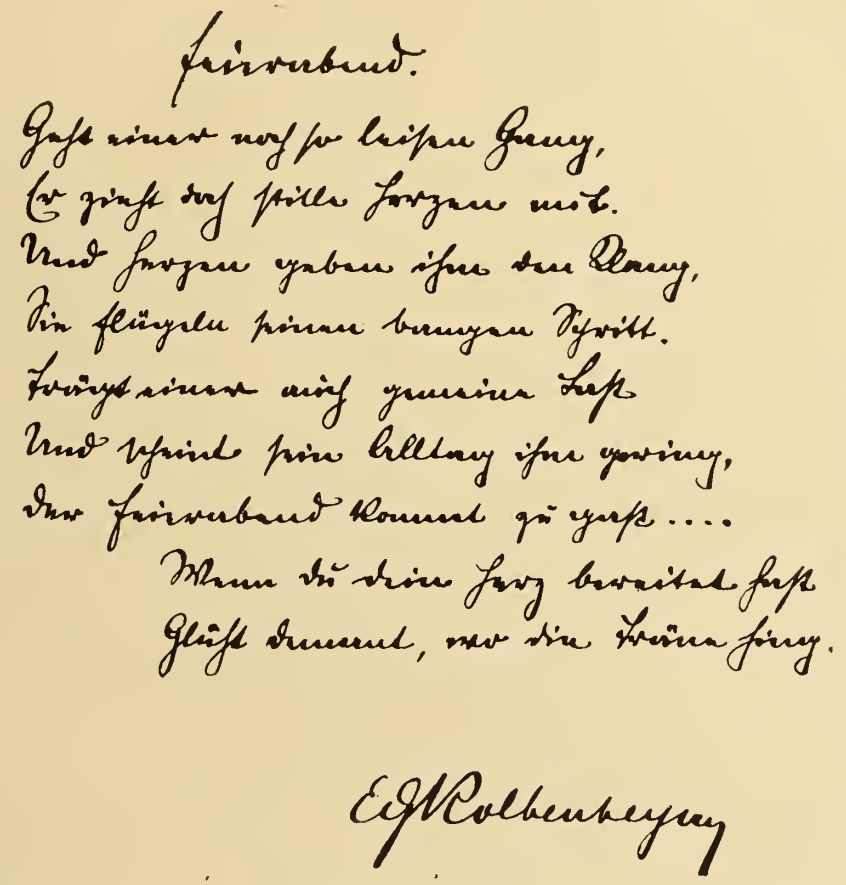
Ein solcher neuer philosophischer Erzähler ist E. G. Kolbenheyer. Und daß ich es gleich sage: bei ihm stehen dichterischer Auftrieb und philosophisches Schwergewicht in einem Verhältnis, das man im Hinblick auf die weitere Entwicklung seines Schaffens geradezu ideal nennen kann. Schaut auf seine Werke: auf den lebensvollen Spinozaroman „Amor Dei", in dem das für den Dichter so bezeichnende Wort steht: „Heilig ist die Sprache des Geistes zum Geiste! Sie überwindet die Gefängnisse der Person und der Zeit"; auf den von Jakob Böhmes mystischer Weisheit durchleuchteten Roman aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege, den „Meister Joachim Pausewang" und auf den Individualistenroman „Montsalvasch", der sich nicht in virtuoser Schilderung der beweglichen Außenfläche unseres Gegenwartslebens erschöpft, sondern der die bewegenden Kräfte selbst am Werke zeigt. Allen drei Werken spürt man es an, daß sie in der Glühhitze eines unerbittlichen künstlerischen und gedanklichen Ringens geschaffen sind, daß ein ganz deutsch und ganz männlich empfindender und denkender Künstler sie einem ebenso hemmungsreichen als drangvollen Temperament abgezwungen hat. Noch hat Kolbenheyer seinen Montsalvasch nicht völlig erstiegen, noch ist da und dort sein Tritt zu schwer, um der Musik seines Dichterherzens ganz gerecht zu werden. Aber wir dürfen jetzt schon in ihm einen der Meister deutscher Erzählungskunst sehen. Seine drei Romane sind solch gewichtige Zeugnisse eines wahrhaft schöpferischen Geistes, daß wir an einem schließlichen völligen Erfolg jenes tiefernsten Ringens nicht mehr zweifeln können. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", dieses Wort steht unsichtbar, aber dem tieferen Blick besonders deutlich über dem letzten Roman Kolbenheyers, mit dem er sich vollends auf den ertosenden Kampfplatz der Gegenwart herausgewagt hat. Und so dürfen wir auch auf ihn das schöne Wort C. F. Meyers anwenden:

„Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächtiger rührt er unsre Menschlichkeit."

Möge uns der Dichter recht oft mit dem mächtigen Zauber seiner grundehrlichen Kunst den Geist vergangener Zeiten und die Geister unserer Zeiten beschwören! Das deutsche Volk aber möge nicht allzu lange zaudern, ihm seine Dankbarkeit durch herzliche und allgemeine Teilnahme an seinem Schaffen zu erweisen! Oder soll das bittere Hebbel-Wort immer wahr bleiben:

„Deutsche Autoren, man läßt euch freilich lebendig verhungern,
Aber tröstet euch nur, denn man begräbt euch in Speck."

Erwin Ackerknecht.



Die Großstadt

Von Erwin Guido Kolbenheyer

Eine Lerche erhob sich aus dem Stoppelfeld, darauf der Eilzug große weiße Dampfflocken warf. Die Lerche stieg gedankenschnell mit schwirrenden Flügeln, dann warf sie sich gegen die Sonne, sie überflog die hastenden Räder. Ulrich hörte sie jauchzen, er wünschte an ihrer Stelle zu sein — da sank sie plötzlich seitwärts in ein Feld und war jäh überholt, zurückgelassen, vergessen. Das Hinsinken des Vogels schien so hoffnungslos erschöpft, daß der kaum erwachte Wunsch des jungen Mannes in Bangigkeit umschlug: nein, nicht wie dieser Vogel... Talweiten öffneten und schlossen die winkenden Arme ihrer Hügelketten; Felsbrüche warfen den wirbelnden Achsen, die sie nicht hemmen noch knicken konnten, ihren Lärm nach, höhnisch, und kläffend; das Eisengebälk einer Brücke führte flirrende Luftthiebe kreuz und quer, als suche es die sausende Eile zu schrecken; die Weichen einer kleinen Station, die der Zug überdonnerte, ließen ihre Lampen drohend klirren, das Hebelwerk zuckte unmutig und versetzte den Rädern heimliche Stöße, die Schienenpaare bogen nach beiden Seiten aus und schlossen sich, wie die Fangarme einer Falle.

Dann führte das Gleis dicht an den Strom. Weit drüben, jenseits der Glätte, hoben und senkten die Auen ihren Buschwall. Das Licht spielte morgentrunken von den Wipfeln auf die überhängenden Aeste nieder, als wolle es seine Leichtfertigkeit der Schwere des Wassers mitteilen. Der Strom schien regungslos, stumpf, grau, ohne Leben, unnahbar dem Spiele. Da sah Ulrich einen Kahn, der am Ufer vertäut war. Das Fahrzeug bebte, zerrte, schlingerte, unter seinem freien Ende wirbelte und brodelte das Wasser, als rase da eine Schiffsschraube. Und überall wo das Ufer dem Bahnungstriebe einen letzten eigensinnigen Trotz bot, geschah der Kampf, kurzwellig, schäumend, hastig, ärgerlich. Ein Leben, das unter der Spiegelglätte des Stromes kaum zu ahnen war, eine reißende Kraft unter Gleichmut verheimlicht, ein unveräußerter Wille.

Da rückte die Millionenstadt ihre ersten Vorposten ins Feld. Der Strom war eben noch Erdbewältiger gewesen, nun schoben sich glatte, seichte Quaderprofile unter seinen Gang. Man hatte ihm die ärgerlich nagende Kleinarbeit genommen. Das Ufer wies keine Wirbel mehr, es war leblos, glatt, wie der Saum eines Königsmantels in den Händen wohlgedrillter Pagen. Der Stromkönig muß den Weg nehmen, den ihm ein Zeremonienmeister weist. Der Strom ist gefangen, reguliert. Die Millionenstadt muß vor dem eigenmächtigen Willen gefeit sein. Der König hat seine Konstitution bekommen.

Auch auf der andern Seite stellte die Großstadt ihre Zeichen ins Land. Wirtschaften mit breiten, laternenbestandenen Terrassen, die den Sonntagsgästen entgegenlauern; auf dem Berghang da und dort eine Villa. Noch blieben die Sommerhäuser unter dem Grün geborgen, und doch schrie fast jedes eine Hausherren- oder Baumeisteridee in junger Tünche übers Land: fränkische Giebel, Loggien, butzenverglaste Erker, baumdicke Türmchen, dünnwandige Zinnen, Inschriften... nur selten grüßte die verwitterte, schlichte Barockfassade eines alten Landsitzes durch die überwuchernden Bäume. Aber längs der Landstraße standen noch Bauernhäuser. Ihre Mauern, dick, niedrig, buckelig, waren an die Hügellehne geschmiegt. Die wirren Obstkronen der Landgärten brauchten keine Silhouette zu bringen. Baum über Baum stieg regungslos die Böschung an, stufige, gilbende Weingärten unterbrachen die Anspruchslosigkeit. Und plötzlich, unvermittelt schossen Häuser zu mehreren Stockwerken auf, eine Brauerei mit hohen Schloten und blechgezinnten Essen, mit breiten Ziegelmauern schob sich in das Seitental, als sei sie das Bollwerk der großen Stadt gegen freie Luft und Grün. Ulrich wurde unruhig; als er in sein Coupe trat, fuhr der Zug in den Vorstadtbahnhof ein und hielt kreischend...

Zum ersten Male fühlte er das Grau der Großstadt bang und drückend. Das Grau, vor dem keine Farbe stand hält, das die dürftige Architektur der Zinsblöcke verwittert und verödet. Er sah hinter dem endlos wiederholten Gleichmaß der Fenster überall dieselben freudlosen, grauen Tüllbehänge. Innen mochte alles nach Miete aussehen, die nach Vierteljahren gemessen wird.

Die Menschen auf der Gasse liefen aneinander vorüber, als müßten sie einem stumpfen Zwange so schnell als möglich zu entkommen trachten. Nur hier und dort ein Grünzeugladen in frohen Farben Mit vollen Armkörben standen Mägde davor und lachten, doch ihr Abschied war hastig und die letzten lauten Worte riefen sie einander, im Gehen schon, nach. Andere Läden duckten sich unfreundlich unter den Mietskolossen, die über den Schaufenstern lasteten; nichts Organisches verband sie mit dem Hause, irgend ein Zufall hat den Kaufmann veranlaßt, hier sein Glück zu versuchen. Nur die kleinen Gastwirtschaften mit ihren Tischen und Stühlen und den grünen Gitterschirmen ließen einige Beständigkeit vermuten.

Mürrische, wegsatte Lastfuhren; schwere Hengste mit plumpen, hängenden Schädeln. Dem dösenden Fuhrknecht schien nichts gleichgiltiger, als sein Weg. Gott weiß, wie die Fuhr das Ziel fand — und doch lagen alle Zeichen der Unrast auf diesem widerwilligen Trott. Die andern Wagen klepperten um die Schwerfuhren vorwärts; wenn sie die Straße kreuzen mußten, riß das Tramwaygleis eine Weile ihre Räder an sich, sodaß die Insassen hin- und hergeworfen wurden. Die Fahrenden saßen vorgebeugt, ihre Gedanken liefen weit voraus.

Ueber dem Einerlei der Farbe und Bewegung lag der gleichförmig wirre Lärm, der im Ohre bald verstumpft, aber das Herz beunruhigt, als müsse es den tausendfältigen, verdeckten Zielen folgen. Alles hastete, lief, trottete über die glattgepanzerte Erde weiter — nur weiter. Nichts lud zum Verweilen. Jedes Hindernis, das den Fluß zu hemmen drohte, schlug in Schreien, Fluchen, Knallen, Signalläuten um, als müsse der gestaute Drang in stärkere Laute umgesetzt werden, damit er keinen Augenblick der Entspannung verlöre. Ein undurchdringliches Leben, doch voller Zeichen und Winke, ein Leben, das nicht mit den schlichtwägenden Mitteln des Bewußtseins zu umfassen war, das nur zu Instinkt und Ahnung sprach und mit Beklommenheit, Vorsicht, Spannung beantwortet wurde.

Da schlüpfte der Wagen aus dem Häuserdämmern in den Sonnenschein einer herrschenden Straße. Die Fahrbahn war doppelt von Ahornpromenaden durchbrochen. Die Gebäude drückten und bedrängten nicht mehr, ihre hohen Stockwerke waren von Künstlerhand gegliedert und beruhigt, sie säumten unaufdringlich den breiten Lebensstrom. Aus ihrer schlichten Zeile hob sich zuweilen ein öffentlicher Prunkbau; er zog den Blick an, wie die Edelsteinrosette eines Stirnbandes. Reichtum, gebundene Macht. Die staubbedeckte lohnhungrige Mühsal war zum unscheinbaren Hintergrunde herabgedrückt....

*

Die Dunkelheit deckte längst jede Auffälligkeit im Verkehrsstrom, deshalb wurde der Gegensatz zwischen den aristokratischen Gebäuden, die auch in der Gassenenge ihre Eigenart zu betonen strebten, und dem achtlosen Gedränge, das nur auf Pflasterfreiheit paßte, um schnell vorwärts zu kommen, fühlbarer als am Tage. Das Leben der Straße war in düstere Formlosigkeit zusammengeflossen. Das Ohr suchte Sonderlaute, da dem Auge alles Auffällige genommen war. Aber jeder Laut ging in dem dumpfen Brausen unter und nie ist das Brausen der Großstadt zwingender als am Abend. Das ist für uns Augenwesen die bange Stunde, da wir alle Lebensgewißheit aus dem Lichte holen. Wir haben die feine Sprache des Gehörs verlernt; wenn das Ohr der Hauptsinn werden muß, weil das Tageslicht versunken ist, werden wir unruhiger. Dann klingt das wirre Brausen der Großstadt unheimlich groß und bang. Eine schwarze, reißende Flut, die hastiger strömt als am Tage, weil deren nur mehr von seinem Ziele erfüllt ist: dort am Ziele brennen Lampen, deren Licht genügt, weil Dinge und Menschen dort seit Jahr und Tag bekannt sind.

Niemand blickt auf zu der schmalen Himmelszeile, deren Dunsthülle rosig schimmert wie von einem fernen Brande. Jeder späht nur nach der günstigeren Gelegenheit, rascher vorwärts zu kommen als der Vordermann.

Das dumpfe Brausen und das rastlose Drängen ist in eins verschmolzen, als sei es ein Zug der großen beruhigten Natur.

Aus „Montsalvasch."

Klein-Rega

Eine Kinderstudie

Von Erwin Guido Kolbenheyer

Klein-Rega ist drei Jahre. Ganz allein unter den Großen.

Das junge Tier im Walde lebt fest und sicher mitten in seiner Welt, so jung es sei. Es sucht, was ihm schmeckt, flieht seine Schrecken, vertraut den Genossen und kümmert sich um die friedlichen Nachbarwesen nicht — kaum anders als die alten und erfahrenen Brudertiere. Das junge Tier hat nur Geschwister in der großen, weitverstreuten Art. Alle gehen dieselben Wege. Ihre Vielfältigkeit ist Einheit, da ihre Welt bald erschöpft ist, die mitgeborene Welt, die nur der wenigen ersten Erlebnisse bedarf, um artverständig gelebt und artgerecht vererbt zu werden.

Klein-Rega aber steht allein in einer Welt, darin sehr wenig Dinge zu Klein-Rega gehören.

Als sie noch viel jünger war — welch ungeheuere Lebenszeit liegt zwischen dem zweiten und vierten Jahre — als sie noch nicht sprechen konnte wie die Großen, da war auch ihre Welt schlicht und friedlich; sie bot genug, Klein-Rega brauchte nur anzunehmen oder zu verweigern. Aber seitdem die Großen sprechen und nicht nur wunderlich mit ihren Lippen spielen, seit ihr dreijähriger Mund die gleichen Laute formen kann, und die und jene Lautform ein ganz bestimmtes Ding bedeutet, ist Klein-Rega bei Mutter und Vater und unter den Mägden allein.

Gewiß ist's nicht die gottverlassene Einsamkeit, deren Sinne so stumpf gelebt sind, daß sie nur noch den quälenden Rest eines Betätigungstriebes spüren. Aber es ist jene bittere Einsamkeit, die dem Dichter das Herz öffnet, tieferes Erleben in die Menschen zu gießen, in die fremden. Klein Regas Einsamkeit ist fruchtbar, bildnerisch, dem vollen Menschenleben zugewandt.

Doch bis ins volle Menschenleben führt ein weiter Weg. Fünfzehn, zwanzig Jahre, das sind tausend erlebte Lebensweiten. Je mehr Klein-Rega in sich trägt und auszutragen hat, desto weiter ist der Weg. Zunächst muß sie noch den Kopf recken und aufwärtsblicken; dann wird sie vielleicht gradausschauen können und wird mit der Menschenwelt verschwistert sein, wie das junge Tier im Walde mit der seinen.

Auch im Gradausschauen liegt ein Geheimnis versteckt,. das Klein-Rega bedrängt, ähnlich wie das der Sprache.

Sie muß erst auf einen hilfreichen Arm hinaufbetteln, wenn sie die Bäume und die Wolken des braungerahmten Bildes oder der Kommode betrachten will. Dann aber weiß sie, daß die Wolken nur so lange ihr gehören, als der Arm willig ist zu halten. Und das beeinträchtigt den Genuß, das sammelt viel Bereitschaft zu Widerstand in der kleinen Brust. Denn die Großen wissen nicht mehr, wie lange und hingebend man gemalte Wolken und Bäume betrachten kann; die Großen halten auch nicht immer Wolkengeschichten frei, wenn das Herz gerade glühend voll Verlangen nach Wolkengeschichten ist. Und auf die Kommode darf sie nicht selber klettern, von dort könnte sie das Bild gradausschen, so lange sie nur wollte.

Die Menschenaugen, auch Regas funkelnde Kinderaugen, sind nicht darnach eingerichtet, alles von untenher zu beschauen. Sie wollen gradausschen, auf der Erde zurecht finden. Zum Hans-guck-in-die-Luft ist keiner recht geschaffen. Gradausschen und nicht immer hinauf, das gibt Lebensgewißheit und einen sicheren Griff ins Herz der Dinge. Doch die Großen schaffen in einer Welt und reden von einer Welt, zu der Klein Rega beinahe immer hinaufschauen muß. Und sie will mit den Großen schaffen, denn sie hat längst erkannt, daß Arbeit Wert verleiht. Wert will sie sein. Das will sie mit ihren drei Jahren schon ganz bewußt.

Da steht Klein Rega vor der Ofentür. Immer kniet die Magd dort nieder. Wenn die Großen bei ihrer Arbeit öfter knien müßten! Sie arbeiten zu hoch oben. Die Magd schlichtet dünngespreißeltes Holz, legt größere Scheite drüber und zu oberst Kohle. Das hat Klein Rega auf den Stiegenstufen schon oft mit Stengeln und Steinen nachgemacht. Dann zündet die Magd an. Die Großen können anzünden, Klein Rega kann das nicht. Sie hält sich bei Dingen, die sie ganz gewiß nicht kann, auch nicht auf. Sie hat gemerkt, daß die Feuerwerkerei nichts für sie ist, also verlangt ihr auch gar nicht nach dem heißen, brennenden Ofen. Allein der Ofen wird von der knieenden Magd auch ausgeräumt, wenn er ganz kalt ist. Das ist ein Geschäft! Klein Rega prüft zunächst, ob der Ofen kalt ist. Dann öffnet sie die schwarze Tür und schaut nach, ob's drinnen ganz finster ist. Kohlpechrabenschwarz! Also soll man den Ofen ausräumen. Klein Rega nimmt den Schürhaken, sie räumt kunstgerecht aus; sie hat genau beobachtet. Dann kommt die Mutter und ist nicht zufrieden. Trotzdem Klein Rega gewissenhaft gearbeitet hat, und alle Asche auf den blankgewichsten Boden vor dem Ofen liegt, ist die Mutter nicht zufrieden. Nur weil die Schaufel fehlt! Hauptsache war, daß der Ofen ganz sauber werden sollte. Hauptsache, Mutter, Hauptsache! Klein Rega darf den Ofen nicht ausräumen, obwohls die Magd täglich ungescholten tut, und gerade die Ofentür liegt handlich, wie nur weniges. Schwer ist das Gradaushandeln und Gradausschen!

Und Schaufeln — das ist kein Kunststück. Klein Rega wollte ein Kunststück leisten. Oder ist ein sauber ausgeräumter Ofen kein Kunststück für eine so kleine Person?

Schaufeln und Kehren kann Klein Rega sehr gut. Die Mutter soll beruhigt werden. Man muß die Großen hie und da beruhigen. Klein Rega holt die Schaufel und den Handbesen, selbstverständlich die Kehrichtschaufel und den Besen der Magd — denn mit dem winzigen Schäufelchen und dem Puppenbartwisch, die ihr so freudig geschenkt wurden, als sei damit aller Sehnsucht nach Tätigkeit ein glorreiches Ende gesetzt, läßt sich ja nichts anfangen. Ganz abgesehen davon, daß niemand von den Großen mit den lächerlichen Dingen arbeitet.

Wie Klein Rega nun eine Zeit lang den Teppich kehrt, merkt sie, daß der Teppich rein ist und die Schaufel rein bleibt. Wo hat ein Verständiger jemals das reine Nichts gekehrt! (Klein Rega hat noch keine Ahnung von hochgeistigen Dingen, sie denkt praktisch, wie jedes vernünftige Kind.) Also: etwas muß da sein, um gekehrt zu werden, damit die Staubwolken schön reinlich in die Luft pulvern und die Schaufel voll wird. Sie geht in die Küche, nimmt zwei Fäuste voll Asche aus dem Aschenkasten und streut die Asche auf den Teppich. Die Mutter soll sehen, wie leicht die Kehrerei ist.

Und die Mutter ist wieder nicht zufrieden. Die Hände sind schwarz, die frische Schürze ist schmutzig und der Teppich muß geklopft werden... o, das möchte Klein Rega so gerne mitmachen! Den Teppich mit dem großen Pracker klopfen! Aber das darf sie nicht, wahrscheinlich strafweis. — Daß echtes Kehrricht, richtig gekehrt, auf der Schaufel gelegen ist, das hat die Mutter nicht beachtet; und darauf war's angekommen.

Beachtet will Klein Rega sein und nicht nur unterhalten und beruhigt. Sie hat ihre Logik, die genau so scharf ist, wie die der Großen. Und sie weiß auch, daß sie folgerichtig handelt. Und dennoch...

Klein-Rega ist voll Sehnsucht und innerem Unfrieden wie nur ein Menschenkind, gleichgültig ob es mit Milchzähnen beißt oder weiße Haare trägt. Unfriede und Sehnsucht, Dioskuren, die das Reich der Menschen auf Erden erkämpft haben. Nicht unter großen Gebärden und überschlächtigem Getriebe, ganz innerlich in jedes Menschen Brust, unerbittlich, schmerzvoll, aber beseligend. Unfriede und Sehnsucht gleich mächtig im Herzen des Kindes wie im Herzen des Alten. Und gleich siegreich in der Persönlichkeit des Kleinen wie des Großen.

Wem die Träne unwert scheint, die vom letzten Schmerze her auf den lachenden Kinderwangen steht, der weiß nicht, daß zwischen jenem letzten Kinderschmerze und diesem Kinderlachen eine Lebensweite liegt, die nicht geringer ist als der Sieg des Le-

bens, der zwischen dem letzten Schmerze und der letzten Erlösung eines Alten ausgerungen worden ist. Was ist da klein und groß, was kurz oder lang. Mit der Stoppuhr läßt sich das heimliche Wachstum nicht messen. Das Kinderherz wächst schneller. Im Frühling jagen einander Regen und Sonnenschein und darunter treibt die Erde, als gälte es, die versäumte Ewigkeit einzuholen. Wenn aber die reifen Aepfel an den Bäumen hängen und das Herbstwetter beständig geworden ist, flammt auch schon der letzte Brand gelb und rot über Feld und Wald.

Klein Rega ist jung und weiß von Herbstgefühlen nichts. Sie nimmt ihren Enttäuschungen und den ewigen Sieg der Gewalt, die von den Großen ausgeht, unter erträglichem Widerstande hin. Sie hat die ganze Zähigkeit der Sehnsucht und des Unfriedens unverkümmert in sich. Sie versuchts immer wieder mit dem Glück. Irgendwo wird sie schon durchdringen, wenn nicht wider die Großen, so mit ihnen. Und sie tut, was die weisesten Menschen unter Fremden tun: sie achtet auf die Gebräuche. Das ist bei ihr durchaus kein traumtappender Nachahmungstrieb, sondern ganz bewußte Abfindung. Klein Rega weiß, wenn sie tut wie die Großen, wird sie voll genommen.

Deshalb liebt sie Besucher, die zu ihr verständig reden und dadurch bezeugen, daß sie die Formen der Großen beherrsche. Natürlich will keiner lehrhaft verständig werden. Aufdringlichkeit ist ihr genau so verhaßt, als jedem andern Menschen. Sie lehnt Besucher mit ernster Zurückhaltung ab, von denen sie fürchten muß, mit Eiapopeia und ähnlichen Tölpeleien angeödet zu werden. Auch wenn Klein Rega nicht alles verstehen sollte, was einer verständig zu ihr spricht, scheint sie ganz unbewußt auf den Kern der menschlichen Verkehrsangelegenheit gekommen zu sein. Die Großen haben einen Formelkram zurecht gelegt, der ihnen belanglosen Bewegungsaustausch ermöglicht, um nicht persönlich werden zu müssen, und doch die Zeit so lange zu füllen, als man braucht, um den andern zu erwittern. Auch Klein Rega sucht die ungetrübten Instinkte der andern hinter den Formeln. Jeden sucht sie und will von jedem gesucht werden. Nur will sie das noch ohne Umschweif, sie nimmt die Formel als Formel. Stets ist sie vorsichtig und niemals würdelos.

Sie weiß längst, daß jeder Mensch seine eigene Sprache spricht. Mit dem Gärtner redet sie ein wenig dumpf und wagt einen Dialekt, der offenbar Vertrauen erwecken soll. Mit fremden Besuchern redet sie nur dann in ihrem Dialekt, wenn sie unterhalten will; sonst aber artiges Deutsch.

Den feinsten Takt legt sie in die Ansprachen.

Jedem tätigen Menschen wird der Tag zu kurz. Klein Rega hat gerade auf der grünen Gartenbank Steine zusammengetragen, hat Grasbüschel ausgerissen, Blätter abgezupft und schickt sich an, das Mittagmahl zu kochen. Kartoffel, Kraut, Spinat und Fleisch. Fleisch sind die Blätter, und das Fleisch muß geklopft werden. Dazu ist der unnütze Puppenbartwisch gut genug. Und im schönsten Kochen ruft die Mutter. Klein Rega soll schlafen gehen, zuvor noch Brei essen. Wo das Mittagmahl noch nicht fertig ist! Sie will die Mutter auf gemütliche Art von dem gefährlichen Ansinnen abhalten. Klein Rega sagt, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken:

„Aber Mitzi, schau, ich muß doch erst Fleisch klopfen!"

Der Ton fruchtet nicht viel, aber einen Versuch konnte man wagen.

Ganz anders, wenn irgendwo in einer Gartenhecke ein verdächtiges Flüchten und Huschen geschehen ist. Daß ein Amselvogel irgendwo versteckt singen kann, glaubt Klein Rega, aber daß er so heimlich neben einem durch die Büsche huscht, kann Klein Rega nicht begreifen. Sie hebt die Hände über den Kopf und läuft zur Mutter.

„Mutter, sie fürchtet!"

Die Mitzi kann man umzustimmen versuchen, die Mutter aber wird Klein Rega schützen.

Und dann gibt es Dinge, die schlechthin imponieren, obwohl sie nur von den Großen gehandhabt werden können; zum Beispiel das klappernd Anhängsel, der Schlüsselbund. Damit öffnet man Türen, die sonst jedem Versuche standhalten. In der Kredenz ist so eine Tür und dahinter liegt Schokolade. Früher, als Klein Rega noch viel jünger war, etwa vor einem halben Jahre, unternahm sie's auch da mit Gemütlichkeit. Sie schlug auf den Schlüsselbund und meinte:

„Nimm's, pack's — sperr auf!"

Aber nun ist sie klüger geworden.

„Bitte, gnädige Frau, sperren S' auf, sie möchte Schokolade essen." So fein ist Klein Rega geworden.

Doch all das heißt Auskommen finden und keiner will beim Auskommen bleiben. Klein Regas eigentliche Welt muß wo anders liegen als in der Welt der Großen, die zu hoch ist, zu der man aufblicken muß.

Klein Rega steht oft sehnsuchtsvoll am Gartenzaun und späht hinaus. Dort draußen, ja, vielleicht dort draußen.

Einmal geht ein Kind vorüber. Da klammern sich die kurzen, runden Finger fest um zwei Zaunpfähle, sie preßt ihr Gesicht an eine Lücke und ruft:

„Mäderle, Mäderlo, komm, komm schon!"

Das Kind steht eine Weile, dann läuft es davon. Klein Rega ruft und ruft, solange sie das kleine Mädchen sehen kann. Dann wendet sie sich langsam zur Mutter um. Die Stimme der Mutter zittert ein wenig und ist viel weicher als sonst.

„Komm, wir suchen Steine, graue, rosenrote, gesprenkelte und schlohweiße. Komm, das Mäderle ist fortgelaufen."

Klein-Rega geht mit. Langsam, ein wenig nachdenklich, zwischen Gedankenflucht und einer leisen Wahrheitsahnung schleichts über ihre Lippen:

„Das Mäderle — ist — fortgelaufen."

Hie und da kommt wohl kleiner Besuch, aber die Kinder sind befangen in dem fremden Hause und fremden Garten. Klein Rega bestürmt ihren Besuch, zärtlich, zungenfertig, mit ihrem endlosen Spielkram. Die Kinder nehmen wohl, was ihnen von daheim her gelegen ist, die eine Puppe oder das eine Eimerchen und die Schaufel, sie versuchen, so gut es geht, ihr gewohntes Spiel unter den ungewohnten Umständen fortzusetzen. Klein Rega will aber, daß der Besuch nur Auge und Ohr für sie habe, denn sie hätte viel mitzuteilen und setzt voraus, verstanden zu werden, was man bei den Großen erfahrungsgemäß nicht voraussetzen kann. Die kleinen Leute sehen sie verwundert an, lassen sich, eingeschüchtert von so viel Lebenseifer, liebkosen, werden wirr von all den Dingen, die ihre Wirtin herschleppt und erzählt. Endlich geben sie den Versuch hier zu spielen auf und ziehen sich zurück.

Klein Rega geht's mit ihren Besuchern wie mit ihren Bilderbüchern. Mit welch unbändigem Verlangen nach Antwort fällt Klein Rega ein neues Buch und einen neuen Altersgenossen an! Es geht ihr nicht anders als den Großen, die hinter Buch und Menschen Antwort auf das eigene Wesen suchen, Ergänzung der eigenen Halbheit, Hilfe aus den Schranken des Ich.

So schlägt sich auch Klein-Rega mit dem berühmten principium individuationis herum, nur daß sie darüber nicht resigniert. Sie hat ihren guten und begründeten Glauben an die Wirklichkeit der Außenwelt. Sie ist einsam aus übergroßer Erwartung und unerschöpfter Kraft, aufzunehmen und zu eignen — eine echte Dichtereinsamkeit voll von Bildungskeimen. Klein Rega steht in geradem Gegensatze zu Schopenhauer, obwohl auch sie mit dem principium individuationis rauft.

Und wenn die kleinen Besucher ganz augenfällig verarmen und das neueste Bilderbuch durch und durch gestöbert ist, dann muß Klein Rega doch wieder zu ihren alten Beschäftigungen zurück und hat ein wenig erkannt, daß einem Antworten nicht geschenkt werden, man trage sie denn in der eigenen Brust und finde ihre Lösung selber. Aber das ist für Klein Rega kein Grund, wie eine Spinne zu lauern, ob sich nicht da und dort in den ausgespannten Fäden der Individualität ein Ding verfange, das schleunigst überfallen und mit den gleichen Fäden schleunigst übersponnen werden müßte, damit es das graue Netz letzter Erkenntnisse durch seine Eigenart nicht störe. — Klein Rega gleicht eher der Fliege, die, hundertmal verjagt, beharrlich wiederkehrt und nicht an Fliegenleim glaubt, noch an die Undurchdringlichkeit der Fensterscheiben.

Sie sucht unermüdlich den Kameraden ihrer Welt. Auch die Handwerkslehrlinge, die ins Haus kommen, gehören dazu. — So bringt der kleine Schlosserlehrjunge einmal das ausgebesserte Bügeleisen. Klein Rega läuft ihm freudig entgegen und schwätzt ihn an:

„Sie braucht heute gar keinen Hut, weißt, sie braucht kan Hut und der Kakadu hats immer uj, uj g'mocht."

Klein Rega war gestern im Tiergarten und hat heute nach langem Kampfe auf den Hut mit der roten Masche verzichtet, denn es ist draußen heiß. Das rußige Männlein nimmt die Mitteilungen ein wenig befangen aber nicht unfreundlich entgegen, und Klein Rega weicht nicht, bis die Rechnung gezahlt ist und der Junge geht, sie hat immer dasselbe erzählt. Viel war aus dem kleinen Mann ja nicht herauszulocken. Einmal allerdnigs hat er seinen Plüschhut gezogen und ihn Klein Rega hingehalten: „Mogst maan?"

Klein Rega hat geradezu lachen müssen über diese Dummheit.

Als es Herbst wird, beginnen die Besucher immer mit derselben Frage: „Was wirst du denn dazu sagen, wenn das Geschwisterl kommt?" Klein Rega hat ihre Antwort. Sie kreuzt die Arme vor der Brust, wiegt hin und her und summt dazu: Bsch, bsch.

Sie weiß, es wird nur wenig größer sein, als die Wickelpuppe, man wird es beruhigen und einschläfern müssen. Wird aber geweissagt, daß es wahrscheinlich auch schreien dürfte, wehrt Klein Rega heftig ab, weint helle Tränen und ist nur schwer zu stillen.

„Nein, nein, das Geschwisterl wird nicht weinen."

Sie hat die unklare Empfindung, daß ein so Kleines niemals bis zum Weinen unglücklich werden darf. Denn sie ist immer sehr unglücklich, wenn sie weint. Ihre Wünsche fliegen nicht weit, sie sind noch wie junge Spatzen, die von Ast zu Ast flügge werden. Darum ist's auch sehr schmerzlich, den greifbar nahen Wunsch vernichtet zu wissen, obendrein durch die Willkür der Großen zumeist. Klein Regas Welt ist enge, wenn auch hundertfältig und alles in ihr ist Wirklichkeit. Sie kennt noch nicht die großen Ziele, die lange, kühle Schatten werfen, drin man von Zeit zu Zeit ruhen kann, ohne sich unwert zu fühlen. Was sie will, steht leuchtendnahe vor ihr und beherrscht sie ganz.

Klein Rega ist aufgewacht. Die beiden Freunde, der Eskimo in seinem weißen Samtkostüm und Lockl, der Eisbär, liegen vor ihr im Bette. So sehr sie am Abend nach beiden verlangt, denn sie haben ein sanftes, zutuliches Fell und Wesen (der Bär brummt überdies behaglich, wenn man ihn auf die richtige Seite neigt) — am frisch ausgeschlafenem Morgen sind der Eskimo und der Lockl entbehrlich, dagegen lebt die Gestalt des blauen Ritters auf, der sein Schwert trotzig unter der Faust hält und dadurch dem ganzen Bilderbuche einen eigenen Reiz verliehen hat. Klein Rega ruft:

„Bitte, Vater, den Ritter und das Schmetterlingsbuch."

Das Schmetterlingsbuch noch so nebenher, weil man gerade im Wünschen ist und sich versehen muß, denn die großen sind selten willig.

Und der Vater findet im Augenblicke das Buch mit dem blauen Ritter nicht. Inzwischen ist die Sehnsucht gewachsen. Fast greifbar steht er da mit seiner am Schwertknauf geballten Faust. Jetzt nur noch in Wirklichkeit sehen. Nur noch aufschlagen. Blatt für Blatt wenden. Das Uebrige eins nach dem andern vorbeilassen. Immer näher und näher hin zu ihm. Bis endlich der Baum mit den herzförmigen Blättern kommt und dann noch einmal um — da steht er, der blaue Ritter!

Doch das Buch ist verschleppt, der Vater findet es nicht. Er bringt das Schmetterlingsbuch und das Wilde Tierbuch. Er hat nicht Zeit, länger zu suchen.

„Aber — den Ritter!"

„Den Ritter! Nicht das Tierbuch! Trag's weg, das Tierbuch! Den Ritter!"

„Da hast du ja auch das Schmetterlingsbuch."

„Aber... aber! Nimms, trags fort!"

Klein Rega verzichtet auf alles, auf die ganze Welt. Was ist die Welt ohne den blauen Ritter, der seine Panzerfaust am Schwertknauf ballt. So! so, ballt er sie! Klein Rega muß weinen. Nicht nur die vernichtete Erwartung tut weh, auch die empörende Zumutung — das Wilde Tierbuch!

Wer hat die Stirn, diesen Schmerz Eigensinn zu nennen?

Wer wird die lebensvolle Sehnsucht eines Kindes zu gleichgiltiger Folgsamkeit brechen und erniedrigen wollen?

... Ein armer Bauer hat tüchtige Arbeit geleistet. Der reife Weizen senkt seine Aehren. Nur noch ein paar Wochen gute Zeit, dann Schnitt und Einfuhr, und die ganze Familie ist für ein Jahr geborgen, angeschafft kann manches werden und der Stall wird endlich neu gedeckt. Etliche Tage vor dem Schnitt schlägt der Hagel die Ernte in den nassen Boden. Nicht einmal das Stroh wird des Einholens wert sein.

Der Bauer steht blaß am Fenster, daran die Eiskörner trommeln, groß wie Kieselschotter; die Frau lehnt am Tische und weint in die Schürze.

Auch die werden weiterarbeiten. Gute Ernten werden kommen. Der Stall wird umgedeckt werden und der neue Kessel wird über dem Herde hängen. Aber nahe war's schon, greifbar nahe. Die Frau hat schon nur mehr mit dem neuen Kessel gekocht, so gut ist die Ernte gestanden; es war ihr recht, daß der alte Kessel grad heute leck wurde, er könnte ohne Gewissensbisse weggeworfen werden. Und der Bauer hat das glatte, glänzend geteerte Dach in der Sonne funkeln sehen. Das grauverwitterte, moosige Strohdach hat gar nicht mehr vor seinen Augen bestanden.

Und nun trete einer zu dem armen Teufel hin und sage: „Schaff doch die schönen Eisklumpen, die vor der Einfahrt und im Hofe haufenweise liegen, in den Milchkeller, ehe sie zerlaufen. Da hast du deinen Profit. Kannst die Milch auf Wochen sammeln und dann ausrühren. Bei der Hitze macht sich eine frische Butter bezahlt."

Klein Regas Schmerz um den blauen Ritter ist nicht geringer als der Gram des Bauernweibes, die den alten Kessel noch einmal flicken lassen wird. Klein Regas Kummer ist nicht kleiner als der des Bauern, der sein Stalldach mit Stroh stopfen wird. Ein jedes Leid kann nur nach den Maßen seiner Welt gemessen werden. Auch das Unglück des armen Bauern ist geringfügig und gleichgültig, wirft einer den Wohlstand des ganzen Volks dagegen auf. Was Kessel und Stalldach! Die Bauernfamilie kann zu Grunde gehen, nicht einmal der Landbezirk wird viel daran verlieren.

Durchgerungen müssen sie werden, alle die Schmerzen in ihrer Welt. Es ist gut, daß der Vater nicht Zeit hat, den blauen Ritter zu suchen, es ist ganz in der Ordnung, daß die Mutter noch andre Geschäfte hat, als ihrer kleinen Rega überall beizustehen. Der Acker will geworfen sein, dann trägt er. Die Rose will beschnitten sein, dann treibt sie Blüten. Wer sein Kind nicht weinen sehen kann, hat kein Vertrauen zu seinem Blute. Wer seinem Kinde mit leichter Mühe alle Tränen ersparen kann, ist derhalben doch kein besserer Erzieher und braucht sich um nichts klüger zu dünken. Bequeme Kinder sind Armutszeugnisse der Natur.

Und hat Klein Rega einen Funken Eigenart, so wäre es unmöglich, jeden Kinderschmerz von ihr abzuhalten, selbst wenn Vater und Mutter alle Kraft dransetzen könnten. Nicht nur Klein Rega ist fremd in der Welt der Großen, auch die Großen haben Zeichen und Wege verloren, die in die Welt der Kleinen führen. Kein erwachsener Mensch findet so weit nach Kinderland zurück, daß er mit Kindern durch dick und dünn gehen könnte. Alle Erziehung ist darin beschränkt, Gefahren abzuwehren und immer wieder die Verständigungsformen des eigenen, gereiften Menschentums den Kleinen anzubieten, solange bis die Kleinen Schritt für Schritt in das Bewußtseinsreich der Großen hineinwachsen und das Erbe nehmen, als hätten sie es selber die tausend und tausend Jahre her geschaffen. Und das heißt mehr als: Erfahrung machen. Kein Kind wird durch Erfahrung klug, so reich sein Erleben auch sei.

Tief in Klein Rega liegt die Welt der Großen geborgen, zu der sie noch fremd aufblickt, dahin sie kaum eine Tür offen findet. Tief geborgen in schlummernden Keimen. Aber täglich schwellen die Keime. Ihr heimliches Wachstum ist die unbezwingliche Sehnsucht, mit der Klein Rega auf das Treiben der Großen blickt, ist das heiße Verlangen des Kindes, von den Großen beachtet zu werden, ihnen wert zu sein.

Schluß folgt.

Gedichte von Kolbenheyer

Nimm auf die Sehnsucht meine

Das Licht ist all versunken
in dir, du tiefe Nacht,
du hast es eingetrunken
perlend brichts nun aus deinem Schoß, vertausendfacht.

Und was der Tag verschwendet,
buntschillernd, wesensfern,
was fremd mein Aug' geblendet,
klar strahlt es durch die Ewigkeit, nun Stern bei Stern.

Nimm auf die Sehnsucht meine,
die heiß im Herzen brennt,
daß sie mir wiederscheine,
sternhell aus deiner tiefen Ruh, vom Firmament.

Montsalvasch

Hoch ragt der Stein
in göttlichem Entzücken.
Grundlosen Grüften gleich ertrinkt das Tal.
Sehnsucht allein
weist Stege dir und Brücken,
Zweifel wird Schwere, Schuld wird Fall.
Nur sehnsuchtsrein,
befreit von Gier und Krücken,
ladet das Leben dich zum Göttermahl.

Bald blinkt die Nacht

Bald blinkt die Nacht,
bald sinkt der Tau,
er wird die Blätter stillen.
Und tiefe, tiefe Dunkelheit
wird alle Wesen füllen.

Bald blinkt die Nacht,
bald sinkt der Tau,
er wird die Stirnen kühlen
und aller Sinne Trunkenheit
klären zu Zartgefühlen.

Bald blinkt die Nacht,
bald sinkt der Tau,
er wird zusammenfließen,
daß alle Herzen wünscheschwer
in Tränen sich ergießen.

Bald blinkt die Nacht,
bald sinkt der Tau,
er wird die Sehnsucht spiegeln,
des neuen Tages neue Kraft
wird er im Traum entsiegeln.

Einkehr

Track, track, die Regentrommel.
Hu! zittert Baum und Haus!
Sei froh, daß dich ein Dach bedeckt,
daß dich kein nasser Sturmwind neckt,
und wag dich nicht heraus.

Schnarrrabrab, Hagelpfeffer
gerbt mich durch Hut und Haus!
Sei froh, daß du ein Erbe bist,
daß deine Mutter heilig ist,
die betet dich heraus.

Gisch! Blitz und Donnerpauken!
O, Hölle, Tod und Graus!
Mach auf, du dummer Baurenklotz!
Hin ist mein allerschönster Trotz.
Ich bin die kleinste Maus.

Die Schale

Manchmal tropft von des Lebens Wein
in meine Schale der Einsamkeit
eine flammende Perle hinein
und leuchtet und zittert dort ihre Zeit.

Dann rauschen meine Schwingen steil
und weit und steil über Wesen und Welt,
dem ringenden Gotte zugesellt,
und aller Gnaden hab ich teil.

Bis die flammende Perle versprüht,
bis mein Auge, das trunken Ewigkeit sog,
vom Göttertaumel geblendet und müd,
bitter erkannt,
qualvoll erschaut,
daß die eigenen Grenzen ich nicht überflog.

Dann neigt sich meiner Lippe Brand
lechzend und dürstet bußbereit
am eisbereiften, salzigen Rand
der Schale meiner Einsamkeit.

Spinozas Tod

Aus Amor Dei

Auf den Schnee des Geisthofes strahlen die Fenster der sechsunddreißig Häuslein, ein festliches Geflimmer.

Die alten Mütterchen haben Kuchen und Wein erhalten und ein jedes ein Paar warme Schuhe zu Ehren des Dreikönigstages. Sie laden einander zu Gast. Je drei und vier, die besonders befreundet sind, sitzen beisammen, schmausen und trinken und sparen heut mit dem Lichte nicht.

Durch den Haag ziehen Knaben und tragen an hoher Stange den Stern aus geöltem Papier, durch ein Licht erhellt.

Benediktus Spinoza ruht, in Kissen gebettet und von Wolltüchern umwickelt, in einem Stuhl am

Fenster. Sie haben ihn hinunter tragen wollen, denn unten soll der vergoldete Bohnenkuchen angeschnitten werden. Die Hausfrau hat ein reichliches Mahl gerüstet und die Kinder freuen sich auf die Weisen aus dem Morgenlande; ein jedes hat seinen Kuchen für den Bettelsack des Königs bereit. Denn auch über die Pavilloensgracht wird der leuchtende Stern ziehen, sind nur erst die großen, reichen Gassen abgesammelt.

Benediktus hat sich geweigert, an dem häuslichen Fest teilzunehmen. Er fühlt sich zu schwach. Sein Atem geht schwer. Der Husten schmerzt.

Im Kamin haben sie ein tüchtiges Feuer gemacht und ein Tischchen mit Wein und Backwerk an seine Seite gerückt. Er hat gelesen und dann war er eingeschlafen.

— Schellengeläute erweckt ihn. Ein Schlitten hält vor dem Hause.

Nacht ist geworden. Die Kaminglut erleuchtet das Zimmer.

Fremde, schwere Tritte stapfen die Treppe herauf. Benediktus reckt sich und will sich erheben.

Der späte Gast pocht derb.

„Darf man eintreten, Benedikt?"

Wer seid Ihr?

An der Stimme werdet Ihr mich kaum erkennen. Benedikt. Es ist fast ein viertel Säkulum her. Ich will Licht machen. Er ergreift einen Holzspahn und entzündet ihn an der Torfglut.

„Jarig! Wo kommt Ihr her so spät?"

Jarig stellt die Kerze auf das Tischchen neben den Kranken, wirft seinen Pelz ab und zieht einen Stuhl nahe; dann setzt er sich breit nieder und lugt blinzelnd in das abgezehrte, todblasse Gesicht hinüber. —

Als ich heut Morgen aufstand, hat mich die Sehnsucht nach Euch gepackt. Der Mayer hat mich in Unruh gebracht. Ich bin den ganzen Tag gefahren, ich will auch die Nacht wieder zurück, denn mein Haus hat sich wie eine Falle über mir geschlossen, es leidet mich nicht mehr in fremden Betten und an fremden Tischen. Aber ich will Euch gesehen haben, bevor ich mich wieder schlafen lege.

„Dank, Jarig, daß Ihr noch kommt... es ist hoch an der Zeit."

„Ei, so müßt Ihr das nicht nehmen, Benedikt! Der Mayer ist ein gar zu Trübseliger! Jetzt kommt der Frühling bald, in wenigen Wochen... da wird sich das Uebel schon beheben — aber ich wollt nur meine Ruh haben."

Er beugt sich vor und umschließt die fieberheiße Hand Spinozas mit seinen großen kühlen Pranken.

Sie schauen einander schweigend in die Augen, lange, lange, lange... so kommen sie über die fünfundzwanzig Jahre hinweg. Dann lehnt sich Jarig zurück und tut einen tiefen Zug aus Spinozas Weinkrug.

Am traurigsten ist es doch unserem Adrian gegangen, daß er versinken muß, hab ich gewußt — aber so elendiglich. Eines hat er nie begriffen, Jarig, und das hat ihn gefällt. Er hat immer gegen die Gottesfeinde gekämpft und nicht erkennen wollen, daß niemand Gott hassen kann.

Jarig schüttelt bedächtig seinen Schädel.

Das ist eben der Lehrsatz in Eurer Ethika, den auch ich nicht bewältige.

Wenn man das lieblose Treiben beschaut, aus der Ferne — wie sie einander hetzen und jagen und kein einziger des andern Freund ist — wie sie einem nicht den Atem lassen wollen zu dem Gebete, das man selbst gefunden hat — immer ihren Gott, ihren Glauben, ihr Fürwahrhalten einem in die Seele pressen wollen — da wird man dennoch irre. Es ist ihnen nur um ihre Meinung und Macht über die Herzen zu tun, das Wort Gott läuft nur so mit wie das Heiligenbild auf einer Prozessionsfahne. — Und das sind doch immer die Freunde Gottes. — Ich meine, die meisten sind seine Feinde.

Jarig, flüstert Benediktus, Gott ist nicht in dem Spiegelwerk der Menschenworte zu finden. Das sind nur Formen. Wir müssen ihnen auf den Grund schauen; da lebt Gott auch in denen, die Ihr seine Feinde heißt.

Wenige haben, so wie ich, in der Jugend erfahren, wie der Name des Ewigen von den Menschen mißbraucht wird, um eines eiligen Friedens oder um der Macht willen. Aber das ist alles nur Spiegelwerk und richtet sich dereinst selbst.

Sie haben noch kein Auge für die Gotteswahrheit, die in ihnen lebt — die Dürftigen und die Klugen; sie wissen nicht, daß sie mit all ihrer Klugheit und ihrer Dürftigkeit ihren Einschlag geben müssen und ihr Teil haben an der großen, unabänderlichen Entwirkung der Gotteswahrheit.

Das weiß ich, und das ist das Glück meines Lebens: In allen ihren Leiden und Freuden, in allem ihrem Tun und Lassen offenbart sich das unendliche Leben. Sie sind bestimmt nach den gleichen Gesetzen, die in Gott wirken, sie sind eins mit Gott — und darum kann niemand Gott hassen.

Sie hassen und lieben nur ihren Wahn.

Hätte Adrian nicht diesen Wahn angehauen, der sich selbst richten muß — sonst steht er immer wieder auf wie ein tiefwurzelndes Unkraut — so wäre Adrian nicht versunken.

Benediktus Stimme ist stärker geworden; als er aber verstummt, befällt ihn ein schwerer Krampf.

Jarig labt ihn und trägt ihn ins Bett; er entkleidet ihn und hüllt ihn sorglich in die Kissen.

Ist Euch nun besser, Benedikt?

Diese Krankheit ist schwer zu ertragen, Jarig... sie bringt fast keine Schmerzen und Schmerzen verwirren den Geist. — Doch Ihr wollt heute noch hinüber ins Utrechtsche.

Im Frühjahr komme ich wieder, Benedikt.

Tut mir die Liebe und schreibt an Lodewijk, er möge die Winterfahrt nicht scheuen. Ich will ihm meine Schriften für Rieuwertz geben.

Jarig küßte die Hand des Kranken.

Schlaft wohl Benedikt.

Er löscht das Licht und schleicht behutsam hinaus. Die Schlittenschellen jauchzen auf — immer schwächer und schwächer läuten sie und verklingen.

Aus der Stube von unten schallt Fröhlichkeit. Sie haben gewiß schon den Bohnenkuchen angeschnitten.

Es war gut, daß er oben geblieben ist.

Da singen helle Knabenstimmen von der Straße herauf:

Wir kommen gezogen mit unserm Stern;
Lauwerier de Cransio
Wir suchen den Heiland, wir haben ihn gern
Lauwerier de Guirlanda
Sein König-Karls-Kinderlein!
Wo mag der gute Heiland sein!
O Stern, du darfst nicht stille stehn;
Lauwerier de Cransio.
Du mußt mit uns nach Bethlehem;
Lauwerier de Guirlanda.
Der Stern steht vor des Heilands Tür.
O guter Heiland komm herfür! —

Und ihm ist, als spanne sein Wesen sich in die Unendlichkeit ... er fühlte Gott so nahe, so einig ... er ist glücklich wie nie ...

Zum Nachdenken

Der Stil einer Zeit scheint keineswegs der Ausdruck ihres wahrsten Wesens, sondern nur der ihres liebsten Wunsches.

Ein gelesenes Buch ist ein zertrümmerter Talisman.

Wer mit einem Zug
alle Sättigung will,
der findet die heilige Quelle leer.
Wer mit einem Flug
alle Höhen will,
hinkt hinter Lahmen und Blinden her.

Nur die Jungen sind einig mit der wachsenden Natur, die ewig und immer über sich hinaus will.

Die beiden großen Lebensmächte: Natur, die zur Spaltung treibt — Natur, die zur Gestaltung drängt. Wesen und Welt.

In der Natur gibts keine Gerechtigkeiten und Ungerechtigkeiten; dort schreitet das Höhere, Gesündere, Lebensfähigere weiter.

Das heimliche Leben der Natur braucht nicht Religion, noch Philosophie. In unzähligen Zellen und Farben, zahllosen Bewegungen und Klängen lebt die große Einheit und Schlichtheit. Da tut kein Gott not, der Gefühle und Regungen eint und schlichtet. Und keine Philosophie tut not, weil kein falscher Verlaß vernichtet zu werden braucht, weil keine Sehnsucht nach dem jenseitigen Erleben schmerzt, da keine Kraft gedrosselt ist. Sprossen und Absterben, Emsigkeit und Schlaf, Hunger und Sättigung, Liebe und Frucht wechseln in grenzenlosem Gleichmute. Was der Mensch mit Namen seiner Leidenschaften belegt, Haß, Gier, Lüsternheit, Kampf ums Dasein benennt, ist dort so rein, wie der Duft einer Blume. Wer kann ein flüchtendes, scheues Tier feige heißen, wer einen verhungernden Wolf Würger, wer einen balzenden Hahn geil, ohne den ganzen Schmutz von Lügen und Bemäntelungen seiner satten, moralischen staatsgeschützten Welt in jenes unbewußte Leben zu schütten?

Künstler sind Glocken — sie tönen oder verderben.

Der Geniale verschmäht die Anerkennung der Vielen, so weit er kann; er muß die Bewunderung der Wenigen fühlen, zu denen er spricht.

So viel Ideale, so viel Lügen.

Alle Form ist ein Hinabsteigen.

Die Wahrheit taugt für jeden.

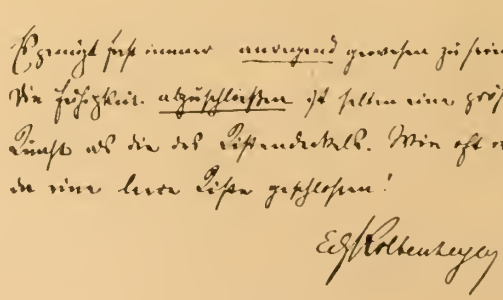
Liebe schont nicht.

Den Halbnaturen ist das Erlebnis ein ewig lebendiger Dämon.

Unsre ganze Lebenskunst wurzelt in der glücklichen Wahl der Kontraste.

Nur wer die Menschen sucht, meistert die große Kunst, sie vom Leibe zu halten; er weiß sie einzuschätzen.

Am Glauben stirbt die Philosophie; sie will Erkenntnis, das ist Erleben.



Im Volksdienst

Kino und Buchhandel

Das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel hat bei Dichtern und Schriftstellern eine Umfrage über obiges Thema veranstaltet. Wir bringen einige bedeutsame Antworten zum Abdruck.

*

Die sogenannte Kinoballade, also die Filmserie mit poetisch angehauchtem Zusammenhang, bedeutet meines Erachtens den Ersatz des Kolportageromans und der Jahrmarktsmoritat durch Schlechteres. Ich habe deshalb, was ich gegenüber falschen Zeitungsmeldungen hiermit ausdrücklich feststelle, die lukrativen Anträge der bekannten Filmfabriken auf Ausschlachtung meiner Dichtungen abgelehnt. Gründe? Wozu mit Brombeeren um sich werfen! Was nützt es, wenn drei bis vier arme Dichter fünf bis sechsmal ausführlich beweisen, daß aus Kienholz nie Rosen wachsen können; die kapitalkräftige Reklame macht das Unglaubliche glaublich. Kein Maler wird es für nötig halten, lang und breit auseinanderzusetzen, wieso der Kientopp mit bildender Kunst nichts zu tun hat, obgleich da Bilder vorgeführt werden. Nun, ebensowenig hat die mechanische Reporterei von momentanen Theatereffekten, in die da irgendeine organische Szene zerknipft wird, mit Dichtkunst und Schauspielkunst zu tun; erst recht nichts, wenn man epische oder balladeske Motive ins Melodramatische verballhornt. Mit verhunzter Kunst das Kino zur Volksbildungsanstalt „veredeln" zu wollen, das ist ungefähr so, als wollte man die Nachkommenschaft eines Bastardköters durch Kreuzung mit einer degenerierten Rassehündin „heben". Das Kino kann nur dann besser werden, wenn es ganz und gar auf die Liaison mit prostituierter Kunst verzichtet, wenn es sich beschränkt auf sein mechanisches Darstellungsgebiet, auf das zusammenhanglose Augenblicksbild und sprunghafte Verwandlungsbild, also auf die sogenannte Revue und den Trickfilm. Freilich würde es dann seine Anziehungskraft auf die Rühr- und Schauergelüste des kassefüllenden Pöbels einbüßen. Gegen diese Gelüste, da sie natürliche sind, ist an sich nichts einzuwenden; nur soll man ihre Befriedigung nicht mit künstlichem Bildungsplunder bemänteln. Die Kolportage-Sensation ist plump, aber ehrlich, denn sie erhebt keinen Anspruch auf Kunst- und Bildungswert; die Kino-Sensation ist vom moralischen Gesichtspunkt aus ebenso plump, dagegen in ästhetischer Hinsicht ein noch äffenderer Humbug als Panorama und Panoptikum. Was für Vorteile dem besseren Buchhandel aus dem jetzigen Kinospektakel erblühen könnten, ist mir ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst angenommen, daß sich unter tausend Kientopp-Stammgästen vielleicht einer durch die Reklame anreizen läßt, für den Originaltext eines verfilmten Romans auf einmal 5 Mk. in den Buchladen zu tragen: die übrigen 999 werden sicherlich, wenn sie überhaupt 5 Mk. gleich so locker haben, noch zehnmal in den Kientopp laufen, um sich auch noch an weiterem Kunstabhub von mehr oder minder „berühmten" Verfassern zu „bilden". Wenn ein Fuselsäufer drei Mark in der Tasche hat, dann kauft er sich keine Flasche Wein dafür, sondern etliche Liter Kartoffelschnaps. Faktum! Punktum! Nachdruck erlaubt! Dehmel.

Nach meiner wiederholt ausgesprochenen Meinung haben Literatur und Kinematograph nichts miteinander zu tun. Die Verfilmung künstlerischer Werke halte ich für gleichbedeutend mit ihrer Verkitschung. Daß gar ein Kinobesucher, der einen Romanfilm sieht, sich verleiten lassen sollte, nach dem zugrunde liegenden Romanbuch zu greifen, sich um den Namen des Verfassers zu bekümmern, am Ende gar seine „Gesammelten Werke" sich anzuschaffen, halte ich für einen Wahn, so rührend kindlich, daß es mir grausam vorkäme, dagegen zu eifern. Besagter Kinobesucher wird sich vielmehr — so vermute ich — glücklich preisen, daß ihm die famose Erfindung der Lichtspiele auch noch die letzten geistigen und materiellen Unkosten der Buchlektüre spart, während Verleger, Sortimentsbuchhändler und Autoren sich in stillem Beileid die Hand drücken können. Heinrich Lilienfein.

Der Roman ist eine Kunstform. Das Kino hat mit Kunst gar nichts zu tun. Ich habe Kientöppe in den Hauptstädten dreier Weltteile gesehen, fand aber alle Darstellungen, die sich in irgend einer Weise anmaßten, das gesprochene Wort zu ersetzen, immer geschmacklos, der unnatürlichen Mimikanstrengungen, dumm-theatralischen Gesten wegen lächerlich und kindisch.

Ich kann es begreifen, daß Leute wie Hanns Heinz Ewers sich für die Verfilmung ihrer Werke ins Zeug legen, kann es aber nicht verstehen, daß Künstler wie Peter Nansen dem Kino das Wort reden und dies damit begründen, daß der Kino eine schöne Einnahmequelle für die Schriftsteller sei, „weil man damit viel Geld verdienen könne". Ein klägliches Motiv. Stehlen bringt doch ein schönes Geld ein: und doch wird es immer Leute geben, die auf solche Einnahmen verzichten.

Hans von Hoffensthal.

Namhafte Schriftsteller mögen sich dem Kino bereitwillig zuwenden, die Dichter unter ihnen werden es nicht tun. Was die Schaulust der Menschen befriedigt ohne das Tönen der inneren Musik, das die wirkliche Dichtung erweckt, mag gewinnreich, aber nicht wünschenswert sein. Eine Darstellung ohne Worte für den Sinn und nur mit Bildern für das nach außen, aber hier nie nach innen blickende

Auge, ist in der Dichtung nicht daheim. Sie kann anregend aber nicht edel wirken, weil die geistige Einheit, die Schriftsteller und Publikum verbinden soll, hier ausgeschaltet ist, und die bloße Bildfläche die Oberflächlichkeit des Eindrucks versinnbildlicht. Alles, was in Literatur und Buchhandel echt ist, wird es auch bleiben trotz Kino; denn wesenhafte Kulturelemente werden schwerlich durch dessen Einfluß vermindert werden. Was jedoch in der Literatur und im Buchhandel auf den Schein eingerichtet ist, das vermag dasselbe ins Kraut zu schießen und eine weitere Verbreitung zu erfahren. Ich will dabei dem Kino seinen Wert nicht absprechen, wohl aber dessen natürliches Recht, sich mit der Poesie zu verbinden.

Wilhelm Fischer-Graz.

Ich halte das Kino in jeder Hinsicht für einen Kulturschaden. Nur wenn es der naturwissenschaftlichen, geo- und ethnographischen Belehrung dient, erfüllt es einen höheren Zweck. Der Staat sollte es mit Gewalt darauf einschränken. Romane im Kino? Lächerlich! Die sollen nur gelesen werden, und das ersparen sich die meisten, wenn sie den groben Inhalt im Kino gesehen haben.

Wilhelm Kienzl.

Autorenspiegel

Erwin Guido Kolbenheyer

Wer von ehrlichen Menschen über seine innerste Angelegenheit, sein Künstlertum, gefragt wird, soll sich nicht hinter das halbweise Wort verstecken: daß er sich selber nicht bis auf den Grund erkennen könne.

Verständige Menschen verlangen keine Aufschlüsse, für die es keine Worte gibt, sie verlangen nicht einmal von den äußeren Lebensumständen eines Schaffenden zu hören. Sie wissen, daß eine Künstlernatur in ihren Werken zu suchen ist, dort, wo Es, unbewußt dem Schaffenden, aus lebendiger Tiefe entwachsen ist. Intimitäten sucht der Literatursnob, dem ein wesentlicheres Verständnis versagt bleibt.

Keinem Künstler — mag sein Leben äußerlich noch so glatte Bahnen laufen — sind Frost und Flammen des großen Gottes erspart geblieben. Jeder Leser soll wissen, wenn er ein Kunstwerk vernimmt, daß Qual und Jubel mächtiger als bei anderen in einem Menschen treiben und formen müssen, ehe er ein befreiendes Werk bilden kann. Und nur dort ist Kunst, wo auch befreit wird. Die Zeit ist die reichere und bedeutendere, in der mehr Menschen fähig sind, durch Kunst befreit zu werden.

Ich kann von mir nichts anderes sagen, als daß ich — soweit meine Erinnerung zurückreicht — immer bewußter meiner Kunst nachgehangen habe. Zufälliges und Gelegentliches hat sie nie für mich gehabt. Und dafür liegt der Grund viel weiter zurück, als ich selber bin. In meinem Großvater, er war ein evangelischer Pfarrer, hat der Bildnertrieb, der in meiner Familie lebt, zuerst durch Rede und Schrift Ausdruck gefunden. Daß er für seine Zeit Vollgültiges geschaffen hat, beweist die Freundschaft, die ihm der große Friedrich Hebbel und auch Anastasius Grün entgegenbrachten. Mein Vater war Architekt. Er ist noch jung, vor mehr als dreißig Jahren gestorben. Seinen Werken wurde damals viel Anerkennung zu Teil. Er hat seinerzeit die größeren Bauten des ungarischen Unterrichtsministeriums (Klinik, Kinderspital) geschaffen.

Also habe „ich" eigentlich eine lange Lehrzeit hinter mir. Die Nötigung zu gestalten hat mich schon während meiner Kindheit in manche frühreife Sorgen gebracht, ich kann nicht sagen, daß ich je kinderselig und kinderfrei gewesen bin. Auf dem Gymnasium kam dann der fürchterliche Gedächtnisdrill hinzu. Durch die ganze Mittelschulzeit hatte ich den erbitterten Kampf zu führen, für meine natürliche Veranlagung möglichst viel inneren Raum zu behaupten.

Erst als mir an der Alma Mater Freiheit des Studiums gegeben war, bin ich ein glücklicher Mensch geworden. Es wird wenig Studenten geben, die so froh sind, wie ich war. Den meisten ist die Hochschule gerade gut genug, um das Titelchen und mit dem Titelchen ein nährendes Amt zu liefern. Das Amt habe ich nun nicht erlangt. Auch nicht gewollt.

Ich habe meinen „gewachsenen" Beruf, dem muß ich treu bleiben, ob ich will oder nicht, und der verlangt meinen ganzen Menschen. Mag nun unsere Zeit aus ihrem industriellen, bürokratischen und militärischen Geiste heraus diesen Beruf als etwas Nebensächliches, Unnötiges ansehen — als Beiwerk, kaum so viel wert, ein genießbares Dessert zu bereiten! Mögen darum auch die literarischen Zuckerbäcker und Sektkellner in gönnerhaft hohem Preise stehen! Ich weiß, daß es viele gibt, die auch heute durch Kunst innerlich befreit werden können. Für die schreibe ich meine Bücher.

Es ist nur schwer zu ihnen zu gelangen. Vor dreißig Jahren war Revolution in der Literatur. Da gab es Rufer, Fahnen, Kämpfe, Siege. Wer etwas zu sagen hatte, für den war der Weg bereitet. Aber alle dreißig Jahre kann's keine Revolution geben. Und das ist gut. Wir alle, die wir in den Siebzigerjahren geboren sind, müssen unsern Weg, jenseits des Literaturgetriebes, das den Alltag abspeist, schön selber suchen und finden. Jeder für sich allein.

E. G. Kolbenheyer.

Wegweiser der Lese

E. G. Kolbenheyers Werke

Man darf Kolbenheyer ruhig als einen der reifsten und besinnlichsten Romandichter unserer Zeit ansprechen. Und es ist ein gutes Omen, daß seine Art sich Freunde zu verschaffen verstanden hat. Doch sind seine Bücher keine Unterhaltungspoesie im üblichen Sinne. Ein jedes fordert starkes Mitgehenkönnen; denn in jedem ist das poetische Element sehr stark durchsetzt mit dem gedanklichen, dem weltanschaulichen. Daher ist der Zahl der verstehenden Leser von vornherein eine gewisse Beschränkung gezogen. Kolbenheyer begann mit dem Drama: Giordano Bruno, die Tragödie der Renaissance, das aber heute kaum mehr im Buchhandel erhältlich ist (Verlag C. W. Stern — L. Rosner, Wien, 1903). Doch sind es hauptsächlich drei Romane, die seinen Namen ausbreiteten und festigten: Amor Dei, der Spinozaroman, Meister Joachim Pausewang, und Montsalvasch, der Roman eines Idealisten (alle drei erschienen im Verlag Georg Müller, München und Leipzig; Preis 6 Mk., 6.50 Mk., 5.50 Mk.). Während die beiden ersteren, besonders „Amor Dei" bei der gesamten Presse rückhaltlose Anerkennung fanden, löste „Montsalvasch" zum Teil einander sehr widersprechende Urteile aus. Abfällige aber nur von Seiten solcher, denen die unerbittliche Art der Problemstellung unbequem war, oder solcher, die sich scheuen, Natürliches natürlich, ohne jede verdeckende Schminke wiedergegeben zu sehen. Kolbenheyer selber schreibt über das Buch: „Ich habe es jungen Leuten zugedacht, die ihren ersten Weg tun. Es ist eine Ethik für junge Männer, geschrieben ohne Moralin aus den Instinkten und aus gepflegten Reinlichkeitsbegriffen heraus." Und die erquickend zu lesende Vorrede gibt klipp und klar zu verstehen, daß das Buch nicht als Unterhaltungspoesie gekauft werden soll. Nein, es fordert starke, Wahrheit tragende und Wahrheit wagende Herzen. Möge es die recht zahlreich finden! — Kolbenheyers „Neustes" ist Ahalibama, ein in der Lese bereits angezeigter Band mit drei Erzählungen (Verlag Georg Müller, München und Leipzig, 1913). Von wissenschaftlichen Werken ist anzuführen „Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung", erschienen 1905. Vielleicht macht uns Kolbenheyer die Freude und gibt in nicht allzu ferner Zeit einen Gedichtband heraus. Er muß gute, wunderbar tiefe Verse in seiner Lade haben; die in dieser Nummer mitgeteilten Proben beweisen das. W.

Frauen im Dienste des Volkswohls

Von Rosalie Schoenflies

VII

In einer Reihe von Mütterheimen, die Frauen-Vereine oder einzelne Frauen geschaffen haben, wird bedürftigen Müttern nach der Niederkunft mit ihren Neugeborenen Obdach geboten Hier soll die Frau bei angemessener Nachpflege ihre volle Arbeitstüchtigkeit wieder gewinnen und vor den gesundheitlichen Schädigungen bewahrt bleiben, die aus einer zu frühen Aufnahme beruflicher oder zu schwerer häuslicher Tätigkeit entstehen.

Und für den jungen Erdenbürger bedeutet diese Zeit im Mutterheim eine Fürsorge, die er ohne solche Stätten entbehren müßte. Die natürliche Nahrung wird ihm von der Mutter gereicht, er steht unter ärztlicher Aufsicht und genießt eine rationelle im Heim den Müttern gelehrte Pflege. Dem Würger Tod, der unter diesen wenigst widerstandsfähigen Jüngsten des Volkes eine leider zu reichliche Ernte zu halten pflegt, wird so manches Opfer entzogen.

Mütter- und Säuglingsschutz: das ist die Losung der Mütterheime, Mutterschutzhäuser und Mütterhospize. Sie sind eine verhältnismäßig neue Einrichtung und ihre Zahl ist noch nicht groß. Aber ihre Bedeutung für Wöchnerinnen- und Säuglingsschutz und damit für das neuzeitig fast brennend gewordene Bevölkerungsproblem sichert ihnen eine wachsende Verbreitung.

Überall, wo es Vereine für Mutterschutz sind, die die Heime eingerichtet haben und führen, wird daneben auch offene Fürsorge für bedürftige Mütter ausgeübt. In Sprechstunden werden sie empfangen, klagen ihre Nöte und Leiden und finden Beratung und Hilfe.

Gilt es bei den Ehefrauen, ihnen durch die gewährten Unterstützungen über eine Zeit erhöhter Ausgaben oder des Verdienstausfalles fortzuhelfen, so erfordert die Lage der ledigen Mütter noch manche andere Hilfsleistung.

Es werden im Deutschen Reich alljährlich 75—80 000 uneheliche Kinder geboren, meist unter den traurigsten Verhältnissen. Die Mehrzahl der außerehelichen Mütter gehört den proletarischen Gesellschaftsklassen an; sie besitzen nichts als ihre Arbeitskraft, die schon vor der Geburt des Kindes und dann durch dieselbe brach liegt. Kein beglücktes Elternpaar begrüßt das junge Geschöpf — als Last wird es vielfach empfunden. Ohne Heim wächst es bei Fremden oder bei unfrohen Verwandten auf und oft genug wird es durch Vernachlässigung von Pflege und Erziehung als Zwangszögling, als Faullenzer oder Verbrecher zu einem unnützen oder schädlichen Gliede der Gesellschaft.

Und doch bilden auch diese Kinder ein kostbares Gut ihres Volkes, das der Kultur und dem Wirtschaftsleben nicht verloren gehen sollte. Und es erscheint daher als eine ebenso sehr im nationalen Interesse liegende wie menschlich-würdige Frauentätigkeit Müttern und Kindern solcher Art beizustehen.

Erst im Mutterheim, wo die Mutter vor der schlimmsten und versuchungsreichsten Not der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes geschützt ist, wird oftmals das Liebesband von ihr zu ihrem Neugeborenen geknüpft. Denn mit der Ernährung und Pflege des Säuglings erwachen die Muttergefühle und neben der körperlichen Ertüchtigung gewinnt die Frau dadurch auch an seelischen Werten. Manche gute Vormünderin kann gestellt werden, der Mutter wird vor ihrem Austritt aus dem Heim zu einer Arbeitsstelle verholfen und der Zusammenhang mit dem Verein bleibt nach Möglichkeit erhalten. Eine vordringliche Aufgabe der Fürsorge ist die Mitwirkung bei Erlangung des Unterhalts für die Kinder, zu dessen Leistung die außerehelichen Väter gesetzlich verpflichtet sind. Viele von ihnen suchen sich dieser Pflicht zu entziehen und da gilt es bald durch gütliche Vermittlung des Vereins, bald durch Beschreiten des Rechtsweges die Alimentation zu erlangen: denn diese bilden die unerläßliche Grundlage für die geordnete Auferziehung dieser Kinder.

Die Zahl der von den Vereinen behandelten Fälle bewegt sich zwischen 300—600 im Jahr. Der Verein Mutterschutz-München hat 1912 mit fast 1100 Sprechstundenbesucherinnen und 200 Hausbesuchen wohl die höchste bisherige Frequenz erreicht.

Gedenktafel

Am 9. August 1848 starb der englische Romanschriftsteller Frederik Marryat. Er hat zahlreiche, besonders bei der Jugend beliebte Seereisenromane geschrieben.

Am 9. August 1896 starb bei Rhinow infolge eines Absturzes der Ingenieur Otto Lilienthal, der Vorläufer des modernen Flugwesens.

Am 10. August 1792 wurde in Paris die Tuillerien gestürmt; Absetzung Ludwig XVI.

Am 13. August 1802 wurde Nikolaus Lenau zu Csatád in Ungarn geboren. Ein beklagenswertes Schicksal war diesem Dichter vieler schöner, schwermütiger Lieder beschieden; er starb im Wahnsinn.

Der 15. August 1771 ist der Geburtstag des schottischen Dichters und Schriftstellers Sir Walter Scott. Außer einigen herrlichen Dichtungen hat er besonders zahlreiche treffliche Romane geschrieben, die nicht nur in England, sondern selbst in Deutschland so beliebt wurden, daß man deutsche Nachahmungen für Übersetzungen seiner Werke ausgab.

Lesepost

Auf eine frühere Lesepostnotiz hin haben wir in letzter Zeit von verschiedenen Seiten Zuwendungen von Büchern bekommen, die wir an Bedürftige, hauptsächlich in den gefährdeten Sprachgebieten Österreichs weitergeleitet haben. Den freundlichen Spendern herzlichen Dank!

W. Geisel, Frankfurt a. M.: Das Eingesandte leider nicht verwendbar.

Dr. Karl Str. in Leopoldshöhe: Erwin Guido Kolbenheyer ist geboren am 30. Dezember 1878, mithin 35 Jahre alt. Er ist Dr. phil. und lebt in Wien.

Dominik W. in Isenheim: Ob man vom Verse machen allein leben kann? Wir haben läuten hören, daß es einige solcher unglücklichen Menschenkinder gibt. Das soll Sie aber nicht verleiten, die Probe aufs Exempel zu machen. Für einen sensitiven Menschen muß es eine Qual ohnegleichen sein, um Geld „dichten" zu müssen.

A. Sch. in H.: Sie wollen den genauen Zweck der Schweizerischen Schillerstiftung wissen. Also: Ehrung verdienter schweizerischer Dichter oder deren Hinterlassener durch Hilfeleistung in Fällen schwerer Lebenssorge. Gewährung von Beiträgen an Dichter, die sich durch bemerkenswerte Leistungen hervorgetan haben, aber ökonomisch gehemmt sind, zur Ermöglichung einer freieren künstlerischen Tätigkeit oder zur weiteren Ausbildung. Außerdem: Herausgabe von guten, aber geringen buchhändlerischen Erfolg versprechenden Werken schweizerischer Dichtkunst oder Förderung von einschlägigen Unternehmungen; Ankauf von guten, namentlich nicht nach Verdienst bekannten Büchern schweizerischer Dichter in größeren Partien und billige oder unentgeltliche Abgabe derselben an schweizerische Volksbibliotheken, Vereine, Schulen usw. zu Förderung ihrer Verbreitung; Veranstaltung billiger Volksausgaben von Meisterwerken schweizerischer Dichtkunst oder Förderung einschlägiger Unternehmungen.

Unser Prämienausschreiben

Kurze Charakteristik des Einlaufs (VI)

Der Postassistent Schnelle in Cassel und der Schriftsetzer Walther in Leipzig lieben den „Faust". — Emil Bunge in Hamburg, Kaufmann, hat aus den „Lebenszeichen" von Fidus das Bild „Ehe" sich ausgewählt; musikalisch ist er bei dem Lied „Das ist im Leben häßlich eingerichtet" stehen geblieben. — Fidus, und zwar die Mappe „Tänzer" wird auch von Anderen geschätzt. — Der Student Malech in Heidelberg nennt als sein liebstes ein Porträt von Richard Wagner. — Der Primaner Wps in Dessau Böcklins „Eremit". — „Freund Hein" von Emil Strauß ist das liebste Buch des Eisenbahngeometers Lang in Karlsruhe. — Der Schriftsteller Schimmel in Zwötzen ist hingerissen von dem Bild: „Ronget de Lisle trägt zum ersten Mal die Marseillaise vor", ebenso der Arbeiter Kruse in Bielefeld. — Frau Voigtlaender in Dessau sucht die blaue Blume im Märchenwald von Schwinds „König Krokus und die Waldnymphe". — Der Katasteranwärter Adolf Krämer in Arnsberg gibt eine eigenartige Zusammenstellung: Nietzsches „Zarathustra", das Bild „Im Zauberwald" von Pleß Scharlachs und das Lied „Im schönsten Wiesengrunde". — Wer kennt das Bild „Die Bergkirche" von Wirkner, das der Student Wolf in Göttingen sich zum Liebling auserkoren hat? — Dagegen wird allgemein bekannt sein die sixtinische Madonna in Dresden, die Johanna Liebenow in Berlin verehrt. — Hermann Hesse hat viele Freunde; Ewald Zerbe in Bonn nennt „Peter Camenzind". — Auch Seidl, den wir schon öfter nannten, ist vielen lieb; K. Zappe in Potsdam nennt mit vielen Andern „Leberecht Hühnchen". — Der Reißzeugmacher Strehmel in Nürnberg liest gerne, wenn er aus der Fabrik kommt, „Die Zwölf aus der Steiermark" von Hans Rudolf Bartsch. — Der Postassistent Röderer in Trier hat sich ebenfalls ein neueres Buch gewählt: „Wiltfeber der ewige Deutsche" von Hermann Burte. — Frau Luise Meißner in Mannheim dagegen bleibt in der klassischen Sphäre; ihrem Geschmack entsprechen Goethes Gedichte und das „Abendmahl" von Leonardo da Vinci. — Zahlreich haben sich die Lehrer beteiligt: der Lehrer Ludwig in Stollberg liebt „Das Schweigen im Wald" von Böcklin; der Lehrer Otto in Obernkirchen rühmt „Das Hausbuch deutscher Lyrik" von Avenarius; der Lehrer Winter in Dresden nennt das Bild „Abendfrieden" von Genzmer; die Lehrerin Simons in Lübeck „Der Hirtenknabe" von Böcklin; die Lehrerin Fischer in Oberkammlach ein frommes Bild „Lasset die Kindlein zu mir kommen"; der Lehrer Henze in Plauen beschreibt ein Bild der Heimat, vergißt aber den Künstler zu nennen. — Ludwig Richters Bilder leben allenthalben im Volke, wofür zahlreiche Einsendungen sprechen, deren Namen wir nicht alle nennen können. — Das Volkslied scheint gar nicht so ausgestorben zu sein, wie man immer sagt; da werden so viele genannt, z. B. „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" — (es wird auch ein altes Volkslied genannt: „das Lied vom goldnen Haus, das droben auf jenem Berge steht" — es ist uns nicht klar, welcher Text gemeint ist) — „die Loreley", „Hans und Liesel", „aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit", „o Täler weit, o Höhen", „der Mond ist aufgegangen", „am Brunnen vor dem Tore", „der Sang ist verschollen", „in einem kühlen Grunde", „wer hat dich du schöner Wald", „so viel Stern am Himmel stehen", „in der Heimat ist es schön" usw. — Auch lokale Volkslieder, Heimatlieder werden vielfach genannt, z. B. das Weserlied „Hier hab ich so manches liebe Mal mit meiner Laute gesessen", „O Schwarzwald, o Heimat". — Auch patriotische Lieder, „Freiheit die ich meine", „Deutschland, Deutschland über alles" kehren immer wieder. — Auch das Flottenlied „Stolz weht die Fahne schwarz, weiß, rot" taucht auf. — Viele Kunstlieder sind ins Volk gedrungen: „Verborgenheit" von Mörike, vertont von Hugo Wolf, „Trutznachtigall" von Spee, bearbeitet von Brahms, „Frühlingsfahrt" von Eichendorff, komponiert von Schumann; „Letzter Wunsch" von A. Jensen; „Das Sonntagslied" von Klopfstock, komponiert von Joh. Krüger; „Schlafwandel" von Keller, komponiert von Hegar; „An die Freude" von Schiller, aus Beethovens IX. Symphonie; „Das Sonntagslied" von Mendelsohn; „Waldeinsamkeit" von Maders; „Heimwärts" von Camillo Feller; Wagners „Preislied" aus den Meistersingern; „Auf dem Kirchhof" von Liliencron, vertont von Brahms. — Auch fromme Lieder wie „Stille Nacht, heilige Nacht", „Auferstehen, ja auferstehen", „Nun schwebt auf Engelsflügeln" (Moritz Hauptmann), „Eines wünsch ich mir vor allem Andern" usw. haben ihre Freunde. — Zum Schluß sei ein lustiges erwähnt: Wer kennt das Lied vom „Dammenlutscher"? —

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Kolbenheyers Werke. — Frauen im Dienste des Volkswohls.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Zung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 33 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, was jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, so weit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein. Hebbel.

*

O Tonkunst, die du die Vergangenheit und die Zukunft mit ihren fliegenden Flammen so nahe an unsre Wunden bringst, bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem? — Ja, deine Laute sind Echo, welche Engel den Freudetönen der zweiten Welt abnehmen, um in unser stummes Herz, um in unsre öde Nacht das verwehte Herzgetön fern von uns fliegender Himmel zu senken! Und du, verklingender Harmonikaton! Du kommst ja aus einem Jauchzen zu uns, das, von Himmel zu Himmel verschlagen, endlich in dem fernsten stummen Himmel stirbt, der aus nichts besteht, als aus einer tiefen, weiten, ewig stillen Wonne. Jean Paul.

Joseph Haydn

(1730—1809)

Wenn irgend eine Kunst, so ist die Musik Haydns jenem Empfinden entquollen, welches Hebbel mit folgenden Worten in seinem Tagebuch ausdrückte: „Der Mensch, und vor allem der Künstler, dem es um wahre Bildung zu tun ist, vergesse nicht, daß der Geist sehr oft arbeitet, bloß um sich selbst zu ernähren und zu erquicken, daß er viele Früchte erzeugt, die er selbst genießen will. Die man ihm nicht rauben muß, um sie irgendwo zum Dessert aufzusetzen." —

Der Hauch des Unbewußten, Unberührten liegt über Haydns Tonwelt. Ihr Schöpfer frug nicht nach Zweck und Nutzen, der Begriff des Anpassens an seine Zeit und ihre Bedürfnisse war ihm fremd. Er ließ seine Blumen blühn, wie sie aus der Erde kamen, und sie wuchsen ohne schweres Ringen und ohne Schmerzen, und es waren seltene Blumen und sie leben heute noch. Jene seltenen Blumen aber hat Haydn ganz allein für sich selbst, zu seinem eigenen stillen Ergötzen wachsen lassen. Denn er war seiner Zeit weit voraus, in seinem inneren Schauen ein Mystiker und Vorläufer Beethovens, in dem Gewande, welches er seiner Phantasie gab, ein bahnbrechendes Genie. — Haydn gilt jenen, die in ihrer Jugend mit seinen schwierigen Sonaten geplagt wurden, als ein Zopf, und den Modernen als naiv. Er war weder das Eine noch das Andere. Dieser scheinbar harmlose Künstler, aus ärmlichsten Verhältnissen stammend, war ein ganz gewaltiger Könner! Als Haydn auftrat, war die Form der Klaviersonate, des Streichquartetts und der Symphonie, wie wir sie heute kennen, noch im embryonalem Zustande. Unter seinen Händen aber wurden diese Gattungen Tongebilde von reichstem harmonischen, melodischen und polyphonen Inhalte, formal in damals ungeahnter und unerhörter Weise geweitet; köstliche Gefäße, deren Architektur der Genius eines Mozart und Beethoven später zur höchsten Vollendung führen konnte.

Es ist erstes Gesetz jeder rückwärtsschauenden Betrachtung, Werke des Geistes aus den Verhältnissen und Zuständen ihrer Zeit zu erfassen und zu verstehen. Eine Symphonie von Haydn erscheint heute harmlos neben der Jupitersymphonie von Mozart. Und diese wiederum muß scheinbar zurücktreten, wenn das Schicksalsmotiv der V. von Beethoven ertönt. Es sind aber nur Artunterschiede. Wahrhaft groß ist nur, was transzendent, was göttlichen Ursprungs ist. Dann hört man Gottes Stimmen, ein „Säuseln des Windes und ein Rollen des Donners." Und Haydns Musik ist dieser göttlichen Ueberzeugung voll. War nicht in seinen Symphonien, seinen Quartetten zum erstenmale jenes Geheimnisvolle erschienen, welches später in Beethovens Werken seinen Zeitgenossen so wundersam erschien? Finden sich in seinen Sonaten nicht Sätze von solcher Tiefe und Schönheit, von solch' vollendeter polyphoner Kunst, wie es bis dahin in dieser Gattung unerhört war? Ist Haydn nicht der Schöpfer der Anmut und Grazie, die in Mozarts Kunst sich göttergleich entfalten sollte? Schuf der Wiener Meister nicht in seinem 70. Lebensjahr die „Schöpfung", deren einleitende Takte uns heute noch erschauern lassen? Ja, gab es denn damals über-

haupt schon Oratorien solcher Art, von weltlichem Stil, wie sie Haydn in dem genannten Werke und den lieblichen „Jahreszeiten" schuf? Wo finden wir in der ganzen damaligen Klavierliteratur noch ein Werk gleich den f-moll Variationen, die heute noch wie ein entzückendes Rokokogeschmeide wirken? Haydn, der bewußt schaffende und gestaltende Künstler, war ein Revolutionär, auf dessen Schultern die gesamte Programm- und absolute Musik der nachfolgenden Zeit ruhte. Und auch heute noch arbeiten wir im Wesentlichen in den von Haydn geschaffenen Formen.

Sind wir auch in unserem Empfinden anderer Art geworden, hat unsere Musik auch durch Chopin, Schumann, Liszt und Wagner, durch Strauß, Pfitzner und Schönberg in harmonischer Beziehung ein ganz anderes Gesicht bekommen, in der Form fließen alle Linien wieder auf Haydn zurück, der sie als Erster den Bedingungen, welche höchste Kunst an ihre Jünger stellt, unterwarf.

Wir müssen Haydn zu den ganz Großen zählen. Auf Grund einer ganz besonderen Wesensart des Meisters, welche ihn sogar vor anderen Großen seiner Kunst auszeichnet. Wir meinen das Vorhandensein musikalischer Urinstinkte, des, wenn man will, durchaus Naiven, in seiner musikalischen Gesamterscheinung. Haydn konnte im höchsten und edelsten Sinn volkstümlich schreiben, er stand noch in innigster Beziehung zur Erde und zum Volk seiner Heimat, und er schenkte diesen eine solche Fülle köstlichster Melodien, daß Haydn hier weit mehr als der Schöpfer dieser, denn als Komponist von Quartetten und Symphonien bekannt ist. Dank ihm, darf Oesterreich sich rühmen, die schönste National-Hymne der ganzen Welt zu besitzen; und diese Weise, dem Unbewußten entsprungen, griff der denkende Künstler Haydn auf und verschmolz sie mit einem der schönsten Streichquartette, welche die Menschheit heute von ihm besitzt.

So vereinigte sich in dem armen Bauernsohn und dem später anerkannt ersten Musiker seiner Zeit zum letztenmal das Element des Bewußten und Unbewußten, zum letztenmal trat mit Haydn der Zug einfacher Lebensfreude und inbrünstigen Genießens in die Erscheinung, welcher der Menschheit jener Zeit in so unvergleichlich höherem Grade eigentümlich war als dem Geiste unserer Tage.

S. G. Kallenberg.

Klein-Rega

Eine Kinderstudie

Schluß.

Von Erwin Guido Kolbenheyer

Die schwellenden Keime des Menschentums drängen Klein-Rega zu Mutter und Vater hin, trotzdem fremde Gewalt von beiden ausgeht. Ein göttlich tiefes Spiel, dagegen Gewöhnung, Erfahrung, Erziehung kümmerliche Hilfen bleiben! Papierene Erbärmlichkeit, jener Rationalismus, der das Wesen des Kindes mit einem weißen Papierblatte vergleicht, darauf Erfahrung, Gewöhnung, Erziehung ihre Weisheiten kritzeln. Ist das Blatt vollgeklext, dann ist der Mensch reif. Wahrheiten der Papierseelen, dürres Blätterwerk, raschelnd im Luftzug etlicher Bewußtseinshilfen, die Begriffe benannt sind.

Und weil das Echte, das Ureigene nicht von der Oberfläche des Lebens abgeschämmt werden kann, sondern aus dem Innersten treibt, muß auch Regas Verlangen nach Elternliebe erst hart geweckt und bitter erschlossen werden, daß es nicht zu seichter Pflegegewohnheit verkümmere. Hat einmal Klein Rega gespürt, wie einer um sein Liebesverlangen mit sich selber raufen muß, dann ist der erste große Schritt ins Menschentum getan, Klein Rega wird nicht mehr so einsam sein wie vordem. Und weil Klein Rega ein Kind ist, kommt ihr auch da ein Wunder zur Hilfe.

Eines Morgens erwacht sie, sieht das Wohnzimmer der Mutter und war doch in ihrem Schlafzimmerchen niedergelegt worden. Das ist schon wunderbar. Aber Klein Regas Herz ist an Ueberraschungen gewöhnt. Auch steht sonst die Mutter am Gitterbettchen. Heute fehlt die Mutter.

„Wo ist das Mutterle?"

„Komm nur, laß dich schnell anziehen — heut Nacht ist es angekommen!"

„Das Gschwisterl?"

„Ja, dein kleines Schwesterl."

„Bsch, bsch."

Dann schleicht sie hinüber, das ganze Persönchen Behutsamkeit und Neugier. Sie weiß ganz gut, es kann nur in dem weißen Kinderwagen liegen, und dort hinauf klammern sich ihre dicken Händchen, die Füße stehen einwärts auf den Spitzen. Sie muß gehoben werden. Sie reckt den Hals, neigt den Kopf nieder und schaut ernst und wißbegierig in das kleine, schlummernde Gesichtlein. Mit allen ihren Seelenkräften nimmt sie es auf, kein Staunen, kein Fragen, nur volle, reine Hinnahme.

Langsam hebt sie den Kopf, eine tiefe Befriedigung liegt auf der Kinderstirn und spricht aus den Kinderaugen. Ganz leise flüstert sie:

„Das Gschwisterl..."

Es ist aufgenommen.

Klein Rega geht zur Mutter ans Bett. Daß die Mutter im Bette liegen muß, scheint ihr heute gar nicht sonderbar. Sie legt sich halb über die Matratze und sagt ganz leise: „Das Gschwisterl weint nicht."

„Es schläft."

„Das Gschwisterl schläft. Ist noch so klein."

Klein Rega sammelt die Finger ihrer Hand, daß zwischen Daumen und Zeiger kaum eine Haselnuß durchkönnte. So klein ist das Schwesterchen.

Da regt sich's im Wagen, zunächst ganz fein. Rega läuft hin, sie lauscht gespannt, ihre Stirn ist gerunzelt. Und es beginnt kräftig, laut, lebenshungrig zu schreien.

Klein Rega hält die Hände an den Kopf und schaut ratlos zur Mutter hinüber.

„Nein, nein! Das Gschwisterl wird nicht weinen!"

Wie ein Großer, dem alle Himmel einstürzen, sucht Klein Rega ihren letzten Halt bei einer Zuversicht, die sie betrogen sieht. Das Schwesterl bleibt dabei, es schreit ganz eigenwillig weiter. Eine Zeit lang kämpft Klein Rega, dann schreit sie mit, ihr ist angst und bange.

Der Vater eilt herbei.

„Du darfst nicht mitweinen, Rega, wir müssen die Kleine beruhigen. Komm, Rega."

Er hebt das schreiende Bündel aus dem Wagen.

Klein Rega schluchzt: „Aber — sie — soll — nicht weinen!"

„Alle kleinen Kinder weinen. Man muß sie beruhigen."

„Man — muß — sie — beruhigen."

Das Schwesterl ist still geworden.

„Schau dir nur die kleinen Hände an, Rega, schau."

Klein Rega nähert ihr Gesicht; behutsam, fast ängstlich, als möchte sie nur ja nicht wehe tun, legt sie ihre Lippen an das Fäustchen: „So klein..."

Da schreit es wieder auf, wird ganz rot und heiß. Klein Rega ist unglücklich. Sie muß fortgeführt werden, daß der Lärm nicht zu arg werde.

Das erste Mal steht Klein Rega vor dem Unabwendbaren. Sonst ist immer noch ein Weg offen geblieben. Auch in den schwersten Kümmernissen hat die Mutter einen Trost gefunden. Nun aber ...anders, anders. Klein Rega ahnt den neuen, eigenen Willen, der neben dem ihren auferstanden ist. Sonst freilich hat es tote, willenlose Dinge gegolten. — Und alle stehen bereit, den neuen Willen zu beschwichtigen. Klein Regas Schmerz wird Nebensache. Das fühlt Klein Rega brennend. Der Vater, die fremde Frau, wahrscheinlich auch die Mutter — alle sind um das Geschwisterl bemüht. Und Klein Rega hat doch auch weinen müssen. Und Klein Rega ist hinausgeführt worden.

Ein Glück, daß der Kübel mit schwarzem Wasser vor der Tür steht und der Aufreibhader drinnen schwimmt. Während sich das ganze Haus um das Kleine bewegt, bietet der Himmel diese wonnige Gelegenheit, zu beweisen, wie nützlich Klein Rega sein kann. Sie drängt zunächst den Hader kunstgerecht und tief in das Schmutzwasser, wenn auch die Aermel über die Ellbogen naß werden, zuerst muß jeder Hader eingetaucht werden. Dann zieht sie das herrlich triefende, schlappende Tuch heraus, preßt ihre Finger fest hinein, um auszuwinden, und schleppt die Nässe, emsig gebückt, auf dem Boden des Vorzimmers hin und her. Und wenn alle über dem kleinen Geschwisterl dort drinnen den Kopf verlieren sollten, Klein Rega wird das Haus in Stand halten.

Allein nicht immer wartet ein Kübel mit Schmutzwasser, um über die unerklärlichen Kümmernisse hinweg zu helfen, die Klein Rega nun oft befallen.

Das Schwesterchen macht Sorge. Es scheint nicht ohne weiters auf das Leben eingehen zu wollen, als sei das zarte Körperchen noch nicht bereit, sich eigenkräftig auszubauen. Alle Mühe und Sorgfalt fließt dem kleinen Wesen zu, ihm muß über die gefahrvolle Zeit einer embryonalen Nachreife hinweggeholfen werden. Mutter und Vater haben zunächst wenig Kraft für Klein Rega übrig. Klein-Rega aber glaubt an unbegrenzte Kräfte der Eltern.

Sie steht eigentümlich befangen vor der Mutter, wenn das Kleine sorgsam an die Brust genommen wird. Und sie beobachtet mit geweckteren Sinnen den zärtlichen, hingebungsvollen Ausdruck der stillenden Mutter. Auch Klein Rega möchte gern so nahe bei der Mutter ruhen. Es ist ihr, als habe sie versäumt, diese Zärtlichkeit zu verlangen. Doch irgend ein wehrendes Gefühl hält sie ab, ihren Wunsch laut werden zu lassen. Die Mutter merkt wohl ein Verlangen in Regas Augen, sie spricht ihr zu, küßt und streichelt sie und nennt sie: ihre große Tochter. Aber Klein Rega schmeckt die Beschwichtigung heraus. — Und einmal in einer friedlichen Stunde: das Schwesterchen schläft, die Mutter näht und folgt hie und da mit einem Blicke dem Spiele mit der Wickelpuppe — nimmt Klein Rega die Puppe an die Brust, blinzelt zur Mutter hin, ob sie's auch merke, und schaut dann ebenso zärtlich auf die Puppe nieder. Um zu zeigen... Aber die Mutter versteht nicht recht.

Wenn das Schwesterchen umgebunden wird, kommen alle hinzu. Klein Rega darf auf den Stuhl klettern und sehen. Eines Tags strampelt die Kleine lebendiger als sonst, ballt die Fäustchen fest, streckt und dehnt sich zum ersten Male voll Behagen. Alle werden darüber froh. Der Vater sagt bewundernd: „Wie sie sich streckt!" Klein Rega freut sich mit den Eltern über das Strecken und Strampeln, die guten Zeichen des Gedeihens nach langer Unentschlossenheit. Als hätte die ganze Familie darauf gewartet.

Am Abend, da die Kleine zum letzten Male getrunken hat und das ruhige Nachtlicht auf dem Schranke brennt, kommt der Vater noch ins Kinderzimmer. Klein Rega duckt sich in den Polster, regt kein Glied, tut als schliefe sie. Der Vater geht zuerst zum Schwesterchen und sieht es lange an. Dann kommt er auch ans Gitterbett. Kleine Rega blinzelt, aber rührt sich sonst nicht. Der Vater mag doch das Blinzeln gesehen haben.

„Du schläfst noch nicht?"

Klein Rega wirft sich auf den Rücken und lacht. Der Vater schiebt das Gitter nieder, um Rega besser zu legen. Alle Abend haben die Eltern Klein Rega gelegt, früher, seither nicht. Klein Rega hat jeden Abend still gewartet. Nun legt sie der Vater wieder zurecht. Klein Rega ballt die Fäuste, bäumt und streckt sich, strahlt den Vater an und jubelt ihm zu: „Wie sie sich streckt!"

„Du sollst aber schlafen. Es ist schon spät. Alles schläft schon, der Garten, die Bäume, das Birkensalettl, die Rosen, die Erdbeeren, die grüne Bank."

Der Vater küßt Klein Rega.

„Wenn ich wiederkomme, mußt du schon schlafen, hörst du?"

Klein Rega legt sich willig auf die Seite und wühlt ihr Gesicht in den wolligen Pelz von Lockl, dem Eisbären. Ganz glücklich ist sie nicht, trotzdem sie vom Vater gelegt wurde, trotzdem er sie geküßt und gestreichelt hat: er hat freudiger drein gesehen, als sich das kleine Schwesterchen streckte und Klein Rega hat das Strecken doch auch gut getroffen.

Am bittersten aber schwillt ihr Herz, wenn man sie zu beschäftigen sucht, um Zeit für das Geschwisterl zu gewinnen. Dadurch wird ihr das geliebteste Spiel vergällt. Klein Rega wittert jede Absicht, über sie hinweg zu anderen Geschäften zu kommen. Aber sie wendet ihren Unwillen nie gegen das Kleine im weißen Wagen, sondern stets gegen die Dinge, die ihr zugemutet werden, und gegen die Großen, wenn sie durchaus zu den verhaßten Beruhigungsmitteln zureden wollen.

Immer heftiger wird Klein Rega, sobald sie nur die leiseste Flüchtigkeit der Eltern spürt. Eifervoller begehrt sie die ganze Hingabe der Eltern an ihre Absichten und kleinen Werke. Ihr Blick kann scheu und matt werden. Sie wehrt Zärtlichkeiten ab und weiß doch ihre Befriedigung kaum zu verhehlen, wenn sie liebkost wird und eine fromme Stunde Lob und verständige Worte ermöglicht.

Und sie beginnt gewisse Rechte und Privilegien auszubilden. Am Abend muß der Vater ans Gitterbettchen kommen und ihr den Brei geben. Vorwand ist die Geschichte vom Schneiderlein sieben auf einen Schlag. Sie hört die Abendgeschichte nicht zu Ende, trotzdem Geschichten sonst die letzte Zuflucht der Eltern bleiben. Es genügt das erfüllte Privileg. Die Mutter muß die Milch in ihre Schale gießen, sonst dürstet Klein Rega lieber. Dann: gute Nacht. Sie würde lange, lange nicht einschlafen. Aber den Vater rufen, das könnte sie trotzdem nie. Ehrensache.

Ehe das kleine Schwesterchen kam, hat Klein Rega schön artig und selbständig mit den Eltern zu Mittag gegessen. Nun will sie's nicht mehr ohne Hilfe tun, es sei denn eine ganz besonders gute Mehlspeise, darüber man allen Kummer vergißt. Sie muß gefüttert sein. Oft wird der Kampf heftig und verzweifelt. Sie schleudert den vollen Löffel auf den Boden, schlägt mit der Hand in die Speisen. Sie muß, muß es durchsetzen. Mutter und Vater sollen auch sie füttern, pflegen, betreuen.

Schwere Wochen. Klein Regas Herz kommt selten zu Frieden. Es ist voll tiefer Unruhe. Wund ist das kleine Herz. Beim kleinsten Anlasse schwillt die Bitterkeit und läuft über. In allen Körperenden, damit man schlagen, stoßen, stampfen kann, steckt ein Zornteufelchen. Wie eine Wildkatze kann Klein Rega kratzen und beißen. Und oft muß sie im Winkel stehen.

Dort verbraust der Sturm allmählich. Man wird im Winkel nachdenklich. Klein Rega hält sich mit tiefer Stimme, langsam Wort für Wort betonend, einen Sermon:

„Und weil du schlimm warst, mußt du ins Winkerl. Weil du das gute Mutterl schlägst, bist du schlimm. Und weil du schlimm warst..."

Klein Rega ist müde. Sie summt dort im Winkerl ihr Herz ein. Und plötzlich wacht sie auf.

„Bitte, Mutterl, sie wird wieder brav sein."

Dann holt die Mutter Klein Rega aus der Gefangenschaft und alles ist vergessen. Klein Rega muß wieder genau achtgeben, daß die Eltern nicht flüchtig werden. Es ist Beruf der Eltern, stets sofort wieder gut zu sein, wenn jene Formel gesprochen ist. Man kann die Formel auch verweigern und lieber im Winkerl bleiben.

Die Eltern müssen verzeihen, nicht siebenmal siebzigmal, sondern überhaupt. Das ist eine viel schlichtere Rechnung, wehe, wenn die nicht stimmt. Wehe den Eltern, die dies letzte, äußerste Vertrauen verscherzen.

Klein Rega und alle ihre kämpfenden Altersgenossen brauchen deswegen doch nicht verweichlicht zu werden. Wo ein Kind so schwer um sein Eigentum ringt, und Elternliebe ist vorerst sein herrliches Eigentum, bleibt ihm die Zucht des Lebens nicht erspart, auch wenn die Eltern in Strenge und Strafe genügsam sind. So ein Kleines steht trotz seiner drei jungen Jahre in der Reihe der großen Kämpfer. In ihm lebt schon Menschentum und kein stumpfes Art und Herdenwesen mehr.

Wer kämpft, muß einen Ort haben, wohin er den Kopf betten kann. Wehe den eitlen, hoffärtigen Eltern, die sich nicht genügen lassen, wenn das Kind den großen Kampf selber aufgenommen hat! Von Stund an hat das Kind Gedächtnis erlangt, denn es tut den ersten Schritt über die Grenze des Traumlandes. Und törichte Eltern, die den bitteren Kampf nicht sehen, die dort zu ränken und richten streben, wo die Natur sich nur mehr selbst befreien kann. Sie erziehen ihre Richter und nicht ihre Kinder.

So lernt Klein Rega in dieser schweren Zeit die Eltern lieben, während sie früher nur ihre Welt gegen die der großen zu behaupten suchte. Ihre Liebe ist nicht sentimental, wenn sie auch schamhaft bleibt. Klein Rega offenbart sie nur in feinen, leisen Zeichen.

Die Eltern lernen bald einsehen, daß Klein Rega ein lebendiges Recht behauptet. Sie werden bereitwillig, auch wenn sie müde sind. Klein Rega erkennt sofort die gute Stunde, die der Vater oder die Mutter ihr geben. Dann langt ihre Hand hinauf und sie sagt: „Führen".

Sie wandert mit dem Vater durch den Garten, als spaziere sie durch eine unbekannte, anregende Gegend. „Nur immer herum," meint sie. Ihre Sinne werden an hundert Dingen laut, daran sie sonst achtlos vorübergegangen wäre. Manchmal läßt sie los, um etwas abzupflücken oder aufzulesen. Aber immer kommt sie zurück und reicht die Hand. Bis die Stunde ausgenossen ist, bis ihr beunruhigtes Herz für eine Zeit gestillt ist. Dann geht sie ihre Wege. Aber bevor sie geht, hat sie gewiß einmal gedankt. Nicht, als hätte sie ein Geschenk erhalten, sie hat ja nur ihr Recht bekommen. Sie dankt, wie ein Mensch dem andern danken soll, indem sie anerkennt. Irgend einmal sagt sie: „Der g u t e Vater." Ganz unvermittelt, nebenhin. Es ist wie ein Händedruck.

Sie sagt: der g u t e Vater. Der Gegensatz lebt auch in ihr. Nie würde sie betonen: die g u t e Mutter. Sie redet nichts Ueberflüssiges zu solchen Stunden, sie kennt die Phrase nicht.

Auf die Mutter vertraut sie, und wenn sie gegen die Mutter wild und unbändig war, so flieht sie selbst vor der strafenden Mutterhand zur Mutter, wie ein Lamm in den brennenden Stall flüchtet. Denn Klein Rega ist ein Mutterkind. Nicht in der üblen Bedeutung der Verhätschelung, des Verpäppeltseins, sie ist Mutterkind im Gegensatze zu den Dienstbotenkindern, die vom Morgen bis zum Abend der Hut fremder Leute überlassen bleiben, deren Art meist geringer und dürftiger ist als die des Kindes. Klein Regas Mutter ist der schweren Aufgabe nicht ausgewichen, sie hat Klein Rega allein durch die ersten Lebensjahre geführt. Und die Aufgabe ist gewiß schwerer, als Kinder zu gebären. Sie kann ebenso wie das Gebären nur von der Mutter bewältigt werden. Der Vater hat nicht die Fähigkeit, das Kind durch die ersten Erlebnisse zu leiten. Der Mann schaut auf das Vollendete, Ganze. Der Vater wird raten können, wenn es die Lebensrichtung gilt, dahin die Anlagen des Kindes zu leiten scheinen. Die Mutter allein ist befähigt, dem Kinde über die Schwierigkeiten hinweg zu helfen, die in den ursprünglichen Regungen der Anlagen verborgen liegen. Nur die Mutter besitzt dem Kinde gegenüber das Talent einer genialen Geduld, ein Talent, das der Mann nur für die Kulturleistung eignet. Der Wert der besten Menschen mag wesentlich darauf beruhen, daß sie Mutterkinder und keine Dienstbotenkinder waren.

Klein Rega weiß, daß ihr von der Mutter her die beste Hilfe kommt. Klein Rega hat den großen Kampf nur deshalb aufnehmen können, weil sie ein Mutterkind ist. Sonst wäre sie nicht so weit gewesen. Je früher der Kampf um das Menschentum beginnt, desto mehr erlebt der Mensch. Und darauf kommt's an: viel erleben, nicht vielerlei durchleben und nicht lang leben.

So hat Klein Rega genau erkannt, was ihrem Alter und Wesen die Mutter bedeutet und was der Vater. Aber das hätte sie auch nach und nach in aller Kindereinsamkeit erfahren. Daß sie Mutter und Vater, beide in eigener Weise, liebt, das ist erst durch den großen Kampf in ihr lebendig geworden. Sie fühlt nun auf Kinderart, was Familie ist.

Nichts natürlicher, als daß sie das Schwesterchen mitzuschützen und mitzuhüten strebt, auch gegen den Vater. Denn der — mag man auch hie und da mit ihm Frieden schließen — bleibt immerhin ein Stück fremder Gewalt.

In einer Nacht ist das Kleine unruhig. Es hat tagsüber viel geschlafen. Zunächst unterhält es sich allein in seiner Sprache, wenn auch etwas laut. Dann aber wünscht es Anregung und schreit. Klein Rega ist wohl müde, sie findet bei dem Geschnatter und Geschrei keinen Schlaf. Dennoch bleibt sie ruhig und wartet. Nur der Vater, natürlich der Vater, wird nervös. Und nach vergeblichen Versuchen der Mutter beginnt auch er mit seiner Beruhigungstaktik. Die sieht anfangs immer sehr besonnen aus, geradezu individualistisch auf den Fall zugespitzt, aber bald artet sie in eine gewisse Heftigkeit aus. Schließlich steigert das beschämende Gefühl taktischer Unfähigkeit nur noch das heiße Ruheverlangen. Der Vater gibts auf, aber nicht ohne schreckliche Drohungen in Worten und Bewegungen.

Da erhebt sich Klein Rega.

„Wirst still sein, Herr Dokter," ruft sie dem Vater zu. „Tu ihr nichts!"

Und sie verkriecht sich wieder. Sie nennt den Vater immer: Herr Doktor, wenn sie Distanz betonen will. Das ist auch so eine Feinheit der Ansprache.

„Du hast zu schlafen, Rega!"

Nach diesem schwächlichen Versuch, Würde zu wahren, zieht sich der geschlagene Taktiker zurück. Er überläßt das Feld der Mutter. Und da allseits viel Energie ausgegeben ist, gelingt es der Mutter in wenigen Augenblicken, Schlafesruhe zu schaffen.

Gewiß, der große Kampf in Klein Rega ist noch lang nicht ausgetragen, aber das eigene Persönchen steht doch den Großen nicht mehr so gegenüber, daß man an Mitteln und Wegen verzweifeln müßte.

Klein Rega hat den gewaltigen Schritt aus der Einsamkeit in die Gemeinsamkeit getan, mit ihren kurzen, geschäftigen Beinchen, drei Jahre und etliche Wochen alt und kann so hoch, die Nase über den Tischrand zu stecken.

Klein Rega steht nicht mehr am Zaun und ruft voll Verlangen nach Kindern, die vorübergehen.

Sie hat eine Heimat gefunden. Zwei fremde Welten sind in eins verschmolzen. Liebe hat das Feuer dazu gegeben. Das aber hat entzündet sein müssen.

Etwas über das Exlibris

Von Benno Eggert

Bücher durch Entleihen zu erwerben, ist ein verbreitetes Rezept. Und du bist ein Bücherfreund, hast durch die Schnödigkeit solcher „Sammler" auch schon Haare lassen müssen und sinnst auf Mittel, deine Bücher so zu zeichnen, daß sie auch im fremden Bücherschrank von deinem Besitzrecht künden und den Säumigen mahnen.

Du schreibst also deinen Namen in ein Buch, deutlich, kräftig und mit Tinte; schreibst, betrachtest und — es gefällt dir nicht!

Ja, und dein guter ehrlicher Name in bewährter Handschrift, warum wirkt er so unpassend in dem Buch? Halt, wo hast du ihn heute etwa sonst noch geschrieben? Aha, unter den Entrüstungsbrief an den Gauner von Geschäftsfreund, unter die Reklamation an die Steuerbehörde, unter die Bestellung deines Flaschenbiers! Haftet ihm da am Ende nicht etwas vom Alltag an, das gerade in dein Lieblingsbuch, dem du Stunden weihevoller Entrückung dankst, am allerwenigsten paßt?

Aber da ist noch ein Zweites, Greifbareres. Ist ein „gutgemachtes" Buch nicht das kunstreiche Resultat millimetergenauer Abwägungen und Zusammenstimmungen aller Verhältnisse, sind nicht z. B. die Höhen- und Breitenmaße der Seiten, innerhalb der Seiten die des Satzspiegels, innerhalb des Satzspiegels die der Zeilen, innerhalb dieser Höhe, Dicke, Breite, Charakter der Typen, harmonisch abgewogen und gegenseitig bedingt; in jedem Wort, im Einband, vom ersten bis zum letzten Blatt waltet da ein bestimmter, dem Inhalt des Buches entsprechender, organischer Aufbau, das ganze Buch ist ein festes, gesetzmäßiges Gefüge, ein Stück Architektur, dem ohne Schaden für das Ganze nichts Wesensanderes hinzugefügt werden kann. Währen's auch nur die paar Wörtchen Schreibschrift, hier wirken sie etwa so, wie wenn ein Fürst über das Portal seines Palastes seinen Namen nicht in Stein meißeln ließe, sondern mit Kreide darüber kritzelte.

Seit es Bücher gibt, hat man das empfunden und so setzt schon im 16. Jahrhundert eine Blütezeit des Exlibris (aus der Bücherei), des künstlerischen Bücherzeichens ein. Die führenden Meister der Zeichnung und des Holzschnitts Dürer. Holbein, Cranach, Beham u. a. haben hier Vorbildliches geschaffen.

Die eine Bedingung eines guten Exlibris ist mit dem oben Gesagten bestimmt, es muß sich in den tektonischen Rahmen des Buches, der Druckschrift, einfügen, es muß dekorativ sein. In der Führung der Linie und in der Verteilung der hellen und dunklen Flächen, in den Verhältnissen von Zeichnung und Schrift muß etwas liegen, das uns an das Rechteckige des Schriftsatzes im Buch ebenso erinnert wie andererseits an das freiere, runde Spiel im Charakter der einzelnen Typen. Ein gutes Exlibris wird demnach stets stilisiert sein. Gerade nach dieser Seite hin sind die alten Bücherzeichen unübertroffen.

Inhaltlich dagegen ist das moderne Exlibris wesentlich reicher. Allermeist gaben die alten das mit Putten und Schutzpatronen mehr oder weniger reich verzierte Wappen des Besitzers wieder. Das moderne Bücherzeichen redet stärker von dem Zweck, es mahnt und warnt den diebischen und saumseligen Entleiher, siehe das gelungene Blatt in Nr. 30 der heurigen Lese. „Wer dies noch behalt, des Hand verfallt", beschreibt Georg Barlösius ein Exlibris, auf dem der Henker die gefährliche Exekution vollzieht.

Es redet auch stärker von der Persönlichkeit des Inhabers, und darin liegt sein ganz wesentlicher Reiz. Wer ein Wappen hat, mag es freilich auch heute noch auf sein Exlibris bringen. Wer keines hat, der setzt an seine Stelle die Kennzeichnung einer hervorstechenden Charaktereigenschaft, eines persönlichen Strebens, seines Verhältnisses zu Umwelt

und Idee, seiner Lieblingsbeschäftigung, seiner beruflichen Tätigkeit, seiner Liebe zu Natur oder Kunst und natürlich seines intimen Verhältnisses zum Buche. Manch einer hat auch für jede Sparte seiner Bibliothek ein besonderes Exlibris; für Belletristik, Geschichte, Technik, Kunstwissenschaft usw. ja sogar für — Erotik.

Es gibt auch keine graphische Technik, die heute nicht für das Exlibris Verwendung fände, die einfache Strichätzung nach der Tuschzeichnung, die Lithographie, dann die Originalverfahren, bei denen der Künstler auch zugleich die Reproduktion ausführt, die Originalzeichnung, die Radierung und der ganz besonders reizvolle Holzschnitt mit der prächtigen Wirkung des satten Sammetschwarz auf dem seidigflimmernden Japanpapier.

Einer freundlichen Anregung des Herausgebers folgend, setzt der Schreiber dieses, der eigentlich gar kein Schreiber, sondern ein Maler ist, ein paar seiner eigenen Exlibris zur Illustration in den Text. Als Probe für einen Holzschnitt das Exlibris Dr. Leo Balet, etwa mit dem Thema: „O, daß mein Geist in Flammen sich entbände", die geheimnisvolle Entstehung mittelalterlich mystischer Schriften mit ihrer übersinnlichen Glut von Sprache und Empfindung. Für einen anderen Gelehrten das lithographierte Blatt Dr. Hans Rueff, der Kritikus, der mit den Büchern anderer Leute jongliert. Den im warmen Nest behaglich Schmökernden zeigt das Exlibris Dr. Lenze (Klischeedruck nach Federzeichnung), was machts, daß das Nest so hoch ist und nicht allzu groß, da bleibt man hübsch ungestört.

Zum Schluß noch ein kleiner Holzschnitt, das Exlibris des Verfassers, dem ein Initial genügt. Der dornenumwachsene Turm will sagen: nicht gerade menschenfreundlich, wenn aber aus den Knospen Rosen werden, wer möchte dann nicht wohnen so hoch in der duftenden Pracht.

Aus der Jahreszeit

Es rast der See

Von Leopold Miller

„Und Sie kennen mich nicht mehr?"

Er stand am Heck des Motorbootes und schwenkte grüßend die blaue Jachtmütze, während er mir lächelnd zurief. „Und wir haben doch miteinander „gefischt". — Wissen Sie noch?" setzte er hinzu.

Ich reichte ihm die Hand, ich hatte ihn nicht vergessen. Wie sollte ich auch! Es gibt Minuten, gibt Stunden, die sich so tief in das Wachs unserer Erinnerung eingraben, daß sie unauslöschlich sind, und wir beide hatten nicht nur solche Minuten und Stunden, nein wir hatten Tage erlebt. Ja, wir hatten miteinander gefischt, und welch' seltsamer Fischzug war es. Es könnte gestern gewesen sein, so lebhaft steht alles vor mir.

Gegen Mittag wurde der West ein wenig steifer. Das gab ein prächtiges Segelwetter. Ich sah von der Römerschanze auf den Segelhafen hinab. Die Jachten zerrten an den Bojen und tanzten auf und nieder. Am weitesten draußen lag der „Pfeil". Sein weißer Rumpf schimmerte in der Sonne, sein Tauwerk hob sich vom Maste und schlug. Ich hatte erst am Tage vorher frisches „laufendes Gut" eingeschorren. Der Student hatte mich darum gebeten. Er segelte ja so gern. Tag für Tag trieb sich das junge Blut mit seinen Kameraden im Segelboote auf dem See herum. Und er segelte gut, man konnte ihm ein Fahrzeug anvertrauen. Auch heute würde er wohl hinausgehen, diese Gelegenheit würde er nicht verpassen — lockte es mich doch selbst. Hei, wie würde die Jacht dahinschießen, wie würde sie mit dem Kopf ins Wasser bohren und übermütig mit vollen Backen den schäumenden Gischt an Backbord und Steuerbord über die Bordwand emporspritzen, wie ein ausgelassenes Füllen. Aber das Toppsegel, das vertrug sie nicht, da bohrte sie sich vorne noch tiefer ein, als könnte sie die unbequeme Last abschütteln. Sie war wie ein Pferd mit überfeinen Nerven, rassig, empfindlich, launisch. Der Student wollte durchaus das Toppsegel haben, ich hatte ihm den Willen nicht getan, es lag wohlverwahrt im Schuppen der Werfte, und das war gut. Am Nachmittage jagte das Gewölk, die Ufer waren schwarz und grau und die Sonne mühte sich, am Himmel hier und da eine Spalte zu erwischen, um neugierig herabblinzeln zu können. Sie waren wirklich hinausgegangen, die fünf jungen Menschenkinder, auf dem Platze der Jacht vor dem Segelschiffhafen tanzte einsam nur mehr die Boje.

Freiheit und Freundschaft, Wein und Liebe! Bruderherz, das Leben ist schön! Vom Liebchen werden sie gesungen haben, von einer Farbe, einem Glauben, und der Wind nahm ihnen die Worte vom Munde und trug sie weiter. Und dann die Heimkehr, trunken vor Lust und Leben, der eine vielleicht noch die Küsse auf den Lippen fühlend — war es ein Wunder, daß die Hand lässiger am Steuer drehte, daß der Blick nicht mehr so fest auf den Segeln ruhte? Sie standen so prall wie ein Brett. Was lag daran, daß der eine Bord des Bootes ganz am Wasser lag, daß der Sturm die Wogen aufwühlte und vor sich herfegte, daß sie gierig die Arme ausstreckten: Bleib doch, komm, laß dich umarmen!

Am Abend wurde ich geholt. Am Hafen eine aufgeregte Menge. Ein schreckhaftes Raunen von Mund zu Mund.

„Tot! Verschwunden — alle fünf!"

„Und das Boot?"

„Gekentert, man weiß nicht wie!"

Die wirren Reden weisen mich an den österreichischen Kapitän, dessen Schiff noch im Hafen liegt. So schnell mich meine Füße tragen, eile ich zu ihm.

„Wie war es?"

Er zuckt die Achseln. „Es war Nacht, ich sah in der Ferne die weißen Segel und dann waren sie hinweg, wie vom Wasser verschlungen. Kein Laut, kein Hilfeschrei, nichts. Wir fuhren darauf zu, wir suchten eine halbe Stunde. Umsonst. Nichts war mehr zu sehen. Da fuhren wir weiter. Was sollte ich machen?"

Am nächsten Morgen zog ich aus. Eine schwere Pflicht galt es zu erfüllen. Eine gramgebeugte Mutter hatte mich händeringend angefleht. Zwei Söhne hatte ihr der See genommen, er, der heute so friedlich rauschte und in klarer, reiner Schönheit prangte. Nur noch einmal wollte sie sie sehen und in geweihter Erde sie bestatten.

„Nur noch einmal sie sehen." Und ich versprach es.

Von Langenargen bis Kreßborn, den zwei benachbarten Stationen am württembergischen Ufer, bildet der Bodensee eine tiefe Bucht, die beim Argenhorn, der Einmündung des Flusses Argen, beginnt. Weiden und Kiefern umsäumen den steinigen Strand, unterbrochen von Lichtungen, dahinter dehnen sich grüne Wiesen. Von Langenargen waren die Fünf ausgesegelt. Drei Richtpunkte fand ich für mein Suchen. Den ersten gab mir ein Bursche von Langenargen. Er stand am Landesteg der Station. Er sah wie der Sturm das Segel peitschte, hörte die Lieder der Fröhlichen und folgte dem Boote mit den Augen, bis das Argenhorn es dem Blicke entzog. Der zweite Punkt kam mir von einem würdigen Pfarrherrn. Im Dörfchen Thunau, etwa fünfhundert Meter vom Ufer, liegt sein schlichtes Pfarrhaus. Von einem Fenster seiner Studierstube kann er durch eine Lichtung den See überblicken. Er sah das weiße Segel, sah es in den Wellen verschwinden. Und der dritte Richtpunkt: die Angaben

des österreichischen Kapitäns, der versuchte die Verunglückten zu retten.

Lag das Segelboot mit den Ertrunkenen in der Bucht auf dem Grunde des Sees? Es war anzunehmen. Aber die Bucht hat eine Ausdehnung von fünf Kilometern und der See dort Tiefen von neunzig bis hundertfünfzig Metern. Meine Hoffnung auf Erfolg war gering. Wir hatten unser Rüstzeug fertiggestellt. Zwei feste Boote mit Bemannung standen zur Verfügung, eine dreihundert Meter lange, fünf Millimeter dünne Stahlleine war beschafft und an ihr hingen eine Menge kleiner feiner Anker mit je vier scharfen Widerhaken. Ich ließ am Strande fünfzig um fünfzig Meter der Uferstrecke mit Stangen abstecken. Und dann begann das Suchen. Die Boote stellten sich querab voneinander in einer Entfernung von fünfzig Metern in der Richtung auf die Stangen auf, die Stahlleine wurde in das Wasser gesenkt, so daß sie in einer großen Schleife zwischen den Booten auf dem Grunde lag, und dann tauchten die Riemen in das Wasser und die von zwei Leuten festgehaltene Leine schleifte über den Boden des Sees. Noch etwa tausend Metern Weg kam die Landestelle von Langenargen in Sicht, das Boot ruderte zurück und nahm die weitere Position auf.

Ein nervenerregendes Tun. Es zuckt. Wir holen die Leine ein. Langsam, Hand um Hand. Sie rollte sich auf dem Boden des Bootes. Fünfzig, hundert, hundertfünfzig Meter. (Von vier Meter Tiefe fällt der See auf neunzig, von neunzig auf hundertundvierzig wie eine steile Bergwand ab.) Unsere Augen heften sich gierig auf den tropfenden Stahl, unser Herz pocht mehr und mehr, je höher die Leine kommt. Ein Baumstrunk, ein Ast, Seetang hängen an den Angeln, die Leine fällt zurück. Weiter schaukeln die Boote, die Riemen knarren gleichmäßig in den Dollen, längst ist die Rede verstummt, nur hier und da ein Flüstern, ein halblautes Wort und das Zittern der über den Grund schleifenden Leine.

So geht Stunde um Stunde, bis der See sich in Dämmerung hüllt und die Nacht über das Grab ihre milden schwarzen Schleier breitet.

Zwei Tage verrinnen ohne Ergebnis, da am dritten Tage hackt die Leine auf dem Grund. Die sehnigen Arme der Matrosen reißen daran, die Füße stemmen sich gegen die Planken, so daß das Boot Wasser faßt, blaurot werden die Gesichter, die Adern spannen sich. Vergebliche Mühe. Ich rufe eine Motorjacht an. Der mir befreundete Besitzer läßt die Stahlleine um die Ankerwinde nehmen, wir versuchen einzuwinden. Auch das umsonst, es geht nicht, zu schwer hängt es an dem Tau. Es muß der „Pfeil" sein, der einen neun Zentner starken Bleikiel hat. Endlich gebe ich es auf, lasse eine Boje an die Leine befestigen und wir kehren heim.

Der nächste Morgen findet uns mit dem bayerischen Dampfer „Maximilian" an der Unglücksstätte. Mit ihm wollen wir das Segelboot heben. Eine Menge Zuschauer in Nachen, Gondeln und Motorboten umschwärmten uns und harren der Ereignisse, denn die Mär von unserem „Fischzug" hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Die Boje wird aufgenommen, von den beiden Enden der Stahlleine wird das eine an der Steuerbordseite, das andere an der Backbordseite an Bord des Dampfers gegeben, am Kranen, der sich am Bug befindet, befestigt, und dann hieben die Leute ein. Der Vormittag vergeht, langsam hebt sich die Last, wird schwerer und schwerer. Warum? Bange Zweifel kommen mir. Ist es Täuschung — oder? — Während die Leute weiter schaffen, liege ich in der Kabine über die Bodenseeschiffahrtskarte gebeugt. An der Stelle, an der wir uns befinden, kann nach der Karte das Telegraphenkabel liegen, das von Nonnenhorn nach der Schweiz führt. Sollte es *das* sein? Und wenn — was dann? Soll ich weiter arbeiten lassen oder die Leine kappen? Verzichten auf den Erfolg? Die wehen Augen der Mutter sehe ich vor mir. Wer mir Gewißheit geben könnte! Mit mir kämpfend gehe ich wieder nach vorne. Schon will ich anordnen, die Arbeit auszusetzen, da schießt ein längliches Stück Holz aus dem Wasser in die Höhe. Schnell winke ich ein Boot heran. Das Holz wird aufgefischt, man reicht es mir an Bord. Nur einen Blick werfe ich darauf, es ist der Mast des „Pfeil".

Nun weiter. Die Kurbeln knarren, die Taue spannen sich, langsam nähert sich der Dampfer mit der unter seinem Bugspriet hängenden Last dem Ufer.

Das Tauwerk des Bootes kommt zum Vorschein, das Segel taucht blähend auf, der Rand des Bootes schimmert weiß und licht aus dem Wasser, nun kommt es hoch. Unter dem Segel müssen sie liegen, eingehüllt wie in ein Leichentuch. In aller Augen fieberhafte Spannung. Zwei meiner Leute lassen sich in das Boot hinab, das Wasser spritzt auf. Sie wühlen das Tuch zur Seite, das Boot ist — leer.

Und am nächsten Tage beginnt wieder der graue Fischzug, ich hatte es ja versprochen. Und Stunde um Stunde, bis am sechsten und siebenten Tage die Erlösung kam. Sie hätten von den gierigen Angeln zerfleischt werden können, zerrissen und verstümmelt. Unverletzt entstiegen sie der kalten Flut. Wie Wachspuppen sahen sie aus, steif und kalt, die Augen geschlossen wie im Schlafe. Das eisige Wasser dort unten hatte sie ohne Veränderung erhalten.

Am Seezeichen beim Thunauer Horn betteten wir sie ins Boot, bis wir sie mit dem „Maximilian" holten zur letzten Fahrt heimwärts zur Mutter Erde. Und glaubt einer, daß ich diese Tage vergessen kann?

Anmerkung: Diese Erzählung schildert, wie der Verfasser uns mitteilt, ein Erlebnis aus seinem Beruf, das sich so zugetragen hat.

Die Schriftleitung.

Im Volksdienst

Warum müssen wir etwas von „Bodenreform" wissen?

Von Dr. jur. von Schwerin-Obersteinbach

Das moderne Leben der Kulturstaaten im allgemeinen und des deutschen Reichs im besonderen, trägt den Stempel der Unruhe. Es ist ein Hasten und Jagen — sagen wir nach Glück — das trotzdem für die meisten zu irgend einem wirklichen Befriedigtsein schließlich nicht führt. Wir flüchten uns gerne aus diesem Treiben — wenigstens manchmal — auf eine Stunde heraus und versenken uns in die schöne Literatur. Wir greifen dann gerne zu unserem getreuen Führer, der „Lese", und sagen uns, daß wir hier einmal wenigstens eine ruhige Stunde verbringen dürfen. Statt uns aber mit schönen geistigen Genüssen der Literatur zu versorgen, oder uns heitere, kleine Lebensbilder insbesondere aus der Jugend- und Kinderzeit vorzuführen, klingt uns plötzlich die harte Frage an das Ohr, ob wir uns denn auch schon mit „Bodenreform" beschäftigt hätten? Die Bodenreform führt uns mitten hinein in die sozialen Kämpfe der Gegenwart. Können wir diesem Kampfe denn garnicht entrinnen? — Können wir uns nicht wenigstens zeitweise auf eine Insel der Seligen retten, die von dem Getriebe des Tages abgesondert und möglichst entfernt liegt?

Nein, wir können es nicht, oder aber nur ganz unvollständig, weil in uns immer eine Stimme bleibt, die uns an die Unsicherheit der sozialen Zustände mahnend und drohend erinnert. — Gibt es auch Leute, die da sagen: so wie die Dinge sind, sind sie schön und gut, und entwickeln sich immer mehr zum Fortschritt. — Entwickeln sie sich wirklich zum Fortschritt? — Ist es wirklich ein Fortschritt, wenn es in Berlin Häuser gibt, in denen — statt wie früher — ein, zwei oder drei Familien lebten, die jetzt Kasernen geworden sind, welche 250 Familien Obdach geben! — Ist es nicht wirklich so geworden, daß die große Masse des Volkes in einer Unsicherheit lebt, die sie nicht zur Ruhe kommen läßt, die aber auch die anderen, welche vielleicht nicht so ängstlich besorgt sein müssen um die Fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? doch auch nicht friedlich leben läßt, da sie bei der allgemeinen Unsicherheit sozialer Zustände befürchten müssen, daß durch irgendwelche unglücklichen Umstände sie selbst oder die Ihrigen in denselben Sumpf geraten, in welchem sie die anderen erblicken. Und das ist wohl der innerste und berechtigte Grund der Unrast unserer Tage. — Die Bevölkerungsziffer in Deutschland ist ganz enorm gestiegen. Der Reichtum ist an vielen Stellen stark gewachsen, und es ist nicht zu leugnen, daß auch die minder bemittelten Klassen einen Anteil an dem steigenden Wohlstand haben, indem die Löhne erheblich gestiegen sind, und die Verdienstmöglichkeiten von Tag zu Tag so stark wachsen, daß die einheimische Arbeiterbevölkerung den Bedarf nicht mehr decken kann und annähernd 1 Million Ausländer in Industrie, Handel und Landwirtschaft beschäftigt werden. Trotzdem ist eine entsprechende Steigerung der Lebenshaltung nicht festzustellen. Woran liegt das? — Der bekannte Philantrop Fabrikbesitzer Freese in Berlin hat mit Hilfe seiner Arbeiterschaft einmal eine Statistik aufgemacht über die Steigung der Löhne seiner im ganzen gutbezahlten Holzfabrikarbeiter in den verschiedenen Städten des deutschen Reichs. Hierbei ergab sich nun, daß alle Klassen seiner Arbeiter sehr erhebliche Lohnsteigerungen im Laufe von 10 Jahren aufzuweisen hatten. Aber es ergab sich auch, daß diese Lohnsteigerungen bei den meisten fast ganz durch die Steigung der Mieten aufgehoben wurde, und daß die Steigerung der Mieten an manchen Stellen so viel stärker war als die Steigerung der Löhne, sodaß die Arbeiter trotz der Lohnerhöhungen schlechter dastanden als 10 Jahre vorher.

Da die meisten Leute nicht in eigenen, sondern in Mietswohnungen zu hausen genötigt sind, werden sie selbst feststellen, wie sehr sie unter den Mietssteigerungen zu leiden haben. Nur wenige werden sagen können, daß sie weniger Miete zahlen als vor 10 Jahren, noch weniger werden einen Tag wissen, an welchem ihr Hauswirt ihnen eine Mietsermäßigung hat zuteil werden lassen. — Der Hauswirt aber selber klagt — und nicht mit Unrecht — über steigende Lasten. Ja die Hausbesitzer sind zum Teil selbst in der übelsten Lage. Und wenn sie vernünftig wären, könnten sie sich mit ihren Mietern zusammentun und gemeinsam den großen Feind bekämpfen, der ihre Existenz bedroht. — Dieser große Feind ist die Bodenspekulation.

An sich ist es etwas natürliches, daß die Bodenpreise bei steigender Bevölkerungszahl und steigender Wohlhabenheit ebenfalls in die Höhe gehen. Aber diesen Umstand haben sich geschickte Leute zu nutze gemacht, indem sie sich des Landes, welches unbedingt bebaut werden muß, bemächtigten, und nun ihrerseits die Preise des Bodens fortwährend steigern. So sehen wir um alle großen Städte herum einen Ring von Terraingesellschaften und Privatspekulanten, welche das Land nur zu teueren Preisen abgeben, ein Land, das an sich, wie z. B. bei Berlin, vielfach so gut wie gar keinen Ertrag geben würde. Eine verfehlte Hypothekengesetzgebung ermöglicht weitausschauende Terrainspekulationen. Wenn in letzter Zeit diese Spekulationen zu manchem Zusammenbruch geführt haben, so konnte hierdurch eine Gesundung der Zustände keineswegs herbeigeführt werden, weil die Preise auch bei starker Reduzierung noch immer enorme sind.

Als seinerzeit der Teltow-Kanal bei Berlin gebaut wurde, stieg der Wert des Grund und Bodens rechts und links der Ufer des Kanals auf einem Streifen von 500 Metern von 100 Millionen Mark auf 500 Millionen Mark. Der Kanal hatte 40 Millionen Mark gekostet. Diese 40 Millionen Mark mußten durch Steuern und Anleihen des Kreises Teltow aufgebracht werden, während der fünffach gesteigerte Wert des Grund und Bodens restlos in die Tasche der zufälligen Besitzer des Landes floß.

Was bedeutet diese Wertsteigerung des Landes? Sie bedeutet, daß alle Menschen, die sich dort später Gebäude oder Anlagen errichten wollen, das Fünffache des Preises bezahlen müssen. Dauernd werden die Mietspreise auf diesem Gelände erhöht, denn diese Gesellschaften, welche die Terrains von den Privatbesitzern gekauft haben, wollen doch auch noch einen Vorteil haben und müssen daher ihre Unkosten, Spesen und Zinsen auf den Wert des Grund und Bodens aufschlagen. — Ist es nun recht und billig, daß die zufälligen Besitzer des Grund und Bodens von der Veranstaltung des Kreises Teltow, nämlich dem Bau des Kanals, den Vorteil haben, während alle Bewohner des Kreises zu den Kosten des Kanals durch Steuern usw. beitragen müssen? Derjenige, welcher die Arbeit tut, die geistige wie die körperliche, und derjenige, welcher das Risiko trägt, also das Kapital hergibt, der sollte doch den Gewinn haben. — Nun sehen wir aber an dem Beispiel des Kanals, daß diejenigen, welche die geistige und körperliche Arbeit getan haben, nicht mehr erhielten als sonst bei Wasserbauten üblich ist. Wenigstens hat man nicht gehört, daß die Arbeiter am Teltow-Kanal oder die beschäftigten Baumeister große Reichtümer davongetragen hätten. Ebensowenig hat der Kreis Teltow seine Finanzen dadurch verbessert. Den zufälligen Eigentümern der Grundstücke ist der „goldene Segen" als Lotteriegewinn in den Schoß gefallen. — Vielbekannt ist das Beispiel des Bauern in Britz, der nach Erbauung der Eisenbahn seinen etwa 60 000 Mark werten Bauernhof um weit über 1 Million Mark verkaufte. —

Diese Beispiele könnten beliebig vermehrt und erweitert werden, und immer wieder würden wir finden, daß durch ein falsches Bodenrecht diejenigen, welche von der Grundwertsteigerung nichts haben, die entstehenden Lasten tragen müssen, während andere den Gewinn einziehen. Das ist mit dem ländlichen Boden vielfach nicht anders. Wenn heute mit Abscheu und Entsetzen von den früheren Fronlasten gesprochen wird, mit welchen die Grundherren die Bauern bedrückten und ihre Existenz erschwerten, so vergißt man, daß ein unsichtbarer, aber nicht minder grausamer Fronherr heute über dem ländlichen Grundbesitz herrscht. Er ist in mancher Beziehung unpersönlich, darum aber besonders gefährlich. Es ist die Hypothek, die dem Bauern das Leben erschwert, verbittert und in unzähligen Fällen ihn von Haus und Hof treibt, die auch bei dem großen Grundbesitz nicht Halt macht und die insofern viel grausamer ist als der grausamste Fronherr es je gewesen sein kann, weil er den Vertriebenen in das Proletariat hineinstößt und ihm die Existenzmöglichkeiten entzieht. Der Fronherr konnte seine Bauern zwar bedrücken und belästigen, ihn aber von seinem Grund und Boden zu vertreiben hatte er nicht nur kein Recht, sondern er hütete sich wohl es zu tun, denn damit hätte er sich ja auch des Arbeiters auf seinem Besitz beraubt. Vergessen sind die Worte des Freiherrn von Stein, der gesagt hatte, daß ein Bauer seinen Acker ebensowenig verpfänden dürfe, wie es erlaubt sei, daß ein Soldat sein Gewehr in das Pfandhaus trage. Sehr richtig sagt Damaschke in seinem grundlegenden Werke „Die Bodenreform", daß man die Latifundien heutzutage nicht mehr draußen auf dem Lande suchen müsse, sondern in den Schränken der großen Hypothekenbanken. — Der Grund und Boden, auf dem das Warenhaus Wertheim oder das Warenhaus Tietz in Berlin stehen, haben den Wert von vielen Rittergütern zusammen. Der Grund und Boden in den großen Städten ist in den letzten 40 Jahren um ungezählte Milliarden gestiegen. Diese sind fast restlos in die Taschen der Privaten gefallen, während die Entstehung dieser Milliarden doch allein dem Zusammenströmen der Menschen, der Arbeit der Allgemeinheit, der Tätigkeit des Staates, der Stadt und des Reichs zu verdanken ist. Dabei weiß man nicht wo man für Reich, Staat und Gemeinde Geld für die dringendsten Bedürfnisse hernehmen soll. — Eine Berechnung für die Stadt Nürnberg hat ergeben, daß wenn diese Stadt vor 40 Jahren eine mäßige Zuwachssteuer — so wie sie jetzt besteht — eingeführt hätte, sie heute nicht nur keine Schulden, sondern ein bedeutendes, überschießendes Vermögen haben würde. — Und was sehen wir in bayerischen Gemeinden? — Es werden da in vielen Gemeinden mehrere hundert Prozent Zuschläge zu den Staatssteuern erhoben, während manche Gemeinden ganz frei sind von solchen Zuschlägen, ja es gibt sogar einige, die Ueberschüsse haben, die sie in Form von Holzlieferungen den ansässigen Bürgern zugute kommen lassen. Sehen wir uns die Verhältnisse dieser Gemeinden an, so ist dieser glückliche Zustand bei ihnen immer auf Grundbesitz der Gemeinde zurückzuführen. — Hat doch auch die Gemeinde Ulm unter der Leitung ihres weitausschauenden Bürgermeisters von Wagner eine Bodenpolitik getrieben, welche ihr die Ansammlung eines Vermögens, die Herstellung von mustergiltigen Wohnungsanlagen, die glänzende Verbesserung des Gesundheitszustandes der Stadt gebracht haben. —

Wenn man sich nun fragt: wie kommt es denn, daß trotzdem diese Verhältnisse klar zutage liegen, eine gründliche Abhilfe bisher nicht einmal versucht worden ist, daß Gesetze, die darauf hinauslaufen, diese Zustände zu bessern, wie das Gesetz über die

„Wertzuwachssteuer" und „die Steuer nach dem gemeinen Wert", die Innen-Kolonisation u. a., von den Bodenreformern vorgeschlagene Maßregeln, einer erbitterten und heftigen Gegnerschaft begegnen? — Vor allen Dingen sind es zwei Umstände, die eine erfolgreiche Tätigkeit für die Reform des Bodenrechts erschweren. Der erste ist die stille und geheimnisvolle Arbeit der Spekulation hinter den Kulissen, einer Spekulation, die über ungezählte Millionen an Geld und zahlreiche mächtige Persönlichkeiten im Staatswesen verfügt. Unter schönklingenden Namen, wie z. B. „Schutzverband für den Grundbesitz" verbirgt sie die Zwecke der Verteidigung der Spekulationen. — Der zweite ist die Unkenntnis solcher Verhältnisse in den hohen Kreisen der Staatsverwaltung. Wie wäre es sonst denkbar, daß der preußische, soeben abgegangene Kriegsminister von Heeringen seine Zustimmung dazu gab, das Tempelhofer Feld in die Gewalt einer Gesellschaft zu bringen, die unter der Leitung des bekannten, bedeutendsten Berliner Großspekulanten steht. Vier- und fünfstöckige Mietskasernen wachsen nun an dem Orte empor, wo früher die Jugend zum Kampf vorbereitet wurde. Jetzt werden dort elende Kinder in jammervollen Hinterhauswohnungen aufwachsen, die nicht zum Militärdienst geeignet sind. Eine Verminderung der Wehrkraft des Volkes wird direkt von den Stellen gefördert, die doch wirklich die Pflicht hätten, darüber zu wachen, daß die Wehrkraft zunimmt. Da war doch der alte Kriegsminister Ludwigs des XIV., der berühmte Festungserbauer Vauban, ein ganz anderer Mann. Dieser scheute nicht die Ungnade seines Königs, als er erklärte, die Steuergesetze des Landes führten zum Ruin der Wehrkraft. Aber ein Mann in einer so hohen Stellung wie der Kriegsminister, überantwortet, weil er ein paar Millionen braucht, für alle Zeiten den letzten Fleck vor den Toren Berlins der Spekulation! Warum, weil er nichts von den Zusammenhängen der Dinge weiß, weil er nicht weiß, was er damit für alle Zeiten tut! Die Großspekulation aber lacht sich ins Fäustchen, daß es ihr gelungen ist, den Kriegsminister so zu umgarnen, indem sie es verstand, die Stadt Berlin auszuschalten und mit Hilfe des Vororts Tempelhof und des Kreises Teltow denjenigen Fleck der Spekulation dienstbar zu machen, welcher noch als eine Gartenvorstadt mit weiträumiger Bauung, kleinen Villen, Spielplätzen usw. nicht nur ein gesunder, sondern auch ein anziehender Ort nahe dem Herzen Berlins hätte werden können. Aber gerade, daß ein solcher Ort nicht entstehe, war ja das Interesse der Spekulation, denn damit wären vielleicht Terrains entwertet worden und viele Mieter hätten sich gerne aus den Mietskasernen geflüchtet ohne gerade meilenweit vor die Stadt hinausziehen zu müssen. —

Und schließlich der Hauptgrund, weswegen die Bodenrechtsreformen keine solchen Fortschritte machen, ist die Gleichgiltigkeit und die Unwissenheit der Gebildeten und führenden Schichten des Volkes in diesen ökonomischen Dingen überhaupt. Wenn heute der große Bodenreformer erstände und auch die Führung des Reichs in die Hände bekäme, so würde seine Wirksamkeit einen großen Erfolg noch nicht haben können. Ebensowenig wie Bismarck die Einigung aller Deutschen zum deutschen Reich hätte vollbringen können, wenn nicht der Gedanke des einigen Deutschlands überall vom Bodensee bis zur Memel Fuß gefaßt hätte, ebensowenig würde eine systematische volksbefreiende Bodenrechtsreform eher möglich sein, als nicht der Gedanke und das Verständnis dieser Reform die weitesten Kreise, insbesondere aber die Gebildeten, erfaßt hat. Darum ist es nötig, daß wir uns auch mit der Bodenreform befassen, selbst dann, wenn wir glauben sollten, kein besonderes Interesse für ökonomische Fragen zu haben. Es handelt sich nicht um die Sache irgend einer kleinen Clique, oder um das Interesse von einigen Personen, Gelehrten oder Staatsmännern, sondern es handelt sich um das Interesse eines jeden, da ein jeder, ebensowenig wie er ohne Licht, Luft oder Wasser leben kann, auch nicht ohne Boden leben kann. — Wie schön und symbolisch ist jene Sage von dem Riesen Antäus, welcher auch von dem starken Herkules solange nicht bezwungen werden konnte, als er mit seiner Mutter, der Erde, im Zusammenhange war. Nur daß es Herkules gelang, ihn in die Luft zu heben und von der Mutter Erde zu trennen, hatte den Untergang des Riesen zur Folge. — So wird es auch mit den Kulturvölkern, und insbesondere mit unserem deutschen Volke sein. Wenn es fortfährt, sich vom Boden zu lösen, wie bisher, wenn die große Masse des Volkes keinen Zusammenhang mehr mit dem Boden hat, weil man keine Rechtsformen hat finden können, die dieser einen dauernden Zusammenhalt ermöglichen, dann wird es keinen Bestand haben können. Die Geschichte lehrt uns, daß alle jene berühmten alten Völker zugrunde gegangen sind, weil die Masse und der Kern des Volkes den Zusammenhang mit dem Boden verloren hatte.

Und solange wir diese Bodenrechtsfragen nicht gelöst haben, wird die Unruhe und die Unrast nicht aufhören. Und selbst die höchsten Errungenschaften der Kultur werden uns dann nicht Ruhe und Frieden geben können, sowenig wie die Häufung glänzender Erfindungen wie Eisenbahnen, Telegraphen, Telephon, Luftschiff und Flugzeuge, wirkliche und wesentliche Besserungen haben herbeiführen können. Die Bodenreform ist nicht die Lösung der sozialen Frage an sich, aber sie bildet den Grund und die Voraussetzung einer Lösung. Alle Reformen werden solange Stückwerk und höchst unvollkommen bleiben, als nicht diese Kardinal-Frage ihre Lösung gefunden hat. Die Unsicherheit und die Unrast kann nur verschwinden, wenn ihre berechtigten Gründe, die Unsicherheit der Verhältnisse, beseitigt sind.

Münchhausens Wiederkehr

Von Robert Walter

Und Münchhausen erzählte: „Es wird Sie nicht sonderlich wundernehmen, schöne Damen und meine Herren, daß ich bei meinen ausgedehnten Reisen und Abenteuern auch mit dem Tierreich in die intimste Berührung trat. Bei solcher Gelegenheit hat mir die Intelligenz dieser scheinbar unverständigen Geschöpfe Gottes nicht selten die kompliziertesten Rätsel zur Lösung aufgegeben. Mit besonderer Freude entsinne ich mich namentlich eines gezähmten Walfisches, den ich einst von einem Eskimo, der die Walfischdressur aus Liebhaberei trieb, zum Geschenk erhielt. Dies Geschöpf, das auf den Namen Murgurshegnur hörte, verdient, seiner hervorstechenden Qualitäten zufolge, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Sie alle, meine Herrschaften, haben schon alte Hechte gesehen, deren Rücken mit Moos bewachsen war. Eine ähnliche Erscheinung fand ich bei Murgurshegnur, der ein kapitales Vieh von mindestens zweihundert Jahren war. Er trug ganze Stauden und Gebüsche, selbst einige vorzügliche Obstbäume auf seinem Rücken. Ich nutzte diese natürliche Begabung Murgurshegnurs selbstverständlich sofort zu meinem Vorteil. Da er ein äußerst gemütvolles Geschöpf war und zu allem Ja und Amen sagte, was ich auch mit ihm aufzustellen beliebte, ließ ich auf seinem respektierlichen Deck ein hermetisch verschließbares Glashaus — ähnlich unseren Gewächshäusern — errichten, versah es mit einer Warmwasserheizung, pflanzte in Murgurshegnurs erdhaftes Rückenreich die zu längerer Reise notwendigen Gemüse und Früchte und fuhr solcherweise wohl verproviantiert und ausgerüstet auf meinem lebendigen Schiff direktement an den Nordpol. Mein trefflicher Wal besaß einige Erfahrung im Umgang mit den jedem Polfahrer übelgesinnten Eisbergen, und ich konnte die ganze Reise in der unbesorgtesten und heitersten Stimmung hinbringen.

Ich bin auch — und kann es nicht genugsam betonen trotz aller unzutreffenden Gerüchte! — der erste Mensch gewesen, der den Nordpol bereiste und die Erdachse unter den Füßen mühsam ächzen fühlte.

Wenngleich ich es nun nicht unterlassen hatte, auch Murgurshegnurs untere Partien durch die Röhrenheizung zu erwärmen, so mußte er sich doch bei der schier fabelhaften Kälte am Nordpol die edleren Teile des Leibes dermaßen erkältet haben, daß er — wir hatten eben die arktischen Meere wieder verlassen — zu kränkeln anfing. Vergeblich gab ich ihm meine gesamte Hausapotheke zu schlucken, vergeblich steigerte ich die Temperatur zu fast tropischer Hitze, um ihn durch ein Schwitzbad wieder auf die Flossen zu bringen. Mit Aufbietung der letzten Kräfte schleppte mich das brave Tier befahreneren Meeren zu.

Da sichtete uns etwas oberhalb Island ein englisches Kriegsschiff und ließ ohne weiteres das heftigste Geschützfeuer gegen uns spielen. Man hielt uns offenbar für eine neue deutsche Erfindung, die der Spionage dienen sollte. Auf solche gewiß schimpfliche Weise verlor ich den unersetzlichen Murgurshegnur. Er wurde von einem Torpedogeschütz angebohrt und explodierte im buchstäblichen Sinne des Worts. Und trotz meines wahrhaften Schmerzes habe ich dies Geschütz in meinem Herzen gesegnet: befreite es doch den herrlichen Schwimmer von einem grauenhaften Todeskampf und expedierte ihn solcherweise auf dem schnellsten Wege in die schönere Zukunft.“

„Aber da müssen Sie doch elendiglich ertrunken sein, Herr Baron,“ spöttelte Joschua, als der Erzähler zu einer neuen Geschichte Atem schöpfen wollte.

„Sollte man meinen, meine Herrschaften,“ entgegnete Münchhausen lächelnd und klopfte die Pfeife aus, „und nach landläufiger Ansicht haben Sie nicht unrecht. Jedennoch geschah dies keineswegs. Sie wissen sehr wohl, daß ich von jeher ein souveräner Beherrscher des Augenblicks gewesen bin, und diese meine Begabung kam mir auch jetzt zustatten. Ich führte auf meinen Reisen unter anderen einen von mir sinnreich konstruierten Apparat mit, der vermittels eines kleinen Dynamo den Wasserdämpfen Stromwellen von solch starker elektromagnetischen Kraft verlieh, daß dadurch vierundsechzig magnetische Pole aus feinstem Stahl gehalten wurden. An diesen Polen befanden sich hanfene Fäden, und an den Fäden schwebte eine zierliche Gondel, eben geräumig genug, mich aufzunehmen. Was soll ich Ihnen weiter erzählen! Im Nu setzte ich also meinen Apparat in Tätigkeit, schwang mich in die Gondel und hob mich eilig als im denkbar vollkommensten Luftballon unter den geballten Wasserdünsten, die die Explosion erzeugte, zu den Wolken empor.

Wie ich später erfuhr, soll der englische Kapitän bei meinem Aufstieg mit der Wolke geäußert haben: „Seht dort die Walfischseele!“ wobei er auf mich gewiesen.“

Ein herzlicher Beifall folgte dem Abenteuer. Münchhausen hob dankend, aber abwehrend die rechte Hand und fuhr im angeschlagenen Tempo fort: „Einen anderen Fall, der beinahe noch deutlicher die Intelligenz dieser Meeresriesen illustriert, erlebte ich später auf einer kleinen Dampferspazierfahrt nach Grönland. Wir hatten fast Jgdloluarsuk erreicht, als plötzlich in unserer unmittelbarsten Nähe ein Wal auftauchte, der, wie wir zu unserm allseitigen Erstaunen konstatieren mußten, unsere

Schiffsausrüstung mit enormem Interesse musterte. Er wich nicht von unserer Seite und führte dabei zu unserer Erheiterung die graziösesten Schwimm- und Tauchkunststückchen aus. Seine Leistung verwunderte uns um so mehr, als wir bemerkten, daß ihm die mächtige Schwanzflosse vollständig fehlte, die ihm vielleicht vom Ungeziefer abgefressen oder in der Scylla und Charybdis einiger Eisberge abhanden gekommen war.

Zufällig, durch die Nachlässigkeit der Mannschaft veranlaßt, hatte sich ein Anker des Schiffes gelöst und hing dicht überm Bugwasser. Kaum erblickte unser Walfisch nun den schlenkernden Anker, als er ihn auch schon mit den Zähnen packte und spornstreichs davonschwamm. Die Kette surrte ab, ein Ruck durchschütterte das ganze Schiff — und was denken Sie wohl? — Gleich einem Karpfen an der Angel zappelte der Wal am Anker, den er in der Freude über den gelungenen Diebstahl aus Versehen verschluckt hatte. Kurz darauf zogen wir den Gefangenen an Land und erlebten das Unglaubliche! In Ermangelung der Schwanzflosse, mit der sich die Wale besonders gern fortbewegen, trug das kluge Tier unterm Leib eine Schiffsschraube, die es zweifellos einem gesunkenen Dampfer ausgebrochen hatte. Nun wurde uns auch klar, weshalb sich das Ungetüm unsern Anker aneignen wollte! Es hatte nichts Geringeres vor, als sich nach und nach die gesamte Ausrüstung eines modernen Dampfers zuzulegen, um somit die Annehmlichkeiten menschlicher Erfindungen auch genießen zu können."

„Daß aber auch das Reich menschlicher Erfindungen, das heute den Erdball umspannt, schon in die Natur des Tierreiches eingedrungen ist, wurde ich bei anderer Gelegenheit gewahr, als ich wenige Jahre danach als Gast einer portugiesischen Expedition zur Vertiefung der Meeresforschung auf der Höhe zwischen Madeira und Teneriffa hin und her kreuzte. Nicht ohne unbeschreibliche Anstrengungen gelang es unserer ausgezeichneten Taucherkompagnie, einen riesenhaften Tintenfisch, der in einem Umkreis von zwölf Kilometern das Meer pechschwarz färbte, aufzustöbern und an Bord zu schaffen. Nachdem wir ihn getötet hatten, untersuchten wir ihn auf das gewissenhafteste und entdeckten unter seinem flossenartigen Mantel ein paar junge Tiere, deren Körper, wenngleich sie dem Muttertiere durchaus glichen, als vollkommene Schreibmaschinen gebildet waren. Ich sehe, Sie lächeln ungläubig, meine Herrschaften, da Sie eine solche sprunghafte Entwicklung des Tintenfisches zum Schreibmaschinenfisch für kaum denkbar halten. Darauf muß ich Ihnen erwidern, ohne Sie in dünkelhafter Einbildung belehren zu wollen: die Wunder der Natur sind letzten Endes doch zu groß, als daß wir sie mit unserer Phantasie, weniger noch mit unserem Verstand umfassen könnten. Indessen werden Sie die Wahrheit meiner Erzählung nicht mehr bezweifeln, wenn ich Sie versichere, daß ich meine gesamte Korrespondenz während langer Jahre mit einem dieser kleinen Schreibmaschinenfische zu meiner und der Briefempfänger Freude erledigt habe.

Ungleich bedeutender und schätzbarer sind die geringeren und großen Dienste und Hilfeleistungen, die mir um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Cobra oder Brillenschlange erwies, die ich bei einer Streiftour durch Hinterindien von einer Herde wütender Blindschlangen — das schwachsichtige Gewürm hatte es offenbar auf die Brille abgesehen — nur unter Zuhilfenahme unserer sämtlichen Säbel befreite. Den Lohn für diese Tat erhielt ich bald darauf und erkannte auch in dieser Nebensache die ausgleichende Gerechtigkeit des Weltgeschehens. Plötzlich im Gebirge erblicke ich keine zehn Schritte von mir entfernt einen fauchenden Königstiger. Die Situation war ernst genug, mich aus meinem heitersten Wohlbehagen aufzuscheuchen, um so furchtbarer aufzuscheuchen, da ich weder Pulver noch Blei bei der Hand hatte. Allein, indem ich in der Geschwindigkeit die denkbarsten Rettungsmöglichkeiten Revue passieren lasse und nacheinander wieder verwerfe, windet sich mein Tier zu einer aufrechten Spirale, packt mich mit dem Maul und schleudert — solchergestalt als lebendige Sprungfeder — mich empor. Felswände und -spitzen schießen nur so meinen Blicken vorüber, und nach einer Luftreise von wenigen Minuten ergreife ich zu meinem Heil einen wurzelnden Strauch im Gestein. Zu meinem Heile, glaubte ich. Doch da lauert schon das Unglück mit einem neuen Ränkestreich auf mich. In der Felsspalte ringelt sich eine Riesenschlange und durchbohrt mich mit einem unbeschreiblich entsetzlichen Blick, während mein Blut langsam gerinnt. Indessen war meine Retterin mir nachgefolgt. Hurtig verknotet sie ihr Schwanzende im Gesträuch und läßt sich in den Abgrund hängen. Schleunigst kletterte ich am lebenden Seil abwärts, das sich in mächtig pendelnde Bewegung setzt, lasse mich los, riskiere somit eine neue Luftreise und lande glücklich am lieblichsten Hange des Gebirges unter Fruchtbäumen und Weinstöcken.

Später, nur wenige Monde danach, verlor ich meine gute Cobra auf die wunderlichste Weise von der Welt. Ich unternahm damals, nur in ihrer Begleitung — denn sie konnte bald nicht mehr ohne mich sein — einen Vorstoß in die Hinterindischen Hochgebirge, der den Zweck verfolgte, kartographische Unstimmigkeiten endgültig zu fixieren und auszumerzen. Schon monatelang reisten wir in den unmeßlichen Steinwüsten, und der Hunger begann uns gliedweise zu verzehren. Mein treues Tier kämpfte in sich den furchtbarsten Kampf, der je das Herz einer Schlange durchschütterte: sollte sie Hungers sterben oder ihren Lebensretter verspeisen? Da — kurz vor meinem sicheren Hungertode finde ich eine Dattelpalme voll der delikatesten Früchte und während ich mich ganz den vorzüglichen Leckerbissen und meinem neuen Lebensgefühl hin-

gebe, bringt meine Brillenschlange ihren furchtbaren innern Kampf zum Abschluß, weidet sich mit glücklichen Blicken an meinem Appetit und fängt an, ihr eigenes Schwanzende zu beknabbern. Das unselige Tier! Die Freßgier überwältigt es vollends, und bevor ich mich dessen noch recht versehe, hat sich meine Cobra von hinten nach und nach aufgefressen, bis nichts als ihr Kopf übrigbleibt."

Nach jedem Geschichtchen tanzte ein herzliches Gelächter durch den Kreis der Zuhörer, die in der hohen Mairosenlaube unter den bunten, schwebenden Lampionreihen wie abgeschlossen von der Welt auf einem schönen Schiffe durch die silbern gestirnte Nacht trieben. Selbst zwischendurch hüpfte ein Gekicher, sprang ein überraschtes oder beifälliges Wort. Und die schnurrigen Erlebnisse wirkten und bewegten, durch des Freiherrn sichere Erzählungskunst noch bereichert, barocke und wunderlich farbige Bilder, die wie aus der Laterna magica vorm inneren Gesicht der Lauscher vorüberzogen.

„Mehr um ein Andenken von meiner Brillenschlange zu besitzen als einen Zweck damit zu verfolgen," fuhr Münchhausen fort, „brach ich ihre außerordentlich scharf geschliffenen, stechenden Okularlinsen aus, die, wie ich erst später durch einen Zufall entdeckte, meinen Augen eine solch faszinierende Wirkung verliehen, daß es mir in Zukunft ein leichtes war, Geschöpfe nach meinen Wünschen im Augenblick zu hypnotisieren. Bei dieser Gelegenheit will ich, um Ihr so schätzbares Interesse nicht zu mißbrauchen, zahllose Kleinigkeiten übergehen und nur eines Erlebnisses erwähnen, das weniger überraschend als originell ist und mich seinerzeit in den Ruf eines großen Zauberers brachte. Ich weilte damals als Gast des unumschränkten Monarchen, des Emirs Schir Ali, meines Freundes, in der Hauptstadt Afghanistans. Ein berühmter Bildhauer von Kabul hatte soeben vom Emir den Auftrag erhalten, das Bildnis des großen Achmed Schah in Erz zu gießen, und da mein armer Bildhauer in ganz Afghanistan kein ihm genügendes Modell für das Heldenroß auftreiben konnte, so stellte ich ihm zu diesem Zwecke meinen mecklenburgischen Hengst bereitwilligst zur Verfügung. Ich will Sie, meine Herren und schönen Damen, nicht mit authentischen Berichten über die Treue dieses edlen Tieres langweilen, Sie werden vielmehr selbst sofort den überwältigendsten Beweis dieser Treue aus meinem Erlebnis vernehmen. Kaum hatte der Bildhauer sein Werk vollendet, als mein Hengst am Stich einer beludschistanischen Mücke, die nicht selten die Größe unserer Truthühner erreicht, unerwartet erkrankte und zwei Tage darauf zu meinem und des ganzen Hofstaates Leidwesen starb. Erschrecken sie nicht! Mein Hengst ist keineswegs aus Treue zu mir wieder von den Toten erstanden. Dergleichen geisterseherische Geschichten, die aller Natürlichkeit Hohn sprechen, überlasse ich den Romanschreibern, die es mit der Wahrheit bekanntlich nicht allzu ernst nehmen. Mein Hengst blieb tot, nur sein vollkommenstes Abbild war noch sichtbar und stand, mit der Erzfigur des großen Achmed Schah beschwert, vor dem Palast meines königlichen Freundes.

Wer beschreibt mein ungemeines Erschrecken sowohl wie mein Vergnügen, indem ich eines Tages an der Statue vorübergehe und erinnerungschweren Blickes meines toten Hengstes gedenke — wendet sein Abbild urplötzlich den Kopf nach mir, schüttelt sich und fängt vor Freude laut an zu wiehern. Die guten Leute von Afghanistan, die zufällig Zeugen dieser merkwürdigen Begrüßung wurden, hielten mich insgesamt für einen Hexenmeister und vergruben ihre Gesichter vor mir in den Staub. Unterdessen gebärdete sich das vollendetste Ebenbild meines Tieres auf dem Sockel wie närrisch und schien seinen gewiß tödlich erschrockenen Reiter jede Sekunde abzuwerfen. So erbarmte ich mich denn seiner und hypnotisierte den unruhig gewordenen Gaul mittels meiner Okularlinsen augenblicks wieder in seine vormalige erzene Stellung zurück, aus der er — beiläufig zu erwähnen — bisher nicht wieder gewichen sein soll.

Doch lassen Sie uns, meine Herrschaften, aus Afghanistan durch den Indischen Ozean nach dem geordneteren Europa zurückkehren. Als wir fast das Kap Guardafui sichten konnten, überraschte uns ungewöhnlich plötzlich ein heftiger Sturm, wie ich ihn dermaßen abscheulich nie wieder erlebt habe. Die Wellen warfen unser Schiff nicht selten kirchturmhoch, wobei wir vom Sturm, der eben nicht zimpferlich in unsere Segel blies, nach oberflächlicher Schätzung einige Kilometer weit durch die Luft getragen wurden. Ungeachtet der Hoffnung, die uns alle beseelte, mußten wir doch unser Schiff bald preisgeben. Allein was sollten wir beginnen? Schwimmend das Land erreichen zu wollen, wäre mehr denn tollkühn gewesen. Um uns nur Schaum und Gischt! und der Sturm wühlte das Meer auf und wirbelte es in heulenden Wasserhosen zu den Wolken empor. Indessen hatte das wütende Wetter unser armes Schiff auf eine Korallenspitze gespießt und brach es auseinander. Urplötzlich standen wir der Entscheidung Auge in Auge gegenüber. Da aber keine Angst so groß ist, daß sie nicht durch einen noch stärkeren rettenden Gedanken besiegt werden könnte, so erkannte ich auch im Nu den einzig befreienden Weg aus diesem namenlosen Untergang. Kurz entschlossen und ohne lange zu wägen ergriff ich ein paar der heulenden Wasserhosen, zog sie über meine juchtenledernen, watete mit ihnen durch Wetter und Meer und stieg, ohne mich weiter zu echauffieren, bei Guardafui an Land. Kaum erblickten das meine Schiffsgenossen, als sie auch schon meinem Beispiel folgten und auf eben die Art wie ich, Leben und Gesundheit retteten."

Aus dem lustigen Buch Münchhausens Wiederkehr von Robert Walter. Vergl. Wegweiser Nr. 29.

Wegweiser der Lese

Frauen im Dienste des Volkswohls

Von Rosalie Schoenflies

VIII

Auf dem Gebiete billiger und den Anforderungen der Hygiene entsprechender Volksernährung hat eine Frau durch eine volkswirtschaftlich tief greifende Neuschöpfung als Bahnbrecherin gewirkt. Es war Frau Lina Morgenstern, die Begründerin der Volksküchen. Im Jahre 1866 eröffnete sie die ersten dieser Anstalten in ihrem Wohnort Berlin.

Was sie mit den Küchen bezweckte, lag ganz im Bereiche moderner Denkweise: sie sollen wirtschaftliche Wohlfahrtseinrichtungen ohne allen Charakter des Almosengebens sein, und den Bedürftigen, die aus irgend einem Grunde auf die häusliche Speisebereitung verzichten müssen, gesunde und kräftige Nahrung zum Selbstkostenpreise bieten.

In diesem Sinne haben sich die neun Berliner Volksküchen entwickelt. Sie gehören einem von Frau Lina Morgenstern gegründeten Frauenvereine, dessen Mitglieder die Verwaltung und Überwachung der Anstalten, sowie die Verteilung der Speisen als freiwillige soziale Arbeit leisten.

Zahlreiche deutsche Städte folgten dem Berliner Beispiel, indem sie Volksküchen, mancherorten auch Speisehallen genannt, meist als Gründungen von Frauen- oder gemischten Vereinen errichteten. Und auch in anderen Ländern, besonders in Österreich, hat sich der Volksküchengedanke fruchtbar erwiesen.

Das Gestaltungsprinzip ist immer das gleiche; die Einrichtung der Küchen wird aus geschenkten Beiträgen beschafft, die Erhaltung aber ausschließlich durch den Konsum gedeckt; und überall sind es Frauen, die diese sozialen Wohlfahrtsanstalten entweder allein führen oder durch ihre unentbehrliche Mitarbeit erhalten helfen.

Auch die Berliner öffentliche Krankenküche wird einer Frau verdankt. Frau Anna vom Rath schuf und eröffnete sie, als die erste ihrer Art, im Jahre 1900. Der leitende Gedanke war die Schwierigkeit der Herstellung von Krankenkost in armen und selbst in vielen besser gestellten Familien und die Möglichkeit sorgfältigerer und billigerer Bereitung in einer Zentralküche. Unter dem Beirat hervorragender Kliniker wurde ein umfassender Küchenzettel zusammen gestellt, aus dem der einzelne Arzt die Speisen für seinen Patienten auswählt. Die Versendung geschieht von 20 Mittelpunkten aus. Was die Preise betrifft, so entsprechen sie den Selbstkosten, aber durch Verbindung mit Wohltätigkeitsvereinen und mit der städtischen Armenpflege kann bedürftigen Kranken die für sie passende Kost gegen ganz geringe Zahlung oder unentgeltlich zu Teil werden.

In der Stadt Posen führt der Frauenverein vom Roten Kreuz eine Krankenküche.

Eine andere Seite der Verbesserung der Volksernährung, nämlich die Unterweisung von Frauen und Mädchen der wenig bemittelten Volkskreise in der Herstellung einer ihrer wirtschaftlichen Lage angepaßten und doch gesunden und kräftigen Hauskost wird ebenfalls von zahlreichen Frauenvereinen gepflegt. Je nach Bedürfnis werden Tages- oder Abendkurse abgehalten, in denen man neben der praktischen Anweisung und Übung auch die unerläßlichsten Kenntnisse über den Wert der Nahrungsmittel und ihre richtige Verteilung auf die Mahlzeiten lehrt. Es gibt wohl kaum eine größere oder mittlere Stadt, in der Frauen nicht auf diese Weise sozial tätig sind. Forts. folgt.

Neues aus billigen Büchersammlungen

Die Insel-Bücherei hat in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens nahezu eine halbe Million Bändchen verkauft. Eine halbe Million! Das ist eine Zahl, die selbst Optimisten nicht erwartet haben dürften, die aber verständlich wird, wenn man bedenkt, was die Insel-Bücherei zum Preis von einer halben Mark alles bietet: interessante, der Allgemeinheit aber bisher nur wenig bekannte Werke, literarische Seltenheiten, sonst nur Kennern zugänglich, Neudrucke solcher vergessner Schriftwerke, die wert sind, daß man sich ihrer wieder erinnert. Das alles folgt sich in buntem Wechsel, zum Teil in illustrierten Bänden; auch die fremden Literaturen sind nicht übersehen. Von den letzten Neuerscheinungen seien besonders genannt: Nr. 30, Pandora, ein Festspiel von Goethe; Nr. 32, Mutter und Kind, ein Gedicht in sieben Gesängen von Friedrich Hebbel; Nr. 34, Anakreon, übertragen von Eduard Mörike; Nr. 37, Syemöve Solbakken, Erzählung von Björnstjerne Björnson; Nr. 38, Wilhelm von Humboldt, Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung; Nr. 39, Die Schön Magelona, mit vierzig Holzschnitten; Nr. 40, Erzählungen von Jens Peter Jacobsen; Nr. 44, Goethe über seinen Faust; Nr. 51, Jean Paul, Leben des vergnügten Schulmeisterlein Wuz; Nr. 52, L. N. Tolstoi, der Tod des Iwan Iljitsch; Nr. 56, Ein kurzweilig Lesen vom Till Ulenspiegel, mit achtundfünfzig alten Holzschnitten. —

Wie man sieht, alles gute Namen, kein einziger falsch darunter. Und trotz der Buntheit und Verschiedenheit des Gebotenen doch die Verwirklichung eines Programms. Das könnte in dürren Worten heißen: Wir bringen das Gute.

Gedenktafel

Am 16. August 1645 wurde zu Paris der französische Schriftsteller Jean de la Bouyère geboren, ein hervorragender Sittenschilderer des 17. Jahrhunderts.

Am 17. August 1676 starb zu Renchen in Baden der Schriftsteller Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen. Sein Hauptwerk ist der Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus", eine realistische und dennoch poetische Gestaltung des dreißigjährigen Krieges.

Am 17. August 1850 starb zu Paris der französische Romanschriftsteller Honoré de Balzac. Trotz der Schwerfälligkeit seines Stils ist er einer der bedeutendsten Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts.

Am 19. August 1857 wurde in Haslach im Kinzigtal der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob geboren.

Am 20. August 1639 starb in Danzig Martin Opitz v. Boberfeld, der Begründer der ersten schlesischen Dichterschule und Historiograph des Königs von Polen.

Am 21. August 1858 starb in Berlin der Dichter Adelbert von Chamisso, der Sprößling einer französischen Emigrantenfamilie. Von seinen Gedichten sind einzelne volkstümlich geworden.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit. — Neues aus billigen Büchersammlungen. — Gedenktafel.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 34 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Zum Geleit

Liebet die ganze Schöpfung Gottes, das ganze All', wie jedes Sandkörnchen; jedes Blättchen, jeden Strahl Gottes liebet. Liebet die Tiere, liebet jegliches Gewächs und jegliches Ding. Wenn du jedes Ding lieben wirst, so wird sich dir das Geheimnis Gottes in den Dingen offenbaren. Ist das dir offenbar geworden, so wirst du jeden Tag immer mehr und mehr erkennen. Und schließlich wirst du die ganze Welt mit allumfassender Liebe umspannen.

Liebet die Tiere, denn Gott hat ihnen den Ursprung des Gedankens und harmlose Freudigkeit verliehen. Stört sie nicht, quält sie nicht, nehmet ihnen nicht die Freude, handelt dem Gedanken Gottes nicht zuwider. Der Mensch erhebe sich nicht den Tieren gegenüber, sie sind sündlos, du aber, Mensch, mit deiner Größe, du versetzest mit deinem Erscheinen die Erde in Fäulnis und läßt Spuren der Verwesung hinter dir, und leider tut das fast jeder von uns! Besonders liebet aber die Kinder, denn sie sind sündlos wie Engel. Sie leben zu unserer Freude, zur Reinigung unserer Herzen als Hinweis und Beispiel für uns. Weh, dem, der ein Kind kränkt!...

*

Das Menschengeschlecht erkennt seine Propheten nicht an und läßt sie umkommen, aber seine Märtyrer liebt es und diejenigen, die seinetwegen gepeinigt werden. Du arbeitest für das Ganze, du schaffst für das Kommende. Lohn suche du nie, denn ohnehin ist dein Lohn hier auf Erden groß: diese Freudigkeit im Geiste erlangt nur der Gerechte. Fürchte nicht den Vornehmen und nicht den Mächtigen, und sei immer ein Weiser und Begeisternder.

Dostojewski.

Kernwolk

Eine Nordlandsgeschichte von Pelle Molin

Uebersetzt von Ingrid Lasson-Stieve

Zwei rote Bergdörfer lagen einander gegenüber, jedes auf seinem hohen Uferberg; tief unten zwischen ihnen ging der kräftige, schwarze Elf mit Lärmen und Brausen in Strudeln und Fällen seinen Weg dem Meere zu.

Gerade zwischen den Dörfern floß der Elf wie gezügelt, aber ober- und unterhalb rauschte er schaumig und weiß.

Am „Brüllenstein" fängt unsere Geschichte an.

Wenn der Fluß hoch stieg, reichte der „Brüllenstein" nicht bis zur Oberfläche des Wassers hinauf, aber bei Tiefwasser reckte er manchmal sein schwarzes, geschliffenes Haupt aus der Tiefe empor. Wie alle kräftigeren Hindernisse in einem Strom, bildete er hinter sich einen Strudel.

So oft nicht der Südwind das laute Zischen vom Wasserfall weiter unten heranfbrachte, oder der Bergwind das breite Getöse des Wasserfalles von weiter oben durch das Tal herabtrug, brüllte der Stein in windstillen, ruhigen Nächten, wenn das Wasser über ihm hinging. Daher hatte er seinen Namen.

Wie jeder Mann weiß, ruht sich der Lachs gern an solchen Stellen aus, wenn er des Stromes müde ist und kann dann leicht gefangen werden.

Die Bauern auf der Südseite trieben dort Fischerei, weil der „Brüllenstein" innerhalb ihres Wasserrechtes lag, die Nordbauern schauten eifersüchtig zu, warfen ihre Netze auf ihrer Seite aus, fingen aber nichts Nennenswertes.

Der mächtigste Bauer auf der Südseite hieß Jahris und die Hälfte von allem, was gefangen wurde, war sein. Der mächtigste Bauer auf der Nordseite hieß Kerstorp und er nannte die Hälfte alles Aergers der Nordbauern sein.

Jedesmal wenn er zu den leeren Netzen herunterging, dachte er nur über Auswege nach, wie man den Lachs auf die nördliche Stromseite bringen könnte. Spät in einer halbhellen Sommernacht ruderte er hinaus auf den Elf mit einer merkwürdigen Maschine im Boot.

Der „Brüllenstein" war so gebaut, daß die obere Kante schmal und hoch emporragte; unter ihr befand sich eine viereckige Vertiefung und in dieser befestigte er ein Mühlenrad, sorgte dafür, daß es sich gut drehte und ruderte schmunzelnd seinen kleinen Kahn nordwärts, bis er im tiefen Schatten des Ufers verschwand.

Am folgenden Tag stand er hinter einer Scheune und beobachtete den Fischfang der Südbauern.

keine Spur von einem Lachs! „Ja, ja," sagte Kerstorp. Er hörte, wie sie drüben fluchten.

Am dritten Tage hatte er seine eigenen Netze ausgeworfen, doch zuerst beobachtete er den Fang der andern. Wieder keine Spur. „Da soll doch der Teufel," sagte Kerstorp. Er hörte wie die Flüche sich kreuzten.

Erst als er sah, wie die letzte blaue Jacke hinter dem hohen Bergufer verschwand, ruderte er hinaus und nahm aus seinen eignen Netzen eine Menge silberschuppiger Lachse.

Daheim auf Kerstorps Hof saß der Sohn Olle, drückte seine kleine Nase am Küchenfenster platt und schaute nach Süden hin. Alle seine Kinderphantasien gingen hinüber nach dem Zauberland auf der andern Seite der Schlucht. Während noch Vaters Hof des Morgens im Schatten lag, standen die südlichen Berge in starkem violetten Licht und das Haus dort mit dem merkwürdigen vierteiligen Dach brannte im Purpur. An den Mittsommerabenden, wenn die Sonne niederging, war der gegenüberliegende Hof als letzter vom Lichte bestrahlt. Die Sonne flimmerte und glänzte. Die Fenster funkelten blinkend wie Sterne und das Licht schimmerte auf den Hemdärmeln der Frauen, die mit ihren Schüsseln zwischen der Vorratshütte und dem Sommerhaus hin und her gingen.

An solchen Abenden kam Vater heim, Lachsfische auf dem Rücken und lächelte mit seinem großen Gesicht, so daß es Olle ganz warm wurde. Später im Sommer lächelte Vater nicht mehr; dann war er ganz daran gewöhnt, Lachse zu bekommen. Gegen Herbst zu kam er eines Abends heim und hatte viele Farben im Gesicht; da fluchte Vater — und Vater und Mutter redeten viel miteinander, als sie sich in der Speicherkammer zur Ruhe gelegt hatten; da wurde in einer Nacht mehr gesprochen, als vorher in Jahr und Tag. Olle hörte fast alles, aber er erinnerte sich später nur noch, daß der Lachs Angst hatte vor Rädern, die sich im Wasser bewegten und daß der Bauer auf der anderen Seite viel Leute mit sich gehabt und mit Vater so verhandelt hatte, daß dieser von Stund an krank war.

Seitdem ging Vater nicht mehr fischen, er holte nicht einmal seine Netze. Das tat er erst, nachdem am Martinstage Schnee gefallen war. Als er dann aber das Tal hinaufging, war sein Gang langsam, denn Nachegedanken sind eine schwere Bürde.

Olle erbte den Hof von seinem Vater; er war der einzige Sohn. Die Stellung des Vaters als erster Bauer auf der Nordseite des Elfes erbte er nicht eher, als bis er seinen Wildhafer gesät und das dauerte mehrere Jahre.

Groß wurde er wie der größte Mann und er und niemand anders war es, der blauäugig und blondharrig einen hungrigen Bären von einer verwundeten Kuh mit dem Handspaten wegtrieb. Dies geschah auf der „Tanfloalm" und ist wahr wie der Tag.

Hier ist die Natur groß und hart, die Luft durchsichtig und spröde. Wenn die Sonne scheint, steht alles so scharf umrissen, daß man auf meilenweite Entfernung hin alle Spitzen der zackigen Bergkämme zählen kann; aber in Sommernächten und nebelschweren Herbsttagen kann das Große erweichen und sich erwärmen und dann gibt es kein Land, das so ergreift und die Andacht fesselt wie das Gebirge. Olle war hoch wie der Elfstrand, sein Haar war weiß wie Wasserschaum, und er ging hart ins Zeug, als er anfing seine Kraft zu fühlen. Aber niemand konnte auch so mit frischem Herzfeuer ergreifen wie er, wenn er wollte.

Hier zu Land wird so gefreit, daß die jungen Burschen in den Samstagnächten ihre Geliebte besuchen und bekleidet an ihrer Seite liegen. So weit man zurückdenken kann, hat man so umeinander gefreit, der Vater um die Mutter, der Großvater um die Großmutter bis weit hinauf in vergangene Tage. Es ist keine Schande für den, der anklopft, keine für die, welche öffnet. Die schwere rastlose Arbeit des Tages läßt niemand die Zeit, um herumzulaufen und schöne Worte zu machen, wie es bei Herrschaftsleuten der Brauch ist; mit solchen Sitten würde der Bauer es nicht weit bringen. Die Nacht gibt Vertraulichkeit. Er und sie haben das Ihrige für sich, wie sie es wollen und wie es sich gehört; denn Freien ist keine öffentliche Angelegenheit.

In der Gemeinde waren die Gebiete nördlich des Elfes und südlich des Elfes geschiedene Länder. Selten suchte ein Bursche seine Geliebte auf der andern Seite.

Olle aber hatte seine eignen Gedanken. An einem Spätsommerabend ging er hinab zur Fähre, stieß sein Boot vom Ufer ab, ruderte hinüber, und stieg nachdenklich den steilen Weg hinauf bis zum Hofe des Jahris. Dort klopfte er an das Fenster von Imbärs Zimmer. Doch mußte er diesmal umkehren. Eine Woche später ging es ihm ebenso; sie kam nur ans Fenster und sah nach, wer es war, aber aufmachen wollte sie nicht. Das dritte Mal brachte Olle eine Zange mit und zog die Fensternägel heraus — da jedoch öffnete sie das Fenster und sagte in scharfem Ton: Du gehst wild ins Zeug, — schäme dich! Du bist ein Raufbold, du kaust Tabak, du trinkst Branntwein, du betrügst Mädchen — und du, — du kannst machen, daß du fortkommst. Halte dich drüben auf der Nordseite.

Ein Jahr darauf, zur selben Zeit, war trotzdem Imbär die Seine. Wie dies zugegangen, ist zu lang, um es hier zu erzählen. Jede Woche fuhr er einmal hinüber, aber zugleich — und das wußte er nicht — fuhr der Klatsch mit ihm.

An einem Herbstabend klopfte er wieder an.

Weiche Schritte vernahm er drinnen im großen Zimmer, die Küchentür ging, im Gang draußen wurden die Schritte vorsichtiger, aber die Haustür wurde aufgemacht. Das erste was er empfand, war nicht ein Kuß, sondern ein brennender Schlag ins

Gesicht und zugleich kam Zahris im Hemd auf die Treppe heraus. Zahris schlug noch einmal zu, so daß Olle einen Schritt zurückwich. Einen einzigen Augenblick lang dachte er an Imbär, doch schon im nächsten wurde es ihm rot vor den Augen und in derselben Nacht bekam der alte Zahris Hiebe.

„Meinen Vater hast du gehaßt," knirschte er, und schlug zu, „und mich auch," und dabei schlug er wieder. Feig warst du, verdammter Alter, als du Vaters Netz zerstörtest. Jetzt sollst du es fühlen! — Und es knackte im Körper des Alten. Ein Schurke warst du, als du zusammen mit vielen anderen durch Hiebe und Schläge ihm das Leben verkürzt hast. Hier hast du das Kapital, du alter Großbauer — klatsch — hier hast du die Zinsen, und die sind noch größer — komm du nur mit Knechten und Verwandten — klatsch!

Aber jetzt dachte er an Imbär, dachte daran, daß er und sie nun länger als je von einander getrennt bleiben mußten — und da ließ er den Alten los und ging fort. Lange Zeit fuhr er nicht mehr hinüber.

Imbär ging auch nie zum Tanz. Zahris sah er nicht und er blieb allein; die Leute wichen ihm aus. Er versuchte einen Brief an Imbär zu schreiben, aber konnte sich nie dazu entschließen, jemand zu bitten, ihn hinüberzubringen. Es brannte wie Feuer in ihm und die Egge flog in seinen Händen leicht wie ein Spahn hin und her; es würgte ihm in der Kehle und er trieb die Pferde vor dem Pflug an, so daß sie fast im Trab gingen.

Spät im Herbst an einem Sonntagabend führte er die dampfenden Pferde früher als sonst in den Stall; — er hatte sie den ganzen Tag auf einem Neuacker herumgejagt. Er ging in das Haus hinein, aß fast nichts, und saß nur da und starrte über den Elf. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und verlangte heißes Wasser. Die Alte, die ebensoviel Respekt vor ihm hatte wie vor Kerstorp, beeilte sich.

Kurz darauf saß sie am Fenster, mit rotgeweinten Augen und Tränen im Hals.

Olle ging frisch rasiert und fein geputzt über den Hof und verschwand hinter der großen Scheune.

Die Alte saß da und wartete. Einen Moment später sah sie, wie er mit seinem Kahn hin und her ruderte, aber sie begriff wohl, daß die Fischerei diesmal nicht ernst gemeint war.

Erst als die Dunkelheit dicht war wie eine Wand, ging sie seufzend zum Herd und setzte den Kaffeetopf auf. Am Tag darauf konnte Olle nicht aus dem Bett — er war fürchterlich zerschlagen, beschämt und still.

Im Dorf redete man viel von den Ereignissen dieser Nacht. Olle war gezüchtigt worden, dies war nun einmal sicher. Er hatte eine stärkere Macht angetroffen; aber man konnte nicht bestreiten, daß ein bißchen Ehre in dieser Niederlage steckte. Man denke nur! So einen harten Kerl wie Zahris herausfordern, im Sonntagsstaat über den Elf zu rudern und ganz offen zu zeigen, worauf man es abgesehen hatte und welches Ziel man verfolgte und dann schließlich so direkt zum Hof hinaufzugehen, wo alle wußten, daß man unterwegs war. Die einen erzählten: daß es Zahris und seine Knechte waren, andere wieder wußten, daß die ganze Verwandtschaft mit Stöcken und Knüppeln bewaffnet gewesen sei, als sie abends zu Zahris gegangen, um dort Grog zu trinken. Gewiß war auch, daß Olle auf dem großen Hof so bedrängt war, daß er um sich schlagen mußte, um sich nur von der Stelle rühren zu können. Fest stand ferner, daß es im Härmo niemals vorher so viele bunte, geschwollene Gesichter und schmerzhafte Glieder auf einmal gegeben.

Olles alte Mutter erwähnte es einmal, aber dann nie wieder.

Viele Tage war Olle nicht mehr derselbe wie sonst, es sah aus, als brütete er über etwas. Die Mutter schluckte immer wieder herunter, was sie sagen wollte. — Nein, er würde ja doch nicht auf sie hören, und so schwieg sie.

Fortsetzung folgt.

Wie es im Volke dichtet

Den nachfolgenden Beitrag verdanken wir dem praktischen Arzt Dr. Hans Darms in Berlin. Die Verfasserin, ein junges Mädchen, seine Patientin, lebt in dürftigsten Verhältnissen in der dunklen Parterrewohnung eines Berliner „Gartenhauses". Wir wollen der jungen Volksdichterin wenigstens eine moralische Hilfe zuteil werden lassen, indem wir Einiges von ihr zum Abdruck bringen. D. Schr.

XXIII. Johanna Stockhausen

An die Sehnsucht

O meiner Sehnsucht Flügel, daß ihr nie beschnitten würdet! Ihr mein Reichtum, meine Kraft, mein Glück. Mit euch durcheil ich unermeßliche Weiten, kreise mit den Gestirnen und suche des Ew'gen Gedanken zu fassen.

Mit euch wandre ich durch deutsche Wälder, atme die köstlichen Düfte, bett in das weiche, liebliche Moos mich und lausche dem Herzschlag der Erde...

Mit euch lauf ich jubelnd über lachende Fluren; freu mich an des zierlichen Hälmchens Wachstum, an jedem Blümlein, und staune wie so im Kleinsten sich zeiget die Allmacht Gottes. Weit wird die Seele, erschauert in Andacht und ich knie nieder und bete.

Mit euch geh ich in ärmliche Hütten, stille dort Not und Kummer nnd Qualen, bringe den Hungrigen Brot und tröste, die müd und verzagt sind; eine Helferin aller.

Mit euch bin ich ständig um liebende Seelen. Bette des Nachts sie sorgsam und küsse die Tränen der Sorge von ihrem Antlitz, und schenk ihnen alles, alles was sie bedürfen in köstlicher Fülle.

Mit euch hör ich die lallende Stimme eines Kindleins und ich nehms an die Brust und schenke ihm Nahrung... Hülle sorgsam die zarten winzigen Glieder in reinliches Linnen und singe alte, liebe Lieder an seinem Bettchen.

O meiner Sehnsucht Flügel! Durch euch bin ich stark und groß! Ihr schenkt mir den göttlichen Leichtsinn, der Not und schwarze Tage läßt sinken in ewigen Abgrund.

Nachdenkliches

Was nützen Gedanken, wenn sie nicht Worte werden, was Worte, wenn sie nicht Taten werden.

Laß all das Liebewarme, Reiche und Göttliche, das in dir ist, aufkommen, daß es wie warmer, lichter Sonnenschein von dir ausgeht, und laß die Teil daran haben, die das Licht lieben — die im Schatten frieren.

Es gibt Glückskinder, die gehen irgend einen Weg und auf einmal liegt vor ihnen ein Herz — sie brauchens nur aufzuheben.

O ihr Menschenkinder mit euren ewigen Vernunftsgründen! Ob ihr wohl einmal damit vor Gott bestehen könnt?

Was einem ein Mensch doch alles sein kann! Die größte Seligkeit, der Himmel auf Erden — und wiederum eine Marter fürs ganze Leben!

O trachte doch darnach, daß du dem anderen der Himmel bist und wenn du das nicht sein kannst, wenn du keine Gemeinschaft mit seiner Seele hast — laß ihm sein Ich — laß ihn in Frieden und versuche nicht, ihn nach deiner Fasson zu bilden!

Wir sind von Meisterhand geschaffen. Weh dem Pfuscher, der sich daran vergreift!

Die Technik schreitet immer weiter vor, hört man mit Stolz versichern; ich glaube wir könnten stolzer sein, wenn die wahre Menschlichkeit mehr Fortschritte machte!

Weißt du warum die lieben Nächsten so leicht über dich richten? Sie waren nie in deiner Haut! Sie hatten nie deine Sorgen, deine Leiden und Freuden! Sie waren nie in deinen Verhältnissen! — Darum lache über ihre Torheit und kehre ihnen den Rücken. Lebe so weiter, wie du es bisher für richtig hieltest, ohne dich um ihr Gerede zu kümmern.

Arm sein, ist bitter; arm werden, tausendmal bittrer.

Die Emanzipation der Frau ist durchaus keine Erleichterung, sondern ein Martyrium mehr für sie.

Zehn Feinde sind leichter zu besiegen als ein Vorurteil.

Rechte nie mit einem Menschen, dessen Herz wund ist.

Ein zufriedener Mensch ist wie eine Oase in der Wüste — selten und erquickend.

Schlummerlose Nächte schaden deinem Körper; aber sie vergelten der Seele hundertfach, was sie dem Körper rauben.

„Du bist zu jung, das verstehst du nicht!" Fürwahr ein bequemes Wort, seiner heiligen Verpflichtung, in jungen Gemütern edlen Samen zu streun, ledig zu sein.

Wenn wir doch nur nicht immer unsere eigene Bestimmung vergäßen: nämlich zu fördern und aufzubauen anstatt zu zerstören.

Es ist etwas Schreckliches, wenn ein Mensch in der Ungeduld, uns kennen zu lernen, unser Ich gewissermaßen als Schubfach behandelt. Darin herumsucht in der Hoffnung, das zu erspähen, was er, seiner Meinung nach, bei uns zu finden glaubt, und, in seiner Enttäuschung, nicht das zu finden, was er suchte, darin herumwühlt, seiner Verwunderung Ausdruck verleiht, manches andere zu sehen. Der gar die Kühnheit besitzt, Geheimfächer an das Licht zu zerren und sie zu erbrechen versucht, bis wir, doch genau wissend, warum dieses hier, jenes dort und wiederum ein anderes im Verborgenen ruht, vom Zorn gepackt, mit einem Ruck das Schubfach verschließen, d. h. uns tief in unser Ich zurückziehen und undurchdringlich werden.

Es gibt Bücher, über die man die Hände breiten möchte, gerade wie über geliebte Menschen, um sie vor Schmutz zu bewahren, die uns schon profaniert dünken, wenn sie von verständnislosen Menschen in die Hand genommen werden.

Das Klumpenlied*)

Von Joh. Petry

Die Volkslieder-Nummer der „Lese" rief mir ins Gedächtnis zurück ein Soldatenlied, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts am Rhein viel gesungen wurde. Ein glücklicher Zufall verhinderte, daß es der Vergessenheit anheimfiel. Als ich mich nämlich vor längerer Zeit mit einer Studie „Ratingen in den Revolutionsjahren 1848 und 49" beschäftigte, diente mir unter andern auch als Quelle ein 88jähriger Handwerksmeister, der trotz seines hohen Alters über ein beneidenswertes Gedächtnis verfügte. Er erzählte mir, er kenne auch ein Lied, das er als Reservist in den achtundvierziger Jahren gesungen habe.

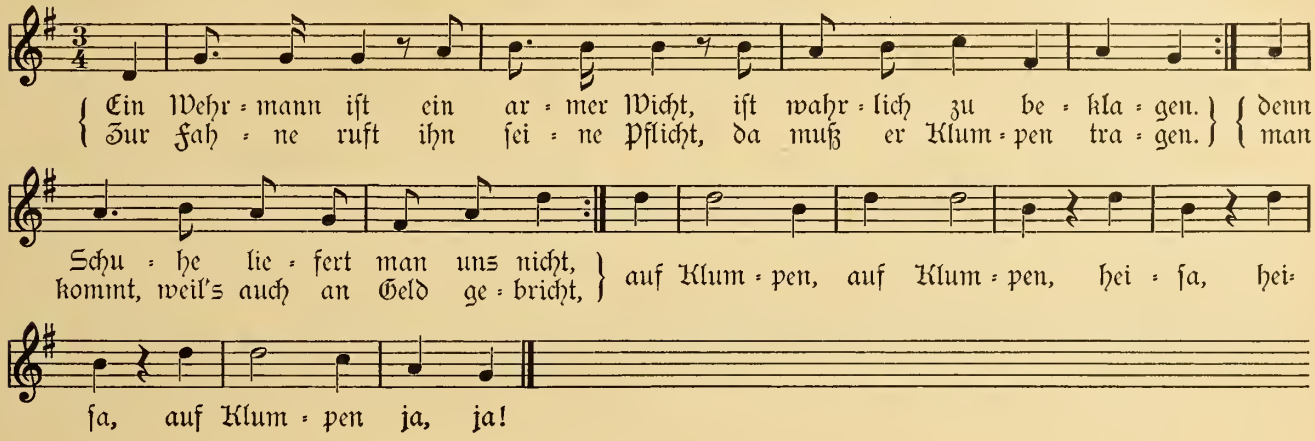
Damals war er nach Wesel einberufen worden. Hier fehlte es auf den Kammern, da man beim Einziehen der Leute vielfach auf ältere Jahrgänge zu-

*) Klumpen ist der am Niederrhein allgemein übliche Ausdruck für Holzschuhe, wofür sich auch „Plottschen" findet.

rückgriff, an passenden Gegenständen zur Ausrüstung. Dies gab den alten Landwehrleuten, die, aus ihren Familien herausgerissen, entsprechend dem Geiste der Zeit sich nur mit demokratischem Widerwillen der Disziplin fügten, trefflichen Stoff zum Spott, dem sie dann Ausdruck verliehen in dem sog. „Klumpenlied", das die mobilen Truppen zum großen Aerger ihrer Offiziere auf ihren, bei denkbar schlechtestem Wetter gemachten Kreuz- und Querzügen sangen.

Das mir von dem biedern Schlossermeister zur Verfügung gestellte Lied, von dem er auf meine Bitten zur Feststellung der Melodie auch dem Gesanglehrer des hiesigen Progymnasiums, Herrn Jseke, eine Strophe vorsang, sei hier wiedergegeben. — Wenn man dieses humorvolle und in jeder Weise anständige „Klumpenlied" mit seinen echt rheinischen Satzgefügen betrachtet und daneben überschlägt, was die Soldaten heute eigentlich singen — in der Sammlung hessischer Volkslieder von Boeckel ist am leichtesten eine Uebersicht darüber zu gewinnen — wird man nicht behaupten wollen, daß der neue, stramme Dienst die poetische Tradition in soldatischen Kreisen besonders nähre.

Daher ist es um so mehr zu begrüßen, daß man in der neuesten Zeit unternommen hat, eine Auswahl der besten Soldatenlieder zu treffen und sie in besonderen Gesangstunden mit den Soldaten einzuüben.



Man nennt uns Klumpengarde gar,
wenn zum Appell wir gehen.
Der Hauptmann streicht sich wild das Haar,
wenn wir in Klumpen gehen.
Es lacht das ganze Publikum,
geht man mal in der Stadt herum
in Klumpen usw.

Und kommt man Tages zum Appell,
wird jeder laut verlesen.
Nun heißt es: „Geht zu (!) Hause schnell,
ihr seid nun hier gewesen."
Dann ruft zuletzt noch der Major
die Unteroffiziere vor
in Klumpen usw.

Das ärgert manchen Offizier,
schreit: „das sind wahre Lumpen!"
Doch schwätzt nur zu, so denken wir,
wir stehn uns gut in Klumpen.
Jetzt drücken uns die Schuhe nicht,
vergessen leicht, was uns gebricht,
in Klumpen usw.

Und kommt dann auch ein General,
um uns zu inspizieren,
das ist uns alles ganz egal,
vor ihm zu paradieren.
Und heißts: „Links schließt euch" Mann an Mann,
das hört sich ganz vortrefflich an
in Klumpen usw.

Jüngst ranzte uns ein Hauptmann an:
„Könnt ihr nicht salutieren?!"
Der schimpfte, was er schimpfen kann,
und wollt uns denunzieren!
Den sahen wir verwundert an
und gingen unsere Wege dann
in Klumpen usw.

Ein Leutnant sprach: „Soldaten-Pflicht
ist ihm Honneur zu machen".
Wir sagten: „Haben Mützen nicht,
sind alles eigne Sachen".
Wir laufen hier herum zum Hohn
und kaufen für drei Groschen schon
uns Klumpen usw.

Einst schlenderten wir Hand in Hand,
da wurden wir gewunken (!).
Ein Unteroffizier schrie wutentbrannt:
„Kerls, seid ihr denn betrunken?
Greift an die Mützen, das ist Pflicht!"
Wir sagten: „Nein, das tun wir nicht"
in Klumpen usw.

Die Armut trieb ein'n Wehrmann hin,
von Tür zu Tür zu talpen;*)
da kam ein Putz**), arretierte ihn,
kein Flehn, kein Bitten halfen.

*) talpen (Talpatsch, Tolpatsch) = auf eine plumpe, schwerfällige Art gehen.

**) Putz, Spottname für Polizist.

Auf der Hauptwach' sperrt man ihn ein,
da mußte er sechs Tage sein
in Klumpen usw.

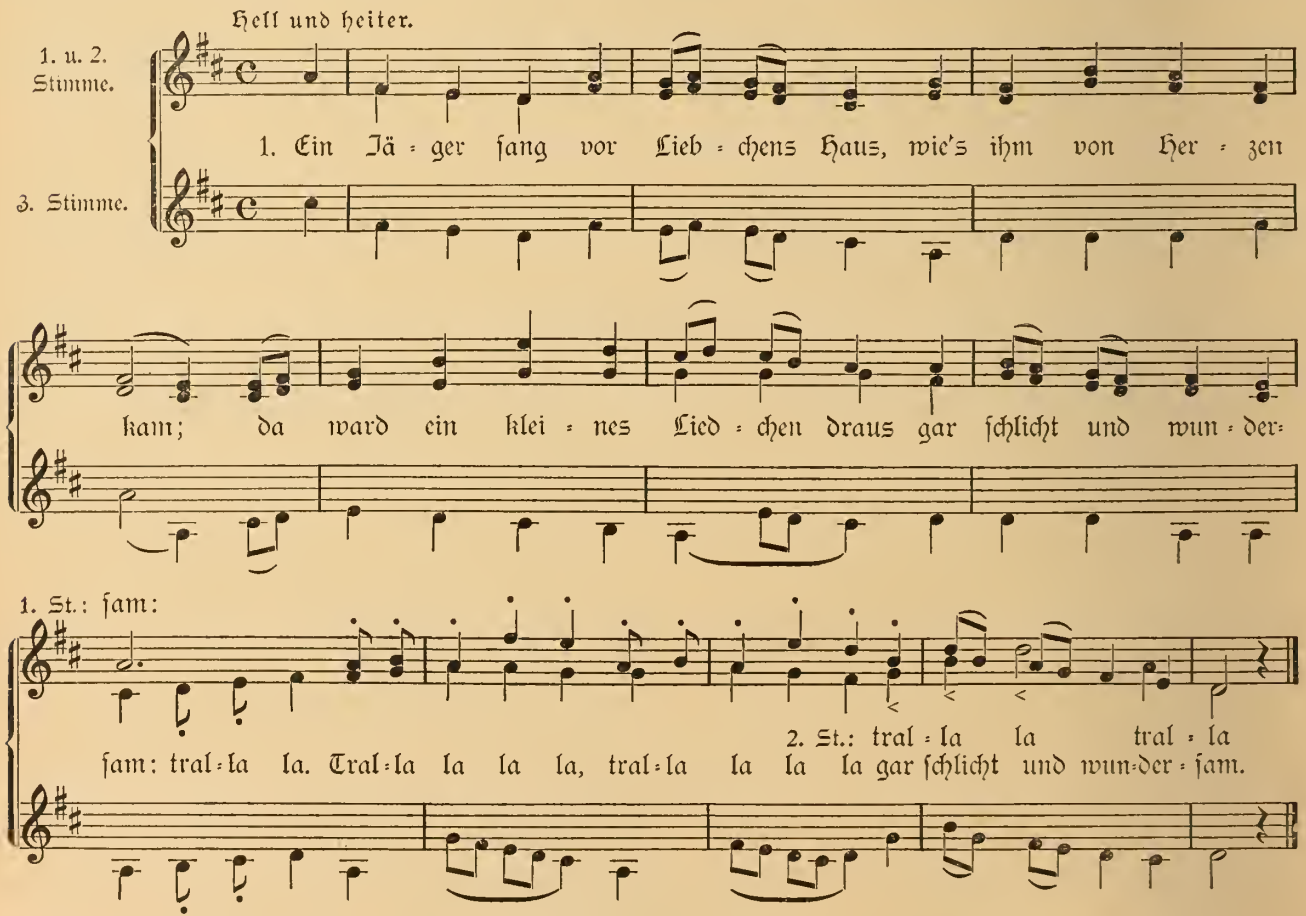
Man hat sogar uns abgemalt,
wie wir in Klumpen gehen;
ein Groschen wird dafür bezahlt,
das Bild möcht jeder sehen.
Naturgetreu ist das Porträt,
ach, wenn uns doch der König säh'
in Klumpen usw.

Nun Bürgersmann, nur zugelacht,
uns kann der Spott nicht treffen.
Wer uns zum Wehrmann hat gemacht,
könnt ihr durch uns wohl äffen.
Wir sind enthoben mancher Pflicht,
wir wichsen und wir schmieren nicht
die Klumpen usw.

An Klumpen geht kein Absatz los,
wenn wir zu Felde rücken.
Da ist kein Schuh zu klein, zu groß,
sie können keinen drücken.
Wir bilden eine starke Wand,
wir stehn fest fürs Vaterland
in Klumpen usw.

Das Volkslied

Text von Reinhold Braun — **Vertonung von Albert Meise**



Es zog ein junger Wandersmann
des Wegs mit leichtem Schritt;
der hörte sich das Liedchen an
und nahm es singend mit.

Und abends in der Herberg' dann
sang ers den andern vor,
und alle sangen's, Mann für Mann,
im hellen, heitren Chor.

Und jeder hat's im Herzen sein
recht fein und still verwahrt,
und nahm's beim nächsten Morgenschein
mit auf die Wanderfahrt.

Und jeder, der es hörte, sang's,
sang es mit Lust und Freud',
und fort von Mund zu Munde klang's
und klingt's in Ewigkeit.

Siehe Lesepost.

Im häuslichen Kreise

Aus unserer Briefmappe

VIII Die Briefe der Frau Rat Goethe

Siehe, von allen den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter!
Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungesungenes Lied ruhst du mir im Busen,
Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,
Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam
Seines himmlischen Teils bleibenden Frieden bedenkt.

Mit diesen Worten lehnt Eduard Moerike es ab, die eigene Mutter in Liedern zu verherrlichen. Er hat damit allen unsern Lyrikern das Wort geredet; denn kein Dichter vermag es, den Schoß, der ihn getragen, würdig zu besingen. Auch der größte unter ihnen hüllt sich in keusches Schweigen, so oft er der innigsten Beziehungen zu seinem Vaterhaus gedenkt. Bei dem Muttternamen verstummt auch Goethe. Wohl wandelt die Frau Rat in Verkleidung und Verklärung durch seine Dichtungen; als Götzens Hausfrau, als Hermanns Mutter können wir sie wiedererkennen. Aber kein Lied ist ihr gewidmet, und selbst in „Dichtung und Wahrheit" keine Schilderung. Schon der Leipziger Student, der mit aller Welt wortreich korrespondiert, läßt sein verhaltenes und verborgenes Gefühl lieber mißdeuten, als daß er es zu Papier brächte. Er macht die Schwester zum Dolmetsch seines Empfindens:

Grüß' mir die Mutter, sprich, sie soll verzeih'n,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr
Das, was sie weiß, — daß ich sie ehre.

Wären wir also auf des Sohnes Mitteilungen angewiesen, wir würden über die Frau Rat wenig wissen. Aber wohl uns, daß sie selbst sich ein Denkmal errichtet hat, unvergänglicher und lebensvoller, als irgendwer es hätte schaffen können: ein Selbstporträt in ihren Briefen....

Aus der Gesamtheit der Briefe der Frau Rat erkennt man erst staunend, wie viel Goethe seiner Mutter an ererbter Anlage und Erziehung verdankt. Wenn sie gemeint hat, es habe bei ihrer Geburt kein Dichtergestirn am Himmel gestanden, so widerlegt sie sich selbst. Ihre Briefe haben wahrhaft künstlerischen Reiz; sie ging sicherlich oft sehr lange mit sich zu Rate, ehe sie sich zum Schreiben setzte. Und so ist denn auch ohne die kleinen äußeren Hilfsmittel der Reimprosa oder der Knittelverse Frau Aja in Wahrheit eine Dichterin....

Ein so beweglicher Geist war sicher vor dem Verrosten und vor Unzufriedenheit. Ja, er hatte von seinem Reichtum noch übergenug an andre abzugeben. Frau Ajas Humor, ihr Talent sich zu freuen und Freude zu verbreiten, ihr klarer Ueberblick über die Verhältnisse ihrer Umgebung und ihre Ruhe, die aus Erfahrung floß, verschafften ihr ein unbeabsichtigtes Uebergewicht über andre. Sie verstand es, genau wie der Sohn, durch Teilnahme das Beste aus den Menschen herauszulocken und durch Lob Jedermanns Leistungen zu steigern. Denn sie hatte ihre Mitmenschen unendlich lieb, die vergnügten vor allen. „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden", das ist so einer ihrer Leitsprüche....

Etwas von der alttestamentlichen Verheißung, die Gott dem Abraham gab, ist an ihr wahr geworden: „Und sollst ein Segen sein". Denn wo man die Briefe der Frau Rat aufschlägt, überall geht eine beglückende Wirkung aus von dieser Spiegelung einer reinen und starken Persönlichkeit...

*

Die vorstehenden Zeilen sind der Einleitung der großen wundervollen Ausgabe dieser Briefe entnommen, die Albert Köster im Inselverlag erscheinen ließ. Wir können dies Werk zum Vorlesen im Familienkreise warm empfehlen und bringen einige Proben.

*

An Christiane Vulpius

den 10ten Juli 1801.

Liebe Tochter!

Vielen und schönen Dank vor Ihren Lieben Brief — Es hat mir sehr wohl getan zu hören, daß mein Sohn und der Liebe Augst sich vergnügt und wohl befinden — Gott segne die Cur und gebe Ihnen alle Gesundheit — Vergnügen und Freude. Der Liebe Augst hat mir einen langen Brief geschrieben, und mein Sohn auch ein paar Zeilen, welches mich überaus gefreut hat. Sie meine Liebe Tochter haben sehr wohl gethan das Gut zu verpachten — legen Sie Sich ja nicht mehr Last auf als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könnte drunter leiden — wo doch so viel sowohl vor meinen Sohn, als vor uns alle darann gelegen ist — Es ist recht schön daß Sie meine Liebe, so eine Brave Haus-Mutter sind — aber mann kann auch dem guten zu viel thun. Schonen Sie also ich bitte Ihnen Ihre uns allen so theuere Gesundheit! Ich hoffe Sie befolgen meinen Mütterlichen rath — Daß Sie meinen Sohn abholen und Ihn bis Cassel entgegen kommen, ist ein vortrefflicher Gedancke. — Ich freue mich mit Ihnen — das wird ein Jubel seyn!!! daß ich den hertzlichsten Antheil dran nehme — mich im Geist mit Euch Ihr Lieben freue — das glaubt Ihr mir doch aufs wort, und ohne Schwur. Grüßen Sie meinen Lieben Sohn tausendmahl wie auch den Lieben Augst — weiter habe ich nichts zu bestellen — Gott! Bringe Euch alle wieder glücklich zusammen Amen. Ich befinde mich Gottlob ge-

sund und wohl — genüße den Sommer so viel ich kann und vermag und kommt denn von Zeit zu Zeit eine gute Nachricht von Weimar so bin ich glücklich und preiße Gott! Jetzt Leben Sie wohl! und behalten lieb

Ihre
treue Mutter u. Freundin
Goethe.

*

den 18ten Jenner 1802.

Liebe Tochter! Tausend Dank vor Ihren Lieben Brief, Sie haben mich dadurch sehr glücklich gemacht — beehren Sie mich zuweilen mit Ihrer lieben Zuschrift, und ich werde immer dadurch verjüngt wie ein Adler! Wohl mögte ich einmahl das weimarer Theater das überall berühmt ist sehen — aber du Lieber Gott!! Ich und Reißen!! Ich wünscht ich hätte Frau von la Roche Ihren Muth und ihre Reißefeligkeit, den habe ich aber nicht, und da wird es wohl so bey dem alten bleiben. Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn Sie zu meiner Familie gehoeren habe ich Sie doppelt und dreyfach lieb — Waere ich eine regierende Fuerstin, so machte ich es wie Julius Caesar lauter froeliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Duckmäßer die immer untersich sehen — haben etwas von Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen lassen warum verstellst du deine Geberde, aber es heißt eigendlich im Grundtext — warum laeßt du den Kopf haengen Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darueber wird sich hertzlich freuen die sich nent

Ihre
treue Mutter Goethe.

*

An Christiane Vulpius.

den 25ten November 1802.

Liebe Tochter!

Hier kommt das Verlangte — wuensche von Hertzen, daß es Ihnen wohlgefallen moege — das Tuch wird den Lieben Angst, und die Spitzen den neuen Weltbürger schoen zu Gesichte stehn. Gott! Erfreue uns alle durch eine gluecklichе Niderkunft — wozu ich auch die beste Hoffnung habe. Was Sie mir von dem Wohlseyn meines Sohnes und dem ihrigen — auch Augst schreiben hat mich sehr gluecklich gemacht — Gott! Erhalte Sie sambt und sonders Amen. Ich befinde mich Gott! sey Danck recht wohl — werde /: ohne daß ich begreifen kan wie es eigendtlich zugeht :/ von so vielen Menschen geliebt, geehrt — gesucht — das ich mir offte selbst ein Raetzel bin und nicht weiß was die Leute an mir haben — genung es ist so — und ich genueße diese Menschen guete mit Danckſagung gegen Gott — und bringe meine Tage vergnuegt hin — Besonders liebe ich die Lesegesellschaft alle 14 Tage bey Schwartzkopf — Jungfrau von Orleang — Cancret — Mohomet Maria Stuardt — waren schon an der reihe, das naechste mahl kommt Macbeth von Schiller — Mann glaubt sich immer im Theater, denn es wird schoen declamiert u. s. w. Das sind aber auch meine Neuigkeiten alle — Lebt wohl! und behaltet Lieb

Eure
treue Mutter Goethe.

*

An Goethe.

Freytag d 17ten April 1807.

Lieber Sohn!

Dein Brief welcher die gluecklichе Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkuentigte hat mir Hertz und Angesicht froelich gemacht — Ja wir waesehr vergnuegt und gluecklich beyeinander! Du kanst Gott daucken! So ein Liebs — herrliches unverdorbenes Gottes Geschoepf findet man sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt /: da ich Sie genau kenne:/ ueber alles was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10 Jaehriger Bekandtschaft nicht inniger haette seyn koennen — mit einem Wort es war ein gluecklicher Gedancke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen alle vereinigen sich mit mir dich gluecklich zu preißen — und wuenschen Euch Leben — Gesundheit — und alles gute war Euch vergnuegt und froh machen kan Amen. Die Schriefen werden mit Jubel empfangen werden — den 1ten Band kriege ich nun einmahl nicht satt! die 3 Reuter die unter dem Bett hervorkommen, die sehe ich leibhaftig — die Braut von Corindt — die Bajadere — Tage lang — Naechte lang stand mein Schief befrachtet — der Zauberlehrling — der Rattenfaenger u alle andre das macht mich unaussprechlich gluecklich — meinen besten Danck davor. Meine Liebe Tochter wird eine Freude haben ueber das Kleid das die Stock verfertigt haben — ein Kaufmann ueberbringts Ihr. Die Messe war nicht gantz schlecht — verschiedene Waren gingen starck ab — muessen froh seyn daß die Sache noch so ist. Sonst ist alles still — unser Fuerst kommt im May — Einquartirung haben wir wegen der Durchmaesche fast taeglich — mann wird aber alles gewohnt — und macht sich nicht mehr draus. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich, und danke Ihr nochmahls vor das Vergnuegen das Sie mir und meinen Freunden gewaehrt hat — auch den Lieben Augst grueße auf freundlichste — Leb wohl!

Behaltet lieb

Eure
Euch sambt und sonders liebende
Mutter und Großmutter
Goethe.

Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukare ins innerste Deutschland

Wie die Deutschen den Geburtstag ihres Königs feiern *). Herausgegeben und erläutert von Hans Paasche

Mukama, du Schlanker, wärmendes Licht!

Du bist der größte der Könige. Aber auch der König der Wasungu **) ist stolz und mächtig. Unzählbar sind seine Krieger, blinkend ihre Waffen; groß ist ihr Mut. Sie lieben ihren König und ehren ihn, weil er edel gesinnt ist seinem Volke. Dein Knecht Lukanga kann dir Großes und Schönes berichten, wie tausende junger Männer in Kraft und Schönheit dahergehen und Waffen zu tragen wissen. Das eine aber sähe sein Auge, auch wenn es trübe wäre und seine Sinne wüßten es, auch wenn Staub auf ihnen läge: die Wasungu ehren ihren König auf ihre Weise, die Wakintu dich auf andere Weise.

So mächtig auch der König der Wasungu ist, die niedrigen Gebräuche seines Volkes vermag er nicht zu hindern. Und wisse:

Die Wakintu feiern den Tag deiner Geburt durch Fasten; die Wasungu den Geburtstag ihres Königs, indem sie viel in ihren Bauch hineintun.

Dein Volk macht sich reiner und stärker aus Freude, daß du lebst; die Wasungu dagegen versuchen, die Rohheit ihrer Sitten zu Ehren ihres Königs bis zum Aeußersten zu steigern. Sie verstehen ihn nicht, wenn er sagt: „Enthaltet Euch vom Hineingießen, das Euch unfähig macht, dem Vaterlande zu dienen."

Den Watinku befiehlt es der Brauch, der ewig bestand, daß in den Tagen, die dir gehören, jeder auf seinem Berge weilen muß, solange die Sonne über dem Himmel kreist, und nur nachts darf er schweigend die eigene Hütte aufsuchen; die Wasungu kommen zum Ehrenfeste ihres Königs in geschlossenen Räumen zusammen, und was sie darin tun, will ich dir schildern, weil ich es sah.

Es ist ein einziger Tag, den sie dem König opfern. Da gehen sie dann hin und treffen sich mit vielen anderen, um Speisen und Flüssigkeiten in ihren Leib hineinzutun.

Sie sitzen an diesem Tage an langen Tischen und schlucken so, wie ich es dir im letzten Briefe beschrieb. Auch gießen sie viele Flüssigkeit in ihren Magen und trinken wie Menschen, welche einen weiten Weg im Sonnenbrand gegangen sind und Durst haben. Es gilt eines Mannes unwürdig, Flüssigkeit in einzelnen Schlucken zu nehmen und mit Speichel zu vermengen, und je mehr einer gleichmäßig und ohne zu unterbrechen hinunterschluckt, desto höher steht er in der Achtung der anderen.

Was sie trinken, ist Pombe, ein Rauschgetränk von verschiedener Farbe. Es ist nicht erlaubt, Saft zu trinken, der frei ist von Rauschgeist, ja es ist Pflicht eines jeden, möglichst viel Rauschgift zu trinken, und wer an diesem Tage seines Verstandes mächtig bleibt, gilt als einer, der treulos dem Könige die Achtung versagt, die ihm gebührt. So sehr mißverstehen sie ihren König, daß sie ihn, der Enthaltung vom Rauschgift fordert, durch Hineingießen ehren wollen.

Das Getränk ist so wichtig, daß an diesem Tage von nichts anderem gesprochen werden darf, als von der Art, Farbe, Menge, Wärme des Getränks, von der Art, wie man es hineingießt, und wie man es wieder von sich gibt. Nur einmal darf vom Könige gesprochen werden, da steht der dickste Mann auf, nennt den Namen des Königs, und alle rufen: „Ra! Ra! Ra!" Dabei stehen sie und halten ein Gefäß mit Pombe zwischen die beiden Brustwarzen, und wenn das letzte „Ra" gerufen ist, gießen sie den ganzen Inhalt des Gefäßes in ihre Halsöffnung, atmen tief aus und setzen sich wieder hin.

Danach sind alle ruhig, bis die Gefäße wieder vollgeschenkt sind, und dann sprechen sie wieder von der Art, Farbe, Menge und Wärme des Getränks und wie man es hineingießt.

Besonders zeichnen sich dabei Männer aus, die einmal an einem Flusse gewohnt haben, der Mosel heißt. Diese dürfen nur aus besonders geformten Gefäßen *) trinken und müssen, bevor sie hineingießen, das Trinkgefäß erst dreimal vor dem Munde kreisend umherbewegen. Sie dürfen dabei nicht lachen, sondern müssen sehr ernst aussehen. Sie genießen bei den Trinkenden das größte Ansehen und bemühen sich durch blaue Adern auf der Nase und durch harte Adern, die wie Würmer an den Schläfen hervortreten, jedem kenntlich zu sein.

Der Häuptling des Festes ist kenntlich durch seine dicke Gestalt und durch viele Ziernarben, die er im Gesicht hat. Auf der Nase trägt er einen goldenen Draht mit zwei Glasstücken, durch die er hindurch-

*) Anmerkung des Herausgebers:

Der Forscher Lukanga hat, wie dieser Brief zeigt, eine feuchtfröhliche Kaisersgeburtstagfeier in irgendeiner deutschen Kleinstadt mit angesehen. Der einzelne Leser möge selbst beurteilen, ob Lukanga ein Recht hat, das, was er beobachtete, als allgemeine Sitte oder Unsitte hinzustellen und seinem Könige zu schildern, der von uns Deutschen ja den allerschlechtesten Begriff bekommen muß! Uns gibt das Eine zu denken: Lukanga, dieser aufmerksam beobachtende Ausländer, hat den Eindruck gewonnen, daß die Trinksitten und alle die Begleiterscheinungen des Feierns, in festen und gewohnten Formen verliefen. Sollten wir selbst garnicht mehr wissen, wie sehr das alles bei uns zur unbewußten Gewohnheit geworden ist?

**) Wasungu = Deutsche. Wakintu = der Volksstamm, dessen König Ruoma den Lukanga nach Deutschland sandte.

*) Lukanga spricht von den sogenannten „Römern", runden Glasgefäßen, aus denen „Kenner" den durch Gährung verdorbenen Saft der edlen Weintrauben zu trinken pflegen.

sehen muß. Der Schmuck der Ziernarben ist nicht jedem erlaubt, und er gilt als ein Vorrecht solcher Männer, welche nicht arbeiten, sondern viel trinken und, wenn sie Rohheiten verüben, nicht bestraft werden.

Die Wasungu sind sehr ungeschickt im Schneiden der Narben oder haben keinen Sinn für Schönheit; denn die Schnitte gehen hin und her durch das Gesicht und oft wird ein Ohr oder die Nase mit durchschnitten. Sie finden aber die Ziernarben schön; denn sie tragen sie nur auf unbekleideten Stellen des Körpers und lassen andere frei, obwohl dort mehr Fleisch und mehr Hautfläche ist. Die Kunst, Schnitte in Lippen, Nasenflügeln und Ohren offen zu halten, ist nicht bekannt. Nur Frauen bohren Löcher in ihre Ohren und hängen Metall und Steine hinein.

Während sie sitzen und Gemengtes und Erhitztes schlucken, üben sie folgenden Gebrauch: Einer ruft den andern an, hält ihm ein gefülltes Gefäß entgegen und sagt: „Zum Bauche"*) oder „Prost". Dann gießt er hinein. Der Angerufene ergreift ebenfalls ein gefülltes Gefäß, springt auf und gießt in seinen Hals hinein. Dann hält er das leere Gefäß zwischen die Brustwarzen, sieht den, der ihn angerufen hat, mit stierem Blick an, setzt sich wieder hin und atmet tief aus. Dann läßt er sein Trinkgefäß wieder füllen und spricht mit denen, die bei ihm sitzen, über Farbe, Menge, Art der Getränke und wieviel man hineintun kann.

Wenn sie Fett vom Unterleib eines getöteten Schweines schlucken, bringen die Diener jedem Schlucker ein ganz kleines Gefäß mit scharfem Pombe**). Dann sind alle stille und heben das Gefäß in die Höhe. Der dickste pfeift, alle stoßen einen Pfiff aus und gießen die Flüssigkeit schnell in ihren Hals.

Dann sprechen sie wieder über Menge, Farbe, Wärme der Getränke und wieviel man hineintun kann.

Wenn sie sehr viel Gemengtes und Erhitztes geschluckt haben und viel Rauschgift hineingegossen, dann lassen sie richtige Nahrung bringen: Diener bringen Schalen mit Früchten. Aber niemand nimmt davon. Danach werden kleine Waschbecken gebracht, zum Waschen der Finger.

*) Was Lukanga mit dem Ausdruck: „znm Bauche" meint, ist nicht ohne weiteres verständlich. Offenbar hat er den Fehler gemacht, dem sehr häufig Forscher erliegen, die nur kurze Zeit in einem fremden Lande sind: er hat eine vereinzelte Beobachtung verallgemeinert. Wahrscheinlich meint er mit „zum Bauche" die Wendung: „möge es Ihnen zum Schmeerbauche gereichen". Diese Wendung wird bekanntlich von solchen, welche auf Reinheit der Sprache halten, statt des lateinischen Wortes „Prosit" gebraucht. Ihre Anwendung ist aber meines Wissens leider noch nicht so häufig, daß man sie schon als Regel ansehen könnte.

**) Auch hierbei handelt sichs, wie ich festgestellt habe, nur um eine örtlich begrenzte, nicht allgemein verbreitete Sitte, daß nämlich nach einem fetten Gericht eine „Runde" Schnaps genossen wird.

Jetzt üben sie folgenden Brauch: Einer nimmt sein Trinkgefäß, geht zu einem anderen hin, zwingt ihn aufzustehen und sein Trinkgefäß vor sich zu halten und sagt einen der drei folgenden Sätze:

„Ich kenne deinen Bruder" oder

„Wie geht es deinem Vater?" oder

„Ich sah deine Schwester".

Und dann sagt er „Prost", beide stoßen ihre Trinkgefäße aneinander, so daß die Ränder, an denen Speichel klebt, sich berühren, trinken ihr Gefäß aus, halten es in Höhe der Nase vor sich und sehen sich scharf an.

Dann gehen sie auf ihre Sitzplätze zurück und sprechen wieder mit denen, die bei ihnen sitzen, über Farbe, Wärme, Art der Getränke und wieviel man hineintut.

Dann beginnt das Rauchmachen.

Sie lassen gerollte trockene Blätter einer seltenen Pflanze kommen, reiben Feuer und zünden die Rollen an einem Ende an. Das andere Ende halten sie mit den Zähnen fest, schließen die Lippen und saugen, so daß Rauch in den Mund hineingeht. Aus dem Mund blasen sie den Rauch in die Luft, und dann ist bald der ganze Raum mit Rauch erfüllt, den sie ausgeblasen haben.

Von der Zeit an sprechen alle über die Art der Rauchrollen, wieviel Rauchrollen jeder einzelne täglich verbrennt, ob er an kleinen oder großen Rollen saugt und wieviel die einzelne Rauchrolle kostet. Dabei machen alle sehr ernste Mienen. Jetzt lassen sie Gefäße mit einer braunen stinkenden Flüssigkeit*) hinstellen und sprechen sehr laut von dem weißen Schaum, der auf der Flüssigkeit schwimmt, und den sie „die Blume" nennen. Wenn sie jetzt trinken, rufen sie einem anderen zu: „Die Blume kommt zu dir" oder „Prost Blume".

Wenn das Rauchmachen begonnen hat, gehen sie einzeln hinaus und kommen nach kurzer Zeit wieder herein.

Jetzt wird sehr laut geschrien, wodurch der Dank für das gelungene Fest ausgedrückt wird.

Besonders beliebt ist das folgende: Zwei Männer schreien sich gegenseitig an und sagen: „Komm mit mir hinaus". Sie stehen dann auf, nehmen ihre Rauchrollen mit und kommen nach einiger Zeit mit geröteten Gesichtern wieder herein.

Während sie hinausgehen und hereinkommen, sind alle anderen still.

Diese Sitte heißt: das Abtrittspiel und der Raum, in dem es gespielt wird, heißt der Raum der Ehre.**)

Das Spiel selbst ist so:

Einer sagt zum anderen:

„Du hast mich angesehen";

Darauf sagt der andere:

*) Daß Bier auf den unverdorbenen Geruchsinn des Naturkindes widerlich wirkt, ist sehr beachtenswert!

**) Es ist, wie ein früherer Korpsstudent (also ein Sachverständiger) mitteilt, in der Tat recht allgemein üblich, daß solche Auseinandersetzungen und Forderungen auf dem angedeuteten Orte stattfinden, weil er der geheimste ist.

„Du Schwein."

Dann nehmen sie die Rauchrollen in die linke Hand und hauen sich gegenseitig mit der rechten Hand ins Gesicht.

Danach stecken sie die Rauchrollen wieder in den Mund, greifen in eine Kleidertasche und geben sich gegenseitig ein kleines Stück weiße Pappe. Damit ist das Spiel beendet, und sie gehen wieder hinein, um Getränke hineinzugießen.

Dies Spiel hat bei den Wasungu große Bedeutung. Sie wissen nämlich, daß durch ihre rohen Sitten das Gute in ihnen getötet wird. Sie wollen aber von ihren Sitten nicht abstehen und können sich nicht bessern. Deshalb schaffen sie sich einen Aberglauben und begehen eine sichtbare Handlung, welche an sich zwar roh ist, dennoch aber von allen anerkannt wird, weil sie nichts Besseres wissen.

Der Aberglaube ist dieser: Sie denken sich, daß es eine feindliche Macht gebe, die das Gute in ihnen geschändet habe. Da sie aber nicht anerkennen wollen, daß das Gute in ihnen wirklich verletzt sei, nehmen sie an, daß es noch etwas zwischen dem Guten und der feindlichen Macht gebe. Und dies nennen sie mit einem Wort: „Ehre". Sie sagen nun nie, daß sie schlecht seien, sondern sagen, die „Ehre" sei verletzt, und wie alle tiefstehenden Völker mit niedrigen Sitten, suchen sie sich einen Feind, hauen oder schlachten den und glauben dadurch selbst wieder gut zu werden.

Ja, Mukama, du wirst dir dies kaum vorstellen können, da dich lauter selbstbewußte, gebildete Männer umgeben, bei den Wasungu aber gibt es viele, die fortwährend Reue empfinden über ihr schlechtes Tun und deshalb andere Menschen hauen wollen. Sie glauben, daß ein Mensch durch rohe Gesinnung gegen andere eigene Fehler wieder gut machen könne. Daraus ist ein gewisses Vorrecht entstanden, das die, welche reich und mächtig sind, für sich beanspruchen. Diese sagen, nur sie hätten „Ehre" und dürften deshalb die anderen hauen und töten. Wer aber mit der Kraft seiner Arme arbeitet, wie es die Natur befiehlt, der hat keine „Ehre" nötig, weil er ja ohnehin stolz und zufrieden sein kann.

Da es unter den Wasungu viele gibt, welche nicht mit den Händen arbeiten und nie eine Frucht essen, um die sie die gütige Erde selbst baten, kommt es, daß in jedem Hause, in dem viele Wasungu zusammenkommen, ein besonderer Raum der Ehre vorhanden ist. Dieser Raum dient allen den Unglücklichen, welche nicht mit sich zufrieden sein dürfen, dazu, ihre „Ehre" wieder gut zu machen. Der Raum ist mit Steinplatten verkleidet, spiegelnde Glasscheiben hängen an den Wänden, darunter fließt Wasser durch schöne Becken. Damit es aber nie an Zeugen fehlt, die an dem Hauen der Ehre nicht teilhaben, dient der Raum noch zu anderen Zwecken, die ich dir nicht schildern kann. Das ist also der Raum, in dem das Spiel gespielt wird, welches das Abtrittspiel heißt.

Außer diesem ist noch ein anderes allgemein beliebt: Der dicke Häuptling des Festes befiehlt allen, mit den Trinkgefäßen auf den Tisch zu hauen. Dann müssen alle den Inhalt ihrer Trinkgefäße zugleich und auf einmal in ihren Hals hineinschütten. Sie nennen das Spiel die „Eidechse"*). Nie sah dein Knecht Lukanga etwas Niedrigeres als dieses Spiel.

Danach beginnt das Ausspeien der hineingegossenen Flüssigkeiten. Dazu ist in dem Raum der Ehre ein besonderer prächtig ausgestatteter und gehöhlter Opferstein, an den die Speienden einzeln hinantreten. Sie halten sich, während sie ausspeien, an Handgriffen, die über dem Stein befestigt sind.

Damit hat die Feier ihren Höhepunkt erreicht. Jetzt sagt jeder von einem anderen, der habe zuviel hineingegossen, und habe deshalb seinen Verstand mehr, als es üblich sei, zerstört, er selber aber habe es gerade richtig gemacht, denn er wisse, wenn er genug habe. So entsteht wieder ein sehr lautes Gespräch und einige sprechen auch über die Körperformen der Frauen und der Pferde.

Der Häuptling aber leitet das Fest noch immer. Sein Ruf wird gehört, weil er mit dem abgebrochenen Bein eines Stuhles auf den Tisch schlägt. Durch den Rauch kann niemand hindurchsehen.

Jetzt läßt der Häuptling alle leer getrunkenen Gefäße aufstellen und mit solchen, die noch nicht ausgegossen sind, nach den leeren werfen.

Dann läßt er sich ein heiliges Buch bringen, setzt sich unter den Tisch und beginnt laut zu weinen**). Dies ist das Zeichen, daß alle weinen, wobei sie sich mit den Armen umfassen und ihre Lippen gegenseitig aneinanderdrücken. Mit den glühenden Rauchrollen aber brennen sie sich Löcher in ihre Kleider.

Das ist das Ende des Festes. Jetzt kommen Diener und tragen die, welche sich vor Freude totstellen, in Wagen hinein, mit denen sie in ihre Hütten gebracht werden.

So feiern die Wasungu den Tag ihres Königs. Sie verhöhnen das Gebot der Nüchternheit, das er ihnen gab. Sie machen sich untauglich, Waffen zu tragen, und kein Tag ist ihren Feinden zum Angriff günstiger, keiner schädigt ihre Kraft mehr als dieser. In allen Städten ist es das Gleiche. An diesem Tage darf niemand die Kraft seiner Stimme behalten. Es würde ihm den Haß und die Verfolgung der Mitbürger einbringen.

Gütiger Herr, siehe, Solches zu sehen ward gegeben

deinem Diener
Lukanga Mukare.

Mit Erlaubnis des Herausgebers abgedruckt aus dem „Vortrupp".

*) Für ‚Salamander' sagt Lukanga ‚Eidechse' Es war nicht festzustellen, ob nur, weil beide Tiere vielleicht in Kitara denselben Namen haben, oder ob es in Kitara keine Salamander gibt.

**) Da hat also einer das „heulende Elend" bekommen und mit der Bibel unterm Tisch gesessen. Gewiß eine sehr rührende, aber zugleich auch sehr bedauerliche Szene. Aber gottlob können wir sagen, auch wieder nur ein vereinzelter Fall.

Der Naturforscher

Die Höhlenkunst des Eiszeitmenschen

Von Hans Wolfgang Behm

Drunten im südlichen Frankreich liegt in seltener Naturschönheit ein stilles Tal. Die Vezere, ein Nebenflüßchen der Dordogne, wälzt ihre sprudelnden Wasser hindurch. Steile, überhängende Kalkfelsen erheben sich zu beiden Seiten. In ihnen haben einst die Gletscher der Eiszeit und die Schmelzwasser die mannigfaltigsten Grotten und Höhlen gefressen.

Genügsame, anspruchslose Menschen wohnen heute in diesem Tal. Ihre einfachen Wohnräume lehnen an die Kalkfelsen an oder sind in den vorhandenen Höhlen eingebaut.

Da wo heute der schlichte Vezerebauer, der moderne Höhlenbewohner oder Troglodyte seine Landwirtschaft betreibt, wo alltäglich aus seinem bescheidenen Wohnraum ein leicht kräuselnder Rauch zum Himmel steigt und sich schweigend verliert, wo seine Hühner lustig gackern und die Bäuerin geschäftig weißes Linnen webt, — an selbiger Stelle lebten einstens Menschen der eben zu Ende gehenden Eiszeit; Urmenschen, vor so ungefähr zwanzig bis dreißigtausend Jahren.

In jenen alten Tagen glich Mitteleuropa ungefähr den Tundrensteppen des heutigen Sibiriens, gewaltigen Moos- und Grasflächen, mit Flechten und Torfmoosen durchgewachsen und teilweise mit Schnee bedeckt. Die Menschen, die damals im Vezeretal lebten, jagten den gewaltigen, mit mächtigen, nach aufwärts gebogenen Stoßzähnen bewaffneten und mit einem braunrötlichen Wollpelz bedeckten Mammuntelefanten, den Wisent und den Höhlenbären. In den Tälern tummelten sich ansehnliche Hirsche, Renntiere, Antilopen und stark gebaute Pferde, während auf den Höhenzügen Gemsen und Steinböcke kletterten.

Rüstige Weidmänner müssen diese alten Dordognebewohner gewesen sein. Sie hatten noch kein Verständnis für Ackerbau und Viehzucht, die Töpferei war ihnen unbekannt, ihre Werkzeuge und Waffen gehörten zu den primitiven der älteren Steinzeit, die Metalle sollten erst viele tausend Jahre später von Menschenhänden gewürdigt werden. Und doch regten sich schon die ersten, leisen Anfänge der Kunst bei ihnen.

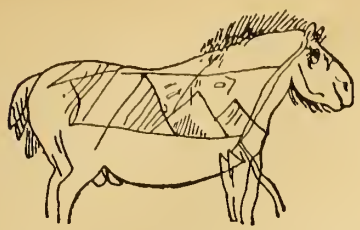
Sie entfalteten eine künstlerische Tätigkeit, die uns in Erstaunen setzen muß, wenn wir bedenken, mit welch primitiven Mitteln in damaliger Zeit etwas Künstlerisches geschaffen werden konnte. Das Allerursprünglichste in der darstellenden Kunst, was je von Menschenhänden herrührt, tritt uns hier vor Augen; es strahlt in vollkommenerer Fortsetzung uns bei den Pfahlbauern entgegen, führt weiterhin zu den herrlichen Kunstwerken unserer Orientkultur, dann zu den Griechen und Römern, um schließlich in unserer modernsten Malerei und Bildhauerei sein jetziges Ziel zu finden, das aber keineswegs begrenzt, sondern auch jetzt noch in steter Entwicklung begriffen ist.

Die Höhlen und Grotten des klassischen Vezeretales, die bis jetzt erschlossen sind und uns die ersten Anfänge einer künstlerischen Betätigung zeigen, sind Le Monstier, La Madeleine, Gorge d'enfer, Langerie-Haute, Langerie-Basse, Les Eyzes, Combarelles, Cro-Magnon, Font de Gaume. In ihnen haben uns die alten Vezerejäger die klarsten und schönsten Spuren ihrer künstlerischen Leistungen hinterlassen. Ein sonderbar andachtsreiches, ich möchte sagen, heiliges Gefühl ergreift den Menschen, der heute diese Höhlen betritt, wo einstens in fernen Urwelttagen unsere alten Ahnen hausten. Ein Gefühl der Dankbarkeit und Freude zugleich, daß es ihm vergönnt ist, einen Blick zu werfen auf die allerersten Anfänge einer Kunst der langen Menschheitsgeschichte.

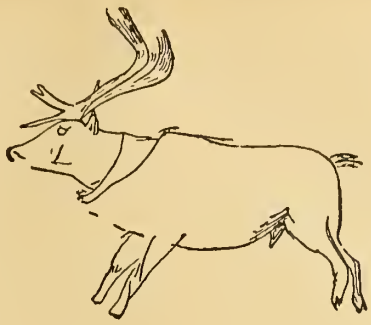
Die Größenverhältnisse der Höhlen sind sehr verschieden. Manche erreichen eine Höhe von 5 bis 6 Meter und dabei eine Breite von 2—3 Meter und eine um das mehrfache sich ausdehnende Länge, während andere wieder so niedrig sind, daß man sich nicht aufrecht darin bewegen kann. Herrliche Stalaktiten und Stalagmiten kleiden sie des öfteren innen aus. Es sind dies entweder von der Decke herabhängende oder vom Boden aufwärtsstrebende Tropfsteingebilde, die ihren Ursprung kohlensaurem Kalk verdanken, der einstens in kohlensäurehaltigem Wasser aufgelöst war, aber bei Verdunstung des Wassers an der Luft sich ausschied. Hierbei formte er sich oft zu den prächtigsten Gebilden, gekräuselten und geschlängelten Eiszapfen, Helmchen oder Nestern des Webervogels ähnlich.

Auf den Wänden dieser Höhlen gewahrt man nun jene Kunstornamente der alten Künstler vom Vezeretal. Naturgetreue, in den Kalkstein geritzte, bisweilen bemalte Bilder von Tieren. Oft sind die Zeichnungen recht undeutlich zu erkennen, weil nur leise angedeutet, während andere wieder mehrere Millimeter tief eingeritzt sind. Dann sind die Zeichnungen manchmal dem Auge erst sichtbar, wenn man den im Laufe der Jahrtausende über sie gelagerten Kalksinter entfernt. Sie geben des öfteren in vollendeter Weise die Umrisse der für die damalige Fauna charakteristischen Formen wieder, und deshalb haben uns solche Zeichnungen des Eiszeitmenschen eine notwendige Ergänzung geliefert zu dem paläontologischen oder versteinerungsgeschichtlichen Material.

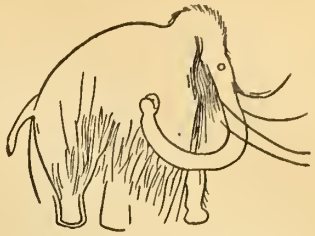
Eine der bedeutendsten und mithin prähistorisch wertvollsten Höhlen des Vezeretales ist die von Font-de-Gaume. Klare und schöne Tierbil-



Zeichnung eines Wildpferdhengstes aus der Höhle von Combarelles mit allerlei zeltartigen Figuren auf seinem Körper, die fälschlicherweise manche Forscher annehmen ließen, es liege hier ein halbgezähmtes Tier vor, das mit einer Decke versehen sei. Breite der Originalzeichnung 1 Meter.



Renntiermännchen aus der Höhle von Combarelles, stark verkleinert.



Mammutzeichnung aus der Höhle von Combarelles. Abgesehen von der ungeschickten Einfügung der Stoßzähne und der Unsicherheit in der Wiedergabe der Füße, ist das Tier recht naturgetreu wiedergegeben. Das kleine Ohr ist ganz weggelassen worden. (1/19 nat. Größe.)

der sind in ihren Wänden eingeritzt, und zwar vorwiegend solche vom Wisent, nur wenige zeigen Renntiere, Pferde, Antilopen, und nur zwei stellen den Mammutelefanten dar. Das Wisent muß also hier einstens sehr verbreitet gewesen sein. Aus gewichtigen anderen Gründen dürfen wir annehmen, daß der Urmensch diese Tiere bei großen Hetzjagden in einen schrecklichen Tod getrieben hat, indem er sie nach den überhängenden Kalkfelsen drängte, von wo die Tiere dann herabstürzten und ein elendiges Ende fanden.

Heute hat das Lebenslied des Wisents ausgeklungen. Nur wenige Exemplare aus alter Erdenzeit sind übrig geblieben und werden sorgfältig gepflegt, ein noch letztes, wertvolles Urweltrestchen darstellend, das dem Auge des heutigen Menschen nicht verloren gehen soll; einmal in der russischen Bialowiescher Heide, das anderemal auf dem nördlichen Hange des Kaukasus.

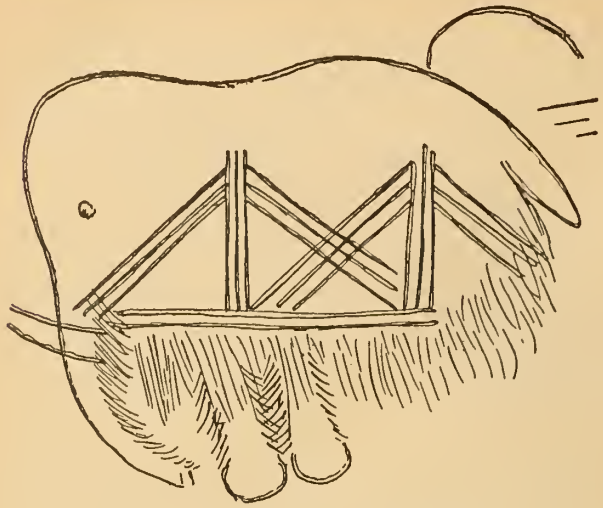
Etwas fällt wieder ganz besonders bei diesen alten Zeichnungen von Font-de-Gaume auf. Sie sind nicht bloß eingeritzt, sondern die geritzten Umrisse sind oft mit schwarzer Farbe umzogen, während das Tier selbst in bräunlichrotem Gewande schimmert. Also diese alten Wisentjäger des Vezeretales konnten schon Farbe anrühren und mit dieser Farbe ihre Höhlenbilder schmücken; sie konnten *malen*.

Die alten Dordognebewohnern konnten ihre Tierbilder natürlich nur ausmalen, so wie heute etwa ein jugendliches Menschenkind mit billiger Wasserfarbe einen vorgezeichneten Apfel in seinem Malheft rot oder gelb anklecksl. Auf gelbe Ockererde und Manganschwarz waren die Farbstoffe von anno dazumal beschränkt. Auch die Grassteppen, auf denen das betreffende gemalte Tier in Wirklichkeit lebte, sind durch Kreuz- und Querritzer manchmal angedeutet.

Dieses Urweltheiligtum von Font-de-Gaume zeigt uns weiter etwas anderes, das wieder eine Frage löst, die Frage ob denn diese Höhlenkünstler tatsächlich auch in den Höhlen wohnten, dort ihre Wisentkeule brieten, ihren Mammutschinken aßen, dort sich zankten und liebten. Das scheint nun nicht der Fall. Es finden sich bei diesen Tierzeichnungen auch eingeritzte Bilder, die kleine zeltartige Wohnräume darstellen, unzweideutig wohl Nachbildungen ihrer eigenen Wohnungen.

Was mochte nun aber diese Urvorfahren veranlaßt haben, hier in diesen Höhlen zu malen? Nun, — bisweilen mögen sie ihnen doch als Zufluchtsstätten gedient haben, wenn sie auf wilder Wisentjagd vom Unwetter überrascht wurden und nicht mehr rechtzeitig den schützenden, heimatlichen Herd erreichen konnten. Da war es nun recht langweilig, hier drinnen auszuharren. Um sich die Zeit zu vertreiben, hob man kleine Steinsplitter auf und ritzte allerlei Dinge an die Höhlenwände, wobei bald auffallen mußte, wie unschwer sich das bei diesem Kalkstein machen ließ. Das Einritzen von Gegenständen auf Stücke des Renntiergeweihs, auf Knochenplatten, das kannten bereits schon selbst wieder ältere Vorfahren dieser Dordognebewohner, was wir heute an zahlreichen Fundstellen in anderen Teilen Frankreichs, in Belgien und Deutschland sicher nachweisen können. Die Sache wurde nun aber ernst, sie bekam ihren wahren künstlerischen Hinterhalt, denn dieser Urmensch des Vezeretales, dieser Renntier- oder Wisentjäger, fand jetzt einen ganz besonderen Gefallen daran, das Jagdwild seiner Umgebung bildlich darzustellen. Viele mögen das probiert haben, doch nur wenigen gelang es; aber die wenigen Berufenen der damaligen Zeit, sie gingen nun öfters in diese Höhlen, ritzten und malten, vielleicht gerade wieder in Stunden, da draußen der Sturm heulte und ein kalter Winter blies. Dann mochte diese Malerei eine schöne Erholung sein, eine Freude für den Künstler, eine Freude aber auch für seine Genossen, die das gerne sahen. Und gerade wieder das Großartige muß uns wundern, daß dieser alte Höhlenkunstmaler so ganz aus dem Kopfe malte.

Auch die Zeichnungen im Sinne der *Handlung* darzustellen, war den Dordognekünstlern schon gegeben. Ihre Bilder zeigen das Mammut mit nach hinten gebogenen Rüssel, — also im Sinne der Bewegung, das ganze Tier fortschreitend, das Renntier grasend auf duftender Weide, die Antilope sichtend, das Wildpferd trabend.



Mammut mit hineingezeichneten Zelten aus der Höhle von Font-de-Gaume, stark verkleinert.

Etwa 4 Kilometer von Font-de-Gaume entfernt liegt die Grotte von Combarelles. Diese Grotte ist nicht nur berühmt wegen ihrer prähistorischen Wandgemälde, sondern es grenzt schon etwas an Kuriosität, wenn man überhaupt in sie hineindringen will. Um zu ihrem Eingang zu gelangen, muß man mal zuerst durch ein kleines Bauerngehöft, dann durch einen — Hühnerstall, der vom Felsen eingeschlossen wird. Draußen, in anheimelnder Schönheit eines Jetztzeitfrühlings liegt das stille Gut des Vezerebauers. Menschen von heute leben dort ihre Erdenstunde. Aber nur wenige Meter von ihnen entfernt, im Kalkfelsen eingeschlossen, da starren die Bilder ihrer einstigen äonenfernen Menschenahnen, so weltenalt, so andachtsschwer. Gedanken, die sich nicht verwischen lassen, wenn man Combarelles besucht. Die Grotte selbst ist heute so niedrig, daß man bald nach dem Betreten derselben nur in kriechender Stellung sich darin fortbewegen kann. Mächtige, etwa ein Meter hohe Stalagmiten haben sich über ihren ursprünglichen Boden gelagert. Sie ist ungefähr 230 Meter lang, doch trifft man erst in ihrer hinteren Hälfte auf eingeritzte Gemälde an den Wänden, die eine Größe bis zu einem Meter erreichen, aber auch viel kleiner sein können. Zahlreiche Wildpferde, rinder- und antilopenähnliche Tiere sind hier wiedergegeben, aber auch eine reiche Anzahl Mammuts. Bei letzteren sieht man besonders schön die Mähne angedeutet. Das Mehrauftreten der Mammutzeichnungen und das Fehlen solcher vom Wisent läßt wohl den Schluß zu, daß diese Combarellesbilder älteren Datums sind, wie jene von Font-de-Gaume. Die Mammuts waren den Höhlenkünstlern von Combarelles noch weit zahlreicher vor Augen, wie denen von Font-de-Gaume. Als letztere malten, war es schon mit der eigentlichen Mammutzeit vorbei.

In einsamen Urweltshöhlen also, unendlich fern den sich steigernden Kulturtaten kommender Generationen, da blühte jenes hohe und ideale Erdengeschenk „Kunst" zum ersten Male auf, zuerst zwar nur als kleines Grundwürzelchen, um aber von nun an niemals wieder zu verwelken, niemals zu verkümmern, sondern um weiter zu wachsen zum lichten und hellen Blütenbaume, der mildes Sternensilber trinkt und Menschensehnsuchtsträume wiedergibt.

Autorenspiegel

Pelle Molin

Pelle Molin ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neueren Literatur Skandinaviens. Er stammt aus dem höchsten Norden Schwedens, aus Aengermanland. Sein Schicksal ist dunkel, sein Wesen birgt typische Züge des ganzen Volkes, dessen Sohn er ist.

Man muß die Natur seiner Heimat kennen, um ihn richtig zu verstehen: Die kargen, düsteren Berge, die tiefen, rauschenden Elfs, die lastende Dunkelheit des Winters, das weite märchenhafte Licht der Sommernächte, die rasenden Kampfeslieder der Herbst- und Frühlingsstürme. — Dies alles muß man selber erlebt haben, um zu begreifen, daß es den einzelnen Menschen unerbittlich auf sich selber zurückweist und zugleich mit den kühnsten Bildern der Phantasie beschenkt, daß es ihn einsam und starr nach außen, lebendig und ruhlos im Innern, daß es ihn arm und reich zugleich macht. Es erzeugt jene träumende Verschlossenheit, jenes beredte Schweigen, das den Menschen des Nordens kennzeichnet.

Bei Pelle Molin ist diese Eigenart bis zum äußersten Extrem entwickelt; fast möchte man sagen, so stark, daß sie ihm das Leben gekostet hat. Denn er schloß sich jahrelang in seine dürftige Stätte ein und verbiß sich in sich selbst, unfähig seinen bitteren Kampf zu bekämpfen. Immer blieb es ihm unmöglich, sich ins tätige Leben zu finden, immer litt er Not, immer verzweifelte er an seinen Plänen, bis er schließlich durch seinen kantigen Eigensinn in den Bergen sich den Tod holte. Er starb 1896 in Bodö in Norwegen.

Aber dasselbe Land, das ihn so unglücklich machte, weil es ihn fesselte, wie er selber sagt, hat sein Inneres mit wundervollen Bildern erfüllt, hat seiner Seele die markige Kraft des Fühlens und Schauens verliehen, die seine Erzählungen auszeichnet und hat ihn dadurch zu dem Dichter gemacht, der als erster Volk und Leben des äußersten Nordens erschloß.

Seine Novellen sind im Herbst 1912 in der Uebersetzung von Ingrid Larsson-Stieve auf deutsch erschienen.

Friedrich Stieve.

Wegweiser der Lese

Neue Bücher

Sie kommen staunenswert leicht, werden ebenfalls leicht gelesen und besprochen, um allmählich zu verschwinden. Die große Masse der Romane ist talentvoll konstruiert, durch wenige geht die Gnade Gottes, das Genie. Beinah feindlich stehn Talent und Genie auf dem Büchermarkt sich gegenüber. Es ist ratsam sich die Klarheit einer guten Betrachtung in der Natur zu holen. Gott ist dort nicht sichtbar zu erkennen, doch sein Hauch wird empfunden wie das Ursprüngliche in den Werken begnadet schaffender Dichter. Ich kannte in meiner Jugend eine Familie mit acht Kindern, die sich nur eines einzigen Buches erfreute, das respektvoll von Hand zu Hand ging und auch zu mir gelangte. Man sah diese Familie viel im freien Felde gehn und ihre Mitglieder sind sämtlich tüchtige Menschen geworden. Doch ich soll jetzt nicht von ihrem einzigen Buche erzählen. — Neue Bücher liegen vor mir. —

Da liegen fünf Romane aus dem Verlage Rütten & Löning, Frankfurt a. M. Ich beginne mit dem guten Werke eines geschätzten englischen Autors.

„Die Chronik der Königin Maria Stuart," Roman von Maurice Hewlett, übersetzt von Gustav Danelius. Man geht durch dies Buch wie durch eine saubre helle englische Kirche, etwas ungerecht gelangweilt wie der Engländer auf Reisen mit der Pflicht I must do, doch man kommt auf seine Kosten. Das Werk führt ausgezeichnet in das Zeitalter der jungen Königin, vertieft das Bild ihres mysteriös wankelmütigen Charakters, lebendig werden die Widersprüche ihrer Weib-Natur. Lebenswarme Männergestalten, biegsame Frauen umgeben sie, gleiten vorüber wie das Licht der Sonne auf roten Burgdächern und Zinnen — oder wie die Wellen eines unaufhaltsam sich erfüllenden Stromes.

„Als wär es nie gewesen," Roman von W. Ropschin, übersetzt von A. Eliasberg. Immer fesselt das Tolstoische Kolorit der Russen, der Zauber ehrlicher Naturbetrachtung; — und in diesem guten Werke die Vereinigung mit dem Wesen der russischen Revolutionszustände um 1904—1907. Dieses Werk eines Terroristen, der dem Fanatismus verfallen, dennoch so klar sieht wie ein gesunder im Irrenhaus, gehört zu den echt lebenswahren Büchern.

„Das Domgut", Roman von Karl Neurath. Die Geschichte eines starken wohlhabenden Bauerngeschlechtes um die Napoleonszeit bei Mainz, das sich gänzlich unnötig — sagen wir im Zwange seines Charakters — zu Grunde richtet, krank und arm macht, doch dies alles mit dem Reiz feiner Naturbetrachtung in einem persönlichen Stil erzählt.

„Lindeleid," Roman von Andreas Thom. Ein Märchen von Mond, Sonne, Sternen, Waldbäumen und trotzigen oder pfiffigen Bauern, die an dem Kinde Lindeleid vorübergleiten über Blumenwiesen! Für dieses Kind bedeutet die Welt ja noch nicht mehr wie ein Marionetten-Theater, in welchem unter all den Bauern auch „der Graf" nicht fehlen darf. Wie wird es mit dem Leben fertig werden, wenn die Welt ihm ihr ernstes blasses Antlitz zeigt? Das will der Dichter in einem zweiten Teile seines Romanes erzählen.

Aus dem Verlage der Süddeutschen Monatshefte möchte ich zwei Bücher erwähnen. „Heimweh", Roman von Grazia Deledda. Ein Name, der längst bei uns Deutschen eingebürgert und anerkannt ist, als einer wahrheitsgetreuen Erzählerin und Frauenkennerin. Das „Heimweh" einer fein organisierten jungen Frau im Schoße der Familie ihres jungen Ehemannes, der nur leider sich verkaufen muß, um seiner Frau das erwartete Leben bieten zu können, — gibt hier Gelegenheit typisches römisches Kleinbürgerleben zu schildern.

„Der Zauberlehrling", Novelle von Marta Karlweis. Hinter dem Vorhang aus Mondscheinstrahlen dieser Erzählung sitzt ein Wiener Gretchen im Gewande der Frau Venus. Sinnentrunkene Wiener Jugend feiert mit ihr das erste Fest der Liebe, die so traurig macht, trotz all der Pracht. Geriebene Kenner des Liebeslebens schauen zu. Mit viel Talent gemalte Bilder gehn vorüber — und der Vorhang fällt.

Zum Schluß ein Buch aus dem Verlag von L. Staackmann: „Das Haus der Titanen", Roman von Hans Hart. Ein typisch deutsches Buch. Die anfangs wie hinter Frühlingsnebel auftretenden Gestalten der Familie Wilignt nehmen feste Form an, insbesondere der Geheimrat, dessen Herrennatur sich hypnotisch unterordnet, wer in seinen Bann gerät, der — vielleicht unbewußt — einen talentvollen, aber schwachen Sohn abwirft wie ein gesunder Stamm ein kränkliches Reis. Doch dieser junge Arzt mit allen Schwächen, der etwas albern zu Grunde geht, bleibt eine sympathische Persönlichkeit im Hause der Titanen mit seinem schweren Reichtum. Ebenso leuchtend gemalt wie dieses Haus, bleibt uns das Andenken der in mancherlei Farben gezeichneten alten kleinen Stadt, in welcher es seine Bedeutung fand.

Dora Hohlfeld.

Der Mensch zur Eiszeit

Die Bilder, die den Aufsatz von H. W. Behm begleiten, sind mit Erlaubnis des Verlags folgendem Werk entnommen: Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit, Band IV des großen Werkes: Vom Nebelfleck zum Menschen, von Dr. Ludwig Reinhardt, Verlag von Ernst Reinhardt in München, mit 407 Abbildungen, 84 Kunstdrucktafeln, Karten usw. Daß dieses große Werk, das eine gemeinverständliche Entwicklungsgeschichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen darstellt, bereits in 3. Auflage vorliegt, sagt deutlich, wie sehr es geschätzt wird. Wir können es als Fundamentalwerk allen empfehlen, die das Werden der Erde und des Menschen kennen lernen wollen. Jedenfalls ist es besser, als „spannende" Unterhaltungsromane zu lesen, den großen wahrhaft spannenden Roman von der Naturgeschichte des Menschen zu kennen.

Nachrichten

Die erste Frauenschule in München soll diesen Herbst eröffnet werden. Sie soll zwei Abteilungen umfassen; die eine soll die Ausbildung für Kinderpflegerin, Fürsorgeschwester, Kindergärtnerin besorgen, die andere für den Hausfrauen- und Mutterberuf vorbereiten.

Ein Aufruf für den Völkerfrieden wurde von einer großen Zahl von evangelischen Geistlichen und Hochschullehrern veröffentlicht. Der Aufruf schlägt eine Verständigung der Völker durch eine Rechtsgemeinschaft vor, die den Krieg durch Rechtsspruch ersetzt. Er ist unterzeichnet von Männern wie Baldensperger, Frommel, Gregory, Nowack, Rade, Thieme, Heyn, Korell, Hackenschmidt, Stricker, Klein u. a.

Zu Roseggers 70. Geburtstag hat der Deutsch-österreichische Preßverein in Graz ein volkstümliches Roseggerbuch herausgegeben.

Die Deutsche Schiller-Gedächtnis-Stiftung veranstaltet eine Volksausgabe von Friedrich Hebbels Nibelungen.

Gedenktafel

Am 21. August 1798 wurde zu Paris der französische Schriftsteller Jules Michelet geboren. Berühmt wurde er durch seine temperamentvolle poetische Geschichte Frankreichs. Uns Deutschen dürften vor allem seine philosophischen Werke „Die Frau" und „Die Liebe" (beide bei Reclam erhältlich) interessieren, die uns vielfach ganz deutsch anmuten. Wie Fabre der Dichter der Insekten, ist Michelet der Dichter der Vögel. In seinem Buch l'oiseau, auch wiederholt übersetzt, finden sich die schönsten Gedanken über den Gesang, den Flug, das Nest der Vögel.

Am 22. August 1850 starb in Oberdöbling bei Wien der unglückliche Dichter Nikolaus Lenau.

Am 23. August 1523 starb Ulrich von Hutten.

Am 24. August 1912 starb in Wien der Burgtheaterdirektor und frühere langjährige Direktor des deutschen Schauspielhauses in Hamburg, Alfred Freiherr von Berger, der sich auch durch die Herausgabe verschiedener Werke auf dem Gebiete des Theaterwesens einen Namen gemacht hat.

Am 25. August 1744 wurde Johann Gottfried Herder, der Dichter und universelle Denker, in Mohrungen geboren. Spätere Geschlechter werden seine Bedeutung wieder mehr würdigen als wir; es ist noch viel in seinen Werken zu entdecken. Man lese die „Stimmen der Völker" und die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Siehe Bongs Klassikerbibliothek.

Am 25. August 1840 starb in Düsseldorf Karl Immermann, erst Jurist, dann Theaterleiter; von ihm besitzen wir den „Münchhausen" und den „Oberhof", die ihn unvergeßlich gemacht haben.

Am 25. August 1900 erlöste der Tod den großen Philosophen Friedrich Nietzsche von seinem Leiden. Sein bekanntestes Werk ist „Also sprach Zarathustra".

Am 26. August vor hundert Jahren fiel Theodor Körner als Lützowscher Jäger bei Gadebusch.

Am 27. August 1748 starb der englische Dichter James Thomson, einer der Führer des sogenannten silbernen Zeitalters der englischen Dichtung, berühmt durch seine „Jahreszeiten", die auf Brockes und E. von Kleist einwirkten und von Josef Haydn teilweise als Text zu dem Oratorium „Die Jahreszeiten" benutzt wurden.

Am 27. August 1770 wurde in Stuttgart der Philosoph Friedrich Hegel geboren.

Am 28. August 1749 wurde Johann Wolfgang Goethe in Frankfurt a. M. geboren.

Am 28. August 1802 wurde in Bonn Karl Simrock geboren, bekannt durch seine Übersetzung des Nibelungenliedes.

Am 28. August 1862 wurde in Gent der belgische Dichter Maurice Maeterlinck geboren, einer der berühmtesten der neueren französischen Literatur. Seine gesammelten Werke wurden von Fr. v. Oppeln-Bronikowski ins Deutsche übertragen (Verlag E. Diederichs, Jena). Eine Auswahl erschien in Langewiesches Blauen Büchern: Von der inneren Schönheit.

Lesepost

Wie Volkslieder entstehen: Zu diesem Thema bringen wir in dieser Nummer wiederum einen reizvollen Beitrag. Herr Albert Meise, Direktor der deutschen Schule in Campina in Rumänien, z. Z. in Giurgiu schreibt uns: „Die Volkslieder-Nummer hat mich veranlaßt, Ihnen das mitfolgende Lied zu senden. Ich fand den schönen Text in einem früheren Jahrgang der Lese (1911, Nr. 5, Verfasser des Liedes ist Reinhold Braun in Berlin, auch Lehrer). Schon beim ersten Lesen des Gedichts klangen Teile der Melodie mit. Als ich es dann wieder las, war der Sang geboren. Ich summte es für mich hin und sang es später meinen Schülern vor, die die Melodie bald aufgriffen. Dann habe ich das Lied für dreistimmigen Schülerchor gesetzt und es mit meinen Kindern eingeübt. Bei einem Elternabend sangen es die Schüler im „hellen, heitern Chor", und seit dieser Zeit klingt es fort. Oft schon habe ich es — mit heimlicher Freude im Herzen — auf meinen Spaziergängen durch die Stadt gehört neben vielen anderen deutschen Volksliedern, die die Kinder aus der Schule ins Elternhaus hineintragen. Der Pflege des Volkslieds habe ich während meiner achtjährigen Tätigkeit als Lehrer im Auslande immer ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt, da ich erfahren habe, daß dieses schlichte treuherzige Kind unseres deutschen Volksgemütes ein guter Bundesgenosse ist im Kampf zur Erhaltung des Deutschtums. Darum begrüße ich mit ganz besonderer Freude, daß Sie in der Lese so wirksam — durch Text und Melodie — die Bestrebungen unterstützen, das Volkslied wieder zu Ehren zu bringen; denn ich weiß, daß die „gelben Blätter" hier in Rumänien und gewiß auch im weiteren Ausland gelesen werden. Sah ich doch selbst einmal die Lese bei einem rumänischen Zeitungsjungen, der sie am Bahnhof in Sinaia zum Kauf ausbot. — Darf ich noch ein Wort für Löns einlegen. Veranlaßt durch Ihre Proben habe ich mir damals den Kleinen Rosengarten kommen lassen. Ich habe auch eine ganze Reihe dieser Lieder vertont. Dann flatterten sie hinaus, weiter ins Land hinein, flatterten über die Grenzen hinaus bis in mein Heimatland Westfalen. Nun singt man hier und da die Lieder: „Als ich gestern einsam ging", „Über die Haide geht mein Gedenken", „In dem Grünebusch sang die Nachtigall die ganze Nacht", „Heute wollen wir ein Liedlein singen", „Viel hundert weiße Lilien im Klostergarten stehn" usw. Das weiß ich, daß die Lieder mir und andern ein „kleines stilles Leuchten" in Auge und Herz gebracht haben. Das ist mir genug, und ich glaube, Hermann Löns hat nichts anderes gewollt." — Wir können nur sagen: ja, so entstehen Volkslieder.

An R. S. in B. und andre Exlibris-Freunde: Die Adresse unseres künstlerischen Mitarbeiters, von dem die Exlibris in der letzten Lese entworfen sind, ist: Kunstmaler Dr. Benno Eggert, München, Keferstr. 5.

Herr Paul Taupadel, Hamburg, Königstr. 36, bittet Leser, die Exlibris tauschen wollen, sich mit ihm ins Benehmen zu setzen.

„Glückauf": Wegen des Jahrbuches ist moniert. Ihre Ausführungen über Arbeiterbildung sind von Ihnen aus wohl richtig, von uns aus gesehen erscheinen sie uns als die üblichen Bedenken, wie sie von Lehrern, Volkserziehern, Gelehrten schon oft aus Sorge vor der Halbbildung geäußert worden sind; Sie brauchen nur die einschlägige Literatur durchsehen. Wir aber stehen auf einer ganz anderen Linie. Wir arbeiten nicht für wissenschaftliche Bildung, sondern wenden uns an das Gemüt. Vor der Poesie sind alle gleich.

Druckfehlerberichtigung: In Nr. 29 muß es in der letzten Zeile der Seite 456 (in dem Aufsatz über Schubert) statt göttlichen „Hängen" „Längen" heißen. — In Nr. 28 in der Gedenktafel bei Andreas Gryphius bitten wir statt Horribilifribifax „Horribilicribrifax" zu lesen. — Ferner ist zu berichten, daß „Im schönsten Wiesengrunde", Lese Nr. 20, S. 320, nicht von Hoffmann von Fallersleben ist, sondern — wie Cäsar Flaischlen uns aufmerksam macht — von dem Schwaben Wilhelm Ganzhorn, einem Freunde Viktor von Scheffels — um 1850.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Das Klumpenlied. — Das Volkslied. — Wegweiser. — Lesepost.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 35 Herausgeber: Georg Muschner 1913

Geleitwort

Von den Gefahren der Vielwisserei und Vieltuerei

Wir kommen alle darin überein, daß in jeder Kunst, in jedem Geschäft, Geschmack, reiner, gründlicher, tiefer Geschmack der Punkt der Vollkommenheit sei, nach dem man theoretisch und praktisch zu streben habe. Auf der Flucht läßt sich aber dieser nicht erlangen; der Schmetterling selbst weilt ja, wenn er ihren Nektar genießen will, auf seinem Kraut, auf seiner Blume. Wahrer Geschmack an einer Sache, sei es Wissenschaft oder Geschäft und Kunstwerk, läßt sich nur durch stilles Nachdenken, durch ausharrenden Fleiß, durch fortgesetzte, wiederholte Uebung erlangen. Durch Vielwisserei und Vieltuerei wird er bunt; grelle Bilder und Farben treten zusammen und vernichten einander, oder sie werden zu lächerlichem Quodlibet, zu verächtlichem Sammelsumrium und furfur.

Warum hatten so manche große Gelehrte so wenig oder keinen Geschmack? Weil sie zu gelehrt waren; 999 Geschmäcke mischten sich bei ihnen ineinander. Neugierig forschten sie, was andere gewußt haben, und wußten selbst nichts recht; vielgeschäftig sammelten sie, was andere gedacht hatten, und dachten selbst nicht; wie rasche Knaben legten sie die Hand an vieles und haben nichts oder wenig vollendet. Was von Gelehrten gilt, gilt von Menschen in allen Ständen.

Ausnehmend ist unsere Zeit darauf gerichtet, diese Vielwisserei und Vieltuerei zu befördern; sie erzwinget sie sogar und macht Jünglinge wider Willen zu Molkendieben. — Unsre Zeit läuft so schnell, sie bringt in kurzer Zeit so vieles und so vielerlei zur Ansicht, wer wollte nicht sehen, was da ist, wer nicht wissen, was geschah oder geschieht, wer davon nicht zu reden, zu schreiben wissen? Der sogenannte Kunstfleiß, die ins Fieber gejagte Industrie der Menschen bringt in wilden Träumen bunte Ungeheuer hervor, die dem verwirrten tollen Geschmack unserer Zeitgenossen das flüchtige Vergnügen des Unerhörten, des Niegesehenen, des Neuen geben, ihre Sinne aufreizen und mit dem Verderbnis des guten Geschmacks wenigstens die Gewinnsucht befriedigen. Solche Geschmacksverderber stehen auf dem bunten Markt der Welt jetzt an allen Ecken, vor allen Pforten. Wehe dem Jünglinge, der unter sie fällt! Sie schreien ihm ins Ohr: „Kauft hier! kauft allerhand, kauft lang und kurze War? gemalt neumodisch Band! Orgelum, Orgelei, dudeldum dei!" — Wie jämmerlich vergaffen sich auf diesem Jahrmarkt die Augen der Jünglinge, wie elend verzehren sich ihre Kräfte, ihre Jahre und Stunden, wenn sie an diesem bunten Gewühl und Gemisch gar tätigen Anteil nehmen! Sehe man die Flut der neuen Bücher, die Trödelbuden gängiger Romane! bemerke man den wüsten Theatergeschmack oder Ungeschmack der Teutschen, wo das Beste mit dem Schlechtesten wechselt. Jüngling, dem läufst du nach, den staunest du an?

Vorzüglich plagt die Vielwisserei und Vieltuerei uns Deutsche; es ist ein Erbfluch unserer Nation, unsrer Verfassung und unsres weichmäuligen Charakters. Unersättlich in unfruchtbarem Wissen und in geschäftigem Treiben für andere hofieren wir allem, was fremd ist, und tragen die Livrei aller Nationen, nicht einmal als ihre Kammerdiener, sondern als ihre Schuhputzer, Gassenkehrer und Besenbinder. Unsre Gelehrten, ja oft Staatsmänner dünken sich groß, die Kanzlisten und Torschreiber der gesamten Welt zu sein; auch ungeborene oder halbgeborene Gedanken protokollieren sie und tragen sie ein in ihre Seelen-, Tauf- und Totenregister.

Einheit ist der Grund alles Zählens und aller Zahlen; ohne Mittelpunkt ist kein Zirkel. Wer sich selbst verliert, hat alles verloren; wer aus sich läuft, besitzet sich selbst nicht mehr. „Laissez tomber, laß fallen", sagt Fenelon, „was nicht zu dir gehört", und ein früherer sehr reiner Sitten-, und Herzensrichter sprach von einem schmalen Wege, einer engen Pforte, die zum Reich der Wahrheit und Glückseligkeit führte. Zerteilung der Seele, Jagen und Streben kann nur, wenn sie vernünftig ist, auf Sammlen der Seele, auf Gewinn und Erlangen der Perle zielen, die man suchet, in deren Besitz man glücklich ist und andre glücklich macht. Aus vielen Wolken zieht sich eine Quelle zusammen, die, in sich beschlossen, ruhig das Land befeuchtet.

Glücklich ist der Jüngling, der sich selbst früh zu der Quelle macht, über der und in der die Himmlischen wohnen. Mit tausend Blättern flüstre der Ahorn über seinem Haupt; aber seine Seele ist still, sein Grund ist rein wie die Quelle, sein Herz stilltätig, der Mühe geduldig.

Ein zerknitterter Bogen Papier, was ist er wert, was kann man aus ihm machen? Ein ganzes, reines, helles Blatt, es lockt, das Beste und nur das Beste darauf zu schreiben. So die Seele des Jünglings.

Johann Gottfried Herder.

Aus den Schriften des Waldschulmeisters

Von Peter Rosegger

Ich stehe am Rand einer Wiese, die von jungem Fichtenwalde umfriedet ist. In meiner nächsten Nähe, aus dem Dickicht, ist ein Tier aufgefahren, welches in Sprüngen über die Wiese hinsetzt und am jenseitigen Rande stehen bleibt. Es ist ein Reh. Dort steht es nun, hält hoch seinen Kopf und lauert. Ich halte mich wie ein Baumstrunk. Ich dürfte sonst nicht nach Blut, es wäre denn bisweilen nach dem der Trauben — aber jetzt folge ich einer angeborenen Neigung des Menschen, hebe meinen Wachholderstock, lege ihn an die Wange, wie ein Gewehr, und ziele gegen die Brust des Wildes. Das steht dort, etwa hundertundzwanzig Schritte von mir entfernt, und blickt zu mir herüber. Es weiß recht gut, daß ein Wachholderner nicht losgeht. Endlich hebt es zu grasen an. Ich setze den Stock wieder zur Erde und trete weiter auf die Wiese hinaus. Das Reh hebt rasch sein Haupt und ich meine, jetzt und jetzt wird es davonstieben. Aber es eilt nicht, es leckt an seinem Hinterkörper, und mit seinem Fuße kraut es sich hinter den Ohren — dann sieht es mich wieder an und beginnt zu grasen.

„Rehlein," sage ich, „du vergissest den schuldigen Respekt gegen den Menschen! Hältst du mich nicht für fähig, dir gefährlich zu werden? Mich wundert's, hierzulande streifen Jäger und Wildschützen. Du scheinst sonst kein heuriger Hase zu sein, stellst dich aber sehr unerfahren. Unter uns Leuten würde man ein solches Betragen Dummheit nennen."

Das Tier grast ganz allmählich gegen mich heran, hält nicht selten ein, um mich anzuschauen, wirft aber stets erschrocken den Kopf in die Höhe, so oft es von irgend einer anderen Seite ein Geräusch hört, und bereitet sich zum Sprunge. Es muß was wittern, denn einmal macht es ein paar große Sprünge, wodurch es mir aber noch um mehrere Schritte näher kommt. Dann beruhigt es sich wieder und grast mit Hast und Lust. Die Ohren sind immer gespitzt und das ganze Wesen ist ein Bild ängstlicher Wachsamkeit und Fluchtbereitschaft.

„Du weißt es doch," sage ich — „daß du in Feindesland bist? Keine Minute sicher vor dem Schuß — das muß wohl recht bange machen."

Ich rücke ihm allmählich näher; das Reh beachtet es nicht und grast mir entgegen. Oft hält es ein und sieht mich an mit Ruhe und Vertrauen, während es jeder anderen Richtung mit ängstlichem Mißtrauen zu begegnen scheint.

„Mich freut es ungemein," sage ich, „daß du mir nicht abgeneigt bist. Es läßt sich nicht leugnen, daß ich zu jenen Ungeheuern gehöre, die auf zwei Beinen gehen. Aber alle Zweibeinigen sind nicht gefährlich. Ich schon gar nicht, ich habe vorhin ein oder zwei Verslein gedichtet, wenn ich sie dir vorsagen darf...."

Da machte das Tier im Schreck einen weiten Sprung abseits.

„Es wäre nicht lang gewesen," sage ich bedauernd, daß ich das Reh verscheucht, aber es kommt mir grasend bald wieder näher.

„Es ist nicht schlau von dir, daß du mich kränkest. Das Lied ist für meinen Schatz gemacht. Es lebt irgend wo eine, die ich im Grunde des Herzens lieb habe, aber kein Mensch ahnt es, und sie selber auch nicht. Da habe ich ihr denn diese Verse gedichtet. Sie müssen aber wieder vergessen werden. — Wie hältst du's in solchen Sachen? —"

Das Tier tritt mir wieder um zwei Schritte näher und hebt zu schnuppern an. Da wird mir ganz vorwitzig zu Mute.

„Liebes Reh!" sage ich und halte ihm die Arme entgegen. „Ich kann nicht sagen, wie du mich anmutest. Hätte ich was bei mir, ich schösse dich nieder. — Nein, von mir fürchte nichts. Ich schieße nimmer. Du atmest dieselbe Luft, wie ich, dein kluges Auge sieht denselben Sonnenschein, wie ich — dein Blut ist so warm wie das meine — warum soll ich dich umbringen? — Einmal habe ich zwar zu mir gesagt: Bist ein niederträchtiger Bursch'! — 's ist schon lange vorbei und seither manches geschehen, was dafür, und manches, was dawider spricht. Aber aus Passion bringe ich nichts um. In der Notwehr ist's was anderes, da achte ich kein Leben, außer das meine; und wenn ich Hunger habe und eine Büchse, so schieße ich dich doch nieder, da hilft dir alles nichts."

Trotz alledem kommt das Rehlein immer näher auf mich zu. Ich stehe wie eine Säule da und zehn Schritte vor mir das Tier und sieht mich an. Es ist mir schier unheimlich. Das muß kein rechter Mensch sein, zu dem das Wild sich gesellt...

„Du bist neugierig," sage ich, „wie sich so einer von der Nähe anschaut. Nun, betrachte mich nur recht. Aber diese Lappen aus Leinwand und Wollenzeug gehören nicht dazu. In Wahrheit sehen wir anders aus. Und wenn du uns sähest so nackt und bloß, wie du selber bist, alle Angst und Furcht müßtest du vor uns verlieren. Von Haus aus können wir nicht schießen, können nicht so laufen wie du, können uns nicht nähren von diesem Kraute,

*) Wir haben Peter Roseggers 70. Geburtstag nicht gefeiert, weil wir ihm früher schon eine Sondernummer gewidmet haben, Lese 1912, Nr. 30, die jeder Freund des Dichters vom Verlag beziehen kann. Sie enthält Bild, Faksimile und reizvolle Beiträge über ihn und von ihm. Außerdem wollten wir nicht in der großen Schar kommen. Wir bringen jetzt, da es ruhig um ihn ist, Rosegger unsern Glückwunsch dar; und wir weisen darauf hin, daß man diesen verdienstvollen Mann und bedeutenden Dichter nicht nur wegen seines 70. Geburtstags lesen soll, sondern überhaupt. Dazu eignet sich besonders die Gesamtausgabe, aus deren 1. Band wir hier eine Probe bringen. Dieser Band ist uns einer der liebsten. Man fordere Prospekt über die Ausgabe vom Verlag L. Staackmann in Leipzig. D. Schr.

können nicht wohnen im Dickicht. So armselig sind wir. Wir — so heißt es — hätten es wohl einmal gekonnt, aber in dem Maße, als unsere Vernunft gewachsen, sei unser Körper abhängig geworden, sei fein und empfindlich und erweichlicht und schwächlich geworden. Und wenn es so fortgeht, löst sich der ganze Mensch in Geist auf; dieser wieder muß vergehen, wie die Flamme stirbt, wenn Docht und Oel verzehrt ist. — Dann sind wir fertig und ihr kommt an unsere Stelle."

Der ganze, aschgraue Leib des Tieres ist schön, kräftig und geschmeidig; wenn es den Kopf recht hoch erhebt, ist es fast stolz und seine Augen sehen so klug und gutmütig auf mich her.

„Ich weiß nicht," sage ich, „ob denn du auch immer suchest, ohne zu wissen, was; ob du dich abmühest Tag und Nacht, um ein Gut zu erreichen, das dich dann, wenn du es besitzest, doch nicht befriedigt. Ich weiß nicht, ob der Haß es ist, der dich belebt, der Ehrgeiz, der dich peitscht, die Liebe, die dich unglücklich macht, die Lust, die dich tötet. Bei uns ist es so. — Nun stehen wir beide uns gegenüber und blicken uns an. Bedauere ich dich, oder bedauerst du mich? Du hast und genießest voll, was du haben und genießen kannst, uns werden die süßen Freuden des Herzens von der Erbarmungslosigkeit des Verstandes und auch der Vorurteile vergällt. Unser Fühlen artet in Denken aus, und das ist unser Unglück. Wollen wir noch was Gutes haben, so müssen wir uns euch nähern. — Was? Du schüttelst das Haupt, du verneinst es, Reh? Du möchtest am Ende gar auch ein Mensch sein? Nein, so weit bist du noch nicht vorgeschritten, daß du unzufrieden wärest. Deine Not ist der Jäger, so wie die unsere — der Mensch. Uns drohen die größten Gefahren von unseresgleichen. Ist dir das neueste Wochenblatt schon zu Gesicht gekommen? Ei so, du liesest keine Blätter, du frissest sie. Ist auch gesünder, nur vor Druckblättern hüte dich, die sind giftig. Sie wären es nicht, aber sie saugen das Gift aus dem Boden, auf dem sie stehen, aus der Luft, die sie umweht, aus der Zeit, der sie dienen, — Gottlob, daß sie in Winkelwäldern nicht wachsen. Da wächst der Sauerklee, und das ist was für dich, und der Pilzling, das ist was für mich. Uebrigens, mein liebes Ricklein, wie lange werden wir denn hier stehen bleiben? Wie steht's mit dem Ausderhandfressen?"

Ich reiße Gras aus dem Boden, ein Geschäft, das mein Reh mit Kennerauge verfolgt.

— Knallt ein Schuß. Ein kurzes Pfeifen ist durch die Luft gegangen, das Reh hat einen Sprung gemacht — und läuft nachher mit vollster Entfaltung seiner Schnelligkeit ins Dickicht hinein.

Im nahen Gestämme verzieht sich langsam der schwefelige Rauch. Ich eile, den Wildschützen zu suchen, um ihn dem Gericht zu überliefern, weil er geschossen, und um ihn frei zu bitten, weil er nicht getroffen. — Ich sehe weder den Schützen noch das Reh, und ich bin rasend in dem Gedanken, das Reh könne mich für den Meuchelmörder halten, und ich will in seinen Augen weder ein schlechter Freund, noch ein schlechter Schütze sein.

Was nützt all das? Der Schwärmer hält nicht vor; im Spätherbste, wenn wir, wie ich es verhoffe, der Rehbraten auf den Tisch kommt, werden die freundschaftlichen Gefühle sicherlich wieder erwachen, aber nicht aus dem Herzen werden sie kommen, sondern aus dem Magen. —

*

Der Rüpel ist so ein Halbnarr. Sie heißen ihn auch den Fabelhans, weil er allfort was zu fabeln weiß; und sie heißen ihn den Reim-Rüpel, weil er — und das ist die Merkwürdigkeit — nicht zehn Worte sprechen kann, ohne zu reimen. Es ist eine tollwitzige Gewohnheit. Seine ganze Lebensgeschichte hat er mir unterwegs in Reimen erzählt. Die Reime haben zwar gotteslästerlich geholpert; aber wer soll auf so steinigem Waldboden nicht holpern und stolpern? — Ich will es doch versuchen, mir seine Geschichte einzuprägen.

„Ein Künstlerbüblein bin ich gewesen," hebt er an, „draußen in Holdenschlag steht's noch zu lesen. Wenn ich den Strick hab' geschwungen und die Glocken haben geklungen, hab' ich den Takt gesungen und den Schwenkel nachgeahmt mit meiner Zungen. Beim Ministrieren hab' ich dem Pfarrer Wein in den Kelch gegossen; aber unter dem Wasserkrüglein hat er gleich gezuckt; kaum ein Tröpflein, ist er schon davongeruckt. Wasser und Wein als Fleisch und Blut, das ist unser höchstes Gut, aber wer in den Kelch zu viel Wasser tut, der verdirbt das rosenfarben' Christiblut. — Als ich von der Kirchen bin fortgekommen, hat mich ein Schmied' in die Lehr' genommen. Der Blas'balg hat mit Gleichmaß angefangen und der Hammer ist taktfest mitgegangen, und der Amboß hat geklungen, sind die Funken gesprungen, und alles hat sich gefügt und gereimt, als wär' es gehobelt gewesen und geleimt. Gerade meinem Meister hat's nicht angepaßt, da hat er mich nach dem Takt beim Schopf gefaßt. Und schaut, bei diesen taktfesten Dingen, Klingen, Singen und Springen, hab' ich zum stillen Feierabendfrieden baß angefangen, Reime zu schmieden. Aber, wie auch geschmiedete Reime geraten, es sind keine Hufeisen, sind keine Spaten, und der Eisenschmied hat den Reimschmied bald verjagt hinaus in den Wald. — Im Wald hab' ich Moos gezupft und Wurzeln und Kräuter gerupft, bin federleicht geworden und mit dem Reh gesprungen, bin lustig geblieben, hab' mit den Vöglein gesungen. Der Förster, ein Vetter von mir, hat gedacht, ich kunnt bei dem Lungern gar leicht verhungern, und hat mich zum Jäger gemacht. — Wie ich die erste Büchs hab' umgehangen, haben die Tier' im Wald ein Freudenfest begangen. Ich hab' nach dem Wild geschossen und die blaue Luft getroffen, da bin ich dem Reh auf Versfüßen nachgeloffen. Das ist gar

stehen geblieben: ich kunnt nach Belieben mich setzen auf seinen Rücken; auf so ungleichem Bein', das sehe es ein, könne das Gehen nicht glücken. — Das tat sich dem Förster nicht schicken, und von meinem Jagen und Schießen will er gar nichts mehr wissen. — Bin eine Weil in der Welt herumgegangen, hab' allerlei gefangen; mit allerhand Herren tät ich verkehren; teils haben sie mir gutherzig den Dienst aufgesagt, teils haben sie mich davongejagt. — Und schaut, so schleift es fort und so werd' ich alt, und so holper' ich wieder zurück in den Wald; und das ist mein Aufenthalt. Und wenn ich wo Leute find', die gutherzig und lustig sind, so mach' ich mich bescheiden und mit Freuden daran, und singe sie an; und singe zur Tauf' und Hochzeit und anderer Lustbarkeit um ein Stücklein Brot; ist's auch schwarz und trocken, gesegne mir's Gott! Bin ich gesund und wird mir die Zungen nicht lahm im Mund, so leid' ich keine Not. Und ist es Zeit, so kommt der Herr Tod, ich bin bereit und gehe heim, und das ist der allerbeste Reim. Und hör' ich singen und posaunenklingen, so steh' ich wieder auf. Und das ist des Reim-Rüpels Lebenslauf."

*

Ist also ein Wilderer geworden, der Berthold. Das Holzen wirft viel zu wenig ab für eine Stube voll von Kindern. Ich schicke ihm an Lebensmitteln, was ich vermag; aber das genügt nicht. Für das kranke Weib eine kräftige Suppe, für die Kinder ein Stück Fleisch will er haben und schießt die Rehe nieder, die ihm des Weges kommen. Dazu tut die Leidenschaft das ihre, und so ist der Berthold, der vormaleinst als Hirt ein so guter, lustiger Bursch gewesen, durch Armut, Trotz und Liebe zu den Seinigen, und durch Torheit anderer recht sauber zum Verbrecher herangewachsen.

Einmal schon bin ich bittend vor dem Förster gelegen, daß er dem armen Familienvater um Gottes willen ein wenig, nur ein klein wenig nachsehen möge, er werde sich gewiß bessern und ich wolle mich für ihn zum Pfande stellen. Bis zu diesen Tagen hat er sich nicht gebessert; aber das Geschehnis dieser wilden Wintertage hat ihn laut weinen gemacht, denn seine Waldlilie liebt er über alles.

Ein trüber Winterabend ist es gewesen. Die Fenster sind mit Moos vermauert; draußen fallen frische Flocken auf alten Schnee. Berthold wartet bei den Kindern und bei der kranken Aga nur noch, bis das älteste Mädchen, die Lili, mit der Milch heimkehrt, die sie bei einem nachbarlichen Klausner im Hinterkar erbetteln mußte. Denn die Ziegen im Hause sind geschlachtet und verzehrt; und kommt die Lili nun erst zurück, so will der Berthold mit dem Stutzen in den Wald hinauf. Bei solchem Wetter sind die Rehe nicht weit zu suchen.

Aber es wird dunkel und die Lili kehrt nicht zurück. Der Schneefall wird dichter und und schwerer, die Nacht bricht herein und die Lili kommt nicht. Die Kinder schreien schon nach der Milch, den Vater verlangt schon nach dem Wild; die Mutter richtet sich auf in ihrem Bette: „Lili!" ruft sie, „Kind, wo trotteſt denn herum im stockfinstern Wald? Geh' heim!"

Wie kann die schwache Stimme der Kranken durch den wüsten Schneesturm das Ohr der Irrenden erreichen?

Je finstrer und stürmischer die Nacht wird, je tiefer sinkt in Berthold der Hang zum Wildern und desto höher steigt die Angst um seine Waldlilie. Es ist ein schwaches zwölfjähriges Mädchen, es kennt zwar die Waldsteige und Abgründe, aber die Steige verdeckt der Schnee, den Abgrund die Finsternis.

Endlich verläßt der Mann das Haus, um sein Kind zu suchen. Stundenlang irrt und ruft er in der sturmbewegten Wildnis; der Wind bläst ihm Augen und Mund voll Schnee; seine ganze Kraft muß er anstrengen, um wieder zurück zur Hütte zu können.

Und nun vergehen zwei Tage; der Schnee hält an, die Hütte des Berthold wird fast verschneit. Sie trösten sich überlaut, die Lili werde wohl bei dem Klausner sein. Die Hoffnung wird zunichte am dritten Tag, als der Berthold nach einem stundenlangen Ringen im verschneiten Gelände die Klause vermag zu erreichen.

Lili sei vor drei Tagen wohl bei dem Klausner gewesen und habe sich dann beizeiten mit dem Milchtopf auf den Heimweg gemacht.

„So liegt meine Waldlilie im Schnee begraben," sagt der Berthold. Dann geht er zu anderen Holzern und bittet, wie diesen Mann kein Mensch noch so hat bitten gesehen, daß man komme und ihm das tote Kind suchen helfe.

Am Abend desselben Tages haben sie die Waldlilie gefunden.

Abseits in einer Waldschlucht, im finsteren, wildverflochtenen Dickichte junger Fichten und Gezirme, durch das keine Schneeflocke vermag zu dringen, und über dem die Schneelasten sich wölben und stauen, daß das junge Gestämme darunter ächzt, in diesem Dickichte, auf den dürren Fichtennadeln des Bodens, inmitten einer Rehfamilie von sechs Köpfen ist die liebliche, blasse Waldlilie gesessen.

Es ist ein sehr wunderbares Ereignis. Das Kind hat sich auf dem Rückweg in die Waldschlucht verirrt, und da es die Schneemassen hat nicht mehr überwinden können, sich zur Rast unter das trockene Dickicht verkrochen. Und da ist es nicht lange allein geblieben. Kaum ihm die Augen anheben zu sinken, kommt ein Rudel von Rehen an ihm zusammen, alte und junge; und sie schnuppern an dem Mädchen und sie blicken es mit milden Augen völlig verständig und mitleidig an, und sie fürchten sich gar nicht vor diesem Menschenwesen, und sie bleiben und lassen sich nieder und benagen die Bäumchen und belecken einander, und sind ganz zahm; das Dickicht ist ihr Winterdaheim.

Am andern Tage hat der Schnee alles eingehüllt. Waldlilie sitzt in der Finsternis, die nur durch einen Dämmerschein gemildert ist, und sie labt sich an der Milch, die sie den Ihren hat bringen wollen, und sie schmiegt sich an die guten Tiere, auf daß sie im Froste nicht erstarre.

So vergehen die bösen Stunden des Verlorenseins. Und da sich die Waldlilie schon hingelegt zum Sterben und in ihrer Einfalt die Tiere hat gebeten, daß sie getreulich bei ihr bleiben möchten bis es aus ist; da fangen die Rehe jählings ganz seltsam zu schnuppern an und heben ihre Köpfe und spitzen die Ohren und in wilden Sätzen durchbrechen sie das Dickicht und mit gellendem Pfeifen stieben sie davon.

Jetzt arbeiten sich die Männer durch Schnee und Gesträuche herein und sehen mit lautem Jubel das Mädchen, und der alte Rüpel ist auch dabei und ruft: „Hab' ich nicht gesagt, kommt mit herein zu sehen, vielleicht ist sie bei den Rehen!"

So hat es sich zugetragen; und wie der Berthold gehört, die Tiere des Waldes hätten sein Kind gerettet, daß es nicht erfroren, da schreit er wie närrisch: „Nimmermehr! mein Lebtag nimmermehr!" Und seinen Kugelstutzen, mit dem er seit manchem Jahr Tiere des Waldes getötet, hat er an einem Stein zerschmettert.

Ich habe es selber gesehen, denn ich und der Pfarrer sind in den Karwässern gewesen, um die Waldlilie suchen zu helfen.

Diese Waldlilie ist schier mild und weiß wie Schnee und hat die Augen des Rehes in ihrem Haupte.

Neu-schwedische Lyrik

Es ist eine Zeit, wo einem das Daheimbleiben wirklich schwer wird. Ueber die Dächer schauen weiße schaumige Wolken ins Fenster, die von Wiesen und Wäldern erzählen und einem blühenden Talgrunde, der sie erdacht hat. In aller Frühe schon huscht ein frischer Wind ans Bett, heiter, aufmunternd und voll von Erinnerungen aus blauen Fernen, die er durcheilt hat. Wir öffnen die Türen und stehen wie betäubt, denn die Luft ist erfüllt von hellen weitaus fliegenden Tönen: Vogelgetriller und Pferdehufschlag, jubelnde Kinderstimmen und ferne, langgezogene Lokomotivrufe. Es wird etwas in uns wach, etwas Mächtiges, beinahe Unwiderstehliches, etwas Ureigenes, das von Vätern und Vätersvätern her in uns lebt, ein altes Erbgut aus Jahrhunderten, eine Kraft, die Regel und Alltag zersprengen möchte und immer wieder ins Unbekannte hinausverlangt: der alte heilige Wandertrieb. Wer frei und klug genug ist, der geht noch jetzt eines schönen Morgens zu Fuß auf eine kleine Reise aus. Wer frei und töricht ist, der setzt sich auf die Eisenbahn und fährt von dannen. Aber die anderen, die nicht fort können, weil eine Not oder Pflicht sie hält, die vielen Gebundenen, deren Tage vorgeschrieben sind, was machen die? Wie sollen diese Armen sich helfen?

Ich weiß ein Mittel — ein ungenügendes zwar, wie alle Mittel — aber doch eines, das die Sehnsucht leichter macht: sie sollen sich eine Reise, eine Wanderung träumen. Und wie sie das am besten machen, möchte ich hier ein wenig zeigen.

Ich denke mir z. B., ich möchte in der Phantasie Schweden bereisen. Ich weiß von dem Lande nicht viel, ich erinnere mich nur aus dem Geographieunterricht, daß es der hintere Teil der langen gebogenen, nach unten etwas verdickten Nase Europas ist, große Seen und Wälder hat und eine wunderschön gelegene Hauptstadt, namens Stockholm. Wie aber kann ich mir nun am besten einen lebendigen Eindruck von seiner Natur und der Art seiner Menschen verschaffen? Ich kann eine Reisebeschreibung lesen, natürlich, das ist aber zu unselbständig, zu bequem. Ich will mich doch selber zurecht finden und nicht einfach von einem anderen führen lassen.

Es gibt einen schöneren, bunteren, wenn auch etwas schwereren Weg, in seinem Inneren die warme Vorstellung eines fernen Landes zu erwecken. Einen Weg, der zugleich, wenn er richtig gegangen wird, der allersicherste ist. Es ist der durch die Lieder des betreffenden Landes. Denn nirgends spiegelt sich das Leben eines Volkes, sein Himmel, seine Erde, seine ganze Welt, aus der es geworden und die es selber sich schafft, reiner und unmittelbarer wieder als in seinen Liedern. Willst du den innersten Herzschlag einer Nation verspüren, so mußt du in dich aufnehmen, was ihre Dichter singen, da regt sich das Letzte, Eigenste, da wird es Wort und Gestalt, spricht sich gewissermaßen selber aus, ganz unbewußt seiner Sonderheit und gerade darin am klarsten. Freilich es muß Gedichte geben, die wirklich organisch aus dem Gesamtwesen aufgewachsen sind, es darf keine gemachte Literatur sein, die durch das ausgleichende Sieb des Verstandes getrieben ist und darum alle Eigenart verloren hat. Der Verstand macht eintönig, es gibt nichts so Verödendes wie den Verstand. Es muß aus dem Empfinden quellen, gedankenlos, wuchtig, einfach und notwendig wie ein Gebirgsbach. Dann trägt es auch die Natur des Bodens in sich, dem es entströmte, die Natur des Volkes, und wenn es bei alledem noch so persönlich wäre.

In Schweden nun ist diese Bedingung auf glücklichste Weise erfüllt. Bei dieser kleinen Nation, die ziemlich abgeschlossen für sich hinlebt, ein wenig weggerückt vom fiebernden Zentrum Europas, entwickelt sich die Kunst wirklich folgerichtig und unbeeirrt, ganz von innen heraus. Das Ganze wird in seinem Sonderleben nicht wie bei uns ständig von allen Seiten beeinflußt, es kennt das Fortschrittsfieber nicht, das Deutschland so sehr geschadet hat,

es wächst und wird langsam, doch gewiß nach eigensten Gesetzen. Die Dichtung wurzelt, auch wo sie völlig Kunstdichtung ist, immer im ewig fruchtbaren Erdreich des Volkscharakters. Wenn wir die Lieder der Gegenwart dort oben betrachten, so tritt uns daraus das gesamte heutige Schweden vor Augen. Dies Land mit seinen weiten, kaum bewohnten Wäldern, in denen noch die Geheimnisse altgermanischer Sagen lebendig sind, wenn ein Sänger wie Gustaf Fröding ihr Rauschen und Schweigen belauscht, dies Land mit seinen linden, farbenstarken Sommern, die eine kurze seltsam keusche Pracht entfalten, wovon uns etwa Anders Oesterling erzählt. Dies Land der hellen Juninächte, da Tag und Dunkel sich vereinen zu weiter feierlicher Dämmerung, in der die Dinge rings zu Wundern werden und unverfälscht durch Licht und Finsterkeit die Rätsel ihres Daseins zu offenbaren scheinen; das hat vor allem Ola Hansson, der ruhelose Weltenwanderer, tief erlebt. Und in solcher Umgebung nun ein Volk, in dem die versonnene Schwermut eines Verner von Heidenstam, die erdensichere Tapferkeit des Bauerndichters Karl Larsson i. By. und die tiefgründige Lebenslust, wie sie Axel Erik Karlfeldt besonders überzeugend zum Ausdruck bringt, sich wundervoll paaren. Und daneben wacht in jedem bei aller Freude am Sein und Dasein ein ruheloses Heimweh ins Unermeßliche, Unbekannte, jenes echt germanische Heimweh, dem der junge Dichter Wilhelm Ekelund immer und immer wieder in kurzen flimmernden Versen Worte verleiht.

Mir scheint, wenn wir das alles richtig in uns einsaugen und durchleben, dies alles, was uns so fremd, und doch so vertraut zugleich anmutet, dann haben wir von Schweden mehr begriffen als die vielen, die Jahr für Jahr in Eisenbahnen das Land durchrasen und sich einbilden, sie hätten das Wichtigste gesehen. Und wenn wir wirklich einmal hinkommen, ist unser Sinn dem Wesentlichen aufgetan und wir werden mit wahrhaft offenen Augen reisen.

Friedrich Stieve.

Nordische Sommernacht

Von Ola Hansson

Des Nordens helle Sommernacht weist
nicht Mond- noch Sternengluten,
nur eine einsame Möwe kreist
still über den schlafenden Fluten.

Das Meer ist in Dämmergrau eingewebt,
ein mattgelb schimmernder Spiegel.
Weit draußen ein Segelpaar weiß sich hebt
wie aufgespannte Flügel.

Und oben über dem Buchenwald
ziehn lautlos die Stunden vom Tage
zur Ewigkeit hin. Ein Flüstern hallt —
und die Nacht wird eine Sage.

Ich selbst

Von Axel Erik Karlfeldt

Mein Mund ist voll von Freuderuf und Klage,
mein Herz von tagelangem Sturm und Trauern.
Ich bin der stille Schwärmer in der Sage
und Sohn der Zeit, die heiß von Fieberschauern.
Ich bin der weißen Lilie letzter Ritter
in diesen buhlerischen Rosenzeiten,
der Tänzer, dessen Füße wie Gewitter
das Purpurlaub der Diele wild zerspreiten.

An grünem Osterhang steig' ich zu Pferde
und reite, wo des Sommers Wege irren,
daß jeder Sonnentag ein Fest mir werde,
da Lachen schallt und Huf und Sporen klirren.
Wie ein Kurier, deß' Horn mit frischen Zungen
den Morgensang durch stille Dörfer flötet,
reit' ich, mit Floras Kranz das Pferd umschlungen
hin unter Wolken, die der Frühfuß rötet.

Im Land des Abends bei den Kupferfluten,
wo Eichen ihre bunte Herbstpracht spiegeln,
triff mich! Des Tages Herz muß sich verbluten,
da seinen Mund noch Lieder warm besiegeln.
Komm, laß uns folgen allen dunklen Träumen,
die mondscheinäugig zieh'n durch's Waldgeflechte.
Des Lebens warme Atemzüge schäumen
doch aus der scheuen Sorgenqual der Nächte.

Geheilte Wunden

Von Anders Oesterling

Ein goldner Flor liegt über diesen Tagen.
Mein Leben ist so voll von stiller Güte.
Die Mandelbäume steh'n auf's neu in Blüte.
Genesung wird vom Bergwind hergetragen.

Doch nicht im Jetzt nur hab' ich Ruh gefunden:
Als ich beim Spiel der Brunnen eingeschlafen,
mich ferner Kindheit Wohlgerüche trafen
ums Lager hauchend wie aus Göttermunden.

Wem soll ich Dank für solche Gnade geben?
Den Lilien dort, den Tropfen Tau, die fallen?
Den gelben Schmetterlingen, die entschweben?

Ach, keiner hört. Sie sind vorbeigegangen,
unmerklich still und suchen schon nach allen
den andern rings, die ihren Trost verlangen.

Die Mutter

Von Verner von Heidenstam

Ich kam manchmal, wie meine Jahre schwanden,
zu einem Hause, leer und tot,
wo hundert Fenster brannten
im letzten Abendrot.
Ich öffnete und schloß befangen
der Zimmer Flucht, da keine Uhren schwangen
den blanken Pendel, da kein Möbel stand.
Im letzten erst war aufgehangen
im welken Kranze an der Wand

ein dunkel Bild, schon halb veraltet:
Ein Weiblein, schön, im schwarzen Kleid,
auf alte Art die Haube weiß gefaltet.
Und diese Frau, verdeckt in Finsterkeit,
hat über meine Kindheit einst gewaltet,
und heiß gebetet, daß kein Glück mir fehle.
Ihr Bild nur kann noch übrig sein,
da alles schwand, ihr Bild allein. —
Das leere Haus war meine Seele.

Uebersetzt von Friedrich Stieve.

Kernvolk

Eine Nordlandsgeschichte von Pelle Molin

Uebersetzt von Ingrid Lassen-Stieve

Schluß.

Eines Tages entdeckte sie, daß die feinsten Kleider Olles vom Kleiderspeicher verschwunden waren. Später wurde es da oben immer leerer und leerer und nach einer gründlichen Untersuchung entdeckte sie einen halbgepackten Koffer. Zu diesem ging sie nun jeden Tag, setzte sich daneben hin und betrachtete ihn.

Auf jedes Kleiderstück, das der Sohn einpackte, betete die alte Frau heiße Wünsche für sein Glück herab; freilich so wie es jetzt stand, gab es wenig Hoffnung für sie, daß jemals fröhliche Tage für den alten Hof wiederkehren würden. Da saß sie eines Abends und weinte, als der Koffer schon ganz voll gepackt war. Plötzlich hörte sie Tritte auf dem dünnen Holzboden und schnell wischte sie die Tränen weg. Am liebsten wäre sie fortgelaufen, aber die Angst kam über sie und lähmte ihre alten Glieder.

— Geht es nach Amerika, Ola? brachte sie vor. Olle stand verlegen da, er sah sich ertappt.

— Nein, so weit nicht. Aber Mutter, besorge du den Hof für mich. Ich werde wohl lang fortbleiben, aber zurück komme ich auf jeden Fall. Und dann kann ich dir ebensogut jetzt Lebwohl sagen; morgen fahr' ich.

An diesem Abend ging er unruhig umher und besah sich alles. Er streichelte jedes Pferd, sprach mit den Schweinen, lockte die Hühner zu sich und fütterte sie mit Korn; er betrachtete alles als sei es das letzte Mal.

So fiel es ihm ein, daß das Boot für den Winter noch nicht aufgezogen sei. Dieser Gedanke nagelte ihn fest, da wo er stand. Es fing an zu brennen in ihm, und ohne daran zu denken, was er tat, ging er den Weg hinunter durch das Tal. Das Boot lag schlank und schön im Wasser. Er fühlte sich gezwungen zu rudern — und ohne zu wissen wie, war er am andern Ufer und stand vor dem Hof, wo Imbär wohnte.

An diesem Abend trafen sich alle und der alte Zahris wieder. Als der Alte die Tür aufmachte und sah, wer draußen stand, versuchte er zu schimpfen, aber es schnürte ihm die Kehle zu, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Olle sagte auch nichts, er wollte Zahris nur beiseite schieben um einzutreten. „Ich will bloß mit Imbär einige Worte sprechen," sagte er.

Der Alte aber holte, rasch wie ein Pfeil, die Ofenschaufel und fing an loszuhauen.

„Und kostet es mein Leben, herein kommst du nicht!"

Dies wurde ihr letztes Ringen. „Ich wollte es vermeiden, dich zu schlagen," zischte Olle dem Alten zu und faßte ihn um den Leib. Zahris ließ die Ofenschaufel fallen und schlug mit den Fäusten. Olle bog den Kopf weg, hob den Alten leicht wie einen Handschuh und trug ihn hin und her. Dabei dachte er einen Moment daran, ihn auf den Hof hinauszuschmeißen, die Tür zuzusperren und zu seinem Mädchen hereinzugehen, aber draußen war es kalt und Zahris war auch diesmal halb nackt. Niemand sagte ein Wort. Zahris war zu hochmütig, um nach Hilfe zu rufen. Im dunklen Flur raschelte sein Hemd über den Schultern, als er versuchte, aus dem Hemd herauszuschlüpfen. Es knackte in seinen Gliedern; er stöhnte heftig und hie und da gab es einen Stoß gegen die Wand, wenn ein Fuß dagegen fuhr. Der Hund draußen auf dem Hof fing an zu bellen.

Aber jetzt geriet Olle außer sich vor Schmerz. Er fühlte, wie Zahris Zähne sich festbissen in seiner Schulter. Das machte ihn wahnsinnig, sodaß er alle Schonung vergaß. Zahris wurde wieder vom Boden aufgehoben und durch einen neuen Eisengriff zusammengequetscht. „Du Satan du, willst du beißen?" Wären nicht Imbär und die Mutter gewesen, Olle wäre zum Mörder geworden in jener Nacht. Der Alte stöhnte wieder mit. Olle trug ihn lange auf dem Flur herum. Schließlich kamen sie in die Küche. Da machte Zahris einen verzweifelten Versuch loszukommen. Seine Haut faltete sich um Olles festen Griff. Seine Knie stemmten sich gegen Olles Brust — „So, dahin willst du, du alte Nachteule; aber warte, jetzt will ich dir ein schönes Bett bereiten!" Und damit lag der Alte im Backtrog, wo der Teig nachgab und ihm Platz machte. „Lieg nun hier, zischte Olle, und hielt ihn mit einer Hand fest, während er ihn mit der andern voll Teig schmierte.

„Du sollst eine Decke haben, gewiß und auch Fußwärmer, denn deine Füße sind kalt geworden, — und die Decke soll bis über die Ohren gehen und dann sollst du endlich gut schlafen."

Damit lief er weg.

Daheim schlief schon längst alles, als Olle ankam. Mit dem letzten Griff war er nicht zufrieden. Gott weiß aber, es tat ihm leid, daß er Gewalt gebraucht hatte auf seiner Freierfahrt.

Er weckte den Knecht; sie spannten ein und im Dunkel der Nacht fuhren sie in vollem Trab die Landstraße hinunter.

Die Sonne zweier Sommer trocknete die hohen Bergufer des Aedal und die Kälte zweier Winter baute eine eiserne Brücke zwischen die Dörfer, bevor Olle wieder zurückkam. Dann folgten ruhigere Jahre, in denen nichts von Bedeutung geschah. Olle war in irgendeiner Schule in Südschweden gewesen, und ging seitdem immer still und beinahe vornehm seinen Weg. Sonntags trug er sogar einen Spazierstock. Im Gemeinderat erhielt er Platz und Stimme und nahm energisch Anteil an den Verhandlungen; er führte neue Mitglieder ein, die unter seiner Leitung standen. Neue Vorschläge, an die niemand vorher gedacht, regte er an, und obwohl die Gegner ihre wütenden Köpfe dagegensetzten, ging er ruhig vorwärts und siegte meistens.

Im Gemeinderat begegneten sich Olle und Zahris. Vorher freilich, kurz nach Olles Heimfahrt, hatten sie sich schon auf dem Kirchhof getroffen.

Und was geschah dort vor dem Gebet-Läuten, während die Bauern beisammen standen und von der Fischerei sprachen?

Olle ging auf Zahris zu, der mit allen andern Bauern zusammenstand, reichte ihm die Hand und sagte merkwürdig ruhig und gehalten: Zahris, laß alles, was zwischen uns geschehen ist, vergessen sein. Ich habe jetzt bessere Sitten gelernt und kann nicht anders, als dich um Entschuldigung zu bitten. War ich grob, so warst du's auch, und ich meine, wenn zwei ehrbare Kerle sich die Hände reichen, nachdem sie sich die Ohren heiß geschlagen, werden sie dadurch nur noch ehrbarer.

— „Du kannst mich hinterm Ohr küssen," antwortete Zahris. Das heißt: er sagte etwas anderes, es waren Worte, die noch in keinem Buch gestanden sind. Damit trennten sie sich.

Nach diesem Zwischenfall war Zahris gegen alles, was Olle durchsetzen wollte, aber er fand immer ruhige und versöhnliche Erwiderung; und hatte Zahris auch nur ein einziges gutes Wort zu sagen, so stimmte Olle sofort zu und wußte so zuzustimmen, daß die Person des Antragstellers mehr gelobt wurde als die Sache selbst.

Zahris ward innerlich weicher, nach außen aber merkte man nichts davon. Olle hätte jeden Tag den Alten von den wenigen Ehrenposten, die es im Dorf gab, zurückdrängen können, aber er wies alles ab und schlug immer an seiner Stelle Zahris vor. Von Imbär wurde nie ein Wort gesprochen. Auch ruderte Olle nie wieder im Kahn zur Freierfahrt aus, doch nahm man an, daß Briefe zwischen den beiden gewechselt wurden.

Da kam das große Ereignis.

Im Herbst starb der alte Reichstagsmann und ein neuer sollte gewählt werden. Die größten Parteien hatten unsere zwei Feinde für sich. Zahris tat sein Bestes, um seinen Gegner zu verkleinern, ja man glaubte, daß er der Urheber der häßlichen sehr auffallenden Plakate über den Gegner war, die in einer Nacht an vielen Stellen angeschlagen wurden und Olle beschimpften. Da wurde der verstorbene Kerstorp „Fischdieb" genannt und Olle selber ein Störenfried und Raufbold, der nicht frei herumlaufen sollte.

Daraufhin antwortete Olle in der Provinzzeitung mit seiner Rücktrittserklärung von der Wahl — aber noch mehr! — Er schlug Zahris Wärnson vor — und nicht genug damit — er wies klar und deutlich auf ein Lebenswerk hin, das größer war, als das vieler anderer, auf ein Ansehen würdiger als das irgend eines Menschen, auf einen gerechten Willen, wie keiner sonst ihn besaß, — und das alles schrieb er Zahris Wärnson zu. Doch selbst damit begnügte er sich nicht! — Er ließ Wahlzettel drucken, — eine in dieser Gegend doch unbekannte Sache, ließ seine Knechte hinausfahren und die Zettel austeilen, auf denen in schöner Schrift der Name des Alten zu lesen stand.

Unterdessen nahte der Winter ganz unerwartet. Schon war seine Zeit da, aber alle Zeichen hatten geweißsagt: Kein Schnee sollte vor Sankt Paulus Messe kommen.

Zahris saß unten an der Fähre; er las in der Zeitung Olle's Absage und fluchte über den Elf hin. Bis hierher war er gekommen, aber nachhause konnte er nicht. Die Eisstücke flossen so dicht nebeneinander, daß es unmöglich war, die Ruder dazwischen zu stecken. Man hätte es ja versuchen können, wenn nicht hundert Meter weiter unten der Wasserfall gewesen wäre, über den war bisher nur einmal ein Bauernbursche aus Aesele mit dem Leben hinübergekommen. Und der hatte Gott gelästert, nachdem der Strom ihn wohlbehalten in die Eda hinausgeführt hatte.

Olle war in der Nähe mit Holzknechten beschäftigt. Er schaute manchmal über die Elf, manchmal nach den Fjelds hin und schließlich ging er von seiner Säge weg, um mit dem alten Fährmann zu plaudern, der sich auch nach seinem Häuschen am andern Ufer hinübersehnte.

Da geschah etwas Merkwürdiges.

— So, so, sagte Zahris, du hackst Holz?

— Ja, —a.

— Mhm.

Da trat eine Pause ein.

— Warum willst du nicht — warum hast du das hineingeschrieben?

— Das zeigt doch die Motivierung.

Motivierung — Motivierung?

Ja, den Grund, den ich dafür angebe, verstehst du?

Jaso! Hm, hm!

Neue Pause.

Es ist merkwürdig, wie hoch der Elf steht. So was hab' ich nie gesehen. Ich werde wohl heute überhaupt nicht nach Hause kommen.

Es wird dir nichts geschehen, wenn du die Nacht über bei mir bleibst.

Bist du verrückt, Kerl? Daraus wird nichts — in diesem Leben wenigstens.

— Du sollst mir willkommen sein — ganz im Ernst. Wenn du gerecht sein willst, mußt du mir glauben.

— So, so — hm — hm.

Zahris legte ein Stück Tabak hinter einen Backenzahn und schaute nachdenklich in den Fluß. Der strömte immer schneller dahin. Die Eisstücke stießen sich mehr und mehr. Die grünen, zischenden Blöcke wurden immer runder gefeilt. Schwarz schob sich das Wasser dazwischen. Wenn die Eisstücke sich drehten, sodaß der Zwischenraum größer wurde, gefror die Flut sofort zu einer neuen Scheibe. Und wurden sie wieder zusammengedrückt, hob sich diese Eisscheibe grünlich schimmernd und spitzig auf und nieder. Am Ufer drüben stand Imbär und schaute nach dem Vater aus.

— Olle — du bist ja ein tüchtiger Ruderer, so viel ich weiß.

— Glaubst du?

— Wer über den Elf hinüberfährt um Wasser zu holen, muß es wohl sein; aber es ist nicht immer — hm — hm.

— Nicht immer? — Was nicht immer?

Es ist nicht immer — Herbstdunkel und klares Wasser. — Es ist — es ist so, daß der Elf einen manchmal hindern kann. — Jetzt schlag ein! Das Mädchen schaut nach dir. Ich will mit keinem Finger Widerstand leisten, wenn du heute Nacht bei ihr liegen willst. Ich werd' es geschehen lassen, als ginge es mich überhaupt nichts an.

— Du denkst nicht viel darüber nach, was du sagst, Zahris. Für das Mädchen habe ich Schläge ausgeteilt und Schläge bekommen und ich werde wieder schlagen. Wenn du glauben solltest — denn wer zwischen uns kommt, der kommt zwischen meine Hände, und ich werde ihn nicht mit heiler Haut loslassen.

— Zwischen Euch, zwischen Euch. Leider ist nichts andres zwischen Euch als der Elf, aber das ist genug. Du bist ja tüchtig im Rudern. Rudere jetzt! Ich glaube, sie wartet. —

Es könnte sein, daß ich das tue. Es könnte sein! Sie kann es wert sein und noch viel mehr dazu. Aber nachher, — wenn ich dann nicht —, ja es ist verdammt kitzelig.

Ja, ja, ich will dich nicht verlocken. Nur soviel sage ich, damit du es weißt: Willst du im Häxmo Schwiegersohn werden, hat jetzt die Stunde geschlagen, weil der Hausvater nicht daheim ist.

Zahris machte ein Gesicht, ich will nicht sagen wie.

Ja, brach Olle los und seine Augen glänzten — ich werde hinüberrudern, heute noch tu' ich es. Sofort! Aber — und er hielt seine Faust unter Zahris Nase, wenn ich hinüberkomme und du dich dann noch muckst, dann werde ich — ja dann — dann weiß ich nicht, was geschieht.

Mit diesen Worten lief er hinunter zum Boote, nachdem er zuerst dem Fährmann eine Kopfnuß gegeben, als dieser ihn hindern wollte loszufahren.

Und dann ruderte er hinaus auf den wilden Strom. Es zischte am Kiel. Beim ersten Ruderschlag schaute er die Ruder an. Sie waren gut in Stand. Am Ufer schrien die Männer. Er konnte sie nicht verstehen. Jetzt galt es Imbär und sein Glück!

Längs des Ufers, 10 Meter weit ungefähr, lag das Eis fest und unbeweglich. Er versuchte in den fließenden Eisstücken vorzudringen. Er tat einige Ruderschläge, dann saß er wieder fest. Einige Augenblicke darauf kam er wieder vom Fleck und stieß sich vom Ufer ab. Es ging langsam vorwärts. Jeden Augenblick stieß er irgendwo an. Manchmal mußte er den Kiel hoch aufheben, manchmal stromabwärts lenken, um an den größten Blöcken vorbeizukommen. Das Ruder rutschte und er arbeitete mit ihm wie im Traum, ohne zu merken, daß kein Wasser da war.

Die Dämmerung stieg herauf. Das merkte er erst, als er, von allen Seiten eingeschlossen, schon ganz weit draußen war. Die Landungsbrücke hatte er anfangs unter sich gehabt, jetzt lag sie über ihm.

Man hörte den Wasserfall immer näher heulen. Imbär lief am Südufer entlang, die Männer am Nordufer. Er sah deutlich wie Zahris auf den glatten Steinen herumsprang und ausrutschte, wieder aufsprang und wieder ausrutschte. Sie fochten mit den Armen wie Betrunkene, und er vernahm ihr Rufen wie aus weiter Ferne.

Olle sprang aus dem Boot heraus und zog es hinter sich her. Die Gebirgskähne sind sehr leicht und vorwärts ging es schnell wie der Wind. Wenn der Kiel des Bootes ins Wasser kam, stieß er das Boot mit allen Kräften auf das nächste Eisstück hinüber, sprang mit drei Schritten darüber weg, griff von neuem zu und zog es weiter. Auf einmal machte der Elf eine Biegung und wurde schmäler. Das Eis drängte sich so zusammen, daß die Blöcke kaum mehr zu trennen waren. Hinter der Landspitze stürzte der Elf in die Tiefe. Schon spürte er das böse Saugen des Wasserfalls.

Am Ufer fragte in diesem Augenblick Zahris den Fährmann: Was gilt als Totschlag? Zahris Augen waren weit aufgerissen, denn Ohren hatte er jetzt keine. Wie konnte Olle stehen bleiben und sich umschauen? — Er rief laut! Wußte er nicht, daß alles in wenigen Augenblicken zu spät sei? und er schrie, ohne zu wissen was er schrie. Jetzt steigt er aus dem Boot, das Ruder in der Hand und stößt damit in das Eis. Jetzt fängt er an zu laufen, das kann nicht gut ausgehen!

Zahris lief am Ufer entlang, fiel und stand wieder auf, fiel abermals und richtete sich abermals empor. Er mußte immer durch die Dämmerung auf

Olle hinstarren. Bisher hatte er seinen Tod gewünscht, aber jetzt, jetzt — er konnte sich nicht helfen, er mußte zugeben, daß er der tüchtigste und beste Mann sei, den er kannte.

Aber Olle blieb stehen — ging langsam umher, um Ausschau zu halten — stieß mit dem Ruder ins Eis — griff fest zu und sprang herüber bis zum nächsten Eisblock — lief weiter dem Wasserfall gerade entgegen — drehte sich manchmal um nach dem Haus des Fährmanns, verschwand hie und da bis zur Hälfte im Wasser — stand im nächsten Augenblick wieder hoch oben und gerade wie eine Föhre. Alles war grün für seine Augen. Das Eis schimmerte wie Phosphor; es zischte vom Wasserfall her und das Zischen schien ihm grün zu tönen, so wahnsinnig es klingen mag. Jetzt drängten sich die Ufer näher aneinander. Das Geräusch der fließenden Eisstücke wuchs zu gewaltigem großen Lärm. Die Blöcke schossen empor und brachen zusammen; es knisterte und es rollte, bebte und bewegte sich. Die Eisstücke rasten wie wilde Tiere, rangen, schlugen einander hinab in die Tiefe, ritten aufeinander wie Tiere zur Brunstzeit, und vom Land her knallte es, als schieße da jemand hinein in diese grüne, zischende Hölle.

Er aber, der über die Eisstücke hinlief, vergaß diese Stunde niemals: wie das Eis sich bäumte, wo er seinen Fuß aufsetzen wollte; wie eine Rinne ihr schwarzes, blinzelndes Auge öffnete, wo er gehen wollte; wie die gezackten grünen Eisblöcke sich aus dem Gedräng losrissen und vom Saugen des Wasserfalles fortgezogen wurden; wie das Blut ihm warm und rot von den Händen floß, wenn er fiel und vom Bisse des Eises verletzt wurde; und wie sein schwarzes und schmales Boot von den Wirbeln mit fortgezogen untertaucht und hinabtrieb, bis es schließlich mit einer kurzen Wendung im obersten Wasserfall verschwand. Was er da empfand, fühlte er sein Leben lang, ohne es aussprechen zu können.

Das große Floß von der Flößergesellschaft tauchte auf in der Dämmerung und näherte sich. Es sah aus, wie ein riesiges mastloses Schiff, gegen seinen Bug klatschte es mit Poltern und Zischen und grüne große Scheiben von Eis legten sich rings an seine Seiten, wölbten sich und verschwanden schließlich im weißen Schaum.

Dies alles sah er, der um sein Leben lief.

Imbär war nicht weit von ihm entfernt. — Er hätte mit ihr reden können. Es war lange, lange, seit er zuletzt mit ihr gesprochen. Aber er hatte etwas vor sich, was ihn zu rastlosem Laufen antrieb, zum sinnlosen Hin- und Herspringen: das Wasser.

Er kannte diese Stelle sehr wohl. Gerade bis hierher wagten die Leute zu rudern. Denn hier kräuselte sich hin und wieder ein schwarzer Saugwirbel wie auf Probe; einige Meter weiter unten kamen größere — nicht mehr auf Probe — es lohnte sich nicht daran zu denken, wie man hinüberkam.

Dort stand Imbär und wartete. Zwischen ihm und ihr schauten große schwarze Steine herauf aus der Tinte — und dies war ein Glück: da war das Wasser nicht mehr zum Ertrinken tief. Noch einige Schritte lief er vorwärts. Imbär hielt Schritt mit ihm am Ufer. Er hörte, daß sie rief — und drum sprang er, so weit er konnte.

Die dünne Eiskruste zerriß sein Gesicht, als er wieder auftauchte; die Hände waren schon zerrissen. Bei jeder Bewegung mußte er das Eis durchbrechen; er lag tief und keuchte. Imbär stand hoch und schön über ihm da — so hoch, daß er sie wohl nie erreichen konnte. Daß er sich an einem Steine festgehalten, um zu ruhen, erinnerte er sich nachher, und daß er noch geschwommen, glaubte er zu wissen, daß aber Imbär bis an die Schulter im Wasser gestanden, lang ehe er sie erreicht, war ganz gewiß.

So trafen sich die zwei durchnäßten Menschenkinder und fühlten sich warm, während ihre Kleider zu Eis froren. Am andern Ufer aber schrie Zahris laut auf und schwang jubelnd seine Mütze, als er die Beiden im Glück vereinigt sah.

Aus der Jahreszeit

Glück im Leid

Von Emil Ertl

Strömender Regen und sausender Wind, die Fensterscheiben gleichen rieselnden Schleiern, wie das Wasser gegen sie peitscht.

Wo seid ihr, ihr hohen Berge, die mir sonst ins Zimmer lugten, im Frühlicht strahlend, im Abendschein verglühend, Ruhe und Frieden atmend unter der Mittagssonne?

Ganz nah' standen sie einst vor meinen Fenstern, mit schwarzem Tannenwald und hellen Lärchwiesen bis hoch hinauf, mit Alptriften darüber und lastenden Felszinnen zu oberst; und guckten mir über die Schultern, wenn ich an meinem Schreibtisch saß. Nun sind sie verschwunden, ertrunken im Nebel! Wer den Ausblick nicht kennt, den ich von meinem Zimmer genieße, der könnte meinen, eine unendliche flache Steppe, die von Dünsten dampft, dehne sich vor meinem Haus.

Oder täusche ich mich selbst und habe gar keinen festen Boden unter den Füßen? Und stehe ich nicht still, wie ich meinte, sondern sause, ohne die Bewegung wahrzunehmen, in der Kajüte eines Luftschiffs durch das Meer der Wolken? Haben wir uns etwa darin verirrt und suchen ratlos nach der Richtung, hoch über der Erde, den Ozean der Lüfte durchkreuzend? Denn nur am Himmel droben, wo nichts Festes mehr ist, gibt es ein solches Brodeln und Kochen und ein so wildes Gewoge, das sinkt

und steigt und sich ineinander schiebt und sich wieder teilt.

Und dennoch steh' ich, nun seh' ich's genau, wo ich früher stand, auf vertrautem heimatlichen Boden.

Die weißen Nebel haben sich geöffnet und für eine Sekunde, im Durcheinanderwallen haben sie eine Stelle freigelassen, so daß plötzlich ein Blick nach der Höhe sich auftut wie durch ein Fenster, und ich deutlich abschätzen kann, wie tief unten ich mich befinde.

Und durch das Wolkenfenster leuchtet eine grellgrüne Matte herunter, auf der die Sonne liegt.

Nur für einen Augenblick!

Eine sonnbeglänzte Matte, durch das Fenster aus dem Nebel hervor.

So saftgrün, daß man die erfrischende Feuchtigkeit förmlich spürt, die sie befruchtet. Daß man die funkelnden Tropfen förmlich an den Gräsern hängen sieht, wie weit oben es auch sein mag. Und daß man den kräftigenden Duft der noch ungemähten Alpwiesen förmlich einzuatmen glaubt.

So grün, so unsagbar grün, so geradezu berauschend grün, aus dem Wallen der Nebel hervor, wie ein Smaragd, der eine Wolke von silbergrauem Seidentüll über der Brust einer schönen Frau zusammenhält.

Aber nur für einen Augenblick, einen einzigen Augenblick lang! Und schon verhüllen die wallenden Schleier wieder das smaragdgrüne Eiland, auf dem die Sonne schien, dort oben, weit hinter dem grauen, undurchdringlichen Wolkenmeer.

Wie stolz und erhaben standen die Berge sonst vor meinen Fenstern! Wie unendlich reich an Schönheiten mannigfachster Art, von denen jede Stunde des Tages eine neue erschloß. Aber kein Anblick noch hat mich je so bewegt und so eigen beglückt wie jenes arme Endchen sonnbeglänzter Alpenmatte, das für eine ganz kurze Spanne Zeit hinter den Nebeln sichtbar wurde.

Im häuslichen Kreise

Schüttelreime der Familie Natorp *)

Im Turnhof

Schon von weither klangen Stimmen;
Jungen an den Stangen klimmen
und hoch hinauf die Sprossen dringen,
dann 'runter unverdrossen springen.
Andre die festen Stäbe schwangen
und gingen auf den Schwebestangen.
(Vom Vater.)

Mich freut nicht meine Geige mehr, weil ich für deine schwärme.
Wie schön klingen ja auf ihr die alten Schweinedärme.
(Vom Vater.)

Seht hier den armen Matz in Plagen,
denn er hat keinen Platz im Magen.
(Vom Vater.)

Wie doch das Bad der Wanne heilt,
in dem jetzt oft die Hanne weilt;
einst eine blasse Kreidehaut,
ist sie jetzt rot wie Heidekraut.
(Vom Vater.)

Fährt über dir die Schwebebahn,
dann zittre nicht, noch bebe, Schwan!
(Grete N.)

O weh! ich hab 'nen Mückenstich,
doch reißt er nicht in Stücken mich.
(Vom Vater.)

Wie in der fetten Butter Maden
mit ihrer fetten Mutter baden!
(Fritz N.)

Der lieben kleinen Meta schiene
das schönste eine Teemaschine.
(Fritz N.)

Es gibt Damen, die brauchen vier Schminken.
O, was sind das doch für Schmierfinken.
(Vom Vater.)

Nimm dir mit dem Buttermesser!
Das gefällt der Mutter besser.
(Grete N.)

An einem schönen Rosenhang
stand jemand, der die Hosen rang.
(Grete N.)

Ich bitte euch: O schont mein!
Ich schwärme für den Mondschein.
(Grete N.)

Daß du naschtest leichte Speise,
das und andres beichte leise.
(Grete N.)

Von unbekannten Verfassern

Daß heute läuft der Wasserkran,
das ist fürwahr ein krasser Wahn.

*) In Marburg, im Hause des bekannten Gelehrten und edlen Volksbildners Prof. Dr. Paul Natorp scheint man in launigen Stunden in Schüttelreimen zu sprechen. Die Tochter Grete sendet uns, für den Fall, daß uns einmal der Stoff für die Schalksecke ausginge, einiger dieser launigen Schüttelreime zu, die teilweise „vom Vater, vom Bruder und von ihr gedichtet" sind, dann auch einige von unbekannten Verfassern. Wir drucken die Verse nicht in der Schalksecke, sondern schalkhafterweise unter „Im häuslichen Kreise", damit andere Familien von der guten Kanne der Familie Natorp eine Kostprobe bekommen und Lust, es auch einmal mit Schüttelreimen zu versuchen. D. Schr.

Willst du 'ne Flasche Wein trinken,
dann mußt du der Katrein winken.

Ein Geiger kriegt bei Richard Strauß
nur schwer die rechte Strichart 'raus.

Nichts liebt die dralle Tilli mehr
als einen Schatz vom Militär.

Es klapperten die Klapperschlangen,
bis ihre Klappern schlapper klangen.

Der Naturforscher

Ein Laboratorium auf freiem Felde

Von J. H. Fabre

Dies hatte ich mir immer gewünscht, hoc erat in votis*):

Ein Stückchen Landes — o! nicht gar groß, aber umfriedigt und den Unannehmlichkeiten der Lage an einer Landstraße entrückt; ein verlassenes, unfruchtbares Stück Landes, von der Sonne verbrannt und günstig für die Disteln und die hautflügeligen Insekten. Dort würde ich, ohne Störungen durch Vorübergehende befürchten zu müssen, die Sandwespe (Ammophila) und den Raupentöter (Sphex) befragen und mich dem schwierigen Zwiegespräch hingeben können, in dem Frage und Antwort sich des Experiments als Sprache bedienen. Dort würde ich, ohne zeitraubende weite Unternehmungen und ohne beschwerliche Wege, die die Aufmerksamkeit schwächen, meine Angriffspläne entwerfen, meine Fallen stellen und die Wirkungen täglich und stündlich verfolgen können. Hoc erat in votis; ja, dies war mein stets gehegtes Verlangen, mein Traum, der sich immer in eine nebelhafte Zukunft verflüchtigte.

Man darf ja auch gar nicht daran denken, sich ein Laboratorium im freien Felde zu gönnen, so lange man dem Zwang der schrecklichen Sorge ums tägliche Brot unterworfen ist. Vierzig Jahre lang habe ich unerschütterlichen Mutes gegen die armseligen Nöte des Lebens gekämpft, und endlich ist das so heiß ersehnte Laboratorium doch gekommen. Was mich dies an Beharrlichkeit, an harter Arbeit gekostet hat, will ich nicht auszuführen versuchen. Es ist gekommen, und mit ihm, als besonders wichtig, vielleicht ein wenig Muße. Ich sage „vielleicht", denn ich schleppe immer noch am Bein einige Ringe von der Kette des Sträflings. Der Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Es ist etwas spät, ach, meine schönen Insekten! und ich fürchte beinahe, daß mir der Pfirsich erst dargeboten werde, nachdem mir die Zähne zu fehlen begimnen, um ihn zu essen. Ja, es ist etwas spät: die weiten Horizonte der Jugend sind zu einer niedrigen, drückenden Wölbung geworden, die von Tag zu Tag sich mehr herabsenkt.

Nichts aus der Vergangenheit zurücksehnend, außer den verlorenen Lieben, nichts zurückwünschend, nicht einmal meine zwanzig Jahre, und noch weniger etwas hoffend, befinde ich mich auf dem Punkte, wo man sich, gebrochen durch die Erfahrung der Dinge, fragt, ob es wohl der Mühe lohnt zu leben.

Inmitten der mich umgebenden Ruinen ist jedoch ein Stück Mauerwerk auf seiner festen Grundlage unerschütterlich stehen geblieben; dies ist meine Liebe zur wissenschaftlichen Wahrheit. Genügt dies, o meine geschickten Hautflügler, um den Versuch zu unternehmen, in gebührender Weise noch einige Seiten eurer Geschichte hinzuzufügen; werden die Kräfte den guten Willen nicht im Stich lassen? Meine Freunde, die auch die euren sind, haben es mir oft vorgeworfen, euch so lange beiseite gelassen zu haben, allein das war weder Vergeßlichkeit noch Müdigkeit von mir. Ich dachte an euch; es stand bei mir fest, daß die Höhle der Knotenwespe (Cerceris) uns noch schöne Geheimnisse zu enthüllen habe, daß die Jagd des Raupentöters uns neue Ueberraschungen bringen werde. Allein mir mangelte die Zeit; ich stand allein in meinem Kampfe gegen das Mißgeschick, und vor dem Philosophieren muß man leben. Saget ihnen dies, dann werden sie mich entschuldigen.

*) Dies gehörte zu meinen Wünschen. Horaz: Satieren II. 6. 1.

Andere werfen mir meine Schreibweise vor, die nicht genügend feierlich — sagen wir lieber: akademisch trocken wäre. Sie besorgen, daß eine Seite, die man ohne zu ermüden lesen kann, nicht immer der Ausdruck der Wahrheit sei. Wenn man ihnen Glauben schenken wollte, dann wäre es nicht möglich, gründlich zu sein ohne Dunkelheit. Ihr Insekten alle, ihr Stachelträger, und ihr, die ihr mit Flügeldecken gepanzert seid, übernehmt ihr meine Verteidigung und bezeugt zu meinen Gunsten, in welcher Vertraulichkeit ich mit euch lebe, mit welcher Geduld ich euch beobachte, und mit welcher Gewissenhaftigkeit ich eure Handlungen aufzeichne. Ich gebe keine gelehrten Formeln, sondern berichte genau die beobachteten Tatsachen, nicht mehr und nicht weniger, und wer euch nach mir befragen wird, der wird die gleichen Antworten erhalten.

Und dann, meine teuren Insekten, wenn ihr jene braven Leute nicht überzeugen könnt, weil ihr das Gewicht des Langweiligen nicht habt, dann werde ich ihnen meinerseits sagen: Ihr zerstückelt das Tier, und ich studiere es, während es lebt; ihr macht einen Gegenstand des Schreckens und des Mitleids aus ihm, und ich mache, daß man es lieb gewinnt; ihr arbeitet in einer Folterkammer, ich beobachte unter dem blauen Himmel, beim Gesange der Zikaden; ihr unterwerft die Zelle und das Protoplasma den Reagentien, ich studiere den Instinkt in seinen höchsten Kundgebungen; ihr erforscht den Tod, ich erforsche das Leben. Und ferner: wenn ich zwar für die Gelehrten schreibe und für die Philosophen, die einst das schwer zu lösende Problem des Instinkts ins klare zu bringen suchen werden, so schreibe ich auch, und zwar in erster Linie für die Jungen, denen ich Liebe einflößen möchte zu jener Naturgeschichte, die man ihnen von anderer Seite verhaßt macht.

Jedoch um diese Sachen handelt es sich gegenwärtig nicht: ich will ja von dem Stückchen Landes berichten, das ich in meinen Zukunftsplänen so oft mir wünschte, um daraus ein Laboratorium lebendiger Entomologie zu machen, und das ich nun endlich in der Einsamkeit eines kleinen Dorfes erhalten habe*). Es ist dies ein **harmas**. Mit diesem Namen bezeichnet man bei uns auf dem Lande eine unangebaute, steinige Fläche, die der Thymian überwuchert. Der Boden ist zu mager, um die Arbeit des Pfluges zu lohnen; Schafe weiden im Frühjahr dort, wenn es zufällig geregnet hat und etwas Pflanzenwuchs hervorsprießt. Mein „**harmas**“ jedoch hat, wegen dem bißchen roter Erde, die zwischen dem massenhaften Gestein fast verschwindet, einen Anfang von Kultur erhalten: ehemals gab es Weinreben darauf, wie man sagt. Und in der Tat werden beim Ausheben von Gruben zum Anpflanzen einiger Bäume hier und dort halbverkohlte Reste jener kostbaren Stümpfe bloßgelegt. Die dreizackige Forke, das einzige Kulturwerkzeug, das in einen solchen Boden einzudringen vermag, ist also darüber hingegangen, und ich bedauere dies sehr, denn die ursprüngliche Vegetation ist dadurch verschwunden. Keine Spur mehr von Thymian, von Lavendel, keine Büsche von Kermeseichen. Wie nützlich könnten mir diese Pflanzen sein, zumal die beiden ersteren, indem sie den Hautflüglern Honig böten; ich bin daher genötigt, sie auf dem Gelände wieder einzusetzen, von dem die Forke sie vertrieben hat.

Im Ueberfluß dagegen sind ohne mein Zutun alle die Pflanzen vorhanden, die jeden Boden überwuchern, den man erst umgegraben hat, um ihn dann lange Zeit sich selber zu überlassen. Vor allem gibt es dort Quecken, diese abscheuliche Grasart, die ein erbitterter dreijähriger Kampf noch nicht völlig wieder auszurotten vermocht hat. Dann kommen der Zahl nach die Centaureen oder Flockenblumen, alle störrisch aussehend, umstarrt von Stacheln oder sternförmigen Hellebarden; so die Sommerwende-Flockenblume, die Berg- und die distelartige Flockenblume, von denen die erstgenannte vorherrschend ist. Hier und dort erhebt sich aus ihrem unentwirrbaren Durcheinander, wie ein Kandelaber mit großen orangefarbigen Blüten als Flamme, die wilde spanische Golddistel, deren Stacheln so stark wie Nägel sind. Sie wird überhöht von der illyrischen Krebsdistel, deren Schaft ein bis zwei Meter hoch sich erhebt und in einer purpurroten Blumenkrone endigt. Nicht zu vergessen die wilde Kratzdistel, die so wohlbewehrt ist, daß der Sammler nicht weiß, wo er sie anfassen soll; dann die lanzettliche Kratzdistel, deren Blattrippen in Lanzenspitzen endigen, und andere Arten. In den Zwischenräumen klettern am Boden hin die langen, mit Haken besetzten Ranken der Brombeere, die blauschwarze Früchte tragen. Wenn man dieses dornige Dickicht besuchen will, in dem die Hautflügler Honig sammeln, muß man hohe Stiefel anziehen, die noch den halben Oberschenkel bedecken, oder sich auf blutige Risse gefaßt machen. Solange der Boden noch einige Reste der Frühjahrsregen bewahrt, entbehrt diese wilde Vegetation nicht eines gewissen Reizes, wenn aber der Sommer mit seiner Dürre kommt, dann hat man eine trostlose Fläche vor sich, die die Flamme eines Zündhölzchens vom einen Ende bis zum anderen in Brand setzen würde. Dies ist, oder dies war vielmehr bei meiner Besitznahme das köstliche Eden, wo ich seitdem die Insekten beobachte. Vierzig Jahre eines Ringens bis aufs äußerste haben es mir verschafft.

Ich nannte es ein Eden, und im Hinblick auf das von mir verfolgte Ziel ist der Ausdruck wohl am Platze. Dieses verwünschte Land, dem niemand eine handvoll Samenkörner anvertrauen mochte, bildet ein Paradies für die Hymenopteren. Seine mäch-

*) Die Heimat Fabres ist Südfrankreich; nachdem er lange an Lehranstalten in Avignon und Orange tätig war, lebt er jetzt ausschließlich seinen Insektenbeobachtungen auf einer ländlichen Besitzung bei dem Dörfchen Sérignan. Anm. d. Übers.

tige Vegetation von Disteln und Flockenblumen lockt sie mir alle aus der Runde herbei. Nie zuvor sah ich bei meinen entomologischen Streifzügen eine solche Menge von ihnen auf einem Punkte vereinigt; alles, was zu ihrer Sippe gehört, gibt sich hier ein Stelldichein. Man findet dort Jäger, die allen Arten von Wild nachstellen, Insekten, die Erdbauten ausführen, und solche, die Stoffe weben, andere, die aus Blättern Stücke schneiden oder aus Blumenkronen, ferner in der Pappenmacherkunst Erfahrene, Gipser, die Ton als Mörtel verwenden, Zimmerleute, die Holz anbohren, Minierer, die unterirdische Galerien aushöhlen, und was weiß ich sonst noch.

Was ist dies für ein Insekt? Es ist eine Kugel- oder Wollbiene (Anthidium); sie kratzt den wie mit Spinnweben bedeckten Stengel der Sommerwendeflockenblume ab und bringt ein Bällchen Wolle zusammen, das sie stolz am Ende ihrer Mandibeln davonträgt. Unter der Erde wird sie daraus Säckchen von verfilzter Watte herstellen, um darin einen Vorrat von Honig und das Ei einzuschließen. — Und jene anderen, die so eifrig aus den Blumen einsammeln? Es sind Blattschneider (Megachile), die unter dem Bauch schwarze, weiße oder feuerrote Sammelhaare tragen. Wenn sie die Disteln verlassen, suchen sie benachbarte Sträucher auf, um aus deren Blättern ovale Stücke herauszuschneiden, die sie dann, tütenartig gebogen, heimtragen, um in ihrer Höhle einen kleinen Fingerhut daraus zu machen, der mit Honig gefüllt und mit einem Ei beschenkt wird. — Und die dort, die in schwarzen Samt gekleidet sind? Es sind Mörtelbienen (Chalicodoma), die ihre Wohnungen aus feinen, durch Speichel fest verbundenen Sandkörnchen herstellen. An den großen Kieseln des „harmas“ werden wir ihre Bauten unschwer finden. — Dann wieder jene, die lärmend summen bei ihrem hastigen Fluge? Pelzbienen (Antophora) sind's, die in den Löchern alter Mauern und in sonnigen Abhängen der Nachbarschaft ihre Nester bauen.

Hier gewahren wir auch die Mauerbienen (Osmia). Eine schichtet gerade ihre Zellen in der Spirale eines leeren Schneckengehäuses übereinander; eine andere bohrt das Mark aus dem trockenen Stück eines Brombeerastes und erhält dadurch ein zylindrisches Logis für ihre Larven, das sie durch eingefügte Zwischenwände in Stockwerke abteilt; eine dritte benützt den natürlichen Kanal eines abgeschnitten am Boden liegenden Schilfrohrs; eine vierte nimmt die von ihr verlassen vorgefundenen Galerien irgend einer andern Blumenwespe in Beschlag. Dort Hornbienen oder Langhörner (Macrocera und Eucera longicornis L.), deren Männchen stattliche Hörner tragen; rauhfüßige Bürsten- oder Hosenbienen (Dasypoda plumipes Panz. — D. hirpites), die als Sammelwerkzeug an den Hinterbeinen einen Haarpinsel haben; hier die an Arten reichen Erd- oder Sandbienen (Andrena). Diese Namen mögen genügen, denn wenn ich alle Gäste meiner Disteln aufzählen wollte, so könnte ich nahezu die ganze honigerzeugende Sippe hier Revue passieren lassen. Ein gelehrter Entomolog, Professor Perez in Bordeaux, dem ich meine Funde zur Benennung vorlegte, fragte mich, ob ich besondere Mittel für die Jagd besäße, um ihm soviel Seltenheiten, ja sogar Neuheiten zusenden zu können. Nun bin ich aber gar kein besonders erfahrener Jäger und noch weniger ein eifriger, da das Insekt in seiner Tätigkeit mich viel mehr interessiert, als wenn es auf dem Boden einer Schachtel aufgespießt ist. Alle meine Jagdgeheimnisse sind auf meine buschige Pflanzschule von Disteln und Centaureen zurückzuführen.

Ein besonders glücklicher Zufall hat nun dieser zahlreichen Familie von Honigsammlern das Völkchen der Jäger zugesellt. Für die geplante Aufführung einer Umfassungsmauer hatten die Maurer auf meinem Grundstück hier und dort große Haufen von Sand und von Steinen verteilt. Da die Arbeiten sich in die Länge zogen, wurden diese Materialien vom ersten Jahre an von den Insekten in Besitz genommen. Die Mörtelbienen wählten sich die Zwischenräume der Steine als Schlafgemächer, um dort in dicht zusammengedrängten Gruppen die Nacht zuzubringen. In einem Loch lauerte die kräftige Mauereidechse dem vorbeikommenden Mistkäfer auf, während der graue Steinschmätzer, auf dem höchsten Steine sitzend, sein Liedchen sang.

Die Sandhaufen gewährten einer anderen Bevölkerung Zuflucht. Die Wirbelwespen (Bembex) legten darin durch Scharren ihre Nester an. Der Raupentöter (Sphex) von Languedoc schleppte an den Fühlern eine Heuschrecke dorthin; eine Lehmwespe (Stizus) kellerte dort ihre Konserven von Zikadellen ein. Alle diese Jäger verschwanden zu meinem Bedauern, als die Maurer den Sand verbraucht hatten, doch brauche ich nur neue Haufen hinschaffen zu lassen, um sie sofort zurückzurufen.

Nicht verschwunden sind nach der Umgestaltung des Grundstücks die Sandwespen (Ammophila), von denen ich die einen im Frühjahr, die andern im Herbst über den Gartenwegen und zwischen den Rasenflächen auf der Suche nach irgendeiner Raupe herumfliegen sehe, und die muntern, mit den Flügeln schlagenden Wegwespen (Pompilus), welche die verborgenen Schlupfwinkel nach Spinnen durchstöbern. Die größte Art von ihnen belauert die Tarantel (Lycosa narbonensis Latr.), deren Erdlöcher in meinem „harmas“ nicht selten sind. — An heißen Sommernachmittagen ziehen die Amazonenameisen (Polyergus rufescens Latr.) aus ihren Erdnestern in langen Bataillonen weithin auf die Sklavenjagd. Langsam fliegen die 4 Zentimeter langen Dolchwespen (Scolia) um einen Haufen von faulendem Kräuterwerk und versenken sich in die Pflanzenerde, angelockt durch reichliches Wild: die Larven von Blatthörnern (Lamellicornia), Nashornkäfern (Oryctes nasicornis L.) und Rosenkäfern (Cetonia).

Wie viele Gegenstände des Studiums, und noch immer ist ihre Zahl nicht erschöpft! Das Wohnhaus, bei dem dieses Grundstück liegt, war ebenso verlassen wie das Gebäude. Als die Menschen fortzogen und die Ruhe gesichert war, kamen die Tiere herbei und ergriffen Besitz von allem. Die Grasmücke nahm ihren Wohnsitz in den Syringen; der Grünling ließ sich unter dem dichten Schutzdach der Zypressen nieder; der Sperling trug Läppchen und Strohhalme unter die Dachziegel; im Gipfel der Platanen zwitschert der Zeisig des Südens, dessen molliges Nest nicht größer ist als die Hälfte einer Aprikose; abends läßt die Zwergohreule ihren einförmigen Ruf erschallen und klagt der Steinkauz. Vor dem Hause ist ein großes Bassin, gespeist von der Wasserleitung, die den Brunnen des Dorfes das Wasser liefert. Dorthin begeben sich aus einem Umkreis von einem Kilometer die Batrachier in ihrer verliebten Jahreszeit. Die 6—7 Zentimeter langen Kreuzkröten, mit hellgelbem Längsstreifen auf dem Rücken, geben sich dort ein Stelldichein, um ihr Bad zu nehmen; wenn die Dämmerung hereinbricht, sieht man an den Rändern die Geburtshelferkröten herumhüpfen, bei denen das Männchen die befruchteten Eierschnüre auf dem Rücken trägt, bis die Embryonen hinreichend entwickelt sind. Dann bringt es sein kostbares Paket ins Wasser und schlüpft hierauf unter irgend einen Stein, von wo es seine Stimme wie das Klingen eines Glöckchens vernehmen läßt. Wenn die Laubfrösche nicht im Gezweig der Bäume quaken, führen sie zierliche Tauchsprünge ins Wasser aus. Sobald im Mai die Nacht anbricht, wird daher das Bassin zu einem betäubenden Orchester. Man kann kein Wort verstehen, wenn man im Hause bei Tische sitzt, und ebensowenig schlafen. Es mußte Abhilfe geschaffen werden durch Maßregeln, die vielleicht etwas zu streng waren. Allein was blieb anderes übrig? Wer schlafen will, und dies nicht kann, der wird wütend.

Die noch kühneren Hautflügler haben sich sogar der Wohnung bemächtigt. Vor meiner Schwelle nistet in einem Schutthaufen der weißdurchschnittene Raupentöter (Sphex albisectus Lep. et Serv.); wenn ich ins Haus gehe, muß ich mich in acht nehmen, um seine Erdhöhlen nicht zu beschädigen und den ganz in seine Arbeit versunkenen Minierer nicht zu zertreten. Es ist wohl ein Vierteljahrhundert her, seitdem ich diesen ungestümen Grillenjäger nicht mehr gesehen habe. Als ich zuerst seine Bekanntschaft machte, mußte ich jedesmal mehrere Kilometer weit in der glühenden Augusthitze wandern, um ihn zu besuchen; heute finde ich ihn unmittelbar vor meiner Tür wieder. Die Fensternische liefert dem Spinnentöter (Pelopoeus) eine behaglich warme Wohnstätte. Er klebt sein aus Erde gemauertes Nest an den Stein und benutzt, um von außen dorthin zu gelangen, ein Loch, das sich zufällig in dem geschlossenen Fensterladen befindet. Auf den Stäben der Jalousien bauen einige vereinzelte Mörtelbienen (Chalicodoma) ihre Zellen, während auf der Innenseite der halbgeöffneten Läden eine Pillenwespe (Eumenes) ihre kleine Kuppel aus Lehm anbringt, die oben ein kurzer, sich ausweitender Hals überragt. Die gemeine Wespe (Vespa vulgaris L.) und die Papierwespe (Pollistes gallicus L.) sind meine Tischgenossen; sie kommen auf die Tafel geflogen, um nachzusehen, ob die aufgetragenen Trauben auch gut reif sind.

An diesen Insekten, die ich noch bei weitem nicht sämtlich namhaft gemacht habe, besitze ich eine ebenso zahlreiche wie gewählte Gesellschaft. Meine alten Freunde aus früherer Zeit, andere von neuerer Bekanntschaft, alle sind sie da, in nächster Nähe jagend, Honig sammelnd und bauend. Wenn es übrigens nötig wird, die Beobachtungsorte zu wechseln, so ist nur wenige hundert Schritte von meiner Besitzung entfernt der Berg mit seinen Gebüschen von Erdbeerbäumen, von Zistrosen und Baumheide; mit seinen sandigen Hängen, die die Wirbelwespe (Bembex) liebt, und seinen Mergelböschungen, die verschiedene Hymenopteren zu ihren Bauten benützen. Weil ich diesen Reichtum an Insekten vorhersah, vertauschte ich die Stadt mit dem Dorfe und ließ mich in Sérignan nieder.

Mit großen Kosten gründet man an unsern ozeanischen und Mittelmeerküsten Laboratorien für das Studium der Meeresfauna, aber man verachtet die kleinen Landkerfe, die in fortwährender Beziehung zu uns stehen, die für die allgemeine Psychologie unschätzbare Urkunden liefern, und die oft genug durch ihre Verheerungen das Nationalvermögen schädigen. Wann werden wir endlich ein Laboratorium der Entomologie erhalten, in dem man nicht das tote, sondern das lebendige Insekt studiert: den Instinkt, die Gewohnheiten, die Lebensweise, die Arbeiten, die Kämpfe und die Fortpflanzung dieser kleinen Welt, mit der die Landwirtschaft und die Philosophie sehr ernstlich zu rechnen haben? Gründlich die Geschichte des Verwüsters unsrer Weinberge zu kennen, wäre vielleicht wichtiger, als zu wissen, wie diese oder jene Nervenfaser eines Rankenfüßers endigt; durch Versuche die Grenze zwischen Intelligenz und Instinkt festzustellen, durch Vergleichungen in der zoologischen Reihenfolge darzutun, ob die menschliche Vernunft eine nicht weiter erklärbare Fähigkeit ist oder nicht, dies alles erscheint mir wichtiger als die Zahl der Fühlerringe eines Krebstieres. Um jene so hochwichtigen Fragen zu beantworten, wäre ein Heer von Arbeitern notwendig, allein es geschieht nichts. Die Mollusken und die Zoophyten sind in der Mode; die Tiefen der Meere werden erforscht mittels eigens dazu konstruierter Werkzeuge, — der Boden unter unsern Füßen bleibt unbekannt. Darauf wartend, ob die Mode wechseln wird, eröffne ich das für die lebendige Insektenkunde bestimmte Laboratorium des „harmas“, das den Geldbeutel der Steuerzahler keinen Pfennig kosten soll.

Vergl. Wegweiser.

Wegweiser der Lese

Vom Dichter der Insekten

J. H. Fabre bringen wir in dieser Lese einen Beitrag und zwar die Einleitung zu seinem Werke „Bilder aus der Insektenwelt", 3 Bände, im Verlag des Kosmos. Wir fügen das Bild Fabres hinzu und erinnern an die Beiträge, die wir Lese 1913, Nr. 31, und 1910, Nr. 19 über ihn gebracht haben. Die Bände bieten gerade in der Sommerzeit für den Aufenthalt draußen in der Natur reiche Anregungen zur Beobachtung der Insektenwelt.

Neues aus billigen Büchersammlungen

Von der Bibliothek der Romane des Inselverlags dieser Sammlung der besten Romane aller Völker und Zeiten in einheitlichem Gewande — in Leinen jeder Band zu 3 Mk. — ist eine weitere Reihe erschienen; es liegen im Ganzen jetzt 26 Bände vor. Unter den neuen erwähnen wir: Maler Nolten von Eduard Mörike, dieses Meisterwerk Mörikes; Anna Karenina, den großen zweibändigen Roman von L. N. Tolstoi, den viele als sein bestes und größtes Werk schätzen; und Stendhals Sittenroman Rot und Schwarz, jene Chronik der Zustände in Frankreich um 1830, die Taine vierundachtzigmal gelesen haben soll. Diese Bibliothek der Romane gehört in die Hausbibliothek jedes Literaturfreundes.

Blaue Eckardt-Bücher

nennt sich eine Sammlung historischer Romane und Lebensbilder des Verlags von Fritz Eckardt in Leipzig. Auch hier kostet jeder Band — 500 bis 800 Seiten stark — in solidem Leinenband 3, in Leder 5 Mk. Erschienen sind Band 1: Willibald Alexis, Cabanis, ein vaterländischer Roman aus der Zeit Friedrich des Großen; Band 2: 1812 von Ludwig Rellstab, ebenfalls historischer Roman; Band 3: Varnhagen von Ense: Fürst Blücher von Wahlstatt. Die Bände, geziert mit Bildern, machen einen monumentalen Eindruck und verdienen wegen Inhalt und Ausstattung viele Freunde.

Die Singer-Bücher

des Verlags von Josef Singer in Straßburg mit ihrem Preis von 3 Mk. in solidem Kartonband, in Halbleder 4.50, sind auch eine buchhändlerische Leistung zu nennen. Sie verfolgen eigene Geschmacksrichtungen. Eine besondere Sammlung heißt: Helden und Schelme. Von dieser liegen vier Bände vor: Cervantes, Don Quixote mit Bildern von Chodowiecki; Das peinliche Gericht, Kriminalgeschichten nach dem neuen Pitaval — wir brachten daraus „Seidenfaden" —, ebenfalls mit Bildern; Rabelais, Gargantua und Pantagruel, mit Bildern nach Doré; Le Sage, Gil Blas von Santillana, mit Bildern von Gigoux. Dazu seien erwähnt: Edgar Allan Poe, Seltsame Geschichten, mit Bildern von Pretorius; sowie das Balzac-Buch, Erzählungen und Novellen von Honoré de Balzac. — Also eine Sammlung, die viel Salz und Pfeffer enthält, Abenteuerliches, Erotisches, Grausiges; daher nicht für die Jugend geeignet, mehr „für Junggesellen".

Grunows-Bücher

für frohe und ernste Stunden sind dagegen sehr zahm und harmlos, an der Grenze braver Unterhaltungslektüre mit wertvollerem Einschlag. Es liegen drei Bändchen vor: Aus dänischer Zeit, Bilder und Skizzen von Charlotte Niese; Einsam, Roman von O. Verbeck; Der Wöchner und anderes Lustiges aus dem Ehemarsch von Ernst Clausen. Preis pro Band kart. 1.25 Mk.

Gedenktafel

Am 29. August 1856 wurde der Komponist und Dirigent Felix Mottl in Unter-St. Veit bei Wien geboren.

Am 30. August 1844 wurde der Geograph Friedich Ratzel in Karlsruhe geboren.

Am 30. August 1856 starb in London der Nordpolforscher und Entdecker des magnetischen Pols Sir John Roß.

Am 31. August 1811 wurde der französische Dichter und Schriftsteller Theophile Gautier geboren. Von ihm stammt der Ausdruck l'art pour l'art.

Am 31. August 1821 wurde Hermann von Helmholtz in Potsdam geboren.

Am 21. August 1864 ist Ferdinand Lassalle in Genf gestorben.

Am 31. August 1867 starb zu Paris der französische Dichter Pierre Charles Baudelaire. Er wurde von Heine beeinflußt und wirkte seinerseits stark auf neuere deutsche Dichter. Eine Anthologie aus seinen Werken in deutscher Sprache ist bei Österheld & Co. in Berlin erschienen; seine Gedichte, die formenschön, aber inhaltlich zum Teil abstoßend sind, hat Stephan George ins Deutsche umgedichtet.

Am 31. August 1876 wurde der Lyriker Emil Fahler in Prag geboren.

Am 31. August 1888 starb in Würzburg Wilhelm Konrad Röntgen, der Entdecker der nach ihm benannten Strahlen.

Am 1. September 1848 wurde August Forel in Morges geboren. — 1854 Engelbert Humperdink in Siegburg am Rhein.

Am 2. September 1853 wurde Wilhelm Ostwald, der große Chemiker und Verfechter der energetischen Weltanschauung in Riga geboren. Die nächste Lese ist ihm gewidmet.

Am 3. September 1849 starb Freiherr von Feuchtersleben in Wien, Mediziner und Dichter. Von seinen Gedichten wurde das von Mendelsohn vertonte Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rat" Volkslied. Sehr verbreitet ist seine Schrift „Zur Diätetik der Seele". Er lehrte die Kunst, sich die Harmonie des Lebens zu bewahren.

Am 4. September 1819 wurde Adolf Pichler zu Erl im Unterinntal geboren. Die Lese gab eine Anzahl seiner Erzählungen als II. Jahresbuch 1910 heraus.

Am 5. September 1733 wurde Christoph Martin Wieland in Oberholzheim geboren, deutscher Klassiker. Seine Werke erschienen erstmals in 55 Bänden im Göschenschen Verlag. Man lese die Gedächtnisrede nach, die Goethe ihm gehalten hat, vergl. Lese 1913, Nr. 3. — 1902 starb Rudolf Virchow in Berlin.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind künftig zu richten an die Redaktion der Lese Stuttgart.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Geleitwort von Herder. — Wegweiser. — Gedenktafel.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Georg Muschner, München 38, Wotanstraße 42. Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese - Verlag G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 20.
Druck: Zung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 36 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Zum Geleit

Ich möchte betonen, daß von allen Seiten der menschlichen Geistesbetätigung unter unseren heutigen Verhältnissen keine eine relativ unvollkommenere Entwicklung erfährt als die Fähigkeit, zu wollen. Auf zehn Menschen mit hervorragendem Intellekt kommt höchstens einer mit hervorragendem Willen. Darum werden bei gegebenem Menschenmaterial sich umso höhere Leistungen erzielen lassen, je vollständiger dieser Defekt ergänzt wird.

Hier macht sich nun weiter die psychologische Tatsache geltend, daß Menschen mit nicht hervorragend entwickelter Willensfähigkeit zu viel erheblicheren Leistungen gebracht werden können, als sie für sich ausführen würden, wenn sie sich einem mit hervorragender Willenskraft begabten Menschen anschließen und sich von ihm führen lassen. Der Wille ist mit anderen Worten in einem sehr erheblichen Umfange übertragbar. In der Uebertragung des Willens von dem willenskräftigen Lehrer auf den in dieser Richtung noch unentwickelten Schüler liegt das Hauptgeheimnis der schulbildenden Kraft.

Hierbei kann noch eine zweifache Möglichkeit unterschieden werden. Entweder erfüllt der Lehrer den Schüler gänzlich mit seinem eigenen Willen; dann wird dieser dem Meister erhebliche Hilfe leisten können und später auch allein im Sinne des Meisters arbeiten, indem er seine Gedanken, so gut er vermag, weiterführt. Dies ist die unvollkommenere Form der Schulbildung, denn in diesen Voraussetzungen liegen bereits die Bedingungen für ein baldiges Ende der ganzen Bewegung enthalten. Sie hört auf, wenn der persönliche Einfluß des Lehrers aufhört, oder wenn seine Gedanken erschöpft sind. Solche Erscheinungen sind in der Geschichte der Wissenschaft gar nicht selten.

Oder der Lehrer sieht seine Hauptaufgabe darin, neben der intellektuellen Ausbildung auch die Fähigkeit des Wollens in seinem Schüler zu entwickeln, so daß diese übrig bleibt, auch nachdem der persönliche Einfluß des Lehrers nach der Willens- oder Gedankenseite bereits aufgehört hat. Das ist der ideale Typus des Lehrers.

*

Schauen Sie nach England. Um die immer gefährlicher gewordene Konkurrenz Deutschlands auf verschiedenen Gebieten der Technik abzuwehren, weiß man auf der ganzen Linie nur ein Mittel, und das heißt: Steigerung der wissenschaftlichen Ausbildung. Neben den alten Universitäten Oxford und Cambridge sind jetzt in Manchester, Liverpool, Leeds, Birmingham usw. eine ganze Reihe neuer entstanden, die, im Gegensatz zu den literarischen Tendenzen jener, die naturwissenschaftliche Forschung in erster Linie pflegen. Und in Amerika macht man sich ernstlich die Hoffnung, wie man in einzelnen Gebieten der Technik das alte Europa überflügelt hat, so auch in der reinen Wissenschaft das gleiche zu erreichen in dem klaren Bewußtsein, daß eine dauernde technische Ueberlegenheit nur auf wissenschaftlicher Grundlage möglich ist. Wenn es sich also darum handelt, die Entwicklung irgend einer Technik zu fördern, so gibt es dazu wirklich kein sichereres Mittel als die Förderung der reinen Wissenschaft; sie allein schafft die nötige geistige Kapitalgrundlage für eine gesunde Entfaltung.

*

In den letzten Jahren sind mir gerade aus den Kreisen der studierenden Jugend ganz andere Töne entgegengeklungen als das philisterhafte Jammerlied über die entschwundene Burschenherrlichkeit. Statt in den Studentenjahren die einzigen Jahre des Glückes zu sehen, die dem Menschen beschieden sind, und daher sie auszunutzen, um nach Möglichkeit schöne Erinnerungen zu sammeln, welche die kommenden grauen Tage erhellen sollen, statt dieser noch vor 20 oder 30 Jahren ganz unbestrittenen Auffassung des Studentenlebens erkenne ich jetzt daneben eine neue, welche die Dinge fundamental anders sieht. Sich vorbereiten, sich aufsparen für das Große, was hernach der entwickelte Mann tun will, das ist mit einem Worte das neue Ideal, das ich mit tiefer Glücksempfindung in unserer Studentenschaft wirksam sehe. Ich vermag nicht anzugeben, wie weit es verbreitet ist, aber ich weiß, daß es lebt, und was noch besser ist: ich weiß, daß ihm die Zukunft gehört. Das deutsche Volk ist jetzt bei einer entscheidenden Wendung seines ganzen nationalen Lebens angelangt. Seit 30 Jahren haben wir begonnen, ein wohlhabendes Volk zu sein und die Zahl der Personen, welche über ein großes Vermögen und damit über eine große Macht verfügen, nimmt schnell zu. Wir stehen vor der Entscheidung, welche nationalen Gewohnheiten wir für die Verwendung dieser Mittel annehmen wollen.

Wilhelm Ostwald Aus: Die Forderung des Tages.

Wilhelm Ostwald

Zu seinem 60. Geburtstag: 2. September

Von Paul Walden

Ostwald war ein hervorragender Lehrer der Chemie, ehe er ein führender Lehrer der Menschheit wurde. Er war erst ein Mitbegründer der physikalischen Chemie, ehe er seine energetische Weltanschauung schuf. Einzelne unserer chemischen Elemente vermögen ja auch in verschiedenen, in allotropen Modifikationen aufzutreten: dem Stoff nach bleiben sie dieselben, doch ihre Eigenschaften, ihre Wirkungsfähigkeit auf andre Stoffe sind gänzlich verändert, — unter Mitwirkung von Energie hat sich diese allotrope Umwandlung vollzogen. Ostwald ist ein Mann der unerwarteten Schlüsse und kühnen Entschlüsse. Mehr als ein Vierteljahrhundert wirkte er als akademischer Lehrer, zu welchem aus allen Weltgegenden Schüler hinstrebten; unermüdlich forschte er und förderte die chemische Wissenschaft durch mustergiltige Werke. Und auf dem Gipfel seines wissenschaftlichen Einflusses stehend, gibt er freiwillig im Jahre 1906 seine akademische Stellung auf! Fürwahr ein ungewöhnlicher Schritt. Nur ein ungewöhnlicher Mensch wird seine gesicherte Lebensbahn derart abkürzen, um neue Wege zu suchen und zu wandeln. Ostwald ist zugleich ein Mann seltener Opferfreudigkeit und frischen Kampfesmutes! Denn vom Ruhme gezeichnet und im Vollbesitze seiner Kraft sein und trotzdem „in den Ruhestand" sich versetzen lassen, heißt nicht nur persönliche Opfer bringen, sondern gegen die bestehende Ordnung absichtlich verstoßen, Vorkämpfer sein. Doch Ostwald ist ein Mann, der seiner Ueberzeugung nicht nur Worte leiht, sondern allezeit auch Taten folgen läßt. Er wollte frei sein, um auch andre zu befreien. Er streifte die Fesseln ab, welche seine Stellung und sein Beruf ihm auferlegten; er wollte ganz sich selbst leben, um andern sich ungezwungen und echt zu geben.

Im Dieste der chemischen Wissenschaft hatte er seinen Geist geschärft und eine weitreichende Erfahrung gesammelt. Und indem er sein bisheriges chemisches Auditorium aufgab, ging er aus, einen nach Tausenden zählenden Hörerkreis zu suchen. Er ward ein Lehrer der Menschheit. Er formte eine einheitliche Weltanschauung und schritt an die Lösung eines der höchsten Probleme überhaupt, des Problems vom Glück und von der Wohlfahrt der Menschen. Dichter und Schwärmer haben schon so oft mit den Scheinwerfern der Phantasie die altersgraue Vorzeit sowie die nebelhafte Zukunft nach dem „glücklichen Zeitalter" abgesucht. Bleibt nur die Gegenwart. Und Ostwald tritt als Realist und Naturforscher für diese ein. Nicht mit der Phantasie, sondern mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft ausgerüstet, schreitet er an die allseitige Prüfung des Lebens der Gegenwart. Erziehung, Schule und Kirche; Kunst, Wissenschaft und Technik; Staaten, Frieden und Krieg; Verkehr, Sprache und Münze; Einzelmensch, Volksgenossen und Völker, — solche und ähnliche grundlegende Probleme der Menschheit durchleuchtet er mit den Strahlen der Energielehre. Freie Energie ist es, die schaffend und wandelnd unseren bewußten Plänen sich anpaßt. Und wir sollen sie mit dem höchsten Nutzeffekt für unsere Lebensführung und -ziele verwerten. Alle Hemmnisse und Hindernisse sollen beseitigt werden. Altgewohntes und Ueberliefertes kann nicht allein überlebt und unzweckmäßig sein, sondern ist es auch oft. Organisieren, heißt es, und nicht Neues erfinden. „Vergeude keine Energie, sondern verwerte sie", lautet Ostwalds energetischer Imperativ. Vereinheitlichen, zweckdienlich umgestalten, Ueberlebtes ausschalten und durch das Neue als Gegenwartserrungenschaft ersetzen. Dann fallen alte Fesseln, dann wird neue Energie frei; dann tritt eine zielbewußte Verwertung derselben ein, der Nutzwert unseres Denkens und Tuns wird gesteigert, und damit steigert sich auch unser persönliches Glücksempfinden.

Wilhelm Ostwald

Ostwald lehrt nicht allein mit Klarheit und Anschaulichkeit seine neue Weltanschauung, er lebt selbst nach ihr in großen und kleinen Stücken, unbeeinflußt durch Verunglimpfung offener und verborgen wirkender Gegner. Und er ist tatsächlich glücklich. — Jugendfrischer Säemann! Streue nur weiter die Samen aus und erfreue dich auch im neuen Lebensjahrzehnt deines Werks!

Aus Wilhelm Ostwalds Werken

Wie der energetische Imperativ entstand

Mir ist zwar nicht das Datum, wohl aber die Umgebung und das zugehörige Gefühl in lebhaftester Erinnerung geblieben, als mir zum ersten Male die radikale oder monistische Energetik aufging. Ich sehe noch die alten dunklen und nicht ganz sauberen Räume des Laboratoriums in der Brüderstraße (in Leipzig) vor mir, wo ich unter lebhaftem Gespräch von einem Praktikanten zum andern zu gehen pflegte und wo meist auch die andern Praktikanten sich an den speziellen Verhandlungen beteiligten, die ich mit dem einzelnen bezüglich seiner Arbeit zu führen hatte. Brachten uns doch die Einzelerörterungen fast immer in kürzester Zeit auf die Erörterung ganz allgemeiner Fragen und führten zu gemeinsamen Bemühungen, solche Fragen befriedigend zu beantworten. Ich war endlich den Schwarm für kurze Zeit los geworden und begab mich durch den kleinen Bibliotheksraum in mein Schreibzimmer, um dort einige dringende Arbeiten zu erledigen. Auf einmal mußte ich stehen bleiben, weil die angeregte Gedankenarbeit in meinem Kopf zu einer plötzlichen automatischen Neuordnung der Gedanken geführt hatte. Die Schwierigkeiten des Dualismus Materie und Energie hatten sich infolge eines vorangegangenen Gesprächs in meinem Geiste so gehäuft, daß ganz plötzlich der Gedanke entstand: Wie wär's, wenn die Energie ganz allein existierte, wenn die Materie überhaupt nur ein sekundäres Produkt der Energie wäre?

Diese Fragestellung war, wenn ich mich recht erinnere, daraus entstanden, daß man mir eingewendet hatte: Wie kann denn die Energie eine Realität sein, wenn eine Masse, je nachdem sie Geschwindigkeit besitzt oder nicht, verschiedene Mengen Energie haben kann? Die Geschwindigkeit ist doch nur ein Zahlenverhältnis zwischen Strecke und Zeit, und wie soll denn ein Zahlenverhältnis plötzlich eine neue Realität, die Energie, in ein Objekt hineinbringen, das eine ganz andere Realität, nämlich Masse, besitzt? Der scharfe Gegensatz, der durch diesen Einwand offenbar geworden war, brachte die entgegengesetzte Reaktion hervor. Der Geschwindigkeit und der mit ihr wachsenden und abnehmenden lebendigen Kraft oder Bewegungsenergie einer bewegten Masse muß ja durchaus Wirklichkeit zugeschrieben werden. Denn soviel lehrt ja die Physik unerbittlich: um der Masse die entsprechende Geschwindigkeit zu geben, ist ein Aufwand von Arbeit erforderlich, der in keiner Weise umgangen werden kann. Denn die erforderliche Arbeit oder Energie läßt sich nicht aus Nichts schaffen, sie muß von irgendwoher genommen werden. Somit steckt in der Geschwindigkeit zweifellos eine Realität. — Das abstrakte Zahlenverhältnis ist ein Begriff, die Geschwindigkeit aber, die irgend ein betrachteter Körper hat, ist ein Faktum, eine einzelne Wirklichkeit, die man nur durch Abstraktion unter jenen Begriff bringt. Auch bei dem Energiebegriff ist ein entsprechender Unterschied zu machen. Jede einzelne Energiemenge, die in einem Stück Steinkohle oder in einem geladenen Akkumulator, in dem Planeten, der sich um die Sonne schwingt, und in dem elektrischen Funken, der den Energievorrat der Leidener Flasche in Wärme umsetzt, enthalten ist, ist ein Faktum, eine Realität, und alle diese einzelnen Fälle des wirklichen Geschehens kann man unter den Gesamtbegriff der Energie bringen.

Also diese Erkenntnis, wie wir hier wieder einmal von der Sprache getäuscht werden, welche den allgemeinen Begriff und das einzelne Faktum mit demselben Wort zu bezeichnen pflegt, diese Erkenntnis, daß eine Wirklichkeit drum nicht weniger real ist, weil man sie unter einen allgemeinen oder abstrakten Begriff bringen kann, wirkte damals mit blitzartiger Erleuchtung auf mich. Ich hatte eine beinah physische Empfindung in meinem Gehirn, die etwa vergleichbar war mit dem Umklappen eines Regenschirms im Sturme. Aus der frühern relativen Gleichgewichtslage meines Denkens, die sich mit dem Parallelismus von Materie und Energie begnügt hatte, schnappte mein Gesamtbewußtsein auf einmal in eine andere, stabilere Gleichgewichtslage über, in welcher der Energie durchaus die maßgebende und führende Stellung eingeräumt wurde und derzufolge die Masse und das Gewicht, jene Haupteigenschaften der „Materie", als sekundäre Größenfaktoren bestimmter Energiearten erkannt wurden.

Ich darf nicht behaupten, daß nunmehr mit dieser neuen Einstellung des Geistes alles getan gewesen wäre. Die nächste Zeit brachte vielmehr eine vorläufige Erschöpfung durch diesen Geburtsakt und daher ein ziemlich unverändertes Fortwursteln in den bisherigen Gedankengängen, allerdings mit dem stets wiederholten Hinweis für mich selbst und für meine Schüler, daß die Sache wahrschein-

lich auf dem neuen Weg besser und förderlicher gehen würde. Ein sorgfältiges Durchdenken aller Konsequenzen der neuen Auffassung war aber ebenso notwendig, wie mühsam, bis man vor der neuen Einsicht einen regelmäßigen und sichern Gebrauch machen konnte. Ein solcher Zustand ist vermutlich für jede erhebliche Entdeckung notwendig. Wissen wir doch, daß beispielsweise Julius Robert Mayer zwar sein Energiegesetz als eine plötzliche Erleuchtung empfing, daß es ihm aber hernach noch eine Anzahl von Jahren angestrengtester Arbeit gekostet hat, um diese erstmalige Eingebung zu einer wirklichen, wissenschaftlich haltbaren Wahrheit zu gestalten.

So ging es mir denn auch mit diesem Gedanken der radikalen oder monistischen Energetik, der, soweit meine Kenntnis reicht, in der Tat vor mir von keinem Denker erfaßt worden war. Der fortgeschrittenste unter ihnen, Julius Robert Mayer, hat, wie schon bemerkt, sich nicht weiter nach vorn getraut, als bis zu einer Gleichberechtigung der Begriffe Materie und Energie; die übrigen Forscher auf dem Gebiet der Thermodynamik setzten die Energie noch weiter zurück, indem sie für sie den Charakter einer bloß mathematischen Funktion festhielten. Und selbst Arbeits- und Denkgenossen aus meiner eigenen Zeit, die mir als Energetiker vorausgegangen waren, haben dennoch diesen radikalen Schritt auf das sorgfältigste zu tun vermieden, ja sich teilweise mit bestimmten, fast gereizten Worten gegen jeden Versuch erklärt, die Energie zu substantiieren und ihr eine faßbare, sinnfällige Wirklichkeit ähnlich der Materie zuzuschreiben. Für mich bestand umgekehrt der entscheidende Fortschritt darin, daß sich mir die Materie begreiflich in ihre energetischen Elemente auflöste und daß sich als dasjenige, was wir sinnfällig erleben, nur die Energieverhältnisse zwischen der Umgebung und unsern Sinnesapparaten ergaben; denn jede Betätigung irgend eines Sinnesapparates setzt einen Eingang oder Ausgang von Energie voraus und kein Sinnesapparat funktioniert, bei welchem nicht eine derartige energetische Aenderung vor sich geht.

Die innere Entwicklung dieses Gedankenganges brauchte um eine nicht unerhebliche Zeit, deren Einzelheiten aus meinem Bewußtsein entschwunden sind. In meiner Erinnerung steht dann wieder mit bildhafter Anschaulichkeit eine plötzliche Epoche da, die vielleicht ein halbes Jahr später anzusetzen ist. Ich war aus irgend welchen Gründen nach Berlin gefahren (es war im Frühling 1889 oder 1890) und hatte am Abend mich wieder einmal lebhaft über jenen revolutionären Gedanken mit Fachgenossen unterhalten, denen es natürlich nicht einfiel, meine Auffassung ernst zu nehmen; sie bemühten sich vielmehr, mir durch reichlichen Spott meine Energetik zu verleiden. Das hatte angesichts des kräftigen Wachstums des neuen Begriffes in meinem Unterbewußtsein natürlich durchaus nicht den beabsichtigten Erfolg, sondern den entgegengesetzten. Nachdem wir uns später getrennt hatten und ich einige Stunden geschlafen hatte, wachte ich plötzlich wiederum mitten in diesem Gedanken auf und konnte keinen Schlaf weiter finden.

In frühester Morgenstunde, um vier oder fünf Uhr, bin ich dann aus dem Gasthof nach dem Tiergarten gegangen und habe dort unter dem Sonnenschein eines wundervollen Frühlingsmorgens ein wahres Pfingsten, nämlich eine Ausgießung des Geistes über mich erlebt. Die Vögel zwitscherten und schmetterten von allen Zweigen, goldgrünes Laub glänzte gegen einen lichtblauen Himmel, Schmetterlinge sonnten sich auf den Blumen und ich selbst wanderte in wunderbar gehobener Stimmung durch diese frühlingshafte Natur. Alles sah mich mit neuen, ungewohnten Augen an und mir selbst war zumute, als wenn ich zum ersten Male all diese Wonnen und Herrlichkeiten erlebte. Ich kann die ganze Stimmung, von der ich damals getragen war, nur mit den höchsten Gefühlen meines Liebesfrühlings vergleichen, der damals um ein reichliches Jahrzehnt hinter mir lag. Der Denkprozeß für die allseitige Gestaltung der energetischen Weltauffassung vollzog sich in meinem Gehirn ohne jegliche Anstrengung, ja mit positiven Wonnegefühlen, jedes Ding sah mich an, als wäre ich eben gemäß dem biblischen Bericht geschaffen und in das Paradies gesetzt worden und gäbe allem seinen wahren Namen.

Dies war für mich die eigentliche Geburtsstunde der Energetik. Was bei jener ersten plötzlichen Empfindung in meinem Gehirn noch mir als einigermaßen fremd, ja nicht ohne einen Zug von unheimlicher Neuheit entgegengetreten war, erwies sich jetzt als zu meinem Wesen gehörig. Es war inzwischen so völlig assimiliert und unterbewußt bearbeitet worden, so daß wie bei dem plötzlichen Aufbrechen einer Blume mit einem Male alles da war und mein entzückter Blick nur von einem Punkt zum andern zu schweifen hatte, um die ganze neue Schöpfung in ihrer Vollkommenheit zu erfassen.

Dieser wundervolle Zustand hielt während der Morgenstunde an und ich konnte nicht müde werden, durch den glänzenden Frühling zu gehen und mein inneres Auge über die plötzlich aufgetanen, unbegrenzt herrlichen und unbegrenzt weiten Fernen schweifen zu lassen. Dann erwachte allmählich der Großstadttag und nahm mich in seinen Lärm und Staub auf. Als es einigermaßen angängig war, habe ich dann den einen und den andern Fachgenossen besucht und mich bemüht, ihnen meine neuen Erkenntnisse darzulegen. Sie haben mir hernach erzählt, daß ich den Eindruck eines Propheten oder Inspirierten auf sie gemacht hätte. Ich sei ihnen von jeher als ein lebendiger und überraschende Dinge denkender Mensch bekannt gewesen, in solchem Zustande hätten sie mich aber nie vorher gesehen. Ich muß wohl hinzufügen, daß ich selbst

mich auch hernach niemals in solchem Zustande gesehen habe. Ich habe ein derartig konzentriertes Glück nicht wieder erlebt, wenn auch eine ganze Reihe von erhebenden und auch erschütternden Geburtsstunden erheblicher Gedanken mir noch hernach beschieden gewesen sind.

Der von mir dringend gewünschte Effekt eines ähnlichen Eindruckes der neuen Gedanken auf die Fachgenossen blieb allerdings vollständig aus. Sie waren schon gewöhnt, bei mir allerlei absurde Gedanken anzutreffen, die in den Kreis des damaligen Wissens und Urteils nicht hineingehörten, und ließen deshalb auch diese meine neue Erleuchtung auf sich beruhen. Ich kann nicht sagen, daß mich das in irgend einer Weise deprimiert hätte; ich faßte es weder als besondere Stumpfheit noch als besondere Bosheit ihrerseits auf. Denn meine eigene geistige Erhebung war mir als ein so fremdartig-herrliches Ding erschienen, daß ich mir leicht klar machen konnte, wie wenig darauf zu rechnen war, durch bloßen Bericht bei andern, welche an diesem innern Pfingsten nicht teilgenommen hatten, auch nur annähernd ähnliche Gefühle zu erregen.

So kam ich unter diesem Eindruck wieder in meine Tagesarbeit zurück und befestigte den Grundgedanken in den täglichen Verhandlungen mit meinen Mitarbeitern, indem ich allseitig Gelegenheit hatte, ihn auf die einzelnen Verhältnisse anzuwenden, mit deren Erforschung sich das Laboratorium eben beschäftigte. Es muß als ein besonderer Glücksfall bezeichnet werden, daß die Arbeiten, die uns damals erfüllten, auf einem neuen und gedanklich noch nicht festgelegten Gebiet geschehen konnten. So hatte ich für die Durchführung der neuen, radikalen Energetik ein unverbildetes, noch völlig plastisches Material vor mir und kam dadurch in die glückliche Lage, solche Einzelarbeit leichter und vollständiger ausführen zu können, als dies gegenüber andern Gebieten möglich gewesen wäre, deren Formen bereits durch die gedankliche Arbeit früherer Forscher eine gewisse Unbeweglichkeit angenommen hatten. Denn das Recht des Erstgekommenen gilt in der Wissenschaft vielleicht stärker, als irgendwo sonst. Derjenige, der ein neues Gebiet der Menschheit durch seine Arbeit aufgetan hat, gestaltet dieses entsprechend der Beschaffenheit seines Denkens in einer ganz entscheidenden Weise. Alle diejenigen, die nach ihm dasselbe Gebiet bearbeiten, sind in irgend einer Form immer gezwungen, sich den ersten Gedanken, die hier betätigt worden sind, anzuschließen, sei es durch die unmittelbare Annahme, sei es durch die entgegengesetzte Orientierung, die Ablehnung. Immer zeigen sich an den späteren Arbeiten die kennzeichnenden Marken des ersten Besitzergreifers. So hat man, wenn man mit neuen allgemeinen Gedanken an ältere, mehrfach bearbeitete Gebiete geht, immer doppelte Arbeit zu leisten. Zuerst müssen die erstarrten Formen wieder geschmolzen und beweglich gemacht werden. Man muß sich die Denkgewohnheiten, die dort bestehen, erst abgewöhnen und kann dann erst die Neugestaltung vornehmen. Ist man dagegen so glücklich, neue Gebiete vor sich zu haben, so fällt der erste, sehr häufig schwierigere Teil der Arbeit fort, und man kann unmittelbar an die Gestaltung gehen.

Die erste zusammenfassende Darstellung der neuen Ergebnisse geschah auf einer Versammlung der Deutschen Naturforscher und Aerzte in Lübeck im Jahre 1895. Durch mündliche Erörterungen und gelegentliche Anwendungen in meinen Veröffentlichungen waren die Fachgenossen auf den neuen Gedankenkreis soweit aufmerksam gemacht worden, daß für die Versammlung in Lübeck eine allgemeine Erörterung über die Energetik angesetzt wurde. Der zusammenfassende Vortrag darüber, welcher sachgemäß an den Anfang der Verhandlungen hätte gesetzt werden müssen, war von dem damaligen Vorsitzenden Johannes Wislicenus, der meine Ideen für nicht nur unrichtig, sondern äußerst schädlich hielt, aus taktischen Gründen an den allerletzten Schluß der Versammlung verlegt worden. So vollzogen sich die Diskussionen über die Energetik ohne eine derartige Führung innerhalb der vereinigten chemischen und physikalischen Sektion. So bunt und mannigfaltig sie auch sonst verliefen, das Resultat war eine unbedingte und allseitige Ablehnung der Energetik durch die damaligen Führer der Wissenschaft. In der Zeitschriftenliteratur jener Zeit können die Niederschläge dieser Stellungnahme in der Gestalt einzelner Aufsätze noch gegenwärtig nachgelesen werden. Für denjenigen, der als Außenstehender und ohne eigene Kritik die Verhandlung angehört hatte, konnte es nach Abschluß derselben gar nicht zweifelhaft sein, daß die Energetik eine geistige Verirrung einzelner weniger phantastischer Köpfe sei, welche zum Heil der Wissenschaft so schnell wie möglich von der Tagesordnung abgesetzt werden müsse. Dieser Eindruck war so stark, daß der einzige Mitstreiter, der damals auf meiner Seite stand, Georg Helm aus Dresden, sich zu einem öffentlichen Proteste veranlaßt sah: er sei zu einer Diskussion nach Lübeck gekommen, als deren Zweck er eine Förderung und Klärung des Problems aufgefaßt habe, nicht aber zu einer solchen Hinrichtung, wie sie hier unter allgemeiner Zustimmung vorgenommen worden sei.

Ich selbst hatte nicht das Gefühl hingerichtet worden zu sein, ich hatte nicht einmal das Gefühl, daß ich etwa angesichts dieses einmütigen Widerstandes besser täte, meine energetischen Ambitionen aufzugeben und lieber, wie mir damals von meinen „besten Freunden" dringend nahe gelegt wurde, meine doch so vortrefflichen experimentellen Arbeiten fortzusetzen, da ich mir sonst das wohlerworbene Ansehen, das ich auf diesem Gebiete besaß, durch die naturphilosophische oder spekulative Betätigung verderben würde.

Allerdings waren nun diese Lübecker Tage durch

die ungeheure Anspannung, welche die fortgesetzten Diskussionen beanspruchten, energetisch anspruchsvoller ausgefallen, als ich vorausgesetzt hatte. Die erste große Erschöpfung, vorbereitet durch die vorangegangene konzentrierte Arbeit und gesteigert durch die Emotionen bei dem Kampf gegen das verbündete Heer aller Fachgenossen, hatte zum ersten Mal das große Energiekapital, das ich meinen Eltern danke, zur Erschöpfung gebracht. Die charakteristischen Erscheinungen der geistigen Ueberarbeitung, Schlaflosigkeit, Gedankenflucht und Depressionsgefühle ziemlich schlimmer Art entwickelten sich im Winter darauf so stark, daß ich am Anfang des nächsten Jahres einen längeren Urlaub nehmen mußte, um mich durch eine längere Befreiung von meinen Amtspflichten wiederum einigermaßen in den Stand zu setzen. Ich habe schon an anderer Stelle geschildert, wieviel ich für diese erstmalige praktische Erfahrung über die Endlichkeit der menschlichen Energie an meiner Arbeitsfähigkeit, an der Brauchbarkeit und Bereitwilligkeit meines psychologischen Apparates habe bezahlen müssen. Aber ich habe niemals auch nur das leiseste Gefühl gehabt, daß ich darum das Denkgebiet, dessen Bearbeitung mich in diese Lage gebracht hatte, hassen oder auch nur meiden müßte. Es ist vielleicht dasselbe Gefühl, welches die Mutter veranlaßt, das Kind am meisten zu lieben, das ihr die meiste Sorge und Mühe gemacht, dem sie die meisten Opfer gebracht hat. Jedenfalls war die Folge dieser Erlebnisse nur eine immer stärkere Wendung auf die Durchführung der radikalen Energetik, die ich in zunehmendem Maße als die große Aufgabe meines Lebens erkannte.

Bei dieser Aufgabe ist es denn bis auf den heutigen Tag geblieben. Ich habe schon geschildert, wie, anfangs unwillkürlich, hernach aber doch wieder bewußt aufgenommen und gepflegt, das energetische Denken von einem Gebiete meines Geistes nach dem andern Besitz nahm. Zunächst geschah die Durchführung der Energetik in meiner Spezialwissenschaft, wo insbesondere die Elektrochemie durch die energetische Beleuchtung zum ersten Male eine zusammenfassende, in sich konsequente, die vorhandenen Lücken aufweisende und das bereits Erforschte in regelmäßige Beziehung bringende Darstellung erfuhr. Seitdem hat sich die Fruchtbarkeit des energetischen Denkens immer weiter und weiter erwiesen. Daß ich als Professor für physikalische Chemie unter Benutzung der akademischen Lehrfreiheit, die glücklicherweise noch an unsern Hochschulen besteht (wenigstens für die ordentlichen Professoren), zur Abhaltung von Vorlesungen für Naturphilosophie überging, ist eine unmittelbare Frucht dieses fortgesetzten energetischen Denkens. Ich hätte nicht das Bedürfnis nach einem Zusammenschluß meiner allgemeinen oder philosophischen Gedanken so lebhaft empfunden, wenn ich nicht das Bewußtsein gehabt hätte, in der energetischen Betrachtungsweise einen neuen Gesichtspunkt erreicht zu haben, der höher gelegen ist und infolgedessen weitere Horizonte im Zusammenhange zu zeigen vermag, als die bis dahin für die philosophische Betrachtung gewonnenen Höhen.

Wenn ich das hier mit aller Bestimmtheit ausspreche, so kann ich es nicht tun, ohne hinzuzufügen, daß ich genau weiß und es hernach auch an passender Stelle darlegen werde, daß der energetische Gesichtspunkt durchaus nicht für alle Zeiten der höchsterreichbare sein wird und kann. Die Pyramide der Wissenschaften läßt oberhalb der energetischen Wissenschaften die biologischen und soziologischen erkennen. Einer künftigen Menschheit wird es daher gegeben sein, wenn zunächst in der Biologie ein zusammenfassendes Gesetz entdeckt sein wird, das sich den beiden Hauptsätzen der Energetik an Tragweite wird an die Seite stellen lassen, dann auch eine biologische Philosophie zu schaffen, wie jetzt eine energetische geschaffen werden muß. Aber auf die höhere Stufe der Pyramide kann man niemals hinauf, ohne die Zwischenstufe betreten zu haben. Und die Zwischenstufe, die von der bisherigen Philosophie noch nicht erreicht worden war, und die betreten werden muß, um zu den höheren Gebieten des Denkens zu gelangen, ist für unsere Zeit unzweideutig und zweifellos die energetische. Erst nachdem man die Grundsätze der Energetik auf alle Gebiete des menschlichen Wissens angewendet hat, die oberhalb liegen, erst also nachdem man alles biologische, psychologische und soziologische Denken bezüglich seiner energetischen Grundlagen in Ordnung gebracht hat, wird es möglich sein, an jene höheren Stufen überhaupt erst zu denken, und erst dann wird die Epoche sich vorbereiten, wo der nächste große Schritt im allgemeinen menschlichen Denken ausführbar wird.

Ich kann an dieser Stelle nicht alle die Stufen energetischer Betrachtungsweise schildern, welche ich weiterhin zurückgelegt habe und begnüge mich damit, die letzte zu kennzeichnen, die mir in ganz unerwarteter Weise ein neues Feld fruchtbarster Arbeit eröffnet hat. Jene Anwendungen des energetischen Denkens auf immer menschlichere und unmittelbarere Gebiete des Lebens hatte mir schon vor einigen Jahren die Formel des energetischen Imperativs gegeben, nämlich die Zusammenfassung der beiden Hauptsätze in dem Wort: *Vergeude keine Energie, verwerte sie!* Eine neue Erkenntnis ist in diesem energetischen Imperativ nicht vorhanden, wohl aber stellt diese kurz und leicht verständliche Fassung ein Werkzeug dar, dessen Vielseitigkeit und Wirksamkeit sich gegenwärtig auch denen aufdrängt, die mit der ursprünglichen wissenschaftlichen Energetik gar keine weiteren Beziehungen haben. Mir ist in so mannigfaltiger Weise beschrieben worden, wie überall die Anwendung des energetischen Imperativs im täglichen Leben jedem einzelnen Förderung, Erleichterung, Erfrischung und

ganz allgemeine Steigerung der Lebenstätigkeit zu bringen vermag, daß ich in dieser kurzen Formel tatsächlich das Symbol empfinde, in welchem sich meine bisherige gesamte Arbeit am deutlichsten zusammenfassen läßt.

Aus: Der energetische Imperativ.

Aus „Große Männer"

Im Gegensatz zu allen andern Lebewesen ist der Mensch nicht nur mit der Fähigkeit der Erhaltung, sondern auch mit der des Fortschrittes ausgestattet, so daß in sein Leben eine doppelte Aufgabe tritt, die der Erhaltung und die einigermaßen widersprechende der Verbesserung. Denn um Vorhandenes zu verbessern, muß es nicht erhalten, sondern zerstört werden. Der Ausgleich dieser beiden biologisch bedingten Strebungen kann nicht ohne Konflikte vor sich gehen, die sich insbesondere auf das Zeitmaß beziehen werden, innerhalb dessen die Veränderungen zum Besseren vorzunehmen sind. Die beiden Tendenzen sind nun zwischen den beiden Geschlechtern derart verteilt, daß den Männern in erster Linie der Fortschritt, den Frauen die Erhaltung am Herzen liegt. Hieraus folgt mit Notwendigkeit, daß gerade die führenden Geister der Menschheit (die sich bisher ausschließlich in männlichen Wesen verkörpert haben), die die Träger des vordersten Fortschritts sind, für den Inhalt ihres Tuns am wenigsten bei den Frauen Sympathie finden werden, so oft sich diese auch der kraftstrahlenden Persönlichkeit zuwenden mag. Die Konflikte, die hieraus zunächst zwischen Mutter und Sohn entstehen, finden sich in Huttens Trotzliede: Ich hab's gewagt! in der einen Zeile: „Und ob mein' fromme Mutter weint" mit dichterischer Kraft kondensiert. Hier hilft nur blinde Liebe, welche sich im Vertrauen auf die seelische Beschaffenheit des Kindes jedes intellektuellen Urteils über den Inhalt seines Tuns begibt, über die unvermeidliche Kluft hinweg.

Falls in der Ehe solche natürliche Widersprüche entstehen, werden sie durch die annähernde Gleichartigkeit der Gatten, welche eine gleich starke Entwicklung der entsprechenden Gefühle bedingen, sowie noch dadurch verstärkt, daß die Frau auch im Interesse ihrer Kinder, deren Zukunft dadurch bedroht erscheint, daß der Mann sich durch sein Tun in seiner bürgerlichen Umgebung in Widerspruch setzt, diesem Tun widerstrebt. Dies geschieht je nach ihrem Temperament durch passiven oder aktiven Widerstand. Jedenfalls liegen hier Motive vor, die in den stärksten Instinkten der weiblichen Natur verankert sind, und es kann keinem wissenschaftlich urteilenden Menschen einfallen, in der Betätigung dieser unwiderstehlichen Triebe, von deren Erhaltung die Erhaltung des Volkes und schließlich der Menschheit abhängt, einen Anlaß zu moralischen Vorwürfen zu suchen. Vielmehr gehören solche eheliche Konflikte durchaus in die Reihe der Widerstände, welche alle geistigen Führer zu überwinden haben. Gerade am Beispiel Julius Robert Mayers erkennen wir, wie störend, ja schädlich und gefährlich auch die alten Weiber männlichen Geschlechts, die dem originalen Fortschritt instinktiv abgeneigten Philister, sich solchem Fortschritt widersetzen, sogar dann, wenn sich ein Einfluß desselben auf ihre persönlichen Verhältnisse überhaupt nicht absehen läßt. Mayer war ja von Jugend auf durchaus konservativ, sowohl in politischer wie in religiöser Beziehung gesinnt; dies hat ihn aber durchaus nicht dagegen geschützt, daß er durch die Vermessenheit, eine neue große Entdeckung gemacht haben zu wollen, alsbald den sehr aktiven Zorn seiner Umgebung hervorrief, die von der Physik, innerhalb deren sich die Entdeckung vollzogen hatte, überhaupt keine Ahnung hatte.

Es bleibt noch die Frage übrig, in welcher Weise sich die Widerstände vermeiden oder wenigstens erleichtern lassen, wie sie im Hause eines Entdeckers durch den Gegenstand dieses seines inneren Berufes und der weiblichen und mütterlichen Instinkte mit Notwendigkeit entstehen. Die Antwort ist dieselbe, wie die oben gegebene: hat der Entdecker das Glück, eine Frau gewonnen zu haben, die ihm unbedingt vertraut und ihre Aufgabe darin sucht, dem Gatten sein ohnedies schweres Los durch Fernhaltung der täglichen Misere und die positiv katalytische Wirkung eines sonnigen Gemüts zu erleichtern, so leistet sie das Beste, was sie an ihrem Teil der Menschheit leisten kann, und sie schafft gleichzeitig sowohl sich als dem Manne das Maximum von Glück, welches unter den vorhandenen Umständen erreichbar ist.

*

Entgegen der landläufigen Ansicht, als käme es verhältnismäßig häufig vor, daß große Männer aus den niedrigsten Schichten des Volkes sich durch die Kraft ihres Geistes emporarbeiteten, finde ich, daß dies bei den großen Naturforschern durchaus nicht zutrifft. Faraday ist in der Tat der einzige, den ich aus dem letzten Jahrhundert nennen könnte, alle andern beinah sind aus den mittleren, gebildeten Ständen hervorgegangen, einige wenige aus den sog. höheren. In andern Gebieten, z. B. denen der Technik und der Organisation des beweglichen Kapitals, sind dagegen solche, aus den untersten Schichten des Volkes emporgestiegene Gestalten sehr häufig. Ich rechne sie aber nicht unter die großen Männer im höchsten Sinne, da ihre Beeinflussung der menschlichen Angelegenheiten im allgemeinen unverhältnismäßig viel weniger tiefgehend und dauerhaft ausfällt, als die der wissenschaftlichen Führer. Die Ursache ist sehr einleuchtend: jene Männer haben meist in erster Linie für sich selbst gearbeitet; sie haben sich bestrebt,

soviel als möglich mobile Energie in ihrer Hand zu vereinigen, um ihrer Umwelt den eigenen Willen aufzuzwingen. Es liegt auf der Hand, daß mit dem Verschwinden dieses persönlichen Willens auch der Nerv der von ihnen hervorgebrachten Organisation verschwindet, und wenn auch die entsprechenden Gebilde (Fabriken, Riesenkapitalien u. dergl.) nach ihrem Tode zusammen bleiben, so unterliegen sie doch einer unwiderstehlichen Tendenz zur Sozialisierung, d. h. zur Anteilnahme einer immer größer werdenden Anzahl von Personen an der errungenen Macht und den damit verbundenen Vorteilen. Im Gegensatz dazu ist die Wissenschaft eminent sozial; ihre Ergebnisse werden alsbald, nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, Eigentum eines jeden, der sich ihrer bemächtigen mag, und hierbei sind (außer den noch immer vorhandenen sprachlichen Hindernissen) nicht einmal Grenzen wirksam, die, wie die des Volkes und der politischen Organisation, sonst fast alle menschlichen Betätigungen an der vollkommen freien Diffussion hindern. So haben die wissenschaftlichen Errungenschaften eine unvergleichlich viel größere Angriffsfläche auf den Zustand der Menschheit und kommen, ihrem Werte entsprechend, zu einer unvergleichlich viel größeren Wirksamkeit.

*

Man darf es unbedenklich als sehr allgemeine Regel aussprechen, daß die meisten großen Männer in ihrer Jugend frühreif gewesen sind.

Wir werden daraus schließen dürfen, daß Frühreife ein Fingerzeig dafür ist, daß es sich möglicherweise um ein werdendes Genie handelt. An die Eltern und Lehrer tritt dann die Frage heran, wie derartige Kinder zu behandeln sind. Denn wenn in den heroischen Zeiten der Heldenjüngling an und unter seinen Taten selbst zugrunde ging, so gehen heute die künftigen Helden des Gedankens nicht selten daran zugrunde, daß man sie mit allen Kräften verhindert, die Taten zu tun, nach denen ihr Herz dürstet. In dem Wahn, daß frühzeitige Leistungen ungesund sind, versucht man die armen Hochbegabten zu verhindern, sich ihrer Begabung gemäß zu entwickeln, und hält sie künstlich zu ihrem größten Nachteil zurück, statt ihnen das einzige zu gewähren, dessen sie bedürfen, nämlich die Freiheit zu der Entwicklung.

So möchte ich hier mit aller Wärme, deren ich fähig bin, an jedermann, der auf das Schicksal eines werdenden Geistes Einfluß hat, die dringende Bitte richten, auf die Frühzeitigen besonders liebevoll acht zu geben und sie gewähren zu lassen, ja ihnen auf ihrem Wege zu helfen, soviel möglich ist. Die Gefahren der künftigen großen Leistungen sollen nicht geleugnet werden; waren es früher reißende Tiere, Räuber und Landesfeinde, gegen welche der Heldenjüngling zu Felde zog, so ist es jetzt der Drache des Aberglaubens, und sind es die Wälle der Stumpfheit und Unwissenheit, gegen die er zu kämpfen ausgeht, und hier drohen ihm Wunden und Untergang nicht minder als früher. Aber es nützt nichts, den Achill etwa in Mädchenkleider stecken zu wollen, und wenn etwas durch eine derartige Handlung erreicht wird, so ist es das, daß er nur weniger tüchtig ins Feld zieht, als er es bei richtiger Behandlung geworden wäre. Das ist aber das Gegenteil von dem, was erzielt werden sollte, denn er wird von Wunden und Tod um so eher erreicht werden, je weniger man ihn auf den Kampf vorbereitet hatte. Oder wollte man ihn dadurch verhindern, ins Feld zu ziehen, daß man ihm die Glieder lähmt, d. h. ihn zu Beschäftigungen zwingt, die seiner Natur zuwider sind, und dadurch seine eigentliche Begabung verkrüppeln läßt? Das mag freilich ein Mittel sein, den nächsten Zweck zu erreichen; aber den so mißhandelten macht es von Grund aus unglücklich, und Abneigung oder Haß erntet jeder, der sich einer solchen Vergewaltigung schuldig gemacht hat.

*

Glücklicherweise ist die Jugend so elastisch, daß immer eine gewisse Anzahl von Jünglingen einen mehr oder weniger erheblichen Rest von Selbständigkeit durch alle diese Gefahren rettet. Aber wenn man daran denkt, daß gerade der ausgezeichnete Organismus nach irgend einer Seite notwendig eine Ueberentwicklung besitzt, die ihm die Erhaltung des organischen Gleichgewichts erschwert, so wird man die Sorge nicht unterdrücken können, daß unter denen, die unheilbar geschädigt werden, sich gerade in sehr großer Zahl solche befinden, die bei leiblicher Freiheit sich zu hervorragenden Menschen entwickelt hätten.

Gegenüber den dürftigen Schulleistungen erhebt sich naturgemäß die Frage, auf welche Weise sich die großen Männer in den Jugendjahren die Kenntnisse verschafft haben, deren sie zu der Ausführung ihrer Arbeit bedurften. Die Frage ist um so dringender, als wir uns sehr bald überzeugen werden, daß diese Leistungen, entsprechend der Frühreife der Kinderjahre, auch in ein sehr frühes Alter der Jünglings- oder Mannesjahre fallen.

Die Antwort ist: durch Bücher. Dies ist eine ganz konstante Erscheinung. Davy ist von jeher durch seine Fähigkeit aufgefallen, sich des Inhalts von Büchern zu bemächtigen. Faraday wurde Buchbinder, da er keinen andern Weg sah, um seinen Durst nach Büchern zu befriedigen, seine ersten Versuche, sich experimentell zu betätigen, bestanden darin, daß er die in seinen Büchern beschriebenen Versuche ausführte, soweit dies seine Mittel zuließen. Ebenso erwähnt Liebig ausdrücklich, daß er alle chemischen Bücher aus der Hofbibliothek verschlungen habe, und Helmholtz finden wir als

Gehilfen des Bibliothekars der Pepiniere; auch berichtet er, daß er seine mathematischen Kenntnisse durch private Bücherstudien erworben hat. Mayer hatte sich zu seiner langen einsamen Reise reichlich mit Büchern versehen. Gerhardts ganze Tätigkeit hatte ihren Schwerpunkt in literarischer Arbeit, d. h. in Bücherkenntnis.

Dies ist ein sehr beachtenswertes Resultat. Es zeigt, daß der persönliche Unterricht für die Männer ersten Ranges wenig ins Gewicht fällt, während er allerdings bei denen der zweiten Reihe von entscheidendem Einfluß sein kann. Keiner der eben genannten Großen ist von vornherein auf seine Laufbahn durch einen andern Großen gebracht worden.

Dagegen ist die Selbstbelehrung aus Büchern gerade die Form, die ihm angemessen ist. Schon die freie Wahl der Richtung ist durch Bücher gesichert, da man eben nur solche liest, in denen man das Gesuchte zu finden erwartet. Dann aber zwingt ein Buch seinem Leser bei weitem nicht die Passivität auf, welche der mündliche Unterricht in der Vorlesung bewirkt. Man ist frei in der Zeit, die man den einzelnen Fragen zuwenden will, während der Vortragende sein eigenes Tempo einhält, und nicht das des Lernenden. Wie oft kommt der Anfänger an ein Hindernis, das er im Augenblick auf keine Weise zu überwinden vermag. Der Vortragende weiß davon nichts und fährt ruhig fort; dem Hörer geht aber alles dies verloren, weil er einmal seinen Halt eingebüßt hat. Das Buch dagegen ist geduldig und wartet, bis der Leser mit seinem Verständnis fertig geworden ist, vielleicht auch sich inzwischen bei andern Büchern Rat geholt hat usw.

Somit sollte in viel größerem Maße, als das bei dem bisherigen Schulunterricht der Fall ist, in jedem Lernenden die Ueberzeugung erweckt werden, daß so gut wie alles menschliche Wissen in Büchern enthalten ist, und daß es nur darauf ankommt, die geeigneten zu finden, was im allgemeinen nicht schwer ist. Man hat in der letzten Zeit so viel dafür getan, dem Unbemittelten den Zugang zu guten Büchern zu erleichtern. Nach dem Eindruck, den ich bei gelegentlichen Arbeitervorlesungen über die Frage, wie man sich aus Büchern bildet, gewonnen habe, ist aber diese Kunst in den breiteren Schichten fast unbekannt. Beispielsweise wurde mein Hinweis darauf, daß es ratsam sei, wenn man irgend eine schwierige Materie lernen wolle, dies nicht aus einem einzigen Buche zu tun, sondern sich zwei oder drei über denselben Gegenstand zu verschaffen, wie etwas aufgenommen, woran man noch nie gedacht hatte. So denke ich mir, daß im Anschluß an die Volksbibliotheken auch die Einführung in die Kunst der Bücherbenutzung durch Vorträge und Demonstrationen gepflegt werden sollte; erst dadurch werden solche wohltätige Anstalten ihrer vollen Wirkung zugeführt werden können. Hierbei ist der Nachweis der vielen wohlfeilen Bücherausgaben nicht zu unterlassen, die es auch dem Unbemittelten ermöglichen, sich die Studienwerke nicht nur zu zeitlich beschränkter Benutzung zu leihen, sondern zu dauerndem Eigentum zu kaufen.

Außer den Büchern finden wir in den Jugendjahren der ausgezeichneten Menschen nicht selten einen geistig hochstehenden älteren Freund oder Onkel, der ein persönliches Interesse an dem jungen Eiferer nimmt und ihn durch Zuspruch oder auch materiell fördert. Dies trifft namentlich bei denen zu, die wir später als die Romantiker kennen lernen werden, d. h. bei solchen, die sich bereits in der Jugend durch einen ungewöhnlich geschwinden und regen Geist auszeichnen und diesen auch gelegentlich im Verkehr zur Geltung bringen. Die älteren hilfreichen Persönlichkeiten, die meist zu dem Typus von Fausts Vater gehören mögen, wirken zwar nicht in solcher Weise ein, daß sie die Gedanken und Arbeitspläne des jungen Genius bestimmen, wohl aber in solchem, daß sie ihm erleichtern, sich selbst zu finden, was bei diesen jungen gärenden Köpfen oft eine schwierige Sache ist. Schon die Objektivierung der eigenen Gedanken und Pläne, wie sie durch die Mitteilung an einen wohlwollenden und erfahrenden Mann bewirkt wird, hat einen ungemein klärenden Einfluß, und die Anerkennung dieser Gedanken, welche bereits in dem Eingehen auf diese empfunden wird, wirkt wundervoll befruchtend auf deren weitere Entwicklung.

Erkennen wir auch in dieser Betrachtung, wie viele verschiedenartige Faktoren zusammenwirken müssen, damit der überaus verwickelte Vorgang, der zu einem großen Manne führt, sich vollziehen kann, so entnehmen wir daraus die Pflicht für jeden, der in solcher Lage ist, das Seine zur Erleichterung solcher Entwicklung zu tun, auch wenn der Erfolg noch zweifelhaft ist. Für einen älteren Mann, auf den die Last des Berufes oder sonstiger Arbeit nicht mehr allzu schwer drückt, gibt es keinen edleren Sport, als unter den jungen Menschen, mit denen ihn das Leben in Berührung bringt, Ausschau nach künftigen Faradays zu halten. Sie sind daran kenntlich, daß sie über ihre Lage hinauswollen, und zwar nicht im Sinne einer Verbesserung ihrer Geldeinnahmen oder ihrer äußeren Stellung, sondern im Sinne weiterer Bildungsmöglichkeiten. Es ist so leicht und kostet so wenig, solche Jünglinge zunächst mit Büchern und einigem gutem Rat zu unterstützen; oft kann man auch als Vermittler zwischen ihnen und andern dienen, welche solche Leute gerade verwenden können. Und wenn von zehn Versuchen nur einer gelingt, so ist das aller Mühen wert; zudem gewährt eine solche Beschäftigung einen wertvollen Lebensinhalt zu einer Zeit, wo viele andere Erfreulichkeiten des Lebens uns zu verlassen beginnen.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

Erstes Kapitel

„Dreh dich mal um, Junge! Siehst du aber komisch aus! Was tragt ihr denn da für Talare? Geht ihr auf der Akademie alle so angezogen?"

Mit diesen Worten begrüßte der alte Bulba seine beiden Söhne, die im Seminar von Kiew studiert hatten und nun in das väterliche Haus zurückkamen.

Die jungen Leute waren eben vom Pferde gestiegen. Das waren zwei derbe Burschen, ernst und mißtrauisch dreinschauend wie alle, die das Seminar erst eben verlassen haben. Auf ihren frischen, wetterfesten Gesichtern keimte schon der erste Flaum, den noch kein Rasiermesser berührt hatte. Sie waren ganz verblüfft über den Empfang, den ihr Vater ihnen bereitet hatte, und standen mit unbeweglich zur Erde gesenkten Augen da.

„Halt, so laßt euch doch erst mal gründlich ansehen," fuhr er fort, indem er sie hin- und herschob und sie von allen Seiten betrachtete.

„Herrgott, habt ihr lange Kittel an! So etwas gibt es ja gar nicht wieder! Lauft doch mal ein bißchen herum. Ich will doch mal sehen, ob ihr nicht über eure eigenen Rockschöße stolpert und hinfallt."

„Vater, hör doch auf und laß die Scherze," sagte endlich der Aeltere.

„So ein stolzer Bursche! Und warum soll man denn nicht einmal lachen können?"

„Weil es mir nicht gefällt. Du bist zwar mein Vater, aber wenn du dich über mich lustig machst — bei Gott, so prügle ich dich durch!"

„Na, du bist ja ein netter Sohn! Was sagst du? Mich verprügeln?" rief Taraß Bulba und trat vor Erstaunen einige Schritte zurück.

„Jawohl, wenn es sein muß, prügele ich auch den eigenen Vater durch. Ich lasse mich von niemandem beleidigen, von niemandem!"

„Und wie willst du dich mit mir schlagen? Welche Waffe wünschst du? Etwa die Faust?"

„Das ist mir völlig gleichgültig."

„Na, dann meinetwegen los," sagte Bulba und streifte seine Aermel auf, „ich will doch mal sehen, ob du im Faustkampf deinen Mann stellen kannst."

Und statt sich nach so langer Trennung herzlich zu begrüßen und zu plaudern, begannen Vater und Sohn aufeinander loszuschlagen, daß es nur so von Rippenstößen und Faustschlägen auf Brust und Bauch hagelte. Bald traten sie zurück und blickten sie sich an, bald gingen sie wieder aufeinander los.

„Seht euch das nur mit an, liebe Leute, der Alte ist ganz verrückt geworden, ganz und gar verrückt," sagte die blasse, magere, gute Mutter, die auf der Schwelle stand und noch nicht dazu gekommen war, ihre teuren Sprößlinge zu umarmen. „Eben sind die Kinder nach Hause gekommen, man hat sie über ein Jahr nicht gesehen; ihm aber rappelt's, und er beginnt mit Fäusten auf sie einzuschlagen."

„Ja, der drischt wundervoll," sagte Bulba und trat zurück. „Bei Gott, das hat er fein raus," fuhr er fort, indem er sich etwas verschnaufte, „es wäre beinahe besser gewesen, ihn nicht erst in Versuchung zu bringen. Das gibt mal einen prachtvollen Kosaken. Ausgezeichnet, mein Junge, und jetzt wollen wir uns endlich ein paar ordentliche Küsse geben." Und Vater und Sohn küßten sich. „Brav, mein Junge! Prügle nur jeden so durch, wie eben mich! Laß dir nichts gefallen. Aber dein Anzug ist wirklich ein bißchen komisch. Was baumelt denn da herunter? — Na und du? Was stehst du da und läßt die Arme hängen?" wandte er sich an den Jüngeren. „Warum drischst du nicht auch auf mich los, du Hundsfott?"

„Das ist wieder ein echter Einfall von dir," sagte die Mutter und umarmte den Jüngeren. „Wie einem nur so etwas in den Kopf kommen kann! Das eigene Kind soll seinen Vater prügeln! Ja, als ob jetzt Zeit dazu wäre, wo das arme Kind eben einen so weiten Weg zurückgelegt hat und noch ganz müde ist — (das Kind war über zwanzig Jahre alt und genau einen Klafter groß) —. Es müßte sich jetzt ausruhen und etwas essen. Und du zwingst ihn, sich mit dir herumzuschlagen."

„Na, du bist mir der Rechte, das sehe ich schon," sagte Bulba. „Höre nicht auf ihre Reden, mein Junge, sie ist ein Weib und versteht nichts davon. Solch eine Verzärtelung! Das weite Feld und ein gutes Pferd — das ist eure Erholung! Hm, seht ihr diesen Säbel? Das ist eure rechte Mutter! Das ist alles Schund, was man euch in die Köpfe gestopft hat: die Akademien, die Bücher, die Fibeln, die Philosophie und dieser ganze gelehrte Kram — ich pfeife auf das alles!"

„Na, es ist doch das beste, ich bringe euch nächste Woche gleich zu den Saporoger Kosaken.*) Das ist eine Wissenschaft, das ist die wahre Wissenschaft und die richtige Schule für euch. Dort werdet ihr erst zu Verstande kommen!"

„Was, nur eine Woche sollen sie hier bleiben?" jammerte die alte, dürre Mutter mit Tränen in den Augen, „die Armen sollen sich nicht einmal ein bißchen erholen können, nicht das Vaterhaus kennen lernen, und ich werde mich nicht einmal richtig satt sehen können an ihnen!"

„Genug, genug, hör auf zu heulen, Alte! Der Kosak ist nicht dazu da, sich mit Weibern herumzuplacken. Du möchtest sie dir wohl am liebsten unter den Rock stecken? und auf ihnen herum-

*) Die Saporoger sind die Kosaken der Ukraine, zur Unterscheidung von den Don-, Wolga- und anderen Kosakenheeren.

sitzen wie auf Hühnereiern! Schnell, schnell, geh und deck den Tisch und bring uns, was da ist. Plätzchen, Honigkuchen, Mohnstritzel und ähnliche Kindereien kannst du dir schenken! Schaff lieber einen ganzen Hammel heran und eine Ziege, und vierzigjährigen Meth dazu. Und recht viel Schnaps, aber keinen mit allerlei Unfug, mit allerhand Zusätzen, Rosinen und ähnlichen Geschichten, sondern einen unverfälschten, prickelnden, schäumenden Schnaps, der einen brennt wie toll."

Und Bulba führte seine Söhne in die gute Stube, aus der bei ihrem Eintritt zwei hübsche Dienstmädchen mit goldfarbenen Halsbändern herausliefen, die gerade die Zimmer aufräumten. Anscheinend waren sie über die Ankunft ihrer jungen Herren, denen man nicht gerade übertriebene Freundlichkeit nachsagte, erschrocken, oder sie wollten, nach Weiberart, aufschreien, den fremden Männern entfliehen und sich lange schamhaft mit dem Aermel die Augen verdecken. Die Stube war im Geschmack jener Zeit ausgestattet, an die sich nur noch in den Balladen und Volksliedern, wie sie früher in der Ukraine vor versammeltem Volk von blinden Greisen zu den stillen Klängen der Bandura*) gesungen wurden, eine lebendige Erinnerung erhalten hatte im Geschmack jener kampflustigen, rauhen Zeit, da in der Ukraine die Gefechte und Schlachten gegen die Union begannen. Alles war sauber und mit farbigem Ton bestrichen. An den Wänden hingen Säbel, Peitschen, Vogel- und Fischnetze, Waffen, ein schön gearbeitetes Pulverhorn, ein goldener Zaum und Zügel mit silbernen Beschlägen. Die Fenster dieser Stube waren klein, mit runden, trüben Scheiben, wie man sie wohl in alten Kirchen antrifft, und durch die man nur hindurch schauen kann, wenn man die eine bewegliche Scheibe hinwegschiebt. Fenster und Türen hatten rote Vorhänge. In den Ecken standen Krüge, große und kleine Flaschen aus grünem und blauem Glase, ziselierte silberne Becher, vergoldete Tassen von mannigfaltigster Arbeit: venezianische, türkische und tscherkessische, die auf mancherlei Wegen, aus dritter und vierter Hand, wie es in jenen tollen Zeiten üblich war, in die Stube des alten Bulba gelangt waren. Stühle aus Birkenholz standen ringsum an den Wänden, in der Vorderecke unter den Heiligenbildern ein ungeheurer Tisch, ferner ein breiter Ofen mit Stufen, Vorsprüngen und bunten farbigen Kacheln — das alles war unsern beiden tapfern Jünglingen wohlbekannt, die alljährlich während der Ferien nach Hause wanderten — wobei sie ihre Füße gebrauchen mußten, weil sie noch keine Pferde hatten, und da es zu jener Zeit noch nicht Sitte war, daß Schüler ritten. Sie hatten noch lange, flatternde Mähnen, an denen sie jeder waffentragende Kosak packen durfte. Erst nach ihrer Entlassung aus der Schule hatte ihnen Bulba ein paar junge Hengste aus seiner Herde geschickt.

*) Ein mandolinenartiges Instrument.

Zur Feier der Ankunft seiner Söhne ließ Bulba alle anwesenden Hauptleute und Kommandeure versammeln, und als zwei von ihnen sowie der Unterhetman Dmitro Towkatsch, sein alter Kampfgenosse, erschienen, stellte er ihnen sofort seine Söhne vor und sagte: „Seht euch mal die tapfren Jungens an! Ich will sie bald nach der Sjetsch*) schicken." Die Gäste beglückwünschten Bulba und die beiden jungen Leute, und versicherten ihnen, daß das wohlgetan wäre, es gäbe für einen jungen Mann überhaupt keine bessere Schule als die Saporoger Sjetsch.

„Nun Brüder, nehmt alle am Tisch Platz. Da, wo es jedem am bequemsten ist. Und jetzt, meine Jungens, wollen wir vor allen Dingen einen Schnaps trinken," sagte Bulba. „Gott segne euch! Bleibt gesund, Kinder. Dein Wohl Ostap und deins Andrij. Gott gebe, daß ihr in der Schlacht immer Sieger bleibt, daß ihr alle Heiden, die Türken und die Tataren vernichtet, und wenn die Polen unsern Glauben antasten wollen, so gebt es auch ihnen ordentlich! Gib mal dein Glas her! He, der Schnaps ist gut? Wie heißt denn eigentlich Schnaps auf lateinisch? Ja, ja, das waren alles Dummköpfe, die Lateiner, die wußten nicht einmal, daß es Schnaps auf der Erde gibt. Wie hieß doch der, der lateinische Verse geschrieben hat? Ich kann nicht viel lesen und schreiben, und weiß es darum nicht mehr recht... Horaz, hieß er nicht Horaz?"

„Sie mal einer den Vater an," dachte der ältere Bruder Ostap, „der alte Mops weiß alles und verstellt sich so."

„Ich mein', der Archimandrit**) hat euch nicht einmal Schnaps zu riechen gegeben," fuhr Taraß fort, „aber gesteht mal, Jungens, man hat euch doch den Rücken und alles, was ein Kosak sonst noch hat, tüchtig mit Birken- und frischen Kirschenruten bestrichen? Oder hat's wohl gar Peitschenhiebe gegeben, da ihr mir schon gar zu klug zu sein scheint. Man hat euch wohl nicht nur Sonnabends, sondern auch am Mittwoch und Donnerstag damit regaliert?"

„Laß das doch, Vater," sagte Ostap kaltblütig, „was geschehen ist, ist geschehen."

„Mag's doch jetzt mal einer versuchen!" sagte Andrij, „er soll nur kommen, und uns anrühren; wenn mir so ein Tartarenkerl in den Weg käme, der sollte schon erfahren, was ein Kosakensäbel für ein Ding ist."

„Brav, Söhnchen, brav, bei Gott. Wenn die Sache so steht, so fahre ich selbst mit euch. Bei Gott, das tu ich. Was zum Teufel, soll ich denn hier sitzen und warten? Soll ich etwa Buchweizen säen, nach den Schafen und Schweinen schauen, den Hauswirt spielen oder gar mit meinem Weib schön tun? Der Teufel soll sie holen, ich bin ein

*) Siehe „Unser neuer Roman" im Wegweiser.

**) In der griechischen Kirche der Vorsteher eines Klosters, Abt.

Kosak und mache solche Dinge nicht! Was macht's, daß es jetzt keinen Krieg gibt! Ich gehe mit euch zu den Saporogern — ich will mich dort ein wenig anstoben. Bei Gott, ich fahre mit."

Und der alte Bulba regte sich immer mehr und mehr auf und geriet endlich vollkommen in Zorn, stand auf, stampfte mit dem Fuß und nahm eine energische Haltung an. „Morgen geht's los. Wozu sollen wir es aufschieben! Welchen Feind können wir denn hier abfangen? Was soll mir diese Hütte? Wozu brauchen wir das alles? Wozu sind diese Töpfe?" Und bei diesen Worten nahm er die Töpfe und Flaschen, warf sie auf den Boden und zertrümmerte sie. Die arme alte Frau, die an dieses Benehmen ihres Mannes schon gewöhnt war, saß auf der Bank und sah traurig vor sich hin. Sie wagte nichts zu sagen: als sie jedoch von dem schrecklichen Entschluß ihres Mannes hörte, konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten; sie sah ihre Kinder an, von denen sie sich so schnell trennen sollte — und niemand hätte wohl die ganze stumme verhaltene Kraft ihres Kummers beschreiben können, der, wie es schien, in ihren Augen und den krampfhaft aufeinandergepreßten Lippen zitterte.

Bulba war schrecklich eigensinnig. Das war einer jener Charaktere, wie sie nur in dem harten XV. Jahrhundert, in einem von halben Nomaden bewohnten Winkel Europas geboren werden konnten, als noch das ganze alte Süd-Rußland, von seinen Fürsten verlassen, durch die unaufhaltsamen Ueberfälle der mongolischen Räuber von Grund auf verwüstet und verheert wurde; als die Menschen ihres Herdes und jeglicher Habe beraubt, immer tollkühner und verwegener wurden, sich im Angesicht der ständigen Gefahr und der furchtbaren Feinde in ihren abgebrannten Häusern niederließen und sich, der Furcht spottend, daran gewöhnten, dem Kampf mutig ins Auge zu schauen; als der alte, friedliche slavische Geist von der kriegerischen Flamme erfaßt wurde, als das Kosakentum, dieses machtvolle Symbol der russischen Natur, erstand und alle an den Flüssen gelegenen Gegenden, alle Fähren und alle niedrigen und bequem liegenden Plätze von Kosaken überschwemmt wurden, deren Zahl niemand anzugeben wußte und deren kühne Kameraden einem Sultan auf seine Frage nach ihrer Anzahl antworten durften:

„Wer soll das wissen? Die ganze Steppe ist mit ihnen übersät, und wo sich nur ein Hügelchen erhebt, da ist auch schon ein Kosak." Es war wirklich eine ungewöhnliche Erscheinung der russischen Kraft, die der Feuerstrahl des Unglücks aus der russischen Brust geschlagen hatte. An Stelle der früheren Lehnsgüter, der mit Hundewärtern und Oberjägermeistern bevölkerten kleinen Städte, an Stelle der kleinen Fürsten, die sich gegenseitig bekriegten und ihre Städte verhandelten, entstanden trotzige Niederlassungen, Kosakendörfer und Ortschaften, die durch die gemeinsame Gefahr und den Haß gegen die heidnischen Räuber verbunden waren. Es ist jedem aus der Geschichte bekannt, wie ihr ewiger Kampf und ihr ruheloses Leben Europa vor den beständigen Angriffen der Mongolen gerettet haben, die es zugrunde zu richten drohten. Die polnischen Könige, die an Stelle der Lehnsfürsten die Herrscher dieser großen Ländereien geworden waren, begriffen — obgleich sie zu weit entfernt und zu schwach waren — sehr wohl die Bedeutung der Kosaken und den Vorteil dieses so kampffrohen und wachsamen Lebens.

Sie spornten die Kosaken sogar an und leisteten ihren Neigungen Vorschub. Unter ihrer infolge der weiten Entfernung nur wenig drückenden Herrschaft schufen die Hetmane, die selbst aus der Mitte der Kosaken gewählt wurden, die Dörfer und Ansiedelungen in regelrechte Truppenlager und Reviere um. Dies waren zwar keine regulären Truppen — die hätte man hier vergebens gesucht — aber im Kriegsfall, wenn eine allgemeine Bewegung durch das Land ging, stellte sich jeder Kosak in höchstens acht Tagen hoch zu Roß in voller Rüstung ein. Ein jeder erhielt vom Könige für seine Dienste nur einen Dukaten, und doch wurde innerhalb zwei Wochen ein solches Heer aufgestellt, wie es keine Rekruten-Aushebung hätte schaffen können. Wenn der Krieg beendet war, kehrte jeder Krieger zu seinen Wiesen und Weideplätzen oder zu den Ufern des Dniepr zurück, lebte dort als Fischer weiter, handelte, braute Bier und wurde wieder ein freier Kosak.

Die Ausländer waren damals mit Recht erstaunt über die außerordentlichen Fähigkeiten des Kosaken. Es gab kein Gewerbe, das er nicht verstand: Wein keltern, Wagen bauen, Pulver mahlen, Schmiede- und Schlosserarbeiten verrichten und dazu die ganzen Nächte hindurch bummeln und zechen, wie nur irgend ein Russe das vermag — das alles war so recht nach seinem Geschmack. Neben den registrierten Kosaken, die es für ihre unabweisliche Pflicht hielten, sich im Kriegsfalle zur Verfügung zu stellen, konnte man im Notfalle auch noch jederzeit ganze Scharen von Freiwilligen zusammenbringen; zu diesem Zwecke mußten die Unterhauptleute nur einmal durch alle Märkte und Plätze der Dörfer und Städtchen hindurchfahren und von ihren Wagen herab laut verkünden: „Hallo, ihr Bierbänche und Bierbrauer! Hört doch endlich auf, immer nur Bier zu brauen, hinter dem Ofen herumzuliegen und die Fliegen mit euren dicken Wänsten zu mästen. Macht euch auf, Ruhm und Ritterehre zu erwerben! Hallo, ihr Ackerleute, ihr Bauern, Schafhirten und Weiberknechte! Ihr seid lange genug hinter dem Pfluge einhergelaufen, habt eure gelben Stiefel mit Erde beschmutzt und mit den Weibern scharwenzelt. Wollt ihr eure Ritterehre ganz vergessen? Auf, Kerls, es ist Zeit, wieder Kosakenruhm zu erwerben!" Solche Worte waren gleich Funken, die in trockenes Holz fielen. Der Acker-

mann zerbrach seinen Pflug, die Bierbrauer verließen ihre Kübel und zertrümmerten ihre Fässer, die Händler und Handwerker ließen ihr Handwerk und ihren Laden zum Teufel gehen, zerbrachen zu Hause das Geschirr, und wer es nur irgendwie durchsetzen konnte, schwang sich aufs Pferd. Kurz, der russische Charakter kam hier mächtig und herrlich zur Entfaltung und zeigte sich in einer neuen, kräftigen Gestalt.

Taraß gehörte noch zu den alten Kosakenhäuptlingen von echtem Schrot und Korn: sein ganzer Charakter war dazu angetan, die Gefahren und die Unruhe des Krieges auf sich zu nehmen, und er zeichnete sich durch ein grobes, aber offenes und gerades Wesen aus. Damals machte sich bereits der Einfluß Polens im russischen Adel bemerkbar. Viele hatten polnische Sitten angenommen, führten ein üppiges Leben, besaßen eine glänzende Dienerschaft, Falken, Hunde und ein großes Gefolge und hielten rauschende Feste und Bankette ab. All das war Taraß verhaßt. Er liebte das einfache Leben der Kosaken, entzweite sich oft mit seinen Genossen, die der Warschauer Art zugeneigt waren, und nannte sie Sklaven der polnischen Pane. Nie gönnte er sich Ruhe und er hielt sich für den rechtmäßigen Beschützer der rechtgläubigen Kirche. Unerwartet und eigenmächtig kam er in die Dörfer, wo man über den Druck der Pächter oder über die allzu harten neuen Steuern klagte, die auf den Höfen lasteten. Dort hielt er selbst inmitten seiner Kosaken Gericht ab. Er hatte es sich zur Regel gemacht, in drei Fällen stets zum Säbel zu greifen: erstlich wenn die Kommissare den Aeltesten der Gemeinde nicht die nötige Achtung erweisen wollten und mit der Mütze auf dem Kopfe vor ihnen standen; zweitens, wenn sie über die rechtgläubige Kirche spotteten und die Sitten der Vorfahren belächelten; und endlich drittens, wenn es sich um Feinde, Türken und Mohammedaner handelte, gegen die er es stets für erlaubt hielt, zum Ruhme der Christenheit das Schwert zu ziehen.

Fortsetzung folgt.

Gedichte von Josef Schanderl

Ein Fest

Das was so feierlich noch nie zuvor:
die Linden blühn in langer Doppelreihe
und wölben hoch ein rauschend Ehrentor.

Herein zum duftbesäten Wege bücken
sich wilde Nelken, glühend rot und zart,
zum Strauß geschart, und warten auf das Pflücken.

Wie aus dem Erlenbruch ein Felsen glimmt,
als eine Perle, draus ein Quellgerieſel
durch hellsmaragdne Moose silbern flimmt!

Von hohen Leuchtern lodern die Fanale
der Königskerzen, jeden Eichenstamm
klimmt Efeu auf zur prunkenden Spirale.

Im schwellenden Korn

Eine grün und weiße Mauer
stand die Kornflur — bis ein lauer
Frühwind durch die schauernden Halme lief;
Aehre schaukelt neben Aehre,
und die unermeßnen Heere
beugen ihre spendenschwere
Fülle tief,
mit demütigen Geberden,
tief vor uns, den Herrn auf Erden.

Einst mit lässigem Beginnen
warfen wir die Aussaat hin
über harrende Ackerrinnen:
Erde — Sklavin, Erde — Magd,
du vollende! Auf! Geplagt!
Unsre Hände
sind zu stolz für Schmutz und Not —
scharr du aus der schwarzen Krume,
schaff uns Brot!

Alles, was der Mund begehrte,
ist bestellt, wie er nur rief,
ist erfüllt und neigt sich tief,
tief vor uns, den Herrn der Erde.

Prüfend wog ich in der Hand
eine Aehre, prall und voll,
und zerpflückte — seht, da quoll,
quoll ein Tropfen,
weiß ein Tropfen Milch!
Nun begann mein Herz zu klopfen...
Milch — von unsichtbaren Brüsten,
Milch — der immer nahen Mutter...

Und ich stand und staunte lang — — —
und die Männlein rings verschrumpften,
und ihr tönender Gang
ward zum hilflosen Stammeln
des Säuglings.

Aus einem Frühling

Weiß nicht, warum ich traurig war.
Ich trug die Qual tief innen
stumm
den frisch ergrünten Hang hinauf...
Da riß mich aus dem Sinnen auf
ein Star,
der mit den Flügeln schlug
und sang,
und sich vor Jubel schwang,
weil lauter Blütenbluſt von allen Hügeln schlug —
und ich — —
ich horchte bang,
und barg die Stirn,
die schwere Stirn:
sie faßt nicht so viel Freude
wie ein Vogelhirn.

Wem soll das Fest?

Rührt diese alten, lebensklaren Bäume
ein Hauch noch jener frühsten Kinderträume
vom lieben Gott, der seine Werke segnet
und nur dem gläubig reinen Sinn begegnet?

Strömt solcher Glanz aller zur Sonne hin,
die groß im Aether schwebt, die Königin?
Glüht es geheimnisschweren Erdenmächten?
Schmückt sich der Wald zu seinen eignen Prächten?
Ich weiß es nicht. Ich stehe, wie betreten
auf einem Frevel — soll ich, soll ich beten?
Doch mein verhärtet Herz fand nie das Wort...
Scheu, wie ich kam, leis atmend ging ich fort...

Oft sah ich um, und sah weit, weit von fern
die Birken wie weißschimmernde Masten stehn,
und — herrlicher als einem Menschenherrn —
unfaßbar stolz grünwogende Wimpel wehn.

Aus Erdreich, Gedichte von Josef Schanderl. München, im Verlag von Georg Müller.

Die Murmelspieler

Skizze von Otto Krille

Die einsame Bank erhielt einen Gast. Ein kleiner lahmer Junge humpelte auf seiner Krücke heran, ein braunhaariger Bub mit großen braunen Augen und einem blassen leidensklugen Gesicht. Er setzte sich mühsam und nahm die Krücke auf die Kniee, altklug und gewichtig. Dann lehnte er sich ganz zurück, daß ihm die durch die Baumzweige dringenden Sonnenkringel gerade im Schoß zitterten. Er lächelte und stupfte den Zeigefinger in die hellen Flecke.

Von dem nahen Kinderspielplatz schallte Geschrei und singendes Lachen herüber. Da ließ er die Hände sinken und blickte wehmütig hinüber, sein Gesicht ward eckig, scharf und alt. Scheu um sich blickend, griff er behutsam in die Rocktasche, in der er zwei Murmeln hatte. Die ließ er langsam wie Tropfen auf die Erde fallen, wo er sie mit der Krücke erreichte. Nun spielte er, mit dem Krückstock die Murmeln gegeneinander rollend. Ein feines Rot überhauchte sein Gesicht dabei. Er ward rascher und hitziger in den Bewegungen. Nur wenn eine Murmel zu weit rollte und es Mühe kostete, sie zu erreichen, nahm sein Gesicht auf Minuten den müden Ausdruck an. Nur auf Minuten. Ja, er konnte sogar lachen, kurz, stoßweise, unterdrückt, aber doch lachen!

„Nein, ich bin dran!" rief er dem unsichtbaren Spielkameraden zu.

„Du darfst nicht so weit schnellen, das gilt nicht, weil ich doch nicht so laufen kann wie du!"

„Ich habe gewonnen. Du brauchst nicht bös zu sein. Das nächste Mal gewinnst du gewiß."

„Siehst du! Man muß nur geduldig sein, sagt Mama. Und mein Fuß wird auch wieder gesund, der Doktor hat es Mama gesagt und dann kann ich auch so schnell laufen wie ihr. Dann hole ich jeden ein, der mich schimpft."

Da rollte eine Murmel bis in die Mitte des Weges, gerade einem vorübergehenden Parkwärter vor die Füße. Der trat darauf und strauchelte. Fluchend stieß er sie fort, weit fort bis in das Gras.

„Scher dich auf den Spielplatz," schrie er zornig und ging weiter. Auf dem Platz aber war eine wilde Jagd im Gange, bei der die Mädchen kreischten und schrieen, wenn die Jungens sie an den Zöpfen faßten.

Erschrocken blickte der kleine Lahme dem Wärter nach. Die Krücke fiel in den Sand und seine Augen wurden hilflos feucht.

Dann humpelte er auf den Rasen, die Murmel zu suchen, aber er konnte sie nicht mehr finden.

Sprüche aus dem Koran

Wenn jemand in Zahlungsschwierigkeit ist, so übt Nachsicht, bis es ihm leicht fällt; schenkt ihr ihm aber seine Schuld, so ist es besser für euch.

Die Männer sind den Weibern überlegen wegen dessen, was Allah den einen vor den andern gegeben hat, und weil sie von ihrem Geld für die Weiber auslegen.

Wer eine Sünde begeht, begeht sie nur gegen sich selber.

Gebrauche Nachsicht, gebiete das Rechte und meide die Unwissenden.

Siehe das Gleichnis des irdischen Lebens ist nur wie das Wasser, das wir von dem Himmel hinabsenden; und es wird aufgenommen vom Gewächs der Erde, von dem Menschen und Vieh sich nähren, bis daß, wenn die Erde empfangen ihren Flitter und sich geputzt hat, und ihre Bewohner glauben, sie hätten Macht über sie, dann kommt zu ihr unser Befehl in der Nacht oder am Tag, und wir machen sie abgemäht, gleich als ob sie gestern nicht reich gewesen.

Halte das rechte Maß in deinem Gang und sänftige deine Stimme. Siehe, die unangenehmste Stimme ist die Stimme des Esels.

Siehe, die Verlorenen sind diejenigen, welche sich selbst verloren.

Und wenn wir dem Menschen gnädig gewesen sind, so kehrt er sich ab und wendet sich zur Seite. Wenn ihn aber Böses trifft, dann betet er des Breiten.

Paul Ernesti.

Im häuslichen Kreise

Hausordnung für das Räuberhäusl

Barigraf eins: Das Gscheitdaherreden ist im Räuberhäusl untersagt.

Barigraf zwei: Gschaftlhuber werden im Räuberhäusl hinausgeekelt.

Barigraf drei: Im Räuberhäusl kann ein jeder so dumm sein als er mag.

Barigraf vier: Im Räuberhäusl kann ein jeder so fad sein als er mag, aber für seine eigne Rechnung.

Barigraf fünf: Im Räuberhäusl wird auf eine opfervolle Liebenswürdigkeit gepfiffen.

Barigraf sechs: Im Räuberhäusl werden nur die allernotwendigsten gesellschaftlichen Lügen verbuttert. Sonst ist aber ein vernünftiger Schwindel erwünscht.

Barigraf sieben: Im Räuberhäusl kann ein jeder tun, was er mag. Wer arbeitet, arbeitet; wer redet, redet; wer liest, liest; wer ißt, ißt — kein andrer braucht sich drum zu kümmern — beleidigte Leberwürschte werden im Räuberhäusl nicht gebraten.

Barigraf acht: Wer im Räuberhäusl etwas stiehlt, sich verliebt oder sonstwie unangenehm bemerkbar macht, dem geschieht's grad recht.

Barigraf neun: Beim Vorlesen eigener Gedichte ist im Räuberhäusl den anderen die Selbsthilfe erlaubt. Beim sechsten Gedicht ertönt vom Dampfer unten die Warnungspfeife. Auf den Dauervortrag gesammelter Werke steht Ersäufen in der Mitte des Sees.

Barigraf zehn: Jeder Gast im Räuberhäusl hat bei seinem Eintritt ein halbes Pfund geschmuggelten Zucker und ein halbes Pfund geschmuggelten Kaffee besserer Qualität als Legitimation vorzuweisen.

Barigraf elf: Das Trinkgeld ist an den Hausherrn direkt abzuführen, wofür dieser den Gast eigenhändig hinausschmeißt.

Gegeben im Räuberhäusl zu Cannero,
Anno Domini 1913.

Die Müllerischen.

Wir brachten in der vorigen Lese Schüttelreime aus einer Marburger Familie. Ein andres Heim, in dem es auch sehr lustig zuzugehen scheint, ist das unseres launigen Mitarbeiters Fritz Müller in Cannero. Dieser lud den Unterzeichneten zum Besuch ein und fügte eine Hausordnung bei — eine Hausordnung! — Was soll man zu einer solchen Hausordnung sagen! Wir bringen diese Zustände einfach hier zur öffentlichen Kenntnis. Haben etwa andere Leseleser auch solche Haus-„Ordnung"? Georg Muschner.

Wegweiser der Lese

Unser neuer Roman

führt die Leser in eine ferne Zeit und in ein fremdes Land: in die Blütezeit des alten urwüchsigen Kosakentums in der Ukraine, dem Gebiet an beiden Ufern des Dnjepr im heutigen Kleinrußland. Dort, im Gouvernement Poltawa, war auch des großen russischen Dichters Gogol Heimat, deren alter Geschichte er den Stoff zu seinem wuchtigen Heldenroman „Taraß Bulba" entnommen hat. „In der freien Ungebundenheit des Kosakentums" — wir zitieren aus Otto Bueks Vorrede zu einer Gesamtausgabe Gogols — „in dem großartigen Schwung dieses noch von keinen staatlichen Schranken beengten und durch die großen Kämpfe um Volkstum und Religion zu hoher Bedeutung emporgehobenen Lebens trat ihm eine neue Welt entgegen, in der er sich heimisch fühlte, und die den stärksten Kontrast zu der Monotonie des stumpfen Dahinvegetierens bildete, das ihn an der Gegenwart so sehr abstieß. Die eigentümlichen Verhältnisse des geschichtlichen Werdens hatten in der Tat in dem Kosakentum ein Volksgebilde von kraftvoller Eigenart und Ursprünglichkeit geschaffen. Die Not der Zeit, die Raubzüge der Tataren, die verheerend und verwüstend über Südrußland hinweggezogen waren, hatten eine Anzahl verwegener Männer zur Abwehr dieser Horden an den Ufern und auf den Inseln des Dnjepr zusammengeführt. Flüchtlinge, Räuber und Freibeuter aus aller Herren Länder stießen hinzu, und so bildete sich hier allmählich jener merkwürdige Freistaat der Saporoger Kosaken heraus, der bereits gegen Ende des XIV. Jahrhunderts eine imponierende, den benachbarten Polen und Tataren Schrecken einflößende kriegerische Macht repräsentierte. Das befestigte Hauptlager der Kosaken, die sogenannte Sjetsch, von dem aus sie ihre Feldzüge unternahmen, lag auf einer der Inseln des Dnjepr; sie hatten ihre eigene originelle Organisation und eigenartige Sitten und Gebräuche, über die sie mit Eifersucht wachten. Die höchste Bewegungsfreiheit paarte sich hier mit einem quellenden Tatendrang, der in den ständig drohenden Gefahren und in den kriegerischen Aktionen zum Schutze der angestammten Religion und des eigenen Volkstums eine willkommene Aufgabe fand und so das Entstehen mächtiger und starker Individualitäten begünstigte, die doch durch das gemeinsame Ziel zu einer festen Gemeinschaft zusammengeschlossen wurden. Den reichen Stoff, der hier vorlag, hat Gogol mit vollendeter Meisterschaft bewältigt. Hierbei sind ihm seine tiefen historischen Studien zustatten gekommen, die er einst mit der Absicht, eine Geschichte Kleinrußlands zu schreiben, unternommen hatte; allein die streng wissenschaftliche Darstellung war nicht die adäquate Form für seine geschichtlichen Forschungen. Erst in der Gestalt der Dichtung gewannen diese für ihn Leben und Realität. Indem sich Gogol dem freien Fluge der Einbildungskraft überließ, gab er uns in einer gewaltigen Anschauung ein getreueres, lebensvolleres Bild jener historischen Epoche, als dies je eine wissenschaftliche Rekonstruktion vermöchte. In „Taraß Bulba" steigt ein entschwundenes Zeitalter leibhaftig vor uns auf. Wir lernen die Völker in ihrer nationalen Eigenart, in ihrem Hassen und Lieben kennen, wir erleben den Kampf der Religionen, die Gegensätze der feindlichen Stämme: der Russen und Polen, des Katholizismus und der Orthodoxie, die furchtbaren Leiden der Juden usw., und all diese einzelnen Züge vereinigen sich für uns zu einem großen historischen Gemälde und zu einem mächtigen Bardengesang auf das kleinrussische Volk. „Taraß Bulba" ist zugleich einer der Gipfelpunkte der russischen Literatur." — Nikolaus Gogol, von dem wir im nächsten Heft ein Bildnis bringen werden, lebte von 1809 bis 1852, war in Petersburg Beamter, Literaturlehrer, Geschichtsprofessor, seit 1835 freier Schriftsteller, starb in Moskau. Sein bekanntestes Werk ist das bedeutendste russische Lustspiel „Der Revisor", sein Hauptwerk „Tote Seelen", ein Sittengemälde voll köstlicher satirischer Typen. — Die Übersetzung unseres Romans „Taraß Bulba" besorgte Eugenie Chmelnitzky.

Wilhelm Ostwalds Werke

Wir verweisen auf die Anzeige von Ostwalds Hauptwerken im Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft Leipzig auf dem Umschlag dieses Leseheftes. Außerdem schrieb Ostwald eine große Reihe von Werken auf seinem früheren Lehrgebiet der Chemie, deren wissenschaftliche Bedeutung bekanntlich 1909 auch durch Zuerteilung des Nobelpreises anerkannt wurde. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir daran, daß Ostwald damals durch eine Schenkung in Höhe von 100 000 Mk. den weiteren Ausbau der „Brücke", eines „Internationalen Instituts für die Organisierung der geistigen Arbeit" ermöglichte, wofür K. W. Bührer und A. Saager schon seit Jahren vorbereitend gearbeitet hatten. Über die „Brücken"-Aufgaben und ihre Bedeutung liegen folgende Abhandlungen von Ostwald vor: „Die Brücke", „Das Gehirn der Welt", „Die Organisierung der Organisatoren", „Die Weltformate für Drucksachen", „Soziales Stiften und soziales Testieren"; alle können durch die „Brücke", München, Schwindstraße 30, einzeln bezogen werden. Für einen jeden, der über die Arbeit und die Ziele der „Brücke" noch nicht unterrichtet ist, empfiehlt es sich, der Sache näher zu treten. Drei der genannten Brücken-Schriften haben auch in dem Werk „Der energetische Imperativ" Aufnahme gefunden. Dieses sowie die beiden anderen Hauptwerke, aus denen wir Proben abgedruckt haben, empfehlen wir an erster Stelle zum Studium des Ostwaldschen Geistes. — Das Porträt Ostwalds verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Anzengruber-Verlags, Brüder Suschitzky, Wien X, der dieses Bild auf Ansichtskarte sowie ein vortrefflich ausgeführtes großes Porträt des Gelehrten (Radierung) herausgegeben hat (6 Mk).

Nachrichten

Das deutsche Volkslied in Tirol und Vorarlberg. Die „M. N. N." berichten: Die vom österreichischen Unterrichtsministerium unternommene Sammlung unserer Volkslieder schreitet in allen Provinzen Österreichs rüstig vorwärts. Die zwanzig Arbeitsausschüsse, die sich über das ganze Reich ausbreiten, können sich eines unerwarteten Erfolges erfreuen. Der von Deutschböhmen und der von Tirol weisen die höchsten Einlaufsziffern aus. Die Zahl der in Tirol aufgesammelten Lieder, Schnaderhüpfeln, Kinderreime mit oder ohne Singweise, der Rätsel, Reiminschriften, Volksschauspiele usw. hat bereits das zwanzigste Tausend erreicht; dazu kommen 836 Volkstänze und Jodler. Sammler waren bis zum 1. Juli ds. Js. 171 vorhanden, darunter sind alle Stände vertreten vom Geheimrat bis zum Bauernknecht, besonders gut die Geistlichkeit und die Schullehrer, die ja mit dem Landvolk in enger Fühlung stehen. Auch Tiroler und Vorarlberger, die außer der Heimat wohnen, bekunden lebhafte Teilnahme an dem großen Unternehmen und benützen mehrfach ihren Sommeraufenthalt in den Bergen, um alten Liederquellen nachzugehen. Im Oberinntal, im ganzen Etschtal und in Vorarlberg gibt es noch viel zu sammeln; mehr oder weniger ist überall noch zu finden. Gedruckte Anleitungen zur Sammlung und Aufzeichnung von Volksliedern können vom Leiter des Arbeitsausschusses, Hofrat Dr. Wackernell, Universitätsprofessor in Innsbruck, kostenlos bezogen werden, an den auch die Einsendungen zu richten sind; Hofrat Dr. Hansotter, Landesschulinspektor in Innsbruck, wird als Kassenverwalter des Ausschusses wie bisher die entsprechenden Honorare ausbezahlen.

Gedenktafel

Am 8. September 1767 wurde August Wilhelm von Schlegel in Hannover geboren. — 1778 Clemens Brentano in Ehrenbreitstein geboren. — 1804 Eduard Mörike in Ludwigsburg geboren. — 1831 Wilhelm Raabe in Eschershausen geboren. — 1871 der österreichische Dichter Franz Karl Ginzkey in Pola geboren. — 1894 Hermann von Helmholtz in Charlottenburg geboren.

Am 9. September 1737 der Naturforscher Luigi Galvani in Bologna geboren, Entdecker des nach ihm benannten Galvanismus. — 1828 Graf Leo Tolstei in Jasnaja Poljano geboren.

Am 10. September 1871 wurde zu Innsbruck der Dichter Anton Renk geboren.

Am 11. September 1723 der Pädagoge Basedow in Hamburg geboren. — 1854 der Dichter Peter Hille in Erwitzen in Westfalen geboren.

Am 12. September 1829 Anselm Feuerbach in Speier geboren. — 1836 Christian Dietrich Grabbe in Detmold gestorben. — 1866 der Dichter Albert Geiger im Bühlerthal bei Bühl in Baden geboren.

Am 13. September 1830 Maria v. Ebner-Eschenbach auf Schloß Zdislavic in Mähren geboren.

Lesepost

An unsere Freunde!

Wir teilen mit, daß der Sitz der Schriftleitung der Lese von München nach Stuttgart verlegt worden ist. Die Herausgabe der Lese besorgt von nun an der Mitbegründer und frühere Mitherausgeber Herr Theodor Etzel. Dem als Herausgeber ausscheidenden Herrn Georg Muschner in München sprechen wir bei dieser Gelegenheit für seine der Lese gewidmeten Dienste unseren Dank aus.

Die Adresse des Verlags bleibt nach wie vor: Stuttgart, Ludwigstraße 26. Die neue Adresse der Schriftleitung ist: Stuttgart, Tübingerstraße 12.

Die Geschäftsstelle der Lese.

Herr Niemann in Cassel sendet uns aus einer Zeitung ein unbekanntes Volkslied aus der Marburger Gegend, das wir hier gerne wiedergeben:

Laaf mer nit iber mei Äckersche, Äckersche,
laaf mer nit iber mei Wies,
geh' mer nit mit meim Schätzele,
geh' mer nit mit meiner Lies.

Maidle was seischte so ingebild, ingebild,
Maidle was seischte so stolz.
Ei is, weil dei Vatter de Schubkarre fährt,
oder dei Mutter hackt Holz?

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Theodor Etzel, Stuttgart, Tübingerstraße 12.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Hausordnung für das Räuberhäusl. — Wegweiser. — Lesepost.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 37 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Zum Geleit

„Einst trat der liebende Genius der gefühlreicheren Menschen vor den Jupiter und bat: Göttlicher Vater, gib deinen armen Menschen eine bessere Sprache, denn sie haben nur Worte, wenn sie sagen wollen, wie sie träumen, wie sie frohlocken, wie sie lieben. — „Hab' ich ihnen denn nicht die Träne gegeben", sagte Jupiter, „die Träne der Freude und des Schmerzes und die süßere der Liebe?" Der Genius antwortete: „Auch die Träne spricht das Herz nicht aus. Göttlicher Vater, gib ihnen eine bessere Sprache, wenn sie sagen wollen, wie sie die unendliche Sehnsucht fühlen, wie ihnen das Morgensternchen der Kindheit nachblickt und die Rosenaurora der Jugend nachglüht. — Gib ihnen eine neue Sprache für das Herz, mein Vater!" — Jetzo hörte Jupiter in dem Sphärenklange der Welten die Muse des Gesanges annahen, und er winkte ihr und sagte: „Zieh hinunter zu den Menschen und lehre sie deine Sprache". Da kam die Muse des Gesanges zu uns hernieder und lehrte die Töne; und seitdem kann das Menschenherz sprechen.

Jean Paul

Robert Schumann

(1810—1856)

Ueberblickt man die Entwicklung der deutschen Musik vom Mittelalter bis Beethoven, dann stoßen dem Betrachter zwei Tatsachen auf: Das Allgemeingiltige, das Wesen der ganzen Menschheit umfassende, welches der Musik jener langen Epoche eigen war, und das Ringen um eine straffe, allgemeingiltige Form. Diese Form wurde, wie es schien, mit der Sonate erreicht. Ihre monumentale Gliederung wurde die Grundlage der gesamten Kammer- und Symphoniemusik. Die ontogenere dieser Form ging also, schon lang vor Bach vorbereitet, über diesen, — dessen Suiten, Konzerte usw. sind ja auch nur Formen, in welchen die Sonatenform immanent vorhanden war, — zu Haydn, Mozart und Beethoven. Mit Beethoven begann langsam der Auflösungsprozeß. Denn dessen letzte Klavier- und Kammermusikwerke sind einsamen Wanderungen zu vergleichen über Gebiete, die noch keines Menschen Fuß betreten. Der Schöpfer dieser mystischen Musik hatte sich scheinbar gänzlich von allem formalen Herkommen befreit. Nichtsdestoweniger verband die einzelnen Teile ein einziger Gedanke, war das ganze von einer inneren Einheit durchzogen, deren Wurzel eben noch tief in der alten übernommenen Form versenkt lag. Aeußerlich jedoch hatte Beethoven die goldenen Fesseln der Haydn-Mozartsonate gesprengt, sein erupitiver Geist begann prophetisch neue Formen zu bilden. Des späten Beethoven genialer Zeitgenosse, Franz Schubert, war in diesem Sinn der Erbe des Großen. Zwar schrieb auch Schubert noch Sonaten; allein trotz herrlicher Einzelteile vermochte ihr Schöpfer ihnen nicht jenen Geist der Einheit einzuhauchen, der selbst die weitgespanntesten Gebilde eines Beethoven zusammenhielt. So entstand das musikalische Charakterstück, das Impromptu, Moment musikale usw., welches über den formgewandten Klassizisten Mendelssohn (dessen vielmißhandelte „Lieder ohne Worte" auf Schubert zurückzuführen sind) zum ersten, und man kann sagen absoluten Romantiker der deutschen — absoluten — Musik, zu Robert Schumann führt.

Mit Schumann betreten wir eine neue Welt, die Welt der wunderbarsten Schwärmerei, des musikalischen Subjektivismus. Der idealistisch-schwärmerische, barock-phantastische Zug jener Zeit, der sich literarisch in den Werken Jean Pauls und Hoffmanns verkörperte, er tritt uns, in Musik verwandelt, in der Tonwelt Schumanns von neuem entgegen. Davidsbündlertänze, Kreisleriana, Papillon, Karneval, die zum Teil grandiosen Noelletten, die C-dur-Phantasie, all diese Klavierstücke sind Erzeugnisse auf der einen Seite eines jugendlichen Stürmers und Drängers, auf der andern eines phantastischen, eigenwilligen, fast krankhaften Grüblers. Die herkömmliche Form ist auf die Seite geschleudert, wir gehn unsern eigenen Weg, weitab von der Landstraße, durch dämmernde Wälder, durch Dickicht und Gestrüpp, und am liebsten bei Nacht, im ungewissen Schein des Monds, im Banne aller guten und bösen Geister. Und in der kleinsten, — selbstgeschaffenen — Form ist dieser seltsame Schöpfergeist am größten. Welche fast naive Melodienfülle in dem „Album für die Jugend", welche Innerlichkeit und feinste Arbeit in den „Kinderszenen"! Daß dieser Musiker, wenn er sich mit einer dichterischen Kraft der gleichen Geistesrichtung, wie es z. B. Heine war, verband, Wunder-

bares schaffen mußte, liegt auf der Hand. Dieser Verbindung verdanken wir eine Reihe der herrlichsten Lieder, die, wenn sie auch unserm heutigen robusteren Empfinden etwas zu feminin erscheinen, wohl noch lange das Entzücken der Menschen bilden werden. Und Gesänge wie „Auf das Trinkglas eines Freundes", „Daß ich so krank gewesen", müssen wir überhaupt zum Höchsten zählen, was wir in dieser Gattung besitzen. Daß der Schwärmer Schumann manchmal für sich weiter phantasierte, wenn das letzte Wort längst verklungen: wer mochte einer Schrankenlosigkeit gram sein, die hier doch im Grunde nur Reichtum bedeutet?

Nicht in gleichem Maße groß ist der Symphoniker Schumann. So wundervoll noch die Streich- und Klavierquartette sind, dem Orchester gegenüber, diesem Hort aller Dämonen der Natur, versagte die Gestaltungskraft des Künstlers, wohl vornehmlich deswegen, weil er sich in der Symphonie einer Form gegenüber sah, die seiner Natur gänzlich fremd war. Wo aber dieser Formzwang wegfiel, entstand wieder Unsterbliches, so die Musik zu Byrons Manfred, die man einfach kongenial nennen kann. —

In der künstlerischen Erscheinung Schumanns tritt uns zum erstenmal ein Element entgegen, welches keiner seiner Vorgänger besessen hatte, wir meinen das Element der ästhetischen Kunstbetrachtung. Schumann war der erste deutsche Musikschriftsteller, der aber nicht, wie später Wagner, pro domo schrieb, sondern seine Feder in erster Linie in den Dienst des musikalischen Fortschritts stellte. Er gründete mit Brendel die „Neue Zeitschrift für Musik" und war der erste, welcher in selbstloser Weise auf den jungen Brahms hinwies. Daß sich Schumann später immer mehr von der wirklichen Moderne, von Wagner und seiner Schule entfernte, ist weniger ihm selbst als dem Einfluß seiner Frau zuzuschreiben, welche zeitlebens künstlerisch reaktionär-klassizistisch gesinnt war. —

Mit dem Kampf gegen das Philistertum hatte dies reiche Leben begonnen. Körperlich und seelisch gebrochen, in völliger geistiger Umnachtung, starb Schumann im Sommer 1856. S. G. Kallenberg.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

1. Fortsetzung.

Jetzt freute Bulba sich schon im voraus bei dem Gedanken, mit seinen beiden Söhnen in der Sjetsch einzutreffen und dort laut verkünden zu können: „Seht mal her, was ich euch für tüchtige Kerle mitgebracht habe!" Er freute sich darauf, sie all seinen kampferprobten Freunden zu zeigen und dann ihre ersten großen Taten in der Kriegs- und Fechtkunst, die er ebenfalls für die Haupttugend eines Ritters hielt, miterleben zu dürfen. Zuerst wollte er sie allein fortschicken; aber angesichts ihrer frischen Jugend, ihres kräftigen Wuchses und ihrer männlichen Schönheit loderte sein kriegerischer Geist empor, und er beschloß sich schon am nächsten Tage selbst mit ihnen auf den Weg zu machen, wenn ihn auch keine andere Notwendigkeit zu dieser Reise veranlaßte als allein sein eigensinniger Wille. Er war bereits aufs äußerste beschäftigt und erteilte Befehle, wählte die Pferde, Geschirr und Sattelzeug für seine jungen Söhne aus, sah sich in den Ställen und Speichern um und bestimmte die Diener, die morgen mit ihnen zusammen aufbrechen sollten. Seine Aemter übergab er dem Unterhauptmann Towkatsch und befahl ihm zugleich aufs strengste, sich unverzüglich mit der ganzen Schar einzufinden, sowie er aus der Sjetsch eine Nachricht von ihm erhalte. Obgleich er noch ein wenig angeheitert war vergaß er doch nichts: er befahl sogar die Pferde zu tränken, ihnen den schönsten und besten Weizen in die Krippe zu schütten, und kam endlich ganz ermüdet von all seinen Besorgungen zu Hause an.

„Jetzt heißt es, ausschlafen, Kinder, und morgen, da machen wir, was Gott uns eingibt. Ja, und mach uns keine Betten zurecht. Wir brauchen kein Bett; wir werden auf dem Hofe schlafen."

Die Nacht hatte ihre Schwingen noch kaum über den Himmel gebreitet, aber Bulba pflegte sich stets früh zur Ruhe zu begeben. Er streckte sich auf dem Teppich aus und bedeckte sich mit einem kurzen Schafspelz, denn die Nachtluft war ziemlich frisch, und Bulba hüllte sich gern tüchtig ein, wenn er zu Hause war. Es dauerte nicht lange, da begann er schon zu schnarchen, und bald folgte der ganze Hof seinem Beispiel; alles, was in den verschiedenen Ecken herumlag, schnarchte, pfiff und grunzte in den verschiedensten Tönen im schönsten Konzert. Zuallererst schlief der Wächter ein: er hatte zur Feier der Ankunft der jungen Herren am meisten getrunken.

Nur die arme Mutter schlief nicht. Sie schlich sich an das Kopfende ihrer Herren Söhne, die nebeneinander lagen, kämmte ihre jungen, wirren Locken mit einem Kamme und netzte sie mit ihren Tränen. Sie blickte sie an, blickte sie vollen Herzens an, als wäre sie ganz Auge geworden — und konnte sich nicht satt sehen an ihnen. Sie hatte sie an ihrer eigenen Brust genährt; hatte sie selbst gehegt und gepflegt und großgezogen — und jetzt sollte sie sie nur einen kurzen Augenblick bei sich sehen!

„Meine Söhne, meine lieben Söhne! Was wird aus euch werden? Was erwartet euch?" sagte sie, und die Tränen blieben in den Runzeln hängen, die

ihr einstmals so schönes Gesicht gänzlich verändert hatten. Wirklich, sie war zu bedauern, wie jede Frau in dieser kampflustigen Zeit. Nur einen Augenblick hatte sie die Liebe, die ersten hitzigen Triebe der Leidenschaft, die erste stürmische Glut der Jugend kennen gelernt, und schon hatte ihr rauher Geliebter sie verlassen, um sie gegen den Säbel, die Kameraden und Zechgelage einzutauschen. Gewöhnlich sah sie ihren Mann zwei, drei Tage im Jahr; es kam aber auch vor, daß sie jahrelang nichts von ihm hörte. Aber selbst wenn sie ihn dann sah, wenn sie zusammenlebten — was war das für ein Leben! Sie mußte jede Beleidigung über sich ergehen lassen, sie erhielt sogar Schläge, und die Liebkosungen, die ihr zuteil wurden, warf man ihr nur wie aus Gnade hin. Sie war ein seltsames Wesen, mitten in diesem Kreise unbeweibter Reiter, denen das unbändige Saporoger Leben seinen rauhen Charakter mitgeteilt hatte. Ihre an Glück und Genüssen arme Jugend war dahingeschwunden; ihre wunderschönen frischen Wangen waren ungeküßt verblüht und hatten sich vorzeitig mit Runzeln bedeckt. Alle Liebe, alle Gefühle, alles was eine Frau an Zartheit und Leidenschaft in sich birgt, hatte sich bei ihr ausschließlich in mütterliches Empfinden verwandelt. Voller Glut und Leidenschaft, und mit Tränen in den Lidern, hing sie wachsam wie eine Steppenmöve an ihren Kindern. Ihre Söhne, ihre lieben Söhne sollten ihr genommen werden — und sie würde sie niemals wiedersehen! Wer weiß, vielleicht würden die Tataren ihnen schon in der ersten Schlacht die Köpfe abhauen, und sie würde nie erfahren, wo ihre Leiber hingekommen seien, die unbeachtet am Wege lagen und die vielleicht ein vorbeifliegender Raubvogel zerfleischte. Wie gern hätte sie für jeden Tropfen ihres Blutes ihr ganzes Leben hingegeben! Weinend schaute sie ihnen in die Augen, die der allmächtige Schlaf schon zu schließen begann.

„Vielleicht", sprach sie leise vor sich hin, „vielleicht wird Bulba, wenn er aufwacht, die Reise doch noch auf zwei Tage verschieben, vielleicht wollte er nur deshalb so früh aufbrechen, weil er zu viel getrunken hat."

Nikolaus Gogol

Der Mond beleuchtete schon längst den Hof, der voller Schläfer lag, und blickte auf das Weidengestrüpp und all das hohe Steppengras herab, das den Hof gleichsam umzäunte. Sie aber saß immer noch zu Häupten ihrer geliebten Söhne, blickte nicht einen Augenblick von ihnen weg und dachte nicht an Schlaf. Die Pferde, die bereits die Morgendämmerung witterten, lagen im Grase und fraßen bald nicht mehr; die Wipfel der Weiden zitterten, und ein leises Flüstern glitt wie ein Strom bis zu ihren Wurzeln herab. Sie saß da, bis es hell wurde, verspürte nicht die leiseste Müdigkeit und wünschte insgeheim, daß die Nacht recht lange dauern möchte. Von der Steppe her hörte man das leise Wiehern der Füllen, und am Himmel leuchtete der erste Streifen der Morgenröte auf.

Plötzlich erwachte Bulba und sprang empor. Er erinnerte sich an alle Anordnungen, die er gestern getroffen hatte. „Hallo, ihr Burschen, jetzt ist es vorbei mit dem Schlafen! Es ist Zeit, höchste Zeit. Tränkt die Gäule! Und wo ist die Alte? (So nannte er gewöhnlich seine Frau.) Schnell, schnell, Alte, mach das Essen bereit: wir haben einen langen Weg vor uns!"

Die arme Alte ging traurig und ihrer letzten Hoffnung beraubt ins Haus. Während sie tränenden Auges alles vorbereitete, was zum Frühstück erforderlich war, erteilte Bulba seine Befehle, machte sich im Stall zu schaffen und suchte selbst den kostbarsten Schmuck für seine Söhne aus.

Die Seminaristen schienen plötzlich wie umgewandelt.

Statt der alten schmutzigen Stiefel hatten sie nun Schuhwerk aus rotem Saffianleder mit silbernen Beschlägen; die Beinkleider, die so weit waren, wie das schwarze Meer, schlugen tausend Falten und wurden durch einen goldenen Gurt zusammengehalten, an dem lange schmale Riemen mit Troddeln und anderem Zierrat für die Tabakspfeife angebracht waren. Ihre feuerroten Kosakenröcke schnürten bunt gestickte Gürtel ein, in denen schön ziselierte türkische Pistolen steckten, und ihre Füße umklirrte ein mächtiger Säbel. Ihre nur wenig gebräunten Gesichter schienen noch schöner und weißer geworden zu sein, und ihre jünglingshaften schwar-

zen Schnurrbärte ließen die helle Farbe und die gesunde kraftvolle Blüte ihrer Jugend noch stärker hervortreten. Mit ihren in eine goldene Spitze auslaufenden Schafpelzmützen sahen sie tatsächlich wunderschön aus. Die arme Mutter! Als sie sie erblickte, vermochte sie kein Wort hervorzubringen, und die Tränen blieben ihr in den Augen stecken.

„Nun, Jungens, es ist alles fertig. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren!" sagte Bulba endlich. „Doch wir wollen uns vor der Abreise nach christlichem Brauch erst noch einmal niedersetzen."

Alle ließen sich nieder, selbst die Knechte, die bisher ehrerbietig an der Tür gestanden hatten.

„So, jetzt segne deine Kinder, Mutter," sagte Bulba, „bete zu Gott, daß sie wacker kämpfen, stets die Ritterehre hochhalten und den christlichen Glauben beschützen mögen — sonst sollen sie lieber zugrunde gehen, und ihre Spur mag vom Erdboden getilgt werden! Kinder, geht zu eurer Mutter hin, das mütterliche Gebet schützt einen zu Wasser wie zu Lande!"

Die Mutter umarmte sie, schwach wie jede Mutter, zog zwei kleine Heiligenbildchen hervor und legte sie ihnen schluchzend um den Hals. „Die heilige Jungfrau möge euch beschirmen... Vergeßt eure Mutter nicht, Kinder... laßt uns ab und zu eine Nachricht zukommen..." Mehr vermochte sie nicht zu sagen.

„Nun kommt, Jungens," sagte Bulba. Die gesattelten Pferde standen vor der Tür. Bulba schwang sich auf seinen „Teufel", der sich wütend aufbäumte, wie wenn er eine Last von 20 Zentnern auf sich fühlte. — Taraß war nämlich außerordentlich schwer und umfangreich.

Als die Mutter sah, daß ihre Söhne bereits die Pferde bestiegen, schmiegte sie sich an den Jüngeren, dessen Züge mehr Zärtlichkeit für sie verrieten. Sie ergriff seine Zügel, klammerte sich an seinen Sattel und wollte, die Augen voll Verzweiflung auf ihn geheftet, nicht von ihm lassen. Zwei kräftige Kosaken packten sie vorsichtig an und trugen sie in das Haus zurück. Aber als die Kavalkade gerade das Tor passiert hatte, lief sie, was in keinem Verhältnis zu ihrem Alter stand, mit der Behendigkeit einer jungen Ziege vor das Tor, hielt das Pferd mit unbegreiflicher Kraft an und umarmte ihren Sohn mit einer geradezu rasenden und sinnlosen Leidenschaft. Man mußte sie zum zweiten Male fortschleppen.

Trübsinnig ritten die jungen Kosaken davon, indem sie sich aus Furcht vor dem Vater krampfhaft bemühten, die Tränen zurückzuhalten. Der war zwar selbst etwas bewegt, ließ es sich aber nicht merken.

Es war ein trüber Tag, das Grün schimmerte grell, und die Vögel zwitscherten wild durcheinander. Nachdem unsere Freunde ein Weilchen geritten waren, schauten sie sich um: das Gehöft schien wie in den Boden gesunken zu sein, nur die beiden Schornsteine ihres bescheidenen Häuschens und die Wipfel der Bäume waren noch zu erblicken, in deren Aesten sie früher wie Eichhörnchen herumgeklettert waren. Nun lag die weite Wiese vor ihnen, die die Erinnerungen an ihr ganzes Leben wachrief: seit den Jahren da sie sich auf dem betauten Gras herumgetummelt hatten, bis zu der Zeit, wo sie den schwarzäugigen Kosakenmädchen auflauerten, die mit ihren flinken jungen Füßchen ängstlich über die Wiese liefen. Jetzt sah man nur noch die Stange über dem Brunnen, die mit ihrem oben befestigten Wagenrad einsam in den Himmel ragte, und die Ebene, die sie durchritten hatten, schien ihnen fast wie ein Berg, der alles verdeckte. — Lebt wohl, ihr kindlichen Spiele, lebt alle, alle wohl!

Zweites Kapitel

Die drei Reiter ritten schweigend vor sich hin. Der alte Taraß dachte an die Vergangenheit, seine Jugend zog an ihm vorüber: die dahingeschwundenen Jahre, die der Kosake beweint, der sein ganzes Leben lang jung zu bleiben wünscht. Er dachte daran, wem von seinen einstigen Kameraden er wohl in der Sjetsch begegnen würde. Er rechnete aus, welche von ihnen bereits gestorben wären, und wer wohl noch am Lebn sein mochte. In seinem Auge glänzte eine stumme Träne, und sein ergrauter Kopf hing traurig herab...

Seine Söhne waren mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. Doch es ist Zeit, etwas Näheres über sie mitzuteilen. Mit zwölf Jahren waren sie auf das Seminar von Kiew geschickt worden, denn alle höheren Würdenträger jener Zeit hielten es für nötig, ihren Söhnen eine gelehrte Erziehung zuteil werden zu lassen, obschon dies zu keinem andern Ergebnis führte, als daß sie nachher alles Gelernte wieder vollständig vergaßen. Bei ihrem Eintritt ins Seminar waren sie, wie alle Jünglinge ihrer Art, noch sehr wild und richtige Naturburschen; dort aber wurden sie gewöhnlich etwas abgeschliffen und nahmen bald durch die gleichmäßige Erziehung Gewohnheiten an, die da machten, daß sie einander alle ein wenig ähnlich sahen. Ostap, der ältere, begann seine Laufbahn damit, daß er schon im ersten Jahre die Flucht ergriff. Man brachte ihn zurück, prügelte ihn fürchterlich durch und setzte ihn hinter die Bücher. Viermal vergrub er sein Lesebuch in die Erde, und viermal wurde ihm ein neues angeschafft, nachdem er das alte unmenschlich zerrissen hatte. Er hätte es zweifellos noch zum fünftenmal versucht, wenn ihm sein Vater nicht feierlich geschworen hätte, ihn volle zwanzig Jahre als Knecht ins Kloster zu schicken, und ihm nicht angedroht hätte, er solle die Sjetsch niemals zu Gesicht bekommen, wenn er sich auf der Akademie nicht alle Wissenschaften aneignen werde. Es ist interessant, daß derselbe Taraß Bulba dies sagte, der jetzt über alle Gelehrsamkeit spottete und seinen Kindern selbst empfahl, sich nicht länger mit solchen Dingen zu beschäftigen! Aber damals begann Ostap mit außerordentlichem Fleiß über dem langweiligen

Buche zu brüten und wurde bald einer der besten Schüler. Das damalige Unterrichtssystem nahm nicht die geringste Rücksicht auf das wirkliche Leben; denn diese scholastischen, grammatikalischen, rhetorischen und logischen Finessen paßten gar nicht zu dem Zeitalter, wurden nie angewendet und wurden im Leben nie wieder gebraucht. Die, die sie beherrschten, konnten ihr Wissen, auch wenn es weniger scholastisch war, nirgends verwerten. Die damaligen Gelehrten waren bei ihrer Weltfremdheit, und weil es ihnen an der nötigen Erfahrung fehlte, fast noch unwissender als die andern Menschen. Außerdem mußte den Schülern auch die republikanische Verfassung der Seminare und diese ungeheure Anzahl gesunder, kräftiger, junger Leute, Lust zu einer Tätigkeit einflößen, die gar nichts mit den Studien, die sie trieben, zu tun hatte. Oft genug erzeugten auch die schlechte Kost, die häufigen Hungerstrafen und die Bedürfnisse, die in einem frischen, gesunden, jungen Manne erwachen, jenen Unternehmungsgeist in ihnen, dem sie nachher in der Saporoger Sjetsch ungehemmten Lauf lassen konnten. Die hungrigen Seminaristen streiften durch die Straßen Kiews und zwangen alle zur peinlichsten Vorsicht. Die Hökerfrauen, die auf dem Markte saßen, bedeckten ihre Pasteten, Brezeln und Kürbissamen stets mit den Händen wie das Adlerweibchen seine Jungen, wenn sie einen Seminaristen vorbeikommen sahen. Der Führer, dessen Pflicht es war, die ihm untergebenen Kameraden im Zaum zu halten, hatte so riesige Taschen in seinen weiten Beinkleidern, daß er den ganzen Vorrat der ein wenig eingeschlafenen Handelsfrau darin hätte unterbringen können. Diese Seminaristen bildeten eine abgeschlossene Welt für sich. Zu den höheren Kreisen, die sich aus dem russischen und polnischen Adel zusammensetzten, hatten sie keinen Zutritt. Selbst der Wojwode Adam Kissel führte sie trotz des Protektorates über das Seminar, das er übernommen hatte, nicht in die gute Gesellschaft ein und erließ den Befehl, sie recht streng zu halten. Uebrigens war diese Anordnung ganz überflüssig, denn der Rektor und die geistlichen Professoren sparten weder Ruten noch Peitsche, und oft genug züchtigten sie ungehorsame Schüler so fürchterlich, daß diese sich noch wochenlang die Beinkleider kratzten. Vielen machte das kaum etwas aus, es brannte sie nur ein wenig stärker als ein gut gepfefferter Schnaps; andere jedoch bekamen die ständigen Züchtigungen gründlich satt und brannten nach dem Saporog durch, wenn sie den Weg dorthin zu finden wußten und nicht wieder eingefangen wurden.

Ostap Bulba blieb, obschon er die Logik und die Gottesgelehrtheit mit großem Eifer zu erlernen begonnen hatte, keineswegs von den üblichen Prügelstrafen verschont. Es ist nur zu natürlich, daß diese Behandlung schließlich den Charakter verhärten und ihm jene gewisse Hartnäckigkeit geben mußte, die den Kosaken stets eigen war. Ostap galt immer für einen der besten Kameraden. Er verführte selten andere zu frechen Unternehmungen — wie etwa zu Raubzügen in fremde Obst- und Gemüsegärten; dafür aber war er einer der ersten, die sich unter die Fahne eines kühnen, unternehmungslustigen Seminaristen stellten, und nie und unter keinen Umständen hätte er einen Kameraden verraten. Weder Peitschenhiebe noch Rutenstreiche konnten ihn dazu veranlassen. Er war gleichgültig und voller Verachtung gegen alle Leidenschaften, die nicht auf den Krieg oder ein Freß- und Saufgelage abzielten. Wenigstens dachte er fast an nichts anderes. Gleichgestellten gegenüber bewies er eine große Offenheit. Er besaß eine gewisse Güte, soweit dies in dieser Zeit und bei einem solchen Charakter möglich war. Die Tränen der armen Mutter hatten sein Herz außerordentlich bewegt, und es war allein dies Gefühl, das ihn jetzt verwirrte und ihn zwang, nachdenklich den Kopf zu senken.

Sein jüngerer Bruder Andrij hatte lebhaftere und bestimmtere Empfindungen. Das Lernen machte ihm mehr Vergnügen, und er bedurfte dazu keiner besonderen Anstrengung, die ein schwerfälliger und harter Charakter stets dabei anwenden muß. Er war erfinderischer als sein Bruder, war öfter Anführer bei gefährlichen Unternehmungen und verstand es, dank seiner Schlauheit und Intelligenz manches Mal den Prügeln zu entgehen, während sein Bruder Ostap gleichmütig und ganz von selbst seinen Rock ablegte und sich auf den Boden streckte, ohne auch nur daran zu denken, daß er um Gnade bitten könnte. Andrijs Seele dürstete gleichfalls nach Heldentaten, aber sie war auch andern Empfindungen zugänglich. Als er das achtzehnte Jahr überschritten hatte, bemächtigte sich seiner ein heftiges Bedürfnis nach Liebe. Immer häufiger tauchte das Weib vor seinen erregten Sinnen auf; während er philosophischen Disputen beiwohnte, umschwebte es ihn: jung, schwarzäugig und zart. Er verbarg diese leidenschaftlichen Wallungen seiner Seele sorgfältig vor den Kameraden; denn in jener Zeit galt es für schmachvoll und ehrlos, wenn ein Kosak an Weiber und Liebe dachte, ehe er an einer Schlacht teilgenommen hatte. Ueberhaupt war er in den letzten Jahren, die er im Seminar verbrachte, immer seltener Anführer einer Rotte, und irrte meist in irgend einem einsamen Winkel Kiews, zwischen Kirschgärten und kleinen Häusern umher, die verführerisch auf die Straße hinausblickten. Hin und wieder geriet er auch in das aristokratische Stadtviertel, in das jetzige „Alte Kiew", wo die kleinrussischen und polnischen Adligen wohnten und die Häuser einen etwas bizarren Baustil hatten. Als er dort eines Tages tief in Gedanken versunken umherschlenderte, hätte ihn beinahe die Kutsche eines polnischen Pans überfahren, und der auf dem Bock sitzende Kutscher mit einem fürchterlichen Maulwerk versetzte ihm unter greulichen Flüchen einige ziemlich kräftige Peitschenhiebe. Der junge Semi-

nariſt geriet in Wut: voll unſinniger Kühnheit packten ſeine kräftigen Fäuſte das hintere Rad und brachten den Wagen zum Stehen. Aber der Kutſcher, der eine Abrechnung befürchtete, verſetzte den Pferden einen heftigen Schlag, ſie zogen ſtark an — ſodaß Andrij, der glücklicherweiſe ſeine Hand zurückgezogen hatte, umgeworfen wurde und mit dem Geſicht mitten in den Schmutz fiel. Da vernahm er plötzlich ein helles wohlklingendes Lachen über ſich. Er ſah empor und erblickte am Fenſter ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, wie er noch nie ein ähnliches geſehen hatte; ihre Augen waren ſchwarz, und ihr Antlitz ſchimmerte ſo weiß wie Schnee, den die Morgenſonne beſcheint. Sie lachte aus voller Kehle, und ihr Lachen verlieh ihrer blendenden Schönheit einen geradezu überwältigenden Reiz. Er ſtand ganz verdutzt da. Traumverloren ſtarrte er ſie an und wiſchte ſich zerſtreut den Schmutz von ſeinem Geſicht, jedoch ſo ungeſchickt, daß er ſich nur noch mehr entſtellte. Wer war dieſes ſchöne Mädchen? Er ſuchte es von den Bedienten zu erfahren, die reichgeſchmückt vor dem Tore ſtanden und einen jungen Banduraſpieler umringten. Die Knechte und Mägde brachen jedoch in ein ſtürmiſches Gelächter aus, als ſie ſein ſchmutziges Geſicht erblickten, und würdigten ihn keiner Antwort. Endlich hörte er, daß die Unbekannte die Tochter des für einige Zeit hier weilenden Wojwoden von Kowno ſei. In der nächſten Nacht kletterte er mit einer nur den Seminariſten eigenen Frechheit über den Zaun, gelangte ſo in den Garten und erklomm geſchwind einen Baum, deſſen Zweige das Dach des Hauſes berührten. Von dort ſchwang er ſich auf das Dach und gelangte ſo durch den Schornſtein direkt in das Schlafzimmer der Schönen, die gerade vor einer Kerze ſaß und ihre koſtbaren Ohrringe ablegte. Als die ſchöne Polin plötzlich einen unbekannten Mann vor ſich erblickte, erſchrak ſie derartig, daß ſie kein Wort hervorzubringen vermochte, als ſie jedoch bemerkte, daß der Seminariſt mit geſenkten Augen vor ihr ſtand und vor Schüchternheit kaum zu atmen wagte, und als ſie denſelben Jüngling in ihm erkannte, der vor ihren Augen in den Straßenkot gefallen war, brach ſie in ein erneutes übermütiges Lachen aus. Allerdings kam noch dazu, daß Andrij garnicht ſchrecklich ausſah, ſondern ein ſehr hübſcher Junge war. Sie lachte von ganzem Herzen und trieb allerlei Kurzweil mit ihm. Wie alle Polinnen war auch ſie ſehr launenhaft; aber ihre Augen, ihre wundervollen, durchdringend klaren Augen hatten jenen langen Blick, der Beſtändigkeit verrät. Der Seminariſt rührte keinen Finger, er ſtand wie gefeſſelt da, als endlich die Tochter des Wojwoden kühn auf ihn zutrat, ihm ihr ſtrahlendes Diadem auf den Kopf ſetzte, ihm die Lippen mit ihren Ohrringen behängte und ihn in ein durchſichtiges, golddurchwirktes, mit Feſtons verziertes Hemdchen aus Neſſeltuch hüllte. Sie putzte ihn heraus und trieb tauſend Dummheiten mit ihm, keck und kindlich, wie es die Art der leichtſinnigen Polinnen iſt, was unſren armen Seminariſten in noch größere Verlegenheit brachte. Er machte eine recht komiſche Figur, wie er mit offenem Mund daſtand und regungslos in ihre leuchtenden Augen ſtarrte. Plötzlich vernahm man ein Geräuſch an der Tür; ſie erſchrak aufs heftigſte und befahl ihm, ſich unter dem Bett zu verſtecken. Als die Gefahr vorüber ſchien, rief ſie ihre Kammerzofe, eine gefangene Tatarin, und befahl ihr, ihn vorſichtig in den Garten hinaus zu führen, damit er von dort aus über den Zaun auf die Straße gelangen könne. Aber diesmal kam der Seminariſt nicht ſo glücklich hinüber: der Wächter erwachte, packte ihn kräftig an den Beinen, und die herbeieilenden Knechte walkten ihn auf der Straße ſo lange durch, bis ihn ſeine flinken Beine retteten. Seit dieſer Zeit war es für ihn gefährlich, an dem Hauſe ſeiner Angebeteten vorüberzugehen, denn der Wojwode verfügte über eine ſehr zahlreiche Dienerſchaft. Dagegen ſah er ſie einmal in der katholiſchen Kirche: ſie bemerkte ihn und lächelte ihm aufs liebenswürdigſte zu, wie einem guten alten Bekannten. Später begegnete er ihr noch einmal ganz flüchtig; bald darauf reiſte der Wojwode von Kowno ab, und ſtatt der ſchönen, ſchwarzäugigen Polin ſtarrte ein feiſtes, gleichgiltiges Geſicht aus den Fenſtern heraus.

Das war es, woran Andrij dachte, als er mit geſenktem Kopf, die Augen ſtarr auf die Mähne ſeines Pferdes gerichtet, dahinritt.

Fortſetzung folgt

Gedichte von Emil Uellenberg

Und wär's ein Stündlein nur...

Und wär's ein Stündlein nur am Tag,
wie Amboßruh nach Hammerſchlag,
wie Räderſtehn am Mühlenſtein:
einmal muß Stille in dir ſein.

Einmal muß Stille in dir ſein,
einmal kehr bei dir ſelber ein,
aus Alltagshaſt und Werktagslaſt
zu einſam ſtiller Seelenraſt.

Einmal ſei bei dir ſelbſt zu Gaſt,
der trenſten Zuflucht, die du haſt:
Sonſt macht die Knochenmühl dich taub,
erſtickt dein Ich im Erdenſtaub.

Die Jugend wird des Herbſtes Raub,
bald ſchleift dein Fuß im dürren Laub,
dann winkt die Ruhe dir im Schrein
die Ruhe unterm Leichenſtein.

— — — — —

Einmal muß Stille in dir sein,
einmal kehr bei dir selber ein,
und wär's ein Stündlein nur am Tag,
wie Amboßruh nach Hammerschlag.

Bekenntnis

Woher ich kam, wohin ich geh?
Wenn ich die vergänglichen Sterne seh,
die mir zu Häupten funkeln,
in ewigem Werden, in ewigem Vergehn,
dann brauch ich nicht mutlos dazustehn
im Dunkeln.

Wohin ich geh, woher ich kam?
Mein Ohr einen seltsamen Ton vernahm,
ein Klingen aus Sphärenharmonien,
wie Sterbegeläute und Brautmelodien.

Und mein Auge ward licht,
und mein Schauen ward weit,
umfaßte die Unendlichkeit.
Und ich ahnte woher,
und ich fühlte wohin,
wußte,
daß ich immer war und ewig bin,
daß ohne mich die Welt nicht wär,
daß ohne mich kein Herbst, kein Vergehen,
daß ohne mich kein Frühlingshauch
und ohne mich kein Auferstehen.

Woher ich kam, wohin ich geh?
Verschwunden des Zweifels Grauen und Weh:
Mein Leib ist Staub vom Weltenstaub,
nicht weltfremden Gottes, nicht Satans Raub.
Mein Denken ist Geist vom Weltengeist,
der durch mich in alle Aeonen kreist.

So kam ich aus grauer Vergangenheit
und blühe hinein in die Ewigkeit.

Die Jagd

Glück, — unruhvolles Ding,
du bunter, schillernder Schmetterling,
jeder möchte dich haschen. —

Sah ich neulich eine wilde Jagd
und hab herzhaft gelacht:

Ein Streber war hinter dem bunten Ding,
hinter dem schillernden Schmetterling,
hinter dem losen, raschen.

Der Streber, der Kriecher, der schleimige Wicht,
rannte und ruhte und rastete nicht,
bis ihm die Zunge vorm Halse hing,
bis sich ihm Bein und Rock verfing.

Da lag er im Grase
auf der Nase.

Ein Stiller im Lande stand dabei
und lächelte ob der Raserei,
beide Hände in den Taschen.

Dem hat der bunte Flieger sich jetzt
ganz traulich auf die Schulter gesetzt.

Aus „Drei Ringe", Ausgewählte Gedichte aus den Jahren 1910—1912 von Emil Uellenberg, Fr. Ackermanns Verlag, Weinheim und Leipzig.

Alte indische Fabeln

Der Affe und das Krokodil

Ein Affe lebte in einem großen Baum am Ufer des Flusses.

In dem Flusse waren viele Krokodile.

Ein altes Krokodil blickte lange nach dem Affen, dann rief er seinen Sohn und sagte:

„Verschaffe mir diesen Affen, es gelüstet mich, sein Herz zu essen."

„Wie kann ich den Affen fangen?" sagte das junge Krokodil, „ich bin unbehilflich auf dem Lande, der Affe aber geht nicht ins Wasser."

Da sagte der Alte:

„Nimm deinen Witz zusammen und tu, wie ich dir geheißen."

Das junge Krokodil dachte lange nach.

Endlich hatte es einen Plan, wie es den Affen fangen wollte.

Es schwamm ans Ufer zu dem Baum, auf dem der Affe saß und rief:

„Mein Freund, auf der Insel sind die Früchte reif, komm mit mir hinüber."

„Wie soll ich hinüberkommen, da ich nicht schwimme," sagte der Affe.

„Aber ich schwimme, wie du siehst," sagte das Krokodil, „ich werde dich auf meinem Rücken hinübernehmen.

Der Affe hätte gern die Früchte gehabt, so sprang er auf den Rücken des Krokodils, und dieses schwamm los.

„Es reist sich gut mit dir," sagte der Affe.

„Meinst du? Und wie gefällt dir dies?" sagte das Krokodil und tauchte unter.

„Zu Hilfe!" schrie der Affe und klammerte sich voll Schrecken an das Krokodil.

Als es wieder in die Höhe kam, spuckte und schnaufte der Affe und schrie:

„Das hätte mich beinah das Leben gekostet!"

„Das wollte ich," sagte das Krokodil, „mein Vater wünscht dein Herz zur Mahlzeit, und ich gedenke es ihm zu bringen."

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt," erwiderte der Affe, „nun habe ich es zu Haus gelassen."

„Wie?" rief das Krokodil verblüfft, „willst du damit sagen, daß du dein Herz auf dem Baum gelassen hast?"

„So ist es," sagt der Affe, „wenn du es haben willst, müssen wir zum Baum zurück. Aber sieh, wir sind der Insel schon so nah, laß uns erst dorthin und die reifen Früchte pflücken."

„Nein, mein Freund," sagte das Krokodil, „laß die Früchte, ich will sofort zu deinem Baum zurück. Bringe mir dein Herz, dann wollen wir über das weitere sprechen."

„Schön," sagte der Affe.

Kaum waren sie am Flußufer gelandet — wipp, sprang der Affe auf den Baum, und vom obersten Zweig rief er dem Krokodil im Wasser zu:

„Hier oben ist mein Herz, komm, hol es dir!"

*

Bald darnach nahm sich der Affe eine andre Wohnung, er wollte fern von dem Krokodil in Frieden leben.

Dieses aber war ihm bald wieder auf der Spur und fand seine Wohnung unten am Fluß in einem Baum.

Inmitten des Flusses lag eine kleine Insel, auf der die schönsten Früchte gediehen.

Um dorthin zu gelangen, sprang der Affe erst auf einen Felsen, der halbwegs aus dem Wasser ragte und von diesem auf die Insel, wo er es sich wohl sein ließ den lieben langen Tag.

Das Krokodil beobachtete ihn in aller Stille, dann kroch es auf den Felsen, legte sich platt hin und verhielt sich regungslos.

Als es dunkelte machte sich der Affe an die Heimkehr. Er lief ans Ufer und schaute hinüber.

„Was ist das mit dem Felsen?" dachte er bei sich, „ich sah ihn nie so hoch wie heut — sapperlot! das Krokodil liegt darauf!"

Alsbald hielt er die Hände an den Mund und rief hinüber:

„Hallo, Fels!" —

Keine Antwort.

Noch einmal rief er:

„Hallo, Fels!" —

Drei Mal tat er so, dann rief er:

„Was ist dir, Freund Fels, daß du mir heut nicht antwortest?"

„Aha," dachte das Krokodil, „der Fels unterhält sich am Abend mit dem Affen, so werde ich heut an seiner Statt antworten: Hallo, Affe! was wünschest du?"

Da lachte der Affe:

„Ah, du bist es, Krokodil!"

„Ja," schrie dieses wütend, „ich warte hier auf dich und werde dich fressen!"

„Diesmal hast du mich überlistet," sagte der Affe, „so wollen wir es kurz machen. Sperr dein Maul auf, so weit du kannst, dann werde ich gradewegs hineinspringen."

Der Affe aber wußte: wenn das Krokodil seinen Rachen weit aufsperrt, dann schließen sich seine Augen.

Weitauf riß das Krokodil seinen Rachen wie ein Scheunentor, der Affe sprang — aber nicht hinein! Darüber fort, auf den Rücken des Krokodils und von da mit einem Satz ans Ufer.

Als das Krokodil sah, wie der Affe ihm mitgespielt, sagte es:

„Affe, du bist ein Gefäß der Weisheit. Du kennst nicht Furcht. Hinfort sei Friede zwischen uns."

„Danke," sagte der Affe von seinem Baume herab, „dennoch werde ich stets auf der Hut sein vor dir, mein Freund."

Von der Schildkröte, die den Mund nicht halten konnte

An einem Teiche, am Fuße eines Hügels, lebte eine Schildkröte. Eines Tages ließen zwei junge Wildgänse sich dort nieder und machten ihre Bekanntschaft. Am nächsten Tage kamen sie wieder und bald verband die drei eine große Freundschaft.

Als die Regenzeit herankam, sagten die Gänse:

„Liebe Freundin, morgen verlassen wir dieses Land, wir haben im Norden eine schöne Wohnung, willst du nicht mit uns ziehen, es wird eine vergnügliche Reise sein."

„Wie gerne," sagte die Schildkröte, „aber ich habe keine Flügel."

„Das wollen wir schon machen," sagten die Gänse, „wenn du nur deinen Mund halten kannst."

„Das will ich wohl tun," sagte die Schildkröte, „nehmt mich nur mit."

Am nächsten Tage kamen die Gänse geflogen und hatten einen Stock mit sich, dessen Enden sie im Schnabel hielten.

„Nun nimm die Mitte dieses Stockes ins Maul, halte dich fest mit den Zähnen und rede kein Wort, bis wir am Ziel sind."

Die Schildkröte tat, wie ihr geheißen.

Die Gänse erhoben sich in die Lüfte und segelten davon, die Schildkröte zwischen sich am Stock.

Als sie über das Dorf flogen, liefen die Kinder zusammen und schrien:

„Seht die Schildkröte in der Luft! —
Seht die Gänse mit der Schildkröte! —
Hat man je so was gesehen?!"

Da erboste sich die Schildkröte, sie konnte nicht anders, und schrie:

„Maulaffen!" — — –

Und stürzte hinab und zerschellte.

Vom furchtsamen Hasen

Es war einmal ein Hase, der schlief unter einem Palmenbaum.

Plötzlich erwachte er und dachte:

„Was wird, wenn die Welt untergeht?" —

In diesem Augenblick ließ ein Affe versehentlich eine Kokosnuß vom Baume fallen. Die fiel mit lautem Krach zu Boden im Rücken des Hasen.

Auf sprang da der Hase:

„Rette sich wer kann, die Welt geht unter!"

Und jagte querfeldein.

Ein anderer Hase sah ihn laufen und rief ihm zu: „Was rennst du so schnell?"

„Frage mich nicht," rief der Hase.

Aber der zweite lief hinter ihm her und hörte nicht auf zu fragen.

Da schrie der Hase:

„Weißt du es nicht? Die Welt geht unter!"

Da rannte der zweite Hase hinter ihm drein.

Als der dritte Hase erfuhr, warum sie liefen, setzte auch er sich in Galopp.

Einer nach dem andern schloß sich ihnen an und bald waren es Hundert um Hundert, die rannten um ihr Leben.

Ein Hirsch kam ihnen entgegengelaufen.

„Weißt du es nicht? Die Welt geht unter!" schrien sie. Da rannte er mit ihnen.

Und es kam ein Fuchs, und es kam ein Elefant, und alle Tiere des Waldes erfuhren die Nachricht und rannten mit.

Als der König des Waldes die fliehenden Tiere zu Gesicht bekam, stellte er sich ihnen entgegen am Fuße eines Hügels und brüllte drei Mal.

Da blieben sie stehen, denn sie fürchteten den Löwen und gehorchten ihm.

„Warum flieht ihr?" fragte der Löwe.

„O König," schrien sie, „die Welt geht unter!"

„Wer hat es gesehen?" fragte der Löwe.

„Ich nicht," sagte der Elefant, „frage den Fuchs."

„Ich nicht," sagte der Fuchs, „frage den Hirsch."

„Die Hasen sagten es mir," sprach der Hirsch.

Da fragte der Löwe einen Hasen nach dem andern, bis er an den ersten Hasen kam.

„Ist es wahr, was du sagst, daß die Welt untergeht?"

„Es ist so, o Löwe," sagte der Hase, „unter dem Palmenbaum habe ich den ersten Krach gehört."

„Wohl," sagte der Löwe, „so wollen wir beide an den Ort gehen und sehen, wie es sich zuträgt."

Da hieß der Löwe die andern Tiere warten, setzte den Hasen auf seinen Rücken und sprang davon in weiten Sätzen.

Als sie zu dem Palmbaum gekommen waren, war alles friedlich und still, nur die Kokosnuß lag auf der Erde.

Da lachte der Löwe grimmig:

„Eine Nuß fiel, und du meintest, die Welt geht unter; Hasenfuß! laufe zurück und gestehe den Tieren deine Schande."

Und das war gut so, denn wäre der Löwe nicht so weise gewesen, so liefen sie wohl heute noch.

Clara Hepner.

Nach der Ausgabe „The Jatakas" der Cambridge University Preß.

Bücher und Menschen

Von Paul Hoche

Je höher die Menschheit in ihrer Entwicklung gestiegen ist, eine um so größere Rolle hat das Buch in ihren Geschicken gespielt. Und heute ist es zu einer unendlich wichtigen Großmacht der Erziehung geworden, deren Einfluß sich kaum ein Mensch entziehen kann. Wer auch nicht wollte, er müßte es kennen lernen, müßte in ein geistiges oder seelisches Verhältnis zu ihm treten. Da kommt zu allererst die Schule und drückt dem kleinen Kinde die Fibel in die Hand. Da treten wir in den Beruf ein, und wieder streckt er uns das Buch entgegen. Da braust das vielgestaltige Leben in seiner kaleidoskopischen Buntheit an uns heran, und immer wieder müssen wir uns mit der „schwarzen Kunst" in irgend einer Weise abfinden.

Ein einziges Buch, mit dem wir uns beschäftigen mögen, beschäftigen müssen, ist imstande, unsre Lust und unsre Qual zu sein. Denken wir nur zurück an unsre frühere Jugend. Wir versteckten es unter dem Rock, schlichen damit in die einsame Gartenlaube, hinter die lauschige Hecke, zwischen die dichten Aeste des Baumes oder wohl gar in die stille Bodenkammer und genossen dort in süßer Einsamkeit seine bezaubernden Reize, bis uns der Ruf vom Hofe her in unserm Versteck aufstörte und uns zur härteren Pflicht des Tages trieb. Freilich wurde uns das Buch ebenso zum quälenden Schreckgespenst; wie oft kam es vor, daß wir seine toten Buchstaben haßten, seine nüchternen Lehrsätze nicht lieben konnten, daß es uns aber dennoch wie mit eisernen Armen umklammerte, uns nicht locker ließ, während es draußen grünte und blühte, und die ganze lebendige Natur zu den Scheiben hereinrief: Du liebes Kind, komm' spiel' mit mir!

Und doch wie dankbar müssen wir den Büchern sein! Sind sie doch die großen Speicher, in denen alles menschliche Wissen aufgestapelt liegt. Man denke sie sich einmal alle weg: was für Arbeit hätten dann unsre geistigen Organe zu leisten, um die Schätze der gedruckten Lettern lebendig zu erhalten, stets präsent zu haben, der Nachwelt zu überliefern! Die Bücher sind sozusagen das große Universalgedächtnis der gesamten Menschheit. Vieles von dem, was sie aufbewahren, braucht sich daher der einzelne nicht zu dauerndem Besitz anzueignen, ein Vorteil, der freilich von unsrer Zeit noch bei weitem nicht immer genügend begriffen und gewürdigt wird, wodurch die Stoffpläne unsrer Schulen in mancher Weise nicht unerheblich entlastet werden könnten.

Weil jedes gut geschriebene Buch der Ausfluß einer ausgeprägten Persönlichkeit ist, liegt auch der Vergleich zwischen Büchern und Menschen nahe. Das bezieht sich ebenso auf ihr Wesen wie auf ihre Wirkungen. Wie es unter den Menschen nichtssagende, verschwommene Naturen, aber auch starke, entschiedene Individualitäten gibt, so auch unter

den Büchern. Und während jene ersteren, jene unausgeprägten Bücher immer das zahlreiche Publikum finden werden, können sich die Werke mit ganz bestimmter und entschiedener Richtung immer nur auf einen kleinen Leserkreis beschränken, eben auf jene Leute, in denen verwandte Töne anklingen, in denen ein entsprechender Resonanzboden vorhanden ist. Ist es nicht mit den Menschen ähnlich? Der Allerweltskerl findet überall Verständnis, während der ausgeprägte Eigenmensch nur zu oft als Einspänner durch die Flut der Menschen schreiten muß.

Aus diesem psychologischen Grunde ist es auch erklärlich, daß nicht jedes gute Buch jedem Menschen gleichviel sein kann. Es kommt vielmehr ganz auf den Standpunkt, auf den Gesichtspunkt an, von und nach dem man ein Buch liest. Was einem vertraut, bekannt ist, wird auch leichter vom ganzen Gedankenkreise assimiliert werden als das Fremdartige, auch wenn dieses originell ist. Was einem „aus der Seele geschrieben" ist, das wurzelt auch wieder leichter in ihr, wie es ja auch gerade das Wesen der Freundschaft ausmacht, daß wahlverwandte Gemüter befruchtend aufeinander einwirken. Um nur auf einen allgemeinen Fall zurückzugehen, sei an die psychologischen Eigentümlichkeiten beider Geschlechter erinnert. Der Mann liebt — eben auch in der Lektüre — das rasche Handeln, Probleme, die den Verstand zur Reflexion reizen, das bunte Bild des brennenden Lebens, die Frau dagegen findet größeren Wohlgefallen an der harmonischen Ruhe, am Gefühlsmäßigen und sinnlich Gegenständlichen.

Auch darin sind Bücher den Menschen ähnlich, daß sie wie diese oft gleiche Schicksale haben. Wie sehr wird alljährlich der Büchermarkt überschwemmt, aber noch nicht ein Prozent dieser Menge macht sozusagen Karriere. Die meisten von ihnen gehen still und unbekannt ihren Weg. Und die sind nicht immer die schlechtesten, wie ja auch die zurückgezogenen Menschen nicht immer die geringwertigsten sind. Ein gutes Buch kann einen kleinen Leserkreis und doch eine verständnisinnige Gemeinde haben. Umgekehrt verdient nicht jedes oft durch marktschreierische Reklame bekannt gewordene Werk seine weite Verbreitung, ebenso wie ja auch nicht jeder hochgestellte Mensch seinem wichtigen Amte gerecht wird.

Es ist selten einem Menschen vergönnt, in so weiten Kreisen für etwas zu wirken, wie durch das Buch. Ein einziges Buch hat oft ganze Völker in bestimmte Bahnen gedrängt, eine bestimmte Entwicklung veranlaßt. Man denke beispielsweise einmal an Werthers Leiden, an Rousseaus Emil, ein Buch, das auf dem pädagogischen Gebiete wie eine Bombe einschlug. Wie viele Millionen von Menschen haben in der Bibel Trost und Stärkung, wie viele in den Büchern unsrer Klassiker Erholung gefunden! Wenn wir diesen Gedanken weiter verfolgen, läßt es sich kaum ausdenken, in welcher gewaltigen Weise das Buch zum Erzieher der Menschheit geworden ist.

Es ist auch imstande, dem Menschen den Verkehr mit seinesgleichen direkt zu ersetzen. Bücher werden zu unsern Freunden, wie es Menschen oft nicht sein können. Von Alexander dem Großen wird erzählt, daß er Homers Iliade unter dem Kopfkissen liegen hatte. Und tatsächlich erschließt uns der beständige Umgang mit einem Buch erst seinen vollständigen Wert. Wieder liegt der Vergleich mit den Menschen nahe. Unser Weg mag uns mit manchem tüchtigen Genossen zusammenführen, der unsrer Persönlichkeit viel zu geben hätte; aber der Strom des Lebens reißt uns auseinander, und wir sind uns kaum näher gekommen als an die Rockschöße. Man klagt heute mit Recht über die grassierende Lesewut, die kein stilles, gesammeltes Lesen mehr kennt. Und das ist sehr schade; denn durch das hastige Lesen bieten wir unsrer Seele nur Spreu statt Weizen. Mehr als je gilt heut das bekannte Wort: Manch artig Büchlein läßt sich einmal lesen, zu dem der Leser nie dann wiederkehrt; doch was nicht zweimal lesenswert gewesen, war auch nicht einmal lesenswert.

Die Flut dessen, was heute „auf den Büchertisch jedes Gebildeten gehört", um in der Sprache vieler Rezensenten zu sprechen, ist beängstigend hoch geworden.

Man sollte sich aber von der Meinung frei machen, daß man alles das gelesen haben müsse, oft zu keinem andern Ende als um Werke von Eintagsfliegenwert kennen gelernt zu haben oder um in der Gesellschaft nicht bekennen zu müssen: das habe ich nicht gelesen. Unsre Persönlichkeit kann nur heranreifen durch das Hineinversenken in einige gute Bücher. Von dem hastigen Verschlingen vielen Lesestoffes gilt hier ein recht derbes, aber zutreffendes Wort: Fresser bleiben meistens dürr! Durch zu schnelles Lesen werden wir nur zerlesne Persönlichkeiten; nicht wir, sondern unsre Bücher seien daher zerlesen, oder die Bücher, diese Freunde der Menschen, wandelten sich mit Sicherheit zu Feinden einer edlen Menschenbildung.

Musikalische Schundliteratur

Wie es literarische, so gibt es auch musikalische Schundliteratur. Wir meinen heute aber damit noch nicht das Schlimmste, leere Salonmusik, schlechte Operettenwalzer, Kinomusik und was sonst das platte Vergnügungsbedürfnis der Masse und des sog. „gebildeten" Pöbels auf dem Gewissen hat. Es gibt nämlich noch eine andere Art schlechter Musik, die überhaupt keine Musik ist, die mit dem Begriff „Musik" so wenig etwas gemein hat wie das bloße „Geräusch" mit dem musikalischen Ton. Wir

meiner jene Sorte von Klavierliteratur (sie findet sich ebenso weit verbreitet in der Gesangsliteratur), mit der seit Jahrzehnten unsere musiktreibende Jugend von gedanken- und geschmacklosen Musiklehrern und -Lehrerinnen gefüttert wird, jenes hohle Tongeklingel, das keinen Funken echten Lebens in sich hat, das die jungen Schüler langweilt, sie um Jahre betrügt, die Besserem gewidmet sein könnten, jene Scheinliteratur, die Steine statt Brot reicht und den armen Opfern des musikalischen Schlendrians schließlich die Freude an einer Kunst verekelt, die dem Menschengeschlechte als eine der köstlichsten Gaben in die Wiege gelegt wurde. Wir meinen die schrecklichen Klavierschulen, die inhaltslosen Sonatinen von Clementi, Kahnau und Kahlau, die pianistisch anspruchsvolleren aber ebenso hohlen Stücke von Hummel, die Plattheiten eines Quelitt, Reinecke u. a., denn wie es sog. „Jugendschriftsteller" gibt, so haben wir eine Sorte von Notenschreiber, die „für die Jugend komponieren"! Als ob hier nicht das Beste gerade gut genug wäre!! Von Seiten der Unterrichtenden wird eingewendet werden, daß wir für das soeben angeführte geist- und seelentötende Bildungsmaterial keinen Ersatz haben. Wir werden in folgendem auf vollgiltigen Ersatz hinweisen. Zum ersten: Müssen wir Klavierschulen haben? Nein. Man behandle die Schüler, junge wie erwachsene, individuell und gebe ihnen von Anfang an vom Lehrer selbst entworfene Uebungen, die den jeweiligen Anlagen, dem Alter, den physischen Verhältnissen des Betreffenden angemessen sind. Da von einer guten Lehrkraft die völlige Beherrschung des tonsetzerischen Handwerkszeugs unbedingt vorausgesetzt werden muß, so darf diese Forderung nicht als übertrieben, sondern als eine selbstverständliche gelten. Hand weg vom Unterricht, wer nichts vom einfachen und doppelten Kontrapunkt versteht.

Weiter. Hat der Schüler so unter sorgfältigster Leitung die ersten Rudimente überwunden, hat er dann etwa gelernt, schöne Volksmelodien in einfachster Fassung zu spielen, so gebe man ihm bitte nicht Sonatinen von Kahlau oder Clementi, sondern das Büchlein, welches der alte große Bach für seine junge Ehefrau und jungen Schüler angelegt hat, das sog. „Bachbüchlein" (Verlag Callwey, München). In diesen kleinen und kleinsten, oft von reizendem Humor erfüllten Stückchen, — Menuetts, Märsche, Gavotten usw. — hat der Meister seine große Kunst polyphoner Stimmführung in bewunderungswürdiger Weise entfaltet, zur Freude und zum Genuß nicht nur des kleinen, sondern auch des großen Musikliebhabers, der durch die in dem Büchlein enthaltenen größeren Präludien und Arien ernstesten Stils gefesselt werden wird. Als Gegenstück zu diesem Bachbuch nennen wir das Mozartbüchlein (Verlag Breitkopf und Härtel, Leipzig), welches der 8jährige Mozart während seines Londoner Aufenthalts angelegt hat. Auch hier ein köstlicher Inhalt, ein Reigen von Schönheit und Grazie.

Beide Hefte sind einander hinsichtlich ihrer technischen Schwierigkeit gleich, sagen wir 2. Stufe. Selbstverständlich ist sorgfältige Auswahl Pflicht des Lehrers. Daran dürften sich, von zweckentsprechenden, ebenfalls von Fall zu Fall entworfenen Fingerübungen begleitet, die noch sehr wenig bekannten kleinen Sonaten von Mozart schließen (von Prof. Maggelins herausgegeben), die Mozart ebenfalls für seine Schüler komponierte. Sie schenken in knappster Form unendlichen Reichtum und — echte Musik. Gehen wir auf diesem Wege weiter, so begegnen uns die merkwürdigen Jugendsonatinen von Beethoven, dessen Tänze (von Germer herausgegeben), der frühe Schubert, die Stücke für die Jugend von Schumann, dessen Sonatinen. In neuerer Zeit hat E. Boni reizende Kinderstücke geschrieben, desgleichen besitzen wir in den kleinen Tänzen, Präludien und Etüden von M. Heller, feinstgearbeitete Kleinkunst. Etwas anspruchsvoller treten die „Blätter und Blüten" M. Regers und die stimmungsvollen Sommerlandstücke von J. Weismann auf (Wunderhornverlag München), mehr zu nennen, ist leider an dieser Stelle nicht möglich. Wir denken jedoch, mit dem Hinweis auf die genannte Literatur den Nachweis erbracht zu haben, daß Clementi und Genossen ein leicht entbehrliches Talmigold sind und daß unsere Großen nicht nur Musik für die Großen, sondern auch für die Kleinen geschrieben haben. Wir hoffen, mit diesen wenigen Zeilen der wirklichen Musikkultur und dem Publikum einen Dienst geleistet zu haben.

Seien wir wählerisch im guten Sinn und allem: Tod jeglichem Surrogat!

E. G. Kolbenheyer.

Die Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze

Von Hans Brandenburg

In dem frühen Zustande der Menschheit, in dem heute noch die Naturvölker leben, bemerken wir, daß die Musik nicht nur mit der Dichtung, sondern auch mit der Körperbewegung in ungetrenntem Bündnisse lebt. Keine Musik, zu der nicht gesungen wird, keine Poesie, die nicht gesungen wird, aber auch keine Arbeit, kein Tanz, kein Fest, kein Spiel ohne Gesang und musikalische Begleitung. Man hat zu beweisen gesucht, daß überhaupt aller Rhythmus erst aus der Körperbewegung hervorgegangen ist. Die meiste Körperbewegung des Urmenschen dient der Arbeit, und durch nichts wird seine Arbeit so angeregt, so erleichtert, so gesteigert und so zu einem Vergnügen gemacht wie durch Musik und Rhythmus. Rhythmus im unübertragenen Sinne bedeutet eine Ordnung und Glie-

derung der Zeit, aber sein eigentliches Wesen und dessen Wirkung ist unerklärlich, dämonisch, göttlich. Er ist Takt, Maß, Zahl, Regel und gleichzeitig doch ein durch Taktstriche und Taktbezeichnungen nicht zu Bindendes, Unmeßbares, nicht zu Zählendes, jenseits und über allen Regeln. In der Arbeit angewandt, bringt er Ordnung, Maß, Regel in ihre Verrichtungen, läßt er sie unbewußt und automatisch sich vollziehen und macht gleichzeitig den Geist frei, sich während der Arbeit über die Arbeit und ihren rein nützlichen Zweck zu erheben, sodaß der Mensch unter dem Einfluß des Rhythmus besser, schneller und mehr arbeiten und doch dabei und ebenfalls unter seinem Einfluß träumen, denken, dichten, geistig produzieren kann. Die Entwicklung nun führt aus dieser Einheit heraus. Obwohl es noch immer Arbeitslieder gibt und geben wird, obwohl selbst der Takt der Maschinen den Geist manches Arbeiters anregt und frei macht, so hat doch der Geist mehr und mehr sich ein eigenes Reich, fern vom Körperrhythmus, geschaffen und hat eben gerade das Genannte seiner Produkte, die Maschine, zu der Entfremdung zwischen ihm und dem Körper hauptsächlich beigetragen.

Die Musik ist diejenige Kunst, die ihrem Wesen nach befähigt war, den Rhythmus am reichsten und mannigfaltigsten zu entwickeln. Indem er sich von der Körperbewegung loslöste, fand er in den sich gleichfalls mehr und mehr entwickelnden Elementen der Melodie und Harmonie die Bundesgenossen, mit denen er sich zu höchsten Schöpfungen des reinen Geistes verband. Aber je mehr dies durch das Genie von wenigen einzelnen geschah und je mehr man diese Werke mit den vornehmsten Fähigkeiten des Geistes, mit Gemüt und Seele, genoß, desto mehr machte sich doch auch hier die Entfernung vom Ursprung, vom Körper und seiner Bewegung, als Krankheit geltend, ja der Geist in seiner Isolierung und Hypertrophie erscheint selbst als Krankheit, als die Krankheit, die man mit dem Worte Intellektualismus bezeichnet. Um bei der Musik zu bleiben, so erlebten wir, daß sie immer leidenschaftlicher geliebt und genossen, wurde, daß jedoch diejeingen, die sie liebten und genossen, ja, die sie ausübten, das Gefühl für ihre elementarste Eigenschaft, für den Rhythmus, ganz oder zum Teil verloren hatten.

Es gibt in der Entwicklung der Welt und Menschheit kein Zurück, wohl aber die Möglichkeit, Gewinn und Verlust gegeneinander auszugleichen, und aller wahre Fortschritt besteht darin, daß man das gute Neue, welches man zeitweise gewann, für immer festhält und doch das gute Alte, das man darüber zeitweise verlor, wiedererobert. Hierzu ist eines der wichtigsten Mittel die Erziehung. Keine Erziehung kann Menschen formen und umformen, aber sie kann Anstoß und Richtung geben, sie kann die Gegenwart an Vergangenes und Zukünftiges knüpfen helfen oder vielmehr diese schon an sich bestehende Verknüpfung auf tätige und segensreiche Weise zum Bewußtsein bringen.

Das tut die Methode Jaques-Dalcroze, für die in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden ein stolze Anstalt errichtet ist und die in allen größeren Städten von diplomierten Lehrern gelehrt wird und in Konservatorien und an Schulen Eingang findet. Die Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze ist zunächst und vor allem eine Musikschule, und ihr Erziehungssystem schafft zunächst und vor allem die Grundlage aller musikalischen Ausbildung, nämlich die Entwicklung des Gehörs und des rhythmischen Empfindens. Wir verweilen hier nur bei dem letzteren, aus Gründen, die der beschränkte Raum und der Grad der Wichtigkeit uns diktieren, denn weniger durch ihre Gehörsübungen als vielmehr durch ihre „rhythmische Gymnastik" führt uns diese Schule über das engere Gebiet des Fachmusikalischen hinaus zu Zielen allgemeiner Volkserziehung und allgemeiner künstlerisch-kultureller Bestrebungen.

Barfüßig und in schwarzem Trikot marschieren Schüler jeden Alters und beider Geschlechter nach den Klängen des Klavieres. Und zwar schlagen die Arme den Takt, während die Beine die Zeitwerte sämtlicher Noten wiedergeben, sodaß also Beine und Arme zusammen die Taktvielheiten, geordnet zu Takteinheiten, markieren. Durch den entsprechenden Gebrauch der Muskeln, durch Impuls und Hemmung, wird es nun möglich, jedem Schneller- und Langsamerwerden, jedem An- und Abschwellen der Musik zu folgen, und durch die Unabhängigkeit der Glieder voneinander, Kanon und Kontrapunkt, die kompliziertesten Gebilde der Polrhythmie körperlich zu verwirklichen, oder aber es werden verschiedene Rhythmen auf verschiedene Schüler und Schülergruppen gleichzeitig verteilt und so in Reigenformen sichtbar gemacht. Kinder lernen diese rhythmische Gymnastik mehr durch den Instinkt, Erwachsene mehr durch den Intellekt, aber bei beiden ist das Endziel die Versöhnung des einen mit dem anderen, des Körpers mit dem Geiste. Die Verbindung zwischen dem Geist und dem Körper des Menschen wird vom Nervensystem gebildet, und es handelt sich bei der rhythmischen Gymnastik darum, daß die Nerven jeden Wink, jedes Kommando, welches der Geist empfängt, mit größter Schnelligkeit und Bereitwilligkeit an den Körper weitergeben. So ergibt sich eine Schulung des Muskelsystems durch eine Schulung des Nervensystems. Wird aber auf diese Weise der Rhythmus dem Körper wiedergegeben, d. h. werden alle Rhythmen an Spannungen und Entspannungen der Muskeln gebunden, so wird das rhythmische Gefühl wieder eine Angelegenheit, ein Erlebnis, ein lebendiger Besitz des ganzen Menschen. Hier ist also Rhythmus als Regel, als exakte Ordnung, als Maß und Disziplin, aber gleichzeitig auch als jenes Göttliche, Geheimnisvolle, Unberechenbare, weil die rhythmische Gym-

nastik nicht nur einen musikpädagogischen Wert hat, sondern Körper und Geist in kräftige Wechselwirkung setzt und die durch ihre Trennung verschuldeten Störungen und Hemmungen beseitigen hilft. Wie groß das Maß von Willenskraft, Geistesgegenwart, Harmonisierung des Trieblebens ist, welches man solcher Erziehung verdanken kann, das wollen wir nicht abzuschätzen versuchen. Allheilmittel und Wunderkuren gibt es nicht; es sei denn das mächtige Element der Freude wunderwirkend, das in den rhythmischen Uebungen liegt, das gesteigerte Lebensgefühl, das zurückgewonnene Urgefühl, das uns bei dem Anblick und noch mehr bei der Ausführung dieser Uebungen durchdringen kann. Sport und Spiel wird durch sie nicht überflüssig gemacht und noch viel weniger solche gymnastischen Systeme, welche, wie das Mensendieckse für Frauen und Kinder, bewußte Ausbildung jedes Muskels, Vermehrung der Kraft, Verbesserung der Haltung, Beseitigung anererbter und angewöhnter anatomischer Fehler zum Zwecke haben. Aber zwischen dem Unwillkürlich-Unbewußten, das in Sport und Spiel, und dem Willkürlich-Bewußten, das in Sport und in Kräftigungs- und Heilgymnastiken enthalten ist, schlägt die rhythmische Gymnastik die Brücke.

Da in Hellerau der Rhythmus mit dem Körper ein neues Bündnis eingeht, so befindet man sich hier auch auf dem Wege zur Tanzkunst, den unsere Zeit auch sonst zu beschreiten unternimmt. Aber es ist klar, daß ein genialer Pädagoge kein genialer Künstler zu sein braucht und es vielleicht nicht einmal sein darf und kann. Jaques-Dalcroze hat die Einzelelemente der Kunst in der Hand, aber er möchte sie mit dem Willen vereinigen, während der Künstler sie überhaupt, vermöge seiner Natur, garnicht sondert. Jaques-Dalcroze möchte Ausdruck schaffen, und Ausdruck ist gewiß in der Kunst, aber Ausdruck ist auch überall im Leben. Da also Ausdruck allein nicht genügt, so möchte er Gesetze finden, und gewiß sind Gesetze in der Kunst, aber Gesetze sind auch in der Mathematik. So sehen wir in seinen Tanzstudien bald Arm- und Beinbewegungen, bald Ausdrucksgesten, bald geometrische Figuren, aber nicht die gestaltete Bewegung des ganzen Körpers, die gleichzeitig Inhalt und Form, Ausdruck und Gesetz ist und auf welcher der reine Kunsttanz beruht. Nur wo sich Jaques als der Praktiker, welcher er ist, einem gegebenen Kunstwerk mehr regieführend als selbstschöpferisch einfügen und unterordnen kann, leistet er Großes, und zwar im musikalischen Drama.

Auf den diesjährigen Hellerauer Schulfesten führte die Schülerschaft, ergänzt durch einige Opernsolisten, unter seiner Leitung Glucks Orpheus auf. Und das war eine Tat, die eine Reform unserer gesamten Opernbühne einleitet. Körperrhythmus ist die Uebereinstimmung einer zeitlichen, hörbaren Ordnung mit einer räumlichen, sichtbaren, und man könnte sagen, daß die Bewegung die Funktion des Raumes in der Zeit oder der Zeit im Raume ist. Durch das Absterben des Körperrhythmus hatte die europäische Menschheit die durch den Körper gegebene Einheit von Zeit und Raum als Rhythmus verloren. Auf der Opernbühne zeigte sich das darin, daß alles räumliche Geschehen ohne rhythmischen Zusammenhang mit dem zeitlichen sich vollzog und daß von Raum und Bewegung eigentlich nur noch deren Unterwerte: Milieu und Mimik, gepflegt wurden. Daher sind gerade die tiefsten Freunde der Musik Gegner der Oper, denn ihr musikalischer Genuß wird durch Dekorationen, Requisiten, Kulissen und durch Bewegungen und Gesten, die höchstens zum Texte, aber nicht zur Musik passen, aufs roheste gestört. Kein geeigneteres Werk ließ sich zu einem Reformversuch wählen als das erste Werk, mit dem auch Gluck die Oper zu reformieren trachtete und das, vom zeitlichen Ballast befreit, auch heute noch das Muster eines musikalischen Dramas ist, das Handlung und Bewegung verlangt und so vereinfacht ist, daß Handlung und Bewegung keine Ueberfüllung der Musik bedeuten, wenn sie sich ihr unterordnen. Dies letztere, was so einfach klingt, war in Hellerau zum ersten Male der Fall. Was wir sahen und hörten, war eine Einheit, war tönend bewegter Raum Denn alles, Inszenierung, Gestalten und Licht, dient nur dazu, den Raum, genau nach dem Willen der Musik, zu gliedern, zu ordnen, zu bewegen, auch die Treppen, die zudem die Körper nicht nur auf der Ebene, sondern im Spiel aller Dimensionen zeigen sollen.

Wie in dem Werke Glucks, so vereinigt sich in der Persönlichkeit Jaques-Dalcrozes Germanisches und Romanisches. Und was jener wollte, führt dieser der Erfüllung näher: nämlich eine kulturelle Versöhnung der beiden großen mitteleuropäischen Rassen und ihrer weltgeschichtlichen Mission, etwa die Versöhnung zwischen Form und Ausdruck.

Schalkserke

Anekdoten von Nicolas Chamfort

Peinlich!

Es ist Tatsache, daß die Tochter des Königs, als sie einmal mit einer Bonne spielte und dabei deren Hand betrachtete, ihre Finger zählte und mit Erstaunen ausrief: „Wie? Sie haben auch fünf Finger, genau wie ich?" Und sie zählte noch einmal, um ganz sicher zu gehen...

Gentlemanlike

Lord Hamilton, eine eigenartige Persönlichkeit, hatte einmal in einem Wirtshaus im Rausch einen Kellner getötet und war, ohne zu wissen, was er

getan hatte, nach einer Weile wiedergekommen. Der Wirt ging entsetzt auf ihn zu und sagte: „Aber Mylord, wissen Sie, daß Sie den Kellner getötet haben?" — „Setzen Sie ihn auf die Rechnung!"

Vom Tode

Eine Frau, die neunzig Jahre alt war, sagte zu Herrn von Fontenelle, der fünfundneunzig zählte: „Der Tod hat uns vergessen!" „Pst!" machte Fontenelle und legte den Finger auf den Mund.

Das wäre schrecklich!

Herr X. brachte seit dreißig Jahren alle Abende bei Frau von * zu. Als er seine Frau verlor, glaubte man, daß er nun die andere heiraten würde; und man schlug ihm das auch vor. Er aber weigerte sich mit den Worten: „Ich wüßte nicht, wo ich dann meine Abende zubringen sollte!"

In der Tat!

Ich saß bei Tisch an der Seite eines Menschen, der mich fragte, ob die Frau, die ihm gegenüber sitze, nicht die Frau ihres Nachbarn sei. Ich hatte bemerkt, daß dieser noch kein Wort mit ihr gewechselt hatte und sagte daher: „Monsieur, entweder kennt er sie nicht, oder sie ist seine Frau."

Die Primadonna

Die Gabrielli, eine berühmte Sängerin, verlangte dafür, daß sie zwei Monate in Petersburg singen sollte, von der Kaiserin fünftausend Dukaten. „Soviel gebe ich keinem meiner Marschälle," sagte die Kaiserin. „In diesem Falle brauchen Eure Majestät ja nur einen Ihrer Marschälle singen zu lassen." Die Kaiserin bezahlte die fünftausend Dukaten.

Das läßt sich nicht bezweifeln!

Bei einer Sitzung unterhielten sich mehrere Räte etwas sehr laut. Herr von Harlay, der erste Vorsitzende, sagte: „Wenn die Herren, die miteinander plaudern, nicht mehr Lärm machen wollten, als die Herren, die schlafen, so wäre das den Herren, die zuhören, sehr angenehm."

Aus „Sehr amüsante Anekdoten" von Nicolas Chamfort. Neuntes der kleinen Saturnbücher. Saturn-Verlag Hermann Meister in Heidelberg. Preis 20 Pfg.

Autorenspiegel

Emil Uellenberg

Im Wuppertal, wo sich die Schlote wie drohende Arbeiterfäuste in den gar zu häufig grauverhängten Himmel recken, stand mein Elternhaus. Im Muckertal. Das eigentliche Muckertum war fremd in unserm Heim. Ein Glück bedeutete es für uns alle, daß der weitschauende Blick des Vaters uns schon früh aus Qualm und Lärm vor die Stadt aufs luftige, stille Land verpflanzte. Sechs Buben galt es zu regieren. Der Vater verband mit der Kunst, „Respekt" einzuflößen, eine milde, aber zwingende Art, sich als Vorbild zu geben. Reinlichkeitsgefühl, Ordnungsliebe, anständige Gesinnung, Einfachheit, Pflichterfüllung, das leben im Elternhaus wichtiger als Lehrer und Pastor, — diese seine erzieherischen Grundsätze drangen wie von selber durch. Mit ihnen hat er über seinen frühen Tod hinaus den Söhnen die Richtung gewiesen. Jeder im Hause war stolz auf ihn. Aber das köstlichste war doch die leuchtende Sonne über unserm Jugendland, welche noch heute wärmend auf den Lebenswegen der Männer liegt: die Mutter! Prachtvoll ist diese Frau. Ein wahres Wunder der Selbstlosigkeit und Stille. Ein Arbeitspferd. Eine Künstlerin der Güte und des Wohltuns tief im Verborgenen und Geheimen. Und doch eine Heldin des Lebensmutes. Schau sie nur an, wenn einem der Ihrigen etwas zum Leid geschehen soll! Wie dann die klugen Augen blitzen! Wie sie, unterm Soldatenmaß und achtzig Pfund an Gewicht, auf der Wacht für ihre sechsschuhlangen Kerle steht! Da merkst du bald: hier donnert es, — ehe es einschlägt. So hat sie für jeden gestanden, als die geradezu schauerlichen Verbrecher an der Kindesseele, die damaligen muffigen Kathederpedanten meiner Vaterstadt, uns den Himmel mit Wolken behingen. In meinem Gedicht „Meiner Mutter", habe ich ihr — und ihnen ein Denkmal gesetzt.

Von mir ist nicht viel zu sagen. Ich habe mich auf fünf Universitäten herumgetrieben, trotzdem im sechsten Semester promoviert. München ist meine Lieblingsstadt. Und ich habe viele Städte gesehen. Gereist bin ich auf dem Balkan, in der Türkei, in Griechenland, Italien, Spanien, Afrika, Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen, Spitzbergen usw., immer in Begleitung meiner Lebensgefährtin, mit der ich mich schon vor der Studienzeit verlobte. Des Lebens Bitternis ist uns nicht fern geblieben. Oberwasser behalten ist die Hauptsache. Wir sind uns selbst genug. Am widerwärtigsten ist mir Neugier, die um fremde Türen schleicht. Von meiner Kunst? Was ich vor dem Jahre 1900 veröffentlichte, ist vernichtet. Mit der dann folgenden Dichtung „Zum Strande der Seligen" ist es mir sonderbar ergangen. Ich schrieb sie, angeregt durch Ferdinand Avenarius im Vorwort zu seiner Dichtung „Lebe". In diesem Vorwort rief Avenarius zur Pflege einer „großen lyrischen Form" auf den Plan. Er hat meinen Versuch tot geschwiegen. Später erfuhr ich, er habe eine zweite, „verbesserte" Auflage seiner Dichtung erscheinen lassen. Die Verbesserung bestand im Weglassen des bewußten Vorwortes. Otto v. Leix-

ner teilte mir das mit. In der „Zukunft" habe ich damals über die Sache geschrieben. Sie hindert nicht, daß Avenarius als Dichter auch heute noch einer meiner liebsten ist. Es folgten meine Gedichtbände „Akkorde und Dissonanzen", ferner im letzten Jahre die Auswahl „Drei Ringe". (Alle Gedichtbücher in Fr. Ackermanns Verlag, Weinheim und Leipzig.) Etwas zum Lachen: Ein Kritiker schrieb: Uellenberg ist so weit von Dehmel entfernt wie Pankow von der Wupper. Ein anderer: Die Leiter, dran Uellenberg emporsteigt, ist Dehmel. Richard Dehmel selbst aber, der Hochgemute, gab meinem Buch die hochherzigen Worte mit auf den Weg: Möge das Buch vor dem Unverstand der Neunmalklugen bewahrt bleiben!

Noch in diesem Monat erscheint bei C. F. Amelang in Leipzig mein Roman „Das Kreuz auf Dornawyl". Ich hoffe, es ist ein deutsches Buch, das von großer deutscher Urzeit kündet. Eine weitere Hoffnung und ein Wunsch: Möchte alles, was ich bisher schrieb, erst ein Samenkorn sein, das zur Reife drängt. Geboren bin ich am 28. März 1874 in Elberfeld.

Emil Uellenberg.

Wegweiser der Lese

Musikbiographisches

Der Werke, die erschöpfend das Leben und die Kunst Franz Schuberts darstellen, sind nicht viel. Die Biographie von Walter Dahms dürfte das Beste sein, was heute über Fr. Schubert existiert. Sie ist besonders wertvoll, weil vieles seiner Briefe und Tagebuchaufzeichnungen mitgeteilt sind. Diese Briefe zeigen, daß Schubert auch die Fähigkeit besaß, allen Eindrücken des Lebens, den heiteren wie den schlimmen, einen konformen schriftlichen Ausdruck zu geben. Ganz besonders reizvoll liest sich seine Schilderung einer Reise durch die Gebirge nach Salzburg; die Tagebuchblätter künden uns, wie der Künstler unter der Not seines Lebens litt. Sonst nennen wir noch als biographisches Material über Schubert: A. Niggli, Fr. Schuberts Leben und Werke, und La Mara, Fr. Schubert. Selbstverständlich enthält auch die Sammlung Reclam eine kurze Biographie Schuberts. — Über J. Haydn haben wir ein großes Werk von C. P. Pohl in 2 Bänden (ein dritter ist noch zu erwarten), welches zugleich ein chronologisches Verzeichnis aller von 1766—1790 entstandenen Werke enthält. (Verlag Breitkopf, pro Band 9 Mk.) Hochinteressant ist Haydn's handschriftliches Tagebuch aus der Zeit seines 2. Londoner Aufenthaltes, 1794 und 1795; es gibt ein äußerst anschauliches Bild seiner Erlebnisse und den kulturellen Verhältnissen des damaligen England. Wem die große Biographie nicht zugänglich ist, greife auch hier zu Reclam oder La Mara, die das Notwendigste enthalten, was man über den Lebensgang eines großen Menschen wissen muß.

S. G. Kallenberg.

Hünenringfestspiele bei Detmold

Als vor nunmehr 10 Jahren Dr. Ernst Wachler sein Bergtheater bei Thale gründete, war dies ein Wagnis, und fand das Freilichttheater noch wenig Verständnis. Seit dem hat es, besonders im letzten Sommer, eine weite Verbreitung gefunden, worüber man sich im Interesse einer Gesundung des Theaterwesens nur freuen kann. Freilich, nicht alle dieser Bühnen stehen künstlerisch auf der Höhe.

Dies war aber der Fall bei der Naturbühne des Hünenringes, zu deren Leitung der Begründer des Harzer Bergtheaters in diesem Jahre selbst berufen war. Er stellte hier eine zweite Schauspielertruppe ins Feld, mit der er nach beendeter Spielzeit auch noch auf der Danziger Freilichtbühne Vorstellungen gab. Die Bühne selbst, die bisher ein, die Illusion sehr störendes, Holzpodium aufwies, wurde von ihm erst zu einer wahren Naturbühne umgestaltet.

Der Spielplan, der einige der erprobtesten und anerkanntesten Vorstellungen des Bergtheaters, wie „Sommernachtstraum" und „Versunkene Glocke" enthielt, wozu sich noch Goethes „Iphigenie" und Kleists „Hermannschlacht" gesellten, war wohl ausgewählt und gewann noch an literarischer Bedeutung durch zwei wertvolle Uraufführungen. Außer durch die Hermannschlacht, die, ohne Pause durchgespielt und dank vorzüglicher Darstellung, auf diesem historischen Boden große Beifallstürme entfesselte, wollte man das Gedächtnis der Zeit vor hundert Jahren noch durch ein besonderes Schauspiel feiern und war so glücklich, in Carl Oscars „Kriegszeit" ein Bühnenwerk zu finden, das sich durch seine künstlerische Bedeutung vor vielen „Gedächtnisstücken" vorteilhaft auszeichnet und sich für die Naturbühne besonders gut eignet. Mit weisem Bedacht wollte der Dichter nicht mit den üblichen Festspielen in Wettbewerb treten, die fast immer an der Schwierigkeit scheitern, den großen Gang der Politik wirklich dramatisch zu gestalten, vielmehr schildert er eindringlich die Not der Zeit und die Erhebung des Volkes an dem Typus einer Försterfamilie, in deren stilles Glück im Waldwinkel das Weltenschicksal mit unbarmherziger Hand hineingreift. Eine fesselnde Fabel, eine sichere und abgerundete Charakteristik, ein tragisches Schicksal, „das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", sind Vorzüge, die dem Stück einen dauernden Wert verleihen und dem Verfasser fernere Beachtung sichern.

Auch die Uraufführung von Richards von Kralik „Merlin" hinterließ einen tiefen Eindruck bei den Zuhörern. Ebenfalls im Walde spielend und eigens für die Naturbühne geschrieben, wich das Trauerspiel erheblich von dem historischen Schauspiel ab. Der Sagengehalt erforderte eine höhere poetische Sphäre. So stattete der Dichter sein Werk mit Chören unsichtbarer Naturgeister aus, deren anmutende Weisen unter der vom Verfasser selbst komponierten zarten Musikbegleitung zu reiner Wirkung kamen. Der Stoff, der gewissermaßen eine Vorstufe zur Gralssage bildet und bereits von Goldemark zu einer Oper, von Immermann zu einer dramatisierten Mythe verwendet worden ist, ist mit großer Kunst alles Unwesentlichen entkleidet und zu einer streng dramatischen Handlung von tiefem Gehalt und einnehmender Schönheit aufgebaut. Einen hohen Anteil an dem Erfolge hatten die vorzüglichen Vertreter der Hauptrollen, wie denn überhaupt das Schauspielerpersonal fast durchweg sehr gute Leistungen bot.

Alles in allem künstlerische Erfolge, auf welche die Hünenringstiftung, die verdienstvolle Veranstalterin der Festspiele, mit voller Befriedigung zurückblicken kann.

J. N.

Empfehlenswerte Jugendschriften

Tiergeschichten

„Ein reges Interesse an der Tierwelt ist ein Erbgut unserer Ahnen aus grauer Vorzeit, lebendig geblieben von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag." Mit diesen Worten leitet Martin Braeß das „Tierbuch" ein, das er für die „Lebensbücher der Jugend" zusammengestellt hat, die Dr. Fr. Düsel beim Verlag Westermann in Braunschweig herausgibt. Das Buch entspricht dem Geiste, den das Eingangswort kennzeichnet. Es enthält warme, lebendige Schilderungen aus dem Leben der bei uns heimischen Tiere und außerdem eine Anzahl der besten Märchen, Sagen und Fabeln, in denen Tiere eine Rolle spielen. Neue Dichter fehlen leider gänzlich. Das Buch bringt auch manches Interessante über die Tiere im Volksglauben. Die naturgeschichtlichen Schilderungen sind fast aus-

nahmslos von Braeß. Sie sind wohl geeignet, die Kinder zu eigenen Naturbeobachtungen anzuregen. Das Buch kostet Mk. 2.50

Die „Geschichten aus dem Tierleben" von Arno Marx (Verlag Haupt & Hammon-Leipzig, Mk. 1.50) zeigen einen interessanten Inhalt in einer Darstellung, die von einer guten, liebevollen Tierbeobachtung zeugt.

Fein beobachtete Tiererlebnisse und fein nachempfundene Tierschicksale sowie lebendig gegebene Jagderlebnisse aus der Wald- und Heidelandschaft der norddeutschen Tiefebene bietet Hermann Löns in dem Auswahlband „Aus Wald und Heide" (Verlag Sponholtz-Hannover, Mk. 1). Einige dieser interessanten Schilderungen sind in Heft 47 der „Deutschen Jugendbücherei" (Verlag Hillger-Berlin, 10 Pfg.) abgedruckt. Seine Bücher „Mümmelmann" (Mk. 3.50) und „Was da kreucht und fleucht" (Mk. 1.75) eignen sich erst für Schulentlassene und Erwachsene.

Prächtige Darstellungen aus dem Tierleben der Wildnis zeigen die „Novellen aus der afrikanischen Tierwelt" von dem deutschen Jäger und Forscher F. Bronsart von Schellendorf (Verlag Haberland-Leipzig, Mk. 3). Diese Darstellungen sind auf Naturbeobachtungen aufgebaut. Eine Fülle von ganz neuen Tierbeobachtungen, insbesondere aus dem Leben der Löwen, werden hier dargeboten. Der Verfasser hat jahrelang durch unendlich schwere aber lohnende Dauerbeobachtungen zusammenhängende Vorgänge im Leben dieser vorsichtigen wilden Tiere, z. B. das Beschleichen ihres Jagdwildes, das Überlisten ihrer Beute, das Aufsuchen ihrer Tränke, das Liebesleben und ähnliches kennengelernt, und zwar unter Umständen, daß jene wilden Tiere sich unbeachtet glaubten. Mit großer Liebe zu der wilden Natur und ihren Bewohnern hat der Forscher seine Beobachtungen angestellt und hat dadurch auch feinstes Verständnis für das seelische Leben der Tierwelt im Urwald bekommen. Das weiß er nun anschaulich und packend wiederzugeben. Er gibt seine Schilderungen in der Form von Tiernovellen, d. h. er stellt jedesmal einen größeren Lebensabschnitt eines einzelnen Tieres (Löwe, Nashorn) im Zusammenhang dar mit dem Anspruch, daß dieses Tier als typisch für die ganze Gattung anzusehen ist. — Eine ganz eigenartige wertvolle Beigabe zu dem Buche bilden die photographischen Aufnahmen der wilden Tiere, die bei Tage gemacht sind, ohne daß die Tiere es merkten. Es sind sehr gute Aufnahmen von Löwen, vom Nashorn, von Giraffen, die teilweise aus ganz geringer Entfernung gemacht sein müssen.

Eine dieser Tiernovellen von Bronsart, „Eines Nashorn Freud und Leid" ist in Heft 86 der „Deutschen Jugendbücherei" (Verlag Hillger-Berlin, 10 Pfg.) veröffentlicht.

Ein stattlicher billiger Sammelband von guten „Tiergeschichten", der Beiträge von der Ebner-Eschenbach, von Thompson, Ahrensberg, Björnson, Kipling und Widmann enthält, ist im Verlag Wunderlich-Leipzig zum Preise von 80 Pfg. erschienen.

Ein noch billigeres Sammelbändchen guter Tiergeschichten, „Pussi Mau und andere Tiergeschichten" brachten die Herausgeber von „Schaffsteins Blauen Bändchen" als zwölftes ihrer Sammlung heraus (Verlag Schaffstein-Köln, 30 Pfg. — in Leinen geb. 60 Pfg.). Dies Büchlein wird auch schon jüngeren Kindern Freude machen.

Eine fesselnde Tiergeschichte aus den Jugenderinnerungen des großen norwegischen Dichters B. Björnson, „Blacken", ist in Heft 75 der Sammlung „Schatzgräber" (Verlag Callwey-München, 10 Pfg.) abgedruckt.

Zwei ergreifende Hundegeschichten, die in einer ganz eigenartigen fesselnden Weise dargestellt sind — es liegt so etwas Verhaltenes und doch Anschauliches in seinen Worten — hat Jack London in seinen Büchern „Wenn die Natur ruft" und „Wolfsblut" uns gegeben (Verlag Sponholtz-Hannover; jeder Band Mk. 5.50). Beide Bücher sind voll scharfer Natur- und Menschenbeobachtung. Hans Bruncksorst.

Gedenktafel

Am 13. September 1872 starb auf dem Rechenberg bei Nürnberg der Philosoph Ludwig Feuerbach, ein entschiedener Vertreter des Materialismus.

Am 14. September 1321 starb in Ravenna Dante Alleghieri, der größte Dichter Italiens und einer der gewaltigsten aller Zeiten und aller Völker überhaupt. Sein Hauptwerk ist die „Göttliche Komödie".

Der 14. September 1769 ist der Geburtstag des bekannten Naturforschers Alexander v. Humboldt. Geburtsort: Berlin.

Am 18. September 1806 wurde in Sprottau i. Schl. Heinrich Laube geboren.

Am 20. September 1863 starb in Berlin Jakob Grimm, der unermüdliche Sprachforscher und Sammler unserer schönsten Märchen.

Lesepost

H. U. Gablonz: Wir hatten Ihr Rosegger-Gedicht zurückgesandt, der Brief kam aber mit dem Postvermerk „Adresse ungenügend" wieder hier an. Wenn Sie das Manuskript wiederhaben wollen, bitten wir um genaue Adresse.

Stud. phil. H. H. Gießen: Dank für Ihren herzhaften Studentengruß an die Lese. Als Gegengruß Ihnen ein Vivat, Ihrer Muse ein Crescat, Ihrer Wissenschaft ein Floreat! Ihre Verse tragen den Vorteil wahren Erlebens in sich, interessieren die Allgemeinheit aber nicht so weit, daß wir sie in der Lese veröffentlichen könnten.

Herr Hans Weill in Dessau schreibt uns: Zu dem „Lied der Auswanderer" in der Volkslieder-Lese Nr. 29 hat mir eine weitere Strophe meine 80jährige Großmutter gesagt. Sie hat das Lied selber noch in den Jahren der großen Auswanderung nach Amerika gesungen. Die Strophe lautet:

Nun geh'n wir zu Freund und Anverwandt
Und reich'n ihn' zum letztenmal die Hand.
Ihr Freunde, weinet nicht zu sehr,
Wir seh'n einander nimmermehr.

Sie wäre wohl als zweite Strophe einzufügen.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Theodor Etzel, Stuttgart, Tübingerstraße 12.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Zum Geleit von Jean Paul. — Autorenspiegel. — Lesepost.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 38 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Geleitworte

Der Dichter trägt das Herz der Welt im Busen.
Was einen Menschen, was die ganze Menschheit
bewegt, betrübt, erschüttert und beseligt,
das fühlt er ganz, das schöpft er ganz und tief
im Lebensborn als voller, ganzer Mensch.

Leopold Schefer.

Schöne Literatur lehrt nicht. Aber sie bildet. Sie zaubert uns Gestalten vor Augen, die, sei es in Ernst oder Humor, über dem Gemeinen stehen, und dabei berührt sie uns doch nicht rauh, sondern angenehm und wohltuend. Sie weist uns nicht nur den Weg aufwärts, wie der Philosoph, sondern gibt uns zugleich eine Traube mit zum Genießen. Sie schafft uns Freude für den Augenblick und auf die Dauer. Nichts kann dankenswerter sein, als eine solche Wohltäterin an unser Volk heranzuführen. Alois Brandl.

Der Lindenbaum

Erzählung von Heinrich Seidel

Vor längerer Zeit hielt ich mich einige Jahre hindurch in einer kleinen Stadt auf und war dort an einen alten Herrn empfohlen, der ein Studiengenosse meines Vaters gewesen war. In dem Hause dieses Mannes ging ich aus und ein und genoß dort viel Freundlichkeit. Herr Doktor Lindow war ein stattlicher und jovialer Sechziger und ein großer Natur- und Gartenfreund, der herrliche Blumen und köstliches Obst zog, und sein Garten, der sich in glücklicher südlicher Lage in Terrassen zu einem kleinen See hinabsenkte, war im Sommer und Herbst ein wahres Füllhorn köstlicher Dinge. Als ein Wunder erschien es mir immer, was durch kluge Ausnutzung des Raumes auf einem verhältnismäßig kleinen Fleck Erde alles erzeugt werden kann. Am Ende des Gartens befand sich auf einer kleinen Erhöhung eine mächtige Lindenlaube, die auf den stillen, von Schilf und Weiden umkränzten See sich öffnete, und dort saß ich eines schönen Abends im August in heiterem Gespräche mit dem alten Herrn, der an jenem Tage besonders aufgeräumt war. Vor uns auf dem Tische stand eine mächtige Schale mit köstlichen Pfirsichen, Reineclauden, und Aprikosen, in den Gläsern schimmerte eine vorzügliche Sorte von Rheinwein, und ringsum ertönte in den stillen Abend hinein das fröhliche Getöse spielender Kinder, der Enkel und Enkelinnen meines Gastfreundes. Unter diesen war ein zwölfjähriger Junge, der sich durch große körperliche Gewandtheit auszeichnete. Plötzlich hörten wir dessen Stimme aus dem Wipfel eines Baumes, der seine Zweige wagerecht nach dem Ufer des Sees hinausstreckte. „Großvater!“ rief der Junge, „nun passe mal auf, wie ich es jetzt schon gut kann!“

Damit war er auf einen der wagerechten Zweige hinausgerutscht und hing plötzlich an den Knieen daran, mit dem Kopfe nach unten. Zu meinem Schreck ließ er sich dann los, griff aber geschickt in das Laub des unteren Zweiges, daß sein Körper sich wendete und der Kopf wieder nach oben kam, und so von Ast zu Ast rutschend und stürzend, gelangte er, indem er rechtzeitig seinen Fall durch wiederholtes Eingreifen in die Zweige milderte, glücklich unten an.

„Gut, mein Sohn,“ rief Herr Lindow, „kannst mal herkommen!“ Nachdem er den Knaben für seine Leistung reichlich mit Obst belohnt hatte, wandte er sich zur mir und sagte: „Eine alte Familienkunst, die ich schon von meinem Vater gelernt habe und die hoch in Ehren gehalten wird, seitdem sie mir einmal einen so großen Dienst geleistet hat.“

„Welcher Art war dieser Dienst?“ fragte ich etwas verwundert.

Der Doktor lehnte sich in seinen Gartenstuhl zurück und sah sinnend vor sich hin, wie einer, der sich eine Geschichte im Geist zurechtlegt, und sagte dann: „Sie wissen doch, daß ich als Student zu zehnjähriger Festungshaft verurteilt worden bin?“

„Ja gewiß!“ antwortete ich, „damals, als auch Fritz Reuter zu dieser Strafe verdammt wurde, und aus denselben Gründen.“

„Gewiß,“ fuhr Lindow fort, „allein ich hatte es in einer Hinsicht besser als Reuter, da ich meine Zeit in der einzigen kleinen Festung meines engeren Vaterlandes absitzen durfte, wo ich es verhältnismäßig gut hatte. Diese war nun eigentlich gar keine Festung mehr, denn die Außenwerke hatte man längst geschleift, und nur ein auf einem steilen Felsen gelegenes Kastell war übrig geblieben, das zu Gefängniszwecken diente. Dort hatte ich ein ganz wohnliches Zimmer, allerdings mit schwerer, eisenbeschlagener Tür, und einem tief in die dicke Mauer eingeschnittenen, stark vergitterten Fenster. Ich war

der einzige Festungsgefangene dort, denn mehr dergleichen politische Verbrecher hatte das kleine Fürstentum nicht hervorgebracht, und man ließ mir am Tage ziemlich viel Freiheit, nachts allerdings wurde ich sorglich eingeschlossen. Wohin sollte ich auch entkommen, da dieser Felsen an drei Seiten wohl an die hundert Fuß steil abfiel, während er an der vierten, wo der gewundene Weg hinaufführte, durch Mauern und mächtige Tore mit Schildwachen davor genügend versperrt war. — Ueber Mangel an Aussicht konnte ich mich an diesem Orte nicht beklagen, denn der Felsen war ein letzter Ausläufer des am Horizonte dämmernden Gebirges und lag als einzige wesentliche Erhöhung in einer sanft gewellten Ebene. Aber nichts ist wohl geeigneter, die Sehnsucht nach der Freiheit zu verschärfen, als ihr steter ungehinderter Anblick. Zum körperlichen Schmerze fast wurde diese Sehnsucht, wenn an schönen Sommersonntagen die Menschen aus dem Städtchen wie aus einem Ameisenhaufen auf allen Wegen herauskribbelten in die freie Natur, wenn auf der Straße nach dem blau dämmernden Gebirge zu die Wagen rollten und leichtfüßige Wanderer munter dahinschritten, wenn auf den Gasthäusern vor dem Tore die Fahnen wehten, während farbige Mädchenkleider und helle Strohhüte aus dem Grün hervorschimmerten, und bald von hier, bald von dort ein dumpfes Pankenschlagen oder ein anderes musikalisches Getöse oder ein unablässiges Rollen von Kegelkugeln zu mir hinaufschallte. Dann kamen wohl auch leichtgeflügelte Schmetterlinge aus der Tiefe flatternd emporgetaucht, glätteten ihre Flügel ein wenig auf dem durchsonnten Rasen des Walles und tummelten dann sorglos weiter in die Freiheit. Die Schwalben, die sich um das alte Gemäuer des Kastells jagten, schossen dicht über mich hin und riefen wie zum Hohne: „Komm mit, komm mit," und als dies alles wieder einmal an einem Sommersonntag geschah, ward es mir zuviel und ich begab mich auf die andere Seite, wo mir der Anblick auf die Stadt und das fröhliche Getümmel um sie her entzogen war. Hier wurde die eine Wand des Felsens vom Flusse bespült, und hinter diesem dehnte sich eine weite Heidefläche aus. Zu meinen Füßen aber in den Winkel, den der herannahende Fluß mit dem Felsen machte, lief ein großer Garten aus, der zu dem Landhause eines wohlhabenden Fabrikanten gehörte. Wie eine Karte lag er mit seinen sauberen Steigen, Rasenflächen und Gebüschgruppen unter mir, aber auch so öde wie eine Landkarte war er meist, denn außer einem alten Gärtner, der sich dort zu tun machte, und seiner ebenso alten Frau hatte ich dort noch niemals einen Menschen gesehen. — Als ich dort nun saß, meine Beine über den Rand des Felsen baumeln ließ und abwechselnd in die saubere grüne Einsamkeit zu meinen Füßen und dann über den Fluß hinweg auf die eintönige Heide schaute, da überkam mich mit einemmal ein Gedanke, der mein Gehirn mit einem solchen Rausche erfüllte, daß ich mich zurücklehnte und meine Hände in das Gras klammerte in der Furcht, von einem Schwindel ergriffen, plötzlich hinabzustürzen. In dem letzten Winkel des Gartens stand nämlich ein uralter Lindenbaum, so nahe am Felsen, daß seine Zweige ihn fast berührten. Seine ungeheure grüne Kuppel war gerade unter mir, die Entfernung konnte nicht mehr als etwa zwanzig Fuß betragen. Daß mir das sonst noch nie so aufgefallen war! Wenn ich dort hineinsprang, war ich ja so gut wie unten. Es hatte auch gar keine Gefahr, denn die dichtbelaubten, elastischen Zweige würden mich sanft aufnehmen und den Sturz mildern, und dann: wie oft hatte ich mich nicht als Knabe von Zweig zu Zweig absichtlich aus Bäumen fallen lassen. Das war eine Kunst, die gefährlicher aussah, als sie war, und mir schon oftmals den Beifall erstaunter Zuschauer eingebracht hatte. Wenn ich das hier ausführte, konnte ich ja in ein paar Sekunden unten sein. Und dann war ich frei. — Aber wie lange? Ich war ohne Mittel, denn genügendes Geld bekam ich als Gefangener natürlich nicht in die Hände, und obwohl die Grenze nicht allzuweit entfernt war, so wäre mir doch wohl nur in einem bereitstehenden Wagen mit schnellen Pferden die Flucht gelungen. Auch fehlten mir Legitimationspapiere, und diese waren höchst nötig, um sich an der Grenze auszuweisen. Woher dies alles nehmen? Doch diese Gedanken kamen mir alle erst später bei ruhiger Ueberlegung; zunächst beraunschte mich der Gedanke, wie leicht ich entkommen konnte, wenn ich wollte, so, daß ich in ihm förmlich schwelgte. Im Falle ich dort hinabsprang und mich von Zweig zu Zweig stürzen ließ, war Gefahr nur dann vorhanden, wenn sich zu große Lücken zwischen den Aesten fanden oder diese in bedeutender Höhe vom Boden aufhörten. Ich suchte mir einen anderen Ort auf dem Felsen, legte mich dort auf den Bauch und betrachtete die Linde aus größerer Entfernung von der Seite. Sie war so normal gewachsen, wie dies für einen Musterbaum ihrer Art nur möglich ist, die grüne Kuppel zeigte keinerlei Unterbrechung und die untersten Zweige hingen bis auf den Boden hinab.

„Plötzlich ertönten stramme, taktmäßige Tritte und riefen mich aus meinen Gedanken zurück. Der Posten, der in dieser Gegend stand, ward abgelöst, und es erschien mir klug, mich zu zeigen, da man sonst wohl nach mir geforscht hätte. Ich ging schnell hinter den Wällen herum und kam an einer anderen Stelle scheinbar gelangweilt wieder zum Vorschein, setzte mich auf eine alte Kanone und schaute wieder auf die Stadt und das fröhliche Treiben der Landstraßen hin. Im Geiste aber war ich bei meinem alten Lindenbaum. Ich stand am Rande des Felsens und suchte mit dem Fuße nach einem sicheren Absprung. Nun war es so weit. Los! Mich schauderte zwar ein wenig, aber es mußte sein. Wie mir das grüne Laubwerk um die Ohren sauste! Ich

war gerade richtig gesprungen, der Ast gab mächtig nach, aber er brach nicht. Ich ließ ihn nicht los, bis er sich tief auf den nächsten gebeugt hatte, und dann rauschte und rutschte ich durch die knickenden kleineren Zweige tiefer und tiefer, von einem Aste zum anderen und schnell war ich unten. Jetzt hinab an den Fluß und durch die seichten Sommergewässer an das andere Ufer. Hier das kleine Kieferngehölz verbarg mich einstweilen. Aber ich mußte weiter — weiter über freie Räume, wo ich fernhin sichtbar war. Nur immer vorwärts der Grenze zu. Vielleicht bemerkte mich doch niemand. Ein Flüchtling muß Glück haben. Da: „Bum!" Was war das? Ein Alarmschuß von der Festung. Nun ging die Hetzjagd an.

„Ich hatte mich so in diese Gedanken vertieft, daß es mich wie eine Erleichterung überkam, als ich mir plötzlich klar machte, daß ich noch kein gehetztes Wild sei, sondern ganz gemächlich am Sonntag nachmittag auf einer alten Kanone säße und spintisierte.

„Von nun ab ließ mich der Fluchtgedanke nicht mehr los, und so oft ich es nur ohne Aufsehen zu tun vermochte, studierte ich meinen alten Lindenbaum, so daß ich ihn zuletzt fast auswendig kannte. Den verhängnisvollen Sprung habe ich im Geiste so oft gemacht, daß es nicht zu zählen ist. Dabei zermarterte ich mich mit Grübeleien, wie ich mir Geld und alles sonst zur Flucht Nötige verschaffen möchte, verwarf einen Plan nach dem anderen und kam zu keinem Ende damit. Denn alles hing davon ab, daß ich Briefe sicher aus der Festung beförderte, und ich fand niemand, dem ich mich hätte anvertrauen mögen.

„Indes war die Zeit der Sommerferien herbeigekommen, und als ich eines Tages wieder in den sonst verlassenen Garten des Landhauses hinabschaute, bemerkte ich dort eine wundervolle Veränderung. Was mir an weiblichen Wesen auf der Festung zu Gesicht kam, war nicht dazu angetan, mich zu verwöhnen, denn es gehörte zu der Gattung der Regimentsmegären und Scheuerdrachen; deshalb erschien mir wohl das junge, etwa siebzehnjährige Mädchen dort unten wie ein Wunder von Schönheit und lieblicher Bildung, und es überkam mich etwas wie Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der solche wohlgerundete Anmut mit leichter Meisterhand in die Welt gestellt hatte. Während das junge Mädchen, langsam alles betrachtend, durch den Garten ging, wurde sie umschwärmt von einem ungefähr vierzehnjährigen Knaben, der mit einem Bogen von Eschenholz leichte Rohrpfeile in die Luft schoß und sich an ihrem hohen Fluge vergnügte. Durch einen Zufall stieg der eine dieser Pfeile bis zu mir empor und fiel neben mir nieder. Dadurch wurde der Knabe meiner gewahr und machte seine Schwester auf mich aufmerksam. Ich nahm meinen Hut ab und warf, indem ich grüßte, den Pfeil wieder hinunter. Mein Schicksal und meine Anwesenheit auf der Festung waren in der ganzen Stadt bekannt, und so mochten diese jungen Leute auch wohl gleich wissen, wen sie vor sich hatten. Denn sie sprachen miteinander und sahen zu mir empor, der Knabe unverhohlen und voll Neugier, das Mädchen flüchtiger, aber, wie es mir schien, mit einem Ausdruck von Mitleid in den schönen Zügen.

„Da ich nun fortwährend mit Fluchtgedanken beschäftigt war und alles gleich mit diesen mich ganz beherrschenden Ideen in Verbindung brachte, so fiel es mir gleich auf die Seele, daß ich hier eine Verbindung mit der Außenwelt zu gewinnen vermöchte. Wenn das schöne Mädchen mir vielleicht auch nicht helfen konnte, so würde sie doch gewiß nicht einen armen Gefangenen verraten, der sich vertrauensvoll in ihre Hand gab. Aber ein Zweifel fing sofort an mich zu plagen, ob ich das Mädchen wiedersehen würde. Vielleicht war sie nur zu einem kurzen Besuch in diesem Landhause und kam nie wieder. Aber dennoch arbeitete ich im Geiste schon an einem ausführlichen Briefe, in dem ich meine Lage und alles, was zu meiner Befreiung nötig war, gründlich auseinandersetzte. Als ich gegen Abend wieder in meine Zelle eingeschlossen wurde, schrieb ich alles sorgfältig auf und setzte die Mittagsstunde von zwölf bis ein Uhr zu einer Antwort von ihrer Seite fest. Dann befand sich alles auf der Festung beim Essen und ich war am wenigsten beobachtet, zumal auch die Schildwache in meiner Nähe um diese Zeit sich einer stillen, innerlichen Beschaulichkeit hinzugeben pflegte. Ihre Antwort sollte das Mädchen auf ein Zettelchen schreiben, diesen mit ein wenig Wachs oder Pech an einen Rohrpfeil kleben und durch ihren Bruder zu mir hinaufschießen lassen.

„Mit fieberhafter Spannung wartete ich am andern Tage darauf, daß die Schöne wieder im Garten erschiene, doch vergebens, alles blieb leer. Nur der Knabe tollte eine Weile dort herum und übte sich mit langen, schlanken Gerten, die er als Wurfspieße benutzte. Endlich am Nachmittage sah ich das helle Kleid aus dem Grün leuchten. Das Mädchen ging langsam durch den Garten und verschwand unter dem alten Lindenbaume. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie wieder zum Vorschein kam, nun aber wandelte sie auf dem Steige unter mir hin. Jetzt galt es. Ich räusperte mich, so laut ich konnte, und sobald sie aufblickte, zeigte ich meinen mit einem Steine beschwerten Brief. Als sie verwundert und etwas verwirrt wegsah, warf ich ihn hinab. Er fiel ihr gerade vor die Füße, und ich bemerkte, wie sie erschrak und im ersten Augenblicke weiterging, ohne ihn aufzunehmen. Dann besann sie sich, kehrte um, hob das Papier auf und ging damit unter den Lindenbaum zurück. Nach einer Weile kam sie wieder hervor und schritt, mir den Rücken wendend, langsam auf das Haus zu. Wie im Krampfe zog sich mein Herz zusammen, als sie so, ohne ein Zeichen zu geben, davonging. Doch da,

plötzlich stand sie und ließ flüchtig den Blick zu mir heraufgleiten. Dann wendete sie sich wieder ab, nickte dreimal eindringlich mit dem Kopfe und lief eilig auf das Haus zu.

„Beinahe hätte ich laut aufgejauchzt, als ich dies bemerkte, und den ganzen Abend hatte ich die größte Not, die außerordentliche Heiterkeit zu unterdrücken, die mich erfüllte.

„Am anderen Tage ging alles gut. Der Knabe kam und schoß mit seinen Rohrpfeilen wie zur Uebung an dem Felsen in die Höhe. Dann nahm er einen anderen Pfeil, zielte sorgfältig und schoß ihn zu mir empor. Es war zu kurz; ich sah den leichten Boten bis dicht an meine Hand steigen und dann wieder zurücksinken. Das zweite Mal gelang es; ich löste schnell den kleinen, schmalen Zettel ab und warf den Pfeil wieder hinunter.

„Sie schrieb: „Ich will alles tun, was ich kann. Mein Onkel will mir dabei helfen. Sie dürfen ihm vertrauen, wie auch meinem Bruder Paul, der alles weiß und stolz auf dies Geheimnis ist. Haben Sie guten Mut; in vierzehn Tagen kann alles bereit sein."

„Diesen kleinen Zettel drückte ich an meine Lippen, las ihn wohl hundermal und bewahrte ihn als meinen größten Schatz. Ueber die nächsten vierzehn Tage will ich kurz hinweggehen. Genug, die Stunde war da, wo alles bereit war, und zwar sollte die Flucht am hellen Mittage stattfinden. Das Glück begünstigte mich in jeder Hinsicht. Am Vormittage stieg ein Gewitter auf; über der Heide stand eine blauschwarze Wolkenwand, in der die Blitze zuckten, und der Donner lauter und lauter rollte. Einige Minuten nach Zwölf stand ich an dem Rande des Felsen und wartete auf den nächsten Donner, der das Geräusch meines Sturzes übertäuben sollte. Da zuckte ein greller Blitz auf: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht..." zählte ich unwillkürlich, und dann knatterte und rollte es mächtig in den Wolken. „In Gottes Namen!" sagte ich innerlich und sprang zu. Wie ich hinunter gekommen bin, weiß ich noch heute nicht. Es donnerte, rauschte und sauste mir um die Ohren, Zweige schlugen mir ins Gesicht, und mit einemmal hatte ich Boden unter den Füßen. Ich eilte schnell durch Laubengänge, die mich den Blicken verbargen, dem Ausgange zu. Wie oft hatte ich diesen Weg schon im Geiste gemacht! Da, in der Nähe des geöffneten Gartentores stand, von Buschwerk gedeckt, eine helle Gestalt. Sie war es. In überschwellender Dankbarkeit reichte ich ihr beide Hände entgegen, und da Worte unsere Empfindungen nicht ausdrücken konnten, so küßten wir uns, als könne es gar nicht anders sein. Aber sie drängte mich bald von sich. „Schnell, schnell," rief sie, „und reisen Sie glücklich!" O Wonne und Qual, in der Nußschale eines kurzen Augenblickes vereinigt. Aber ich mußte weiter. Auf der Straße sah ich den Knaben Paul, dem ich in einiger Entfernung folgen sollte. Er führte mich zu einem kleinen Gehölz in der Nähe, wo eine Kutsche mit zwei schönen Pferden hielt. Ein ältlicher Mann, der dabei stand, schob mich hinein und rief mir zu: „Im Wagenkasten ist ein neuer Anzug und was Sie sonst noch brauchen, in der Seitentasche Geld und Papiere. Reisen Sie mit Gott!"

„Ich wollte ihm danken, allein die Pferde zogen an, und fort ging's in Sturm und Regen und rollendem Donner, was die Gäule laufen konnten. Nun, ich kam nach allerlei kleinen Abenteuern über die Grenze und weiter und war frei. Frei und doch wieder gefangen, denn den Kuß am Gartenzaun vergaß ich mein Leben lang nicht."

Frau Lindow, die sich schon eine Weile in der Nähe bei einigen Gemüsebeeten beschäftigt hatte, kam jetzt näher und fragte: „Nun, was erzählst du da wieder für eine lange Geschichte?"

„Es ist die Geschichte von dem berühmten Kusse am Gartentor!" antwortete Herr Lindow.

„Ach du!" sagte Frau Lindow, „ja, das kommt davon, wenn man sich mit Verbrechern einläßt."

Mir ging plötzlich ein Licht auf, entzündet an dem schimmernden Glanze der Augen, mit dem die beiden alten Leute einander ansahen.

„Alte," rief der Doktor, „denkst du daran, daß es jetzt gerade vierzig Jahre sind seit jenem verhängnisvollen Kusse? Komm, laß uns anstoßen auf ein glückliches Alter!"

Wir erhoben uns, und die Gläser klangen aneinander. Dann küßten die beiden Alten sich, und ein Abglanz wie von ewiger Jugend verklärte ihre glücklichen Gesichter.

Siehe Wegweiser.

Unter reinem Himmel

Von Rudolf von Delius

Schon um sechs Uhr war ich aufgestanden
— Als die Sonne mir schräg auf das Bett fiel —
Nur schnell heraus aus den engen, leichendumstigen Wänden. Ins Freie.
„Schön Wetter heut'," sagte der Fischer, der mich über den See setzte.
Und nun hinauf in meinen Wald. Zur Lichtung.
Da streck ich mich im Gras. Vor mir das weite Land:
Die Wasserfläche, Wiesen, Wälder und kleine Dörfer.
Die Frösche quaken, in den Bäumen trillern und zwitschern die Vöglein.
Es liegt alles in Sonne.
Und über mir das Blau, grenzenlos-selig und rein,
Wie frisch gewaschen ist heute die Welt.
Ein leiser Wind schaukelt die Aeste, kräuselt das Wasser und streichelt meine Stirn.

Wie bin ich frei!
Ich lege meine Hand auf den Boden,
Durch meine Finger gleitet das Gras,
Ich fühle die Mutterfeuchte der alten, lieben Erde.
So ist es gut,
Hier bin ich zu Hause, hier hat mich alles lieb.
Es ist alles nur für mich da und doch hält mich nichts und wird zudringlich.
Nichts verpflichtet mich, nichts verlangt etwas von mir,
Und doch ist dies Wipfelrauschen mehr als die Stimme des Vaters
Und dies Wärmen der Sonne mehr als die Umarmung der Geliebten.
Wunschlos bin ich und ohne Sehnsucht. Ich bin völlig zufrieden.
Zufrieden, zufrieden!
So lieg ich lange ganz still. Freundlich behüten mich die Kiefernstämme.
Und ich denke an mein Leben, an die Menschheit und meine Freunde.
Warum mühen sie sich? Warum ringen sie mit Problemen,
Warum schleifen sie Waffen und wollen klug werden?
Gibt es irgendein Geheimnis? Ich glaube es nicht.
Gibt es Gefährliches und Böses, das auf uns wartet,
Das uns anfällt in der Dunkelheit und wehe tun will?
Ich glaub es nicht.
Es ist alles einfach und vollendet,
Es ist alles in Ordnung und unsäglich schön.
Ich kenne keine Rätsel und Mysterien;
Alles, was ihr so nennt, ist doch nur die Ausdünstung eures Selbst:
Es ist der dumpfe Rauch eurer eigenen Seele,
Die qualmt und brütet: wolkig und bunt,
Denn das enge Quälen der Furcht brannte sie blutig.

O kommt heraus in dies klare, lichtweite Land
Und legt euch getrost ans Herz der Dinge.
Sie betrügen euch nicht, sie meinen es gut mit euch.
O kommt heraus in den Ur-Frieden der Sonne,
In die stille Versöhnung des Vormittags.
Laßt eure Städte mit dem Schweißgeruch des Erwerbes
Mit den verzerrten Zügen der Ehrsucht.
Kommt in die klingende umrißreine Wonne der Erfüllung,
In die überschwengliche Daseinspracht der Wirklichkeit.
Kommt in die Sonne, ihr Freunde, in die jubelnde, starke Morgensonne,
In e u r e Sonne, ihr Freunde.
Denn sie ist eins mit eurem Leib und mit eurer Seele:
Durch eure Adern rinnt sie als wohliges Glück,
Und eure Wildheit ist i h r verwandeltes Blut.
Sie ist die Liebe, aus der alles hervorsprang,
Sie ist die Liebe mit tausend feurigen Brücken.

Drum werdet auch überschwellende Herzen;
Gegeneinander überschwellende Sonnenherzen.
Werdet selig, werdet rein, werdet reich!
Zerbrecht den Eisenkäfig eures Ich!
Im Andern ruht euer schönstes Gold!
Holt es heraus und laßt es glitzern!
In die Sonne, meine Freunde, kommt in die Sonne!!

Aus „Verwandlungen", Gedichte von Rudolf von Delius. Verlag Georg Müller, München. Preis 3 Mk.

Stille der Nacht

Von Gottfried Keller

Willkommen, klare Sommernacht,
die auf tautrunknen Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
weit hinter ihm hör ich das Meer
im Geist, und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
den mir die Luft von Westen bringt,
indes hierauf im Osten schon
des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
jetzt sterben mag ein Menschenkind —
und ob vielleicht den Einzug hält
das vielersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
ein unergründlich Schweigen ruht,
ich fühle mich so leicht zumal,
und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
verschwindet aus des Herzens Grund;
es ist, als tät' der alte Gott
mir endlich seinen Namen kund.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

2. Fortsetzung.

Unterdessen hatte sie die Steppe in ihre grünen Arme aufgenommen, und das hohe Gras verbarg sie von allen Seiten, daß nur noch die schwarzen Kosakenmützen zwischen den Aehren hervorschimmerten.

„He, Jungens, weshalb seid ihr denn plötzlich so still geworden," sagte Bulba, endlich aus seinen Träumen erwachend, „ihr seid mir rechte Mönche! Ah, jagt doch alle trüben Gedanken zum Teufel! Steckt euch eine Pfeife in den Mund, wir wollen eins ranchen, den Gäulen die Sporen geben und dahinsausen, daß uns kein Vogel einholen soll!"

Und die Kosaken beugten sich über die Pferde und verschwanden im Grase. Bald konnte man auch die schwarzen Mützen nicht mehr sehen. Nur die lange Flucht des niedergetretenen Grases zeugte von ihrem schnellen Ritte.

Die Sonne strahlte längst am klaren Himmel und ergoß ihr belebendes, wärmespendendes Licht über die ganze Steppe. Alle Schläfrigkeit und Traurigkeit verschwand augenblicklich aus der Seele der Kosaken, und ihre Herzen schwangen sich empor gleich flinken Vögeln.

Je tiefer sie in die Steppe hineinkamen, um so schöner wurde sie. Damals war der ganze Süden, jene große Strecke, die jetzt Neurußland bildet und sich bis zum Schwarzen Meer erstreckt, noch eine grüne, jungfräuliche Wüste. Der Pflug hatte diese unermeßlichen Wogen wilden Grases noch nie berührt, und nur die Pferde, die wie in einem Walde in ihm untertauchten, stampften es zuweilen nieder. Es gab kaum etwas Schöneres in der Natur: die ganze Erdoberfläche glich einem grüngoldenen Ozean, übersät von Millionen der mannigfaltigsten Blumen. Zwischen den schlanken, hohen Grashalmen schimmerten hellblaue, blaue und lila Blüten hervor; gelber Ginster ragte mit seiner pyramidenförmigen Spitze empor; weißer Klee glänzte mit seinen schirmartigen Köpfchen auf der Oberfläche; die weiß Gott wie hierher verpflanzten Weizenähren schossen gleich einem Dickicht in die Höhe, und ab und zu flogen ein paar Schnarchhühner mit vorgestreckten Hälsen hindurch. Die Luft war von tausend verschiedenen Vogelstimmen erfüllt. Mit weit ausgebreiteten Flügeln schwebten die Habichte unbeweglich am Himmel, ihre Augen unverwandt auf das Gras gerichtet. Von einem fernen See tönten die Schreie einer weit abseits vorüberziehenden Wolke wilder Gänse herüber. Mit gemessenem Flügelschlage erhob sich eine Möve aus dem Grase und badete sich voller Lust in den blauen Luftwellen. Da war sie schon in der Höhe verschwunden und erglänzte nur noch ganz fern wie ein schwarzer Punkt, aber plötzlich wendete sie ihren Flug und leuchtete hell auf in den blendenden Sonnenstrahlen — hol' euch der Teufel, ihr Steppen, wie herrlich seid ihr doch...!

Unsere Reisenden machten nur auf wenige Minuten Rast, um Mahlzeit zu halten. Ihr Gefolge das aus zehn Kosaken bestand, sprang von den Pferden und band die hölzernen Branntweinflaschen und die Kürbisse, die als Trinkgefäße dienten, ab. Man aß nur etwas Brot, Speck oder Zwieback und ähnliches, trank nicht mehr als ein einziges Glas, und auch dies nur der Stärkung wegen, denn Taraß Bulba erlaubte es nie, sich unterwegs vollzutrinken, und darauf wurde der Weg bis zum Abend fortgesetzt.

In der Dämmerung veränderte die Steppe vollkommen ihr Gesicht. Ihre ganze bunte, von den letzten hellen Sonnenstrahlen beschienene Oberfläche wurde allmählich immer dunkler, sodaß der Schatten der Kosaken in scharfen Konturen über sie hinglitt, und nahm bald einen dunkelgrünen Schimmer an. Der Erde entströmten immer stärkere Düfte: jedes Blümchen, jeder Grashalm atmete Ambra aus, und die ganze Steppe schien ein Meer von Wohlgerüchen geworden zu sein. An dem dunkelblauen Himmel schien ein riesenhafter Pinsel rötlichgoldene Streifen gezogen zu haben; hin und wieder sah man ein paar durchsichtige Wölkchen aufleuchten, und ein frischer, wohltuender Wind strich lockend, wie grüne Meereswellen, kaum merklich über die Spitzen der Gräser hin, so lind, daß er kaum die Wangen berührte. Die ganze Musik, die den Tag erfüllte, war verklungen und durch eine andere ersetzt. Bunte Ziesel kamen aus ihren Schlupflöchern, setzten sich auf ihre Hinterpfötchen und pfiffen durchdringend über die Steppe hin; immer deutlicher wurde das Zirpen der Grillen. Zuweilen tönte von irgend einem einsamen See her der silberhelle Schrei eines Schwanes durch die Luft. Die Reisenden machten mitten auf dem Felde halt, suchten sich ein Nachtlager und zündeten ein Feuer an, auf welches sie einen Kessel stellten, um sich ihr Kulisch zu kochen. Bald dampfte der Kessel und der Rauch stieg schräg in die Luft. Nachdem die Kosaken ihr Abendbrot eingenommen und die aneinandergekoppelten Pferde freigelassen hatten, damit diese ruhig grasen konnten, begaben sie sich zur Ruhe und lagerten sich auf ihren Kitteln. Die nächtlichen Gestirne blickten hell und klar auf sie hinab. Das Knistern, Pfeifen und Summen der ganzen unendlichen Insektenwelt, die im Grase schwirrte, klang an ihr Ohr. All diese Töne hallten wie Musik durch die Nacht, läuterten sich in der frischen Luft und wiegten den müden Sinn langsam in Schlaf. Wenn einer der Reisenden erwachte und sich erhob, lag die Steppe, besät mit den blitzenden Funken schwirrender Leuchtkäfer, vor ihm. Bisweilen wurde der Nachthimmel an verschiedenen Stellen vom fer-

nen Flammenschein des trockenen Schilfrohres beleuchtet, das auf den Wiesen und Flüssen verbrannt wurde. Eine dunkle Schar von Schwänen, die nach Norden flog, erschien plötzlich in rosig-silbernes Licht getaucht am Himmel, was so aussah, wie wenn rote Tücher am dunkelen Horizont flatterten.

Die Reisenden ritten vorwärts, ohne irgend ein Abenteuer zu erleben. Nirgends gewahrten sie Bäume; überall umgab sie die gleiche endlose, freie, herrliche Steppe. Hin und wieder nur sah man in der Ferne an den Ufern des Dnjepr die Wipfel eines Waldes blau aufleuchten, und nur einmal machte Taraß seine Söhne auf einen kleinen schwarzen Punkt fern im Grase aufmerksam und sagte: „Seht mal Jungens, da trabt ein Tatar." Ein kleiner, mit einem Schnurrbart geschmückter Kopf richtete seine schmalen Augen auf sie, schnüffelte vorsichtig wie ein Jagdhund in der Luft herum und verschwand wie ein Reh, als er bemerkte, daß die Kosaken dreizehn Mann hoch waren. „Hallo, Jungens, versucht mal den Tataren einzuholen! Ah — laßt es lieber sein, ihr werdet ihn ja doch nicht fangen. Sein Gaul ist schneller als mein „Teufel"." Bulba traf jedoch entsprechende Vorsichtsmaßregeln, da er einen Hinterhalt befürchtete. Er ritt mit seinem Zuge bis zu einem kleinen Fluß, der Tatarka hieß und in den Dnjepr mündet; dort sprangen sie ins Wasser, ließen sich mitsamt ihren Pferden eine Zeit lang von der Strömung treiben, um ihre Spur zu verwischen, und setzten erst hiernach an dem andern Ufer ihren Ritt fort.

Drei Tage nach diesem Abenteuer befanden sie sich endlich in der Nähe des Ortes, der das Ziel ihrer Reise war. Die Luft wurde plötzlich merklich kühler, ein Zeichen, daß der Dnjepr nicht mehr fern war. Da glänzte er auch schon in der Ferne und hob sich als ein dunkler Streifen vom Horizont ab. Seine kalten Wellen rollten dahin, kamen immer näher heran, und schienen endlich die Hälfte der ganzen Erdoberfläche zu umfassen. Das war jene Stelle, wo der Dnjepr, bis dahin von Stromschnellen eingeengt, seinen Lauf ungehindert entfalten und dem Meere gleich, fesselos, dahinrauschen kann, wo die in ihm verstreuten Inseln seine Ufer noch weiter zurückdrängen, und seine Wellen, weder von Felsen noch Dämmen gebrochen, sich breit über das Land ergießen.

Die Kosaken saßen ab, bestiegen die Fähre und gelangten nach einer dreistündigen Ueberfahrt an die Insel Chortiza, wo sich damals die so oft ihren Aufenthalt wechselnde Sjetsch befand.

Ein Haufen Volks stritt sich gerade am Ufer mit den Fährleuten herum. Die Kosaken zäumten ihre Pferde auf. Taraß reckte sich gewichtig empor, zog seinen Gurt fester zusammen und strich sich stolz mit der Hand über den Schnurrbart. Seine jungen Söhne musterten sich ebenfalls von Kopf bis zu Fuß, nicht ohne eine gewisse Angst und ein unklares Wohlgefallen, und alle ritten in die Vorstadt hinein, die eine halbe Werst von der Sjetsch entfernt lag. Bei ihrer Ankunft wurden sie durch den Lärm von fünfzig Schmiedehämmern betäubt, die in fünfundzwanzig unterirdischen und mit Rasen bedeckten Schmieden niederfielen. Auf der Straße saßen riesige Gerber und walkten unter dem Schutzdach die Ochsenhäute mit ihren muskulösen Händen. Zahlreiche Krämer saßen unter ihren Zelten vor ganzen Haufen von Feuersteinen und Pulver; ein Armenier bot teure Tücher zum Verkauf aus, ein Tatar drehte ein in Teig gehülltes Lamm am Bratspieß, ein Jude zog mit vorgestrecktem Kopf Branntwein aus einem Faß ab. Der erste Mensch, der ihnen begegnete, war ein Saporoger, der mit weit ausgestreckten Händen und Füßen mitten auf dem Wege schlief. Taraß Bulba konnte nicht umhin, haltzumachen und ihn mit großem Vergnügen zu betrachten. „Du hast es dir aber ordentlich bequem gemacht! Verdammt noch einmal, bist du ein prächtiger Bursche!" rief er aus und hielt an. Das Bild, das sich ihnen darbot, war in der Tat sonderbar genug: der Saporoger lag breit wie ein Löwe mitten auf dem Wege, sein stolz zurückgeworfener Haarschopf bedeckte mindestens drei Fuß vom Boden, und die Beinkleider aus teurem roten Tuch waren mit Teer beschmutzt, um die vollkommene Verachtung ihres Besitzers gegen solche Dinge recht deutlich zu zeigen. Nachdem Bulba sich an diesem Bilde sattgeschaut hatte, ritt er weiter durch die engen Straßen, die voll von Handwerkern, welche ihren Beruf gleich hier an Ort und Stelle ausübten, und von Leuten aller möglichen Nationalität war, die den Vorort bevölkerten. Es sah hier fast so aus wie auf einem Jahrmarkt, der die ganze Sjetsch kleidete und nährte, da diese sich ja nur aufs Herumlungern und Schießen verstand.

Endlich hatten sie die Vorstadt hinter sich und erblickten einige zerstreut liegende Gebäude, die mit Rasen oder auch, nach tatarischer Art, mit Filz bedeckt waren. Vor einzelnen von ihnen standen Kanonen. Nirgends sah man einen Zaun oder eins jener niedrigen Häuser mit einem Schutzdach auf niedrigen Holzsäulen, wie man sie in der Vorstadt fand. Ein kleiner Wall und ein Verhau, ohne die geringste Bewachung, zeugten von einer unglaublichen Sorglosigkeit. Einige riesenhafte Saporoger Kosaken, die mit ihrer Pfeife in den Zähnen mitten auf dem Wege herumlagen, schauten die Ankömmlinge ziemlich gleichgiltig an und rückten nicht vom Fleck. Taraß ritt mit seinen Söhnen vorsichtig zwischen ihnen hindurch und sagte: „Guten Tag, meine Herren." „Gleichfalls," antworteten die Saporoger. Ueberall, und auf dem ganzen Felde, sah man in malerischen, bunten Gruppen große Mengen Volkes lagern. Ihre gebräunten Gesichter zeugten davon, daß sie im Pulverdampf der Schlacht gestählt waren und mancherlei Ungemach erfahren hatten. Das also war sie, die Sjetsch! Das war die Höhle, aus der all die Helden hervorgingen, stark und stolz

wie Löwen! Das war der Ort, von dem aus sich Rittertum und Freiheit über die ganze Ukraine ergoß!

Die Reisenden lenkten ihre Pferde nach einem geräumigen Platze, wo sich gewöhnlich der Rat versammelte. Auf einem großen umgestürzten Fasse saß ein Saporoger, ohne Hemd; er hielt es in der Hand und stopfte langsam und bedächtig die Löcher. Wiederum versperrte ihnen ein ganzer Haufen von Musikanten den Weg, in deren Mitte ein junger Saporoger, die Mütze auf dem Ohr und mit hoch erhobnen Händen, einen Tanz aufführte. Er schrie fortwährend: „Spielt doch schneller, ihr Musikanten! Thomas schenk tüchtig Branntwein ein, spar nicht so bei rechtgläubigen Christen." Und Thomas, der ein angeschwollenes Auge hatte, reichte jedem, der an ihn herantrat, einen ungeheuren Becher. Um den jungen Saporoger herum, führten vier Alte mit kleinen Schritten allerlei Tänze aus; bald flogen sie zur Seite wie ein Wirbelwind, wobei sie fast die Köpfe der Musikanten berührten, bald setzten sie sich unvermutet nieder und begannen mit ihren silberbeschlagenen Absätzen laut und hart auf den festgetretenen Fußboden zu stampfen. Dumpf dröhnte die Erde in der ganzen Umgebung, und die Hopps und Topps, die mit den klingenden Sporen der Stiefel geschlagen wurden, schallten laut durch die Luft. Ein Kosak aber schrie lauter als alle andern und drehte sich mit den andern im Tanze. Sein Haarzopf flatterte im Winde, die starke Brust war ganz entblößt, über die Schulter aber hatte er den warmen Wintermantel geworfen, so daß ihm der Schweiß unaufhörlich in Strömen von der Stirn lief.

„Zieh doch wenigstens den Pelz aus," sagte endlich Taraß. „Sieh doch, wie du dampfst."

„Das geht nicht," schrie der Saporoger.

„Weshalb nicht?"

„Das geht nicht, das ist bei mir nun mal nicht anders: habe ich ihn erst einmal abgenommen, so vertrinke ich ihn auch!"

Der junge Bursche hatte schon längst keine Mütze, keinen Gürtel am Rock und kein buntes Tuch mehr: alles war schon dorthin gewandert, wo es hingehörte. Der Haufen wurde immer größer, neue Ankömmlinge schlossen sich dem Tanze an, und man konnte nicht ohne Bewegung sehen, wie hier alles an dem tollsten, leidenschaftlichsten aller Tänze, den die Welt je gesehen hat, und der nach seinen kräftigen Erfindern „Kosatschok" benannt ist, teilnahm.

„Säße ich bloß nicht zu Pferde," rief Taraß aus, „wahrhaftig, ich wollte selbst loslegen und mittanzen!"

Unterdessen mischten sich hie und da auch einzelne graue, alte Männer unter die Menge, die in der ganzen Sjetsch wegen ihrer Verdienste geachtet und schon oft Kosakenälteste gewesen waren. Taraß traf bald eine Unzahl Bekannte, und Ostap und Andrij hörten fortwährend Begrüßungsworte: „Holla, da bist du ja, Petscheriza!" „Guten Tag, Kosolup!" „Wo kommst du denn her, Taraß?" „Wie geht's Doloto?" „Guten Tag, Kirdjaga!" „Guten Tag, Gustyj!" „Ich hätte nie geglaubt, dich in diesem Leben noch einmal wieder zu sehen, Remen!"

Und all die Helden, die hier aus der großen Wildnis des östlichen Rußlands zusammengekommen waren, küßten einander, und zahllose Fragen flogen hin und her.

„Was macht Kasjan?" „Und Borodawka?" „Wo steckt Kolopjor?" „Und Pidsyschok?" Und Taraß bekam fortwährend Antworten wie etwa folgende: Borodawka sei in Tolopan aufgeknüpft, Kolopjor sei bei Kisikirmen lebendigen Leibes geschunden worden, Pidsyschoks Kopf sei eingesalzen und in einem Fasse nach Konstantinopel geschickt worden usw. Und der alte Bulba blickte traurig zu Boden und sagte gedankenvoll: „Und waren doch so wackere Kosaken!" Fortsetzung folgt.

Finnische Sprichwörter

Es gibt niemanden, der so reich wäre, daß er allen Bittenden geben könnte.

*

Das Wasser ist nicht so dick, daß es dicker als Blut wäre.

*

Der Name macht den Mann nicht schlecht, wohl aber der Mann den Namen.

Der Fisch ist immer im Wasser, aber selten an einem Fangplatz.

*

Lecken macht den Magen nicht voll.

*

Es ist für die Maus unrechte Zeit zu gähnen, wenn ihr die Katze auf den Fersen ist.

*

Ein wehrloser Mann ist ein altes Weib.

*

Am Gebrechlichen findet man keine Stütze und an Wankenden keinen Halt.

*

Der Topf schilt den Kessel, und schwarz sind sie doch beide.

Nach dem Finnischen von Eugen Kern.

Die Fockschot'

Skizze von Hermann Horn

Das Dreimastvollschiff hatte eben die Anker gelichtet, nachdem es noch Ladung auf der Elbe eingenommen, und ward nun von einem kleinen Dampfer dem Meere zugeschleppt. Die schwere Trosse hing in weitem Bogen zu dem Schlepper hinüber, der von Zeit zu Zeit seine Sirene heulen ließ, geschäftige Dampfwolken ausstieß und schon das Topplicht in der Dämmerung angesteckt hatte. Der Segler glitt still dahin und stieß nur von Zeit zu Zeit stolpernd mit der Nase nach vorn, wenn der Schlepper ungleichmäßig anzog. Die Kühle des Abends ging in einen steifen Zug über, der das Wasser anblies, daß es zu zittern begann.

Der Kapitän und der Lotse gingen auf Achterdeck am Ruder, der eine von dieser der andere von jener Seite, hin und her.

„Sollen wir nicht das Focksegel beisetzen, daß das Schiff stetiger liegt?" fragte der Kapitän, der ein Hochdeutscher war, da sie sich trafen.

„Lot uns noch en beten warten," meinte der Lotse ohne recht zu wissen warum. Dann gingen sie weiter hin und her.

Der Kapitän war spät an Bord gekommen und hatte noch einen jungen Matrosen mitgebracht, schlank und braun. Man hatte ihm geholfen, seine Seemannskiste, den Sack und die Seegrasmatratze aus dem Boote zu hissen. Dann war er selber im blauen Landgehzeug flink heraufgeklettert und hatte Hand angelegt, seine Sachen ins Logis zu tragen.

In die freie Koje hatte er seine Matratze und den Sack geworfen, die Kiste davor gestellt und sie geöffnet. Er holte eine Flasche mit Schnaps und ein Kistchen mit Zigarren heraus. Die stellte er auf den Tisch, der um den Mast lief mitten im Mannschaftsraum. „Wer en Zigarr schmoiken will, man immer to! Da is ok en lütten to-trinken!"

Dann hob er seinen Fuß auf die Kiste und zog sich die Lackschuhe aus, während ein paar, die da waren, sich bedienten.

„So," sagte er, „nu kan 't ja wieder vor 'n Jahr in 't Joch ringehen! — Is dat en Leben!" .

Aber er kleidete sich flink um, leerte den Sack in die Koje, stopfte einen Kalkstummel aus einem geschnitzten Tabakskasten und setzte sich auf seine Kiste. Da saß er eine Weile mit gekrümmtem Rücken, die schottische Mütze über den Ohren, rauchte und guckte vor sich hin auf die Lampe, die leicht schaukelte.

Man frug ihn, wie lange Fahrt er gehabt habe, wie lange er jetzt an Land gewesen. Vierzehn Tage sei er an Land gewesen nach achtzehn Monaten Reise. Sie hätten ihm sein Geld nicht lange gelassen. Die andern seufzen leise dazu als zu einer selbstverständlichen Sache, und er lacht fröhlich. Wie das Schiff wieder stampft, horcht er auf und seine Nüstern blähen sich ein wenig. „Der Kasten stampft," sagt er, „da möt wi wohl bald de Fock beisetten. — So will ick mal en beeten an Deck schauen!"

Draußen ist es jetzt völlig dunkel. Man kommt an einer Bark vorbei, die Anker lichtet, um in den Hafen geschleppt zu werden. Die Leute singen, während man sie um das Ankerspill trampeln hört.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehen
Dreiviertel Stund vor Tagen.

Die gehn heim, den Lichtern und Freuden Hamburgs entgegen.

Der Wind hat Kraft bekommen und schmeißt Hagelkörner aus der Dunkelheit.

Da hört man des Lotsen Kommando vom Achterdeck: „Die Raas an de Wind, Grotmarsseil und Fock bei!"

„Raas an de Wind, Grotmarsseil und Fock bei!" antwortet's aus allen Ecken und Enden. Dunkle Gestalten lösen sich aus schwarzen Massen, trappeln über Deck, verteilen sich; — der zweite Steuermann kommt gelaufen: „Voran Jungens, an die Backbordbrassen! "

Die Taue klatschen an Deck, einer „singt aus," diese wilden Raubvogelschreie der Matrosen, mit denen sie an den Tauen ziehen. Oben die Raaen beginnen an den Stengen zu knirschen, sie drehen sich schwankend in den Lüften, die Leute laufen schreiend mit den Tauen über Deck. Alles ist in Musik erhoben.

Der zweite Steuermann, der auf der andern Seite die Brassen reguliert, „singts aus": „So gut, boys — so gut boy's — gif hem noch en — that will do — —"

Dies erste Stück ist zu Ende, man schickt sich an aus seiner Erregung zum zweiten überzugehen.

Der Steuermann schickt Leute zum Segel losmachen in die Wanten. „Ihr zwei," sagt er zu diesem zuletzt gekommenen Matrosen und einem schweren, großen Mann im Oelzeug und Südwester, „mokt man de Fockschoten klar!"

Einen Augenblick blicken die beiden nach der mächtigen untersten Raa des Vordermastes, woran das Focksegel ist. Die Taue, an denen die Schoten rechts und links festgemacht werden, hängen wie baumelnde Schlangen in der Dunkelheit. Dann stapfen sie los.

Der Neue hat eben ausgesungen. Seine Sinne haben sich der ersten Musikpiece geöffnet, seine Bewegungen ihr untergeordnet. Es ist etwas Gebücktes, Zurückhaltendes, zum überlegten Sprung Bereites in ihm, während seine Augen beobachten und wandern.

Der andere ist ein Klotz in seinem schweren Oelzeug, schweigend und für sich. Er wendet sich eigensinnig ab, wie der andere den Plan der Verhaltung gibt.

Es gilt, die Schoten, die der Kraft des Windes wegen aus einer Art Flaschenzüge bestehen, festzumachen. Ein Tauende außen an der Schiffswand, das andere innen. So kann das Tau kunstvoll durch den Flaschenhals laufen und dem geblähten Segel doppelte Kraft entgegensetzen.

Jeder sollte ein Ende bedienen. Der Neue das außen, der Schwere das innen festmachen. Während der also über Bord klettert und da außen arbeitet, reißt der andere wild und stark an seinem Teil und macht ihn fest.

Dann stapft er hinüber nach Backbord, zur anderen Schote, ohne nach dem Kommenden zu sehen.

Wieder zieht er bereits an seinem Ende, das auch über rollende Scheiben läuft, aber der flinke Neue wird mit seinem nicht fertig. Der schwere eiserne Ring, an den es eingelassen werden soll, ist verrostet und bricht. Das Ende fliegt ihm aus der Hand ins Wasser, während von oben schon die weiße Leinwand des Segels flutet. Sie rauscht und bläht sich flatternd im Wind. Der schwere, eisengefütterte Zipfel des Segels fliegt einmal nach oben, wird nach rückwärts geworfen und strafft das Segel mit donnerndem Knall.

Der Neue ist flink an Bord geklettert. Er bebt vor Lust.

„Mach dien End fast," schreit er, „wie möt dat andere ok binnen Bords an de Reeling festmacken!"

Er steht und lauert, um sein Ende zu fassen, das schwer in der Luft baumelt.

„Ach wat," sagt der andere verächtlich und holt sein Ende ein, und jetzt, wie der andere das seine zu fassen kriegt, reißt er's ihm aus den Fingern. Der Neue schwankt einen Augenblick, will noch einmal zugreifen, greift daneben in die schwarze Luft und fällt mit einem hellen, langen Schrei über Bord.

„Höh —" macht dieser Klotz erstaunt, „verdammt ock!" — Dann zieht er mit riesigen Kräften die Schote an, bis das dicke andere Ende krachend sich oben am Zipfel des Segels im Flaschenhals verfängt, macht das Tau fest und springt dröhnend das Deck entlang.

Weiter achtern sieht er einen Arm aus dem gegen die Außenwand schäumenden, schwarzen Wasser auftauchen, nach dem wirft er eine Rolle Tau.

„Wat is los?" schreit der zweite Steuermann, denn man hißt die Marsraa.

„Ick weet nich," sagt der Schwere, „der Neue da is ja wohl über Bord fallen. — Ick hef em schon en End toschmeten!"

Der „Zweite" will sich drehen und über Bord schauen, da taucht schon die schottische Mütze des Neuen über Bord, und dann steigt er selber langsam an Deck mitten unter die andern, die sich gesammelt haben.

„Junge, Junge," sagt er, „is di dat Water kold," — und lacht und schüttelt sich.

„Ja, wie kommen Sie denn da rauf?" fragt der Steuermann.

„Ick hef em en End toschmeten," sagt der Klotz.

„Wat — en End toschmeten? — Op em Kopp hest du mi Tauwark schmeten, as ick de Fallreep rop käm. En Glück, dat se butten Bords hing, und ick se to fassen kreeg!"

Der Kapitän ist auch dazu gekommen.

„Wie ist denn das zugegangen?"

„Ja," sagt der Neue „de Schökel von de Fockschot war ja wohl entzwei gangen, und as ick dat End to fassen kriegen will, um et binnen Bords an de Reeling fest to maken, da rit et mi he ja wohl ut de Fingers, und ick bin über Bord gangen."

„Ach wat," sagt der Schwere verächtlich aus der Dunkelheit, „wenn ich dat nicht thon hätt, wäre de Fock in Stücken gangen!"

„Junge," lacht der Neue, „dat hätt ick sehen mögen! Und nun schlippt dat anner End durch de Block, und denn haut et de Fock erst recht in Stücken!"

„Schnack," sagt der Schwere, „da is Eisen in dat End einsplißt, dat kann nicht durch."

„Na," schaltet der Kapitän ein, „laß man gut sein, lassen Sie sich 'nen Grog brauen und ziehn Sie anderes Zeug an!"

„All right," sagt der Neue, „dat is nich schlecht, Dank ok, Kapitän," und geht zur Kombüse.

Da steht auch der Schwere, und er sieht ihm zum erstenmale ins Gesicht, das in dem Schein steht, der aus der offenen Küchentüre kommt. Das Gesicht hat dicke, rote Backen und über einer großen, fleischigen Nase liegen hinter blonden Wimpern die zwei Augen; sie blicken starr und steif gerade aus, als müsse sich der Kopf um sie bewegen. Der Mann ist groß und so breit über der Brust, daß er den Oelrock kaum darüber gekriegt hat.

Der Neue sieht ihm einen Augenblick neugierig ins Gesicht, wie er beim Koch den Grog bestellt, der Schwere sieht ohne zu zucken gerade aus.

„Na," sagt der Schlanke dann zu dem Weißmützigen, „dat Pulver hat de Klotz och nich erfunnen!"

Und aus der Dunkelheit lachen einige.

Drauf geht der Neue ins Logis und zieht sich um. Grad' sitzt er mit seinen Füßen baumelnd auf seinem Kojenrand und trinkt ein paar anderen mit dem Grog zu, den der Koch eben gebracht hat, da kommt der Schwere zur Türe hereingestapft.

Er bleibt stehen, guckt sich um und fragt einen: „Wo is de nü Matros, de über Bord fallen is?"

„Da is he," sagt der, und guckt den andern, das Glas in der Hand aufmerksam an — „wat willst du von ihm? —"

„Oh," der Schwere drauf, „ick will di man blos en beeten an de Schnut hauen, von wegen dat Pulfer erfinnen."

Die Mannschaft lacht und weiß nicht, was sie davon halten soll. Aber der Neue kennt sich besser aus. Blitzschnell wirft er das Glas zu Boden, und wie der Schwere mit erhobener Faust nach ihm

springt, beugt er sich vor, schlingt den Arm um dessen Hals und drückt den dicken Kopf fest an sich, daß der andere kaum mehr schnaufen kann. Zugleich preßt er ihm die Stiefel in den Leib.

Der Klotz stößt ein Gebrüll aus wie ein zorniger Seelöwe. Dann schweigt er und kämpft keuchend, den Kopf aus der Schlinge zu kriegen. Aber der Arm sitzt fest, und der Neue verfolgt still, was der andere will. Der ist mit den schweren Stiefeln auf die Seekiste heraufgekommen und beugt sich in den Kniekehlen, um nach oben zu fahren und den Kopf des anderen gegen die niedere Decke des Raumes zu stoßen.

Wie er aber nach oben fährt, hat der den Kopf auf die Seite geworfen, und er rennt sich den eigenen Schädel gegen die Kante eines Balkens. Er taumelt betäubt zurück, das Blut rinnt ihm in Strömen aus den Haaren und er setzt sich schwer auf eine Seekiste. Von Zeit zu Zeit streicht er sich mit der Hand über den Kopf und betrachtet das rote Blut, das an ihr klebt.

„Wat is dat," fragt ein Matrose, „hat he dich stochen? "

Der Neue hat seinen geschnitzten Tabakkasten hervorgenommen und zündet sich einen Kalkstummel an.

„Nee," sagt er eine Wolke rauchend, „dat hat he sich selv tan!"

„Is dat wahr?" fragt der Matrose.

„Ach wat," sagte der Schwere, „ick weet nich, et ward ja wohl so sin." Er erhebt sich und tappt zur Türe hinaus.

*

Der Neue und der Schwere kamen jeder auf eine andere Wache und hatten nicht viel mit einander zu tun.

Aber an einem hellen Sturmtag bei Kap Horn hatten beide Wachen das Schiff, das vor den grünen Riesenwellen beigedreht hatte, über ein anderes Stach gelegt, und sie kamen doch miteinander ins Gespräch.

Der eiserne Ring außenbords war nun an der anderen Fockschote geplatzt und mit vieler Mühe, nachdem man erst das Segel aufgegeit hatte, war das andere Ende, so wie es seinerzeit der Neue hatte machen wollen, einstweilen innenbords an der Reeling festgemacht worden.

„Kiek," sagte der Neue zu dem Schweren, „so wird dat gemacht!"

„Wat," sagte der und fuhr auf, „dat geht auch den annern Weg!" Mit einem Ruck warf er das eine Ende vom Nagel, sprang dann auf die Reeling, ergriff das andere Ende und warf seine gewaltigen Kräfte darein, sich weit hinten überbiegend.

Das Focksegel holte aus in dem Sturm, der aus einem weiß zitternden Streifen des Horizonts wehte, und das Ende mit dem eingesplißten Eisen verfing sich krachend da oben im Zipfel des Segels, wo der Block des Flaschenhalses hängt. Aber die Pratzen des Schweren hielten aus. Vielleicht hätt' er's niedergezwungen; schon schwang sich der Neue dem Augenblick gehorchend auf die Reeling, um ihm zu helfen, da sprang da oben der Block in Stücke und das Tauende schlüpfte heraus. Donnernd schlug das Segel in die Luft, und der Schwere, der nichts mehr zu halten hatte, fiel mit einem Ueberholen des Schiffes ins Wasser.

„Mann über Bord!" rief der Neue mit heller Stimme und ergriff ein zusammengerolltes Tauwerk.

Der Schwere schwamm mit seinen roten Backen und seinen gerade blickenden Augen schier in gerader Linie mit der Reeling des tief überholenden Schiffes in dem grünen Wasser, keine zwei Meter von dem Neuen, auf die Bordwand zu.

„Faß das End," schrie der Neue und warf es nach ihm.

„Wat," sagte der — und seine Augen blickten gerade aus, „ick bruk din End nich!" — und er steuerte auf das Schiff zu, wo vielleicht die Fockschote noch über Bord hing.

Im selben Augenblick holte das Schiff nach der anderen Seite über und verließ die Höhe dieser Welle. Der Schwere wurde vor den Augen des Neuen hoch in die Höhe gehoben, als wolle er stracks mit seinen roten Backen und den gerade ausblickenden, hellen Augen in den Himmel fahren. Einen Moment hielt sich der Kopf dieses Seemenschen auf der Höhe der Welle, allen sichtbar, dann sah ihn niemand mehr.

Der Kapitän kam vom Achterdeck, nach dem Mittschiff, wo das Wasser in weißer Gischt hin und her rollte. Das Focksegel knallte in seinen letzten Fetzen an der Raa.

„Wie ist denn das zugegangen?" fragte er den Neuen. —

„Ich weet nich," sagte der, „er wollte ja wohl de Fockschot festhalten, und da fiel he von Bord."

Fischdampfer „Württemberg" von Bremen
Strandung

Seeamt Bremerhaven, 4. April 1906

Zur Einführung

Wer das Seemannsleben kennen lernen will, der muß die Entscheidungen unserer Seeämter lesen. Es gibt keine bessere Quelle für die Kenntnis des Schifferberufes, seiner gewöhnlichen Obliegenheiten, seiner Gefahren und — wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht — seiner hohen Reize. Wer sich in diese sprachlich und sachlich gleich bedeutenden und anziehenden Darstellungen vertieft, der lernt nicht bloß einen unserer wichtigsten Berufe so gut kennen, wie es überhaupt nur aus Büchern geschehen kann, den umwittert beim Lesen auch echte

Seeluft, der spürt auch die Zauber der geheimnisvollen, wogenden, salzigen See. Man erfährt aber auch aus diesen von strenger Sachlichkeit und doch auch von echter Menschlichkeit erfüllten Entscheidungen, daß die Romantik eines völlig ungebundenen Schifferlebens nur eigentlich in Unterhaltungsbüchern, aber nicht in Wirklichkeit existiert, daß dieser Beruf vielmehr gewissenhafteste Pflichterfüllung und hohe Sachkenntnis all der Methoden, tausendfältigen Erfahrungen und Hilfsmittel des Schiffergewerbes erfordert, und daß die Kulturstaaten einen großartigen Ueberwachungsdienst eingerichtet haben, mit dem sie jeden Schiffer so in ein Netzwerk einspannen, daß man von ihm, und wenn er durch die fernsten Meere steuert, über Tag und Stunde Verantwortung und Verklarung fordern kann. F. Gansberg.

*

Der deutsche Fischdampfer „Württemberg", Unterscheidungssignal QHRT, war in Bremen beheimatet und gehörte der Dampffischereigesellschaft „Nordsee" in Nordenham. Der im Jahre 1903 von G. Seebeck, A.-G. in Bremerhaven aus Stahl erbaute Dampfer hatte einen Raumgehalt von 716,2 cbm = 252,33 Reg. Tons brutto, 220,1 cbm = 77,67 Reg. Tons netto. Der Dampfer war beim Germanischen Lloyd mit + 100 A 4 Atl. (E) vom Dezember 1903 klassifiziert; die Klasse war bei der letzten Bodenbesichtigung im August 1905 bestätigt.

Am 7. Februar 1906 mittags 12 Uhr verließ der Dampfer unter Führung des Kapitäns Georg Burgeleit aus Nordenham — im Besitz eines Befähigungszeugnisses zum Schiffer auf kleiner Fahrt und des Islandpatents — mit einer Besatzung von weiteren 12 Mann — Steuermann, zwei Maschinisten, Netzmacher, Koch, vier Matrosen, zwei Heizer, ein Junge — den Fischereihafen von Geestemünde zu einer Fangreise nach Island.

Das Schiff verlor am 11. Februar durch eine schwere überkommende See das Backbordboot. Am 13. Februar sichtete man Island, — Ingolfshöfdi Hook — bei leichtem östlichen Sturme mit Schnee- und Regenböen; am 14. Februar begann man, Ingolfshöfdi Hook NWzN in drei Seemeilen Abstand, zu fischen und fuhr damit während der nächsten Tage ununterbrochen fort. Am 17. Februar sichtete man 7 Uhr 55 M. Vm. Ingolfshöfdi Hook in NO, steuerte darauf volle Kraft NWzN bis 9 Uhr und setzte um diese Stunde auf 46 Faden Wasser das Netz aus. Bei flauem bis mäßigem Winde aus NW, ruhiger See und klarer Luft, fischte man wie üblich bis 6 Uhr Nm. zum Dunkelwerden. Dann wurden die Netze aufgehievt, während der Wind gegen Abend nach SW mit zeitweiligen Schneeböen bei mäßig bewegter See und klarer Luft herumging, darauf dampfte man 3/4 Stunde lang volle Kraft SWzS und ließ dann treiben; die gesamte Mannschaft arbeitete an den Fischen bis zum 18. Februar morgens etwa nach 4½ Uhr. An diesem Morgen waren um 2 Uhr 59 Faden Wasser gelotet, worauf der Kapitän Burgeleit 20 Minuten lang halbe Kraft SSW dampfte, dann stoppte und treiben ließ; um 4 Uhr 45 Min. lotete man 60 Faden Wasser.

Als um 5¼ Uhr Vm. der Steuermann Diedrich Siemering aus Warfingsfehn, welcher mit den übrigen Leuten die Fische verstaut hatte, auf die Brücke zum Kapitän kam und fragte, was nun werden solle, ob alle schlafen gehen könnten oder ob das Netz wieder ausgesetzt werden sollte, sagte Kapitän Burgeleit, der Steuermann solle zunächst bis 6 Uhr auf der Brücke bleiben, dann wolle der Kapitän wieder die Wache übernehmen und um 7½ Uhr solle das Netz zum letztenmal vor der Heimreise ausgesetzt werden. Der Kapitän übergab dem Steuermann die Wache mit der Weisung — wie er angibt — in einer Viertelstunde, spätestens in einer halben Stunde, zu loten. Tatsächlich hat der Kapitän seine Weisung in weniger präziser Form ausgedrückt: der Steuermann solle in einer halben Stunde loten, er könne aber auch schon früher loten, es seien etwa 60 Faden gelotet und das Schiff befinde sich frei genug von Land. Der Steuermann und der Rudersmann, welche beide auf der Brücke standen, hielten nun beide Ausguck, die übrige Mannschaft ruhte. Die Luft war häsig, aber sichtig, bei südwestlichem Winde. Etwa 10 Minuten nach Uebernahme der Wache verließ der Steuermann nach zuvoriger Benachrichtigung des Rudermanns die Brücke, um den Koch zu wecken und dann mit dem Rudersmanne zu loten, welcher dem Steuermann auch gleich darauf folgte. Als beide nach hinten gingen, um die Lotleine zu holen, sahen sie auf einmal achteraus unmittelbar hinten am Heck des etwa OSO anliegenden Dampfers Brandung. Der Steuermann lief sofort auf die Brücke und gab, um mit dem schon vorher hart Steuerbord liegenden Ruder frei von der Brandung und von Land zu kommen, in die Maschine volle Kraft voraus, welches Manöver sofort ausgeführt wurde. Gleichzeitig stieß das Schiff aber auch schon auf; es war derzeit 5½ Uhr.

Der Kapitän, welcher sich nur auf 3/4 Stunde im Kartenhaus auf die Bank gelegt hatte, wurde durch das Aufstoßen wach, eilte auf die Brücke und übernahm das Kommando. Das Schiff gehorchte dem Ruder nicht, das Heck wurde von der Brandung herumgeworfen, der Dampfer schlug bis NO zu O herum, und das Manöver volle Kraft voraus blieb erfolglos. Ebenso war das Manöver „volle Kraft rückwärts" fruchtlos, da der Dampfer mit jeder ankommenden See weiter über die etwa 3/4 Seemeile von Land entfernte einzelne Sandbarre, in deren Brandung das Schiff gestrandet war, hinweg weiter auf Land zu geschoben wurde. Da das Schiff sehr stark aufstieß und ein Abbringen aus eigener Kraft unmöglich erschien, ließ der Kapitän

nun ständig volle Kraft voraus arbeiten, um das Schiff mit den Seen möglichst hoch auf den Strand zu bringen, was auch allmählich gelang. Zunächst war das Schiff dicht geblieben, machte aber später bei dem ständigen Stoßen Wasser, was jedoch bis zum Verlassen des Schiffes durch die Lenzpumpen hinreichend bewältigt werden konnte. Als Wasser in das Schiff drang, legte es sich plötzlich nach Steuerbord über, so daß die See das inzwischen vollständig ausgerüstete und mit Proviant versehene einzig gebliebene Boot fortriß. Nachmittags lag das schwer arbeitende Schiff mit Steuerbord nach Land zu. Als der niedrigste Wasserstand erreicht war, verließ die gesamte Besatzung zwischen 2½ und 3½ Uhr Nm. am Strandungstage das Schiff und gelangte zwischen den einzelnen Seen zu Fuß glücklich an Land. Effekten und Proviant konnten nicht gerettet werden, nur etwas mit Seewasser getränktes Brot wurde an Land geworfen und geborgen. Der Kapitän, welcher die Schiffspapiere retten wollte, verlor dieselben in der Brandung, das Schiffstagebuch wurde später angetrieben. Die Strandungsstelle war 8 Seemeilen westlich von Ingolfshöfdi auf 63° 48' N und 16° 56' W.

Eine Beschreibung der im Jahre 1904 von dem Deutschen Konsul Thomsen-Reykjavik an der Küste von Skeidararsandur in der Nähe der Strandungsstelle errichteten Schutzhütte nebst Uebersichtskarte war in mehreren Exemplaren an Bord vorhanden gewesen. Kurz nach 4 Uhr Nm. am Unfalltage brach dann die gesamte Mannschaft unter Führung des Kapitäns bei 6—8° Kälte nach der etwa 16 Seemeilen entfernten Schutzhütte, am entgegengesetzten Rande der Küste, auf. Nachts erbaute man aus Segeltuch ein kleines Zelt, zündete Feuer an und übernachtete so gut es ging. Am nächsten Morgen 6 Uhr setzte man die Reise fort und erreichte nach mühseliger und schwerer Wanderung, nach Ueberschreiten mehrerer Sümpfe und Flüsse 5 Uhr Nm. völlig ermüdet die Schutzhütte, welche mehrere Meilen weit sichtbar ist. Ein Verfehlen der Hütte hätte bei dem gerade einsetzenden Schneesturme, dem Mangel an Proviant, und der durchnäßten und erstarrten Kleidung der Leute möglicherweise verhängnisvolle Folgen haben können. So fand man alles Nötige, Betten für 14 Mann, guten und hinreichenden Proviant für 14 Mann auf zwei Wochen, Feuerungsmaterial, Kleidungsstücke, Arzneien usw. vor, so daß man sich durch Ruhe und Essen von den überstandenen Strapazen erholen konnte.

Durch Anzünden von großen Feuern nach Anweisung in den Abendstunden suchten die Schiffbrüchigen sich den nächsten Bewohnern der Gegend bemerkbar zu machen, was auch gelang. Inzwischen war aber auch schon der Pastor von Sandfelli am Morgen nach dem Unfall an den Strand gekommen, hatte das Wrack der „Württemberg" und die Spuren der Schiffbrüchigen gefunden und dieselben verfolgt; da er sie bis zum ersten Abend nicht einholte, sandte er berittene Leute zum Aufsuchen der Leute ab, welche am Dienstag 11 Uhr Nm. in der Schutzhütte eintrafen. Am nächsten Tage, 21. Februar, sind die Schiffbrüchigen nach Nupstadt und Raudaberg geleitet, wo sie überaus gastlich aufgenommen und verpflegt wurden und eine Woche lang blieben. Am 28. Februar traten alle mit einer großen Hilfsexpedition die Reise nach Reykjavik zu Pferde an, trafen nach der verhältnismäßig ziemlich kurzen Reise von 9 Tagen — da die Flüsse und Sümpfe gefroren waren — am 8. März dort ein und wurden von dem Konsul Thomsen empfangen, der dann für den Rücktransport zunächst nach England und weiter in die Heimat sorgte. Vor seiner Abreise hatte Kapitän Burgeleit Anordnungen wegen Verkaufs des Dampfers nebst Inventar und Ladung veranlaßt.

Die Ursache der Strandung und des Totalverlustes des neuen starken Fischdampfers mit seiner gesamten Ausrüstung und dem Fangergebnis erblickt das Seeamt in Uebereinstimmung mit den Ausführungen des Reichskommissars darin, daß der Kapitän Burgeleit, nachdem er einen guten Fangplatz unter der Küste getroffen hatte, sein Schiff nach Beendigung des Fanges während 12 Stunden in allzugroßer Nähe der Küste hat treiben lassen. Dieses war um so unvorsichtiger und seine Annahme, er befinde sich in gutem Abstande von der Küste, umso ungerechtfertigter, als nur kurze Zeiten hindurch von der Küste abführende Kurse gedampft waren, auch nur in sehr langen Zwischenräumen gelotet worden ist. Bei den verhältnismäßig spärlichen Tiefenangaben an der Südküste Islands, welche jedoch einen von manchen Erhebungen durchzogenen Meeresboden erkennen lassen, hätten nur häufiger wiederholte Lotungen einen hinreichenden sicheren Schluß auf den Schiffsort gestattet. Daher durfte der Kapitän sich mit einer Lotung von 59 Faden um 2 Uhr Vm. und von 60 Faden erst wiederum 4¾ Uhr nicht begnügen, auch nicht die nächste Lotung um 1 Stunde hinausschieben. — Zu bemerken ist hier, was freilich dem Kapitän Burgeleit noch nicht bekannt war und kaum bekannt sein konnte, daß im Jahre 1905 von dem Königlich Dänischen Kartenarchiv ein vorläufiger Entwurf einer neuen Karte über diese Strecke herausgegeben ist, nach welchem das Land sich etwa 1 Seemeile weiter nach Süden erstreckt, als auf der alten Karte angegeben; ferner geht die Tiefe von 51 Faden nach der Karte und den neuen Abmessungen ganz nahe in die Brandung hinein, während man nach der alten Karte bei einer solchen Tiefe eher auf weiteren Abstand von Land schließen konnte.

Ferner hat Kapitän Burgeleit die Möglichkeit einer — hier tatsächlich stattgefundenen — Stromversetzung auf die Küste zu nicht genügend in Betracht gezogen, obwohl er nach der Segelanweisung auf einen solchen Strom hätte gefaßt sein müssen.

Da etwaige Stromversetzungen nach eigener Angabe des Kapitäns bei dem Fehlen jeder Landmarke nicht zu kontrollieren waren, und da auch die Mißweisung der Kompasse unter Island Schwankungen unterlag, da schließlich eine genauere Bestimmung des Schiffsorts nicht vorgenommen war und nicht hatte vorgenommen werden können, hätte Kapitän Burgeleit sich erheblich weiter von der Dreimeilengrenze fern halten müssen als geschehen.

Der Steuermann Siemering hat die Anordnungen des Kapitäns bezüglich des Lotens pünktlich befolgt, beziehungsweise befolgen wollen; daß er hierzu auf kurze Zeit mit dem Rudersmann die Brücke verließ, wäre unbedenklich gewesen, wenn vorher genügend Ausguck gehalten worden wäre. Hieran hat es aber ganz offensichtlich gefehlt, andernfalls es ganz unmöglich gewesen wäre, daß das Schiff während der kurzen Abwesenheit des Steuermanns von der Brücke so weit in die Brandung geriet, daß die alsbald eingeleiteten Manöver ein Freikommen nicht mehr ermöglichten. Diese Brandung hätte bei genügendem Ausguck, zumal das Schiff mit gestoppter Maschine trieb, früher gesichtet oder gehört werden müssen, auch unter Berücksichtigung des Umstandes, daß sie von der niedrigen, wenig markierten und mit Schnee bedeckten Küste schlecht zu unterscheiden war.

Die im Vorstehenden hervorgehobenen Verfehlungen des Kapitäns und des Steuermanns, durch welche die Strandung verschuldet ist, lassen sich nur im Hinblick auf die bei der Islandfischerei obwaltenden Umstände gerecht beurteilen. Zunächst müssen die Fischdampfer, wenn sie überhaupt befriedigende Fänge erzielen wollen, die ziemlich dicht unter der Küste stehenden Fischzüge aufsuchen. Landmarken oder Leuchtfeuer für Peilungen und Abstände von der Küste fehlen dort durchaus. Ferner fischen die Dampfer, sobald sie gute Fänge machen, möglichst lange, um ihren Fang in frischestem Zustand an den Markt zu bringen und die Fangreise im Interesse ihres Verdienstes wie der Reederei abzukürzen, zumal Kapitän, Steuerleute und Deckmannschaft an dem Gewinne beteiligt sind. So kommt es, daß bei guten Fängen ständig durchgearbeitet wird und die Leute wenig Ruhe bekommen. In dem vorliegenden Falle hatte Dampfer „Württemberg" in den letzten vier Tagen vor der Strandung, insbesondere seit dem 16. Februar so gute Fänge gemacht, daß das Netz morgens möglichst frühzeitig ausgesetzt, den ganzen Tag hindurch gefischt wurde und — nach dem Einhieven der Netze bei Anbruch der Dunkelheit — während der Nacht die Fische verarbeitet und mit Eis verpackt sind. Diese Arbeit und das Aussetzen und Einhieven der Netze hat die Deckmannschaft ständig beschäftigt, so daß sie nur wenige Stunden ruhen konnte, meist auch nur im vollen Zeuge in der Kajüte sitzend. Daß der Steuermann, der seit dem 16. Februar bis zur Strandung nach seiner Angabe nur 1½ Stunde Schlaf genossen haben will, über seine Ueberanstrengung jedoch mit dem Kapitän vor Uebernahme der verhängnisvollen Wache nicht gesprochen hat, trotz besten Willens nicht so scharf Ausguck halten konnte, wie nötig war und wie er es in ausgeruhtem Zustande getan haben würde, ist ohne weiteres klar. Es ist daher anzunehmen, daß sowohl Steuermann wie Rudersmann infolge Erschöpfung und Müdigkeit nicht aufgeachtet und so die Brandung nicht bemerkt haben.

Diese Momente erklären die vorgekommenen Nachlässigkeiten, können sie jedoch nicht entschuldigen, da insbesondere der Kapitän über der Sorge um einen guten Fang und schnellen Antritt der Rückreise nicht die Sicherheit des Schiffes und der Mannschaft hätte außer Acht lassen dürfen, welcher Pflicht er durch weiteres Abdampfen von der Küste ohne erhebliche Schädigung der anderen Interessen hätte genügen können. Erschwerend kommt in Betracht, daß dem Kapitän Burgeleit bereits einmal ein Verschulden an einer Kollision wegen ungenügenden Ausgucks, sowie ein Verstoß gegen die Verordnung über das Verhalten nach einem Zusammenstoße beigemessen ist — Spruch des hiesigen Seeamts vom 25. November 1905 Straßburg-Stanley — und daß er bei seinem Fischen in dem noch sichtbaren Wrack des am 19. Januar 1903 dort gestrandeten Fischdampfers „Friedrich Albert" ein warnendes Beispiel vor Augen hatte. Hat doch dessen Besatzung nach 11tägigem Umherirren unter den größten Anstrengungen und dem Verluste von drei Menschenleben sich nur mit Mühe, teilweise unter Einbuße von Gliedmaßen durch Erfrieren, in bewohnte Gegenden retten können.

Dieser letzterwähnte traurige Unfall hat derzeit dem deutschen Konsul Thomsen in Reykjavik Veranlassung gegeben, im Mai 1904 aus eigenen Mitteln eine Schutzhütte für Schiffbrüchige in dieser unbewohnten, wüsten Gegend zu errichten, um einer Wiederholung derartiger schwerer Verluste an Menschenleben möglichst vorzubeugen. Nach Errichtung der Hütte ist allen in der Islandsfahrt tätigen Fischereifahrzeugen seitens der Nautischen Abteilung des Reichs-Marineamts auf Anregung des Deutschen Seefischerei-Vereins eine Beschreibung der Hütte nebst Uebersichtsskizze zugestellt; die genaue geographische Lage der Hütte ist durch die bereits erwähnten Vermessungen bestimmt und wird in die neuen Karten eingetragen werden. Die hochherzige, von Menschenfreundlichkeit, Opferwilligkeit und Umsicht ihres Erbauers zeugende Errichtung der Hütte hat in diesem Falle reiche Früchte getragen und den Leuten der „Württemberg" eine verhältnismäßig leichte Rettung aus großer Lebensgefahr ermöglicht. Rühmend anzuerkennen sind ferner die Bemühungen der dortigen Einwohner um Aufsuchung, Verpflegung und Heimschaffung der Schiffbrüchigen. Auch ist zu erwähnen, daß der Kapitän Burgeleit sich bei der Führung seiner Leute sehr umsichtig und versorglich gezeigt hat.

Derartigen, bedauerlicherweise nicht vereinzelt vorkommenden Strandungen — außer dem Dampfer „Württemberg" sind am 13. Februar und 14. März noch zwei englische Fischdampfer an der Südküste Islands gestrandet — läßt sich nur dadurch wirksam vorbeugen, daß eine ausreichende Befeuerung der gefahrvollen, zum Fischfang aufgesuchten Südküste Islands eingerichtet wird. Die Durchführung einer solchen Maßregel seitens der zuständigen Stelle würde sich, wie bereits mehrfach zum Ausdrucke gekommen, den Dank aller an der Fischerei daselbst interessierten Kreise erwerben, zumal die Organisation eines öffentlichen Rettungswesens dort schwierig oder unausführbar erscheint.

Der vorstehende Artikel ist mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung L. Friederichsen & Co., Hamburg, den „Entscheidungen des Ober-Seeamts und der Seeämter des Deutschen Reichs" (Band 17, Heft 2) entnommen. Die Einführung stammt aus dem bei Alfred Janssen, Hamburg und Berlin, verlegten Buche „Seeunfälle aus neuerer Zeit". (Preis 1.50 Mk.)

Die Schriftleitung.

Schalksecke

Kurzweilige Geschichten

Die wärmsten Handschuhe

Ein paar Bürger sahen einst den Gouverneur ihrer Provinz, der sie ziemlich durch Abgaben schröpfte, im Winter mit bloßen Händen reiten. Einer von ihnen wunderte sich, daß der gestrenge Herr bei so kaltem Wetter ohne Handschuhe reite. „Ei, wie können ihm denn die Hände frieren?" versetzte der andere, „er hat sie ja beständig in unsern Taschen."

Seltene Treue in Berufsgeschäften

In der Seeschlacht von Trafalgar nahm eine Kugel einem Kerl, der auf dem Verdeck stand, die obere Hälfte seines Körpers so glatt weg, daß weiter nichts von ihm auf dem Posten stehen blieb, als die Beine, die sich aber dadurch nicht im geringsten irre machen ließen, sondern nach wie vor ihre Pflicht taten. Auf eben die Art hat man Beispiele in Deutschland gesehen, daß die Hände berühmter Autoren auch dann noch fleißig fortschrieben, als sie schon lange den Kopf verloren hatten.

Cantores amant humores.

Hierzu liefern die Deutschen den besten Kommentar. Schon frühe zeichneten sich dieselben besonders durch schönen Gesang und durch Stärke in den blasenden Instrumenten aus. Daher schrieb ein reisender Bischof aus Rom von ihnen: „Es ist zu verwundern, wie diese wilden und versoffenen Bestien so schön singen und blasen."

Nur Vier auf einmal

In einer Gesellschaft entstand ein heftiger Wortwechsel, so, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Da stand einer der Anwesenden auf, und rief überlaut: „Wie wärs, meine Herrn, wenn von uns nur Viere auf einmal sprächen?"

Altdeutsche Derbheit

Rudolph, Graf von Sulz und Landvogt zu Hagenau vermählte sich im Jahre 1605 mit Agathe, verwitweten Gräfin von Hanau, und stellte folgende, mit gewissenhafter Treue kopierte Urkunde aus:

„Ich, Rudolph, Grave zu Sulz, versprich bei meiner grävlichen Ehre, oder der T*l soll mich holen! daß ich meine künftige Gemahlin bei der Religion pleiben lassen will, auch im wenigsten zum Abfall keinen Anlaß geben will. Ich hab droben zwei Bibeln, hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen, sie lese nur fleißig und tapfer darin. Zudem nemb ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich pleib bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen bin. Ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahr sie in die Höll."

Der Weg zur Ehre

Ein vom Hofe mit Gunstbezeugungen überhäufter Edelmann rühmte sich, daß er keinen Schritt darum getan habe. „Mylord hat Recht," sagte eine Dame, „kriechen heißt nicht schreiten."

Der triftige Grund

Es begegnete jemand einem Bauer mit einem sehr magern Hunde. „Warum sieht der Hund so erbärmlich aus?" fragte er den Bauer.

„He frißt nischt," war die Antwort.

„Warum frißt er denn nichts?"

„Mer gähn n' nischt."

„Aber mein Gott, warum gebt ihr denn dem armen Tiere nichts?"

„Mer hon nischt!"

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Um im Hauptteil der Lese für unterhaltenden und belehrenden Stoff noch mehr Raum zu gewinnen, wollen wir von nun an die Einführungen, Autorenspiegel, Quellenangaben und erklärenden Fußnoten dort möglichst einschränken und alles Notwendige in knapper Form an dieser Stelle zusammenfassen.

Das Gedicht „Unter freiem Himmel" von Rudolf von Delius ist eine Probe aus dessen kürzlich erschienenem Gedichtband „Verwandlungen", Verlag Georg Müller, München, Preis 3 Mk. Das Buch wird jedem gebildeten Kenner und Freund moderner deutscher Dichtung eine starke freudige Überraschung sein. Die neuartigen, keck aufgefaßten, psychologisch vertieften Balladen, die das Buch neben kräftiger, unsentimentaler Lyrik enthält, verdienen besondere Beachtung. In ihrer straffen Form und monumentalen Einfachheit sind sie geeignet, Schule zu machen.

Die Erzählung „Der Lindenbaum" von Heinrich Seidel ist einem Bändchen Prosa entnommen: „Hans Beinharts Abenteuer und andere Geschichten", das soeben in der Cotta'schen Handbibliothek zum Preise von Mk. —.90 erschienen ist. Wir haben Heinrich Seidel in der Lese schon mehrfach mit Proben herausgestellt (siehe u. a. Erinnerungen an Heinrich Seidel, Jahrgang 1912, Seite 414), doch möchten wir die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf seine vorzügliche Erzählungen hingewiesen zu haben, die gesammelt bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen sind. Freunden einer ruhigen, gemüt- und humorvollen Erzählweise seien sie bestens empfohlen.

Die „Kurzweiligen Geschichten" in der Schalksecke stammen aus einer selten gewordenen Sammlung von Schnurren, Schwänken und Anekdoten, die um die Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunderts bei Gottfried Vollmer in Hamburg in Druck erschienen ist. Der Herausgeber empfiehlt das Büchlein „als linderndes Palliativmittel gegen alle Arten von Seelenschnupfen." Doch scheint er wenig Vertrauen zu seinem Opus gehabt haben, er hielt sich im Hintergrunde und schob den mehr deutlich als witzigen Pseudonym: Hilario Frendelieb vor.

Gedenktafel

Am 21. September 1832 starb in Abbotsford der berühmte schottische Dichter Sir Walter Scott.

Am 21. September 1860 starb in Frankfurt am Main der Philosoph Artur Schopenhauer. Weitaus bekannter als seine Hauptwerke sind die unter dem Titel „Parerga und Paralipomena" gesammelten kleineren Schriften. Seine „Sämtlichen Werke" sind in einer vorzüglichen, von Grisebach besorgten Ausgabe bei Reclam erschienen.

Am 22 September 1826 starb in Schwetzingen der alemannische Dichter und Volksschriftsteller Johann Peter Hebel.

Am 23. September 1791 wurde in Dresden der Dichter Theodor Körner geboren. Seine Gedichtsammlung „Leyer und Schwert" sicherte ihm dauernden Nachruhm.

Am 27. September 1467 starb in Mainz Johann Gensfleisch zum Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Am 27. September 1825 wurde auf der Strecke Stockton-Darlington die erste Eisenbahn dem Betriebe übergeben.

Nachrichten

Sammlung alter deutscher Weisen. Der Vorstand des Deutschen Städtetages hat sämtlichen Mitgliedern des Deutschen Städtetages einen von Professor Bolko, Grafen v. Hochberg, Geh.-Rat Professor Dr. Harnack, Geh.-Rat Professor Dr. Kretzschmar, Professor Dr. Kopfermann u. a. unterzeichneten Aufruf übermittelt, der die Sammlung aller alten eigentümlichen musikalischen Weisen bezweckt. In dem Schreiben des Vorstandes wurde der Ansicht zugestimmt, daß durch diese Sammlung wertvoller deutscher Kulturbesitz vor dem Untergang geschützt werden kann.

Lesepost

W. Sch., Stuttgart: Der Aufsatz „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven" ist von Richard Wagner und wurde während seines ersten Pariser Aufenthalts geschrieben. Sie finden ihn in der vom Inselverlag in Leipzig herausgegebenen „Auswahl aus seinen Schriften", Pr. 2 Mk.

Herr Möller, „eifriger Leser der Lese" in Eduardsfelde in Deutsch-Südwest-Afrika, macht uns darauf aufmerksam, daß Laplace, nicht wie in Nr. 9 angegeben ist, am 5. März 1827 geboren, sondern am 28. März 1749 geboren und am 5. Mai 1827 gestorben sei. Was wir hiemit nur zum Teil berichtigen können, denn 5. Mai stimmt nicht; es muß bleiben 5. März. Aber einen herzlichen Gruß nach Südwest! — Ebenso scheinen die Daten über Joh. Seb. Bach auseinanderzugehen. Unser Mitglied Knörper in Weimar verbessert Herrn Körner (Nr. 27) mit Recht dahin, daß Bach am 28. Juli 1750 in Leipzig gestorben ist. Wir haben sehr aufmerksame Leser und freuen uns der eifrigen Mitarbeit an der Gedenktafel.

Herr Albert Meise berichtigt einige Druckfehler, die sich bei der Wiedergabe des von ihm vertonten Liedes in Nr. 34 eingeschlichen haben. Er schreibt: „Alle Stimmen setzen mit dem gleichen Ton ein. Die Note für die 2. Stimme im ersten Takt muß also noch einen Hals haben und in der 3. Stimme muß statt cis — a stehen."

Neueintretende Abonnenten erhalten auf Wunsch die bereits erschienenen Kapitel des Romans „Taraß Bulba" gratis nachgeliefert.

Zur gefälligen Beachtung: Die Rechnungen für das zweite Halbjahr sind an die Abonnenten versandt worden. Zur schnelleren Erledigung des Bücherversands im Herbst ist es notwendig, daß die Rechnungen bis dahin beglichen sind. Wir bitten daher um möglichst baldige Einsendung der Beträge. Jahresbücher werden nur ausgeliefert, wenn der Bezugspreis für das laufende Halbjahr bezahlt ist.

Die Geschäftsstelle der Lese, Stuttgart, Ludwigstr. 26.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Theodor Etzel, Stuttgart, Tübingerstraße 12.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Stille der Nacht. — Finnische Sprichwörter. — Kurzweilige Geschichten. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 39 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Zum Geleit

In den Büchern, die wir haben, stehen so viel wunderbare Dinge, steht so viel Großes, Befreiendes und Erlösendes . . und die Menschen haben alles gelesen und wissen es und freuen sich, mit anderen darüber zu reden . .

aber sie haben nirgends den Wunsch, auch nur einen Bruchteil davon einmal in ihrem eigenen Leben zu leben . . auch nur ein einziges Wort, das sie hundertmal vielleicht im Munde führen, wirklich zu Tat zu machen!

Kunst ist für alle immer noch und immer nur etwas, das an den Wänden hängt als Schmuck oder als kostbarer Schrein in ihren Zimmern steht oder als schön gebundenes Buch auf einem Tische liegt . . .

statt daß sie es still für sich in ihren Seelen wirksam werden lassen und zu Tat in ihren Händen und zu festem Boden unter ihren Füßen und zu Haus und Heimat.

Cäsar Flaischlen.

Im fernen Osten

Von Alfons Paquet

Im vorigen September fuhr ich auf der chinesischen Ostbahn. Als blinder Passagier, wie es sich dort gehört; aber nur von der kurzen Zeit meiner Bekanntschaft mit dem Lokomotivmaschinisten Robert Iwanitsch Golz laßt mich erzählen.

Nach Mitternacht, als der Zug an irgend einer Weiche im Wald hielt, wurden wir: mein Reisekamerad, der ausgediente russische Soldat Chaim Binel Eizenstrang, und ich, vom Kondukteur geweckt, der sagte: soeben sei mit dem begegneten Zug der Kontrolleur gekommen, wir möchten gefälligst mit ihm herauskommen. Den Juden brachte er auf der Westinghousebremse im Postwagen unter; mit mir ging er weiter, bis zur Lokomotive und rief da gedämpft: Robert Iwanitsch! hier ist Besuch auf ein Stündchen, sei so gut. — Zwei bärtige Kerle, vom Feuer aus dem Kessel beleuchtet, sahen aus dem Kasten herunter; ich kletterte zu ihnen hinauf, der Kondukteur zeigte mir den Tritt. Die Glocke wurde schon angeschlagen, der eine drückte auf einen Hebel, das Ventil trompetete schrecklich, wie ein Ozeandampfer, durch den Wald; die Maschine machte einen Ruck, daß der ganze Zug klirrte, zog dann, wobei die Bremsen klangen wie Baßgeigen, langsam, langsam an und fuhr. Setz dich dort hinten, sagte der jüngere von den Beiden, großgewachsen mit einem blonden Bart, und zeigte in den Tender, wo schon viel Platz im Holz war. — Erlaubt, ich ginge lieber nach vorne, sagte ich und ging, während die beiden Männer mit dem Fahren zu tun hatten, hinter ihnen herum, auf dem schmalen Weg aus Eisenblech am Kesselrumpf entlang und hielt mich dabei an der Seitenstange fest, bis ich neben dem großen Laternenauge an der Kesselstirn stand, auf der Plattform über den Vorderrädern. Das eiserne Biest stampfte und rüttelte und quetschte mit seiner Stirn mich ordentlich in den kalten Nachtwind hinein, aber ich hätte so in die Hölle fahren mögen. Das starke Licht über der Schulter, das auf die stracks ins Finstre blitzende Schienenparallele hinaussah; der hohe schwarze Wald zu beiden Seiten; die Vögel, die manchmal wie Kugeln durch den Lichtkreis schossen; das Dunkelblaue voller Sterne; das schallende Rollen dahinten, als ob ich der Vorderste in einem unheimlichen Wettrennen wäre. Auf einmal packte mich jemand am Arm. Es war der Maschinist. Was tun Sie da? — Was, darf ich nicht hier bleiben? Ich zerrte meine Zigaretten aus der Tasche und reichte sie hin. — Nun ja, bis zur nächsten Station, sagte er, aber halten Sie sich fest. Ich rauche nicht. Reisen Sie weit? — Bis Rußland, noch fünfzehn Tage. — Sie sind kein Russe. — Deutscher. — Weiß Teufel, ein Deutscher, schrie er auf deutsch. Aber ich muß nach hinten. Aber kommen Sie doch mit, kommen Sie! — Ich tastete mich hinter ihm her, wurde ihm fast auf den Rücken geweht und dann hinter die eiserne Wand, wo der andere, grau im Gesicht von Aschenstaub, neben den blanken Hebeln auf seinem Klappsitz hockte, kauend, durch sein Fensterchen vorausspähend; sein Teeglas in der einen Faust, einen letzten Bissen Kohlkuchen in der andern. Ich fragte den Blonden, ob er denn auch ein Deutscher sei? Er riß die Ofentür auf, schmiß ein paar Klötze Birkenholz hinein, daß die Funken herausflogen, dann antwortete er: er sei leider kein Deutscher, aber von deutschen Eltern; in Odessa geboren, dabei türkischer Untertan, jetzt auf der chinesischen Ostbahn in russischen Diensten

und wohne in Charbin. Seit vier Jahren habe er kein deutsches Wort mehr gesprochen: nun solle ich mal von Deutschland erzählen, wenn ich nicht ein Deutschrusse wäre. Wie sind denn die Eisenbahnen dort? Wohl viel besser als in Rußland? Was Sie sagen: die Züge fahren da 80 Kilometer in der Stunde? Ja, aber wieviel Werst ist ein Kilometer? Wie sehn die Häuser und die Straßen aus? Steppe gibt es da nicht? Wohl nur riesig große Städte? Und jedes Kind lernt dort Lesen und Schreiben? Es ist dort wohl eine sehr feine Regierung, wird wahrscheinlich alles viel besser gemacht, wie in Rußland? Und was sagt man dort über die Russen? — Der Mann lauschte aufmerksam auf das, was ich ihm, da alles um uns herum klirrte und zischte, hinschrie: und sein Gesicht dazu war sonderbar. Befriedigung, Enttäuschung, Nachdenklichkeit mit Seitenblicken auf den feurigen Kessel und den Kameraden, der entweder durch seine Lücke spähte oder mit offenem Mund uns ansah. Dann kam eine Station mit langem Aufenthalt. Wir alle drei kletterten von der Maschine hinunter; die beiden gingen mit ihren Oelkännchen an die Räder und ich sah zu. Der Graue stieg wieder hinauf, der Blonde blieb bei mir draußen und wir gingen vor dem Zuge auf und ab. Kein Mensch war sonst draußen zu sehen, der Zug lag an dem erhöhten Bahnsteig wie ein einziges, niederes und langgestrecktes Haus mit vielen dunklen Fenstern und nur wenigen, an denen eine Kerze durch den braunen Vorhang leuchtete. Von einem Ende des Bahnhofs, aus einem offenen Schuppen, der mit einem unbestimmbaren Durcheinander vollgehäuft war, kam ein ruhiges gleichmäßiges Geräusch. Man konnte erst ganz aus der Nähe erkennen, daß das Soldaten waren, die da, in ihre Mäntel gewickelt, auf Koffern und Bündeln schnarchten.

Der Mann neben mir war am Erzählen. Von seinem Vater, der in den 70er Jahren in die Türkei ausgewandert war, um nicht Soldat werden zu müssen; manches aus seiner Jugend, unter neun Brüdern, auf einem südrussischen Dorf; von seiner toten Mutter. Wie er als Lehrling in eine mechanische Fabrik kam und eines Mädchens wegen durchging bis Nordostsibirien. Wie er mit 22 Jahren geheiratet hatte und Bahnbeamter geworden war, um jetzt von Charbin aus auf den Lokomotiven, abwechselnd nach Westen, Osten und Süden, immer 150 Werst, ins Land hineinzufahren und auf der Maschine des nächsten Zuges zurück. Daß jetzt gerade seine Frau auf ein paar Wochen zu Besuch nach Japan hinüber sei. Daß in seinem Haushalt alles drunter und drüber gehe, wie das ihm seine Mutter prophezeit habe, wenn er eine Russin heiraten werde. Daß er nirgends eine Heimat habe. Deutschland kannte er nicht, russischer Bürger konnte er erst in drei Jahren werden, aber er hoffte, durch ein Gesuch an den neuen Statthalter die Bürgerrechte jetzt in vierzehn Tagen zu bekommen. Es war ihm eine Sorge, beizeiten von der Fertigstellung der geplanten Bahn von Peking nach Kiacjte zu erfahren, von der er weniger wußte als ich: nämlich, daß die Linie noch gar nicht abgesteckt ist. Er hatte schon gedacht, in ein paar Monaten nach Peking zu fahren und sich zum Dienst auf einer der ersten Lokomotiven zu melden; nicht weil das am gefährlichsten ist, aber weil es besonders gut bezahlt wird. — All das erzählte er in seinem wortarmen Deutsch einfach und so hart, wie ja sein Leben selber war.

Er mußte nun wieder auf seine Lokomotive und ich in meinen Wagen. Wir wollten uns am Morgen, bei der Ankunft in Charbin treffen; er lud mich ein, drei Tage, die er jetzt frei hatte, sein Gast zu sein. Aber ich sagte, daß ich einen Kameraden bei mir hätte und daß wir mit dem nächsten Zug, also am Nachmittag, weiter wollten. So lud er uns denn beide zum Frühstück in seiner Wohnung ein und versprach, uns die Stadt zu zeigen; er müsse noch all sein Deutsch mit mir reden, das er könne. — Eizenstrang streckte sich eben über seine zwei großmächtigen hölzernen Koffer zum Schlafen aus, ich berichte ihm noch rasch meine Begegnung und die Einladung. Er kniff sehr vergnügt das linke Auge zusammen, schlug mir mit flacher Hand aufs Knie und sagte: Schan-go, Schan-go! welcher Kuli-Ausdruck bei ihm die höchste Zufriedenheit bedeutete, und damit schlief er ein. Von den vielen Schlafenden, die hier, ausgestreckt und sich gekrümmt, unter ihren Mänteln oder in Decken und Kissen vergraben, auf den Bänken lagen, war eine dämpfige Atmosphäre, und es war düster, wie in einem Bergwerksschacht, wo nur ein paar arme Grubenlichter brennen. Ich sah noch eine Weile durchs Fenster. Der Wald verlor sich, wir fuhren zwischen breiten kahlen Hügeln hin, auf denen der Mond glänzte. Dann, nachdem ich eine Weile geschlafen, kam der Morgen voller Nebel über einer grünen sumpfigen Ebene. Um acht Uhr, bei schönstem Sonnenschein, waren wir in Charbin.

Beim Einfahren in den Bahnhof, ehe der Zug noch hielt, klatschten Ohrfeigen auf die Köpfe der Chinesen, die in alle Waggons stürzten; man fand sich gepufft und eingeklemmt zwischen den zu den Ausgängen gezerrten Gepäckstücken und hatte sich in acht zu nehmen, nicht selbst einen von den vielen Fußtritten zu erwischen, von denen so ein Chinese wie ein Fußball durch den ganzen Zug flog. Die Zopflente lungerten dicht vor dem Stationsgebäude herum, aber die Gendarmen bahnten eine Gasse. Eizenstrang ließ von einem der Kerle unser Gepäck in den Wartsaal schaffen und gab es da in Verwahrung. Währenddessen lief ich zur Lokomotive und wartete auf Robert Iwanitsch, der gleich kam. Er gab mir und Eizenstrang die Hand und führte uns an einer Menge Neubauten vorbei, den frei liegenden Geleisen entlang, dann seitwärts über einen mit Unrat beworfenen Platz, wo Erdwohnungen chinesischer Arbeiter lagen, wie von Unkraut über-

wucherte alte Schanzen. Wir kamen in ein noch unfertiges Viertel niederer Backsteingebäude, in eine Straße, niedrig und einförmig wie eine Londoner Vorstadtstraße, nur daß die Häuserfirste nach oben gebogen waren und da ein Chinese lief, mit einer Stange über den Schultern mit Körben zu beiden Seiten und fortwährend gellend Eier zum Verkauf ausschrie.

Unser Freund führte uns in eines der Häuschen. Der Hofzaun wurde eben von zwei Chinesen zurechtgezimmert. Wir kletterten über die Balken, die vor der Haustür lagen; drinnen, in der Mitte des Hausflurs, der noch nicht getüncht war, schob er einen dünnen wollenen Vorhang beiseite und rief nach links, wo es klapperte wie aus einer Küche: Anastasia! — Er rief dreimal, bis Anastasia erschien: ein halberwachsenes, nachlässig gekleidetes Mädchen; einer geschwollenen Backe wegen hatte sie um ihr bleichsüchtiges rundes Gesicht einen zerfetzten Schal gebunden, der ihren schwarzen und lebhaften Augen etwas trolliges gab. Sie gab dem Hausherrn die Hand und starrte uns dabei an. Begrüße meine Gäste, sagte Robert Iwanitsch; es ist ein deutscher Herr aus dem Auslande, und hier Gaspadjin Eizenstrang; sie wollen leider schon am Nachmittag nach Rußland weiter reisen. Also mach uns Tee, schnell, und ich werde dir gleich sagen, was du zum Frühstück bringst. — Nun hieß sie uns beide freundlich Willkommen und lief in die Küche. Uns führte er durch sein Schlafzimmer, einem schmalen Raum, in dem sich nichts fand als ein Bett und zwei Stühle mit einer Waschschüssel und einem Haufen Kleider, in das Wohnzimmer: eine quadratische Stube mit geweißten Wänden; ein riesengroßer japanischer Schirm hing an der Decke. Schräg in einer Ecke stand eine Mahagonikommode mit seidenem Deckchen und zwei japanischen Vasen, in denen Pfauenfederbüschel stacken. Daneben, von einem phantastischen Damenhut halb zugedeckt, standen zwei emaillierte Lampen und plüschene Photographieständer mit Bildern der abwesenden Frau. Drei Rohrstühle standen im Zimmer und vor dem Fenster, neben dem rohen ungedeckten Tisch eine grobe Kiste.

Das Mädchen brachte zuerst eine Schüssel Wasser, damit wir uns waschen konnten, und eine Kleiderbürste, die aber so weich war, daß wir uns vergeblich an unsern staubigen Anzügen mühten. Nach einer Weile setzte sie mehrere große Schüsseln auf den Tisch; die eine war vollgehäuft mit gekochten Eiern, die andere mit zerschnittenen, bepfefferten Tomaten, die dritte war mit gelben Mohnplätzchen, wie sie die Chinesen backen, angefüllt. Außerdem brachte sie, um eine Schnur gereiht, ebenfalls mit Mohn gebackene Kringel, die man Bublik nennt. Daneben erschien eine Karaffe mit Wodka, der von ein paar langen Grashalmen, die hineingesteckt waren, einen leisen grünlichen Schimmer hatte.

Wir goßen zunächst jeder zwei Schnäpse hinunter, sie schmeckten sehr angenehm nach dem Grase. Dann setzten wir uns an die üppigen Vorräte. Unser Gastfreund ließ uns gar nicht zum Atem kommen; er sagte immer wieder: aber Sie essen ja garnicht, schob uns die Schüssel hin und schenkte Schnäpse ein. Zwar stellten sich viele Eier als faul heraus; aber die faulen legten wir einfach neben hin und nahmen neue. Als schließlich wohl acht harte Eier, ebensoviel Tomaten, ein halbes Dutzend Schnäpse und eine Menge Gebäck auf den einzelnen gekommen, brachte Anastasia einen kleinen alten Samowar, der nicht mehr recht funktionierte, aber doch gab es ein Glas heißen, sehr starken und kostbar duftenden Tee von der rötlichen Blüte. — Nun waren wir bereit, in die Stadt zu gehen.

Wir gingen in die Nähe des Bahnhofs zurück, auf einer breiten Straße über ein hügeliges Feld, wo nur da und dort angefangene Bauten standen, unbewohnt wie Ruinen; dann zwischen den hohen hölzernen Zäunen des chinesischen Polizeihofs, endlich durch ein paar Reihen niederer Buden mit chinesisch bemalten schmalen Schilden, mit hohen weißen Wimpelstangen und im staubigen Wind geschaukelten Kleidungsstücken und Geschrei von allen Seiten. Ein Chinese bot uns einen Käfig mit einer großen grünen Heuschrecke an; ein anderer ein paar Tuschebildchen mit abscheulichen nackten Szenen. Aber bald waren wir zwischen dreistöckigen neugebauten Ziegelsteinhäusern voller Magazine, in einer Straße voller Eifer und Verkehr. Möbel und Bettstellen standen bis auf die Straße, Reiter, Karren, Rickschas drängten sich dazwischen hindurch; mitten im Weg hockten Chinesen, die einen angrinsten und die Hände ausstreckten, andere boten Obst, Gemüse und Zigaretten zum Kaufe an. Unser Jude entdeckte plötzlich den Laden eines seiner Glaubensgenossen, versprach, uns am Nachmittag im Bahnhof wieder zu treffen und verschwand, um Einkäufe zu machen, denn Seide, Tee und Elfenbein sind in Charbin um vieles billiger als im Westen, und er habe vor, das auszunutzen.

Mich führte Robert Iwanitsch in das große Geschäft von Jun-Chu-Shan, das ein ganzes Haus mit seinen bunten Tuchstapeln, Seidenstoffen, Bambuswaren und lackierten Gegenständen ausfüllte; man legte uns dort rohe Seide vor, die so derb war wie Sackleinen, und glänzende farbige Seidentücher, so dünn wie Papier. Nebenan war der Teeladen eines Chinesen: ein schmaler Raum, wo in den Gefäßen, in Reihen verpackt, in hohen Büchsen und grell bemalten Holzschachteln, die Teesorten standen, wie die Klassiker in einer ordentlichen Bibliothek. In einem benachbarten Geschäft zeigte uns ein höflicher Japaner seine gestickten seidenen Sachen, Kostüme und Schuhe, Kästchen aus Ebenholz und aus Bambus, Waffen, prächtig bemalte Fächer und geschnitzte Stöcke aus Elfenbein; von einem dieser Stöcke schraubte er den Griff und zog eine scharfe gerade Klinge hervor; und als er auch den Knopf des Griffes abhob, fand sich in diesem eine Darstellung, die

wohl das kunstvollste und zugleich anstößigste war, was ich je gesehen. Darnach stiegen wir in den Kellerladen eines Polen hinunter, wo Körbe und Kisten voller Weintrauben, Melonen, Abusen, Nüsse, Zedernzapfen und kalifornischen Aepfeln umherstanden, tranken da eine Flasche süßen Kwaß und kauften eine indische Ananas für zwanzig Kopeken. Aber noch mehr gute Dinge gab es bei dem Polen zu unerhört billigen Preisen: echten Jamaika-Rum, Benediktiner und Whisky, die Flasche für 80 Kopeken, Blechschachteln mit 50 Zigarren aus Manila für einen halben Rubel.

Wir kletterten nun den steilen neuen Damm hinauf, der das Geleis einer Güterbahn am Ufer des breiten Sungari entlang führt. Nur wenige weiße Dampferchen lagen auf dem gelblich grünen Strom, aber viele Kähne fuhren da und hochbordige rasch segelnde Dschunken. Oben begegnete uns ein zerlumpter Chinese mit einer großen grünen Schachtel unterm Arm. Als wir kamen, hockte er zwischen den Schienen nieder, nahm aus der Schachtel einen Pack weißer gewobener Hemden, schön zusammengefaltet, japanisches Fabrikat, breitete sie vor uns aus und bot sie miteinander erst für zwei, und, als wir weiter gingen, für einen Rubel an.

In der Mittagshitze gingen wir über eine weite Strecke unbebauten Feldes voller Unkraut, Gräben und Tümpel zur Neuen Stadt hinüber, in die Stadt der russischen Wohnungen und der neuen Regierungsgebäude. Die Straßen waren erst angedeutet durch Absteckungen, durch Erdarbeiten, da und dort einen mächtigen Bau, der scheinbar sinnlos mitten im Feld emporwächst. Straßenzüge gingen wir entlang, wo die Häuser unbewohnt und kahl dastanden, und kamen durch ein Viertel, nach europäischer Art gebaut, aber fast ohne einen europäisch aussehenden Menschen, dafür mit umso geschäftigeren Chinesen als Maurer, Zimmerleute, Wasserträger, Händler und fliegende Barbiere. Raum für Garten war hinter jedem Hause; doch nur einer, von einem Chinesen gehütet, prangte mit Rasenbeeten und einem üppigen Schmuck gelber Astern, von hohen, großblättrigen Sträuchern umgeben. Oben auf dem Hügel der Neuen Stadt steht das Blockhaus der Kirche, umringt von Rasen und einem weiten eisernen Zaun; eroberte chinesische Kanonen stehen davor. Es war gerade ein hoher russischer Feiertag: Johannes Enthauptung. Von allen Seiten kamen Leute zur Kirche. Eine Droschke fuhr vor: zwei Männer saßen darin, von denen der eine einen kleinen, in weißen Flor gehüllten Sarg auf den Armen hielt. Fast zu gleicher Zeit näherte sich eine Prozession von Kindern, von wenigen Erwachsenen begleitet, der Kirchentür: vier hell gekleidete Mädchen trugen einen kleinen offenen Sarg aus rosa angestrichenem Holz, in dem die Leiche eines Knaben lag. Vor dem seltsamen Zuge ging ein Kind, das den Deckel des Sarges über seinen Kopf gehoben hielt. Wir betraten hinter ihnen die Kirche. Sie war dicht gefüllt mit Menschen trotz der großen Hitze; durch bunte Scheiben in den engen braunen Balkenwänden schien die Sonne. Der Raum war ganz bewölkt von einem süßen Weihrauch, und viele Kerzen leuchteten vorn, wo der Pope sang. Es war eine Art Trauergottesdienst. Dem Popen antwortete ein Chor sonorer Stimmen, mit einem wortvollen, doch schönen und feierlichen Gesang. Mitten unter den Leuten waren vier kleine helle Särge auf Schemeln aufgebaut. In einer Ecke, vor goldenen Heiligenbildern, in denen das Feuer der Kerzen widerschimmerte, standen Totenopfer auf einem weiß gedeckten Tischchen: kostbare Schalen voller Nüsse, Konfekt und Sahne, aber auch bescheidenere Teller mit süßen Pflaumen und Reis, und in Papierdüten gezuckerte Mandeln.

Aus dieser Feierlichkeit setzten wir unsern Weg fort zwischen angefangenen Häusergruppen an den noch namenlosen Feldstraßen. In einer der öden kurzen Nebenstraßen, neben einem Haus, vor dessen Eingang als eine Art Aushängeschild eine verschleierte Dame stand, entdeckten wir ein niederes Saalgebäude mit der Aufschrift Grand Hotel de Charbin. In dem geräumigen, erst zur Hälfte tapezierten Saal gab es ein mächtiges, nach chinesischer Art geschnitztes Büffet aus dunkelbraunem Holz und großen Glasscheiben, bis obenhin mit Likörflaschen angefüllt; und davor den Schanktisch, mit Wodka in den geschliffenen Karaffen und einer großen Auswahl von Leckerbissen. Dem Büffet gegenüber mauerte man den Unterbau zu einer kleinen Bühne. Ein schmaler hoher Wandschrank, angefüllt mit einer Menge kostbarer Nippsachen, Fächer und Bonbonnieren, füllte eine Nische am Fenster aus. Drei weißgedeckte Tische standen im Saal, zwei Gäste saßen an einem: ein eleganter alter Herr mit dem scharfen Gesicht eines armenischen Kaufmanns und ein kurzer Dicker, dem man den Mimen ansah. Auch der Wirt und der Kellner waren sehr vornehm, und so zahlten wir für eine Flasche verdorbenes amerikanisches Bier einen Rubel.

Mein guter Begleiter wollte mich durchaus noch einmal in seiner Wohnung haben, ehe ich zum Bahnhof ginge; wir fuhren hin in einem leichten Wägelchen, von einem flinken Kuli gezogen. Sogleich erschien das Mittagessen auf dem Tisch: eine Brühe, von Anastasia aus irgend einem Grund mit Stolz deutsche Suppe genannt, dann gerollte Kohlblätter, gefüllt mit Reis und gehacktem Fleisch, dazu abermals Schnäpse, und zum Schluß Kakao, eine Triumphleistung zu Ehren des Besuchs, der ich denn auch alle Ehre antat. Dann brachte mein Gastfreund mich zur Bahn; er trug auf jedem Arm eine große gefüllte Düte. Als ich fragte, was er darin habe, wollte ers nicht zeigen und sagte nur: Damit Sie in der Bahn keine Langweile haben.

Der Bahnhof war wieder überschwärmt von Chinesen, von Bettlern und Faulenzern, die in langen Reihen vor dem Wartesaal standen und an die Fenster ihre Nasen drückten, um zu sehen, was

drinnen vorging. Große Horden von Arbeitern lagerten da neben ihrem Handwerkszeug; an den Buden versahen sich die Reisenden mit Fleisch, Brot, Gurken, Melonen, Tee und Zucker. Der Zug war schon eine Stunde vor der Abfahrtszeit geöffnet worden; er war schon ganz besetzt, als ich ankam, aber da streckte der Jude den Kopf aus einem Fenster und winkte uns. Er hatte nur einen Platz belegt, mitten in einem furchtbaren Gedräng von Bauern und Soldaten, das diesen Wagen füllte. Robert Iwanitsch kam herein, legte die Düten auf meinen Platz und setzte sich noch eine Weile zu uns. Der Jude schnallte einen seiner beiden uralten Koffer auf und zeigte stolz, was er eingekauft hatte: mehrere große Tücher Seide, aber vor allem ein ganzes Dutzend Zigarettenetuis aus Elfenbein mit eingelegten Perlmutterblumen das Stück zu zwölf Rubel. Und daß er sie in Rußland für den doppelten Preis verkaufen konnte, machte ihm derart Vergnügen, daß er in einem fort das linke Auge zusammenkniff. Uebrigens sagte er, bei der Zollrevision auf der Station Mandschuria müsse ich ihm einen Gefallen tun: drei von diesen Etuis in meinen Taschen unterbringen. Zweien von den Soldaten, mit denen er soeben im Wagen bekannt geworden, werde er ebenfalls je drei Stück anvertrauen, sie würden sie in ihren Brotsäcken verstecken; die übrigen wolle er selber unterbringen.

Die letzte Viertelstunde, während Eizenstrang Tee trank und in den Düten einen ansehnlichen Vorrat Zucker, chinesisches Safrangebäck und russische Kringel entdeckte, ging ich mit Robert Iwanitsch vor dem Zuge auf und ab. Ich schenkte ihm zum Andenken meinen kleinen Kompaß; er steckte mir zum Andenken sein seidenes Schnupftuch in die Tasche. Dann läutete die dritte Glocke. Wir drückten uns die Hand, ich stieg in den Zug und wir winkten uns noch, solange wir uns sahen. —

Haru

Von Lafcadio Hearn

Haru war im Elternhause erzogen worden, nach jener altväterlichen Weise, die den lieblichsten Frauentypus hervorbringt, den die Welt je gesehen hat. Diese häusliche Erziehung bildete besonders Schlichtheit des Herzens, natürliche Anmut des Benehmens, Gehorsam und Pflichtgefühl aus und entwickelte sie zu einem Grade, wie er außerhalb Japans nirgends erreicht wird. Das moralische Resultat wäre für jede andere Gesellschaft als die alte japanische allzu fein und schön gewesen. Es war aber keine angemessene Vorbereitung für das härtere Leben der neuen Zeit. Das Mädchen aus guter Familie wurde dazu erzogen, sich von ihrem Manne vollständig abhängig zu fühlen. Man lehrte sie, niemals Eifersucht, Kummer oder Zorn zu zeigen, selbst nicht unter Verhältnissen, die diese Gefühle rechtfertigen konnten; man erwartete von ihr, daß sie die Fehler ihres Gatten und Herrn nur durch die Waffe der Sanftmut besiege. Kurz, man mutete ihr zu, fast übermenschlich zu sein und wenigstens äußerlich das Ideal der vollkommenen Selbstlosigkeit zu verkörpern. Diese konnte sie erfüllen in dem Zusammenleben mit einem Gatten, der ihr ebenbürtig war, von feiner Unterscheidungsgabe, zart in der Empfindung, fähig, ihre Gefühle zu erraten und sie nie zu verletzen.

Aber Haru entstammte einer weit vornehmeren Familie wie ihr Gatte; und sie war ein wenig zu gut für ihn, weil er nicht das richtige Verständnis für sie haben konnte. Man hatte sie sehr jung verheiratet. Zuerst waren sie sehr arm gewesen, und ihre Verhältnisse hatten sich allmählich zum Besseren gewendet, da Harus Gatte ein tüchtiger Geschäftsmann war. Manchmal schien es ihr, daß er sie mehr geliebt hatte, als sie sich noch in bescheideneren Lebensumständen befanden; und in solchen Dingen irrt sich eine Frau selten.

Sie verfertigte noch all seine Kleidungsstücke, und er pries stets ihre Geschicklichkeit. Sie kam all seinen Wünschen zuvor, half ihm beim An- und Auskleiden; machte ihm in ihrem schönen Heim alles behaglich, sagte ihm in liebreizendster Weise Lebewohl, wenn er des Morgens an seine Geschäfte ging, und bewillkommnete ihn bei seiner Rückkehr; sie empfing seine Freunde in der tadellosesten Weise; führte seinen Haushalt mit bewunderungswürdiger Oekonomie und verlangte selten von ihm eine Aufmerksamkeit, die Geld kostete. Tatsächlich brauchte sie auch so etwas nicht zu verlangen; denn er war nie geizig und liebte es, sie zierlich gekleidet zu sehen, so daß sie einer schönen Silberlibelle glich, die sich in die Falten ihrer eigenen Flügel verhüllt. Und er nahm sie gerne in Theater und in andere Vergnügungslokale mit. Sie begleitete ihn zu Ausflugsorten, die berühmt wegen ihrer blühenden Kirschbäume im Frühling waren, wegen des schimmernden Glanzes ihrer Leuchtkäfer zur Sommerszeit und wegen ihrer sich purpurnfärbenden Ahornblätter im Herbste. Und manchmal brachten sie zusammen einen Tag in Maiko am Meere zu, wo die Fichten sich zu wiegen schienen, wie tanzende Mädchen; oder einen Nachmittag in Kiyomidzu, in dem uralten Lusthaus, wo alles wie ein Traum aus ferner Zeit ist. Da ruhen große Wälder in tiefem Schatten, und ein murmelndes Bächlein entquillt kalt und klar dem Felsen, und man hört immer die Klagen unsichtbarer Flöten, die lieblich in der alten Weise ertönen, ein liebkosender Laut, aus Friede und Wehmut gemischt, sowie das goldene Licht einer sterbenden Sonne im Blau verhaucht.

Abgesehen von diesen kleinen Vergnügungen und Ausflügen ging Haru selten aus. Ihre einzigen Verwandten und auch die ihres Mannes lebten weit weg in anderen Provinzen; und sie hatte nur wenig Besuche zu machen. Sie liebte es, zu Hause zu sein, Blumen für die Nischen der Götter zu ordnen, die Zimmer zu schmücken, und die zahmen Goldfische des Gartenweihers zu füttern, die schon die Köpfchen emporstreckten, wenn sie sie kommen sahen.

Noch hatte kein Kind neue Freude oder Trauer in ihr Leben gebracht. Sie sah ungeachtet ihres Frauenkopfputzes wie ein ganz junges Mädchen aus; und sie war noch naiv wie ein Kind; trotz ihres praktischen Sinns in häuslichen Angelegenheiten, den ihr Mann so bewunderte, daß er sich oft dazu herbeiließ, sie in ernsten Dingen zu Rate zu ziehen. Vielleicht urteilte dann ihr Herz für ihn besser als ihr hübsches Köpfchen; aber ob nun intuitiv oder nicht, ihr Rat erwies sich immer als gut. Fünf Jahre lang lebte sie glücklich mit ihm, und in dieser Zeit benahm er sich so rücksichtsvoll gegen sie, wie nur ein junger japanischer Kaufmann gegen eine Frau von vornehmer Abkunft als seine eigene sein konnte.

Dann aber begann er plötzlich zu erkalten, so plötzlich, daß sie überzeugt war, daß der Grund seines veränderten Benehmens nicht derjenige war, den eine kinderlose Frau mit Recht befürchten konnte. Unfähig, die wahre Ursache herauszufinden, suchte sie sich zu überreden, daß sie es vielleicht in der Erfüllung ihrer Pflichten an irgend etwas hatte fehlen lassen; sie durchforschte vergebens ihr unschuldiges Gewissen und bemühte sich, ihm alle Wünsche von den Augen abzulesen. Aber er blieb ungerührt. Er sagte kein unfreundliches Wort, aber sie fühlte hinter seinem gezwungenen Schweigen die unterdrückte Lust zu verletzen. Ein Japaner der besseren Klasse wird nicht leicht in Worten gegen seine Frau unfreundlich sein. Es gilt als gemein und brutal. Der gebildete Mann von normaler Charakteranlage wird selbst den Vorwürfen seiner Frau mit sanften Worten begegnen. Nach der japanischen Etikette verlangt die gewöhnliche Höflichkeit diese Haltung von ihm; überdies ist sie auch die einzig ratsame. Eine verfeinerte und sensitive Frau wird sich nicht lange einer rohen Behandlung unterwerfen; eine temperamentvolle könnte sich wegen eines im Moment der Leidenschaft ausgestoßenen Wortes sogar töten, und ein solcher Selbstmord entehrt den Gatten für den Rest seines Lebens. Aber es gibt eine stillschweigende Grausamkeit, die schlimmer als Worte ist und sicherer trifft, beispielsweise eine so ausgesprochene Vernachlässigung und Gleichgiltigkeit, daß sie Eifersucht erregen muß. Eine japanische Frau ist freilich dazu erzogen worden, niemals Eifersucht zu zeigen; aber das Gefühl ist älter als alle Erziehung, so alt wie die Liebe und wohl auch von so langer Dauer wie diese. Unter ihrer leidenschaftlosen Maske fühlt die japanische Frau ebenso wie ihre abendländische Schwester, wenn sie, während sie eine auserlesene Abendgesellschaft bezaubert, sich in ihrem innersten Herzen nach der Stunde der Befreiung sehnt, die ihr gestattet, in der Einsamkeit ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen.

Haru hatte Anlaß zur Eifersucht; aber sie war zu sehr Kind, um den wirklichen Grund sogleich zu erraten, und ihre Diener waren ihr zu sehr ergeben, um sie darüber aufzuklären. Ihr Gatte hatte die Gewohnheit gehabt, seine Abende in ihrer Gesellschaft entweder daheim oder auswärts zu verbringen. Aber nun ging er Abend für Abend allein fort. Zuerst hatte er Geschäfte vorgeschützt; später sucht er nach gar keinem Vorwand und sagte ihr nicht einmal, wenn er zurückzukehren beabsichtigte. In letzter Zeit begegnete er ihr sogar mit stillschweigender Unhöflichkeit. Er war ein anderer geworden; „als ob ein böser Geist sein Herz behext hätte", sagten die Diener. Tatsächlich hatte er sich in einer geschickt gestellten Falle fangen lassen. Das Flüstern einer Geisha hatte seinen Willen gelähmt, ihr Lächeln seine Augen verblendet. Sie war weit weniger hübsch als seine Gattin; aber sie war sehr geschickt in der Kunst, Netze zu spinnen, die betörenden Netze der Sinnlichkeit, die schwache Männer umgarnen und sie immer enger und enger umstricken, bis schließlich die Stunde der Enttäuschung und des Zusammenbruchs naht. Haru wußte nichts. Sie argwöhnte nichts Böses, bis das seltsame Benehmen ihres Mannes zur Gewohnheit geworden war, und auch dann nur, weil sie merkte, daß sein Geld in unbekannte Hände verschwand.

Er hatte ihr nie gesagt, wo er seine Abende zubrachte. Und sie scheute sich zu fragen, damit er sie nicht für eifersüchtig halte. Statt ihren Gefühlen in Worten Ausdruck zu geben, begegnete sie ihm mit so gewinnender Freundlichkeit, daß ein klügerer Gatte alles erraten haben würde. Aber außer in seinen Geschäften war er nicht scharfsichtig. Er fuhr fort, seine Abende auswärts zu verbringen; sein Gewissen regte sich immer weniger, und sein Fortbleiben dehnte sich immer länger aus. Man hatte Haru gelehrt, daß eine gute Gattin immer des Nachts aufbleiben müsse, bis ihr Gatte und Gebieter heimkäme. Und dadurch, daß sie dies tat, begann sie an Nervosität zu leiden, an den fieberhaften Zuständen, die durch Schlaflosigkeit hervorgerufen werden, und von den düsteren Gedanken der langen einsamen Wartestunden, nachdem sie die Diener zur gewohnten Zeit entlassen hatte.

Nur einmal, als ihr Gatte besonders spät zurückkam, sagte er zu ihr: „Es tut mir leid, daß du meinetwegen solange aufgeblieben bist. Bitte, warte nicht wieder auf mich!" In der Befürchtung, daß er sich wirklich um ihretwillen Sorgen gemacht habe, lächelte sich freundlich und sagte: „Ich war nicht schläfrig und ich bin nicht müde; ich bitte, Hochgeehrter, nicht an mich zu denken!" Und so hörte er auf, an sie zu denken, nur zu froh, sie beim Wort

nehmen zu können; und kurze Zeit darauf blieb er eine ganze Nacht fort. Die nächste Nacht machte er es ebenso und auch die dritte. Nachdem er die ganze dritte Nacht fortgewesen war, kam er nicht einmal zur Morgenmahlzeit nach Hause. Und nun wußte Haru, daß die Zeit gekommen war, wo ihre Pflicht als Gattin ihr zu sprechen gebot.

Emile Verhaeren

Sie wartete den ganzen Morgen, in Angst um ihn, in Angst um sich selbst; endlich sich des Unrechts bewußt, durch das das Herz einer Frau am tiefsten verwundet werden kann. Ihre treuen Diener hatten ihr einiges gesagt; das übrige konnte sie erraten. Sie war sehr krank, aber sie merkte es nicht. Sie wußte nur, daß sie sehr erzürnt war, selbstsüchtig erzürnt wegen des Schmerzes, den man ihr zugefügt hatte, ein grausamer, erstickender, vernichtender Schmerz. Die Mittagstunde kam heran, und noch immer dachte sie darüber nach, wie sie das, was ihr jetzt die Pflicht zu sagen gebot, in der wenigst selbstsüchtigsten Weise sagen könnte, die ersten Worte des Vorwurfs die je über ihre Lippen kommen sollten. Mit einem Male erzitterte ihr Herz so plötzlich, daß alles vor ihren Augen schwarz wurde, denn sie hörte das Rollen von Kurumarädern und die Stimme eines Dieners, die rief: „Der Ehrenwerte ist heimgekommen".

Sie schleppte sich zum Eingang, um ihn zu empfangen, während ihr schlanker Körper in Fieber und Schmerz erbebte und in Angst, diesen Schmerz zu verraten. Und der Mann erschrak, als sie, anstatt ihn mit gewohntem Lächeln zu grüßen, mit ihrer zitternden kleinen Hand seinen Seidenmantel erfaßte und in sein Antlitz blickte mit Augen, die bis auf den Grund seiner Seele sehen wollten, und zu sprechen versuchte, aber nur das einzige Wort „Anata?" („Du?") hervorzubringen vermochte. Fast im selben Augenblick löste sich ihr sanfter Griff, ihre Augen schloßen sich mit einem seltsamen Lächeln; und ehe er noch die Arme ausstrecken konnte, um sie zu stützen, fiel sie zu Boden. Er versuchte sie emporzuheben. Aber das Leben war aus dem zarten Körper entwichen. Sie war tot.

Natürlich herrschte große Bestürzung, man lief um Aerzte, man weinte, wehklagte und rief verzweifelt ihren Namen. Aber sie lag bleich, regungslos und schön da, aller Schmerz und Zorn war aus ihrem Antlitz gewichen, und sie lächelte, wie an ihrem Hochzeitstage.

Zwei Aerzte kamen aus dem öffentlichen Krankenhaus; japanische Militärärzte. Sie stellten strenge kurze Fragen; Fragen, die den Mann bis ins tiefste Herz trafen. Dann sagten sie ihm die Wahrheit, die kalt und scharf wie geschliffener Stahl in seine schuldbewußte Seele drang und ließen ihn mit der Toten allein.

Die Leute wunderten sich, daß er nicht Priester wurde um seiner Reue Ausdruck zu geben. Nun sitzt er tagsüber zwischen seinen Ballen von Kyotoseide und seinen Osakagötterbildern, ernst und schweigsam. Seine Bediensteten halten ihn für einen gütigen Herrn; er spricht nie harte Worte zu ihnen.

Oft arbeitet er bis tief in die Nacht. In das hübsche Haus, wo einst Harn lebte, sind Fremde eingezogen, und der Besitzer sucht es niemals auf. Vielleicht weil er fürchtet, dort einen schlanken Schatten zu erblicken, der Blumen ordnet oder sich mit der Anmut eines Irisstengels über die Goldfische in seinem Weiher neigt.

Aber wo er auch ruhen mag, so taucht doch in stillen Stunden dieselbe lautlose Gestalt an seinem Kopfkissen auf, nähend, glättend, liebreich bemüht, die schönen Kleider zu schmücken, die er einst anlegte, um sie zu verraten. Und zu anderen Zeiten — in den geschäftigsten Augenblicken seines geschäftigen Lebens — verstummt der Lärm seines großen Ladens; die Ideogramme an seinen Wänden verblassen und verschwinden; und eine kleine klagende Stimme, die die Götter nie verstummen lassen, ruft in sein vereinsamtes Herz gleich einer Frage das einzige Wort: „Anata?" („Du?").

Siehe Wegweiser.

Gedichte von Emile Verhaeren

Deutsche Nachdichtung von Erna Rehwoldt

Die Menge

In den Ebenholzstädten, wo Schatten sich dehnen,
überwuchert von Feuerzungen,
in den Städten, durch die mit ihren Tränen,
ihrer Brunst, ihren Lästerungen
wie Meeresgrollen die Mengen rollen,
in diesen Städten, die jäh erbeben
von blitzendem Aufruhr und nächtlichem Graus,
fühl ich mein loderndes Herz sich heben
tausendfach über sich selbst hinaus.

Des Fiebers zitternde Hände schleppen
ohne Rast mich irr,
einen Kieselstein, durch der Wege Gewirr,
durch Straßen von Haß, über Wahnsinnstreppen.
Alle Berechnung ist am Zerbrechen,
wild schlägt das Herz nach Sturm und Verbrechen,
und mir ist, als wäre ich schon
meinem eigenen Ich entflohn
bei der einmütigen Kräfte Befehl und forderndem Ton.

Ob Liebe, ob Wut, ob Widersinn, —
es zuckt durch den Grund des Gewissens hin
wie von Blitzen;
alles errät sich, bevor man fühlt,
wie seine Spitzen
ein Ziel in die Geister wühlt.

Elende Leute kreuzen flackernde Brände;
wie Meeresausen klingt es durch Tore und Wände;
Häuser, Schilder, Paläste und Bahnhofshallen
wollen sich wild in das Rasen des Abends krallen;
goldne Laternen strecken ihr Feuer rings an den Plätzen
zum schwarzen Himmel empor, wütend in Zorn und Entsetzen;
die Zifferblätter an den Türmen lohn
blutrot; wo ein Tribun spricht im Gedränge,
da weiß man schon, was seine Arme drohn,
eh man sein Wort begriffen, und die Menge
schleudert ein Kaiserbild vernichtungsvoll
zu Boden und zerbricht und schändet das Idol.

Die Nacht ist furchtbar von Geräusch durchwühlt;
mit Glut und Zunder ist die Luft gefüllt;
die Herzen rollen wie verlorne Dinge,
die Seele schreit und ringt sich bang aus ihrer Schlinge;
der Augenblick ist da, in dessen Macht es steht,
ob das, was keimen will, blüht oder untergeht.

Das Volk gehört dem, dessen Hand so hart
und so biegsam geschaffen ward,
daß sie Gewitter zünden kann und dämpfen
und, wo sich Lichter ohne Zahl bekämpfen,
den einen Stern, den Weltenstern entschleiert,
der nach dem neuen Ziel die neuen Zeiten steuert.

Fühlst du, was er von Kraft und Schönheit trägt,
sag,
mein Herz, der Schlag
der Stunde, die mit Klingen ans Herz des Weltalls schlägt?

Was kümmert dich uralter Weisheit Schwulst,
was, wenn wie Sonnen groß die Dogmen untergehn?
Die Stunde ist blut- und ist jugenddurchpulst,
von wildem wundervollen Taumel schön;
trunken von einem Wein, der allen Gram
fort in die Reiche seines Rausches nahm.
Ein neues Hoffen kommt aus unbekannten Marken,
an neuem Gleichgewicht die Seelen zu erstarken;
die Natur versucht
ein neues Antlitz zu formen für ihrer Ewigkeit Flucht;
alles bewegt sich, selbst die Horizonte rücken
in fernre Fernen; Türme, Bogen, Brücken
beben tief bis in den Grund der Erde;
die Menge will mit ungestümem Drängen
die Stadt zersprengen;
die Stunde, die endet, die Stunde, die blendet,
ist gekommen, sie taucht empor;
wie von Blitzen und Gold ist ihre Gebärde
in den Fernen auf dem Berg Tabor.

Wie eine Welle, im Strom verirrt,
eine Feder, die sich im Raum verliert,
mein Herz, begib
dich in die Mengen, die durch diese großen
Städte ihr Grauen, ihr Triumphieren stoßen;

sieh, jeder Trieb
verschärft sich steigend und erbittert sich;
Gier, Furcht und Wahnsinn wachsen; zwinge dich,
in ein einziges Bündel all diese Muskeln und Nerven,
die tausendfältig sich straffen und spannen, zu werfen;
beherrsche, was sich hier zu einem Fluß verschlungen,
bis du so mächtig in die Wandelungen
von Menschen und von Dingen eingedrungen
daß das Gesetz, das schwer und ungeheuer
ihre Bedrängnis ist und auch ihr Steuer,
sich in dich schreibt mit einer Schrift aus Feuer.

Vereine deine Kraft mit den Geschicken,
die die Menge, ohne daß sie es weiß,
in dieser Nacht bereit ist auszuschicken.
Was morgen Recht sein wird und was Geheiß,
ist etwas, das allein in ihrer Ahnung wohnt;
das Weltall strebt, zu einem Werk verdichtet,
mit tausend Plänen, die wir nicht gelichtet,
der Zukunft zu, die sie schon aufgerichtet
rot und tragisch am Horizont.

O die Zukunft, wie man sie hört,
die den Boden spaltet, die Wölbung zerstört,
wenn durch die Städte von Ebenholz und von Gold,
Löwe mit strahlender Mähne, die Feuersbrunst rollt;
seltne Minute, da Zeitalter zittern;
Knoten, den Siege zerhauen in Schlachtengewittern;
große Stunde, da Weltengesichtsfelder schwanken,
da heilige Werte in Dunkel und Fremdheit sanken,
da man den Gipfelpfad zu neuem Glauben findet,
wo der Geist zur Tollheit entzündet
neue Wahrheit schmiedet und kündet
und aus der Gesetze Scheide schält,
wie ein Schwert, das für seine Hülle zu groß
und für den Henker zu makellos.
In die Städte, die jäh und nächtlich erschrecken,
wo Angst sich staut und rote Feste schrein,
schließe dich, um dich hoch und weit zu recken,
zur Herrlichkeit, meine Seele, ein.

Vielleicht

Vielleicht, daß kommt mein letzter Tag heran,
vielleicht,
daß um mein Fenster dann,
sei es nur eine Sekunde rastend,
leise, tastend
die Sonne streicht.

Daß sie auf meine armen fahlen Hände
dem Tod zum Trotz die goldne Glorie sende;
daß meine Stirn ihr Kuß ein letztes Mal
durchdringe wie ein tiefer sichrer Strahl;
daß, eh sich meiner Augen Blumen schließen,
sie bleich doch stolz in sie ihr Licht zurückergießen.

Sonne, ich liebte deinen Schein und deine Brust!
Wie eines goldnen Kornfelds Auf und Nieder
fing, höchste Gnade, dich im Herzen meiner Lieder
meine versengende, meine gelinde Kunst.
Oft jauchzt mein Werk von deiner Herrlichkeit,
Sonne, die blühn macht, Sonne, die befreit,
Sonne, die schimmernd meinen Stolz bewahrt
in deinem unermeßnem Glanz, verstoße,
vergiß mich nicht, wenn sich vor mir die große,
fordernde Stunde ernst und neu erhoben;
und schlägt mein altes Herz schwer in den letzten Proben,
so schirme es mit deiner Gegenwart!

Der Schreiner

Der Schreiner, ältester Weisheit voll,
zieht und zeichnet Quadrate und Kreise
beharrlich, damit er beweise,
wie es die Seele beginnen soll,
daß sie gewissen Einblick erhält
in die zweifellosen Gesetze der Welt.

Sein Schild, ein riesiger Kompaß, schmückt
sein Haus im Dorf da unten und zückt
als Wappen zwei spitze Zeiger von Gold,
blank wie aus der strahlenden Sonne geholt.

Mit Händen, die fest sind, behend und stet,
bereitet der Schreiner sich sein Gerät;
auf Dunkel streut er noch Dunkelheit,
indes seine Blicke, klar hinter Brillen,
gerad und scharf auf sein Wirken zielen,
auf Kleinigkeit über Kleinigkeit.

In seinen vergitterten Fenstern weilt
das Licht nur zu kleinen Quadraten geteilt,
und sein Laden, der alt wie er selbst ist, muß
leben vom Lebensüberdruß.

Er ist der Gewohnheit untertan,
die über sein Hirn das Grübeln spann,
solang seine stumpfen und geistesleeren
eintönige hundert Jahre währen.

Kärglich mit ein paar armen Maschinen,
mit Zeichen, die schirmend zugleich ihm dienen,
mit kupfernen Zirkeln und hölzernen Kegeln,
mit eines frommen alten Buches Regeln,
mit dem Kreuz, das er mitten hindurchzieht quer,
sagt der Schreiner das Weltall her.

Er hat sich Tag über Tag gekränkt,
die Augen alt und den Geist beschränkt;
er hat Anhängsel und Winkel ersonnen,
hat Federn, in denen die Tücke schnellt,
in sein schwierig verbautes Werk versponnen
und auf den Gipfel Gott gestellt.

Er hobelt seine Beweise zurecht
und schneidet jede Antwort entzwei;
und seiner Gründe Raserei
durchbohrt der Nächte Goldgeflecht.

Er lehrt in Sprüchen; er kündet
das Rätsel des Daseins, begründet,
wie es kommt, daß der Stoff sich findet.

Er blinzelt in die nie erforschten Flammen,
gibt ihnen stützend einen neuen Namen
und glaubt, daß Wahrheiten der Erde kamen.

Er ist der Meister in Wechselgesprächen;
er kann den menschlichen Geist zerbrechen
und ihn teilen in feindliche Flächen;
er hat den Menschen sauber geglättet,
mit übertriebnen Gründen gekettet
und in sein starres System gebettet.

Mit dem Schreiner Tor an Tor
wohnen der Arzt und der Pastor,
die sich Beweise, die stets miteinander streiten,
aus seiner Arbeit, die sie nicht durchschaun, erbeuten.

Keine Unmöglichkeit mehr blieb,
die er nicht in sein Schubfach trieb;
nach einer trüben Glaubensstrenge
fügt sie sich seiner Weisheit Enge.

Sein beflissenstes, bestes Geleite?
Die schwankenden Leute, die stammelnde Meute,
die für kärgliches Kupfergeld
bei ihm ihr letztes Labsal bestellt.

Er lebt von dem Schild, das sein Dorfhaus ziert,
von dem Kreis und dem Gold, das darüber irrt,
er gibt nur auf den kreischenden Laut noch acht
des Glöckleins, das seine Tür bewacht.

Er schnitt und er feilte früh und spät
eine Wissenschaft, die aus Trotz besteht;
ein Wissen, das eng im Kirchspiel gefangen
ohne Glanz ist und ohne Bangen.

So daß mit dem Tag, an dem er stirbt,
auch sein Werkzeug zerbricht und verdirbt;
und seine Kinder spielen
mit der Ewigkeit, die er gebaut und besaß
durch das Lineal und das Winkelmaß.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

3. Fortsetzung.

Nun lebte Taraß Bulba bereits seit einer Woche mit seinen Söhnen in der Sjetsch. Ostap und Andrij beschäftigen sich nur wenig mit den militärischen Uebungen. Die Sjetsch liebte es nicht, mit solch langweiligen Dingen ihre Zeit zu verlieren. Die jungen Leute wurden durch die Erfahrung erzogen und im Feuer der Schlachten ausgebildet, und daher mußten diese unaufhörlich erneuert werden. Die Kosaken fanden es langweilig, sich in den Ruhezeiten mit irgendwelchen Uebungen abzugeben: sie versuchten sich höchstens mal im Scheibenschießen, oder veranstalteten große Ritte, oder jagten in der Steppe und auf den Wiesen nach wilden Tieren; die übrige Zeit war den Zechgelagen und ähnlichen Vergnügungen gewidmet — ein Zeichen der großen Leidenschaftlichkeit ihrer Seelen. Ueberhaupt war die ganze Sjetsch eine außerordentliche Erscheinung: hier herrschte eine nie endenwollende Feier, gleichsam ein Fest, das lärmvoll begonnen, ewig fortdauerte. Einige von den Bewohnern trieben ein Handwerk, andere hatten Kramläden und handelten mit allerlei Dingen — die meisten jedoch lungerten von früh bis spät herum, wenn ihre Taschen ihnen noch eine Möglichkeit dazu boten, und das erworbene Geld noch nicht in die Hände der Kaufleute und Gastwirte übergegangen war. Dieses allgemeine Zechen und Prassen hatte etwas geradezu Sinnbetörendes an sich. Das war kein Haufe von Zechern, die aus Verzweiflung und Elend tranken, das war eine völlig ursprüngliche und unbändige Fröhlichkeit. Wer hierher kam, vergaß alles und ließ alles liegen, was ihn bisher beschäftigt hatte. Man kann sagen: er pfiff auf seine Vergangenheit. Sorglos ergab er sich der Freiheit, dem geselligen Zusammensein mit gleichen Naturen und Abenteurern wie er selbst, die weder Angehörige, Familie, noch Haus und Hof besaßen, sondern nur den freien Himmel und ein ewiges Verlangen nach ewigen Festen und Feiertagen in ihrer Seele trugen. So entstand jene fesselfose Fröhlichkeit, die aus keiner andern Quelle hätte kommen können. Die Erzählungen und Geschichten der mitten zwischen dem versammelten Volk faul auf dem Boden Lagernden reizten so zum Lachen und atmeten solches Leben, daß es schon der ganzen Gelassenheit des Saporogers bedurfte, eine unbewegte Miene beizubehalten und nicht einmal mit den Mundwinkeln zu zucken — ein Charakterzug, der den Kleinrussen bis heut' noch von seinen südrussischen Brüdern unterscheidet. Es war eine trunkene, lärmende Fröhlichkeit, aber nicht in einer verräucherten Schenke, wo der Mensch in einer finsteren, bizarren Ausgelassenheit Vergessenheit von seinem Schmerz sucht, dies war vielmehr ein enger Kreis von Freunden und Schulgenossen. Hier gab es Männer, deren Hals der Strick bereits berührt hatte, und die statt des blassen Todes noch mit Mühe das Leben erwischten, dies unbändige Leben voll herrlichen Genusses und Fröhlichkeit; hier hausten Menschen, die aus einer edlen Gewohnheit keine Kopeke in der Tasche behalten konnten, und wieder andere, die bisher einen Dukaten für einen großen Schatz gehalten hatten, und denen man dank den jüdischen Pächtern die Taschen umkehren konnte, ohne Gefahr zu laufen, daß etwas herausfiele. Hier befanden sich Seminaristen, die die akademischen Ruten nicht vertragen und in der Schule keinen Buchstaben gelernt hatten — zugleich aber auch solche, die ihren Horaz und Cicero kannten und über das Wesen der römischen Republik Bescheid wußten. Hier traf man viele jener Offiziere, die sich später in den

königlichen Heeren auszeichneten, sowie jene erprobten Parteigänger, die die edle Ueberzeugung hegten, daß es gleichgültig sei, wo man kämpfe, wenn man nur überhaupt kämpfen konnte, denn es sei eines ritterlichen Namnes nicht würdig, ein Leben ohne Kämpfe und Schlachten zu führen. Endlich gab es auch eine Anzahl solcher, die nur in die Sjetsch gekommen waren, um sagen zu können: sie seien in der Sjetsch gewesen und seien folglich im Kampf gestählte Krieger. Aber was gab es hier nicht? Diese sonderbare Republik war durchaus ein Bedürfnis jener Zeit. Für Liebhaber des kriegerischen Lebens, goldener Becher, reicher Gewebe, Dukaten und Schaumünzen gab es hier jederzeit genug zu tun. Nur die Verehrer der Frauen kamen nicht auf ihre Rechnung: denn nicht einmal in der Vorstadt der Sjetsch durfte sich eine Frau zeigen. Ostap und Andrij fanden es sonderbar, daß niemand die zahlreichen Menschen, die mit ihnen in die Sjetsch gekommen waren, nach ihrer Herkunft und ihrem Namen fragte. Sie kamen hierher, als ob sie in ihr eigenes Haus zurückkehrten, das sie erst vor einer Stunde verlassen hatten. Der Ankömmling meldete sich bloß beim Hauptmann, der gewöhnlich fragte: „Grüß Gott. Glaubst du an Christus?" „Ja, ich glaube," antwortete der Ankömmling. „Auch an die heilige Dreieinigkeit?" „Auch das." „Besuchst du die Kirche?" „Ja, ich besuche sie." „Gut, bekreuzige dich einmal." Der Ankömmling tat es. „Schön," sagte der Hauptmann, „geh und wähl dir selbst das Kosakendorf, das dir gefällt." Und damit war die Zeremonie beendet. Die ganze Sjetsch betete in derselben Kirche und war bereit, sie bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, trotzdem sie von Fasten und Enthaltsamkeit nichts wissen wollte. Nur die, nebenbei bemerkt, äußerst geldgierigen Juden, Armenier und Tataren wagten es, sich in der Vorstadt niederzulassen und hier ihre Kramläden aufzuschlagen, denn die Saporoger handelten nur ungern und zahlten gewöhnlich so viel Geld, als sie mit einem Griff aus der Tasche holten. Uebrigens war das Los dieser habsüchtigen Händler sehr traurig; man konnte sie fast mit den armen Leuten vergleichen, die am Fuße des Vesuvs wohnten, denn sobald es den Saporogern an Geld fehlte, zertrümmerte die rohe Bande die Buden der Krämer und nahm sich alles, was sie brauchte, auch ohne Zahlung.

Die Sjetsch bestand aus mehr als sechzig Niederlassungen, die ebenso viele völlig voneinander unabhängige Republiken darstellten. Sie glichen Schulen oder Seminaren, deren Zöglinge in der Anstalt gekleidet und beköstigt werden. Niemand besaß etwas oder legte sich Vorräte an, alles befand sich in den Händen des Kosakenhauptmanns, den man deshalb auch gewöhnlich „Väterchen" nannte. Er verwaltete das Geld, die Kleidung, den gesamten Speisevorrat, den Roggen- und Weizenteig, die Grütze und sogar das Heizmaterial; auch das Barvermögen wurde ihm zur Aufbewahrung gegeben. Zwischen den einzelnen Niederlassungen brachen des öfteren Streitigkeiten aus, die sogleich in Schlägereien ausarteten. Der Marktplatz füllte sich mit den Bewohnern der Dörfer, und man bearbeitete sich so lange mit den Fäusten, bis irgend eine Partei niedergekämpft war, und dann begann ein Zechgelage und ein großer Jubel.

Ostap und Andrij stürzten sich mit der ganzen Leidenschaft der Jugend in dieses Freudenmeer, vergaßen schnell das väterliche Haus, das Seminar und alles, was ihre Seele bisher bewegt hatte, und gaben sich ganz dem neuen Leben hin. Alles fesselte sie hier: die wilden Sitten der Sjetsch, ihr einfaches Gerichtswesen und ihre Gesetze, die ihnen freilich manchmal für eine freie Republik gar zu streng erschienen. Wurde ein Kosak beim Diebstahl irgend einer Kleinigkeit ertappt, so galt dies für eine dem gesamten Kosakentum zugefügte Beleidigung: er wurde für ehrlos erklärt, an den Schandpfahl gebunden, und es wurde eine Holzkeule neben ihn gelegt, mit der jeder Vorübergehende ihm einen Schlag versetzen mußte, bis man ihn zu Tode gemartert hatte. Den säumigen Schuldner schmiedete man mit einer Kette an eine Kanone, wo er so lange gefesselt blieb, bis einer seiner Kameraden ihn auslöste und seine Schuld beglich. Den stärksten Eindruck aber übte die unerhört grausame Strafe, mit der der Mord bestraft wurde, auf Andrij aus: vor den Augen des Verurteilten wurde eine Grube gegraben, in die er lebendig hinabgestürzt wurde, dann senkte man den Sarg mit dem Leichnam des Ermordeten in die Grube hinab und schüttete Erde darüber. Noch lange nachher mußte Andrij an diesen entsetzlichen Brauch zurückdenken, und fortwährend stand der mitsamt dem grauenhaften Sarge lebendig begrabene Mensch vor seinen Augen.

Die beiden jungen Kosaken wurden schnell beliebt bei ihren Kameraden. Obgleich es keine Wissenschaften gab, in der der Kosak geprüft wurde, machten sie sich doch unter den andern jungen Leuten durch ihre ehrliche Kühnheit und ihre Erfolge bemerkbar. Gewandt und sicher schossen sie ins Ziel und durchschwammen den Dnjepr selbst gegen die Strömung: eine Tat, für die der Neuling in den Kreis der Kosaken aufgenommen wurde.

Jedoch der alte Taraß sah sich nach einer anderen Tätigkeit für sie um. Das müßige Leben seiner Söhne war nicht nach seinem Wunsch: er verlangte ernstere Aufgaben für sie. Oft dachte er nach, wie er die Sjetsch zu einem kühnen Zuge bewegen könne, bei dem es eine einem Ritter geziemende Betätigung gab. Endlich aber ging Taraß eines Tages zum Hauptmann und sagte ohne Umschweife zu ihm: „Hauptmann, es wär' Zeit, daß die Saporoger sich wieder einmal tüchtig austobten."

„Es ist keine Gelegenheit dazu vorhanden," entwortete der Hauptmann, indem er seine kleine Pfeife aus dem Munde nahm und ausspuckte.

„Was, keine Gelegenheit? Man könnte doch gegen die Türken oder gegen die Tataren losgehen!"

„Nein, das kann man nicht. Weder gegen die Türken noch gegen die Tataren," antwortete der Hauptmann und steckte kaltblütig seine Pfeife zwischen die Zähne.

„Und warum nicht?"

„Weil wir dem Sultan versprochen haben, Frieden zu halten."

„Aber er ist doch ein Mohammedaner, und Gott und die heilige Schrift befehlen, die Heiden auszurotten!"

„Wir haben kein Recht dazu. Ja, wenn wir nicht bei unserm Glauben geschworen hätten, dann ginge es vielleicht, so aber ist es unmöglich."

„Warum unmöglich? Wie kannst du sagen, wir hätten kein Recht dazu? Sieh mal, ich habe zwei Söhne, beide sind junge Burschen. Weder der eine noch der andere war ein einziges Mal in der Schlacht, und da behauptest du, wir hätten kein Recht dazu, und sagst, die Saporoger dürften nicht in den Kampf ziehen!"

„Nein, es geht nicht."

„Wie es scheint, soll wohl die ganze Kosakenkraft unnütz vergeudet werden, der Mensch soll wohl tatenlos faulen wie ein Hund, und weder das Vaterland noch die ganze Christenheit soll einen Nutzen von ihm haben? Wozu leben wir denn da — warum zum Teufel leben wir denn überhaupt? Bitte, erkläre mir das! Du bist ein kluger Mensch, sie haben dich nicht umsonst zum Hauptmann gewählt; also sprich: wozu leben wir?"

Der Hauptmann antwortete nicht auf diese Frage. Er war ein starrköpfiger Kosak. Er schwieg eine Weile still und meinte dann: „Einen Krieg gibt es dennoch nicht!"

„Es gibt also keinen Krieg?" fragte Taraß wiederum.

„Nein."

„Es ist also garnicht daran zu denken."

„Nein, es ist gar nicht daran zu denken."

„Warte nur, verdammter Teufel!" murmelte Bulba vor sich hin, „du sollst mich kennen lernen."

Und er beschloß, sich an dem Hauptmann zu rächen.

Er besprach die Sache mit dem einen und dem andern und veranstaltete ein großes Gelage; eine Anzahl angeheiterter Kosaken stürzte auf den Marktplatz, wo sich die Pauken befanden, die an einem Pfahl hingen und gewöhnlich zum Zeichen einer beabsichtigten Ratsversammlung geschlagen wurden. Da sie die Schlegel nicht fanden, die meist beim Paukenschläger verwahrt zu werden pflegten, nahm jeder ein Holzscheit in die Hand und hieb damit auf die Pauken los. Auf diesen Lärm kam zuerst der Paukenschläger herbeigelaufen, ein langer Kerl mit einem einzigen Auge, das trotzdem recht verschlafen aussah.

„Wer wagt es, die Pauken zu schlagen?" schrie er.

„Schweig! Nimm deine Schlegel und schlag drauf los, wenn man dir's befiehlt!" antworteten die angeheiterten Hauptleute.

Der Paukenschläger holte sofort die Schlegel, die er mitgenommen hatte, aus seiner Tasche, da er schon mit dem Ausgang solcher Vorgänge vertraut war. Die Pauken erdröhnten — und bald versammelten sich die schwarzen Scharen der Saporoger wie Hummeln auf dem Platz. Alle scharten sich zu einem kleinen Kreise zusammen, und nach dem dritten Schlage erschienen endlich auch die Aeltesten: der Hauptmann mit der Keule, dem Zeichen der Würde, in der Hand, der Richter mit dem Heeressiegel, der Schreiber mit dem Tintenfaß und der Kosakenfähnrich mit dem Stabe. Der Hauptmann und die Aeltesten nahmen ihre Mützen ab und verbeugten sich nach allen Seiten gegen die Kosaken, die, die Arme in die Seiten gestemmt, stolz dastanden.

„Was bedeutet diese Versammlung? Was wollt ihr, Herren?" fragte der Hauptmann, aber lautes Fluchen und Schreien ließen ihn nicht zu Ende sprechen.

„Leg die Keule nieder! Leg sie sofort nieder, du Teufelssohn! Wir wollen dich nicht mehr!" schrien einige Kosaken aus der Menge heraus. Andere, aus Lagern, die noch nüchtern waren, widersprachen, und es dauerte nicht lange, so begann zwischen Nüchternen und Trunkenen ein regelrechter Faustkampf. Alles schrie und lärmte durcheinander.

Der Hauptmann wollte sprechen, aber da er wußte, daß die wütende und eigensinnige Menge ihn, wie das in solchen Fällen ja immer geschieht, dafür zu Tode prügeln würde, verbeugte er sich tief, legte die Keule nieder und verschwand.

„Befehlt ihr, Herren, daß auch wir die Zeichen unserer Würde niederlegen?" fragten der Richter, der Schreiber und der Kosakenfähnrich. Sie machten sich schon bereit, Tintenfaß, Stab und Heeressiegel niederzulegen.

„Nein, ihr sollt bleiben," schrie man aus der Menge, „wir wollen nur den Hauptmann los sein. Was ist das für ein Weib! Wir brauchen einen Mann zum Hauptmann!"

„Wen wollt ihr denn aber zum Hauptmann wählen?" fragten die Aeltesten. „Wählt Kukubjenko," schrie ein Teil. „Nein, wir wollen Kukubjenko nicht," schrie ein anderer. „Er ist noch zu jung, er hat ja kaum die Kinderschuhe abgelegt."

„Schilo soll unser Hauptmann sein," schrien verschiedene, „Schilo soll unser Hauptmann sein!"

„Daß euch der Schilo in den Leib fahre!" schrien andere wieder durcheinander. „Was ist denn das für ein Kosak? dieser Hundsfott stiehlt ja wie ein Tatar! Der Teufel soll ihn holen, steckt ihn in den Sack, den Säufer!"

„Borodaty, wählen wir doch Borodaty zum Hauptmann!"

„Wir wollen Borodaty nicht! Zum Teufel mit Borodaty!"

„Ruft Kirdiaga," flüsterte Taraß Bulba einigen zu.

„Kirdiaga, Kirdiaga," schrie die Menge. „Borodaty, Borodaty! Kirdiaga, Kirdiaga! Schilo! Zum Teufel mit Schilo! Kirdiaga!"

Die Genannten traten sofort aus der Menge heraus, damit man nicht glauben sollte, sie suchten ihre Wahl durch persönliche Anteilnahme zu befördern.

„Kirdiaga! Kirdiaga!" Dieser Name erklang öfter als die andern. „Borodaty!" Endlich wurde die Sache durch die Fäuste ausgefochten, und Kirdiaga trug den Sieg davon.

„Schnell, holt den Kirdiaga," riefen viele Stimmen, und sogleich sonderten sich zehn Kosaken von der Menge ab. Einige von ihnen waren so bezecht, daß sie sich kaum aufrecht halten konnten.

Kirdiaga war zwar ein schon recht bejahrter, aber kluger Kosak, der schon lange in seine Strohhütte zurückgekehrt war und so tat, als ob er nichts von dem Vorgefallenen wüßte. „Nun, meine Herren, was wünscht ihr?" fragt er.

„Komm, du bist zum Hauptmann gewählt worden."

„Aber ich bitte euch, ihr Herren," sagte Kirdiaga, „wie komme ich zu einer solchen Ehre? Wie kann ich euer Hauptmann sein? Ich bin ja gar nicht klug genug, um eine solche Würde zu tragen! Als ob ihr im ganzen Heere keinen Besseren finden könntet, als mich!"

„Komm schnell, hörst du!" schrien die Saporoger. Zwei von ihnen packten ihn bei den Armen, und so sehr er sich auch mit den Füßen gegen den Boden stemmte, er wurde doch schließlich unter andauernden Schimpfworten, Rippenstößen und aufmunternden Zurufen auf den Platz gebracht. „Sträube dich doch nicht, du Satan! Nimm doch das Ehrenamt an, wenn man es dir anbietet!" Auf diese Weise wurde Kirdiaga in den Kreis der Kosaken geschleppt.

„Nun Herrschaften!" riefen die, die ihn hergebracht hatten, laut aus, „seid ihr einverstanden, daß dieser Kosak unser Hauptmann wird?"

„Ja, wir sind alle einverstanden," schrie die Menge, und das ganze Feld hallte wider von ihrem Geschrei.

Einer von den Aeltesten hob die Keule auf und überreichte sie dem neuerwählten Hauptmann. Der Sitte gemäß weigerte sich Kirdiaga zunächst, sie anzunehmen. Der Aelteste bot sie ihm darauf zum zweiten Mal an, und Kirdiaga wies sie zum zweiten Male zurück. Erst beim dritten Mal nahm er die Keule an. Nunmehr brach die Menge in ein lautes Beifallsgebrüll aus und wiederum hallte das Feld vom Geschrei der Kosaken wider. Darauf traten vier von den ältesten Kosaken mit grauen Köpfen und Bärten aus der Mitte des Volkes heraus. (Ganz Alte gab es in der Sjetsch nicht, denn kein Saporoger starb eines natürlichen Todes.) Jeder von ihnen nahm eine Handvoll Erde, die um jene Zeit durch den Regen in Kot verwandelt war, und legte sie Kirdiaga aufs Haupt. Die nasse Erde rann ihm vom Kopf herunter, floß ihm über den Schnurrbart und über die Wangen, und beschmutzte ihm das ganze Gesicht. Aber Kirdiaga blieb stehen, rührte sich nicht von der Stelle und dankte den Kosaken für die ihm erwiesene Ehre.

So endete diese höchst geräuschvolle Wahl, über die sich vielleicht niemand so innig freute, wie Bulba. Zunächst, weil er sich an dem früheren Hauptmann gerächt hatte, und dann war Kirdiaga sein alter Kamerad, der mit ihm die gleichen Kriegszüge zu Wasser und zu Lande gemacht, und mit dem er die Mühen und Gefahren des Kriegslebens geteilt hatte. Die Menge zerstreute sich, um die Wahl sofort zu feiern, und nun erhob sich ein Jubel, wie ihn Ostap und Andrij bisher noch nicht erlebt hatten. Die Schnapsläden wurden verwüstet, Met, Branntwein und Bier wurden heruntergegossen, ohne daß jemand an Bezahlung dachte, und die Gastwirte waren schon zufrieden, daß sie selbst verschont blieben. Die ganze Nacht hindurch brüllte und sang man Lieder, in denen die Heldentaten gefeiert wurden, und der aufgehende Mond beleuchtete noch lange die Haufen von Musikanten, die mit Banduren, Teorben und runden Balaleiken durch die Straßen zogen, sowie die Kirchensänger, die man sich in der Sjetsch zur Abhaltung des Gottesdienstes und zur Lobpreisung der Taten der Saporoger hielt. Endlich begann sich der Rausch und die Müdigkeit auch der starken Köpfe zu bemächtigen. Bald da, bald dort sank ein Kosak zur Erde, ein Kamerad umarmte den andern und wurde rührselig — ja mancher begann sogar zu weinen und taumelte dann zusammen mit dem andern zu Boden. Dort wälzte sich ein ganzer Haufen herum. Ein einziger, der stärker war als die übrigen, hielt noch allerhand unzusammenhängende Reden, aber endlich tat es auch diesem der Rausch an — er fiel nieder — und die ganze Sjetsch versank in Schlummer.

Fortsetzung folgt.

Der Naturforscher

Das Leben der Pole

Von Jules Michelet

Die große Zauberin, welche für den Menschen fast alles Gute und Böse herbeiführt, die Einbildungskraft, gefällt sich darin, ihm unter hundert Masken die Natur zu verstellen. In allem, was seine Kräfte übersteigt oder seine Empfindungen verletzt, in allen Notwendigkeiten, welche die Harmonie der Natur verlangt, ist er versucht, einen miß-

günstigen Willen zu lesen und zu verwünschen. Ein Schriftsteller hat ein Buch gegen die Alpen verfaßt; ein Poet hat den Thron des Bösen auf diese wohltätigen Gletscher versetzt, welche der Wasserschatz Europas sind und ihm seine länderbefruchtenden Flüsse herabschicken.

Andere, noch größere Toren verwünschten die Eisschollen des Pols, verkannten den herrlichen Haushalt des Erdballs, das majestätische Wogen, die abwechselnden Strömungen, welche das Leben des Ozeans sind. Sie haben in diesem geregelten, durchaus friedlichen Bewegungen des Weltmeeres Krieg und Haß, Bosheit der Natur gesehen.

So sind die Träume des Menschen. Die Tiere teilen solche Antipathien, solche Furcht nicht; im Gegenteil, eine erhöhte Anziehungskraft veranlaßt sie, alljährlich in unzähligen Scharen nach den Polen zu strömen.

Jedes Jahr kommen Vögel, Fische, gigantische Wale und bevölkern die Meere und Inseln des Südpols, jene wunderbaren, fruchtbaren Meere, die voll und übervoll sind von beginnendem Leben (in Gestalt von Pflanzentieren) und von Lebensgährung, von gallenartigen Flüssigkeiten, Laich und zahllosen Keimen.

Beide Pole sind in gleicher Weise für jene unschuldigen, überall verfolgten Scharen der große, beglückte Vereinigungspunkt der Liebe und des Friedens.

Der Walfisch, das arme Tier, das gleich uns süße Milch und warmes Blut hat, der unglückliche Flüchtling, der bald verschwunden sein wird von der Erde; dort findet er noch Schutz, eine Rast für die geheiligte Zeit der Mutterschaft und des Säugens.

Es gibt kein besseres, sanfteres, gegen einander brüderlicheres, für ihre Jungen zärtlicheres Geschlecht als sie. Grausame Unwissenheit der Menschen! Gleich den Lamentins und Robben, die ihm so nahe stehen, werden sie ohne Bedenken getötet.

Der Riese des alten Ozeans, der Walfisch, ein Wesen, ebenso sanft, als der Zwerg der Erde, der Mensch, barbarisch ist, hat vor dem letzteren den Vorzug, daß er die Arbeit der Zerstörung, welche die Natur erheischt, an Gattungen von bedrohlicher Fruchtbarkeit vollbringt, ohne ihnen vorher Schmerz zu bereiten. Er hat weder Zähne noch Säge, keines der Marterinstrumente, mit denen die Vernichter der Welt in so reichem Maße versehen sind. Plötzlich in den Schlund dieses beweglichen Abgrunds gezogen, vergehen die Tiere, welche ihm zur Nahrung dienen, sie hören auf zu empfinden und erleiden sofort die Umwandlungen der allgemeinen Chemie. Die meisten der lebendigen Stoffe aber, wovon in den Polargegenden sich die Bewohner dieser Meere, die Wale, Fische, Vögel ernähren, haben noch kein Empfindungsvermögen. Das gibt jenen einen Charakter von Unschuld, der uns unendlich rührt, uns mit Sympathie und, wenn man es gestehen will, mit Neid erfüllt. Dreimal glücklich, dreimal gesegnet jene Welt, wo das Leben sich erhält, ohne daß es einen Tod koste, jene Welt, die im großen ganzen von Schmerzen frei ist, in den Gewässern die Milch der Nahrung findet, keine Grausamkeit nötig hat und unverdorben noch an den Brüsten der Natur liegt.

Wie tief war der Friede dieser amphibischen Bevölkerungen vor der Ankunft des Menschen! Gegen den Bären und den blauen Fuchs fanden sie einen bequemen Schutz an dem immer offenen Schoß des Meeres, ihrer Amme.

Als die ersten Seeleute dort ankamen, gab es für sie nur eine Schwierigkeit, nämlich durch die Scharen gutmütiger und neugieriger Robben sich durchzuarbeiten, welche sie anstaunten. Die Manchots und Pinguine der Polgegenden, friedlich und flinker, regten sich garnicht, die Eidergänse, deren weiches Gefieder uns die Daunen liefert, ließen sich nahe kommen und mit den Händen greifen.

Die Haltung dieser noch nicht gesehenen Wesen war für unsere ersten Seefahrer der Anlaß zu höchst spaßhaften Irrtümern. Wenn man aus der Ferne die Inseln mit zahllosen Manchots bedeckt sah, schienen diese in ihrer aufrechten Stellung mit ihrem schwarz und weißen Gefieder Scharen von ebenso viel Kindern mit weißen Schürzen zu sein. Ihre kleinen ungelenken Arme (Flügel kann man bei diesen Vogelanfängen kaum sagen), ihre Unbeholfenheit auf dem festen Lande, der höchst täppische Gang weisen sie dem Ozean zu, wo sie vortrefflich schwimmen, der ihr natürliches, legitimes Element ist. Man möchte sagen, daß sie des Meeres älteste emanzipierte Söhne sind, ehrgeizige Fische, Kandidaten zum Vogeltum, denen es schon gelungen ist, ihre Flossen in schuppige Flügelchen zu verwandeln. Die Metamorphose wurde allerdings nicht von gänzlichem Erfolge gekrönt: ohnmächtige, ungeschickte Vögel, bleiben sie geschickte Fische.

Oder man könnte sie auch ihrer breiten, so nahe am Körper sitzenden Füße, ihres kurzen, auf breitem zylindrischen Körper sitzenden Halses, ihres abgeflachten Kopfes wegen für Verwandte ihrer Nachbarn, der Seerobben, halten, denen sie zwar an Intelligenz, aber nicht an Gutartigkeit nachstehen.

Diese älteren Söhne der Natur, welche noch Vertraute der alten Zeiten der Erdverwandlungen sind, erschienen den Ersten, welche sie sahen, wie seltsame Hieroglyphen. Mit ihrem sanftem, aber glanzlosen, wie der Spiegel des Ozeans blassen Auge, sahen sie den Letztgeborenen der Schöpfung, den Menschen, wie verwunderte Alte an.

Der Reisende Levaillant fand sie nicht weit vom Vorgebirge der guten Hoffnung auf einer unbewohnten Insel in großen Scharen, wo das Grabmal eines armen dänischen Matrosen sich erhob, eines Mannes vom Nordpol, der, unweit des Südpols gestorben, nun die ganze Dicke des Erdballs zwischen sich und seinem Vaterlande hatte... Robben und Manchots leisteten ihm zahlreich Gesellschaft, die ersteren liegend und kauernd, die anderen mit der ganzen Würde einer Ehrenwache am Grabe stehend, alle aber traurig gleichsam dem Murmeln des Ozeans antwortend, der ein Requiem anstimmt.

Ihre Winterstation ist das Kap. In diesem lauen Exil Afrikas bekleiden sie sich mit einem guten und soliden Pelz von Fett, der ihnen gegen Hunger und Frost sehr zu statten kommen wird. Sobald der Frühling zurückkehrt, sagt ihnen eine geheime Stimme, daß der starke Tauwind die spröden Eiskristalle gebrochen und geschmolzen hat, daß die glücklichen Meere des Pols, ihr Vaterland und ihre Wiege, ihr süßes Liebesparadies offen sind und sie rufen.

Ungeduldig werfen sie sich ins Meer und durchschwimmen, schnell rudernd, fünf- bis sechshundert Seemeilen, ohne sich Rast zu geben, als etwa auf einigen schwimmenden Eisblöcken, auf denen sie kurze Zeit ausruhen. Bei ihrer Ankunft ist alles bereit. Ein Sommer von dreißig Tagen vergeht ihnen wie ein einziger Augenblick des Glücks.

Aber es ist ein herbes Glück, die Notwendigkeit, die tiefste Stille aufzusuchen, entfernt sie vom Meere, wo ihre einzige Nahrung ist. Die Zeit der Liebe, des Brütens, ist für sie eine Zeit der Unruhe, des Fastens. Der blaue Fuchs, ihr Feind, stöbert sie in ihrer Einöde auf. Aber Einigkeit macht stark. Die Mütter brüten alle zusammen und die Legion von Vätern wacht rings um sie her, bereit, sich zu opfern. Ist das Junge erst aus dem Ei und einigermaßen kräftig, so geleitet eine geschlossene Phalanx es zum Meere... es wirft sich hinein und ist gerettet!

Traurig ist zwar das Klima, aber doch muß man es lieb gewinnen, wenn man die tierische Natur hier so liebevoll besorgt sieht: Ein Familienleben, wie es nur der Mensch noch kennt. Im Norden ist überhaupt das Leben am häuslichen Herde ausgebildeter als im Süden; es leuchtet auch eine Sonne, aber nicht die des Aequators, sondern eine mildere, innigere, die Sonne der Seele. Jedes Geschöpf ist hier erhabener und zwar durch die Strenge des Klimas und die mannigfachen Gefahren.

Die höchste Leistung dieser Welt des hohen Nordens, welche keineswegs eine Welt der Schönheit ist, besteht darin, doch das Schöne gefunden zu haben. Auch dieses Wunder geht vom Herzen der Mutter aus. Lappland hat nur eine Kunst, nur einen Kunstgegenstand, und das ist die Wiege. „Eine solche Wiege" sagt eine Dame, welche diese Gegenden bereist hat, „ist ein hübsches Ding, zierlich und anmutig wie ein netter Damenschuh, mit dem feinen Pelzwerk des Hasen besetzt, das zarter ist als die Federn des Schwans. Rings um das Verdeck, am Kopfende, wo der Kopf des Kindes vollständig geschützt, warm und weich liegt, hängen Schnüre von bunten Perlen und Kettchen von Kupfer oder Silber, die bei jeder Bewegung klingeln und den kleinen Lappländer zum Lachen bringen."

O wunderbare Mutterliebe! Durch sie wird das roheste Weib erfinderisch, zur Künstlerin... Aber das tierische Weibchen ist heroisch. Es ist ein Schauspiel, das nur den Stumpfsinn gleichgiltig läßt, wenn die Eidergans sich die Federn ausreißt, um ihr Junges darauf zu lagern, es damit zu wärmen. Und hat ihr der Mensch dies Nest gestohlen, so fährt die Mutter fort, an sich die grausame Operation zu vollziehen. Und wenn sie sich ganz entfiedert hat, nichts mehr geben kann, als ihr Fleisch, ihr Blut, dann tritt der Vater an ihre Stelle und plündert sich selbst. Auf diese Weise wird das Junge von ihnen gekleidet, durch ihre eigenste Substanz, ihre Aufopferung, ihren Schmerz.

Montaigne spricht von einem Mantel, dessen sich sein Vater schon bedient hatte und den er selbst gern zum Andenken an ihn trug und sagt dabei ein rührendes Wort, auf welches das Nest unserer Eidergans mich bringt: „Ich hüllte mich in meinen Vater!"

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Über Lafcadio Hearn († 1904) und seine hervorragenden Japanbücher finden unsere Leser nähere Angaben in der Lese 1912, Seite 191. Die Skizze Harn entnehmen wir seinem Buch „Kokoro" aus dem Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M., Preis geb. 5 Mk.

Von Emile Verhaeren (geb. 1855), dem größten Lyriker Belgiens in der Gegenwart, brachte bereits die Lese 1910 Seite 587—589 drei Gedichte aus einer dreibändigen Verhaeren-Ausgabe von Stefan Zweig im Inselverlag; im Anschluß daran unterrichtete der Autorenspiegel Seite 597 über Leben und Werke des Dichters. Inzwischen sind im Inselverlag drei neue Gedichtbücher in Übersetzung von Erna Rehwoldt erschienen: „Die Gesichter des Lebens", „Die Stunden", „Die geträumten Dörfer", aus denen wir je ein Gedicht abdrucken.

Jules Michelet (1798—1874) war von Beruf kein Naturforscher, sondern Historiker; als solcher Verfasser berühmter Werke über die Geschichte Frankreichs. Aber er hat auch einmal ein Buch über die Vögel geschrieben, das in einer deutschen Übersetzung nicht mehr im Buchhandel ist. Aus diesem Vogelwerk bringen wir diesmal den Abschnitt „Das Leben der Pole" mit 2 alten Illustrationen von H. Giacomelli. Wir beabsichtigen demnächst noch mehr daraus vorzuführen; denn die Anschauungsweise und Anschaulichkeit des Autors und seiner Darstellung erheben sein Buch weit über die alte nüchterne Art wissenschaftlicher Schriften. Michelet ist einer der ersten philosophisch und dichterisch empfindenden und für das Tierleben begeisternden Populärisatoren der Vogelkunde, die stets gleichzeitig — bewußt oder unbewußt — einem anderen guten Zwecke noch gedient haben: dem Vogelschutz! — „Fast ohne es zu wollen", wie der alte Naturschilderer Hermann Masius in seiner Vorrede zu einer deutschen Übersetzung des Buches von Michelet sagte, „hatte dieser sein Vogelbuch geschrieben; es war ihm gleichsam unter den Händen entstanden. Erschöpft in langer Arbeit hatte er die Einsamkeit von Wald und Düne aufgesucht, dort den Staub der Chroniken abzuschütteln und neue Jugend zu atmen. Er will leben, nichts als leben. Aber kaum empfinden seine Sinne die heilende Berührung des reinen Elements, so fordert auch der Denker wieder sein Recht. Er macht sich heimisch in der fremd ihn umgebenden Natur: er bewundert, beobachtet, zieht die Beobachtungen anderer zu Rate, und die Erstlingsfrucht seiner neuen Mühe ist die Geschichte, um nicht zu sagen die Apotheose des Vogels. Das ist in zwei Worten der Ursprung des Buches, das in immer neuen Auflagen und Übersetzungen den Namen seines Verfassers weit über den Kreis der eigentlichen Gelehrtenwelt hinausgetragen und ihn überall da eingebürgert hat, wo ein reges Gefühl sich die großen Symbole der Schöpfung zu deuten liebt."

Gedenktafel

Am 28. September 1803: Der Maler Ludwig Richter in Dresden geboren. — 1895: Der Chemiker Louis Pasteur in Villeneuve-l'Etang gestorben.

Am 29. September 1902: Der französische Schriftsteller Emile Zola in Paris gestorben.

Am 30. September 1751: Der englische Dramatiker und Staatsmann Richard Brinsley Sheridan in Dublin geboren. — 1823: Der Dichter Rudolf v. Gottschall in Breslau geboren. — 1833: Der Dichter Ferdinand v. Saar in Wien geboren.

Am 1. Oktober 1684: Der Dramatiker Pierre Corneille in Paris geboren. — 1827: Der Dichter Wilhelm Müller in Dessau gestorben.

Am 2. Oktober 1839: Der Maler Hans Thoma zu Bernau im Schwarzwald geboren.

Lesepost

Druckfehler. In Nr. 36 ist das Gedicht „Ein Fest" von Josef Schanderl durch ein Versehen leider in zwei selbständige Teile getrennt worden; der als besonderes Gedicht unter dem Titel „Wem soll das Fest" hingestellte zweite Teil ist dem ersten als Schlußstück unmittelbar anzuschließen. In der ersten Zeile muß es statt „Das was" heißen „Das war". — In Nr. 37 ist der Verfasser von „Musikalische Schundliteratur" nicht Kolbenheyer, sondern Kallenberg. In diesem Beitrag ist zu lesen: Kuhnau und Kuhlau statt Kahnau und Kahlau, Gurlitt statt Quelitt, Muggellini statt Maggelins, Bossi statt Boni; ferner in dem Artikel über Schumann: Ontogenese statt antogenere, Klassizisten statt Klassizisten, Novelletten statt Noelletten. Abgesehen von der für die Setzer nicht eben leicht zu enträtselnden Handschrift unseres musikalischen Mitarbeiters trägt an diesen und den obigen Fehlern hauptsächlich der Umstand die Schuld, daß bei der Übernahme der Redaktion von München nach Stuttgart die Manuskripte und Korrekturen der bereits im Drucksatz vorliegenden Beiträge verloren gegangen waren, sodaß in der Eile eine gründliche Nachprüfung nicht mehr stattfinden konnte.

„Laaf mer nit iber mei Äckersche", dieser in der Lesepost Nr. 36 von Herrn Niemann in Cassel als unbekanntes Volkslied aus der Marburger Gegend mitgeteilte Text ist laut Mitteilung von Herrn Bayer in Stuttgart ein bekanntes schwäbisches Volkslied. „Es wird aber Gemeingut sein und daher auch bei Franken und Thüringern wohl bekannt sein."

A Sch. in Godorf schreibt uns: 1) Im Klumpenlied Lese 34 ist der Ausdruck „talpen" unrichtig erklärt. „Talphen" (oder auch „talfen" zu schreiben) heißt in der Handwerksburschen-(Kunden-) Sprache fechten = betteln gehen. (Die gleiche Richtigstellung ging uns auch von F. B. in Essen-West zu.) 2) In Lese 23 Charakteristik des Einlaufs zum Prämienausschreiben wird das Arbeiterlied „Der Erde Glück, der Sonne Pracht" dem Dichter Jakob Audorf zugeschrieben. Das trifft nicht zu. Jene Stelle bildet vielmehr das Trio des Sozialistenmarsches, und der Text stammt von Max Kegel, komponiert von C. Gramm.

Mitteilung der Schriftleitung: Bei sämtlichen Einsendungen und Anfragen ist Rückporto beizufügen. Vor Einsendung umfangreicher Manuskripte ist Anfrage erwünscht. Für Prüfung angebotener Beiträge müssen wir uns eine Frist von mindestens einem Monat vorbehalten. Nur für eingeforderte Manuskripte und Bücher kann Verantwortung übernommen werden. Alle Sendungen für die Schriftleitung sind zu richten an den Herausgeber: Theodor Etzel, Stuttgart, Tübingerstraße 12.

Mitteilung für die Zeitungen, die gelegentlich Nachdrucke aus der Lese nehmen.

Aus dieser Nummer darf gegen Quellenangabe und Einsendung eines Beleges nachgedruckt werden:

Das Leben der Pole von Jules Michelet. — Wegweiser.

Wegen der Nachdruckserlaubnis für andere Artikel ist Anfrage bei der Schriftleitung erforderlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel. Stuttgart, Tübingerstr. 17B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertaasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 40 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

An unsere Freunde

Wir haben auf dem Umschlag des vorigen Heftes unsern Abonnenten das zweite diesjährige Buch der Lese, das in diesem neuen Vierteljahr zur Ausgabe gelangt, bereits angezeigt:

Die Frauen der Familie Nebelsiek
Roman von Dora Hohlfeld.

Die Verfasserin wird einem großen Teil unserer Leser durch ihre im Verlag Schuster & Löffler in Berlin in den letzten acht Jahren erschienenen vortrefflichen Romanbücher (Aus dem Krautwinkel, Die arme Josefa, Im Freudensaal, Geringe Leute, Wie sie über die Erde gehn) schon vorteilhaft bekannt sein; den anderen sei gesagt, daß sie durch unser Buch die Bekanntschaft mit einer modernen Romandichterin machen werden, für welche die ernste Kritik Ehrentitel wie „eine neue Droste-Hülshoff" oder „eine deutsche Lagerlöf" gefunden hat. Ihre Bücher haben aber solche Vergleiche nicht nötig, sie stehen durchaus auf eigenen Füßen. Und „Die Frauen der Familie Nebelsiek", Dora Hohlfelds neuestes Werk, gehört zum Besten, was sie geschrieben hat. Unsere Freunde werden mit dieser zweiten diesjährigen Beigabe der Lese gewiß ebenso zufrieden sein wie mit der ersten: Oskar Wöhrles Baldamusbuch.

Nun haben wir gleichzeitig eine weitere erfreuliche Mitteilung zu machen. Vom nächsten Jahrgang, also von 1914 ab, erhalten unsere Abonnenten nicht, wie bisher, nur in jedem zweiten, sondern in jedem einzelnen Quartal ein wertvolles Buch als Beigabe zur Lese. Es gibt also

jährlich 4 Bücher,

wodurch unsere Absicht, unsern Getreuen nach und nach zu einer schönen Lese-Bibliothek zu verhelfen, schneller und reichlicher verwirklicht wird. Die erheblichen Mehrkosten, die uns bei der notwendigen großen Auflagenhöhe und den zumeist recht hohen Autorenhonoraren für solche Originalwerke erwachsen, übernimmt der Verlag der Lese zum weitaus größten Betrag selbst; für die Abonnenten, die sich fernerhin, um ein Anrecht auf die Quartalsbücher zu haben, nicht mehr für einen vollen Jahrgang zu verpflichten brauchen, sondern nur für das jedesmalige Quartal, wird nur der geringe Zuschlag von 30 Pfg. für das Quartal, d. h. für 13 Wochenhefte und 1 Buch der Lese, in Ansatz gebracht. Von Januar 1914 ab gibt es also kein Jahresabonnement mehr, sondern lediglich Vierteljahrsbezüge zum Preise von 1.80 Mk. Tatsächlich erhält jeder Bezugsberechtigte die 4 Bücher jährlich, von denen jedes im Einzelkauf 1.50 Mk. kostet, völlig umsonst, da bei Berechnung des Einzelpreises von 15 Pfennig pro Heft die 13 Wochenhefte allein schon den Betrag von 1.95 Mk. ergeben würden.

Als Bücher der Lese für 1914 sind folgende vier Originalwerke bestimmt worden:

Theodor Etzel: Luftabenteuer.
Ein Buch der Erfüllung menschlicher Flugsehnsucht mit den ausgewählt besten Beiträgen zu diesem Thema von Goethe bis zur Gegenwart.

R. H. Francé: Das Rätsel der Natur.
Ein Buch der Eroberung des heutigen Naturbildes durch Menschengeist.

Oskar Wöhrle: Ein Handwerksbursch der Biedermeierzeit.
Das Buch der Erlebnisse eines wandernden sächsischen Wagnergesellen in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Europa, Asien und Afrika.

Neue nordische Novellen.
Ein Meisterbuch moderner Erzählerkunst mit Beiträgen der besten weniger bekannten dänischen, schwedischen und norwegischen Autoren der Gegenwart in guten Uebersetzungen.

Die Reihenfolge des Erscheinens der Bücher behalten wir uns vor. Der Inhalt eines jeden wird derart sein, daß er nicht nur fesselnd unterhält, sondern gleichzeitig auch belehrt und bildet, wodurch jedes Buch seinem Besitzer dauernd wertvoll bleibt.

Wem unser Bücherprogramm gefällt — und wir glauben, daß es angesichts der sorgsamen und vielseitigen Auswahl keinen Unzufriedenen geben kann —, der möge in Freundestreue weiter zu uns halten und jetzt schon werben für die Lese 1914. Jeder, der bisher mit uns gegangen ist, weiß, daß wir immerfort bestrebt sind, noch Besseres zu bieten. Aber wir bedürfen auch der unermüdlichen Hilfe unserer Freunde, denn trotz aller Opfer und Mühen ist die Lese noch bei weitem nicht das geworden, was sie sein möchte: Das Wochenblatt in jedem deutschen Hause!

Schriftleitung und Verlag Die Lese.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

4. Fortsetzung.

Gleich am nächsten Tage beriet sich Taraß Bulba mit dem neuen Hetman, wie man die Saporoger zu einem Kriegszuge anstacheln könnte. Der Hetman war ein kluger, gewiegter Kosak, er kannte die Saporoger und sagte daher zuerst:

„Den Eid können wir nicht brechen. Das geht auf keinen Fall." Dann schwieg er eine Weile und fuhr fort:

„Es macht nichts, es geht auch so. Wir werden den Eid nicht verletzen, aber ein Vorwand wird sich schon finden. Sorge nur dafür, daß sich das Volk wieder versammelt, aber nicht auf meinen Befehl hin, sondern aus freiem Antriebe... ihr wißt ja selbst am besten, wie das gemacht wird. Dann kommen wir sogleich mit den Aeltesten auf den Platz geeilt, als ob wir von nichts wüßten."

Es war noch keine Stunde seit diesem Gespräch vergangen, als schon die Pauken erdröhnten. Sogleich war auch wieder eine ganze Menge von betrunkenen und unvernünftigen Kosaken zur Stelle. Tausende von Kosakenmützen füllten plötzlich den Platz. Ein mächtiges Stimmengewirr erhob sich. Ueberall ertönten Fragen: „Was ist geschehen? Warum hat man uns zusammengerufen?" Niemand antwortete. Endlich tönte es aus dieser und jener Ecke hervor: „So vergeudet man die Kosakenkraft! Es gibt keinen Krieg! Die Vorsteher haben sich hinter dem Ofen gelegt, und schwimmen in ihrem Fett! Es gibt keine Gerechtigkeit mehr in der Welt!" Die Kosaken hörten erst eine Weile zu und stimmten dann mit in das Geschrei ein: „Wahrhaftig, es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt." Die Aeltesten schienen über die Vorwürfe sehr bestürzt zu sein. Endlich trat der Hetman vor und sagte: „Werte Herren Saporoger! erlaubt ihr mir, eine Rede zu halten?"

„Rede!"

„Werte Herren, es wird jetzt darüber gesprochen, und ihr wißt es am besten, daß viele Saporoger bei den Juden in den Schenken und auch bei den eigenen Kameraden viele Schulden haben! Kein Teufel traut ihnen mehr. Außerdem spricht man darüber, daß es bei uns eine große Anzahl von jungen Burschen gibt, die noch nie mit eigenen Augen eine Schlacht gesehen haben — während ihr doch selbst wißt, werte Herren, daß so ein junger Mensch ohne Krieg nicht leben kann. Was ist denn das auch für ein Saporoger, der sich noch nie mit den Heiden herumgeschlagen hat!"

„Er spricht ausgezeichnet," dachte Bulba.

„Denkt übrigens nicht, ihr Herren, daß ich das sage, um den Frieden zu stören. Gotte behüte mich! Ich meine das nur so. Und ein Gotteshaus haben wir — es ist eine wahre Sünde, wie es aussieht! Solange schon blüht die Sjetsch durch Gottes Gnade, und bis jetzt sind die Heiligenbilder — von dem Aeußeren wage ich gar nicht zu sprechen — noch immer ohne jeden Schmuck! Hätte ihnen wenigstens noch jemand ein silbernes Gewand geschmiedet! So aber haben sie nur gerade das erhalten, was ihnen der eine oder der andere Kosak hinterlassen hat. Diese Gaben waren aber meistens recht ärmlich, hatten sie doch schon bei Lebzeiten alles vertrunken. Ja, also ich rede nicht etwa, um den Krieg gegen die Ungläubigen zu predigen: wir haben dem Sultan Frieden geschworen, und es wäre eine große Sünde ihn zu brechen, denn wir haben auf unsern Glauben geschworen."

„Was schwatzt er denn da durcheinander," sagte Bulba vor sich hin.

„Ihr seht also, werte Herren, daß sich ein Krieg nicht so leicht beginnen läßt: das wäre gegen unsere Ritterehre. Aber ich in meinem einfältigen Verstande denke mir folgendes: Man müßte einmal allein die Jungen auf Kähnen ein bißchen an der Küste Anatoliens herumstreifen lassen! Was denkt ihr darüber, ihr Herren?"

„Führe uns, führe uns alle dahin," schrie die Menge von allen Seiten, „für unsern Glauben opfern wir gern unser Leben."

Der Hetman erschrak. Er hatte durchaus nicht die Absicht, alle Saporoger in Aufruhr zu bringen; jedenfalls hielt er es in diesem Falle für ehrlos, den Frieden, zu brechen. „Gestattet mir noch einige Worte, werte Herren."

„Hör auf," riefen die Saporoger, „was Besseres kannst du ja doch nicht sagen!"

„Nun, wenn ihr meint, so möge es denn sein. Ich bin der Knecht eures Willens. Wie es ja schon in der Schrift heißt: Volkes Stimme — Gottes Stimme. Es läßt sich nicht Klügers erdenken, als was das ganze Volk ersonnen hat. Aber, werte Herren, ihr wißt, daß der Sultan das Vergnügen, das sich unsere tapferen Burschen gestatten werden, nicht ungestraft lassen wird? Allein inzwischen müssen auch wir uns rüsten und frische Kräfte sammeln, dann brauchen wir niemand zu fürchten. Aber während unserer Abwesenheit könnten die Tataren die Sjetsch überfallen: diese türkischen Hunde wagen es nicht, einem ins Gesicht zu sehen und einem offen gegenüberzutreten, dagegen beißen sie einem gern von hinten in die Fersen, und das gründlich. Hm, und um die Wahrheit zu sagen: wir verfügen auch nicht über so viel Boote und Pulver, wie wir benötigten, wenn alle mitziehen wollten. Im übrigen: was mich betrifft — ich bin zu allem bereit: ich bin nur der Knecht eures Willens."

Der listige Hetman schwieg. Einzelne Haufen begannen miteinander zu beratschlagen, ebenso die Hauptleute der einzelnen Heerabteilungen. Zum

Glück waren nicht allzuviele von ihnen betrunken, und man beschloß daher, sich dem vernünftigen Rat zu fügen.

Sofort wurden einige Leute ans gegenüberliegende Ufer des Dnjepr nach dem Zeughaus gesandt, wo sich in unzugänglichen Verstecken, unter dem Wasser und im Schutt, die Kriegeskasse, sowie ein Teil der vom Feinde erbeuteten Waffen befanden. Die andern machten sich schnell an die Boote, um sie gründlich zu besichtigen und für die Reise auszurüsten. In einem Augenblick war das Ufer vom Volk überschwemmt. Die Zimmerleute kamen mit dem Beil in der Hand herbeigeeilt. Alte, sonnenverbrannte, breitschultrige Saporoger, mit grammelierten und schwarzen Schnurrbärten standen mit aufgeschürzten Schifferhosen bis zu den Knien im Wasser und zogen die Boote an einem festen Tau vom Ufer herab. Andre schleppten fertige, trockene Balken und Baumstämme herbei. Da wurde ein Kahn mit Brettern verschlagen, dort kehrte man einen um und kalfaterte und teerte ihn. Hier befestigte man nach Kosakenbrauch lange Schilfbündel an den Kahnwänden, damit die Meereswellen die Boote nicht zum Kentern bringen sollten. Etwas abseits am Ufer wurden kupferne Kessel aufgestellt, in denn man Pech zum Teeren der Boote siedete. Die Aelteren und Erfahrenen belehrten die Jungen, ringsum hallte alles von dem Lärm der Arbeit wider, das ganze Ufer war voller Leben und Bewegung.

Unterdessen näherte sich dem Ufer eine große Fähre, deren Bemannung schon von fern mit den Händen winkte. Es waren Kosaken in zerlumpten Röcken. Ihre zerrissene Bekleidung — mehrere von ihnen hatten nichts als ein Hemd an und eine kurze Pfeife in den Zähnen — bewies, daß sie soeben einer großen Gefahr entronnen waren oder ihr gesamtes Besitztum vertrunken und verbummelt hatten. Aus ihrer Mitte trat ein kleiner, breitschultriger Kosak von etwa fünfzig Jahren hervor, und stellte sich vorn auf die Fähre. Er schrie und bewegte die Arme noch heftiger, als die andern: aber der Lärm und das Klopfen der Arbeiter übertönte seine Stimme. „Wie kommt ihr hierher," fragte der Hetman, als die Fähre ans Ufer stieß. Alle Arbeiter stellten die Arbeit ein, ließen Beil und Meißel ruhen und schauten voller Erwartung drein.

„Wir haben Unglück gehabt," schrie der kleine Kosak auf der Fähre.

„Was für ein Unglück?"

„Erlauben die Herren Saporoger einige Worte?"

„Sprich."

„Wollt ihr nicht lieber eine Versammlung abhalten?"

„Sprich, wir sind alle hier."

Das Volk drängte sich zu einem Haufen zusammen.

„Habt ihr denn garnichts davon gehört, was in der Ukraine vorgeht?"

„Was denn?" fragte einer der Hauptleute.

„Was? euch hat wohl der Tatar die Ohren verstopft, daß ihr nichts gehört habt!"

„So sprich doch, was geschehn ist!"

„Es geschieht etwas, was wir seit unserer Geburt und unserer Taufe nicht gesehen haben!"

„So sag doch endlich, was es ist, du Hundessohn!" schrie einer aus der Menge.

„Es ist eine Zeit angebrochen, wo selbst die heiligen Kirchen nicht mehr uns gehören!"

„Weshalb gehören sie uns nicht?"

„Sie sind jetzt an die Juden verpachtet. Wenn man die Juden nicht erst bezahlt, kann man keine Messe mehr darin abhalten."

„Was faselst du?"

„Und wenn so ein Judenhund mit seiner unreinen Hand nicht ein Zeichen über die Hostie macht, kann man auch kein Ostern mehr feiern."

„Er lügt, Brüder, es ist unmöglich, daß der unreine Jude ein Zeichen über die Hostie macht!"

„Hört zu, ich werde euch noch ganz andere Dinge erzählen. Katholische Geistliche fahren jetzt in Bauernwagen in der Ukraine herum. Das ist ja freilich noch kein Unglück, daß sie in Bauernwagen herumfahren; wohl aber das, daß sie statt der Pferde rechtgläubige Christen vorspannen. Ja, noch mehr, hört mal weiter: man erzählt, daß sich die Judenweiber Röcke aus den Gewändern der Geistlichen nähen! So liegen die Dinge in der Ukraine! Und ihr sitzt hier in der Sjetsch und unterhaltet euch! Ja, man sieht, der Tatar hat euch einen solchen Schrecken eingeflößt, daß ihr weder Augen noch Ohren, noch sonst etwas habt, daß ihr nichts davon merkt, was in der Welt vorgeht!"

„Halt, halt," unterbrach ihn hier der Hetman, der bis dahin mit zu Boden gesenkten Augen dagestanden hatte, wie alle Saporoger, die sich bei wichtigen Angelgenheiten nie von dem ersten Eindruck hinreißen lassen, sondern schweigen, bis ihre Erbitterung im stillen um so mächtiger anschwillt. „Hör auf, hör auf, hier habe ich auch noch ein Wort mitzureden. Und was habt ihr — der Teufel soll eurem Vater das Fell gerben — was habt ihr getan? Hattet ihr denn keine Säbel, he? Wie konntet ihr denn solche Niederträchtigkeiten zulassen?"

„Wie man eine solche Niederträchtigkeit unbestraft lassen kann! He? Versuch doch nur was anzufangen, wo uns allein fünfzigtausend Polen gegenüberstanden. Und dann, wir wollen unsere Schande nicht verheimlichen; es gab auch Hunde unter uns, die schon den feindlichen Glauben angenommen hatten!"

„Und was taten euer Hetman und eure Heerführer?"

„Unser Hetman hat etwas getan, wovor uns alle Gott bewahre!"

„Wie? was sagst du?"

„Hört zu: Unser Hetman liegt jetzt eingepökelt in einem kupfernen Kessel zu Warschau und die Köpfe

und Hände unserer Hauptleute werden zur Augenweide für alles Volk auf den Jahrmärkten herumgeschleppt. So ist es unsern Anführern gegangen."

Die ganze Volksmasse geriet in Bewegung. Zuerst herrschte tiefes Schweigen, wie es wohl einem schweren Unwetter vorhergeht, dann aber hallte plötzlich das ganze Ufer von wilden Reden, Ausrufen und Schreien wider.

„Was, die Juden haben die christlichen Kirchen gepachtet! Die katholischen Geistlichen spannen rechtgläubige Christen an ihre Deichseln!! Wie, man duldet auf russischem Boden solche Grausamkeiten von den verfluchten Ungläubigen! Und daß sie so mit unsern Heerführern und Hetmans umgehen! Das kann nicht sein, das darf nicht sein!"

So hallte es aus allen Ecken. Die Saporoger schrien sehr laut: sie empfanden ihre Kraft. Das war nicht mehr das Aufbrausen eines leichtsinnigen Völkchens; das war die Erregung bedachtsamer und männlicher Charaktere, die langsam in Hitze gerieten, aber, einmal entflammt, ihr inneres Feuer lange und dauernd bewahrten.

„Die ganze Judenbande muß gehenkt werden," schrie es aus der Menge, „sie sollen ihren Judenweibern keine Röcke mehr aus den geistlichen Gewändern nähen! Sie sollen keine Zeichen auf den heiligen Hostien machen!"

„Ersauft doch dies ganze Heidenpack im Dnjepr!" Diese Worte, die einer aus der Menge gerufen hatte, zündeten blitzartig in allen Köpfen. Die Menge stürzte in die Vorstadt, mit dem festen Entschlusse, die ganze Judenschaft umzubringen.

Die armen Kinder Israel verloren ihre Geistesgegenwart und ihren letzten, schon ohnedies nicht allzu großen Mut, sie versteckten sich in leeren Branntweinfässern und in den Oefen, und verkrochen sich sogar unter den Röcken der Jüdinnen. Aber die Kosaken wußten sie überall zu finden.

„Erlauchte Herren," schrie ein langer spindeldürrer Jude, indem er sein mitleiderregendes, schreckentstelltes Haupt aus der Menge seiner Freunde hervorstreckte. „Erlauchte Herren! laßt mich euch nur ein Wort sagen, ein einziges Wort. Wir werden euch etwas mitteilen, was ihr noch nie gehört habt — etwas so Wichtiges; man kann garnicht sagen, wie wichtig es ist!"

„Gut, mag er sprechen," sagte Bulba, der es immer liebte, auch den schuldigen Teil anzuhören.

„Erlauchte Herren," sprach der Jude, „solche Herren hat man noch nie gesehen! So edle, gute und tapfer Männer gab es noch nie auf Erden." Seine Stimme erstarb und zitterte vor Angst. „Wie wäre es möglich, daß wir schlecht von den Saporogern dächten! Die gehören ja gar nicht zu uns, die in der Ukraine die Kirchen pachten! Bei Gott, sie gehören nicht zu uns! Das sind ja gar keine Juden! Der Teufel weiß, was das für Leute sind, das sind solche Schufte, die man bloß anspucken und ausrotten sollte! Alle hier werden es mir bestätigen! Nicht war, Schloma, nicht wahr, Schmuhl?" „Bei Gott! Ob es wahr ist," riefen Schloma und Schmuhl aus der Menge; sie trugen zerrissene Mützen und waren so bleich wie Kalk. „Wir haben es nie mit den Feinden gehalten," fuhr der lange Jude fort, „und die Katholiken mögen uns überhaupt gestohlen bleiben. Der Teufel kümmere sich um sie. Wir fühlen mit den Saporogern wie mit unsern eigenen Brüdern..."

„Was die Saporoger sollen eure Brüder sein!" rief einer aus der Menge. „Verfluchte Juden, das überlebt ihr nicht! In den Dnjepr mit ihnen, werte Herren, wir wollen diese verfluchten Hunde ersäufen!" Diese Worte wirkten wie ein Signal. Man packte die Juden bei den Händen und warf sie in die Wogen. Von allen Seiten ertönte ein jämmerliches Schreien, aber die rauhen Saporoger lachten nur, als sie die mit Schuhen und Strümpfen bekleideten Füße der Juden in der Luft herumzappeln sahen.

Der arme Redner, der durch seine Worte das Unglück selbst heraufbeschworen hatte, wand sich aus dem Kaftan heraus, bei dem man ihn bereits gepackt hatte, warf sich in seinem scheckigen und engen Kamisol Bulba zu Füßen und flehte ihn mit jämmerlicher Stimme an: „Großer, erlauchter Herr! Ich habe Euern Bruder gekannt, den seligen Doroschi! Er war die Zierde des ganzen Rittertums. Ich habe ihm achthundert Zechinen gegeben, als er Geld brauchte, um sich aus der Gefangenschaft der Türken auszulösen!"

„Du kanntest meinen Bruder?" fragte Bulba.

„Bei Gott, ich kannte ihn! Was war das für ein großmütiger Herr!"

„Und wie heißt du?"

„Jankel."

„Gut," sagte Taraß und wandte sich nachdenklich an die Kosaken. „Wenn es sein muß, werden wir immer noch genug Zeit haben, den Juden aufzuknüpfen — jetzt aber überlaßt ihn mir."

Mit diesen Worten führte Taraß ihn zu seinem Wagen, neben dem seine Kosaken standen. „Nun, krieche unter den Wagen, bleib dort liegen und rühr dich nicht vom Fleck; und ihr, Brüder, laßt mir den Juden nicht entweichen!"

Hierauf begab er sich nach dem Platz, wo die ganze Schar bereits versammelt war. Alle hatten das Ufer und die Arbeit an den Kähnen augenblicklich verlassen, stand doch jetzt ein Kriegszug zu Lande und nicht zu Wasser bevor, und man bedurfte der Schiffe und der Kosakenboote nicht mehr, wohl aber der Wagen und Pferde. Jetzt wollten alle mit in den Krieg, Alt und Jung; im Einverständnis mit dem Rate der Aeltesten, dem Hetman, den Hauptleuten und dem ganzen Heer der Saporoger beschloß man, direkt nach Polen zu ziehen, um sich für alles Böse, für die Schändung des heiligen Glaubens und der Kosakenehre, zu rächen, in den eroberten Städten Beute zu machen, Dörfer und Scheunen in Brand zu setzen und überall in der

Steppe seinen Ruhm zu verbreiten. Alles rüstete und bewaffnete sich. Der Hetman schien um mehrere Zoll gewachsen zu sein. Das war nicht mehr der schüchterne Vollstrecker der launischen Wünsche eines ungezähmten Volkes; das war ein unbeschränkter Gebieter, ein Despot, der nur zu befehlen verstand. Alle die eigenwilligen und stolzen Ritter standen bewegungslos in Reih und Glied mit ehrerbietig gesenkten Köpfen, und keiner erhob die Augen, wenn der Hetman Befehle erteilte. Er tat es ruhig, ohne viel Geschrei und ohne sich zu übereilen, aber bedächtig wie ein alter, vielerfahrener Kosak, der nicht zum erstenmal einen klug erdachten Plan zur Ausführung bringt.

„Seht euch um, seht euch recht gut um," sagte er, „bringt die Wagen und Teereimer in Ordnung, prüft eure Gewehre. Nehmt nicht zu viel Kleidung mit euch: ein Hemd und zwei Paar Hosen pro Mann und einen Topf mit Hirsebrei — keiner soll mehr bei sich führen. Ich weiß, daß es einige unter euch gibt, die, sobald Gott eine reiche Beute schickt, sich sofort die Füße in Nanking und Seide hüllen. Laßt euch nicht vom Teufel verführen, werft allen Tand fort und nehmt euch höchstens ein Gewehr mit, wenn es gut ist, und ein paar Dukaten oder etwas Silbergeld — das sind Dinge, die nicht viel Raum einnehmen und die man immer gebrauchen kann."

Fortsetzung folgt.

Im Strom

Novelle von Karl Federn

Seit zehn Minuten arbeiteten die Männer mit all ihren Kräften gegen den Wind und die Strömung, und immer noch sahen sie dieselbe Landspitze, dieselben Baumgruppen am Ufer neben sich. Eine Art Erbitterung, beinahe Wut war in ihren Gesichtern. Endlich ließ einer die Ruder fahren und sagte:

„Das muß die Stelle sein!"

Der Steuermann — er war klein und blaß mit dunklem Spitzbart, und hatte den Mantel um sich gewickelt — erwiderte:

„Und wenn es die Stelle ist; daß wir nicht weiter kommen, das macht der Wind. Und wenn du aussetzt, treiben wir nur zurück."

„Aber es ist die Stelle doch!" sagte der andere.

„Was für eine Stelle? was ist damit?" fragte betroffen die Frau, die vorn im Boot saß.

„Das werden wir dir ein andermal erzählen, Rose," erwiderte ihr Gatte, „los!"

Und sie zogen wieder an.

Die junge Frau saß fröstelnd im Winde, in den dunkeln Lodenmantel ihres Gatten gehüllt, die Kapuze über den Kopf geschlagen. —

Als sie längst heimgekommen waren und das Abendbrot beendet hatten, die Lampe brannte und nur draußen der Wind an den Fenstern zerrte, und von unten das Schlagen und Spritzen der Wasser am Ufer heraufdönte, fragte Frau Rose plötzlich wieder.

Ihr Gatte sah von seiner Zeitung auf, der Doktor, der am Steuer gesessen war und jetzt eine Zigarette drehte, hielt inne und sah sie durch seine dunkeln Gläser gespannt an.

„Ihr müßt mich nicht im Ungewissen grauen lassen." Sie schloß die Augen und sah die tückische Stelle im Strom vor sich.

„Es ist gar nicht zum Graulen," sagte der Doktor, „durchaus nicht."

„Theodor kennt die Geschichte am besten," sagte der Gatte. Theodor, der dritte Mann, hatte die eine Hand unterm Kinn, mit der andern strich er über die Tischplatte. „Wie Sie befehlen," sagte er. „Ich weiß sie am besten; und ich hab ja auch heut daran erinnert. Und es war ja wirklich nicht darum, sondern der Wind und der Strom, daß wir nicht weitergekommen sind.

Sie sind nicht von hier, gnädige Frau, darum haben Sie die beiden Hiller nicht gekannt. Es waren Freunde von mir. Das heißt, Freunde, wie man so sagt. Jedenfalls waren sie zwei tüchtige Burschen, die sich beim Rudern und Schießen alle Beste geholt haben. Geld war auch im Haus. Gegen die zwei wär gar nicht aufzukommen gewesen, wenn sie zusammengehalten hätten. Das heißt, manchmal haben sie schon zusammengehalten und manchmal nicht, wie Brüder sind. Als Buben haben sie miteinander gerauft, wenn sie allein waren, und draußen sind sie zusammengestanden und haben die andern gehauen.

Bis dann der große Streit angefangen hat: der Rudolf als der Aeltere hätte das Geschäft übernehmen sollen und der Franz hat wollen Offizier werden. Aber der Rudolf hat zum Geschäft keine Freude gehabt, nur zur Landwirtschaft. Und so hat der Franz ins Geschäft müssen; er war erst ganz wild, aber später das Verdienen hat ihm doch gefallen. Es war ja auch ein schönes Geschäft. Dann aber, wie der alte Hiller gestorben ist, hat der Rudolf seinen Teil ausbezahlt verlangt, weil er eine Wirtschaft hat kaufen wollen; denn immer Volontär sein oder Adjunkt auf fremden Gütern, das hat ihm nicht gefallen. Der Franz hat gesagt: „das kann ich nicht, soviel kann ich nicht; ich kann dir jedes Jahr vom Ertrag den Teil geben, der dir zukommt, nachdem ich meinen Arbeitslohn als Geschäftsführer abgerechnet hab'; aber das halbe Kapital herausbezahlen, das heißt mich zugrund richten.

Auch ein Drittel, auch ein Viertel nicht!" Der Rudolf hat gesagt: „Dann kann ich mein Lebtag die Füße unterm fremden Tisch stecken und mich vom Direktor schurigeln lassen; das paßt mir nicht! ich

will mit meinem Zeugl fahren und meinen Hafer einführen, nicht fremden." Es hat auch geheißen er hat damals heiraten wollen, sicher weiß ichs nicht. Er hat ja recht gehabt, aber der Franz auch, man kann doch so ein Geschäft nicht zu Grund richten lassen. Sie haben lang hin und her geredet, und die Verwandten auch, und fremden Leute, manche haben gut zugeredet und andere haben gehetzt, aber einig sind sie nicht geworden. Dann haben sie Prozeß geführt.

Sie wissen nicht, gnädige Frau, was das heißt, wenn Leute auf dem Lande Prozeß mit einander führen. Das wissen Sie nicht. In der Stadt sehen die Gegner sich nicht, nicht einmal bei den Terminen, da kommen nur die Advokaten zusammen, aber auf dem Land hat jeder den andern immer vor sich, und jeder glaubt, der andere lacht über ihn, und da wächst der Haß. Denn der Rudolf war damals auch wieder hier: eine ganze Zeit lang haben sie im selben Haus gewohnt und nie ein Wort miteinander gesprochen.

Da sind Termine angesetzt worden zum Vergleich, und Inventare aufgenommen, und der Ertrag abgeschätzt, und Sachverständige und Verrechnungen — was das gekostet hat, das ist nicht zum sagen. Die Jahre sind vergangen und nichts ist herausgekommen. Und der Rudolf war außer sich und der Franz auch, und jeder hat gesagt, der andere ist der eigensinnige Bockesel, der nicht nachgeben will und an allem schuld ist.

Es waren aber noch andere Sachen. Der Franz war ein schöner Bursch, mit solchen Augen! Alle Mädel hinter ihm her und er hinter den Mädeln. Was sie wollen, haben die Mädel mit ihm gemacht. Merkwürdig war das. Wenn je ein Mann die Weiber hätt' unterm Schuh haben können, war ers: derweil haben immer sie ihn unterm Schuh gehabt, weil er gleich ganz toll war."

„Er war ein Erotiker," sagte der Doktor.

„Der Rudolf hat die Frauenzimmer ja auch gut leiden mögen, aber er war lang nicht so hübsch wie der Franz, und auf ihn sind sie nicht so geflogen. Aber er war wie er war, immer ruhig, als wäre ihm nichts an ihnen gelegen. Und das war manchmal merkwürdig mit den zweien.

Als Buben waren wir alle in die Schlüter Marie verliebt, die jetzt vom Rosner die Frau ist. Warum kömt' ich nicht sagen, es war eigentlich nichts an ihr dran. Aber es war so. Einmal, da war ich dabei, steht der Rudolf Hiller und hilft der Marie, ihre Jacke anziehen; der Franzl, der erst zwölf Jahr alt war, steht neben ihm und gibt ihm einen Stoß. Der Rudi glaubt, es ist ein dummer Witz und sagt nur: „Geh, hör auf, dummer Bub!" aber der Franzl hat die Augen gerollt vor Zorn, und wir haben gelacht. Der Rudolf geht mit der Marie nach Haus, und wie er zurückkommt, steht der Franzl auf dem Weg und haut auf ihn los, wie nicht gescheit. Für die Marie waren sie beide zu jung, aber ich glaub', sie hat den Rudolf ganz gern mögen.

Wie der Franz beim Militär war, da hat er eine Geschichte gehabt mit einer Baronin, sie war eine Witfrau, und unter uns gesagt: ich sag, sie war ein Luder. Wo die Baronin war, da war er, und hat Pferde zu Schanden geritten und Schulden gemacht und ich weiß nicht, was alles, um die Baronin. Und dann war das so. Der Franz und der Rudolf haben immer viel voneinander geredet und erzählt. Und so hat er auch der Baronin von Rudolf erzählt, und die Baronin hat den Rudolf wollen kennen lernen. Der Rudolf ist auch hingekommen und vorgestellt worden, und manchmal war er da, und manchmal nicht. Ihm wars gleich. Und dann auf einmal war der Franz wie verrückt, und der Rudolf hat nicht recht gewußt, wie ihm geschieht: die Baronin ist dem Rudolf nachgelaufen und hat den Franz stehen lassen.

Der Franz hat getobt, drei Flaschen Wein hat er ausgetrunken auf einem Sitz und geschrien, er schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Der Rudolf hat gesagt, so dumme Reden mag er gar nicht hören, und ist abgereist.

Er hat sich aus der Baronin nichts gemacht."

„Vielleicht wars auch nicht so," sagte der Doktor.

„Vielleicht wars auch nicht so. Wer kann denn bei solchen Geschichten wissen, was vorgefallen ist. Aber jedenfalls ist er abgereist. Und ich bin selbst dabei gewesen, wie er zum Franz gesagt hat: ich hab' das Frauenzimmer nicht angerührt, das weißt du."

Das war noch vor dem Prozeß, aber damit hat der Haß angefangen und das nicht gut sein wollen zum andern. Es wäre ja zum Verwinden gewesen, denn wer hat denn die Flammen von Franz zählen können? Aber wenn so was sich wiederholt! Ein paar Jahre waren seitdem vergangen, da war ein liebes Mädel hier, von einer Sommerpartie aus Wien die Tochter, nicht so vom Land wie die Schlüter Marie und nicht überspielt wie die Baronin. Es war eine, die auch Ihnen gefallen hätt', gnädige Frau!" Der Erzähler wurde warm. „Es war so was Feines und Festes an ihr, was andre nicht haben, in sich fest war sie, das heißt, ganz fest nicht, sonst wär's nicht so gekommen. Aber wenn sie klar war, daß sie was will, dann hat sie's getan. Sie war ja noch jung, und man irrt sich doch auch, nicht wahr?

Jedenfalls hat sie ein liebes Wesen gehabt, das einem schon hat gefallen können. In dem Sommer damals bei der Kirchweih, war sie in einem weißen Kleid, das so was Apartes gehabt hat, und alles hat nach ihr gesehen. Der Franz, wie immer, da in der Uniform, und der getanzt hat wie keiner, hat ihr gewiß gefallen, und wie der Franz schon war, hat er alles vergessen, den Prozeß und alles, und wie sich beim Fest getroffen haben, er und der Rudolf, hat er ihm zugetrunken und hat

gesagt, es ist ihm alles recht, denn er hat sein Ziel und sein Glück, und sie werden schon einen Weg finden und einig werden, er war wirklich lieb, der Franz, an dem Abend, und wie er mit ihr getanzt hat, es war ein hübsches Paar, wirklich, ich muß sagen, ein hübsches Paar. Nachher ist der Rudolf mit ihr am Tisch gesessen, ganz ruhig und vernünftig, und hat von der Erde gesprochen und von ihren Früchten, die er lieb hat, und warum er nicht zum Geschäft hat wollen und auch nicht zum Militär, so wie er sonst nicht gesprochen hat, denn er hat sonst wenig von sich geredet. Dann hat der Franz das Fräulein wieder weggeführt und hat mit ihr getanzt; sie sind aber bald wieder an den Tisch gekommen, und er war nicht mehr lustig und sie auch nicht. Der Rudolf hat auch nicht mehr viel geredet, er ist dagesessen wie einer, der in sich selber hineinsieht. Wie das Fräulein wieder tanzen geht, steht er auf und sagt: „Gute Nacht", und sie sagt: „wir müssen ein anderes Mal darüber sprechen"... Alle wollen ihn halten, aber er läßt sich nicht halten, sondern geht durch die Felder nach Haus.

Und dann nach drei Wochen hat sich's ergeben, daß das Fräulein und der Rudolf für einander waren und nicht der Franz, und wie der Sommer um war, da waren der Rudolf und sie verlobt.

Ich seh's noch, wie der Franz hinterm Haus gesessen ist und mit einer Axt immer ein Scheit nach dem andern zerhaut hat, ohne Sinn und Vernunft.

Der Rudolf hat jetzt wirklich heiraten wollen und Geld haben, und das Geschäft hat sollen sequestriert werden, und jeder die Hälfte bekommen. Und das war natürlich der Anfang vom Ende, denn ein sequestriertes Geschäft kann doch nicht gehen, besonders so eins nicht, wo alles darauf ankommt, wie einer zur Kundschaft steht.

Der Franz hat mir leid getan, denn ich hab' ihn gern gehabt; denn nobel war er: für einen Freund hat er alles getan und Angst gehabt hat er vor gar nichts, auf dem Pferd nicht und auf den Bergen nicht, und wenn er einem was angetan hat, so war's im Zorn und nicht aus Bosheit. Ich hab' ihn sagen hören, damals, daß er gebetet hat, daß der Rudolf ihm nicht in den Weg kommen soll.

Aber der war damals nicht gescheit und ist hingekommen und hat mit ihm reden wollen, aber der Franz hat ihn zur Tür hinausgejagt, und der Rudolf ist wieder fortgegangen: „Mit einem Tollen kann man nicht reden," hat er gesagt.

Dann war nicht mehr viel - . . ein kalter Abend auf dem Wasser, der Rudolf ist hinausgefahren, er hat fischen wollen, das hat er manchmal getan, und wies dann war, das weiß ich nicht genau: ist der Franz dort auf der Landspitze gestanden und der Rudolf vorbeigefahren, oder war der Franz grad auf dem Wasser, das weiß ich nicht mehr, aber sie sind einander begegnet und ins Reden gekommen, und wie der Rudolf angefahren ist, ist der Franz zu ihm ins Boot gesprungen — so hat der Rudolf erzählt — und der Franz hat gesagt, daß er ihm jetzt nicht auskommt und er ihm alles sagen will, wie er ihn jedesmal betrogen hat, um seinen Beruf erst, und um sein Gut dann, und ihm ein Weib nach dem andern weggenommen.

Und der Rudolf hat ihm ganz ruhig — was den andern noch mehr in die Wut bringt — gesagt, daß das nicht wahr ist, denn er hätt' ja auch tun können, was er wollen hat...

„Nein, das hab' ich nicht," schreit der Franz, „denn einer hat müssen beim Vater bleiben!"

Und der Rudolf sagt, daß er ihm die Weiber nicht genommen hat, denn die Schlüter Marie hat er zuerst gern gehabt und dann erst der Franz, und die Baronin hat er gar nicht mögen und auch nicht angerührt, und daß die Cäcilie ihn haben will, da kann man nichts machen, und die gibt er nicht auf.

Der Franz aber hat getrunken gehabt: „Ein Schuft bist du, ein Hund!" hat er in der Wut geschrien, „ein Betrüger, ein scheinheiliger...!"

Der Rudolf hat immer zum Land gerudert, ganz kalt, und ihm gesagt, er soll aussteigen, und der Franz hat das Schiff immer wieder mit der Hand abgestoßen, und da ist dem Rudolf zuletzt die Geduld gerissen und dort, wo das Wasser seicht war, an der Landspitze, hat er ihn hinauswerfen wollen, wo nichts hätt' geschehen können, wie er sagt; aber der Franz hat ihn am Hals gepackt und sich auf ihn geworfen, und ist im Boot geblieben, er war wie ein Rasender, sagt der Rudolf, und bei dem Ringen ist das Boot bis über den Rand ins Wasser gekommen und umgeschlagen, und beide haben sich daran gehalten und weitergerauft im Wasser, halb im Stehen und halb im Schwimmen, wie der Grund war.

Und der Rudolf, der stark war und ruhiger, hat den Franz, der ihn würgen will, mit dem Kopf unters Wasser gedrückt, bis er wieder heraufgekommen ist, ganz blau im Gesicht, und nach ihm gepackt hat, und so oft er ihn losgelassen hat, weil er ihm zu leid getan hat, hat der ihn wieder angepackt und gewürgt und gebissen, und so, sagt der Rudolf, hat er, wenn er hat leben wollen, nicht aufhören können und ihm den Kopf unters Wasser drücken müssen, bis er sich nicht mehr gewehrt hat ... zuletzt war der Franz erstickt oder ersoffen. Daß er tot war, ist sicher.

Dann ist der Rudolf selber aufs Gericht gegangen und hat die Anzeige erstattet. Man hat ihm geglaubt, weil man ihn gekannt hat und den Franz auch. Acht Monate hat er bekommen wegen Ueberschreitung der Notwehr."

„Und dann?"

„Aus war's mit ihm. Immer hat er das Gesicht von seinem Bruder sehen müssen. Die Cäcilie hat er nicht geheiratet, er hat nicht können und sie auch nicht. Aus war's mit ihm. Aus war's."

Die Macht der Technik

Briketts

Von Fritz Müller

Ich stand am Rande des Braunkohlenbergwerks.

Wer vom Bergwerk hört, denkt an sonnenlose Schächte und Stollen. Dieses Bergwerk hatte das eine nicht und das andre nicht mehr. Es lag frei und breit im Tageslicht bis auf den Grund. Längst waren die paar Meter Erdschutzdecke abgehoben, und vierzig Meter dick lag die braune Kohle zu Tage.

In den pulvernden Falten der Wände suchte mein Auge nach Arbeitern mit Pickel und Schaufel. Aber nirgends rührte es sich in der riesigen Grube.

Ah — jetzt schrillte eine Glocke. Die Vesperpause war zu Ende. Nun mußten sie kommen, die Kolonnen, um in die Grube zu steigen, die schiefe Ebene hinunter, auf der träge Karren an eiserner Kette in Reihen standen.

Aber niemand kam aus der Fabrik. Nur gegenüber am rissigen Gehänge stäubte da und dort ein wenig lockere Braunerde die Furchen herab. Jetzt sah ich's. Ein halbes Dutzend Menschlein hing verloren an den gewaltigen Wänden, braun wie sie, wie herausgeblüht aus diesen alten Schichten einer vergangenen Vegetation. Bewegten sich Arme und Beine nicht langsam, ich hätte geglaubt, es wären versteinerte Strünke und Aeste aus jener Epoche.

Eine fauchende Maschine fuhr um den Rand der großen Grube. Wie ein Fühlhorn bog sich ihr Kran über den Abgrund hin. Becher an Ketten ohne Ende schoren die Sanddecke Stück um Stück landeinwärts und warfen die Erde hintüber. Tiefer hinunter ins braune Geschicht griffen Kratzer und Messer und lockerten und rasierten die braunstaubige Kohle. Die rieselte über den Hang zum Boden der Grube und füllte dort automatisch rückende Karren, die im Kreislauf an der Kette über die schiefe Ebene rollten — eine rasselnde Prozession zur Fabrik hinauf — und wieder leer zurück zur Grube fuhren.

Was geschah mit ihnen hinter den roten Mauern? Ich stand unten und sah hinauf.

„Komm mit," sagte ein freundlicher Karren. Ich stellte mich auf seinen Rand und ließ mich ziehen. Was war das? Unheimlich beschlich mich eine Ahnung von der Maschinenseele. Ich war eingeschaltet in ein großes Triebwerk, in einen großen Willen.

Hoch ging's hinauf, und hinein in ein breites Tor. Ueber eine dröhnende Bühne schleiften die Karren. Einer vor mir kippte hastig schlenkernd seine braune Fracht in einen breitmauligen Trichter. Erschrocken sprang ich heraus aus der Kette und der drohenden Umarmung der Maschinen. Keinen Moment zu früh. Schon verschwand die Ladung meines Wagens in der Tiefe.

„Wohin?" wollte ich fragen, aber nirgends war ein Mensch.

Ich sah hinaus: Die rasierende Maschine am Grubenrand rückte im Takte weiter. Krack — krack — krack machte sie. Sie war ein Gentleman und spuckte und qualmte nicht. Denn sie ließ sich elektrisch speisen. Im Gehäuse stand ihr Diener, ein stumpfer Maschinenmensch. Er reckte sich und — gähnte im Rahmen der Türe.

Ich stieg hinunter zu den Sortiermaschinen. Sie schluckten das braune Pulver aus dem Trichter, schütterten und lasen Holz und Stein aus dem stäubenden Gebrodel der wälzenden Massen. Sie, die autonomen Maschinen, nicht er, der arbeitende Mensch, dem die eisernen Kolosse ringsum langsam die Arbeit aus den Händen gewunden hatten.

Vorwärmmaschinen nahmen das braune Pulver aus der Hand der eisernen Sortierer und gaben es in gemessenen Mengen an riesige Trommeln. Ganz langsam rotierten sie in der gewaltigen Halle und brummten dazu. Ihre Leiber waren längs durchlockt von zylindrischen Kanälen und umloht von innerem Feuer. Träge wälzte sich das durchröstete Pulver aus den hohlen Zylindern.

Ich irrte in dem Saale umher zwischen den singenden Trommeln. Sie sangen ein Lied, ein Eisenlied mit einem einzigen Ton. Es wurde mir Angst in dem Raum. Nach Menschen sah ich aus und fand sie nicht. In der Riesenhalle war kein Mensch. Wozu auch? Die Ungetüme in ihrem Donnergang waren sich selbst genug. Höhnisch glotzten sie mich an mit ihren tausend Augen an den Hohlrohrenden. Ich duckte mich unter ihrem dumpfen Gesang und floh durch das Tor.

Neue Maschinen klapperten mir entgegen. Pressen standen in Reih und Glied. Schwarze kantige Schlangen wälzten sich heran an sie. Unter den Pressen brachen sie mit kreischendem Takt in Stücke. Von vier Seiten drückten die Eisenflächen gegen das einzelne Stück mit einem so fürchterlichen Druck, daß die letzte Pflanzenfaser starb, und das Brikett am andern Ende der Presse ins Freie sprang. Nicht bevor ein stählerner Stempel ihm noch mit hartem Schlag das Wort „Union" auf die Stirne gebrannt.

„Du kommst von uns! Du bleibst uns hörig! Vergiß deinen eisernen Vater nicht, der dich zu seinen hungrigen Kindern schickt draußen. Bestelle ihnen, sie und wir, wir und sie seien eines Stammes. Eine Union seien wir, eine Union zur Beherrschung der Erde."

„Ja," sagte gehorsam das Brikett und wurde mit seinen Genossen durch eine hölzerne Rinne geschoben, quer über den Lagerplatz auf den Rand

eines Güterwagens der Eisenbahn. Dort saß ein Junge und rückte von Zeit zu Zeit die Rinne ein wenig zur Seite, damit die Briketts eine gleichmäßige Ladung von zehntausend Kilo ergäben. Der Junge hatte ein Rechenbuch auf den Knien. Daraus lernte er für die Gewerbeschule.

Dort war noch ein Waggon und eine zweite Rinne, ein zweiter Junge. Ich hob die Hand übers Auge — oh, ein dritter, ein vierter, ein fünfter... das ganze Geleise entlang. Krack — krack — krack krochen die Brikettschlangen mit den gebrochenen Gliedern über den Hof und polterten in die Wagen.

Ich umfaßte Fabrik und Grube mit einem Blick. Zwischen all die Maschinen war kaum eine handvoll Menschen geschaltet. Selbst die standen fast müßig und trübselig umher. Das ganze große Werk in der Haide — eine einzige Riesenmaschine, an deren Anfang ein gähnender Maschinist, an deren Ende ein kleiner Junge stand: Die Fabrik der Zukunft.

Abendnebel brauten herüber vom Rhein. Ich ging heim. Einmal mußte ich noch umschauen. Die Umrisse des Werks verschwammen im Dämmer. Das Getriebe zwischen der scharrenden Maschine am Grubenrand und weit hinten, wo neben dem Jungen die harten Briketts in den Bahnwagen kollerten, schob sich mit seinen hundert Details zu einer kompakten Masse zusammen.

Da erkannte ich es: Die Fabrik war ein dunkles Tier. Mit gewölbtem Rücken und breiten Tatzen saß das Tier am Grubenrand. Die vorgestreckte Schnauze senkte es hinunter in die braunkohligen Schichten, wühlte, scharrte, hob und jagte den braunen Staub durch seine eisernen Gedärme und kaute ihn wieder in Millionen Briketts. Rhythmisch bewegten sich die rasselnden Glieder und Gelenke des Tieres, unablässig, Tag und Nacht.

Ein paar Menschlein klebten an den Seiten des Monstrums: Sie mußten ihm dienen. Ein Dutzend stumpfe Handgriffe hatte ihnen das Monstrum gelassen, nicht mehr. Präzision und Intelligenz erzeugt es sich selbst. Auch die Kraft mit der eigenen Braunkohle, die es schlürfte.

Warum aber lag es da auf der Haide in keuchender Arbeit?

Durch den ungeschlachten Körper floß das Blut Notwendigkeit. Die eiserne Notwendigkeit, das Futter zu schaffen für seine Brüder, die Maschinen der Welt. Darum höhlte es der Erde Eingeweide aus und rang ihr das Futter ab für sich und ihresgleichen. Da aber ergab sich, daß Mutter Erde das Futter noch nicht gar gekocht hatte. Ein paar Millionen Jahre wären noch nötig gewesen, um aus dem unnützen Pflanzenpulver die fertige Kohle zu backen. Aber die Maschinen draußen schrien nach Futter und konnten nicht warten. Da nahm die Fabrik am Grubenrand die ungare Kohle in ihre stählernen Kinnbacken, preßte und — übersprang die Jahrmillionen an einem einzigen Nachmittag. Und das gepreßte Brikett, das sie von sich gab, durfte zur Kohle sagen: „Ich bin so viel wie du."

So überwand die Maschine die Zeit.

Die Lokomotive dort vorne schaffte das schwarze Futter hinaus ins Land zu den Genossen und nährte sich selbst von diesen dunkeln, kantigen Broten, die in Haufen vor ihrem Feuermaule lagen.

Die Maschinen der Erde blinkten auf, blinkten sich zu in stillem Verstehen und spannen ein eisernes Netz um die Welt. Immer enger wurden die Maschen. Lebendige Menschen, die sich im Takte bewegten. Zappelnde Menschen liefen geschäftig darin umher, taten komisch wichtig und wußten es nicht, daß Räder und Hebel und Maschinengestänge sie gleichmütig von Feld zu Feld schoben nach ihrem, der Maschinen Willen.

Die Nacht zog herauf, und die Vision verschwand in ihrem Schoß.

Mich fröstelte.

Der Naturforscher

Der Hund Barry

Von R. H. Francé

Wem würde nicht bei der Ueberschrift die selige erste Schulzeit einfallen, jene, da man noch nicht mit Cornelius Nepos und katilinarischer Beredsamkeit geplagt wurde, sondern das Lesebuch noch hübsche gefühlvolle Histörchen enthielt, an denen alles mundete, bis auf die Schlußmoral, die man überschlug, ob ihrer Langweiligkeit. Unter ihnen fehlte nie die Geschichte vom treuen Bernhardinerhund Barry, der 44 Menschen das Leben rettete. Und hatten wir ein besonders gut ausgestattetes Lesebuch, so fehlte darin auch nicht das Bild einer fürchterlichen von Eis und schneestarrenden Berglandschaft, darin der gemütliche Zottelbär, wie auf einem leichten Spaziergang dahintrabt, das Fäßchen mit Wein um den Hals und auf dem Rücken einen schlafenden oder von Frost erstarrten drei- bis vierjährigen Jungen, nachdem bekanntlich die schwierigsten Alpenpässe mit Vorliebe von dreijährigen Jungen überschritten werden.

War man dann später einmal in Bern, und zwang der altberühmte Berner Regen bei dem Mangel an Kaffeehäusern und sonstigen Lustbarkeiten in der ehrsamen Stadt das naturhistorische Museum des Kantons zu besuchen, trat einem der wackere Barry plötzlich leibhaftig entgegen, denn die Hochachtung der Menschen hat ihm nicht einmal ein Grab beschert, sondern man hat ihn ausgestopft, welches Beispiel eine spätere Zeit vielleicht auch mit den berühmten Männern befolgen kann.

Es war schwer, keine Satire zu schreiben, so wenig auch der Gegenstand und namentlich sein vierfüßiger Held zu Scherzen herausfordern. Im Gegenteil, je länger man sich mit ihm beschäftigt, auf desto ernstere Gedanken kommt man, auch wenn man den Schluß der Geschichte des Hundes Barry, der in keinem Schullesebuch steht, nicht kennt. Der Tapfere wurde nämlich nach der vierundvierzigsten Rettungstat nicht dekoriert, auch wurde ihm kein Monument in Stein oder Erz errichtet, wie so manchem überfütterten Köter im Hundefriedhof zu Paris, er wurde nicht einmal zum Konsul ernannt wie jenes Pferd des Cäsaren, sondern, als er zum 45. Male auszog, um einem Menschen beizustehen, erschlug ihn dieser wie einen wütenden Hund, angeblich, weil er ihn für einen Wolf hielt, was bei der großen Aehnlichkeit zwischen Berhardiner Doggen und Wölfen höchstens einem Blinden geglaubt werden kann.

Dies eine Mal sind die rührenden moralischen Geschichten der Jugendzeit ausnahmsweise wahr. In allen großen Hospizen der Schweiz, nicht nur am St. Bernhard, auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel und Furka, sowie auf dem Splügen werden Bernhardiner und Neufundländer Hunde gehalten, die jahraus jahrein zahllosen Menschen als Wegweiser, oft genug als Retter dienen, wenn auch keine Zeitung und kein Bild in der „Woche" ihre Taten preist.

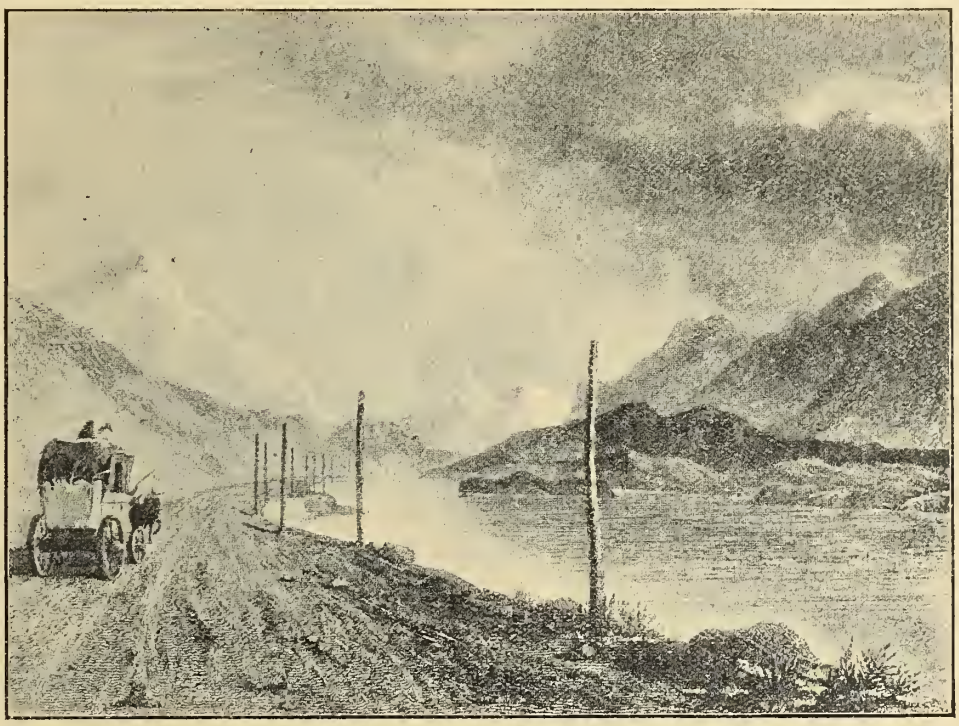
Rettungskolonne der Mönche auf St. Bernhard

Es wird durch diese Hunde geradezu ein musterhafter Sicherheitsdienst organisiert, der jenen, die nach der neuen Mode den Tieren womöglich alle Intelligenz absprechen wollen, wohl zu denken geben mag. „Während der rauhen Jahreszeit gehen von diesen Hospizen aus jeden Morgen früh 2 Hunde, ein älterer, fest abgerichteter und ein jüngerer als angehender Praktikant zusammen, sowohl auf der schweizerischen als italienischen Seite 3 Stunden weit den Paß hinunter bis zum tiefsten Zufluchtshäuschen, wobei sie trotz Nebel und Schneegestöber ihren Pfad untrüglich finden und mittels ihrer großen Fährte dem Reisenden einen zuverlässigen Wegweiser zum Hospiz hinterlassen. Stoßen sie auf Wanderer, so benehmen sie sich ganz zutunlich und bieten sich als muntere Reisegefährten an. Ermattete und Halberfrorene suchen sie durch Belecken der Hände und des Gesichts wieder zu beleben, was ihnen auch wirklich mehr als einmal gelungen ist. Verdächtige Spuren Verirrter verfolgen sie selbst im Schneegestöber mit Scharfsinn und Ausdauer; frisch gefallene Lawinen werden umkreist, beschnuppert und ein aufgefundener Halbverschütteter mit großem Eifer herausgescharrt. Gelingt es ihnen durch Belecken nicht, einen Erstarrten wieder zu beleben, so kehren sie spornstreichs zum Hospiz zurück, wo ihr Geheul die Leute zu Hilfe ruft, die sie sofort zur Unglücksstätte zurückgeleiten. Aber auch ohne ihre Mahnung brechen bei besonders heftigen Schneestürmen die Knechte mit Schaufeln, Bahren, Sonden und Erfrischungen versehen auf, nehmen den größten Teil der Hunde mit sich und lassen diese die ganze Gegend unter stetem Gebell durchstreifen, um abfällig Verirrten ein Zeichen zu geben." So schildert Tschudi die Tätigkeit der Bernhardiner Hunde und seit seinen Tagen hat sich zum mindestens auf dem großen St. Bernhard, der neben dem Stilser Jochhaus die höchste auch im Winter bewohnte Stätte in Europa ist, nicht viel geändert.

Auch derjenige, der sonst der Tätigkeit der Mönche keine besondere Wertschätzung entgegenbringt, wird zugestehen müssen, daß die Augustiner auf dem großen und kleinen Bernhard und Simplon alle Achtung und Anerkennung verdienen durch die aufopfernde Tätigkeit, die nicht nur ihre Hunde, sondern auch sie selbst im Interesse der Menschheit entfalten. An dem kleinen düsteren See der öden Gegend erhebt sich, angeblich schon seit dem Jahre 962, das ansehnliche Gebäude, das von den zwölf Chorherren des Ordens und einer Anzahl dienender Brüder, merkwürdigerweise Marroniers genannt, bewohnt wird. In dem kleineren, dem Hause angegliederten Gebäude erhält jedermann, ohne Unterschied und ohne jede Bezahlung Unterkunft und Verpflegung für einen Tag. Er wird von einem Chorherrn in ein Zimmer geführt und kann

um 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends am gemeinsamen Mahle teilnehmen, das er in dieser Wildnis und bei solcher Gastfreundschaft überraschend opulent finden wird. (Neuestens muß man dafür bezahlen.)

Dies bedeutet nicht wenig, da der Verkehr über den großen St. Bernhard ein außergewöhnlicher ist, im Jahre 18 000—20 000 Menschen beträgt, die natürlich alle im Hospiz einkehren, und von denen ebenso natürlich nur jeder Zehnte freiwillig für die Verpflegung etwas bezahlt, was nämlich keineswegs verwehrt ist. Das Kloster verwendet insgesamt jährlich etwa 40 000 Franken auf die Verpflegung der Passanten, und dieser Überrest eines recht mittelalterlichen Altruismus läßt ausnahmsweise wünschen, daß das Stiftungsvermögen dieses Klosters, dessen Zinsen in solcher Weise verwendet werden, durch neue Zuwendungen vermehrt werden möge.



Der alte Reiseweg über den St. Bernhardpaß
Nach dem Stahlstich von Brockedon (1829)

Die Reise über den Bernhard, der bekanntlich von Martinsohn in der Schweiz in die Hauptstadt der Kretins, nämlich nach dem italienischen Aosta führt, dauert an 17 Stunden und gehört außerdem keineswegs zu den landschaftlich genußreichen Wegen. Er wäre jedoch nicht seit Hannibal bis zu Napoleon von so viel Heeren begangen worden, wenn er nicht einer der besten Uebergänge zwischen der Schweiz und Italien darstellen würde. Zahllose Legionen haben von Kaiser Augustus an hier den Weg nach Gallien und Germanien genommen; die Longobarden sind im Jahre 547 durch diese eisigen Schlünde gewandert, die Gletscher des Mon Velan und des Grand Combin blickten auf Karl den Großen und sein Heer herab, der hier den Weg nach Rom suchte. Nimmer endende Truppendurchzüge überschwemmten die Gegend, als vom Flachland die Kunde in die Täler drang, der junge General Bonoparte habe an der Brücke zu Lodi ein neues Blatt der Weltgeschichte aufgeschlagen. Er selbst zog vom 15. bis 21. Mai 1800 als Konsul mit 30 000 Mann, schwerem Geschütz und Kavallerie über den Bernhard.

Die Bedeutung solcher Wagnisse erfaßt man erst dann, wenn man erfährt, daß die mittlere Jahrestemperatur des großen Bernhard bei 2472 Meter mit 1,3 Grad C. derjenigen von Spitzbergen gleichkommt. Sogar die mittlere Sommertemperatur beträgt nur 5,7 Grad C., die mittlere Winterwärme 7,7 Grad. Infolgedessen herrscht etwa neun Monate hindurch der Winter, in dem Minimaltemperaturen von 34 Grad Kälte nichts seltenes sind. Sogar im Hochsommer friert das Wasser des Nachts, und im ganzen Jahre gibt es kaum 10 Tage ohne Sturm und Schneegestöber.

Tschudi entrollt vom Bernhard und seinen Lebensverhältnissen folgendes sehr anschauliches Bild: „Auf dem St. Bernhard fallen bloß im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen gewöhnlich trockene, kleine, zerreibliche Eiskristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Tür- oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospizes, zu 6—8 Meter hohen lockeren Schneewänden an, die alle Pfade und Schlünde bedecken und in geeigneter Lage beim geringsten Anstoß als Lawinen in die Tiefe stürzen.

Die Reise über den alten Bergpaß, wo noch die Spuren eines dem penninischen Jupiter geweihten Tempels sich finden, weswegen die Römer den Berg Mons Jovis nannten, ist nur im Sommer bei klarem Wetter ganz gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter dem fremden Wanderer ebenso mühselig wie gefahrdrohend. Fast alljährlich fordert der Berg seine Opfer, die in einer besonderen Leichenhalle aufbewahrt und ausgestellt werden. Bald stürzt der verirrte Pilger in eine Kluft, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er in der pfadlosen Wildnis vor Ermüdung oder Hunger umkommt,

bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht mehr aufwacht. Wer bei großer Kälte in den Höhen reist, fühlt in der Regel eine fast unwiderstehliche Anwandlung von Schlafsucht. Kälte, Ermüdung und die Einförmigkeit der Gegend erschlaffen die Tätigkeit des Gehirns. Zuerst stockt das Blut in den äußersten kleinen Gefäßen, dann fängt es im ganzen Körper an, langsamer zu zirkulieren, bis der Kreislauf zuerst in den Gliedern und zuletzt im Gehirn ganz aufhört. Von ruhigem Schlummer umhüllt, stirbt der Unglückliche. Die Gewalt dieser Schlafsucht, der nur ein sehr energischer Wille zu widerstehen vermag, ist so übermächtig, daß sie den Wanderer in jeder Stellung bewältigt. So fanden die Mönche des Hospizes im Jahre 1829 mitten auf dem Wege einen Menschen in aufrechter Stellung, den Stock in der Hand und ein Bein emporgehoben. Er war starr und tot. Etwas weiter oben schlief der Oheim des Verunglückten den gleichen eisernen Schlaf.

Diese Umstände muß man kennen, um die Tätigkeit der Bernhardiner Hunde richtig würdigen zu können. Die Tiere besitzen einen so feinen Spürsinn, daß die Bewohner aller dieser Hospize, auf denen ja die Verhältnisse so ziemlich dieselben sind, weshalb die Beschreibung für sie alle gelten möge, versichern, daß die Hunde das Nahen eines Wanderers, namentlich im Winter, schon auf eine Stunde Entfernung wittern und durch ihr unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigen. Umso bedauerlicher ist es, daß diese edlen Tiere, die man seit vielen Jahrhunderten in möglichst reiner Zucht zu erhalten trachtete, sich so schwer fortpflanzen und angesichts der ungeheuren Strapazen ihres Daseins dem Aussterben nahe gebracht, wenn nicht überhaupt ausgestorben sind. Wohl finden sich bei den großen Uebergängen über den Alpenwall stets findige Schweizer mit ein paar Hunden ein, die sie den Reisenden als echte Bernhardiner anpreisen. Doch soll es nach eifrigen Versicherungen von Hundekennern wirkliche Bernhardiner seit Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr geben. Das Unglück soll sich im Jahre 1812 ereignet haben, in dem furchtbaren Winter, der Napoleons Heer dem Untergange nahe brachte, gingen in den Alpen auch die Bernhardiner Hunde zugrunde. Es sollen die gesamten Insassen des Klosters mit allen Hunden auf die Suche gegangen sein, wobei die Hündinnen, die man sonst zu Hause ließ, sämtliche erfroren. Man versuchte später Leonberger oder Neufundländer zu verwenden, doch eignen sich diese wenig zu dem schweren Dienst, da der Schnee sich in ihrer langen Behaarung festsetzt.

Dieser Ansicht widerspricht jedoch Prof. C. Keller, der als bester Kenner der Haustiere gelten kann, mit der sehr richtigen Begründung, daß Bernhardiner Hunde nicht nur auf dem Bernhardpaß, sondern auch an andern Orten im Wallis gezüchtet werden. Außerdem in Fribourg und im Kanton Waadt. Uebrigens bilde die Bernhardiner Rasse eine besondere Gebirgshunderasse, die im Gebirge niemals aussterben wird. Der genannte Forscher ist der Anschauung, daß die Bernhardiner ursprünglich Asiaten sind, die aus dem Hochland von Tibet gelegentlich des indischen Heerzugs Alexander des Großen nach Europa verpflanzt wurden. Sie seien die „Molosser Hunde" der Römer, die durch sie nach dem Norden der Alpen verbreitet wurden und an den alten Gebirgsstraßen zurückgeblieben sind.

Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß ebenso wie die Hospize auf den Alpenpässen nicht erst eine Errungenschaft des christlichen Zeitalters sind, sondern allgemeiner, menschlicher Gutherzigkeit ihr Entstehen verdanken, auch die Bernhardiner Hunde nicht erst vom Bernhardpaß aus verbreitet wurden, sondern schon in Urzeiten mit derselben Gewissenhaftigkeit und Treue wie jetzt auf allen Alpenpässen ihren Dienst versahen. Und aus diesem Grunde braucht uns auch nicht davor zu bangen, daß diese sympathischsten aller alpinen Tiere jemals unseren Gebirgen fehlen werden.

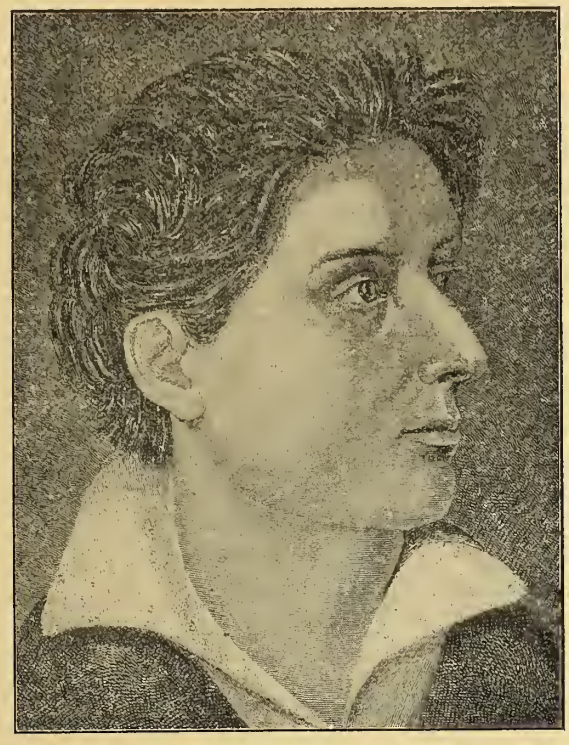
Gelegentlich des Kapitels Hunde wäre es jedoch ungerecht, neben den berühmten Vertretern dieses Geschlechts der wackeren, wenn auch unansehnlichen Hunde zu vergessen, die bei den Viehherden mit der gleichen Aufopferung und Treue den Sennen die besten Dienste leisten. Sie treiben die Herden des Abends zusammen, sie hüten in der Nacht die Hütte, sie melden jeden Ankömmling, sei es Tier oder Mensch, ihrem Herrn, den sie voll Freude auch in das Tal begleiten, wenn ihn sein Beruf zwingt, dort hinab zu steigen.

Die Hunde erringen zwar keine Preise, es wird auch kein „Pedigree" über sie angelegt, sie sind vielfach bastardiert und demgemäß auch vielfarbig und vielgestaltig. Interessanterweise bildet sich jedoch aus ihnen immer wieder ein ganz bestimmter Typus, nämlich der eines kurzhaarigen, mittelgroßen Spitzes, so daß sie entweder die Ueberbleibsel einer besonderen alpinen Rasse sind oder Land und Klima auch bei ihnen als Einwanderern ebenso bestimmte Merkmale herauszüchtet, wie sich der Europäer wandelt, wenn er einige Jahrzehnte in Nordamerika zubringt. Angeblich sollen sich diese Hunde freiwillig mit den Bergfüchsen paaren, und man soll die so entstandene Bastarde an dem spitzen Kopf, schwärzlichen Rachen und feinen Gebiß erkennen. Ich bin nicht genug Kynologe, um diese Frage entscheiden zu können, muß sie daher Berufeneren überlassen. Tatsache ist nur, daß die Sennenhunde keinerlei Merkmale eines Fuchscharakters an sich tragen, daß sie grobe, aber ebenso gerade und ehrliche Gesellen sind, wie ihre Herren und das gesamte Aelplervolk, soweit es auf seinem eigenen Boden gewachsen ist, daß auch sie die alte Erfahrung bewahrheiten, daß der rauhe, jedoch gesunde Boden der Alpen für alle, die auf ihm leben, die hohe Schule der Tüchtigkeit sei.

Aus „Die Alpen", siehe Wegweiser.

Schalksecke

Eine Satire von Friedrich Schiller



Als Schiller im Jahre 1783 einige Monate in Bauerbach bei Meiningen weilte, reizte ihn ein geschichtlicher Vorgang zu einer lustigen Burleske. Die Verwandtschafts- und Erbfolgeverhältnisse in Meiningen lagen damals so, daß, wenn der Herzog Georg gestorben wäre, sein Herzogtum an das benachbarte Koburg hätte fallen müssen. Er erkrankte schwer, und kaum hatte sich die Nachricht davon verbreitet, so fing man in Koburg schon an, zum Kriege zu rüsten, um die erwartete Erbschaft nötigenfalls mit bewaffneter Hand anzutreten. Zu diesem Zwecke wurde von dem Hof zu Koburg ein Wartbote nach Meiningen geschickt, und Milizen standen bereit, um beim Eintreffen der sehnlichst erwarteten Todesnachricht Besitz vom Lande zu ergreifen. Zum großen Verdruß und zugleich zur Beschämung der Erben genas Herzog Georg. Am 4. Februar 1783 gab es eine allgemeine Landesfreude in Haus und Kirche, denn durch diese Genesung wurde die bedrohte Selbständigkeit Meiningens gerettet.

Schillers Satire auf dieses Vorkommnis erschien am 1. Februar 1783 anonym in den „Meiningischen Wöchentlichen Nachrichten" und erregte Aufsehen und Jubel. Sie hatte die Ueberschrift: „Wundersame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib König von Assyrien ins Land Juda unternehmen wollte, aber unverrichteter Dinge wieder einstellen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnackische Reimlein bracht von Simon Krebsauge Bakkalaur."

Sanherib ist natürlich der Herzog von Koburg und unter Josaphat von Juda ist der Herzog von Meiningen zu verstehen. Die ganze Erzählung lehnt sich frei an die Bibel, Könige, Buch 2, 19 und 32 ff., an. Das Original befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

In Juda — schreibt die Chronika —
War Olim schon ein König,
Dem war von Dan bis Berseba
Bald alles untertänig.
Und war dabei ein wackrer Fürst,
Dergleichen selten finden wirst.

Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Chaldäerland
Ein Weibchen mitgenommen,
Im Herzen Himmel — und im Blick;
Ich küßte sie den Augenblick.

Die Trauung war schon angestellt,
Die Hochzeitskleider fertig,
Der Bräutigam, frisch wie ein Held,
Des Wonnetags gewärtig,
Als plötzlich — zitternd schreibt's mein Kiel —
Ein Fieber diesen Herrn befiel.

Ein großer Herr, wie man weißt
Ist nicht, wie unser einer —
Wenn unsre Seele weiter reist
Drob kümmert sich wohl Keiner; —
Ein Schnuppen, den ein Großer klagt,
Wird in der Welt herumgesagt.

Drum nimmt Frau Fama, nimmer faul,
Das Hifthorn von dem Nacken,
(Man kennt ja schon ihr großes Maul
Und ihre dicken Backen)
„Fürst Josaphat liegt todkrank da!"
Posaunt sie durch ganz Asia.

Sogleich vernahm den Trauerton
Fürst Sanherib, sein Vetter —
Zu Assur hat er seinen Thron
Und ehret fremde Götter.
Die Balle Lüge kommt so recht
Zu statten meinem Götzenknecht.

„Da fischt sich was — hol mich der Dachs!"
Und hui! spitzt er die Ohren.
„Stirbt Josaphat, so zieh ich stracks
Hinein zu Hebrons Toren.
Er braucht Arznei — er treibt's nicht lang!
Und Juda ist ein fetter Fang."

Gleich lief die Ordre aus dem Schloß
Durch Stadt und Wachparade,
Der Junggesellen faulen Troß
Zu wecken ohne Gnade.
Schon springen Bomben aus dem Guß
Und freu'n sich auf den nächsten Schuß.

Die Wache vor dem Tor bekommt
Gemessene Befehle,
Daß undurchsucht, unangebrummt
Entwische keine Seele.
Brieftasche und Patent heraus!
Sonst — marsch, ihr Herrn, ins Narrenhaus!

„Woher mein Freund?" brüllt auf und ab
Die Schildwach' an die Fremde.
„Wohin die Reis'? Wo steigt Ihr ab?
Was führt Ihr unterm Hemde?
Torschreiber raus! — Der Herr bleibt stehn!
Man wird ihn heißen weiter gehn."

Da war nun mancher Passagier
Dem Korporal verdächtig,
Die Fragsucht geht zur Folter schier,
Gott aber ist allmächtig.
Man visitiert von Pack zu Pack
Doch zeigt sich nichts als Schnupftabak.

Indessen schickt der Werber Fleiß
Rekruten, Sand am Meere,
Sie stehen blau und rot und weiß
Und ordnen sich im Heere.
Das Kriegsgeräte — glaubt mir keck —
Fraß zehen Säckel Silber weg.

Fürst Sanherib erzählte schon
Den Damen seine Siege;
Aufs Wohl des neuen Landes flohn
Von Tisch zu Tisch die Krüge.
Schon meubelt man das neue Schloß —
Je glätter der Burgunder floß.

Wie prächtig König Sanherib
Im reichen Galakleide
Herum den stolzen Schimmel trieb
Und durch Judäa reite.
Die Damen in Karossen nach,
Daß bald schon Rad und Deichsel brach!

Wie stolz von seinem Thron herab
Er Judas Schriftgelehrten
Erlaubnis zu dem Handkuß gab
Und sie ihm Treue schwörten —
Und alles Volk im Staube tief
Hosianna schon dem König rief.

Doch während daß der Vetter schon
Nach dieser Krone schielte,
Und auf dem noch besetzten Thron
Schön Davids Harfe spielte,
Lagst du, o Fürst — beweint vom Land,
Noch unversehrt — in Gottes Hand.

Gott stand auf Höhen Sinais
Und schaute nach der Erden,
Und sahe schon ein Paradies
Durch deinen Nachbar werden,
Und sahe mit erhabner Ruh
Dem Unfug deines Vetters zu.

Schnell schickt er einen Cherub fort
Und spricht mit sanftem Lächeln:
„Geh Raphael, — dem Fürsten dort
Erfrischung zuzufächeln.
Er ist mein Sohn, — mein treuer Knecht,
Er lebe! — Denn ich bin gerecht."

Dem Willen Gottes untertan,
Steigt Raphael herunter,
Nimmt eines Arztes Bildung an
Und heilet durch ein Wunder.
Dein Fürst ersteht — jauchz' Vaterland!
Gerettet durch des Himmels Hand.

Die Post schleicht nach Assyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben seine Damen da
Vom Schlitten heimgeführet, —
„Ihr Durchlaucht! ein Kurier!" Herein!
„Es werden Trauerbriefe sein."

Schnell öffnet er den Brief und liest,
Liest — ach der Posten trübste —
„Daß Josophat am Leben ist,"
Und flucht an seine Liebste:
„Der Krieg ist aus! Pest über dich!
Zweitausend Taler schmerzen mich!"

Der Sammelkasten

Der Tod von Basel

In Heft 5 dieses Jahrgangs brachte die Lese den Text des bekannten alten Volksliedes „Der Tod von Basel". Nicht jeder weiß, woher dieses Wort stammt. Es kommt von der Pest, dem „schwarzen Tod", aus dem Jahre 1349. Sie hanste in Basel derart schlimm, daß dort 14 000 Menschen gestorben sein sollen; nur drei Familien ans der ganzen Stadt blieben verschont. „Der Tod von Basel" wnrde sprichwörtlich.

Sieben Jahre später, am Abend des 13. Oktober 1356, wurde Basel von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht. Nach dem Bericht des Berner Chronisten Justinger warf das Erdbeben die Stadt mit dem Münster, mit allen Kirchen, Klöstern, Türmen und Hänsern nieder, wodnrch bei tansend Menschen getötet wnrden. „Und nach dem Niederfallen ging Fener an nnd brannte ein halb Jahr an einander und kam hier wenig Gnts davon, denn alles verbrann." Die Baseler hatten damals Angst bekommen vor ihrem Platz und wollten ihre Stadt abseits gen St. Margarethen hin verlegen. Aber die von Straßburg und anderen Städten rieten ihnen davon ab und erboten sich, ihnen bei Wiederanfrichtnng der Stadt zu helfen. Das Erdbeben hatte anch viele Bnrgen um den Rhein und um den Hanenstein zerstört. Chronisten melden von 84, aber diese Zahl dürfte übertrieben sein. —

Vergessen wie das Erdbeben ist eine andere tragische Begebenheit ans der Baseler Gegend: Der verhängnisvolle Einstnrz des für die schweizerische Zentralbahn durch den vorerwähnten Berg Hauenstein angelegten Tunnels. Es war fast genau 5 Jahrhnnderte nach dem Erdbeben, am Donnerstag den 28. Mai 1857, als sich die fnrchtbare Nachricht verbeitete, daß mehr als 50 Arbeiter in einem Schacht des Berginnern verschüttet seien. Die Arbeitsgenossen der Unglücklichen, Leute aus Dentschland nnd der Schweiz, aus Italien, England nnd Schottland, versuchten alles, um die Ver-

schütteten zu befreien, aber der Tunnel war voller giftiger Gase, wodurch das Rettungswerk sehr erschwert und gefährlich wurde. Neun lange Tage und Nächte dauerte es, bis man die Gewissenheit erlangte, daß alle Mühe vergebens gewesen war. Den Signalhörnern, welche geblasen wurden, als man zwar endlich dem Ziele nahe kam, aber noch nicht einzutreten wagte in die Stickluft, antwortete ein dumpfes Echo, aber kein Leben regte sich. Zuerst fand man darauf 6, dann in weiteren Gruppen 26 Leichen von Menschen, die augenscheinlich und wohl bald nach der Absperrung erstickt waren; erst nach erneuter Anstrengung auch die übrigen 21, die sich ganz in den Hintergrund zurückgezogen und länger gelebt hatten. Man konnte dies erkennen aus einigen Vorrichtungen, welche noch von ihnen getroffen waren. Sie hatten ein Pferd geschlachtet und regelrecht aufgehängt, ein Stück von dem Hinterteil des Pferdes abgeschnitten und auf gespaltenes Holz gelegt, aber dies war nicht angezündet oder das Feuer sogleich wieder erloschen. Es war sogar die Vorsicht gebraucht, die Eingeweide des Tieres in ein Faß zu legen und dies mit Zement zu bedecken. Zweifellos war ein Brand Veranlassung der Katastrophe gewesen. Entweder waren von der Schmiede aus, die zur Ausbesserung der Instrumente diente, die hölzernen Gerüste und auch die Steinkohlen in Brand geraten oder man hatte zur Luftreinigung Feuer angezündet und dieses hatte um sich gegriffen. Außer den 53 Verschütteten waren 11 von der Rettungsmannschaft tot. Einige Tote wurden von ihren Familien aus der Nachbarschaft abgeholt, die meisten ruhen in einem besonderen gemeinsamen Grabe in Trimbach.

Der erste praktizierende Graphologe

Der Wert der Handschriftendeutung ist längst anerkannt, niemand zweifelt mehr daran, daß aus den Schriftzügen eines Menschen ein gut Teil seines individuellen Wesens zu erkennen ist. Bekanntlich saßen und sitzen noch bei vielen Zeitungen und Zeitschriften solche Graphologen, die gegen ein kleines Entgelt im „Graphologischen Briefkasten" neugierigen Einsendern von Handschriften die gewünschte, manchmal freilich auch unerwünschte Auskunft geben. Es ist nun interessant zu hören, wie die graphologische Kunst und der erste graphologische Briefkasten-Onkel in Deutschland seinerzeit aufgenommen wurde. Der Mann hieß Hentze und seine Zeitung war die Leipziger Illustrierte. Man schrieb damals das Jahr 1851. Die von Karl Gutzkow herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" ließen sich anno 1852 über diesen Fall in folgender charakteristischer Weise aus:

„Wenn sonst vom Walde her eine kleine Trommel schallte und um das Heck der Dörfer her Zigeuner zogen, die aus Furcht vor dem roten Hahn im Dorfe selbst sich nicht sehen lassen durften, so ging man, um sein künftig Schicksal zu hören, hinaus zu ihnen und reichte den „Hexenmüttern" seine Hand, aus deren Lineamenten man erfuhr, was uns beschieden. Jetzt — nimmt man einen Taler, einen Streifen Papier, den man selbst beschrieben, und schickt beides nach Leipzig an die Illustrierte Zeitung. Dort gibt bereits seit einem Jahr ein sonst unbekannter, aber jedenfalls geistreicher und scharfsinniger Kopf (der Hentze heißen soll) über jede ihm vorgelegte Handschrift ein Urteil ab, demzufolge man erfährt, was man von Lavater einst aus einer ihm zugesandten Silhouette erfuhr, von den Phrenologen noch jetzt aus seinem Schädel erfährt, welche Anlagen, welchen Charakter, welche Bedingungen unseres Schicksals wir in uns selbst besitzen. Der Zudrang zu dem Leipziger Handschriftendeuter soll noch viel größer sein, als er sich in den Spalten jener Zeitung öffentlich zu erkennen gibt. Man schickt ihm Pasquille, um ihre verstellte Handschrift auf die wahre zurückzuführen; man frägt bei ihm an, ob man wohl um die Hand einer Dame werben dürfe, welche diese oder jene Handschrift schriebe; man will Auskunft über den künftigen Beruf eines Sohnes haben; man hofft durch eine Probe der Handschrift zu entdecken, ob man wichtige Angelegenheiten, Teilnahme an Geschäften, Anstellungen in die Hand von Menschen legen dürfte, die so oder so schrieben usw. Man muß gestehen, unser Zeitalter hat noch immer etwas von den Dreifüßen zu Delphi, von den Hainen zu Dodona und jenen weissagenden Hühnern, von deren Appetit nach Gerste oft das Schicksal Roms und Griechenlands abhing."

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Unsere Freunde finden in diesem Heft, dem ersten des neuen Vierteljahrs, zum erstenmal eine neue Rubrik „Der Sammelkasten". Wir wollen in entsprechender Erweiterung des Inhalts der Lese unter dieser Rubrik, die möglichst regelmäßig erscheinen soll, merkwürdige Begebenheiten aus der Weltgeschichte, Interessantes aus allen Gebieten der Kultur und Natur, Beobachtungen und Erlebnisse von Forschungs- und Vergnügungsreisenden, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer und Frauen und mehr dergleichen in kurzen Schilderungen erzählen und halten uns der Zustimmung unserer Freunde zu dieser Neuerung von vornherein gewiß.

Die Novelle „Im Strom" von Karl Federn ist dessen Buch „Masken und Opfer" (Verl. Georg Müller, München 1912, Preis 3 Mk.) entnommen. Federn zeigt sich hier als ein so kraft- und wertvoller Novellist, daß man seine Absicht, hundert solcher Novellen darzubieten, von denen der genannte Band die ersten 17 enthält, aufrichtig begrüßen kann. Der Verfasser hat sich außer durch einige eigene Roman- und Essay-Bücher durch Übersetzung hervorragender Vertreter der amerikanischen Literatur bekannt und verdient gemacht: Emerson, Carpenter, Whitman.

„Der Hund Barry" von R. H. Francé ist ein Kapitel aus dessen großem Werk „Die Alpen". Es sei auf die nachfolgende Besprechung dieses Werkes noch besonders hingewiesen. In dem Buch finden sich zu diesem Abschnitt noch weitere Bilder. Das Bild der Benediktinermönche mit ihren Hunden ist von uns in verkleinertem Maßstab wiedergegeben.

Die „Wunderseltsame Historia" von Schiller entnehmen wir aus einer trefflichen kleinen Schrift „Friedrich Schiller als Humorist" von Dr. Adolf Kohut (Großlichterfelde 1905), dessen Darstellung wir auch für die einführenden Zeilen benutzten. Das beigefügte Bild führt uns Schiller in seinem 23. Lebensjahr vor, also etwa aus der Zeit, da er jene Satire niederschrieb.

Gerhard Guckama Knoop †

Im Innsbrucker Krankenhause starb am 6. September der Münchener Romanschriftsteller Gerhard Guckama Knoop im 52. Lebensjahre. Am Tage, da er fünfzig Jahre alt wurde, hat die Lese (1911, S. 581) seiner ausführlich gedacht; sie sprach die Hoffnung aus, daß es ihm beschieden sein möchte, noch eine ganze Reihe von Jahren seiner vornehmen und geistvollen Kunst leben zu können; und sie ahnte nicht, daß die zwei Jahre, die ihm nur noch blieben, erfüllt sein würden von den qualvollsten und aufreibendsten Kämpfen um seine Gesundheit.

Knoop entstammte einem alten Patrizierhause in Bremen, er genoß seine Erziehung in Frankreich, ging als Chemiker für viele Jahre nach Moskau und begann hier in seinen Musestunden seine feinen, tiefen, schweren und dann doch immer wieder leise lächelnden Romane. Otto Julius Bierbaum war es damals, der ihn entdeckte, begeistert über ihn schrieb; und Bierbaum bewog ihn auch schließlich, Moskau zu verlassen und in München jenen Schaffensfrühling zu erleben, den er, Knoop, sich zwischen den lastenden Backsteinmauern seiner Fabrik — zwischen dem Schüssegeknall der russischen Revolution seit langem immer schon heimlich ersehnte.

Knoop hat von diesem Frühling nicht viel gesehen. Die wenigen Jahre hindurch, die er überhaupt in München verbrachte, hat er (wie angedeutet) stets mit seinem Herzen zu laborieren gehabt; und wenn ihm nicht die hingebende Pflege

seiner Frau (die überhaupt in geradezu wundervoller Weise diesen stillen unscheinbaren, etwas ungeschickten, ja bisweilen hilflosen Menschen ergänzt hat) beschieden gewesen wäre, so wären ihm nie jene umfangreichen und köstlichen Arbeiten gelungen, die er sich schließlich doch noch im Laufe der Jahre von der Seele geschrieben hat.

Wer ihn kannte, der liebte ihn. Wer das Unglück hatte, ihn nur dann und wann zu sehen, der mußte erschrocken feststellen, daß dieses kleine Männlein von Monat zu Monat mehr zusammenschrumpfte; aber Knoop meinte in seiner leisen, bedächtigen, zögernden Art, daß es ihm gut ginge. Und dann sprach er von seinen Plänen, die von Jahr zu Jahr wuchsen, und von der unbegreiflichen Tatsache, daß so viele Deutsche nach wie vor der Talmiware nachlaufen und die wahren, großen und tiefen Künstler ungeachtet in der Ecke stehen lassen.

Knoop war kein Mann der neuen Zeit. Es war ein Patrizier vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mann der ehrwürdigen Ideale und des alten großen Romanstils; zurückhaltend, tolerant, humorvoll; ein Erzähler, wie es heutzutage kaum einen zweiten gibt; unglaublich belesen und voll unendlicher Liebe, Güte und Weichheit und Geduld.

Die Deutschen, die ihn bisher fast übersehen haben, werden sich nun aber bald entschließen müssen, ihn zu lesen, denn seinen köstlichsten (bald ernsten, bald humoristischen) Roman vom „Letzten Deutschen" hat er ihnen — nur ihnen mit bedrängtem Herzen gewidmet. Er war deutscher als der deutscheste Deutsche, er sprach und prahlte nicht davon; aber der deutsche Gedanke (der ihm von der Gegenwart bedroht schien) hat sein Inneres ganz zu verklären gewußt, und in Sebald Soeker — eben dem „letzten Deutschen", den er als Reintypus dem „amerikanisierten" Deutschen von heute gegenüberstellt — hat er einen Romanhelden geschaffen, der davon Zeugnis ablegt.

1861 wurde Gerhard Ouckama Knoop geboren. Er folgte nicht der allgemeinen Mode und wurde Naturalist, sondern zog es vor, seine eigenen Wege zu gehen, die verschnörkelte Windungen nahmen und sich allmählich in den Wäldern der Romantik zu verlieren schienen. Knoop liest sich wie Jean Paul, er liebt die Überladungen, die kurzweiligen Abschweifungen, die gelehrsamen Betrachtungen; bedächtig legt er Roman auf Roman; sein Humor treibt die seltsamsten Blüten, und in den abgerissenen Notizen des Freiherrn v. Skarpl (die den Roman Soekers fortsetzten) erreicht er seine höchste Kunst.

Aus dem reichen Schatz der Knoopschen Lebensarbeit sind schließlich — zusammenfassend — die nachstehenden Werke hervorzuheben: Prinz Hamlets Briefe (zuerst anonym erschienen), Sebald Soekers Pilgerfahrt, Sebald Soekers Vollendung, Die erlösende Wahrheit, Hermann Osleb, Nadeschda Bachlui, Das Element, Verfalltag, Die Hochmögenden. Die Bücher erschienen zumeist im Verlag Egon Fleischel & Co. in Berlin. — Mehrere Romane liegen im Nachlaß. Die kleineren Novellen und die Essays sind es wert, daß man sie sammelt und in Buchform erscheinen läßt. Denn sein Tag wird kommen, muß kommen, selbst wenn er früh und arm darüber hingestorben ist!

Gustav Werner Peters.

Die Lese brachte im Jahrgang 1911 auf den Seiten 369 und 482 Aphorismen von Knoop aus „Sebald Soekers Blättern".

Die Alpen

Ein Prachtwerk des Verlags Theodor Thomas in Leipzig „Die Alpen", gemeinverständlich dargestellt von R. H. Francé, liegt nunmehr in 42 Lieferungen à 60 Pfg. vollständig vor. Es umfaßt nahezu 1000 Seiten, bringt gegen 500 Abbildungen und viele Tafeln und Karten in Farbendruck. Der Name des Verfassers ist im Laufe der letzten 6 bis 8 Jahre durch eine Reihe bedeutungsvoller großer und kleiner Schriften populärer geworden, als es bei einem verhältnismäßig so jungen Gelehrten (er steht erst im vierzigsten Lebensjahr) im Allgemeinen der Fall zu sein pflegt. Das liegt nicht allein an dem ungewöhnlich vielseitigen und gründlichen Wissen, das Francé durch Studium und eigene Forschung in sich gesammelt hat, auch nicht allein an dem modernen Fühlen, mit dem Francé alte Fragen und Antworten der Wissenschaft einer Nachprüfung unterzieht und überraschend neue Ein- und Ausblicke in Werden und Leben der Natur zu eröffnen weiß; bei ihm beherrscht und verbindet beides eine dritte Eigenschaft, ohne welche auch die gehaltreichste Gelehrtenleistung niemals zum Gemeingut eines ganz aufklärungsdurstigen Volkes werden könnte, es ist seine überaus lebendige, temperamentvolle Schilderungsfähigkeit, in der vieles von einem poetischen Philosophen oder auch umgekehrt von einem philosophischen Dichter steckt. Wenn man in seinen Büchern liest, genießt man ebenso viele reine Schönheit, wie man seelisch erhoben und im Wissen bereichert wird. Wenn dieser Mann uns ein Buch über die Alpen darbietet, so empfängt der Leser in sich nicht nur ein getreues Bild dieser selbst und ihres inneren und äußeren Lebens, er atmet sozusagen Alpenluft und Alpenlust während der ganzen Lektüre; denn beides hat Francés Temperament hineingelegt. Man fühlt sich erfrischt, wie nach einer Wanderung durch Höhenluft in Schnee oder Sonne.

Mit diesem Werke hat Francé eine Tat geleistet, die ihm das deutsche Volk durch eifrige Gefolgschaft lohnen sollte. Es ist ein Buch, das eine ganze Welt in sich schließt, und diese Welt ist wohl eine der schönsten und erhebendsten, die wir vor und in uns aufbauen und wirken lassen sollten. —

Den Inhalt im Einzelnen auch nur einigermaßen erschöpfend zu kennzeichnen, fehlt es hier an Raum. Es sei nur erwähnt, daß die drei großen Abschnitte heißen: Die Natur der Alpen, Das Leben in den Alpen, Natur- und Kulturbilder in den Alpen. Der Verlag wird auf Anfrage wohl gern einen ausführlichen Prospekt versenden. Und solcher Anfragen aus unserem Leserkreis wünschen wir ihm und dem Verfasser recht viele. Die Text- und Bildprobe aus den „Alpen", die wir in diesem Leseheft bringen, wird gewiß hierzu beitragen. Th. E.

Nachrichten

Im Alter von 47 Jahren ist Mitte September der schwedische Roman- und Novellendichter Gustav Janson gestorben. Unsere Leser werden sich seiner im Jahrgang 1912 abgedruckten längeren Erzählung von dem Kriegsschauplatz in Tripolis „Lügen" gern erinnern. Wir verweisen auf den damals beigegebenen Autorenspiegel. Im Verlag Georg Merseburger in Leipzig sind die besten Werke dieses leider zu früh gestorbenen Meisters moderner nordischer Erzählungskunst in deutschen Übersetzungen erschienen.

Unter der Oberleitung des deutsch-amerikanischen Professors Kuno Francke von der Harvarduniversität wird in Neuyork ein groß angelegtes literarisches Unternehmen vorbereitet, das den Amerikanern in guten Übersetzungen die Meisterwerke der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts vermitteln soll.

Die Verlagsbuchhandlung J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart gibt von Oktober ds. Js. ab eine Monatsschrift heraus unter dem Titel „Der Greif". Das Programm und die alten Traditionen des berühmten Verlags versprechen Gutes.

Gedenktafel

Am 4. Oktober 1840 wurde zu Delmenhorst in Oldenburg der Dichter Arthur Fitger geboren. — 1865: kam zu Rothbach i. Els. der Dichter Friedrich Lienhard zur Welt. Wir erinnern an die Lienhard-Lese 1912, Nr. 29.

Am 5. Oktober 1609 wurde zu Hartenstein der Liederdichter Paul Fleming geboren.

Am 7. Oktober 1862 wurde in Ottensen Otto Ernst geboren.

Am 9. Oktober 1845 wurde zu Göttingen der Dichter und Schriftsteller Eduard Grisebach geboren. Er hat unter anderem Schopenhauers „Sämtliche Werke", Heinrich Kleists Werke, Bürgers Gedichte, E. T. A. Hoffmanns „Sämtliche Werke" herausgegeben und sich auch durch eigene Dichtungen („Der neue Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom") einen Namen gemacht.

Am 10. Oktober 1791 starb zu Stuttgart der Dichter und Musiker Friedrich Daniel Schubart. Seine „Sämtlichen Gedichte" sind bei Reclam erhältlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Vierwald in Wien, Alvertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 41 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Der Völkerschlacht-Lese zum Geleit

Eine patriotische Aufwallung Goethes

„Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog getan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtnis so gar nichts in euren Augen? Warum mutet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den Siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so tätig Anteil nahm, und wofür er noch zuletzt Kron und Szepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaisertum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Talern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Das gedenkt ihr ihm übel auszulegen?

Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers wert sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er täte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eignen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Cranach den Seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Throns entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeitbrüder nicht wollte verhungern lassen!“ — Hier rollten ihm die Tränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause, und sobald er wieder einige Fassung gesammelt, fort: „Ich will uns Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden, und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf — und euch von dem euern heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zuschanden werden! Komm an Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittre an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt im Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrig bleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermütigen Fremden machen, wenn es je besser in Deutschland werden soll.“

Gespräch mit J. D. Falk am 9. Mai 1808.

Napoleon

Von Johann Gottlieb Fichte

Lassen Sie uns den Mann sehen, der an die Spitze jenes Volkes sich gestellt hat. Zuvörderst: er ist kein Franzose. Wäre er dies, so würden jene geselligen Grundansichten, jene Achtung für die Meinung andrer und, kurz, für etwas außer ihm selber einige wohltätige Schwäche und Inkonsequenz seinem Charakter beimischen, wie dergleichen sich zum Beispiel im vierzehnten Ludwig, meines Erachtens der schlimmsten Ausgeburt des französischen Nationalcharakters, vorfanden. Aber er ist aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und infolge dieses Kampfes in die Sklaverei eines nur schlaueren Herrschers gefallen und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen sein. Unter der französischen Nation, die auf diese Weise ihm zuerst bekannt wurde, erhielt er seine Bildung, sie legte sich ihm dar, in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu schauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigster Klarheit dieses Volk begreifen lernen als eine höchst regsame Masse, die da fähig wäre, durchaus jedwede Richtung anzunehmen, keineswegs aber durch sich selbst sich eine bestimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er diese Nation fand, der er selbst seine Verstandesausbildung dankte, und die er ungefähr für die erste halten mochte, so auch das ganze übrige Menschengeschlecht ansahe? Von einer höheren sittlichen Bestimmung des Menschen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher sollte er sie bekommen, da sie nicht, wie etwa bei den Franzosen, durch eine glückliche Angewöhnung in früher Jugend ihm zuteil ward, durch deutliche Erkenntnis aber vermittels der Philosophie oder des Christentums seine spätere Bildung sie ihm auch nicht darbot? Zu dieser vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volke begründeter und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher *Wille*. Mit diesen Bestandteilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohltäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn, und so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten, was jene beiden Bestandteile rein für sich und ohne irgend eine Anschauung des Geistigen geben können. Es bildete sich ihm hieraus folgendes Erkenntnisgebäude: daß die gesamte Menschheit eine blinde, entweder gänzlich stagnierende oder unregelmäßig und verwirrt durcheinander und miteinander streitend sich regende Masse von Kraft sei; daß weder jene Stagnation sein solle, sondern Bewegung, noch diese unordentliche, sondern eine nach einem Ziele sich richtende Bewegung; daß selten und durch Jahrtausende getrennt Geister geboren würden, die bestimmt seien, dieser Masse die Richtung zu geben, desgleichen einer Karl der Große gewesen sei, und er der nächste nach ihm; daß die Eingebungen dieser Geister das einzige und wahrhaft Göttliche und Heilige und die ersten Prinzipien der Weltbewegung seien, und daß für sie schlechthin alle anderen Zwecke der Sicherheit oder des Genusses aufgeopfert, für sie alle Kräfte in Bewegung gesetzt und jedwedes Leben in Beschlag genommen werden müsse, und daß es Auflehnung sei gegen das höchste Weltgesetz, solchen Anregungen sich entgegenzusetzen. In ihm sei erschienen dieses Weltgesetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Kulturstaate unter seiner Oberherrschaft ausführen wolle; das nächste Glied dieser Ordnung sei dermalen die *Freiheit* der Meere, wie er sagt, die *Oberherrschaft* der Meere in seine Händen, wie er es eigentlich meint, und für diesen allernächsten, durch das Weltgesetz gesetzten Zweck müsse alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen; denn dafür allein sei es da. Diesen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menschenlebens sich hinauserstreckt, soll nun nach ihm seine Dynastie fort- und ausführen, so lange bis etwa nach einem Jahrtausend ein anderer inspirierter Held wie er auftreten und mit neuer Offenbarung in seine und Karls Schöpfung eingreifen wird.

Man hat geahnet, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit anderen vorzeitigen und gleichzeitigen Herrschern. So ist es auch. Oeffentliche Blätter zwar meinten, daß die Gesinnungen eines Generals in ihm verschwinden würden durch Einführung der Erbfolge für seine Dynastie. Nicht recht begriffen. — Es steht so: Jene sind gewohnt, sich als Verteidiger des Eigentums und des Lebens anzusehen, als Mittel zu diesem Zwecke, der darum nie aufgeopfert werden darf; dieser setzt sich als Verteidiger eines absoluten — selbst Zweck seienden — Willens, eines Weltgesetzes, in der Tat aber nur eines individuellen Willens, einer *Grille*, ausgerüstet mit der formalen Kraft des sittlichen Willens... Seine Denkart ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn ist und den Genuß verschmäht; darum verführt sie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüter. — Nur soll es eben nicht

geopfert werden seinem eigensinnigen Entwurfe; diesem aufgeopfert zu werden, ist *er selbst* sogar viel zu edel; der Freiheit des Menschengeschlechts sollte er sich aufopfern und uns alle mit sich, und dann müßte z. B. ich und jeder, der die Welt sieht, wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die Opferflamme.

In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit beruhet seine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niederen Lüften und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und alle Schwäche, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zunutze zu machen. In der Festigkeit; die andern wollen auch wohl herrschen, aber sie wollen noch so vieles andere nebenbei, und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehre bleiben; sie wollen wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeit desselben setzt er daran, der Hitze, dem Froste, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt; auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht sein, sondern *ruhiger Herr der Welt will er sein, und falls er das nicht kann, gar nicht sein.*

So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen; was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen, auch nur durch Begeisterung eines absolnten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit. Ob diese nun in uns lebt und mit derselben Klarheit und Festigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat seine Griffe und durch Täuschung oder Schrecken alle für sie in Tätigkeit zu setzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen....

Fichte

Unten ziehen Franzosen mit Marschtritt und Paukenschall,
die Bänke schüttern im Auditorium,
doch rufender dröhnt der redenden Stimme Schall.
Aus dem mächtigen Haupt, in eherner Schwere,
zieht Mahnung und Lehre,
Worte in Waffen, gesprochene Heere,
unsichtbare Trommeln gehen um.

Ernst Lissauer.

Das Fräulein v. Stein

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer

Marianne v. Stein, des Reichsfreiherrn Schwester, war von seiner unbeugsamen Art, nur kränklich und schon ein ältliches Fräulein, als der Minister aus Preußen flüchten mußte. Um den Plackereien der Kriegszeiten zu entgehen, war sie Stiftsdame in Wallerstein geworden, wo sie äußerlich das Dasein alter Damen teilte, die zwischen der häuslichen Absonderung der Familien auf die leeren Plätze geraten sind und lesend, musizierend, auch wohl mit einer Partie Tarock die unnützen Tage füllen, wenn sie nicht irgendwo mit Handarbeiten oder sonst der Wirklichkeit die kleinen Liebesdienste tun.

Doch auch dergleichen war damals staatsgefährlich; denn als nach dem verunglückten Putsch des Freiherrn v. Dörnberg in Kurhessen eine gestickte Fahne gefunden wurde, hing irgendwie ein Faden daran, der den Franzosen den Weg nach Wallerstein zeigte, wo sie tatsächlich von einem Fräulein v. Baumbach in aller Heimlichkeit gestickt worden war. Eines Abends langte dort eine geheime Warnung an, die alten Damen mit schlimmen Ankündigungen zu ängstigen, sodaß ihrer neun am nächsten Morgen abreisten und Marianne v. Stein die alte Oberin mit einer halbtauben Dechantin nur durch Ueberredung dabehielt. Sie kannte aus eigener Erfahrung die Hinterhaltigkeit solcher Warnungen und vermutete gleich, daß es den Franzosen meist um das Kapitalvermögen von dreimalhunderttausend Talern als um die Fahne ginge. Fünf Tage später wurde das Stift frühmorgens von Husaren umzingelt, als ob es eine Festung wäre, und durch die Machtvollkommenheit ihrer Karabiner gedeckt, begann ein Kommissär die peinliche Untersuchung. Es war ein Franzose, von der Zentralgewalt in Mainz, ein langaufgeschossener Mensch,

der seinen Schnurrbart in einem schwarzen Röllchen unter der Nase trug, um die Hasenscharte zu verdecken. Er trat den Damen zunächst nicht bösartig und mit der sichtbaren Absicht entgegen, eine weltmännische Figur zu machen; die Oberin, ein verdattertes altes Frauchen, das schon die Karabiner auf ihre Brust gerichtet sah, wollte ihm weinend ihre Unschuld beteuern; Marianne v. Stein aber drängte sie zu der Dechantin in den Stuhl zurück, der sie danach wie ein Kind weinend auf dem Schoß saß, und führte die Unterhaltung mit so kalter Würde, daß der Franzose seine galanten Versuche bald aufgab und diese Stiftsdamen die umgedrehte Weltordnung höhnisch spüren ließ, wo ein Bedienter — denn das war er gewesen — auch einmal drei adelige Fräulein nach seinen Launen kujonieren konnte. Er machte ihnen zum Schluß, während draußen ein Frühlingsgewitter gemächlich heranballerte und die Oberin vollends blaß werden ließ, ein Protokoll, das die festen Versicherungen ihrer Schuldlosigkeit als überführte Ausreden und ziemlich alle Punkte der Anklage als Geständnisse enthielt; danach quartierte er sich mit den Husaren im Stift ein, die Antwort von Mainz auf den Bericht abzuwarten.

Es dauerte fast eine Woche, bis die kam; unterdessen stolzierte der mit der Hasenscharte in den Gemächern, den Gärten und den Feldern des Stifts herum, als ob er der Gutsherr wäre und die drei Stiftsdamen als unumgängliche Gäste hätte. Jeden Nachmittag um sechs Uhr ließ er im Speisesaal die Tafel aufs sorgfältigste herrichten, wobei ihm seine Erfahrung sichtlich zustatten kam, und ließ die Damen dazu bitten. Die eingeschüchterte Oberin, die heimlich dem Fräulein v. Stein und seiner Unbeugsamkeit das ganze Unglück zuschrieb, wäre jedesmal gegangen, wenn nicht Marianne sie und die andere mit bestimmter Gewalt im Zimmer gehalten hätte, während der Kommissär allein an der Tafel saß. Als ob die beiden nicht von den Husaren, sondern von ihr gefangen wären, so mußte sie aufpassen, daß sie die sorglos offenen Tore nicht doch noch kopflos zur Flucht benutzten und so den Franzosen das erwünschte Eingeständnis ihrer Schuld gaben.

Am sechsten Abend endlich kam der Reiter wieder mit dem Bericht aus Mainz: die Angeklagten sollten dort unter Androhung schimpflicher Gewaltmittel in vier Tagen erscheinen. Die Oberin, die sich schon erschossen in einem Festungsgraben sah, konnte ihren Jammer nicht mehr verhalten, auch die Dechantin verlor die Schweigsamkeit der tauben Ohren und klagten ihren Eigensinn an: Marianne gab den Pächtern am nächsten Morgen die letzten Anweisungen, packte die beiden Alten mit einem Husaren als Wächter in den geschlossenen Wagen und setzte sich selber zu dem andern auf den Bock, indessen der Kommissär in seiner Kalesche nachfuhr und rechts und links Husaren ritten. Es war im Juni, als diese dreitägige Fahrt geschah, die durch

Freiherr Heinr. Karl Friedr. v. Stein

ein gutes Stück von Deutschland führte; die Sonne schien wieder nach langem Regen, und die Wiesen standen vor dem ersten Schnitt; von den dunklen Tannenhöhen hingen die Buchenwälder bis dicht an die Dörfer herunter; überall war die heimelige deutsche Hügellandschaft, in der nur manchmal am Horizont die blauen Rücken höherer Berge standen oder ein Fluß aus einem fernen Tal glänzte; immer wieder aber trennten Grenzpfähle mit neugestrichenen Landesfarben diese Landschaft in die Gebiete der Rheinbundfürsten ab, die um ihrer Existenz willen Vasallen Napoleons und Könige oder Großherzöge von seinen Gnaden geworden waren. Marianne hätte nicht die Schwester des reichsunmittelbaren Freiherrn v. Stein sein müssen, um diese Fürsten als Sinnbild der deutschen Zänkereien zu verachten; nun aber auf ihrem Bock kamen sie ihr wie die weinerlichen Damen in dem Wagen vor, und obwohl sie ihren Bruder nicht verstand, daß er nach Preußen gegangen war statt zum Kaiser, wohin ihr jeder gute Deutsche in dieser landesverräterischen Zeit zu gehören schien, billigte sie doch mehr als früher während dieser gewaltsamen Wagenfahrt sein Ziel, aufzuräumen mit der deutschen Kleinfürstenschaft.

Es war mehr als eine Stiftsdame aus Wallerstein, was da am dritten Abend auf dem Kutscherbock durch das finstere Festungstor von Kastel rumpelte und nachher auf der Fähre über den breiten Rheinstrom hinüber in das neugebackene Rheindepartement eingebracht wurde; es war die gefährliche Gesinnung des landesflüchtigen Ministers v. Stein, mit der die Hasenscharte um der mißachteten Manieren willen in einen bösartigen Zustand gera-

ten war; ganz ahnungslos, und auch die Bürokraten von der Zentralgewalt in Mainz, durch ihn berichtet, merkten nicht, wen sie da hatten. Sie ärgerten sich als Sachverwalter der Revolution wie er an ihrem freiherrlichen Hochmut in den Verhören; und da sich unterdessen das Fräulein v. Baumbach freiwillig mit dem Geständnis in Mainz eingefunden hatte, sie allein habe die Fahne in aller Heimlichkeit gestickt — wodurch der Rechtsgrund der französischen Absichten auf das Stiftsvermögen ebenso klar wie durchscheinend wurde —, so daß sie die drei zu Unrecht beschuldigten Stiftsdamen auf freien Fuß setzen mußten: da ließen sie die beiden andern in Mainz vorläufig einen selbstgewählten Aufenthalt nehmen, das Fräulein v. Stein aber sollte erst noch um seiner hochmütigen Gesinnung willen eine schimpfliche Strafe leiden.

Es war kein Urteil der Zentralgewalt, es war die Rachsucht mißachteter Behörden, wie sie zu allen Zeiten die Landplage der freien Gesinnung gewesen ist, der sich Marianne v. Stein nun ausgeliefert sah, als sie wie eine böse Sieben die Gassen kehren sollte. Die Kommissäre versprachen sich einen Spaß davon, wie sich das Gassenvolk an dieser Freiherrin mit seinem Unflat auslassen würde und ahnten nicht, wie übel ihre Rachsucht auslaufen sollte. Denn als sie am Morgen das Fräulein v. Stein hinausführten vor die Präfektur und sie vor den ersten Neugierigen den Besen in die Hand nehmen sollte, während die Trommler anfingen, ihre Felle zu schlagen, machte es sich, daß ihr zufällig mit der Hasenscharte ein Herr v. Holm in den Weg trat, der hier zu den Franzosen in den Staatsdienst getreten war und den sie kannte. Irgend ein verlorener Instinkt der Ritterlichkeit trieb den alten Galan, bestürzt zu ihr zu treten, als wenn er ihr mit seinem Einfluß aus der peinlichen Strafe helfen könnte; sie aber, die in diesen Tagen der Gefangenschaft an nichts so bitter als an solche Ueberläufer gedacht hatte, und wie sie den traurigsten Teil der französischen Beamtenschaft ausmachten: sie riß dem Büttel den verweigerten Besen als Waffe aus der Hand und begann zu kehren, daß der saubere Herr sich augenblicklich in einer Staubwolke befand und seine Schienbeine mit einem Satz auf die Treppe retten mußte; unter dem Gelächter des Volks, das die Gebärde nicht mißverstand.

Nachdem Marianne v. Stein aber einmal den Besen in der Hand hielt und sich darin verstanden sah, was es hier auszukehren galt, lag es nicht mehr am Büttel, sie zu treiben, und die Trommler vor ihr konnten lange Beine machen, um nicht in ihren Besen zu geraten, so saß der Zorn ihr in den Händen. Sie hatte, wie ihr Bruder, viel in Mainz gewohnt und war bekannt. Drum standen manche an der Gasse, die ihren Namen wußten; doch war es keiner von ihnen, sondern ein fremder Wanderbursch, mit dem Felleisen auf dem Rücken, durch das drängende Volk aufgehalten, der mit einer stil-

Ernst Moritz Arndt

len Gebärde zuerst den Hut abnahm. Irgend etwas daran mochte in den andern den Instinkt auslösen, was für ein Zeichen ihrer eigenen Demütigung dieses Schauspiel war; bald standen ihrer viele mit dem Hut in der Hand, bis auch die Buben es nicht mehr wagten, die Mütze auf dem Kopf zu behalten: als ob ein Priester mit dem Sakrament durch die katholischen Mainzer Gassen käme, so feierlich geehrt, wie nie im Leben, ging das Fräulein v. Stein mit ihrem Besen durch die entblößten Häupter hin. Und ob ihr fast die Arme abfielen, sie kehrte, weil sie den Atem dieser Feierlichkeit fühlte, und wieviel Hunderten sie mit ihrem Leidensgang ans innerste Herz rührte, als ob aus dem Volk — nicht von den Fürstenhöfen — vielleicht doch einmal die Kraft und der Mut zum Kehraus ausbrechen könnte!

Die Trommler konnten nicht aufhören und auch der Büttel vermochte nichts gegen den Befehl, sodaß Hunderte von Franzosen aus den Fenstern ingrimmig das Schauspiel erblickten und den Sinn der Handlung erkannten. Bis auch der Leutnant der Wache nach dem Lärm sah und kurzerhand den Zug kassierte. Es wurde keine Gewalttätigkeit begangen an dem Tag und auch dem Fräulein, das auf der Wache fast ohnmächtig hinsank, weil es zuviel für seine Kräfte gewesen war, konnte nichts Widersetzliches nachgewiesen werden: aber es ging bis in die Nacht hinein eine Unruhe in den Mainzer Straßen, daß der Gouverneur selber nach der Ursache sah. Der freilich kannte den Namen v. Stein und wußte gleich, was für einen Vogel er da im Käfig hatte; doch auch, was für eine Ungeschicklichkeit mit ihm begangen war, sodaß die Kommissäre schon am Abend selber ihr Urteil erwarteten. Die Sache

schien ihm wichtig genug, dem Kaiser Meldung zu machen, auch wurde das Fräulein v. Stein danach mitten im Frieden als Kriegsgefangene mit allen Ehren nach Paris gebracht. Sie war krank, als sie dort anlangte, und mußte lange warten, bevor der badische Gesandte ihre Ungefährlichkeit auf Diplomatenwegen beweisen konnte; auch unternahm sie nichts mehr zum Werk der Freiheit, weil ihre Kräfte hinfällig waren: trotzdem blieb ihre Tat lebendig, bis der große Kehraus begann. Doch heißt es, daß Marianne v. Stein den Kehrbesen in den Jahren danach noch manchmal gern in die Hände genommen hätte, wenn nicht auch ihrem Bruder des Staubs zuviel gewesen wäre.

Die Leipziger Schlacht

Von Ernst Moritz Arndt

Wo kommst du her in dem roten Kleid?
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
da ward ich so rot.

Sag an, Gesell, und verkünde mir,
wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
das manches Auge voll Tränen macht,
da flogen die Kugeln wie Winterflocken
und Tausenden mußte der Atem stocken
bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
die zogen gegen die Franzosen aus,
die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
und die nach dem glorreichen Oestreich heißen,
die zogen all aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;
viele Tausende decken den grünen Rasen,
die Uebriggebliebenen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zymbeln hell,
habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
solange rollet der Jahre Rad,
solange scheinet der Sonnenstrahl,
solange die Ströme zum Meere reisen,
wird noch der späteste Enkel preisen
die Leipziger Schlacht.

Die Völkerschlacht bei Leipzig

Tagebuchaufzeichnungen von Friedrich Rochlitz

Zur Einführung

Friedrich Rochlitz, geboren am 12. Februar 1769 in Leipzig, gestorben daselbst am 16. Dezember 1842, wirkte hauptsächlich als Erzähler und Musikschriftsteller. Er hat eine Anzahl Bücher geschrieben, die schon wegen ihres besinnlichen, mit manchen Feinheiten durchsetzten Stils lesenswert sind. Besondere Beachtung verdient sein Tagebuch der Leipziger Schlacht, das kürzlich in einer neuen, billigen Ausgabe in der Insel-Bücherei erschienen ist. Mag auch manches darin vom Standpunkt des Historikers und des Strategen nicht ganz den Tatsachen entsprechen, dennoch verdient das Büchlein den ersten Platz unter den zeitgenössischen Aufzeichnungen jener Tage, schon um der Lebendigkeit und Wirklichkeitstreue der einzelnen Schilderungen halber. Goethe, der mit Rochlitz befreundet war, gibt folgendes Urteil ab: „Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wundersamsten Produktionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen, ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünstlers vereint hervortreten und zugleich sein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich gewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend, geschäftig, obgleich beängstigt, sich gar löblich hervortut." (Aus „Kunst und Altertum".) Und unterm 22. April 1822 schreibt er an Rochlitz: „Ihre treffliche mir wohlbekannte Schilderung jener Leipziger Unglückstage lese ich wieder und bewundere abermals die besondere Fügung, daß ein Mann von Ihrem Geist und Sinn, in Augenblicken, wo uns die Sinne vergehen, das Uebergewicht eines angeborenen und wohlgeübten Talents empfindet, zur Feder greift, das Unerträgliche in der Gegenwart zu schildern."

*

Den 16. Oktober.

Die Würfel für Europas Gestaltung scheinen zu liegen; unser Los wird wohl nebenbei sich von selbst finden — wie des Frosches im Sumpf, wo Eber kämpfen. Wie hat man die letzten Jahre in Deutschland geschrien, doch große, nur recht große Maßstäbe an alles zu legen; an die Staate nicht we-

niger als an die Poesie: nun, da hat man sie hoffentlich groß genug, die Maßstäbe! Scheint's doch selbst schon etwas, daß, wenn nun geschieht, was sich hier bereitet, in einem Kreise von wenig Meilen vielleicht eine halbe Million Kämpfer drangesetzt wird, von denen, weil sie recht eigentlich um Tod ringen müssen, anzunehmen (besonders beim Höchstungünstigen des Terrains u. dergl.), daß die Hälfte fällt und — trifft die Rechnung jenes geistreichen politischen Rechenmeisters Italiens zu, nach welcher ein fallender Krieger wenigstens vier friedliche Bürger mit hinabreißt — eine Million von diesen opfert! Auf einem Umkreise von wenig Meilen, meint' ich, schiene das schon etwas! —

In der Stadt und nähern Umgegend ist alle das Holzwerk, das zu Palisaden tauglich, genommen worden; und da dessen nicht genug vorhanden war, hat man Bäume nicht nur in den nahen Gehölzen, sondern auch (doch mit Wahl) in einem Teile unsrer schönen Anlagen um die Stadt zu jenem Behuf gefällt.

Die Tore, die nicht zu Hauptstraßen führen, sind ganz versperrt und nun verpalisadiert; die Haupttore sind dies auch, bis auf Oeffnungen für die nötigsten Eingänge, welche zu verrammeln spanische Reiter bereitstehen. An Schutz oder Abwehr kann mit alle dem wohl nicht ernstlich gedacht sein; mithin nur an Aufhalten Heranstürmender, und damit an Gelegenheit, den Tod desto mörderischer unter sie zu senden — was aber freilich auch ihre Erbitterung gegen die Stadt nur steigern, die Wut reizen, die gewaltsamsten Gegenmittel herbeiführen muß. Die Mauern der Gärten, welche fast ringsum die Stadt umgeben, sind für Schützen, Mann an Mann, durchlöchert — offenbar nur in derselben Absicht und leider zu demselben Erfolg.

Was wir über die Stellung der Heere Sicheres erfahren, läßt nicht mehr zweifeln: Die ganze Mulde bis zu ihrem Einfluß in die Elbe ist in französischer Macht (auch Dessau); um sie her bilden die Verbündeten einen großen, wenn auch nicht überall geschlossenen Bogen, und dieser verengert und schließt sich nach allen Seiten — ungefähr in gleichem Verhältnis — langsam und bedächtig, mehr und immer mehr. Ein ungeheurer, kühner und selbst bei der allergrößten Masse Volks, die er voraussetzt, doch wohl gefahrvoller Plan! Was Napoleon will — ob sich einkeilen lassen und dann wie ein entzündeter Pulverturm nach allen Seiten mit eins übergewaltig losbrechen (aber was könnte er da erreichen, als höchstens große Verwirrung für den Moment?); ob vor gänzlicher Verengung und Verdichtung des weiten Kreises an einem Punkte mit dem Kern seiner Heere, gleich dem umgarnten Eber, sich durchreißen, den Gegnern, während sie von den Zurückgelassenen vorn angegriffen würden, in den Rücken fallen (aber und zwar ihm an Kräften weit überlegenen?), oder müßte er dann nicht zwischen zwei Armeen fechten, was er sonst will: das weiß er allein, und wem er selbst es offenbaret. Was in jedem dieser Fälle für uns zu befürchten, ermißt sich leicht...

Napoleon war in der Stadt gar nicht verweilt, sondern sogleich hinaus zu den Seinen geritten. Kaum eine Viertelstunde weit zum Grimmaischen Tore hinaus, mithin Wolkwitz als Hauptpunkt im Auge, wählte er seinen Standpunkt auf offenem Felde und nahe an der Straße. Hieher ward ein kleiner Tisch aus einem Landhause gestellt, ein Stuhl dahinter, ein loderndes Wachfeuer daneben. Eine Karte, die man — es war rauhes, stürmisches Wetter — auf den Tisch genagelt, ein kleiner Tubus, meist in seiner Hand: das war Napoleons ganzer Apparat. Niemand war behindert, nach Gefallen so nahe zu treten, daß man nur nicht gerade ihm im Wege war. Als er hinausritt, sah er finster, verschlossen, gewissermaßen starr aus; da nur aber erst die Kanonen mächtiger donnerten, öffnete sich gleichsam das verschlossene Gesicht: er ward gesprächig, beweglich; seine Miene blieb nur herrisch-ernst, nicht mürrisch, und änderte sich nun auch im Laufe des lebhaften Gesprächs fast so wenig, als die Miene einer Maske. Dies Feststehende, ich möchte sagen Gefrorne, zusammen mit dem Unruhigen, Hastigen, etwas Eckigen seiner Bewegungen, hatte etwas — soll ich's Ueber- oder Unmenschliches nennen? kurz, etwas, daß einem ganz unheimlich, fast grauenvoll dabei ward; und ich kann nicht bestimmen, inwieweit diese Empfindung unmittelbare Folge des Eindrucks oder inwieweit dieser erst von eigener Phantasie zugekocht sein mochte. Napoleon saß — auch wenn er die Karte befragte über einen Punkt, worauf er den Finger legte, sprach, schrieb usw. — nie länger als etwa zwei Minuten; dann richtete er sich hastig wieder empor und ging auf und nieder. Alexander Berthier war immer an seiner Seite. Mit kältestem Stolz und erdrückender Gleichgiltigkeit behandelte er mehrere der vornehmen Herren, die sonst und weit oft unerträglicher als er uns despotisierten und die nun in gänzlich resignierender Ehrfurcht etwas dumm dastanden. Adjutanten und auch andere Offiziere, ohne deren Abzeichen, flogen von allen Seiten unaufhörlich herbei, alle wurden direkt an ihn verwiesen. Er nahm ihre Papiere, lief sie blitzschnell durch, schrieb oder gab mündlich im Augenblick Antwort, die letzte meist gegen Berthier hin, der dann, wie es schien, seine kurze Entscheidung den Männern weiter auseinandersetzte; zuweilen winkte er auch diese nahe zu sich, fragte, fertigte ohne Zwischenredner ab usw. Sein Gang traf einigemale so, daß er Trupps Verwundeter, die zum Teil in jämmerlichem Zustande auf der Straße nach der Stadt gebracht wurden, ganz sicher erkennen mußte, er wendete weder den Schritt, noch den Blick um; die Sache war ihm völlig gleichgiltig....

Den 17., abends.

Der Zustand der Stadt ist schrecklich. Seit die gestrige Schlacht — wo nicht entschieden, doch be-

endet war, weiß niemand, die ausgenommen, die es wissen sollen, wo der Kaiser ist. Der Greuel auf den Straßen übersteigt fast allen Begriff; und die Barbarei, womit die Elenden, die noch umherliegen, von ihren französischen Kameraden behandelt werden, noch jenen Greuel. Ich habe Szenen gesehen, für die ich sonst jeden, der sie erzählt hätte, aus Menschengefühl der Täuschung oder Täuscherei ins Gesicht hätte bezichtigen müssen. Ueber die Stadt selbst ist bis morgen mittag zwölf Uhr eine Konvention geschlossen worden. Wenigstens sagt man dies; und die Preußen und Kosaken, die vor dem Halleschen Tore bis an Pfaffendorf plänkern, dringen nicht ein. Es sind aber doch zwölf Granaten hereingeworfen worden, die alle mehr oder weniger Schaden angerichtet haben. Von schwerem Geschütz sind auch einzelne Kugeln hereingeflogen, wobei man freilich nicht begreift, wie Plänker zu so schwerem Geschütz kommen. — Jede Familie, arm oder reich, hat bei angedrohter härtester Strafe schnell abliefern müssen, was seine Armee brauchen kann und jedermann nur für den Augenblick zu entbehren vermag: Betten, Küchengeräte, Mundvorrat, Aexte, Spaten u. dergl. Alles, was dazu fähig ist, muß hinaus, um zu schanzen. Die Tore und die Straßen der Vorstädte, selbst mehrere einzelne Häuser der letztern, werden gewissermaßen befestigt und vom Militär allein besetzt. Sie sollen bis zum letzten Mann verteidigt werden. Die Not, die Angst und das Jammern vieler, besonders armer Vorstädter, die ihr Eigentum preisgeben müssen und mit sich und ihrer tragbaren Habe oft nicht wissen, wo unterkommen, ist herzzerreißend. —

Den 18.

Jetzt ist, seit gegen 4 Uhr, die Kanonade allmählich verstummt; auch das Kleingewehrfeuer ist schwach geworden, hat sich weiter entfernt, und seit halb fünf Uhr hört es fast ganz auf. Der Weg für die flüchtenden Franzosen (denn für Flüchtende muß man sie doch wohl nehmen?) zum Ranstädter Tore hinaus, gegen Lützen usw. war wieder offen; die großen Züge gingen langsam unter Toben und Geschrei der Antreibenden vorwärts. — In das Stock unter mir brachte man noch einen General mit seinem Adjutanten, beide schwer verwundet. Sie wollen sich nicht nennen. — Da ich die Meinen zu verlassen mir nicht mehr verstatte, folglich fast niemand spreche, erfahre ich auch nichts über den Zusammenhang des ebenso unerwartet abgebrochenen Sturms, als des vorhin beginnenden. Wahrscheinlich erführe ich auch nichts als leere Vermutungen, wenn ich ausginge. Wer den Zusammenhang weiß, muß ihn auch unentdeckt wünschen, und die Meisterschaft im Verbergen und Irreleiten wird niemand den Franzosen absprechen. Hat man also abgebrochen, was man bei sinkendem Tage nicht mehr zu vollenden glaubte oder ziehet sich Napoleon gegen Erfurt zurück, vielleicht nach Vertrag mit den Verbündeten (was aber bei deren ganz offenbaren, entschiedenen Vorteilen unglaublich scheint), rückt er gegen Grimma hin, und die andern sammeln sich erst, ihm zu folgen, oder was sonst: wir wissen's nicht, sondern nur, daß wir morgen neuem Schrecken, neuer Not entgegengehen.

Seit es dunkel geworden, siehet man in mehreren Dörfern und Vorwerken Feuer — Gott helfe den Unglücklichen, wir können's nicht. Unter den nächsten Orten erkenne ich Pfaffendorf und, nach dem Widerschein am Himmel, Schönfeld. In Pfaffendorf war ein Hauptlazarett voller Franzosen. Sollten diese, wie so viele, abgezogen sein und angezündet haben, was sie geschützt und beim Leben erhalten, damit es ihren Feind nicht auch schütze und seine Leidenden erhalte? —

Rund um die Stadt in den Promenaden, soweit ich sehen kann, lagert sich nun Mann an Mann truppweise um hochauflodernde Wachfeuer. Die unmittelbar meinen Fenstern gegenüber, werfen dunkelrote Glut an die Wände meiner Zimmer. Die mächtig geschwungenen Aexte gegen Barrieren und Bäume, das Knickern und Knackern beim Losbrechen jener, das Krachen beim Fallen dieser, hallen herüber; der Anblick der gelagerten Gruppen, die kochen, trinken usw., das Gesicht und die vordere Seite gegen das Feuer gerichtet, glührot, die andere, durch Schatten scharf abgeschnitten, brandschwarz; dann bei einem Stoße des Abendwindes auf einen Augenblick alles in Dampf verhüllt —: das zusammen gibt höchst interessante Bilder und lehrt mich, wie wahr und treffend van der Poel, Casanova, Lantherbourg und einige andere dergleichen Szenen dargestellt haben. —

Den 19.

Endlich, endlich — es war etwa dreiviertel auf ein Uhr — erhebt sich auf der Straße nahe bei uns ein gräßliches Zetergeschrei. Wir erschrecken — wir wissen nicht, was es ist, können's auch nicht erfahren. Ein wildes Geschrei anderer Art folgt; eilende Pferde und eilende Menschen hören wir daherstürmen, alles dringt vorüber, anderes folgt nach: Gott, es war errungen! es war errungen! Jenes Geschrei kam von einem Trupp Franzosen und Deutschen, die sich verschossen, die Waffen von sich geworfen hatten und auf welche die ersten eindringenden Sieger im Siegesrausche einhauen wollten; das zweite war Freudenjubel, Jubel der Vereinigung mit denen, die sich vereinigen wollten. Das erste Korps Preußen, meist Infanterie, mit einem Trupp Kosaken, drang jauchzend die Straße herauf.

Nun ich hinauf! Ich kam eben zu dem Moment, wo unmittelbar vor meinen Fenstern, vor meinen Augen, die Barfüßer Pforte gesprengt war und nun Tausende der Siegenden durch die Gärten, über die Wiesen brechend, doch zum Erstaunen schnell wieder geordnet, in die Stadt drängten. Nahe am Ranstädter Tore hatten die Franzosen noch zwei starke Batterien von gewaltiger Kraft; ein starkes Korps Sieger bricht von der Straße am sogenannten Kuhturm

und nun durch den Sumpf der Wiesen, durch die Gräben der Gärten mit Jubel herüber, gerade herüber auf die Stadt. Was dagegen sich ordnen, was sich entgegenstemmen will — und dessen war viel — das wird geworfen und entweder in die Pleiße, in den Stadtgraben gejagt oder ballt sich — z. B. an Reichels Garten — zu Haufen und schreit, daß einem das Herz hätte zerspringen mögen, in dem übergeschnappt-hohen Ton Rasender um Pardon. In demselben Augenblicke tönt von der andern Seite und zum erstenmal wieder in meine Ohren der früher tausendmal vernommene, fröhliche Marsch der hellen Jagdhörner preußischer Freiwilliger — derselben, unter denen die befreundeten, jugendlichen Krieger, Theodor Körner, Georg Göschen u. a. die Waffen trugen. Freund, wie seltsam spielen unsre Sinne mit uns selbst in Momenten hohen Ernstes, höchster Spannung! Ich wußte, was geschah; ich hatte es ja schon gesehen, und doch — diese wohlbekannten Töne, die es nur verkündigten —: nein, kein Wort bezeichnet den Eindruck, den sie auf mich machten! Meine Tränen stürzten hervor; ich rief überlaut den Meinen zu, herbeizukommen und gleichfalls zu hören, ob sie mich gleich nicht vernehmen konnten; von meiner Brust war mit eins alles Beengende verflogen; ich riß die Fenster auf und ließ die Kugeln pfeifen, wie sie wollten; ich wehte mit dem weißen Tuche hinüber, dann eilte ich hinab, allen, die mich hören wollten, was ich gesehen, was ich gehört, zuzurufen.

Theodor Körner
der Dichter von „Leyer und Schwert"

Zwei historische Volkslieder

Der Sturm auf Leipzig

Marschierten wir in das Sachsenland,
Stadt Leipzig ist uns wohlbekannt,
marschierten wir über das weite Feld,
wohl an der Elster und Pleiße:
Da kam daher der starke Held,
Napoleon der Kaiser.

Frühmorgens leuchtet uns der Tag,
als man über die Ebne sah,
da sah man so viele Franzosen da stehn,
Scharfschützen und Grenadiere;
wir Preußen täten gleich frisch drauf gehn,
Franzosen retirieren.

Marschall Vorwärts schickt einen Trompeter hinein,
was sich Napoleon wohl bildet ein,
ob er die Stadt wolle geben verlorn —
er sollte sich gleich resolvieren;
die Preußen ständen ganz dichte davor,
sonst ließ er bombardieren.

Napoleon aber zur Antwort gab:
„So kann mir das nicht laufen ab;
ich muß besehen der Preußen Stück,
sonst wäre es mir eine Schande;
und käm ich wieder nach Paris zurück,
sie jagten mich aus dem Lande."

Ihr Kanoniere, nun seid frisch auf,
so rücket die Stücke alle drauf!
Zündt an, gebt Feuer, daß es donnert und kracht,
schießt Mann und Maus danieder,
bis daß zerstört Napoleon seine Macht, —
Hurra, ihr preußischen Brüder!

Der brave Tambour

Die Preußen haben Alarm geschlagen,
du schwarzbraun Mädel, nun hilft kein Klagen,
dein Tambour, der rückt ins Feld!
Und als die Trommeln zum Abschied klingen,
am Fenster steht sie, ihr Herz will springen —
Viel Kugeln fliegen in die Welt!
Und als der Hauptmann „Augen links" kommandiert,
da hat er mit Macht seine Trommel gerührt —
rum-rum-rototum —
braver Tambour, sieh dich nicht um!

„Ihr Grenadiere, die Kugeln fliegen,
ihr Grenadiere, wir müssen siegen,
unser Hauptmann und der ist tot!"
Er schlägt die Trommel, er hat's gesprochen,
da sind französische Karrees durchbrochen,
das Blut der Wunden fließet rot!
Und der uns getrommelt in der großen Schlacht,
als Krüppel haben wir ihn rausgebracht —
rum-rum-rototum —
braver Tambour, sieh dich nicht um!

Friedrich Wilhelm täten die Lorbeeren zieren,
in Potsdam wollen wir nun einmarschieren,
die Herzen schlagen nach Haus;
nun laßt die alten Gewehre blinken,
unser Tambour soll vor uns allen hinken,
viel Mädchen zum Fenster sehen raus!
Die schwarzen Vögel vom Kirchturm schrein:
Wo mag unserm Tambour seine Liebste sein?
rum-rum-rototum —
braver Tambour, sieh dich nicht um!

Der Zapfenstreich ist schon lange geschlagen,
du braver Tambour, nun hilft kein Klagen,
schlug tapfer dein Herz im Feld!
In voller Montur ist er hingegangen,
die Weiden über den Grabstein hangen —
Viel Kugeln fliegen in der Welt!
Der Mond scheint traurig in das tiefe Tal,
da rührt er seine Trommel zum letztenmal —
rum-rum-rototum —
braver Tambour, sieh dich nicht um!

Ueber ein Denkmal bei Leipzig

Von Ernst Moritz Arndt

Zur Einführung

Die nachfolgenden Ausführungen von Ernst Moritz Arndt verdienen in unseren Tagen, da auf Leipzigs Feldern endlich ein Wahrzeichen der Völkerschlacht erstanden ist, besonderes Interesse. Sie entstammen einer größeren Schrift Arndts, die 1814 unter dem Titel „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht" in Frankfurt a. M. erschienen ist.

*

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober des Jahres 1813 geschehen, darüber ist in ganz Teutschland, ja wohl fast in der ganzen Welt nur eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieses Denkmal errichtet werden soll, darüber werden die Stimmen gewiß ebenso verschieden lauten, als sie über das erste einig sind. Ein kleines, unscheinbares Denkmal, das sich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, tut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig selbst auf irgend einem Platz hingestellt, würde in seiner Armseligkeit von der großen Tat, wodurch die Welt von dem abscheulichsten aller Tyrannen und dem tückischesten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu sehr beschämt werden. Das Denkmal muß draußen stehen, wo so viel Blut floß; es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entscheidung heranzogen. Soll es gesehen werden, so muß es groß und herrlich sein wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber solches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen, fehlt uns das Geld und das Geschick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Aehnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich schlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunst keine Aeffereien anbringen, und wogegen unser nordischer, allen Denkmälern so feindseliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tausend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin und lasse sie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe anstürmen. Auf dem Erdhügel werden Felssteine gewälzt, und über diesen wird ein kolossales, aus Eisen gegossenes und mit mancherlei Anspielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrscher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große, vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10—15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefaßt und mit Eichen bepflanzt. — Dieser Hügel, dieses Kreuz und diese Bäume wären zugleich ein echt germanisches und ein echt christliches Denkmal, wohin unsere Urenkel noch wallfahren gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer teutscher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterlandgebliebener Helden Leichen begraben würden; denn es ist der Besten würdig, in heiliger Erde zu ruhen.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

5. Fortsetzung.

Mit erhobener Stimme fuhr der Hetman fort:

„Und das sage ich euch im voraus, werte Herren: sollte sich jemand von euch während des Feldzuges betrinken, so lasse ich ihn ohne jedes Gerichtsverfahren, wie einen Hund beim Genick packen, an den Wagen binden, und — mag er der tapferste Kosak sein — er wird sofort wie ein Hund erschossen und ohne Begräbnis den Vögeln zum Fraß überlassen, denn jemand, der sich im Feldzug betrinkt, ist eines christlichen Begräbnisses unwürdig. Ihr aber, ihr jungen Männer, gehorcht in allem den Alten. Wenn euch eine Kugel trifft oder ein Säbel euch am Kopf oder sonstwo verwundet: legt dem keine große Bedeutung bei; mischt eine Lösung Pulver in einem Becher Schnaps, trinkt ihn mit einem Satz aus, und alles geht vorüber, ohne jedes Fieber; oder wenn die Wunde nicht gar zu groß ist, so legt einfach etwas Erde darauf, nachdem ihr sie erst auf der Handfläche mit etwas Speichel verrieben habt: dann heilt sie bald zu. Und nun, an eure Arbeit, ihr Jungen, an die Arbeit, aber ohne Eile und mit Bedacht!"

So sprach der Hetman, und sobald er seine Rede beendet hatte, machten sich alle Kosaken sofort an ihre Arbeit.

Die ganze Sjetsch wurde nüchtern und nirgends war ein Betrunkener mehr zu sehen, als hätte es unter den Kosaken nie welche gegeben. Die einen

Turnvater Jahn

brachten die Räderreifen in Ordnung und ersetzten die alten Wagenachsen durch neue, andere trugen Säcke mit allerhand Vorräten in die Wagen oder luden Waffen auf, andere wieder trieben die Pferde und Ochsen zusammen. Von allen Seiten hörte man das Stampfen der Pferde, das Einschießen der Gewehre, das Klirren der Säbel, das Gebrüll der Ochsen, das Knarren der schwerbepackten Wagen und das laute Schreien und Rufen der Krieger. Bald dehnte sich das Kosakenlager über das ganze Feld aus. Und der hätte lange laufen können, der es von Anfang bis Ende hätte durchqueren wollen. In der kleinen Holzkirche hielt der Geistliche einen Gottesdienst ab und besprengte alle mit Weihwasser, und alle küßten das Kreuz. Als das Lager sich in Bewegung setzte und aus der Sjetsch hinauszog, da sahen sich alle Saporoger noch einmal um. „Leb wohl, du, unsere Mutter," riefen sie fast einstimmig, „möge dich Gott vor Unglück bewahren!"

Als sie durch die Vorstadt zogen, bemerkte Taraß Bulba, daß der Jude Jankel sich bereits wieder eine Bude mit einem Schutzdach eingerichtet hatte und Feuersteine, Decken, Pulver und allerlei nützliche Dinge, die ein Heer im Kriege brauchen kann, ja sogar Zwieback und Brot feilbot. „So ein Teufelkerl dieser Jude," dachte Taraß, sprengte an ihn heran und sagte: „Du Narr, was sitzt du hier? Willst du, daß man dich wie einen Sperling niederschießt?"

Jankel trat vorsichtig zu ihm heran, machte ihm mit beiden Händen allerhand Zeichen, als wolle er ihm ein Geheimnis mitteilen, und sagte: „Wenn der Herr nur schweigen und es sonst keinem sagen wollte; unter den Kosakenwagen befindet sich einer, der mir gehört, ich führe allerlei nützliche Dinge für die Kosaken mit, und will euch unterwegs den Proviant so billig liefern, wie noch nie ein anderer Jude; bei Gott, es ist so, so wahr mir Gott helfe!"

Taraß Bulba zuckte die Achseln; er wunderte sich über die zähe, flinke Natur des Juden und ritt ins Lager zurück.

Drittes Kapitel

Bald war der ganze Südwesten Polens eine Beute des Schreckens. Ueberall erklang der Ruf: „Die Saporoger, die Saporoger sind gekommen!" Alles was sich in Sicherheit bringen konnte, tat es. Alles machte sich auf und davon, wie es in jenem barbarischen, sorglosen Zeitalter Sitte war, wo man weder Festungen noch Burgen kannte, und wo der Mensch sich seine Strohhütte an dem ersten besten Ort baute. Man dachte: Es hat ja doch keinen Sinn, Arbeit und Geld an ein Haus zu wenden, wenn der Tatar es ja doch zerstört. Alles geriet in Bewegung und Unruhe; der eine vertauschte Pflug und Herde gegen Pferd und Flinte und trat in das Heer ein, ein anderer versteckte sich und sein Vieh und trug fort, was er tragen konnte. Gewiß stieß man hin und wieder auch auf solche, die die Gäste mit der Waffe in der Hand empfingen, aber die weitaus größere Zahl entfloh schon vorher. Alle wußten es, daß es eine schwere Sache ist, sich mit jenem wilden und kriegerischen Haufen einzulassen, der den Namen des „Saporoger Heeres" trug, und der trotz seiner äußerlichen Willkür und Unordnung eine Ordnung zu halten wußte, wie sie in der Schlacht erforderlich ist. Die Reiter überlasteten und erhitzten ihre Pferde nicht; die Fußgänger schritten nüchtern hinter den Wagen her; das ganze Feldlager bewegte sich nur nachts vorwärts, bei Tage ruhte es aus und zwar auf freien und unbewohnten Plätzen und Wäldern, die damals noch im Ueberfluß vorhanden waren. Man sandte Kundschafter und Spione voraus, um sich über die jeweilige Lage zu unterrichten. Oft tauchte die ganze Schar gerade an den Orten auf, wo man sie am wenigsten erwartete — und dann sagten alle dem Leben Ade. Die Dörfer wurden an allen Ecken und Enden angezündet; das Vieh und die Pferde, die dem Heere nicht folgen konnten, wurden an Ort und Stelle niedergemacht. Es schien, als ob die Kosaken es mehr auf ein schwelgerisches Leben abgesehen hatten, als auf einen Feldzug. Die Haare stehen einem noch heute zu Berge, wenn wir uns jene schrecklichen Zeichen der Grausamkeit eines halbwilden Zeitalters ins Gedächtnis rufen, wie sie die Saporoger überall offenbarten. Erschlagne Säuglinge, Frauen mit abgeschnittenen Brüsten, das waren ihre Heldentaten; und wenn sie jemand in Freiheit setzten, zogen sie ihm vorher bis zu den Knien die Haut von den Füßen ab. Kurz, die Kosaken zahlten ihre früheren Schulden mit harter Münze heim. Als der Abt eines Klosters hörte, daß sie im Anzuge seien, sandte er ihnen zwei Mönche entgegen und ließ ihnen sa-

gen, sie handelten nicht so, wie es sich gehöre; zwischen den Saporogern und der Regierung sei Frieden geschlossen, daher verletzten sie ihre Pflicht gegen den König und zugleich damit das Völkerrecht. Hierauf erwiderte ihnen der Hetman: „Sage deinem Erzbischof in meinem und aller Saporoger Namen, daß er nichts zu befürchten hat, die Kosaken zünden sich ja bloß ihre Pfeifen an."

Bald war die majestätische Abtei von vernichtenden Flammen erfaßt, und die mächtigen gotischen Fenster schauten düster durch das lodernde Glutmeer. Flüchtige Haufen von Mönchen, Juden und Frauen erfüllten plötzlich alle Städte, in denen nur ein Schein von Hoffnung auf die Garnison und die städtische Besatzung bestand. Die von der Regierung von Zeit zu Zeit, aber meist immer zu spät zu Hilfe gesandten Detachements fanden die Kosaken entweder nicht oder gaben bei dem ersten Zusammenstoß Fersengeld und flüchteten sich auf ihren wackeren Pferden. Es kam auch vor, daß einige königliche Heerführer, die in früheren Schlachten siegreich geblieben waren, beschloßen, sich den Saporogern mit vereinten Kräften entgegenzustellen. Das aber waren gerade die Gelegenheiten, in denen die jungen Kosaken ihre Kräfte prüften: sie verabscheuten die Geldgier und die Nichtswürdigkeiten gegenüber dem wehrlosen Feind, hier aber brannten sie vor Verlangen, sich vor den Alten auszuzeichnen und sich Mann gegen Mann im offenen Kampfe mit dem kecken und pralerischen Polen zu messen, der auf seinem stolzen Roß im prächtigen, vom Winde geblähten Mantel angesprengt kam.

Das war eine fröhliche Wissenschaft; sie hatten schon viel reiches Pferdegeschirr, kostbare Säbel und Gewehre erbeutet. Im Verlauf eines Monats hatten die Jünglinge alles Knabenhafte abgelegt, und die kaum flügge gewordenen Jungen waren zu Männern herangereift; ihre Gesichtszüge, die bisher eine gewisse jugendliche Sanftheit aufwiesen, waren nun streng und ernst. Der alte Taraß sah mit Freuden, wie seine beiden Söhne überall die ersten waren. Ostap schien schon in der Wiege dazu bestimmt zu sein, ein Kämpferdasein zu führen, und Heldentaten zu verrichten. Nichts brachte ihn in Verwirrung oder ließ ihn den Kopf verlieren; mit einer für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling fast unverständlichen Kaltblütigkeit wußte er im Augenblick die Gefahr und die Sachlage zu überblicken; und er fand auch sofort ein Mittel, der Gefahr auszuweichen, aber so, daß er sie um so sicherer überwand. Seine Bewegungen zeigten schon Erfahrung und Selbstvertraun: man erkannte in ihm sofort den zukünftigen Führer. Sein Körper schwoll von Kraft; und seine ritterlichen Tugenden hatten etwas von der gewaltigen Kraft des Löwen.

„Oh, der wird mit der Zeit noch ein tüchtiger Hetman werden," sagte der alte Bulba, „ja, ja, das gibt eine ausgezeichneten Feldherrn ab, der stellt noch den Vater in Schatten."

Andrij war wie bezaubert von der wundervollen Musik der Kugeln und Schwerter. Er kannte die Bedeutung des Ueberlegens, Berechnens und des Ausmessens der eignen und fremden Kräfte nicht. Die Schlacht war ihm ein tolles, wonniges Vergnügen, und ihm war in solchen Augenblicken zumute, wie einem Menschen bei einem Feste, wenn das Gesicht glüht, alles vor den Augen schwirrt und durcheinandergeht, die Schädel herabsausen, die Rosse dröhnend zu Boden stürzen, und er wie trunken im Lärm der Kugeln und zwischen blitzenden Säbeln dahinfliegt, und nach allen Seiten um sich haut, ohne selbst die Hiebe zu empfinden, die er empfängt. Oft genug wunderte sich der Vater auch über Andrij, wenn er sah, wie er, von seiner wilden Leidenschaft hingerissen, sich an Dinge wagte, die ein Kaltblütiger und Ueberlegender stets gemieden hätte, und in seinem rasenden Draufgängertum Wunder verrichtete, über die selbst alte in Schlachten ergraute Kosaken in Staunen geraten mußten. Dann bewunderte ihn der alte Taraß und sagte wohl: „Auch er ist ein tüchtiger Krieger — der Feind vermag nichts gegen ihn. Er ist kein Ostap, aber doch ein tüchtiger, ein sehr tüchtiger Krieger."

Man hatte beschlossen, direkt gegen die Stadt Dobno zu marschieren, die, wie es hieß, reiche Schätze barg und begüterte Bürger beherbergte. In anderthalb Tagen war der Weg zurückgelegt, und die Saporoger standen bereits vor der Stadt. Die Einwohner hatten beschlossen, sich bis zum letzten Blutstropfen, ja bis zum Aeußersten zu verteidigen, und wollten lieber auf den Märkten und an den Schwellen ihrer Häuser sterben, als den Feind in ihr Heim hineinlassen. Ein großer Erdwall umgab die Stadt; wo er zu niedrig war, da erhob sich eine steinerne Mauer, oder ein Haus, das als Batterie diente, oder endlich ein aus eicheuen Bohlen errichteter Zaun. Die Besatzung war stark und empfand die ganze Bedeutung der Lage. Die Saporoger hatten schon einen wilden Sturm gegen den Wall versucht, aber ein Kartätschenfeuer prasselte auf sie herab. Auch die Bürger und die sonstigen Stadtbewohner schienen die Hände nicht in den Schoß legen zu wollen und eilten in Massen auf die Stadtmauern. Der feste Wille zu einem verzweifelten Widerstand war in ihren Augen zu lesen: die Frauen beschlossen ebenfalls, an der Verteidigung teilzunehmen, warfen Steine, Fässer und Töpfe voll siedendem Pech auf die Köpfe der Saporoger und schütteten zuletzt Säcke voll Sand über sie aus, die ihnen die Augen blendeten. Die Saporoger hatten es nicht gern mit Festungen zu tun, Belagerungen waren eben ihre Sache nicht. Der Hetman ordnete daher den Rückzug an und sagte: „Genug, werte Herren und Brüder, wir ziehen uns zurück. Aber ihr sollt mich einen schlechten Tataren und nicht einen Christen nennen, wenn wir auch nur einen aus der Stadt herauslassen. Mögen sie alle vor Hunger krepieren, die Hunde!" Das Heer zog sich

zurück, umzingelte die Stadt und begann zum Zeitvertreib die Umgebung zu verwüsten. Man zündete die umliegenden Dörfer und die noch nicht eingebrachten Getreidehaufen an und hetzte die Pferde in Massen auf die von der Sichel noch unberührten Felder, auf denen sich wie zum Trotze fette Aehren wiegten. Unterdessen hatten die Saparoger ihre Wagen in zwei Reihen um die Stadt gezogen, und gerade so wie in der Sjetsch in einzelnen Quartieren ihr Lager aufgeschlagen; sie rauchten ihre Pfeifen, tauschten miteinander ihre erbeuteten Waffen aus, spielten Bockspringen Gerade und Ungerade, wie sichs traf, und blickten hie und da mit geradezu mörderischer Kaltblütigkeit nach der Stadt hin. Nachts wurden Feuer angezündet, jedes Quartier kochte sich seinen Brei in mächtigen kupfernen Kesseln, und die Wachen, die die ganze Nacht kein Auge schließen durften, standen um das Feuer herum. Fortsetzung folgt.

Schalkserke

Der tolle Platen

Major von Platen war zur Zeit des deutschen Befreiungskrieges Kommandeur des litauischen Dragonerregiments. Er war ein Sohn des Pommerlandes, ein tollkühner Wagehals, mehr tapfer als schlau. Wie er sich selbst nicht schonte, so schonte er auch seine Dragoner nicht. Er war ein schrullenhafter Draufgänger, den seine Generale — er diente unter Yorck und Blücher — für die schwierigsten Operationen gut gebrauchen konnten. Auf Disziplin gab er nicht viel, eignete sich auch recht wenig für Paradeverhältnisse, weshalb er nach Friedensschluß auch nicht weiter kam in seiner Karriere. Der Krieg brachte diesem Original nichts weiter ein als den Namen: der tolle Platen. Einiges Lustige aus seinem Kriegerleben sei hier erzählt.

*

Als Kornet, zur Zeit, als die Kavallerie remontiert wurde und er mit unberittenen Rekruten nach einem Dorfe decharchiert war, erhielt er ein Pferd, an welchem die Leute das Putzen erlernen sollten. Er lag mit Eifer diesem Dienstzweige ob. Nach einiger Zeit meldete er seinem Eskadronchef, daß die Rekruten bei dem übersandten Putzpferd nichts mehr zu lernen vermöchten, da dasselbe kein Haar mehr habe und ganz blank sei, woher er um ein anderes Pferd mit Haaren, Schweif und Mähne bitten müsse.

*

Von kräftiger Konstitution, abgehärtet in der Erziehung und mäßig in den Genüssen, war er stets kerngesund und durch keine Anstrengung erschlafft. Die Aerzte waren ihm ein Greuel, deren gelehrte Studien nur dahin gingen, immer mehr Krankheiten zu erfinden, um darin ihre Nahrung zu suchen, und er stellte die Behauptung auf: daß nur durch Medikamente das Blut der ganzen Menschheit verdorben würde; — je mehr Aerzte, je größer die Sterblichkeit. „Man sollte bei den Kurversuchen den Arzt erst die halbe Mixtur probieren und Gevatter Apotheker die andere Hälfte genießen lassen," meinte er. — Dem ungeachtet war der Kurschmidt, als ein Mann vom notwendigen Uebel, im Pferdestall sein häufiger Gesellschafter. Auf einem Bündel Stroh sitzend philosophierte er mit diesem, wie die Weisheit des Schöpfers, die dem Pferde gerade am Schweife lange Haare wachsen lasse, um sich das Ungeziefer am exponierten Körperteil abkehren zu können, schon darauf hindeute, daß man der Natur die Heilung überlassen müsse und nur da eingreifen dürfe, wo die Unvernunft der Menschen gegen vernünftigere Tiere und Natur gesündigt hätte.

*

Schon im ersten Kampfe bei Dannikow eröffnete Platen unter Hünerbein das Gefecht gegen den Vizekönig Eugen. — Er führte 200 Dragoner gegen 1000 Chasseurs, Lanciers und Grenadiers à cheval. „Daß Ihnen bei der Ueberlegenheit des Feindes nur nicht die Pfeife ausgeht," warnte York, zur Vorsicht ermahnend. Platen, der keine Ermüdung kannte, nahm die Ermahnung wörtlich und seine kurze Ansprache, in welcher er die Sprengung des Feindes voraussetzte, schloß mit den Worten: „Auch darf einem guten Dragoner nach der Verfolgung die Pfeife nicht ausgegangen sein. — Nun den Tabakzahn heraus, angepinkt und dann mit Hurra aufgedroschen!" rief er, indem er zum Signal seinen Säbel schwang, sich auf den fünffach überlegenen Feind stürzte, die Linien sprengte, was nicht floh, niedersäbelte und 86 Gefangene mit zurückbrachte.

„Bravo Platen!" wiederholte Yorck, der selten lobte, „der Anfang war gut." — „Und das Ende soll's auch sein, so lange noch ein Gott im Himmel, ein Teufel in der Hölle und ein Dragoner auf dem Pferde lebt!" entgegente Platen, der gar nicht bemerkte, daß er von einem Ulanen, den er mit seinem starken Schimmel niederritt, verwundet war.

„Kerls pafft!" fuhr er zu seinen Leuten fort, als Yorck zur Besichtigung der tapfern Schar heranritt. Gegen allen sonstigen Brauch, gerade und gerichtet im Sattel sitzend, umfing den General vor der Fronte eine Tabakswolke, als Beweis, daß bei der Blutarbeit keinem die wirkliche Pfeife ausgegangen sei.

*

Als am 4. Juni der Waffenstillstand eintrat und Platen durch die Nachrichten von Friedensunterhandlungen noch tiefer betrübt wurde, traf der tröstliche Befehl ein: daß alles zur Fortsetzung des Krieges aufs beste zu regenerieren sei. — Platen war unerschöpflich in seinen Anträgen. Manche For-

derungen an Lieferungen wurden von den Behörden zurückgewiesen; Platen sah ein, daß sein Antrag nicht gewährt werden konnte, hielt es jedoch für seine Pflicht, denselben zu wiederholen. Da traf es sich, daß er wegen Krankheit eines Vorgesetzten das Kommando der Brigade interimistisch übernehmen mußte. Der nutzlosen Anträge müde, schrieb er als Regimentskommandeur an sich selbst als Brigadekommandeur und bat wegen seines letzten Antrages um Gewährung. — Nach Abgang seines Schreibens begab er sich vom Regimentsbureau nach dem der Brigade, nahm seinen Brief in Empfang und erteilte nun in seiner Eigenschaft als Brigadier einen Verweis an sich als Regimentskommandeur über die unzulässigen Anträge, die hiermit förmlich verbeten und verboten würden. Dann kehrte er nach seinem Regimentsbureau zurück, öffnete sein Schreiben und befahl den erhaltenen Wischer zu journalisieren.

Autorenspiegel

Johann Gottlieb Fichte

Johann Gottlieb Fichte wurde am 19. Mai 1762 in Rammenau, einer kleinen sächsischen Ortschaft geboren. Sein Vater war Bandweber und mit Kindern mehr als gesegnet. Durch Unterstützung eines Baron von Miltitz wurde es dem jungen Fichte, dessen außerordentliche Begabung sich schon frühzeitig äußerte, möglich, die Stadtschule zu Meißen und späterhin die Fürstenschule zu Schulpforta zu besuchen. Nach einer strengen, von ihm nur schwer ertragenen Schulzeit — einmal war er sogar daran, auf und davon zu gehen — bezog er die Universität Jena. Von dieser seiner Studienzeit ist nur bekannt, daß sie ein fortgesetzter, aufreibender Kampf mit Not und Elend gewesen ist. Fichte, dessen bisher bezogene kleine Unterstützung durch den Tod seines Wohltäters ausfiel, war genötigt, sich mit Abschreiben und Korrekturarbeit durchzufristen. Um seine Lage zu verbessern, wandte er sich nach Leipzig; aber auch hier drückte ihn die bitterste Armut, so daß es ihm unmöglich war, seine Studien „ordnungsmäßig zu absolvieren". Sein Bittgesuch an das sächsische Konsistorium um Gewährung eines halbjährlichen Stipendiums wurde nicht einmal einer Antwort wert gehalten. Durch Vermittlung eines Freundes gelang es ihm endlich, in Zürich eine Hauslehrerstelle zu erhalten. Zu Fuß trat er die Reise dorthin an, wo er zwei Jahre blieb und seine nachmalige Gattin Johanna Rahn, eine Nichte Klopstocks, kennen lernte. Der Wunsch, sich eine auskömmlichere Existenz zu verschaffen, um heiraten zu können, führte ihn nach Leipzig zurück. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Warschau kam Fichte durch Empfehlung Kants, bei dem er sich vorteilhaft durch seinen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" eingeführt hatte, als Erzieher in die Familie des Grafen Krakow, auf einen Edelsitz bei Danzig, wo er zwei zufriedene Jahre verlebte. Die vorhingenannte Schrift, die erstmalig 1792 in Königsberg in Druck erschien und anfänglich allgemein für ein Werk Kants gehalten wurde, machte Fichtes Name weit über Deutschland hinaus bekannt. Im Jahre 1793 kehrte er nach der Schweiz zurück und heiratete. Im Mai 1794 übernahm er die ihm übertragene Professur für Philosophie in Jena, wo er auf die Studierenden schon in kurzer Zeit einen bedeutenden Einfluß gewann. Doch konnte er sich infolge ständiger Angriffe von Seiten der Geistlichkeit nur einige Jahre halten. Als die von ihm geleitete Zeitschrift „Philosophisches Journal" in Kursachsen verboten wurde und ihm vom Herzog von Weimar, bei dem er wegen Religionslästerung verklagt war, ein Verweis erteilt wurde, nahm er seine Entlassung. Im Juni 1799 wandte sich Fichte nach Berlin, wo man ihn auf eine Königliche Entscheidung hin „duldete". So wurde Fichte Preuße, und bald kam die Zeit, wo er seiner neuen Heimat dienlich sein konnte. 1805 wurde er als Professor nach Erlangen berufen. Nach dem Zusammenbruch bei Jena begab sich Fichte, um nicht unter französische Herrschaft zu kommen, nach Königsberg und von da über Kopenhagen wieder zurück in das noch von feindlichen Truppen besetzte Berlin. Hier hielt er im Winter 1807 auf 1808 im Akademiegebäude seine berühmten „Reden an die deutsche Nation". Später, zu Beginn der Befreiungskriege, hielt er „Reden über den Begriff des wahren Krieges". Er erlebte noch die ersten großen Siege des Befreiungskampfes. Am 27. Januar 1814 starb er am Nervenfieber, angesteckt von seiner Frau, die sich die Krankheit bei der Pflege von Verwundeten zugezogen hatte. Adolf Stahr, der treffliche Fichtebiograph, schreibt: Sein Tod war ein Glück für ihn. Dem patriotischen Helden unter Deutschlands Denkern ward es erspart, den Jammer der folgenden Zeiten zu erleben, seinen Argwohn, daß das deutsche Volk um die Früchte seines Heldenkampfes gebracht werden möchte, voll erfüllt zu sehen. Sein früher Tod war, wie der Theodor Körners, ein Lohn für den Heldenmut beider, eine Befreiung von einer für beide unertragbaren Zukunft. Fichte wird, solange es Deutsche gibt, immer lebendig bleiben. Nicht Fichte der Philosoph, der tiefe Denker — ihn haben größere und tiefere Denker seitdem überflügelt —, nicht der treffliche Universitätslehrer, der gediegene Gelehrte, der in Wissenschaft und Unterricht Bedeutendes geleistet hat — ihn haben andere, Mächtigere übertroffen. Aber unübertroffen ist Fichtes Größe als deutscher Patriot und unerreicht die Größe und Erhabenheit seines Charakters.

Der Sammelkasten

Blücher über die Leipziger Schlacht

Wer den „Marschall Vorwärts" kennen lernen will, muß vor allem seine Briefe lesen, die am ehesten geeignet sind, seine merkwürdige Persönlichkeit menschlich nahe zu bringen. Freilich kostet es Mühe, sich durchzulesen, denn Blücher stand nicht allein mit dem Franzosenkaiser, sondern auch mit der Rechtschreibung auf dem Kriegsfuße; doch entschädigt die Frische und Urwüchsigkeit seiner Schreibweise reichlich für die aufgewendete Mühe. Über die Leipziger Schlacht läßt er sich in einem Briefe an Bonin also aus:

„Die 2 großen und Schönen tage sind verlebt, den 18. und 19. Fihl der große Colosh wie die Eiche vom Stuhrm, er der große Tiran hat sich gerettet, aber seine knappen sind in unsern henden. Ponlatoffsky wurde Blessiert und ist ertrunken man glaubt Augeran des gleichen Rennie und Lauriston sind gefangen, der erste ist Blessiert, den 19. wurde zu ende des kampfs Leipzig mit Stuhrm und großer uf Opffrung genomen, man wollte Leipzig in brand schissen ich wider setzste mich die Russischen Batterien und sie durften nuhr mit kugell Schissen.

An meiner seitte drank die Russische Infanterie zu erst in die stadt, an der andern seitte die brawen Pomern, es wahr ein kampff ohne gleichen, 100 Canonen sind in Leipzig genomen, unsre monarchen daß heist der ostreichsche, der Russische kaiser und unser könig haben mich uff öffentligen margte gedankt Alexander drückte mich ans hErtz ....

Schon am 16. lifferte ich alleln bey den Dorffe Moeckern eine Schlacht, und Schmiß die Franzosen in Leipzig einige 40 Canonen verschidene Fahnen ein ahdler, und gegen 4000 gefangne Fillen in meine hende, dieser tag wahr die einleitung zu den Volgenden."

Wer sich für diesen köstlichen Briefstil näher interessiert, lese das Büchlein „Blücher in seinen Briefen", C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, Preis 1 Mk.

Das Völkerschlachtdenkmal

anläßlich dessen Einweihung am 18. Oktober dieses Jahres Ellbotenläufe aus allen Teilen Deutschlands stattfinden werden, steht auf der Höhe von Stötteritz und Probstheida, ungefähr in der Gegend, von wo aus Napoleon den Rückzug seiner Heere anordnete.

Der erste, der den Vorschlag machte, ein Nationaldenkmal zu schaffen, war Ernst Moritz Arndt. Aber erst fünfzig Jahre später, am 18. Oktober 1863, konnte im Beisein einer großen Volksmenge der Grundstein gelegt werden. Doch die aufeinanderfolgenden kriegerischen Ereignisse der nächsten Jahre (1864, 1866, 1870/71) waren dem Vorhaben so hinderlich, daß man heute nicht einmal mehr den Ort kennt, wo damals der Grundstein gelegt wurde! Auch der zweite Versuch einer Denkmalserrichtung gelang nicht. Erst 1894 wurde durch Gründung eines Bundes die Möglichkeit geschaffen, der Verwirklichung des langgehegten Planes näher zu treten. Die Bausumme, die sechs Millionen Mark betrug, wurde teils durch Stiftungen und Spenden, teils durch Veranstaltung von Lotterien aufgebracht. Am 13. Mai 1912 war der gewaltige Bau vollendet. Die Abmessungen des Denkmals sind imposant, sechzig Meter in der Breite, beinahe hundert in der Höhe. Im Denkmal selber ist ein Museum untergebracht, das die Modelle des Denkmals, die Abschriften der Urkunden und Andenken an die Völkerschlacht enthält.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen

Die dieser Nummer vorangestellten Äußerungen Goethes stammen aus der Feder J. D. Falks, der zu jener Zeit in französischen Diensten als Legationsrat in Weimar wirkte und auch als Schriftsteller eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Johannes Daniel Falk wurde geboren am 28. Oktober 1768 in Danzig, er starb am 14. Februar 1826. Von besonderem Interesse ist sein nachgelassenes Werk „Goethe aus näherm persönlichem Umgang dargestellt", das 1832 erstmalig zu Weimar im Druck erschien.

Die in der Schalksecke gebrachten Anekdoten vom tollen Platen sind den Erinnerungen des Barons L. von Falkenstein entnommen: „Ein Lorbeerhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskrieges". Dieses lesenswerte Buch hat der Verlag von Carl Curtius, Berlin, in einer Neuausgabe herausgebracht unter dem Titel: „1813—1815 Deutscher Heldenhumor."

Patriotica

Zahlreicher und üppiger als Pilze nach einem Sommerregen sind in diesem erinnerungsfrohen Jahr die „patriotischen" Bücher aufgeschossen, eine kaum übersehbare Reihe. Entspräche die Qualität der Quantität, so wäre das erfreulich; leider Gottes herrscht gerade das umgekehrte Verhältnis: viel und schlecht. In erster Linie gilt das von der Jugendliteratur, die die Ereignisse der Befreiungskriege in allen nur denkbaren Arten ausmünzt („ausmünzt"!) Es sei da zuerst der in Serien erscheinenden Zehnpfennighefte gedacht, die infolge ihrer bunten Umschlagbilder und der bombastisch zurechtgestutzten Titel bei der Jugend viel Anklang finden und ebenso eifrig verschlungen werden, als die seinerzeit so beliebten Nic Carter-Schunken. Um der Sache einen einigermaßen „literarischen" Anstrich zu geben, werden in die Sammlung auch Schlachtenschilderungen anerkannter Schriftsteller aufgenommen, z. B. Carl Bleibtreus. Doch sind im allgemeinen die Erzählungen so breit und blutig, so öde und begeisterungstriefend und haben mit „Vaterländischem" so herzlich wenig zu tun, daß man nicht fehl geht in der Annahme, das Ganze sei lediglich eine geschickt inszenierte Spekulation auf die Abenteuerlust der Halbwüchsigen. Daher ist nur zu wünschen, daß der Kampf gegen diese patriotische Schundliteratur mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln geführt werden möge. — Doch sind auch harmlosere Sachen da, gut und verständlich geschrieben, die infolge der stark gestalteten mitreißenden Handlung junge Herzen in Entzücken versetzen können, ältere in — Nachdenklichkeit. Genannt seien: Ums Vaterland, eine Geschichte aus der Zeit der Befreiungskriege, nach alten Familienpapieren erzählt von S. Gräfin Wolf-Baudissin, K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, Preis 3.— Mk.; Die Flammenzeichen rauchen, Deutsche Männer im Freiheitskampfe gegen Napoleon, aus ihren Selbstbekenntnissen zusammengestellt von Albert Sergel, Verlag von George Westermann in Braunschweig, Band 19 der Lebensbücher der Jugend, Preis 2.50 Mk.; Max Geißler: Der Junge, der eine Schlacht gewann, Jung-Deutschland-Bücherei, Verlag Otto Spamer, Leipzig, Preis 3.50 Mk. (in der gleichen Sammlung ist auch Willibald Alexis' bekannter Roman Isegrimm erschienen, leider gekürzt); Albert Kleinschmidt: Im Bann des Schreckenkaisers, Volks- und Jugendschriften-Verlag Leipzig, Preis 4 Mk. Alle diese Bücher haben gut ausgeführte Illustrationen. Trotzdem — überragende Erscheinungen sind es nicht. — Auch wo sonst der Versuch gemacht wurde, den Geist und die Fülle jener bewegten Epoche literarisch festzuhalten, ist mit einer einzigen Ausnahme nichts von Belang herausgekommen. Diese Ausnahme ist der zweibändige Roman des Lübeckers Julius Havemann, eines Autors, der trotz seiner siebenundvierzig Jahre erst jetzt anfängt, bekannt zu werden. Das Werk führt den Titel Der Ruf des Lebens und ist im Verlag von Gideon Karl Sarasin in Leipzig erschienen, demselben Verlag, der Burtes Wiltfeber herausgebracht hat. (Vergl. Lese 1912, Nr. 16.) Im wenigen

Raum dieser Besprechung ist es mir leider nicht möglich, näher auf diese großangelegte Romandichtung einzugehen, ich behalte mir deshalb eine spätere Würdigung vor. An diesem Buch gemessen, scheint das, was mir sonst an dichterisch Gestaltetem unter die Augen kam, nur mittelmäßiges Gut. Die Kritik hat zwar für manches recht hohe Töne gefunden; doch in unserer Zeit, wo Superlative billiger als Brombeeren sind, will das nicht viel besagen. Bücher wie Waldemar Uhdes Anno Dreizehn (Carl E. Klotz Verlag, Magdeburg, Preis 1.50 Mk.), Fritz Ernsts Roman Das Volk steht auf — ! und sein gleichnamiges vaterländisches Schauspiel (beide im Ostdeutschen Verlag, Breslau), mögen sie noch so lieb und gut und geschickt gemacht sein, sie sind der Zeit auf den Leib geschrieben, sie werden deshalb mit der Zeit versinken, es gibt keine Hand, die sie davor retten könnte. Von bleibendem Werte dagegen sind manche der ebenfalls zahlreich erschienenen Sammelwerke, die auf Grund zeitgenössischer Aufzeichnungen in Schrift und Bild einen lebendigen anschaulichen Eindruck der Befreiungskriege vermitteln. Es sei hier in erster Linie auf das Prachtwerk hingewiesen, das der Einhorn-Verlag in München-Leipzig herausgegeben hat: Die Freiheitskriege in Bildern, eine zeitgenössische Bilderschau der Kriegsjahre 1806/1815, herausgegeben von Dr. Albert Mundt, Preis 8.— Mk. Mit großem Geschick und mit gutem Geschmack ist das erreichbare Bildmaterial zusammengestellt und durch treffliche Textbeiträge erklärt. Bibliophilen seien auf diese verhältnismäßig wohlfeile Ausgabe ganz besonders hingewiesen. Bescheidener im Aussehen, inhaltlich ganz auf das Textliche gestellt, aber ebenfalls sorgfältig ausgestattet, präsentiert sich das in der Edition Menlenhoff erschienene Bändchen Freiheit, das zahlreiche Stimmen aus der Zeit deutscher Vergangenheit zu einem wirkungsvollen Ganzen vereinigt (Preis 1.50 Mk.). — Zum Schluß sei noch eines Kuriosums gedacht, einer Huldigung deutscher Dichter und Denker an Ernst Moritz Arndt, gesammelt und herausgegeben von Joseph Loevenich, dem Begründer des Arndt-Museum zu Godesberg am Rhein. Achtzig deutsche „Dichter und Denker" haben prompt auf eine Rundfrage reagiert und geben hier teils im Vers und teils in Prosa ihre Meinung über Arndt der erstaunt aufhorchenden Leserwelt zum besten. Lob, in solchen Massen gehäuft, wirkt anödend. Blüchers Sprüchlein stimmt ja:

„Der Soldat dient mit dem Sabel,
Der Dichter mit dem Schnabel!"

Aber, Liebwerteste, das soll doch nicht heißen, daß der Olymp erschnattert werden müßte. Oskar Wöhrle.

Memoiren und Geschichtswerke

In Reclams Universal-Bibliothek ist eine ganze Reihe von Werken erschienen die die Zeit der Befreiungskriege zum Gegenstand haben. Für den, der tiefer in den Geist jener bewegten Jahre eindringen will, dürfte die nachstehende Aufstellung von Wert sein.

E. M. Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben (Nr. 2893/95); Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinr. Karl Friedr. von Stein (Nr. 3472/73).

Heinrich Beitzke: Geschichte des Russischen Krieges im Jahre 1812 (Nr. 5437/40).

J. G. Fichte: Reden an die deutsche Nation (Nr. 392/93).

L. Häußer: Die Freiheitskriege 1813—15 (Nr. 5517/20); Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 (Nr. 5525).

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet (Nr. 3851/55).

Leopold von Ranke: Die Erhebung Preußens im Jahre 1813 und die Rekonstruktion des Staates (Nr. 4998/99).

O. E. Schmidt: Zeitgenössische Berichte über die Leipziger Schlacht vom 16.—19. Oktober 1813 (Nr. 5526).

Auch der Insel-Verlag zu Leipzig führt in seinem neuesten Katalog Geschichtswerke und Memoiren aus jener Zeit auf. Freilich sind sie infolge der gediegenen Ausstattung und der zahlreichen gutausgeführten Illustrationen teurer als die des vorgenannten Verlags. Es seien genannt:

Johann Gustav Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Mit Bildnissen und 7 Karten. Preis geh. 11 Mk.

Napoleons Briefe. In Auswahl herausgegeben mit 20 zeitgenössischen Bildern, in Pappband 4 Mk. (Siehe Besprechung in Nr. 52, 1912.)

Friedrich Rochlitz: Tage der Gefahr, ein Tagebuch der Leipziger Schlacht, Band 17 der Insel-Bücherei, Preis eine halbe Mark. (Vergleiche die Proben in dieser Nummer.)

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile geb. 10 Mk. Einzeln erschienen die Bände mit folgenden Titeln:

Friedrich v. Müller: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

Johannes Falks Kriegbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806 bis 1813.

Weimarische Berichte, Briefe und Dokumente aus den Freiheitskriegen. Mit 15 Abbildungen.

Im Xenien-Verlag zu Leipzig sind zum Preise von je einer halben Mark erschienen:

Paul Burg: Lützower in der Leipziger Völkerschlacht, ein Streifritt durch drei große deutsche Tage.

J. C. Groß: Die Franzosenzeit in Leipzig. Persönliche Erinnerungen an 1813.

Henrik Steffens: Breslau 1813.

Vom letztgenannten Autor hat Eugen Diederichs Verlag in Jena bereits vor Jahren einen umfangreichen Band veröffentlicht: „Lebenserinnerungen aus dem Kreise der Romantik", in Auswahl herausgegeben von Friedrich Gundelfinger, Preis geb. Mk. 7.50. Diese Erinnerungen sind sprachlich und vor allem inhaltlich sehr interessant. Es gibt kaum eine bedeutende Persönlichkeit jener Zeit, zu welcher der bekannte Breslauer Universitätsprofessor nicht in irgend welchen Beziehungen gestanden hat.

Nachrichten

Auf dem Schlachtfelde von Jena wird am 18. Oktober der Grundstein zu einem Denkmal für den Turnvater Jahn gelegt. Der Gedanke ging von der Turnerschaft der thüringischen Universitätsstadt aus.

Schillers „Wilhelm Tell" soll in dieser Spielzeit im Odeon-Theater zu Paris in französischer Sprache aufgeführt werden.

Gedenktafel

Am 11. Oktober 1825 wurde zu Zürich der Dichter Conrad Ferdinand Meyer geboren, einer der bedeutendsten Schweizer Dichter der neueren Zeit.

Am 14. Oktober 1813 Einleitung zur Schlacht bei Leipzig: Reitergefecht zwischen Franzosen und Verbündeten bei Liebertwolkwitz.

Am 15. Oktober 1844 wurde in Röcken bei Lützen Friedrich Nietzsche geboren. Er hat nicht nur als Philosoph die moderne Zeit und Literatur wie kaum einer beeinflußt, sondern nimmt auch als Lyriker eine hervorragende Stellung ein. Mit Recht schrieb er von sich:

„Ja! Ich weiß, woher ich stamme:
ungesättigt gleich der Flamme
glühe und verzehr ich mich!
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse,
Flamme bin ich sicherlich!"

Am 15. Oktober 1852 starb in Freyburg a. U. der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn.

Am 17. Oktober 1813 Beginn der Völkerschlacht bei Leipzig; Napoleon zieht seine Truppen in die Stadt.

Am 17. Oktober 1866 wurde in Freiburg i. Schl. der Dichter Gustav Renner geboren. Seine Dichtungen zeichnen sich durch vornehme, hohe Gedanken aus.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 42 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Zum Geleit

Ich verachte niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden — weil wir durch gleiche Umstände wohl alle gleich würden, und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unsers geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dies, eine Roheit, die man einem Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deshalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber niemand wehren, alles, was existiert, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit, ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmütig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal teile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr produziert und sie dutzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmütige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen.

Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines toten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern.

Aus einem Briefe Georg Büchners.

Georg Büchner

Zum 100. Geburtstage am 17. Oktober

Es ist die Zeit der großen Umwälzungen in Deutschland. Die ersten Eisenbahnen, die ersten Dampfschiffe beginnen ihre Fahrten, in den Städten kommen Telegraph und Gasbeleuchtung auf, und im ganzen Lande regt sich der finster unruhige Geist des Sozialismus und der Revolution.

Die zunehmende Nervosität bemächtigt sich auch der Dichter. Einige empfinden, daß die Kunst die antiken Haine und die romantischen Ruinen verlassen muß, daß sich überhaupt das Wesen des Künstlerischen zu verändern hat; und es erwacht die große Sehnsucht des Dichtenden, mit ihren Werken sich der Gegenwart zuzuwenden, mit ihren Werken ihr zu dienen, in ihren Werken ihre Unruhe, ihr Pathos und ihr Ringen um Fortschritt nachhallen zu lassen.

Nun freilich wollte es das Unglück, daß es zur Zeit, da Büchner heranwuchs, keinerlei Nachfrage nach Kunst gab; sondern diese ganze Zeit war eine politische, und der Schriftsteller in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts mußte schon Journalist, Satiriker, Tendenzdichter sein, um sich einigermaßen Geltung zu verschaffen. So tauchen die Erscheinungen Heine, Börne, Gutzkow, Herwegh auf; der wahre Dichter, der noch dazu mit den Traditionen der Romantik zu brechen sucht, zerschellt notwendig im Zusammenprall zweier Zeiten, und das Wenige, was es geschaffen, lebt mit dem Fluchzeichen der Problematik.

Solch ein Dichter ist Georg Büchner gewesen. Kein Genie, wie überhaupt dieser Vormärz nicht für Genies geschaffen scheint; aber von allem, die mit ihm leben, das interessanteste, differenzierteste Talent und gleichzeitig, wiewohl gerade es mit hindernden klassischen Elementen zu kämpfen hat, seltsamerweise das modernste. Während seine Kameraden gesunde, aufrechte und nicht gerade tief angelegte Naturen sind, entpuppt er sich als ein schwer Grübelnder, ruhelos nach Eigenart und

Größe Strebender, zeigt er die Hast, die Nervosität, die Sensibilität unserer Tage. Er ist pathologisch wie ein Ibsenscher Oswald, titanisch wie ein schnell verzweifelnder Conradischer Siegfried, materialistisch wie ein früher Hauptmannscher Held und zynisch wie ein Wedekindscher Genußmensch. So viele Anlagen nebeneinander müssen zersetzen; aber inmitten dieser nivellierenden sozialistischen Epoche bedeuten die paar Dramen, die er uns hinterlassen hat, den einzigen, großen, ja gigantischen Wurf.

Man hat Büchner den ersten Naturalisten genannt, indem man dabei an die impressionistischen Tendenzen seines Novellenfragments „Lenz" gedacht hat. Aber vielleicht ist Büchner noch mehr: er ist der erste, der den Naturalismus überwunden hat, der sich daran macht, eine neue Art Menschen mit riesenhaften Gedanken und Kräften aufzustellen, sich ein neues eisernes Säkulum vorzuträumen und Wege zu wandeln, die später Frank Wedekind fortzusetzen imstande war. Denn in der Tat schöpfte Wedekind für sein Drama „Frühlingserwachen" aus Büchners grausigem „Woyzek", ebenso wie Hebbel in seiner „Judith", wie Otto Ludwig, wie Conradi bei Büchner angeknüpft haben; Herbert Eulenbergs Komödie „Der natürliche Vater" ist ohne Büchners graziles Lustspiel „Leonce und Lena" undenkbar, und aus dem reizvollen Gemisch von Sentimentalität, Ironie und Phantastik ergeben sich Szenen, die auch heute noch leben.

Der eigentliche Ton Büchners jedoch klingt in dem Giganten-Drama „Dantons Tod" an; hier wird klar, daß sein literarischer Vater Grabbe ist, aber das Werk Grabbes liegt hoffnungslos in Schutt und Trümmern, während das Büchners langsam wieder zu erstehen beginnt. Das wenigstens lehren gelungene Aufführungen seiner Dramen in Düsseldorf, Wien und München aus jüngster Zeit.

Sein Leben ist kurz und ruhmlos. Er entstammt einer strengen, engbürgerlichen Familie aus der Nähe von Darmstadt; mühsam entringt er sich den väterlichen Fesseln, und im jähen Wechsel von Gemütsstimmungen bewegt er sich frühreif und schwächlich vagen und unmöglichen Zielen entgegen. Im Jahre 1831 geht er nach Straßburg, um Zoologie zu studieren, und hier gerät er sofort in einen wilden Strudel gefährlicher revolutionärer Umtriebe. Aber während seine Altersgenossen sich dem Burschenschaftswesen ergeben, wendet er sich mit blasiertem skeptischem Lächeln ab; er verlacht die studentischen wie alle bürgerlichen Bestrebungen als Unsinn und verlangt laut die Organisierung des Proletariats.

In Gießen versucht er es 1833 mit der Medizin, die ihn, den Zartbesaiteten, abstößt; er vegetiert, grübelt, gibt sich einem grenzenlosen Pessimismus hin, und die natürliche Folge ist, daß ihn eine schwere Gehirnentzündung überfällt. Diese Krankheit aber ist für Büchner von höchster Bedeutung: denn genesend erhebt er sich als ein Verwandelter, eine gewaltige Stoßkraft beseelt ihn, und aus dem kleinen blasierten Studenten wird scheinbar ein wilder Revolutionär und Agitator, der Unzufriedene um sich schart, für eine Verschwörung wirkt und ein selbstverfaßtes Pamphlet („Der hessische Landbote") den Bauern nachts vor die Türen legt.

Die revolutionäre Herrlichkeit freilich währt jämmerlich kurze Zeit. Büchner muß fliehen, er eilt nach Darmstadt, um sich im Hause seiner ahnungslosen Eltern zu verbergen, und hier zwischen Angst und Sorge, unter der Fuchtel eines tyrannischen Vaters, der von dem Studenten das Examen verlangt, in steter Furcht vor Verhaftung abmagernd und fiebernd — beginnt er heimlich seine Tragödie „Dantons Tod" auf das Papier zu werfen — diese Tragödie, in dem Danton-Büchner sporenklirrend durch die Akte stampft, vor dem Revolutionstribunal erscheint und mit Würde und Pathos sich zu verteidigen sucht, zugleich eine neue Aera allen Ländern und Völkern verkündend. Das alles freilich blieb nur Papier; in Wirklichkeit ist Büchner, dieser arme, todkranke, todtraurige Gesell, alles andere als ein Danton gewesen; aber da seine Mitwelt leer, alltäglich und erbärmlich blieb, so sollte es in seinem Werk wenigstens gewaltige Taten, gewaltige Menschen, gewaltige Gedanken und viel, viel Lärm geben; Menschen, die Sorge und Angst nicht kennen, unerhörte Ideale und Formen, die aller Konvenienz Hohn sprachen.

Und Büchners Helden? Sind es Schillersche Königsgestalten? Sind es romantische Schwärmer? — Nichts von alledem! Es sind die Helden der Gasse, die niemals ein Buch gelesen haben, die über frechen Witzen alles hohle Pathos vergessen, die in ihren Fäusten riesenhafte Kräfte verspüren und vom Geist gerade so viel besitzen, wie zum Leben allerhöchstens nötig ist.

„Dantons Tod" ist das einzige Werk Büchners, das zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden ist. Zum weiteren Schaffen bleibt ihm keine Zeit mehr, und die Stunde kommt, wo seine Verhaftung in Darmstadt bevorsteht. Also flieht er und geht nach Zürich, um an der Universität naturwissenschaftliche Vorlesungen zu halten; aber für ihn ist es bereits Abend geworden. 1837 stirbt er am Typhus — 24jährig, ohne mit dem Leben eigentlich so recht angefangen zu haben; doch der Dichter Herwegh, der Büchners frühen Tod mit Ueberschwang besungen hat, spricht davon, daß der deutschen Jugend ein Führer und der Welt ein Frühling verloren gegangen sei. Aber auch das ist zuviel gesagt, denn Jugend und Frühling lebten höchstens in seinen Werken: im „Danton" die Jugend und in dem Lustspiel „Leonce" der Frühling.

Gustav Werner Peters.

Aus Georg Büchners Novellenfragment Lenz

Zur Einführung

In einem Brief aus Straßburg vom Oktober 1835 schreibt Büchner: „Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten namens Lenz verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der Deutschen Revue erscheinen zu lassen." Diese prächtig angelegte Arbeit ist leider Fragment geblieben. Zum Verständnis unseres hieraus entnommenen Stückes sei daran erinnert, daß Reinhold Lenz (1751—92), jener Dichter der Sturm- und Drangperiode, sich gleich Goethe in die Sesenheimer Pfarrerstochter Friederike Brion verliebt hatte, worauf sich seine Nachfragen nach dem „Frauenzimmer" (damals übliche Bezeichnung für weibliche Personen) beziehen. Das Fragment behandelt den Abschnitt in Lenzens Leben, wo dieser während eines zweiten Aufenthalts im Elsaß 1797 in einem halbwahnsinnigen Zustand im Hause des bekannten Pfarrers Oberlin zu Waldersbach weilte.

*

Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer; Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so da saß, das schwarze Gesangbuch vor sich, neben eine Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngste Kind zwischen den Knien; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu tun. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Türe halb offen, da hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' mein Schatz und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. „Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?"

„Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts."

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: „Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten konnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht." — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie," fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah, oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott, Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig... Ganz Kind; Es war, als wär' ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng, sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft, als fühlt' ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl." —

Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch tat es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Glut in sich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte; und jetzt so tot! Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte alles in sich auf; aber tot! tot! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm tun, dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden.

Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin, er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack; sie erschrak, man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um sich, wie ein Büßender, und schlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Tale waren ihn schon gewohnt; man erzählte sich allerlei Seltsames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgiltig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch.

Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläsernen Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam; er warf sich über die Leiche nieder; der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, diese Züge, dieses stille Gesicht sollte verwesen, er warf sich nieder, er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm tue und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und

wühlte all' seinen Willen auf einen Punkt; so saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!" Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorher so bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel, — es war ihm alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand, er stand nun am Abgrunde, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann steigerte sich seine Angst, die Sünde und der heilige Geist standen vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben — heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Gespräch geriet Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Tränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. „Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude." Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde Teil haben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: Ach, ach! göttlicher Trost. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in allem helfen und raten, er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach sie ist tot! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig, o du Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — ich liebte sie, sie war's würdig, — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin versetzte: vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Tränen so viel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder hinunter in den Trog, und so einige Mal, endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: Ja Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die meisten beten aus Langeweile, die andern verlieben sich aus Langeweile, die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterhaft, und ich gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig:

> O Gott! In Deines Lichtes Welle,
> In Deines glüh'nden Mittags Helle
> Sind meine Augen wund gewacht.
> Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte,

ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ist sehr wichtig, wir wollen es untersuchen, — er huschte dann wieder ins Bett.

Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an seine Tür klopfte und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber niemand gesehen, wolle er es auch niemand sagen. Oberlin erschrak heftig, doch sagte er nichts, er tat, was Lenz begehrte; zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellesoße, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen, dann ritt er weg.

Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachiert. Er tat, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und so blieben sie beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er alles zu stoßen befürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht erraten und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz um und sprang wie ein Hirsch gegen Fouday zurück.

Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgebe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen mit seiner Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Mut, sein Gesicht veränderte sich vorteilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und tat es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?" — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen.

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Tales geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte nichts. Was er tat, tat er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinkt. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrak er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräche stotterte er oft, eine unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hat das Ende seines Satzes verloren? dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stotterte, und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all seine geistige Tätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst, er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehn; die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen, — alles traumartig, kalt; er amüsierte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Tier gerichtet; dann glitt er langsam den

Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie geriet in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten beide auf einander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich auf's Schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu fühlen versucht hatte. Dann geriet er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand, er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er tat es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es war, als sei er doppelt und der eine Teil suche den andern zu retten und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Gedicht auf Friederike Brion

Von Reinhold Lenz

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist dort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

6. Fortsetzung.

Bald aber wurden den Saporogern die Tatenlosigkeit und die andauernde Nüchternheit, der keine Unternehmungen das Gleichgewicht hielten, langweilig. Der Hetman ordnete sogar an, eine doppelte Ration Wein auszuteilen, wie es im Heer hin und wieder zu geschehen pflegte, wenn keine Schlachten oder sonstige schwierige Unternehmungen bevorstanden. Den jungen Kosaken und besonders Taraß Bulbas Söhne gefiel ein solches Leben ganz und gar nicht. Andrij war die Ungeduld schon von weitem anzusehen. „Du unvernünftiger Bursche," sagte Taraß zu ihm, „hab Geduld, Kosak! — und du wirst Hetman! Nicht der ist ein guter Krieger, der nur in schwierigen Lagen den Kopf oben behält, sondern der, der den Mut nicht sinken läßt, auch wenn es nichts zu tun gibt, der alle Dinge erträgt und endlich doch seinen Willen durchsetzt." Aber ein feuriger Jüngling versteht einen Greis nicht so leicht: ihre Natur ist zu verschieden, und sie sehen die gleiche Sache mit ganz andern Augen an.

Inzwischen aber war Taraß' Aufgebot unter Towkatschs Führung angekommen, und mit ihm zwei Hauptleute, ein Schreiber und andere Offiziere; die Gesamtzahl der Kosaken betrug jetzt mehr als viertausend. Darunter befanden sich auch viele Freiwillige, die ganz von selbst auf das bloße Gerücht von den Kämpfen und ungerufen zu ihnen gestoßen waren. Die Hauptleute brachten Taraß' Söhnen den Segen der alten Mutter und je ein Heiligenbild aus Zedernholz aus dem Meschigorski-Kloster von Kiew mit. Beide Brüder hingen sich die heiligen Bilder um den Hals und verfielen unwillkürlich in Träumereien, als sie so an die alte Mutter erinnert wurden. Was prophezeite, was verhieß dieser Segen? Den Sieg über den Feind, eine reiche Beute und frohe Rückkehr in die Heimat, ewige Preisgesänge der Lautenspieler — oder...? Aber die Zukunft kennt keiner — und wie Herbstnebel, der aus dem Sumpf emporsteigt, liegt sie vor dem Menschen: blind fliegen die Vögel, ängstlich mit den Flügeln schlagend, hin und her, sie erkennen einander nicht — das Täubchen nicht den Habicht und der Habicht nicht das Täubchen — und niemand weiß, ob nicht das Verderben schon auf ihn wartet, während er weiter fliegt...

Ostap beschäftigte sich wieder mit seinen Angelegenheiten und lebte sein gewöhnliches Lagerleben, aber Andrij empfand — er wußte selbst nicht warum — eine gewisse Unruhe im Herzen. Die Kosaken hatten ihr Abendessen bereits eingenommen, das Abendrot war längst verglüht, und die Luft war voll von der Pracht einer wundervollen Julinacht. Allein Andrij suchte sein Lager nicht auf, er legte sich nicht schlafen und versenkte sich unwillkürlich in das Bild, das sich vor ihm ausbreitete. Am Himmel leuchteten viele Sterne voll weißen und kühlen Glanzes auf. Das Feld war über eine weite Strecke hin mit Wagen bedeckt, die allerlei schöne Dinge und den Proviant bargen, den man dem Feinde geraubt hatte, und an denen mit Teer

gefüllte Eimer hingen. Neben und unter den Wagen, und nicht weit davon entfernt lagen die Saporoger weit ausgestreckt auf dem Grase. Sie waren in den verschiedensten, malerischen Stellungen eingeschlafen: der eine hatte sich ein Bündel, der andere die Mütze unter den Kopf geschoben, ein dritter benutzte einfach den Körper seines Kameraden als Kissen. Neben jedem Kosaken lag ein Säbel, eine Büchse, eine kurze Pfeife mit Kupferbeschlag und einem eisernen Stäbchen, sowie ein Feuerstein. Schwerfällige Ochsen lagen, die Beine unter den Körper gezogen, auf dem Felde, und ihre großen weißlichen Massen glichen von ferne grauen Felsblöcken, die auf den abschüssigen Feldern verstreut lagen. Von allen Seiten ertönte das Schnarchen der auf dem Grase ruhenden Krieger, dem vom Felde her die über ihre Fesselung unwilligen Hengste mit lautem Gewieher antworteten.

Diese Julinacht bot indessen auch majestätische und drohende Bilder dar: den Widerschein der brennenden Dörfer im Umkreis. Hier stieg die Flamme stolz und königlich zum Himmel auf, dort loderte sie plötzlich — von neuer Nahrung gespeist — wie ein entfesselter Wirbel pfeifend bis zu den Sternen empor, und ihre Funken erloschen erst fern am Horizont. Drohend wie ein Karthäuser Mönch stand das abgebrannte schwarze Kloster da und ließ bei jedem Aufleuchten des Feuers seine ganze düstere Größe sehen; etwas weiter brannte der Klostergarten, man glaubte die in Rauch gehüllten Bäume prasseln zu hören, und, so oft die Flammen hervorzüngelten, fiel ihr Schein plötzlich mit violettem, phosphoreszierendem Licht auf die reifen Pflaumenbüschel oder verwandelte hie und da die gelben Birnen in eitel Gold, bisweilen aber tauchte gleich einer schwarzen Masse der elenden Körper eines an einem Baumast oder an einer Mauer hängenden Juden oder Mönches auf, der zugleich mit dem Gebäude seinen Untergang gefunden hatte. In gemessener Entfernung umkreisten Vögel, die kleinen schwarzen Kreuzen auf einem feuerroten Felde glichen, den Brandherd.

Die umzingelnde Stadt schien im Schlaf versunken, ihre Türme, Dächer, Zäune und Mauern leuchteten stumm im Widerschein der fernen Brände... Andrij schritt durch die Reihen der Kosaken. Die Scheiterhaufen, an denen die Wächter saßen, drohten jeden Augenblick zu erlöschen, und die Wächter selbst waren eingeschlafen, nachdem sie ihren kräftigen Kosakenappetit reichlich befriedigt hatten. Er wunderte sich nicht wenig über ihre Sorglosigkeit und dachte darüber nach, wie gut es doch sei, daß kein starker Feind in der Nähe und daß nichts zu fürchten wäre. Endlich näherte auch er sich einem der Wagen, kletterte hinauf und legte sich auf den Rücken, nachdem er die gefalteten Hände unter den Kopf geschoben hatte. Aber er konnte nicht einschlafen und blickte lange zum Himmel empor, der sich in seiner ganzen Unendlichkeit offen vor ihm ausbreitete. Von Zeit zu Zeit schien Andrij alles zu vergessen, ein leichter Schlummer verhüllte wie ein Nebel den Himmel, der sich jedoch bald wieder aufklärte und ganz sichtbar wurde.

Mit einem Male war es ihm, als nähere sich ihm ein sonderbares menschliches Gesicht. Er glaubte natürlich, es sei ein Traum, der sich gleich wieder verflüchtigen werde, öffnete die Augen weit und sah, daß sich wirklich ein welkes und verhärmtes Gesicht über ihn gebeugt hatte und ihm in die Augen starrte. Lange, kohlschwarze, ungekämmte Haarsträhnen krochen wild aus dem dunklen, leicht übergeworfenen Kopftuch hervor. Das sonderbare Leuchten des Auges und die totenhafte Blässe des mageren Antlitzes mit den scharf hervortretenden Zügen verstärkten seine Meinung, ein Gespenst vor sich zu haben. Unwillkürlich griff er nach der Flinte und stieß fast krampfhaft hervor:

„Wer bist du? Bist du ein Teufel, so hebe dich weg, weit fort aus meinen Augen, bist du aber ein Mensch, so scherzest du zur Unzeit, ich nehme mein Gewehr und schieße dich nieder!"

Statt jeder Antwort legte die Erscheinung den Finger an den Mund und schien hierdurch um Schweigen zu flehen. Er ließ den Arm sinken und begann, sie aufmerksamer zu betrachten. An den langen Haaren, dem Hals, der braunen halbentblößten Brust erkannte er eine Frau. Sie schien eine Ausländerin zu sein: ihr Gesicht hatte eine gelblichbraune Farbe und war durch Krankheit völlig abgemagert, die breiten Knochen traten stark unter den eingefallenen Wangen hervor; der schmale Schlitz der Augenlider stieg bogenförmig nach oben empor. Je länger er sie betrachtete, um so bekannter schienen ihm ihre Züge. Endlich hielt er es nicht mehr aus und fragte:

„Sprich, wer bist du? Ich glaube, dich schon einmal gekannt oder gesehen zu haben?"

„Vor zwei Jahren in Kiew..."

„Vor zwei Jahren in Kiew," wiederholte Andrij und suchte sich an alles zu erinnern, was sein Gedächtnis ihm aus seiner Seminarzeit noch aufbehalten hatte. Noch einmal faßte er sie fest ins Auge und plötzlich schrie er laut auf: „Du — du bist die Tatarin! Die Zofe des Fräuleins, der Tochter des Wojewoden!"

„Pst!" machte die Tatarin, faltete flehend die Hände und sah sich zitternd um, ob nicht etwa jemand durch Andrijs lauten Schrei erwacht sei.

„Sprich doch, sprich doch, weshalb bist du hier," flüsterte ihr Andrij beinah atemlos zu, die innere Erregung ließ ihn jeden Augenblick inne halten. „Wo ist das Fräulein? Lebt sie noch?"

„Sie ist hier, in der Stadt!"

„In der Stadt?" hätte er beinah aufgeschrien; er fühlte wie sein ganzes Blut plötzlich zum Herzen strömte, „warum ist sie in der Stadt?"

„Weil der alte Herr dort ist, er ist seit anderthalb Jahren Wojewode in Dubno."

„Und ist sie verheiratet? So sprich doch, sprich! Wie merkwürdig du bist! Was macht sie jetzt?"

„Sie hat seit zwei Tagen nichts mehr gegessen!"

„Was?"

„Die Einwohner unserer Stadt haben schon lange kein Stück Brot mehr gesehen, sie nähren sich nur noch von Erde..."

Andrij erstarrte vor Entsetzen.

„Das Fräulein hat dich von der Stadtmauer aus bei den Saporogern gesehen und mir den Auftrag gegeben: „Geh und sag dem Ritter: wenn er sich meiner erinnert, soll er zu mir kommen, wenn nicht — so soll er ein Stück Brot für meine alte Mutter geben — ich kann nicht sehen, wie meine Mutter vor meinen Augen stirbt. Es ist besser, ich sterbe zuerst und dann sie. Bitte ihn, umschlinge seine Knie und küsse seine Füße; er hat auch eine alte Mutter, er soll mir um ihretwillen ein Stück Brot geben."

Die widerstreitendsten Gefühle erwachten in Andrij und bewegten die Brust des jungen Kosaken.

„Wie ist dir's nur gelungen, hierher zu kommen?"

„Ich habe einen unterirdischen Gang benutzt."

„Gibt es einen unterirdischen Gang hierher?"

„Ja."

„Wo ist er?"

„Wirst du uns auch nicht verraten, Ritter?"

„Ich schwöre dir's beim heiligen Kreuz."

„Man geht erst am Ufer entlang und überschreitet das Flüßchen an der Stelle, wo das viele Schilf wächst."

„Und er führt direkt in die Stadt hinein?"

„Gerade in das städtische Kloster."

„Komm, komm, laß uns sogleich gehn."

„Aber um Christi und der heiligen Jungfrau willen — erst ein Stück Brot!"

„Schon gut, du sollst es haben. Bleib hier am Wagen stehen, oder besser, leg dich hinein, so wird dich niemand sehen, alle schlafen, ich komme gleich zurück."

Und er eilte zu dem Wagen, in dem die Vorräte seiner Truppe aufbewahrt wurden. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Die ganze Vergangenheit, alles, was durch das ständige Lagerleben, durch das rauhe Soldatendasein betäubt war — erwachte auf einmal wieder und ließ ihn die Gegenwart völlig vergessen. Wieder tauchte die stolze Frau wie aus dunklen Meeresfluten vor ihm empor, wieder leuchteten ihre herrlichen Arme in seinem Innern auf, ihre Augen, ihre lachenden Lippen, die dichten, dunkelbraunen Haare, die in krausen Locken über ihren Busen fielen — die festen, schöngeformten Glieder ihrer jungfräulichen Gestalt. Nein, dieses Bild war nie aus seinem Herzen geschwunden, es hatte nur für einige Zeit andern mächtigen Gefühlen Platz machen müssen, aber häufig genug hatte es den tiefen Schlaf des jungen Kosaken beunruhigt, und oft lag der Erwachte schlaflos auf seinem Lager, ohne sich den Grund hierfür erklären zu können...

Er ging, sein Herz klopfte bei dem Gedanken, sie wieder zu sehen, immer stärker und stärker, und seine jungen Knie wankten unter ihm. Als er die Wagen endlich erreicht hatte, wußte er nicht mehr, weshalb er gekommen war; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und versuchte es, sich an das zu erinnern, was er eigentlich beabsichtigte. Endlich zuckte er zusammen, ein wilder Schrecken erfüllte ihn; plötzlich kam es ihm in den Sinn, daß sie vor Hunger stirbt. Schnell lief er zu dem Wagen heran und steckte sich mehrere große schwarze Brote unter Arm; aber da ergriff ihn ein Zweifel, ob diese Nahrung, die wohl für einen kräftigen, nicht sehr wählerischen Saporoger genügen mochte, für ein so zartes Wesen wie sie nicht zu grob und zu schwer sein würde. Er erinnerte sich, daß der Hetman die Kosaken, denen die Bereitung des Breis oblag, noch gestern ausgescholten hatte, weil sie das ganze Buchweizenmehl verbraucht hatten, obwohl es für drei Mahlzeiten ausgereicht hätte. Fest davon überzeugt, daß er noch genügend Brei finden würde, holte er den Feldkessel seines Vaters hervor und ging damit zum Koch seiner Abteilung, der zwischen zwei Kesseln schlief, die wohl zehn Eimer fassen mochten und unter denen noch die Asche glimmte. Als er in die Kessel hineinblickte, sah er zu seinem Erstaunen, daß beide leer waren. Die Kosaken mußten geradezu unmenschliche Kräfte entwickelt haben, um alles aufzuessen, zumal seine Abteilung weniger Krieger zählte als die andern. Er blickte auch in die Kessel der anderen Abteilungen hinein, es war alles leer. Unwillkürlich fiel ihm das Sprichwort ein: „Die Saporoger sind wie Kinder: ist wenig da, so begnügen sie sich mit wenig, ist viel da, so lassen sie nichts übrig." Uebrigens mußte sich im Wagen seines Vaters noch ein Sack mit Weißbrot befinden, den man bei der Plünderung der Klosterküche entdeckt hatte. Er ging geradewegs zum väterlichen Wagen, aber er fand den Sack nicht mehr vor. Ostap hatte ihn sich unter den Kopf gelegt und schnarchte, auf der Erde ausgestreckt, so laut, daß es durch das ganze Feld schallte. Andrij ergriff den Sack mit einer Hand und riß ihn unter Ostaps Kopf hervor, sodaß dieser auf den Boden sank. Ostap fuhr schlaftrunken auf und schrie mit geschlossenen Augen aus voller Kehle: „Greift, greift den verfluchten Polen, greift ihn, fangt doch sein Pferd, fangt doch sein Pferd!" „Halt den Mund, sonst schlag ich dich tot," rief Andrij voller Schrecken und wollte mit dem Sack dreinschlagen. Aber Ostap war ohnehin schon wieder verstummt und schnarchte so laut, daß sich das Gras, auf dem er schlief, unter seinen Atemzügen hin- und herbewegte. Andrij sah sich scheu nach allen Seiten um, um sich darüber zu vergewissern, ob nicht Ostaps Geschrei einen von den Kosaken aufgeweckt hätte. In dem benachbarten Lager hatte sich in der Tat ein zottiger Kopf aufgerichtet und sah sich um, sank jedoch gleich wieder zu Boden. Andrij wartete noch

zwei Minuten und zog dann mit seiner Last ab. Die Tatarin lag noch immer mit krampfhaft angehaltenem Atem auf dem Wagen.

„Steh auf, komm! Alle schlafen, fürchte dich nicht! Kannst du vielleicht eins von diesen Broten tragen, wenn ich keinen Platz für sie alle finden sollte?" Mit diesen Worten lud er sich die Säcke auf den Rücken, nahm, als sie an einem Wagen vorbeigingen, noch einen Sack mit Hirse mit, ergriff selbst die Brote, die er der Tatarin zum Tragen geben wollte, und schritt dann, von seiner Last ein wenig zusammengebeugt, mutig durch die Reihen der schlafenden Saporoger hindurch.

„Andrij!" rief der alte Bulba in dem Augenblick, als der Sohn an ihm vorbeikam. Sein Herz stockte, er blieb stehen und fragte zitternd: „Was willst du?"

„Du hast ein Weib bei dir! Wenn ich aufstehe, prügle ich dich durch, so groß du bist. Die Weiber führen einen nie zum Guten!"

Und mit diesen Worten stützte er den Kopf in die Hand und betrachtete aufmerksam die in ihr Tuch eingehüllte Tatarin.

Andrij stand mehr tot wie lebendig daneben. Er hatte nicht den Mut, seinem Vater ins Gesicht zu blicken. Doch als er endlich die Augen zu erheben wagte und ihn ansah, hatte der alte Bulba wieder den Kopf auf die Hand gestützt und schlief.

Andrij schlug ein Kreuz. Der Schrecken wich ebenso schnell aus seinem Herzen, wie er gekommen war. Als er sich nach der Tatarin umwandte, sah er sie in ihr schwarzes Tuch gehüllt, unbeweglich wie eine Granitsäule vor sich stehen, und der Widerschein der fernen Feuersbrunst spiegelte sich in ihren Augen, die starr waren wie die einer Toten. Er zupfte sie am Aermel, und beide gingen, sich unabläßig umschauend, zusammen vorwärts, bis sie endlich an einem Berghang vorbei in ein tiefes Tal oder an eine Böschung gelangten, auf deren Grunde sich ein Flüßchen träge dahinschlängelte; das Tal war mit Riedgras bewachsen und mit zahlreichen kleinen Erdhügeln übersät. Nachdem sie die Schlucht betreten hätten, konnten sie von dem Feld aus, auf dem die Saporoger lagerten, nicht mehr gesehen werden. Wenigstens sah Andrij, als er sich umwandte, die abschüssige Böschung sich hinter ihm gleich einer steilen Wand fast mannshoch erheben. Auf der Höhe schwankten einige große Feldblumen hin und her, und über ihnen stieg der Mond schräg gleich einer Sichel aus gemünztem Golde am Himmel empor. Ein leichter aus der Steppe herabwehender Wind ließ vermuten, daß es nicht mehr lange bis Tagesanbruch sei. Aber nirgends ertönte ein ferner Hahnenschrei: es gab schon seit langer Zeit weder in der Stadt noch in der ausgeplünderten Umgebung einen Hahn mehr.

Auf einem schmalen Brett überschritten sie den Fluß, dessen jenseitiges Ufer sich noch höher erhob als das andere und in Form eines steilen Abhanges emporstieg. Es schien dies der stärkste und von Natur auch der sicherste Punkt der städtischen Befestigungen zu sein; wenigstens war der Erdwall hier niedriger, und doch war von der Besatzung dahinter nichts zu sehen. Allerdings erhoben sich dafür in einiger Entfernung die starken Klostermauern. Das steile Ufer war überall mit Steppengras bewachsen, und der schmale Raum zwischen ihm und dem Flüßchen war mit mannshohem Schilfrohr bedeckt. Oben auf der Böschung sah man die Ueberreste eines geflochtenen Zauns, der wohl früher einen Gemüsegarten umfriedet hatte; davor wuchsen Disteln mit großen breiten Blättern, aus welchen Gänsefuß, stachelichte Kletten und Sonnenblumen hervorragten, die ihr Haupt stolz in die Luft streckten. Hier angelangt zog die Tatarin ihre Schuhe mit den hohen Absätzen aus und ging barfuß weiter, wobei sie sorgfältig ihr Kleid emporhob, denn der Weg wurde jetzt sumpfig und feucht. Sie bahnten sich mühsam einen Pfad durch das Röhricht, bis sie vor einem Haufen Reisig und Faschinen halt machten. Sie entfernten das Reisig und fanden eine Art Erdhöhle, deren Oeffnung wenig größer als die eines Backofens war. Die Tatarin bückte sich und ging voran, Andrij folgte ihr ebenfalls so gebückt wie möglich, um mit seinen Säcken hindurchzukommen, und bald befanden sich beide in vollkommener Finsternis.

Viertes Kapitel

Andrij vermochte sich in dem finstern schmalen Gang kaum zu bewegen, zumal er hinter der Tatarin her schleichen mußte, und noch dazu mit den vielen Brotsäcken vollauf bepackt war. „Gleich werden wir wieder sehen," sagte seine Führerin, „wir sind schon nahe an der Stelle, wo ich die Lampe hingestellt habe."

Und in der Tat, die dunklen Wände begannen sich allmählich zu erhellen. Sie erreichten einen kleinen Vorplatz, auf dem sich eine Kapelle zu befinden schien, wenigstens stand ein schmales Tischchen in der Form eines Altars an der Wand, über dem ein völlig verwaschenes und verblichenes Bild der heiligen Jungfrau angebracht war. Ein kleines silbernes Lämpchen, das vor ihm hing, beleuchtete es notdürftig. Die Tatarin bückte sich und hob eine kupferne Lampe vom Boden auf, die sie hier zurückgelassen hatte und an deren schlankem, schmalem Fuß ein Kettchen mit einer Zange, einer Nadel zum Ordnen des Dochtes und ein Löschhorn hing. Sie zündete die Lampe an dem Lämpchen vor dem Heiligenbild an. Die Heiligkeit verstärkte sich, und wie sie beide halb von dem Lichte bestrahlt und halb im tiefsten nachtschwarzen Schatten dahinschritten, erinnerten sie an eins der Gemälde von Gherardo dalle Notti. Das frische, von Gesundheit und Jugend strotzende Gesicht des schönen Kosaken bildete einen schneidenden Gegensatz

zu dem erschöpften und bleichen Antlitz seiner Gefährtin. Der Durchgang verbreiterte sich allmählich so, daß Andrij in die Höhe zu blicken vermochte. Neugierig betrachtete er die Erdwände, die ihn an die Höhlen in Kiew gemahnten. Ganz wie dort gab es auch hier Nischen in den Wänden, die Särge bargen. An einigen Stellen lagen menschliche Gebeine verstreut, die infolge der Feuchtigkeit morsch geworden und zu Staub verfallen waren. Offenbar hatten hier einst heilige Anachoreten gelebt, die sich vor den Stürmen der Welt, vor dem Elend und den Versuchungen hierher geflüchtet hatten. Die Feuchtigkeit war so stark, daß ihre Füße bisweilen durch Wasser waten mußten. Andrij mußte oft stehen bleiben, um seine Gefährtin ausruhen zu lassen, die immer wieder von der Müdigkeit überwältigt wurde. Das winzige Stückchen Brot, das sie gierig verschlungen hatte, verursachte ihrem der Nahrung fast entwöhnten Magen starke Schmerzen, und oft verharrte sie minutenlang regungslos auf ein und derselben Stelle.

Endlich erblickten sie eine kleine eiserne Tür. „Gott sei Dank, wir sind zur Stelle," sagte die Tatarin mit schwacher Stimme und erhob ihre Hand, um ans Tor zu pochen. Aber ihre Kraft versagte. Statt ihrer pochte Andrij kräftig an die Pforte: man hörte sie stark widerhallen, was auf einen großen, freien Raum hinter der Türe hindeutete. Das Echo wurde gedämpfter, als ob es auf hohe Wölbungen gestoßen sei. Nach zwei Minuten hörte man einen Schlüsselbund rasseln, und es schien, als ob jemand die Treppe herunterkäme. Endlich öffnete sich die Tür: auf der engen Treppe vor ihnen stand ein Mönch, den Schlüsselbund und eine brennende Kerze in den Händen. Beim Anblick eines jener katholischen Mönche, die die Kosaken so haßten und verachteten und mit denen sie fast noch unmenschlicher umzugehen pflegten, als mit den Juden, blieb Andrij unwillkürlich stehen, und auch der Mönch fuhr einen Schritt zurück, als er einen Saporoger Kosaken erblickte. Jedoch die Tatarin flüsterte ihm etwas zu, was Andrij nicht verstand, den andern jedoch zu beruhigen schien. Er leuchtete ihnen voran, schloß die Tür hinter ihnen, führte sie eine Treppe hinauf, und bald befanden sie sich in dem hohen, dunklen Gewölbe der Klosterkirche. Vor einem der Altäre, auf denen hohe Leuchter mit Kerzen standen, kniete ein Priester und betete leise. Rechts und links von ihm knieten zwei junge Chorknaben in violetten und mit weißen Spitzen besetzten Meßgewändern, die Rauchfässer in den Händen schwingend. Sie flehten den Herrn um ein Wunder an: sie baten ihn, er möge die Stadt erretten, die mutlos gewordenen Gemüter wieder stärken, ihnen Geduld schenken und dem Versucher wehren, der sie mit Unzufriedenheit, Kleinmut und schwachmütigen Klagen über die irdischen Leiden heimsuche. Einige Frauen, die wie Gespenster aussahen, lagen auf den Knien; sie stützten oder legten ihre erschöpften Häupter auf die Lehnen der Kirchenstühle und die dunklen Holzbänke vor ihnen; auch sah man einige Männer, welche traurig an den Säulen und viereckigen Wandpfeilern, die die Seitenschiffe des Gewölbes trugen, niedergekniet waren. Das buntbemalte Fenster oberhalb des Altars erglänzte im rötlichen Licht des Morgenrots und warf hellblaue, gelbe und andersfarbige Lichtstrahlen auf den Fußboden, die die ganze Kirche plötzlich mit Licht erfüllten. Der Altar in der entfernten Nische schien wie in Glanz getaucht, und gleich einer regenbogenfarbenen Wolke blieb der Weihrauch in der Luft hängen. Andrij blickte nicht ohne Bestürzung aus seiner dunklen Ecke auf das Wunder, das das Licht hier bewirkt hatte. Im selben Augenblicke durchbrauste das mächtige Rauschen der Orgel die ganze Kirche, es schwoll stärker und stärker an, wurde endlich zu einem gewaltigen Donner und löste sich plötzlich wieder in himmlische Musik auf und schwebte hoch bis zur Wölbung empor, mit seinen wunderbaren harmonischen Klängen an zarte Mädchenstimmen gemahnend. Dann wieder schwoll es zu einem vollen Rauschen und Donner an und verstummte. Lange noch hallten die mächtigen Klänge zitternd im Gewölbe nach, und mit halbgeöffnetem Munde ergab sich Andrij dem Zauber der gewaltigen Musik.

Fortsetzung folgt.

Der Naturforscher

Die Storch-Ehe

Von Ludwig Büchner

Des Storches strenges Ehe- und Familienleben im Zusammenhalt mit seinem Gesellschaftsleben ist ein in mehrfacher Hinsicht so musterhaftes und menschenähnliches, daß es einer besonderen Beachtung wert erscheint. Besonders merkwürdig sind die berühmten „Storch-Gerichte", von denen man annimmt, daß sie in der Regel ehebrecherischen Störchinnen gelten. Schon aus alter Zeit werden solche wahrscheinliche Akte öffentlicher Rechtsvollstreckung berichtet, und bereits Aelian läßt die Störche „ihre Ehebrecherinnen tödten". Glaubwürdige Schriftsteller aus verschiedener Zeit behaupten, die Störche hielten manchmal über Missetäter ihrer Art ein förmliches Blutgericht. Der französische Konsul in der Levante, Flachat, erzählt, er habe einst bei Konstantinopel zahlreiche Störche in einem Kreis versammelt gesehen, in deren Mitte ein Storch mit gesenktem Kopf stand. Einer nach dem andern aus dem Kreise ging zu ihm und versetzte ihm einen Stich mit dem Schnabel, bis er zerfleischt niederstürzte. Der wittenbergische Professor der Rechte

von Beust berichtet über einen ähnlichen Vorgang aus dem 16. Jahrhundert, wo über hundert Störche auf einer Wiese ein solches Gericht hielten, indem sie nach einer zweistündigen Beratung zugleich über den Schuldigen herfielen und ihn töteten. In der Gartenlaube (1860, Nr. 42) wird ein auf einem Ackerhofe in dem Dorf Weddendorf (Reg.-Bezirk Magdeburg, Kreis Gardelegen) angeblich gut beobachteter Fall einer Bestrafung einer ehebrecherischen Storchenfrau durch ihren Mann und die übrigen Störche erzählt, welche nach einer vorgängigen ernsten Beratung die Schuldige mit Schnabelhieben töteten und aus dem Neste warfen. Daß mitunter auch die Störchin das Präveuire spielt, beweist ein von Karl Vogt mitgeteilter Fall aus einem Dorfe bei Solothurn. Daselbst nistete seit langer Zeit ein Storchenpaar. Einst bemerkte man, daß jedesmal, wenn der Storch ausflog, ein jüngeres Storchenmännchen zum Neste kam und mit dem Weibchen schön tat. Anfangs zurückgewiesen, errang es endlich doch die Gunst des Weibchens so sehr, daß eines schönen Tages beide zusammen nach der Wiese flogen, wo der Gemahl sich aufhielt, und ihn mit Schnabelstichen töteten.

Der Generalarzt Dr. Orestein aus Athen erzählt folgende merkwürdige Geschichte: „Im nordöstlichen Winkel des malienischen Meerbusens liegt Stylida, der Hafenplatz Lamias. Als ich zum erstenmale in den freundlichen, mir als Garnison angewiesenen Ort einzog, frappierte mich die Menge von Storchnestern, welche mit ihren klappernden Bewohnern von den Dächer der Häuser und Kirchen, aus Cedern und Plantanen auf mich herniederblickten. Eines Tages sah ich nun, vor einem Cafe sitzend, Schwärme von fortwährend und sehr laut klappernden Störchen in allen Richtungen den Luftkreis durchfurchen. Von Zeit zu Zeit trafen sie insgesamt auf einem Punkt zusammen, von wo sie sich nach einer Pause von ungefähr fünf Minuten wieder voneinander trennten, um ihre früheren Flugbahnen aufs Neue zu durchschneiden. Begreiflicherweise erregte dieses auffällige Gebahren meine Neugierde. Ich teilte meine Verwunderung meinem Tischnachbarn mit und erfuhr dann zu meinem Erstaunen, daß es sich um nichts Geringeres, als um einen storchischen Ehebruchsfall handle. „Geben Sie nur acht," sagte man mir, „die Sache wird ohne Zweifel mit dem Tode des schuldigen Storchenweibchens enden, das da oben einsam und verlassen im Neste sitzt." Da ich die monogamische Ehe der Störche, Schwalben usw. kenne, dagegen den oft gehörten Erzählungen von der strengen Wahrung der Treue unter den ersteren niemals Glauben geschenkt hatte, so verfolgte ich jetzt das Schauspiel mit gespanntem Interesse. Mein Tischnachbar hatte ganz richtig geweissagt. Nach einer neuen, etwas länger dauernden und von einem ganz auffallend verstärkten Geklapper begleiteten Vereinigung der Störche vor dem obigen Neste fiel die zerpickte, zerzauste und blutende Störchin vor meinen Augen auf die Straße herab und verschied alsbald unter heftigen konvulsifischen Zuckungen. Das war der tragische Schlußakt des merkwürdigen ornithologischen Dramas; die Schwärme lösten sich nun wieder in einzelne Paare auf, und alsbald herrschte vollkommene Ruhe unter dem sonnigen blauen Himmelsgewölbe. Nach der Meinung aller Zuschauer war es klar, daß die der Exekution vorausgegangenen Vereinigungen der einzelnen Storchschwärme als ebensoviele Sitzungen eines Gerichtshofes anzusehen waren, in denen die Schuldfrage bezüglich der in Anklagezustand versetzten Störchin entschieden wurden. Während meines fünfjährigen Aufenthalts in Lamia habe ich dreimal Gelegenheit gehabt, Augenzeuge dieser Storch-Justizpflege zu sein, die jedesmal mit dem oben beschriebenen Akte der Lynchjustiz endete. Auch sind derlei Vorkommnisse den Lamioten allgemein bekannt.

Gewiß ist, daß der Storch ein ebenso treuer, wie auf seine Haus-Ehre Bedacht habender Gatte und gewissenhafter Familienvater ist, und daß ihm oft Gelegenheit oder Anlaß gegeben wird, sein Hausrecht und die -Ehre seiner Gattin gegen fremde Eindringlinge oder Nebenbuhler zu verteidigen. Man hat öfter die Gelegenheit, solch erbitterte Kämpfe zweier Storchenmännchen um Gattin oder Braut zu beobachten. Herr Pfarrer A. Schmidt in Döschnitz bei Schwarzburg (Schwarzburg-Rudolstadt) schreibt dem Verfasser am 3. Januar 1876: „Noch erinnere ich mich, was das Leben der Störche betrifft, gesehen zu haben, wie ein männlicher Storch gegen einen frechen Eindringling sein Eherecht verteidigte, mit demselben in einen heftigen, erbitterten Kampf geriet, bei welcher sie sich so ineinander verbissen, daß sie beide vom Dach herabstürzten und auf dem Erdboden, unbekümmert um die auf dem Hofe anwesenden Taglöhner, die das ungewöhnliche Schauspiel herbeigelockt hatte, den Kampf fortsetzten, der mit dem Tode des Räubers endete, aber auch den Sieger verwundet und so abgemattet zurückließ, daß er längere Zeit zur Erholung bedurfte, ehe er in sein Nest zurückkehren konnte, wo er von der Storchfrau mit fröhlichem Geklapper empfangen wurde."

Weniger glücklich für den rechtmäßigen Gemahl endete ein ähnlicher, von Brehm beschriebener Kampf: In Gebesee, einem nicht weit von Erfurt gelegenen Dorfe, steht auf den Gebäuden des Ritterguts seit Jahrhunderten ein Storchennest. In ihm brütete jahrelang ein Storchpaar, welches sehr oft von Eindringlingen beunruhigt wurde. In einem Frühjahr kam aber ein Männchen, welches an Ausdauer und Zudringlichkeit alle andern übertraf. Es kämpfte ununterbrochen mit dem Storch und setzte seine Fehde fort, als die Störchin bereits brütete. Der Hausvater war fortwährend genötigt, sich und seine Brut zu verteidigen. Einst sitzt er, von dem immerwährenden Kämpfen ermüdet, mit

unter dem Flügel verborgenem Kopfe auf dem Nest. Diesen Augenblick ersieht und benutzt der Fremde. Er fliegt hoch in die Luft und stürzt sich mit solcher Heftigkeit auf den armen Nestbesitzer herab, daß er ihn mit dem Schnabel durchbohrt, und daß derselbe tot zur Erde fällt. Und was tat die arme Witwe? Sie nahm den neuen Gemahl, der sich so sehr durch Bravour ausgezeichnet hatte, ohne weiteres an und brütete weiter, als ob nichts vorgefallen wäre.

Einen wohltuenden Gegensatz zu dem Benehmen dieser Ehrvergessenen, welche wahrscheinlich schon vorher im Einverständnis mit dem Angreifer gewesen sein mochte, bildet das Betragen einer andern Storchen-Gattin, welches ebenfalls von Herr Pfarrer Schmidt beobachtet und dem Verfasser in demselben Briefe gütigst mitgeteilt wurde. Dem Pfarrhause gegenüber stand ein Gebäude mit einem Storchnest. Der Storch, welcher sich unterfing, von dem Strohdach eines benachbarten Bauernhauses Material zur Ausbesserung des Nestes zu holen, wurde von dem Sohn des Hauses bei diesem Geschäft überrascht, durch eine Oeffnung des Daches hereingezogen und totgeschlagen. Die betrübte Storch-Witwe saß mit gesenktem Haupte mehrere Tage lang auf dem Neste, ohne sich zu regen oder Nahrung zu sich zu nehmen. Da ließ sich ein fremder Storch auf dem andern Ende des Daches nieder und blickte unverwandt nach der Störchin im Neste hin. Allmählich wagte er sich immer näher, bis er dicht vor dem Neste der Störchin mit heftigen Schnabelhieben abgewiesen wurde. Er ließ sich aber nicht abschrecken und kam immer wieder, trotz wiederholten üblen Empfangs. Endlich am dritten Tage nahm die Störchin seine treue und beharrliche Werbung an und ihn als Gemahl im Neste auf. Sie nisteten und brüteten in Eintracht, und es dauerte nicht lange, so reckten fünf Störchlein ihre Köpfe zum Nest heraus.

Die folgende Ehestandsgeschichte aus dem Leben der Störche würde der Verfasser nicht wagen mitzuteilen, wenn sie ihm nicht von dem Briefschreiber auf die Autorität des Herrn Pfarrer Studer, vormals Strafanstalts-Geistlicher in Zürich, hin aus Stuttgart unterm 21. März 1876 mitgeteilt worden wäre und wenn nicht W. Wundt („Vorlesungen über Menschen- und Tierseelen") ganz dieselbe Geschichte erfahren hätte, nur mit dem Unterschied, daß die Ehebrecherin in letzterem Fall von dem betrogenen Ehegatten im Verein mit mehreren Genossen zu Tode gepeinigt wurde. Herr Studer erzählt also dem Berichterstatter: „Auf unserem Dache nistete ein Storchenpaar, dessen Weibchen öfters, wenn der Gemahl auf Futter ausgeflogen war, die galanten Besuche eines andern Storchenmännchens empfing. Jedesmal nach dessen Entfernung flog die ungetreue Gattin in einen nahen Garten und badete sich in dem Wasser eines daselbst befindlichen kleinen Weihers. Eines Tages war derselbe jedoch derart mit Brettern überdeckt, daß dieses Reinigungsbad nicht ausgeführt werden konnte und die Ungetreue ohne dasselbe in das Nest zurückkehren mußte. Bald kam auch der rechtmäßige Gatte zurück und muß wohl Unrat gewittert haben; denn er säumte nicht lange und jagte die Sünderin mit scharfen Schnabelhieben aus dem geschändeten Ehebett. Ob sie dabei getötet wurde, ist mir unbekannt geblieben."

Daß mitunter auch die Störchin als Verführerin auftritt, lehrt ein Brehm mitgeteilter Fall. In Schloß Kämpen lebte ein Storchenpaar, dessen Weibchen bereits brütete, als sich eine unverehelichte Störchin einfand und das Männchen jenes Paares zur Untreue und zum Verlassen der Gattin verleitete. Da vernichtete diese die eigne Brut, indem sie die Eier in die Tiefe warf und das Nest voll Rasen trug. Traurig hielt sie sich dann noch allein bei demselben auf, bis Ende August ein anderes Paar, wahrscheinlich der treulose Gatte mit seiner Buhlin, dort erschien und das Nest wieder herrichtete.

Ein wie treuer Gatte unter Umständen der Storch sein kann, zeigt eine ebenfalls von Brehm mitgeteilte Beobachtung. In einem kleinen Teiche Süd-Nubiens, welchen der Nil während seiner Ueberschwemmung mit Wasser angefüllt hatte, bemerkte er zu ganz ungewöhnlicher Jahreszeit ein Storchenpaar. Beide Gatten waren auffallend zahm und wurden, da Brehm die Ursache ihres Hierseins erkunden wollte, leicht erlegt. Da zeigte es sich, daß das Männchen kerngesund, das Weibchen aber sehr abgemagert und flügellahm war. Es hatte die Reise mit den Uebrigen nicht fortsetzen können und hierbleiben müssen, wobei der treue Gatte es nicht verlassen wollte, sondern bei ihm blieb. Einen ganz ähnlichen Beweis großer Gattentreue erzählt W. Vrolik: Ein Storch, dessen Weibchen einer Verwundung wegen die Reise nach dem Süden nicht mitantreten konnte, suchte dasselbe drei Jahre hintereinander an demselben Platz wieder auf und blieb schließlich auch während des Winters bei ihm.

Aus Stralau wurde unter dem 22. April 1883 den Zeitungen berichtet: „Große Trauer war am Ende des Monats März in dem Orte Stralau, als der den Besuchern des freundlichen Dorfes bekannte Storch von seiner Winterreise ohne Weibchen zurückkehrte und nach mehrmaligem heftigen Klappern mit dem Schnabel, mit dem er seine Gefährtin zu rufen schien, still trauernd auf dem Neste blieb, dasselbe nur verlassend, um in nächster Nähe seinen Hunger zu stillen. Am vorigen Donnerstag Mittag zwischen 1 und 2 Uhr wurden die Stralauer Bewohner plötzlich durch heftiges Geklapper mehrerer Störche aufmerksam gemacht und bemerkten, daß auf dem Nest jetzt 2 Störche standen, die sich durch Geklapper begrüßten. Die Storchin, auf der Reise durch irgend einen Zufall aufgehalten, schien von den anderen Störchen im Triumph ihrem Gefährten zugeführt zu sein und wurde von letzterem mit großen Jubelgeklapper aufgenommen."

Die große Eifersucht der Störche zeigt sich auch darin, daß ein auf einem Gebäude nistendes Paar in der Regel das Nisten eines anderen Paares auf demselben Dache oder selbst auf einem Seitendach des Gebäudes nicht duldet oder dulden will. Herr Wilhelm Paul Graff in Rostock beobachtete in seinem Geburtsorte, dem Seebad Doberan in Mecklenburg, auf dem großen Dache eines jetzt zu einer Bierbrauerei eingerichteten ehemaligen Cistercienser-Klosters ein Storchenpaar, welches auf der wohl hundert Fuß hohen Spitze des nördlichen gothischen Giebels dieses Gebäudes seit Jahren seine Wohnstätte aufgeschlagen und jedes Jahr heftige Kämpfe mit Nebenbuhlern zu bestehen hatte, welche ihm diesen schönsten Platz streitig zu machen suchten. Im Frühling 1871 stellte sich bald nach dem Zuzug des alten Paares auf einem westlich gelegenen Seitenflügel des Gebäudes ein jüngeres Storchenpaar ein, offenbar um sich daselbst auf einem am Ende des Daches angebrachten Zinnekranz anzubauen. Sofort begannen heftige Angriffe von Seiten des alten männlichen Storchs, die sich wochenlang täglich wiederholten und in der Regel mit der Niederlage des Angreifers endeten. Auf je einem der beiden Giebel standen die Weibchen als untätige Zuschauer oder flogen in großen Kreisen um das Gebäude, die Raufereien der Gatten mit Klappern und Flügelschlagen begrüßend. Das Ende der mehrwöchentlichen Kämpfe, während welcher die Eier in dem alten Storchnest zerbrochen und hinausgeworfen wurden und die junge Störchin gar nicht zum Brüten kam, war, daß die Kräfte des Alten nachließen und seine Angriffe auf den Jungen (der sich übrigens meist nur defensiv verhielt) schließlich ganz aufhörten. Nun aber trat eine eigentümliche Wendung der Dinge ein. Die alte Störchin, welche bisher nichts zur Verteidigung ihres Doppelbesitzers getan hatte, warf einen förmlichen Haß auf ihren Gatten, welcher die Fremdlinge nicht fernzuhalten vermocht hatte. Mit wütender Geberde warf sie sich auf denselben, warf ihn vom Nest und duldete ihn nicht mehr auf demselben, ja nicht einmal auf dem Dach des Gebäudes in der Nähe des Nestes. Nichtsdestoweniger eilte der arme Vertriebene, sobald ein Nahrungsbedürfnis die wütende Gattin vom Neste trieb, hinauf, reinigte es sorgsam und suchte es in einen möglichst wohnlichen Zustand zu bringen, resp. darin zu erhalten, wurde aber von der zurückgekehrten Gattin sofort wieder vertrieben, wobei er sich niemals zur Wehre setzte. Während dessen hatten die siegreichen Störche auf dem andern Giebel ein Nest angelegt, ohne daß sie der über den Kämpfen verlorenen Zeit wegen noch Junge aufzubringen vermochten. Dabei nahmen sie innigen Anteil an dem traurigen Schicksal ihres vormaligen Gegners und klapperten zornig, wenn das alte Weibchen den auf dem Dachfirst oft furchtsam nahenden Gatten hartherzig zurückwies und verfolgte. Die Nacht verbrachte der Unglückliche meist auf dem Dachfirst in der Mitte zwischen den beiden Nestern. Im nächsten Jahre ging es wieder grade so, und das Familiendrama setzte sich sogar in gleicher Weise bis in das vierte Jahr fort. Die alte Störchin brütete gar nicht mehr, und selbst das junge Paar wurde erst nach Ablauf einiger Jahre mit Kindern gesegnet.

Man könnte die Geschichte, wie Herr Graff meint, „Geschiedene Ehe" oder „Gestörtes Familienglück" heißen.

Im übrigen genießt der Storch mit Recht den Ruf eines ausgezeichneten Familien-Sinnes und großer Liebe zu seinen Jungen, welche er mit ebensoviel Sorgfalt als Ueberlegung bewacht, pflegt und erzieht. Ein Berichterstatter in Westermanns Monatsheften (Mai 1874) sah ein Storchenpaar, welche seine Jungen mit bewunderungswürdiger Sorgfalt pflegte, Zeichen großen Kummers verraten, als zwei der Jungen bei einem Gewitterregen im Neste ertranken. Bei Häuserbränden will man öfters beobachtet haben, daß sich die Storchenmutter in die Flammen stürzt und, die Flügel über die Jungen ausbreitend, mitverbrennt.

Schalkserke

Drei Scherzgedichte von August Kopisch

Der große Krebs im Mohriner See

Die Stadt Mohrin hat immer acht,
Guckt in den See bei Tag und Nacht.
Kein gutes Christenkind erlebs,
Daß los sich reiß der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wendt sich oft und kommt er los,
So währts nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet keiner Widerstand.

Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Branch,
So muß dann alles mit ihm zurücke gehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen, vor dem Kopf,
Zurück zum Teller und zum Topf.
Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus,

Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim.
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Not beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Päppelkind.

Dann muß der edle Rat daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann;
Die erbgesessne Bürgerschaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.
Der Rektor in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz, eines nach dem andern wird Kind und dumm und klein.

Und alles kehrt im Erdenschoß
Zurück zu Adams Erdenkloß,
Am längsten hält, was Flügel hat,
Doch wird zuletzt auch dieses matt.
Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommts wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit!
Die Obrigkeit hat wacker acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär das ein schlechtes Glück:
Es lief vom Mund der Leute ins Tintenfaß zurück.

Hocuspocus

Ein Gaukler Hocuspocus hieß,
Zu Magdeburg sich sehen ließ,
Er zeigte manch ein gutes Stück,
Sein schwarzes Rößlein bracht ihm Glück.

Viel nahm er ein, doch klagt er sehr:
Es wäre zu wenig, er brauchte mehr!
Und rief: fort aus der armen Gruft!
Und warf ein Seil in die blaue Luft.

Dran lief sein schwarzes Roß hinauf,
Er packt es am Schwanz im vollen Lauf,
Den Mann sein Weib am linken Bein,
Das Weib die Magd am Röckelein.

So flogen die dreie hinterdrein:
Das gab ein Lärmen, das gab ein Schrein!
Mir aber erzählt Großmutter mein:
Sie sollen in der Luft verhungert sein!

Der Auseinandersetzungsgeist

Mit Gold gefüllt bei Wadekath liegt eine goldne Wiege;
Doch keiner weiß genau den Ort, wo diese Wiege liege.

Vor Zeiten wars ein Bauer,
Der ließ sichs werden sauer
Mit Suchen und mit Graben,
Konnt doch den Schatz nicht haben.
Da kam der Teufel, bot sich an
Zum Dienst als ein gelehrter Mann;

Und legt ihm vor ein groß Papier, das mußt er subsignieren
Dafür denn wollt er ihm sodann das Weitre demonstrieren,

Die Stätte ihm durch Stecken,
Die rings er steckt, entdecken:
Da sollt er munter graben
Und was er fände, haben.
Der Bauer schreibt — und ganz vergnügt
Sich in die Gegend hinverfügt.

Haha! da ist ein Stecken — doch — erst hundert Schritt ein zweiter
Zum dritten ist vierhundert gar, zum vierten noch viel weiter!

Und in derselben Weise
Gehts eine Meil im Kreise! —
Der Teufel spricht: da suchet!
Der Bauer aber fluchet,
Und spricht Blitzhagelwettersnot!
Eh ichs find, bin ich tot.

Mordelement und Schwefelpfuhl und Pech
und Feuerflammen!
Was auseinander du gesetzt, bring mirs
doch mehr zusammen!
Da sprach der Teufel aber:
So wächst bei mir kein Haber.
Wohl auseinander bring ichs
Doch nicht zusammen zwing ichs.
Die Auseinandersetzung, wißt,
Ein grundgelehrter Aktus ist. —

Mag sein, begann der Bauer, doch so kann ich
lange lungern,
Und graben, graben hin und her, und doch zu-
letzt verhungern.
Er gräbt und kann nichts finden,
Verfällt in sieben Sünden.
So muß er gar verderben
Und ruft zuletzt im Sterben:
Der Auseinandersetzerich
Führt nüchtern in die Hölle mich! —

Der Sammelkasten

Rohheit und Erziehung im 17. Jahrhundert

Jeder weiß, wie unglaublich roh und gefühllos die Menschen des 17. Jahrhunderts waren. Man erinnere sich nur der zeitgenössischen Schilderungen, die man aus dem dreißigjährigen Krieg gelesen hat, z. B. im Simplicius Simplicissimus oder im „Leidensgedächtnis" der Gräfin Leonore Christine Ulfeldt (im Inselverlag, 5 Mk.), die 22 Jahre unschuldig im blauen Turm des Kopenhagener Schlosses gefangen saß, in einer Kammer, deren Boden aus festgetretenem Menschenkot bestand, und in der sie mit den hungrigen Ratten um das Talglicht kämpfen mußte. Man erinnere sich nur der haarsträubenden Hexenprozesse mit ihren unmenschlichen Martern und dem Verbrennen der Hunderttausende von unglückseligen Opfern auf dem Scheiterhaufen, was damals sozusagen zu den öffentlichen Volksbelustigungen gehörte. Man erinnere sich des grausamen Sklavenhandels, den europäische Machthaber mit ihren Kriegsgefangenen betrieben, die unbarmherzig für ihr Leben lang als Ruderknechte auf Galeeren angeschmiedet wurden. Man erinnere sich, daß es Gefängnisse (und welcher Art!) überhaupt nur für adelige Personen wie jene Gräfin Ulfeldt gab, daß man im übrigen aber jedes kleinste Vergehen mit Hinrichtung oder Verstümmelung bestrafte. Und wenn man sich vorstellt, daß eine Dame der obersten Stände, Madame de Sévigné, eine Frau im Besitz der feinsten geistigen Kultur ihrer Zeit, das öffentliche Schauspiel der Hinrichtung ganz unschuldiger Leute in der Bretagne durch Rädern, Vierteilen und Hängen zum Zwecke der Statuierung eines Exempels „die reine Erholung" nannte, so steht uns Menschen von heute ob solcher Gefühllosigkeit der Verstand still.

In dem soeben im Verlag F. Bruckmann in München erschienenen, überaus fesselnd geschriebenen und mit einer Fülle prächtigster Bilder ausgestatteten Werk „Die Mode des siebzehnten Jahrhunderts" (Mk. 6.50) sucht der Verfasser Max von Boehn das schier Unverständliche durch die Schule der damaligen Zeit begreiflich zu machen. Man wird die Ursache dieser so tief eingewurzelten Rohheit, schreibt Boehn, in der Gesinnung jenes Zeitalters in der Erziehung suchen dürfen, die den Menschen zuteil wurde. Prügel schienen in dieser Zeit nicht mehr ein Mittel, sondern der Zweck des Unterrichts zu sein. Ludwig XIII. bekam auch als gekrönter König so viel Hiebe, daß er einmal mißmutig sagte: wenn man ihn nicht mehr schlagen wollte, so erließe er den Leuten dafür die tiefen Komplimente, die sie ihm machen müßten. Ludwig XIV. ging es nicht besser, und den großen Dauphin hat der berühmte Bossuet so roh erzogen, daß er ihn für immer einschüchterte. Der Herzog von Montausier, der Erzieher des armen Prinzen, zog ihn an den Haaren in der Stube herum, und nicht minder roh gingen die Kammerfrauen mit ihm um. Die spätere Marquise de Caylus erklärte sich bereit, zur katholischen Kirche überzutreten, wenn man ihr fest versprechen wolle, sie dann nicht mehr zu schlagen. Wenn es schon den Kindern der höheren Stände so ging, so waren die der weniger hochstehenden vollends wehrlos den Peinigungen brutaler Pädagogen ausgesetzt, die ihre Zöglinge oft genug zu Krüppeln schlugen. Mochte die Erziehung der Jesuiten immerhin einseitig das Gedächtnis und die äußere Form auf Kosten des selbständigen Urteils und der Gesinnung bilden, das Gute hatte

Auf dem Weg zur Richtstätte

sie wenigstens, daß sie durch Abschaffung der Prügelstrafen auf das Ehrgefühl wirkte. Von allen, welche sich bemühten, im 17. Jahrhundert den Unterricht auf einer vernünftigeren Basis zu betreiben als auf der leeren Gedächtnisdressur, der man bis dahin gehuldigt, schließt sich die Methode des Comenius am engsten an die neue Betrachtungsweise, in der in dieser Zeit die Wissenschaft die Welt auffassen lernte. Die Menschen müssen angeleitet werden, sagte Comenius, ihre Weisheit nicht aus Büchern zu schöpfen, sondern aus der Betrachtung von Himmel und Erde, sie müssen die Dinge selbst kennen und erforschen, nicht bloß fremde Beobachtungen dieser Dinge und Zeugnisse von denselben. Comenius verlangte, daß auch Mädchen ordentlichen Unterricht erhalten sollten, damit ihr Wissen nicht auf die zufälligen Kenntnisse beschränkt bliebe, die sie allenfalls im Hause erwerben konnten. Die Erziehung der Mädchen war primitiv genug. 1613 lernten sie z. B. in den Schulen zu Naumburg nur Lesen; Schreiben wurde ihnen nur auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern beigebracht, erklärte doch 1643 auch Moscherosch seinen Töchtern: „In einer Jungfrau Hand gehören das Gebetbuch und die Spindel." Dieser Auffassung schloß sich Fénélon durchaus an, der zur Erziehung junger Mädchen die Kenntnisse der Religion und der häuslichen Arbeiten für ausreichend hielt. Frau von Maintenon erzählte noch im hohen Alter, wie sie aufgewachsen; ihre Tante gab ihr ein Stück trocken Brot, eine Fibel, aus der sie einige Seiten auswendig lernen mußte, und dann schickte sie sie aufs Feld, die Puten zu hüten.

Eine Greuelszene in Neapel

Der Dichter August von Kotzebue berichtet in seinen Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel im Jahre 1804 folgenden schier unglaublichen Vorfall, dessen Augenzeuge er war.

Als ich eines Morgens in Neapel durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menschen gewahr, die sich vor der Bude eines Schusters um eine Frau versammelt hatten, die vermutlich auf der Erde lag, weil alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabsäume, das Volk zu belauschen, so drängte ich mich durch und sah eine sterbende Weibsperson. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umstehenden die Worte — die mir das Eingeweide erschütterten —: sie stirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur bestätigte diese Aussage nur allzusehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwischen dreißig und vierzig Jahren sein mochte. Sie lag auf dem Steinpflaster, dicht an der Schusterbude, neben ihr stand ein zerbrochener Strohstuhl, den man auch schwerlich für sie hingeschoben hatte. Daß sie mit dem Tode rang, war sichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder gelassen seines Weges, so bald er es gesehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, stand ich der Sterbenden jetzt am nächsten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte sogar in der Angst die Beata Vergine — es wolle sich doch jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offnen Schusterbude befand sich ein Meister mit zwei Gesellen. Ich bot diesen Leuten alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten. Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar, ja wahrlich! er lachte! vielleicht weil ich schlecht italienisch spreche. — Es ist mir tröstlich, zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomine noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermutlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: Sie ist tot! und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Viertelstunde lag die Leiche auf der Straße, von Tausenden begafft; bis endlich Sbirren kamen, die sie fortschleppten. — Und ich denunziere nunmehr diesen Greuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. Dezember 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, ist zu Neapel, in der Straße Giacomo, einer der volkreichsten der Stadt, ein Mensch Hungers gestorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich sah zwanzig bis dreißig seiner Hunde vorbeiführen — sie waren alle wohl genährt.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Der so früh verstorbene Dichter Georg Büchner hatte drei Geschwister, die sich ebenfalls einen bekannten Namen gemacht haben, seine Schwester Luise (1821—77) durch Dichtungen und ihre eifrige praktische und schriftstellerische Tätigkeit in der Frauenfrage, sein Bruder Ludwig (1824—99), der Verfasser der vielumstrittenen Schrift „Kraft und Stoff", durch dieses und zahlreiche andere naturwissenschaftliche Werke, und sein Bruder Alexander (geb. 1827) durch literarhistorische Arbeiten. Unter Ludwig Büchners Werken findet sich eines, betitelt „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt" (Verlag Theodor Thomas, Leipzig; 2. Auflage 1885), das als Vorläufer von Bölsches berühmtem „Liebesleben in der Natur" besonders interessant ist. Von der sorgfältigen Sammelarbeit, die Ludwig Büchner auf diesem Gebiet geleistet hat, legt der von uns zum Nachdruck ausgewählte Abschnitt „Die Storch-Ehe" Zeugnis ab.

Martin Mörikes Verlag in München hat ein entzückendes Buch herausgebracht: „Allerlei Geister", Gedichte und Erzählungen von August Kopisch; ausgewählt von Leo Greiner. Mit vielen reizvollen fröhlichen Bildern von Rolf von Hoerschelmann. Mit Recht bedauert es Greiner in seinem Nachwort, daß Kopisch (1799—1853) heute fast nur noch in Schulbüchern und Kinderfibeln lebe, im übrigen nahezu vergessen sei, was namentlich auch im Hinblick auf einige seiner köstlichen Novellen recht schade ist. Aber dieses schöne neue Buch mit dem Heitersten und Besten aus des Dichters Werk ist ganz dazu angetan, ihm im Herzen des deutschen Volkes eine Auferstehung zu bereiten. Wir empfehlen es vor allem als Geschenkwerk für die erwachsene Jugend beiderlei Geschlechts. Auch an den Bildern von Hoerschelmann, von denen wir zu den „Drei Scherzgedichten" in der Schalksecke Proben vorführen, wird jedermann seine herzliche Freude haben. Sie treffen überaus gelungen den lustigen, putzigen Ton von Kopischs phantastischer altmodischer Welt. Das 285 Seiten starke Buch kostet gebunden nur 3 Mk.

Gedenktafel

Am 19. Oktober 1813: Leipzig wird von den Verbündeten erstürmt; Rückzug Napoleons.

Am 19. Oktober 1745 starb in Dublin der englische Satiriker Jonathan Swift. Am bekanntesten wurde er durch seine Erzählung „Gullivers Reisen", die eigentlich eine politische Satire darstellt.

Am 22. Oktober 1852 wurde der Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn geboren, der sich hauptsächlich als Vorkämpfer des Deutschtums in Österreich hervorgetan hat. Die Lese brachte 1911 seinen Roman „Die Glocken der Heimat" zum Abdruck.

Am 22. Oktober 1854 starb in Lützelflüh der schweizerische Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf.

Am 24. Oktober 1796 wurde zu Ansbach der Dichter August Graf von Platen geboren. Er hat sich besonders bemüht, die dichterische Form zu pflegen, und hat hierin Hervorragendes geleistet.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 43 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Der Besitz einer Bibliothek

An keinem sachlichen Besitze dürfte so sehr die Unendlichkeit des Geistes zu erfahren sein als an dem Besitze eines guten Buches. Jeder Besitz gewährt schon an sich mehr Ruhe des Gebrauchs als das, was man nur leihweise an sich gebracht hat. Durch den Besitz erst erhält man Muse, um frei zu schalten. Aus dem Besitze erst entsteht allmählig der Hausstand. Zu jedem geordneten Hausstand sollten gute Bücher gehören. Ein gutes Buch will wieder und wieder gelesen sein. Nach jedem Zeitverlauf faßt man es anders auf; denn die Eindrücke, welche die Zeit gemacht, wirken nach und schärfen die Auffassung. Nicht die Zahl, wohl aber die Wahl der Bücher ist von unerschöpflichem Ertrage. Es gehört zur Reform unseres deutschen Familienlebens, den Besitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hauswesen zur Pflicht zu machen. Es ist vielleicht keine müßige Anmerkung, daß die Bibel schon dem Ausdrucke: Bibliothek entgegenkommt. In der Bibliothek, also einem ererbten und erweiterten Heiligtume, müßte der Familiengeist sich zum Weltgeist erweitern. Man müßte es einer deutschen Familie ebenso sehr verdenken, bloß aus einer Leihbibliothek sich die Nahrung des Geistes zu holen, wie man es ihr mit Recht verdenken würde, wenn sie täglich aus dem Gasthause äße, statt sich fröhlich zum Genusse des Selbstbereiteten um den Familientisch zu sammeln. Das Lesen aus den Leihbibliotheken hat etwas Nomadenhaftes. Der Nomade hat noch keinen geordneten Hausstand, weil er noch keinen Bodenbesitz hat. Wenn der Kultus der Literatur von früh auf auch in der Familie begangen würde, wenn man so den großen Beruf des Schriftstellers und die Bedeutung der Presse schon früh auch in der Familie zur Erfahrung brächte, so erlebten wir bald ein Geschlecht, welches geistige Kräfte entwickelte, deren Möglichkeit jetzt noch wie Fabel klingt.

Alexander Jung.

Die Memoiren des Vellejus Paterculus

Von Rudolf von Delius

Wer kennt nicht die Germania des Tacitus, und welchen Reiz hat es für uns Deutsche, auf diese Weise von den Sitten unserer Vorfahren Kunde zu erhalten! Aber Tacitus war doch wohl niemals selber in Deutschland, er bearbeitete nur fremde Berichte und außerdem oft mit der Tendenz, den verdorbenen Weltstädtern ein ungebrochenes, „reines" Naturvolk vorzuführen. Haben wir gar keine Schilderungen von Römern, die selber im Lande der Germanen waren, die uns unmittelbar erlebte Eindrücke vermitteln? In der Tat existiert ein solches Buch, es ist die römische Geschichte des Vellejus Paterculus, deren letzter Teil auf eigenen Erinnerungen des Verfassers beruht. Vellejus kannte Deutschland genau, er machte die Feldzüge des Tiberius als Reiteroberst mit, er befand sich bei jenem ersten Römerheere, das die Elbe erblickte, er hat höchst wahrscheinlich den Arminius persönlich gekannt. Man darf da doch wohl mit einiger Spannung fragen: nun und was erzählt er uns von den Germanen? Es sind nur wenige Notizen, aber mir scheinen sie gerade in ihrer ungekünstelten Sachlichkeit von höchstem Wert.

Die Eindrücke entsprechen etwa dem, was auch heute noch mancher Großstädter empfinden mag, wenn er zum erstenmal in eine richtige Bauerngegend kommt. So berichtet der römische Reiteroffizier: „Diese Leute sind — wenn man es nicht erlebt hat, sollte man es kaum glauben — bei höchster Rohheit doch außerordentlich schlau." In Bezug auf die raffinierte Art, mit der die Germanen den Varus in Sicherheit wiegten, fügt er dann hinzu: „und zum Lügen wie geboren". (Sie fingierten Prozesse und gingen scheinbar auf die römische Justiz ein.) Also: die Kerls sind lange nicht so dumm, wie sie aussehen, das ist eine Hauptbeobachtung. (Ganz ähnlich übrigens, wie unsere Kolonialoffiziere über die Neger urteilen.) Aber dann kommt er auf Arminius zu sprechen und der hat ihm Eindruck gemacht. Besonders sein Gesichtsausdruck, seine Augen. Seelenfeuer leuchtet aus ihnen, sagt Vellejus (ardorem animi vultu oculisque praeferens). Und außerdem war er von schnellem Sinn, beweglicheren Geistes, als es die Germanen sonst sind. (Damit wird also eine gewisse Schwerfälligkeit im Denken und Handeln als normal notiert.) Wir sehen: unter den stumpfen deutschen Gesichtern ist ihm dieser eine aufgefallen: wie man noch heute auf dem Land plötzlich über den hellen, leuchtenden Blick solch eines Burschen erstaunt ist. Sonst sagt er nur noch mit römisch knapper Anerkennung, daß Arminius vornehm und tapfer war.

Es folgt dann der älteste Bericht der „Hermannsschlacht". Vellejus ist dafür ein besonders wertvoller Zeuge, denn er befand sich damals in der Umgebung des Tiberius und an den ist doch sicherlich sofort eine Depesche gesandt worden. Leider sagt Vellejus in unserer Schrift, er wolle dies Ereignis in einem späteren Werke ausführlich beschreiben (was Dilettanten ja immer sagen; aus dem „späteren" Werke wird dann aber meist nichts). Lesen wir die Bemerkungen über den Untergang des Varus durch, so ist auffallend daß von dem Zuge des Varus und der Schlacht auf dem Marsche mit keinem Worte die Rede ist. Man hat vielmehr den Eindruck, daß es sich um den Ueberfall des Lagers handelt. Varus wird mit bitterem Spott behandelt: „da die Germanen nicht durch das Schwert zu bändigen waren, glaube er, sie durch die Justiz zähmen zu können." Er tut dem Varus wohl unrecht; dieser kluge Beamte hatte früher die Provinz Syrien gehabt, wo er sich besonders in Behandlung der eigensinnigen Juden sehr bewährt hatte. Nun war er durch Augustus nach Deutschland versetzt worden. Aber Deutschland war für die geistig kulturelle Methode des Varus noch nicht reif, da gehörten vorerst schneidige Soldaten hin wie Tiberius und nicht diplomatische Juristen. Augustus hatte also an der Niederlage im Grunde die Hauptschuld, er hatte eine grobe Fehlbesetzung begangen. So betrachtet war jener berühmte jammernde Ausruf über die verlorenen Legionen vielleicht ein gut Teil: versteckte Selbstanklage.

Ueber die „Hermannsschlacht" möchte ich hier auf Grund dieses ältesten Berichtes doch noch eine Hypothese äußern, die freilich kühn ist, aber bei dem außerordentlichen Mangel an zuverlässigen Notizen doch vielleicht Berechtigung hat. Die Geschichte von dem Varuszug durch den Wald bei Regen und Sturm, die Verlockung durch einen fingierten fernen Aufstand, zu dem Varus dann hineilt, all das beruht auf ganz späten Berichten. Sowohl hier wie bei der Schilderung des Tacitus von dem Wiederauffinden des Schlachtfeldes durch Germanikus ist von all dem keine Rede. Es war also wohl nicht das Wesentliche. Vielleicht ist irgendwo einmal ein kleiner derartiger Ueberfall vorgekommen. Die Hauptkatastrophe bestand in der Stürmung des römischen Lagers durch die Deutschen unter Arminius. Nun bedenke man: das Lager war der Stolz der römischen Armee, es galt schlechthin als uneinnehmbar; unendlich war die Schmach, wenn es einer Horde wilder Barbaren gelang, das Lager zu nehmen. Der straffe Wachdienst war eben verlottert, das Vorwiegen der juristischen Kulturarbeit hatte das Militärische ganz zurückgedrängt. Um so größer die Schande. Wäre es nun nicht möglich, daß die Römer absichtlich diese Lagererstürmung immer mehr verschwiegen und zurückdrängten und dagegen jenen Ueberfall im Walde als Hauptereignis hinstellten? Eben um die römische Waffenehre zu reinigen? Auf dem Marsche bei Regen und Sturm und Sumpfboden überfallen werden, das kann dem Tapfersten passieren. Aber daß Armin mit seiner Schar das intakte Lager nahm, das war ewige Schmach. Man bedenke, daß Dio Cassius, auf dem die jetzt übliche Auffassung der „Schlacht im Teutoburger Walde" beruht, im 3. Jahrhundert schrieb! Bis dahin konnte der Tatbestand gänzlich verschoben sein. So wäre denn die „Hermannsschlacht" in der Form, wie sie unserer Jugend gelehrt wird, eine römische Tendenz-Legende und die echte Varuskatastrophe — für die Deutschen viel ehrenvoller — würde auch heute noch verschwiegen: eben die Tatsache, daß ein großes wohlbefestigtes Römerlager von den Deutschen genommen wurde, was beispiellos war in der ruhmreichen römischen Geschichte.

Einmal erhebt sich Vellejus in der Darstellung der germanischen Kriege dann sogar zur Schilderung eines großartigen symbolischen Kulturbildes, freilich ganz unbewußt, indem er einfach ein Erlebnis mitteilt. Tiberius steht mit seinem Heere an der Elbe, auf der anderen Seite wimmelt es von Germanen. Noch nie war ein Römerheer so weit vorgedrungen und nun fährt auch noch eine Römerflotte den Fluß hinauf und vereinigt sich mit dem Landheer. Es war das ein imposanter Erfolg römischer Organisation und militärischen Könnens. Da begibt sich etwas Merkwürdiges, das Vellejus noch nach Jahren nicht vergessen hat. Obwohl er den Feldzug nur im großen beschreibt, glaubt er, das doch erzählen zu müssen. Ein alter Germane, durch Schmuck ausgezeichnet, kommt in einem Einbaum ganz allein über den Fluß herangerudert. Er bittet um die Erlaubnis, sich nähern zu dürfen. Das wird gewährt. Nun landet er und sieht lange schweigend den Tiberius an. In dem Kopfe dieses Alten ist etwas Seltsames vorgegangen: seit frühester Jugend galten ihm nach der Religion seines Volkes die Kriegsgötter als höchste Mächte des Daseins. Aber sie sind unsichtbar. Nun sieht er plötzlich mitten im Herzen Deutschlands ein großes Heer, eine fremdländische Flotte fährt auf dem Strome, Land und Wasser scheinen bezwungen und einer ragt über alle, seinem Winke gehorcht alles. Und in dem Germanenhirne blitzt es auf: das sind die Götter des Krieges und der eine ist der große Gott. Dies sagt er nun den Römern und bittet dann, des Tiberius Hand berühren zu dürfen. Es wird gestattet. Dann kehrt er in seinem Boote zurück, immer noch unverwandt den Feldherrn betrachtend.

Interessant ist, wie in diesen Germanen doch etwas lebte, dem die römische Meisterschaft im Soldatentum tief sympathisch war. Ja, der Alte warnt den Tiberius vor den jungen Leuten seines Volkes, die seien falsch und treulos, nur im Augenblick hätten sie vor den Waffen Angst. Er aber glaubte nun, die Götter der Macht leibhaftig gesehen zu haben. „Einen glücklicheren Tag wie diesen habe ich in meinem Leben nie gewünscht und nie erlebt."

Diese Szene hat etwas Tragisches: der alte Germane fühlt die Ueberlegenheit der Fremden und betet sie an — und zerstört dabei die Einheit seines Volkes. Der Imperator von Rom verschmilzt ihm mit den Heimatgöttern — da verrät er an den Fremden das eigene Fleisch und Blut.

Wirkt diese Szene nicht wie ein Symbol für so vieles in der deutschen Geschichte?

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

7. Fortsetzung.

Doch da fühlte er, wie ihn jemand an seinem Rockschoß zupfte. „Es ist Zeit," sagte die Tatarin. Von niemand bemerkt durchschritten sie die Kirche und gelangten zu einem Platz, der sich vor ihr befand. Längst schon leuchtete das Morgenrot am Himmel, und alles verkündete den Sonnenaufgang. Der viereckig geformte Platz war vollkommen leer, und nur die hölzernen Tischchen, die überall herumstanden, wiesen darauf hin, daß hier vielleicht noch vor einer Woche Lebensmittelmarkt abgehalten worden war. Die Straßen, die zu jener Zeit noch nicht gepflastert wurden, stellten einen großen, eingetrockneten Schmutzhaufen dar. Der Platz war von kleinen einstöckigen Häusern aus Stein oder Lehm umgeben, deren Wände bis an die Giebel von hölzernen Pfählen und mächtigen Balken durchzogen und ihrerseits wieder von Querbalken durchschnitten wurden. Dies war die Bauart, in der die Bewohner jener Gegend ihre Häuser bauten, wie man das jetzt noch vereinzelt in Polen und Litauen antrifft. Sie hatten alle verhältnismäßig hohe Dächer und eine Unmenge von Fenstern und Luken. Auf der einen Seite, in der Nähe der Kirche stand ein Gebäude, das alle andern bedeutend überragte und das sich vollständig von ihnen unterschied. Wahrscheinlich war es das Rathaus oder irgend ein anderes städtisches Gebäude. Es hatte zwei Stockwerke und darüber einen Aussichtsturm mit zwei Bogengängen, auf dem ein Wachtposten hin und her patrouillierte. In das Dach war das große Zifferblatt einer Uhr eingefügt. Der Platz war wie ausgestorben, Andrij kam es jedoch so vor, als höre er ein leises Stöhnen. Als er sich umsah, bemerkte er auf der anderen Seite des Platzes eine Gruppe von zwei bis drei Menschen, die fast regungslos auf dem Boden lagen. Er betrachtete sie aufmerksam, um sich zu vergewissern, ob es Schlafende oder Tote seien und stieß plötzlich auf ein Etwas, das zu seinen Füßen lag. Es war der tote Körper einer Frau, offenbar einer Jüdin. Sie schien noch ganz jung zu sein, obgleich ihre entstellten und erschöpften Züge keinerlei Schlüsse darüber zuließen. Ihr Haupt war in ein rotes Tuch gehüllt, ihre Ohren zierten zwei Reihen Perlen aus Wachs oder Glas, und zwei oder drei lange krause Locken glitten ihr den eingefallenen Hals mit den angeschwollenen Adern hinab. Neben ihr lag ein Kind, das die verdorrte Brust der Mutter krampfhaft in seinen Händen hielt und sie in unwillkürlichem Zorn darüber, daß sie keine Milch mehr gab, immer wieder mit den kleinen Fingern zusammenpreßte. Das Kind weinte und schrie nicht mehr, nur die sich leise hebende und senkende Brust ließ daraus schließen, daß es noch nicht tot oder wenigstens erst im Begriff war, den letzten Atemzug auszuhauchen. Sie lenkten wieder in die Straßen ein und wurden plötzlich von einem Tobsüchtigen angehalten, der sich angesichts der kostbaren Last, die Andrij mit sich schleppte, wie ein Tiger auf sie warf und sich mit dem Schrei „Brot" an ihnen festklammerte. Aber seine Kräfte waren schwächer als seine Gier. Andrij stieß ihn zurück, sodaß er zu Boden fiel. Von Mitleid überwältigt, warf er ihm eins der Brote zu, auf das sich jener wie ein toller Hund stürzte und es gleich auf der Straße zerbiß und zernagte; bald darauf verschied er jedoch infolge der langen Entbehrungen unter schrecklichen Krämpfen. Fast bei jedem Schritte wurden sie durch grauenvolle Opfer der Hungersnot in Schrecken gesetzt. Es schien, als ob viele ihre Qualen zu Hause nicht ertragen konnten und mit Absicht auf die Straße hinausgeeilt waren, weil sie hofften, in der frischen Luft Nahrung und Stärkung zu finden. Vor der Tür eines Hauses saß eine alte Frau; es war unmöglich, zu erkennen, ob sie nur eingeschlafen, bereits tot, oder einfach in Träume versunken war; jedenfalls hörte und sah sie nichts mehr und saß nur, mit auf die Brust gesenktem Haupte, regungslos da. Von dem Dach eines anderen Hauses hing ein langer dürrer Körper an einer Schnur herab. Der arme Kerl hatte die Hungerqualen nicht länger zu ertragen vermocht und es vorgezogen, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen.

Angesichts dieser furchtbaren Zeugen des Hungers hielt es Andrij nicht länger aus und fragte:

„Konntet ihr denn in der Tat garnichts finden, um euer Leben zu fristen? Wenn die äußerste Not an den Menschen kommt, dann gibt es keine Wahl, dann muß er essen, was ihm früher vielleicht Ekel einflößte, und wenn er sich erst von jenen Wesen nährt, die das Gesetz zu essen verbietet — dann darf er eben alles essen!" „Es ist schon alles aufgegessen," sagte die Tatarin, „alles Vieh ist fort, und es ist kein Pferd, kein Hund, ja nicht einmal eine Maus mehr in der Stadt zu finden. Wir haben hier in der Stadt nie Vorräte gehabt, es wurde uns ja alles von den Bauern geliefert."

„Ja, wie konntet ihr denn dann, wo euch ein so schrecklicher Tod droht, noch immer daran denken, die Stadt zu verteidigen?"

„Vielleicht hätte der Wojewode sie auch schon dem Feinde überlassen, aber gestern sandte uns der Oberst, der sich in Budschaki befindet, einen Habicht mit der Weisung, uns auf keinen Fall zu ergeben; er komme uns mit einem Regiment zur Hilfe und warte nur noch auf den andern Oberst, um gemeinsam mit ihm zu unserer Entsetzung zu eilen. Sie werden jeden Augenblick erwartet.... Doch, wir sind vor unserm Hause angelangt."

Andrij hatte schon von weitem ein Haus bemerkt, das sich wesentlich von den andern unterschied und von einem italienischen Architekten gebaut zu sein schien; es war aus schönen schmalen Ziegelsteinen errichtet und zwei Stockwerke hoch. Die Fenster des unteren waren mit weit hervorstehenden Gesimsen eingefaßt; das obere bestand vollständig aus kleinen Bögen, die eine Galerie bildeten, dazwischen befanden sich Gitter mit Wappenschilden. Eine breite Außentreppe aus buntfarbigen Ziegelsteinen führte direkt auf den Platz. Unten zu beiden Seiten der Treppen saßen Schildwachen, sie hielten ebenso malerisch wie symmetrisch mit der einen Hand die Hellebarde und stützten ihre Köpfe auf die andere, so daß sie mehr zwei steinernen Bildsäulen als lebendigen Menschen glichen. Sie schliefen oder schlummerten nicht etwa, schienen aber doch unempfindlich gegen alles zu sein und würdigten die beiden Personen, die jetzt die Treppe hinaufgingen, kaum eines Blicks. Oben trafen Andrij und die Tatarin einen reich gekleideten und von Kopf bis zu Fuß bewaffneten Ritter, der ein Gebetbuch in der Hand hielt. Er richtete seine ermüdeten Augen auf sie, die Tatarin sagte ihm jedoch ein paar Worte, und er versenkte sich sogleich wieder in sein offenes Gebetbuch. Sie traten in das erste Zimmer, das ziemlich geräumig war und als Empfangsraum zu dienen schien, oder vielleicht auch einfach ein Vorzimmer war; dies war völlig mit Soldaten, Dienern, Hundewärtern, Mundschenken und anderen Bedienten angefüllt, wie sie ein polnischer Magnat, ob er nun Offizier oder Rittergutsbesitzer ist, braucht, um die Würde seines Standes ins rechte Licht zu setzen; sie saßen alle in den verschiedensten Stellungen an den Wänden herum. Der ganze Raum war von dem Qualm einer erloschenen Kerze erfüllt, und zwei andere, in außerordentlich großen, fast mannshohen Leuchtern brannten noch mitten im Zimmer, trotzdem der Morgen schon längst durch das große vergitterte Fenster hineinblickte. Andrij wollte schon auf eine breite, mit Wappen und verschiedenen Schnitzereien verzierte Eichentür zugehen; die Tatarin zupfte ihn jedoch am Aermel und wies auf eine kleine Pforte in der Seitenwand. Durch diese gelangten sie in einen Gang und dann in ein Zimmer, das Andrij eingehend besichtigte. Das Licht, das durch die Spalte des Fensterladens hineindrang, küßte die blau und rot gefärbten Vorhänge, das vergoldete Gesims und die Malereien an den Wänden. Die Tatarin bedeutete Andrij, hier zu bleiben und öffnete die Tür zu einem andern Zimmer, aus der ein Lichtschein hereindrang. Er vernahm das leise Flüstern einer Stimme, die sein ganzes Innere erbeben machte. Mit einem flüchtigen Blick durch die Tür erkannte er eine schlanke weibliche Gestalt mit langen prachtvollen Haarflechten, die über den hocherhobenen Arm herabwallten. Die Tatarin kam zurück und bat ihn, hineinzugehen. Es war ihm später ganz unmöglich, anzugeben, wie er in das Zimmer gelangt war und wie sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. Im Zimmer brannten zwei Kerzen und ein Lämpchen, das vor dem Heiligenbild angebracht war: darunter befand sich nach katholischer Sitte ein hoher Hausaltar mit mehreren Stufen, auf denen man beim Beten niederknien konnte. Aber das war es nicht, was Andrijs Augen suchten. Er wandte sich nach der andern Seite und erblickte ein Weib, das in einer schnellen Bewegung erstarrt und versteinert zu sein schien. Es war, als hätte sich ihre schlanke Gestalt ihm entgegenwerfen wollen und sei nun plötzlich wie erstarrt stehen geblieben. Nicht minder bestürzt blieb auch er vor ihr stehen. Denn nicht so hatte er sie wiederzusehen geglaubt. Das war *sie* nicht, das war nicht jenes Mädchen mehr, das er früher gekannt hatte. Sie hatte nichts, was an jene gemahnte: nein, sie war noch einmal so schön und herrlich anzuschauen wie ehemals. Damals hatte sie noch etwas Unreifes und Unvollendetes — jetzt dagegen glich sie einem vollkommenen und bis auf den letzten Pinselstrich vollendeten Kunstwerk. Jene war ein wunderschönes, leichtsinniges Mädchen, diese ein zu edler Schönheit erblühtes Weib. Ihre emporblickenden Augen verhießen ein unendliches Gefühl: nicht nur Bruchstücke und Andeutungen von Gefühlen, sondern ein ganzes, volles Gefühl. In ihren Augen schimmerten Tränen, die noch nicht ganz getrocknet waren, und verliehen ihnen einen feuchten Glanz, der bis zum Herzen drang. Busen, Schultern und Hals hatten jene wundervollen Formen angenommen, die der vollendeten Schönheit eigen sind, die Haare, die ehemals ihr Antlitz in leichten Locken umringelten, hatten sich in eine starke, prachtvolle Flechte verwandelt; ein Teil war hochgesteckt, während der andere über die ganze Länge des Arms, und in feinen langen Wellen über den wundervollen Busen fiel. Jeder Zug ihres Gesichtes schien sich verändert zu haben. Vergebens bemühte Andrij sich, den einen oder den andern, so wie er in seiner Erinnerung lebte, ins Gedächtnis zurückzurufen — er vermochte es nicht. So tief ihre Blässe auch war, sie verdunkelte ihre wundervolle Schönheit nicht, sondern verlieh ihr eher noch etwas Hinreißendes und unbezwinglich Sieghaftes. Andrij fühlte sich von einem ehrfurchtsvollen Schauder durchzittert und blieb unbeweglich vor ihr stehen. Auch sie schien über den Anblick des Kosaken, der in seiner ganzen Schönheit und der männlichen Kraft seiner

Jugend vor ihr stand, betroffen zu sein, obschon selbst die Bewegungslosigkeit seiner Glieder etwas von der Ungezwungenheit und Freiheit ihrer Bewegungen offenbarte. Mut und Festigkeit strahlte aus seinen Augen, die von sammetweichen, kühngeschwungenen Brauen beschattet wurden; die braunen Wangen spiegelten das ganze Feuer einer noch unverbrauchten Jugend wieder, und der zarte Flaum seines Schnurrbarts glänzte wie Seide.

„Nein, ich habe nicht die Kraft, dir zu danken, hochherziger Ritter," sagte sie mit zitternder, silberheller Stimme „Gott allein kann dir's lohnen und nicht ein schwaches Weib wie ich..." Sie senkte die Augen, und die herrlichen Lider mit den langen Pfeilen gleichenden Wimpern legten sich in wundervollen, schneeweißen Halbkreisen darüber, ihr herrlicher Kopf hatte sich geneigt, und eine leise Röte überzog den unteren Teil des Gesichts. Andrij wußte nicht, was er antworten sollte; er wollte alles aussprechen, was seine Seele erfüllte, so leidenschaftlich, wie er es in seinem Innern empfand — und vermochte es nicht. Er fühlte, daß ihm etwas die Lippen verschloß, daß es ihm, der im Seminar und in dem Wanderleben des Krieges aufgewachsen war, nicht gelingen würde, die Antwort auf diese Worte zu finden, und der Zorn gegen seine Kosakennatur stieg in ihm auf.

In diesem Augenblick trat die Tatarin ins Zimmer. Sie hatte das von Andrij mitgebrachte Brot bereits in Scheiben geschnitten und trug es auf einer Schale herein, die sie vor ihrer Herrin hinstellte.

Das schöne Mädchen sah ihre Dienerin lange an, betrachtete das Brot, blickte Andrij an, und ihre Augen leuchteten vielsagend auf. Dieser rührende Blick, in dem sich ihre Ohnmacht und Unfähigkeit, ihre Gefühle auszusprechen, ausdrückten, war für Andrij verständlicher als alle Worte. Es wurde ihm plötzlich leicht ums Herz, wie wenn sich alles in ihm gelöst hätte. Die Bewegungen und Gefühle seines Herzens, die bisher noch mühsam gezügelt wurden, fühlten sich jetzt frei, aller Fesseln ledig und wollten sich schon in einem endlosen Redestrom ergießen, als sich die Schöne plötzlich der Tatarin zuwandte und unruhig fragte:

„Und die Mutter? Hast du der Mutter etwas gebracht?"

„Sie schläft."

„Und dem Vater?"

„Ihm habe ich etwas gebracht; er sagte, er wolle selbst kommen, um dem Ritter zu danken."

Sie nahm eine Scheibe Brot und führte sie zum Munde. Mit unaussprechlichem Vergnügen sah Andrij, wie sie es mit ihren weißen schimmernden Fingern zerbrach und aß. Plötzlich aber erinnerte er sich an den Mann, der vor Hunger tobsüchtig geworden war und in seiner Gegenwart seinen Geist aufgegeben hatte, als er ein Stück Brot verschlang.

„Genug! Iß nicht weiter! Du hast so lange nicht gegessen. Das Brot ist Gift für dich." Sie ließ sofort die Hand sinken, legte das Brot auf den Teller und sah ihm wie ein gehorsames Kind in die Augen. O wenn das Wort nur etwas ausdrücken könnte! Aber weder Meißel noch Pinsel, noch die allmächtige Sprache vermögen das wiederzugeben, was in solch einem Blick einer Jungfrau liegt und was nur das Gefühl der Rührung auszudrücken vermag, das der empfindet, der einen solchen Blick auf sich gerichtet fühlt.

„Herrin," rief Andrij von den tiefsten, innigsten und heiligsten, überquellenden Empfindungen erfüllt aus, „was verlangst du? Was willst du? Befiehl! Fordere jeden Dienst von mir, selbst den unmöglichsten, den es auf der Welt gibt — und ich eile, um ihn auszuführen. Befiehl mir, was menschliche Kraft nicht auszuführen vermag — ich werde es tun, und sollte ich mich dabei ins Verderben stürzen. Ja, ins Verderben stürzen! Für dich zu sterben — o ich schwöre es dir beim heiligen Kreuz — ist Süßigkeit für mich. Aber Worte sagen ja nichts. Ich besitze drei Gehöfte, die Hälfte der väterlichen Herden, alles, was meine Mutter dem Vater mit in die Ehe gebracht, und sogar das, was sie vor ihm verheimlicht hat, — alles dies gehört mir. Kein Kosak besitzt solche Waffen wie ich; allein für den Griff meines Säbels bietet man mir die beste Roßherde und noch dreitausend Schafe dazu. Von all dem will ich mich lossagen, es verlassen, verbrennen, ins Wasser werfen, wenn du mir nur ein Wort sagst oder deine zarten schwarzen Augenbrauen nur leise bewegst! Ich weiß wohl, daß ich vielleicht dumme Dinge rede, die hier ganz und gar nicht angebracht sind, und nicht hierher gehören; ich weiß, daß es sich für mich, der sein ganzes Leben in dem Seminar und der Sjetsch zugebracht hat, nicht schickt, so zu reden, wie es dort Sitte ist, wo Könige, Fürsten und die Edelsten der Ritterschaft sich einfinden. Ich sehe wohl, daß du ein anderes Geschöpf Gottes bist wie wir alle, und daß alle Bojarenfrauen nebst ihren Töchtern weit unter dir stehen. Wir sind nicht wert, deine Sklaven zu sein, nur die himmlischen Engel sind würdig, dir zu dienen."

Mit steigender Verwunderung, gespannten Ohres und ohne ein Wort zu verlieren, vernahm die Jungfrau die offene und begeisterte Rede, in der sich die junge, kraftvolle und leidenschaftliche Seele ausprägte wie in einem Spiegel. Jedes dieser einfachen Worte, das mit einer Stimme gesprochen wurde, die aus tiefstem Herzensgrunde kam, war voller Kraft und Leidenschaft. Sie neigte ihr schönes Antlitz vor, warf die widerspenstigen Haare weit zurück, öffnete die Lippen und sah ihn lange mit offnem Munde an. Sie wollte etwas sagen, allein sie hielt inne, denn sie erinnerte sich plötzlich, daß der Ritter eine andere Bestimmung hatte, daß sein Vater, seine Brüder, sein Vaterland als strenge Richter hinter ihm standen, sie dachte daran, was für schreckliche Menschen die Saporoger waren, die di-

Stadt belagerten, und wie sie und alle in der Stadt einem furchtbaren Tode verfallen wären — und ihre Augen füllten sich mit Tränen; schnell ergriff sie ihr kunstvoll gesticktes Seidentuch, bedeckte ihr Gesicht, und in wenigen Augenblicken war das Tuch ganz feucht von ihren heißen Tränen. Lange saß sie so da, den wunderschönen Kopf zurückgelehnt, ihre schneeweißen Zähne in die herrliche Unterlippe drückend, als ob sie plötzlich den Biß einer giftigen Schlange gefühlt hätte, und ohne das Tuch vom Gesicht zu nehmen, damit Andrij ihren herzzerreißenden Schmerz nicht sähe.

„Sprich doch ein Wort," sagte Andrij und ergriff ihre sammetweiche Hand. Bei dieser Berührung strömte es wie glühendes Feuer durch seine Adern, und er preßte ihre Hand zusammen, die gefühllos in der seinen lag. Aber sie schwieg und verharrte regungslos in derselben Stellung, ohne das Tuch vom Gesicht hinwegzuziehen.

„Weshalb bist du so traurig? Sage mir doch, weshalb du so traurig bist?"

Da warf sie das Tuch fort, schlug die ins Gesicht fallenden reichen Haarsträhne zurück und brach in bittere Worte der Klage aus, die sie mit leiser, ganz leiser Stimme vor sich hinsprach, gleich dem Winde, der sich an einem schönen Abend erhebt und durch das dichte Rohr am Wasser fährt. Da geht es plötzlich wie ein Flüstern durch das Rohr, da singen und klingen klagende, zarte Töne durch die Luft. Der Wanderer bleibt stehen und lauscht ihnen mit einer unerklärlichen Schwermut, und er merkt nicht das Nahen des Abends, noch die heiteren Lieder der Arbeiter, die vom Feld und von der Ernte zurückkehren, noch das Rasseln eines fern vorbeirollenden Wagens.

„Bin ich nicht ewig bemitleidenswert? Ist die Mutter nicht unselig, die mich zur Welt gebracht hat? Gibt es ein Los, bitterer als das meine? Quälst du mich nicht zu Tode, schreckliches Schicksal! Alles hast du mir zu Füßen gelegt: die besten Männer der ganzen Schlachta, die reichsten Herren, Grafen und fremden Barone und die höchste Blüte unserer Ritterschaft? Alle liebten sie mich, und jeder hätte meine Gegenliebe für das größte Glück gehalten. Ich brauchte nur mit der Hand zu winken, und jeder von ihnen, der Schönste und Vornehmste von Angesicht und Herkunft wäre mein Gatte geworden. Und keinem von ihnen hast du, grausames Schicksal, mein Herz zugewendet. Den besten Helden unseres Vaterlandes hast du es entzogen und den Betörungen eines Fremden, eines Feindes überliefert. Warum, o heilige Mutter Gottes, um welcher Sünden und schwerer Verbrechen willen verfolgst du mich so grausam, so unbarmherzig? In Ueberfluß, Reichtum und Pracht sind meine Tage verflossen. Die herrlichsten auserlesensten Speisen, die süßesten Weine bildeten meine tägliche Nahrung. Und warum, wozu war das alles? Nur dazu, um mich zuletzt eines schrecklichen Todes sterben zu lassen, wie ihn kaum der letzte Bettler im Lande stirbt! Doch nicht genug, daß ich zu einem so schrecklichen Los verurteilt bin, nicht genug, daß ich vor meinem Ende Vater und Mutter in unerträglichen Qualen dahinwelken sehen muß, sie, für die ich, wenn ich ihnen nur helfen könnte, tausendmal mein Leben hingeben würde! Nein, das alles genügt noch nicht, ich muß auch noch, bevor ich sterbe, Worte vernehmen und eine Liebe kennen lernen, wie ich sie noch nie erfahren habe! Er muß mir mit seinen Worten das Herz zerreißen, auf daß mein bitteres Los noch bitterer werde, auf das ich mein junges Leben noch mehr betrauere, daß mir mein Tod noch schrecklicher dünke, und daß ich dir, o grausames Schicksal, und dir, heilige Mutter Gottes, noch im Sterben so furchtbare Vorwürfe mache!"

Fortsetzung folgt.

Serbische Volksdichtung

Von Emil Sembritzki

Im serbischen Volke quillt der Born der Dichtung reichlich; es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß die Serben mehr Volkslieder aufzuweisen haben, als alle übrigen Slaven zusammengenommen. In der serbischen Volkspoesie spiegelt sich das von gewaltigen Stürmen durchtobte politische Leben des Volkes, und sicher werden auch bald die jüngsten Kämpfe mit Türken und Bulgaren ihre Sänger finden, die den serbischen Kriegsstaaten den Stempel des Heldentums aufdrücken werden. Treffend sagt der französische Literarhistoriker C. Courriere: „Die Volkspoesie war bei den Serben Literatur und Geschichte zugleich; sie ist der Ausdruck seiner nationalen Traditionen und seines Lebens; in ihr spiegelt sich das Ergebnis der Arbeit zahlreicher Geschlechter, einer Arbeit, die sich von jeglicher fremden Beimengung frei erhalten hat. Die Volkslieder sind es, an deren Hand der greise Serbe den Jüngling über die Vergangenheit des Volkes belehrt; sie sind es, die dem Knaben glühende Freiheitsliebe einflößen." Mit Recht nennt der Dichter Kolar den Serben „die Nachtigall der slavischen Völkerfamilie".

Bis zum Jahre 1814 lebten die serbischen Volkslieder nur im Volke selbst, aus dem sie hervorgegangen waren und in dem sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten. In genanntem Jahre war es, daß Karadzic, der Vater der serbischen Literatur, die Volkslieder aus allen von Serben bewohnten Ländern sammelte und dieselben als einen wertvollen Nationalschatz den andern Völkern vor Augen führte. In Deutschland hat Jakob Grimm durch zwei Besprechungen in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" (1826) zuerst auf den Wert der serbischen Volkspoesie hingewiesen,

wodurch auch Goethes Interesse auf dieselbe gelenkt wurde. Gleichzeitig erschienen in Deutsch: „Volkslieder der Serben", die von Goethes begeisterter Verehrerin Talvj (Therese Albertine Luise von Jakob) übersetzt worden waren. In „Kunst und Altertum" widmete Goethe in den Jahren 1825—28 der serbischen Volksliteratur mehrere Abhandlungen. Die serbischen Volkslieder lieferten ihm einen Beweis mehr, daß es nur eine Poesie, eine echte Weltpoesie gebe.

Goethes Anregung und Beispiel folgend, übersetzten auch Anastasius Grün und Friedrich Bodenstedt serbische Volkslieder; ihre Uebersetzungen gestalteten sich zu freien Uebertragungen oder Umdichtungen. Erwähnt seien noch als Uebersetzer serbischer Volksgedichte Wilhelm Gerhard, S. Kapper, A. Frankl und Karl Groeber. Von Frankl erschien 1852 in Wien: „Gusle serbische Nationallieder" und von Groeber 1883: „Der Königssohn Marko" und 1885: „Die Schlacht am Amselfelde".

Man kann die serbischen Volkslieder in zwei Gruppen einteilen, in Liebes- und Heldenlieder. Die Liebeslieder werden von Jungfrauen und Jünglingen bei fröhlichen Festen gesungen. Der Inhalt dieser Lieder ist oft leicht und unansehnlich; um so interessanter ist ihre Melodie. „Die einfachsten unter denselben haben einen Umfang von 4—5 Tönen; einige erstrecken sich jedoch über eine ganze Oktave oder übersteigen dieselbe zuweilen. Es gibt deren in Moll wie in Dur; sehr häufig geschieht es aber, daß in ein und demselben Liede das Dur mit dem gleichnamigen Moll abwechselt. Die Moll-Melodien haben nicht selten eine übermäßige Quarte und dementsprechend auch den Schritt einer übermäßigen Sekunde. Sehr oft modulieren sie aus Dur ins parallele Moll; es gibt aber auch solche, die in allen Tonarten gehalten sind, was namentlich bei den in Alt-Serbien und Mazedonien gesungenen Liedern der Fall ist. Der Rhythmus ist äußerst verschieden, der Takt zweiteilig, dreiteilig, zuweilen auch gemischt: 5/8, 7/8 usw." (Mokranyatz).

Von größerem Gehalt und höherer poetischer Schönheit sind die Heldenlieder. Sie werden nicht gesungen, sondern gewöhnlich durch einen „Guslar" unter Begleitung der monotonen, elegischen Klänge der „Gusle"*) vor der versammelten Zuhörerschaft rezitiert. Unter allen Heldenliedern zeichnet sich durch dichterischen Wert jene Sammlung aus, welche die für das großserbische Volk so verhängnisvolle Schlacht am Amselfelde (Kossowo) 1389 zum Gegenstande hat. Darin werden besungen: Die Heirat Zar Lazars, des letzten großserbischen Fürsten; die Herausforderung des Sultans Murad; der Abmarsch des serbischen Heeres zur Amselfelder Wahlstatt; die Heldentaten des Miloschi Obilitsch; die Niederlage von Kossowo; der Tod Jug Bogdans und seiner neun Söhne usw.

*) Die Gusle ist ein Instrument in Gestalt einer Geige, aber nur mit einer einzigen Roßhaarseite bespannt.

Das Urbild eines serbischen Helden, der nicht nur Feinde bekämpft, sondern auch Waisen und Schwache beschützt, ist der Königssohn Marko, aus Prilip im heutigen Mazedonien. Es herrscht beim Volke der auch in den Volksliedern zum Ausdruck gebrachte Glaube, daß Marko nicht gestorben sei, sondern in tiefen Schlaf versunken liege, um seinerzeit, wenn der günstige Augenblick gekommen sein wird (1913?), zu erwachen und das ganze vielfach zerstückelte Serbenvolk zu einigen. Wer dächte nicht dabei an die deutsche Volkssage von Barbarossa! Man stellt mit Erstaunen fest, daß das Auferstehungsmotiv nationaler Helden in den Dichtungen verschiedener Völker anklingt.

In möglichst wortgetreuer Uebersetzung sei hier je ein Beispiel eines Liebesliedes und eines Heldensanges angeführt:

Der Dieb

Großvater hat ein Gärtchen hergerichtet,
Danga langa*, Gärtchen hergerichtet;
Hat viel Melonen, gelbe und auch rote.
Der junge Ergen ging dort öfters naschen.
Da sah ihn einst des Alten Enkeltochter,
Hat ihn gesehen und tüchtig ausgescholten.
Der junge Ergen aber gab zurücke:
„Schilt mich doch nicht, o Enkelin des Gärtners,
Bin ja kein Lämmlein, daß du mich kannst schlachten,
Bin ja kein Fischlein, daß du mich ertränkest,
Auch keine Schlange, daß du mich zertretest.
Bin ein Soldat, du kannst mich hängen lassen
An einem Galgen — deinem weißen Nacken."

Der Königssohn Marko und die Wila**

Ritten Waffenbrüder zwei zusammen
Durch das schöne Mirotscher Gebirge;
Einer war der Königssohn Held Marko,
War der andre Miloschi, der Woiwode.
Ritten gute Pferde miteinander;
Einer küßt den andern auf die Wange,
Wie zwei Waffenbrüder, die sich lieben.
Aber Marko ist der Schlaf gekommen,
Und er spricht zu seinem treuen Freunde:
„O Woiwode Miloschi, lieber Bruder,
Mich beginnt der Schlaf zu übermannen,
Singe, Bruder, scheuche mir den Schlummer!"
Doch Woiwode Miloschi hat erwidert:
„Lieber Bruder Marko, Sohn des Königs,
Gerne möcht' ich dir ein Liedchen singen,
Doch viel Wein hab ich heut Nacht getrunken
Droben mit der Wila Rawijojla,
Und die Wila hat mir angedrohet,
Wenn sie mich noch einmal singen höre,
Wird sie mich mit ihren Pfeilen schießen,
Durch den Hals und mitten durch das Herze."
Darauf sprach der Königssohn, Held Marko:
„Singe Bruder, fürchte nicht die Wila,
Noch bin ich da, Marko, Sohn des Königs,

*) Refrain.

**) Wila, eine Waldnymphe.

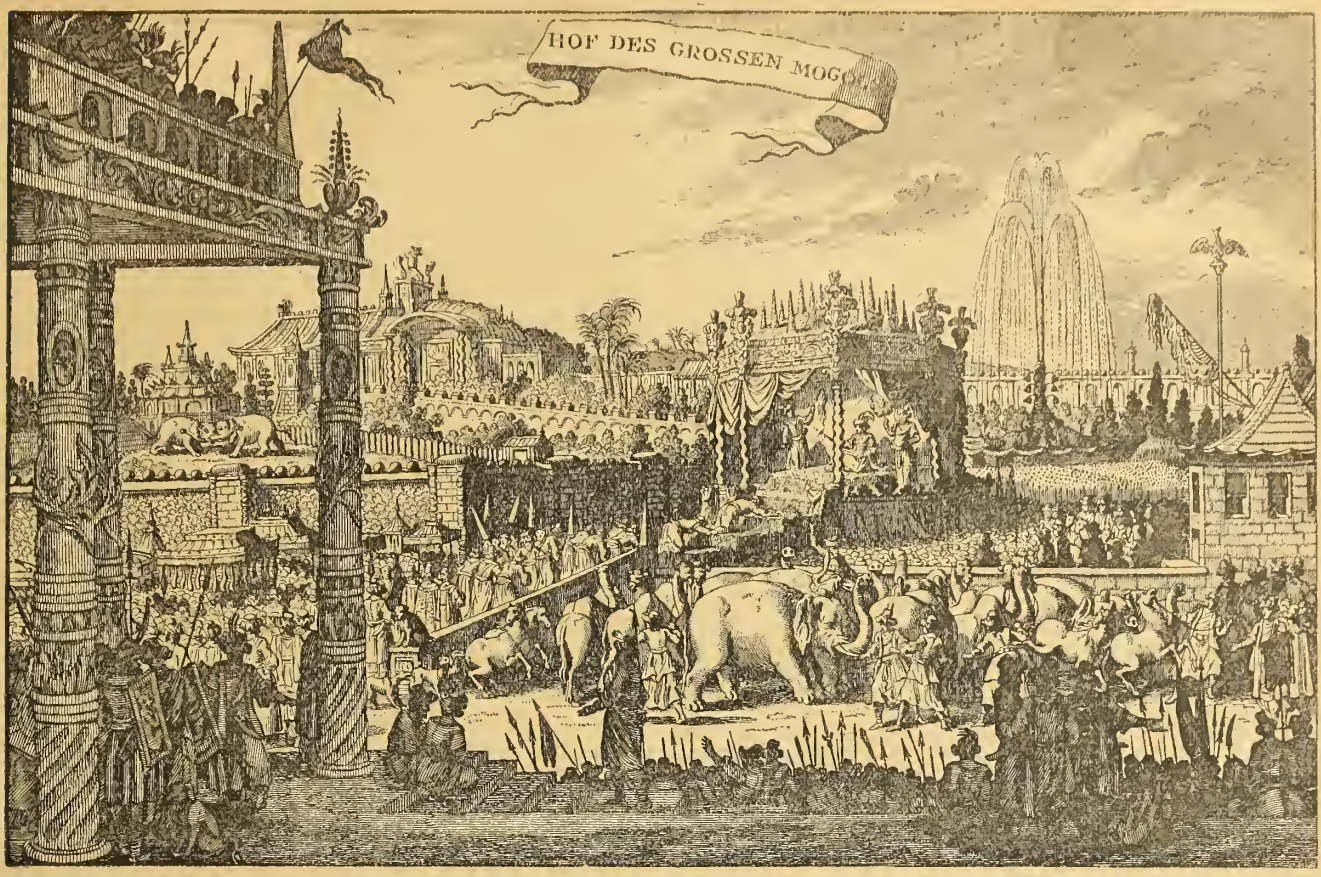
Und mein Scharaz*, dem nichts bleibt verborgen,
Und die goldne Keule, die ich trage."
Da begann alsbald zu singen Miloſch;
War ein ſchönes Lied, das er geſungen,
Von den edlen Vätern, unſern großen,
Wie im ſchönen Lande Mazedonja
Sie als mächt'ge Könige geherrſchet,
Klöſter dort geſtiftet und Kapellen.
Und dem Marko hat das Lied gefallen,
Lehnt behaglich ſich am Sattelbuge,
Schlummert ein und Miloſch ſingt noch immer!
Den Geſang nun aber hört die Wila
Und beginnt entgegen ihm zu ſingen;
Miloſch ſingt, die Wila ſingt entgegen,
Doch viel ſchöner iſt des Miloſch' Stimme
Und fürwahr, er übertraf die Wila.
Zornig ward die Wila Rawijojla,
Sprang hinauf ins Mirotſcher Gebirge,
Nahm den Bogen und zwei weiße Pfeile;
Einer iſt durch Miloſch' Hals gedrungen
Und der andre durch ſein Heldenherze.
Miloſch ſchrie: „O wehe, meine Mutter!
Wehe Marko, du in Gott mein Bruder!
Weh, die Wila hat mich nun getroffen!
Hab' es dir ja bald geſagt, o Marko,
Daß ich dir nicht ſingen kann im Mirotſch."
Nun fuhr Marko auf aus ſeinem Schlafe,
Springt behend herab von ſeinem Schecken,
Spannt dem Scharaz ſtraff die Sattelgurten,
Nimmt den Schecken um den Hals und küßt ihn:
„O mein Scharaz, du mein rechter Flügel,
Hol mir ein die Wila Rawijojla;
Ganz mit Silber will ich dich beſchlagen,
Reinem Silber und gedieg'nem Golde,
Dich mit Sammt bedecken bis zum Knie,
Seidne Quaſten bis zu deinen Hufen;
Will die Mähne dir mit Gold durchflechten
Und ſie ſchmücken mit den feinſten Perlen!
Holſt du aber nicht mir ein die Wila,
Reiß ich aus dem Kopf dir beide Augen,
Brech dir deine Füße alle viere,
Laß dich dann allein hier in den Bergen,
Daß von Baum zu Baum du hilflos irreſt,
Wie ich, Marko, ohne meinen Bruder."
Sprach's und ſchwang ſich auf des Scharaz Rücken,
Stürmt dahin durchs Mirotſcher Gebirge;
Ueber alle Gipfel flog die Wila,
Und der Schecke unten durch die Berge;
Doch die Wila war dem Aug' entſchwunden.
Als der Scharaz endlich ſie erblickte,
Sprang drei Lanzen hoch er in die Lüfte,
Und um eine mehr noch in die Länge,
So daß flugs die Wila er ereilte.
Als ſich nun in Nöten ſah die Nixe,
Wollte in die Wolken ſie ſich ſchwingen,
Aber Marko reckt ſich mit der Keule,
Traf ſie mitten zwiſchen beiden Schultern,
Warf ſie nieder auf die ſchwarze Erde,
Wendet' von der Rechten ſie zur Linken,
Ließ die goldne Keule auf ihr tanzen:
„Warum, Wila, Gott ſoll dich vernichten!
Warum haſt du meinen Freund geſchoſſen?
Pflücke Kräuter für den wunden Helden,
Denn ſonſt trägſt du nicht den Kopf von hinnen!"
Da beſchwor die Nixe ihn und flehte:
„Schone, Marko, mich um Gotteswillen!
Bei dem höchſten Gott und Sankt Johannes,
Laß am Leben mich und ins Gebirge,
Daß ich dort die rechten Kräuter ſuche,
Um des Helden Wunden auszuheilen."
Marko war ein gottesfürcht'ger Recke,
Und voll Mitleid war ſein Heldenherze,
Ließ die Wila ziehen ins Gebirge.
Dort im Mirotſch ſucht' ſie nun die Kräuter,
Kräuter ſuchend rief ſie oft herunter:
„Bin gleich fertig, edler Bruder Marko!"
Als ſie dann der Kräuter viel geſammelt
Und geheilt des Helden ſchwere Wunden,
Ward viel ſchöner noch des Miloſch' Stimme,
Wahrlich ſchöner als ſie je geweſen,
Und des Miloſch' Herze ward geſunder,
Viel geſunder, als es je geweſen! —
In die Berge flog hinauf die Wila,
Aber Marko und ſein Waffenbruder
Zogen weiter in die Landſchaft Poretſch,
Sind bei Bregowo dem großen Dorfe
Durch des Timok Fluten dann geritten
Und erreichten das Gebiet von Widdin. —
Doch die Wila ſprach zu ihren Schweſtern:
„Höret mich, ihr Nixen, meine Schweſtern,
Schießt nicht mehr auf Helden im Gebirge!
Tut es nicht, ſolange Marko da iſt,
Und ſein Scharaz mit den ſcharfen Augen,
Und die Streitaxt, die er führt, die gold'ne.
Was ich Arme hab von ihm erduldet!
Kaum daß er am Leben mich gelaſſen."

*) Der ſagenberühmte Schecke des Marko.

Altes aſiatiſches Geld

Aus einer großen Reihe alter Reiſewerke geſammelte Notizen über Geld und Geldverkehr in China und anderen alten aſiatiſchen Reichen gaben mir Anregung, aus dem umfangreichen Material einiges vorzuführen. Ich beſchränke mich darauf, hauptſächlich das herauszugreifen, was auch durch alte Bilder veranſchaulicht werden kann.

Die europäiſche Münzenform war, von einzelnen ſeltenen Ausnahmen abgeſehen, bekanntlich von alters her rund, ſodaß man mit Recht ſagen konnte und kann: das Geld r o l l t. In Aſien war zwar gleichfalls ſchon in alten Zeiten die runde Form üblich, daneben aber gab es anderes Geld, das nicht rollte, wenigſtens nicht ſo glatt, wie runde Scheiben zu rollen pflegen.



Der üppigste Herrscherhof Asiens
(Nach einem Kupfer aus 1753)

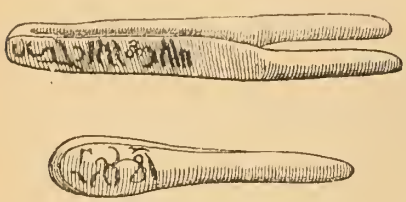
Im Landgebiet des fabelhaft reichen Großmoguls, einem 1526 in Ostindien gegründeten mohammedanischen Reiche, das bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts bestand, gab es vor den runden Gold- und Silbermünzen, Rupien genannt, solche die viereckig waren. Die doppelte Form kam auch in Arabien vor, ebenso im alten China, das aber noch weit merkwürdigere Geldstücke hatte. Da gab es z. B. solche in Form eines fünf Zoll langen Messers, in Form eines Schildkrötenrückens, in Form von allerlei grotesken Figuren. Eine uralte chinesische Münze, von der man vor Jahrhunderten bei einem Ufereinsturz am Gelben Fluß einen vergraben gewesenen Schatz fand, rollte gleichfalls nicht davon, sondern überkugelte sich auf drei Füßen. Eigentlich rollen konnten auch die „Gänseaugen" nicht; die Chinesen selbst hatten dieser winzigsten Münze der Welt jenen bezeichnenden Namen beigelegt, wahrscheinlich als Spottnamen. Dagegen konnten sie schwimmen, denn sie waren so dünn, daß sie auf Wasser nicht untersanken. Da sie infolge ihrer Magerkeit im Gebrauch leicht zerbrachen, wollte man sie im Handel schließlich nicht mehr nehmen, und so wurden sie bald wieder abgeschafft. Ihr Wert war so gering, daß ein Chinese für seine tägliche Portion Reis, die dort selbst heute kaum einen Pfennig kostet, nicht weniger als 1000 solcher „Gänseaugen" aufzählen mußte, was mehr Zeit und Mühe gekostet haben mag als das Verzehren des dafür erhandelten Reismahls.

Rupien des Großmoguls

Während das gute Handelsgeld im allgemeinen aus Gold, Silber und Kupfer gemünzt wurde, kam für das geringe Kleingeld anderes Herstellungsmaterial in Betracht: Zinn, Blei, Eisen, ja selbst gebrannte Erde. Es gab also eine Zeit, wo ein Europäer etwa mit einer Schiffsladung von Backsteinen oder Tonscherben in China sein Leben lang hätte existieren können.

In Südasien bis zu den Sundainseln hin kursierte auch eine Art Kleingeld, das überhaupt nicht gemacht, sondern nur gesammelt zu werden brauchte. Das waren die sogenannten Kauris, die 1—2½ Zentimeter großen Schalen einer Meerschneckenart, die übrigens heute noch in Siam und Vorderindien wie auch in Teilen Ost- und Westafrikas als Scheidemünze in Gebrauch sind. An den Küsten galt dieses „Muschelgeld" begreiflicherweise weniger als im Binnenland; der Wert stieg mit jeder weiteren Tagereise vom Meeresstrand ins Land hinein.

Einem wieder von anderen Umständen abhängigen Kurswert waren die in gewissen Gegenden geltenden kleinen Mandeln unterworfen, ungenießbar bittere Baumnüsse, die je nach dem jährlichen Ernteerträgnis wenig oder noch weniger galten. Aber kehren wir von dem geernteten zum gemünzten Gelde zurück.



Larinen, ganz und halb

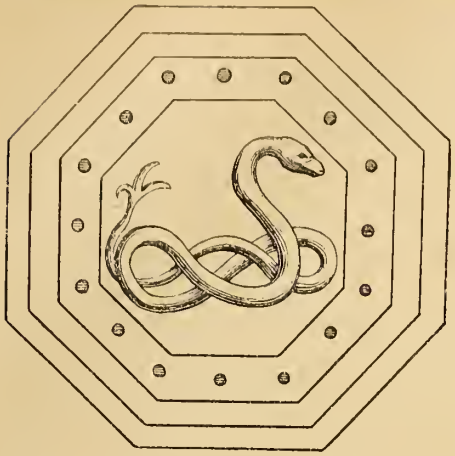
Einzigartig geformte Silbermünzen besaß Arabien noch im 18. Jahrhundert, die aus alter Zeit überlieferten und zu den frühesten Münzen Asiens zählenden Larinen, die von Bagdad bis Ceylon, Celebes und Borneo, vornehmlich längs dem persischen Meerbusen, die hauptsächlichsten Handelsmünzen waren. Statt ihre Form in Worten zu beschreiben, sei auf die bildliche Darstellung dieser Münze verwiesen. Besonders verhaßt war sie ehedem den französischen Handelsleuten. Man rechnete nämlich fünf ganze Larinen auf einen französischen Taler; fünf Larinen wogen aber um den Wert von acht Sols weniger. Der französische Kaufmann, der im Orient Handel trieb, mußte dort sein Geld in das einheimische umwechseln, weil die Geschäfte nur in letzterem abgeschlossen wurden. Den Gewinn dieses Umwechselns heimsten die Emire, die arabischen Landesfürsten ein, die außerdem für die Durchreise der Karawane nach Persien und Indien hin einen Zoll erhoben. Wehe, wenn man ihnen nichts zum Umwechseln anbot! Dann stellten sie sich, als hätten sie keine Zeit die Zollverrechnung zu machen, zogen für 2—3 Wochen auf Jagd und ließen die Kaufleute warten. Diese verbrauchten inzwischen ihren Vorrat an Nahrungsmitteln, ohne Hoffnung, neue auftreiben zu können; und wenn sie es gewagt hätten, ohne vorherige Zollentrichtung weiterzureisen, so hätten sie Kamele und Waren verloren und wären in Stücke gehauen worden.

In den alten hinterindischen Staaten Queda und Perak schlug man nur Zinnmünzen, manche in achteckiger Form. Es gab dort große Bergwerke mit diesem Metall. Wenn einmal Gold- oder Silbermünzen in das Land kamen, so blieben sie in den Händen des Königs und der Großen. Das Volk sah nichts anderes als Zinn, außerdem die Kauri. Die Zinnmünzen waren am Rande sehr dick, wurden nach der Mitte zu immer dünner, und das Mittelste war so dünn wie Papier.

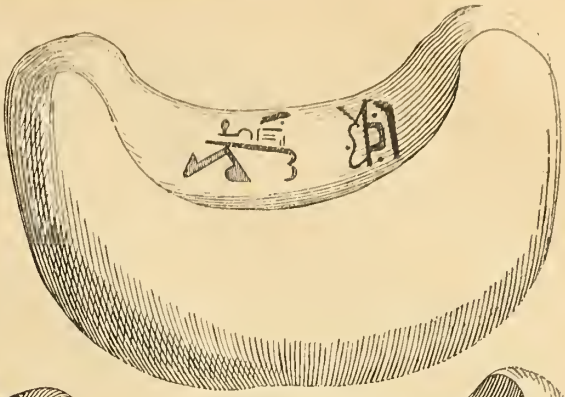
Eine eigenartige Münzenform, nach Mitteilung der Reisenden die seltsamste im ganzen Orient, von der leider keine Abbildung vorhanden ist, gab es vormals in Siam. Eine Beschreibung lautet: „Sie glichen an Gestalt einer kleinen Walze, oder einem sehr kurzen zusammengerollten Blatte, das in der Mitte also gebogen ist, daß beide Enden neben einander kommen. Das Gepräge, damit jedes Stück zweimal, und zwar in der Mitte der Rolle bezeichnet wird, sieht keiner in Europa bekannten Sache ähnlich; die Siamesen konnten sie selber nicht erklären." Man kann sich diese Kuriosität auch nach dieser Beschreibung kaum vorstellen. Aber es scheint so, als ob die Kaurischalenform in etwa als Vorlage gedient habe.

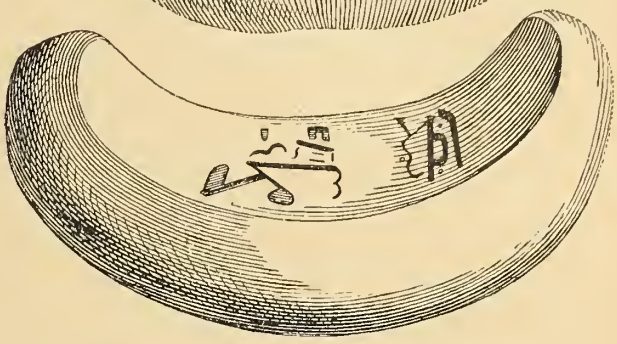
Eine seltsame Geschichte ist um eine Rupien-Serie gesponnen, welche im Reich des Großmoguls mit den zwölf Himmelszeichen als Gepräge ausgegeben wurde. Durch ihre Form, die rund war, fielen diese Rupien nicht auf, wohl aber eben durch jene Münzbilder; denn nach mohammedanischem Gesetz waren bildliche Darstellungen jeglicher Art verboten, und Münzen durften nur Inschriften in der Landessprache tragen. Nach dem Bericht des französischen Reisenden Tavernier hatte der Großmogul Dschihangir (1605—27) eine Lieblingsfrau, deren Name auf deutsch „Licht der Welt" hieß. Sie war überaus ehrgeizig und wollte sich unsterblichen Ruhm erwerben. Zu diesem Ziel traf sie in aller Stille gar seltsame Vorbereitungen. Sie ließ in allen Münzstädten des Landes große Mengen Gold und Silber aufsammeln, im Wert von vielen Millionen, und Münzstempel mit den Bildern der zwölf Himmelszeichen herrichten. Als der Großmogul eines Tages wieder einmal sehr fröhlich war über die Belustigungen, die sie ihm bereitete, erbot und erwirkte sie sich die Gnade, einmal 24 Stunden lang vollkommen frei regieren zu dürfen. Am Tage ihrer Regierung nun ließ Frau „Licht der Welt" in riesiger Menge jene Bilder-Rupien münzen, die ihren Namen tatsächlich unsterblich machten. Dschihangirs Sohn und Nachfolger Schah Dschihan ließ bei seinem Regierungsantritt die Münzen bei Todesstrafe verbieten; sie wurden eingezogen und eingeschmolzen. Einige überlebende Exemplare wurden von ausländischen Münzensammlern, die es auch damals schon gab, mit hohen Liebhaberpreisen bezahlt. Ob heute wohl noch ein einziges Stück davon existiert?

Aus alten Berichten über China und Tonkin geht hervor, daß die Scheidemünze von Kupfer war, rund, mit einem etwas erhabenen Rand und einem runden oder viereckigen Loch in der Mitte zum Aufreihen in bestimmten Mengen von je 25 bis zu 1000 Stück an einer Schnur, wodurch man sich bei größeren Zahlungen das Aufzählen erleichterte. Das Silber- und Goldgeld wurde dort, ebenso wie auch in Japan in Klumpenform gegossen. Die chinesischen Goldklumpen, von denen hauptsächlich zwei verschiedene Größen dem Handel dienten, wurden von den Holländern Goldschut, d. h. Goldschiff genannt, weil sie an die Gestalt eines Schiffes erinnerten; andere nannten sie Goldbrote. Das größte Stück galt 1200 holländische Gulden, das kleinere die Hälfte. Man durfte den Chinesen aber nicht immer trauen, denn oft war mitten in den

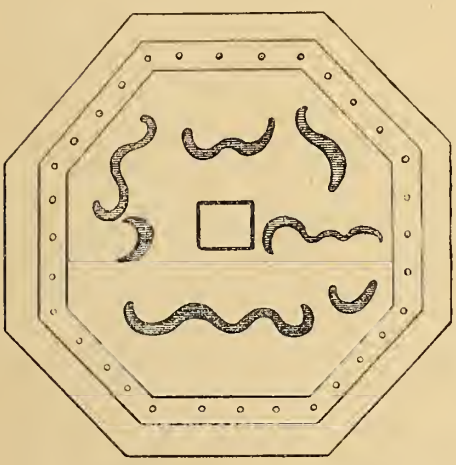


Kauri

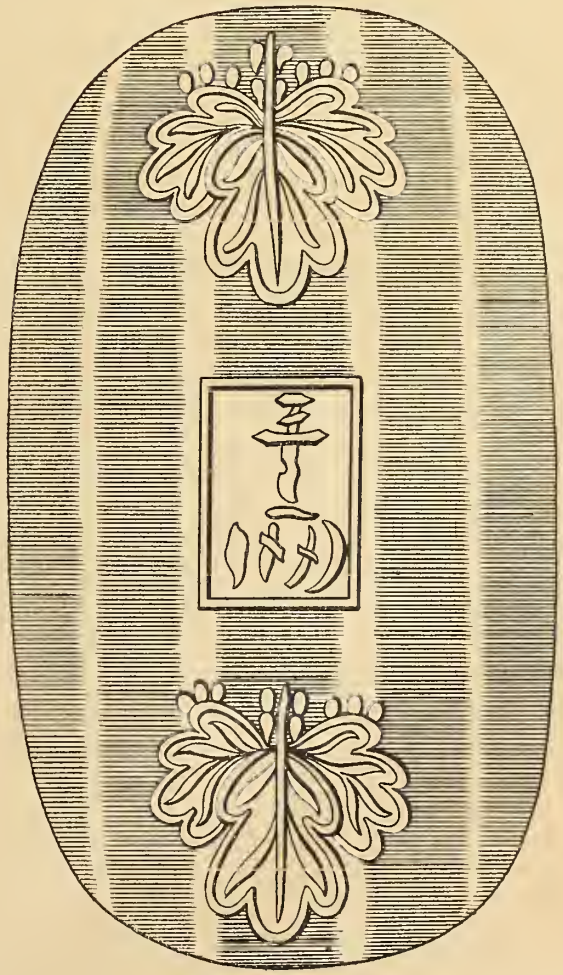




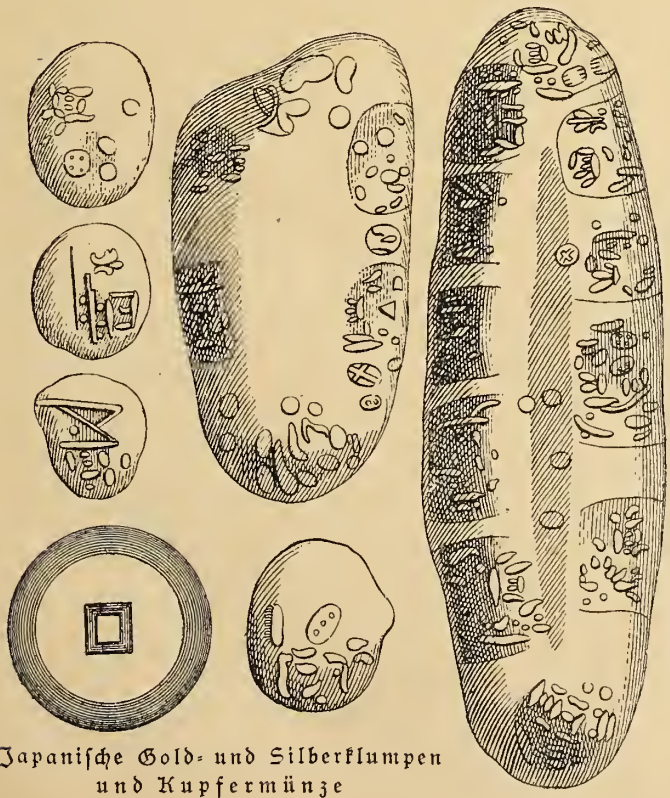
Chinesische Goldschute



Zinnmünzen aus Queda und Perak



Japanische Riesensilbermünze



Japanische Gold- und Silberklumpen und Kupfermünze

Goldschuten ein Drittel Silber oder Kupfer gefunden worden. So nahm denn kein Händler mehr ein Goldschiff an, ohne es vorher zur Prüfung mitten durchzuschneiden.

Rupien mit den Himmelszeichen

Silberklumpen gab es in recht verschiedenem Gewicht, auch mannigfaltig an Gestalt und Merkzeichen, die größten im Wert von hundert Franken. Jeder Kaufmann trug stets Wage und Instrumente bei sich, um von einem großen Stück so viel abzuschneiden, wie die Kaufsumme ausmachte.

In Japan hatte man außer Klumpen- und Stangengeld noch ovale Gold- und Silberscheiben von oft recht erheblichem Umfang. Das Bild hiervon, wie von allen hier dargestellten Geldsorten, veranschaulicht die natürliche Größe.

Als besondere Merkwürdigkeit sei zum Schluß noch erwähnt, daß der erste europäische Forschungsreisende, der nach China kam, der Italiener Marco Polo, Mitte des 13. Jahrhunderts dort zahlreich verbreitetes Papiergeld vorfand. Es waren Zettel aus Baumrinde mit dem kaiserlichen Siegel. Als dieses Geld später wieder abkam, wurde es vom Volk noch lange Zeiten hindurch eifrig gesucht, aber nicht als Geld, sondern als Talisman: man hängte die Zettel am Hauptbalken des Hauses auf, das dadurch vor Unglück bewahrt bleiben sollte.

Theodor Etzel.

Im Volksdienst

Von der neuen Volksbücherei

Von Walter Aßmus

Zu den hervorragendsten Mitteln, Bildung zu verbreiten, gehört das Buch. Verhältnismäßig früh finden wir daher auch schon Bibliotheken, die dem Mann aus dem Volk den Bildungsträger Buch zugänglich machen sollen, wenn auch das Ideal der Volksbücherei im Laufe der Zeit sich wesentlich geändert hat. Bildung ist stets etwas Individuelles, und so kommt es natürlich darauf an, jedem Individuum den geeigneten Bildungsträger in die Hand zu geben. Damit stößt man natürlich auf ungeheure Schwierigkeiten. Wie soll man denn erkennen, welches Buch gerade für diese Person, von der der Bibliothekar im besten Fall den Namen und Stand, aber sonst auch nichts weiter kennt, geeignet ist.

In der Volksbücherei alten Stils hat man sich um diese Frage wenig gekümmert. In sehr vielen Bibliotheken geht die Sache auch heute noch so von statten, daß der Benutzer die Bücher, die er gern lesen möchte, d. h. in den meisten Fällen, die ihn dem Titel nach reizen, auf einen Auswahlzettel schreibt, und nun von dem Bibliothekar dasjenige erhält, das gerade vorhanden ist. Immerhin besteht bei diesem System noch die Möglichkeit, daß der Bibliothekar beratend dem Leser zur Seite steht, wenn der Leser um Rat bittet, oder ganz allgemeine Wünsche äußert, also z. B. „Etwas Spannendes" verlangt. In kleineren Orten, wo der Bibliothekar seine Leser zum größten Teil kennt, oder mit ihnen Fühlung hat, lassen sich auch mit diesem System gewiß gute individuelle Erfolge erzielen, wenn der Bibliothekar seine Sache versteht. In den größeren Orten kennt der Bibliothekar seine Leser nicht, kann sie sich auch, der großen Zahl wegen, nicht merken, und es kommt noch ein weiterer Uebelstand hinzu, die Büchereien sind zu kurze Zeit geöffnet. In den wenigen Oeffnungsstunden drängt sich das Publikum. Es mag dann kaum jemand mit Fragen den Bibliothekar aufhalten, um die Abfertigung nicht noch mehr zu verzögern, und so wird der Ausleihbetrieb vollständig mechanisiert.

Eine noch stärkere Mechanisierung des Betriebes freilich bedeutet die Einführung des Indikators. Ein tafelförmiger Aufbau kleiner Zellen zur Aufnahme von kleinen Schächtelchen oder Klötzen bildet den Apparat, und zwar sind soviel Schächtelchen bezw. Klötze vorhanden, wie Bücher in der Bibliothek vorhanden sind. Die das Buch vertretende Schachtel ist vorne mit der Buchnummer versehen, oder, wie in Hamburg, mit dem Titel des Werkes. Dieser Apparat schiebt sich nun langgestreckt und nicht zu hoch, so daß ein normal großer Mensch noch gut die oberste Reihe lesen kann, vor das Büchermagazin. Der eintretende Benutzer hat jetzt also sämtliche in der Bibliothek vorhandene Büchertitel (resp. Katalognummern) vor sich, und zwar nach Wissenschaften geordnet. Ein Teil der Titel erscheint auf farbigem, der andere auf weißem Grunde. Erscheint ein Titel auf weißem Grunde, so heißt das: das Buch ist vorhanden, auf farbigem Grunde: das Buch ist verliehen. Sobald nämlich der Bibliothekar ein Buch ausleiht, zieht er die kleine Schachtel, die auf der dem Publikum zugewandten Seite den Titel auf weißem Grunde, und auf der andern Seite den Titel auf farbigem Grunde zeigt, heraus, dreht sie um, so daß jetzt die farbige Seite dem Publikum zugewandt ist. Bei der Rückgabe eines Buches wird entsprechend verfahren. Diese Einrichtung erspart dem Bibliothekar das umständliche und zeitraubende Suchen. Die Abfertigung geht also sehr schnell von statten und das Publikum hat stets eine genaue Kontrolle, welche Bücher vorhanden sind. Der Nachteil liegt in der

völligen Mechanisierung des Betriebes. Das junge Mädchen, das sich unter „Nora oder Das Puppenheim" so eine rechte Backfischlektüre, in denen die Puppen eine Hauptrolle spielen, vorgestellt hat, und nun, da der Indikator das Buch also vorhanden bezeichnet, es fordert und auch erhält, wird natürlich einigermaßen über den Inhalt erstaunt sein. Wer in der Literatur bewandert ist, wird sich ohne Schwierigkeit eine Reihe ähnlicher Titelirrungen vorstellen können.

Neuerdings bricht sich nun die Erkenntnis immer mehr die Bahn, daß es weniger darauf ankomme, Bücher in Massen hinauszuwerfen, um recht hohe Entleihziffern zu erzielen, sondern daß man die Arbeit individuell gestalten müsse. Ganz besonders ist der Bibliothekar Walter Hofmann-Leipzig in längeren und kürzeren Abhandlungen für diese Reform des Ausleihbetriebes eingetreten.

Will man individuelle Erziehungspolitik in der Bücherei treiben, so kommt es zunächst darauf an, das Individuum kennen zu lernen. Das ist in einem kleinen Büchereibetrieb ohne viel Schwierigkeiten möglich; aber nicht in einer großen mit mehreren Tausend Benutzern rechnenden Bücherei. Hier hat nun Hofmann, wie es scheinen will, einen recht glücklichen Ausweg gefunden, durch Einführung des sogenannten „Leserheftes", das schon seit 6 Jahren in der Freien öffentlichen Bibliothek in Dresden-Plauen im Gebrauch ist, und seither von einer Reihe von größeren Büchereien eingeführt wurde. In dieses Heft wird jede Entleihung der Reihe nach eingetragen und die Leser werden angehalten, hinter den Buchtitel in eine besondere Rubrik ihr Urteil über das entliehene Werk ganz kurz einzutragen, also z. B.: G — gut, oder N — nicht, oder „zu schwer", „zu traurig" oder dergleichen. Aus diesem Urteil und auch aus den Entleih- und Rückgabedaten wird nun der Bibliothekar sich bald ein Bild machen, wes Geistes Kind der Leser ist. Unterstützen kann man das noch dadurch, daß der Leser zwei ganz verschiedenartige Bücher über denselben Gegenstand erhält, die Ablehnung des einen und die Annahme des andern Werkes wird meist ebenfalls einen Schluß auf die geistige Aufnahmefähigkeit des Lesers erlauben. Eine Schwierigkeit wird sich der vollen Ausnutzung dieser Einrichtung entgegenstellen: dem Bibliothekar fehlt während der Ausleihe Zeit und Ruhe sich klar zu machen, welche Bücher auf Grund des Leserheftes wohl am geeignetsten für den Entleiher sein werden. Mit Recht ist darum zu fordern, daß der Ausleihbetrieb nie ein derartiges Tempo annehmen darf, daß dem Bibliothekar diese Arbeit nicht mehr möglich ist. Noch intensivere Förderungsarbeit freilich wäre dann möglich, wenn der Bibliothekar das Leserheft außerhalb der Ausleihstunden zur Durcharbeitung zur Hand hätte. Tatsächlich setzt Hofmann auch diesen Gedanken in die Praxis um durch die Einführung des Parallelheftes, d. h. also es bleibt ein Heft in der Bücherei und wird hier in gewissen Zwischenräumen von dem Bibliothekar, oder in gemeinsamen Sitzungen des höheren Beamtenkollegiums der Bibliothek durchgearbeitet; dann wird eine individuelle Zusammenfassung in das Heft eingeschrieben. Sie erstreckt sich immer auf folgende Punkte: Erstens: vermutlicher Standpunkt und Bedürfnis des Lesers; Zweitens: Eine Reihe von Büchern, die dem Leser in der nächsten Zeit in die Hand zu spielen sind; Drittens: Fragen, die dem Leser bei seinem nächsten Besuch vorzulegen, Anregungen, die ihm zu geben sind. Damit wären wir dann tatsächlich auf einen Punkt der individuellen Leserförderung angekommen, der wohl kaum noch zu übertreffen ist. Auf die mancherlei interessanten technischen Fragen und Einzelheiten kann ich hier leider nicht eingehen, sondern nur auf die Artikelserie: „Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bibliothek" von Walter Hofmann verweisen, die im „Volkbildungsarchiv" (Carl Heymans Verlag, Berlin) erschienen ist.

Diese intensive Förderungsarbeit wird natürlich nur immer bei einem Teil der Leserschaft nötig sein. Bei dem größten Teil wird das einfache Leserheft genügen, um eine sachkundige Beratung zu gewährleisten, denn die ernster Strebenden sind auch bei den Bibliotheksbenutzern, wie überall im Leben, in der Minderzahl. Trotzdem bedeuten die von Hofmann veröffentlichten und vertretenen Lehrsätze eine völlige Abkehr von dem bisher gepredigten Dogma: „Die Bibliothek darf auf keinen Leser verzichten." Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die von Hofmann gewünschte Bibliothek, die nicht nur durch die oben angedeuteten Wege, sondern auch noch durch andere Einrichtungen, wie z. B. „dem bedingten Lesegeld" der Vielleserei entgegengearbeitet und individuelle Förderungsarbeit leistet, sich beschränken muß. Sie wird oft sogar leichten Herzens, auf einen Leser verzichten, denn sie wird nie über eine gewisse Leserzahl hinausgehen können, will sie nicht auf ihre individuelle Arbeit Verzicht leisten. Sie wird sich also immer davor hüten, von ihren Lesermassen einfach erdrückt zu werden. Wer hat nun Recht? Die Alten, die auf keinen Leser verzichten wollen, oder die neue Richtung? Gewiß ist es um manchen Leser nicht schade, und jede Bibliothek sollte gern auf den Typ des gedankenlosen Vielliesers verzichten; es besteht aber in Ausnahmefällen auch ja die Möglichkeit, daß vielleicht unentwickelte, aber entwicklungsfähige Elemente durch die Einschränkung leiden. Das alte Dogma muß aber schließlich zu einem verwässerten Bildungsbetrieb führen, das neue dazu, das Individuum zu fördern; es hilft also mit, Einsen vor die Nullen zu stellen, und das ist, solange man eben nicht alle Nullen zu Einern machen kann, und so weit sind wir heute in keiner Beziehung, der einzig mögliche Weg zur Werthebung der Gesamtheit, erst durch die Einsen bekommen die Nullen ihren Wert.

Schalksecke

Genealogisches

anknüpfend an ein Tröpflein vom Blute Karls des Großen

Da ging jüngst wieder eine „höchstinteressante" Entdeckung durch die Zeitungen: ein Herr Archivar hat den Nachweis erbracht, daß Bismarck ein Nachkomme Karls des Großen war; allerdings nicht in legitimer Linie, sondern unter Zuhilfenahme eines Seitensprunges des Sohnes des Landgrafen Philipps des Großmütigen von Hessen zu einer Kasseler Bürgerstochter, die zu einer Ahnfrau der Bismarck wurde. Da nun die Ahnenreihe jenes Philipp bis auf den großen Karl zurückgeführt wird, soll also auch „in Bismarcks Adern ein Tröpflein vom Blute Karls des Großen" herumgerollt sein.

Man kann es sich kaum verkneifen, solche Blutsverwandtschaftsnachweisphrasen komisch zu finden; denn die Tröpflein vom Blute Karls des Großen zirkulierten zur Zeit der Geburt des Eisernen Kanzlers schon über tausend Jahre — wer weiß in wieviel hunderttausend Mitteleuropäern!

Früher brachten es die Geschichtsschreiber großer Herren mit Leichtigkeit fertig, deren Geschlecht mindestens bis auf die Helden des Trojanischen Krieges zurückzuführen. Das war geradezu Mode. Der Kosmosgraph Maximilians I., Johann Stabius, leitete des Kaisers Stammbaum sogar bis in den Kasten Noahs hinein. Als Maximilians Hofnarr Kunz von der Rosen dies erfuhr, zog er einen Gulden aus der Tasche und überreichte ihn dem Stabius mit den Worten: „Hab Dank, mein lieber Stabius; durch dich weiß ich nun, daß der Kaiser von Noah her mein naher Vetter ist." Maximilian soll hierauf der Sache nachgedacht und das Lächerliche solcher Schmeichlerprodukte eingesehen haben.

Eine witzige Satire leistete sich anno 1865, als mehrere Prätendenten auf die schleswig-holsteinischen Herzogtümer auftauchten, der Lahrer Hinkende Bote in seiner Illustrierten Dorfzeitung:

Neue Erbansprüche an Schleswig-Holstein.

Es werden wirklich so viele hinkende Erbansprüche auf Schleswig-Holstein geltend gemacht (die letzten Prätendenten waren Schulze und Müller in Berlin), daß der Hinkende durchaus nicht einsieht, warum er mit den seinigen noch länger hinterm Berge halten soll. Der Hinkende stützt seine Ansprüche auf folgende historische Tatsachen:

Der erste Herzog von Schleswig, Knut Laward, der ums Jahr 1115 herum regierte und welcher gelegentlich von dem Prinzen Magnus totgeschlagen worden ist, wofür die Schleswiger dann wieder den Magnus totschlugen und den Knut heilig sprachen, dieser Knut Laward hatte ein Andergeschwisterkind großmütterlicherseits, welches wieder seinerseits zu dem Stallmeister des Herzogs in Liebe entbrannte, mit ihm durchging und sich mit ihm in Gretna-Green trauen ließ. Der Herzog war so gescheit, das fait accompli anzuerkennen, verzieh dem liebenden Paare und rief es an seinen Hof zurück. Nachdem Herzog Knut seine neue Stellung als Heiliger angetreten hatte, wollte der Stallmeister seine Erbansprüche auf den herzoglichen Thron geltend machen, mußte jedoch wieder davon abstehen, da es damals unglücklicherweise für ihn noch keinen Bundestag gab, bei dem man so etwas riskieren konnte. Diesem Umstande hatte es Knuts Sohn, Waldemar, zu verdanken, daß er unbelästigt den Thron seines Vaters besteigen konnte und als Waldemar I. Herzog wurde. Der Stallmeister protestierte und zog sich auf seine Güter zurück.

Und nun aufgepaßt, Ihr Gelehrten der Dorfzeitung, jetzt kommt die Hauptsache: Dieser Stallmeister und Kronprätendent hieß Hinko und hatte nur ein Bein, statt des andern aber einen Stelzfuß. Nun ist aber klar, daß Hinko gleichbedeutend ist mit „Hinker" oder „Hinkender" und diese Uebereinstimmung der Familiennamen, so wie die Uebereinstimmung der einbeinigen körperlichen Verhältnisse berechtigen den Hinkenden zu der sicheren Ueberzeugung, daß er den Stallmeister und Prätendenten Hinko als seinen Stammvater zu betrachten habe. — Daß der Stallmeister eigentlich keine Nachkommenschaft hatte, ist ein zu unbedeutender Umstand, um bei solchen Erbansprüchen groß ins Gewicht zu fallen.

Und nun fordert der Hinkende die Gelehrten und Diplomaten der Dorfzeitung auf, seinen Namen auf den Speisezettel der Prätendenten für Schleswig-Holstein zu setzen und gestützt auf die angeführten historischen Tatsachen seine Ansprüche in einer Denkschrift von ca. 1000 Bogen zu verarbeiten, welche Denkschrift sodann der Hinkende durch seinen Adjunkten dem Bundestag unterbreiten wird.

Wird der Hinkende Herzog, woran kaum zu zweifeln, so verspricht er seinen Schleswig-Holsteinern:

1. Ihre 70 Millionen Schulden auf seine Privatkasse zu nehmen und nach und nach aus dem Kalender-Honorar abzutragen.

2. Erst nach Bezahlung dieser Schulden sich in Kiel feierlichst und nach Königsberger Muster krönen und seine Frau frisieren zu lassen.

3. Verspricht er die bei der Thronbesteigung üblichen Sachen, als da sind: Konstitution, Preßfreiheit, Steuerverweigerungsrecht, Ministerverantwortlichkeitsgesetz, Wehrverfassung usw.

4. Und endlich verspricht er alles, was er versprochen hat, zu halten, soweit die Zeitverhältnisse solches zulässig machen.

Der Hinkende.

Der Sammelkasten

Aus alten Zeitungen

Daß Papier geduldig ist, weiß jedermann; aber wie geduldig es unter Umständen sein muß, illustrieren reizend die folgenden Proben, die einer im Jahre 1846 erschienenen damals weit verbreiteten Zeitschrift entnommen sind.

Ein seltsames Naturereignis: In Berlin ereignete sich dieser Tage ein eigentümliches Naturspiel. In einem der Hotels unter den Linden befanden sich zwei mit exotischen Pflanzen gefüllte Doppelfenster, welche, fast luftdicht verschlossen, von einem Bedienten tagtäglich mit außerordentlichen Massen Wasser überschüttet wurden. Das wenige Erdreich, das die Pflanzen umgab, konnte natürlich diese ganze Wassermenge nicht konsumieren, und so bildeten sich dann innerhalb der Fenster förmliche Wolken. Der Besitzer kam angesichts dieser Wolken auf die Idee, durch Erwärmung oder Erkältung derselben Experimente anzustellen, welche auch vollkommen gelangen. — Die Erwärmung dieser eingeschlossenen Luft hatte allemal ein kleines Gewitter, die Erkältung aber einen ziemlichen Schneefall zur Folge. So unwahrlich diese Erscheinung klingt, so bestätigten doch mehrere Beobachter die Wahrheit desselben.

Curieuse Erfindungen: Ein neues Pariser Blatt: Journal du Dimanche, bringt uns wieder eine neue Erfindung, von welcher ein gewisser Herr Dujounel in Paris vor einem großen Publikum erstaunliche Proben abgelegt haben soll. Dieser Herr bringt die ihm innewohnende Gedächtniskraft in Verbindung mit einem Daguerreotyp- (Photographie-) Apparat zur Erzeugung von Lichtbildern. Und zwar geschieht dies auf folgende Weise: Herr Dujounel fixiert die Gegend, das Monument, die Person welche er abbilden will, in freier Luft unverwandten Blickes eine Viertelstunde lang, um so das Bild des Gegenstandes genau in sich aufzunehmen. Hierauf begibt er sich in das Gemach, welches den Daguerreotyp-Apparat enthält, nimmt eine in gewöhnlicher Weise zubereitete Daguerreotypplatte, sieht diese etwa fünf Minuten lang fest und unbeweglich mit sicherem Blicke an, und siehe da! dieselbe nimmt nun das Bild, das der Meister vorhin in sich aufgenommen und ausgeprägt hatte, vollkommen auf. Nachdem dies geschehen, bringt er die Platte in den Apparat, setzt sie in demselben den Einwirkungen der Lichtstrahlen aus, und nach wenigen Augenblicken erscheint das Bild mit allem, selbst den kleinsten Einzelheiten auf der Platte und läßt sich nun mit jedem andern Lichtbild fixieren.

Abermals eine große Erfindung, an der ein Franzose seit neunundzwanzig Jahren gearbeitet hat! Er bläst den Tabaksrauch so künstlich aus Mund und Nase, daß feine Augen Tulpen und Hyazinthen, Paläste und Kirchen, ja ganz ähnliche Porträts erkennen und in Rauch aufgehen sehen. Der Rauchkünstler bereist nun die Hauptstädte Europas und hat eine große Kiste Ringen und Dosen zu Präsenten bei sich.

Neuestes Projekt zu einer Hunde-Eisenbahn: Zwei Engländer kamen jüngst in Belgien auf den sublimen Einfall, zwischen Blankenberghe und Brügge eine Hunde-Eisenbahn zum Transport für Fische, Briefe u. dergl. zu errichten, und haben bereits auch einige reiche Associés gefunden, die das Unternehmen mit Geldkräften unterstützen, so daß die neue Hundepost binnen Kurzem ins Leben treten kann. Zum Zwecke des Weitertransports von Fischen werden vier Hunde an einen leichten, mit zwei Fäßchen voll Fische beladenen Wagen gesattelt und, nachdem sie vorher ausgehungert worden, mittelst eines in einiger Entfernung von ihnen angebrachten Stückchen Fleisches, das an dem vom Wagen ausgehenden Leitseile befestigt und als Lockspeise angehängt ist, zum schnellen Laufe angetrieben. So sind sie durch diese ihnen stets vor Augen und Nase schwebende Speise, die ihre Gier stachelt und ihnen erst nach vollbrachter Fahrt ausgeliefert wird, zum beständigen, ununterbrochenen Marsche forciert. Sollen Briefe spediert werden, so wird eine leichtbewegliche Maschine auf die Schienen gebracht, statt den gewöhnlichen Hunden werden aber dann ein paar Windhunde eingezäumt, diesen ein toter oder ausgestopfter Hase, der vor ihnen zu fliehen scheint, vorgespannt und nun die armen hungernden Tiere auf die vorauseilende Beute gehetzt. Die Unternehmer meinen, man werde sich nach und nach schon an diese neue Sache gewöhnen.

Sind das nicht Münchhausiaden reinsten Wassers?

Wegweiser der Lese

Bücherbesprechungen

Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert von Theobald Ziegler. Ungekürzte Volksausgabe. Berlin 1911 bei Georg Bondi. 5,50 Mk.

Nichts ist wohl für die Bildung des Menschen wichtiger, als sich klar zu werden über den Sinn und Wert der letzten Vergangenheitsepoche. So versucht das Buch von Ziegler in großen Linien den geistigen Gesamtinhalt des 19. Jahrhunderts darzustellen und zu gruppieren. Philosophie, Kunst, Politik, Naturgeschichte, alles wird nebeneinander entwickelt, verglichen, kritisiert. Für jeden, der einmal zusammenhängend das Ganze dieser seltsam erregten Zeit überblicken möchte, ist Zieglers Buch durchaus zu empfehlen. Freilich sehr neuartig und leidenschaftlich ist die Auffassung nirgends —: der Verfasser bemüht sich gerade, möglichst ruhig, gewissermaßen die in gebildeten Kreisen heute herrschende Durchschnittsanschauung zu reproduzieren. Besonders die ästhetischen Urteile sind etwas blaß, hergebracht, wenig tief erlebt. Und von revolutionären Geistern wie Nietzsche beobachtet Ziegler doch eine, wie mir scheint, etwas zu große „Objektivität". Gerade jetzt — dreißig Jahre nach der Publikation des Zarathustra — ist es sicherlich durchaus an der Zeit, klar und energisch dem Fall Nietzsche gegenüber Stellung zu nehmen. Ziegler meint, man könne immer noch nicht wissen, ob er ein Irrlicht oder ein Gestion gewesen sei. Diese Unentschiedenheit im Urteil wirkt denn doch etwas matt. Der Wert des Buches liegt in der überaus durchsichtigen Anordnung der Stoffmasse. Zwölf gute Porträttafeln führender Geister sind dem Bande eingeheftet.

Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen von Karl Voll. Erster Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München 1913, brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk.

An großen Kunstgeschichten ist kein Mangel: man pflegt in derartigen Werken alle Künstler historisch nacheinander aufzuzählen und von ihrem Leben und ihren Hauptwerken zu berichten. Die Kenntnis der einzelnen Bilder wird gewissermaßen vorausgesetzt. Der Verfasser hat nur Zeit, allgemeine Betrachtungen zu geben. Karl Voll, der bekannte Dozent an der Münchener Universität, schlägt einen ganz anderen und wesentlich neuen Weg ein. Er behandelt nur einzelne Bilder, diese aber mit äußerster Gründlichkeit. Und nach eingehendsten Studium des Details eröffnet er dann erst den Blick in die großen Probleme. Mir scheint, das ist für Lernende der einzig vernünftige Weg. Dies solide Sich-Versenken ist der beste Schutz gegen alle Phrasenhaftigkeit und gegen jedes „poetische" Getue. — Der erste, vorliegende Band behandelt die Altniederländer und Altdeutschen, und in Volls Methode selber ist etwas von dem klaren sauberen Licht jener liebevoll reinlichen Meister. Manchem mag die Analyse bisweilen fast nüchtern erscheinen, aber zu Beginn des Studiums ist Zucht des Temperamentes und ruhige Echtheit des Auffassens besser als jedes Genialsein-Wollen. So ist das reich illustrierte Werk ein Schulbuch vorzüglichster Qualität; hier werden sorgsam und klug die Steine

behauen; das erste notwendige Handwerkzeug der Kunstwissenschaft bietet sich dar. Jeder muß diese Erziehung in der Werkstatt durchmachen. Wer Kraft und Geist genug hat, mag dann immerhin später Flüge in große psychologische Gesamtschilderungen wagen. Das Fundament einer so positiv ruhigen Schulung, wie sie Volls Buch entwickelt, wird ihn stets vor Geistreichelei und Ikarusstürzen bewahren.

Alfred Rethels Briefe. In Auswahl von Josef Ponten. Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1912.

Jeder Deutsche kennt und bewundert den harten, herben Monumentalstiel Rethels. Eine echt germanische Reckenfigur muß dieser Künstler gewesen sein, denkt man vor den Bildern. Nun haben wir seine Briefe in der Hand — und sind sehr überrascht. Dieser gewaltige Freskomaler hatte eine reizbare, spinnwebfeine Seele Das Schaffen quälte und marterte ihn entsetzlich. Ganz jung bekam er die größten Aufträge, an Geld und Anerkennung fehlte es nicht; aber der Körper ist zu zart für das wilde Sich-Losringen der Schöpfungen. Die tiefste Künstlertragik vollzieht sich hier: an sich selber ging Rethel zugrunde. Unwiderstehlich treibt ihn etwas zum Schaffen, und die herrlichsten Werke entstehen, aber zugleich stöhnt und klagt der Künstler und spürt schaudernd, daß er diesen inneren Aufruhr nicht lange aushalten wird. Als letzte Rettung wählt er sich dann eine Braut, ein stilles feines Mädchen; in dem Frieden eines Heimes hofft er Ruhe und Gesundheit zu finden. Bald nach der Hochzeit wird die junge Frau schwer krank und bedarf selber der Pflege. Rethel steht wieder ganz allein da, ewig kämpfend mit der Geburtenqual seiner Werke. Da bricht der Übernervöse zusammen. Mit 36 Jahren wurde Rethel unheilbar geisteskrank. So wird in diesen Briefen ein Künstlerdrama lebendig: schicksalsdunkel, grausam und erschütternd. Für den Helden gibt es von Anfang an kein Entrinnen, dämonisch fordert die Schaffensleidenschaft ihr Opfer. Rethel fühlt, daß in dem Becher seiner Kunst Lebensgift ist, aber er kann nicht anders, er trinkt ihn doch. Das Außen, die Wirklichkeit mit ihren Zufällen mag wohl die Katastrophe beschleunigen, das innere Schicksal ist von vornherein besiegelt. Der zarte Leib hält die Flammenseele nicht aus. Da mußte früh das Gefäß des Körpers zerschmelzen. Rudolf von Delius.

Gedenktafel

Am 25. Oktober 1800 wurde der englische Staatsmann und Schriftsteller Thomas Babington Macaulay geboren. Durch seine glänzend geschriebene „Geschichte Englands" und mehrere „Essays" hat er sich einen hervorragenden Platz unter den neueren Schriftstellern gesichert.

Am 27. Oktober 1830 starb der großherzoglich sächsische Kammerherr und Kammerrat August Goethe, der Sohn Goethes und der Christiane Vulpius. August von Goethe hatte eine (früh gestorbene) Tochter und zwei Söhne, die beide kinderlos starben.

Am 28. Oktober 1466 wurde in Rotterdam der Humanist Desiderius Erasmus geboren.

Am 28. Oktober 1887 starb in Göttingen der bekannte Literarhistoriker Karl Goedeke.

Am 30. Oktober 1910 starb in Heiden der schweizerische Philantroph Henry Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention.

Zuschrift

Herr Oberlehrer Lorenz Mack aus Düsseldorf schreibt uns auf die betreffenden Lesepostnotizen in Heft 39: „Zum Widerstreit der Meinungen über das Äckersche möchte ich für die süddeutsche Herkunft eintreten. Erstens ist mir das Liedchen von Frankfurt her nur als schwäbisches bekannt, wofür ja außerdem die Formen Schätzele, Maidle, seischte unzweideutigese Zeugnis ablegen; es muß natürlich dementsprechend auch Äckerle gelesen werden. Hessisch hieße es auch Lies'sche. Einzig ingebildt ist unschwäbisch. — Ferner kann ich der Korrektur der Auslegung von „talpen" nicht beipflichten. Die ursprüngliche Bedeutung ist „schwerfällig gehen". In diesem Sinne war einem Hamburger Freunde die Bezeichnung „Talpes" — übrigens masculini generis — für ein Dienstmädchen geläufig. Ob das lateinische „talpa" (Maulwurf damit zusammenhängt, wage ich nicht zu entscheiden.

Vereinsmitteilungen

Der Südbayerische Volksbildungs-Verband

verschickt soeben den von Universitätsprofessor Dr. E. Sieper aufgestellten Arbeitsplan für das Vereinsjahr 1913—14, der in übersichtlicher Weise in die Bestrebungen des Verbandes einführt. Zu den erfolgreichsten Unternehmungen des Verbandes sind die literarischen und musikalischen Unterhaltungsnachmittage zu rechnen. Als die methodischen Grundlagen dieser Veranstaltungen können bezeichnet werden: Einheitliches Programm; Wechsel von literarischen und musikalischen Darbietungen und einführender Vortrag. Dieser einleitende, allgemeinverständlich gehaltene Vortrag soll keineswegs literarhistorisches Wissen vermitteln, sondern lediglich anziehende Vorbereitung für die nachfolgenden Darbietungen sein. In den Programmen selbst lösen sich Rezitationen von Gedichten mit Vortägen von Liedern und Gesängen nach Texten desselben Dichters ab. Nach obigen Gesichtspunkten hat der Verband zuerst in München, später auch in kleineren Provinzstädtchen volkstümliche Abende abgehalten. Der Erfolg war so günstig, daß diese Veranstaltungen beibehalten und sorgfältig ausgebaut werden. Um das Unternehmen zu fördern, hat sich ein besonderer Ausschuß gebildet, dem maßgebende Persönlichkeiten des musikalischen und literarischen Münchens sowie einflußreiche Freunde der Volksbildung angehören.

Seit vier Jahren veranstaltet die künstlerische Volksbühne, das Wandertheater des S. V. V., Vorstellungen klassischer und moderner Schauspiele und Lustspiele. Im kommenden Winter beabsichtigt der Verband seine Theateraufführungen in umfangreicherem Maße fortzusetzen, um für Bayern eine wirkliche Volksbühne zu schaffen. Im Spielplan sind vorgesehen: Goethe: Faust I. Teil, Iphigenie auf Tauris, Torquato Tasso; Schiller: Kabale und Liebe; Shakespeare: Othello, Der Kaufmann von Venedig, Der Widerspenstigen Zähmung; Hebbel: Maria Magdalena, Gyges und sein Ring; Lessing: Minna von Barnhelm, Nathan der Weise; Hans Sachs: Der fahrende Schüler im Paradeis, Der Krämerskorb, Der bös' Rauch; Friedrich Lienhard: Der Fremde; Hugo von Hofmannsthal: Tor und Tod; Molière: Der eingebildete Kranke, Der Geizige u. a.

Ferner veranstaltet der Verband Wanderausstellungen künstlerisch wertvoller Reproduktionen nach Bildern alter und neuerer Meister, welchen in einfachen geschmackvollen Rahmen zu billigen Preisen an Ort und Stelle käuflich sind. Die Preise sind so niedrig gehalten, daß jedermann imstande sein kann, sich etwas aus dem Vorgeführten zu kaufen. Demselben Zweck: die Schundware zu bekämpfen und den Geschmack an guten Werken zu fördern, dienen auch die Bücherausstellungen gegen die Schmutz- und Schundliteratur, in denen zahlreiche Beispiele von Schundromanen vorgeführt werden. Einführende Vorträge geben die nötigen Erläuterungen. Hand in Hand damit geht eine Propaganda für gute und billige Volksliteratur, über deren wichtigste Erscheinungen eine umfangreiche Sammlung Auskunft gibt. Der Verband übernimmt auch die Gründung von Volksbüchereien. Anfragen jeder Art sind zu richten an den Schriftführer Freiherrn von Karg-Bebenburg, München O 27, Jensenstr. 1.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 44 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Der St. Hubertus-Lese zum Geleit

Jagen, Hetzen und Federspiel
Geben dem Herzen Freuden viel,
Stärken den Leib, frischen das Blut,
Zieren so manchen guten Mut.
Ja wenn das Hirschlein einher springt,
Und das Windspiel auf es zu dringt
Wohl über Berg und tiefe Tal,
Das hören gibt ein reichen Schall,
Deß sich erfreut der Jägersmann,
Wann er im Netz es fällen kann,
Damit er hab ein bislein Gut,
Wann er will haben guten Mut
Und trinken frischen, kühlen Wein,
Doch muß allzeit Geld darbei sein.

Alter Weidmannsspruch aus dem Jahre 1574.

Der Has im Kessel

Von Ludwig Ganghofer

Es ist das ein anderer Kessel, als jener, an welchem die schöne Leserin diesem Titel gegenüber denken mag — nicht der Kessel, in welchem das Wasser brodelt über dem knisternden Herdfeuer, sondern jener „Kessel", in welchem die Sprößlinge derer von Lampe in des Wortes grausamster Bedeutung für die Bratpfanne „geliefert" werden, der Feldbezirk, in welchem sie jeweilig der Weidmannsfreude, der Schießlust und dem menschlichen Nützlichkeitssinn nach Hunderten zum Opfer fallen. Zwanzig bis dreißig Jäger mit der doppelten Anzahl von Treibern spannen um einen Komplex offener Felder einen weiten Kreis, der im Durchmesser oft eine halbe Stunde und darüber mißt. Hat sich die rund gezogene Kette geschlossen, dann rücken Jäger und Treiber langsam gegen den Mittelpunkt. Immer enger schrumpft der Kreis zusammen, mehr und mehr verringern sich die Abstände zwischen den einzelnen Schützen, nach allen Richtungen brechen die aufgescheuchten Hasen aus, und die Mehrzahl von ihnen hat die todbringende Erfahrung zu machen, daß die ledig gewordene Feuerkraft des Pulvers die Schrote flinker trägt, als den Hasen seine hurtigen Läufe. Für manches Brüderlein Lampe jedoch, wie für die Erhaltung des langgelöffelten Geschlechts ist es nur gut, daß sich die Jäger in zwei Klassen teilen, in gute und schlechte Schützen. Der Geschmack und die Weisheit der Hasen läßt nur die letzteren als „Menschen" gelten — die ersteren halten sie für Füchse, die sich vom echten, waldgebornen Reineke nur dadurch unterscheiden, daß sie sich den Pelz beim Kürschner kaufen, statt ihn auf eigener Haut wachsen zu lassen.

Schon in früher Morgenstunde, kaum ist es Tag geworden, sammeln sich an der zum Rendezvous bestimmten Stelle die Treiber, in Aufzügen und Vermummungen, deren merkwürdiger Zusammensetzung kaum die Schilderungsgabe eines Zola gerecht würde. Meist sind es Bauern und halbwüchsige Burschc aus den Dörfern, in deren Gemeindebezirk das Jagdterrain gelegen ist. Doch mischt sich unter sie aus der nahen Stadt auch manch ein fragwürdiger Geselle, dem das Schneeschaufeln zu langweilig wurde, und der sich neben dem Vergnügen, eine Hasenjagd mitzumachen, mit wenig Mühe und einigem Zähneklappern gern ein paar Mark verdient, um sie des Abends in Schnapswärme umzusetzen. In Gruppen stehen die Treiber umher, einige schüren wohl auch aus zusammengestohlenem Reisig im Straßengraben ein kleines Feuer, wärmen sich an der rauchenden Flamme die Hände und führen dabei eine recht saftige Unterhaltung.

Das Jagdpersonal erscheint, und der schnauzbärtige Oberjäger schwingt sich sofort durch einige gesunde Flüche zum Herrn der Situation empor. Nun rollt auch schon der erste Fiaker aus der Stadt heran, ein Rudel Treiber stürzt ihm entgegen, reißt die Coupétür auf und hilft einem mächtigen Pelzklumpen ins Freie, aus dem sich mit einiger Anstrengung der erste Jagdgast hervorschält. So rasselt Wagen um Wagen heran, und bald ist die Jagdgesellschaft vollzählig, die sich zusammensetzt aus echten, strammen Jägern in praktischer Kleidung, aus behäbigen Rentiers, welche die Jagd mehr als gesunde Bewegung denn als Vergnügen betrachten und nur mit den Augen und der roten Nasenspitze aus ihren warmen Hüllen gucken, und aus den richtigen, unvermeidlichen Sonntagsjägern mit gemsbartgeschmücktem Hütchen, braunem Samtkostüm, vielknöpfigen Gamaschen und nagelneuer Jagdtasche. Wer

solch einen samtenen Herrn im Kreis zum Nachbarn erhält, muß Musik vertragen können, wenigstens das Singen und Pfeifen der Schrote, die ihm gar bald um Ohren und Beine fliegen. Nur ein kotzengrobes „Himmelkreuzdonnerwetter" kann diese Musik für eine Weile beschwören.

Gleich an der Straße liegt der erste Kessel, der auch sofort umgangen wird. Gleichzeitig nach der entgegengesetzten Seite zieht sich die Kette auseinander, immer ein Schütze, dann zwei Treiber, wieder ein Schütze usw. Mit „Waidmannsheil" trennt man sich vom Trupp, und da mag es wohl geschehen, daß man von dem einen oder andern Jäger, während er die Patronen ins Lager schiebt, die lachenden Worte zu hören bekommt: „Möchte nur wissen, wie es jetzt den Hasen zu Mute ist?"

Wie es ihnen zu Mute ist, den Hasen im Kessel?

Nehmen wir im Geiste einen Tropfen des Wundertrankes auf die Zunge, den der Zauberer Merlin erfunden und welcher das Menschenohr für die Sprache der Tiere erschließt. Nun vorwärts und quer hineingewandert in den Kessel! — Schnee, bald dünn gestreut, bald zu dicken Streifen angeweht, liegt über den holprigen Furchen. Zu Hunderten kreuzen sich die Hasenfährten. Da und dort am Rande des Kessels ist auch schon ein Lampe vor den Jägern lebendig geworden, steuert in Eile dem tiefern Walde zu, macht ein Männchen — oder einen „Kegel", wie die Jäger sagen, — bockelt eine Weile noch gemütlich umher und duckt sich wieder zum Schlaf mit offenen Augen. Noch kennen diese erste Flüchtlinge keine Sorge; sie sind es vom Sommer und Herbst gewöhnt, durch den seine Felder begehenden Bauern aus dem Lager gescheucht zu werden. Hier liegt ein Häslein tränmend in tiefer Furche, zur Kugel gerollt, nur manchmal zwinkert es mit den „Lichtern" und rührt ganz leise die weißen Borsten seines Barts; dort kauert ein Pärchen, warm aneinandergeschmiegt; hier wieder lugen zwei schwärzliche Löffelspitzen aus dem Schnee; das kluge Bürschlein, das zu ihnen gehört, hat sich einschneien und verwehen lassen und spürt nun in seinem weißen Häuschen weder Wind noch Kälte; dort, auf dem Grenzrain zwischen zwei Feldern, steht ein einsamer Dornbusch, vor welchem sich zwei „Heurige" lustig umhertummeln, mit so possierlichen Sprüngen, als wären sie die dekretierten Spaßmacher des Hasenkönigs. Mitten im Busch liegt die alte Häsin mit mütterlicher Würde im aufgescharrten, welken Laub und schaut mit verschlafenen Augen dem Spiel ihrer Kinder zu. Neben ihr rumort der wollige Herr Gemahl in der Streu umher und macht vergebliche Anstrengungen, sich warm und weich zu betten. Die Gattin wirft ihm mißbilligende Blicke zu und schnauzt ihn schließlich an: „Was hast du nur immer! Nicht einen Schnaufer lang kannst du dich ruhig halten!"

„Jawohl! Ruhig halten! Bei diesem Wetter!" brummt Herr von Löffler. „Ach! Ist das eine Kälte! Und der Wind, der einem durch alle Knochen fährt!"

„Du Wehleider, du alter!"

„Wehleider? So? Ich möchte nur dir einmal das Zipperlein wünschen, wie es mich plagt in allen Läufen! Dieses Reißen, Zwicken, Beißen... oh!" Und mit schmerzlicher Miene zieht Herr von Löffler den linken Hinterlauf in die Höhe.

Seine Gattin hat nur ein schadenfrohes Schmunzeln für diese Klage. „Ja, siehst du, so hat es kommen müssen! Das ist nur deine gerechte Strafe, du alter Sünder, du verliebter! Denk nur daran, wie du es im letzten Frühjahr getrieben hast. Wo nur eine junge Häsin zu Hause war, hat man dich bockeln und scherwenzeln sehen, das ganze Revier hast du abgegrast, statt daß du vernünftig und zufrieden bei mir geblieben wärst. Ja — und jetzt wird gegreint — weil dich das verdiente Zipperlein beißt. Und ich, natürlich, ich soll jetzt die gutmütige Frau spielen, soll dich schön warm halten und soll dir den Schnee aufkratzen, damit du für deine alten Zähne etwas zu nagen findest! Hihi!" Es war ein recht spitziges, galliges Lachen, dieses Hihi!

Herr von Löffler kannte seine Gesponsin und ihren nimmermüden Widerspruchsgeist; er spielte also den Klugen, ließ die Löffel hängen und schwieg. Die Zanklaune der Gnädigen war nun einmal geweckt, und nun bekamen sie die Kinder zu spüren. „So laßt doch mal das dumme Gespringe, ihr ungezogenen Rangen!" schalt sie durch die dürren Zweige hinaus. Ihr erhitzt euch, und dann kann ich Tag und Nacht euren Husten mit anhören. Macht, daß ihr hereinkommt! Mir scheint, ich sehe den Fuchs schleichen!"

Der Fuchs — das wirkte. Ein Husch, und die zwei Jungen hockten neben der Mutter. Da behaupteten sie nun allerdings, daß sie nicht die geringste Furcht vor dem Fuchs empfänden. Er solle nur kommen, sie würden ihm mit den Läufen das rote Fell tüchtig gerben. Das erheiterte die Mutter, sie begann zu schwatzen, gab ihren Kindern gute Lehren, und als die Jungen vor Kälte ein wenig zu schauern begannen, vertröstete sie die Frierenden auf das warme Frühjahr.

„Da werdet ihr Augen machen, wenn der Schnee zergeht, wenn die Sonne so lau über die Felder scheint, und wenn die ersten grünen Gräslein aus dem Boden spitzen. Hoffentlich werden wir das alle miteinander frisch und gesund erleben. Denn, daß ich es euch nur gestehe, der Winter hat seine Mucken — es wäre möglich, daß da noch etwas geschieht. ...oh! Mich schüttelt's in allen Gliedern, wenn ich daran denke, wie das im letzten Winter war — damals als das große Hasensterben über uns kam! Es war ein Tag, just so wie heute, und just um diese Stunde. Vater und Mutter schliefen noch, ich aber saß draußen und putzte mich — da plötzlich sah ich ringsherum in weitem Kreise lauter schwarze Punkte,

die immer näher kamen und immer größer wurden." Frau von Löffler verstummte, äugte vorsichtig in die Ferne, und da fuhr sie erschrocken auf und kreischte: „O heiliges Löffelpaar! Mann! Mann! Die schwarzen Punkte!"

„Wo? Wo?" stotterte Papa Hase und rieb sich die „Lichter".

„Dort — dort — überall!" jammerte Frau von Löffler „Kinder! Kinder! Nur fort jetzt! Lauft, was ihr laufen könnt!"

Und wie der Wind sprangen sie alle vier zum Busch hinaus. Gleich in der nächsten Furche übersprangen sie eine alte Häsin, die sich verdutzt in die Höhe richtete.

„He, Frau Nachbarin! Was ist denn los!"

„Seht Euch nur um! Sie kommen — die schwarzen Punkte, immer näher, und bald hier, bald dort ging von einem dieser Punkte ein großes Wölklein auf, dem ein dumpfes Knallen folgte.

In Hunderten waren die Hasen schon auf den Beinen und rannten nach allen Richtungen durcheinander, setzten Männchen, lugten umher, stoben wieder davon, manche blindlings der Gefahr entgegen.

„Hoho, Frau Base! Heda, Herr Nachbar! Holla, Herr Vetter!" so riefen sie sich an. „Was ist denn los? Dieses Gerenne jagt einem ja die helle Angst in die Beine!"

Da kommt ein fetter, kugelrunder Hase mühsam herbeigehumpelt, von den schwarzen Punkten her, und rote Tropfen färben hinter ihm den Schnee. „Lauft! Rettet euch!" ruft er mit kläglicher Stimme. „Rennt, was die Läufe euch tragen! Der böse Tag ist da — das große Hasensterben!"

Seufzend kugelt er sich in den Schnee, macht noch einen letzten Sprung, tischhoch, und streckt alle Viere. Schreck und Grausen fassen die anderen, nach allen Seiten stieben sie dahin, suchen aus dem Kreise zu brechen — piff, paff, piff, paff — so manch ein Häslein ist mitten hineingesprungen in das große Hasensterben, und nur jenen ist wohl, die beim Durchbrechen der todbringenden Kette ein Glied mit braunem Samtkostüm erraten haben.

Dutzendweise liegen sie schon still im Schnee, aber auch dutzendweise sausen sie noch auf und nieder im Kessel, der sich immer enger zieht. Nur einer von ihnen schließt sich dem allgemeinen Rennen um Tod und Leben nicht an. Es ist ein alter Hase, sein Kopf ist beinahe weiß, und die Borsten seines Schnurrbarts sind gelb und abgestoßen. Seit Jahren bewohnt er das gleiche Gebüsch und deshalb nannte ihn seine Sippe den „Alten vom Busch". Langsam bockelt er von Furche zu Furche, und immer wieder lugt er bedächtig um sich. „Kenne das. Habe es fünf Jahre hintereinander mitgemacht. Kenne das!" so brummt er und sucht gemächlich den Mittelpunkt des Kessels zu gewinnen.

„Komm doch, Alterchen, komm doch mit! Es wird dich die Wolle kosten, wenn du bleibst!" rufen ihm die andern zu, während sie an ihm vorüberschießen.

Er aber schüttelt den Kopf und murmelt: „Rennt nur zu, rennt nur in euer Verderben! Kenne das!"

Jetzt hat er die Mitte des Kessels erreicht; hier duckt er sich in eine tiefe Furche, legt die Löffel zurück und rührt sich nicht wieder.

Piff, paff, so kracht es in der Runde, immer näher tönt der Hall der Schüsse und das Lärmen der Treiber. Ein Hornsignal läßt sich vernehmen, nur wenige Schüsse folgen noch, dann ist die Jagd zu Ende. Die Jäger spannen die Flinten ab, werfen sie hinter den Rücken und treten in der Mitte des ausgejagten Kessels plaudernd zusammen. Da...

Mitten zwischen den Jägern ist ein Hase aufgefahren, der „Alte vom Busch", und wie eine abgeschossene Pelzkugel fliegt er dahin. Bumm... bumm, bumm... bumm... kracht es unter lautem Gelächter hinter ihm her. Auf allen Seiten hört er die Schrote pfeifen, rechts und links von ihm fliegt Schnee und Erde auf; er aber murmelt nur: „Kenne das!" — und rührt noch flinker die Beine. Weit draußen im Felde hält er inne, setzt seinen Kegel und putzt sich die Schnauze, als möchte er den Jägern eine lange Nase machen und sagen: „Ketsch! Angeschmiert!" Dann trollt er über die Aecker zurück, seinem Busch entgegen. Wie leer ist nun das Feld, wie ausgestorben... nur die vielen roten Tropfen im Schnee geben ihm noch Kunde von seinen Genossen und ihrem Schicksal. Doch nein, dort in einer Furche regt sich etwas. Er trippelt hinzu, und da liegt sein bester Freund vor ihm, Herr von Löffler, in erbarmungswürdigem Zustande.

„O weh, mein alter Junge, mir scheint, dir ist es übel ergangen!"

„Ja, übel, recht übel!" stöhnt der alte Herr. „Ist das ein Tag! Mein Weib dahin... meine Kinder auch... und mir steckt etwas im Leibe, so schwer, daß ich nicht mehr auf die Läufe komme. Ich glaube, mein Stündlein hat geschlagen. Leb wohl. Alterchen... und wenn dein hübsches, kleines Bäschen noch am Leben ist... so grüße sie von mir... sag ihr, ich hätte sie geliebt bis in den Tod! Aber — laß nur meine Frau nichts merken... ach so, ich vergesse... sie kann's ja nimmer hören..."

„Du bist mir einer!" will der Alte vom Busch beginnen. Doch erschrocken schweigt er, blickt auf, und da sieht er eine vierschrötige Gestalt einhergeschritten kommen. „Adjes, Bruder! Kenne das!"

Mit spähenden Augen blickt der Bauer, der sich langsam nähert, im Feld umher. Ein vergnügtes Grinsen verzerrt sein Gesicht, als er den Hasen gewahrt, der in Todesangst vor seinen Füßen zappelt. Er packt ihn, gibt ihm mit einem Faustschlag ins Genick den Rest und schiebt ihn unter die Joppe. Mit scheuen Blicken schaut er noch einmal um sich — und schreitet weiter.

Nicht nur das Schlachtfeld, auch das Jagdfeld hat seine Hyänen.

Intelligenz und Familiensinn des Fuchses

Von F. Bergmiller

Die vielumstrittene Frage, ob der Fuchs dumm oder schlau sei, sei an folgenden beiden Beispielen erörtert:

Daß der Fuchs, wie alle Hundearten, nicht sehr scharf äugt, dieser Sinn vielmehr bei ihm am schwächsten entwickelt ist, lehren viele Fälle aus der jagdlichen Praxis. Eines Nachmittags sah ich gelegentlich eines Spaziergangs einen Fuchs aus einer Dickung ins Feld hinaus schnüren, um dort der Mäusejagd obzuliegen. Aus bloßer Neugierde machte ich den Versuch, ihn ohne jede Deckung, den hinter meinem Rücken liegenden Wald ausgenommen, anzubirschen. Reineke unverwandt im Auge behaltend und bei der geringsten Seitenbewegung des Fuchses regungslos stehen bleibend, schlich ich dem von mir weg trabenden Rotrock behutsam nach. Da er oft stehen blieb und auf Mäuse lauerte, verringerte sich der Zwischenraum zwischen mir und dem arglosen Fuchs immer mehr. Es fiel ihm gar nie ein, auch einmal nach rückwärts zu sichern, denn von dort glaubte er sich außer Gefahr. So war ich ihm bis auf etwa 50 Schritt nahegekommen, als er sich plötzlich umwandte; er starrte mich einen Augenblick betroffen an, dann schnürte er beruhigt näher, als wäre es ganz selbstverständlich, daß der regungslose Gegenstand dort mitten im Feld *kein* Mensch sein könne! Er schien sich nicht zu erinnern, daß dieser auffällige Gegenstand nicht da war, als er vor einigen Minuten an derselben Stelle vorüberkam. So trabte Reineke näher und näher, sah mich, als er nur noch 20 Schritt entfernt war, von unten herauf wie prüfend an, ohne die Richtung zu ändern. Zuletzt aber merkte ich es ihm deutlich an, daß ihm nicht mehr ganz wohl bei der Sache war, und endlich kam er zu der Gewißheit, daß er hier wieder einmal bei all seiner Vorsicht hereingefallen sei, und sprang mit entsetzten Fluchten zur Seite. Damals dachte ich bei mir: der Fuchs ist dumm, sonst könnte ihm so etwas nicht passieren.

Im Mai 1906 stand ich in der Frühe an einem Tags zuvor entdeckten Fuchsbau an, um die Fähe zu schießen. Gegen 5 Uhr kam ein halbes Dutzend Jungfüchse aus dem Bau und begannen zu spielen. Sie waren beinahe schon von Katzengröße. Nach einer Stunde, während der mir die Zeit keineswegs lang geworden war, trabte auch die Fähe auf den Bau zu, jedoch ohne Beute. Ich ließ mich verleiten, spitz von vorn auf die ohnehin durch Stangen gedeckte Fähe zu schießen. Sie überschlug sich und wurde flüchtig, ohne daß ich einen zweiten Schuß anbringen konnte, da ich eine Büchsflinte führte. Von den Jungen bekam ich drei Stück. Die übrigen entgingen dem Verderben. Nach etwa 14 Tagen meldete mir ein Jagdaufseher, daß er in einem Dachsbau, der vorher nicht befahren war, wie ich mich selbst öfters überzeugt hatte, Jungfüchse vermutete. Als ich mit ihm den Bau aufsuchte, wurde dort ein alter Fuchs flüchtig, auf den ich nachher stundenlang vergebens anstand. Kein anderes Kennzeichen, als ein paar winzige Federn verrieten, daß der Bau vielleicht befahren sei. Wir, zwei Jagdaufseher und ich, gaben uns alle Mühe, den alten Fuchs oder wenigstens die Jungen zu schießen, da in jenem Hauptbau mit dem Hund oder mit Graben nichts zu machen war. Da aber weder ein junger noch ein alter Fuchs sich blicken ließ, glaubten wir schließlich, daß der Bau am Ende doch nicht befahren sei, und gaben unsere Bemühungen auf. Als wir aber in den folgenden Tagen bald eine verlorene Rebhuhnfeder, bald ein Stückchen Hasenwolle fanden, die vor den Röhren wie zufällig zerstreut lagen, schöpften wir doch wieder Verdacht. Ich merkte mir schließlich jedes Federchen, jedes Wollstückchen, um konstatieren zu können, ob diese verräterischen Zeichen sich mehren würden.

Aber das Gegenteil trat ein: sie *verschwanden*. Endlich fand ich einige Schritte vom Bau entfernt eine Stelle, wo offenbar junge Füchse sich herumgetrieben hatten, und als untrüglichen Beweis dafür auch Losung, die von bereits sehr starken Jungfüchsen stammen mußte. Am andern Tag war auch diese verschwunden, also ohne Zweifel von der schlauen Füchsin weggetragen. Nun wußte ich, daß ich es mit einem *sehr schlauen* Fuchs zu tun hatte, den eine schlimme Erfahrung so klug und vorsichtig gemacht, so daß er das geringste verräterische Zeichen vom Bau forttrug, um das Versteck seiner Nachkommenschaft nicht zu offenbaren. Auch diese schien gründlich über die Gefahren ihres jungen Lebens belehrt zu sein, da sich nie einer der Jungfüchse vor dem Bau zeigte, obwohl wir viele Stunden lang lauerten. Diese Fähe hatte ohne Zweifel mit ihrem nicht mehr zahlreichen Geheck — ich schätze es auf 2—3 Stück — an ihrem ersten Bau Malheur gehabt und nun diesen bezogen. Damals dachte ich nicht daran, daß es höchstwahrscheinlich dieselbe war, die ich einige Wochen vorher angeschossen und der Hälfte ihres Gehecks beraubt hatte. Heute bin ich fest davon überzeugt, obwohl die beiden Baue weit auseinanderliegen. Am nächsten Tag stand ich von morgens ½4 Uhr an diesem Bau an und schoß die Füchsin gegen 7 Uhr, nachdem sie bei ihrem ersten Erscheinen Wind von mir bekommen und diese unliebsame Entdeckung zehn Minuten lang durch anhaltendes Bellen bekundet hatte. Einen der Jungfüchse fand ich bald darauf verendet, einen zweiten traf ich auf der Frühbirsch an. Ein Rüde hat sich ihrer nicht angenommen; sie waren aber bereits so stark, daß sie sich selbst ernähren konnten. —

Aus diesen beiden Beispielen konnte man die widersprechendsten Schlüsse auf die intellektuellen Eigenschaften Reinekes ziehen. Man muß sich jedoch vor Trugschlüssen hüten. Hätte ich aus der zuerst angeführten Beobachtung geschlossen, der Fuchs sei *schwachsichtig*, so hätte ich richtiger gehandelt, als zu sagen, der Fuchs sei dumm. In der Tat darf man Reineke einen hohen Grad von Intelligenz nicht absprechen. Schon in einem Punkt unterscheidet er sich von den meisten andern Wildarten, wie Hase, Reh, Hirsch: bei unverhofften Begegnungen mit dem Menschen, bei plötzlich sich offenbarender Gefahr beweist er rasche Entschlossenheit, indem er, ohne auch nur einen Augenblick zu sichern oder zu stutzen, wie der Blitz verschwindet, während jene Wildarten meistens einen Moment, manchmal auch viel länger — aber auch ein Moment kann ihnen schon verhängnisvoll werden — sich verblüffen lassen. — —

Fuchsfamilie

Von allen Problemen aus der Lebensgeschichte Reinekes hat jahrzehntelang am meisten Streit verursacht die Frage, *ob der Fuchsrüde sich an der Ernährung junger Füchse beteilige*. Da der Fuchs ohne Zweifel polygamisch lebt, scheint es von vornherein ausgeschlossen, daß er sich „seiner" Jungen annehme, denn er weiß wohl nie, ob das betreffende Geheck tatsächlich von ihm stammt. Bei keiner einzigen Säugetierart legt der männliche Teil irgendwelche Sorge für die Jungen an den Tag, ja er wird diesen nicht selten geradezu gefährlich. Dies darf man auch vom Fuchsrüden annehmen, denn in der Tat hat man noch nie einen Rüden im Bau angetroffen, solange die Jungen noch so schwach sind, daß sie von der Fähe gesäugt werden. Der weit verbreitete Glaube, daß der Rüde der säugenden Füchsin Fraß zutrage, ist eine Fabel. Später, wenn die Jungfüchse auf Fleischkost angewiesen sind, hat die Alte vollauf zu tun, das oft sehr zahlreiche Geheck allein mit Raub zu versorgen.

Aber trotz alledem steht folgendes unumstößlich fest: *Nach der Ranzzeit gesellt sich der Rüde zur Familie, und zwar in der Regel erst dann, wenn die Jungen eine gewisse Stärke erreicht haben*, d. h. schon Fleischkost annehmen, also nicht mehr ausschließlich gesäugt werden. Bei Hunden kann man ebenfalls beobachten, daß der alte Rüde mit den Jungen erst Freundschaft schließt, wenn sie über das Säuglingsalter hinaus sind; vorher wird er von der Hündin nicht zu der Nachkommenschaft gelassen. Dies wird sich wohl gewöhnlich auch beim Fuchs so verhalten. Es kommt aber auch vor, daß er sich schon früher zur Familie gesellt.

Während der Ranzzeit kann man nicht ein eheliches Verhältnis eines Rüden zu einer Fähe feststellen, denn die Rüden sind in der Ueberzahl und müssen bald bei dieser, bald bei jener Füchsin ihr Glück versuchen. Das Recht des Stärkeren verspricht dabei die meisten Chancen. Daß der stärkere Rüde sein Recht gegen schwächere Nebenbuhler so gut als möglich behauptet, ist bekannt. Auch wird ein starker Rüde einer willfährigen Fähe so lange die Treue bewahren, als sie seine Gunstbezeigungen zuläßt. So wenig er es aber verhindern kann, daß nicht auch die Rivalen aus günstigen Augenblicken Nutzen ziehen, so wenig macht er sich ein Gewissen daraus, auf andere Abenteuer auszugehen, wenn die erste Füchsin aus natürlichen Gründen jede Annäherung abweist. Also lebt weder die Füchsin noch der Rüde monogamisch.

Es fragt sich, welche von seinen Fähen der Rüde nach der Ranzzeit wieder aufsucht, diejenige, die er zuerst bevorzugte, oder diejenige, deren Gunst er zuletzt genoß. Aus verschiedenen Gründen nehme

ich an, daß es seine erste Frau ist, bei der er sich nach der Zeit der Abenteuer einstellt, um an der Jungenpflege teilzunehmen; die anderen Fähen erhalten später einen der übrigen Freier als Familienvater. Oft wird es der Fall sein, daß die von ihm mitgepflegten Jungen tatsächlich seine eigenen Kinder sind, doch kann dies bei der Polygamie des Fuchses nicht als Regel gelten. Auch können bei der Ueberzahl der Rüden nicht alle männlichen Füchse eine Familienvaterrolle übernehmen.

Nach zahlreichen Beobachtungen ergibt sich folgendes Bild über die Tätigkeit des männlichen Fuchses als Familienvater: Er trägt den Jungen Fraß zu und warnt sie vor der Gefahr in der gleichen Weise wie die Füchsin, selbst wenn diese noch lebt, doch hat die Fähe den Hauptanteil an der Ernährung der Jungen. Ist die Fähe getötet, so übernimmt der Rüde allein deren Versorgung mit Fraß, führt sie auch nach einem anderen Versteck, wenn er am ersten Bau vergrämt wurde. Man hat auch beobachtet, daß mehrere Rüden den der Mutter beraubten Jungfüchsen Raub brachten und daß nach der Beseitigung des einen Rüden ein zweiter die verwaisten Jungen vor dem Hungertod bewahrte. Die beiden letztgenannten Fälle erklären sich aus der Ueberzähligkeit der Rüden.

Die Beobachtung über die Anhänglichkeit des Rüden an seine Familie — ob es stets seine eigenen Kinder sind, kommt nicht in Betracht — sind so zahlreich, daß man diese Eigenschaft nicht als eine Ausnahme betrachten kann. Wohl aber kommt als eine Ausnahme vor, daß eine Fähe gezwungen ist, ihr Geheck allein großzuziehen.

Ein Jagdaufseher entdeckte einst im Mai ein Geheck von acht jungen Füchsen. Er stellte sich daher am folgenden Morgen auf diesem Baue an, und noch nicht lange war die Sonne aufgegangen, als die Mutter schon aus dem Rohre trat und das Licht des Tages — zum letztenmal begrüßte. Nachdem sie beiseitegeschafft worden war, nahm der Schütze seinen Posten wieder ein, und nach Verlauf einer halben Stunde kam auch der Familienvater aus der Ferne herbei, dem ein gleiches Schicksal bevorstand.

Man hoffte nun, am folgenden Tage ohne große Mühe auch der verlassenen Waisen habhaft werden zu können, allein in dieser Erwartung sah man sich getäuscht, denn das Nest war während der Nacht leer geworden. Doch fand man die Auswanderer bald in einem nicht weit davon entfernten Baue. Am nächsten Abend erlegte man nun dort einen dritten Fuchs mit einem Maulwurf im Fang, den er seinen Adoptivkindern hatte zutragen wollen, nach dessen Wegräumung sodann auch die sämtlichen Jungen erlegt wurden. Dieser Fuchs hatte ohne Zweifel die hungrigen Waisen jammern gehört und, sich ihrer erbarmend, sie von dort weggeführt, obgleich er männlichen Geschlechts war, und dieser Fall liefert daher einen neuen Beweis, daß diejenigen, die behaupten, der Rüde nehme sich der Jungen gar nicht an, schwerlich auf dem rechten Wege sind. Es beweist aber auch, daß der Rüde sich kein Kopfzerbrechen darüber macht, ob die von ihm mit Fraß versorgten Jungen seine eigenen Kinder sind oder nicht. Er scheint nur ein bestimmtes, bei den männlichen Säugetieren allerdings selten zu beobachtendes Bedürfnis zu haben, der Füchsin bei der Ernährung ihrer Jungen behilflich zu sein und verwaister Sprößlinge sich ganz anzunehmen.

Tagebuchblätter vom oberen Nil

Von Berthold Körting

13. März.

Heute hatten wir eine lustige Begegnung mit einem Elefanten, der vor uns her am linken Ufer des Flusses lustwandelte. Als er uns bemerkte, machte er kurz kehrt und rannte mit fabelhafter Geschwindigkeit beineschlenkernd uns entgegen, den Rüssel hoch in die Luft, den Unterkiefer weit herabhängend, mit den riesigen Ohren klappend wie ein laufender Vogel mit den Flügeln. Vor uns blieb er am Ufer stehen und trompetete in den höchsten Tönen zu uns herüber. Dann wurde es ihm aber doch ungemütlich, und er zog seitlich ab in den Sumpf, wobei er sich zuweilen mißtrauisch scheu umsah.

Die ganze Geschichte ging so schnell, daß ich erst, als er flüchtig wurde, einige Aufnahmen von ihm machen konnte. Das Schießen ist hier verboten. Als ob sie das wüßten, sind auch die Nilpferde merkwürdig vertraut. Dicht neben dem Schiffe machen sie ihre komischen Sprünge hoch aus dem Wasser. Als wir in den Bahr el Zeraf einfuhren, lief eines im vergnügten Trabe über die Wiesen.

Schmal und mit unzähligen Windungen schlängelt sich der Fluß durch eine Landschaft von eigenem Reiz. Dickichte üppiger Fächerpalmen, Gruppen gewaltiger dichter Laubbäume und vielfach verzweigte Palmstämme stehen verstreut auf grüner Prärie, einen tropischen Park bildend.

Kleine Teiche mit schmaler Einfahrt liegen beiderseits des Flusses. Sie sind eingefaßt von Büscheln zierlichen Schilfes. Violette Wasserrosen schwimmen auf dem Seespiegel. Flache Inseln reinen weißen Sandes sind den Teichen vorgelagert.

Reiches Vogelleben herrscht überall. Am Ufer tanzen Kronenkraniche ihr zierliches, gravitätisches Hochzeitsmenuett. Pelikane putzen ihr rosiges Gefieder, fischen mit geblähtem Kehlsack in den flachen Buchten. Neben grünen Schilfpolken stehen weißschimmernde Silberreiher, breitschwingige Riesenreiher fallen ein, Nachtreiher, Kuhreiher, Pur-

pur-, Schwarzhals- und Fischreiher in bunter Reihe spiegeln sich im Wasser. Weiter hinten auf den Wiesen sind die größten der Sippe, die Schuhschnäbel.

Nilgänse öffnen ihre Schwingen, schneeweiß mit stahlblauen Streifen. Im seichten Wasser führen große schwarz-weiße Gänse mit blutrotem Schnabel ihre wolligen Jungen. Auf den Blättern der Seerosen laufen braune Wasserhühner mit weißem Bauch und goldgelber Kehle und einer himmelblauen Bläsſe auf der Stirn. Und auf den Sandbänken all die Störche; die riesigen prächtigen Sattelstörche sind die größten unter ihnen. Einzeln stehen Nimmersatte, gelbschnäblig mit rotem Gesicht. Würdige Marabus schreiten am Ufer. Flüge braunschwarzer Klaffschnäbel und bunter Abdimstörche stieben auf. Vom hohen Termitenhügel grüßt gellend der weißbrüstige Seeadler sein heranstreichendes Weibchen. Entenschwärme sausen vorüber und lassen sich schnatternd und rauschend auf dem Wasser nieder. Schwarze metallschimmernde Ibisse lassen ihren klagenden Ruf ertönen. Die schönen heiligen Ibisse stechen im Grase nach Würmern.

Und überall zwischen den Großen wimmelt die Menge der Kleinen, all die unzähligen Uferläufer und Regenpfeifer, Triele und Sporenkibitze. Um das Schiff kreisen Wolken rotschnäbliger Trauerseeschwalben und blendendweißer Brandseeschwalben. Schwarzweiße Fischer rütteln in der Luft und schießen senkrecht hinunter in die Flut.

Und dann erst die ganz Kleinen, die Webervögel und türkisblauen Zwergfinken, die sich auf den Halmen schaukeln, und wieviele andere mehr!

Draußen in niedrigem Steppengras waren unzählige Mengen Wildes. Wasserböcke sahen wir ununterbrochen den ganzen Tag. Die alten guten Böcke standen für sich allein, ebenso kleine Rudel Mutterwildes mit Kälbern. Die schwachen Böcke und die Tiere waren in Rudeln, die nach Hunderten zählen. Häufig waren auch Tiangs. Nahe dem Ufer kreuzten zwei kapitale Bullen die wuchtigen Gehörne und fochten mit seltsamen Kapriolen. Im Kreise standen die Tiere und beobachteten den Kampf. Dann stoben sie alle erschreckt in wilden Fluchten davon. Ein mächtiger Wasserbock mit zottigem Kragen äugte noch lange stolz zu uns herüber, ehe er den Tiangs folgte in schulgerechtem Schwimmtrab.

Und ein eleganter Cob in seinem bunten Kleid mit schöngeschwungener Lyra, der von der Spitze eines Termitenhügels Ausschau hielt, sauste ihm nach, wie ein Pfeil von der Sehne schnellt. Dann kam ein anderes Rudel, bunt gemischt, im Schatten eines Palmenhaines, und unter ihnen leuchtend schwarz und weiß ging sich wiegend ein herrlicher Strauß. Und endlich zog ein Trupp der zimtbraunen Pferdeantilopen vorüber. In flinkem Trabe läuft ein Nilpferd zum Wasser und springt kopfüber hinein.

Dreimal passierte es heute, daß der Dampfer mit plötzlichem Ruck hoch auffuhr und festsaß auf dem dicken Leib eines Nilpferds. Und wenn die Maschine dann rückwärts lief und wir beide frei kamen, so schäumte das Wasser über dem sich eilig flüchtenden Dickhäuter, der sich bald halb wütend, halb erschreckt hoch aus dem Wasser hob, unbeschädigt. Aber uns rissen das eine Mal dabei die Eisenstrossen, die Dampfer und Sandel verbinden.

15. März.

Jetzt sind wir wieder im Jagdgebiet. Statt durch Palmenhaine, führt uns der schilfgesäumte Fluß

durch dornige Gummiarabikumwälder, und hinter dem Wald ist die Steppe. Der heiße Wind wühlt weiche Wogen in das goldschimmernde Grasmeer. Darüber flirrt die glühende Luft. Von der buntfrohen Vogelschar blieben nur Klaffschnäbel und Reiher und die Adler, Falken und Weihen. Am Ufer liefen Trappen und Frankolinhühner.

Wasserböcke waren überall, im Wald und Busch und auf freier Steppe, so viele, daß man kaum Rudel von Rudel trennen konnte.

Unter dem Schatten einzelner Uferbäume lagern Rudel der entzückenden kleinen Dik-dik-Antilopen. Kommt der Dampfer nahe, so springen sie in zierlichen Fluchten ab. Es sind Miniaturausgaben unserer heimischen Rehe. Schießen mag ich sie nicht.

Am späten Nachmittag sahen wir weit voraus gegen dreißig Pferdeantilopen zum Wasser ziehen. Wir gingen sofort an Land, um uns heranzupirschen. Sie hatten uns aber schon wahrgenommen und waren flüchtig zurückgegangen, und so weit wir auch hineingingen in das blendende, flutende Grasmeer, wir fanden sie nicht wieder!

16. März.

Weiter geht's den Fluß hinab. Pferdeantilopen werden wir nun keine mehr schießen. Aber wenigstens gesehen hab' ich sie doch, die mächtigen „Abu-ürf" mit der wehenden hohen Nackenmähne.

Mittags sahen wir am Ufer eine große gefleckte Hyäne; während wir zu den Büchsen griffen, wurde sie flüchtig. Wir schossen vollständig gleichzeitig. Sie roulierte wie ein Hase, hatte unsere beiden Kugeln im Kopf! Das war ein Meisterstücklein, das Freude macht.

Wir fahren durch kahles, ausgedorrtes Steppenland, es ist atemraubend heiß und schwül. Kein Luftzug weht. Weit im Land ragen vier wildverwitterte Bergspitzen aus der Steppe. Sie greifen in die leere Luft wie die hilfesuchenden Hände einst mächtiger uralter Bergriesen, die unter dem Sande erstickten.

Schwankende Masten stehen über dem Grase gegen den Himmel, die langen Hälse ziehender Giraffen.

Plötzlich zieht ungestüm ein rasender Wirbel durch die glutheiße schwere Luft, wirft das Schiff wie einen Kreisel herum, nimmt mit, was nicht fest ist an Bord. Im Augenblick ist alles vorüber, ist's wieder still und schwül; weit in der Ferne die fahle Steppenhexe weiter im wilden, sausenden Tanze.

Der Gärtner und sein Herr

Eine Fabel von Jean de Lafontaine

Ein Gartenfreund, halb Städter und halb Bauersmann,
Besaß in einem Dorf ein hübsches Gartenfeld.
Das hat er voller Fleiß bestellt
Mit Ampfer und Salat und was man brauchen kann,
Der Eheliebsten Sonntags einen Strauß zu binden:
Jasmin und Quendel waren dort zu finden.
Da das Idyll ein Hase störte, ging der Mann
Zum Schloßherrn, um darüber Klage vorzubringen.
„Es nimmt", so sprach er, „spät und früh
Dort seinen Wechsel das verfluchte Vieh.
Es spottet aller Schlingen,
Und Steine nicht noch Knüppel können es bezwingen.
Ein Hexenmeister scheints zu sein!"
„Ein Hexenmeister?" lacht der Herr, „ich hege Zweifel,

Doch wär es selbst der Teufel,
Mein Hektor fing ihn ein!
Bei Gott, mein Freund, ich werde dich davon befreien!"
„Und wann?" — „Und morgen — unverzüglich."
Auf morgen kam man also überein.
Der Herr erscheint mit Hund und Leuten hinterdrein.
„Frühstücken wir," sagt er vergnüglich.
„Sind deine Hühner zart? — Sieh da, dein Töchterlein!
Tritt näher, Schätzchen! Nun, wann soll denn Hochzeit sein?
Wann haben wir den Eidam hier?
Man säume nicht, daß man die Sache vorbereite."
So knüpft er die Bekanntschaft an mit ihr,
Gewährt ihr Platz an seiner Seite,
Nimmt ihre Hand, den Arm und hebt gelind
Ihr Busentüchlein — Späße, deren dieses Kind
Sich aus Respekt nur zag erwehrt,
Was ihrem Vater kein Gefallen abgewinnt.
Inzwischen wird die Küche arg geleert.
„Sind deine Schinken frisch? Sie sehn vorzüglich aus!"
„Herr, sie sind Euer." — „O, wir nehmen gern sie mit!"

Der Herr hält Mahl mit seinem ganzen Haus,
Auch Hund und Pferde zeigen großen Appetit.
Der Herr befiehlt herum und nimmt sich viel heraus,
Trinkt seines Landmanns Wein
Und kost sein Töchterlein.

Dem Frühstück folgt der Jagdtumult.
Man rüstet, lärmt voll Ungeduld,
Die Hörner und Trompeten toben drein,
Es scheint die Hölle los zu sein!
Wie hat man da den armen Garten zugerichtet!
Ihr schönen Beete all, ade!
Ade, Zichorie und Poree!
Der Biedermann steht wie sein Garten ganz vernichtet.
Kaum reicht es noch für einen Teller Suppe hin.
Der Hase saß versteckt in einem Kohlbeet drin;
Man sucht und hetzt ihn, und er flüchtet
Schnell durch das Loch der Hecke, das der Herr zuvor
Dort hauen ließ; doch war's kein Loch, es war ein Tor,
Damit man hoch zu Pferde durch die dichten Hecken
Das Wild verfolgen könne, um es hinzustrecken.
„Ach," rief verzweifelt unser Mann,
„Das hier sind fürstliche Vergnügen!"
Jedoch er mußte in Geduld sich fügen,
Denn keiner hörte seine Klagen an.
Man jagte weiter um die Wette,
Und mehr Verwüstung machten sie in einer Stunde,
Als die gesamte Hasenschar aus weiter Runde
In hundert Jahren angerichtet hätte.

Ihr kleinen Leute, schlichtet euern Streit allein,
Ihr wäret Narren, zögt ihr hohe Herrn hinein.
Ihr Beistand würde nicht zu euerm Heile frommen,
O laßt sie nie auf euern Grund und Boden kommen!

Übersetzt von Theodor Etzel.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

8. Fortsetzung.

Endlich verstummte sie, und ein Ausdruck qualvollster Hoffnungslosigkeit spiegelte sich in ihrem Antlitz. Jeder Zug ihres Gesichts verriet eine tiefe nagende Schwermut, alles, die traurig gesenkte Stirn, die niedergeschlagenen Augen und die auf den leise glühenden Wangen versiegenden Tränen — alles schien zu sagen: Dies Angesicht weiß nichts von Glück!

„Nie ward es erhört auf dieser Welt, es kann nicht sein und ich dulde es nimmer," sprach Andrij, „daß die schönste und edelste der Frauen ein so bitteres Los ertragen sollte, sie, die dazu geboren ist, die Besten und Edelsten unserer Zeit vor sich wie vor einem Heiligtume knien zu sehen! Nein, du sollst nicht sterben! Du sollst nicht sterben; ich schwöre es bei meiner Geburt und bei allem, was mir teuer ist auf dieser Welt — du wirst nicht sterben! Sollte es aber trotz allem so kommen, sollte dies bittre Schicksal weder durch Kraft, noch Gebet, noch Mut, abgewendet werden können, so werden wir zusammen sterben, und ich zuerst vor dir und zu deinen herrlichen Füßen; erst wenn ich tot bin, wird man mich von dir trennen können."

„Täusche nicht dich und mich, Ritter," sagte sie leise, ihr schönes Haupt schüttelnd, „ich weiß es, ich weiß es zu meinem bitteren Leid nur zu wohl, daß du mich nicht lieben darfst, und ich kenne deinen Beruf und deine Pflicht: Dich ruft der Vater, die Kameraden, das Vaterland; wir aber sind — deine Feinde!"

„Was sind mir Vater, Vaterland und Kameraden," rief Andrij, ungestüm sein Haupt schüttelnd und sich machtvoll emporreckend, daß seine Gestalt der Belsampappel am Ufer glich. „Wenn es denn sein muß, nun wohl, so habe ich niemand, niemand, niemand," wiederholte er mit einer Stimme und Handbewegung, mit der wohl ein wackerer Kosakenheld seinen unerschütterlichen Entschluß zu einer unerhörten Tat zum Ausdruck bringt, der kein anderer gewachsen ist. „Wer sagt, daß die Ukraine mein Vaterland ist? Wer hat sie mir zum Vaterland gegeben? Das Vaterland ist da, wo es unsere Seele sucht, ist das, was ihr das liebste ist. Mein Vaterland — das bist du! Du bist mein Vaterland! Und dieses Vaterland will ich in meinem Herzen tragen! So lange ich lebe, werde ich es dort tragen:

und ich möchte sehen, welcher Kosak es wagen will, dich aus meinem Herzen zu reißen. Ja, alles was ich besitze, will ich weggeben, verschenken, verkaufen und zugrunde richten für dies mein Vaterland!"

Einen Augenblick schien es, als ob sie zu einer herrlichen Bildsäule erstarrt sei. Dann sah sie ihm fest in die Augen, schluchzte laut auf und schlang ihm mit jener wundersamen hingebenden Leidenschaft, deren nur eine großmütige und zu starken Gefühlsausbrüchen neigende Frau fähig ist, die nichts von Berechnung weiß, ihre herrlichen, schneeweißen Arme um den Hals. In diesem Augenblick hörte man von der Straße ein wirres Geschrei hereindringen, das von Posaunenstößen und Paukenklängen begleitet wurde. Aber Andrij hörte nichts davon: er fühlte nur die wohlige Wärme ihres süßen Atems, ihre wundervollen Lippen, fühlte nur, wie ihre Tränen in Strömen über sein Antlitz flossen, und wie ihr reich herabwallendes, duftendes Haar ihn wie in dunkel glänzende Seide einhüllte.

Plötzlich kam die Tatarin mit einem Freudenschrei hineingestürmt. „Wir sind gerettet, gerettet," rief sie ganz außer Atem, „die Unseren sind in die Stadt gedrungen und haben Brot, Weizen, Mehl und gefangene Saporoger mitgebracht." Aber niemand wollte hören, was für „Unserige" in die Stadt gedrungen, was sie mitgebracht hätten, und welche Saporoger gefangen worden seien. Von überirdischen Gefühlen erfüllt, küßte Andrij die süß duftenden Lippen, die sich an seine Wange geschmiegt hatten, und diese Lippen ließen ihn nicht ohne Antwort. Sie erwiderten seine Liebkosungen, und in diesem gegenseitigen, ineinanderschmelzenden Kuß empfanden beide, was der Mensch nur einmal im Leben zu empfinden vermag.

Der Kosak war verloren! Für immer verloren für das ritterliche Kosakentum! Niemals mehr würde er die Sjetsch, niemals die väterlichen Fluren und nie mehr sein Gotteshaus wiedersehen! Und nie mehr sollte die Ukraine ihn wiederfinden, ihn, der einer ihrer tapfersten Söhne war und sie mit seinem Leben zu verteidigen gelobt hatte! Rauf dir die grauen Haare aus deinem Schopf, alter Taraß, und verfluche Tag und Stunde, da du zu deiner Schmach dir einen solchen Sohn erzeugtest.

Im Lager der Saporoger herrschte Lärm und Bewegung. Anfangs vermochte niemand genaue Auskunft zu geben, wie es geschehen konnte, daß die Truppen in die Stadt eindrangen. Doch bald wurde festgestellt, daß die ganze Perejaslawsche Abteilung, die ihr Lager vor einem Seitentor der Stadt aufgeschlagen hatte, am Abend vorher total betrunken gewesen war. So war es weiter nicht wunderbar, daß die Hälfte von ihnen erschlagen und der Rest, noch ehe man recht wußte, was passiert war, gefangen wurde. Bevor noch die benachbarten Abteilungen, vom Lärme aufgeschreckt, zu den Waffen greifen konnten, zogen die Truppen schon durch das Stadttor ein; ihre letzten Reihen verteidigten sich gegen den nachstürmenden Feind, indem sie einige Schüsse auf die schlaftrunkenen und noch nicht ganz nüchternen Saporoger abgaben, die sie ohne jede Ordnung zu verfolgen suchten.

Der Hetman ließ alle Kosaken ohne Ausnahme zusammenkommen, und als sie alle schweigend und mit den Mützen in den Händen im Kreise herumstanden, sagte er: „Ihr seht, liebe Herren und Brüder, was sich diese Nacht ereignet hat. Dahin also hat uns der Trunk gebracht! Eine solche Schmach hat uns der Feind angetan! Das scheint bei euch wohl Brauch zu sein; wenn man eure Rationen verdoppelt, so seid ihr gleich bereit, euch derart vollzutrinken, daß der Feind aller christlichen Streiter euch nicht nur die Hosen abziehen, sondern euch wohl gar ins Gesicht speien kann, ohne daß ihr etwas davon merkt!"

Die Kosaken standen alle mit gesenkten Köpfen und schuldbewußt da. Nur der Hauptmann Kukubenko von der Nesamaikow-Abteilung erwiderte:

„Halt mal, Väterchen! es ist zwar nicht vorschriftsmäßig, daß man Einspruch gegen das erhebt, was der Hetman im Angesicht des ganzen Heeres sagt, aber die Sache war doch nicht ganz so, und darum will ich reden. Nicht ganz mit Recht hast du dem gesamten christlichen Heer einen Vorwurf gemacht. Freilich wären *die* Kosaken des Todes schuldig gewesen, die sich im Feldzug, im Kampf oder während eines schweren Unternehmens vollgetrunken hätten. Wir aber führten ein untätiges Lagerleben vor der Stadt, aus dem uns keine Arbeit aufrüttelte. Es herrschten ja weder Fasten, noch sonst eine Zeit, während der die christliche Kirche eine strenge Enthaltsamkeit vorschreibt: wie sollte es da ausbleiben, daß sich der Mensch, wenn er doch gar nichts zu tun hat, aus Langeweile einmal ordentlich betrinkt? Das ist doch keine Sünde! Aber wir wollen ihnen schon zeigen, was es heißt, über wehrlose Menschen herfallen. Wir haben's ihnen schon früher tüchtig gegeben, jetzt aber wollen wir es ihnen so heimzahlen, daß ihre Füße sie nicht mehr nach Hause tragen sollen!"

Die Rede des Hauptmanns gefiel den Kosaken. Sie erhoben wieder das Haupt, und viele von ihnen gaben durch Nicken des Kopfes ihre Zustimmung zu erkennen und sagten: „Kukubenko hat gut gesprochen!" Allein Taraß Bulba, der nicht weit vom Hetman stand, sprach: „Nun, Hetman, Kukubenko hat wohl die Wahrheit gesprochen. Was kannst du hierauf antworten?"

„Was ich antworte? Das will ich dir sagen: Selig ist der Vater, der einen solchen Sohn gezeugt hat. Es ist noch kein Zeichen von großer Weisheit, ein Wort des Vorwurfs zu sagen, es ist ein weit größeres, sich bei dem Unglück eines Menschen nicht lustig zu machen, sondern ihm Mut einzureden, so wie die Sporen das Pferd zu neuen Leistungen antreiben, das sich an der Tränke erfrischt hat. Ich

hatte selbst die Absicht, euch später ein paar tröstliche Worte zu sagen, Kukubenko ist mir jedoch zuvorgekommen."

„Auch der Hetman hat gut gesprochen," tönte es jetzt aus den Reihen der Saporoger. „Ein gutes Wort," wiederholten andere. Sogar die Aeltesten unter ihnen, die wie blaue Täuberiche dastanden, nickten mit den Köpfen, rümpften die mit grauen Schnurrbärten gezierten Lippen und sagten leise: „Ja, ja, das war gut gesprochen."

„So hört denn, ihr Herren," fuhr der Hetman fort, „die Stadt zu erstürmen, ihre Mauern zu erklimmen und unterirdische Gänge anzulegen, wie es die ausländischen deutschen Meister tun — die der Teufel holen mag — das ist nicht Kosakenart und auch nicht ihre Sache. Aber nach dem zu urteilen, wie die Sache liegt, so ist der Feind nur mit wenig Vorräten in die Stadt eingezogen. Er hat ja nur ein paar Wagen mit sich geführt. Die Leute in der Stadt sind ausgehungert und werden daher alles auf einmal auffessen; auch die Pferde brauchen ja Heu — ich weiß nicht, vielleicht schüttet ihnen einer ihrer Heiligen etwas auf ihre Gabeln herunter — Gott mag es wissen — ihre Priester verstehen sich zwar mehr auf Worte. Sei dem nun wie ihm wolle, jedenfalls sollen sie uns nicht aus der Stadt herauskommen. Teilt euch also in drei Haufen und besetzt die drei Wege, die zu den drei Toren führen. Fünf sollen sich vor dem Haupttor und je drei vor den beiden anderen aufstellen. Die Djadkiwsche und Korsunsche Abteilung dagegen bleiben im Hinterhalt liegen. Die Titarewsche und Timoschewsche Abteilung decken die Vorräte auf der rechten Seite der Wagen. Die Abteilung Schtscherbinow und Teblikow die linke! Und ihr, ihr Jungen, die ihr Haare auf den Zähnen habt, tretet mal hervor aus euren Reihen, um den Feind ein wenig zu reizen! Der Pole ist ein hohler Patron, er verträgt keine Beschimpfungen, und vielleicht kommen sie noch heute aus den Toren herausgelaufen. Die Hauptleute sollen ihre Abteilungen gut im Auge behalten! Wem es an Kosaken fehlt, der soll sich aus den Resten der Perejaslawschen Abteilung ergänzen. Mustert sie noch einmal ordentlich. Gebt jedem Kosaken vorher noch ein Glas Branntwein, damit er wieder nüchtern wird und ein Stück Brot zur Stärkung. Aber ihr seid sicher noch alle satt von gestern, denn — der Wahrheit die Ehre — ihr habt euch gestern so voll gegessen, daß ich mich höchlichst wundere, wie heute nacht keiner von euch geplatzt ist. Ja, und noch eins habe ich euch zu sagen: sollte irgend so ein jüdischer Schankwirt einem Kosaken ein Maß Branntwein verkaufen, so lasse ich dem Hund ein Schweinsohr an die Stirn nageln und ihn an den Beinen aufhängen! Doch nun ans Werk, ihr Brüder, auf! Frisch ans Werk!"

Der Hetman gab seine Anweisungen, und alle verneigten sich tief vor ihm und begaben sich, ohne die Mützen aufzusetzen, zu ihren Wagen und ins Lager zurück; erst als sie schon ganz weit waren, bedeckten sie wieder ihre Häupter. Alle begannen sich zu rüsten und zum Kampfe vorzubereiten, sie prüften die Säbel und Lanzen, schütteten Pulver aus den Säcken in die Pulverhörner, rückten und stellten die Wagen zurecht und suchten sich die besten Pferde aus.

Als Taraß zu seiner Abteilung zurückkehrte, dachte er lange darüber nach, wo wohl Andrij weilen könnte, und er konnte es sich durchaus nicht erklären, wo er geblieben war. Er fragte sich, ob man ihn vielleicht zusammen mit den andern gefangen genommen oder ihn im Schlafe gefesselt habe — aber nein, Andrij war nicht der Mann, sich lebend gefangen nehmen zu lassen. Unter den erschlagenen Kosaken war er auch nicht zu finden. Taraß verfiel in tiefes Sinnen und schritt draußen seine Abteilung ab, ohne zu hören, daß ihn schon lange jemand beim Namen rief. „Wer will was von mir," sagte er endlich, wie aus einem Traume erwachend. Vor ihm stand der Jude Jankel.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann," sagte der Jude schnell und hastig, wie wenn er ihm eine wichtige Nachricht mitzuteilen hätte, „ich war in der Stadt, Herr Hauptmann."

Taraß sah den Juden an und wunderte sich, daß er es fertig gebracht hatte, sich in die Stadt zu stehlen.

„Wer zum Teufel hat dich denn da hineingebracht?"

„Ich will's Euch sofort erzählen," sagte Jankel. „Wie ich bei Tagesanbruch das Schreien und Schießen der Kosaken hörte, da ergriff ich so schnell wie möglich meinen Kaftan und lief ohne ihn anzuziehen so rasch ich konnte dorthin; erst unterwegs fuhr ich in die Aermel. Ich wollte nämlich die Ursache des Lärms erfahren und nachsehen, warum die Kosaken in so früher Stunde schießen. Ich lief immer vorwärts und kam grad in dem Augenblick an das Tor, als das letzte Regiment in die Stadt einzog. Plötzlich sehe ich den Herrn Fähnrich Galjandowitsch an der Spitze der Truppen. Ich kenne ihn sehr gut, er schuldet mir schon seit drei Jahren hundert Dukaten. Ich ging also hinter ihm her, wie wenn ich ihn an seine Schuld mahnen wollte, und gelangte auf diese Weise in die Stadt."

„Wie bist du denn in die Stadt hineingekommen, wenn du doch nur eine Schuld eintreiben wolltest," sagte Bulba, „hat er dich denn nicht sofort aufhängen lassen wie einen Hund?"

„Ja, bei Gott, das wollte er tun!" antwortete der Jude. „Seine Diener hatten mich schon gepackt und mir den Strick um den Hals gelegt; ich aber flehte den Herrn an und sagte, daß ich mit meiner Schuld warten würde, solange der Herr es wünscht, ja ich versprach ihm sogar ihm noch mehr zu leihen, wenn er mir nur helfen wolle, das Geld von den anderen Rittern einzutreiben; denn der Herr Fähnrich hatte — um gleich alles zu sagen —

nicht einen einzigen Dukaten in der Tasche. Wenn er auch viel Land, einige Güter, vier Schlösser und Grund und Boden besitzt, der bis an das Tor der Stadt Schkloff reicht, er hatte doch keinen baren Groschen — wie ein rechter Kosak! Und wenn ihn jetzt zum Beispiel nicht ein paar Breslauer Juden ausgerüstet hätten, hätte er gar nicht in den Krieg ziehen können. Deshalb war er auch nicht zum Reichstag gekommen."

„Und was hast du in der Stadt gemacht? Hast du die Unsrigen gesehen?"

„Gewiß! Da gibt es doch viele von unseren Leuten. Den Itzig, den Nachum, den Schmul, den Chaiwalch, einen jüdischen Pächter..."

„Hol der Teufel die Hunde," rief Bulba ärgerlich, „was geht mich deine Judensippe an. Ich frage dich nach unsern Saporogern!"

„Unsere Saporoger habe ich nicht gesehen, nur den Herrn Andrij."

„Du hast Andrij gesehen," rief Bulba, „sprich, wo hast du ihn gesehen? In einem unterirdischen Gewölbe? Unter der Erde? Im Kerker? Hat man ihn entehrt und mit Schmach bedeckt? Ist er gefesselt?"

„Wer hätte gewagt, Herrn Andrij zu fesseln! Nein, er ist jetzt ein vornehmer Ritter — bei Gott, ich habe ihn kaum wiedererkannt! Sein Schulterbesatz ist eitel Gold, auch seine Aermel sind mit Gold gestickt, er hat einen goldenen Spiegel, und seine Mütze glänzt von lauter Gold. Am Gürtel schimmert Gold, und überall ist Gold, und alles an ihm ist Gold! Wie die Sonne im Frühling glänzt, wenn im Garten jedes Vögelchen zwitschert und singt und die Kräuter duften, so glänzt und schimmert auch er von Gold. Der Wojewode hat ihm auch das schönste Pferd geschenkt, ein Pferd, das allein zweihundert Gulden kostet."

Bulba stand wie erstarrt da. „Weshalb hat er denn die fremde Rüstung angelegt?"

„Weil sie schöner ist, hat er sie angelegt. Und er reitet überall umher; die andern reiten auch überall umher, und er gibt ihnen und sie geben ihm gute Lehren, wie wenn er der reichste unter den polnischen Herren wäre."

„Wer konnte ihn dazu zwingen?"

„Ich sage nicht, daß ihn jemand gezwungen hat. Weiß denn der Herr nicht, daß er aus freiem Willen zu ihnen übergegangen ist?"

„Wer ist übergegangen?"

„Nun, der Herr Andrij!"

„Wohin ist er übergegangen?"

„Auf ihre Seite. Er gehört doch jetzt schon ganz zu ihnen."

„Du lügst, Schweinehund!"

„Wie sollte ich denn lügen? Bin ich etwa ein Narr, daß ich lügen werde? Ich würde mich ja um meinen eigenen Kopf bringen. Weiß ich nicht, daß man den Juden aufhängen wird wie einen Hund, wenn er den Herrn belügt?"

„Du willst also sagen, daß er sein Vaterland und seinen Glauben verraten hat?"

„Ich sage doch nicht, daß er verraten hat — ich habe nur gesagt, daß er zu ihnen übergegangen ist."

„Du lügst, Satan von einem Juden! So etwas ist noch nie dagewesen in der ganzen Christenheit! Du lügst, Hund!"

„Das Gras soll wachsen auf der Schwelle meines Hauses, wenn ich lüge! Anspeien soll jeder das Grab meines Vaters, meiner Mutter, meines Schwiegervaters, meines Vaters Vater und des Vaters meiner Mutter, wenn ich lüge. Wenn der Herr es wünscht, will ich sogar sagen, warum er zu ihnen übergegangen ist."

„Nun?!"

„Der Wojewode hat eine schöne Tochter — heiliger Gott, ist die schön!..." Bei diesen Worten versuchte der Jude ihre Schönheit, so gut er es konnte, mit seinem Gesicht auszudrücken: er breitete die Hände aus, zwinkerte mit den Augen und verzog den Mund, als ob er etwas Köstliches genossen hätte.

„Nun, was soll das?"

„Für sie hat er alles getan und ist übergegangen. Wenn sich ein Mensch verliebt, geht es mit ihm wie mit einer Stiefelsohle, die man biegen kann, wie man will, wenn man sie erst im Wasser aufgeweicht hat..."

Bulba versank in tiefes Sinnen. Er dachte daran, wie groß die Macht eines schwachen Weibes ist. Wieviel Stärke sie schon ins Verderben gestürzt hatte, und daß Andrijs Natur ihr nur allzuleicht unterlag. Und lange stand er wie versteinert auf einer Stelle.

„Hört, Herr, ich will Euch alles ausführlich erzählen," sagte der Jude.

Fortsetzung folgt.

Schalkserke

Jägerlatein

Eine Fuchsgeschichte.

O, meine Herren, dafür, daß die Tiere nicht bloß Instinkt, sondern geradezu Verstand besitzen, weiß ich ein außerordentlich interessantes Beispiel! Hören Sie zu, und Sie werden mir beistimmen.

Mein Elternhaus war eine kleine Försterei in Steiermark mitten im tiefsten Walde. Wir hielten dort, neben anderem Hausgetier, auch ein ganz hübsches Hühnervolk, das aber plötzlich auf unerklärliche Weise abnahm. Die Hühner wurden immer weniger und weniger — zuletzt blieb nur noch eine einzige brütende Henne über.

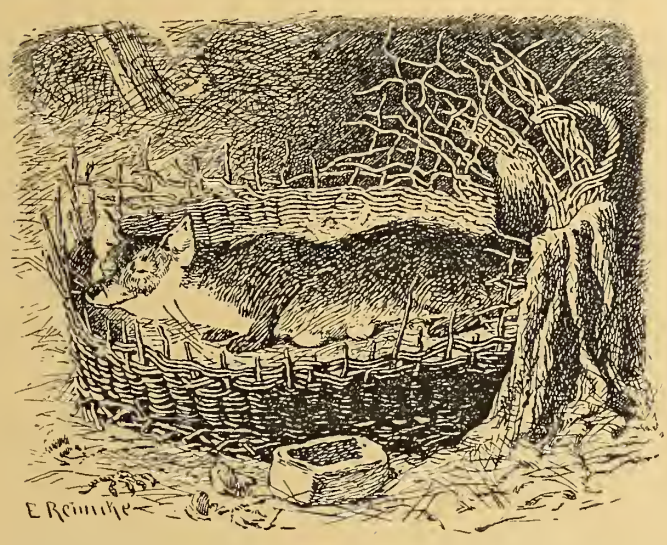
Eines Morgens aber vernahmen wir ein lautes ängstliches Gegacker, und als ich sofort, nichts Gutes ahnend, nach der Tenne lief, fanden sich nur noch einige Federn von dieser Henne vor: der schlaue Fuchs, dessen wir nie habhaft werden konnten, hatte auch sie gefressen!

So dachten wir wenigstens! Wie erstaunten wir aber, als es einige Tage später auf dem Heuboden zu piepsen und zu quieksen anfing und wir — auf den Brutkorb war vergessen worden — ungefähr fünfzehn wunderhübsche Küchelchen herumlaufen sahen. Von der alten Henne indessen keine Spur!

Wir konnten uns das Rätsel nicht erklären. Kurz und gut! Die Hühner wurden größer, aber dann plötzlich auch wieder weniger von Tag zu Tag, und schließlich kam es zu demselben Ende wie das erste Mal: daß nur noch eine einzige brütende Henne übrig blieb.

Und auf einmal war auch die wieder weg.

Jetzt aber legte ich mich denn doch in der Nähe des Brutkorbes auf die Lauer, und nun stellen Sie



sich vor, meine Herren, was ich sah! Ich lag gar nicht lange dort — da kam der Fuchs..."

„Aha, er wollte sich auch noch die Eier holen?!"

„I, warum nicht gar! Er setzte sich darauf und fing an, sie auszubrüten, wie das erste Mal, damit er wieder Hühner zum Stehlen kriegte!... Na, ich erwischte ihn aber!"

Waldmanns Rettung.

„Ach ja," meinte Förster Treuberger, „mit den Hunden erlebt man allerhand! Zum Beispiel mein Waldmann dort, der jetzt so harmlos am Ofen liegt, als könnte er nicht bis fünf zählen, hat mir einmal ein schönes Stück'l geliefert. Denken sie sich, sauft er, während wir abwesend sind, in der Vorratskammer einen großen Krug Petroleum aus, der durch ein Versehen unverschlossen geblieben war. Ich entdecke natürlich die Sache beim Heimkommen sofort. Der Hund verbreitete einen penetranten Erdölgeruch, und sein jämmerliches gedunsenes Aussehen klärte uns rasch vollends auf. Schon griff ich nach dem Gewehr an der Wand, um ihn niederzuschießen, ehe er langsam zu Grunde ging — da plötzlich sprang er, seine ganze Kraft zusammennehmend, winselnd auf den Tisch und schaute sehnsüchtig nach der Lampe hinauf.

„Hollah!" rief ich — wie ein Blitz war es mir durch den Kopf gefahren — „rasch einen langen Docht her — vielleicht ist dem armen Kerl noch zu helfen!" Im Nu war der Docht zur Hand. „Such, Waldmann — such — schön fressen!" rief ich; und denken Sie sich, der Hund schaut mich dankbar an und schlingt hierauf behutsam, um kein Loch hineinzubeißen den langen Docht hinunter, so daß nur noch das Ende aus seiner Schnauze vorstand. Ich zündete dasselbe vorsichtig an, die Flamme brennt, und Waldmann — immer etwas darauf blasend, damit sie ihm nicht die Schnauze versengte — sitzt geduldig den ganzen Abend als unfreiwillige Familienlampe mitten auf dem Tisch und bleibt die ganze Nacht dort, bis er endlich am nächsten Morgen ausgebrannt war. Die Flamme erlosch, ich nahm mit leichter Mühe den Docht heraus und das gescheite Tier war gerettet. — Gelt, Waldl!"

Macht der Gewohnheit.

Am Stammtisch wurde von der Macht der Gewohnheit gesprochen. Der Doktor hatte eben die Geschichte vom Leibarzt erzählt, der, als er einmal sein Morphium vergaß, dem Fürsten kurz gefaßt reines Wasser applizierte, was dieselbe Wirkung tat. Da wollte der Förster auch nicht zurückbleiben und erzählte ein merkwürdiges Beispiel aus seinem Leben.

„Ich war damals noch Herrschaftsjäger," begann er, „und hatte täglich zwei Fasanen abzuliefern, deren es in Menge gab und die ich jedesmal mit je einem Schusse erlegte. Das ging längere Zeit so fort. Da hatte ich eines Tages viel im Bureau zu tun, und erst Abends, als es bereits dämmerte, fiel mir plötzlich ein: Herrgott, du hast ja deine zwei Fasanen noch nicht geschossen. Ich lud mein Gewehr, konnte aber den Schrotbeutel nicht finden und vergaß schließlich in der Eile auch die Schrote. Erst als ich zwei Fasanen nacheinander aufs Korn nahm und die beiden Schüsse etwas weniger laut als sonst krachten, fiel mir ein: Donnerwetter, du hast ja nur blind geladen!

Aber was meinen die Herren, daß geschah? Die Fasanen waren bereits so gewöhnt daran, daß jeden Tag zwei von ihnen geschossen wurden, daß nun auch die beiden, die ich aufs Korn nahm, gewohnheitsmäßig herunter fielen. Ich staunte aber nicht lange, sondern machte mir die Sache zu Nutzen und sparte seit der Zeit, wenn auch nicht das Pulver, so doch das Blei."

„Den Stuhl da hab' i' von an Stadtherrn eing'handelt — i' begreif' aber nit, wie die Leut' auf an' solch'n Ding sitzen mög'n!"

„Jetzt will i' dir amal zeig'n, du Hundsviech, wie ma' d' Ent'n apportiert!"

„Jetz' schlag' auf, Hans, jetzt han ich'n auf der Nuck!"

„Als ich meinen ersten Hasen schoß, daß er einen Purzelbaum schlug, konnte ich mich vor Freude nicht halten und schlng auch einen."

„Bist all'weil noch nit hin, du elendiges Entenviech miserabliches! — all'weil krabbelt's noch vorwärts; — na wart' nur, wann ich g'laden hab', dir brenn' ich eins nauf — dir —!"

„Pardong!"

Der Sammelkasten

Friedrich der Große und die Jagd

Die Jagd war ehedem ein Hauptvergnügen hoher Herren. Auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater Friedrichs des Großen, war ein eifriger Nimrod. Ganz im Gegensatz zu seiner beinahe an Geiz grenzenden Sparsamkeit, scheute der Fürst den größten Kostenaufwand nicht, wenn es Reiherbeizen, Rebhühner-, Schweine- und Parforcejagden galt. Zum größten Verdrusse seiner Hofleute beachtete er bei solcher Veranstaltung weder Wind noch Wetter; auch seine Untertanen hatten unter dieser Liebhaberei manches auszustehen, von allen Seiten wurde Klage geführt über Wildschaden. In Pommern allein hielt der König zehn Saugärten. Es gab Jagden, auf denen manchmal an 1900 Wildschweine zur Strecke gebracht wurden. Merkwürdig war die Verwendung dieses erlegten Wildes: etliche Schweine wurden verschenkt, die übrigen mußten von den königlichen Beamten und von Gastwirten, Bäckern, Brauern, Kaufleuten und Bürgern gekauft werden. Die Juden hatten dafür jährlich eine bestimmte Summe an die Hospitale und Armenhäuser zu zahlen, andernfalls man ihnen die Säue in die Häuser warf. Äußerst hart waren die Strafen für Jagdfrevel: die Erlegung eines Hasen oder eines Stücks Federwildes kostete 50 Taler Buße, die Verletzung der Saugärten 50 Taler und Stänpung oder Festungsarbeit. Der König wollte, daß seine Söhne auch tüchtige Jäger würden, wie er selber einer war. Wie aus noch erhaltenen Briefen Friedrichs des Großen hervorgeht, hat der Prinz öfters Jagdgeschichten mitgeteilt; unzweifelhaft in der Absicht, dadurch die Gunst des gestrengen Vaters zu erwerben. So schreibt er u. a.: „Der Heidereiter hat mich im Walde zum Pirschen geführet. Stärkere Hirsche als Vierzehner sind nicht auf der Heide und im Bruche, wie er saget; der stärkste, so ich gesehen, ist nur ein ungrader Zehner, sonsten aber habe wohl über sechs Rudel von zwanzig bis dreißig Hirschen und Tieren gesehen; es ist aber sehr schwer, ihnen anzukommen. Ein Tier habe angeschossen, weil aber der dasige Jäger keinen Schweißhund hat, so konnten wir dieses Schmaltier nicht verfolgen. Sonsten habe mich die Woche zu unterschiedenen Malen zum Schießen mit der Büchse und der Flinte exerzieret. Heute Nachmittag werde auch noch auf dem Wald nach dem Ziel schießen." — „Dichte bei habe einen Hirsch von acht Enden und einige Schmaltiere geschossen; auch ist eine graufame Menge Hirsche in den Heiden und sind so zahm, daß man sie mit dem Wagen dichte auf 30 Schritt anfahren kann, und findet man Rudel von vierzig bis 50 Stück zusammen und diese sind sehr häufig. Beim Wollup stehet ein Hirsch von achtundzwanzig Enden, welcher, glanb ich, sehr leicht einzufangen wäre, wenn es mein allergnädigster Vater beföhle." Solche Berichte waren nach dem Herzen des Vaters, er bekundet sein Wohlgefallen darüber deutlich in Antwortbriefen. — Es leuchtet ein, daß Friedrich in den Briefen an seinen Vater nicht seiner wahren Herzensmeinung über die Jagd Ausdruck gab. Das konnte er lediglich seinen Freunden gegenüber. So schreibt er an einen: „Was die Jagd betrifft, so ist hier eine ganze Schar, welche für mich jagt, und ich studiere für sie; jeder findet dabei seine Rechnung und niemand ist verhindert in seinen Zerstreuungen." Seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, meldet er lange Zeit später: „Mein Bruder geht auf die Jagd für die ganze Familie; ich unterhalte mich mit dem Studium, der Musik, der Baukunst, der Gärtnerei und allen Arten von angenehmen Beschäftigungen." Und gar in seinem Antimachiavel, einer Schrift, in welcher er die bekannte Abhandlung des italienischen Staatsmannes bekämpft, kommt er puncto Jagd zu dem Schluß: Die Jagd passe nur für diejenigen, die ein Geschäft daraus machten; aber die vernünftigen Menschen seien in der Welt, um zu denken und zu handeln, und ihr Leben sei zu kurz, als daß sie auf so unpassende Weise kostbare Augenblicke verschwenden könnten.

Nach seiner Thronbesteigung setzte Friedrich der Große seine Anschauungen alsbald in Tat um. Er tat den seitherigen Jagdbelustigungen Einhalt, zog vier Reviere der Hühnerjagd ein und gab Äcker, Wiesen und Hütungen zurück. Eine große Zahl Hirsche und Reiher ließ er schießen; und wenn er Jagden bestätigte, die sein Vater verliehen hatte, behielt er sich vor, das Wild schießen zu lassen, sobald es wegen des Landbaus erforderlich würde.

So erfüllte sich die Ahnung seines Vaters, der kurz vor seinem Tod an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, seinem alten Jagdgenossen, schrieb: „Weil ich in dieser Welt ausgejaget habe und also die Parforcejagd ganz aufgeben will, um die unnützen Kosten einzuziehen, indem mein ältester Sohn auch kein Liebhaber der Jagd ist, noch werden wird . . ."

Falkenjagd

Wie die weidgerechte Jagd für gleich rühmlich und mannswürdig überhaupt galt, so war die Falkenbeize eine besondere höfische Spezialität, die sich — wie das Bild aus Petrus de Crescentiis „Nen Feld und Ackerbau", vom Jahre 1583 zeigt — bis in späte Zeit erhalten hat; erachtete es doch selbst Kaiser Friedrich II. für wert, ein Buch „Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen" zu schreiben, und auch Albertus Magnus schrieb einen gelehrten Traktat „Über Falken, Sperber und Habichte". Auch die Frauen hatten an dieser Art des Jageus Anteil, teils lag es ihnen ob, zu sehen „wie sie züge einen valken starc, schoen unt wilde", teils ritten sie selbst mit hinaus hoch zu Roß, den Falken auf der Hand.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Sankt Hubertus, bekanntlich der Schutzheilige der Jäger, steht im Kalender am 3. November; an diesem Tage finden allerorten die ersten großen Treibjagden (Hubertusjagden) statt. Er lebte als Sohn eines Herzogs am Hofe des fränkischen Königs Theoderich III., später bei Pippin von Herstal, wurde dann Bischof von Lüttich, starb etwa 727. Der Sage nach war er ein leidenschaftlicher Jäger, bis er, durch die Erscheinung eines zwischen goldenem Geweih ein umstrahltes Kreuz tragenden Hirsches betroffen, dem Jagdvergnügen entsagte. Die Jäger haben ihn nur in seiner früheren Leidenschaft, nicht in seiner späteren Entsagung zum Vorbild und Patron gewählt.

„Der Has im Kessel" von Ganghofer, der nicht nur ein vielgelesener Erzähler, sondern auch ein tüchtiger Hubertus-

jünger ist, entstammt dem in der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, erschienenen Prachtwerk „Das deutsche Jägerbuch" (20 Mk.), das mit reicher Fülle von Zeichnungen (vortreffliche Jägertypen, Jagdszenen, Wildbilder usw.) von C. W. Allers geschmückt ist.

Der Beitrag „Intelligenz und Familiensinn des Fuchses" ist ein Abschnitt aus F. Bergmillers neuer Bearbeitung von Diezels bekannten „Erfahrungen aus dem Gebiet der Niederjagd", die in der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung (Kosmos Verlag) in Stuttgart zum Preise von 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk. erschienen ist.

Die „Tagebuchblätter vom oberen Nil" von Berthold Körting stellen eine kleine Probe aus dessen im Verlag von Georg Müller in München mit zahlreichen wohlgelungenen Originalphotographien soeben erschienenen Buch „Jagden am oberen Nil" dar. Die in ihrer ungeschminkten Schlichtheit überaus eindrucksvoll wirkenden Schilderungen des im übrigen nicht schriftstellernden, sondern malenden Jägers seien nicht nur allen Jagdfreunden, sondern jedem Freund einer guten und genußreichen Lektüre warm empfohlen. Die drei Tierbilder, die wir dem Aufsatz beigeben, hat Berthold Körting eigens für die Lese gezeichnet.

Die Lafontaine'sche Fabel „Der Gärtner und sein Herr" ist der im Verlag Georg Müller in München mit zahlreichen alten Kupfern erschienenen Prachtausgabe von Lafontaines Fabeln in Übersetzung von Theodor Etzel entnommen. Das Werk kostet 18 Mk.

Die Bilder und Texte der Schalksecke sind zwei lustigen Jagdbüchern des Verlags Braun & Schneider in München entnommen: Die Jägerlatein-Stückchen mit dem Bild von Reinicke aus „Nach der Jagd" (geb. 2.50 Mk.), die sechs Bilder von Max Haider aus „Herrn Petermanns Jagdbuch", einem älteren vielbekannten und unsterblichen Jägerwitzbrevier, das in der kleinen Ausgabe nur 4 Mk. kostet; von den sieben Teilen der großen Ausgabe kostet jeder einzelne 3 Mk.

Bild und Text „Falkenjagd" entnahmen wir „Meyers Historisch-Geographischem Kalender 1914" (Bibliographisches Institut Leipzig, Preis 1.75 Mk.).

Der Naturforscher

Unter diesem Sammeltitel gibt der Verlag Theodor Thomas in Leipzig eine Reihe von Anleitungs-, Exkursions- und Bestimmungsbüchern heraus, die wir nach eingehender Prüfung allen Naturfreunden, die sich für das eine oder andere der bisher darin behandelten Gebiete interessieren, als Führer und Handbücher empfehlen. In knapper, anschaulicher Weise bieten sie jedem die notwendige Unterlage zu erfolgreichen eigenen Beobachtungen und Forschungen; sie regen hierzu an und geleiten mit aller erwünschten praktischen Unterstützung weiter. Wir wollen es an einem der Bücher kurz andeuten, wie der noch Unkundige zum Wissenden und Forscher gemacht wird: an Dr. Alfred Bergs „Geologie für Jedermann". Da heißt es: wenn du geologische Erlebnisse haben willst, rüste dich zunächst mal mit folgenden 36 Gegenständen aus. Jeder Gegenstand wird erklärt: wie er am besten ist, wozu er dienen soll, wo oder wie man ihn beschafft, sogar was er kostet. Und wenn du dir eine Gesteinsammlung anlegen willst, hast du in deiner Arbeits- und Sammelstube folgende weiteren Gegenstände nötig. Dann lernst du topographische Karten beschaffen, lesen und benutzen. Dann lernst du auf Wanderungen das Stück Erde deiner Heimat kennen, ihre Gesteine und Versteinerungen, lernst sehen und finden und eine geologische Heimatssammlung anlegen. Lernst alles nach und nach kennen, was zum weiten Gebiet der geologischen Wissenschaft gehört, und bist du so weit, daß du über den Inhalt dieses Anleitungsbuches hinaus wissensdurstig wirst, so gibt es dir willkommene Literatur-Nachweise zur Weiterbildung. Dieses wirklich praktische Geologie-Buch kostet 3.75 Mk. Es enthält zahlreiche gute Abbildungen, ebenso wie die nachgenannten anderen Bücher dieser Sammlung:

Lebensbilder aus deutschen Mooren. Einführung in das Studium der heimischen Tier- und Pflanzenwelt von Georg Schlenker (2.75 Mk.).

Das Süß- und Seewasser-Aquarium, seine Einrichtung und seine Lebewelt von Dr. Wilh. Berndt (3.75 Mk.).

Das Terrarium und Insektarium von Dr. Paul Kammerer (3.75 Mk.).

Der Käfersammler von P. Kuhnt (3 Mk.). Dies ist hauptsächlich Bestimmungsbuch.

Alle diese Bücher haben biegsamen Leinenband und Taschenformat, sind also recht handlich zum Mitnehmen auf Forschungs- und Sammelausflüge.

Neues aus billigen Büchersammlungen

Aus Natur und Geisteswelt

Im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Jedes Bändchen geh. 1 Mk., in Leinwand geb. 1.25 Mk. Von neuen Auflagen und Neuerscheinungen in dieser bekannten Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen liegen uns vor:

Bd. 14. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Geh. Schulrat Dr. Eduard Otto. 4. Aufl. 33 Abb.

Bd. 121. Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Dr. Ing. Chr. Rank. 2. Aufl. 71 Abbildungen.

Bd. 223. Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. 2. Aufl.

Bd. 230. Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehde. 2. Aufl. 18 Abb.

Bd. 410. Die künstlerische Photographie. Ihre Entwicklung — ihre Probleme — ihre Bedeutung. Von Dr. Willy Warstat. 14 Abb.

Bd. 411. Ueber Universitäten und Universitätsstudium. Sechs Vorträge von Theobald Ziegler. 1 Bild.

Bd. 415. Moltke. Von Franz Carl Endres. 1 Bild.

Bd. 417. Die moderne Mittelstandsbewegung. Von Dr. Leo Müffelmann.

Reclams Universal-Bibliothek

Jede Nummer 20 Pfg. Von den neuesten Erscheinungen sind besonders beachtenswert:

Nr. 5581—5585. Die Weltalter. Von F. W. J. Schelling. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Ludwig Kühlenbeck.

Nr. 5589. Mozarts „Zauberflöte", Oper in 2 Aufzügen. Geschichtlich, szenisch und musikalisch analysiert, mit zahlreichen Notenbeispielen, von Max Chop, 27. Bändchen der Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst.

Gedenktafel

Am 1. November 1869 wurde in Wieselburg in Nieder-Österreich der Dichter Karl Bienenstein geboren, der Verfasser feiner, stimmungsvoller Gedichte.

Am 1. November 1903 starb in Charlottenburg der Geschichtschreiber Theodor Mommsen.

Am 2. November 1846 starb in Weriö der schwedische Dichter Esaias Tegnér.

Am 4. November 1847 starb in Leipzig der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Am 4. November 1905 starb in Wilhelmshagen bei Erkner die Dichterin Klara Müller. Von Bedeutung ist ihr Gedichtbuch „Mit roten Kressen".

Am 6. November 1771 wurde in Prag Aloys Senefelder, der Erfinder des Steindruckes geboren.

Am 7. November 1750 kam in Bramstedt i. Holst. der Dichter Friedrich Leopold Graf zu Stolberg zur Welt. Er hat sich durch Übersetzungen sowie gute eigene Werke hervorgetan.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 45 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Geleitwort

Die Hervorbringung eines Kunstwerks wirft Licht auf das Geheimnis der Menschheit. Ein Kunstwerk ist ein Auszug und Abzug der Welt. Es ist das Endergebnis oder der Ausdruck der Natur im Kleinen. Denn ob auch die Werke der Natur unzählig und allverschieden sind, so ist Folge und Ausdruck bei allen doch ähnlich und einfach. Die Natur ist ein Meer von Formen, die von Grund aus gleich und doch einzig in ihrer Art sind. Ein Blatt, ein Sonnenstrahl, eine Landschaft, das Meer machen einen ähnlichen Eindruck auf das Gemüt. Was ihnen allen gemein ist, ihre Vollkommenheit und Harmonie, das macht die Schönheit aus. Der Maßstab der Schönheit ist der ungeteilte Umkreis der natürlichen Formen, die Gesamtheit der Natur, was die Italiener meinten, indem sie die Schönheit „il più nell' ano" nannten. Nichts Vereinzeltes ist vollkommen schön; schön ist es nur innerhalb eines Ganzen. Ein einzelner Gegenstand ist nur so weit schön, als er diesen Allreiz ahnen läßt. Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker und Architekten suchen den Glanz der Welt in einem Punkt zu sammeln und in den verschiedensten Werken jener Liebe zur Schönheit zu genügen, die sie zum Schaffen treibt. So ist die Kunst ein Stück Natur, das einem menschlichen Schmelztiegel entsteigt. So wirkt die Natur in der Kunst durch den Willen des Menschen, voll der Schönheit ihrer ersten Werke. So besteht die Welt für die Seele, um deren Schönheitsdienst zu stillen. Dieses Element nenne ich einen Endzweck. Keine Vernunft kann sagen, warum die Seele nach der Schönheit verlangt. Die Schönheit ist, ihrem weitesten und tiefsten Sinne nach, ein Ausdruck des Alls.

Gott ist das Allschöne. Wahrheit, Güte und Schönheit sind nur verschiedene Seiten des gleichen Alls. Doch die Schönheit der Natur ist nicht das letzte. Sie ist der Herold innerer und ewiger Schönheit und nicht bloß ein fester und befriedigender Besitz. Sie will als Teil und nicht als der letzte oder höchste Ausdruck des Endzwecks der Natur erfaßt werden.

Emerson.

Felix Mendelssohn Bartholdy

(1808—1847)

Es ist eine oft aufgeworfene Streitfrage ob die Begriffe Talent und Genie etwa gleichbedeutende Werte sind. Wir glauben, daß die beiden Worte nicht mit Unrecht nebeneinander bestehen. Da hier nicht der Ort ist, Entscheidendes darüber zu sagen, so sei lediglich der Auffassung Raum gegeben, daß ein Talent wohl stets nur eine Begabung, eine nach einer bestimmten Seite gerichtete Fähigkeit bedeutet, eine Anlage, die es ihrem Träger ermöglicht, gewisse Dinge mit Leichtigkeit aufzufassen und einem bestimmten Zwecke zuzuführen. Im Reich der Kunst, namentlich der Musik, äußert sich ein Talent meist durch eine merkwürdig leichte Beherrschung der rein formalen Seite, dagegen sieht es sich außer Stande, die ganze Tiefe einer Empfindung auszuschöpfen, es bleibt an der Oberfläche, wird niemals die schon begangenen Wege verlassen, um der Menschheit neues, unberührtes Land zu erschließen. Das aber macht das Wesen des Genies aus, daß es das Allgemeinmenschliche in seiner ganzen Tiefe erfaßt und Neues auch in neuer Form giebt. Das Genie, the genius, ist ein Ursprüngliches, Göttliches und aufs Innigste mit aller Natur verbunden, das Talent aber haftet am Aeußerlichen. Wenn dieses beispielsweise in einem Baum nur eine bestimmte Form erblickt, so sucht der Genius den Baum als einen Organismus und in seinem Zusammenhang mit der umgebenden Natur zu erfassen. Er sieht ihn nicht als ein Einzelnes, sondern als Ausstrahlung der hier so und nicht anders gearteten Natur. Mit andern Worten: Das Genie stellt ein Ding stets in seiner Gesamtbedeutung, das Talent dieses immer nur als Einzelerscheinung dar. —

In dem Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy tritt uns nun eine Erscheinung gegenüber, die in seltsamer Weise dasjenige in sich vereinigt, was wir soeben als Talent und Genie bezeichneten. In der Frühreife, in der bewundernswerten Beherrschung der überkommenen Formen, in der Echtheit der musikalischen Empfindung unzweifelhaft ein Genie, erscheint Mendelssohn da, wo es sich um das eigentliche Wesen seiner Kunst handelt, wo es gilt, die Wurzeln der Affekte bloßzulegen, nur als liebenswürdiges Talent, das gewissermaßen mit den Dingen spielt, sich an ihren formalen Reizen ergötzt, aber einzig bemüht ist, denselben ihre glatte Außenseite zu erhalten. Zu

den Taten seines Genies möchten wir die der Shakespear'schen Dichtung ebenbürtige Musik zum Sommernachtstraum in erster Linie zählen. Sie begann der 19jährige Jüngling und vollendete der reife Mann. Auf gleicher künstlerischer Höhe steht die Hebridenouverture; wie genial hier die Natur im Spiegel der Kunst zurückgeworfen wurde, weiß nur der zu empfinden, dem das Glück vergönnt war, die göttliche Schönheit der schottischen Hebridensee anschauend zu genießen. Auch in der Musik zu Goethes Gedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt" und in der Melusinenouverture erscheint Mendelssohn noch einzig und wirklich anschauend, wie immer, wenn es sich um des Komponisten Verhältnis zur anorganischen Natur handelt. Das Bild aber verändert sich zu seinen Ungunsten, wenn rein menschliche Dinge, d. h. die Darstellung von Leidenschaften in Betracht kommen. Dann beginnt die Talentsphäre. Der echte Schmerz, dieser einzig treue Freund der Menschheit, er war dem vom Glück verwöhnten Künstler ein fremder Weggenosse. Mendelssohns Kammermusik ist, so geistreich und voll Reiz im Einzelnen, doch glatt und in der Form klassizistisch im Ganzen. Und von den vielen „Liedern ohne Worte" kann nur wenigen derselben echter Stimmungsgehalt und Eigenart zugesprochen werden. Auch den beiden Symphonien und den Oratorien Paulus und Elias mangelt trotz vieler Schönheiten die elementare Größe; es ist anempfundene Musik, die weder wärmt noch gar erschüttert.

Aber diese Doppelnatur des Künstlers, die eigentümliche Mischung von Talent und Genie, das blendende äußere Gewand der Mendelssohnschen Musik brachte es mit sich, daß die Zeitgenossen in diesem Komponisten ein absolutes und vollkommenes Genie erblickten und ihn an die Spitze aller künstlerischen Erscheinungen ihrer Epoche stellten. Wir wissen heute, daß die Einschätzung zu hoch war. Vor uns liegt das ungeheure Lebenswerk Bachs und Beethovens, deren universelle Bedeutung zu Mendelssohns Zeiten nicht auch nur annähernd begriffen

wurde. Und vor uns breitet sich das Lebenswerk Richard Wagners, dessen revolutionärer Geist das gesamte musikalische Empfinden des 19. Jahrhunderts von Grund aus umgestaltete. So mußte es kommen, daß erst unsere Zeit erkannte, wie viel Sterbliches der Kunst eines einst so Vergötterten anhaftete. Sein unsterblich Teil aber bildete Mendelssohn in jenen Stunden, in welchen er sich selbst vergaß, in welchen nur der Genius in ihm sprach, der Genius einer empfindsamen, beschaulichen Zeit, die uns heute so fremd geworden, daß wir sie fast nicht mehr zu begreifen vermögen.

S. G. Kallenberg.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

9. Fortsetzung.

„Im selben Augenblick, wie ich den Lärm hörte und sah, wie die Soldaten durch das Stadttor einzogen, da steckte ich für alle Fälle eine Perlenschnur zu mir; ich sagte mir: es gibt doch in der Stadt schöne Edelfrauen, die werden mir schon ein paar Perlen abkaufen, auch wenn sie nichts zu essen haben. Und kaum daß mich die Knechte des Fähnrichs losgelassen hatten, da lief ich schnell nach dem Hause des Wojewoden, um die Perlen zu verkaufen. Dort fragte ich eine Dienerin, eine Tatarin aus, von der ich alles erfuhr. Es wird bald Hochzeit gefeiert, sowie die Saporoger verjagt sind. Der Herr Andrij hat versprochen, die Saporoger fortzujagen."

„Und du hast ihn nicht sofort totgeschlagen, den Satan!" schrie Taraß.

„Warum totschlagen? Er ist doch aus freien Stücken übergegangen! Was kann er dafür? Es geht ihm dort besser als hier: so ist er eben zu ihnen gegangen?"

„Hast du ihn von Angesicht gesehen?"

„Bei Gott, von Angesicht zu Angesicht! Welch ein vornehmer Herr! Weit schöner als alle andern! Gott schenke ihm Gesundheit — er hat mich sogleich erkannt und als ich zu ihm herantritt, sagte er sofort..."

„So? Was hat er gesagt!"

„Er sagte... doch nein, er winkte mir erst mit der Hand, und dann erst sagt er: „Jankel". Worauf ich sagte: „Herr Andrij!" „Jankel, sag dem Vater, sag dem Bruder, sag den Kosaken, sag den Saporogern, sag ihnen allen, daß der Vater mir von heute ab kein Vater, der Bruder kein Bruder, der Kamerad kein Kamerad mehr ist, und daß ich mit ihnen kämpfen werde, mit ihnen allen kämpfen werde!"

„Du lügst, satanischer Judas!" schrie Taraß außer sich, „du lügst, verfluchter Hund! Du hast auch Christus gekreuzigt, du gottverfluchtes Geschöpf! Satan, ich erschlage dich! Fliehe, flieh von hier — sonst bist du gleich des Todes!" Mit diesen Worten riß Taraß seinen Säbel aus der Scheide, und der erschrockene Jude ergriff die Flucht und lief, so schnell er konnte, davon, so weit ihn seine trockenen dürren Beine trugen. Lange lief er, ohne sich umzusehen, durch das Kosakenlager, immer weiter und weiter über das freie Feld, obgleich ihn Taraß garnicht verfolgte — er hatte es sich überlegt, daß es unvernünftig sei, seinen Zorn an dem ersten besten auszulassen.

Jetzt erinnerte er sich daran, daß er Andrij in der vorigen Nacht mit einem Weibe durch das Lager habe gehen sehen, und er ließ sein graues Haupt mutlos herabsinken. Aber er wollte noch immer nicht daran glauben, daß ihm eine solche Schmach hätte angetan werden können und daß der eigene Sohn seinen Glauben und seine Seele verraten konnte. Endlich ermannte er sich, führte seine Abteilung in den erwähnten Hinterhalt und verschwand im Walde, dem einzigen, der noch nicht von den Kosaken niedergebrannt war. Die andern Saporoger, das Fußvolk wie die Reiter, rückten in drei Zügen bis an die drei Tore vor. Eine Abteilung zog hinter der andern her: die Abteilungen Uman, Popowitschew, Kanew, Steblikiw, Nesamaikow, Gurgusiw, Tymoschew usw. Nur die Abteilung Perejaslaw fehlte. Diese hatte nämlich am Abend vorher ein äußerst stürmisches Zechgelage veranstaltet, und die Folge davon war, daß einige von ihnen gefesselt im feindlichen Lager und andere gar nicht erwachten, sondern sogleich in die feuchte Erde gebettet wurden. Chlib, der Hauptmann, wurde ohne Hemd und Hose ins polnische Lager gebracht.

In der Stadt hörte man bald von der Bewegung im Kosakenlager. Alle liefen auf die Wälle hinaus, und ein prächtiges Bild entfaltete sich vor den Augen der Kosaken. Die polnischen Ritter standen, einer immer schöner als der andere, auf den Wällen. Die kupfernen Helme, mit schwanenweißen Federn geziert, glänzten wie kleine Sonnen. Andere trugen leichte rosa und hellblaue Mützen, deren oberer Teil auf der Seite etwas eingebogen war. Ihre Röcke mit den herabhängenden Aermeln waren mit Goldstickereien oder einfachen Schnüren versehen; sie hatten reichverzierte Säbel und Waffen, die die polnischen Herren teuer genug bezahlt haben mochten, und vielerlei andere Schmuckgegenstände. In der vordersten Reihe stand der Oberst von Budschakow in würdiger Haltung mit einer roten, goldgestickten Mütze. Der Oberst war bedeutend größer und stärker als alle übrigen, und sein weiter, kostbarer Rock war fast zu eng für seine mächtige Hünengestalt. Auf der anderen Seite, ganz nahe am Seitentor, stand ein anderer Oberst, ein kleiner, dürrer Mann, dessen winzige, scharfe Augen lebhaft unter dichten Augenbrauen hervorblickten; er drehte sich schnell nach allen Seiten um, und seine hagere Hand wies gebieterisch bald hierher und bald dorthin. Man sah, daß er trotz seiner Kleinheit sich trefflich auf das Kriegshandwerk verstand. Unweit von ihm stand der Fähnrich, ein langer Kerl mit einem dichten, buschigen Schnurrbart und einer fast zu frischen Gesichtsfarbe; der Herr liebte die starken Getränke und war der Freund einer reichbesetzten Tafel. Hinter ihnen sah man noch viele, viele Ritter, von denen sich ein Teil auf eigene Kosten bewaffnet und ausgerüstet hatte, der andere dagegen auf Kosten der Staatskasse oder mit jüdischem Gelde, da diese Herrn all ihr Hab und Gut, das die Schlösser der Väter bargen, versetzt hatten. Es gab darunter auch eine nicht geringe Zahl von jenen Schmarotzern, die das Gefolge der Senatoren zu bilden pflegten, und die an ihrer Tafel sitzen durften, um ihren Glanz zu erhöhen; oft genug stahlen sie dort als Entgelt die silbernen Becher von den Tischen und aus den Schränken weg und lenkten vielleicht schon morgen, ihrer Ehre entkleidet, vom Kutscherbock herab die Pferde eines großen Herrn. Da gab es alle möglichen Sorten und Gattungen von Menschen. Manch einer besaß noch nicht genug, um sich einen Becher Branntwein zu kaufen: für den Krieg aber hatten sie sich alle aufs schönste herausgeputzt.

Die Kosaken standen gelassen vor den Stadtmauern. An ihnen war auch nicht eine Spur von goldenem Zierat zu bemerken, nur ab und zu blitzte es an einem Säbelgriff oder einem Gewehrkolben auf. Die Kosaken liebten es nicht, sich zur Schlacht reich zu schmücken. Ihre Panzer und Kleider waren alle höchst einfach und bescheiden: bloß ihre schwarzen Lammfellmützen mit den roten Spitzen konnte man weithin schimmern sehen.

Zwei Kosaken lösten sich von den Reihen der Saporoger ab und sprengten nach vorn; der eine war noch ganz jung, der andere etwas älter, beide hatten Haare auf den Zähnen, verstanden sich gut aufs Reden, doch auch nicht minder gut auf das Handeln. Sie hießen Ochrim Nasch und Mykyta Golokopytenko. Ihnen folgte Demid Popowitsch, ein stämmiger Kosak, der sich schon lange in der Sjetsch aufhielt, bei Adrianopel gekämpft und schon mancherlei erlebt und erfahren hatte: sollte er doch bereits einmal lebendigen Leibes auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden; damals war er mit

geteertem und geschwärztem Kopf und abgesengtem Schnurrbart in der Sjetsch erschienen, aber Popowitsch hatte sich bald wieder erholt und sich einen langen Schopf, der ihm bis übers Ohr herabhing, und einen pechschwarzen, buschigen Schnurrbart wachsen lassen. Uebrigens konnte Popowitsch oft recht bissig werden.

„Ja, das muß man sagen, schöne Kleider habt ihr an, ihr tapferen Ritter; ich möchte nur wissen, ob euer Mut und eure Tapferkeit ebenso groß ist?"

„Ich wills euch schon zeigen," rief der dicke Oberst von oben herab, „ich lasse euch allesamt binden und an die Kette legen. Gebt eure Gewehre und Pferde her, ihr Knechtsseelen. Habt ihr's gesehen, wie ich eure Leute habe binden lassen? Hollah, schleppt doch mal die Saporoger auf den Wall!"

Und die aneinandergebundenen Saporoger wurden auf den Wall geschleppt. Zuerst erschien der Hauptmann der Abteilung, Chlib, ohne Hemd und Hose — ganz so, wie man ihn im Rausche erwischt hatte. Er ließ den Kopf tief sinken, denn er schämte sich, daß er sich vor den Kosaken in seiner Blöße zeigen mußte, und daß er schlaftrunken wie ein Hund in Gefangenschaft geraten war. Sein mächtiger Kopf war in der einen Nacht ergraut.

„Sei nicht traurig, Chlib, wir werden dich schon befreien," riefen ihm die Kosaken von unten zu.

„Sei nicht traurig, Freund," fügte der Hauptmann Boradaty hinzu, „es ist nicht deine Schuld; daß sie dich nackt gefaßt haben, jedem Menschen kann solch ein Unglück passieren. Sie müssen sich schämen, daß sie dich so hergebracht und nicht einmal deine Blöße anständig bedeckt haben."

„Ihr scheint ja gegen Schlafende besonders tapfer zu sein," sagte Golokopytenko und blickte zum Wall empor.

„Wartet's nur ab, wir werden euch schon eure Mähnen abschneiden," riefen ihnen jene zu.

„Das möchte ich doch sehen, wie sie es fertig bringen werden, uns die Mähnen abzuschneiden," sagte Popowitsch, dann wandte er sich auf seinem Pferde zu seinen Leuten um, sah sie an und sagte: „Uebrigens ist es doch wahr, was die Polen sagen; wenn der Dicke ihr Führer ist, brauchen sie sich nicht zu fürchten, das ist eine gute Schutzwehr."

„Weshalb glaubst du, daß sie dann in Sicherheit sind?" fragten die Kosaken, welche wußten, daß sich Popowitsch wahrscheinlich schon auf eine Antwort vorbereitet hatte.

„Na, einfach deshalb, weil sich das ganze Heer hinter ihm verstecken wird. Höchstens, daß man hinter seinem dicken Wanst einen mit der Lanze hervorholt!"

Alle Kosaken brachen in ein schallendes Gelächter aus, und noch lange schüttelten einzelne von ihnen den Kopf und sagten:

„Ja ja, der Popowitsch! Der versteht's! Wenn der es auf einen abgesehen hat, dann..." Allein die Kosaken sagten nicht, was „dann" kommt. „Schnell fort — schnell fort von den Mauern," rief der Hetman, denn die Polen schienen die boshaften Bemerkungen nicht vertragen zu können, und der Oberst hatte schon mit der Hand ein Zeichen gegeben.

Kaum waren die Kosaken einige Schritte zurückgewichen, da hagelten auch schon die Kartätschen von den Wällen herab. Auf dem Wall geriet alles in Bewegung, selbst der graue Wojewode kam zu Pferde herangesprengt. Die Tore öffneten sich, und das Heer zog hindurch. Vorne in wohlgeordneten Reihen ritt ein Trupp Husaren in schön gestickten Röcken, dann kamen, eine Abteilung Lanzenreiter und Schwerbewaffnete in schweren Kupferhelmen und schließlich etwas abseits und in einiger Entfernung die vornehmsten von den Rittern, jeder nach seinem besonderen Geschmack gekleidet. Die stolzen Herren wollten sich nicht unter die andern mischen, und wer von ihnen über kein Kommando verfügte, ritt allein mit seinen Dienern. Dann folgten von neuem lange Reihen von Soldaten, hinter denen ein Fähnrich einherritt. Dann wieder mehrere Reihen Soldaten und hinter ihnen der dicke Oberst; und endlich ganz zuletzt kam der kleine Hauptmann hinter dem Heer dahergesprengt.

„Hindert sie, hindert sie, ihre Stellungen einzunehmen," rief der Hetman, „rückt auf sie los; alle Abteilungen vor! Laßt die andern Tore im Stich. Die Abteilung Tytarew greift von der einen Seite an, die Djadkiwsche Abteilung von der andern. Kukubenko und Palywoda, fallt ihnen in den Rücken! Bringt sie in Verwirrung und sprengt sie auseinander."

Die Kosaken rückten von allen Seiten heran. Sie drängten die polnischen Reihen zurück, brachten sie in Verwirrung und gerieten selbst in ein wirres Durcheinander. Man ließ sich nicht einmal Zeit, die Gewehre zu laden und abzufeuern, sondern zog sofort das Schwert und gebrauchte die Lanze. Alles drängte sich zu einem Haufen zusammen, und jeder hatte Gelegenheit, seinen Mut und seine Kraft zu zeigen.

David Popowitsch säbelte drei gemeine Soldaten nieder, warf zwei der tapfersten Edelleute von den Pferden und rief: „Sind das schöne Pferde! Solche Pferde hatte ich mir längst gewünscht!" Er jagte die Rosse weit ins Feld hinaus und rief einigen Kosaken zu, sie sollten sie festhalten. Dann stürzte er sich wieder in den Haufen und warf sich über die am Boden liegenden Edelleute: den einen erschlug er, und dem andern warf er eine Schlinge um den Hals, band ihn am Sattel fest und schleifte ihn über das ganze Feld, nachdem er ihm zuvor seinen Säbel mit dem kostbaren Griff abgenommen und seinen Beutel mit Goldstücken vom Gürtel abgerissen hatte.

Kobita, ein wackerer und noch junger Kosak, war ebenfalls mit einem der tapfersten der polnischen

Kämpfer handgemein geworden; das war ein langer Kampf; jetzt brauchten sie bereits ihre Fäuste... der Kosak hatte schon beinahe die Oberhand gewonnen, den Feind niedergeworfen und ihm ein langes türkisches Messer in die Brust gestoßen. Aber er hatte dabei nicht acht auf sich gegeben; im selben Augenblick durchbohrte ihm eine heiße Kugel die Schläfe. Einer der edelsten Herren, der schönste Ritter aus einem der ältesten Fürstengeschlechter hatte ihn hingestreckt. Schlank wie eine Pappel saß er auf seinem Schimmel, und hatte schon manch hohes Beispiel von seinem Heldenmut gegeben; zwei Saporoger hatte er geradezu zerspalten, den Fedor Korsch, einen wackeren Kosaken, samt seinem Pferde niedergehauen, den Gaul erschossen, und den Reiter unter dem Rosse mit ein paar Lanzenstichen getötet, vielen andern hatte er den Kopf oder die Arme abgeschlagen und endlich den Kosaken Kobita durch eine wohlgezielte Kugel, die jenem die Schläfe durchbohrte, niedergestreckt.

„Das ist ein Kerl, mit dem ich einmal meine Kräfte messen möchte," rief der Hauptmann Kukubenko von der Abteilung Nesamaikow aus. Er gab seinem Pferde die Sporen, sprengte von hinten an ihn heran und schrie so laut, daß alle, die in der Nähe standen, bei diesem unmenschlichen Gebrüll erbebten. Der Pole wollte schnell sein Pferd herumreißen, um ihn von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten; aber das Pferd gehorchte ihm nicht. Erschreckt von dem entsetzlichen Geschrei sprang es zur Seite, und so gelang es Kukubenko, dem Ritter eine Kugel in den Leib zu jagen. Sie drang ihm ins Schulterblatt, und er stürzte vom Pferde. Aber auch jetzt ergab sich der Pole noch nicht, sondern versuchte es noch immer, seinem Gegner einen Schlag zu versetzen, doch sein kraftloser Arm vermochte den Säbel nicht mehr emporzuheben. Unterdessen ergriff Kukubenko mit beiden Händen seinen schweren Pallasch und stieß ihn dem Polen in das erbleichende Antlitz. Der Säbel hieb ihm zwei von den milchweißen Zähnen heraus, spaltete die Zunge, zerschmetterte den Halswirbel und drang noch tief in die feuchte Erde hinein. So nagelte er ihn für ewig an die feuchte Erde fest. Das edle rote Ritterblut spritzte hoch empor, so rot wie die Dolden der Eberesche am Flusse, und färbte den gelben, goldgestickten Rock des Ritters. Aber Kukubenko kümmerte sich nicht mehr um ihn und stürzte mit seine Nesamaikow-Kosaken mitten ins Gedränge hinein.

„Ei, wie kann man nur eine so kostbare Rüstung liegen lassen," rief der Hauptmann der Uman-Abteilung, Borodaty, der die Seinen verlassen hatte, und nach der Stelle geritten war, wo der von Kukubenko erschlagene Edelmann in seinem Blute lag.

„Sieben Edelleute habe ich eigenhändig erschlagen, aber noch bei keinem habe ich eine so kostbare Rüstung gesehen!" Von der Beute angelockt, bückte sich Borodaty, um dem Toten die kostbare Rüstung abzunehmen; schon bemächtigte er sich des türkischen Dolches mit dem Griff aus farbigen leuchtenden Edelsteinen, löste das Täschchen mit den Dukaten vom Gürtel ab und zog ihm einen Beutel mit feiner Wäsche, kostbarem silbernem Zierat und einer schönen Mädchenlocke, die hier zur Erinnerung aufbewahrt wurde aus dem Busen. So kam es, daß Borodaty es nicht hörte, wie der Fähnrich mit der roten Nase, den er schon einmal aus dem Sattel geworfen und einen kräftigen Denkzettel versetzt hatte, hinterrücks auf ihn eindrang. Der Fähnrich holte tüchtig aus und gab ihm mit dem Säbel einen furchtbaren Hieb über den niedergebeugten Nacken. Die Beutegier trug dem Kosaken nichts Gutes ein; sein mächtiges Haupt flog ihm von den Schultern, der kopflose Leichnam brach zusammen und tränkte den Boden ringsherum mit seinem Blute. Die rauhe Kosakenseele stieg zürnend und murrend, aber zugleich voller Verwunderung, daß sie schon so früh aus dem starken Körper entweichen mußte, zum Himmel empor. Kaum aber hatte der Fähnrich die Mähne des Hauptmanns gepackt, um sie an seinen Sattel zu binden, da nahte auch ihm schon der schreckliche Rächer.

Wie ein am Himmel schwebender Habicht, der plötzlich, nachdem er mit seinen starken Flügeln manch gewaltigen Kreis beschrieben hat, mit ausgebreiteten Schwingen an einer Stelle hängen bleibt und dann wie ein Pfeil auf die singende Wachtel am Wege herabstößt, so stürzte sich Taraß' Sohn, Ostap, auf den Fähnrich und warf ihm schnell den Strick um den Hals. Das rote Antlitz des Fähnrichs wurde noch röter, als ihm die grausame Schlinge die Kehle zuschnürte; er griff nach der Pistole, aber die krampfhaft zusammengedrückte Hand vermochte nicht mehr zu zielen, und die Kugel flog nutzlos ins Feld hinaus. Sofort löste Ostap die seidene Schnur vom Sattel des Fähnrichs, die dieser zur Fesselung der Gefangenen mit sich führte, und band ihm mit seiner eigenen Schnur Hände und Füße zusammen; das Ende befestigte er an seinem Sattel und schleifte dann den Polen über das Feld, indem er alle Kosaken der Abteilung Uman laut ermahnte, ihrem Hauptmann die letzte Ehre zu erweisen.

Als die Uman-Kosaken hörten, daß ihr Hauptmann Borodaty gefallen sei, verließen sie das Schlachtfeld und eilten herbei, um seinen Leichnam in Sicherheit zu bringen. Dann gingen sie sofort zu Rate, wen sie zu ihrem Hauptmann wählen sollten. Endlich sagten sie: „Wozu sollen wir lange überlegen? Wir können ja doch keinen bessern Hauptmann bekommen als Ostap Bulba; er ist zwar der jüngste von uns, aber er hat soviel Verstand wie ein älterer Mann."

Ostap nahm die Mütze ab und dankte allen Kameraden für die Ehre, ohne sich erst lange mit seiner Jugend oder seiner geringen Erfahrung zu

entschuldigen, denn er wußte, daß man während des Krieges keine Zeit zu solchen Dingen hat. Er führte seine Kosaken sogleich dorthin, wo das Gedränge am größten war, und bewies so, daß sie nicht übel beraten waren, als sie ihn zum Hauptmann wählten. Als die Polen merkten, daß die Sache doch etwas ernst wurde, zogen sie sich zurück und stürmten quer über das Feld, um sich am andern Ende wieder zu sammeln. Der kleine Hauptmann gab den vierhundert Mann, die in der Nähe des Tores standen und noch nicht am Gefecht teilgenommen hatten, ein Zeichen — und ein Kartätschenregen hagelte auf die Reihen der Kosaken nieder; sie trafen jedoch nur wenige. Dafür aber streiften einige Kugeln die Ochsenherden der Kosaken, die die Schlacht mit entsetzten Blicken anstarrten. Die erschreckenen Ochsen brüllten laut auf, stürmten auf das Kosakenlager zu, zertrümmerten die Wagen und traten viele Leute zu Boden. In diesem Augenblick jedoch stürzte Taraß mit seiner Abteilung aus dem Hinterhalte hervor und verlegte den Tieren den Weg, die, aufs höchste gereizt, kehrt machten und sich mit angstvollem Gebrüll auf die polnischen Regimenter stürzten, die Reiter über die Haufen warfen und alles zerstampften und zertraten.

„Hallo, Dank ihr Ochsen!" schrien die Saporoger, „ihr habt uns während des ganzen Feldzuges schon manchen Nutzen gebracht und jetzt leistet ihr uns gar noch Kriegsdienste!"

Und mit frischen Kräften stürzten sie sich auf den Feind. Da wurde manch ein Pole niedergemetzelt, und viele von den Kosaken zeichneten sich durch ihre Kraft und ihren Heldenmut aus! Meteliza, Schilo, die beiden Pisarenko, Wowtusenko und noch mancher andere.

Die Polen sahen, daß es schlecht mit ihnen stand, und so befahlen sie denn, die Fahnen zu hissen und das Stadttor zu öffnen. Knarrend öffnete sich das eisenbeschlagene Tor und nahm die sich stoßenden und drängenden, erschöpften und bestaubten Reiter auf wie der Stall die Schafe. Viele Saporoger sprengten ihnen nach, aber Ostap hielt seine Leute zurück und sagte: „Haltet euch fern von den Mauern, werte Herren und Brüder, haltet euch fern von ihnen. Es ist gefährlich, sich ihnen zu nähern." Er hatte die Wahrheit gesprochen, denn die Polen schleuderten alles, was sie in die Hände bekamen, von den Mauern herab, und hierbei wurde mancher Kosak gefährlich verletzt. In diesem Augenblicke ritt der Hetman an Ostap heran, lobte ihn und sagte:

„Der Hauptmann ist zwar noch jung, aber er leitet seine Schar wie ein alter, gewiegter Heerführer!"

Der alte Bulba wandte sich um, um zu sehen, von was für einem neuen Hauptmann die Rede sei, und erblickte Ostap, der mit der Mütze auf dem Ohr und mit dem Hauptmannsstab in der Hand an der Spitze seiner Leute hoch zu Rosse saß. „Das ist ein Kerl!" rief der Alte, ihn voller Freude betrachtend und dankte allen Uman-Kosaken für die seinem Sohne erwiesene Ehre.

Fortsetzung folgt.

Tobias Guarnerius

Eine dunkle Geschichte von Honoré de Balzac

An einem nebligen Winterabend ging mein Urgroßvater, der in Bremen irgend welcher Geschäfte halber sich aufhalten mußte, in einer kleinen Gasse hinter der Kathedrale auf und ab. Was er da tat, werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß er damals zwanzig Jahre alt war, und daß es wenige Städte in Deutschland gibt, wo die Mädchen anmutvoller und herausfordernder sind. Das sage ich, ohne im Geringsten der guten Meinung, die Sie vielleicht von seinen Verdiensten gewonnen haben, schaden zu wollen. Aber es waren schon zwanzig Minuten verstrichen, seitdem die Stunde des Rendezvous auf allen Uhren geschlagen hatte, ohne daß die Erwartete daran gedacht hätte, zu kommen, und mein Urgroßvater harrte immer noch.

Während des langen Auf und Ab seines Postenstehens hatte mein Urgroßvater einen kleinen Laden bemerkt, der an der Ecke der Gasse lag, die er durchmaß. An beiden Seiten der Tür zeigten zwei Bretter, die rötlich gestrichen und in Form von Violinen geschnitten waren, den Handel an, der da betrieben wurde oder — um richtig zu sprechen — der da nicht betrieben wurde, denn abgesehen von einer alten Baßgeige, die an der Wand hing, einem Kontrabaß ohne Saiten, einigen Bogen und der Quintgeige war der Laden vollständig ausgeräumt und sah trotz der Inschrift über der Tür eher einer Wachstube der Bürgergarde ähnlich, als einem „Lager und Verkauf von Saiteninstrumenten".

Eine Talgkerze, die auf einem auffallend hohen Leuchter qualmte und düstere Strahlen warf, beleuchtete kaum den Mann, der in diesem elenden Kramwinkel arbeitete. Es schien ihm auch nicht viel an der Vollendung der Arbeit zu liegen, die ihn gerade beschäftigte, denn von drei zu drei Minuten stand er auf, ließ seine Geige liegen und ging mit großen Schritten umher, mit starrem Blick und hastigen, überstürzten Gebärden, die zeigten, daß irgend ein Gedanke ihn tief beschäftigte.

Halb aus Neugierde, halb um einem soeben eingetretenen ausgiebigen Schneefall auszuweichen, betrat mein Urgroßvater, der sich noch nicht zum Weitergehen entschließen konnte, den Laden des Geigenmachers, und trotzdem er keine Ahnung von Musik hatte, bat er, ihm Violinen zum Kauf vorzulegen.

„Violinen!“ antwortete der Geigenmacher grob, „Sie sehen doch wohl, daß ich keine habe, und keine verkaufen kann — es sei denn, Sie wollen sich mit diesem Kontrabaß zufrieden stellen. Ich war gezwungen, ihn an Zahlung statt für Reparaturen zu nehmen, die ich während mehr als einem Vierteljahr für das Orchester der „Gelehrten Hunde“ besorgte, die so großen Erfolg hier in der Stadt hatten, und die auch vor den Herren des großen Rats spielten. Wollen Sie ihn, meinen Kontrabaß? Ich lasse ihn Ihnen für zehn Taler, ohne weiter zu feilschen.“

Wäre mein Urgroßvater millionenmal mehr Musiker gewesen, als er es in Wirklichkeit war, so hätte er doch noch unendliche Mühe gehabt, auf den Vorschlag einzugehen, sich mit einem Kontrabaß zufrieden zu stellen, wenn er eine Violine haben wollte.

Nachdem er sich erlaubt hatte, mit einem großen Aufwand von Logik diese Bemerkung dem ehrlichen Geigenmacher beizubringen, bekam er von diesem eine so absonderliche Antwort, daß er sofort vermutete, es mit einem Irren zu tun zu haben, mit einem von einer fixen Idee Besessenen. Die Sache wurde ihm zur Gewißheit, als der eigentümliche Mensch wieder anfing umher zu gehen und zu gestikulieren, und als gleich darauf eine alte Frau die Tür des Hinterzimmers öffnete und achselzuckend ein Zeichen gab, daß es in dem Kopf des armen Mannes nicht richtig sei.

Mein Urgroßvater verließ dann den Geigenmacher, und am nächsten Morgen reiste er ab, ohne sich weiter um ihn bekümmert zu haben.

Drei Jahre später, während eines abermaligen Aufenthaltes in Bremen, kam er zufällig durch dieselbe Gasse und bemerkte, daß der Laden des Geigenmachers geschlossen war. Auf den Fensterläden, die an verschiedenen Stellen Spuren von gewaltsamem Einbruch trugen, waren große rote Kreuze gezeichnet. Dieser Umstand erregte seine Aufmerksamkeit, und am Abend beim Souper sprach er davon zu seinem Gastfreund, einem Polizeibeamten, und erzählte ihm, ohne von dem verfehlten Rendezvous zu sprechen, von der sonderbaren Aufnahme, die er vor drei Jahren in jenem Laden gefunden hatte. Der Beamte seinerseits erzählte ihm die Geschichte, die man hier lesen wird.

Der Mann, mit dem Sie zu tun hatten, hieß Tobias Guarnerius. Mit großer Mühe beschaffte er durch seine Arbeit den Lebensunterhalt für sich und die alte Frau, die Sie gesehen haben. Es war seine Mutter, mit der er seit dem Tode seiner Frau zusammen lebte.

Da er in der Stadt der einzige Arbeiter in seinem Fach war und es eine beträchtliche Anzahl Künstler und Dilettanten gab, die ihm ihre Instrumente zur Reparatur brachten, hätte er eigentlich ganz bequem leben können. Aber zehn Jahre vor der Zeit, von der wir sprechen, wurde er von einem unglücklichen Verhängnis heimgesucht. Eines schönen Tages wurde er die Beute einer fixen Idee, und von dieser Zeit ab verfolgte er sie, ungeachtet der Opfer, die sie ihn kostete.

Seine Frau, die vor Kummer gestorben war, als sie ihn die ganze Frucht seiner Arbeit so verschwenden sah, hatte ihm vergeblich den Wahnsinn seiner Beharrlichkeit vorgestellt, hatte ihn beschworen, sie nicht ins Elend zu bringen; er hatte sich nicht darum gekümmert. Erst seine Ersparnisse, dann das Geld einiger Anleihen, die er aufgenommen hatte, endlich seine Möbel, seine Waren, ein Teil seiner Kleider waren in dem Abgrund verschwunden, der sich vor ihm geöffnet hatte, ohne daß so viele unnütze Versuche ihn ernüchtert hätten. Zur Zeit, als der Geldmangel ihn zwang, mit seinen Experimenten auszusetzen, hatte er sich doch die Hoffnung bewahrt, seine Idee auszuführen, die ihm seiner Ansicht nach früher oder später großen Ruhm bringen und ihn reichlich für alle Auslagen entschädigen mußte.

Es ist übrigens wahr: wenn er das Ziel erreicht hätte, das er sich gesteckt hatte, wäre es eine ausgezeichnete Sache gewesen. Er besaß eine Geige von Stradivarius, für die ihm Liebhaber wiederholt einen hohen Preis angeboten hatten. Da war ihm der Gedanke gekommen, das Werk nachzuahmen. Er dachte, wenn er mit mathematischer Genauigkeit die Formen und Maße des Instrumentes wiedergäbe, wenn er das gleiche Holz benützen würde, aus dem es gebaut war, wenn es ihm gelänge, genau die Farbe und Politur nachzuahmen, müßte er dahin kommen, genau dieselbe Qualität herzustellen. Aber trotz aller Mühe, die er sich mit seinen Kopien gab, — es blieb immer ein kleiner Unterschied gegenüber seinem Modell! Unendlich feine Nüancen brachten, so schien es, die Ueberlegenheit hervor, die seine Verzweiflung war, und er suchte sich die Unvollkommenheit seiner Nachahmungen durch die kaum merkbaren kleinen Unterschiede logisch zu erklären. Er fing also immer wieder von vorne an. Es war ein Kreislauf, der ins Unendliche ging, und der leicht das Vermögen eines Fürsten verschlungen haben würde. Nach vielen Versuchen indessen änderte sich seine ursprüngliche Ansicht. Es war ihm eines Tages eine beinahe tadellose Nachahmung gelungen, und gerade dieses Instrument zeigte sich so tief unter seinem Stradivarius, daß er schließlich vermutete, beim Schaffen jenes Meisterwerks müsse eine höhere Macht mitgearbeitet haben, die er noch nicht angerufen hatte. — „Wer weiß,“ sagte er sehr ernst zu einem Physiker, der ihn bei der Lösung seines Problems durch neue Theorien des Klanges unterstützen wollte, „wer weiß, ob es nicht außerhalb der materiellen Welt ist, wo ich suchen sollte. Worte stellen Gedanken dar, ist es nicht so? Nun, wenn ich von der Seele meiner Violine spreche, vielleicht klopfe ich da, ohne es zu wissen, an die Türe, die ich so lange suche. Was denken Sie davon, mein Herr?“ Und der Physiker fing an zu lachen, und der arme Tobias

Guarnerius versenkte sich immer tiefer in den Abgrund seiner Versuche.

Eines Tages ließ einer seiner Kunden, der ihm einen Bogen zur Reparatur gebracht hatte, ein Buch bei ihm liegen und vergaß während einiger Tage es zu holen. In seinen Mußestunden, die selten waren, denn wenn seine Hände nicht arbeiteten, arbeitete sein armer Kopf, der niemals ruhte, durchblätterte Tobias Guarnerius dieses Buch, das ihn so fesselte, daß er während eines halben Tages seine fixe Idee vergaß.

Plötzlich, beim Umwenden einer Seite, findet er ein Kapitel mit der Ueberschrift: Von der Transfusion der Seelen.

Beim Lesen dieser Worte war ihm, als ob ihm die Enthüllung des großen Geheimnisses, dem er so lange nachgejagt, ganz nahe bevorstände. Er machte einen Freudensprung, rief seine Mutter, beauftragte sie, den Laden zu bewachen und, wenn man nach ihm frage, anzugeben, er sei ausgegangen. Dann lief er in sein Zimmer, schloß sich ein, um nicht unterbrochen zu werden, und begann das Kapitel zu lesen, das nach seiner Ansicht das wunderbarste sein mußte, das jemals die Feder eines Philosophen hervorgebracht hatte.

Nicht nur bei den Büchern, sondern bei allen Dingen des Lebens: in seinen Freundschaften, seinen Hoffnungen, seinen Zukunftsaussichten und besonders in der Liebe, muß man auf Enttäuschungen gefaßt sein, ähnlich denen, die Tobias Guarnerius erwarteten. Das Kapitel, für dessen Durchsicht er sich eine Minute vorher ein Pfund Fleisch vom Leibe hätte schneiden lassen, erwies sich als ein schlechtes Machwerk, beschwert mit Zitaten aus den Kirchenvätern, aus Aristoteles, Plato und der Heiligen Schrift. Nach vielen Abschweifungen, Abstraktionen und Redereien kam der Verfasser zu der ganz neuen Entdeckung, daß die Seele unsterblich sei. Unstreitig waren es die armseligsten zwanzig Seiten des ganzen Foliobandes, die hier unter dem prächtigen Titel, den ich vorhin genannt habe, vereinigt waren.

Aber Tobias Guarnerius' Stunde war deshalb doch gekommen. Mit einer merkwürdigen Macht erzwang er aus den drei Worten, die ihm so plötzlich erschienen waren, einen logischen Sinn, der sich mit seinen visionären Ansichten, zu denen er in der letzten Zeit gekommen war, deckte. Er fing an, sich die menschliche Seele als bewegliche Substanz vorzustellen, von einem Ort zum andern übertragbar. In Deutschland, wo die Philosophie in der Luft liegt, hatte er einen Handwerker über Seelenwanderungen sprechen gehört. Und dieses System, so wenig Wert man ihm auch beilegte, könnte doch so erweitert werden, daß es den philosophischen Geigenmacher zu seinem Ziel gelangen ließ. Drei Stunden Nachdenkens, die über diese Erleuchtung dahingegangen waren, gaben Tobias' Geist einen unerschütterlichen Glauben; und von da ab beschäftigte er sich nur mit dem Problem, auf welche Art er seine psychologische Entdeckung für seine Kunst verwerten könnte.

Drei Monate später, es war in der Nacht vor St. Josefstag, — längst schon hatten alle Uhren eins geschlagen, und die ganze Stadt Bremen lag im Schlaf, — da war die Werkstatt von Tobias Guarnerius sorgfältig geschlossen. Und aus Furcht, daß man durch die Sprünge der Holzläden das Licht, das im Hinterzimmer brannte, sehen könnte, hatte er die Glastüre, die von da in seinen Laden führte, mit einem dichten Vorhang aus grünem Wollstoff doppelt verhängt.

Diese Vorsichtsmaßregeln waren sicher nicht überflüssig, denn es war ein seltsames Werk, mit dem der Geigenmacher beschäftigt war.

In dem großen rotgeblumten Bett, darin sie, es waren nahezu vierzig Jahre her, ihn in die Welt gesetzt hatte, lag seine alte Mutter Brigitte Guarnerius, eine Beute der entsetzlichsten Todesangst; sie erlag einem Krebsleiden, das ihren Körper längst zerrüttet hatte. Ueber ihre Brust gebeugt, die furchtbar röchelte, stand Tobias; keine Träne glänzte in seinen Augen, keine Muskel seines Gesichtes zuckte und verriet auch nur das geringste Mitgefühl für das bittere Leiden, dessen Zeuge er war. Er schien ganz beherrscht von der Vorahnung des feierlichen und verhängnisvollen Augenblicks, dessen Erwartung alle seine Sinne festhielt. Ein wunderlicher Apparat, den keine menschliche Wissenschaft je beschrieben oder geahnt haben mochte, verband, anscheinend um irgend eines seltsamen Experimentes willen, das Bett der Sterbenden mit einem Tisch, auf dem eine unvollendete Geige lag. Eine an einem Ende sich trichterförmig erweiternde Röhre, offenbar aus mehreren Metallen zusammengeschmolzen, war der alten Frau am Munde angesetzt und empfing ihre Atemzüge, deren jeder mit klagendem Röcheln darin verschwand. Am andern Ende war diese Röhre einem hölzernen Steg eingefügt, dem gleich, der bei allen Saiteninstrumenten aufgestellt wird. Nur hatte dieser einen etwas größeren Durchschnitt als der gewöhnliche, und statt aus massivem Holz war er ausgehöhlt und konnte sich durch eine kleine Klappe, die wunderbar gearbeitet war, hermetisch schließen, sobald die Verbindung mit der Röhre aufgehoben wurde.

Als um ein Uhr zweiundfünfzig Minuten und einigen Sekunden der Atem der Kranken still stand, und Puls und Herz aufhörten zu schlagen, hörte man plötzlich in der Röhre, die wie von einem galvanischen Strom durchzuckt wurde, einen langen Seufzer, der gleichsam wie ein Zittern das Metall durchlief und auf das damit zusammenhängende Instrument übersprang. Bei dem Ton sprang Tobias Guarnerius hinzu. Mit irren Augen und keuchender Brust riß er die verbindende Röhre hinweg, und trotz des heftigen Widerstandes, der sich seinem Druck entgegenstellte, trotz des schmerzlich klagen-

den Stöhnens, das sich unter seinen Fingern wand, drückte seine Hand mit aller Kraft die Klappe über dem Rand des Steges zu. Und nun muß ich Ihnen sagen, trotzdem niemals der materielle Beweis für diese Ungeheuerlichkeit erbracht wurde: — es scheint, daß Tobias Guarnerius in dieses Holz die Seele seiner Mutter eingeschlossen hatte, die erste Seele, die er fand, um seine grauenvolle Entdeckung zur Tat zu machen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß solche schauderhafte Vermessenheit ohne Folgen für ihren Urheber bliebe. Im selben Augenblick, da alles vollendet war, fiel Tobias wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zu Boden und blieb ohne Bewußtsein stundenlang liegen, selbst als die Sonne schon aufgegangen war.

Als er aus der langen Ohnmacht erwachte, spürte er eine solche Ermüdung in allen Gliedern, als habe er einen langen Weg gemacht. Dann sammelte er mit großer Mühe seine Gedanken, um sich darüber klar zu werden, was mit ihm geschehen war. Endlich wußte er sich über die Ereignisse der Nacht Rechenschaft zu geben. Mit einem Zittern der Hand, das sich nie mehr verlieren sollte, näherte er sich dem Bett, in dem die Leiche seiner Mutter schon kalt und starr war. Er schloß ihre Augenlider, wobei er sich wohl hütete, ihrem starren Blick zu begegnen. Als er dann noch ihr Gesicht mit einem Tuch bedeckt hatte, wurde er von Angst befallen. Es schien ihm, als ob das Gesicht, das sich unter dem weißen Tuch abzeichnete, ihn vorwurfsvoll und drohend ansähe.

Ungefähr zwei Wochen waren es her, seitdem die sterblichen Reste Brigittens ins Grab gesenkt worden; es hatten sich bei ihrer Beerdigung auffallende Dinge ereignet. Jedesmal, wenn der Priester in den Gebeten von der Seele der Verstorbenen zu sprechen hatte, waren die Kerzen, die am Sarge brannten, von selbst verlöscht, und man hatte viel über diesen Umstand und andere sonderbare Dinge gesprochen. Tobias, der Zeuge dieses Phänomens gewesen, und den bei seiner Freude, den Traum seines Lebens verwirklicht zu haben, dennoch Gewissensbisse quälten, hatte noch nicht gewagt, das Instrument zu versuchen, das eine wundervolle Harmonie zu bergen schien, denn wenn nur die Luft darüber hinstrich, enthauchte es Seufzer von unglaublicher Süße. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, Tobias habe sein geheimnisvolles Streben erreicht, und jeden Tag kamen Leute, um teils aus Interesse, teils aus Spötterei sich zu erkundigen, wann man die Wundergeige zu hören bekommen würde. Aber Tobias wich immer wieder aus, unter dem Vorwande, daß sein Werk noch nicht beendet sei.

Da geschah es, daß der mutmaßliche Erbe eines kleinen deutschen Fürstentums durch die Stadt kam. Die Vorsehung, die jedenfalls ihre guten Gründe dafür hatte, hatte ihm außer seiner Bestimmung zum Regenten auch das Talent zum bedeutenden Geigenspieler verliehen. Sein Ruf als Virtuose hatte sich durch ganz Europa verbreitet — beinahe so, wie der militärische Ruhm des großen Friedrich, und er hielt sich in keinem Lande auf, ohne daß man ihm zu Ehren ein Konzert gegeben hätte, bei dem er es keineswegs unter seiner Würde fand, sich selbst hören zu lassen. Der Bürgermeister von Bremen, der natürlich allen Grund hatte, sich dem erlauchten Künstler angenehm zu machen, beeilte sich, eine musikalische Soiree zu veranstalten, und ließ Tobias Guarnerius nicht im Ungewissen, daß es ihm angenehm wäre, bei der Gelegenheit zum erstenmal seine Erfindung vorgeführt zu sehen. Von diesem Augenblicke an schloß Tobias mit seinem Gewissen einen Waffenstillstand. Das Entsetzen, das ihn seit seiner räuberischen Tat verfolgte, verblaßte allmählich. Seltsame Vernunftgründe kamen ihm zu Hilfe. Man weiß nie, sagte er sich, wer nach himmlischen Gesetzen uns in extremis Ablaß gibt für ein gutes Gefühl, noch wer uns für einen bösen Gedanken bestraft, weiß weder, wer verdammt, noch wer erlöst wird. Meine Mutter Brigitte führte in unsern Augen einen ehrsamen Lebenswandel. Sieht es der himmlische Richter ebenso an? Und wer kann wissen, ob ich ihr nicht, indem ich sie hier zurückhalte, einige Tage von der ewigen Verdammnis erspare? Folglich bin ich ein guter Sohn, schloß er mit einer Sophistik, die eines Advokaten von heute würdig wäre. Andere bewahren die Gebeine ihrer Anverwandten, ich erhalte mir die Seele meiner Mutter; es ist mir nicht möglich, mich von ihr zu trennen. Diese beiden Arten kindlicher Pietät sind ebenso verschieden in ihrer Größe, wie Geist und Materie. Mit solchen Gedanken, die er in die schönsten Worte einkleidete, brachte er sein Gewissen zur Ruhe. Als der Abend der großen Probe gekommen war, wurde Tobias plötzlich von neuer Unruhe befallen. Bisher hatte ihn ausschließlich sein künstlerischer Ehrgeiz beschäftigt; jetzt kamen ihm Zweifel, ob ihm sein Experiment wirklich gelungen sei. Hatte er die Seele tatsächlich in ihr Gefängnis verpflanzt? Konnte sie nicht, wenn sie auch eine Weile darin gewohnt hätte, dennoch, dem ewigen Gesetze folgend, nach oben entschwebt sein? Man stelle sich nur die große Enttäuschung vor, wenn seine überirdische Schöpfung sich plötzlich vor der versammelten Stadt als irgend ein ganz gewöhnliches Instrument zeigen würde mit ebenso kreischenden Tönen wie die früheren Geigen seines Fabrikats. Diese Besorgnis war nicht unbegründet, und ehe er sich einem solchen Mißerfolg ausgesetzt hätte, hätte er lieber seine religiösen Bedenken überwunden und hätte sein Werk mit eigenen Händen zu spielen versucht, wann es ihm noch erreichbar gewesen wäre. Aber als Mann, der seine Leute kannte, hatte er es in einem kostbaren verschlossenen Kasten ins Rathaus geschickt und nur den Schlüssel behalten. Der Würfel war

also gefallen, und er konnte nichts mehr ändern. Noch eine Viertelstunde — und er würde den Ruhm eines Stradivarius und aller andern Meister überstrahlen — oder der Gegenstand unerbittlichen Spottes sein. Diesen zwei Möglichkeiten ist eben jeder ausgesetzt, der auf dem Jahrmarkt des Lebens etwas Neues zu denken oder auszuführen versucht.

Als die Stunde gekommen war, wo alle Mitwirkenden der großen musikalischen Veranstaltung versammelt waren, wurde Tobias Guarnerius in den Salon des Bürgermeisters eingeführt, wo er dies=mal Zulaß hatte. Sein beinahe vorsintflutlicher Anzug, dem man trotz aller darauf verwandten Mühe die jahrelange Abnützung ansah, und sein linkisches und gespreiztes Wesen machte ihn zu einer komischen Erscheinung. Aber doch, als man ihn dann in einem Winkel sitzen sah, das Gesicht totenblaß, das Auge starr und in unsagbarer Angst auf den Virtuosen gerichtet, der seinem Werk den ersten Ton entlocken sollte, erschien er niemandem mehr komisch, und jeder hatte mit ihm Angst und war mit ihm bewegt.

Schluß folgt.

Neue Gedichte von Maria Weitmann

Hinterm Wald

Dort, wo sich Himmel und Erde umfassen,
dort muß sie sein,
die Freistatt, da mich Neid und Hassen
nicht mehr verfolgen.
Sieh, bei den flammenden Wolken
ist die Heimat erschlossen;
dort liegt eine Leiter mit silbernen Sprossen
zur Nacht. —
Oft hat meine Seele den Weg gemacht
auf Sehnsuchtsschwingen,
in jenen Frieden einzudringen,
und immer ist sie, vom Schein verklärt,
in stummem Leide umgekehrt.

Herbstabend

Wie eines Greises Jenseitsgedanken
entschwinden und wanken,
so löst sich haltlos, matt,
Blatt um Blatt.
Kein heißes Ringen,
kein Lüftchen hin und wieder,
gleich goldnen Schmetterlingen
flattern sie nieder.
Jäh muß ich meine Schritte hemmen:
zwischen den Stämmen
tiefes Dunkeln,
hoch in den Wipfeln ein Leuchten und Funkeln!
Gleich wie ein Sterbender himmlisch verklärt
schon anderen Welten angehört,
so träumt der Wald.
Die letzte Glocke ist verhallt,
und eine Feuersäule steht im West:
blutrote Fackel zum Totenfest!

Herbstzauber

Es schillert und gleißt in tiefblauer Luft,
hoch schweben brillantne Fäden.
Von Winteraştern ein herber Duft.
Schon treten
die dürren Aeste aus falbem Laub
wie zitternde Greisenhände. —
Die Luft ist stille. — Ich fühl und glaub,
es kommt ein feierlich Ende.

Der Auswanderer

Die Diamantenfestung

Von Emil Ludwig

Schwarzer Qualm, plötzlich der hügeligen Steppe entsteigend, zeigt an: hier kämpft Mensch und Erde um Diamanten.

Station Cullinan, zwei Stunden hinter Prätoria. Kaum hat der Wagen die Station verlassen, so passiert er ein ungeheueres Stacheldrahtgitter, nach einigen Minuten ein zweites, zwischen beiden gehen weiße Wachen auf und nieder. Jedesmal öffnet der bewaffnete Posten ein schweres Eisentor. Als es sich zum dritten Male hinter uns schließt, sind wir in der Festung.

Das ist die Premiermine.

Seit Jahrzehnten wußte man, daß hier aus einem schmalen Fluß die Kinder der Kaffern zuweilen blinkende Steinchen fischten, um damit zu spielen. Aber man hielt diese Diamanten für alluvial.

Vor zehn Jahren kam ein Bauspekulant, sah sich die Gegend an und sagte sich, mit dem Blicke des begabten Laien: Das ist kein Alluvium, dort liegt ein Talkessel, soundso geformt: wahrscheinlich löst das Wasser die Steine aus dem Felsen ab. Er machte ein paar Proben, fand Diamanten, und jetzt ist er Chairman der größten Diamantenmine der Welt, die fünfzehntausend Kaffern und tausend Weiße beschäftigt und deren Reichtum für unermeßlich gilt. Sir Tomas Cullinan. Nach ihm heißt der größte Diamant der Welt. Man ist versucht, einen so klugen Finder Genie zu nennen.

Alles, was die Diamanten angeht, ist auf eine merkwürdige Weise geheimnisvoll verriegelt und zugleich ganz offen.

Ihr Markt ist ruhiger, obwohl ihr Preis viel stärker schwankt, als der des Goldes. Man spricht von ihnen viel weniger, und doch bringt ihre Gewinnung Ueberraschungen und Glücksfälle, die die

Goldmine nicht kennt. Wie eine Festung wird die Mine geschützt, niemand kann heraus, aber im Innern ist alles offen, türenlos die Batterien, windig, fensterreich, durchscheinend.

Theoretisch kann hier keiner stehlen, aber jeder zehnte Mann ist ein Detektiv und jeder Dreißigste Detektiv des Detektivs. Jeder Beamte weiß sich in seinen privaten Ausgaben geheim überwacht. In jedem Kontrakt, selbst mit den höchsten Beamten, ist Kündigung auf 24 Stunden vorgesehen. Sie erfolgt ohne Angabe eines Grundes: man ist verdächtig. Hunderte von gestohlenen Diamanten werden zu elenden Preisen verkauft, aber niemand kann sagen, daß ein Stein fehlt. Alles ist offen.

Beim innern Tore standen hundert neue Arbeiter im Kreise um einen, der ihnen in ihrer Sprache die Bedingungen erklärte. Noch sind sie nicht verdungen. Sie tragen noch ihre Tracht: Neger aus dem Portugiesischen, aus Betschuanaland, Matabeles, die die Kompanie durch eigene Agenten aus dem Innern herbringt. Manche tragen ganz hohe Strohhüte, andere gestrickte Mützen, viele malerische Decken, denn jetzt frieren sie.

Nun treten sie an einen Tisch und verpflichten sich durch Handzeichen auf einem Papier für sechs oder für zwölf Monate. Wir treten mit ihnen ein.

Nun sind sie die Gefangenen der Festung. Vor Ablauf ihrer Zeit können sie den Fuß nicht aus der Festung setzen. Aber es kann auch kein Weißer und kein Schwarzer ohne besonderen Paß hinein, nur die schwarzen „Chiefs" dürfen ihre Untertanen besuchen, und die Verwaltung weiß, warum sie diese Mächtigen mit vielen Ehren empfängt.

Wir treten in die Compounds.

Die Neger scheinen glücklich, nichts ist ihnen verboten, denn hier können sie weder Waffen noch Frauen noch Alkohol erreichen. Es gibt also weder Trunkenheit noch gefährlichen Streit. In Höfen und Hallen sehe ich, wie sie sich frei von selbst nach Stämmen ordnen, wie ihnen Fleischer und Bäcker bieten, was sie brauchen. In Decken gehüllt, liegen in den Schlafsälen ein paar Hundert, die Nachtschicht hatten. Wollen sie selber kochen, finden sie Küchen. Sie verdienen, da sie Qualitätsarbeit leisten, viel mehr als in den Goldminen. Sie können bis 300 Mark monatlich bekommen.

Ist ihre Zeit um, so werden sie noch zwei Tage behalten, um jede noch so natürliche Art des Diebstahls auszuschließen. Nun bekommen sie auch ihre Kleider wieder, die sie mit einem Bergmannskittel vertauschen mußten. Dann gehen sie in die Heimat, dann kaufen sie eine Frau oder zwei. Häufig kommen sie wieder.

Nirgends in Afrika sah ich eine so gesunde und zugleich so beißend kluge Organisation wie diese. Rhodes hat sie erfunden. (Der weiße Miner verdient hingegen hier viel weniger als beim Gold, denn da es keine Arbeit unter Tage gibt, gibt es keine Phthisis, nur an Erkältungen gehen manche ein, denn nachts ist es im Winter kalt und gegen Regen gibt es keinen Schutz. Alles ist offen.)

Wir fahren zu dem riesigen Loch. Das ist die Mine. Ein künstlicher Krater, jetzt schon an hundert Meter tief, wo rings ein Block von blauem Gestein nach dem andern langsam aus dem umlagernden roten Gestein gesprengt wird, Fels um Fels, immer tiefer. Der Blutestone ist es, der Diamanten führt. Es ist ein alter Krater, Rest einer Eruption, die vor Jahrtausenden aus zischendem Gischte stumpfblau das Gestein emporgeworfen.

Drinnen, unten wimmeln die Tausende, wie in einem Termitenbau. Es ist, als sähe man eine Kohlen- oder Goldmine im Querschnitt. Hunderte stehen auf dem Grund an den Sprenglöchern und bohren, Tausende. Reihen von fünfzig, von zweihundert Wagen folgen einander auf dem Grunde des Loches, auf Gleisen, erreichen eine schiefe Bahn, die nach oben führt, werden über die Fläche gezogen, rollen weiter, schleppen das abgesprengte Gestein in die Mörser, in die Batterien. Mit einem Blick übersieht man vom obern Rande des Abgrunds das ganze System, wie vor einem Modell. Denn alles ist offen.

Die Sonne brennt in den Krater hinab, sie steht senkrecht. Plötzlich beginnt es zu läuten. Mitten aus dem Krater ragt noch ein Fels, der rot ist, also als wertlos stehen blieb. Auf ihm steht eine Zelle aus Blech, fest verschlossen; aus dieser Zelle läutet die Glocke her. Dort sitzt der Glücklichste von den Zehntausend, ein Junge, der nichts tut, als alle sechs Stunden läuten. Das bedeutet: es wird gesprengt.

Wir werden auf einen Hügel geführt, hundert Meter entfernt. Lange Züge winziger Menschen ziehen sich aus dem Krater nach der Peripherie zurück. Manche klettern trotz des Verbotes schneller die Felsen empor, andere ersteigen Treppen, Stufen im Fels. Sie gehen ruhig. Sie sind es gewohnt. Die Glocke läutet.

Da löst sich im Krater bläulich eine leise Rauchwolke los. Wagrecht schleicht sie entlang, lautlos. Langsam weichen noch immer die Züge zum Rande. Sie fürchten nichts, sie wissen ihre Verstecke. Es läutet ohne Pause.

Jetzt löst sich vom anderen Ende unten eine zweite Säule los, wieder wächst sie horizontal. Wie dort die letzten Menschen verschwinden, — man fragt sich, wohin. Nun folgen zwanzig Säulen zugleich, nun fünfzig, nun zweihundert. Von allen Seiten füllt sich der Krater mit wagerecht schleichendem Dampfe. Es wächst die dämonische Nacht, unheimlich, lautlos. Nur aus der Mitte, nur vom roten Felsen läutet die Glocke.

Mir ist, als sähe ich einen Blinden an furchtbaren Gründen wandeln. Ein Angstgefühl ohnegleichen steigt auf. Drängt sich der Rauch, dessen Quellen ich nicht kenne, dessen Zwecke ich ahne, nicht zwingend um mein Herz? Nun sind es tausend wagrechte Säulen. Schon vermischen sie sich, schon

ist der Grund des Kraters eingehüllt in blaue Dünste...

Da, endlich löste sich mit einem Male ein Krach, dumpf, wie das erste Grollen des Vulkans. Nun krachen zwanzig Schüsse, hundert, Hunderte. Dicht steigt der Wolkenkreis empor. Nun wird er von fliegenden Felsen zerrissen. Wie steinerne Raketen schießen blaue Blöcke durch den Rauch. Aber oben von den Rändern brechen rote Blöcke nieder, teilen stürzend die Wolken. Noch immer dröhnen verspätete Schüsse nach. Die Sonne ist versteckt von dickem Rauch. Es ist wie in einer Götterschlacht, der oberen und der unteren. Aber am Ende zerschellen sie alle, im Sturze sich selber zertrümmernd.

Mühselig hat die Kunst wieder die Mischung gefunden, mit der einst die Erde selbst das Gestein zerbrochen, um nun an der nämlichen Stelle nach zehntausend Jahren dasselbe Gestein noch einmal in die Luft zu sprengen.

Das Dröhnen ist aus, das Steigen, das Stürzen. Aber unablässig läutet noch vom Fels der schwarze Junge, der allein da oben ausgehalten: ein Kind in der Mitte des speihenden Vulkans....

Der Rauch verfliegt, aus Verstecken, die ich nicht kenne, treten die winzigen Menschen hervor, bilden Züge, steigen hinab, beginnen aufs neue zu bohren. Nun verstummt die Glocke.

In einem System von Stampfern, Wasser, Sieben, Trichtern, ähnlich der Goldmine, wird alles Gestein sortiert und zerkleinert. Bei gleicher Größe, etwa einer Nuß, sinken die Steine, die Diamanten bergen, nieder, die anderen fließen ab (Prinzip des Spezifischen Gewichtes). Unser Führer erklärt: Von 999 Wagen ist nun der Inhalt ausgeschieden, nur etwa ein einziger von tausend kommt auf die Bänder.

Draußen wächst die Halde von bläulichen Haufen, gelbrot steht hinter ihnen die Steppe mit ihren Hügeln im Lichte des Nachmittags. Es ist wie ein moralischer Friedhof, wohin alles Wertlose geschleppt wird, wo bläuliche Grabmäler sich türmen.

In zwiefach sich drehender Bewegung zerbrechen die Mörser die kleinen Steine wieder, die sich durch ihr Gewicht verraten haben: und das ist die Gefahr. Diamanten von besonderer Größe gehen hier zugrunde, wenn nicht ein zufälliger Blick sie vorher sah. Jetzt werden sie haselnußgroß.

Dann stehen wir vor langen Gittern, hinter denen sich talgbedeckte Bänder bewegen. Der Talg hält die Diamanten fest und noch eine Menge anderer schwerer Steinchen. Langsam gleitet diese Auslese vorüber. „Sehen Sie, da ist einer!" Ein graues Steinchen verschwindet. Ein scharfes Messer, dicht am Bande, löst sie nun ab, in dickes Fett gewickelt. Sie fallen von selbst in einen verschlossenen Trichter, wo eine unsichtbare Kraft den Talg von ihnen wieder trennt.

Drüben steht der Sortiertisch. Alles ist offen, die Halle mit den Bändern, der Raum mit dem Tisch. Drei Leute stehen dahinter und sichten das viermal gesichtete Gestein zum letzten. Mit schneller Hand wählen sie wieder nur einen aus von fünfzig, achtlos werfen sie ihn in eine alte Sparbüchse aus Blech. Zwei Herren schließen vor uns die Büchse auf. Dort liegen fünfzig oder achtzig Steine.

Das sind die Diamanten? Wie erschöpft von dem kolossalischen Felsen, der sie Jahrtausende bedrängte, von dem Leidensweg, den sie heut gegangen; durch Stampfer, deren doppelte Drehung sie zermalmen wollte, wieder geschüttelt und endlich durch elendes Fett gefangen: nun liegen sie da, bleich, mühsam, grau. Ich dachte: Die Hand des Künstlers wird sie wieder beleben.

„Das hier ist die Hälfte," erklären zwei Herren. „Im ganzen wird täglich etwa eine Teetasse voll." Er leert die Büchse.

Diese beiden Männer haben das Vertrauen. Wie jene blauen Steine, werden hier Tausende gesiebt, sortiert und wieder sortiert, bis ein paar Männer die Last des ungeheuern Vertrauens tragen müssen. Ich sah sie genauer an: sie waren bleich, wie jene letzten, ausgewählten Kostbarkeiten.

(Rhodes übergab dagegen die Kontrolle sämtlicher Diamanten in Kimberley am Schluß an einen Mann: „Er ist ein Oxforder, und er ist ein Gentleman. Wären es zwei, die könnten konspirieren.")

Jeden Abend geht ein kleines versiegeltes Paket mit der Post nach der Zentrale Johannesburg. Ehe die Bahn da war, noch vor vier Jahren, wurde er täglich von bewaffneten Reitern zur nächsten Station gebracht. Es enthält eine Teetasse voll Diamanten. Aber niemand weiß am Abend, wie viel an diesem Tage gestohlen, wieviel zermalmt worden.

Die Herren zeigten mir das Modell des „Cullinan", den ein glücklicher Aufseher nach dem Regen im Loche der Mine aus dem blauen Gestein ragen sah; sonst hätten ihn die Mörser zerteilt. Ich dachte an den elektrisch strahlenden Glasschrank im dunklen Gewölbe des Tower, wo seine beiden Hälften im Zepter Englands und der Krone glänzen. —

Als wir gingen, fiel mir auf dem Sortiertisch ein Bündel verrosteter Schlüssel auf.

Der Herr lachte über meine Frage: „Das ist nichts wert. Beim Eintritt bekommen die Neger Schlüssel mit Nummern zu ihren Kleidern, die wir ihnen aufheben, die Schlüssel verlieren sie häufig unten bei der Arbeit. Da sind die verlorenen, am Ende kommen sie mit heraus."

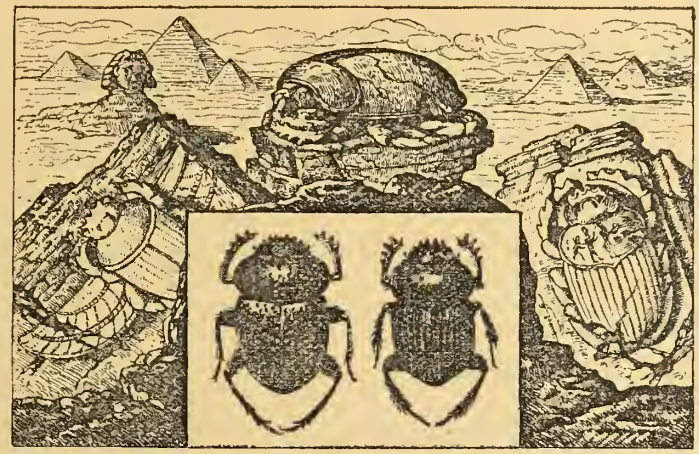
Ich starrte die rostigen Schlüssel an. Es waren die Zeichen der Gefangenschaft von fünfzehntausend Schwarzen, die ihre Kleider weggeben mußten, um hundert Tonnen Felsen abzusprengen, für einen einzigen Diamanten. Die Schlüssel allein mit den Edelsteinen überwanden alle Mörser, Trichter, Siebe, allein mit ihnen blieben sie auf den talgigen Bändern hängen.

Sie lagen am Ende auf dem Sortiertisch: hundert verrostete Negerschlüssel, neben einer handvoll bleicher Diamanten.

Der Skarabäenkult

Von Karl Sajó

Den Skarabäen*) spendete man im Altertum religiöse Verehrung. Ja, man hielt sie für Götter, und in Aegypten baute man ihnen Tempel. Ihre Form wurde aus Stein in riesiger Größe ausgemeißelt, ferner in kleiner Form aus glasiertem Ton oder aus Halbedelsteinen hergestellt, die man als Amulette trug und den Mumien der Verstorbenen äußerlich oder innerlich mit ins Grab gab.



Skarabäendenkmäler
Im Mittelfeld zwei Pillenkäfer-Arten

Ein Teil der Gemmen bestand aus Skarabäen. Solche wurden nicht bloß von den Aegyptern, sondern auch von andern Völkern, z. B. von den Phöniziern, Griechen, Römern geschätzt.

Interessant ist, daß die ältesten Skarabäen der Form nach wohl Käfer, nicht aber den heiligen Pillenkäfer erkennen lassen, sowie auch die Skarabäen der Etrusker Käfer von anderer Form darstellen. Daraus folgt, daß die religiöse Verehrung ursprünglich Käfern im allgemeinen galt und nur bei einzelnen Völkern auf solche, die Düngerpillen rollen, übertragen wurde.

Was war der Grund des Skarabäenkultus? — Diese Frage fanden wir bis jetzt nirgends richtig und klar beantwortet, weil sich eben keine Naturforscher, sondern nur Historiker und Kunstfreunde mit dem Gegenstande befaßt hatten.

Eines muß noch unbedingt feststehen, nämlich daß die Lebensweise des Käfers mit den religiösen Dogmen der betreffenden Völker in wesentlichem Zusammenhange stehen mußte. Das Gegenteil ist ja gar nicht denkbar. Und wenn man diese Tatsache fest im Auge behält, so kommt einem die Lösung der Frage auf halbem Wege entgegen.

Die Religion der Aegypter und auch anderer Völker des Altertums enthielt die Lehre der *Seelenwanderung*, oder, was eigentlich dasselbe ist: *die Lehre von der Metamorphose der Lebewesen*. Denn wenn die Seele eines Wesens in verschiedene Tier- und Menschenformen hinüberwandern kann, so bedeutet das nichts anderes, als daß ein bestimmtes Individuum die verschiedensten Formen annehmen, also Metamorphosen durchzumachen vermag. Der Urmensch hatte alle seine Begriffe und Anschauungen ursprünglich dem Naturleben entnommen. Und die Idee der Metamorphose d. h. der Seelenwanderung erhielt er, als er die Metamorphosen, die Umwandlungen der Käfer und überhaupt der Insekten, gewahr wurde.

Sobald der Urmensch einigermaßen beobachten lernte, mußten ihm die Wunder der Insektenwelt auffallen. Da sah er, wenn er z. B. dem Hirtenstand angehörte, daß der Dungkäfer in seiner Pille zuerst ein Engerling ist; dieser Engerling verwandelt sich später in eine Mumie, nämlich in eine Puppe; aus der Puppe entsteht dann wieder der Dungkäfer. Und dennoch sind diese verschiedenen Lebensformen nur *ein* Individuum. Als später Denker unter den Menschen entstanden, stellten sie die Frage auf, was diese Formen, die gründlich verschieden sind, dennoch zu einem Individuum, zu *einem* Wesen verbindet? So kamen sie auf den Begriff der Seele. Der Käfer, die Larve (Engerling), die Puppe sind *sichtbar*, aber grundverschieden; es muß also — so dachten sie — etwas *Unsichtbares* geben, was in allen drei Formen vorhanden ist, und dieses unsichtbare Etwas nannten sie *Seele*.

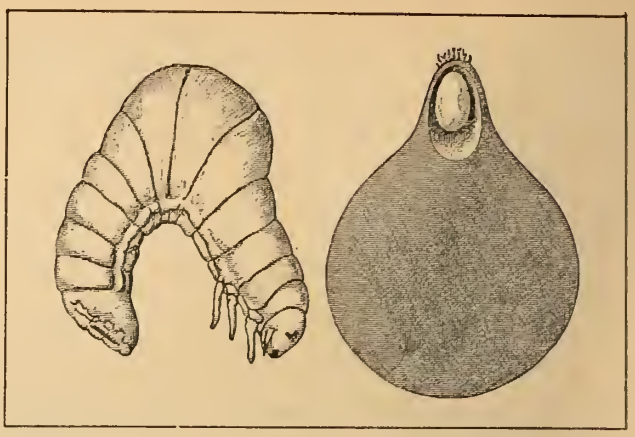
So entstand also die Lehre von der Seelenwanderung aus der Insektenmetamorphose. Da bei den Käfern die Seele in drei verschiedene Formen übergehen konnte, so lag der Gedanke nicht ferne, daß sie auch noch in zahllose andere Formen übergehen könne. Sobald dieser Religionssatz fertig war, sorgte die Priesterkaste dafür, daß das Dogma sich noch weiter entwickle und ihnen, den Priestern nämlich, Macht und Reichtum verschaffe. Sie predigten, daß der Mensch, der als höheres Wesen doch nicht unter den Rang der Kerfe gestellt werden darf, ebenfalls eine Seele besitzt, die natürlich auch selbst aus *einer* Tier- und Menschenform in die *andere* wandert und daß sie — natürlich gegen reichlichen Lohn — imstande seien, diese Seelenwanderung in angenehme Bahnen zu lenken.

Die Tatsache, daß aus der in einem unterirdischen Kämmerchen eine Zeit lang ruhende Puppe der Käfer aufersteht, führte zu der Annahme, daß es

*) Die Skarabäen sind eine hauptsächlich in Südfrankreich, Spanien und Nordafrika zahlreich vertretene Mistkäfergattung. Sie legen ihre Eier einzeln in selbstgefertigte große Pillen aus Viehdung ab, die der Larve (Engerling) nachher bis zu deren Verpuppung als Nahrung dienen.

mit dem Menschen ebenso sein könnte, wenn man seinen leblosen Körper, so wie die Käferpuppe, unverdorben zu erhalten vermöchte. Da nahm man also die Mumienpuppe des Käfers als Muster und machte aus dem Körper der verstorbenen Menschen ebenfalls Puppen, d. h. Mumien, deren Glieder zusammengebunden wurden, wie man es bei den Mumienpuppen der Käfer sah. Das ergab der Priesterkaste wieder neue Quellen des Reichtums und der Macht, besonders als sie das Einbalsamieren erfanden, wodurch der Körper, den die Seele einstweilen verlassen hatte, vor Verwesung geschützt blieb.

Es galt nun, die menschlichen Mumienpuppen in unterirdische Kammern unterzubringen, ganz so, wie es der Skarabäus tut. Man grub also Kämmerchen ins Erdreich und lagerte die Mumienpuppen darein. Es entstanden Totenstädte. Die Vornehmeren bauten sich Grabkammern aus Stein, die Herrscher riesige Pyramiden und Mausoleen. Und da der Skarabäus seinen unterirdischen Seelenwanderungsformen Nahrung besorgt, so gab man auch den menschlichen Toten Nährstoffe in die Gräber. Um aber den Glauben an eine Auferstehung der menschlichen Mumienpuppe immer wach zu erhalten, wurden die aus Stein, gebranntem Lehm oder Halbedelsteinen verfertigten Abbildungen des Käfers, der ja den Beleg für die wirkliche Existenz einer Seelenwanderung und der Auferstehung lieferte, mit ins Grab gegeben. Man hat schon Tausende von solchen „Skarabäen" gefunden und findet noch immer welche. Freilich werden sie heute fabriksmäßig hergestellt und den leichtgläubigen Touristen



Larve des heiligen Pillenkäfers und Brutpille mit Ei

als Altertümer verkauft. Auch wurden sie in riesiger Form als Monumente aus Stein gemeißelt.

Natürlich mußte die Priesterkaste den Zeitpunkt für die Wiedervereinigung der Seele mit der Mumie in eine sehr weit entfernte Zukunft versetzen, um nicht Lügen gestraft zu werden. Und man liest in alten Berichten, daß man tausend Jahre dafür bestimmte. Bis dahin hatte also die Hierarchie Ruhe vor ungeduldigen Nachfragen, und späte Nachfolger würden sich ja wohl irgendwie zu helfen wissen. Die gestellten Termine sind nun längst verflossen, und die Mumien sind nicht auferstanden; solange aber die altägyptische Priesterkaste lebte, — lebte sie gut, Dank dem Pillenkäfer, den sie in der Folge, wohl aus Dankbarkeit, heilig erklärte und sogar als Vertreter des Sonnengottes hinstellte.

Schalkserke

Kurzweilige Geschichten

Große und kleine Ohren.

Ein junger Edelmann verspottete eines Tages einen Kandidaten der Theologie wegen der Größe seiner Ohren. „Ich gestehe," versetzte der Kandidat, „daß meine Ohren für einen Menschen ein wenig zu groß sind; aber Sie werden auch zugeben, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind."

Die zweideutige Grabschrift.

Ein alter ehrlicher Feuerwerker, aus dem Hannoverischen gebürtig, hatte in seiner Jugend in London, außer dem Wahrzeichen der Stadt, auch die Grabmale der berühmtesten Männer der Nation besehen. — Folgende Grabschrift: „Hier ruhen die Gebeine des berühmten Tonkünstlers N. N. Seine Seele befindet sich jetzt an einem Orte, wo seine Harmonien noch übertroffen werden dürften," mußte ihm vorzüglich gefallen haben, denn er hatte in seinem Testament seinen Erben befohlen, ihm nachstehende Worte auf seinen Leichenstein setzen zu lassen:

Hier ruhen die Gebeine des berühmten Feuerwerkers N. N. Seine Seele befindet sich jetzt an einem Ort, wo seine Feuerwerkerkunst vielleicht übertroffen werden dürfte.

Die Sprachlose.

„Um Gottes willen, Elise! sind Sie tot?" — so fragend, ergriff ein Bräutigam seine empfindsame Braut, welche ein harter Donnerschlag ohnmächtig gemacht hatte. „Ach nein," antwortete sie, „tot nicht, aber sprachlos." —

Die beiden Betrunkenen.

Ein Bedienter kam trunken, spät in der Nacht, nach Hause und legte sich, da er im Rausche nicht wußte, was er tat, in das Bett seines Herrn, aber so, daß er mit dem Kopfe zu den Füßen desselben zu liegen kam. Der Herr, der ebenfalls tüchtig benebelt war, erwachte und rief dem Bedienten zu: „Johann! herbei! Es liegt ein fremder Kerl an meiner Seite!" „Ja, an meiner Seite liegt auch einer!" — „J, so faß den Taugenichts beim Schopf und wirf ihn hinaus," rief der Herr. Hierauf sprang Johann hastig auf, packte seinen Herrn beim Schopf und warf ihn zum Bette hinaus. Jetzt erst bemerkten beide ihren Irrtum.

Der ruhige Passagier.

Auf einer Seereise entstand ein gewaltiger Sturm. Der Kapitän und alles war in Aengsten. Man betete, man fluchte, man sah jeden Augenblick den Tod vor Augen.

Nur ein Mann saß auf dem Verdeck und rauchte seine Pfeife Tabak, ohne sich stören zu lassen.

„Und warum sitzen Sie bei dem allgemeinen Elend so gelassen und ruhig da?" fragte einer.

„Was geht es denn mich an," antwortete er, „bin ich doch nur Passagier."

Unmögliche Trauer.

In England herrschte früher die Sitte, bei Leichenbegängnissen Leidtragende für Geld zu mieten. Ein Schuster, der neben seinem Gewerbe dies Geschäft trieb, suchte einst einen seiner Kameraden auf und bat ihn um eine Gefälligkeit. „Und welche denn?" — „Daß du heute bei der Beerdigung des Wechslers Carwell meine Stelle unter den Leidtragenden einnimmst." „Warum gehst du nicht selbst mit?" — „Ich kann heute nicht trauern." — „Warum denn nicht?" — „Meine Frau ist mir gestorben." —

Wenn er ausspuckt, ist er verloren.

Der Abbé Gagliani und der Abbé Rainal hatten beide eine außerordentlich geläufige Zunge. Ein Freund des letzteren wollte das Vergnügen haben, die beiden zusammen zu sehen und lud den Abbé Gagliani zu sich. Der Abbé Gagliani leitete die Unterhaltung ein und setzte sie mit solcher Geläufigkeit fort, daß der Abbé Rainal auch nicht einen Augenblick fand, um nur ein Wort zu sagen; weswegen er sich gegen seinen Freund wandte und ihm leise zuflüsterte: „Nur Geduld! Wenn er ausspuckt, ist er verloren."

Der Sammelkasten

Schiller vor dem Kunstrichter

Daß es selbst Schiller nicht so leicht gelungen ist, allgemeine Anerkennung zu finden, beweisen folgende kritische Ausführungen der Vossischen Zeitung in Berlin aus dem Jahre 1784 über „Kabale und Liebe". Es ist hierbei besonders bemerkenswert, daß der Schreiber dieser Kritik jener Carl Philipp Moritz war, dessen Roman „Anton Reiser" von hohem literarischem Wert und heute noch berühmt ist, und mit dem später selbst Goethe befreundet war.

Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Schiller. Frankfurt und Leipzig 1784. In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unsern Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht deklamiren. Wer 167 Seiten voll eckelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Galimathias durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. — Kostet in der Vossischen Buchhandlung allhier 10 Gr.

Vossische Zeitung. Berlin 1784. Nr. 87.

Noch etwas über das Schillersche Trauerspiel: Kabale und Liebe. (Nach einer Aufzählung von Zitaten aus dem Drama folgt nachstehende Schlußbemerkung:) Doch, ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streuet, und auf solche Weise den Beyfall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andre mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser eckelhaften Beschäftigung anspornen. — Nun sey es aber genug; ich wasche meine Hände vor diesem Schillerschen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen! M.

Vossische Zeitung. Berlin 1784. Nr. 107.

Ein seltsamer Buchtitel

Georg Bayer oder Bavarus, Prediger zu Sickerwitz bei Löwenberg, gestorben 1627, gab ein Buch unter folgendem Titel heraus: „Geistlich-religieuse Schlafhauben mit einem tröstlichen Sprüchlein heiliger Schrift zusambengenähet und mit glaubwürdigen Historien, feinen Gleichnissen und über die Maßen sinnreichen Anspielungen zierlich gestäppet, sowohl auch in heilsamen, geistlichen Kräutern, die zum sanften, zeitlichen, wie zum Todesschlaf dienen, gefüttert. Görlitz 1608."

Eine ergötzliche Epistel

Abraham a Sancta Clara läßt sich über schlechte Musiker also aus:

„In euren Orchestern, ihr Leute, wird so arg geschwätzt, daß sie keine Ohr-Chester sondern Maul-Chester sind; die Violinen sind Vieh-olinen, das Clarinett ist weder klar noch nett, die Flöten sind in Nöten, die Hochboen sind tiefe Boen, die Hörner würden auch besser vor der Stirn stehen als am Munde; spielt einer Klavier, so klagen wir. Genug, alle Musikanten spielen ihre Schande, das Notenpult ist allein ohne Schuld, und euer Direktor ist ein Tier-Rektor".

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Die Novelle „Tobias Guarnerius" von Honoré de Balzac (1799—1850) erscheint hier in erstmaliger deutscher Übersetzung und wird also auch den Besitzern der großen Balzac-Ausgabe des Inselverlags, die 16 Bände umfaßt, neu sein. Über Balzac, von dem die Lese 1911 bereits die Novelle „Lebwohl!" brachte, unterrichtet ein Aufsatz auf Seite 401 des genannten Jahrgangs.

Maria Weitmann, von der wir drei neue Gedichte veröffentlichen, ist unseren Lesern keine Unbekannte mehr. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf ihr im Verlag der Lese früher erschienenes Gedichtbuch „Aus vollem Herzen" nochmals aufmerksam. Mk. 1.80 broschiert, Mk. 2.80 gebunden.

„Die Diamantenfestung" ist ein Abschnitt aus Emil Ludwigs in Heft 29 besprochenem vortrefflichem Buch „Die Reise nach Afrika", Verlag S. Fischer in Berlin. Die Lese brachte schon in Heft 30 eine Probe daraus: Die Geburt des Goldes.

Der Aufsatz „Der Skarabäenkult“ nebst den zugehörigen Bildern ist entnommen aus dem im Verlag von Theodor Thomas in Leipzig zum Preise von 1 Mk. erschienenen und unseren Lesern hiermit warm empfohlenen illustrierten Bändchen „Aus der Käferwelt, mit Rücksicht auf die Beziehungen der Kerfe zur menschlichen Kulturgeschichte“, von Prof. Karl Sajó.

Goethes Faust

Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. Erster Band: Der Tragödie erster Teil. Verlag Oskar Beckh, München 1913, geb. 6 Mk.

Ein sehr gründliches und umfassendes Buch. Die Arbeit von vielen Gelehrtengenerationen wurde hier benutzt, und so entstand eine letzte reife Frucht der Goethephilologie. Besonders ansprechend ist die Schilderung des allmählichen Wachsens der Faustidee in Goethe: die verschiedenen Pläne, Skizzen und Entwürfe werden wundervoll deutlich; sehr großzügig ist die Dichtung als wechselndes Lebensbekenntnis mit allen sonstigen Seelenerlebnissen Goethes in Zusammenhang gebracht worden. Dann folgt eine breite Einzelerklärung des Textes, Szene für Szene. Da scheint mir Traumann bisweilen allzu „wissenschaftlich“ vorzugehen, allzu grübelnd und spintisierend: etwa bei seiner Auffassung der beiden „Wetten“, die doch jedem unmittelbar empfindenden Menschen ohne weiteres klar sind. Der erste Teil des Faust ist nun einmal kein organisches Gebilde; der junge Student Goethe hat daran geschaffen und wieder der reife, aus Italien heimkehrende Mann. Die Dichtung ist keine streng durchdachte Einheit, und man muß zu gekünstelten Vergewaltigungen greifen, wenn man alles in einander nieten will. Dafür glüht aber jede Seite von farbigstem Leben. Und dies rein Künstlerische könnte man vielleicht noch naiver, zwingender darstellen, als es Traumann gelingt. Und wozu die übertriebenen Superlative! Etwa die Behauptung, daß Mephisto in seiner Unterhaltung mit Marthe „alle Humore der Welt in Schatten stellt“. Don Quixote sowohl wie Falstaff sollen vor ihm zurücktreten. Ich denke, man tut gut, von den großen Figuren der Weltliteratur niemals eine gegen die andere auszuspielen. Es gibt das den Betrachtungen etwas Enges, parteiisch Befangenes. Oder wenn Traumann von Gretchen sagt: „ihre Liebe stammt aus höheren Regionen als die der welt- und selbstsüchtigen Menschenkinder,“ so finde ich, das einfache Bild des Mädchens aus dem Volke wird nicht dadurch gehoben, daß man ihr einen Heiligenschein ums Haupt zu legen versucht. Diese gelegentlichen Überspannungen im Ausdruck sind das Einzige, was man an dem Buche anders haben möchte. Sonst aber ist die Gewissenhaftigkeit der Detailerklärung mustergültig. Für ein gründlich eindringendes Verständnis des Faust findet man in Traumann den zuverlässigsten Wegweiser. Auf den folgenden Band, das die Erläuterungen zum zweiten Teile enthalten soll, darf man besonders gespannt sein.

Rudolf von Delius.

Empfehlenswerte Jugendschriften

Tiergeschichten

Von dichterischen Darstellungen aus dem Tierleben, die einzelne Tiere in ihrem Verhältnis zu Menschen zeigen, sind die Tiergeschichten der Deutsch-Österreicherin Marie von Ebner-Eschenbach wohl die feinsten und wirkungsvollsten. „Krambambuli“ ist die Geschichte eines treuen Hundes, der durch den Zwiespalt, in den er gerät, als er zwischen seinem ersten Herrn, einem Strolch, und seinem gegenwärtigen Herrn, einem Förster, der diesen Strolch beim Wildern ertappt, sich entscheiden soll, zu einem geradezu tragischen Ausgang seines Hundedaseins kommt. „Die Spitzin“ ist die Geschichte einer Hundemutter, die durch ihre zärtliche Fürsorge für ihr Junges einen verwilderten und verrohten Knaben, der sie in einem Zornesausbruch tödlich verwundet hat, so sehr ergreift, daß er aus Mitleid mit dem kleinen Tier es über sich gewinnt, eine freundliche Bauersfrau um etwas Milch zu bitten. Damit ist das Eis, das seine junge Seele verhärtete, geborsten, und das Gute, das in ihm schlummerte, wird wach. Diese Geschichte ist gewiß mehr eine Kindergeschichte als eine Tiergeschichte, und zwar eine Kindergeschichte, die den Ernst und die Häßlichkeit des Lebens in aller Schärfe zeigt. Aber da bei diesem Kinde ein Erlebnis mit einem Tiere von entscheidender Bedeutung für seine Entwicklung ist, so darf man diese Geschichte wohl bei den Tiergeschichten nennen. „Der Fink“ ist die Geschichte der Freundschaft zwischen einem Mädchen und einem schwachen Vogel, den dieses Kind so lange behütet und pflegt, bis es wieder besser ist, und den es selbst dem schwarzen Kater, der ihm eine unheimliche Angst einflößt, nicht ausliefert. In allen drei Geschichten zeigt die Dichterin scharfe Beobachtung des Tier- und Menschenlebens und ein tiefes Mitfühlen. Mit feinster Darstellungskunst weiß sie ihre Tier- und Menschengestalten echt und lebensvoll vor uns hinzustellen. Voll auskosten können allerdings erst reifere Kinder und Erwachsene diese feinen dichterischen Schöpfungen. — Die drei Geschichten sind vereinigt in einem Bändchen „Aus meinen Schriften“ (Verlag Paetel-Berlin, Mk. 1), das die Dichterin selbst für die Jugend zusammengestellt hat. Die Hundegeschichte „Krambambuli“ ist für sich allein auch in Heft 12 der „Wiesbadener Volksbücher“ (Verlag Staadt-Wiesbaden, 10 Pfg.) veröffentlicht.

Ein Urwaldmärchen von großem Reiz schuf Th. Volbehr mit seinem „König Bob“ (Verlag G. Müller-München, Mk. 3.50). Es ist die Lebensgeschichte eines klugen Elefanten aus dem Innern Afrikas, der sich aus der Gefangenschaft der Neger befreit, auf seiner Flucht von alten Bewohnern des Urwaldes, dem Vogel Schuhschnabel und dem Schimpansen Bussemann, klugen Rat erhält und durch sein tapferes, umsichtiges Handeln König der Tiere auf einer Urwaldinsel in einem großen Strom wird. Er kämpft mit seinen Untertanen gemeinsam tapfer gegen Feinde aus der Tierwelt und gegen die Neger und führt sein Tiervolk zum Siege und zum Frieden. — Die Darstellung ist einfacher als etwa bei Kipling, nicht so geistvoll, doch von einem herzlichen Humor durchweht. Dieses Buch wird jüngeren Kindern schon verständlich sein und ihnen Freude machen. Eine billige Ausgabe dieses Buches ist in „Schaffsteins Blauen Bändchen“ als Band 22 erschienen. — Lustige Bilder machen beide Ausgaben für Kinder noch interessanter.

Ganz anderer Art, aber auch sehr fesselnd, sind die naturgeschichtlichen Märchen des Dänen Ewald, von denen gute deutsche Übertragungen erschienen sind. Diesem Dichter ist auch eine gründliche Kenntnis der Natur eigen. Er hat eine geistvolle Art der Darstellung, voll Humor und nicht ohne Ironie. Eine echte und darum auch nicht sentimentale Naturliebe zeichnet Ewald aus. Manche seiner Märchen sind schon für Kinder mittleren Alters verständlich. Der Verlag Kosmos in Stuttgart brachte von ihm „Mutter Natur erzählt“ und „Der Zweifüßer“ heraus, jeder Band Mk. 4.80.

Hans Bruncksorst.

Gedenktafel

Am 8. November 1806 wurde der Schriftsteller Theodor Mügge in Berlin geboren. Siehe Lese 1911 S. 97 und 100.

Am 9. November 1818 der russische Dichter Iwan Turgenjew in Orel geboren. Lese 1911 S. 402 und 410.

Der 10. November 1759 ist der Geburtstag Schillers. Geburtsort: Marbach am Neckar. — 1483 Martin Luther in Eisleben geboren.

Am 11. November 1884 starb in Rentbendorf bei Neustadt a. d. Orla der Naturforscher Alfred Brehm.

Am 12. November 1870 starb in Thorn der Schriftsteller Bogumil Goltz.

Am 13. November 1862 starb in Tübingen Ludwig Uhland. Nicht nur als Dichter hat er sich einen Namen gemacht, sondern auch als Wissenschaftler. Er gilt als Mitbegründer der Germanistik und Romanistik. Von besonderer Bedeutung sind seine Volksliedforschungen.

Am 14. November 1825 starb in Bayreuth der Schriftsteller Jean Paul.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 46 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Geleitworte

Die Kunst hat es mit dem Leben, dem innern und äußern, zu tun, und man kann wohl sagen, daß sie beides zugleich darstellt, seine reinste Form und seinen höchsten Gehalt. Die Hauptgattungen der Kunst und ihre Gesetze ergeben sich unmittelbar aus der Verschiedenheit der Elemente, die sie im jedesmaligen Fall aus dem Leben herausnimmt und verarbeitet. Das Leben erscheint aber in zwiefacher Gestalt, als Sein und als Werden, und die Kunst löst ihre Aufgabe am vollkommensten, wenn sie sich zwischen beiden gemessen in der Schwebe erhält. Nur so versichert sie sich der Gegenwart, wie der Zukunft, die ihr gleich wichtig sein müssen, nur so wird sie, was sie werden soll, Leben im Leben; denn das Zuständlich-Geschlossene erstickt den schöpferischen Hauch, ohne den sie wirkungslos bliebe, und das Embryonisch-Aufzuckende schließt die Form aus. Hebbel.

Das Leben läßt sich stets nur stückweis' fassen,
Kunst will ein Ganzes ahnen lassen.
Richard Dehmel.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

10. Fortsetzung.

Die Kosaken kehrten wieder um und machten sich bereit, ihr Lager aufzusuchen, als die Polen abermals, diesmal aber bereits in zerrissenen Gewändern auf den Wällen der Stadt erschienen. An vielen kostbaren Kleidern klebte geronnenes Blut, und die schönen Kupferhelme waren mit Staub bedeckt.

„Na, habt ihr uns zusammengebunden?" riefen ihnen die Saporoger von unten zu.

„Ich werde euch schon fassen," schrie der dicke Oberst immer wieder von oben herab und drohte mit einem Strick; die erschöpften und bestaubten Krieger wollten noch immer nicht aufhören, Drohungen auszustoßen, und die Heißblütigsten ließen es auf beiden Seiten nicht an kräftigen Worten fehlen.

Endlich zerstreuten sich alle miteinander. Die einen begaben sich, vom Kampf ermüdet, zur Ruhe, die andern legten Erde auf ihre Wunden und zerrissen Tücher und die kostbaren Gewänder, die sie dem Feinde abgenommen hatten, um sich zu verbinden. Die, die sich etwas frischer fühlten, brachten die Erschlagenen fort und erwiesen ihnen die letzte Ehre; sie gruben ihnen mit einem Schwert oder einer Lanze ein Grab und trugen die Erde in ihren Mützen und Rockschößen fort; andächtig legten sie die toten Kosaken hinein und schütteten frische Erde über sie, damit ihnen Krähen und Adler nicht die Augen aushacken sollten. Die Leichen der Polen banden sie zu je zehn und mehr an die Schweife wilder Rosse und ließen diese zügellos über das ganze Feld rasen, ja, sie jagten noch hinter ihnen her und schlugen sie auf die Lenden. Die rasenden Pferde flogen über Furchen, Hügel, Gräben und Bäche und schleiften die mit Blut und Staub bedeckten Körper der Polen über den Erdboden.

Dann lagerten sich die Kosakenscharen im Kreise, um ihr Abendessen einzunehmen, und redeten des langen und breiten über die Heldentaten, die ein jeder vollbracht hatte, zur Nacheiferung und zum Gedächtnis für die Neuhinzukommenden und die Nachfahren. Es dauerte lange, ehe sie sich niederlegten, aber länger als alle blieb der alte Taraß auf, der fortwährend darüber nachsann, was es wohl bedeuten mochte, daß Andrij sich nicht unter den feindlichen Kriegern befunden hatte. Ob sich der Judas vielleicht geschämt hatte, gegen die Seinen zu kämpfen, oder ob der Jude gelogen und Andrij einfach gefangen war? Aber er mußte doch wieder daran denken, wie empfänglich sein Herz für die Worte der Frauen war, ein tiefer Gram erfaßte Taraß, und er verfluchte im tiefsten Innern die Polin, die seinen Sohn bezaubert hatte. Oh, er wollte seinen Schwur halten; ohne nur im geringsten ihrer Schönheit zu achten, wollte er sie an ihren schönen, üppigen Haaren packen und zwischen den Kosaken hindurch über das ganze Feld schleifen. Staub und Blut sollten ihre schönen Brüste und Schultern bedecken, und mochten sie noch so weiß sein und schimmern wie der ewige Schnee auf den Berggipfeln, sie sollten gegen die harte Erde schlagen und von ihr zerfetzt und zerrissen werden. In tausend Stücke wollte er ihren wunderbaren, schwellenden Körper reißen und die Teile in den Wind zerstreuen. Aber Bulba wußte nicht, was Gott dem Menschen für den morgigen Tag aufbehalten hat... er vergaß endlich seinen Schmerz und schlief ein. Die Kosaken

plauderten noch immer miteinander, und die ganze Nacht hindurch standen nüchterne Wachposten bei den Lagerfeuern und blickten scharfen Auges nach allen Seiten.

Sechstes Kapitel

Die Sonne stand noch nicht im Zenit, als sich die Saporoger bereits zu einer allgemeinen Beratung versammelten. Aus der Sjetsch war die Nachricht gekommen, daß die Tataren sie während der Abwesenheit der Kosaken überfallen und völlig ausgeplündert, ja, daß sie sogar die Schätze, die die Kosaken unter der Erde versteckt hielten, ausgegraben und alle, die zu Hause geblieben waren, totgeschlagen oder in die Gefangenschaft geführt hätten, und daß sie mit den geraubten Rinder- und Roßherden geradewegs nach Perekop gezogen wären. Nur einem einzigen Kosaken, Maxim Goloducha, war es unterwegs gelungen, sich aus den Händen der Tataren zu befreien; er hatte den Mirza erstochen, dessen mit Zechinen gefüllten Beutel geraubt und sodann in tatarischer Kleidung und auf einem Tatarenpferde einen Tag und zwei Nächte auf der Flucht vor seinen Verfolgern zugebracht. Hierbei hatte er sein eigenes Pferd zu Tode gehetzt, ein anderes bestiegen, das er ebenfalls zu Schanden geritten hatte, und so war er erst am dritten Tage ins Lager der Saporoger gekommen, nachdem er unterwegs erfahren, daß diese bei Dubno standen. Er vermochte nur noch zu sagen, daß das Unglück geschehen war; wie es aber geschehen konnte, ob die zurückgebliebenen Saporoger sich nach Kosakenart betrunken hatten und dann im Rausch gefangen genommen worden, und wie die Tataren die Stelle entdeckt hatten, an der sich der Kriegsschatz befand — von alledem vermochte er nichts zu sagen. Der Kosak war furchtbar erschöpft und am ganzen Körper geschwollen; der heiße Wind hatte ihm das Gesicht verbrannt, genug, er sank sofort nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf.

In solchen Fällen war es bei den Saporogern Sitte, den Räubern unverzüglich nachzujagen und sie noch unterwegs einzuholen, denn es konnte sonst leicht geschehen, daß die Gefangenen plötzlich auf den kleinasiatischen Bazaren, in Smyrna, auf der Insel Kreta oder an anderen Orten auftauchten, und Gott allein mochte wissen, wo man den buschigen Schädeln der Saporoger noch sonst begegnete. Das war der Grund, weswegen die Saporoger sich versammelt hatten. Sie alle, vom ersten bis zum letzten, hatten ihre Mützen aufbehalten, denn sie waren nicht hergekommen, um von ihrem Hetman Befehle zu hören, sondern um sich als Gleichgestellte miteinander zu beraten. „Die Aeltesten sollten zuerst sprechen," riefen einige Stimmen aus der Menge. „Nein, Hetman, gib du uns einen Rat," sagten andere.

Der Hetman nahm die Mütze ab, nicht mehr als ihr Anführer, sondern als ihr Kamerad, dankte für die Ehre und sprach: „Es gibt viele unter uns, die älter sind, als ich, und viele, die einen klügeren Rat erteilen könnten, da man mir aber die Ehre erwiesen hat, mich zu fragen, so ist dies mein Rat: Verliert keine Zeit, Kameraden, und setzt den Tataren nach, denn ihr wißt ja selbst, was der Tatar für ein Mensch ist. Er wird mit seinem geraubten Schatz kaum auf unsere Ankunft warten, sondern ihn sofort verschleudern, sodaß auch nicht eine Spur von ihm übrig bleibt. Dies also ist mein Rat. Wir müssen aufbrechen, wir haben uns hier schon genug Bewegung gemacht. Die Polen wissen, wer die Kosaken sind, wir haben unsern Glauben nach Kräften gerächt. Die ausgehungerte Stadt aber kann für uns nicht mehr viel bedeuten. Darum lautet mein Rat: Brechen wir auf!"

„Aufbrechen, aufbrechen!" schrieen die Abteilungen der Saporoger. Aber diese Worte wollten Taraß Bulba wenig gefallen. Finster runzelte er seine rabenschwarzen, leicht ergrauten Augenbrauen, die dem dichten Gestrüpp glichen, das auf dem Scheitel eines Berges wächst und dessen Spitzen mit feinen weißen Nadeln bereift sind. „Nein, dein Rat ist nicht gut, Hetman," sagte er, „deine Worte sind nicht richtig, du scheinst zu vergessen, daß die Unsern in der Gefangenschaft bei den Polen zurück bleiben. Du scheinst zu wollen, daß wir das erste und heiligste Gesetz der Freundschaft mißachten; daß wir unsere Brüder im Stich lassen, damit man ihnen bei lebendigem Leibe die Haut abzieht oder ihren Kosakenleib vierteilt und ihn dann durch alle Städte und Dörfer schleppt, wie sie das bereits mit dem Hetman und den besten Helden der Ukraine gemacht haben. Haben sie unser Heiligstes noch nicht genug beschimpft? Was sind wir denn? frage ich euch alle. Was ist das für ein Kosak, der seinen Kameraden in der Not verläßt und zugibt, daß er in der Fremde verreckt wie ein Hund? Wenn es schon so weit gekommen ist, daß niemand die Kosakenehre mehr heilig hält, und daß jeder sich erlaubt, uns ins Angesicht und auf unseren großen Schnurrbart zu speien und Schimpfworte auf uns zu häufen — so soll wenigstens mir keiner einen Vorwurf machen können. Ich bleibe hier und wenn ich der Einzige bin.

Alle anwesenden Saporoger begannen zu schwanken.

„Tapferer Oberst," entgegnete hierauf der Hetman, „hast du denn vergessen, daß es ebenfalls unsere Kameraden sind, die sich in den Händen der Tataren befinden? Daß ihr Leben ein ewiges Sklaventum unter den Heiden sein wird, entsetzlicher als der schrecklichste Tod, wenn wir sie nicht befreien? Hast du denn vergessen, daß sie unsern gesamten Schatz besitzen, der mit teurem Christenblute erkauft ist?"

Die Kosaken wurden nachdenklich und wußten nicht, was sie sagen sollten. Keiner von ihnen wollte in üblen Ruf kommen. Da trat der Aelteste aus dem Heere der Saporoger, Kaßjan Bowdjug, her-

vor. Er war hochgeehrt bei den Kosaken, war schon zweimal Hetman gewesen und galt auch im Kriege als ein tüchtiger Kosak, aber jetzt war er schon sehr alt und nahm an keinem Feldzuge mehr teil, auch liebte er es nicht, Rat zu erteilen, sondern der alte Kämpe zog es vor, im Kreise der Kosaken auf dem Rücken zu liegen und den Erzählungen über vergangene Abenteuer und Feldzüge der Kameraden zu lauschen. Er mischte sich nie in ihre Reden, sondern hörte nur aufmerksam zu und drückte mit den Fingern die Asche in seiner kurzen Pfeife zusammen, die er nie aus dem Munde ließ. So saß er lange da, die Augen halb geschlossen, und die Kosaken wußten nie, ob er zuhöre oder schon schlafe. Während der letzten Feldzüge war er stets zu Hause geblieben, aber diesmal hatte es ihn aufgerüttelt. Nach Kosakenart hatte er seine Hand geschwungen und gesagt: „Ach was, diesmal komme ich mit euch. Vielleicht kann ich dem Kosakentum noch irgendwie nützlich sein." Alle Kosaken verstummten, als er jetzt vor die Versammlung trat, denn schon lange hatte man kein Wort aus seinem Munde gehört. Jeder wollte wissen, was Bowdjug zu sagen hatte.

„Auch an mich ist jetzt die Reihe gekommen, einige Worte zu sagen, ihr Herren und Brüder," begann er, „so hört denn, was euch ein alter Mann sagt, Kinder. Der Hetman hat weise gesprochen; als Führer des Kosakenheeres, der verpflichtet ist, den Besitz des Heeres zu hüten und zu bewahren, konnte er gar nichts Weiseres sagen. Das laßt euch zuerst gesagt sein. Jetzt aber hört, was ich euch weiter mitzuteilen habe. Und zwar muß ich euch folgendes sagen. Auch der Oberst Taraß hat eine große Wahrheit ausgesprochen! Gott möge ihm ein langes Leben bescheren, und möge es noch oft solche Obersten in der Ukraine geben! Die erste Pflicht und die höchste Ehre des Kosaken ist es, Waffenbrüderschaft zu halten. Solange ich auf der Welt bin, ihr Herren und Brüder, habe ich es noch nicht erlebt, daß der Kosak seinen Kameraden in Stich gelassen oder verraten hätte. Sowohl die Einen wie die Andern sind unsere Kameraden; ob ihrer nun viele oder wenige sind, das ist ganz gleich, sie sind alle unsere Kameraden und uns alle gleich lieb und wert. Ich will also folgendes sagen: Diejenigen, denen die Gefangenen der Tataren besonders lieb sind, sollen sich an die Verfolgung der Tataren machen, die dagegen, denen die von den Polen Fortgeschleppten mehr am Herzen liegen, und die deren gerechte Sache nicht verlassen wollen, sollen hier bleiben. Der Hetman mag seiner Pflicht gemäß mit der einen Hälfte die Tataren verfolgen, die andere Hälfte aber soll sich unterdessen einen eigenen stellvertretenden Hetman wählen. Und für dieses Amt eignet sich, wenn ihr einem Graukopf folgen wollt, niemand besser, als Taraß Bulba. Es gibt keinen unter uns, der ihm an Mut und Tapferkeit gleich ist."

So sprach Bowdjug und verstummte; und alle Kosaken freuten sich, daß sie der Alte so auf den richtigen Weg gewiesen hatte. Alle warfen ihre Mützen in die Luft und riefen: „Dank dir, Väterchen! Du hast immer geschwiegen und geschwiegen, du hast lange geschwiegen, und nun endlich hast du das einzig Richtige und Wahre gesagt. Du hast nicht vergebens erklärt, als du mit uns in den Feldzug zogst, daß du dem Kosakentum nützen könntest: Nun ist es wirklich so gekommen."

„Seid ihr damit einverstanden?" fragte der Hetman.

„Ja, wir sind alle einverstanden," riefen die Kosaken.

„Die Versammlung ist also beendet?"

„Die Versammlung ist beendet," riefen die Kosaken.

„So vernehmt denn jetzt den Heeresbefehl, Kinder," sagte der Hetman, trat vor und setzte die Mütze auf; und alle Saporoger, so viel ihrer da waren, nahmen die ihren ab und hörten ihn entblößten Hauptes und mit zu Boden gesenkten Blicken an, wie es bei den Kosaken Sitte war, wenn einer der Aeltesten sprechen wollte. „Jetzt teilt euch in zwei Teile, ihr Herren und Brüder. Wer gehen will, begebe sich auf die rechte Seite, wer bleibt, auf die linke. Geht der größere Teil einer Abteilung mit, so folgt ihnen auch der Führer, ist es jedoch nur der kleinere Teil, so mögen sich die Uebrigbleibenden einer anderen Abteilung anschließen."

Und alle teilten sich in zwei Gruppen und stellten sich teils auf die rechte, teils auf die linke Seite. Wohin sich der größere Teil einer Abteilung begab, dahin folgte auch der Führer: kleinere Abteilungen schlossen sich an die größeren Abteilungen an. Und es stellte sich heraus, daß beide Gruppen fast gleich stark waren. Folgende Abteilungen hatten sich zum Bleiben entschlossen: beinahe die ganze Abteilung Nesamaikow, die größere Hälfte der Abteilung Popowitsch, die ganze Abteilung Uman und Kanew und die größere Hälfte der Steblikiwschen und Tymoschewschen Abteilungen. Die übrigen Abteilungen zogen es vor, die Tataren zu verfolgen. Auf beiden Seiten gab es viele tapfere und wackere Kosaken. Unter denen, die beschlossen hatten, den Tataren nachzujagen, befanden sich: ein wackerer, alter Kosak, Tscherewaty, ferner Pokotypole, Lemisch und Prokopowitsch Choma. Auch Demid Popowitsch hatte sich ihnen angeschlossen, denn er hatte eine recht hohe Meinung von sich und liebte es nicht, lange an ein und demselben Ort zu sitzen: er hatte sich nun mit den Polen gemessen, jetzt wollte er es wieder einmal mit den Tataren aufnehmen. Die Anführer der einzelnen Abteilungen waren folgende: Nostjugan, Pokryschka, Newylytschki und noch viele andere wackere und tapfere Kosaken, die Schwert und Kraft im Kampf gegen die Tataren erproben wollten. Aber nicht weniger tapfere und

brave Kosaken waren unter denen, die da bleiben wollten: die Abteilungsführer Demytrowitsch, Kukubenko, Wertychwist, Balaban, Bulbenko und Ostap. Außer ihnen gab es da noch viele andere berühmte und gewaltige Kosaken: Wowtusenko, Tscherewytschenko, Stepan Guska, Ochrim Guska, Mykola Gustyj, Sadoroschny, Metelizja, Iwan Sakrutyguba, Mossy Schilo, Degtjarenko, Sydorenko, die drei Pissarenko und noch viele andere ausgezeichnete Kosaken, alles erfahrene und erprobte Leute. Sie waren an den Küsten Anatoliens, in den Steppen der Krim, auf allen großen und kleinen Flüssen, die in den Dnjepr münden, und in den Schluchten und auf den Inseln dieses Flusses gewesen; sie hatten die Moldau, die Walachei und die Türkei besucht, hatten das ganze Schwarze Meer mit ihren zweiruderigen Kosakenbooten durchkreuzt und mit deren fünfzig die größten und reichsten Schiffe überfallen, nicht wenig Galeeren zum Kentern gebracht und viel, sehr viel Pulver in ihrem Leben verschossen. Oft genug hatten sie kostbare Seiden- und Sammetstoffe zerrissen, um sich Fußlappen daraus zu verfertigen, und ihre Beutel am Hosengurt mit goldenen Zechinen vollgestopft. Und wieviel Geld und Gut jeder von ihnen schon vertrunken und verjubelt hatte, — einem andern hätte es für das ganze Leben gereicht — das war garnicht auszurechnen. Sie hatten nach Kosakenart alles verschwendet: alle Welt bewirtet und Musikanten bestellt, damit alles, was da lebte, lustig sei! Noch jetzt hatten die meisten irgendwo Wertgegenstände vergraben: Becher, silbernes Trinkgeschirr und Armbänder, die sie im Schilf auf den Inseln des Dnjepr versteckt hielten, damit die Tataren sie nicht auffinden konnten, wenn es diesen gelingen sollte, die Sjetsch in einem unglücklichen Augenblick plötzlich zu überfallen. Aber es wäre den Tataren schwer geworden, diese Schätze zu finden, wußten doch oft die Besitzer selbst nicht mehr, wo sie sie vergraben hatten. Das waren die Kosaken, die da bleiben wollten, um die treuen Waffenbrüder und den christlichen Glauben an den Polen zu rächen. Der alte Kosak Bowdjug wollte gleichfalls mit ihnen zurückbleiben und sagte: „Ich bin nicht mehr jung genug, um hinter den Tataren herzulaufen; auch dies ist ein Platz, wo man einen ehrlichen Kosakentod sterben kann! Schon lange bete ich zu Gott, daß ich, wenn ich denn sterben soll, mein Leben im Kampf für die heilige Sache Christi hingeben dürfe. Nun ist es so gekommen. Einen schöneren Tod kann es für einen alten Kosaken nirgends geben."

Nachdem sie auseinandergegangen waren und sich in zwei Gruppen nach den Abteilungen aufgestellt hatten, schritt der Hetman die Reihen ab und sagte:

„Nun ihr Herren und Brüder, sind die beiden Teile miteinander zufrieden?"

„Wir sind alle zufrieden Väterchen," riefen die Kosaken.

„Nun, dann küßt euch und drückt euch zum Abschied die Hände, denn Gott weiß, ob ihr euch noch einmal im Leben wiedersieht. Gehorcht eurem Hetman und tut euer Bestes: ihr wißt ja selbst, was die Kosakenehre von euch fordert."

Und alle Kosaken, so viele ihrer waren, küßten einander. Die Führer machten den Anfang, sie strichen sich über ihre grauen Schnurrbärte und küßten sich dreimal, dann drückten sie sich die Hände und hielten sie lange fest, als ob sie sagen wollten: „Werden wir uns noch einmal wieder sehen, Herr Bruder oder nicht?"

Sie sagten aber doch nichts, sondern schwiegen, und ihre grauen Köpfe versanken in Nachdenken. Auch die Kosaken nahmen Abschied von einander; alle insgesamt, denn sie wußten, daß es für beide Teile viel zu tun gab. Sie beschlossen aber, sich nicht sofort zu trennen, sondern bis zum Anbruch der Nacht zu warten, damit der Feind nichts davon merke, daß das Kosakenheer kleiner geworden sei. Dann begaben sich alle in die einzelnen Lager, um das Mittagsmahl zu bereiten. Forts. folgt.

Tobias Guarnerius

Eine dunkle Geschichte von Honoré de Balzac

Schluß.

Es ist unmöglich, in Worten die Ergriffenheit zu schildern, die durch die Menge ging, als der Bogen über die Saiten strich und die gefangene Seele ihr bitteres Leid klagte. Viele haben versichert, daß es ihnen bei den ersten Tönen schien, als würden sie von der Erde emporgerissen und schwebten mitten im Raume in unerhörter Todesangst; andere empfanden den Ton schrill und schmerzhaft, als rühre er an ihre Nerven selbst und löse sie vom Fleische los. Aber was menschliche Sprache nicht wiedergeben kann, ist das unaussprechliche Mitgefühl all dieser Seelen, die wie durch einen Zauber spürten, daß hier eine gefangene Seele zu ihnen rief, sodaß sie mit ihr in Tränen zerflossen und in trostlose Traurigkeit versanken. Weder der Schmerz einer Mutter um ihren Erstgeborenen, noch der Jammer einer verlassenen Geliebten, noch die Klage des Künstlers, der stirbt, ehe sein Werk vollendet ist, kann eine Vorstellung von dem tiefen Weh dieser Tochter des Himmels geben, die verräterisch über ihre Zeit hier zurückgehalten wurde und danach schluchzte, in die Ruhe des Unendlichen zurückzukehren. Niemand, selbst derjenige nicht, der den Bogen über die Saiten führte, hätte sich an eine einzige Note der Melodie erinnern können, die des Tobias Guarnerius Violine gespielt hatte, niemand hätte sagen können, ob das, was er gehört, ein melodischer Sang gewesen war oder die wundersame

Erzählung eines göttlichen Dichters, in der mit meisterhafter Kunst ein Bild aller Leiden, aller Aengste, aller Traurigkeiten des Lebens zusammengefaßt war: unnennbare Schwermut und wirkliche grausame Enttäuschungen. Es hätte aber auch niemand sagen können, je zu anderer Zeit oder an anderem Ort eine so tief ergreifende Harmonie gehört zu haben.

Sobald der Sang geendet hatte und jeder der Zuhörer aus der Ekstase wieder zu sich selbst gekommen war, wandten sich aller Blicke Tobias Guarnerius zu. Der Künstler in ihm hatte den Menschen übertäubt, so daß er den Schmerzensschrei und seinen Widerhall in aller Herzen nicht gehört hatte, — jenen Schrei der vor allem ihn hätte rühren müssen; denn für ihn war es nicht nur eine Klage, sondern ein bitterer Vorwurf. Er hatte nur eine herrliche Harmonie vernommen, die alles überragte, was die Meister seiner Kunst je hervorgebracht hatten; und er, der nun endlich die Aufgabe seines Lebens gelöst sah, war auf die Knie gesunken, die Hände gefaltet und gen Himmel gestreckt, und Tränen liefen über sein Gesicht, das in unsagbarer Freude erstrahlte. Erst nach einigen Minuten bemerkte er den deutschen Prinzen, der ihn am Arm rüttelte, um ihn aus seiner frohen Versunkenheit zu wecken, und der ihn fragte, ob er ihm seine Violine für tausend Taler geben wolle.

„Meine Violine für tausend Taler?" antwortete er, indem er den Prinzen geistesabwesend lächelnd ansah. „Das heißt: Sie bieten einen Preis für das, was aus dem Nichts erstanden da ist. Sie wollen die Schöpfung kaufen, Herr, so viel ich sehe! Wieviel würden Sie für die Sonne zahlen, bitte, wenn sie eines Tages zu verkaufen wäre?"

Was bedeuteten diese stolzen Worte des armen Geigenmachers? War seine kindliche Pietät über den Handel, den man ihm vorschlug, unwillig, oder war es das Selbstbewußtsein des Künstlers, das sich gegen die niedrige Einschätzung seines Werkes auflehnte?

Der Käufer legte die Rede in letzterem Sinne aus und verdoppelte die Summe; aber Tobias antwortete wieder, daß seine Violine nicht verkäuflich sei, daß sein Ruhm von nun an unsterblich sei, und daß ihm dies genüge. In seinem Unglück hatte er es mit dem Willen eines Prinzen zu tun, der nicht so leicht vor einem Hindernis zurückgeschreckte. Der königliche Dilettant nahm ein Portefeuille aus der Tasche, das 12000 Franken in Banknoten enthalten mochte, breitete sie auf einem Tische aus, holte noch eine Börse hervor, die mindestens so voller Goldmünzen war, wie diejenige der Verführer in den Lustspielen, und rief: „Dafür Ihre Violine!"

Der Stolz des armen Tobias, der in seinem ganzen Leben vielleicht noch nie die Summe von 1000 Franken besessen hatte, seine Kindesliebe, seine kaufmännische Berechnung, mit einem Wort alles, was ihn hätte zurückhalten können, fiel beim Anblick dieses Reichtums plötzlich von ihm ab. Er zählte mit dem Blick die Banknoten auf dem Tisch, schätzte rasch den Inhalt der Börse ab und sagte dann mit der Miene eines Mannes, der da möchte, daß man ihn unter einem unwiderstehlichen Zwang glaube: „Da Sie es durchaus wollen, nehme ich den Preis an; ich gebe Ihnen sogar (großartige Freigebigkeit) den Kasten und den Schlüssel mit drein. Nur merken Sie sich, daß ich für meine Ware nicht verantwortlich bin. Wenn Sie nicht acht geben und etwas in Unordnung kommt, ich übernehme keine Reparatur."

Des Prinzen Lust am Besitz war so heftig, daß er gar nicht an die Möglichkeit eines Schadens dachte. Er ließ seinen Erwerb in den Kasten legen, den er so großmütig mitbekommen hatte, und beauftragte seinen Kammerdiener, ihn in seine Wohnung zu tragen. Beinahe gleichzeitig stahl er sich aus der Gesellschaft hinweg, um seinen Schatz sofort zu genießen, und während der ganzen folgenden Nacht gab es auf fünfzig Klafter in der Stunde nicht einen Nachbarn, der ein Auge schließen konnte, so geräuschvoll und langdauernd war die Besitzergreifung.

Was Tobias betrifft, so brauchte er die halbe Nacht, um sich zu wiederholen, was er schon im Salon des Bürgermeisters verkündigt hatte, nämlich, daß sein Ruhm unsterblich sei. Während des andern Teiles der Nacht berauschte er sich an dem Gedanken seines Reichtums: 15 000 und einige Hundert Franken gut gezählt, und er vermeinte, daß dies sehr viel wäre. Um sich dessen besser zu versichern, ging er im Geist alle Brüche durch, in die diese Summe sich teilen ließ; er zählte Stück für Stück seiner Goldmünzen, und als er seine Lampe verlöscht hatte und das Gold nicht mehr sehen konnte, machte es ihm Vergnügen, es zu betasten, und schließlich sammelte er die Münzen in seine Börse, um sie zu wägen und alle beisammen in der Hand zu halten. Das dauerte bis drei Uhr morgens, dann schlief er ein.

Am andern Tag wachte er früh auf, und es war ihm wie einem Menschen, der am Abend in heiterer Stimmung, im Rausch, eingeschlafen ist und sich früh mit schmerzendem Kopf, müdem Geist und trübem Herzen wiederfindet. Ein einziger Gedanke begann ihn zu beherrschen: er hatte die Seele seiner Mutter nicht nur gestohlen, er hatte sie nicht nur gefangen gehalten, er hatte sie auch verkauft! Der Mann, der dafür bezahlt hatte, konnte sie zu jeder beliebigen Stunde wecken und sie zwingen, zu tönen; dieser Mann konnte sie wieder verkaufen, er konnte sie auf Reisen mit sich führen und — wie es im ersten Psalm heißt: er konnte sie zum „Schemel seiner Füße" machen.

Während Tobias diese quälenden Vorstellungen hatte, trat jemand in seinen Laden ein. Es war ein Diener des Bürgermeisters, den er gut kannte, denn ehemals in seiner Jugend war dieser der Verlobte

der alten Brigitte gewesen, die er geheiratet hätte, wenn er nicht hätte in den Krieg ziehen müssen. Als er nach vielen Jahren zurückgekehrt war und sie verheiratet gefunden hatte, war er ihr doch in Freundschaft zugetan geblieben, und der Gatte Brigittens selbst, der seiner Frau vertraute, hatte ihn aufgefordert, sie zu besuchen, soviel er wollte. So war Tobias mehr als einmal auf seinen Knien geritten. Dieser Mann nun hatte vom Vorzimmer aus die Violine gehört, in der die Seele Brigittens seufzte, und er hatte sofort ihre Stimme erkannt, denn die Erinnerung der Liebe, so alt auch die Knochen eines Menschen sind, schwindet nicht aus seinem Gedächtnis, und gerade so hatte Brigitte einst an einem Tage geklagt, den er nie vergessen hatte, an dem Tag ihres Abschieds. Daß es ihm also gewesen war, als habe er die Seele seiner Geliebten klagen gehört, hatte ihn während der Nacht in unglaubliche Bestürzung versetzt, und sobald es Tag wurde, kam er zu Tobias Guarnerius, um Aufklärung darüber zu verlangen, wie dies hatte geschehen könne. Bei den ersten Worten, die der Greis ihm sagte, wurde Tobias verwirrt und stammelte verlegene Antwort, dann aber sammelte er sich und versuchte die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Aber Brigittens Geliebter war kein Gimpel, und er schüttelte den Kopf, als er ging, und murmelte zwischen den Zähnen, dahinter müsse ein böses Geheimnis stecken, und er werde es schon noch ergründen.

Wenn Tobias schon grausam unter seiner Schuld gelitten hatte, als er diese noch für ein Geheimnis zwischen sich und dem Himmel ansah, so wurde das nun ganz anders, als er die Gedanken anderer auf der Fährte seines Verbrechens sah und fürchten mußte, daß sein Diebstahl sogar vor das Gericht kommen könnte. Stundenlang kämpfte er mit seiner Furcht und seiner Reue; aber zuletzt unterlag er, nahm den Kaufpreis, den er am Abend vorher erhalten hatte und lief zum Käufer, um ihn zu bitten, den Handel rückgängig zu machen. Seine Absicht war, sobald die Violine wieder in seinen Händen wäre, den Zauber zu brechen und der Seele ihre Freiheit wiederzugeben. Aber die Menschen, denen es sehr leicht wird, die Wege des Bösen zu betreten, finden nicht leicht den Pfad, der sie zurückführt. Der Prinz war vor Tag abgereist; und zur Zeit da Tobias an seine Tür klopfte, war er schon recht weit. Entschlossen, die Last seines Verbrechens nicht länger zu tragen, lief Tobias, seinen Laden zu schließen, ging dann vor die Stadt, erwartete den Postwagen und sprang hinein, um sich in die Residenz des Prinzen zu begeben.

Aber als er angekommen war, vergingen zwei Tage, ehe er sich seiner Hoheit nähern konnte; und als ihm endlich der Zutritt gestattet war, vernahm er, daß die Violin in andere Hände gekommen sei. Der Prinz hatte sie nicht länger als acht Tage spielen können, sein ganzes Nervensystem war davon zerrüttet worden. Sein Arzt hatte erklärt, der durchdringende Ton der neuen Geige habe die Krankheit verursacht, und daraufhin hatte der Prinz die Violine an einen italienischen Künstler verkauft, der eine Tournee durch Europa machen und auch in Paris Konzerte geben wolle.

Sofort begab sich Tobias wieder auf die Reise. In der Hauptstadt Frankreichs angekommen, schenkte er ihren Wundern, die er zu anderer Zeit mit lebhaftem Interesse betrachtet hätte, keinerlei Beachtung. Es beschäftigte ihn nur eines: die Adresse des Signor Ballondini zu erfahren. Er fand sie ohne viel Mühe, denn Dank seiner Violine war Signor Ballondini von seinem ersten Konzert an ein berühmter Mann geworden, und alle Zeitungen sprachen nur von seinem Talent und dem wunderbaren Ton, den er seinem Instrument entlockte.

Tobias wollte sich fast über den italienischen Virtuosen erzürnen, der den ganzen Ruhm für sich nahm, während doch ein großer Teil davon dem Geigenmacher zukam. Aber er dachte, daß seine Eigenliebe diesen Kelch trinken müsse, als Sühne für sein Vergehen, und er nahm sich vor, nicht über das zu klagen, was man ihm entzog, wenn er nur das Glück hätte, wieder in Besitz seines verhängnisvollen Werkes zu gelangen. Sobald er wußte, wo Signor Ballondini wohnte, bestieg er einen Wagen und erreichte des Künstlers Wohnung eine halbe Stunde, nachdem dieser nach Italien abgereist war, um auch dort Konzerte zu geben. Tobias Guarnerius folgte ihm...

Man fände kein Ende, wenn man alle Orte und alle Hände aufzählen wollte, durch welche die verhängnisvolle Violine ging. Die stärksten Nerven konnten sie nie länger ertragen, als vierzehn Tage, und doch, so oft ein Besitzer daran dachte, sich ihrer zu entledigen, fand sich ein anderer als Nachfolger, ohne daß das Instrument an Wert verlor. Während mehr als zwei Jahren folgte der arme Tobias der Geige durch Italien, England, Ostindien, Spanien und endlich nach Deutschland, wohin er zurückkam, nachdem er neuerdings Frankreich durchquert hatte.

Nach unerhörten Strapazen kam Tobias Guarnerius in Leipzig an, wo ein reicher Buchhändler der gegenwärtige Besitzer des Instrumentes sein sollte. Diesmal kam er nicht zu spät, und die Violine befand sich wirklich in den Händen des Mannes, den man ihm bezeichnet hatte. Aber auf seinen Reisen hatte sich seine Börse trotz der strengsten Sparsamkeit doch erschöpft, und im Augenblick, wo er um ein Objekt unterhandeln wollte, dessen Preis sich beständig zwischen zwölf- und fünfzehntausend Franken gehalten hatte, waren kaum einige Sous sein eigen geblieben. Er hielt also mit sich selbst Rat und kam zu der Ansicht, daß von allen Diebstählen, die ein Mensch begehen konnte, der einer Seele der verächtlichste sei, und daß der einzige Weg, der ihm zur Sühne seines Verbrechens noch offen war, darin bestand, ein zweites zu begehen.

Er bestach also mit dem Geld, das ihm geblieben war, die Ehrlichkeit eines Bedienten und erhielt von diesem die Zusage, ihn nachts in das Haus des Buchhändlers einzulassen, damit er sich dann der Violine bemächtigen könne.

Aber der Fluch hatte diesen Elenden so tief getroffen, daß ihm sogar ein schlechter Vorsatz nicht gelang. Es stellte sich heraus, daß der bestochene Diener ein ehrlicher Spitzbube war, der den Gewinn berechnet hatte, den es ihm bringen würde, den Preis für eine schlechte Tat zu nehmen und sie nicht zu begehen. Er verriet Tobias an seinen Herrn. Auf frischer Tat ertappt, wurde Tobias ins Gefängnis geworfen und sah als Krönung all seiner Qualen den entehrenden Kerker vor sich. Die Furcht vor dieser Zukunft brachte bei ihm ein Leiden zum Ausbruch, das sein heftiger Ehrgeiz, der Kummer über seine Enttäuschungen und die Unruhen und Aufregungen der letzten Jahre langsam vorbereitet hatten. Von Herzerweiterung befallen, wurde er ins Spital gebracht.

Von Minute zu Minute erwartete er den Tod, und das Schicksal, das wohl nichts mehr von ihm erwartete, behandelte ihn ritterlich und ließ ihn nicht in Ungewißheit darüber, daß für seine Heilung nichts geschehen könne. Dadurch konnte er wohl hoffen, der menschlichen Gerechtigkeit zu entgehen, nicht aber der himmlischen Gerechtigkeit, mit der er, wie er wohl fühlte, eine lange Rechnung u regeln hatte; und doch wagte er nicht, die Tröstungen und Hoffnungen des Sakramentes der Reue zu verlangen, in Angst vor der Ungeheuerlichkeit des Bekenntnisses, das er vor seinem Richter ablegen müßte.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, ein Sonnenstrahl fiel auf sein Bett, das er nicht mehr verlassen sollte, und verlieh allem, was ihn umgab, ein festliches Aussehen; ein frischer Wind bewegte die Blätter der Bäume unter seinen Fenstern, und die Vögel sangen lustig in den Zweigen. So viel Ruhe und Glück sprach aus allem, daß man geschworen hätte, an einem so schönen Tag könne man nicht sterben. Der Anblick dieser freudigen Natur hatte Tobias Geist auf den Himmel gelenkt. In sein Herz war die Hoffnung auf Gnade eingezogen. Er fühlte jetzt den Mut, sein Geheimnis einem Priester anzuvertrauen, um Absolution zu erhalten, und auf sein Verlangen kam der Geistliche des Krankenhauses, um seine Beichte entgegenzunehmen. Und als er endlich damit fertig war, hatte ihn die Aufregung sehr geschwächt, und der Priester, der ihn anhörte, hätte gut daran getan, sich zu beeilen. Aber er hatte die Gewohnheit, keine Absolution zu erteilen, ohne wenigstens einen größeren Teil seiner sieben Reden vorhergehen zu lassen, die er einst über die sieben Todsünden geschrieben und gepredigt hatte. In diesem besonderen Fall, wo keine seiner Reden eigentlich für die Lage des Reuigen paßte, mußte er mehrere Absätze aus verschiedenen Predigten zusammenstellen, und das verlängerte und komplizierte seine rednerische Leistung so sehr, daß der Kranke, dessen Kräfte zusehends abnahmen, inzwischen in Agonie verfiel. Seit einigen Minuten schien er das Gefühl für alles, was ihn umgab, verloren zu haben, und der gute Priester war gerade zum Schluß seiner Rede gelangt, als der schrille ferne Klang einer Violine, die eine Tirolienne spielte, sein Ohr berührte. Diese Musik störte, wie man sich denken kann, den Prediger nicht weiter, und er fuhr fort und beendigte seine Rede; aber dem Kranken drang sie durch Mark und Bein. Er fuhr von seinem Lager auf, seine Haare sträubten sich, ein nervöses Zucken überlief sein Gesicht, er packte in furchtbarer Angst den Arm des Beichtvaters und drückte ihn heftig. „Hören Sie," sagte er mit kläglicher Stimme, „hören Sie die Seele meiner Mutter, die weint?" Nach diesen Worten befiel ihn ein minutenlanger Krampf, und er verschied, ohne Absolution erlangt zu haben.

Der arme Tobias hatte sich aber ganz grundlos aufgeregt, denn was er gehört hatte, war die Geige eines Krankenwärters, der in seinen freien Stunden, wenn die Wunden verbunden und die Toten eingesargt waren, sich mit schönen Künsten beschäftigte, für welche Menschen seines Schlages oftmals eine Neigung haben.

Im nämlichen Augenblick, als Tobias Guarnerius sein Leben beschloß, hörte der Buchhändler, der jetzt die Geige besaß, im Innern des Kastens ein starkes Klingen, als ob man kräftig über eine Saite striche. Als er öffnete, um nachzusehen, was das sein könnte, fühlte er einen leisen Hauch, der über sein Gesicht hinfuhr. Alle Saiten waren mit einemmal gesprungen, der Steg war umgefallen, und alles, was man die Seele nennt, hatte sich losgelöst, und man hörte es im Innern des Instrumentes klappern. Es hatte weiter keinen Schaden. Ein Geigenbauer wurde beauftragt, den Schaden gut zu machen. Als er sie aus der Hand gab, hatte die Geige ihren seelenvollen Klang verloren. Was man besonders vermißte, war jenes Vermögen, die Nerven zu erregen, das sie vorher ausgezeichnet hatte. So wie sie jetzt war, blieb sie noch immer ein beachtenswertes Werk, das im europäischen Geigenhandel bekannt war.

Einige Jahre später, als das Gerücht des Todes Tobias Guarnerius' sich in seiner Vaterstadt verbreitet hatte, sprach der alte Diener des Bürgermeisters, der bis dahin geschwiegen hatte, von seinen Vermutungen, und da das damalige plötzliche Verschwinden Tobias' die öffentliche Aufmerksamkeit schon sehr erregt hatte, kostete es dem Alten nicht mehr viel Mühe, sich Glauben zu verschaffen. Das Volk rottete sich vor dem Laden zusammen, der seit beinahe drei Jahren geschlossen war, sprengte die Türe und drang in das Innere ein. Viele verdächtige Sachen, unter anderem Teile des Transfusionsapparates, von dem ich gesprochen

habe, auch einige Bücher in fremdartiger Schrift wurden gefunden und trugen dazu bei, das Andenken des Geigenmachers in schlechten Ruf zu bringen, der glücklicherweise keine Nachkommen hinterlassen hatte. Während mehr als zwei Monaten war die Geistlichkeit damit beschäftigt, Messen zu lesen, welche fromme Seelen für die Ruhe von Brigitte Guarnerius gestiftet hatten. Am Morgen nach dem Sturm auf den Laden fand man die roten Kreuze, die Sie bemerkt haben, auf den Fensterläden, ohne daß man wußte, wer sie gemalt hatte. Seit dieser Zeit mußte der Eigentümer des Ladens, der schon vor dem Tode des Tobias öfters versucht hatte, ihn billig zu vermieten, die Hoffnung aufgeben, auf irgend eine Weise Nutzen daraus zu ziehn. Er hat, wie man sagt, vor, ihn niederreißen zu lassen, und die Leute in jenem Stadtviertel freuen sich darüber; denn es heißt, daß man oft nachts unheimlichen Lärm dort hörte. Ich glaube jedoch, daß das Altweibergeschichten sind, denen aufgeklärte Geister keinen Glauben schenken sollen; denn man kann sich nicht genug fernhalten von dem dummen Aberglauben, dem das Volk so leicht unterliegt.

Gedichte von Richard Dehmel

Zum 50. Geburtstag: 18. November

Nacht für Nacht

Still, es ist ein Tag verflossen,
deine Augen sind geschlossen,
deine Hände schwer wie Blei,
liegen dir so drückend ferne,
um dein Bette schweben Sterne,
dicht an dir vorbei.

Still, sie weiten dir die Wände:
gib uns her die schweren Hände,
sieh, der dunkle Himmel weicht,
deine Augen sind geschlossen,
still, du hast den Tag genossen,
dir wird leicht.

Aufblick

Ueber unsre Liebe hängt
eine tiefe Trauerweide.
Nacht und Schatten um uns beide.
Unsre Stirnen sind gesenkt.

Wortlos sitzen wir im Dunkeln.
Einstmals rauschte hier ein Strom,
einstmals sahn wir Sterne funkeln.

Ist denn Alles tot und trübe?
Horch —: ein ferner Mund —: vom Dom —:
Glockenchöre... Nacht... Und Liebe...

Lied an meinen Sohn

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut; so erwacht ich vom Gebraus
des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
in deine ferne Wiegenruh
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab ich auch im Schlaf gelacht,
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
vom Sturm; bis eine graue Nacht
wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
wie damals, wenn ich sein Getön
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum
zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt,
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei du! sei du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
laut...

Vogel Greif

Mein Flieger, mein kühner, wo gehts heut hin?
„Hoch über die Wolken, schöne Gönnerin;
höher als höchste Alpenspitzen
soll mein Fahrzeug durchs Weltblau blitzen."
Vogel Greif heißt dein Fahrzeug? „Vogel Greif;
heut soll er den Sieg mir greifen."

Du kühner, du stolzer, dann nimm mich mit!
Und sie sprang in den Sitz mit straffem Schritt.
Nur an ihrer Brust das Blumensträußchen
zitterte wie ein gefangnes Mäuschen,
als sie sich lachend den Wetterpelz
um die schlanken Hüften legte.

„Du kühne, du schöne, wirf weg den Strauß!
leicht fliegt ein Blumenblättchen heraus;
ein einziges Blättchen ins Flugwerk verschlagen
kostet uns beiden Kopf und Kragen."
Und während der Vogel Greif knatternd stieg,
kobolzte der Strauß in ein Kornfeld.

Viertausend Meter stieg er und mehr,
eisig kreiste das Weltblau um sie her;
aus stürzenden Wolken in sausendem Bogen
stiegen sie lachend, lachend, und flogen,
bis die Erde ein fernes Fabelland war,
Vogel Greif — da stockte das Flugwerk.

Da stockte das Lachen; nur's Steuer noch klang,
schrill das Steuer im Gleitflug Sturmgesang.
Durch sausende Wolken in stürzendem Bogen
glitten sie keuchend, keuchend, und flogen,
bis die Erde schon fast wieder Erde war:
Vogel, greif! Da knackte das Steuer.

Wie vor zwanzig Minuten der Blumenstrauß
kobolzten sie aus dem Wrack hinaus,
hinaus, umklammert in wirbelndem Kreise
mit fliegenden Haaren zur letzten Reise;
du kühner! du kühner! klangs geisterleise
auf ins eisige Weltblau.

Und als man sie fand, er atmete noch,
im Todesfiebertraum sah er hoch,
hoch über die Wolken und hauchte: siegen —
morgen werden wir höher fliegen —
morgen —
höher — —

Auf der Wacht

Aus Peter Roseggers „Waldheimat"

Mein Vater litt zu jener Zeit an einer langwierigen Krankheit. Es war selten wer um ihn als sein ältestes Söhnlein. Auch der Jäger Wolf saß zuweilen neben auf der Ofenbank und freute sich, wenn dem Kranken der gespendete Wildbraten recht mundete. Und der Wildbraten stellte meinen Vater richtig so weit wieder her, daß dieser eines Tages, es war im August um die Zeit des Maria-Himmelfahrtsfestes, zu mir sagte: „Bub, jetzt werd ich doch endlich wieder was anfangen müssen. Was meinst, zum Korbflechten wär ich wohl stark genug?"

Und am nächsten Tage gingen wir schon zur Morgenfrühe aus und gegen die sogenannte Wildwiese hinauf, wo viele Weiden wuchsen. Die Wildwiese war oben in den hinteren Waldungen. Oft blieb mein Vater unterwegs stehen, stützte sich auf seinen Stock, schöpfte Luft, und dann fragte er mich immer, ob ich ein Schnittchen Brot beißen wolle.

Als wir über die Schafhalde hinaufgekommen waren, wo der junge Lärchenanwuchs noch im Morgentaue stand, sahen wir im Dickichte einen Mann dahinhuschen, der ein Stück Hochwild über der Achsel trug und etwas wie ein Schießgewehr hinter sich herschleppte. Er duckte sich so sehr, daß nur ein paar kohlschwarze Haarfetzen von seinem Haupte zu sehen waren.

Als diese Gestalt vorüber war, blieb mein Vater wieder stehen und sagte: „Hast geguckt? Das ist der schwarz' Toni gewesen."

Der schwarz' Toni war ein Mann, vor dem sie überall die Türen verriegelten.

„Ja, Kind," sagte der Vater, als wir uns auf den Stamm eines gefallenen Baumes gesetzt hatten, „ist hart für einen Menschen, dem's so geht wie dem Toni. Der hat sein Lebtag nicht Vater und Mutter gesehen. Als Kind ist er aus dem Findelhause in unsere Gegend gebracht worden. Freilich nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern des Geldes wegen, das für ihn ausgezahlt worden, hat ihn ein Köhlerweib an Kindesstatt genommen. Halb erwachsen hat sich der Toni im Wald herumgetrieben, kein Mensch hat sich an ihn gekehrt; so ist er verwahrlost und verwildert. Wie das Köhlerweib sieht, der Ziehsohn bringe nur Schande, so hat sie gesagt: Toni, du Lump, bei mir bist nimmer daheim! — Wo denn? hat sie drauf der Toni gefragt, aber überall, wo er angeklopft, ist ihm die Tür verschlossen gewesen. Mögen ihn die Menschen nicht, so gibt er sich mit den Tieren ab — verlegt sich aufs Wildern. Vor einem Jahr hat ihn der Jäger Wolf in das Zuchthaus gebracht; aber jetzt wieder frei, mag ihm kein Mensch gern begegnen, gleichwohl ich nicht glaub, daß er wem was zuleide tät. Schlecht, sag ich, ist er nicht, aber verkommen durch und durch; und so, mein Büblein, wird oft ein Mensch hinausgestoßen auf die schiefe Straßen, und so rutscht er ab und kann sich nicht mehr halten."

Nach diesen Worten schritten wir wieder langsam dahin, und nachdem wir durch viel Wald und schattendunkle Schluchten gegangen waren, kamen wir endlich zur Lichtung der Wildwiese. Teilweise lag sie noch im Schatten des Teufelssteinberges; die Bachweiden aber, die in einer langen Reihe hin standen und sich über ein stillrieselndes Wässerlein wölbten, schimmerten in dem lichten Sonnentag, als ob sie alle silberne Blätter hätten. Die Wiese war bereits gemäht und das Heu fortgebracht; sehr still und verlassen lag die Matte. An den Rändern wuchsen blaue Enzianglocken, und es war schon die Zeitlose da.

Wir kamen um die Weidenruten, die am Bache standen. Wir gingen quer über die Wiese bis hin zum Rande, wo wieder die sehr hohen Fichten des Waldes begannen und wo ein rot angestrichenes Kreuz stand, dessen Dachbrettchen reichlich mit Moos bewachsen waren. Hier wollten wir vor der Arbeit uns ein wenig setzen, auf die Bäume hinausschauen und ein Stück Brot verzehren.

Aber noch ehe der Vater sich niederließ, sah er lange und unverwandt auf eine Stelle hin.

Am Fuße einer Weißtanne lag ein Mann. Ein Jägersmann mit einem Schießgewehr; die Locken gingen ihm über Stirn und Auge, man wußte nicht, ob er denn wirklich so fest schlafe, als es aussah.

Mein Vater trat endlich hinzu, schob aber mich mit der Hand hinter sich zurück. Dann sahen wir es: „Der Mann lag in einer Blutlache; der aus einer Halswunde sprudelnde Quell war bereits gestockt.

Mein Vater trat endlich hinzu, schob aber mich ganz leise: „Jetzt haben sie da den Jäger Wolf erschlagen!“

Als ich hierauf zu weinen begann, hob mich mein Vater empor zu seiner Brust; und wie ruhig er auch scheinen wollte, ich hab es doch wahrgenommen, wie sein Herz so heftig schlug.

Dann untersuchte er den Erschlagenen — die Augen waren gebrochen, die Lippen fahl wie trocken Erdreich — das Leben war dahin.

„Mit dem Weidenschneiden ist es heute nichts,“ sagte mein Vater, „jetzt muß einer von uns Leute holen, daß sie den Wolfgang wegtragen; und der andere wird dieweilen dableiben müssen. Einen Toten kann man nicht allein lassen, solange er nicht im Grabe ruht. Es könnte auch leicht ein Tier über ihn kommen. Das Beste wird sein, ich holpere hinaus in den Brandgraben zu den Holzknechten, und du setzest dich schön still da unter das Kreuz.“

Mir gab's einen Stich im Herzen. Wie konnte mir mein Vater das antun, mich stundenlang allein lassen im Walde bei einem Toten! Aber ich wußte den Weg nicht und hätte die Holzknechte nicht gefunden.

„Freilich, Büblein, ist das ein trauriges Warten da,“ fuhr er fort, „aber wachen muß wer dahier, diese christliche Lieb müssen wir dem Wolf schon erweisen.“

Ich starrte auf den Toten.

Mein Vater zog seine kleine Axt aus dem Gürtel, mit welcher er die Weidenruten hauen wollte, und fällte nun Aeste von den Bäumen und hüllte den Jägersmann mit Reisig ein. Dann kniete er nieder vor der grünen Bahre und betete still ein Vaterunser. Und als er sich wieder erhob, sagte er: „Und jetzt, mein Knabe, tu unserem Mitbruder den Liebesdienst und wache. Die Axt laß ich dir da, die halt fest. Fuchsen und Raben können leicht kommen; andere Raubtiere weiß ich in der Gegend nicht. Bis zu den Weiden dort magst hingehen, aber weiter weg nicht. Ich will recht eilen; bis die Schatten anheben zu wachsen, wird schon wer kommen!“

Dann legte er für mich noch Brot unter ein Bäumchen, und dann ging er davon. Er ging hin quer über die Wiese, die wir hergegangen waren, und er verschwand in dem Dunkel des Waldes.

Nun war ich allein auf der umwaldeten Wiese, und das milde Sonnenlicht war ausgegossen über die einsame Matte, über die glitzernden Weiden und über den stillen Reiserhügel am Waldrande. Ich wollte nicht hinblicken auf die seltsame Bahre; ich schritt gegen das Weidengebüsche, aber mein Auge wendete sich immer wieder zurück zum roten Kreuze, und zu dem, was daneben lag.

Der arme Jäger Wolf! Ich wußte es noch recht gut, wie er vor wenigen Jahren mit seiner Braut und seinem Hochzeitszuge an unserem Hause vorübergezogen war. Die Waldhörner und die Pöller schallten, daß die Fenster unseres Hauses klirrten. Der Wolf war ein hübscher Bursche gewesen; einen großen Strauß trug er auf dem Hut, und ein rotes Band ging nieder über seinen Nacken, wo jetzt die Blutstrieme war. —

Ich ging den Weidenbüschen entlang. Manches Zweiglein regte sich und zitterte fort und fort. Hie und da schnellte ein Heupferdchen. Ich bog die Aeste auseinander und blickte in das Wässerlein; das stand still unter dem dichten Flechtwerke und glitzerte kaum. Ein großgefleckter Molch kroch hervor und nahm seine Richtung gegen mich; da floh ich entsetzt davon.

Dann begann ich mit meinen kurzen Schritten die Schatten der Bäume zu messen — bis diese zu wachsen anheben, kommen die Leute. — Noch aber wurden sie kürzer und kürzer. Die Sonne stand hoch über dem Teufelsstein, und über dem Talgrunde lag ein bläulicher Duft.

Ich kehrte wieder zum Kreuze zurück und setzte mich auf den Stein, auf welchem sonst andächtige Waldwanderer knien. Das Kreuz war hoch und hatte keinen Heiland. Weit streckte es seine Arme aus, als wollte es den Wald umfangen.

Ich wendete mich von dem Pfahle und von dem Bahrhügel und sah hin gegen den Bergrücken des Teufelsstein. Die Himmelsglocke lag in mattem Blau, kein Vogel, und kaum eine Mücke war vernehmbar. Es war ein fast traumhafter Frühherbstmittag, durchklungen von einer ewigen Stille. —

Wildschützen haben ihn erschossen. Ich ging über die Wiese und sagte mir, wenn ich zehnmal über die Wiese gegangen sein würde, dann wollte ich wieder den Schatten messen. Aber der Schatten duckte sich noch mehr unter die Bäume als früher.

Dann ging ich hin zu der verhüllten Leiche des Weidmannes und stand lange vor derselben; ich fühlte kaum ein Schauern mehr. Dann setzte ich mich wieder unter das Kreuz und aß ein Schnittchen Brot. Da hörte ich plötzlich ein Knistern; ein Reh stand und guckte durch das Gestämme.

Zuletzt kam das Tier gar zu dem Reisighügel heran und schnupperte; vor diesem Jägersmann flüchtete es sich nicht mehr. Erst als es den Pulvergeruch des Gewehrlaufes gewahrt haben mochte, wendete es sich mit großen Sätzen dem Dickichte zu.

Endlich, als ich wieder den Schatten maß, hatte er sich um ein Weniges gedehnt. Ich mußte ja doch schon viele Stunden auf der Wildwiese geweilt haben.

Wie immer, so hatte mein Vater auch diesmal recht. Ich hörte einen getragenen Schall und Widerhall im Walde. Es nahten Menschen. Doch nicht die Holzknechte waren es, die um den Wolfgang kommen sollten, sondern quer über die Wiese her kam ein junges Weib, das trug einen Korb am Rücken und führte ein etwa dreijähriges Kind am Arm. Sie sangen ein lustiges Kinderlied, und das kleine Mädchen lachte dabei und hüpfte flink über das weiche Gras.

Ich erkannte die Nahenden bald, es waren das Weib und das Kind des erschlagenen Jägers Wolf.

Sie kamen heran, und als sie mich sahen, sagte die Jägerin zum Mädchen: „Schau, Agatha, da beim Kreuz sitzt ein Bub, der betet ein Vaterunser; das ist gar ein braver Bub."

Dann kniete sie hin auf den Stein, legte die Hände zusammen und betete auch. Das Kind tat desgleichen und war gar ernsthaft dabei.

Mir war unbeschreiblich weh. Wie hätte ich sagen können, was unter dem Reisig lag? Ich ging abseits gegen die Weiden.

„So, mein Herz," sagte das Weib hierauf zur Kleinen, „jetzt geh ich Enziankraut schneiden, du setz dich dieweilen da auf das G'reisigbrett und brocke dir Zäpfchen ab. Hernach kommt der Vater vom Teufelsstein herab, und hernach setzen wir uns zusammen und essen den Schottenkäs, den ich im Korb hab, und hernach hopsen wir lustig miteinander heimzu."

Und sie setzte das Kind auf den Reisighaufen — auf die Bahrstätte des Vaters. Dann ging sie mit dem Korb gegen die Wiesenrain, wo Gebüsche von Enzian standen. Von dort aus rief sie mich an, was ich denn so allein mache auf der Wildwiese, ob ich mich verirrt hätte oder etwa Ziegen suchte?

Ich wußte keine Antwort, deutete auf einen großen schneeweißen Schmetterling und sagte: „Jetzt schau das Tier an, wie's herumfliegt; schau, wie's fliegt!"

„Bist ein rechter Närrisch, du!" versetzte die Jägerin lachend und ging an ihre Arbeit.

Die kleine Agatha spielte auf dem Reisighügel, sie zupfte an den Zweigen und wühlte in denselben und nestelte etwas hervor. Endlich wurde ihr bang, und sie hub an nach der Mutter zu rufen.

Nach einer Weile kam das Weib heran, da hielt ihm das Kind einen Ring entgegen und sagte: „Schau, das hab ich gefunden, das ist des Vaters!"

Die Jägerin tat einen hellen Ruf: „Kind, wie kommst du zu diesem Ring?"

Die Kleine lachte vergnügt.

Das Weib hub das Kind auf die Erde, warf einen Blick auf das Gezweige und stieß einen gellenden Schrei aus. Sie sah durch das Reisig einen Menschenhand.

Wie wütend stürzte sie hin auf die Schichtung und raffte die grünen Zweige auseinander — mit Hast und heißer Angst — dann sank sie zurück und schlug sich die flachen Hände in das Antlitz. Vor ihr lag im Blute erstarrt ihr gemordeter Gatte. —

Zur selben Stunde gingen zwei Holzhauer über die Wiese und brachten eine Tragbahre mit. Zuerst knieten sie vor dem Toten und beteten still, dann hoben sie ihn auf die Bahre, legten das Gewehr an seine Seite und trugen ihn davon.

Der Korb blieb stehen bei dem Enziangebüsche, das Weib folgte der Bahre; es sagte kein Wort, es vergoß keine Träne, es trug das spielende Mädchen auf dem Arm. Das blasse, starre Angesicht der Gattin, das rotwangige, helläugige Lockenköpfchen des Kindes hinter der Bahre her — das mag ich nimmermehr vergessen.

Ich bin auch hintendrein gegangen. Die Weiden standen in ihrem wässerigen Schimmer; die Schatten der Tannen lagen hingestreckt über die ganze Wiese. Das rote Kreuz ragte regungslos im Dunkel des Waldrandes.

Die Bahre schwankte dem entfernten Jägerhause zu. Ich ging gegen unser Gehöfte. Als ich zu demselben hinabkam, führten handfeste Burschen einen wüst aussehenden Mann herbei. Es war der schwarz' Toni. Da wir ihn am Morgen im Lärchenanwuchs gesehen, so hatte mein Vater auf seine Spur gewiesen. Der Richter kam, und unter der großen Esche, die vor unserem Hause stand, wurde das Verhör gehalten. Der Toni war geständig, den Jäger Wolfgang aus Rache erschossen zu haben. Hierauf wurde der Bursche in Ketten gegen die Stadt geführt.

Als ich in die Stube kam, saß mein Vater an seinem Bette. Er war sehr bewegt, hub mich zu sich auf das Knie und sagte: „Bübel, das ist ein böser Tag gewesen. Deinetwegen ist mir ein Stein auf dem Herzen gelegen."

Wir gingen in jenem Jahre nicht mehr hinauf zur Wildwiese. Seither aber bin ich wohl mehrmals auf derselben gewesen. Die Weiden glitzern, die hohen Fichten stehen noch heute — und ihr Schatten schwindet und wächst, wie das trübe Erdengeschick, und ihr Schatten wächst und schwindet, wie das menschliche Leben.

Gefangene von Metz

Von Heinrich Fritsch

Zur Einführung

In unserem Gedenkjahr der Befreiungskriege ist das Interesse für die Geschichte der Deutschen überhaupt durch eine ungewöhnliche Fülle neuer Bücher in besonders hohem Maße geweckt worden. Da liegt uns nun auch ein neues Erinnerungsbuch an den letzten deutsch-französischen Krieg vor, das wir unter der Menge der achtzehnhundertdreizehner Bücher nicht untergehen sehen möchten. Es heißt „1870/71, Erinnerungen und Betrachtungen" (in A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn, geb. 5 Mk.), und sein Verfasser ist der jetzige Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Heinrich Fritsch, der den Feldzug als junger Feldassistenzarzt mitgemacht hat. Schade, daß dieses Werk so spät herauskommt! Es ist vielleicht das gehaltvollste, rein menschliche Dokument, das uns über den letzten Krieg geboten wurde. Der es geschrie-

ben hat, war kein Krieger, aber ein tapferer Mann und mitfühlender Mensch, der sich mitten im Feuer nicht weniger bewährte als im schmerzenvollen Lazarett. Seine schlichten Schilderungen wirken ergreifend, seine Betrachtungen sind wahrhaft beherzigenswert und machen dies Kriegsbuch in letzter Hinsicht zu einem Friedenswerk. — Nachdem Fritsch mit dem Infanterieregiment Nr. 72 den Feldzug des 4. Armeekorps bis Metz und unter anderem auch die verlustreiche Schlacht bei Gravelotte und die erste Zeit der Belagerung von Metz mitgemacht hatte, wurde nach dem Fall von Sedan sein Regiment durch das 70. Regiment abgelöst und auf preußischen Boden nach Saarlouis zurückgezogen, wo es für die „Pflasterkasten", wie die Soldaten wenig pietätvoll ihre Feldärzte zu bezeichnen pflegten, schwere Arbeit gab. Ueber einen Abschnitt seiner dortigen Tätigkeit erzählt Fritsch das Folgende.

*

Nun hatte endlich Metz kapituliert. Vom 1.—9. November kamen die Gefangenen durch Saarlouis. Sie wurden in Fraulautern, dem Bahnhof von Saarlouis, eingeladen, zum Teil in offene Kohlenwagen, und dann über die Eifel per Bahn in die Gefangenschaft geführt. Im November, in offenen Wagen, durch das Gebirge!

Oft, wenn die Beförderung stockte, lagen drei bis vier Transporte auf einmal in Saarlouis, das von einem schwachen Bataillon Infanterie bewacht war. Die Gefangenen, nur Gemeine ohne Offiziere, waren aber physisch und moralisch so entsetzlich heruntergekommen, daß jeder Unternehmungsgeist fehlte. Es machte einen sehr traurigen Eindruck, wenn wieder, in Sturm und Regen, durch die Pfützen der aufgeweichten Chaussee, ein Zug Gefangener angetrieben wurde, von der Begleitmannschaft noch verhöhnt: Marsch marsch, dalli dalli, grande nation!

Eines Abends erhielt ich Befehl, nach einer Lunette zu gehen, wo unter 1000 Gefangenen einige Schwerkranke hilflos lägen. Man wollte mir eine große Patrouille mitgeben. Dies wartete ich aber nicht ab. Sie war unnötig, denn die armen Leute waren wirklich unfähig zu irgendeiner Revolte. Hier in der Lunette, in der überall Pfützen standen, lagen ein paar erst für morgen angemeldete Kavallerieregimenter. In der Verlegenheit um Platz hatte man sie hier unterbringen müssen. Zum Teil trugen sie noch die ungeheuer großen, renommistischen Helme, alle mit weißen Mänteln, die entsetzlich verschmutzt waren. Einige unterhielten mühsam ein kleines Feuer, andere lagen wie Tote umher. Als ich nach den Kranken fragte, blickten sie sich kaum um und zeigten mir stumpfsinnig auf ein paar Leichen. Man mußte an den Rückzug aus Rußland denken, wenn man diese großen, kriegerischen, abgemagerten, ausgemergelten Gestalten sah, in solchem Elend, so physisch und moralisch heruntergekommen, schlaff und teilnahmslos.

Auf dem Glacis waren ein paar große Oefen mit Waschkesseln erbaut. Hier kochte man aus den Beständen der Festung Bohnen mit Speck und Erbsen mit Speck. Als die Franzosen diese Nahrung mit einem halben schwarzen Kommisbrot empfingen, sahen sie die Schüssel an und wollten und konnten es nicht essen. Erst allmählich verstanden sie sich dazu, als es nichts anderes gab.

Bald aber etablierten sich Marketender, die Weißbrot und allerhand Würste und Käse verkauften. Mildtätige Damen der Stadt, vom Kommandanten aufgefordert, brachten den armen Leuten große Töpfe mit Bouillon, Fleisch und Weißbrot. Das war aber stets zu wenig für die Tausende von Hungrigen. Es kam vor, daß, wenn die Eisenbahnverwaltung nicht genug Wagen stellte, die neuen Gefangenentransporte kamen, ehe die alten abgefahren waren. Einmal hatten wir 12 000 Gefangene. Die ganze Garnison betrug knapp 1400 Mann. Es war dann leider gar nicht möglich, die armen, nassen, halberfrorenen Gefangenen unter Dach zu bringen. Dabei war es November und fror schon nachts.

Wohin nun aber mit den Kranken? Eigentlich waren ja alle krank. Der fortwährende Genuß von Pferdefleisch erzeugte Darmkatarrhe. Man hätte eigentlich die ganze Armee von über 100 000 Mann ins Bett legen müssen. Aber so wurden nur die ganz Schwerkranken und Fiebernden ausgeschieden, solche, denen man eine tagelange Eisenbahnfahrt nicht zutrauen konnte.

In den leeren Pferdeställen der Ulanenkaserne hatte ich für einige Tage auch eine Art Lazarett etabliert. Wo ein Pferd stand, lagen drei Franzosen. Hier in dem vielen Stroh war es wenigstens trocken und warm. Die armen Leute wollten nur Ruhe und Wärme haben. Ich ging mit einer großen Flasche Kognak, in die ich fünf Gramm Opiumtinktur gegossen hatte, mit einem großen Eimer heißen Kamillentees und einem Korbe voll Weißbrot zu jedem. Für den Abend hatte ich für eine gute Fleischbrühsuppe sowie für Fleisch und Kaffee gesorgt. Am andern Morgen waren sie schon transportfähig geworden.

Die Bevölkerung von Saarlouis war sehr mildtätig und unterstützte uns bei dem Bestreben, unseren Mitmenschen zu helfen, in ausgezeichneter Weise. In jedem Hause wurden Fleischbrühsuppen gekocht, und die Franzosen waren völlig zufrieden, wenn sie diese Suppen und ausreichend Weißbrot bekamen. Nie waren sie unbescheiden oder unhöflich. Unsere kräftige, „däftige" Kost widerstand ihnen geradezu. Bemühte man sich aber, ihnen eine Ernährung zu verschaffen, die ihren Gewohnheiten und Wünschen entsprach, so waren sie unendlich dankbar und bescheiden. Sehr gut wurden wir von den Sergeantenmajors unterstützt, die sich ihrer Soldaten in kameradschaftlicher Weise annahmen, aber auch sehr streng auf Ordnung hielten.

In Frankfurt, dicht am Bahnhofe, befand sich ein kleines Rekonvaleszentenhospital, von katholischen Schwestern versorgt. Wir schickten dahin solche Verwundete oder Kranke, die nur schwach, aber nicht mehr pflegebedürftig waren. Ich kam in der Woche ein- bis zweimal hin. Es kam aber auch vor, daß z. B. nachts von einem Eisenbahntransport ein Schwerkranker oder Sterbender hierher gelegt wurde, weil er so bald als möglich Ruhe haben mußte. Hier lag ein junger Franzose, wohl kaum 18 Jahre alt, den ich mit einer Lungenentzündung und hohem Fieber nicht reifen lassen konnte. Als er schon Rekonvaleszent war, bekam er noch eine Nierenkrankheit und war am ganzen Körper wassersüchtig geschwollen. Auch das ging vorüber. Wie mir die Schwester mitteilte, war der Vater, ein reicher Bauer in der Nähe von Metz, schon wiederholt dagewesen. Er wollte gern den Sohn holen, denn er fürchtete, daß der Kranke den Transport nach Deutschland in die Gefangenschaft nicht aushalten würde.

Das war nun schwer zu machen. Andererseits schadete es dem Vaterland wahrhaftig nicht, wenn man den armen Kranken laufen ließ. Deshalb sagte ich den Schwestern, mir sei es gleichgültig, wenn er weg sei, so sei er eben weg.

Nun kam der Alte an; ein typischer Bauer, wie man sie aus dem vorigen Jahrhundert abgebildet sieht. Großer, blauer Mantel mit fünf bis sechs Kragen, lange Stiefel, langer Rock, rote Weste, hoher, ruppiger Zylinder.

Auf der Etappe waltete ein wohl 70 Jahr alter, weißhaariger, irgendwo ausgegrabener Sekondeleutnant. Ihm erzählte ich den Fall; er meinte, wenn wir das ordnungsgemäß machen wollten, gäbe es eine Schreiberei bis ins Ministerium. Ich solle den Mann doch verschwinden lassen, wir hätten ja genug. Also ging ich mit Vater und Sohn, der sich Zivilkleidung verschafft hatte, nach dem Bahnhofe, um sicher zu sein, daß diese auffallenden Menschen nicht hier noch arretiert würden. Vater und Sohn drückten mir unzähligemal die Hände und waren ganz glücklich. Zum Abschied — recht wie so ein alter Bauer — wollte er mir zwei Francs in die Hand drücken. Ich hätte sie ihm am liebsten an den Kopf geworfen, denn ich ärgerte mich sehr. Aber schließlich hatte ich doch das Gefühl, eine gute Tat begangen zu haben.

Die Sterblichkeit bei den Franzosen war sehr groß. Viele hatten sich noch bis Saarlouis zu schleppen vermocht, nun aber waren sie zusammengebrochen. Ich hatte aber jetzt eine gute Hilfe in einigen französischen Lazarettgehilfen, die ihre Kranken gut besorgten, gegen uns, wenn man sie höflich behandelte, außerordentlich bescheiden und freundlich waren und die doch mit großer Strenge auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Binnen weniger Tage sahen sie auch so sauber und so propper aus, daß es eine Freude war, mit diesen dienstwilligen, fleißigen Leuten zusammen zu arbeiten.

Täglich gab es 20—30 Beerdigungen. Die Leichenhalle war vor dem deutschen Tore, der Gottesacker vor dem französischen. Starb ein Soldat in der Stadt, z. B. bei mir, so wurde er erst durch die Stadt zum deutschen Tor hinausgetragen in die Leichenhalle. Dann ging am andern Tage der Leichenzug durch die Stadt zum französischen Tore hinaus. Täglich hörte man mittags das Trommeln des Trauermarsches. Die Soldaten nannten die kleinen, schwarzgestrichenen, niedrigen Särge die Nasenquetscher. Jede Leiche erhielt einen Sarg.

Der Friedhof lag in dem Inundationsgebiete. War das Wasser auch längst wieder abgelassen, so war doch sehr viel Wasser im Boden. Die abends gegrabene Grube füllte sich in der Nacht mit Wasser, das wohl einen Fuß hoch die Sohle bedeckte. Gelangte der Sarg in die Tiefe, so gab es stets einen großen Klatsch, das Wasser spritzte hoch auf, und die dabei beschäftigten Arbeiter sprangen zurück.

Jeder Begrabene bekam Flintenschüsse über das Grab, und dann, wie bei jedem militärischen Begräbnisse, zog die Musik mit lustigem Marsche ab.

Wie viele — ach wie viele — „französische unbekannte Leichen" wurden hier namenlos beerdigt. Die Soldaten waren halb bewußtlos angekommen, hatten keine Schriftstücke bei sich, niemand kannte sie mit Namen, und sie starben, ohne daß man wußte, wer sie waren. Nur das Regiment wurde notiert. Und auf alle diese Armen warteten und hofften sehnsuchtsvolle Eltern in der französischen Heimat. Alle waren mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt großgezogen, um nun als Kanonenfutter für den Ehrgeiz eines Menschen in den Krieg zu ziehen, bis sie als „unbekannte Leiche" eingescharrt wurden. Wieviel Trauriges bringt doch ein Krieg mit sich, täglich, stündlich, in und hinter der Front!

Schalksecke

Hofnarren-Geschichten

Pape Theun

Pape Theun, welcher lange Zeit das Amt eines Küsters zu Löwen verwaltet hatte, stieg wegen seiner lustigen Einfälle bis zum Amt eines Hofnarren bei Kaiser Karl V. Als er einst seine Tollheiten allzu weit getrieben hatte, befahl der Kaiser dem Koch, die Küche vor ihm zu verschließen, damit er einige Tage hungern sollte. Da man ihn nun bei der Tafel abwies und der Koch ihn durchaus nicht in die Küche lassen wollte, geriet er auf den Einfall, alle heimlichen Gemächer zu vernageln. Als dies dem Kaiser erzählt wurde, ließ er den Narren vor sich kommen und fragte ihn um die Ursache

Zeichnung von Julius Diez für den Kalender „Kunst und Leben, 1914"
Verlag Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf

seines Verfahrens. „Diese ist nicht weit zu suchen," erwiderte der Hofnarr, „denn zu was sollen die heimlichen Gemächer an einem Hofe, wo man nicht ißt?"

Nelle

Als man im Jahre 1613 zu Regensburg einen Reichstag hielt, hat dasjenige, was allda verrichtet wurde, des Kaisers Matthias Hofnarr namens Nelle gar artig und kurz verfaßt. Er ließ nämlich ein neues und nettes Büchlein bei einem Buchbinder verfertigen, welches er unter dem Arme trug. Als er nun von dem Kaiser gefragt wurde, was dies bedeuten sollte, sagte er, er habe die Reichstags-Acta hineingeschrieben. Wie nun der Kaiser neugierig wurde, diese Acta zu lesen, und das Buch durchblättern wollte und nichts als weißes Papier fand, antwortete der Narr auf das Befragen, warum nichts darin stände: „Ich habe nicht mehr hineinschreiben können, als tatsächlich verrichtet worden ist."

Jonas

Am Hofe des Kaisers Friedrich II. unterhielt ein Fürst die Anwesenden mit lauter abgeschmackten Possen. Als ihm nun des Kaisers Hofnarr Jonas im gleichen Tone antworten wollte, sagte der Fürst: „Höre, ich rede mit keinem Narren." — „Gut," sagte Jonas, „aber ich rede mit einem."

Ein anderer Jonas

Einen Hofnarren namens Jonas hatte auch der Kurfürst Maximilian von Bayern. Als der Narr einst aus Bayern nach Wien kam und man ihn dort fragte, was man in Bayern mache, sagte er: In Bayern haben sie viel Nüsse, woran sie zu krachen haben werden." — „Was für welche?" — „Betrübnuß, Bekümmernuß, Beschwernuß; nur die Erbarmnuß ist dort nicht zu finden."

Vom Schwedenkönig Gustav Adolph sagte er, nachdem dieser in schneller Folge viele feste Plätze eingenommen hatte und nun nach Bayern und Schwaben vorrückte, zu dem Kurfürsten von Bayern zum Trost, er möge nur guten Mutes sein, der König von Schweden würde es nicht lange weiter machen, sondern bald sterben. Der Kurfürst fragte, wie er das wissen könne. Jonas antwortete: „Er muß doch wohl sehr krank sein, wo er so viel einnimmt."

Pritschen-Peter

Dieser Mann lebte als lustiger Rat bei Friedrich IV., Kurfürsten von der Pfalz. Einst war dieser unwillig auf ihn und sagte: „Peter, du mußt den

Hof räumen." — „Ich bin es zufrieden," antwortete Peter, „aber laßt mich mit der Silberkammer anfangen."

Friedrich Taubmann

Taubmann war ein Franke und lebte gegen Ende des 16. Jahrhunderts am kursächsischen Hofe. Als er einst einen Hofmann bei der Hand faßte, sagte dieser zu ihm: „Sie haben gar grobe Hände, die sich gut zum Dreschen schicken würden." — „Allerdings," erwiderte Taubmann, „ich habe den Flegel ja schon in der Hand."

Bei einer Hoftafel fragte Taubmann den Kardinal Clesel, ob er wohl wisse, wo Gott nicht wäre. Der Kardinal antwortete: „Nun, in der Hölle! — „Nein," sagte Taubmann, „zu Rom ist er nicht, denn da hat er ja seinen Statthalter."

Als man ihm einst bei einer Tafel keinen Löffel vorlegte und sagte: „Ein Schuft, der nicht mitsuppt", schnitt er sich eine Brotrinde zurecht und suppte damit. Zum Schluß aß er sie auf und rief gleichzeitig über die Tafel: „Ein Schuft, der seinen Löffel nicht mitißt!"

Der Sammelkasten

Etwas aus dem ehemaligen Zunftleben Frankreichs

In einer jeden Werkstätte saß vor dem Ausbruch der Revolution und der damit verbundenen Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs jeder Meister auf einem höheren Sitze als die Gesellen, und diese untereinander spielten gleichfalls die Rolle von kleinen Königen — je nach der Länge der Dienstzeit und der Höhe ihrer bezahlten Prämie. Ihre Köpfe waren rasiert, und bloß der oberste Geselle oder der erste Lehrling durfte eine Perücke tragen; diesen mußte man ansprechen, wenn man in einen Laden trat, wenn der Meister, den man an seiner hohen Perücke erkannte, nicht zugegen war. Übrigens unterschied sich auch ein Meister von dem andern durch die Zahl der Locken, welche seine Perücke hatte. Schuster- und Schneidermeister hatten bloß eine Locke, Juweliere, Uhrmacher trugen zwei Locken, Apotheker drei usw. Aber außer diesem Firlefanz hatten sich bis zur Revolution noch unzählige andere Besonderheiten und Standesunterschiede unter den Handwerkern erhalten. Jede Stadt, ja, manches Stadtviertel hatte seine eigenen Gebräuche. So hatten sich in vielen Städten Frankreichs alle Schuster gleichsam in eine religiöse Körperschaft vereinigt. Sie trugen lange schwarze Mäntel und eine Art Überschlag von weißer Leinwand wie die Geistlichen. Erst die nationale Versammlung schaffte diese ernste, nüchterne, puritanische Republik von Schustern ab, so wie sie überhaupt alle Statuten der Innungen zerriß und unbedingte Freiheit der Arbeit verkündigte.

Aus der alten Zeit

Ein Ahnherr des Großherzogs von Weimar erließ 1763 folgende interessante Verordnung: „Das vielfache Raisonnieren Unserer Untertanen wird hiemit bei halbjähriger Zuchthausstrafe verboten, und haben die Beamten aufs Strengste darüber zu wachen, da das Regiment von Uns und nicht von den Bauern abhängt und Wir keine Raisonneurs zu Untertanen haben wollen."

Bekehrungen

Karls des Großen Sohn und Nachfolger, Ludwig der Fromme, suchte die Normänner, welche er nicht zu besiegen vermochte, wenigstens zu bekehren, wozu diese sich denn auch um so mehr bereit finden ließen, da er den zu Taufenden immer ansehnliche Geschenke machte. Nun pflegte man damals den Täuflingen, sie mochten unmündig oder schon erwachsen sein, weiße Kleider anzuziehen, welche sie erst acht Tage nachher wieder ablegten. An einem Ostertage war indessen die Anzahl jener taufluftigen Seeräuber so groß, daß man nicht weiße Kleider genug hatte und daher in aller Eile solche machen ließ, die aber freilich nicht zu den schönsten gehörten. Ein normännischer Edelmann, dem man ein solches anlegen wollte, wurde darüber so erbittert, daß er es zur Erde warf und, wie ein Kärrner fluchend, ausrief: „Das ist nun das zwanzigste Mal, daß ich mich taufen lasse; aber noch niemals hat man mir einen so schlechten Lumpen gebracht!"

Wegweiser der Lese

Zu Richard Dehmels 50. Geburtstag

hat der Verlag S. Fischer in Berlin eine billige Ausgabe von Dehmels „Gesammelten Werken" in drei Bänden veranstaltelt, zum Preis von 12,50 Mk. in Leinenband, und 16 Mk. in Halbleder. Diese Tat ist sehr zu begrüßen; denn die bisherige große Dehmel-Ausgabe war zu teuer, als daß sie dem Dichter den großen Anhängerkreis hätte werben können, den seine starke Kunst verdient. In den ersten Jahren seines Schaffens war Dehmel, wie dies stets bei Propheten der Fall ist, seiner Zeit vielleicht zuviel voraus; heute aber steht ihm das allgemeine Kultur- und Kunstempfinden, das ewig rastlos voranschreitet, nahe genug, um ihn in allen Tiefen seiner schaffenden Seele zu verstehen und zu würdigen. Er ist längst nicht mehr, wie ehedem, der Verehrte eines engeren Kreises von Freunden, sondern ein Dichter des großen und ganzen Volkes. Möge ihm dieses sein Lebenswerk lohnen, indem viele Tausende sich zum Mitgenießer seiner Schöpfungen machen! Die neue Ausgabe enthält auf ihren 1100 Seiten alle Hauptwerke des Dichters: seine Gedichtsammlungen „Erlösungen", „Aber die Liebe", „Die Verwandlungen der Venus", „Weib und Welt"; den Roman in Romanzen „Zwei Menschen"; eine Auswahl Gedichte, Spiele und Geschichten „Der Kindergarten", „Lebensblätter", Novellen in Prosa; Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt; die Schauspiele „Der Mitmensch" und „Michel Michael". — Von einer besonderen Dehmel-Lese haben wir im Hinblick auf das vorjährige Dehmel-Heft (No. 43) Abstand genommen. Wir wollen lieber bei späterer Gelegenheit, wenn nicht, wie jetzt, zahlreiche andere Zeitschriften voll von Dehmels Ruhm sind, diesen Dichter wieder einmal besonders in Erinnerung bringen.

Baustil und Ornamentik

Zu den nach einem bestimmten, gründlichen und großzügigen Programm tadellos durchgeführten Büchersammlungen, die dem deutschen Buchhandel ganz besondere Ehre machen, gehören mit an erste Stelle Webers Illustrierte Handbücher (Verlag von J. J. Weber in Leipzig). Alle irgendwie bedeutsameren Gebiete menschlichen Wissens und Wirkens sind in diesen vielbekannten handlichen Bändchen in angenehm knapper und klarer Weise anerkennenswert gut und gründlich bearbeitet und in jedem Falle bis auf die neuesten Forschungs- oder Anschauungsergebnisse und praktischen Erfahrungen dargestellt. Jede Neuauflage eines Bändchens wird mit Sorgfalt von neuem durchgearbeitet und bis auf den Tag vervollständigt, sodaß die vielseitige Sammlung immer wieder auf der Höhe der Zeit steht. Zwei solcher Neubearbeitungen sind soeben erschienen, die wir jedem Kunstfreunde, Kunstgewerbler und Fachschüler aufs wärmste empfehlen:

Die Baustile. Lehre der architektonischen Stilarten, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken. 17. Auflage, vervollständigt von Dr. Julius Zeitler. Mit 168 Abbildungen. Geb. 2.50 Mk.

Leitfaden der Ornamentik. Einführung in die Geschichte, Entwicklung und charakteristischen Formen der Verzierungsstile aller Zeiten. Von F. Kanitz. 7. Auflage, neu bearbeitet von Prof. Dr. Hans W. Singer. Mit 145 Abbildungen. Geb. 3 Mk.

Die Bücher sind auf Kunstdruckpapier gedruckt, auf dem die vortrefflich gewählten Bilder sehr deutlich und schön zur Wirkung kommen.

Kalender für 1914

Ein vornehmer, geschmackvoller, künstlerischer Abreißkalender ist „Kunst und Leben", Verlag Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf, Preis 3 Mk. Er enthält Zeichnungen und Holzschnitte von 53 bekannten Künstlern, darunter Klinger, Liebermann, Karl Bauer, Thoma, Caspari, Diez, Fidus, Geiger, Gulbranssson, Kubin, Orlik, Schmidhammer, Schulz, Slevogt, Steinhausen, Tiemann, Vogeler, Volkmann, Wilm, Zumbusch, und Verse und Sprüche zeitgenössischer Dichter und Denker, z. B. von Avenarius, Böhlau, Dehmel, Ebner-Eschenbach, Eulenberg, Flaischlen, Frenssen, Gumppenberg, C. und G. Hauptmann, Henckell, Hesse, Ricarda Huch, Isolde Kurz, Lamprecht, Lichtwark, Morgenstern, Fritz Müller, Neumann, Rosegger, Schmidtbonn, W. v. Scholz, Traub. Das Bestreben, nur Bestes zu bieten, ist anzuerkennen. Der Kalender eignet sich als hübsches Weihnachtsgeschenk für anspruchsvolle Menschen.

Bescheidenen Ansprüchen dient der „Volkskalender 1914" des Neuland-Verlags, Hamburg 30, Preis 40 Pfg. Im erzählenden Teil sind u. a. Rosegger und Lienhard vertreten.

In der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig, erschien der „Bismarck-Kalender auf das Jahr 1914", herausgegeben von Albrecht Philipp und Horst Kohl. Mit 10 Tafeln und 2 Bildern. Geheftet 1.25, geb. 2 Mk. Der Inhalt dieses Jahrgangs bezieht sich hauptsächlich auf Bismarcks Liebesidyll und Eintritt in das parlamentarische Leben. Die Monatstafeln enthalten die wichtigsten Daten aus dem Leben und der Zeit Bismarcks.

Neues aus billigen Büchersammlungen

Xenienbücher

Im Xenienverlag zu Leipzig. Jedes Bändchen 50 Pfg. Vorweg sei gesagt: hinter Inhalt und Umfang der gleich billigen Bändchen der Insel-Bücherei, nach deren Vorbild die Xenien-Bücher ins Leben gerufen zu sein scheinen, stehen diese im allgemeinen zurück. Doch interessieren gewiß auch die meisten dieser gut ausgestatteten Xenien-Bändchen. Hervorgehoben und empfohlen seien aus der neuen Serie die folgenden:

Nr. 15. Charlotte von Stein, von Adalbert Luntowski.

Nr. 16. Goethes Briefe an Chr. G. Schönkopf und seine Tochter Käthchen. (Mit Käthchens Bild.)

Nr. 17. Goethes Briefe an A. Fr. Oeser und seine Tochter Friederike. (Mit Friederikens Bild.)

Nr. 18. Goethes Leipziger Lieder.

Nr. 19. Beethovens Briefe an geliebte Frauen.

Nr. 20. Wilhelm Waiblinger: Der kranke Hölderlin.

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes

Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. Jede Nummer 25 Pfg. Aus den neuesten Bändchen sei empfohlen:

Nr. 2304—2309. Gottlieb Alcibiades. Roman von Hans Ludwig Rosegger.

Nr. 2327—2330. Die Heimatlosen. Eine Erzählung aus den Freiheitskriegen von O. Glanbrecht.

Nr. 2337—2340. Barbey d'Aurevilly, seine Lebensanschauungen und sein Lebenswerk. Von Ernest Seillière. Einzig berechtigte Übertragung von Marie Louise Müller.

Nr. 2341—2347. Ein neuer Ahasverus. Roman aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von George Croly. Übersetzt von A. Rehberg-Worden.

Nr. 2348—2355. Deutschlands Ehre 1813. Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege von Bernd von Guseck.

Nr. 2356—2358. Diethelm von Buchenberg, von Berthold Auerbach.

Nr. 2362—2368. Das große Jahr der Befreiung 1813. Ein Volksbuch von Otto Kopelke. Mit 18 Bildnissen.

Engelhorns Roman-Bibliothek

Im Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. Eine Auswahl von guten deutschen und fremdländischen Romanen. Jeder Band brosch. 50 Pfg., geb. 75 Pfg. Jährlich erscheinen 26 Bände (alle 14 Tage ein Band). Der kürzlich begonnene 30. Jahrgang wird eröffnet mit einem Doppelband:

Der Schläfer von Sulz. Roman von H. Stegemann.

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane

Im Verlag S. Fischer in Berlin. Jedes Buch in Pappband 1 Mk., in Leinen 1.25 Mk. Die neueste Erscheinung in dieser hervorragend wertvollen Roman-Sammlung ist:

Die Brüder Mörk. Roman von Gustav af Geijerstam.

Universal-Bibliothek

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig. Jede Nr. 20 Pfg.

Nr. 5601—02. Berufstragik. Aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. Mit dem Bilde des Verfassers und einer Einleitung von Carl W. Neumann.

Nr. 5603. Burschen heraus! Bunte Bilder aus dem deutschen Studentenleben von Josef Buchhorn.

Nr. 5604. Streiflichter. Ein Skizzenbuch von Karl Ewald. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy.

Nr. 5605. Die Räuber. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. Für die Bühne bearbeitet von Dr. Rudolf Weinmann.

Nr. 5606. Gedichte in pfälzischer Mundart von Franz von Kobell. Mit biographischer Skizze, Erläuterungen und Wörterverzeichnis von Fritz Grundlach.

Nr. 5607. Berühmte Kriminalfälle. Nach dem neuen Pitaval und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Achtes Bändchen: Madame Steinheil, die Pompadour der Republik, und Der zerstückelte Leichnam im Wäschekorb.

Nr. 5608. Kinderschicksale. Novellen und Skizzen von Emil Marriot.

Nr. 5609—10. Der Wirbeltierkörper. Eine vergleichende Anatomie von Dr. Fr. Hempelmann. 1. Teil. Mit 2 bunten und 2 einfarbigen Tafeln und 62 Abbildungen im Text. (Als 18. Band der Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Siegmund Günther.)

Gedenktafel

Am 15. November 1900 starb der Dichter und Naturforscher Adolf Pichler in Innsbruck. Ein Buch der Lese aus deren 1. Jahrgang „Der Galgenpater und anderes" brachte einige Novellen aus seinen Werken.

Am 15. November 1741 wurde in Zürich der Schriftsteller Johann Kaspar Lavater geboren, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der deutschen Sturm- und Drang-Periode. Besonders bekannt wurde er durch seine Ideen über Physiognomik.

Am 17. November 1624 starb in Görlitz der Mystiker und Theosoph Jakob Böhme.

Am 18. November 1863 erblickte in Wendisch-Hermsdorf der Dichter Richard Dehmel das Licht der Welt.

Am 21. November 1694 wurde in Paris der französische Schriftsteller Voltaire geboren.

Am 21. November 1811 erschoß sich am Wannsee bei Potsdam der Dichter Heinrich v. Kleist.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertagasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner
Nr. 47 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Der Wilhelm Jensen-Lese zum Geleit

Ein Epitaph

Ob dann, wenn man zum letzten Schlaf
Mich in die Erde tragen wird,
Fortdauern einiges von mir
Noch in der Nachwelt Tagen wird —
Ich weiß es nicht, ich glaub es kaum.
Die Welt will andre Gabe heut,
Und jene Welt, drin ich gelebt,
Man trägt sie auch zu Grabe heut.
Doch wie's geschieht, es dringt kein Ton
Davon in meinen Schlaf hinab,
Und einzig wertvoll nehm ich selbst
Mit mir als Epitaph hinab:
Daß nie von meiner Hand ein Kranz
Um Gunst und Gut gewunden ward,
Daß nie ein Wort ich schrieb, das nicht
Von mir als wahr empfunden ward.

Wilhelm Jensen.

Wilhelm Jensen

Wilhelm Jensens Lebenswerk umfaßt hundertundsechzig Bände Lyrik, epische Dichtungen, Novellen und Romane in bunter Folge. Namentlich in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens steigerte sich des Dichters unermüdliche Schaffenslust, und er nahm sich oft kaum mehr die Zeit, den Reichtum seiner Gedanken und Phantasien in das Gewand einer strengen, knappen Form zu kleiden. Namentlich die Romane dieser letzten Zeit verwirren den Leser durch ihre Breite; es ist oft schwer, dieser ungebändigten Phantastik zu folgen, die umsomehr ermüdet, als auch der Aufbau nachlässiger wird und sich im Stil unerfreuliche Gewaltsamkeiten zeigen.

Daher wurde Jensen am Schlusse seines Lebens künstlerisch nicht mehr allzuhoch bewertet, und namentlich die jüngere Generation, die den Gealterten nicht mehr in seiner vollen künstlerischen Kraft gekannt hatte, unterschätzte seinen Wert. Wenn die „Lese" dem Andenken des vor zwei Jahren verstorbenen heute eine „Jensennummer" widmet, so geschieht es aus der Erkenntnis heraus, daß es eine ihrer vornehmsten Pflichten ist, den Dichtern, deren Bild getrübt erscheint durch die Geschmacksänderung der Zeit, oder dadurch, daß sie selbst in späteren Jahren die Zügel der künstlerischen Selbstbeherrschung verloren, zu ihrem Rechte zu verhelfen und zu zeigen, was von ihnen Zukunftswert behält.

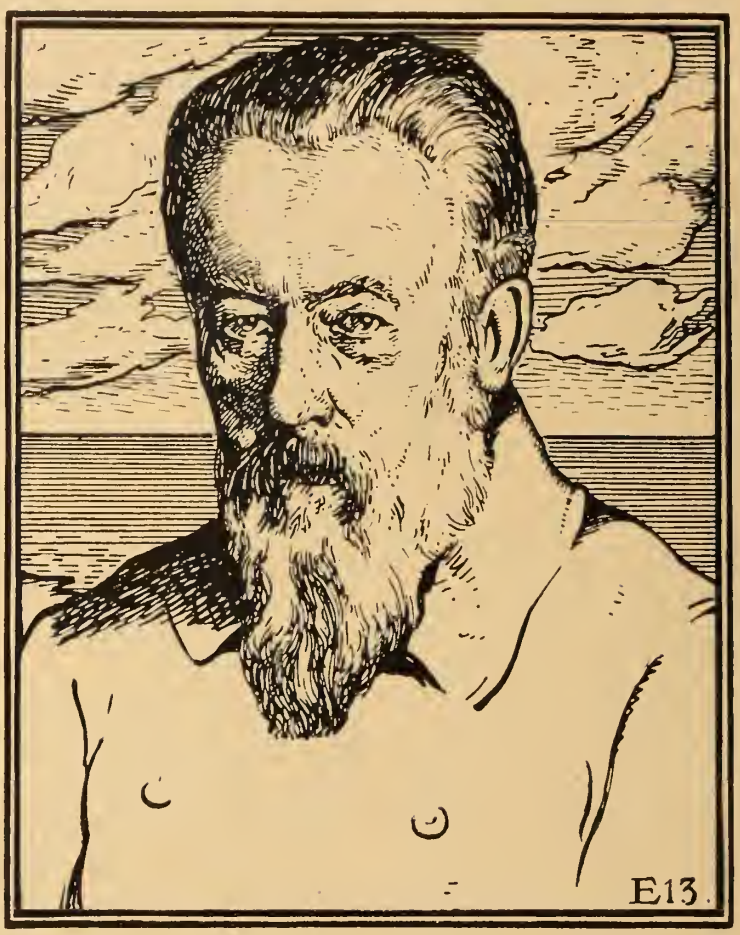
Das beste, was Wilhelm Jensen uns gegeben hat, ist vielleicht seine viel zu wenig gekannte Lyrik; im Gedicht kann er ganz der Stimmung seines Herzens folgen, die stets beeinflußt von der schwermütig-träumerischen Naturstimmung seiner schleswig-holsteinischen Heimat, auf den Grundton der Sehnsucht und der Weltverneinung gestimmt ist:

„Ueber die Heide
gab mir ein schweigendes Weib Geleit,
Frau Herzeleide."

Dieser Gedanke durchzieht die ganze Lyrik Jensens; er zeigt sich schon in den zarten Terzinen „Um meines Lebens Mittag" (1872), bleibt in den reizvollen episch-lyrischen Dichtungen „Ein Skizzenbuch" (1884) und findet sich wieder in seiner schönsten Gedichtsammlung „Vom Morgen zum Abend" (1897).

Auch in seinen zahlreichen Novellen herrscht diese Stimmung vor, nicht selten zu Ungunsten der Charakteristik und Handlung. Seine Gestalten sind stets nur aus ihrer Naturumgebung heraus zu verstehen und werden in absichtsvolle, oft fast mystische Beziehung zu ihrer Umwelt gesetzt. Selbst ihr Denken und Handeln, ihr Wünschen und Begehren wird nicht selten mit bestimmten Naturerscheinungen in ursächliche Verbindung gebracht. Daher legt Jensen sein ganzes dichterisches Wollen in die Schilderung der Natur und versteht es wie kaum ein zweiter, die schwere Glut eines Sommermittags, den süßen Duft der einsamen rotblühenden Heide, den bitteren Salzgeschmack des leiserauschenden Meeres und die atemberaubende Wut des entfesselten Elementes heraufzubeschwören. Das Branden der Wogen und das Summen der Bienen über dem Heidekraut gibt dann die Begleitung zu den Geschehnissen eines Menschendaseins. Meisterwerke dieser wundersamen Verschmelzung von Naturstimmung und Handlung sind die Novellen „Im Pfarrhof", „Die braune Erika", „Magister Timotheus" und das stärkste Werk dieser Art, die packende Novelle „Eddystone" (1872). In ihr wird der Untergang des 1703 bei Cornwallis auf einem Felsvorsprung errichteten Leuchtturms von Eddystone geschildert. Die Bauleute sitzen mit ihren Mädchen

in der Turmstube bei Trank und Schmaus. Seltsame Geschichten werden erzählt, und während draußen das Meer bei immer stärker werdendem Sturme lauter und lauter tost, nimmt auch die Erzählung einen immer ernsteren und düstereren Charakter an, bis schließlich eine Springflut das erste Licht des neuen Leuchtturms verlöscht und Meister und Gesellen mit den Mädchen in die grausige Tiefe stürzen.



Wilhelm Jensen.

Originalzeichnung für die Lese von Benno Eggert

In dieser Novelle ist bereits das zweite hervorstechende Wesensmerkmal angedeutet, das den Dichter in seinem weiteren Schaffen selten mehr verläßt: der Zug zum Phantastischen. Dieser tritt namentlich in den vielen Novellen und Romanen hervor, die einen historischen Hintergrund haben. Vom Mittelalter an bis zur Zeit der großen Revolution durchforscht er die Geschichte und nimmt sich besonders gerne Stoffe mit düsteren, wildbewegten, ja grausigen Geschehnissen. Namentlich an den Zeiten der Vernichtung berauscht er sich, aber er gibt kaum ein wirkliches geschichtliches Lebensbild, sondern ein Phantasiegebilde voll gewaltiger Kontraste. Hier erhebt sich oft auch die Sprache ins Visionäre; es entstehen Bilder von unerhörter Glut und berauschender Schönheit, die losgelöst von jeder irdischen Klarheit hinaustaumeln in das Reich des Uebersinnlichen. So schildert der Dichter in dem breitangelegten Roman „Nirwana" (1877) den Vernichtungswahnsinn der völlig hemmungslos gewordenen Volksmassen zur Zeit der Revolution. Er steigert sich hinein in den Rausch der Zerstörung aller Kulturformen und scheint selbst beseelt von der wollüstigen Freude an Vergänglichkeit und Verwesung.

Wenn seinen Werken, die sich zurückverlieren in die Zeit der deutschen Vergangenheit, wie der Roman „Runensteine", die prächtigen „Chiemgau-Novellen" und der Zyklus „Aus schwerer Vergangenheit" auch zum Teil die geschichtliche Wahrheit fehlen, wie sie z. B. die deutschen Erzählungen eines Gustav Freytag auszeichnen, so versteht er es doch, den geschichtlichen Geist intuitiv lebendig werden zu lassen, ohne trotz aller Breite je in die romantisch-sentimentale Geschwätzigkeit eines Felix Dahn oder Julius Wolff zu verfallen, deren germanische Novellen und mittelalterlich-teutsche Erzählungen ein ganzes Menschenalter hindurch Jung und Alt entzückten. Alle Dichtungen Jensens bleiben in Handlung, Sprache und Charakteristik stets ehrliche Kunstwerke, und wenn sie auch nicht immer das künstlerische Ideal erreichten, das wirkliche Leben dichterisch zu meistern, so zeugen sie doch alle von der Kraft einer in sich geschlossenen, mannhaften Persönlichkeit.

Ludwig Streit.

Die drei Schauenden

Eingang zu Wilhelm Jensens Roman „Runensteine"

Ich ging im Traum am weißen Meeresstrand, wo ich als Knabe oft nach Muscheln und buntem Steinglanz gesucht. Zu meiner Rechten fiel der alte Dünenhang, von Fluten der Jahrtausende abgeschwemmt und unterhöhlt, steil herab; graue Stämme hoben grüne Wipfel hoch von ihm auf, doch da und dort krümmte sich ein bloßgelegter Teil ihrer Wurzeln, des Erdreichs beraubt, schon ins Leere. Auch Saat mit leis wogenden Halmen trat bis zum Absturz heran und bog sich über ihn nieder; hin und wieder lagen einzelne halbgereifte Aehren, vom Rande gefallen, drunten im Sand und Kies. Mir zur Linken kamen die Wellen in immer gleicher Gestaltung, immer gleicher Farbe und gleichem Ton. Sie rannen ans seichte Ufer, waren ausgelöscht und waren doch wieder da. Ihr Ge-

murmel vermischte sich mit dem Summen des Windes, wie das Spiegelblau des wolkenlosen Himmels auf dem Rücken der See mit dem Strahlenrückglanz der Sonne ineinanderfloß. Weit hinter mir verschwanden die letzten Strohdächer eines Fischerdorfes, klein und unkenntlich, doch noch ferner vor mir bildete am ausgeschweiften Hakenrande einer Bucht ein jäher Abfall gegen den Horizont scheinbar das Ende des Landes. Er sah bläulich überduftet aus, wie kaum erreichbar. Doch ich wollte bis zu ihm hin, denn ich hatte ihn immer nur gleich einem Geheimnis in der Weite gesehen, und ein nicht mehr überwindbarer Drang in mir trieb mich, den nebelnden Schleier von ihm zu lüften.

Ich war wohl ein Knabe, aber mein Fuß zog schwer durch den mahlenden Sand, und Müdigkeit lag auf mir, als trügen Leib und Seele die Last eines langen Lebens. Nichts, meinem eigenen Wesen ähnlich, regte sich um mich her, nur ein großer, hellgefiederter Vogel zog langsamen Flügelschlags am Ufer auf und ab. Er überholte mich, wendete sich und kam mir entgegen und begann den gleichen Geleitflug neben mir aufs neue. Dann und wann ging sein Ruf über die Einsamkeit von Strand und See; ich fühlte, daß er eine Sprache rede, doch ich verstand sie nicht. Was mir schien, war, er suche mich zu warnen, den Weg oder die Weglosigkeit vor mir weiter fortzusetzen. Und immer auch blieb mein Ziel in der nämlichen Weite, obwohl rückwärts längst alles verschwunden, was meinen Ausgangspunkt gedeutet. Kein Merkmal eines Unterschiedes war um mich, mein Tritt hinterließ keine Spur im Sande, und seltsam verharrte die Sonne unverrückt an derselben Stelle im tiefen Aetherblau. Ich mußte viele Stunden zurückgelegt haben, aber allmählich zerrann in mir selbst gleichfalls das Maß dafür, es konnten auch Tage, auch Jahre gewesen sein. Und plötzlich fiel es mit einem Schauer der Erkenntnis auf mich, ich war in ein Gebiet gelangt, in welchem Zeitlosigkeit waltete.

Da hatte ich auf einmal den fernen Absturz erreicht, nach dem ich getrachtet. Er sprang weit in die See hinaus, fahl und kahl, nur hier und da von blaßgrünem Schilfgras überflimmert, todeseinsam, ein Ende der Welt, denn Nebelluft breitete grauen Vorhang hinter ihm. Zu seinen Füßen ragten drei mächtige Bauta- oder Runensteine, halb in den Grund eingebettet, schwarzfarbig aus dem Wasser herauf. Sie erschienen gleich Riesenblöcken eines Hünengrabes von gigantenhafter Größe; murmelnd kamen die Wellen und raunten leis verworrenen Klang an ihnen empor.

Mir aber blieb nicht Zeit, an das tote Gestein zu denken. Es saßen drei Gestalten auf dem alten Geblöck, ganz nackt, ihre Füße tauchten in die krystallen-durchsichtige Flut, der Sonnenglanz umfloß blendend mit goldenem Strahlenschleier ihren weißen Leib, und der Wind spielte durch die Haare des Scheitels. Waren es Nymphen, aus der Meerestiefe heraufgestiegen? Sie gingen über Weibesgröße hinaus; jede von ihnen war, wie Menschenvorstellung durch Künstlerhand aus Marmor die Hoheit von Göttinnen gebildet. Nur das Antlitz und sein Ausdruck unterschied sie.

Die erste trug dunkles, fast nächtig schwarzes Haar zu ernster Tracht um das Haupt gefesselt. Ihre Züge waren unbeweglich ruhevoll, wie die sterngleichen Augen, die sich über die unabsehbare Weite des Meeres fortrichteten. Sie gewahrten nichts um sich her; ihr Blick ward von einer Leuchtkraft aus dem eigenen Innern erhellt, doch auch ein fremdes Licht, das, mir nicht sichtbar, von unendlicher Ferne kommen mußte, spiegelte sich zwischen ihren weit offenen Lidern. Ein schwärmerischer Glanz ging aus ihnen hervor, aber ohne Wärme, wie Sternegefunkel einer Winternacht streng und kalt.

Den Scheitel der Zweiten deckte blondes Haar, allein so ins Graue streifend, daß es fast von Aschenfarbe erschien. Es gab sich ohne Ordnung dem Zufall preis, ließ sich flatternd von der Willkür des Windes bewegen und warf über das jugendliche Gesicht Schatten, wie Faltenstriche des Alters. Ihre Augen nahmen auf, was um sie lag, doch sie waren glanzlos stumpf, leer und gleichgültig. Auf den Lippen lauerte eine Regung des Gemütes, aber wenn sie zum Laut wurde, konnte er sie nur in ein Wort bitteren Hohnes umsetzen.

Die Steine lagen zu einem Dreieck gestaltet, und zugleich zwischen jenen beiden und beiden gleichmäßig entrückt, saß die Dritte. Ihr fiel reiches, goldlichtes Gelock bis über den Nacken und die Schultern herab, als ob die Sonnenstrahlen sich um sie gelegt. Und so glichen auch ihre Augen dem Blau des Himmels, mildleuchtend und weich. Sie erschien am meisten wie ein irdisches Weib, die schöne Doppelbrust hob sich von lebensvollem Atemzug, und es war, als sehe man unter ihr ein weiches Klopfen des Herzens. In dem Antlitz mischten sich zu wundersamer Vereinigung Glück und Trauer, Freudigkeit und Wehmut; man wußte nicht, ob die rotblühenden Lippen sich zum Lachen oder Weinen regen wollten. Ein warmer, lieblicher Anhauch ging von ihnen, von aller körperlichen und geistigen Wesenheit der holden Gestalt aus, und doch redete verschwiegene Hoheit auch in ihren Zügen. Nur gedachte sie derselben nicht gleich den beiden andern, sondern trug sie unbewußt in sich als unverlierbare Mitgift ihrer Natur.

So saßen die drei auf den drei Runensteinen der Vorzeit zwischen See und Sand, in Wind und Sonne. Sie schwiegen, und Himmel und Erde waren ohne Laut. Von anschauendem Staunen bewältigt, stand ich lange, bevor ich zu fragen vermochte: „Wer seid Ihr?" Doch sie gaben keine Antwort, regten sich nicht, verwandten ihren Blick nicht aus der Richtung, in die er sich geheftet hielt.

Da scholl ein leichtes Rauschen an mein Ohr, und wie ich emporsah, stand flügelschlagend über

mir in der Luft der große, weißbrüstige Vogel, der lange meiner mühsamen Wandrung das Geleit gegeben. Er stieß ein paar Rufe auf mich herab, scharftönig, doch verklangen sie sonderbar matt in der toten Oede umher. Aber ich verstand jetzt plötzlich ihre Sprache, sie sagten:

„Du hörtest nicht auf meine Warnung, denn es ist für deine Art besser, nicht hierher zu kommen. Nun bist du bei den drei Schauenden, die von Anbeginn auf die Wiege eures Geschlechtes blicken. Unbeweglich sind sie selbst, zeitlos und ewig, doch in eurem vergänglichen Blut kämpfen sie die Gegnerschaft aus, die sie unversöhnlich voneinander scheidet. Wiederhole deine Frage nach ihrem Tun dreimal, und sie werden dir Rede stehen."

Ich tat nach dem Geheiß und fragte die Erste: „Was tust du?" Als ich es zum dritten Mal gesprochen, wandte sie langsam den Kopf, kurz strahlten ihre kaltglänzenden Augen mir ins Gesicht, und sie erwiderte mit metallener Stimme gleich dem Anschlag einer Erzglocke:

„Ich schaue die Ewigkeit des Lebens."

„Und du?"

Gegen die Zweite gekehrt, frug ichs, und auch sie drehte mir kurz die ausdruckslose Leere ihres Blickes zu. Ihre Stimme gemahnte gleichfalls an den Ton einer Glocke, doch an eine von innerem Durchsprung zerspaltene; damit gab sie die Antwort:

„Ich schaue die Nichtigkeit des Lebens."

Nun sah ich fragend auf die Dritte. „Was bleibt dir noch anderes zu tun übrig?"

Da wendete sie mir ihre Augen entgegen, warm wie die Sonne des Frühlings und blau gleich seinen Veilchen. Mein Herz erzitterte seltsam unter dem Blick. Und eine weiche Menschenstimme sprach — und wieder klang es mir bis ins Herz, wundersam von seliger Wonne und tiefem Weh zugleich durchbebt:

„Ich schaue die Flüchtigkeit des Lebens."

Mir aber flog von den Lippen, aus tief aufatmender Brust: „O du Liebreiche, Hohe, du Göttlich-Menschliche, laß mich dir noch ins schöne, beglückende, trauernde Auge sehn!"

Doch in meinen sehnsüchtigen Ruf hinein stieß der Vogel schrill einen Schrei herab, und im Nu wie eine Wand kam der graue Nebelvorhang daher und legte sich zwischen mich und das alte Meergestein. Die Sonne war plötzlich weiter geschritten, als sei sie unter den Horizont niedergefallen, letztes Dämmerlicht übergraute den Himmel. Unsichtbar rollten die lauter rauschenden Wellen mir vor den Fuß, der Wind murrte drüber, und einsam stand ich am öden, nächtigen Strande.

Wandernde Komödianten

Aus Wilhelm Jensens Roman „Die Kinder vom Oedacker"

Eine mit äußeren Glücksgütern von der parteiisch auf der schimmernden Kugel umrollenden Göttin recht stiefmütterlich ausgerüstete Mimentruppe war's, die gegenwärtig im Gasthoftanzsaal eines kleinen schwäbischen Landstädtchens die alten Rumpelkammerstücke Wilhelm Habermehls zur Umrahmung und Herstellung weltbedeutender Bretter verwertet hatte. Doch innerlich betrachtet, stellte sich keine so ebenbürtige Armseligkeit heraus, als es vielleicht auf den ersten Blick den Anschein bot. Mancherlei unfreiwillige Komik gesellte sich, mit possenhaften Schnurrpfeifereien aller Art verbrämt, zu aufspielerischer Selbstüberhebung und großartigem Auftreten, das mit seiner tatsächlichen Geltung und seinen zumeist hungerleiderischen Mitteln in lächerlichen Widerspruch verfiel. Fast alle waren irgendwo von der Schulbank und dem Elternhause weggelaufen, entweder für den Beruf, zu dem sie bestimmt gewesen, untauglich, oder von abenteuerlichem Hang getrieben; Burschen, hinter denen die Schulmeister jedenfalls mehr als drei Kreuze geschlagen, froh, die nichtsnutzigen Subjekte billigen Kaufs aus der Ehrsamkeit und Gediegenheit ihrer pädagogischen Wände losgeworden zu sein. Aber dennoch bildete es eine gewisse Summe nicht alltäglich gewöhnlichsten Geistes, die so als Abfluß aus den geregelten Lebenswandelbahnen auf dem Wanderumtrieb zusammengeronnen war. Welt und Menschheit ließen sich auch hier, wie allzeit, aus verschiedenen Augenwinkeln betrachten, und man konnte aus dem einen hervor sagen, es seien von Haus aus vielleicht noch nicht die Uebelsten, bei denen der Drang nach einer mit Not und Entbehrung verbundenen Lebensfreiheit die lockende Bürgschaft einer auskömmlichen Lebenssicherung überwog. Die Zeit und ihr gleichmäßig solider, bürgerlicher Betrieb glichen einem sehr schal abgestandenen Getränk; wer etwas mehr als den tagesüblichen Durst in seinem Innern trug, konnte leicht von einem unwiderstehlichen Verlangen nach einem frischeren, perlenden und schäumenden Trunk überwältigt werden. Der sprudelte aber am leichtesten erreichbar aus dem wandernden Thespiskarren hervor, und so kläglich sich gleichsam das Faß ausnehmen mochte, das ihn umschloß, nichtsdestoweniger quollen draus zwischen viel fadem und gemeinem Wasserrinnsal doch Tropfen der echten Hippokrene, die das Blut in eine höhere Wallung versetzten und einen schön betrügerischen Rausch um die Stirne klopften. Man erkannte zum großen Teil die phrasenhaft schwadronierenden, burlesk oder pathetisch deklamierenden Tagesgesellen nicht wieder, wenn man sie am Abend in ihren abgeschabten Kostümen vor den kümmerlichen, dunstigqualmenden Soffitenlampen erblickte. Es war ein Antäusboden, aus dem ihnen eine Kraft wuchs,

die niemand ihnen zugemessen hätte, vor der sie aber unverkennbar bereits einen Teil, jedenfalls einen schlummernden Keim in sich mitgebracht haben mußten. Das Insektengleichnis traf bei ihnen am vollkommensten ein. Die Natur hatte sie zu leichtumflatternden, gaukelluſtigen Schmetterlingen gemacht, die es nicht ertrugen, dumpf und stumpf zusammengekauert im Schatten zu sitzen, sondern eingeborenem Trieb Folge leisten mußten, sich in der Sonne wärmerer Empfindungen und höher auffliegender Gedanken zu wiegen. Bei der Mehrzahl mochte allerdings der Wunsch stärker als das Wollen sein und die Schwingenkraft nicht weit reichen. Aber doch war es ein Aufwärtstrachten aus einer schal selbstgenügsamen Engnis des Geistes und Gemüts, die das wohlangesehene Merkzeichen der Allgemeinheit ausmachte; sie erreichte, mit wenigen Ausnahmen, nichts Großes, doch sie strebten diesem in einem dunklen Drange zu, und in gewissem Sinne ließ sich das Dichterwort auch auf sie anwenden: In magnis et voluisse sat est. Denn eines hatte die apathisch dreinblickende Zeit diesen fremd angezweigten Seitensprößlingen ihrer großen bedächtig erwerbsamen und tadellos gesitteten Familie doch seltsam mit in die Wiege gelegt. Nicht die flache Dummheit und Gemeinheit, das possenhafte und anwidernde Zerrbild des Lebens, das in späteren Tagen die Herrschaftsklapper eines Hanswurſts auf der Bühne und über der Begriffsfähigkeit der Zuschauer schwingen sollte, sondern die echte, große Dichtung wars, die sie mit innerlicher Begeisterung für ihren Beruf durchströmte. Oft in sehr lächerlichem Aufzug schritten die tragischen Gestalten Schillers und Shakespeares, Goethes und Kleists zwischen jämmerlichen oder burlesken Dekorationen und Bühnenrequisiten einher, doch aus der Brust ihrer Darsteller kam nicht selten ein tiefer menschlicher Ton des Erfassens und Erfaßtseins von der ihnen zugefallenen Aufgabe. Die Schauspielkunst litt häufig bei ihnen Abbruch, aber ein Gefühl, was Kunst und Dichtung sei und fordere, klopfte in ihnen, packte sie auf den unbehobelten Brettern mit anschauerndem Ernst. Und ob nicht allein der Volkswitz der Zeit, sondern manche bedachtsame Hausfrau ernstlich den Mädchen zurief: „Hol die Wäsche vom Zaun, die Komödianten kommen", so zogen diese trotzdem durch eine immer praktisch-nüchterner versumpfende Welt als die Verkündiger einer aussterbenden idealen Lebensanschauung umher und warfen vielfach zwischen buntscheckiger Narrheit ihres ärmlichen Daseins hindurch die einzigen Saatkörner höherer Gedanken und Empfindungen in die nutzbringenden Rüben- und Kartoffelfelder, auf die Viehweiden und den Gedacker der Menschheit. Dann fiel es da und dort einmal als Funke in eine von der Natur bereit gehaltene Brust, um langsam zu schöner Flamme anzuschwellen.

So weilten und wanderten, hausten und hungerten, agierten und tragierten die Meerschweinchen, zu denen das abrollende Rad des Wagens und des Zufalls Just Baldenweg gebracht, und ihr Direktor Wilhelm Habermehl regierte als kein so unübles Oberhaupt seine wechselnde Untertanentruppe. Er konnte, auch abgesehen von seiner Stellung, einen Rang als primus inter pares in Anspruch nehmen, denn er war nicht von der Schule, sondern von der Universität weggelaufen, hatte anfänglich als Pastorensohn auf väterliches Gebot Theologie studiert, dann umsattelnd einige Semester lang philosophisch-schönwissenschaftliche Kollegien besucht und schließlich, „halb der Not gehorchend, halb dem eigenen Triebe", den Weg in die weite Welt zwischen die Füße genommen, um bei einer gleichartigen Wanderbande mannigjährigen Unterstand zu finden. Seine schauspielerische Befähigung zeigte sich nicht über ein Mittelmaß hinausreichend, aber an literarischer Bildung und vielfältig aufgesammelten Kenntnissen übertraf er seine Mitstreber und ward dadurch nach hinzuerlangter Bühnenroutine zu einem geschickten und begehrten Regisseur. Nach Brauch und Herkommen seiner sorglosen, von der Hand in den Mund lebenden Genossenschaft verheiratete er sich ziemlich bald mit einer nicht mehr ganz jungen, doch noch recht niedlichen, munteren Liebhaberin, die noch obendrein seltsamerweise oder aus natürlicher Veranlagung zur Sparsamkeit ein Weniges zurückgelegt hatte und ihm ermöglichte, die fahrende Habe eines bankerott gegangenen Schmierendirektors zu übernehmen. Da war er seit mehr denn zwanzig Jahren als selbständiger Thespiskarrenkutscher mit wechselndem Glück, doch im allgemeinen sich über Wasser haltend, herumgezogen, jetzt zu beträchtlich vorgerückten Jahren gekommen und ihm von seiner Schul- und Universitätsbildung allmählich nicht mehr viel als eine dumpfe, mit tausend Bühnenschnörkeln verquickte Erinnerung geblieben. Umhergestoßen auf den holprichten Straßen der Lebenserfahrung, hatte er das sorgliche Zuhalten seines Beutels als oberste Nötigung erkannt, obwohl seine heitere und im Grunde gutherzige Natur weder selbst zur Enthaltsamkeit neigte, noch sie als Wolf im Schafskleid eigensüchtig-heuchlerisch von andern verlangte. Seine Truppe besaß Anhänglichkeit an ihn und ließ, auch wenn es einmal mit der Gagenzahlung haperte, nicht leicht von ihm ab; freilich suchte sie sich, ihrer Art gemäß, für die geteilte Schmalkost bei Gelegenheit wieder schadlos zu halten und ihrem Oberhaupt einige Gulden als Extraordinarium aus der Tasche zu angeln. Das gehörte zum Geschäft und störte, ob es gelang oder mißlang, die Einträchtigkeit nicht; im ganzen brachten die ehrenhaften und jovialen Eigenschaften Habermehls ihm tüchtigere Kräfte, als der Mehrzahl seiner Kollegen zu. Er wußte, daß sein leichtbeflügeltes Völkchen nicht dazu geschaffen sei, genügsam für die Zuschauer allein Abends auf der Bühne schmachtende und lachlustige, glückliche und unglückliche Liebespaare darzustellen, sondern daß

es auch in der übrigen Tageszeit zu eigenem Vergnügen das Studium solcher Rollen fortbetreiben wollte. Aber so wenig er auch nach dieser Richtung mönchische oder nonnenhafte Askese forderte, hielt er doch genau auf Anstand und förderte durch einen ungewöhnlich ehrbaren Ruf seiner Gesellschaft ihr Ansehen in ihren kleinen, spießbürgerlich ein Pflanzendasein hinschleppenden Einkehrsorten. So fand sich, im Großen und Ganzen genommen, nur eine wirkliche Unzuträglichkeit in dem dutzendköpfigen Gemeinwesen, die in dem Vorhandensein und der Persönlichkeit der Frau Direktorin bestand. Sie war auch keine jugendliche Liebhaberin geblieben, sondern ein altes, hageres, graugesichtiges Weibsbild geworden, und ihre Naturanlage zum Sparen, zu unzufriedenem Gemüt und Stichelreden hatten sich zu vollentwickeltem Geiz, Griesgrämigkeit und Zanksucht ausgebildet. Seit einem Vierteljahr mußte Habermehl täglich hören, daß sie das Geld besessen, das ihn zum Ankauf des Theaterplunders in Stand gesetzt habe, und ihr Verhältnis hatte dadurch von vornherein eine schiefe Richtung genommen. Da sie sich in der Ehe getrennte Güterwirtschaft vorbehalten, befürchtete er anfänglich stets, sie könne eines Tages mit ihren zugeschossenen Mitteln auf und davon gehen. Das hatte ihn zur Nachgiebigkeit bei jedem Zwist veranlaßt und unvermeidlich allgemach gewohnheitsmäßig dahin geführt, daß er in gewissen Beziehungen vollkommen unter den Pantoffel geraten und sich besonders in allem, was die Kasse anging, vorsichtig nach der Hörweite seiner Frau umschaute. Dazu war diese, wie es zu geschehen pflegt, je häßlicher ihr Aeußeres sich verändert, desto eifersüchtiger geworden und hielt ihn in ebenso grundlosem als stetigem Verdacht, den Schauspielerinnen Geschenke zu machen, um sich noch andere Vorteile, als die eifrige Erfüllung ihrer Kontraktverpflichtungen bei ihnen zu sichern. Dergestalt konnte es kein Wunder nehmen, wenn es nicht zu den Bestrebungen der Angehörigen der kleinen Gesellschaft zählte, mehr als die abendliche Nötigung auferlegte, mit Hersilie Habermehl in Berührung zu geraten, und ihre Wahrnehmung dieser Enthaltsamkeit trug nicht dazu bei, ihre Bissigkeit und ihren Argwohn zu verringern. Ob sie wirklich einmal in der Taufe den Namen Hersilie zu Recht empfangen — sie behauptete es — ließ sich nicht wohl irgendwo mehr ergründen; aber die leichtgelösten Zungen um sie her zweifelten die Tatsache stark an und stellten die Konjekturen auf, daß sie vermutlich vom Pastor ihres Geburtsortes als Trina oder Lena oder Bäbele ins Kirchenregister eingetragen worden sei.

Denn über die Herkunft und Verhältnisse der weiblichen Bühnenmitglieder fiel es zumeist nicht leicht, genauere Auskunft zu erlangen, oder es fand sich wenigstens fast immer in ihrem Vorleben ein Punkt, bei dem die Glaubwürdigkeit der Berichterstatterin etwas in Anfechtung geriet. Von phantastisch ausgerüsteten jungen Burschen ließen sich die Beweggründe, dummen Streiche und Verlockungen begreifen, die sie zum Davonlaufen von der Schulbank und dem Elternhause gebracht. Doch was eine Tochter aus gesitteter Familie veranlassen konnte, allein und schutzlos in die fremde Welt hinauszugehn und „Meerschweinchen" zu werden, das blieb dem Nachdenken von vornherein schon ziemlich unauffindbar. Allerdings mochten einige gleichsam zwischen den Kulissen zur Welt gekommen und als Erbstücke bei denselben verblieben sein, und in vereinzelten Fällen hatte vielleicht auch die Zwangsmacht wirklichen Talents die fest von der Zeit geschmiedeten Fesseln entgegenstehender gutbürgerlicher Anschauung siegreich zersprengt. Aber bei den meisten überwog jedenfalls das unbekannte Lebens X als Grund, welches indes darin fast zweifellos überall den nämlichen Inhalt besaß, daß die jungen Anfängerinnen schon vor ihrer Bühnenzugehörigkeit etwas frühzeitig und mit einem Mißerfolg Liebhaberinnenrollen zu spielen versucht hatten. Das bildete in ihrer wohlumfriedeten Heimatswelt — wenn kein Pastor dabei zur Mittätigkeit gelangt war — ein unfaßbares Verbrechen gegen göttliches und irdisches Gebot, Staat und Gesellschaft, die Nächsten wie die Menschheit überhaupt und ließ der unnatürlichen Frevlerin unter Umständen kaum einen andern Ausweg offen, als zwischen irgend einem stillen Wassergrund oder der Wanderschaft in die Weite zu wählen. Doch obwohl die unbescholtenen, freilich zumeist wohl auch nicht in Versuchung geführten, friedlich am Strickstrumpf und Stickrahmen im Familienschoß zurückgebliebenen, bessergearteten Töchter mit tiefer, gebührlichster Verachtung auf solche mißratene Glieder ihres Geschlechts herabblickten, so waren diese doch nicht die leerste, körnerloseste Spreu. Wenigstens nicht für das, was die Bühne von ihnen verlangte; die Mutter Natur hatte ihnen gewöhnlich mehr, als ihren unanfechtbaren und unangefochtenen Schwestern, Phantasie im Kopfe und lebendiges Blut im Herzen, Gefühl für Schönheit und oftmals auch die letztere selbst zum Besitztum mitgegeben. Und da schließlich alles, was auf den Namen Weib Anspruch hat, mit mehr oder minder angebornem Komödiantentalent zur Welt gelangt, so geriet auch Wilhelm Habermehl nicht leicht in die Nötigung, eine junge Neulingin, falls sie sich nur an der kärglichen Gage genügen ließ, wegen Unbrauchbarkeit abweisen zu müssen. Was überhaupt seine Meerschweinchen beiderlei Geschlechts zusammenschauspielerten, stellte keine, oft zwar gleichfalls recht fragwürdige Kunstleistungen von Hofbühnen zur Schau, doch das ständige Theater mancher großen Stadt hätte sich manchmal daran ein Beispiel nehmen können und tat dies insofern auch, als es sich ab und zu nicht scheute, aus der „Schmiere" ein junges, versprechendes Talent zur Aufbesserung des eintrocknenden Blutes zwischen seinen eleganten Dekorationen fortzukapern.

Gedichte von Wilhelm Jensen

Ferner Gruß

Wenn nun im Braun die Wälder stehn
Und über Stoppeln Winde gehn
Wie leise Seufzerzungen,
Da klingt vom blauen Himmelsdach
Wohl noch ein Ton des Sommers nach,
Des Sommers, der verklungen.

Er kommt daher aus weicher Luft
Und zaubert Blütenglanz und Duft
Zurück vor allen Sinnen;
Und zitternd sucht der Blick und sieht:
Ein letzter Wandervogel zieht
Mit fernem Gruß von hinnen.

Seltsame Genossen

Ist das ein seltsamliches Gewander:
Ihr schrittet noch eben vergnügt miteinander
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein;
Du siehst dich um — da gehst du allein.

Er blieb zurück am Weggelände,
Das Wort auf den Lippen, er sprach's nicht zu Ende;
Ein wunderbarlich Gebahren, und doch
Scheint dein's verwunderlicher noch.

Ganz ruhig gehst des Weges du weiter,
Hast schnell einen andern vergnügten Begleiter,
Und fröhlich wieder zieht ihr drein
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein.

So geht's eine Weile, das seltsame Wandern:
Dann kommt es an dich, dann hörst du die andern
Noch weiter lachen in's sonnige Land,
Und du bleibst einsam am Wegesrand.

Seltsames Verlangen

Von tausend Blüten leuchtet unter mir
Der Wiesengrund und hüllt in Duft mich ein;
Die weiße Wolke strahlt im Aetherblau,
Es blitzt die Weite, bunte Falter gaukeln,
Und auf der Erde junger Schönheit ruht,
Wie einer goldnen Weltallsmutter Auge,
Der Sonne Glanz.

Nun faßt mich tiefer Drang,
An frostigem Winternachmittag zu sitzen,
Von grauem Wolkennebel trüb umhüllt,
Den Regen an die Scheiben klirren hörend,
Und bangend mich nach solchem Sommertag
Zu sehnen. Denn die Sehnsucht ist das Glück.

Nur zum Vergehn

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden und Vergehn,
Dies Auferblühn in Zauberpracht
Und schon Verwelken über Nacht,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles nur zum Sterben ist,
Und was als Glück uns schön bewegt,
Im Keime schon die Trauer hegt.

Wo eine Hoffnung leis gedeiht,
Steht an der Wiege sie bereit,
Und heimlich träufelt sie hinein
Ihr Tränengift, unmerkbar klein,
Doch ist's ein Saft, der nicht verfliegt,
Im zarten Schooße nagend liegt,
Bis ungesehn und ungehört
Sein Gift den Blütenkelch zerstört.

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden und Vergehn,
Dies Täuschen, wie man Kranke trügt
Und ihrem Schmerz Genesung lügt;
Dies Lachen blinder Gegenwart,
Das stets des Todesstreiches harrt,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles nur zum Sterben ist.

Uebers Meer

In fremden Landen
Einsam, allein —
Die Nacht bricht ein;
Der Heimat Sterne selbst schwanden —
Wo magst du sein?

Die Wellen wiegen
Sich für und für
Zwischen dir und mir;
Nur meine Gedanken fliegen
Hinüber zu dir.

Sie spannen ihr Sehnen
Weit übers Meer;
Vom Auge schwer
Fallen hernieder die Tränen —
Du siehst sie nicht mehr.

Aus unserer Briefmappe

IX. Unveröffentlichte Briefe Wilhelm Jensens an Konrad Telmann

Zur Einführung

Man beachte: Konrad Telmann, der sich später als Roman- und Novellenschriftsteller einen guten Namen machte, war zur Zeit des folgenden Briefwechsels kaum neunzehn Jahre alt; Jensen, damals fast doppelt so alt als der junge Anfänger, stand schon in hohem Ansehen. Diese überaus sympathischen Briefe, frei von jeglicher Ueberhebung des berühmten Mannes über den unreifen Jüngling, zeigen Jensen von einer vorbildlich edlen und

hilfreichen Seite. Wir verfehlen nicht, Herrn Rechtsanwalt Dr. Fraaß in München, der Jensen persönlich nahe stand, und sich um unsere Jensen-Lese verdient gemacht hat, für die liebenswürdige Vermittlung der Originalbriefe auch an dieser Stelle zu danken.

Der Herausgeber.

Kiel, 28. October 1873.

Werther Herr.

Ihrer freundlichen Zuschrift, die immerhin noch genug Ansprechendes für mich behält, wenn ich die Hyperbeln der Jugend auf ein gelassenes Maaß reducire, kann ich nur erwiedern, daß ich selbstverständlich Ihre mir zugedachte Widmung gerne entgegennehme, und da ein solches Verhältnis eigentlich genau dem der Taufpathenschaft ähnelt, so bitte ich Sie mir zu sagen, ob ich für den Täufling vielleicht etwas thun kann, was ihm auf dem Beginn seines Lebensweges zu Statten käme. Mir ist es übrigens, als sei Ihr Name mir schon bekannt gewesen, bevor ich ihn als Unterschrift Ihres Briefes gelesen. Habe ich denselben etwa in Journalen, Feuilletons oder an ähnlichen Orten gefunden? Es sind das die unabweisbaren, wenn auch nicht selten recht tristen Schlupfwinkel, in denen wir heutzutage alle unsere Eier auszubrüten anfangen müssen, und es liegt in der Natur der Sache, daß manches, lebensvollstem Inhalt, den es birgt, zum Trotz, nicht dazu gelangt, Schwingen zu entfalten und unbeachtet bleibt, während andere piepsend und gackernd in die Welt hinausflattern, von denen man nicht begreift, wie aus dem faulen Dotter überhaupt sich künstliches Leben hat entwickeln lassen. Wenn Sie wirklich ein Poet sind und die Laufbahn eines solchen einschlagen wollen, so stehen Sie am Beginn eines schlimmen Weges, von dem abzurathen allerdings nichts nützt, auf dem nach Kräften Sie zu unterstützen aber die Pflicht derjenigen sein sollte, welche die Nöthe, die ermüdende Drangsal und das Verzagen, das auf jenem Wege befällt, vor Ihnen ausgekostet. Wenn Sie es wünschen, bin ich daher gern bereit, Ihnen gradaus mein Urtheil über Ihre Erstlinge zu sagen und Ihnen behilflich zu sein, einen Verleger für dieselben zu finden, sobald ich einem solchen in Wirklichkeit zur Uebernahme Ihrer „Novellen" rathen kann. Daß Sie bis jetzt keinen gefunden, darf Sie indes nicht beirren. Sie werden muthmaßlich im Besitz mehr als eines Briefes sein, der auf's Höflichste bedauert, durch gegenwärtige Geschäftsüberhäufung sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, auf Ihr gütiges Anerbieten Verzicht leisten zu müssen, und Sie können getrost Ihr Leben daraufhin verwirken, daß keiner der höflichen Bedauner auch nur eine Zeile von Ihrer Zusendung gelesen hat.

Also, wenn es Ihnen genehm ist, schicken Sie mir Ihr Manuscript für einige Tage und nehmen Sie nochmals meinen Dank für Ihre vertrauensvolle Zuschrift. Mit freundlichem Gruße

der Ihrige Wilhelm Jensen.

Kiel, 1. Nov. 1873.

Werther Herr.

Ihr überaus verständiger und einnehmender Brief hat mich sehr erfreut. Sie scheinen mich indeß mißverstanden zu haben; es war keineswegs meine Absicht, Ihnen von der muthigen Fortsetzung Ihres eingeschlagenen Weges abzurathen, und ich füge im Gegentheil jetzt hinzu: Lassen Sie sich nicht entmuthigen, nicht abschrecken, durch keine Gleichgültigkeit, keine Abweisung, auch durch keine hochfahrende, splitterrichtende, selbst impotente Kritik. Es giebt kein wahreres Wort, als daß der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, und dies bewährt sich oftmals auch dann noch, wenn er ohne einen Zweck zu beginnen scheint. Hüten Sie sich nur vor der Mache als Selbstzweck, und schreiben Sie nichts, was Sie nicht als Poesie empfinden. In dem Glauben, der Liebe des Dichters für seine Schöpfung liegt das Geheimniß, daß sie bei Andern Glauben findet und Liebe erweckt. Nöthigen äußere Umstände Sie, Ihre Feder auch anderen Zielen dienstbar zu machen, so verfolgen Sie ruhig solche, die möglichst seitab vom Weg des Poeten liegen; nur schaffen Sie keine Zwittergeburten der Poesie und praktischen Tendenzen. Verzeihen Sie, wenn ich von mir selbst rede, ich habe viele Jahre lang fast hoffnungslos mit jeder Zurückweisung, die einem beginnenden Schriftsteller entgegentreten kann, gekämpft, und da ich, früh verheirathet, den Streit in pecuniärer Hinsicht nicht mehr durchzuführen vermochte, schließlich die Redaktion einer politischen Zeitung übernommen und dieselbe fünf Jahre hindurch, in Stuttgart und Flensburg, geführt. Wenn man über die ersten hochfliegenden Gedanken der Jugend hinaus ist, fühlt man, daß es auch nicht schändet, Zeitartikel und Correspondenzen zu schreiben, sobald man das, was man als Besseres in sich empfindet, dadurch vor erzwungener Ueberhastung und Unfertigkeit schirmt.

Lassen Sie mich wieder von Ihnen hören und schicken Sie mir doch einmal irgend Etwas von Ihnen, Gedrucktes oder Geschriebenes! Ich stehe meinen eigenen Jugenderfahrungen noch zu nahe, um nicht schonend zu beurtheilen und nicht zu wissen, wie sehr man dessen bedarf, was Einem fast niemals wird, der Aufmunterung. Halten Sie sich versichert, daß ich, wo ein Kern von Poesie ist, mich durch keine noch so unfertige Schale beirren lasse, und daß ich vor Allem nicht zu der Legion derer gehöre, die sich freuen, wenn jemand etwas schlecht gemacht hat.

Ich lege Ihnen ein so eben erschienenes Buch von mir bei und bin mit freundlichstem Gruße

der Ihrige
Wilhelm Jensen.

Kiel, 21. Nov. 1873.

Mein werther Herr Kollege.

Sie täuschen sich durchaus in dem Grunde, der mich bis heut' abgehalten, Ihnen zu schreiben. Ich bin selbst sehr mit einer Arbeit beschäftigt und in solchen Fällen ein äußerst schlechter Correspondent, bis ich an einen mir vorgesetzten Ruhepunct gelange, so daß manchmal Monate vergehen, ohne daß ich dazu komme, außer den unumgänglichsten geschäftlichen Erledigungen, eine Briefzeile zu schreiben. Was nun zunächst Ihre „Gymnasiasten-Zeitschrift" anbetrifft, so haben Sie mir einen wahrhaften Genuß damit verursacht. Ich hätte nicht geglaubt, daß sich ein Verleger finden würde, ein so kindliches Risico zu unternehmen und dieser Herr Arnold Perls ist eine wirkliche Perle in seiner Art. Ihr „neuer Hauslehrer" hat sich in der That in das halbflügge Spatzennest wie ein langbeiniger Storch verirrt, der ab und zu auch ein wenig sonderbar klappert, im Ganzen aber die alte Geschichte illustrirt, in wie curiose Gesellschaft ein vernünftiger Vogel, so lange er seinen Flügeln noch nicht traut, gerathen kann.

Mit der Ornithologie freilich scheinen Sie auf etwas gespanntem Fuß zu stehen. Sie lassen die Nachtigall, die ausschließlich in niederem Gesträuch nistet, auf der höchsten Spitze einer Linde bau'n und das Weibchen, das nur einen dumpfen, eigenthümlichen Knurrlaut ausstößt, bezaubernd singen. In solchen Dingen darf und kann man rathen. Schreiben Sie über Naturgegenstände niemals etwas nieder, was Sie nicht mit vollständiger Bestimmheit als richtig wissen. Es giebt im Publicum eine Menge von Leuten, die, stolz darauf, daß sie gerade die einschlägigen Kenntnisse besitzen, an solchen Kleinigkeiten mäkeln und einen willkommenen Grund darin finden, über das Ganze mißächtlich die Achsel zu zucken. Für den Poeten ist übrigens in Wirklichkeit nichts geringfügig, und verwendet er z. B. eine Nachtigall, so bildet diese innerhalb der Frist, in der er sie handeln läßt, den wichtigsten Gegenstand für ihn, der ebenso der Wahrheit entsprechen muß, wie alle bedeutungsvollen Vorgänge, welche Menschen und menschliche Geisteswandlungen betreffen. Ihr „neuer Hauslehrer" zeigt, daß Sie entschieden Talent besitzen, und wenn ich Ihr Alter wüßte, würde ich Ihnen sagen können, ob ich in den Jahren so gut geschrieben habe. Nach Ihrem „Hereinfall" in die „Gymnasiasten-Zeitschrift" scheint es, als ob Sie selbst noch nicht allzulange dieser Collegenschaft entfremdet sein müßten, und in dem Fall sind Sie mir muthmaßlich um ein Bedeutendes voraus, denn ich habe mit ungefähr zwanzig Jahren nur noch herzlich mable Imitationen oder ziemlich gemeinplätzigen Unsinn geschrieben. Ich sage das, weil man in jenem Alter geneigt ist, auf eignen Productionen aus kurzvergangener Zeit mit einer Art von Kritik herabzusehen, welche die Lust am Weiterschaffen lähmt. Man erkennt dasjenige, was man, als noch das warme Herzblut der Arbeit darin pulsirte, für vortrefflich gehalten, als einen niederen und überwundenen Standpunkt, und wird dadurch gegen die Thätigkeit der Gegenwart mißtrauisch gemacht. Das ist ein Vortheil und ein Nachtheil; ersteres, wenn dem Schaffenden von Außen Anerkennung zu Theil geworden. Wenn dies nicht, kann leicht der Nachtheil durch Erzeugung von Unsicherheit überwiegen.

Sie sehen, daß ich Ihnen ein lebhaftes Interesse zuwende, und es enthält deshalb keine Kränkung für Sie, wenn ich Sie hie und da in Ihrer Novelle, deren pseudonymer Autor mir allerdings durch die Namenswahl etwas auffiel, vermuttelst Rothstifft's auf einige stilistische Dinge aufmerksam gemacht. In einer Spalte des Abdrucks habe ich nicht weniger als siebzehnmal „sagte er" und „sagte sie" gezählt. Ich möchte Ihnen den Rath geben, sich immer mit dem Vorsatz an den Schreibtisch zu setzen, diese Einschiebungen überhaupt ganz zu vermeiden; sie werden sich dann grade noch mehr als genug durch nicht abzuweisende Nöthigung einstellen. Ich weiß an mir selbst, daß man zu Zeiten sich in das gebräuchliche halbe Dutzend dieser abscheulichen Flickwörter vollständig verwickeln und sich nur durch möglichste Permutation derselben wehren kann oder wenigstens zu können glaubt. Aber im Grunde folgen wir dann nur einer leidigen Bequemlichkeit und lassen uns von ihrer Unentbehrlichkeit überreden, weil wir es wünschen. Es ist durchaus nicht meine Meinung, sie für den Dialog völlig zu verwerfen; richtig angewandt, geben sie Ton, verbinden und unterbrechen, können selbst wirken. Nur beherrschen dürfen sie uns nicht, daß wir einen Dialog ohne sie für unklar erachten. Die Engländer bedienen sich ihrer weit weniger, erzählen allerdings auch mehr und wenden häufiger indirecte Reden an. Ich gebe zu, daß unsere Sprache, Tradition, Art und Weise stärker darauf hinaus drängt, aber dafür ist der Poet Stilist und besitzt dieser in seiner Feder eine Waffe, die aller Gewalt, welche man ihr anthun will, energischen Widerstand entgegen zu setzen verpflichtet ist. Wo Sie indeß — und das wird, wie gesagt, in äußerst zahlreichen Fällen sein — ohne die kleinen Feinde nicht durchkommen können, da controliren Sie jedenfalls immer mit dem unerbittlichsten Feldwebelblick die Stellung derselben, damit Sie in gehöriger Abwechslung bald den Satz beginnen, bald ihn schließen oder in der Mitte sich einschalten, und die unermüdlichste Eigenschaft eines Dialogs, eine gewisse rhytmisch klappernde, an den Primitivzustand hebräischer Verse erinnernde Eintönigkeit vermindert wird.

Das sind einige technische Winke, über die der Aeltere verfügen kann und die sich mündlich leichter vervielfältigen ließen. Die Poesie, obgleich ihr Name fälschlich darauf hinzudeuten scheint, läßt

sich, wie Sie wissen, nicht lehren, nicht ein Titelchen davon, so wenig wie Duft sich greifen läßt. Das ist der Grundfehler aller Kritik, daß die klugen Leute, welche einmal keinen Geruchsinn haben, glauben, sie müßten die Blume trotzdem mit etwas Anderem riechen können, als mit der Nase. Doch mich däucht, Sie haben die erforderliche Nase, und wenn diese nur einmal angeboren ist, so braucht man unbesorgt zu sein, daß sie sich mit den Jahren nicht weiter ausbildet. Ihr „neuer Hauslehrer" ist kein Meisterwerk, sondern eine recht gewöhnliche Historie mit recht gewöhnlichen Motiven. „Doch Manches, dünkt mich, hat er von dem Knaben," das Wie ist sehr oft hübsch, geistreich, duftig — vorwärts mit ruhiger Begeisterung, mit zögernder Hand und feurigem Herzschlag — vor Allem mit der muthigen Freudigkeit, die sich des schließlichen Erfolges gewiß hält!

Ihr „Scheffel Gaudeamus" habe ich aber in der That schon gelesen; es muß irgendwo anders abgedruckt sein. Verirren Sie sich nur nicht auch in die „Deutsche Dichterhalle"! Morgen will ich auf Kosten meiner Augen versuchen, einen Einblick in Ihre „Sonnenblicke" zu gewinnen.

24. Nov.

Das Lesen hat mehr Mühe gemacht, als ich erwartete. Die kleine, ineinandergeschobene Schrift flimmert sehr bald fast unerkennbar vor den Augen und ich muß offen gestehn, daß es mir völlig unmöglich gewesen ist, einen Totaleindruck der Erzählungen in mich aufzunehmen. Hüten Sie sich, wenn nicht aus anderem Grunde, um der Verleger willen, vor so kleinem Format und selbst das gesundeste Auge erschreckendem Mangel an Uebersichtlichkeit; Sie riskieren, daß auch der gute Wille verzagt, des Manuskripts Herr zu werden. Im Anfang der ersten Erzählung ist doch wohl ein wenig viel des Guten an Sonnenschein, Blumenduft und Vogelsang; zu häufig wiederholt sich gleichsam die nämliche Arabeskenfigur des Rahmens und der „junge Wanderer", der keinen Namen hat, aber nach Weise des Vaters Homer auch dann immer noch Wanderer bleibt, wenn er sitzt oder liegt, erscheint etwas allzu unklar. Raum und Zeit gebrechen mir heute für Weiteres. Mit bestem Dank und freundlichem Gruß

der Ihrige
Wilhelm Jensen.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

11. Fortsetzung.

Nach der Mahlzeit legten sich alle, die nach Hause gehen wollten zur Ruhe nieder; sie schliefen lange und fest, wie wenn sie ahnten, daß dies das letzte Mal sei, wo sie sich als freie Männer auf freiem Felde ausschlafen konnten. Sie schliefen bis zum Sonnenuntergang: bei Anbruch der Dunkelheit aber standen sie auf, um ihre Wagen zu schmieren. Als sie fertig waren, schickten sie die Wagen voraus, sie selbst aber grüßten ihre Kameraden nochmals mit den Mützen und schritten langsam und still hinter den Wagen her; die Berittenen zogen in guter Ordnung, ohne die Pferde durch Schreien und Pfeifen anzuspornen, hinter den Fußgängern her, und bald waren sie in der Dunkelheit verschwunden. Nur hie und da hörte man das dumpfe Pferdegetrappel und hin und wieder das Knarren eines Rades herüberschallen, das noch nicht recht in Gang gekommen war.

Und lange noch winkten ihnen die zurückgebliebenen Kameraden zu, obgleich nichts mehr von ihnen zu sehen war. Als sie aber zu ihren Lagerplätzen zurückgekehrt waren, und als sie bei dem sternhellen Himmel sahen, daß die gute Hälfte der Wagen nicht mehr da war, und daß viele ihrer Brüder fehlten, da wurde es ihnen traurig und bang ums Herz, sie wurden unwillkürlich nachdenklich und ließen ihre unruhigen Köpfe herabsinken.

Taraß sah, wie schwermütig die Kosaken wurden, und wie sich ihrer Köpfe eine gewisse Verzagtheit, die eines tapferen Mannes unwürdig ist, bemächtigte; aber er schwieg, er wollte ihnen Zeit lassen, bis sie sich an den Schmerz gewöhnten, den der Abschied der Kameraden in ihnen hervorgerufen hatte. Im Stillen nahm er sich jedoch vor, sie plötzlich durch den Kosaken-Kriegsruf aufzurütteln, um ihrer Seele wieder neuen frischen Mut und neue Stärke einzuflößen. Jene Stärke, welche eben nur dieser Rasse innewohnt, dieser weitherzigen, mächtigen Rasse, die sich zu den andern Rassen verhält, wie das Meer zu einem seichten Flüßchen. Wenn die Zeit stürmisch ist, dann bricht es in ein dröhnendes Gebrüll und Gedonner aus und wirft und türmt gewaltige Wogenmassen auf, wie es ein kraftloser Fluß nie vermag; wenn aber Windstille und Ruhe herrscht, dann streckt es seine unabsehbare, klare Spiegelfläche aus: den Augen ein ewiges Labsal, und klarer und reiner als je einer der Flüsse.

Taraß befahl seinen Dienern, einen Wagen, der gesondert dastand, auszupacken. Es war der größte und stärkste von allen Kosakenwagen. Seine Räder waren mit doppelten mächtigen Reifen beschlagen, er war hoch beladen, mit Decken und starken Ochsenfellen bespannt und mit gut geteerten Stricken umwunden. Im Innern befanden sich Gefäße und Fässer mit gutem alten Wein, der lange in Taraß' Kellern gelagert hatte. Er hatte diesen Vorrat für einen feierlichen Augenblick aufgespart, damit ein jeder Kosak, — wenn der große Augenblick gekommen war und große Taten winkten, die würdig waren, der Nachwelt überliefert zu werden —

einen köstlichen Schluck dieses verbotenen Trunkes koste, auf daß der große Moment in dem Menschen auch ein großes Gefühl auslöse. Auf den Befehl des Obersten liefen die Knechte sofort zu den Wagen, hieben mit ihren Säbeln die dicken Stricke durch, nahmen die starken Ochsenhäute und Decken ab und zogen die Gefäße und Fässer vom Wagen herunter.

„Nehmt nur alle," sagte Bulba, „alle, so viele ihr seid, ein jeder nehme, was er bei der Hand hat: einen Becher, einen Eimer, mit dem er sonst sein Pferd tränkt, einen Fausthandschuh oder die Mütze, oder wenn es gar nicht anders geht, so haltet einfach die Hände unter."

Und alle Kosaken, soviel ihrer da waren, taten, wie Taraß ihnen gebot; der eine hielt einen Becher unter, ein anderer einen Eimer, aus dem er sonst sein Pferd tränkte, ein dritter seinen Fausthandschuh und wieder andere die Mütze, viele aber hielten einfach beide Hände hin. Und Taraß' Knechte schenkten ihnen allen den Wein aus Gefäßen und Fässern ein. Allein Taraß gebot ihnen, nicht eher davon zu kosten, als bis er ihnen ein Zeichen gäbe, damit alle den Wein auf einmal austränken. Man sah es ihm an, daß er etwas sagen wollte. Taraß wußte, daß, so stark auch die Wirkung an und für sich ist, die ein guter alter Wein auf das Gemüt des Menschen ausübt, und so sehr er ihn ermutigt und belebt, der Einfluß des Trunkes auf Geist und Gemüt noch doppelt so stark ist, wenn er von einem guten Wort begleitet wird.

„Ich habe Euch nicht deshalb zu diesem Trunke eingeladen, werte Herren und Brüder," sprach Bulba, „weil ihr mich zu euerem Führer erwählt habt, so sehr ich mir das auch zur Ehre anrechne, und auch nicht um den Abschied von unsern Kameraden zu feiern, — das würde sich wohl in anderen Zeiten besser geziemen als gerade in diesem Augenblick. Große, schwere Taten, edlen Schweißes wert, harren unser, Taten, die den gewaltigen Mut der Kosaken erfordern! Und darum, Kameraden, laßt uns den Wein austrinken auf einen Zug: vor allem auf den heiligen christlichen Glauben, damit endlich die Zeit kommt, wo sich der eine wahre und heilige Glaube über den ganzen Erdboden verbreite und alle Mohammedaner, soviel ihrer auch sind, gläubige Christen werden. Und zugleich laßt uns auf die Sjetsch trinken, auf daß diese noch lange bestehen möge zum Schrecken und Verderben der Mohammedaner, und auf daß alle Jahre recht viele brave Kosaken, einer tüchtiger und schöner als der andere, aus ihr hervorgehen mögen. Und endlich laßt uns auch gleich auf unsern eigenen Ruhm trinken, auf daß Kinder und Kindeskinder sich von uns erzählten, daß es einst Kosaken gegeben habe, die nicht Verrat geübt an der Freundschaft und die eigenen Waffenbrüder nicht in Stich gelassen haben! Also es lebe der Glaube, werte Herren. Es lebe der Glaube!"

„Es lebe der Glaube!" donnerten alle, die in den vordersten Reihen standen mit ihren tiefen Baßstimmen los. „Auf unsern Glauben!" fielen auch die ferner Stehenden ein, und alle Anwesenden, die Alten und die Jungen, leerten die Becher auf ihren Glauben.

„Auf die Sjetsch!" sagte Bulba und hob den Arm hoch über den Kopf empor.

„Auf die Sjetsch!" riefen die in den vordersten Reihen mit lauter Stimme. „Auf die Sjetsch!", sagten die Alten leise und strichen sich die grauen Schnurrbärte; und die Jungen wiederholten wie ein junger Falke, der aus dem Schlafe erwacht: „Auf die Sjetsch!" — und weithin drang über das Feld der Ruf, mit dem die Kosaken ihrer Sjetsch gedachten.

„Jetzt noch einen letzten Trunk, Kameraden: auf unsere Ehre und unseren Ruhm und auf alle Christen, die in der Welt leben!"

Und alle Kosaken, vom ersten bis zum letzten, tranken den letzten Schluck auf Ehre und Ruhm und auf alle Christen, die irgendwo in der Welt lebten. Und lange noch wiederholten die einzelnen Gruppen und Abteilungen:

„Auf das Wohl aller Christen, die in der Welt leben!"

Die Becher waren geleert, doch noch immer standen die Kosaken mit erhobenen Händen da; allein wenn auch der Wein ihre Augen heller und freudiger glänzen machte, — sie waren doch immer noch ernst und nachdenklich. Nicht an Beute und Kriegsglück dachten sie jetzt, auch nicht daran, ob ihnen wohl goldene Dukaten, kostbare Waffen, gestickte Röcke und Tscherkessenpferde beschieden sein würden: sie saßen sinnend da wie eine Schar von Adlern, die sich hoch oben auf den Spitzen steinerner Felsen und steiler Berge niedergelassen hat, von wo aus man das weite grenzenlose Meer erblickt, wie es mit Galeeren, Segelschiffen und allerlei Fahrzeugen, gleichwie mit kleinen Vögeln, besät ist, — das Meer mit seinen in der Ferne verschwimmenden Meerbusen und Gestaden, mit Städten, die wie Fliegen, und mit Wäldern, deren Bäume wie niedrige Grashalme aussehen. Mit Adlerblick überschauten sie die ganze Ebene und ihr von ferne winkendes Schicksal. Einst würde das ganze weite Feld, mit all seinen Wegen und Verstecken, mit nackten weißen Kosakenknochen bedeckt sein, und auf dem von Kosakenblut gedüngten Boden würde man zertrümmerte Wagen, zerbrochene Säbel und Lanzen erblicken; überall würden dicht behaarte Köpfe mit zerzausten und blutigen Mähnen und tief herabhängenden Schnurrbärten herumliegen, die Adler würden sich auf die Leichen stürzen und ihnen mit ihren Schnäbeln die Kosaken-Augen heraushacken. Aber wie schön und herrlich war doch trotz allem ein so weites, freies Sterbelager! Keine ihrer großen Taten würde vergessen werden, und der Kosakenruhm würde nie vergehen und nie sich ver-

lieren wie die kleine Kugel, die den Flintenlauf verlassen hat. Ein Bandura-Spieler mit einem weißen, bis an den Gürtel reichenden Bart würde einst von ihm singen oder vielleicht auch ein weißhaariger Greis, der aber noch immer ein Bild kraftvoller männlicher Schönheit ist: ein Wahrsager und Prophet, würde er mit gewaltigen, mächtigen Worten von ihm künden! Und weithin über die Welt würde sich der Ruhm der Kosaken verbreiten, und alle, die nach ihnen geboren würden, würden von ihnen reden. Denn leicht verbreitet sich ein gewaltiges Heldenwort, leicht wie der Ton aus schallendem Glockenerz, in das der Meister viel köstliches und reines Silber gemischt hat, auf daß der herrliche Klang in alle Städte und Dörfer, Paläste und Hütten dringe, und alle Christen zum heiligen Gebete rufe.

Siebentes Kapitel

In der Stadt hatte noch niemand etwas davon erfahren, daß die Hälfte der Saporoger abgezogen war, um die Tataren zu verfolgen. Vom Rathausturm bemerkte man allerdings, daß ein Teil der Wagen hinter dem Walde verschwunden war, allein man glaubte, daß die Kosaken den Leuten in der Stadt einen Hinterhalt legen wollten, und so dachte auch der welsche Ingenieur. Mittlerweile aber hatte sich die Meinung des Hetmans bestätigt: in der Stadt machte sich wieder ein großer Mangel an Lebensmitteln bemerkbar: wie stets in diesen Zeiten, so hatte man es auch diesmal nicht für nötig gehalten, die Bedürfnisse des Heeres im voraus zu berechnen. So versuchte man denn, einen Ausfall aus der Stadt zu machen — indes die Hälfte der Waghalsigen wurde auf der Stelle von den Kosaken niedergemacht, und die andern wurden mit leeren Händen in die Stadt zurückgeschickt. Die Juden aber wußten den Ausfall gut auszunutzen; sie kriegten alles heraus: wohin und weshalb die Saporoger fortgezogen waren, welche Führer, welche Abteilungen und wieviel Leute an Ort und Stelle zurückgeblieben waren, und was sie zu tun beabsichtigten — kurz, man war in der Stadt bald darauf aufs genaueste über alles unterrichtet.

Die Führer schöpften neuen Mut und entschlossen sich, den Kosaken eine Schlacht zu liefern. Taraß erriet diese Absicht schon an dem Lärm und der Bewegung in der Stadt, worauf auch er schnell alle Anstalten traf, alle nötigen Befehle und Anordnungen gab und die einzelnen Abteilungen in drei Lager teilte, indem er sie von Proviantwagen wie mit Festungswällen umstellen ließ — eine Kampfart, in der die Saporoger unbesieglich waren. Zwei Abteilungen befahl er, sich in den Hinterhalt zu legen, und einen Teil des Feldes ließ er mit spitzen Pfeilen, zerbrochenen Säbeln und Lanzen spicken, um, wenn es glücken sollte, die feindliche Reiterei hineinzujagen. Als alles aufs trefflichste instand gesetzt war, hielt er eine Ansprache an die Kosaken: nicht etwa um sie zu ermutigen oder anzufeuern — er wußte, daß sie auch ohnedies mutig und tapfer genug waren, sondern einfach, weil er selbst einmal aussprechen wollte, was er auf dem Herzen hatte.

„Werte Herren, ich will euch sagen, was unsere Kameradschaft bedeutet. Ihr habt von den Vätern und Großvätern vernommen, wie unser Land überall geehrt würde: die Griechen haben es kennen gelernt, und von Konstantinopel erhielt es Dukaten als Tribut; es hatte herrliche Städte, Kirchen und Fürsten — Fürsten von altem russischem Adel, seine eigenen Fürsten und nicht katholische Ketzer. Und nun haben uns die Ungläubigen alles geraubt, und es ist alles verloren gegangen: nur wir arme Waisen sind übrig geblieben — und wie eine Witwe, deren starker Mann dahingegangen ist, ist auch unser Land verwaist und schutzlos geworden. In einer solchen Zeit haben wir uns die Hände gereicht, Kameraden, um Brüderschaft miteinander zu schließen! Und das ist es, worauf unsere Kameradschaft gegründet ist! Es gibt keine heiligeren Bande als die der Waffenbrüderschaft; der Vater liebt sein Kind, die Mutter liebt ihr Kind, das Kind liebt Vater und Mutter, doch was bedeutet das alles, Brüder? Auch das Tier liebt ja sein Junges! Eine Seelengemeinschaft, die noch über die Blutsbande hinausgeht, die kann nur bei Menschen bestehen! Auch in andern Ländern haben treue Freunde und Kameraden zusammengehalten, aber nirgends noch gab es solche, wie die russische Erde sie hervorbrachte. Viele von euch haben lange, lange Zeit in der Fremde geschmachtet, gewiß, auch dort gibt es Menschen — auch sie sind von Gott erschaffen worden, und man kann mit ihnen sprechen wie mit seinesgleichen. Aber wenn es sich um Worte handelt, die die ganze Seele aufrühren, da merkt man sofort den Unterschied! Gewiß, es sind kluge Leute, und doch fehlt es ihnen an etwas, es sind Menschen wie wir, und doch ganz anders geartet. Nein, Brüder, so lieben, wie ein russisches Herz es kann — ich meine nicht mit dem Verstande oder irgend etwas Aehnlichem, sondern mit allem, was uns Gott gegeben hat, mit alledem, was im Menschen verborgen ist — ah," sagte Taraß, indem er die Hand sinken ließ, sein graues Haupt schüttelte und mit dem Schnurrbart zuckte, „nein, so kann kein anderer lieben! Ich weiß wohl, es sind jetzt schlimme Sitten in unser Land gedrungen, alle Leute denken nur an ihre Heuschober, ihre Kornspeicher, ihre Roßherden und legen den allergrößten Wert darauf, daß die versiegelten Metflaschen in ihren Kellern nur ja unberührt bleiben; sie nehmen der Teufel weiß was für heidnische Sitten an, verachten ihre eigene Sprache und wollen kaum noch mit ihren eigenen Stammesgenossen sprechen, ja sie verkaufen den eigenen Bruder wie irgend ein seelenloses Vieh, das man auf dem Markte feilbietet. Die Gunst eines fremden Königs, ja nicht einmal eines Königs, sondern nur

das schmähliche Wohlwollen eines polnischen Magnaten, der sie mit seinen gelben Stiefeln ins Gesicht schlägt, liegt ihnen mehr am Herzen als alle Brüderschaft. Aber auch im letzten Lumpen, so niedrig und gemein er auch sein mag, selbst wenn er sich noch so sehr in Staub, Schmutz und Unterwürfigkeit wälzt, auch in ihm, Brüder, lebt noch ein Fünkchen russischen Gefühls, und der Tag kommt, an dem er wieder erwacht und zur Besinnung kommt; dann wird er sich wie ein Verzweifelter gegen die Brust schlagen, sich am Kopfe fassen, sein schändliches Leben laut verfluchen, und seine schmachvolle Tat mit tausend Qualen sühnen wollen. So mögen sie denn alle wissen, was die Kameradschaft in russischen Landen bedeutet! Und wenn es denn gilt, zu sterben, so wird niemand von ihnen so zu sterben wissen wie wir. Niemand, niemand! Das bringt ihre Mäusenatur nicht fertig!"

So sprach der Hauptmann, und als er seine Rede beendet hatte, schüttelte er noch lange sein silberweißes Haupt, das in den vielen Kosakenzügen ergraut war.

Alle Umstehenden hatte seine Rede aufs tiefste ergriffen und bis ins Innerste erschüttert. Die Aeltesten verharrten in völliger Bewegungslosigkeit, sie hatten ihre grauen Häupter zu Boden gesenkt, und in ihren alten Augen glänzte eine verstohlene Träne, die sie langsam mit dem Aermel fortwischten. Dann aber erhoben sie alle wie auf Verabredung gleichzeitig die Hände und schüttelten die greisen Häupter.

Der alte Taraß mußte wohl mancherlei Vertrautes und Schönes wachgerufen haben, das tief im Herzen der Menschen schlummert, eines Menschen, der durch Not, Mühsal, Leichtsinn und allerhand Mißgeschick klüger geworden ist oder der zwar noch nicht alles erfahren, aber doch in seiner jungen reinen Seele vieles empfunden hat, zur Freude seiner greisen Eltern, die ihn erzeugt haben.

Doch schon kam das feindliche Heer aus der Stadt herangezogen, die Pauken und Posaunen dröhnten, und die Ritter nahten, die Hände in die Seiten gestemmt, auf ihren stolzen Rossen, umgeben von zahllosen Reisigen. Der dicke Oberst teilte Befehl aus. Ohne Verzug rückten die Polen gegen die Kosakenlager vor und legten drohend ihre Gewehre an, wobei ihre Augen zornig funkelten.

Kaum hatten die Kosaken gesehen, daß sie nur noch auf Schußweite entfernt waren, so ergriffen auch sie ihre sechs Fuß langen Gewehre und eröffneten ein ununterbrochenes Feuer. Das dumpfe Knattern tönte über alle Wiesen und Felder und wuchs zu einem beständigen Donner an. Das ganze Schlachtfeld war in Rauch gehüllt, aber die Saporoger fuhren fort zu schießen, ohne auch nur die geringste Pause eintreten zu lassen, die hinteren Reihen taten hierbei nichts, als daß sie die Gewehre luden, die sie den vorderen reichten, worüber der Feind aufs äußerste bestürzt war, da er nicht begreifen konnte, wie die Kosaken zum Schuß kämen, ohne die Gewehre zu laden. Infolge des dichten Rauchs, der beide Heere einhüllte, war es völlig unmöglich, wahrzunehmen, wie bald der eine, bald der andere in den Reihen fehlte; doch die Polen fühlten sehr wohl, daß ein wahrer Kugelregen auf sie niederprasselte, und daß der Kampf sehr ernst wurde; als sie sich ein wenig zurückzogen, um aus dem Pulverrauche herauszukommen und sich ein wenig umsahen, merkten sie, daß in ihren Reihen viele fehlten, während bei den Kosaken höchstens zwei oder drei vom Hundert gefallen waren. Die Kosaken aber setzten ihr Gewehrfeuer unablässig fort, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten.

Fortsetzung folgt.

Der Auswanderer

Im Urwald Venezuelas

Aus Wilhelm Jensens Novelle „Unter heißerer Sonne"

Da ist die grüne Dämmerung, ein ungewisses, traumhaftes, seltsames Licht. Es tut dem Auge wohl, das aus der Sonnenblende hineinblickt, und allmählich gewöhnt es sich auch daran, die Dinge deutlich zu unterscheiden. Die bunte Mosaik der Farben funkelt in dem „grünen Gewölbe" nicht so prächtig wie draußen, aber dafür verwebt sie sich zu geheimnisvollerem, märchenhaftem Glanz und Duft. Sind es Blüten, sind es Falter, die über die Stirn gaukeln? An flimmernden Seilen schaukelt eine lachende Tänzerwelt; die Winde umwindet und die Rebe umrankt. Lianen verstricken mit Anmut das Auge wie das Gezweig, und die weiße Calyptrica streut ihre schneeigen Flocken. Nach wem werfen die Aroiden ihre zitternden Fangarme aus? Wen suchen ihre Nebenbuhlerinnen in beweglichen Maschen zu umgarnen? Da prangt eine Vochysie in goldenem Gewande, in purpurner Robe eine Paullinie neben ihr. Sind es verzauberte Königstöchter des Urwaldes? Huldigen ihnen die roten Melastomen, die Bocconien, die mit dargebotenem Kelche zu ihren Füßen am Boden knien?

O die Rose, die Rose der Tropen, in ihrer brennenden, verführerischen Schönheit!

Zu ihr hin! Auf sie zu! Schnell!

Wo blieb sie? Vergeblich späht das Auge zur Rechten, zur Linken. Ein Schritt hat sie dem Blick entzogen — wo ist alles geblieben, was das Auge vor einer Sekunde überflog? Eine andere, eine neue Welt ringsumher. Riesenhafte Farne umragen die Schläfe, aber ein Duft wogt hinter ihnen auf, ein heimlicher Duft, wie er in deutscher Wal-

destiefe unerwarteten, sonnigen Erdbeerschlag verkündet. Nur sinnbetäubender — das Farn- und Schilfpalmengewebe, das Reben- und Luftwurzelgeflecht zerreißt unter den Streichen der messerförmigen Axt, und dicht aneinandergedrängt flammen wie ein Stern hundert duftverströmende Orchideenkerzen aus dem Grunde herauf.

Das Auge des einfachen Beschauers bewundert, verschlingt, versinkt in Entzücken, doch das Auge des Naturforschers erschrickt. Es möchte beobachten, prüfen, wählen; die Hand will zugreifen — aber der Urwald ist wie das Meer. Immer höhere Wellen kommen daher und verschlingen die vorausgegangenen.

Und Stunden verrinnen wie Minuten. Erstaunt sieht der Blick, daß der kleine Zeiger ein Viertel des Uhrzifferblattes überschritten, während der Besitzer kaum eine halbe Stunde verflossen glaubt, seitdem er den Saum des Waldes betreten. Denn von dem großen goldenen Zeiger, der da droben über ihm an dem blauen Zifferblatt des Aethers fortschreitet, gewahrt er nichts. Nur die größere Helle, die das Dickicht durchleuchtet, sagt dem kundigen Auge: Es ist Mittag.

Es ist heißer Mittag auch hier, doch nicht die gliederlähmende, gedankenertötende Glut, die dörrend über der Lichtung, über den Häusern der Stadt brütet. Noch flimmert hier und da der Tau in dunklerer Tiefe am Boden; tausend verschiedenartige saftstrotzende Blätter atmen Sauerstoff aus. Die Brust fühlt sich nicht beengt, und der Forschertrieb sammelt alle Kräfte des Leibes und Geistes und wehrt der Ermüdung.

Im Vorausgehen knickt die Hand des braunen Führers einen Zweig, zeichnet mit sicherm Hieb der Axt ein Kreuz in die Rinde eines Stammes.

Unscheinbares Merkmal, nur dem Auge des Kundigen sichtbar und verständlich; aber dennoch der Ariadnefaden in dem weglosen Labyrinth der Wildnis. Wehe, wenn er zerrissen — er kann es nicht, das scharfe Auge des Eingeborenen knüpft die entlegensten Endpunkte wieder zusammen. Er erkennt den Eindruck der Sohle auf dem trockenen wie auf dem feuchten Boden; er wittert die Fährten mit dem Blicke wie der Spürhund mit dem Geruch. Wer einen Indianer zum Führer besitzt, kann sich seinen scharfen Sinnen rückhaltlos vertrauen.

Ein Schuß, der weit durch das grüne Gewölbe hinabrollt. Verwundert sieht der deutsche Gelehrte durch den sich zerteilenden Rauch. In dem Geäst des mächtigen Bananenbaumes, dessen Laub die Kugel pfeifend durchschnitt, ist eine flatternde, wild erregte Welt aus ihrer Mittagssiesta aufgestört worden. Eine Papageienschar stürmt lachend und kreischend weiter ins Dickicht hinein, übertäubt von dem heiseren, widrig tönenden Gekrächz, das aus den schillernden Kehlen schwerfällig davonfliegender Waldpfauen hervorbricht. Da raschelt eine Bananenfrucht durchs Gezweig, dicht vor die Füße des Schützen. Ein Affenkopf lugt listig hinter dem verfehlten Wurfgeschoß drein, schneidet eine spöttische Grimasse und verschwindet mit behendem Sprung. Ein halbes Dutzend Gefährten folgt ihm mit gleicher Geschicklichkeit; keiner von ihnen ist getroffen, auch der rotschnäblige Hokko nicht, der über ihnen saß, dem die Kugel gegolten. Er hat sich ebenfalls erhoben und flattert plump einige Sekunden lang vorwärts. Da sitzt er oder hockt er wiederum auf dem Ast einer schlanken Tara, der unter seinem Gewicht schwankt. Aber er ist argwöhnisch geworden und blickt, zum Weiterfluge bereit, scharf in die Richtung, aus der die leisen Schritte seines Verfolgers ertönen.

Dieser winkt seinem Begleiter hastig mit der Hand, zurückzubleiben, und schleicht vorsichtig auf den Punkt zu, wo der rote Schnabel deutlich von dem glänzend schwarzen Gefieder des „Jakuhuhnes" absticht. Er legt abermals an — doch der Hokko ist scheu geworden und flattert abermals von dannen. Diesmal verschwindet er in dem Gewirr des Urwaldes; allein zu stolz darauf, der Gefahr entgangen zu sein, vergißt er die Klugheit und stößt frohlockend seinen gellen Balzruf: „Mituh, Mituh!" weithin vernehmlich aus.

Die zackigen Luftwurzeln der Paschiuba ranken sich um den Nacken des eifrigen Naturforschers und zerkratzen empfindlich seine Haut, aber er achtet nicht darauf. Behend, geräuschlos folgt er dem Lockton des amerikanischen Fasans — noch einmal vergeblich, denn der verfolgte Vogel hat seinen Sitz wiederum verlassen und huscht zwischen die fächerartige Krone einer herrlichen Palme, die mit stachelumpanzertem Schaft wie ein Sinnbild der Jungfräulichkeit zwischen plumpverzweigtem Mahagoniegeäst aufragt. Doch sie bewährt ihr Sinnbild nicht, sie umgarnt, umstrickt den Flüchtling mit ihren zierlichen Armen, daß er vergebens alle Kräfte, sich loszuringen, anstrengt. Die kammartigen Federn seines Kopfes sträuben sich, die Flügel schlagen hastig hin und her, das lange Schweifgefieder aus den gerippten Armen zu befreien. —

Es kracht der Schuß, der rote Schnabel sinkt bewegungslos auf die Brust herab, und der tote Hokko fällt zur Erde.

Nicht zur Erde, denn goldene Epidendrumrispen fangen ihn in Menschenhöhe über dem Boden auf und bereiten ihm ein weiches, luftiges Sterbelager. Doch in wenig Augenblicken hat die Hand des Schützen ihn erreicht und mit geschicktem Messerschnitt sein dichtes Gefieder über der Brust zerspalten. Armer Hokko, dir brachte dein schönes Kleid den Tod, nicht dein zartes, schmackhaftes Fleisch wie sonst deinen Geschwistern, das dein Verfolger gleichgiltig dem Urwald zurückgibt, während er die glänzende Hülle sorgsam in seiner Beutetasche verwahrt. Die Wissenschaft ist ebenso grausam wie der Hunger, armer Hokko, und niemand wird dich an ihr rächen.

Der Sammelkasten

Ein Nachruf an Wallenstein

Ein bisher ziemlich unbekannt gebliebener, zeitgenössischer Nachruf an den Feldherrn Wallenstein, der am 25. Febr. 1634 in Eger ermordet wurde, befindet sich im k. Archive zu Nürnberg und wurde bereits vor etlichen Jahrzehnten von dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" mitgeteilt. Die eigenartige Dichtung atmet ganz den Geist des Schillerschen Kapuziners und lautet wörtlich:

Valet deß Herzogen von Friedland.
Hinweg der Albertus fehrt,
Deme groß herzogthümber gehört,
Von fremhten Gütern sich ernehrt,
Kayser, König und Fürsten bethört,
Graffen und Herrn betteln gelehrt,
Den Feind gesterkt und gemehrt,
Viel Paumb und Galgen beschwert,
Wider seinen Herrn sich endtbört,
Die Kirche Gottes verstert,
Sich zum Catechismus bekehrt,
Die Welt ist sein nit wehrt,
Jetzt sey Er dem Henker verehrt
Zum Galgen, Feuer, Rad und Schwerd.
Der Teufel sein nit lang entbehrt,
Weil Er Ihme in Anfang beschert.

Bescheidenheit ist eine Zier . . .

Ein Theaterdirektor namens Peter Ilgmer gab im Jahr 1775 in Rostock eine Reihe von Vorstellungen, wobei er es sich besonders angelegen sein ließ, durch marktschreierische Theaterzettel anzulocken. Die nachstehenden Proben sind authentisch: 1) Molières „Geizigen" gab er unter dem Titel: „Der Geizige oder Harpagon, der alte Schabhals". Unter dem Komödienzettel befand sich die Bemerkung: „Das Vorurteil wider die Komödien wird ganz unter die Füße getreten, wenn man heute des Directeurs Eifer und Arbeit in der Rolle des Geizigen sehen wird." 2) „Hamlet, Prinz von Dänemark, oder die Komödie in der Komödie." Darunter stand: „Heute ruft der Kenner Jung und Alt zu: Hört, hört heute des Hamlets nervoese Gedanken! Seid aber ja alle, alle aufmerksam, damit ihr nichts von dessen Schönheit durch unerträgliches Geräusch verlieret. NB. Die 3 Acteurs der kleinen Komödie sind extra Schauspieler. Mad. Gödel wird heute in der Rolle der Ophelia zeigen, was die Schauspielkunst für große Wirkungen vermag, und Herr Gödel wird als Hamlet durch sein musterhaftes Spiel zur Bewunderung hinreißen, sowie der Directeur in der schweren Rolle des Geistes sich des Beifalls eines hochgeneigten Publikums nicht unwert bezeigen wird. — O! Hochpreisliches Publikum! komm und sieh! so wirst Du empfinden, welch ein Unterschied es ist, wenn der Hamlet von wahren Schauspielern oder Stümpern aufgeführt wird."

Die gehörnte Frau

In dem Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Weimar mit Goethe findet sich am Schlusse eines Briefes, den Ersterer am 8. Oktober 1821 an Goethe schrieb, folgende komische Stelle:

„Von der Frau im Odenwalde, die Hörner sich selber aufgesetzt, wirst Du gelesen haben; schreibe doch nach Frankfurt am Mayn, und ziehe genaue Erkundigungen darüber ein. Der junge Spiegel, Bruder unseres Hofmarschalls, hat sie vor Kurzem selbst gesehen. — Einmal hat sie ein krummes Widderhorn aufgesetzt und abgeworfen, jetzt macht sie Rehbocksgehörne und wirft sie ab. Diese Fabrik treibt sie seit sechs Jahren; sie ist in die 60 Jahre alt. Lebe wohl.

Carl August."

Man lächelt beim Lesen dieser Zeilen und denkt, der Herzog sei das Opfer irgend einer Mystifikation geworden. Doch stimmt die Geschichte. Der Wechsel einer hornartigen Balggeschwulst bei einer Odenwälderin machte in den zwanziger Jahren vorigen Jahrhunderts berechtigtes Aufsehen. Es handelte sich um die Witwe Stubenhofer in Michelstadt, eine Frau von großer körperlicher Schwachheit und totenblasser Gesichtsfarbe, welche mehrmals einige Zoll lange Hörner auf dem Kopfe bekam, die nach einiger Zeit abfielen und durch neue ersetzt wurden. Die Untersuchungen Sachkundiger darüber sind seinerzeit durch Druck und Abbildungen bekannt geworden.

Wegweiser der Lese

Wilhelm Jensen und seine Werke

Wilhelm Jensen wurde am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen im Holsteinischen geboren. Sein Vater war Landvogt auf Sylt. Jensen war früh verwaist und verbrachte seine Gymnasialjahre in Kiel und Lübeck. Diese beiden an historischen Erinnerungen so reichen Städte hatten großen Einfluß auf ihn, indem sie ihn auf das romantische Mittelalter hinleiteten. Nach Beendigung seiner Gymnasialzeit studierte Jensen auf den Universitäten Kiel, Würzburg und Breslau Medizin und Naturwissenschaften, ging aber, da ihn diese Fächer nicht befriedigten, auf den Rat des damals in großem Ansehen stehenden Dichters Emanuel Geibel zur Philosophie und Literatur über. In München erlangte Jensen 1860 die philosophische Doktorwürde. Er trat hier in den Kreis Emanuel Geibels und der Tafelrunde der „Krokodile" ein. Nach seiner Verheiratung übernahm er die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung" in Stuttgart, später die der Flensburger „Norddeutschen Zeitung". Zu Beginn der siebziger Jahre gab Jensen, der ein eifriger Verfechter des deutschen Gedankens war und deshalb vielfach angefeindet wurde, seine journalistische Tätigkeit auf und widmete sich ausschließlich der Literatur. Seit 1872 in Kiel, seit 1876 in Freiburg im Breisgau und seit 1889 in München und besonders in Prien am Chiemsee, lebte er seinem literarischen Schaffen. Jensen war einer der fruchtbarsten Erzähler. Er trat zuerst mit dem Buch „Deutsches Land und Volk zu beiden Seiten des Ozeans" (Stuttgart 1867) und mit Novellen in die Öffentlichkeit. An diese Erstlingswerke reihten sich in rascher Folge größere und kleinere Erzählungen. Genannt seien: „Magister Timotheus", „Novellen", „Die braune Erika", „Neue Novellen", „Unter heißerer Sonne", „Der Gesell des Meisters Matthias", „Minatka", „Nordlicht", ein Novellenzyklus (3 Bde.), „Eddystone", „Sonne und Schatten", „Die Namenlosen" (3 Bde.), „Drei Sonnen" (3 Bde.), „Nach hundert Jahren" (4 Bde.), „Nymphäa", „Barthenia" (3 Bde.), „Aus dem 16. Jahrhundert", kulturhistorische Novellen, „Flut und Ebbe", „Nirwana, drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs", „Um den Kaiserstuhl, Roman aus dem Dreißigjährigen Krieg", „Karin von Schweden", Novelle, „Das Pfarrhaus von Ellenbrook", Roman in 2 Bänden, „Nach Sonnenuntergang", Roman, „Frühlingsstürme", Novellen, „Vom römischen Reich deutscher Nation", „Versunkene Welten", „Über die Wolken", „Der Teufel in Schiltach", „Metamorphosen", „Vom alten Stamm", „Die Pfeifer vom Dusenbach", „Das Tagebuch aus Grönland" (3 Bde.), „Am Ausgang des Reiches" (2 Bde.), „Götz und Gisela", „In der Fremde", „Aus stiller Zeit", Novellen, „Aus den Tagen der Hansa" (2 Bde.), „Die Heiligen von Amoltern", „Das Asyl-

recht", „Runensteine", „Aus schwerer Vergangenheit", ein Geschichtenzyklus, „Vier Weihnachtserzählungen", „Jahreszeiten", „Sankt-Elmsfeuer", „Aus meiner Vaterstadt", „Diana Abnoba, eine Schwarzwaldgeschichte von der Baar", „Doppelleben", „Die Kinder vom Gedacker" (2 Bde.), „Der Herr Senator", „Zwei Tagebücher zum Mitnehmen in die Sommerfrische", „Jenseits des Wassers", Roman, „Die Schatzsucher", „Übermächte", zwei Novellen, „In Zwing und Bann" (2 Bde.), „Astaroth und Mentha", Novellen, „Auf der Feuerstätte" (3 Bde.), „Heimkunft" (2 Bde.), „Die Erbin von Helmstede", „Die Katze", „Auf der Ganerbenburg", „Luv und lee", „Aus See und Sand", „Das Bild im Wasser", „Um die Wende des Jahrhunderts", „Heimwärts", „Die fränkische Leuchte", „Die Rosen von Hildesheim", Roman aus der Stauferzeit (2 Bde.), „Eine Schuld", „Der Schleier der Maja", „Gäste auf Hohenaschau", „Jenseits der Alpen", Novellen, „Der Nachbar", „Eine Sommermondnacht", „Sehnsucht", drei Novellen, „Nacht- und Tagesspuck", „Meltengespinst". — Jensens dramatische Arbeiten haben mit einer einzigen Ausnahme den Weg auf die Bühne nicht gefunden; sie sind wohl reich an poetischer Schönheit, aber zu breit, um auf der Bühne zu wirken. An Gedichtbüchern sind von ihm erschienen: „Gedichte", „Lieder aus Frankreich", der Terzinenzyklus: „Um meines Lebenstages Mittag", „Stimmen des Lebens", „Im Vorherbst", „Vom Morgen zum Abend", ausgewählte Gedichte. — Der Tod machte diesem arbeitsreichen Leben am 24. November 1911 ein Ende. Er liegt begraben auf der Fraueninsel im Chiemsee. (Vergleiche auch den Nachruf aus der Feder Ludwig Streits in Nr. 50, 1911.)

Unsere Gedichtproben entnahmen wir der Sammlung „Vom Morgen zum Abend", erschienen bei B. Elischer Nachfolger, Leipzig.

Drei Jensen-Bücher

Ein vorzügliches Bild vom Leben und Schaffen Wilhelm Jensens entwirft Gustav Adolf Erdmann in seiner anläßlich des 70. Geburtstages des Dichters erschienenen Schrift: Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Verlag von B. Elischer Nachfolger, Leipzig. Preis broschiert 1 Mk., gebunden 2 Mk. Das Büchlein gefällt. Was einen anspricht, ist nicht die Flüssigkeit des Vortrags oder die Klarheit der Komposition, sondern die Hingabe und Liebe, mit der es geschrieben wurde. Aus jeder Zeile spürt man, daß der Verfasser Jensen nahe gestanden haben muß. Zunächst ist der Lebensgang des holsteinischen Poeten geschildert in bunten, lebensvollen, manchmal sogar humoristisch vergnügten Bildern. Daran angeschlossen ist eine ausführliche Würdigung Jensens als Prosa-Epiker, als Dramatiker und als Lyriker. Diese drei Kapitel verraten ein starkes Einfühlen und Nachempfinden. Mit einem übersichtlichen Verzeichnis der Jensenschen Werke schließt diese Biographie, die man in recht viele Hände wünschen darf. — Nach Jensens Tod hat Theodor v. Sosnosky ein Bändchen „Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Jensen" herausgegeben, ebenfalls bei B. Elischer Nachfolger in Leipzig (Preis gebunden 2 Mk.). Es enthält eine wohlgelungene, von Freundeshand zusammengestellte Auswahl aus Jensens ansprechendsten Dichtungen. Wir wünschen dieser Lyrik recht viel Verehrer, so daß sich nie Jensens bitteres Wort erfüllt:

„Ein letztes armes Stück begrabner Zeit,
steht heut die Dichtung unter fremder Menge,
die um sie her nach neuen Göttern schreit."

Neben den in dem Jensen-Aufsatz von Ludwig Streit genannten Erzählungen und den Büchern, aus denen wir Proben bringen, möge hier noch besonders empfohlen sein das Werk „Aus den Tagen der Hansa" (Verlag H. Haessel, Leipzig). Es schildert die an äußeren und inneren Ereignissen reiche Geschichte einer alten Hanseatenfamilie in 3 Bänden, von denen jeder, in sich völlig abgeschlossen und einzeln zum Preis von 3 Mk. käuflich, eine historische Erzählung bringt, in deren Mittelpunkt ein Sproß der Familie steht. Band I heißt „Dietwald Wernerkin" (14. Jahrhundert), Band II „Osmund Werneking" (15. Jahrh.), Band III „Dietwald Werneken" (16. Jahrh.).

Wilhelm Raabes gesammelte Werke

erscheinen soeben bei der Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Hermann Klemm in Berlin-Grunewald, in einer Gesamtausgabe, die drei einzelkäufliche Serien zu je sechs Bänden umfaßt. Preis jeder der gut ausgestatteten Serien in Leinen gebunden 24 Mk. Wir empfehlen diese Ausgabe, weil sie dazu berufen scheint, die Erzählkunst Raabes einem größeren Publikum näher zu bringen und so seinen vorbildlichen künstlerischen und sittlichen Einfluß ständig weiter auszubreiten. Der erste Band, der uns vorliegt, enthält außer einem vorzüglich getroffenen Bildnis Raabes und einer in Faksimile wiedergegebenen eigenhändigen Niederschrift seines Lebenslaufes das lebendige, jugendfrische Idyll „Die Chronik der Sperlingsgasse" und den stark wirkenden Roman „Der Hungerpastor". — Betont sei, daß es nicht ganz leicht ist, sich in Raabe einzulesen. Aber die Mühe, die man aufwenden muß, um in seine Welt einzudringen, lohnt sich reichlich; denn es gibt kaum einen zweiten deutschen Dichter, der über eine solche Fülle wärmenden, aufwärtstragenden und versöhnenden Humors gebietet, wie Raabe.

Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914

In Leipzig findet vom Mai bis Oktober nächsten Jahres eine internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik statt. Die Ausstellung wird vom Deutschen Buchgewerbeverein veranstaltet aus Anlaß des im Jahre 1914 stattfindenden Jubiläums der Königl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig. Das Gelände der Ausstellung in einer Ausdehnung von 400 000 qm wurde von der Stadt Leipzig unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Ausstellung soll umfassen: das gesamte Buchgewerbe einschließlich Photographie, die graphische Kunst, alle hiermit verwandten Gewerbe und Hilfszweige. Was das heißt, zeigt eine Aufstellung der in Betracht kommenden Gruppen. Es werden vertreten sein: Freie Graphik; angewandte Graphik und Buchkunst; Unterricht, d. h. Einrichtung von Lehranstalten und Schulen für Buchgewerbe, Photographie und Graphik; Papiererzeugung; Papierwaren und Schreibwesen; Farbenerzeugung; Photographie; Reproduktionstechnik; Schriftschneiderei, Schriftgießerei und verwandte Gewerbe wie Stereotypie, Galvanoplastik; Druckverfahren; Buchbinderei; Verlags-, Sortiments- und Kommissionsbuchhandel; Zeitungs- und Nachrichtenwesen, Bekanntmachungs- und Werbemittel; Bibliothekwesen, Bibliographie, Bibliophilie und Sammelwesen; Maschinen, Apparate, Materialien und Gerätschaften für die gesamte Druckindustrie; Schutz- und Wohlfahrtseinrichtungen. Auf dieser reichhaltigen Ausstellung wird die Fachpresse zum ersten Mal in ihrer Gesamtheit vertreten sein und zeigen, welchen großen Einfluß sie auf unser Wirtschafts- und Kulturleben, auf Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft ausübt.

Gedenktafel

Am 22. November 1766 kam Schillers Gattin Charlotte, geb. v. Lengefeld, in Rudolstadt zur Welt.

Am 24. November 1632 wurde in Amsterdam der Philosoph Baruch Spinoza geboren.

Am 26. November 1854 wurde der Dichter Konrad Telman in Stettin geboren. Vergl. die Jensen-Briefe in dieser Nummer.

Am 26. November 1857 starb in Neiße der Dichter Joseph von Eichendorff. Er war der letzte deutsche Romantiker und zugleich der talentvollste und eigentümlichste Lyriker dieser Schule. Manche seiner Lieder sind Volksgut geworden, so „In einem kühlen Grunde", „Wem Gott will rechte Gunst erweisen".

Am 27. November 1878 starb in Berlin der Dichter E. A. Brachvogel, bekannt durch seinen Roman „Friedeman Bach".

Am 28. November 1898 starb in Kilchberg bei Zürich der Dichter Conrad Ferdinand Meyer. Er ist neben Gottfried Keller der bedeutendste Dichter der jungen Schweiz.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 48 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Der Hermann Kurz-Lese zum Geleit

Ich werde so von hinnen eilen
Mit tiefgeschlossenem Visier,
Und ein paar arme stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.
Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob,
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde,
Verschmelzend Geist in Geist gewebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt,
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethes Wellen fiel,
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermütig Spiel.
Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern tot und bleich!
Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.

Hermann Kurz.

Hermann Kurz

Zum 100. Geburtstag am 30. November

Hermann Kurz ist zunächst und vor allem Schwabe. Er entwächst einer alten zünftigen Familie in Reutlingen, sein ganzes Leben spielt sich in Württemberg ab, mit den schwäbischen Dichtern kämpft er auf gleicher Linie, mit Mörike unterhält er zeitweise eine innige, ihn stark beeinflussende Freundschaft, in allen seinen Werken klingt das Lied der Heimat nach, alle seine Werke sind ohne die Sonne Schwabens undenkbar, die Erinnerung an Schiller läßt ihn bis an sein Ende nicht los, und Schillerschen Werken entnimmt er die Helden, die Grundgedanken und die Farben für seine beiden großen Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt".

Hauff war es, der ihm die ersten mächtigen Anregungen übermittelt hatte, und nach Hauff kam der für diese Generation unumgängliche Walter Scott. Nicht aber verfiel Kurz darauf, dem Zuge seiner Zeit folgend, ein politischer — ein Tendenzdichter zu werden (wiewohl die Politik verschiedentlich erregt und hart in sein Leben gegriffen hat), sondern er besaß ein heiliges Gefühl für echtes, schlichtes Dichtertum, er erschloß lange vor Auerbach wahre Dorfpoesie, er wurde ein Meister der Charakter- und Milieuschilderung, ein feiner Humorist und ein Darsteller kleinstädtisch verschnörkelter Sonderlingsnaturen, und nur die Widrigkeit harter Lebensumstände verhinderte es, daß Hermann Kurz zur letzten Entwicklung und Vollendung gelangen durfte.

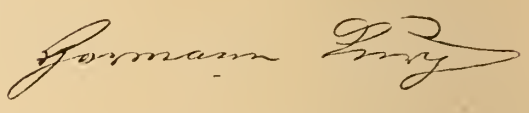
1813 wurde er in Reutlingen geboren. Er bezog das berühmte Tübinger Stift, um Theologie zu studieren; seine Lehrer waren Uhland, Friedrich Theodor Vischer und David Friedrich Strauß. Voll Schwärmerei verbrachte er diese Jahre; wir lesen von einem idealistischen Freundschaftsbund, von Hegelscher Philosophie, vom Tode Goethes, von ersten Versen und der Freundschaft mit Mörike; wir lesen, wie sich Kurz eine kleine Zeit lang als Pfarrvikar zu betätigen sucht, daß aber das unruhige Blut, das ihm zu eigen, ihn zwingt, den Brotberuf an den Nagel zu hängen und in Stuttgart sein Glück als freier Schriftsteller, ohne viel Aussichten und äußeren Halt, zu versuchen. Cotta, der Verleger seiner Zeit, soll ihm helfen; aber nach anfänglicher Unterstützung erklärt er, aus höfischen Rücksichten den in diesem Jahre vollendeten Roman „Schillers Heimatjahre" nicht annehmen zu können; und so beginnt für Kurz eine schlimme Zeit mühseligen Brotverdienens mit Uebersetzungen, aufreibender Nachtarbeit, trauriger Enttäuschungen. Und als endlich nach sechs Jahren der Roman erscheint, da ist sein unbekannter Verleger außerstande, dem Buche irgend eine auch nur nennenswerte Verbreitung zu verschaffen; Kurz muß in eine Redaktion eintreten; das Jahr 1848 kommt, reißt ihn in die Politik und bringt ihn durch eine Flut von Verfolgungen, Prozessen und Anfeindungen, wie so viele andere, auf die Festung.

Von dieser Zeit an ist Hermann Kurz' Lebenskraft eigentlich gebrochen. Wohl kehrt er im Jahre 1851 zur Poesie zurück, wohl beendet er seinen zweiten großen Roman, den „Sonnenwirt"; aber die ganzen Jahre bis 1863 sind nichtsdestoweniger voll von Not und Bitternis, ein Nervenleiden zwingt ihn vollends mit 46 Jahren, die Feder aus der Hand zu legen, und nur ein Zufall fügt es, daß er 1863 Bibliothekar an der Tübinger Universität

und somit der schlimmsten Sorgen enthoben wird. Das Glückskind Paul Heyse ist es dann, das dem lange Verkannten zum Ansehen verhilft. Gemeinsam gibt er mit ihm den deutschen Novellenschatz heraus — eine Sammlung von außerordentlichen bleibenden Werten; aber 1873 stirbt Hermann Kurz, und seine Tochter Isolde, die im übrigen auf das Vortrefflichste sein Leben beschreibt, führt den Namen Kurz zu neuen schriftstellerischen Ehren, und zu den alten, mühsam errungenen Lorbeeren fügt sie frische, blühende, rascher gepflückte hinzu.

Von Hermann Kurz werden bleiben die beiden mehrmals bezeichneten großen Romane (er schrieb außerdem Novellen, Gedichte, Erinnerungen und Uebersetzungen von Byron, Ariost und Gottfried von Straßburg); und was ihren Wert ausmacht, das ist zunächst einmal das meisterhaft geschilderte Kulturgeschichtliche — das sonst nirgends wiederzutreffende Aufleben der württembergischen Zeit von 1750—1790, der Gestalten und Zustände unter Herzog Karl Eugen, der denkwürdigen Anfangsjahre Schillers und der Bilder aus dem bürgerlichen Beamtentum, aus Hof und Adel. In den „Heimatjahren" ist die Figur Schillers nur episodisch; die Hauptperson ist der junge Theologe Heinrich Roller, der gerade eine Pfarrei und die Hand seiner Geliebten erringen soll, als die tyrannische Willkür des Herzogs ihn aus Glück und Frieden reißt, und Roller nun auf die Pfade des Räubers aus verlorener Ehre gezwungen wird: — also dasselbe Motiv, das später den „Sonnenwirt" beherrscht, der jener Schillersche Verbrecher — ebenfalls aus verlorener Ehre — ist und wie Kleists Michael Kohlhaas Untaten vollbringt, weil die Welt so schlecht und er selber — so haltlos ist.

Gerade aber im „Sonnenwirt" ist die Welt der kleinen Leute in Württemberg von 1750, die Welt der armseligen Händler und heimlichen Spitzbuben wiederum vortrefflich gezeichnet, wohingegen das



eigentlich Künstlerische, das Gedankliche enttäuscht und zum großen klassischen Roman immer noch eine Strecke Weges ist. Am Ende zerfällt Hermann Kurz' ganze Kunst in Zustandsschilderungen, das Glück der Konzentration versagte ihm die Unerbittlichkeit seines Schicksals; aber der Umstand, daß er uns trotzdem immer noch so viel Schönes und Bleibendes zu schenken imstande war, beweist, daß er im gewissen Sinne selbst dieses Schicksal, selbst diese Widrigkeiten bezwungen hat; und daher lebt er weiter im großen Ruhmessaale der deutschen Literatur.

Gustav Werner Peters.

Die blasse Apollonia

Erzählung von Hermann Kurz

Die wandelnde Chronik, die lebendige Sage, die Hand in Hand mit mir an schönen Sonn- und Feiertagen spazieren ging, kurz und gut, mein alter Buchdrucker hatte mich eines Abends an der Einfahrt seines Hofes erwartet, wohin ich in meinen Freistunden immer zuerst gesprungen kam, und munter zuschreitend verließen wir miteinander die hohen Stadtmauern, in deren Umkreis schon die Nacht eingebrochen war und Lichter aus den Fenstern blinkten, während draußen vor dem Tor noch alle Vögel sangen und die Sonne, nach den westlichen Hügeln zu Golde gehend, mit sanft gebrochenen Strahlen durch das volle Laub der Bäume drang. Wir schlenderten zwischen Gärten, die von Stachelbeerhecken begrenzt waren, auf schmalem Pfade hin, bis wir einen freien Platz erreichten, der, öde und reichlich mit Unkraut überwuchert, gegen das Flüßchen zu gelegen war. In der Mitte dieses Platzes erhob sich ein seltsames Ding. Es war ein runder Bau, eine Plattform, niedrig aus Steinen aufgeführt. Ich war nie zuvor hier gewesen, konnte mir auch nicht erklären, was diese Erscheinung bedeuten sollte, und die wilde Einsamkeit der brachliegenden, von des Menschen tätiger Hand gemiedenen Stätte flößte mir eine unheimliche Empfindung ein. Aber eine Knabenseele, die den Schulstaub hinter dem räucherischen Stadttore gelassen hat, ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, und lachend sagte ich zu meinem Mentor: „Ich will Hans heißen, wenn das Ding da nicht aussieht wie ein steinerner Käselaib"; eine Vergleichung, welche durch irgend einen Anblick am

Fenster eines Kaufladens, wo wir vorübergekommen, geweckt worden sein mochte.

„Ja, davon hat es auch seinen Namen," erwiderte er nickend, und mit dem verständigen Lächeln, das ihm so eigen war, unterbrach er sich in seiner Rede, da er mich plötzlich gleich einem Wilde stutzen sah und folgte mit den Augen meinem Blicke. Der war auf ein altes Weib gefallen, welches gebückt, wie eine Kräuter suchende Zauberfrau, um das Gemäuer schlich und eben jetzt in unsern Gesichtskreis gekommen war.

„Treffen wir uns hier, Frau Nachbarin?" rief ihr der Buchdrucker, gleichfalls ein wenig betroffen, entgegen. „Was machen Sie denn?"

„Ihr seht's ja, Erdbeeren such ich," erwiderte sie und richtete sich empor, indem sie ein paar rote Beeren in ihre Schürze warf. „So ein altes Weib, das zum Schaffen nicht mehr brauchbar ist, muß doch sehen, wie es seine Zeit herumbringt. Und in dem Revier gibts köllich schöne; auch hat der Platz das Gute, daß mir die Buben nicht so ins Handwerk pfuschen."

„Das glaub ich," sagte der Buchdrucker, „aber Sie, scheuen Sie das Blut nicht?"

Die Alte lachte. „Bin nicht so dumm."

Ich horchte auf. Blut, das war ein besonderes Wort, hinter diesen Reden mußte irgend ein Geheimnis sein.

„Das ist längst vertrocknet," fuhr die Alte fort. „Wie lang ist's her, daß hier das letzte Blut geflossen ist? Ihr werdet etwa ein, zwei Jahr jünger sein als ich; nun rechnet einmal; sie war gerade in meinem Alter, und wenn sie lebte, so müßte sie gerade so ein altes steifes Scheit Holz sein wie ich; aber ich seh sie noch so deutlich vor mir, als ob's erst gestern gewesen wäre. Nun, Ihr wart ja auch dabei, werdet Euch an das blasse Appele noch wohl erinnern können."

„Jawohl, die arme Appollonia! Sie haftet fest in meinem Gedächtnis," versetzte der Buchdrucker, welcher sich seinen eigentümlichen hochdeutschen Stil gebildet hatte, „Sie besaß die feinste Gesichtsbildung, die man je bei einem fünfzehnjährigen Mädchen sehen konnte, und diese seltsame rührende Blässe — ich werde sie nie vergessen."

„Ja, fünfzehn Jahr', Ihr habt recht, so alt war sie, und ihr Gesicht, ja, das war auch so. So viel ist gewiß, daß es ein Wunder bleibt, wie sie unter das grobe Bauernvolk hineingekommen ist, deren Gesichter wie mit der Holzhape geschnitzelt sind. Wie nur die dumme stille Gans so etwas tun konnte!"

„Was hat sie denn getan?" rief ich.

„Ein Kind umgebracht."

„Kindsmörderin mit fünfzehn Jahren! So jung und so schlecht!" rief ich mit der ganzen Strenge eines unerfahrenen Richters aus.

„Es war nicht ihr eigenes Kind," bemerkte der Buchdrucker mit seiner sanften Stimme, „und überhaupt liegt etwas Seltsames in der ganzen Begebenheit."

Bei diesen Worten bereitete ich mich, eine Geschichte zu hören; denn die Art und Weise, wie der Buchdrucker seine Erzählungen einleitete, war mir wohl bekannt. Die alte Frau zog ihre Schürze höher, warf einen liebäugelnden Blick hinein und setzte sich am Fuße des Gemäuers auf etwas, das wie verfallne Stufen aussah. Der Buchdrucker stützte sich auf einen Dornstecken, den er unterwegs geschnitten hatte, und begann:

„Da drüben, wo der grüne Kirchturm etwas über die Bäume ragt — das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt untertänig — da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind armer Bauersleute, von den frühesten Jahren an das blasse Appele genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände miteinander zu machen, und so wuchs auch die Apollonia unter gleichgültig kühlen Umgebungen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt."

„Ja, ein dummes Ding war sie," fiel die Alte ein. „Ich habs nachher oft gehört. Weil sie das Jüngste war und schwach dazu, so mußte sie oft tagelang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf; wenn aber Leute durch das Eichwäldchen kamen, wohin sie ihre Herde trieb, so sah man sie meistenteils in bitteren Tränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?"

„Bei einem großen Hange zur Einsamkeit," ergriff der Buchdrucker wieder das Wort, „empfand sie doch beständig die schmerzliche Sehnsucht nach den Ihrigen. Wenn sie abends nach Hause kam, so war's, als wenn sie von einer weiten, vieljährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: „Dumme Appel, mach dich fort, laß mich in Ruh!" Und gelegentlich bekam sie für ihre Zärtlichkeit auch noch einen Puff. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam, und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum Einfahren läutete.

In ihrem fünfzehnten Jahre wurde sie nach der Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schwereren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Dienstmädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnerte mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstaffeln saß. Wenn ich da vorüberging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich kaum die Kinderlehre hinter mir hatte, das Herz beinahe vor

Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Blümlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehen läßt."

„Aus diesem kümmerlichen Leben," fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte, „sog ihr angebornes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung; ihr Heimweh, das früher gleichsam heimatlos gewesen war, nahm jetzt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimat, nach den Ihrigen gewendet."

„Wohin sie eine Stunde und nicht einmal so weit zu gehen hatte," fiel die Alte ein.

„Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muse, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Ihrigen kamen auch nicht ein einziges Mal, um nach ihr zu sehen."

„Darum war es ja auch so einfältig," rief die Alte, „solches Heimweh nach ihnen zu haben."

„Das ist eben das Seltsame," versetzte der Buchdrucker etwas ungeduldig. „Wenn alle Leute so gescheit wären, wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Merkwürdiges in der Welt vorfallen. Ja, seltsam ist es; aber wer je auf Reisen gewesen ist, wie ich, der begreift auch, wie die Abwesenheit nicht nur das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blassen Mädchen, das bei seiner Herrschaft wie ein Schatten umherschwebte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Ihrigen hatte sie vergessen; mit einem Worte, ihre Heimat war das Feenwort ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle anderen, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfuhr, Apollonia eines Abends heimlich ihre paar Habseligkeiten zusammenschnürte, um nach Hause zu fliehen. Aber die Furcht vor der Strenge ihres Vaters machte, daß sie ihren Entschluß wieder aufgab und das Bündelchen auseinanderriß. Es scheint jedoch, daß sie von diesem Augenblicke an nicht mehr recht bei sich gewesen sei. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur zarte Gesundheit; der Drang nach der Heimat, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Mut hatte, ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen weh tat, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken fiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnütz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden."

„Ja," fiel die Alte wieder ein, „und wenn sie noch ein Wochener zwo gewartet hätte, so wäre das auch von selber geschehen, denn das Kind hätte keine vierzehn Tage mehr gelebt; das hab' ich seinen eigenen Vater nachher mehr denn einmal sagen hören. Aber wenn's einmal mit einem Menschen hinunter will, so ist der Teufel gleich bei der Hand und hält ihm die Leiter dazu."

„Da hat Ihr Mund ein sehr wahres Wort gesprochen," sagte der Buchdrucker mit feierlichem Ernst. „So ging es auch mit der armen Apollonia, denn in dem unglückseligen Gemütszustande, von dem ihre Herrschaft keine Ahnung hatte, wurde sie eines Tages, da eben Besuch im Hause war, in die Schenke gesendet, um eine Flasche Wein zu holen."

„Jetzt aber laßt *mich* ans Brett," unterbrach die Alte den Erzähler, „in *dem* Punkt weiß niemand so gut Bescheid wie ich. Ich bin ja dabei gewesen und hab' jede Silbe mit angehört; denn der Wirt war mein Vater, und wo das blasse Appele jenen Wein holte, das war meiner Eltern Haus, und ich kannte sie recht gut, obgleich wenig mit ihr zu haben war. Ich seh sie noch vor mir, wie sie zu uns hereintrat und mit ihrer leisen Stimme eine Flasche Wein begehrte; nämlich ihr Herr hatte sie aus Stolz geschickt, weil seine Gäste behaupteten, mein Vater schenke einen bessern Wein, als er einen im Keller habe, und nun wollte er einen Vergleich anstellen. Es ist ihm aber übel bekommen. Wir hatten eben die Lichter angezündet, und etliche junge Gesellen saßen um den Tisch. Wie nun manches unnütze Wort unter den Menschen geredet wird, zumal beim Wein, so ging's auch selbigs Mal. Es war nämlich kurz zuvor der Fall vorgekommen, daß mit Mausgift in einem Hause nahezu ein großes Unglück angerichtet worden wäre, und ein wohlweiser Rat, wie man dazumal sagte, hatte ein Verbot an die Apotheker und eine Warnung an die Bürgerschaft ergehen lassen. Das Verbot aber wurde nicht groß beachtet, und ich holte meinen Mäusen fort und fort ihr richtiges Futter, ohne daß mir jemand etwas in den Weg gelegt hätte. Von dem Verbot aber war selbigen Abend die Rede. Die jungen Burschen schlugen auf den Tisch und machten ein groß Geschrei; der eine meinte, das Ding sehe aus, als ob man die ganze Bürgerschaft für lauter Giftmischer hielte, der andere schrie, das gehe einen wohlweisen Rat einen Pfifferling an, und wieder einer sagte — das war der überzwerche Balthas, wißt ihr, er hatte so eine große Warze auf der Nase — „das ist alles für nichts", sagte er, „die gestrengen Herren können verbieten, Mausgift, Rattengift" — und da zählte er noch eine Menge Gift her — „aber andere Sachen können sie nicht verbieten," sagte er, „und da gibts noch genug Tränklein, die einen in die schwarze Schublade fördern können, ohne daß man sie für Gift ausgeben kann. Wenn mir einmal des Lindenwirts Roter nicht mehr schmeckt, oder wenn ich sonst Würmer im Hirn hab', so geh ich in die Apotheke und kaufe mir Vitriolöl."

„Schwefelsäure!“ unterbrach sie der Buchdrucker etwas indigniert, denn er hatte sich auch einige chemische Kenntnisse angeeignet.

„Meinetwegen auch Schwefelsäure. Für einen Kreuzer“, sagte er, „krieg ich genug, um mit euch und der ganzen Kameradschaft abfahren zu können, ja vierspännig,“ hat er gesagt, und was weiß ich, was alles noch, es ist schon gar zu lang her. Die andern trieben ihren Schabernack mit seinem Geschwätz; ich hörte aber wenig auf sie, sondern schaute ganz verwundert dem blassen Appele zu, wie es mit starren Augen drein sah. Ich meinte, es denke was ganz anders und habe von all den gottlosen Reden schier gar nichts vernommen. Aber, o mein Herr und mein Gott! Wer hätt sich das eingebildet, als meine Mutter aus dem Keller kam und nun das Mädchen mit seinem Wein von dannen ging! Es ist doch gar zu unglaublich, wenn ich wieder an das stille feine Kind mit dem blassen Gesichtlein denke. Aber dem Balthas ist's auch nicht gar wohl bekommen, ja wahrhaftig, es ist doch eigentlich der Grund, warum er das Leben lassen mußte; denn als es herauskam, was er mit seinem losen Maul für ein Unglück angerichtet hatte und ihn alles in der Stadt drum scheel ansah, so konnte er's am Ende selber nicht mehr aushalten und zog nach Holland und nach Amerika, und wenn er das nicht getan hätte, so könnte er heut' noch da sein; so aber hat er unterwegs Schiffbruch gelitten und ist ersoffen, obgleich er in meiner Stube mehr als einmal geschworen hatte, das Wasser sollt' ihm kein Leid antun.“

„Was tat denn aber das blasse Mädchen?“ fragte ich.

„Was wird sie getan haben?“ versetzte die Alte. „Aus dem Maul des jungen Burschen war der Geist in sie gefahren, und fort ging sie zum Apotheker. Nun, die Knochen will ich Euch zum Abnagen lassen, Nachbar.“

„Danke, will's aber kurz damit machen. Das verwahrloste, verlassene, unsinnige Mädchen rannte allerdings in die Apotheke, denn leider trug sie ein paar geschenkte Kreuzer bei sich. Bei jenen Worten war ihr alles Denken und Fühlen vergangen; sie hatte nur noch einen dunkeln gebieterischen Trieb. Eine Stimme, sagte sie nachher aus, habe ihr immer ins Ohr gerufen, sie müsse es tun. Leider war der Apotheker, wie es in solchen verhängnisvollen Fällen zu gehen pflegt, arglos verblendet, und ihr sonderbarer Blick fiel ihm nicht auf. Sie empfing das tödliche Mittel, brachte den Wein nach Hause, und während im Wohnzimmer fröhlich auf die Genesung des Kindes, auf das Gedeihen der Familie angestoßen wurde, eilte sie in die Schlafkammer, trat an das Bettchen und vollbrachte, ein kindischer Würgengel, ihr abscheuliches Werk. Ein durchdringender Schrei des Kindes, der aber alsbald verstummte, rief die Mutter herbei, die, mit dem Licht in der Hand sich dem Bette nähernd, schon von weitem ein gräßlich Bild erblickte. Die schwächliche Natur des Kindes, die sogleich unterlegen war, hatte die freilich unwissende Grausamkeit der bejammernswerten Mörderin vermindert. Man fand sie im entlegensten Winkel des Hauses. Die Starrsucht ihres Gemütes, denn anders weiß ich's nicht zu nennen, hatte nachgelassen. Sie lag auf den Knien, drückte den Kopf an die Wand und schluchzte beständig: „Du bist jetzt ein Engel, und wir kommen beide heim! Heim! Heim!“ antwortete sie auf alle Fragen, die man ihr tat. Vor den Mißhandlungen der Mutter schützte sie der Vater mit Mühe; er fragte sie: „Wie hast du uns das tun können mit deinem unschuldigen Antlitz?“ Sie gab nichts zur Antwort als „Heim!“ Den herbeieilenden Behörden gestand sie ihr Verbrechen mit leisem, demütigem Kopfnicken. Das Sonderbarste ist, daß bald, ja gleich nach der Tat eine völlige Verwandlung mit ihr vorging. Gegen die Gefangenschaft, gegen die Einsamkeit des Kerkers hatte sie gar keinen Widerwillen. Nach den Ihrigen hatte sie keine Sehnsucht mehr; auch kam keines von ihnen zu ihr, ihr Vater verstieß und verfluchte sie. Der selige Herr Hauptprediger hat nachher oft gesagt, es sei ein merkwürdiger Geist in dem Mädchen gewesen, der nach dieser Tat der Finsternis auf einmal zum hellen Tag erwacht sei. Sie habe nicht nur ihr Verbrechen vollkommen erkannt und bereut, sondern auch über viele andere Dinge klar, vernünftig und wie mit einer Erleuchtung gesprochen. Ihm selbst sei durch dieses Mädchen manches klar geworden, was er früher nicht begriffen oder an was er gar nicht gedacht habe. Dies sagte er häufig, aber er sprach sich nicht näher darüber aus. Nur das erzählte er, daß sie gegen ihn geäußert habe, sie erkenne nun deutlich, was es mit ihrem Heimweh gewesen sei.“

„Was ist ihr geschehen?“ fragte ich leise und stockend.

„In ihrer Kindheit schon,“ sagte das alte Weib, „als sie einmal wegen eines kranken Schafes zum Scharfrichter geschickt wurde, soll sein Schwert von selbst nach ihr gezuckt haben. So sagte man, ich weiß nicht, ob es wahr ist; aber die Herren vom geheimen Kollegium müssen es gewußt haben, denn sie machten eine Wahrheit draus.“

„Das war die Regierung und zugleich das Blutgericht,“ sagte der Buchdrucker und nickte bedeutend mit dem Haupte.

Ich blickte nach dem steinernen Bau, und ein unheimliches Licht begann mir aufzugehen. Die Alte, die auf den Stufen saß, zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. „Hier,“ sagte sie, „hat das Schwert zum zweitenmal nach ihr gezuckt, denn damals fuhr man mit den Mörderinnen nicht so säuberlich wie jetzt. Hat denn das junge Bürschlein nie was vom Käs gehört?“

„Dieses Gemäuer,“ fügte der Buchdrucker hinzu, „war das Schafott in den späteren Zeiten der

Reichsstadt. Den Reigen der Mörder und Uebeltäter, die hier gerichtet wurden, hat die blasse Apollonia beschlossen."

„Ja, und recht freudig ist sie gestorben," sagte die Alte, indem sie mir gutmütig von ihren Erdbeeren anbot. Ich wies die rote Frucht, so herrlich sie duftete, mit Abscheu zurück und warf einen Blick der Neugier und des Grauens auf die Blutstätte. Längst ist das Gemäuer nun von der Erde verschwunden, und die Wildnis, die damals noch öd und traurig, ohne Baum, mit niedrigem Gesträuche bewachsen war, hat sich in blühende Gärten verwandelt, aus denen da und dort freundliche Gartenhäuser blinken.

Aus Hermann Kurzens Kindheitserinnerungen

Ein historisch-romantisches Ungeheuer

Bescheidenheit ist übrigens durch ein bekanntes hohes Mandat gegen die Lumpe verboten. Daher erkläre ich, daß ich mich jetzt gar nicht mehr so klein sehe, wie ich mir im ersten Buche meiner Denkwürdigkeiten vorgekommen bin. Ich habe mich ja zu einer ganz besonders ausgezeichneten Menschenklasse zu rechnen, zu jener großen Generation nämlich, welche in dem für uns größten Jahre des Jahrhunderts auf dem Wahlplatz erschienen ist, um durch ihr Kriegsgeschrei dem Feinde Furcht und Schrecken einzujagen.

Freilich sitze ich hier weit unten auf der Bank, weil ich nicht rechtzeitig mehr zur Leipziger Schlacht eingetroffen bin. Zwar fühlte ich mich anderthalb Jahre nachher Manns genug, persönlich in die große Zeit mit einzugreifen, verscherzte aber dabei das eiserne Kreuz, weil ich mich an unsern Alliierten vergriff. Ich hatte nämlich den unzeitgemäßen Einfall, einem Kosaken, einem guten, kinderfreundlichen Mann, der bei uns im Quartier lag und mich auf den Arm genommen hatte, mit beiden Händen dermaßen in seinem großen Barte zu arbeiten, daß er „nach Gott geschrien" haben soll. Aber diese Tat kenne ich nicht aus eigener Erinnerung, daher ich auch keine Helenamedaille für sie in Anspruch nehme.

Die Ruhe, die, wie schon gesagt, auf die großen Völkerkämpfe folgte, und von der man sich heute, wo es doch auch wieder ein wenig ruhig geworden ist, kaum noch eine Vorstellung machen kann, hat nur eine leise Spur von den Stürmen jener weltgeschichtlichen Tage in mir zurückgelassen, und obendrein in märchenhafter Gestalt.

Das Märchenbild ist dieses. Als ich mich zum ersten Gebrauch meiner Sinne und Gliedmaßen entpuppt hatte, kam ich hie und da in das Haus eines benachbarten Schreinermeisters, der ein bitterer Hasser des längst vom Bellerophon nach dem Felsen der Verbannung entführten Weltherrschers geblieben war und oft in meiner Gegenwart Spottlieder auf ihn zum besten gab, wie sie zur Zeit seiner Erniedrigung gesungen worden waren. Aus diesen Liedern und den sie begleitenden Gesprächen konnte mein kindlicher Verstand wenigstens so viel entnehmen, daß sie eine höchst lächerliche und zugleich verabscheuungswürdige Erscheinung darstellen sollten. Was mit der in den Liedern häufig wiederkehrenden Bezeichnung des „Korsen" gesagt sein sollte, begriff ich nicht, umso fester aber erfaßte ich einen andern Laut, aus dessen dunklem Abgrunde meine Einbildung ein wundersames Ungeheuer ausbrütete. Wer nämlich dem gefallenen Imperator den dynastischen Namen Napoleon nicht zugestehen mochte, bei dem war er einfach „der Bonaparte", und so hieß er auch im Munde meines Nachbars; aber die verzweifelt breite Aussprache des trefflichen Hobelführers ergab einen Klang, in welchem weder der Italiener noch der Franzose seinen Helden erkannt haben würde. Kurz und gut, in meinem Ohr und meiner Seele blieb ein Bohnenbart zurück. Dieses Phantom war nicht durch den Blaubart hervorgerufen, von dem ich damals noch nichts wußte; und dennoch wars gleichsam sein leiblicher Vetter, den ich mir jetzt noch vor Augen stellen kann, wie er in meinen Träumen aussah, im grünen Frack nach einem Zerrbild, das in der Stube des Schreiners, aber hoch an der Wand, unter einem erblindeten Glase hing, und mit der Zutat meiner Phantasie, nämlich mit einem Schnurrbart, der aus kleinen, feinen, grünen Bohnen bestand. Ich kann nicht schildern, welche Verheerungen dieses Gespenst in meiner nächtlichen Ruhe angerichtet hat, bis es von andern Schauerwesen oder auch von den traulichen Geistern der Küche und Speisekammer abgelöst wurde.

Der alte Ueberall und Nirgends

So hatte schon die erste Gestalt meiner aufdämmernden Gedankenwelt die Umrisse eines Dämons angenommen, der gleichzeitig und zum Teil in kaum minder queren Erscheinungen, zum Teil aber auch in glänzenden Wundergebilden, jung und alt in seinen Bann zu nehmen begann, des Dämons der Romantik. Während jedoch der romantische Phantasus den vom Schicksal begünstigteren Seelen jene Wolkenräume eröffnete, die, gefährlich und fruchtbar zugleich für das keimende Gemüt, die Wirklichkeit umgeben, ist er mir nicht so gut geworden, in dem abgeschlossenen Bildungskreise des feineren Geschmacks zum Bewußtsein zu erwachen, sondern die Nahrung, die meinem ersten geistigen Hunger begegnete, glich dem Inhalt jenes Tuches, welches Petro herabgelassen ward, und an manchem dieser von mir gierig verschlungenen Lesebissen haftete, mit dem Epigrammatiker zu reden, „unendlicher Schmutz".

In der Tat, ich habe von der Pike auf dienen müssen, nämlich vom Spieß. Unser alter Buch-

drucker, bei dem wir unser Licht anzündeten, hatte stets eine volle Lampe. Er erzählte uns die Geschichte des alten Ueberall und Nirgends, des Petermännchens, und anderer solcher Potentaten, natürlich mit angemessener Redaktion. Durch diesen Anstoß zur Leihbibliothek geführt, studierten wir die zwölf schlafenden Jungfrauen und, der Symmetrie wegen, die zwölf schlafenden Jünglinge dazu. In meinem unbändigen Eifer hatte ich es bald so weit gebracht, daß der dickste Band in ein paar Stunden durchgepeitscht war. Oft lief ich nur wenige Schritte vom Verleiher weg, lehnte mich an eine Ecke oder an ein Scheunentor, oder setzte mich in einer öden Hofstatt auf das Gemäuer eines verfallenen Kellers, las und las, bis ich fertig war, eilte mit dem Buche zurück und holte ein anderes.

Diese Uebung im Schnelllesen, die mir seitdem manchen guten Dienst geleistet hat, verdankte ich damals dem Umstande, daß mir vieles böhmisch war. So erinnere ich mich, daß ich bei einer Gelegenheit, wo ein Geist mit einer Geistin ihrem Erlöser die Geschichte ihrer schuldbelasteten Vergangenheit erzählen, die Stelle vorkam: „Eine laue Sommernacht brachte uns zum Gleiten." Nun standen mir alsbald unsere Winterfreuden vor Augen, das „Schleifen" auf dem Eise und die Fahrten von den umliegenden Anhöhen, wobei unsere hölzernen Schlittenpferde gewöhnlich kopfüber kopfunter mit uns herabgeschossen kamen; nur begriff ich nicht, wie eine solche Partie im Sommer vor sich gehen und wie sie so schwere Strafe und Verdammnis nach sich ziehen konnte. Das ließ ich mich aber nicht anfechten, sondern las fort, bis die schwarzen Gewande der Geister im Instanzenzuge des Erlösungsprozesses grau und endlich weiß geworden waren, worauf denn auch bei mir „die arme Seele Ruhe hatte". Ueberhaupt war mir die nicht gerade nützliche Gewohnheit eigen, nie oder selten zu fragen, wenn ich etwas nicht verstand, sondern auf gut Glück das Unerklärliche zu verdauen, woher es kam, daß ich mit vielen Ausdrücken und Redensarten einen selbstgemachten, oft recht denkwürdigen Sinn verband, den gute Freunde stets „überzwerch" nannten, und den ich, wie sie versichern, zum Teil glücklich in meine späteren Jahre herübergerettet habe.

Aber welche schwungvolle Sprache trug ich bei dieser fanatischen Leserei davon! Ich mochte acht Jahre alt sein, als man mich erstmals die Straße zu den mütterlichen Großeltern in apostolischem Wandel ziehen ließ. Das Unternehmen lief glücklich ab; als ich aber nach einigen Tagen mutterseelenallein auf dem Rückwege war, wurde ich von einem ziemlich heftigen Gewitter überfallen. Meine Eltern eilten mir besorgt entgegen, lobten mich, daß ich die Warnung, unter keinem Baume unterzustehen, befolgt hatte, und brachten mich sehr durchnäßt nach Hause. Das bestandene Abenteuer umwob mein jugendliches Haupt mit einem gewissen Nimbus, und ich war mir dieser Verherrlichung vollkommen bewußt. Kaum hatte man mich in trockene Kleider gesteckt, so setzte ich mich sehr gehoben hin und schrieb den Großeltern einen langen Brief, worin ich meine verhängnisvollen Erlebnisse schilderte. Unter anderen großartigen Wendungen hieß es da: „Fürchterlich rollte der Donner in den Wipfeln der Bäume". Der Erfolg, den dieses Meisterstück hatte, ließ nichts zu wünschen übrig. Mein Vater aber, durch den sublimen Stil auf meine Privatstudien aufmerksam gemacht, spielte mir erkleckliche Reise-, Länder- und Völkerbeschreibungen in die Hände.

Gedichte von Isolde Kurz

Das Lämpchen

Ein Lämpchen wandert
In unsrem Stamme
Mit heller Flamme
Von Hand zu Hand.
Dem Vater reicht' es
An langer Leiter
Der Ahn herunter.
Wie brannt' es munter,
Als ich's empfing,
Und möchte weiter
Im ewigen Wandern
Zu all den andern,
Die unten stehn.
Es strahlt und funkelt
Noch unverdunkelt,
Und dennoch weiß ich:
In meinen Händen
Mußt du verenden,
Du schönes Licht.

Bedrängnis

Sagt mir, wer ich bin und wo mein Haus?
Sagt, von welcher Küste fuhr ich aus?
Wie mit eins in meinem schwachen Kahn
Fand ich mich auf diesem Ozean?

Tausend Segler kreuzen meinen Kiel,
Jeden kümmert nur das eigne Ziel.
Wild auf Beute steuert der Korsar,
Um mich droht und unter mir Gefahr.

Schimmern stolz die Segel auf der Flut,
Denk ich wohl: Die Fläche trägt mich gut.
Doch im Dunkel, das den Blick verhängt,
Was beginnen, wenn mich Furcht bedrängt?

Große See, die du zum Spiel mich hast,
Kleiner Nachen, der nur eines faßt,
Weiter Bogen, der sich drüber spannt,
Ewige Lichter, wo, wo find ich Land?

Jetzt heißt es still und heimlich sich entfernen

Jetzt heißt es still und heimlich sich entfernen.
Wer wagt's, der Liebe Lebewohl zu sagen?
Entschloss'nes Lebewohl den Sonnentagen,
Die hingeblüht, und allen Jugendsternen?
Wer wagt's, sein Glück noch einmal zu umfassen,
Ins Aug ihm schaun und es auf ewig lassen?

Es war doch Glück, und endigt's gleich mit Schmerzen,
Es war doch treu, bevor's die Stunden raubten.
Wer darf uns schelten, daß wir's ewig glaubten,
Als wir so fest uns hielten Herz am Herzen,
Mit Schweigen uns den tiefsten Sinn vertrauten,
Und eins im andern uns die Heimat bauten?

Was wird nun sein? Die Tage werden kommen
Und gehn und jeder wird dem andern gleichen.
Das Schöne aber bleibt hinweggenommen,
Und endlich wird Erinnrung auch verbleichen,
Bis taub und tot, dem Schattenreich verhandelt,
Das Herz vergißt, wie sich's im Licht gewandelt.

Letzte Fahrt

Nach den Stürmen und des Mittags Pein
Still und selig muß der Abend sein.
Treibt mein Nachen in die stillste Bucht,
Wo ihr Nest die müde Möwe sucht.
Träges Wasser schläft am Felsenport,
Schweigende Zypressen stehen dort.
Keine Sonne, die den Scheitel sengt,
Letzte Einsamkeit, die mich empfängt.
Nur von meinem Kahn die Phosphorspur
Sagt's den Wassern, wo ich fuhr.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

12. Fortsetzung.

Selbst der ausländische Ingenieur wunderte sich über diese noch nie gesehene Kampfart und erklärte laut und vor allen Leuten:

„Wackere Kerls diese Saporoger! So sollte man überall kämpfen, auch in anderen Ländern." Und er riet, unverzüglich die Kanonen auf das Lager zu richten. Dumpf brüllten die Kanonen aus ihren weiten ehernen Schlünden, weithin und dröhnend erbebte der Erdboden, und das ganze Schlachtfeld hüllte sich in noch dichteren Pulverdampf. In den Straßen und Plätzen der benachbarten und entfernten Städte machte sich der Pulvergeruch bemerkbar, allein die Polen hatten zu hoch gezielt: die glühenden Kugeln beschrieben einen zu großen Bogen, flogen mit schrecklichem Getöse über die Köpfe des gesamten Lagers hinweg und bohrten sich tief in den Boden ein, wobei sie das schwarze Erdreich völlig aufwühlten und hoch in die Luft schlenderten. Angesichts einer solchen Ungeschicktheit raufte sich der welsche Kriegskünstler die Haare und begann die Kanonen nun selbst zu richten, ohne darauf zu achten, daß die Kosaken ununterbrochen feuerten.

Taraß hatte von weitem die Gefahr bemerkt, die der ganzen Abteilung Nesamaikow und Steblikiw drohte, und rief mit dröhnender Stimme: „Alle Mann hinter den Wagen vor, und sofort auf die Pferde!" Allein die Kosaken hätten kaum noch Gelegenheit gehabt, das eine oder das andere zu tun, wenn nicht Ostap sich mitten in die Schlachtreihe des Feindes gestürzt hätte: hierbei schlug er sechs Kanonieren die Lunten aus den Händen, bei vier anderen mißglückte ihm jedoch dieser waghalsige Versuch, und die Polen trieben ihn wieder zurück. Nun aber ergriff der ausländische Hauptmann selbst die Lunte, um sie an ein Riesengeschütz zu legen, wie es noch keiner von den Kosaken bisher gesehen hatte: Es bot mit seinem furchtbaren Schlunde einen schrecklichen Anblick dar, und hundert Tode blickten aus ihm hervor. Und als es erdröhnte und zugleich mit ihm noch drei andere ihren ehernen Mund öffneten, und ein vierfacher Stoß den ganzen Erdboden erschütterte — welch entsetzliches Unheil richteten sie da an! Wie viele Kosaken blieben auf der Walstatt. Manch alte Mutter sollte ihren gefallenen Sohn beklagen und mit den knochigen Händen ihren welken Busen schlagen! Wie viele Witwen in Gluchow, Nemirow, Tschernigow und in andern Städten sollten ihre Männer beweinen! Tag für Tag sollten die Bräute auf den Markt hinauslaufen, jeden Vorübergehenden festhalten und ihm in die Augen blicken, ob sich nicht der unter ihnen befindet, der ihr der Liebste ist! Aber viele Soldaten sollten durch die Stadt ziehen, doch der über alles Geliebte sollte nicht unter ihnen sein!

Die Hälfte der Abteilung Nesamaikow war wie weggeblasen. Wie der Hagel ein ganzes Erntefeld niedermäht, auf dem jede Aehre gleich einem vollwertigen Dukaten glänzt, so wurden sie erschlagen und niedergestreckt!

Wie da aber die Kosaken vorwärtsstürmten! Wie sie sich alle auf den Feind stürzten! Der Hauptmann Kukubenko schäumte vor Wut, als er sah, daß die Hälfte seiner Leute nicht mehr da war. Mitten ins feindliche Zentrum warf er sich jetzt mit dem Rest seiner Abteilung. Den ersten, der ihm begegnete, hieb er in seiner Wut in Stücke zusammen; zahllose Ritter stürzte er von ihren Rossen, indem er Roß und Reiter mit seiner Lanze durchbohrte: schon hatte er sich bis zu den Kanonieren durchgeschlagen und sich einer Kanone bemächtigt, als er sah, daß die Befehlshaber der Abteilungen Uman und Stephan Guska die Riesenkanone fortschleppten. Er überließ dies also jenen Abteilungen und

sprengte mit den Seinen in den feindlichen Haufen zurück. Und immer öffnete sich eine Gasse, wo sich die Krieger von Nesamaikow zeigten! Wo sie eine Wendung machten, da tat sich eine Straße auf. Man sah, wie die Reihen der Polen sich immer mehr lichteten und wie ein Haufen nach dem andern niedersank. In der Nähe der Wagen stand Wowtusenko, vor ihm Tscherewitschenko, hinter dem letzten Wagen Degtarenko und noch weiter zurück der Abteilungsführer Wertychwist. Zwei Edelleute hatte Degtarenko bereits mit seiner Lanze durchbohrt und war jetzt an den dritten geraten, der sich so leicht nicht ergeben wollte. Dieser Pole war äußerst gewandt und stark, er trug eine prachtvolle Rüstung, und fünfzig Krieger bildeten sein Gefolge. Er versetzte Degtarenko einen gewaltigen Streich, warf ihn zu Boden und schrie jetzt, den Säbel hoch über ihm schwingend: „Ihr Hunde von Kosaken, es gibt keinen unter euch, der es mit mir aufzunehmen wagte!"

„Doch, es gibt einen," sagte Mossy Schilo und trat vor. Er war ein starker Kosak, der die Kosaken schon oft zu Wasser befehligt und schon manches Mißgeschick erlebt hatte. Die Türken hatten ihn und seine Leute einst bei Trapezunt ergriffen und sie alle als Sklaven auf die Galeere geschleppt; ganze Wochen lang hatten sie ihnen kein Brot gegeben und sie ekles Meerwasser trinken lassen. Allein die armen Sklaven erlitten und ertrugen alles, nur um ihren heiligen Glauben nicht abzuschwören. Der Hauptmann, Mossy Schilo, vermochte jedoch diesen Zustand nicht mehr zu ertragen: er trat das heilige Gebot mit Füßen, schlang den abscheulichen Turban um sein sündiges Haupt und gewann dadurch das Vertrauen des Paschas, der ihn zum Schließer und Oberaufseher über das Schiff und alle Sklaven machte. Da wurden die armen Sklaven sehr traurig; sie wußten, wenn ein Bruder den Glauben verrät und zu den Bedrückern übergeht, dann wird es unter seiner Herrschaft noch viel schlimmer als unter der eines Ungläubigen. Und so kam es auch. Mossy Schilo legte allen neue Ketten an, schloß je drei zusammen, fesselte sie mit furchtbaren Stricken, die sich bis auf die weißen Knochen ins Fleisch einschnitten und versetzte ihnen kräftige Hiebe über Nacken und Kopf. Als jedoch die Türken voller Freude, daß sie einen solchen Aufseher gewonnen hatten, ihre religiösen Vorschriften vergaßen, sich zum Schmausen niederließen und sich ganz sinnlos betranken, da trug Mossy Schilo alle vierundsechzig Schlüssel herbei und gab sie den Gefangenen, ließ sie ihre Ketten aufschließen, die Fesseln ins Meer werfen, statt ihrer einen Säbel in die Hand nehmen und alle Türken niedermetzeln. Die Kosaken machten eine große Beute und kehrten ruhmbedeckt in die Heimat zurück; und lange noch sangen die Bandurenspieler von Mossy Schilo. Man hätte ihn wohl zum Hetman gewählt, wenn er nicht ein so seltsamer Kosak gewesen wäre. Manchmal vollführte er Dinge, die auch dem Weisesten nicht eingefallen wären; ein anderes Mal plagte ihn einfach der Teufel. Er vertrank und verjubelte alles, was er besaß; in der Sjetsch war er jedem etwas schuldig, und dazu kam noch, daß er einmal einen Diebstahl begannen hatte — wie ein gewöhnlicher Straßenräuber. Eines Nachts stahl er eine vollständige Kosakenausrüstung aus einer benachbarten Abteilung und gab sie einem Schenkwirt zum Pfand. Wegen dieser schimpflichen Tat wurde er auf den Markt geschleppt, an einen Pfahl gebunden, und es wurde ein Knittel neben ihn gelegt, mit dem ihm jeder einen kräftigen Schlag versetzen mußte; es fand sich aber keiner unter den Saporogern, der den Knittel wider ihn erhoben hätte: denn sie gedachten alle seiner früheren Verdienste. So war der Kosak Mossy Schilo.

„Es gibt doch noch Männer, ihr Hunde, die euch niederzuhauen wissen," sagte er und fiel über den Polen her. Und beide hieben wild aufeinander los. Die Schulterstücke und Brustharnische verbogen sich unter ihren Schlägern. Der wütende Pole spaltete ihm den eisernen Panzer, und sein Schwert drang tief in seinen Körper. Das Hemd des Kosaken färbte sich blutrot, aber Schilo achtete nicht darauf: er hob seinen sehnigen Arm (und wie schwer war dieser stämmige Arm!) und versetzte dem Polen einen furchtbaren Hieb, der ihn betäubte. Der kupferne Helm flog in Stücke, der Pole schwankte und fiel zu Boden, und Schilo schickte sich gerade an, dem Betäubten den Garaus zu machen; — ach hätte er doch den Feind nicht vollends totgeschlagen und sich lieber umgedreht! Allein der Kosak tat es nicht, im selben Augenblick aber stieß ihm einer der Leute des Erschlagenen sein Messer in den Hals. Schilo drehte sich um und hätte den Waghalsigen vielleicht noch erreicht, aber er verschwand rechtzeitig im Pulverdampf. Unterdessen knatterten von allen Seiten die Luntenbüchsen, Schilo schwankte, er fühlte, daß seine Wunde tödlich war. Er sank nieder, preßte die Hand an die Wunde, wandte sich an seine Kameraden und schrie: „Lebt wohl, werte Herren und Waffenbrüder! Möge es ewig leben, das rechtgläubige Rußland, und ewig sei sein Ruhm und seine Ehre!" Er schloß die brechenden Augen, und die Kosakenseele entfloh aus dem rauhen Kriegerleib. Da aber kam Sadoroschny mit seinen Leuten herangerast, auch der Hauptmann Wertychwist durchbrach die Reihen, und Balaban machte sich zum Angriff bereit.

„Hallo, ihr Herren," rief Taraß zu den Hauptleuten herüber, „habt ihr noch Pulver in den Hörnern? Ist eure Kosakenkraft noch nicht erlahmt? Steht der Kosak noch fest, und beugt er sich nicht?"

„Noch ist Pulver in den Hörnern, Väterchen, noch ist die Kosakenkraft ungebrochen, und noch steht der Kosak fest und beugt sich nicht!"

Und die Kosaken drangen heftig auf den Feind ein und brachten die Reihen des Gegners in Ver-

wirrung. Der kleine Hauptmann ließ die Trommel rühren und acht bunte Fahnen aufrollen, um seine Leute, die über das ganze Feld zerstreut waren, wieder zusammenzubringen. Die Polen strömten den Bannern zu, kaum hatten sie sich jedoch wieder in Reih und Glied aufgestellt, als der Hauptmann Kukubenko mit seinen Leuten wieder ins Zentrum einfiel und sich ohne weiteres auf den dicken Hauptmann stürzte. Der hielt nicht stand, wandte sein Pferd und galoppierte davon, allein Kukubenko setzte ihm weit über das Feld nach und verlegte ihm den Weg zu dem Heere. Als Stephan Guska das auf dem linken Flügel bemerkte, sprengte er seinerseits herbei, um ihm behilflich zu sein; den Kopf auf den Hals des Pferdes gebeugt und eine Schlinge in der Hand, so wartete er einen günstigen Augenblick ab und warf dem Polen plötzlich die Schlinge um den Hals: der Hauptmann wurde rot, griff mit beiden Händen nach dem Strick und suchte ihn zu zerreißen, aber da bohrte ihm der Kosak mit einem kraftvollen Stoß die tödliche Lanze in den Leib, und festgenagelt blieb jener am Boden liegen. Aber auch Guska stand nichts Gutes bevor. Die Kosaken hatten kaum Zeit, sich umzusehen, da drangen ihm schon vier Lanzen in den Leib. Er vermochte gerade noch die Worte hervorzubringen:

„Mögen doch alle Feinde untergehen, und möge das russische Reich ewig, ewig blühen und gedeihen!" — dann verschied er.

Die Kosaken sahen sich um, hei, wie da Meteliza den Polen zusetzte und bald den einen, bald den andern niederschlug; von der andern Seite her rückt der Hauptmann Newelytschki mit seinen Leuten heran; bei dem Wagen steht Sagruriguba und teilt Hieb auf Hieb aus: noch weiter zurück hat Pissarenko der Dritte bereits eine ganze Schar in die Flucht getrieben, und an einer andern Stelle ist man schon handgemein und kämpft hoch oben auf den Wagen.

„Hallo, meine Herren," rief hier der Hauptmann Taraß, der allen voranritt, „ist noch Pulver in den Hörnern? Ist die Kosakenkraft noch ungebrochen? Stehen die Kosaken noch fest, und beugen sie sich nicht?"

„Noch ist Pulver in den Hörnern, Väterchen! Die Kosakenkraft ist noch ungebrochen, noch stehen die Kosaken fest, noch beugen sie sich nicht."

Schon war Bowdjug vom Wagen gefallen. Eine Kugel hatte ihn gerade in das Herz getroffen, aber er raffte noch einmal seine ganze Kraft zusammen und rief: „Ich trauere nicht, daß ich Abschied von der Welt nehmen muß! Gott gebe jedem ein solches Ende! Hoch lebe Rußland bis in alle Ewigkeit!" Und Bowdjugs Seele stieg zum Himmel empor, um den längst hinübergegangenen Genossen zu berichten, wie man in Rußland zu kämpfen, und vor allem, wie man dort für den heiligen Glauben zu sterben weiß!

Bald darauf stürzte auch der Hauptmann Balaban zu Boden. Er hatte drei tödliche Wunden erhalten: eine von einer Lanze, eine von einer Kugel und eine von einem schweren Säbel. Und war doch einer der wackersten Kosaken gewesen! Er war Hetmann und hatte viele Züge zur See unternommen, vor allen aber war sein Zug an die Küsten Anatoliens berühmt. Viele Zechinen hatten sie damals erbeutet, kostbare türkische Stoffe, Gewebe und allerlei Schmuck. Aber auf der Heimfahrt traf sie großes Unheil. Die Aermsten kamen plötzlich unter den Regen der türkischen Geschosse. Es hagelte nur so auf sie los, die Hälfte ihrer Schiffe und Kähne kenterte, und viele Kosaken stürzten ins Wasser, jedoch das an den Seiten der Fahrzeuge befestigte Schilf rettete sie vor dem Untergange. Balaban ruderte mit Aufbietung aller Kräfte vorwärts, immer mitten in der Sonne, und ward so unsichtbar für das türkische Schiff. Die ganze Nacht schöpften er und seine Leute mit Schaufeln und Mützen das Wasser aus den Booten und besserten die beschädigten Stellen aus. Dann machten sie sich Segel aus ihren weißen Kosakenhosen, setzten sich in die Kähne und entkamen so den schnellsten türkischen Schiffen. Sie erreichten nicht nur unversehrt die Sjetsch, sondern brachten auch dem Archimandriten des Klosters Meschigorsk zu Kiew noch ein goldgesticktes Amtsgewand und einen Rahmen aus reinem Silber für den heiligen Pokrow in der Sjetsch mit. Und lange noch rühmten die Bandurenspieler die Geschicklichkeit und das Glück der Kosaken... Da er den Tod herannahen fühlte, senkte er das Haupt und murmelte leise: „Mir scheint, ihr Brüder, ich sterbe einen schönen Tod. Sieben Feinde habe ich in Stücke gehauen, neun mit der Lanze durchstoßen, viele hat mein Pferd niedergetreten, und ich weiß nicht mehr, wieviele meine Kugel getroffen hat... So möge denn das russische Reich ewig blühen!" Und seine Seele entfloh.

Kosaken, Kosaken! Opfert doch nicht die schönste Blüte eures Heeres! Schon war Kukubenko umzingelt, schon waren von der Abteilung Nesamaikow sieben Mann übrig geblieben, und auch deren Kraft war erschöpft. Schon ist Kukubenkos Gewand über und über mit Blut bespritzt... Taraß, der seine schlimme Lage übersieht, eilt ihm sofort zur Hilfe. Aber die Kosaken kommen zu spät: Eine Lanze war ihm ins Herz gedrungen, noch bevor es gelang, die ihn umzingelnden Feinde davonzujagen. Stumm sank er in die offenen Arme der Brüder, und sein junges Blut schoß in Strömen aus seinen Wunden hervor, gleich einem köstlichen Wein, den unvorsichtige Diener in gläsernen Gefäßen aus dem Keller tragen: gerade am Eingang des Gemaches gleiten sie aus, lassen die Kanne fallen, sie zerschellt, und ihr ganzer Inhalt ergießt sich über den Estrich. Was hilft es, daß der Hausherr herbeieilt und sich an den Kopf greift, da er den Wein doch für ein besonders glückliches Ereignis in seinem Leben aufbewahrt hatte, um sich, so Gott wollte, noch einst als Greis mit einem Jugendfreunde bei einem Be-

cher der früheren, besseren Zeiten zu erinnern, als der Mensch noch anderer und reinerer Freuden fähig war. Kukubenko blickte langsam um sich und sagte: „Ich danke Gott, daß er mich vor euren Augen sterben läßt, Kameraden. Möchten doch unsere Söhne und Enkel noch tüchtiger sein als wir, und ewig blühe und gedeihe Christi geliebtes russisches Reich!" Und er hauchte sterbend seine junge Seele aus. Die Engel nahmen sie in ihre Hände und trugen sie gen Himmel. Wie wohl wird es ihm dort sein! „Setz dich neben mich, Kukubenko," wird Christus sagen, „du hast deine Brüder nicht im Stich gelassen, hast nie die Ehre verletzt, hast keinen im Unglück verlassen und hast immer meine heilige Kirche behütet und beschützt." Alle Kosaken waren durch den Tod Kukubenkos aufs tiefste erschüttert. Ihre Reihen waren schon stark gelichtet, und viele, viele Tapfere fehlten, aber trotz alledem standen die Kosaken noch ihren Mann und hielten sich wacker.

„Nun, ihr Herren," rief Taraß den übrigen Befehlshabern zu: „ist noch Pulver in den Hörnern? Sind die Säbel noch nicht stumpf geworden? Ist die Kraft der Kosaken noch ungebrochen? Stehen die Kosaken noch ihren Mann?"

„Noch ist Pulver da, Väterchen, die Säbel sind noch scharf, die Kosakenkraft ist noch ungebrochen, und noch stehen die Kosaken ihren Mann!"

Und wieder stürzten sie sich in die Feinde, als hätten sie noch keine Verluste erlitten. Nur noch drei Befehlshaber waren am Leben, überall flossen Bäche von Blut, und hoch türmten sich die Leichen der Kosaken und der Feinde. Taraß blickte zum Himmel: ein Zug Falken flog vorüber. „Ja, einer wird sich sicher freuen," murmelte er vor sich hin. Und schon war Meteliza von einer Lanze durchbohrt, schon drehte sich das Haupt des zweiten Pissarenko im Kreise herum, seine Augen brachen, und schon stürzte Ochrim Guska vom Rosse herab und sank geviertelt zu Boden.

„Wohlan denn," sagte Taraß und schwenkte sein Tuch hoch in der Luft. Ostap verstand das Zeichen, er brach aus dem Hinterhalt hervor und fiel mit unerhörter Kraft über die polnische Reiterei her. Die Polen hielten dem starken Ansturm nicht stand, und er trieb sie gerade nach dem Platz, wo die Pfähle und abgebrochenen Lanzen in die Erde gerammt waren. Die Pferde strauchelten, stürzten, und die Polen flogen über ihre Köpfe hinweg zu Boden. Jetzt feuerten auch die Kosaken der Korsunabteilung, die die Reserve bildeten und weit hinter den Wagen standen, ihre Büchsen auf die Polen ab, da sie sahen, daß diese sich nur in Schußweite von ihnen befanden. Die Polen gerieten in Verwirrung und verloren den Mut, während die Kosaken von neuer Hoffnung erfüllt wurden. „Jetzt ist der Sieg unser," schallten die Stimmen der Saporoger von allen Seiten, die Posaunen ertönten, und die Siegesbanner flatterten auf. Die geschlagenen Polen flohen nach allen Richtungen auseinander und suchten, wo sie sich verstecken könnten. „Nein, noch ist der Sieg nicht unser," sagte Taraß mit einem Blick auf das Stadttor, und er hatte die Wahrheit gesagt. Die Tore öffneten sich, und eine Schar Husaren kam hervorgesprengt.

Fortsetzung folgt.

Giuseppe Verdi

(1813—1901)

Nur mit wenigen Worten soll hier des Musikers gedacht sein, dessen außerordentliches Genie für die Entwicklung der Musik seines Heimatlandes, Italiens, von so weittragender Bedeutung werden sollte, jenes Italiens, das einst, zur Zeit Palaestrinas, Monteverdes, Gabrielis, die unbedingte Führung in musikalischer Hinsicht inne hatte, und welches nach und nach mit dem Sinken seiner politischen Macht auch die solange behauptete Suprematie in der Musik einbüßen sollte. Mit der Erscheinung Verdis begann es jedoch auch in der italienischen Musik wieder Tag zu werden. Von der genialen Trivialität — wenn man so sagen darf — eines Rossini, Bellini und Donizetti unterschieden sich allerdings die ersten 17 Opern des jungen, technisch frühgereiften Komponisten höchstens durch die größere Gewissenhaftigkeit der Arbeit und die etwas sorgfältigere Behandlung des Orchesters. Erst im Rigoletto, dem Troubadour und der Traviata (1851 und 1853) offenbarte sich Verdis tiefere Eigenart. Die leidenschaftliche Dramatik, welche durch diese 3 Opern wehte, ihre rassige Instrumentation und nicht zuletzt die Volkstümlichkeit ihrer Melodien schufen Verdi zum musikalischen Nationalheros. Wirkliche Charakteristik der handelnden Personen durch die Musik trat erst im „Maskenball" (1859) auf; einen entschiedenen Wendepunkt in der Schaffensart des Meisters bedeutete aber die 1870 komponierte „Aida", insofern in dieser Oper Verdi zum erstenmal formell neue Wege betrat. Im „Othello" (1887) hatte Verdi die alte Opernschablone gänzlich aufgegeben, ob wirklich unter dem entschiedenen Einfluß Wagners oder aus der inneren Notwendigkeit seines Schaffens heraus, bleibe dahingestellt.

Für die letztere Auffassung spricht die wunderbare Stileinheit des Werkes und die elementare Größe seiner dramatischen Anlage, sodaß wir den „Othello" dem Höchsten zuzählen müssen, was musikdramatische Produktion bis heute geschaffen. War mit dem „Othello" Verdis Mission als Schöpfer einer neuen italienischen Opera seria erfüllt, so sollte sich in ‚Falstaff" (1893) zuletzt noch eine Seite seines Wesens enthüllen, die bisher ganz im Dunkel geblieben war, der Sinn für musikalischen Humor. Nichts spricht mehr für Verdis

Genie als der Falstaff. In diesem von Grazie, Schelmerei und Leichtigkeit erfüllten Werk, dem nichts Schweres und Gekünsteltes anhaftet, müssen wir geradezu das Ideal einer komischen Oper sehen. Auch hier bewundern wir die innere Einheit, das sprühende Leben, des Meisters köstliche Charakterisierungskunst. Die Anmut und Süße der Melodien entzückt uns, und die filigranartige Schönheit der Ensemblesätze, die durchaus neuen Harmonien und das mit souveräner Technik behandelte Orchester sind Dinge, die auch dem Kenner und Musiker immer neuen Genuß bereiten.

Verdi schrieb den Othello im 74., den Falstaff im 80. Lebensjahre. Und wenn wir das gesamte Lebenswerk des Meisters überblicken: 31 Opern, das wundervolle Requiem, ein ernstes Streichquartett, Chöre und eine Reihe großzügiger Lieder (darunter 2 Szenen aus dem Faust!), so erfüllt uns tiefe Bewunderung vor einer Schöpferkraft, die nicht nur hinsichtlich des geschaffenen Werkes, sondern auch der Wege halber, welche sie eine Entwicklung gehen ließ, zu den außerordentlichen Offenbarungen der Natur zu zählen ist.

S. G. Kallenberg.

Zeitgemäße Betrachtungen

Von Fritz Müller

„Sie kennen doch den berühmten...?"

Ich kenne zwei Wörter mit einem Fragezeichen, die sind ein doppelläufiger Revolver, gerichtet auf die Wahrheitsliebe der Gebildeten. „Kennen Sie...?" heißen diese beiden Wörter. Freilich kommt es auf die Art an, wie sie eingekleidet werden. Fragt uns einer: „Kennen Sie einen gewissen Herrn Niedermaier?" so ist der Revolver blind geladen. Niemand wird versuchen, ja zu sagen, er kenne den Herrn Niedermaier, wenn er ihn nicht wirklich kennt. Läßt man den „gewissen" aus und fragt schon etwas suggestiver: „Kennen Sie Herrn Niedermaier?" so fängt die Wahrheitsliebe leicht zu zittern an. Es gibt Entschuldigungsnaturen, die sich schon fast schämen, daß sie „Herrn" Niedermaier, den der andere kennt, nicht gleichfalls kennen sollten. Und wenn einer aus der Frage „Herrn" herausläßt: „Kennen Sie Niedermaier?" so überlegen viele blitzschnell: „Um Gottes willen, das wird doch nicht irgend ein bekannter Schauspieler oder Schriftsteller sein, den man kennen muß?" Der Revolver knallt. Die Angst vor der weitern Frage mit der maßlos erstaunten Betonung: „Was, den kennen Sie nicht?" gibt schon dem und jenem einen Stoß, so daß sie sagen: „Hm, Niedermaier? Gewiß, gewiß..." Und sie rudern krampfhaft in der Unterhaltung, um das Gespräch vom Niedermaier abzulenken. Manchmal gelingt es. Ist aber jene Frage so gestellt: „Kennen Sie den berühmten Niedermaier?" so gibt es für die meisten kein Entrinnen mehr. Sie dürfen sich ums Himmels willen nicht blamieren. Sie müssen sagen: „Selbstverständlich!" auch wenn sie keine Ahnung vom berühmten Niedermaier haben. Nun gar, wenn die Frage in der Befehlsform gestellt ist: „Sie kennen doch den berühmten Niedermaier?" Ich habe wenig Menschen getroffen, die dem Schuß aus diesem heimtückischen Bildungsrevolver nicht erlegen wären. Man denke doch: die Blamage, wenn ich den berühmten Niedermaier nicht kennte. Nicht auszudenken. Also lieber frisch gelogen: „Den berühmten Niedermaier? Na, erlauben Sie, den werde ich nicht kennen!" Das ist doch der — der Sohn vom — alten Niedermaier, nicht wahr...?" Und von jetzt ab mußt du eine lange Strecke innige Vertrautheit mit den Werken, den Taten oder den Tenorgesängen des berühmten Niedermaier heucheln. Und von Masche zu Masche heißt es Eiertanzen, daß du dich nicht verrätst, mein Lieber. In den meisten Fällen freilich ist die Gefahr nicht groß. Einfach, weil der andere, der dich fragte, den berühmten Niedermaier in Werken, Taten oder Tenorgesängen auch nicht kennt. Und dann ist es ein diebisches Vergnügen für — den Dritten, euern Eiertänzen zuzuschauen, bei denen mangels der Eier keine Eier je zertreten werden können. —

Die allgemeine Lügerei wird noch um einen Grad verwegener, wenn es sich nicht um einen Niedermaier handelt, sondern um einen exotischen Namen. Da kannst du dir ohne Schaden einen Bildungsphilister zu fragen erlauben: „Sie kennen doch Marlborough, den berühmten Dramendichter?" oder: „Sie kennen doch Ibsen, den berühmten Reitergeneral aus dem Siebenjährigen Kriege?" Und du kannst dich darauf verlassen, sie werden ihn alle kennen, den berühmten Dramendichter Marlborough und den noch berühmteren Reitergeneral Ibsen. Das heißt, ich muß genau sein. Nur in den Bezirken der sogenannten „Bildung" — nicht mit wahrer Bildung zu verwechseln — werden die berühmten Revolver losgehen und ihre Opfer treffen, die so gräßlich Angst haben vor der Bildungsblamage, irgend etwas nicht zu wissen. Außerhalb dieser Bezirke ist der Revolver ganz gefahrlos, nach oben wie nach unten. Frage einen wirklichen Gebildeten: „Sie kennen doch Oskar Wilde (sprich ueild!)?" Und er wird dir entweder ruhig sagen: „Nein, ich habe nichts von ihm gelesen" oder: „Ueild? Nein, den kenne ich nicht, aber einen Wilde, ja..."

Nach oben wie nach unten, sagte ich. Frage unten einen braven Trambahnkutscher auf der Strecke zwischen dem Bahnhof und dem Marienplatz: „Sie kennen doch Walt Whitman?" Und er wird dir deinen Bildungsrevolver gemütlich auf die Seite schlagen mit der Antwort: „Aha, Sie

moana vielleicht mein' Freund Widmann von der Plinganserstraß'n — soso, den kennen Sie aa — aber der hoaßt sei' Franzl ..."

Ersatz

„Niemand ist unersetzlich," heißt es, wenn einer stirbt. Und über eine Weile ist er auch ersetzt. Das ist ganz in Ordnung so. Immerhin, er mußte vorher sterben, daß man ihn ersetzte. Die Dinge aber, welche uns umgeben, und mit welchen wir gut Freund sind, die werden vorher schon ersetzt. Bei ihnen wird nicht lange gewartet, bis sie auch gestorben sind. Nach wie vor sind sie bereit, uns gern zu dienen. Aber da schlägt ihnen eines Tages die Hausfrau die Türe vor der Nase zu: „Was? Butter? Ich brauche keine Butter mehr — ich nehme von jetzt ab Buttererſatz." — „Was Kaffee? Ich brauche keinen Kaffee mehr — ich nehme jetzt Kaffeeersatz." — „Vanille? Fort damit, ich nehme Vanillin." — „Geht nur weiter, Eier — ich nehme jetzt ein Eiweißpräparat." — Bald wird es in der Küche nichts mehr geben, was nicht ersetzt wird. Ich bin sicher, wir werden eines Tages Kunstsemmeln zum Frühstück vorgesetzt bekommen. Und wie lange wird es dauern, dann regiert die Kunstmilch? Kunstzucker, glaube ich, ist auch schon unterwegs. Kunstrindfleisch schwimmt ja schon seit langem als Extrakt in unsern Suppen. Aus Tuben, wie sie früher nur die Maler brauchten, preßt man heute schon die sonderbarsten Würste, will sagen Präparate, auf die Butterbrote: Kunstmayonnaise, Kunstanchovispasta, Kunstsardellenbutter — auch eine Art „Ausdruckskultur" unserer Zeit. — Ja ja, die Hausfrau, sagt ihr. Mit Verlaub, die Hausfrau hat nicht angefangen mit Ersetzen. Die Männer haben es ihr vorgemacht. Oder waren es nicht Männer, welche erstmals Alabaster durch den Gips ersetzten? Und weil Gips doch immer noch natürlich ist, nach Gips den Kunstgips brachten. Und waren es nicht wieder Männer, welche Kunststein fabrizierten, Kunstmarmor auf den Baumarkt warfen und unsern Waschtisch, der aus gutem, echtem Holz war, mit gestrichenen Marmoradern fürchterlich verhu — ich bitte um Entschuldigung: veredelten, natürlich? — Umwertung aller Werte hat einmal ein Großer als die Forderung der Zukunft hingestellt. Und das Echo, welches seine Stimme in den Massen wachrief, hieß: Ersatz. Neulich bin ich ordentlich erschrocken, als ich in der Zeitung lesen mußte: „Ersatz Barbarossa". Um Gottes willen, dachte ich, jetzt greift der Herr Ersatz auch schon in die Vergangenheit, und nun krempeln sie am Ende auch den alten Barbarossa um? Aber nein, es handelt sich nur um ein Panzerschiff. Dann hörte ich von einem, welcher eine Jacht besaß. Die hieß er „Freundschaft". Das war schön von ihm. Aber als die Freundschaft nicht mehr recht modern war, kaufte er sich eine neue Jacht, die nannte er „Ersatz Freundschaft". Spaß, sagt ihr, es ist ja nur ein Schiff. Ich wollte schon, ihr hättet recht. Aber ich fürchte, daß „Ersatz Freundschaft" mehr als ein Schiff ist, und daß die „Ersatz Begeisterung" und die „Ersatz Liebe" ihr auf dem Fuße folgen wird.

Sprichwörter aus der Lüneburger Heide

Wat taun Swientrog tauhaut ist, dat ist taun Vigelin slecht tau bruken.

(Was zum Schweinetrog zurechtgehauen ist, das ist zur Violine schlecht zu gebrauchen.)

*

Dee Giez helpt uplahn, aber trecken helpt hei nich.

(Der Geiz hilft wohl aufladen, aber ziehen hilft er nicht.)

*

Wenn väl Heuner in een Neest lägt, help't sick bald.

(Wenn viele Hühner in ein Nest legen, hilft sich's bald.)

*

Man wat sau olt as'n Kauh und liert ümmer tau.

(Man wird so alt wie eine Kuh und lernt immer zu.)

*

Keen sick iehrlich will ernähr'n, mut väl flick'n, stopp'm und wenig vertehr'n.

(Wer sich ehrlich will ernähren, der muß viel flicken, stopfen und wenig verzehren.)

*

Een Trupp helpt dee anner up.

(Eine Truppe hilft der andern.)

*

Keen mi vörwarnt, ist min Fründ; keen mi nah warnt, het't mi gümt.

(Wer mich vor der Tat warnt, ist mein Freund; wer nachher warnt, hat's mir gegönnt.)

*

Blief up'm recht'n Weg, sau slaht keen Büsch in de Ogen.

(Bleib auf dem rechten Weg, dann schlagen dir keine Büsche in die Augen.)

*

Wenn't Glück reg'nt, sitt wi in'n Dräg'n.

(Wenn's Glück regnet, sitzen wir im Trocknen.)

*

Is ok woll in'n Boom trecht haut un denn hendal stött.

(Er ist auch wohl im Baum zurecht gehauen und dann heruntergestürzt.)

*

Gautmaker is bäder as Välmaker.

(Gutmacher ist besser als Vielmacher.)

*

Nord und Süd, dee Welt is wiet;
Öst und West, tau Hus ist up't best.
(Nord und Süd, die Welt ist weit;
Öst und West, zu Haus ist's am besten.)

*

Je arger dee Strick, je mehr Glück.
(Je ärger der Strick, je mehr Glück.)

*

Man mut nich höger stiegen, as dee Boom Telken hätt'.
(Man muß nicht höher steigen, als der Baum Aeste hat.)

*

Loppt keen Hund nägen Dag dull, hee loppt an.
(Ein toller Hund läuft keine neun Tage, er läuft an.)

*

Gaue Weg hätt keen Krumm.
(Gute Wege haben keine Krümmung.)

*

Morgenrot bringt Wader in'n Sood.
(Morgenrot bringt Wasser in den Brunnen.)

*

Der Buer wad gries, un hei wad nich wies.
(Der Bauer wird grau, und er wird es nicht gewahr.)

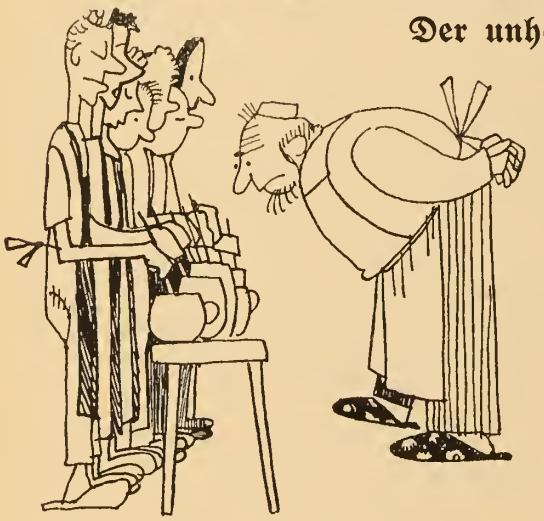
*

Schön, secht dee Buer, wenn'n Eddelmann 'n Slag fricht.
(Schön, sagt der Bauer, wenn den Edelmann ein Schlag trifft.)

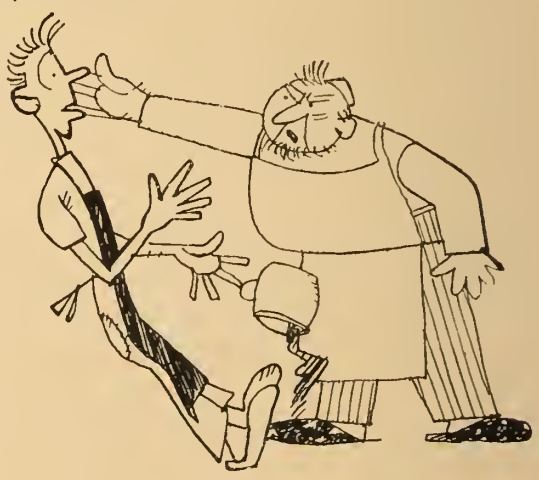
Gesammelt von H. Behrens.

Schalkserke

Der unheimliche Fleck



Es war einmal ein Meister,
Der hatte sieben Knecht,
Die rührten alle Kleister,
Doch ach, sie rührten schlecht.



Da gab einmal der Meister
Dem einen einen Patsch,
Zu Boden fiel der Kleister
Mit einem großen Klatsch.

Die Ehefrau des Meisters
Wischt ihn zwar wieder weg,

Doch sieht man noch des Kleisters
Unheimlich dunklen Fleck.

Zeichnungen von Walter Trier.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Die zwei kleinen Abschnitte aus Kurzens Kindheitserinnerungen finden sich in den „Denk- und Glaubwürdigkeiten". Das Wortspiel im zweiten Teil, „er habe vom Spieß auf dienen müssen", bezieht sich auf den damaligen, in Ritter-, Räuber- und Schauerromantik überaus fruchtbaren Romanschriftsteller Christian Heinrich Spieß (1755—99). Die Geistergeschichte „Der alte Überall und Nirgends", „Das Petermännchen", „Die zwölf schlafenden Jungfrauen" waren Spießsche Fabrikate. Der „alte Buchdrucker" war Kurzens Großvater von Mutters Seite.

Isolde Kurz ist die Tochter Hermanns. Die Gedichte sind dem Band „Neue Gedichte", Verlag J. G. Cotta Nachf., Stuttgart, Preis 2.50 Mk., entnommen. Wir gedenken diese Dichterin in Heft 51, aus Anlaß ihres 60. Geburtstages, unseren Lesern näher zu bringen.

Die kurze Betrachtung über Verdi sollte schon zu dessen 100. Geburtstag (10. Oktober) erscheinen, mußte wegen Raummangels aber bis jetzt zurückgestellt werden.

Das Scherzgedicht „Der unheimliche Fleck" mit den Bildern von Walter Trier bringen wir als Probe aus dem von Felix Schloemp im Verlag Georg Müller in München herausgegebenen Bändchen „Schabernack und Lumpenpack" (2 Mk.). Es enthält die lustigsten Moritaten und Schauerballaden von Busch, Thoma, Wedekind, Etzel, Liliencron, Seidel u. a., sowie vieles aus Volksmund, alles mit ulkigen Bildern von Trier. Wer sich eine vergnügte Stunde machen will, der findet hier ein gutes Mittel dazu.

Hermann Kurzens Werke

Die „Sämtlichen Werke", herausgegeben von Hermann Fischer, erschienen im Verlag Hesse & Becker in Leipzig. 3 Bände, broschiert 4.50, geb. 6 Mk. Dieser Ausgabe ist eine Lebensbeschreibung vorangesetzt; auch enthält sie gute Erläuterungen; ferner drei Bildnisse und einen Handschriftnachdruck. — Derselbe Verlag liefert einzeln „Gesammelte kleinere Erzählungen", geb. 1.80 Mk., die Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt" (je 1.20, geb. 1.80 Mk.) und die Novelle „Der Weihnachtsfund" (40, bezw. 80 Pfg.). — „Schillers Heimatjahre" erschienen außerdem bei Otto Hendel in Halle (geb. 2.20 Mk.) und mit Illustrationen im Verlag Union, Stuttgart (7 Mk.). — Eine schöne zweibändige Ausgabe des „Sonnenwirt" zum Preise von 1.50, geb. 1.90 Mk., ist bei J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart herausgekommen. — „Humoristische Erzählungen" von H. Kurz enthalten 2 Bändchen der „Allgemeinen Bücherei" (geh. 40, geb. 80 Pfg.), kleinere Erzählungen Bd. 53 der „Deutschen Bücherei" (50 Pfg.) und Bd. 1 und 7 der von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege Berlin herausgegebenen „Bunten Bücher" (je 10 Pfg.) — Die erzählenden Schriften von Kurz sind vor allem für Volks- und Schulbibliotheken zu empfehlen.

Musikbiographisches

In Ergänzung unserer Artikel über Schumann, Mendelsohn und Verdi möchten wir noch das Wichtigste nennen, was bis jetzt in biographischen Werken über die Genannten erschienen ist. Über Schumann veröffentlichte J. v. Wasielewski ein erschöpfendes Lebensbild, welches sich schon infolge der persönlichen Beziehungen des Biographen zu dem Komponisten besonders reizvoll liest. Will man Schumann im Spiegel seiner eigenen Worte kennen lernen, dann greife man zu dessen „Gesammelten Schriften über Musik und Musiker", welche in einer vollständigen Ausgabe bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienen sind. Doch existiert von diesen hochinteressanten Schriften, welche ein Bild des gesamten Musiklebens der 30er und 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts geben, auch eine billige, bei Reclam erschienene Ausgabe, welche wir besonders allen Musikstudierenden aufs Wärmste empfehlen möchten. Mendelsohn dürfte man wohl am nächsten treten, wenn man die „Familie Mendelsohn" zur Hand nimmt. Genuß geben aber auch des jungen Mendelsohn „Reisebriefe", die derselbe aus Schottland und Italien an seine Angehörigen richtete, sowie seine „Briefe 1833—47". Ein gedrängtes Lebensbild des Künstlers gab J. Littard heraus; es kostet nur 1 Mk. und ist ebenfalls bei Breitkopf-Leipzig erschienen. —

Über Verdi ist leider die Literatur noch klein. Das Meiste, was über den großen Komponisten geschrieben wurde, ist in italienischen und französischen Zeitschriften erschienen. Jedoch hat der Verlag Harmonie-Berlin die Persönlichkeit Verdis in seinen Monographien aufgenommen, und auch in der Reclamschen Galerie zeitgenössischer Musiker ist Verdi nicht vergessen.

Kallenberg.

Goethe-Bibliothek.

Im Verlag Morawe & Scheffelt in Berlin gibt Karl Georg Wendriner eine „Goethe-Bibliothek" heraus. Es liegen hieraus drei Bände vor, auf gutem Papier, gut gedruckt, in Pappeinbänden, zum Preis von je 3 Mk. Den Umkreis dieser „Goethe-Bibliothek" kennzeichnet am besten der Inhalt der Bände. Da ist zunächst Johannes Falks (1768—1826) nachgelassenes Werk „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt". Einen Abschnitt hieraus brachte die Völkerschlacht-Lese (Heft 41) als „eine patriotische Aufwallung Goethes". Falk selbst bezeichnet sein Buch als eine Sammlung „geordneter, gewissenhafter Auszüge aus seinem sorgfältig geführten Tagebuche". Falk stand, von Neidern herabgesetzt, bei den Goetheforschern lange Zeit im Ruf eines Schwätzers, weil die Länge und Ausführlichkeit der diskutierenden Gespräche Goethes auffiel; in jüngerer Zeit ist man sich aber doch darüber einig geworden, daß man aus Falks Mitteilungen, so weit sie Reden Goethes wiedergeben, diesen Großen deutlich und echt heraushört. Daß Falk, früher satirischer Dichter, dann Gründer und Leiter eines Waisenhauses in Weimar, lange Jahre hindurch, wenn auch vielleicht nicht als ein intimer Freund, so doch als gern gesehener und stets willkommener Gast im Hause Goethes verkehrte, steht fest, und eben so gewiß erscheint es auch, daß Falk zumindest nicht mit Absicht unrichtige Dinge und Worte berichtet. Jeder Goethefreund wird in diesem Buche zweifelsohne eine Fülle wertvoller Nachrichten finden.

Ein zweiter Band bringt die „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" von J. P. Eckermann. Diesen Namen kennt jedermann durch die berühmten „Gespräche mit Goethe", aber nur wenige wissen, wie Eckermann zu Goethe kam. Es geschah durch vorgenanntes Werk. Eckermann hatte es im Mai 1823 vollendet und schickte das Manuskript von Hannover aus an Goethe, der es sehr lobte und empfehlend nach Stuttgart an Cotta sandte, in dessen Verlag das Buch später erschien. Im Juni 1823 besuchte Eckermann Goethe in Weimar. Dieser übertrug ihm die kritische Durchsicht und Beurteilung seiner alten Rezensionen in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" aus den Jahren 1772 und 73, und Eckermann fand mit seinem Aufsatz hierüber so sehr die Anerkennung des Altmeisters, daß dieser, nach seiner Rückkehr aus Marienbad, die bedeutungsvollen Worte zu ihm sprach: „Ich muß gerade heraussagen, ich wünsche, daß Sie diesen Winter bei mir in Weimar blieben." Und Eckermann blieb — bis an Goethes Ende. Daß uns hier jenes in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvolle und interessante Werk Eckermanns in einer schönen neuen Ausgabe geboten wird, ist sehr zu begrüßen.

Ein dritter jüngst erschienener Band enthält die „Mitteilungen über Goethe" von Friedrich Wilhelm Riemer, in Auswahl. Der Altphilologe Dr. Riemer kam 1803 als Erzieher von Goethes Sohn August nach Weimar und machte sich infolge seines hervorragenden Wissens Goethe bis zu dessen Tode als Mitarbeiter unentbehrlich. Besonders wichtig war er für Goethe als Korrektor seiner Werke; auch hat er mit

Eckermann gemeinsam die zwanzig Nachlaßbände herausgegeben. Den Menschen Riemer hat Goethe zwar nie besonders geliebt („Ein Talent, doch kein Charakter"), aber zu keinem Menschen hat Goethe so kluge Dinge gesagt wie zu ihm. Oder vielleicht, wie Wendriner meint: niemand war fähig, Goethes Gedanken so rein, klar, ohne jede Banalisierung aufzuzeichnen wie Riemer. So sind dessen „Mitteilungen" eine außerordentlich wertvolle Sammlung von Aussprüchen Goethes und Bemerkungen über ihn.

E.

„Der moderne Dichter"

Vor mir liegen sechs kleine Bücher (je 1½ Mk.), die unter dem Namen „Der moderne Dichter" zusammengefaßt, verschiedene zur Jetztzeit lebende Schriftsteller behandeln. Der Verlag (Wilh. Borngräber, Neues Leben, Berlin) bezweckt mit dieser Veröffentlichung beim Publikum ein tieferes Verständnis für Haupt-Erscheinungen unseres dichterischen Geisteslebens zu erwecken.

Man fragt sich unwillkürlich: wer ist schuld daran, daß dies nötig ist? Sind es die Schaffenden oder die Aufnehmenden, sind es die Dichter oder das Volk? Warum müssen künstliche Brücken herüber und hinüber geschlagen werden, warum Vermittler auftreten? Warum fehlt das geheimnisvolle Band, das den Einen mit Allen verbindet und seine Arbeit durch die allgemeine, gleichgerichtete Sehnsucht ganz von selber erklärt und begierig aufgenommen sein läßt?

Deutschland hat seit 1870 eine neue Entwicklung erlebt, die seine Kräfte nach außen, nach der Erde zu wandte. Der erstaunliche Aufschwung der Technik, die Blüte der Industrie, das Anwachsen von Reichtum und Macht, all das sind äußere Erscheinungen eines richtigen inneren Vorganges: der Eingewöhnung des deutschen Geistes in die reale Welt. Wir stehen am Ende dieses Vorganges; wir können ihn beklagen, weil er den alten Idealismus geraubt hat, wir können ihn bejubeln, weil er uns endlich Einfluß und Gewinn auf dem Erdball verschafft; eines müssen wir von dieser und jener Seite erkennen: er war eine der größten Revolutionen unseres Innenlebens überhaupt. Und er ist auch der Hauptgrund zu jener Kluft zwischen Künstler und Volk, von der wir eben sprechen. Die Allgemeinheit ist seit vier Jahrzehnten zu ausschließlich mit dem einschneidenden Erlebnis der Verweltlichung, wenn man so sagen darf, beschäftigt, so daß ihr in der Tat die Weihe zur Kunst tief abhanden gekommen ist. Auf der andren Seite sehen sich die Dichter von der Strömung rings um sie her zu sehr allein gelassen, ja abgestoßen, daß sie notgedrungen einsame Wege gingen. Gerade die besten unter ihnen wandten sich von diesem Zeitalter der Maschinen und Geldgeschäfte ab, das keinen Spielraum für ewige Fragen mehr in sich zu bergen schien. Heute freilich, wo die alte Sehnsucht nach innen wieder erwacht, versucht man ganz naturgemäß auch die böse Form zwischen Dichter und Nation zu beseitigen.

Die oben genannte Sammlung ist eine von mehreren gleich gerichteter Art. Unstreitbar am höchsten stehen die beiden Arbeiten von Paul Friedrich über Thomas Mann und Frank Wedekind. Sie behandeln auf engem Raum jedesmal gleich mustergiltig eigens verschiedene Charaktere und halten dabei in glücklichster Weise die Mitte zwischen verstehendem Einempfinden und maßvollem Urteil, gleich weit entfernt von dem sonst üblichen sinnlosen Verherrlichen oder engherzigen Abtun. Man kann wirklich einen Standpunkt in den behandelten Schriftstellern aus ihnen gewinnen und zwar einen, der der gegenwärtigen Lage gemäß der denkbar beste ist. Das Büchlein Paul Zechs über R. M. Rilke ist von einer gewissen Inbrunst der Bewunderung durchweht, die auf ihre Weise zu freien Erkenntnissen gelangt. K. A. Schmidts Schrift über Borngräber versucht in einer nach meinem Gefühl etwas gar zu programmmäßigen Art diesen Dramatiker als den verkannten Heiland unserer Kunst darzustellen. Ich glaube heutzutage, wo so viele verkannte, — angeblich verkannte — Führer, Genies, Könige und dergl. ausgerufen werden, tut man niemand einen guten Dienst, wenn man ihn in den Kreis dieser Einzigartigen erhebt. Wozu auch das ewige Klagen? Endlich sollte man verständig genug geworden sein um einzusehen, daß das Bedeutende eben seinen weiten Weg zur Allgemeinheit hat und daß das einfach — naturgesetzmäßig ist. Die Hefte über Herbert Eulenberg (von Joh. Gottfried Hegens) und über Gerhard Hauptmann (von C. F. W. Behl) sind wohlgemeinte Lobpreisungen ohne tiefere Ein- und Überblicke. Schließlich steht uns ein Dichter wie Hauptmann doch schon zu nahe, als daß wir ihn nur Licht in Licht sehen; zum mindesten möchten wir ihn mit etwas mehr Nachdenken feiern lassen.

Es ist zu bedauern, daß Paul Friedrichs Ton nicht in anderen Nummern der Sammlung weiterklingt. Dann würde sie wirklich auf einer ihrer selbstgestellten Aufgabe angemessenen Höhe stehen. Hoffentlich erholt sie sich in den folgenden Heften wieder ein wenig vom Hymnenstil, der ja allerdings gegenwärtig grassiert.

Dr. Friedrich Stieve.

Das literarische Jahrbuch des Scheffelbundes

erscheint dieses Jahr in zwei Ausgaben: als „Scheffelkalender auf das Jahr 1914" und als Scheffeljahrbuch unter dem Titel „Nicht rasten und nicht rosten". Durch diese zwiefache Ausgabe hofft der Herausgeber den verschiedenen Richtungen gerecht zu werden, jenen, die das Jahrbuch als Sammelpunkt der Scheffel-Forschung wünschen und jenen, die es gern zum Spiegelbild der zeitgenössischen Literatur erweitert sähen. Von den Beiträgen interessieren naturgemäß jene am meisten, die sich mit Scheffel selbst befassen. Es sind da zu nennen ein Aufsatz Alberta von Freydorfs über die Beziehungen des Großherzogs Friedrich I. von Baden zu Josef Viktor von Scheffel; ferner die Schilderung Paul Heyses von seiner ersten Begegnung mit Scheffel. Auch sonst enthält das Jahrbuch manches Interessante aus dem Gebiet der Scheffel-Forschung, u. a. eine biographische Zusammenstellung der Scheffelkompositionen von K. M. Klob. Weiter sind erwähnenswert ein Nachruf an Scheffels Sohn und Enkel, die beide im letzten Jahr starben, und eine ausführliche Würdigung von Scheffels Freund, dem Hegausänger Richard Stocker, durch den Herausgeber Professor W. A. Hammer an Hand von ungedruckten Briefen Scheffels. Sonst bietet das Jahrbuch noch eine stattliche Anzahl Beiträge namhafter Dichter und Schriftsteller; wir nennen nur: Presber, Johannes Trojan, Stephan Milow, Marie von Ebner-Eschenbach, Walter von Molo, Eduard Pötzl, Rudolf Greinz, Ginzkey u. s. f. Unter den Bilderbeigaben verdienen besonders hervorgehoben zu werden ein Bildnis Trojans, eine Gelegenheitsaufnahme der Dichterfreunde Franz Keim und Peter Rosegger, Porträts von Richard Stocker, von Scheffels Sohn und Enkel. Ferner ist das Jahrbuch ausgestattet mit einem in Faksimile wiedergegebenen Brief, in dem Scheffel in launiger Weise seinen Sarg bestellt. — Der Scheffel-Kalender kostet gut gebunden 3 Mk.; erschienen ist er im Verlag von Karl Prochaska, Wien, Teschen, Leipzig.

Gedenktafel

Der 30. November 1667 ist der Geburtstag des englischen Schriftstellers Jonathan Swift. Weltberühmt wurde sein Roman „Gullivers Reisen".

Am 3. Dezember 1812 wurde in Antwerpen der flämische Schriftsteller Hendrik Conscience geboren. Seine köstlichen kleinen Geschichten und Schilderungen aus dem flämischen Stillleben machten ihn in ganz Europa bekannt.

Am 3. Dezember 1902 starb in Brünn der Dichter und Schriftsteller Hieronymus Lorm (Pseudonym für Heinrich Landesmann). Trotzdem er schon mit fünfzehn Jahren das Gehör fast vollständig und das Augenlicht gänzlich verlor, schuf er doch eine Reihe kraftvoller und künstlerisch vollendeter Werke. Daß diese allesamt eine pessimistische Grundstimmung haben, ist angesichts seines körperlichen Zustandes begreiflich. „Gabriel Solmar", einer seiner besten Romane, ist bei Reclam erhältlich.

Am 4. Dezember 1875 wurde in Prag der Dichter Rainer Maria Rilke geboren.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Vierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26.
Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 49 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Der Märchen-Lese zum Geleit

Im Frühling des Lebens, wenn unsere Einbildungskraft aufwacht, sind wir ungemein geneigt, uns eine Welt zu denken, die nicht um uns ist. In der, die uns umgibt, finden wir uns enge und den Gang der Dinge um uns her alltäglich; wir haschen also gern nach dem Wunderbaren, setzen uns in Zeiten, die nicht mehr sind, in Länder, die wir weder gesehen haben noch sehen werden, ja, wir fühlen eine Freude darin, jedem Außerordentlichen, das uns vorkommt, den Zusatz einer Riesengröße zu geben oder es mit allen Farben auszuschmücken, die unser Herz daran liebet. Ein großer Teil vom Anmutigen der Jugend liegt hierin; in dem Zauberglanz frischer Eindrücke nämlich, in der blendenden Größe, die uns das Neue der Welt gewähret.

Auch diese Anlage in uns ist eine Gabe des Schöpfers, der jedes seiner Geschöpfe bei jedem Schritt seines kurzen Daseins hienieden mit den Fähigkeiten versah, die für dieses und für seine folgenden Zeitalter gehörten. Denn im menschlichen Leben entwickelt sich ein Zustand aus dem andern: wie sich die Tage ketten, so ketten sich auch unsre Gedanken, und was der Frühling nicht säete, kann der Sommer nicht reifen, der Herbst nicht ernten, der Winter nicht genießen. Wie eine volle Knospe bricht also unser Dasein zur Zeit der Jugend hervor, damit es die spätern Jahre des Lebens reifen. Unsre Gedanken und Wünsche reichen in ihr weiter hinaus, als unsre Hände je reichen werden.

Glücklich ist diese Zeit der Jugend, auch in ihrem ersten schönen Traum glücklich. Sie ahnet viel: denn sie kennet noch wenig; sie hoffet viel: denn sie ist noch nie von den Schranken zurückgestoßen, die unsre besten Hoffnungen einschränken. Wir haben also dem Schöpfer für diesen Morgen voll schöner Bilder, für dies Paradies unschuldiger Hoffnungen sehr zu danken.

Aber wir haben auch Fleiß anzuwenden, daß wir dies Paradies Gottes bauen und uns nicht in Wolken verlieren, die bei ihrer schönen Gestalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen, als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller menschlichen Gemütsgaben.

Tausend Uebel des Lebens, die uns in spätern Jahren verfolgen, ja, die wir mit uns in unserer Brust umhertragen, entsprangen daher, daß wir in der Jugend unsre Phantasie verwöhnten, daß wir uns Luftgestalten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu, uns von dem süßen Truge vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit andern gequälte und betrogene Kinder.

Aus der Vorrede Johann Gottfried Herders zu einer Ausgabe der „Palmblätter" (1786).

Kindesträume

Eine Erzählung von Ludwig Steub

In Süddeutschland liegt eine kleine Stadt, nicht ferne vom Gebirge, am Gestade eines grünen Stroms, in einer heitern Gegend. An diesem Orte lebte vor manchen Jahren ein angesehener Würdenträger aus guter, alter Familie. Er hatte zu seiner Zeit ein adeliges Fräulein geehelicht, das ihm zwar keine Schätze, aber bald einen braunlockigen Knaben einbrachte, den die Eltern um so inniger liebten, als er das einzige Kind des Hauses blieb.

In der Tat hatten sie auch viele Freude an dem Jungen. Es war eine stille, innerlich geschäftige Natur, äußerlich zumeist in seltsame Fährten verloren, dabei jedoch oft Laut gebend von einem geheimen Leben, das die Eltern nicht verstanden, aber bewundernd ahnten. So merkten sie bei vergehender Kindheit immer mehr und mehr, wie der Knabe Haus und Garten und die altertümlichen Gassen für sich eigens erbaute und ergrünen ließ und einen Flor von Dichtung darüber warf, der zu schön war, um kindisch zu heißen, und als er mit zunehmenden Jahren öfter und öfter vor die Tore kam, so hatte er auch sein eigenes Schauen für die Landschaft, und der Wiesenbach, der Wald und das Hochgebirge waren Dinge, die ihm offenbar mehr bedeuteten als den andern Leuten in dem Städtchen.

Der Landrichter von Bolzen bewohnte ein landesfürstliches Haus, das vor Jahrhunderten als festes Schloß zu Schutz und Trutz erbaut, noch den gotischen Giebel, die dicken Wände mit schmalen Fenstern, im Innern dunkle Gänge, hinter sich aber einen lachenden Burggarten hatte, der zwischen bezinnten Mauern in sicherm Verschlusse

lag. Er endigte in einem halbverfallenen Turm, aus dessen Schießscharten man über Wies' und Feld auf ferne Dörfer sah, deren spitzige Kirchtürme über den Wäldern erglänzten, während am Horizonte die Alpen mächtig hinabzogen.

Es war dem Knaben lieb, wenn er oben im Vaterhause auf dem bretternen Speicher, der manches sonderbare Gerät, manch altverbrauchtes Zeug bewahrte, wenn er da einsam und vergessen von dem Giebelfenster hinunter schauen konnte auf die schwarzen Dächer der Stadt, wo verschiedene heimliche Hofstätten erschienen, mancher hölzerne Gang, den er unten nicht mehr finden konnte, wo unbekannte Männer und Frauen wandelten und oft halbverhallende Stimmen herüberklangen, die er nicht verstand, wo er weit über das Land hinsehen und den Alleebäumen nachgehen konnte, bis sie auf fernen Hügeln verschwanden, wo entlegene Weiher glänzten und hohe Wälder dunkelten, hinter denen er sich die Fremde dachte. Auch freute er sich oft in den finstern Gängen seines Schloßes, die von seinem Fußtritte erschallten und seine Stimme in starken Widerhallen zurückgaben, an den alten schwarzen Bildnissen, deren Namen niemand mehr wußte —, er glaubte, es wären verstorbene Kaiser der deutschen Nation.

Neben ihnen hingen an den Wänden auch noch hin und wieder alte Pickelhauben oder ein verrostetes Schwert aus vergangenen Zeiten, die ihm aber noch zu groß und zu gewichtig waren, so oft er sie auch versuchte — mit der Zeit, war seine Hoffnung, würde er auch noch hinein wachsen.

Und so saß er manche Abendstunde in den Fensterbrüstungen auf den eingemauerten Bänken und blickte in die stillen Gassen hinunter, spähend, als erwarte er eine wichtige Begebenheit — aber lieber als dies alles war ihm der alte Turm an der Stadtmauer, der in der Ecke des Gartens stand, und zwar da, wo die Bäume immer mächtiger wurden, das Gras immer höher und die Haselbüsche immer dichter. Auch der Epheu zeigte hier den reichsten Wuchs und wand sich an dem morschen Treppengeländer hinauf und über dem Dache spielten die leichten Ranken im Winde, wobei der Wetterhahn zuweilen seltsam knarrte. In diesen Turm verlegte Jörg seine Kinderstube; da las er seine ersten Bücher und träumte seine schönsten Träume. Da schleppte er allerlei zusammen, was ihm wertvoll dünkte, Geschichten blondhaariger Ritter, die Beschreibungen ferner Länder, alte schmuckreiche Landkarten und die herrlichen Leiden Robinson's.

So stieg er am Abend immer hinauf in sein Turmstübchen und las, oft weinend, oft in lautem Jubel, in seinen alten Historien oder in den Erzählungen von der neuen Welt. Abwechselnd lag er dann auch über den vergilbten Landkarten und betrachtete die großen Städte, wie sie mit ihren eckigen Bastionen an den Flüssen liegen oder an der See. Da weilte sein Blick gern auf Köln am Rhein, oder auf Danzig in Polnisch-Preußen, oder auf Augsburg am Lech im Herzogtum Schwaben.

Er meinte in ihre Gassen hineinzusehen und das Volk gewahr zu werden, wie es ehrenfest und mannhaft mit leisem Summen darin herum wimmelte. Er erschaute die ehrenfesten Patrizier, die aus dem Rathause kommen, die schönen Frauen, die aus der Kirche gehen und wenn sein Auge auf die niederländischen Städte fiel, so glaubte er den Freiheitsdonner der Kanonen zu hören aus dem Kriege gegen den spanischen Philipp. Dann betrachtete er auch die schwarzen, reißenden Ströme, die durch den großen Bogen hinrieseln, bis sie sich ins Meer stürzen, wo die Delphine spielen und die holländischen Fregatten mit grüßenden Schüssen vorüberseglen. Er wäre ihnen gern nachgezogen in den großen Ozean und über diesen hinüber, um in der neuen Welt zu landen, zu Valparaiso in Neuspanien.

Nebenbei dachte er sich oft als Einsiedler in einem warmen Lande mit einer Hütte an der Felsenwand und einem Garten von Palmen und Brotfruchtbäumen, unter denen sich seltsame Blumen wiegen und vertraute Lamas weiden. An den Garten stieß der Urwald und durch die Palmen sah man auf das Meer, an dessem andern Ufer seine Heimat lag. Zuweilen dachte er sich auch in den sonnigen Orient und ritt auf arabischem Hengste mit den Karawanen nach Mekka, oder er meinte, er ziehe im Lande Hindostan als indischer Fürstensohn auf weißem Elefanten über den Bazar zu Madras. Er liebte sein Vaterland, die alten Herzogtümer, die großen Ströme, die mächtigen Städte, die ehemaligen Kaiser und die deutschen Ritter,

Aus den Zeichnungen von Dora Polster zu Grimms Märchen. Siehe Anmerkungen.

aber doch gab er allen ausländische, ferne Namen. Die Flur seiner Geburtsstadt nannte er das Tal von Quito und die beschneiten Alpen hieß er die Cordilleras de los Andes. Wenn er aber nicht auf den deutschen Strömen hinunter ruderte, so träumte er sich ins Gebirge, wo die stille Herrlichkeit der Gletscher ruht und weit hinten im Forste die ewigen Quellen entspringen, und von dort schlug er sich durch Drachen und böse Greifen seinen Weg hinunter nach Italien, in die grünen Ebenen der Lombardei und zog hinab im Gefolge des großen Barbarossa durch die Mark Ancona, um in Apulien auszuruhen, im paradiesischen Tarent.

Selige Stunden, die der Knabe an seiner Schießscharte verlebte, im Tale von Quito, am Fuße der Cordilleras, im neunten, im zehnten, vielleicht auch im elften seiner Jugend!

Doch saß er nicht immer gedankenvoll auf seiner Warte, sondern oft auch trug er seine Träume herunter in den Garten und webte die Lilien und die Rosen hinein, die da an der Mauer hin erblühten. Er dachte oft, wenn nur eine Verzauberte darunter wäre, legte sich ins Gras und beobachtete ihr Walten, ihr leises Regen in dem Winde. Er gab ihnen Namen, nannte die Rose Florismund, die Lilie Blancheflur und lauschte, ob der Rosenprinz nicht zum Lilienfräulein spreche. Auf dem Bache aber, der hell und klar in ungedämmtem Bette durch den Garten floß, erbaute er seine Flotten und richtete manchen schönen Hafen ein für seine Galeeren, die er aus dicken Tannenrinden geschnitten hatte. Auch gab er dem Gewässer wieder jene klingenden fremden Namen, bei derem Klange seine Sehnsucht mitklang und zuweilen ließ er eine Galeere mit vollen Segeln auf den Bach fortwogen, der sie dann durch die Wiesen in den Strom trug. Wenn sie das Schiff mit fliegenden Wimpeln durch Hochburgund und Aragonien dahinzog, sagte er zu sich selber, es geht nach den Inseln der Seligen. Er wäre zu gern Admiral gewesen, um in den Indischen Ozean zu schiffen und ins stille Meer oder um die Schlacht von Lepanto zu schlagen oder den bedrängten Rhodesern zu helfen, die ihm so herrlich vorkamen auf ihrer asiatischen Insel. Es konnte ihn sehr inniglich betrüben, daß die alten Ritter untergegangen bis auf die großen Grabsteine in der Pfarrkirche, wo sie knieend ausgehauen waren; aber manchmal dachte er, er könnte doch noch einer werden, und dann ging er hin und nahm seine Armbrust, lehnte sich an die Gartenmauer und schoß einen Pfeil hinaus durch den Epheu in das Abendrot, um alles zu vertilgen, was schlecht und niederträchtig auf dieser Erde.

Von all diesen Dingen wußte der alte Herr von Bolzen sehr wenig und seine Gemahlin nicht viel mehr.

Sie sahen zwar, wenn sie etwa in den Turm hinaufstiegen, die Bücher und die Landkarten des Knaben, aber er hat ihnen nie gesagt, daß die Ebene um seine Vaterstadt das Tal von Quito und die Tirolerberge die Cordilleras de los Andes seien. Auch bemerkten sie wohl seine Schiffe in dem Gartenbache und die Mutter gab ihm zuweilen verschiedenes Zeug zu ihrer Betakelung, aber sie hatte keine Ahnung davon, daß von Zeit zu Zeit eine Galeere nach den Inseln der Seligen segle. Etwas Näheres hätte vielleicht des Amtmanns Marie Jörg's Schulfreundin, erfahren können, allein sie erkundigte sich nicht darum. Ihres Vaters Garten stieß an den des Landrichters und manchen schönen Sommerabend, wenn sie auf die Scheidemauer gestiegen war und in die Bäume hineingerufen hatte: Jörg, wie gehts? erschien dieser, reichte ihr die Hand, ließ sie in sein Gebiet herunterspringen und ging mit ihr an dem Bache lustwandelnd auf und ab. Dabei sagte er ihr, sie sei eine Prinzessin oder ein Ritterfräulein und heiße Berta von der Reismühle oder Rosamunde von Plantagenet oder Theophania von Byzanz. Auch sprach er zuweilen verschiedene unbekannte Sprachen mit ihr, die er selber nicht verstand, die sie aber sehr gern zu hören behauptete. Ebenso nannte er ihr die Namen aller seiner Galeeren, allein wenn sie auch da war, zu den Zeiten, als wieder ein Segel nach dem fernen Ozean entsandt wurde, er sagte ihr nicht, wohin es bestimmt war, und auch nicht, was er in dem Brief geschrieben hatte, der für seinen überseeischen Freund darin lag. Hätte sie ihn gefragt, sie konnte es vielleicht erfahren, allein sie war nicht neugierig.

Eines Abends aber, als Jörg auf den Ruf ihrer Stimme aus seinem Dickicht heraustrat, sah er auf der Gartenmauer neben Marien noch eine andere jugendliche Gestalt, welche er freundlich einlud, herabzuspringen, während er selbst der Dame ritterlich seine Hand bot. Diese sagte, ihr Begleiter sei des Försters Erstgeborener, mit Namen Kunz, dem sie so viel Schönes von seinen Galeeren erzählt, und der nun gekommen sei, sie zu sehen. Vor jungen Leuten hatte Jörg keine Scheu; er nahm den Knaben an der Hand, führte ihn durch die Laubgänge, welche er ihm als Urwald bezeichnete, zu seinen Wässern und zu seinen Flotten und erklärte ihm das Meiste ohne Rückhalt. Er sagte ihm, dies sei der Strom Quadalquivir, welcher von verschiedenen seefahrenden Nationen umwohnt werde. Dort unter den Apfelbäumen läge Hochburgund, die Freigrafschaft, und da an den Haselsträuchen sei das Land Aragonien. Unter dem Schutze dieser Krone habe er hier einen Hafen angelegt, welchen man Tarteſſus heiße, weiter oben aber den Platz zu einer Stadt ausgesteckt, welche wegen ihrer gesunden Luft Buenos-Aires genannt werden würde. Seine Flotte ferner sei die ansehnlichste in diesen Meeren und er unterhalte damit Verbindungen bis in den Ozean. Als des Försters Kunz diese Dinge hörte, fingen seine Augen an vor Freude zu glänzen. Er sagte schüchtern, auch er habe schon in

Büchern gelesen, wo von solchen Geschichten die Rede sei, was ihn bei Jörg so sehr empfahl, daß ihm dieser eröffnete, er brauche nachgerade einen Admiral und wollte ihm gern diese Stelle verleihen. Försters Kunz empfing die Würde mit hohen Freuden und hat sie von dem Tage an mit Ehren getragen.

Es war viel Kunstsinn in dem jungen Admiral. Schnitzen und Zimmern verstand er weit besser als sein Herr und Meister und sein Vater hatte auch das schönste Werkzeug dazu. So stellte er bald in dem Hafen zu Tartessus statt der Rindenflotte, die er einst feierlich verbrannte, ein kleines Geschwader aus, das seemännisch hergezimmert war — weitbäuchige Schiffchen, schwarz angestrichen, innerhalb kalfatert, die Masten und das Takelwerk in schönster Ordnung. Auch die Waffen zu Schutz und Trutz mußten spüren, daß ein tüchtiger Schmied über sie gekommen. Die Schwerter legten sich besser in die Hände. Helm und Schild wurden zierlicher.

Die Knaben verstanden sich immer mehr und hielten immer fester zusammen. Was Jörg oben im Turme ersonnen hatte, das führte Kunz unten im Garten aus. Manche Stunden saßen sie aber in der Schießscharte des Turmes und schauten auf das Tal von Quito hin, über dem die Sonne unterging, sprachen dabei von den Reichen jenseits des Ozeans, von Valparaiso und von ihrer Insel in der Südsee, oder sie wünschten sich hinüber, auf die andere Seite der Cordilleras de los Andes und meinten, wenn jetzt die Zinnen von Ravenna oder von Tarent so schön im Abendrot glänzten, da müßte es herrlich sein, als Belagerer davor zu liegen mit einem Heer von hunderttausend Mann.

Die schönsten Tage aber gingen ihnen auf am Schluß der Kinderjahre, wenn immer der Treuenfelser Heinz zum Pfarrer in die Vakanz kam. Dieser war eigentlich ein junger Freiherr, der auf einem Landsitze von einer klugen Mutter erzogen wurde und hatte deshalb vor den Knaben im Städtchen Verschiedenes voraus. Er konnte sich rühmen, schon etliche Male Sporen getragen und beim Heinfahren den Sattelgaul geritten zu haben, auch ging er zuweilen mit dem alten Forstwart auf die Jagd. Dabei war er auch voll großer Träume und trat gläubig ein in die märchenhafte Welt, die Jörg um sich erschaffen hatte. Doch war ihm der Garten fast zu klein und er zog lieber in den Wald und durch die Felder oder führte seine Gespielen in dem kleinen Nachen auf dem Teich. Er war sonst freundlich und guten Herzens, aber streitbar und wild, wenns zum Schlagen kam. Er hatte wohl auch eine eigene Lust an seinen jungen Fäusten und mit dem Treuenfelser Heinz zog jeweils der Krieg in die kleine Landstadt ein. Da wurden unter den Bürgerskindern die wehrhaften ausgehoben und mächtige Schlachten geschlagen, auf den Wiesen vor der Stadt oder selbst unter den Fenstern des Pfarrhofs. Das war ausgemacht, der Treuenfelser führte die besten Streiche und kümmerte sich am wenigsten um seine eigene Haut. Wenn er dann in der grünen Au seine Scharen musterte, so sagte er ihnen, der Kampf geh um das heilige Grab, er sei Richard Löwenherz von England, Jörg stellte Ludwig den Heiligen von Frankreich vor und Försters Kunz nenne sich Tankred von Sizilien. Darauf schwenkte er kampflustig das Banner und führte seine Reisigen mit gewaltigem Kriegsgeschrei gegen die Sarazenen unter Sultan Saladin, in denen man die tapfere Jugend der Vorstadt erkennen konnte.

Sie mußten manchen Strauß verloren geben, die Ungläubigen, und manche ihrer Standarten wurde in dem Turme aufgehängt als Erinnerungsmal an die glorreichen Tage König Richards, bis er wieder kam im Herbste und wieder seine Getreuen sammelte und wieder gegen Jerusalem zog oder Askalon stürmte. Freilich geriet er auch zuweilen in Not, wie ja die besten, und als er einmal Ludwig den Heiligen aus einem starken Fähnlein Seldschuken, das ihn im Siegesjubel davon führen wollte, herauszuhauen unternahm, da geschah es, daß er zwar den König rettete, aber nur mit seinem eigenen Blut, denn als der Kampf geschlagen war, hatte er lange zu tun, um im Quadalquivir seine Stirn-

wunden zu stillen und Ludwig der Heilige sagte ihm mit einem Spruche, den er vielleicht auch in einem Buche gelesen hatte: Lieber Vetter, ich wills euch stets gedenken.

Solche Taten machten den Treuenfelser fast zum Wunder für die Knaben, und auch die Mädchen dachten gut von dem blonden Helden, seit er einst Amtmanns Marie an dem verwegenen Türmerseppel so richterlich gerächt. Dieser hatte sich nämlich bei einem Spiele auf dem Friedhofe an dem Mädchen, das den christlichen Kreuzfahrern zugetan war, vergriffen und wollte es an den Haaren zu Boden reißen, als Heinz in edlem Zorne herbeiflog, den Frechen ins Gras warf, ihn bei den Füßen in den Hof zog und dort in den Schafstall sperrte. So, Seppel, sagte er, jetzt bist du Sultan Bajazet und darfst froh sein, daß du es so weit gebracht.

Wenn dann an solchen Tagen der Kampf vorüber und die Abendsonne im Sinken war, dann zogen die Kämpen mit den Trophäen in den Turm hinauf, trockneten sich den Schweiß von der Stirn und berieten in ernster Versammlung — den hohen Rat von Indien nannten sie es — die kriegerischen Geschäfte des nächsten Tages. Und wenn die Zeit gekommen war, wo der Treuenfelser Heinz wieder auf sein Stammschloß gehen mußte, dann nahmen sie mit nassen Augen Abschied von dem edeln und festen, und zählten die Tage ab bis er wieder kommen würde und mit ihm die Tage der Abenteuer, der Kriegslust und der Schlachten.

So vergingen die Jahre und mit der Zeit kam auch der Tag heran, wo der alte Herr von Bolzen sterben mußte. Jörg drückte ihm sanft die Augen zu und schluchzte: Du hast auch nicht mehr erleben können, lieber Vater, wie aus deinem Kinde etwas wurde! Frau von Bolzen war zu den Füßen des Totenlagers niedergesunken, unfähig ihren Tränen zu gebieten. Er fiel ihr um den Hals und weinte fast noch stärker als sie. Sei ruhig, Mutter, sagte er, — uns wird geholfen werden — ich geh nach Indien. — Sie verstand ihn nicht.

H. Polster.

Als der Vater begraben war, zog Frau von Bolzen aus dem alten Schloß, verließ die Landstadt und schlug ihren Witwensitz in einer größeren auf, wo sie einfach und in stillem Frieden lebte. Jörg hatte Försters Kunz und dem Treuenfelser Heinz Lebewohl sagen und den Turm, den Garten, seine Waffen und seine Flotten alle verlassen müssen. Der jähe Sprung aus den Kinderjahren in das Jünglingsalter hatte ihm ziemlich weh' getan in seinem Herzen. Das Tal von Quito sah er nimmer mehr, die Cordilleras nur noch am fernen Horizonte — aber oft an schönen Abenden dachte er wehmütig zurück an jene Freuden der Jugend.

Das Kinderkönigreich

Land der sieben Zwerge,
Kinderkönigreich,
Ueber deine Berge
Strich der Wind so weich.

Tal der Feen und Riesen,
Märchenmühlengrund,
Ueber deinen Wiesen
Lag der Lenz so bunt.

Zweige vom Holunder
Bauten Raum und Haus.
Neben Wahn und Wunder
Loſch die Stunde aus.

Tief in deinen Klüften
Quoll der Born so rein.
Deine heiligen Schriften
Sagten Ja und Nein.

Hinter deinen Grenzen
Lag kein Reiseziel..
Zwischen deinen Tänzen
War der Tod ein Spiel. —

Gärtner dieser Fluren,
Schont, was blüht und blinkt!
Rastlos schlagen Uhren,
Und das Reich versinkt!

Kurt Arnold Findeisen.

Der Schmied von Buchau

Von Georg Busse-Palma

Hans Schwender fuhr den Berg hinauf
Und drosch auf seinen Schimmel
Laut fluchend mit dem Peitschenknauf,
Als wär kein Gott im Himmel.
Dick stand dem alten Gaul
Der Schaum schon vor dem Maul,
Und aus den Nüstern troff ihm Blut,
Doch warnte wer: Das tut nicht gut!,
Rief Schwender unter Lachen:
„Ich kann's nach Laune machen.
Das Tier ist mein und ist nicht dein.
Hühott!" — Er schlug auf's Neue drein.

So kam er an des Schmiedes Haus.
Das lag ganz hoch am Hügel.
Da sprang der greise Schmied heraus
Und griff ihm in die Zügel.
Voll Zorn rief er ihm zu:
„Hans, laß dein Pferd in Ruh!
Steig ab und rast' mit deinem Tier
Für eine Viertelstunde hier.
Ich will dir was erzählen
Vom Schinden und vom Quälen
Und einem schwarzen Pferde gar,
Das ich beschlug und das — keins war!"

Und er begann:
„Das Haus am Steinbruch dort,
Wo jetzt die Dohlen sich's behaglich machen,
War einst das lauteste am ganzen Ort,
Voll Karteln, Bechern und betrunknem Lachen.
Der reiche Riedner hatte gerne Gäste,
Das halbe Dorf war seine Kumpanei,
Und seine Kannen hielten stets das Beste,
Und Brot und Braten gab es nebenbei.
Manch Armer auch, der sich hinzugedrängt,
Ward, bei gut Wetter, hier und da beschenkt.

So hieß man nobel ihn und fromm nicht minder.
Ein Mensch, der Geld hat, gilt ja leicht als gut.
Und dabei war der Kerl ein Pferdeschinder
Und drosch die Gäule manchmal bis aufs Blut.
War irgend etwas nicht nach Wunsch gegangen,
Die Tiere spürten's, wenn er heimwärts kam!
Bis ihm die Peitschen in der Hand zersprangen,
Schlug er drauf los und schlug manch eines lahm.
Und schlug damit — Hans Schwender, merk dir das!
Sein eigenes Menschtum endlich unters Gras.

Denn eines Tags — man bracht' den Roggen ein —
Fuhr das Gespann, das Riedner selber lenkte,
Sich fest im Weg und wußt nicht aus noch ein,
So mühsam keuchend es auch vorwärts drängte.
Erst griff der Bauer hilfreich in die Speiche,
Dann aber schwamm vor seinem Blicke Blut
Und mit der Forke stieß er in die Weiche
Des Deichselpferdes, rasend fast vor Wut.
Wild schrie das auf in fürchterlichem Schmerz
Und hieb nach hinten und traf Riedners Herz.

Ob er sich lang gequält noch hat zu Haus,
Das weiß ich nicht. Doch weiß ich eins zu sagen:
Am Abend brach ein solches Wetter aus,
Als sollt der Untergang der Erde tagen!
Wie Sensen mähten durch den Wald die Stürme,
Die Felsen sprangen polternd in das Tal,
Und schwarze Wolken wurden hoch wie Türme,
Und aus den Türmen flammte Strahl um Strahl,
Und um mich war ein Krachen und ein Kreischen,
Als wollt die Finsternis sich selbst zerfleischen.

Ich konnt nicht schlafen und trat vor das Tor.
Das Licht der Blitze lag auf allen Wegen.
Da plötzlich wuchs, wie aus dem Grund hervor,
Vor mir ein Reiter auf mit Hut und Degen.
Schon wollt erstaunt ich nach der Herkunft fragen,
Sein Roß, ein Rappe, bließ mich dampfend an,
Doch da befahl der fremde Reitersmann
Mir kurz und barsch, den Rappen zu beschlagen.
„Recht derbe!" sprach er, „'s ist ein junges Tier
Und steil und schlüpfrig sind die Straßen hier."

Die Hufe waren warm und fleischig weich.
Wie Menschensohlen, dacht ich mir im stillen,
Und als ich schlug, erscholl bei jedem Streich
Um mich ein Heulen und ein wehes Brüllen.
Und wilder stets und jammervoller schrie's,
Doch wer so klagte, blieb mir unergründet.
War es der Wind, der von den Bergen blies?
War es ein Mensch, der sich in Qualen windet?
Bis es ganz deutlich mir am Ohre rief:
— „Gevatter Schmied, o weh, was schlägst du tief!"

Da wußt' ich alles, alles! Aber eh
Mir noch das Grausen bis ans Herz gedrungen,
War auch der Reiter schon mit Hopplaheh
In einem Satz zurück aufs Pferd gesprungen.
Das bäumte sich in gelbem Schwefelschein,
Ein Mantel rauschte und ein Radsporn blitzte
Und hieb sich in den Rappenleib hinein,
Daß mir das Blut bis in die Augen spritzte.
Abwehrend hob entsetzt ich meine Hand.
Da schrie's noch einmal, und der Spuk verschwand."

Tief atemholend schwieg der greise Mann.
Dann faßte er mit beiden schwieligen Händen
Den jungen Bauern bei den Schultern an
Und fragte sanft: Hans, willst du auch so enden?
Denk: was du tust, das mußt du auch erleiden.
Gott zählt die Schläge deiner Peitschenschnur.
Geh in dich, Hans, zum Besten von uns beiden,
Und ehr' den Herrn auch in der Kreatur.
Denn sieh, ich möcht in meinen hohen Tagen,
Nicht auch noch dich als Teufelsroß beschlagen!

Kleine Fabeln

Die Taube und der Fuchs.

Die Taube wagte es einst, Geschichtsschreiber des Tierreichs zu werden, und man pries ihre Unparteilichkeit. Nur der Fuchs, den sie seiner Tücke halber oft getadelt hatte, fand sich beleidigt; stellt' ihr nach; erhaschte sie und rief: „Ha! Lästermaul, büße nun mit deinem Leben. Ich habe dich, und will nach Verdienst deinen Frevel lohnen."

„O Verschonung," rief die Arme, „ich habe ja nie etwas anders, als die Wahrheit von dir gesagt."

„Eben deshalb, Törin; eben deshalb würg ich dich." August Gottlieb Meißner.

Das Stachelschwein.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nahe zusammen, um, durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin- und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. —

Und diese Entfernung nannten sie Höflichkeit und feine Sitte. Arthur Schopenhauer.

Die Glocke.

Ein Knabe hörte eine Glocke lieblich tönen. Entzückt über ihren Klang nahm er sie von der Schnur, umfaßte sie kindisch mit beiden Händen und versuchte den vorigen Ton ihr zu entlocken. Vergebens, ein mattes Geklapper war alles, was er hörte. Verächtlich warf er sie in einen Winkel. „Totes Metall!" rief er. „Sei nicht ungerecht," versetzte die Glocke. „Ich töne lieblich, doch frei muß ich schweben in freier Luft; wie die rauhe Körperwelt mich berührt, verstumme ich." Weine, Genie, daß niemand diese Lehre begreifen will!

Franz Grillparzer.

Tippel und Tappel

Eine Kleinkindergeschichte von Richard Dehmel

Ist euch schon einmal langweilig zumute gewesen? Dann paßt mal auf, wie lustig man mit sich selber spielen und sich die Zeit vertreiben kann!

Auf dem Dachsfell vor Großvaters Schlafstube saß der kleine Peter und hatte seine Schuhchen ausgezogen und besah sich seine dicken, drallen, rosablanken Beinchen mit den blau und rot gestreiften Söckchen dran. Auf einmal aber waren es gar keine Beinchen mehr, sondern er legte sich auf den Rücken und hob sie in die Luft, da waren es zwei große richtige Soldaten, und der eine hieß Tippel, der andere Tappel.

Tippel hatte eine rote Nasenspitze, und Tappel eine blaue; denn sie waren eben erst von draußen gekommen, und draußen war es furchtbar kalt.

Nun kommandierte der kleine Peter: rrührt euch, marrsch — ganz wie der große Herr Leutnant auf dem Exerzierplatz. Und da schwenkte erst Tippel die rote und dann Tappel die blaue Nasenspitze hin und her, und hatten wunderschöne blau und rot gestreifte Jacken an, und Peter kommandierte immerfort: rrechts schwenkt, llinks schwenkt — rechts schwenkt, marsch! —

Das ging so eine ganze Weile lang; bis Tippel und Tappel wütend wurden. Denn sie waren währenddem warm geworden, und waren nun beide eigentlich müde, und wollten dem kleinen Peter nicht mehr recht gehorchen. Also fingen sie an zu zappeln und zu strampeln.

Halt! schrie da plötzlich der kleine Peter, ganz wie der große Herr Leutnant auf dem Exerzierplatz. Denn er war nun auch warm und wütend geworden und wollte Großvaters lange Flinte aus der Schlafstube holen und die beiden faulen Soldaten totschießen.

Aber da kriegten die solchen Schreck, daß sie bautz zurück auf das Dachsfell fielen; und da waren es wieder zwei kleine dicke Beinchen mit blau und rot gestreiften Socken dran.

Bild von Gustav Doré zum Märchen vom kleinen Däumling

Bild von Gustav Doré zum Märchen vom Dornröschen

Die beiden Marienkäferchen

Eine Märchengeschichte vom Brot von Julius Lerche

Hört mal zu, was der kleine Kerl da spricht:

„Ich bin das Marienkäferchen. Habt ihr euch nicht schon oft über mich Krabbel-Peter gefreut; gefreut, wenn ich in meinem roten Flügelkleid, ausgeputzt mit schwarzen Punkten, auf eurem Finger spazieren kroch? Auf eurer Fingerspitze breitete ich dann meine Flügel aus und flog lustig davon. — Kennt ihr mich nun?... Ja; dann sind wir wohl gute Freunde! So will ich euch auch mal erzählen, was ich erlebt habe.

Im vergangenen Herbst waren mein Bruder und ich, jeder aus einer Käferpuppe ausgekrochen. Wir sahen einander sehr ähnlich; nur hatte ich einen einzigen schwarzen Punkt mehr als er. „Siebenpunkt" heiße ich, weil ich, wie die meisten Marienkäferchen, sieben Punkte auf den Flügeln habe; mein Bruder dagegen wurde „Sechspunkt" genannt.

Wir Brüder wohnten und spielten in einem Blumenfelde; blaue Kornblumen und duftende Winden standen darauf, Gräser und Moos und stachlige Disteln. Auf schwankendem Grashalm schaukelten wir uns, im Kelch der roten Mohnblume spielten wir Verstecken; und in Hülle und Fülle gab's unser Lieblingsgericht, Blattläuse, jene grüne Sippe, welche die Blätter und Blumen zerfrißt.

Solange wir Marienkäfer denken können, ist das Blumenfeld unser Spiel- und Futterplatz gewesen. Noch mein Großvater hat es mir erzählt: immer haben wir Marienkäfer schmausend und sausend das Blumenfeld bewohnt.

Eines Abends — wir Brüder wollten gerade auf einer Kornblume schlafen gehen — kam der Bauer mit seiner Frau auf unser Feld, und wir hörten, wie er unwirsch sagte: „Seit zwei Jahren bringt das Feld hier nur Unkraut hervor. Lange genug hat es sich seit der schönen Haferernte, die es zuletzt gab, als Brachfeld ausgeruht. Ich werde das Feld nun mit Korn bestellen."

„Ei," flüsterte ich meinem Bruder zu, „das ist ja fein; da bekommen wir zu unsern Blumen noch Korn hinzu."

Auch ihm schien das gut, und so legten wir uns zufrieden in unserem blauen Blumenbett zur Ruhe nieder. Rebhuhneltern, die mit ihrer Kinderschar ebenfalls in dem Blumenfelde wohnten, sangen uns mit ihrem „Girrhäk... girrhäk" in den Schlummer.

Als wir am Morgen erwachten, war die Sonne eben aufgegangen und sandte die ersten Strahlen über das Feld. Die Beine waren uns von der kühlen Herbstnacht noch kalt und steif. Da: „purr" flog das Rebhühnervolk auf. Warum hatte es sich so erschrocken? Bald merkten wir es; denn wir hörten lautes Pferdetrappeln. „Oe, öh.... hüö," schrie der Bauer. Ganz nah erdröhnte jetzt das Trampeln, — und vom Tritt des Pferdes getroffen, sank unsere Kornblume um. Wir fielen in das feuchte Moos. Ein blankes Eisen — Pflug nennen es die Menschen — wühlte den Boden auf und warf alles, was oben war, auch unser Moos, zu unterst, und was unten war, zu oberst. Es begrub uns mit dem Moose tief unten in die Erde.

Mein Bruder weinte bitterlich. „Hier unten," meinte er, „müssen wir sterben." „Sei doch froh," tröstete ich ihn, „daß uns nicht der Pferdehuf oder die scharfe Pflugschar getroffen hat; aus der Erde wollen wir schon rauskommen." Wir versuchten in die Höhe zu krabbeln. Das ging zuerst besser, als ich gedacht hatte, denn das Erdreich war locker vom Pflügen her. Plötzlich aber versperrte uns etwas Hartes den Weg; es war ein großer Stein, der oben auf dem Felde lag. Wir tasteten mit unsern Fühlern daran, um einen Ausgang zu finden, — aber wir kamen nicht vorwärts. In großer Angst überlegten wir eben noch, wie wir unter dem Stein hervorkommen könnten, da hörten wir wieder das Trampeln eines Pferdes näher kommen. „Kling bum," klang es plötzlich über uns; der Stein, der uns aufgehalten hatte, flog zur Seite, — und über uns blaute der Himmel und schien die liebe Sonne. Vor Freude schlug mein Bruder wie närrisch mit den Flügeln.

Aber unser Blumenfeld sah traurig aus. Die Blumen alle waren verschwunden, und soweit man nur sehen konnte, dehnte sich ein Acker aus brauner Erde. Auf dem kahlen Acker schritt der Bauer hinter seinem Pferde. Das zog eine, unten mit spitzigen Eisen besetzte Egge über die umgepflügten Erdschollen hinweg. Dabei harkten die eisernen Zinken das Feld glatt und kratzten alle Wurzeln, Grasbüschel und Steine weg, die beim Pflügen oben liegen geblieben waren. Auch den Stein über unseren Köpfen hatte die Egge weggestoßen.

Auf diesem Acker war nun für uns nichts mehr zu holen; traurig flogen wir zu der Margeritenblume, die allein noch am Feldrande stehen geblieben war.

Am nächsten Morgen sahen wir den Bauer wiederkommen. Er hatte sich ein weißes Tuch um die Schulter gehängt und streute daraus graue Körner in weitem Schwung über den Erdacker: er säte Korn.

Keine drei Wochen dauerte es, da entsproßten dem Felde lauter grüne Hälmchen; aus jedem Korn wuchs ein Kornpflänzchen hervor. Erfreut besah der Bauer das grüne Feld und sagte schmunzelnd: „Das Korn ist gut aufgegangen; die junge Saat steht gut.“ —

Zu unserer Freude bemerkte mein Bruder, daß auch in der Saat fette Blattläuse lebten; und so beschlossen wir, in unser altes Feld zurückzukehren. Grüne Halme wuchsen überall, wo früher bunte Blumen standen, und das Saatfeld glich fast einem Rasenplatz. Unverändert blieb das so, bis der Winter kam, der die Saat samt uns mit seinem weißen Schneetuch zudeckte. Darunter haben wir den ganzen Winter geruht und nie gefroren. Der Schnee schützte uns vor den Winterwinden; ein zusammengerolltes Blatt diente uns Brüdern als Bett.

Alles auf der Welt, Gutes und Schlechtes, nimmt einmal ein Ende. So auch ging der Winter vorbei.

Eines Morgens tropfte es aus der Schneedecke herab auf unser rotes Flügelkleid: der Schnee taute. Und schon um die Mittagsstunde lagen wir samt der Saat in der warmen Frühlingssonne. „Winter, ade!“ summte vergnügt mein Bruder.

Im Frühlingssonnenschein wuchs nun die Kornsaat gar üppig heraus; und als der erste Mai kam, der Walpurgistag, konnte sich schon ein Rabe im Saatfeld verstecken; so hoch waren die Kornpflänzchen emporgeschossen.

Es kam das maiengrüne Pfingstfest heran. Einen übermütigen Knaben, der ins Saatfeld gelaufen war, konnte man gar nicht mehr sehen: über seinem Kopfe schlugen die Halme mit den Kornähren zusammen.

Jetzt wuchsen im Aehrenfeld auch blaue Kornblumen und roter Mohn. An ihnen erfreuten sich mit uns lustige Hummeln und fleißige Bienen. Auch der Triller-Lerche gefiel das wohl; sie hatte deshalb unter uns ihr Nest auf dem Erdboden gebaut. Und wenn sie hoch oben in den Lüften ihr Tirrili-Lied sang, wenn Grillen ihre Weisen zirpten, dann war es wieder so schön wie einst im Blumenfelde: das Aehrenfeld war eine Freude für alle Tiere, die darin wohnten.

Bei dem schönen Leben im Aehrenfeld kam der Johannistag heran, der längste Tag im Jahre. Zur Feier dieses Tages zündeten die Bauern von Gründorf und den Nachbarndörfern am Abend überall Johannisfeuer auf den Höhen an. Auch wir hatten uns recht vergnügt die Freudenfeuerchen angeschaut und waren dann auf der dicken Aehre eines mannshohen Kornhalmes eingeschlafen. Aber die kurze Johannisnacht war kaum vorbei — wir lagen noch im süßen Morgenschlaf — da weckte uns ein seltsames Geräusch. „Scht... scht... scht,“ tönte es uns ins Ohr und, ehe wir recht merkten, was los war, fiel unser Halm nieder und zugleich alle Halme in der Nähe. Nebeneinander in Reihen geschichtet lagen sie mit den schweren Kornähren am Boden. Des Bauers scharfe Sense hatte sie gemäht.

Wir waren mitten hineingefallen in den Schwaden von Halmen und Aehren. Tag und Nacht krabbelten wir, um daraus hervorzukommen. Endlich, nach mühevoller Arbeit sahen wir wieder die Sonne hell durch die Halme scheinen, bald mußten wir nun frei sein. Wir sahen den Bauern auf dem Feld herumwirtschaften, sahen ihn dann plötzlich auf den Haufen, in dem wir staken, zuschreiten und hörten ihn noch sagen: „Gut trocken ist das Korn; ich kann es gleich binden und einfahren.“ In demselben Augenblick aber faßte er einen Arm voll Halme zu einem Bündel, einer Garbe, zusammen und schnürte fest ein Strohseil darum. Mitten in der Garbe steckten mein Bruder und ich; wir konnten uns kaum rühren. So lagen wir eine Weile; dann wurde unser Garbenbund auf den Wagen geworfen und viele andere darauf gepackt. An Herauskommen war nicht mehr zu denken, auch nicht in der Scheune, in welcher der Bauer unser Bund mit den andern allen auf einen großen Haufen warf.

In Angst und Sorge, was das mit uns werden sollte, verging die Nacht. Aber das Glück verließ uns nicht: wir heißen ja auch die Glückskäferchen. Von unserm Bunde wie von allen andern wurden die Strohseile gelöst, und dann die Halme über die Tenne, den harten Fußboden der Scheune, ausgebreitet.

„Nun ist alles gut!“ dachten wir. Aber da ging es erst los. „Klipp klapp klapp, klipp klapp klapp, klipp klapp klapp,“ dröhnte es uns um die Ohren. Mit schweren Holzknüppeln, die sie an einen Stock gebunden hatten, mit Dreschflegeln, schlugen die Bauersleute die Körner aus den Aehren. Immer im Takte tanzten die Dreschflegel auf den Halmen umher, und hoch im Bogen sprangen die Körner auf die Tenne. Der Bauer drosch sein Getreide aus.

„Au, au,“ schrien wir, „ihr schlagt uns ja tot.“ Aber vergeblich erklang unser Schreien; auf uns und um uns ging es weiter: „Klipp klapp klapp, klipp klapp klapp!“ Zum Glück deckte uns das Stroh gegen die Schläge der Dreschflegel.

Endlich waren alle Körner aus den Aehren ausgeschlagen. Der Bauer raffte das leer gewordene Stroh zusammen und trug es zum Strohboden.

Auf der Tenne lagen wir nun neben den Körnern in Gesellschaft von Staub und abgebrochenen stachligen Grannen der Aehren. Von der Spreu sonderte der Bauer die Körner und schaufelte dann das gereinigte Korn samt uns in einen großen Sack. Als wir in den Sack gerieten, klammerten wir uns fest an seinen groben Stoff an und entgingen so der Gefahr, zwischen den Körnern zerdrückt zu werden. Durch ein winziges Loch im Sacke schauten wir hinaus und beobachteten, wie der Bauer den gefüllten Sack seinem Esel auf den Rücken legte, wie Langohr dann durch das Dorf trabte und gemächlich

einen Hügel hinaufschritt. Von dem Hügel herab winkten vier große Flügel, die Flügel der Gründorfer Windmühle.

Aus der Mühlentür trat der Müller heraus, ganz weiß von Mehlstaub. Der sprach mit dem Bauer und gab ihm schließlich für unsern Sack mit Getreide zwölf silberne Mark.

Vergnügt zog das Bäuerlein mit dem Gelde von dannen. Der Müller aber ergriff den Sack und schüttelte den Inhalt in einen riesigen Trichter. Drunter drehte sich rumpelnd ein runder Stein auf einem andern; groß wie die Tische waren die Steine und zermalmten alles, was zwischen sie kam.

O weh, wenn wir wie das Korn durch den Trichter zwischen die Steine gerutscht wären! Zum Glück jedoch kamen wir im Trichter oben auf dem Korn zu liegen und so flogen wir davon, ehe uns die Steine erfaßten.

Ich wollte nun gleich aus der Mühle entfliehen. Hätten wir das nur getan! Mein Bruder aber war neugierig: er wollte durchaus wissen, wie das Korn aus den mahlenden Mühlsteinen herauskommt. Das haben wir auch richtig gesehen; aber dem Brüderlein ist die Neugier zum Verderben geworden. Wir schauten in einen Kasten, der unter den Mühlsteinen stand. Dort fielen die zermalmten Körner auf ein Sieb wie aus feinstem Gardinenstoff. Auf dem Stoff blieben die groben grauen Körnerschalen, die Kleie liegen; der zerdrückte weiße Kern aber fiel durch die Löcher des Stoffes als feiner, weißer Mehlstaub hindurch und sammelte sich unten im Kasten — als Mehl.

Nun aber kam es schlimm. Während wir noch eifrig zuguckten, schlug der Müller unversehens den Kastendeckel zu, und wir beide purzelten ins Mehl. Zuerst mußten wir herzlich lachen, als von unserm roten Flügelkleid nichts mehr zu sehen war, und wir weiß wie zwei Müllerlein ausschauten. Bald jedoch wurde uns in dem mehlstaubigen Kasten angst und bange, ob wir auch wieder herauskommen würden.

„Guten Tag, Meister Bäcker," hörten wir mit einem Mal den Müller sagen, und eine behagliche Stimme sprach: „Ich möchte heute noch Brot backen, aber mein Mehl ist alle; Meister Müller, könnt Ihr mir nicht welches geben?"

„O ja," erwiderte der Müller. „Der Bauer hat mir eben einen Sack Roggen verkauft; das Mehl davon ist fertig, für dreizehn Mark könnt Ihr es haben."

Noch unterhielten sich die beiden, da rieselte das Mehl auch schon aus dem Kasten heraus in einen Sack, und auch wir fielen da mit hinein.

Auf dem Rücken trug der Bäcker den Mehlsack in seine Backstube, schüttete das Mehl in einen langen Backtrog und mengte es darin mit Wasser zusammen. Das war das Unglück für meinen Bruder. Ich kletterte noch rechtzeitig, ehe das Mehl angefeuchtet wurde, aus dem Backtrog heraus; mein Bruder aber hat sich wohl aus der gelben Teigmasse nicht mehr herausgefunden.

Lange noch wartete ich am Fenster der Backstube auf meinen Bruder. Doch vergeblich. Ich sah, wie der Bäcker den angerührten Teig zu einem Brot formte, wie er das Brot in den feurigen Backofen schob, und wie er es nach geraumer Zeit, braun und knusprig gebacken, herausholte.

Meinen Bruder aber habe ich nie mehr gesehen.

Betrübt kroch ich aus dem Backhause heraus und flog in einen Blumengarten, der lieben Menschen gehört. Dort lebe ich noch heute und bin gern gesehen von groß und klein. Freuen sollte es mich, wenn ihr mich dort einmal besuchtet. — Und nun, lebt wohl!" So schloß das Käferchen seine Geschichte.

Das Brot, das der Bäcker damals gebacken, hat der Gründorfer Schneider gekauft. Hungrig schnitt er sich eine Scheibe davon ab, — da erblickte er in der grauen Brotkrume etwas Rotes mit schwarzen Punkten: das tote Brüderlein von unserem Marienkäferchen.

„Zum Kuckuck," rief der Schneider, „wie kommt nur ein Marienkäfer in mein Brot!"

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

15. Fortsetzung.

Die Husaren saßen auf dunkelbraunen, schnellfüßigen Pferden, voran sprengte ein Ritter, schöner und mutiger als alle andern; sein schwarzes Haar wehte unter dem kupfernen Helm hervor, und am Arme trug er eine kostbare Binde, die die Schönste unter den Polinnen ihm gestickt hatte. Taraß war starr vor Schreck, als er Andrij erkannte. Der aber flog, ganz vom Feuer und dem Wüten der Schlacht ergriffen und von dem einen Wunsche getrieben, sich das um den Arm gewundene Zeichen zu verdienen, dahin wie ein junger Jagdhund, der schönste, schnellste und jüngste von der ganzen Meute. Der Jäger ruft ihm zu — und er rast fort, die Füße wie eine gerade Linie in die Luft streckend, den Körper zur Seite geneigt, den Schnee aufwühlend und alle Hasen in seinem Laufe zehnmal überholend. Der alte Taraß blieb stehen und sah zu, wie er sich einen Weg bahnte, alles vertrieb, in Stücke zusammenschlug und nach rechts und links hin Hiebe austeilte. Das konnte Taraß nicht länger mit ansehn, und er rief laut aus: „Was, auf die eigenen Brüder schlägst du los, du Satanskind?!" Allein Andrij sah nicht, wen er vor sich hatte: ob es die eigenen Kameraden oder Fremde waren, er sah nichts als Locken: ein paar lange, lange Locken, einen schwanenweißen Busen, einen schneeweißen Hals,

zwei alabasterne Schultern, und alles, was geschaffen ist für wahnsinnige, glühende Küsse.

„Hallo, ihr Burschen, lockt mir mal den Reiter in den Wald! Schnell, lockt ihn mir nur hinein," rief Taraß. Und schon machten sich dreißig der schnellsten Kosaken daran, ihn in den Wald zu locken. Sie rückten ihre hohen Mützen zurecht und stürmten auf ihren Rossen dahin, um den Husaren den Weg zu verlegen. Sie griffen die Vorderreihen von der Seite an, sprengten sich auseinander und trennten sie von den hinteren Reihen, wobei sie beiden einen tüchtigen Denkzettel verabreichten. Hiebei versetzte Golokopytenko Andrij eins mit der flachen Klinge über den Rücken, und dann jagten die Kosaken alle auf und davon, so schnell sie nur konnten.

Da aber geriet Andrij in Wut! Das junge Blut stürmte wild durch all' seine Adern. Er gab seinem Rosse die Sporen und jagte aus aller Kraft hinter den Kosaken her, ohne sich umzusehen und ohne zu bemerken, daß ihm nur zwanzig von seinen Leuten folgten. Die Kosaken sprengten mit Windeseile auf ihren Pferden dahin und ritten dem Wald zu. Auch Andrij raste auf seinem Rosse weiter, und schon hatte er Golokopytenko erreicht, als plötzlich eine starke Hand seinem Pferde in die Zügel fiel. Andrij blickte auf: vor ihm stand Taraß! Er erbebte am ganzen Körper und wurde totenbleich, wie ein Schüler, der unüberlegter Weise einen Kameraden geprügelt und von diesem mit dem Lineal einen Schlag auf den Kopf erhalten hat: plötzlich lodert er auf wie Feuer, springt von der Bank, um hinter seinem Mitschüler herzujagen und ihn in Stücke zu reißen — da erblickt er den Lehrer, der gerade die Klasse betritt: der ganze leidenschaftliche Zorn legt sich plötzlich, und seine ohnmächtige Wut ist wie fortgeblasen. So verschwand Andrijs Zorn augenblicklich, als hätte er nie in ihm getobt. Er sah nur noch seinen furchtbaren Vater vor sich.

„Nun, was sollen wir jetzt machen?" sagte Taraß und blickte ihm offen ins Antlitz. Aber Andrij konnte kein Wort hervorbringen und stand mit gesenkten Blicken da.

„Nun, mein Söhnchen, haben dir deine Polen geholfen?"

Andrij vermochte noch immer nichts zu sagen.

„Also Verrat und Tücke! Den Glauben verkaufen! Die Seinen verraten! Nun, steig mal vom Pferde herunter."

Gehorsam wie ein Kind stieg Andrij vom Pferde und blieb mehr tot als lebendig vor Taraß stehen.

„Steh still und rühre dich nicht. Ich habe dich gezeugt — ich werde dich auch töten," sagte Taraß, trat einen Schritt zurück und nahm das Gewehr von der Schulter. Andrij war totenbleich geworden, man sah nur, wie sich seine Lippen leise bewegten und einen Namen flüsterten: aber das war nicht der Name seines Vaterlandes, oder der seiner Mutter, oder seiner Brüder — es war der Name der schönen Polin. Taraß drückte los.

Wie die Aehre im Felde von der Sichel getroffen dahin sinkt, wie ein junges Lamm, das den tödlichen Stahl im Herzen spürt, so ließ Andrij den Kopf sinken und stürzte lautlos und ohne ein Wort zu sagen, auf das Gras.

Der Kindesmörder blieb stehen und betrachtete lange den leblosen Leichnam. Er war schön auch noch im Tode: das kühne Gesicht, das eben noch Kraft und Heldentum atmete und einen unwiderstehlichen Reiz auf die Frauen ausübte, trug noch immer den Stempel vollendeter Schönheit. Die schwarzen Brauen ließen seine bleichen Züge wie ein Trauerflor noch stärker hervortreten.

„Was fehlte ihm zu einem braven Kosaken!" sagte Taraß, „ist er nicht groß gewachsen, sind seine Brauen nicht schwarz, hat er nicht das Gesicht eines Edelmanns und einen starken Arm in der Schlacht? Und mußte doch zugrunde gehen. Ruhmlos zugrunde gehen — wie ein räudiger Hund."

„Vater, was hast du getan? Du hast ihn getötet?" fragte Ostap, der in diesem Augenblick herangesprengt kam.

Taraß nickte mit dem Kopf.

Ostap blickte dem Toten lange in die Augen. Er empfand Mitleid mit dem Bruder und sagte: „Vater, wir wollen ihm ein ehrliches Begräbnis bereiten, damit die Feinde ihn nicht beschimpfen und die Raubvögel seinen Körper nicht zerhacken."

„Man wird ihn auch schon ohne uns begraben," sagte Taraß, „und es wird ihm nicht an Klageweibern und ähnlichen Dingen fehlen!"

Einige Sekunden schwankte er, ob er ihn den Wölfen zum Fraße überlassen oder den tapferen Ritter in ihm ehren sollte, den jeder Krieger achten muß, wer er auch sei — da sah er plötzlich Golokopytenko heransprengen. „Es steht schlimm um uns, Hauptmann, die Polen haben Verstärkungen erhalten, neue Truppen sind ihnen zu Hilfe gekommen!" Und kaum hatte Golokopytenko dies gesagt, als sich Wowtusenko ihnen eiligst näherte: „Uns droht Unheil, Hauptmann, neue Truppen rücken heran..." Kaum hatte Wowtusenko ausgeredet, als Pissarenko ohne Roß herbeigeeilt kam: „Wo bleibst du Väterchen? Die Kosaken suchen dich. Die Hauptleute Newelytschki, Sadoroschni und Tscherewitschenko sind erschlagen; aber die Kosaken halten noch stand, sie wollen nicht sterben, bevor sie noch einmal dein Antlitz geschaut haben: sie wollen, daß du sie anblickst in ihrer Todesstunde!"

„Zu Pferd, Ostap," rief Taraß und sprengte davon um die Kosaken aufzusuchen, sie noch einmal zu sehen und sie noch einmal vor ihrem Tode den Hauptmann sehen zu lassen. Aber sie hatten den Wald noch nicht verlassen, als die Feinde sie plötzlich von allen Seiten umzingelten, und überall zwischen den Bäumen Reiter mit geschwungenen Schwertern und Lanzen auftauchten. „Ostap, Ostap, ergib dich nicht," schrie Taraß, zog seinen blitzenden Säbel und hieb nach allen Seiten um sich. Sechs

Feinde hatten sich auf Ostap gestürzt — aber das war ihr Unglück. Dem einen flog der Kopf von den Schultern, ein anderer machte kehrt und floh entsetzt davon, dem dritten fuhr die Lanze in die Rippen; der vierte war etwas mutiger, er hatte den Kopf znr Seite gewandt und war so einer heißen Kugel entgangen, die seinem Pferde in die Brust drang. Doch dieses bäumte sich wütend auf, stürzte zu Boden und begrnb den Reiter unter sich. „Gut, Söhnchen, gut, Ostap," rief Taraß, „ich bin gleich bei dir!" Er wußte sich der Andrängenden noch immer zu erwehren. Taraß säbelt und haut um sich, bald gibt er dem, bald dem einen Hieb über den Schädel, aber er blickt immer vor sich nach Ostap; da sieht er plötzlich, wie sich wenigstens acht Feinde auf den Sohn stürzen. „Ostap, Ostap, weich nicht zurück!" Aber schon haben sie Ostap bezwungen, schon hat ihm einer die Schlinge um den Hals geworfen, schon bindet man ihn und schleppt ihn fort. „Ostap, Ostap," schreit Taraß, bahnt sich einen Weg zu ihm und haut alles um sich hernm in Stücke. „Ach Ostap, Ostap...!"

Aber plötzlich trifft ihn selbst etwas wie ein schwerer Stein. Ein Schwindel überfällt ihn, alles dreht sich um ihn. Einen Augenblick kreist alles vor seinen Blicken: Köpfe, Lanzen, der Rauch, das Flackern des Feuers, die Baumzweige mit ihren Blättern blitzen vor ihm auf. Wie eine gefällte Eiche stürzt er zu Boden, und Nebel bedeckte seine Augen.

Achtes Kapitel.

„Ich habe wohl lange geschlafen!" sagte Taraß, wie nach einem Ranscb aus schwerem Schlafe erwachend, und er versuchte es, die ihn nmgebenden Gegenstände zu erkennen. Dabei fühlte er eine entsetzliche Schwäche in seinen Gliedern. Die Wände und Ecken des ihm ganz unbekannten Zimmers bewegten sich leise hin und her. Endlich bemerkte er, daß sein Kamerad Towkatsch neben ihm saß.

„Ja," dachte Towkatsch, „dn wärst vielleicht für immer eingeschlafen!" Er sagte nichts, sondern drohte nur mit dem Finger und machte ihm ein Zeichen, daß er schweigen solle.

„So sag mir doch, wo ich jetzt bin?" fragte Taraß von neuem. Er strengte seinen Verstand an nnd bemühte sich, sich das Vergangene wieder ins Gedächtnis zu rufen.

„So schweig doch," fuhr ihn der Gefährte scharf an, „was willst dn noch wissen? Siehst du denn nicht, daß du ganz zerhauen bist? Schon zwei Wochen galoppiere ich mit dir herum, ohne mir Zeit zum Atmen zu gönnen, und während dieser Zeit sprichst und schwatzt du im Fieber allen möglichen Unsinn zusammen. Es ist heute das erstemal, daß du ruhig eingeschlafen bist. So schweige doch, wenn du nicht selbst das Unheil auf dich herabrufen willst."

Taraß strengte sich aus aller Kraft an, seine Gedanken zn sammeln und sich das Vergangene ins Gedächtnis zu rufen. „Die Polen hatten mich aber doch gepackt und mich ganz nmzingelt?"

„So schweig doch, hörst du, du Teufelssohn!" schrie Towkatsch ärgerlich wie eine ungeduldige Wärterin, die ein unartiges und unruhiges Kind anschreit. „Was hast du davon, wenn du weißt, wie du davongekommen bist! Sei froh, daß es so ist! Es fanden sich eben Männer, die dich nicht im Stich gelassen haben — und nun sei zufrieden. Wir haben noch manche Nacht zu reiten. Du meinst wohl, daß sie dich für einen Kosaken halten? Nein, man hat deinen Kopf auf zweitausend Dukaten geschätzt!"

„Und Ostap?" rief Taraß plötzlich, indem er sich aufzurichten versuchte. Jetzt erst erinnerte er sich, wie man Ostap gefangen und vor seinen Augen gebunden hatte, und daß er sich jetzt in den Händen der Polen befand. Und Schmerz und Trauer übermannten den Alten. Er riß die Verbände von seinen Wnnden, schleuderte sie weit von sich und wollte laut etwas sagen — aber er sprach nur unzusammenhängende Worte, das Fieber bemächtigte sich seiner aufs neue, und er begann wieder zn phantasieren und allerhand unzusammenhängendes Zeug zu reden. Unterdessen stand sein treuer Gefährte neben ihm und überschüttete ihn mit zahllosen Schmähungen und Vorwürfen. Endlich packte er ihn an Händen und Füßen, wickelte ihn ein wie ein Kind und brachte die Verbände wieder in Ordnung. Dann hüllte er ihn in eine Ochsenhaut, band sie mit Bast zusammen, befestigte seine Last mit Stricken am Sattel nnd ritt mit ihm auf nnd davon.

Fortsetzung folgt.

Zwei Gedichte von Rabindranath Tagore

Übersetzt von Rudolf von Delius

Am Tage, da der Lotus blühte,
weh, fort war mein Herz, verirrt,
(doch ich wußte es nicht).
Leer war mein Korb und unbeachtet
blieb die Blume.

Nur hin nnd wieder überfiel mich Traurigkeit,
dann fuhr ich auf vom Traum und fühlte
den süßen Hauch seltsamen Duftes
im Südwind.

Und diese nnbestimmte Süße
ließ mein Herz schmerzen vor Sehnsucht,
und mir war: als sei das der heiße Atem des
Sommers, —
der nach Erfüllung sucht.

Damals wußt ich noch nicht, daß es ganz nahe sei,
daß es *mir* angehöre: daß diese vollkommene Süße
aufgeblüht war in der Tiefe meines eigenen Herzens.

*

Früh am Tage war ein Geflüster:
wir würden segeln, hinaus, im Boot,
nur du und ich.
Und keine Seele auf der Welt sollte etwas wissen
von dieser Pilgerfahrt nach keinem Lande und nach
keinem Ziele.

Und dann auf jenem uferlosen Meere,
bei deinem Lächeln, dem still lauschenden,
da würde mein Gesang anschwellen zu Melodien,
frei wie die Wellen, frei von aller Wortefechtung.

Kam denn die Zeit noch nicht? Ist immer noch
Arbeit zu tun?
Sieh, der Abend sank hernieder auf das Ufer,
und im verblassenden Lichte
fliegen die Seevögel zu ihren Nestern.

Wer weiß es, wann die Ketten fort sein werden,
und wann das Boot wie letzter Schimmer des
Sonnenuntergangs —
verschwindet in die Nacht?

Autorenspiegel

Rabindranath Tagore

Dieser Name, unter dem sich der deutsche Leser nichts Greifbares denken kann, ging kürzlich durch die Zeitungen der ganzen Welt. Es ist der Name eines indischen Dichters, dem der diesjährige Nobelpreis für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der schönen Literatur zugefallen ist. Rabindranath Tagore ist der erste nichteuropäische Dichter, dem die schwedische Akademie diese Auszeichnung zuerkannte. Nach den Mitteilungen eines Mitglieds der Akademie, des Schriftstellers Hallström, über den Preisträger wird diesem in seinem Heimatlande Bengalen als großem und unvergleichlichem Meister gehuldigt, aber erst in den letzten Jahren wurde er auch in Europa bekannt durch sein Buch „Gitanjali", eine Sammlung religiös-mystischer Gesänge, die von ihm selbst, dem das Englische so geläufig ist wie seine Heimatsprache, in englische Prosa übersetzt worden sind. In seinem Vaterland wird Tagore eine Verehrung zu Teil, wie sie in Europa kein Dichter findet. Er ist 1861 geboren und stammt aus einem vornehmen Geschlecht. Der indische Nationalgesang ist von ihm geschrieben. Mit 17 Jahren kam Tagore nach England, um dort zu studieren. Nach seiner Rückkehr in die Heimat schrieb er die meisten seiner Romane und Dramen. Längere Zeit lebte er als Eremit auf Padmas. Gegenwärtig hält er sich in England auf. Eine deutsche Uebersetzung seines Buches „Gitanjali" soll demnächst im Verlag Kurt Wolff in Leipzig erscheinen. Unser Mitarbeiter Rudolf von Delius, der schon lange vor dieser aufsehenerregenden Preiszuerteilung Tagore den deutschen Lesern zu vermitteln gedachte, überläßt uns zum Erstabdruck zwei seiner Gedichtübersetzungen, durch welche unsere Leser schon jetzt mit dem indischen Dichter näher bekannt gemacht werden.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Zum 20. Februar 1912, dem hundertsten Geburtstag des nur noch wenig gekannten Novellendichters Ludwig Steub, brachte die Lese (S. 110) einen kleinen Erinnerungsaufsatz, auf den wir nochmals hinweisen. Das Jahr 1913 soll nun nicht zu Ende gehen, ohne daß wir unseren Freunden eine Probe dargereicht hätten, aus der sie ersehen, welch ein hervorragend trefflicher Erzähler Steub war. Die Skizze „Kindesträume" paßt gut in die „Märchen-Lese", zeigt sie doch, wie Kinder das Leben selbst zu einem Märchen zu gestalten vermögen. Diese natürliche kindliche Märchenphantasie klingt dann weiter in den Beiträgen von Findeisen und Dehmel, nachdem sie durch den Abschnitt aus Herders Vorrede zu einer Ausgabe der „Palmblätter" (im Inselverlag unter dem Titel „Morgenländische Erzählungen" von Hermann Hesse neu herausgegeben, 4 Mk.) als Einführung zu unserer Märchen-Lese sowohl von ihrer schönen wie unter Umständen auch gefährlichen Seite betrachtet worden ist. Der Märchenton soll auch im nächsten Heft, der „Weihnachts-Lese," in Wort und Bild noch etwas weiter gesponnen werden.

Die Geschichte von den „beiden Marienkäferchen" entnahmen wir dem unter „Jugendbücher" besprochenen schönen Werk „Die Gründorfer", die vier Bilder von Dora Polster den „Deutschen Märchen, gesammelt durch die Brüder Grimm", herausgegeben von M. Thilo-Luyken. Dies ist eines der wunderschönen und billigen 1,80 Mk.-Bücher des Verlags Wilhelm Langewiesche-Brandt in München-Ebenhausen. Wir empfehlen für Geschenkzwecke allerdings die bessere Ausgabe des Buches in Ganzleinen mit Goldschnitt zum Preise von 3. Mk. Die zahlreichen Bilder von Dora Polster erheben das Buch zu einem Kunstwerk, zu einem hohen Genuß für jedermann.

Jugendbücher

Aus den diesjährigen Neuigkeiten des Jugendschriften-Verlags K. Thienemann in Stuttgart ist besonders hervorzuheben ein Buch von Julius Lerche: „Die Gründorfer", Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen für junge Naturfreunde; etwa für das Alter von 6 bis 9 Jahren. Es enthält anregende Darstellungen einfacher Naturvorgänge, weckt Liebe und Verständnis für die Natur und ihre Geschöpfe. So lauscht das Kind dem Leben unter der Erde (Maulwurf), in den Waldbäumen (Eichhörnchen), in Wasser, Feld und Hof, dem Werden und Leben der Blumen, Bäume, Schmetterlinge, Mücken, Bienen und Vögel. Eine Geschichte zeigt die Natur am Abend und in der Nacht, eine andere die Bedeutung der Jahreszeiten für Mensch und Vieh, eine dritte den Ackerbau mit dem Ergebnis Brot (unsere Probe in vorliegendem Heft „Die beiden Marienkäferchen"!); andere schildern die Viehzucht, das Feuer, den Tierstaat (Ameisen), den Kampf ums Dasein usw. Daß solch ein Buch geschrieben wurde, entsprach wirklich einem oft empfundenen Bedürfnis. Und ebenso ist es sehr zu begrüßen,

daß die acht farbigen und zahlreichen schwarzen Originalholzschnitte von Fritz Lang ihre Aufgabe in so monumentaler und dekorativer Weise erfüllen: sie passen sich treffend der Anschauungsart der Kleinen an, ohne ihr in Naivität allzuweit entgegenzukommen. Wir wünschen diesen inhaltreichen, stattlichen und schönen Band auf recht viele Weihnachtstische! Preis 4.50 Mk.

Von den anderen Büchern aus Thienemanns Verlag empfehlen wir für Kinder bis zu 12 Jahren Anni Richters Erzählung „Sonniges Kinderland" (3 Mk.), in welcher die von einem glücklichen Familienleben getragene Jugend dreier Geschwister (Knaben und Mädchen) anschaulich und zur Nacheiferung anspornend geschildert wird, unterstützt durch hübsche Bilder von Kurt Liebich; ferner für Zehn- bis Fünfzehnjährige eine von Franz Hoffmann bearbeitete und von Rolf Winkler illustrierte Ausgabe von Münchhausens Reisen und Abenteuern in Preislagen von 2, 3 und 4.50 Mk. und für Knaben von 11 bis 16 Jahren die nach eigenen Jugenderlebnissen von Kapitän A. Spring erzählte Geschichte „Fritz Martens erste Seereise" mit Bildern von C. Liebich (3 Mk.). Für das gleiche Alter und hauptsächlich für Knaben bestimmt ist das mit 12 prächtigen Tondruckbildern von Willy Planck geschmückte Buch „Heldensöhne", eine Erzählung aus dem Lande der Schwarzen Berge von Manfred Eimer (4.50 Mk.), in welchem einem Mitkämpfer im Kriege gegen die Türken von 1876—78 unter Wahrung der geschichtlichen Tatsachen die Erzählung der seltsamen Schicksale zweier Freunde und ihrer Familien in den Mund gelegt wird. Die Schilderung des Charakters und der Lebensart des, tatsächlich zu Unrecht, so oft mißachteten, tapferen Montenegrinervolkes mitsamt der Skizzierung der Landschaft beruht auf eigener Anschauung des Verfassers und bietet viele Parallelen zu den jüngsten Kriegsereignissen. Unsere Jungen werden ihre Freude an diesem Buche haben, das auch Erwachsenen Genuß bereiten wird.

Heimatbilder deutscher Kunst

Es mögen kaum 15 Jahre her sein, als die farbigen Künstlersteinzeichnungen aufkamen, die damals so sehr ansprachen, daß sie großen Absatz fanden und im Privathaus, wo man sich keine teuren Originale leisten konnte, wie auch im Schulraum bald viel tausend Wände schmückten. Ihr größtes Verdienst war, daß sie überall, wo man ein wenig Geschmack und Kunstverständnis hatte und walten lassen wollte, die früher üblichen unkünstlerischen bunten Oeldruckbilder verdrängten. Von den farbigen Steinzeichnungen kostete bisher das Blatt 4 bis 5 Mk.; der Verlag Franz Schneider in Berlin-Schöneberg bringt sie nun für den erstaunlich billigen Preis von 1.80 Mk. in den Handel. Die uns vorliegenden vier ersten „Heimatbilder deutscher Kunst" sind nach Originalen von Karl Biese (Meeresbrandung an der Nordsee und Winterstille im Schwarzwald), Friedr. Kallmorgen (Sommersonnenschein in der Mark) und Hans Hartig (Winteridyll in einem pommerschen Städtchen) hergestellt und sind in Bezug auf künstlerische Leistung und Technik sehr zu loben. Die Bilder haben einheitliches Format mit 42×60 cm Bild- und 62×80 cm Blattgröße. Der Verlag hält Wechselrahmen zum Preis von 5—10 Mk. hierfür vorrätig, in denen sich 6 bis 10 solcher Bilder gleichzeitig verwahren und wechselweise voranstellen lassen. Die Schönheit und gediegene Ausführung der Kunstblätter verdienen es, daß wir dieses neue Unternehmen wärmstens empfehlen. Einige solcher Bilder in einem Wechselrahmen bilden auch für Weihnachten ein hübsches und recht wirkungsvolles Geschenk.

„Das Buch der Fabeln"

Dieses neue Sammelbuch, herausgegeben von C. H. Klenkens, hat die schönen Vorzüge, von der mit berühmter Sorgfalt arbeitenden Ernst Ludwig-Presse zu Darmstadt, der Privatdruckerei des Großherzogs von Hessen, gedruckt und im Insel-Verlag erschienen zu sein. So ist es natürlich ein Buch, das sich sehen lassen kann. Die Zueignung an den jungen Erbgroßherzog könnte das Vorurteil erwecken, daß man eine einseitig-harmlose Auswahl getroffen habe, was mit einer objektiven Betrachtung der Fabeldichtung, die zu Zeiten schwerer Not oft die einzig mögliche Redefreiheit in politischen und religiösen Dingen — in naiver Verkleidung — gewährte, nicht in Einklang zu bringen wäre; es sei indes zugunsten des Buches festgestellt, daß die Auswahl, wenngleich ihr etwas von der bewußten Art der alten „Fürstenspiegel" anhaftet, keine störende Engherzigkeit beweist. Außerdem erfreut besonders die klar beleuchtende, wissenschaftlich ausgezeichnete umfangreiche Einleitung von Otto Crusius „Aus der Geschichte der Fabel", in welcher der Verfasser gründlich davon überzeugt, daß die Fabelgeschichten „doch mehr sind, als Belehrungs- und Unterhaltungsstoff für die Kinderstube und Schule". Die 228 Seiten umfassende Fabelsammlung weist zwar, abgesehen von dem gänzlichen Fehlen der orientalischen Fabel, manche Lücken auf, die dem Kenner auffallen werden; bei dem ungeheuer großen Stoffgebiet, das auch mir in meiner doppelt so umfangreichen Anthologie („Fabeln und Parabeln der Weltliteratur", Leipzig 1907) nicht vollständig vorzuführen gelingen konnte, kann dies jedoch nicht als Mangel geltend gemacht werden. Von allerjüngsten deutschen Fabeldichtern sind Manfred Kyber und der Herausgeber Klenkens selbst mit einigen Beiträgen vertreten, die recht gut und vergnüglich sind. Ein würdiger Dritter, mehr satirisch, wäre hier noch Robert Walter gewesen. Das künstlerisch-vornehm gestaltete, stattliche Buch ist zu ernstem und heiterem Genuß für Jung und Alt gleicherweise zu empfehlen. (Preis 7 Mark.) Besonders jetzt, da die Geschenkeinkäufe für Weihnachten beginnen, möge man dieses „Buch der Fabeln" nicht übersehen. Theodor Etzel.

Für Wandervögel

Zu den Liedern des „Zupfgeigenhansl" ist im Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig eine Klavierbearbeitung erschienen. Der Band, der zu 2.50 Mk. verkauft wird, sieht stattlich aus; Format, Farbe und Zeichnung sind überaus ansprechend. Auf 186 Seiten stehen nahezu 250 Lieder. Die von Theodor Salzmann gesetzte Begleitung ist leicht zu spielen. Besonders jetzt, wo's auf den Winter zugeht, wird diese Ausgabe willkommen sein. Da kann man, wenn das Wetter keine Fahrten erlaubt, daheim in der gemütlichen Ecke sitzen und sich und andern zu Nutz die Lieder vorspielen. Aber unter dem Spielen ja nicht die Hauptsache vergessen, das Singen! Dazu sind die Lieder da. — Sangesfreudige Kreise seien weiter auf ein Heft aufmerksam gemacht, das die N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg verlegt hat: Alte Volkslieder, dreistimmig gesetzt von Waldemar von Baußnern. Die Sammlung will zunächst nichts sein, „als ein Beitrag zur Pflege schöner Geselligkeit und guter einfacher Hausmusik". Diesen Zweck erfüllt sie vollkommen. Freilich, wer den Zupfgeigenhansl und Brügmanns und Rittinghaus' Westfälisches Liederblatt kennt, wird hier manchen Bekannten finden.

Gedenktafel

Am 6. Dezember 1823 wurde in Dessau der Sprachforscher und Orientalist Max Müller geboren.

Am 8. Dezember 1832 wurde in Kirkue der norwegische Dichter Björnstjerne Björnson geboren.

Am 8. Dezember 1847 kam in Neuhengstett der Dichter Karl Weitbrecht zur Welt. Besonders erwähnenswert sind seine „Lieder von einem, der nicht mitdarf", die er im Kriegsjahre 1870 schrieb.

Am 9. Dezember 1608 wurde zu London der englische Dichter John Milton geboren. Weltberühmt wurde er durch sein Epos „Das verlorene Paradies", für das er nur mit Mühe und Not einen Verleger finden konnte.

Am 10. Dezember 1889 starb in Wien Ludwig Anzengruber.

Der 11. Dezember 1801 ist der Geburtstag des Dramatikers Christian Dietrich Grabbe. Geburtsort: Detmold.

Am 11. Dezember 1847 starb in Wien der Dichter Moritz Graf von Strachwitz, besonders bekannt durch seine Gedichte und Balladen.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner
Nr. 50 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

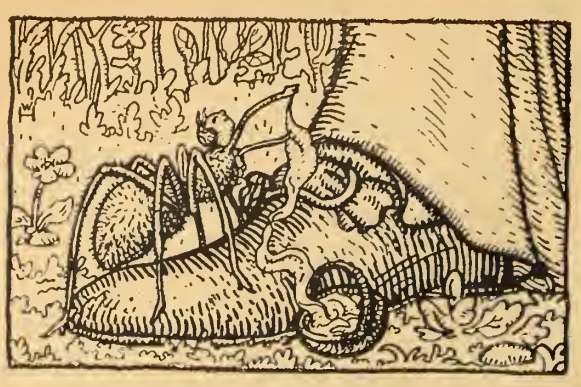
Weihnachtsabend

Als Kind feierte man Weihnachten wie die lebendig gewordene Märchenzeit. Die Augen zu! sonst bläst Christkindchen sie dir aus! Das war die hundertste Stufe auf der Wanderung in den hellen, lichten Himmel hinein; vorher kamen die niedern Stockwerke. An der untern Sprosse dieser Jakobstraumleiter der Freude stand im umgewandten Pelzrock mit langer, frischer, aus Besenreisern gewundener Rute der schauerliche Knecht Ruprecht im nördlichen Deutschland oder St. Niklas im südlichen und fragte mit drohender Stimme: Kannst du auch beten? Gebetet wurde dann mit kläglicher, zähneklappernder Angst, aber doch mit Herzensandacht, denn das neugeborene Jesulein, die bescheidene Krippe, der wandernde Morgenstern, die Weisen mit Myrrhen und Aloe, das ganze blühende, orientalische Nachtgedicht der Heilandsgeburt mit den Hirten auf dem Felde, den Engeln, die ihnen aus der Höhe den Weg wiesen, dem immerdar gläubigen Joseph und der glückseligen Maria, das lebte im Herzen wie linde, milde, duftende Sommernacht, wenn auch die Hände froren, die Nase blau anlief und die Füße in Schnee gesteckt werden mußten, weil sie die kompletteste Erstarrung von der Eisbahn mitgebracht hatten. Die Wochen wurden schon vor der Gans zu Martini nach den Sonntagen gezählt und zwar Trinitatisweise, dann wurden es nur noch die Tage, zuletzt die Stunden. Adventszeit hieß die höchst merkwürdige Periode. Die „Currendejungen" sangen des Abends auf den Straßen und sammelten in blechernen Büchsen; Nüsse und Aepfel wurden an Markttagen in Vorräten eingekauft, aber noch nicht gezeigt, sie rasselten und dufteten nur; die ganze Erde war ein großes flüsterndes und tuschelndes Geheimnis.

Auf die Märchenzeit kam dann die rationalistische. Für Säbel, Flinten, bleierne Soldaten gab es nun Schulmappen, Reißfedern, Schreibebücher und neue Hosenträger. Man nahm schon mit größerer Ruhe den Kalender in die Hand und rechnete die mystischen Begebenheiten nach der üblichen Chronologie ab, wie die Zerstörung Karthagos und die Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen, dieses Hauptfaktum der deutschen Geschichte im Kopfe jedes gefühlvollen Untertertianers. Man sah schon das Märchen in seiner künstlichen Veranstaltung, die groben Drähte der Komödie; man lachte schon über das Wispern der Eltern wie ein Neolog oder ein Geolog über die Schöpfungsgeschichte. Bekanntlich sind das die Jahre, wo, wie in dem Raimundschen Märchen, oft schon ausgerufen wird: „Ach, was haben doch die Kinder nicht alles mit ihren Eltern auszustehen!" Die guten Eltern sind dann über die Weihnachtszeit schon vergnügter als die aufgeklärten Jungen, die bei all' der Freude ihre Ferienarbeiten im Kopfe haben und zur Bescherung ohnehin nur das bekommen, was sie „auch so" erhalten würden, Dinge, die alle nach Leder riechen, oder nach Tuch und dem ewigen Papier.

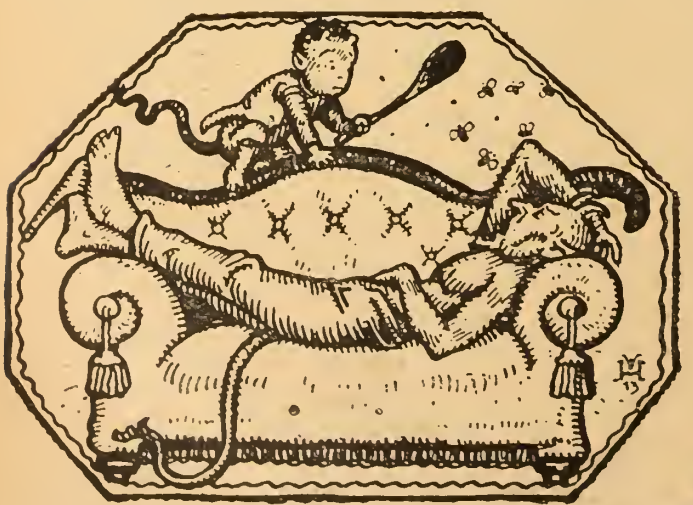
Dann aber die Jünglingszeit. Ach! Der Weihnachtsabend war dann schon oft nicht mehr der lustigste, sondern der traurigste Tag im Jahr. Man war von seinen Eltern entfernt, entweder durch Entfernungen der Erde oder Entfernungen des Himmels schon. Die Lichter wurden nicht mehr angezündet; man hörte nur die Weihnachtsluft im Nachbarhause, sah fremde Fenster schimmern, hörte fremde Kinder jauchzen, man machte einen Gang durch die Straßen, um das wehmütige Herz zu stillen. Du liebe, ernste Jünglingszeit! Du verschwiegene, heilige Knospe der ersten freiern Lebensentfaltung!

Du erste heilige Sabbatstille und Morgenfrühe des Menschentums, eingeläutet meist von trauernden Glocken! Denn welche Erfüllung wird wohl den allgewaltigen Jugendträumen? Welcher erste Gruß des Lebens, des wirklichen, des rauhen Lebens, der Pflichten und der Geschichte, ist wohl ein liebevoller und freundlicher? Bereits bildet sich auch schon das ganze Jahr hindurch um das Jünglingsherz die harte Schale, die das junge Leben braucht, um in der stoßenden Welt mit fortzukommen. Starr, kalt werden die Grundsätze. Große, schroffe spartanische Gesetzestafeln werden aufgehängt in der innern Brust. Mancher Zug um die Lippen lächelt schon dämonisch, und spröde wirft sich der Mund auf, sieht der Jüngling, was er zu hoffen hat und vergleicht er es mit dem, was er gewinnen möchte. Am Weihnachtsabend bricht dann noch einmal die Eisdecke des Jahres. Auf einige Stunden sinken noch einmal alle gefrorenen Eispaläste der Seele, in deren Lichtbrechungen sich der Jüngling schon gefällt. Das unsterbliche Anrecht auf Glück, das wir tief und unauslöschbar und durch keine Philosophie hinwegzureden in unserer Brust tragen, meldet sich noch einmal wieder in diesem Weiheaugenblick — und dann mit so unwiderstehe-



licher Macht, daß manchem Jüngling die Weihnachtszeit oft nichts beschert als Tränen, ein Geschenk freilich, das auch seinen Wert hat und geradezu vom Himmel kommt.

Darauf die Zeit der Liebe! Die Liebe will nicht mehr zu Weihnachten empfangen, sondern nur noch geben. Auch der Jüngling, dessen Herz in Flammen steht, grübelt und forscht, was wohl gefallen, rechnet, was anzuschaffen er bestreiten könnte. Da nimmt man der geplagten Vorsehung von ihren Mühen ab und spielt selbst Schicksal und kommt schon in der Adventszeit zu den Geschwistern seiner Angebeteten, die Taschen voller Aepfel und Lebkuchen. Da glättet man wieder um der Liebe willen die Mephistophelesfalte aus, macht den Knecht Rupprecht oder gar das Weihnachtskind und übersieht sogar in seinem Bescherungseifer, daß auch an uns gedacht wird, heimlich für uns gearbeitet wird, wenn uns die Geliebte entlassen hat, sie den zärtlichsten Abschiedskuß draußen an der Türe gab und zurückkehrend bis tief um Mitternacht noch bunte Blumen und Guirlanden stickt. In jungen Gemütern ist der erste Eifer des Gebens ein Wetteifern mit dem Füllhorn Fortunas. Ja recht viel und für alle. Jeder bekommt. Der Großvater, die Großmutter, die Eltern, die Geschwister, die Mägde, sogar der Vogel bekommt einen neuen Vogelbauer. Alles, was um unser Mädchen webt und lebt, wird besonders beschenkt, und jedem hofft man auch seine liebsten Wünsche abgelauscht zu haben. Freilich! Man trifft es meist bei allen, leider! aber oft bei derjenigen nicht, der zu Liebe alle diese kindlichen Naivitäten in unser, schon „dem Jahrhundert" angehöriges Herz zurückkehren durften. Auch verdrießlich und verstimmte Weihnachten gibt es. Der Mensch wird ohnehin dann immer am launenhaftesten, wenn gerade die meisten Umstände gemacht werden, ihn glücklich zu sehen. Auch diese lange Vorbereitung auf eine einzige lichterfüllte Stunde, die zu Ende geht, wenn die kleinen, kurzen Wachsendchen niedergebrannt sind und hie und da in der grünen Tannenherrlichkeit schon Feuer ausbricht, auch diese wochenlange Betriebsamkeit läßt schon an sich ein Gefühl der Ermüdung und Erschöpfung zurück, denen die bekanntlich launenhaftesten Menschen, die es gibt, die Liebenden, nicht selten Gründe unterlegen, die gerade bei solchen Extrafesten von unsichtbaren bösen Plagegeistern wie zugeflüstert scheinen. Wochenlange Vorbereitung, emsige stille Arbeit, Entsagung mancher Freude um ein Werk, das, endlich fertig, vielleicht nicht einmal die gehoffte Würdigung findet. ...Auch das kommt vor. Wunderliche Heilige stehen in diesen Jahren um die frohe Weihnachtskrippe. Es folgen selbst dem schönsten Tag des Jahres Verdruß und Kriegszustände, die glücklicherweise in der nahegelegenen Sylvesternacht beseitigt werden können.



Bilder von Werner Hahmann aus Thea von Harbous Märchenbuch „Von Engeln und Teufelchen". Siehe Wegweiser.

Dann kommen ganz eigene neue Perioden. Ging es von jeder ersten Liebe gleich zum Traualtar, so hätte man von seinen ferneren Weihnachtserinnerungen leichter erzählen. Die ersten Weihnachten der Ehe, wo man ungeduldig, die oft noch lallenden Kinder schon zur Freude am Lichterbaume zwingen möchte und nicht die Zeit erwarten kann, die Kinder so gespannt zu sehen in ihrer Hoffnung, wie wir es selbst, freilich erst in drei Jahren später waren, diese Weihnachten sind gewiß die schönsten, die es geben kann. Aber zwischen der ersten Liebe und der Ehe..., welches wilde, zerrissene, zerklüftete Gebirg liegt dazwischen! Welche Schluchten der Verzweiflung, schroffen Brüche des Mißverständnisses, oft auch welche einsamen, stillen Plätze, nur bepflanzt mit Trauerweiden! Von diesen Jahren des Prüfens und des Hoffens, oft der Qual und der Täuschung, wäre mancher Weihnachtsabend zu erzählen und manche Geschichte daran anzureihen, manche, die an unserem häuslichen Herde würde Zuhörer finden dürfen — indessen schließen wir mit der Bemerkung, daß man an Weihnachtsabenden sein ganzes Leben wie einen Rosenkranz an seinen Kugeln abzählen kann. Jedes Jahr bietet eine andere Erinnerung. Unsere Freuden und Leiden, unser Besitz und unser Verlorenes führt Weihnachten uns am unmittelbarsten entgegen, all' unsere Lebenden läßt es uns zählen und unsere Toten.

Am Christabend erinnert man sich, wie man fremd einst stand an einem Lichterbaum, vielleicht bei Menschen, die unsere Freunde schienen und wohl Feinde wurden — in jedem Jahre ward uns das beschieden, in diesem ein anderes, da zündete man den eigenen Baum an in seiner jungen Ehe und die Sorge war vielleicht der einzige Gast, der an dem kargen Tische stand, der nur der Liebe reichlich schien. Da zählte man noch der Häupter wenige, die uns gehörten, dann drängten sich zahlreichere um die hellen Lichter; manches Antlitz strahlte vor Freude, und es fehlte schon bei dem Erinnerungsbilde des folgenden Jahres Augen der Wonne, die empfingen — noch glücklichere, die spendeten, sind erloschen... Je älter man wird, desto mehr wird uns der Weihnachtsabend nur noch der Erinnerung geweiht bleiben und ein rechter Tag Allerseelen werden.

Aus Karl Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herd 1852.

Was Tyltyl und Mytyl am Weihnachtsabend gesehen haben

Von Maurice Maeterlinck

Der Holzhauer und seine Frau waren früher als sonst aus der Arbeit heimgekommen. Gleich brachten sie ihre Kinder zu Bette, damit sie den Weihnachtsabend verschlafen sollten, da sie ihnen nichts schenken konnten. Die Kinder lagen eine Weile ruhig in ihren Betten, die Eltern waren in der Küche.

Schläfst du, Tyltyl?

Und du, Mytyl?

Aber nein, wie sollte ich denn schlafen, da ich doch mit dir spreche...

Es ist Weihnacht, gelt?...

Noch nicht, ich glaube erst morgen. Aber das Christkind wird uns heuer gewiß nichts bringen...

Warum nicht?...

Ich hörte, wie Mutter sagte, daß sie nicht hätte in die Stadt gehen können, um ihm zu sagen, daß es auch zu uns kommen soll... Aber im nächsten Jahre wird es kommen...

Das ist aber noch lange bis zum nächsten Jahre, höre.

Kurz ist es nicht... Doch es kommt heute Nacht zu den reichen Kindern...

Ach?...

Wart', ich hab' eine Idee... Mutter hat die Lampe vergessen...

Was denn?

Wir werden aufstehen....

Das dürfen wir doch nicht....

Aber was schadt's, niemand ist da.... Siehst du die Fensterläden?...

Ja, wie es licht hindurch schimmert!

Das sind die Lichter vom Feste drüben.

Was für ein Fest?...

Drüben bei den reichen Kindern; da ist doch der Weihnachtsbaum. Wir wollen die Läden aufmachen.

Darf man das?

Natürlich doch, warum nicht?... Hörst du die Musik?... Stehn wir auf!...

Die beiden Kinder stehen auf, laufen ans Fenster, klettern auf einen Schemel und stoßen die Läden auf. Eine große Helligkeit dringt plötzlich ins Zimmer; sie sind plötzlich wie geblendet.

Alles sieht man!... sagte Tyltyl, doch seine Schwester Mytyl, die kaum Platz auf dem Schemel hat, findet, daß sie nichts sehen kann.

Es schneit! O, da sind zwei Wagen mit sechs Pferden....

Zwölf kleine Knaben steigen aus!

Du bist zu dumm!... Das sind doch Mädchen.

Aber sie haben Hosen an....

Was verstehst du.... Puff' mich doch nicht so! Dummes Mädel.

Ich hab' dich nicht angerührt, aber du willst ganz allein den Schemel benützen.

Aber ich steh' doch überhaupt nicht drauf!...

Sei still, man sieht den Baum!

Was für einen Baum?...

Den Weihnachtsbaum doch! Du starrst ja die Mauer gegenüber an!...

Ich schaue auf die Mauer, weil ich keinen Platz hab'.....

Na, rück näher, so, bist du jetzt zufrieden? Jetzt hast du aber den besten Platz. Sieh' doch die vielen Lichter!...

Weshalb machen die da so viel Lärm?... fragte die Schwester.

Sie machen Musik... das ist doch kein Lärm!

Sind sie böse?

Nein, aber das ist langweilig, frag' nicht so viel!

Noch ein Wagen mit weißen Pferden!...

Sei still!... Schau doch hin!...

Was ist das Goldene, das da hinter den Zweigen baumelt?...

Das sind doch die Spielsachen, du Dummkopf. Säbel, Gewehre, Soldaten, Kanonen....

Und Puppen, sag', sind denn keine Puppen da?

Puppen? Nein, das wär' zu dumm, das freut sie nicht....

Und rund um den Tisch herum, was ist denn das?...

Das sind Kuchen und Früchte und Torten mit Schlagsahne....

Ich hab' einmal so was gegessen, als ich noch klein war.

Ich auch; es schmeckt besser wie Brot, aber es gibt zu wenig aus....

Aber die haben genug davon... der Tisch ist gestopft voll... werden die es essen?...

Natürlich, was sollten sie sonst wohl damit machen?...

Weshalb essen sie es nicht sofort?

Weil sie keinen Hunger haben....

Sie haben keinen Hunger? weshalb nicht?...

Weil sie immer essen können, wann sie wollen.

Alle Tage?...

Man sagt so....

Werden sie alles aufessen oder werden sie etwas herschenken?

Wem?...

Uns....

Sie kennen uns ja nicht....

Wenn man sie bitten würde?

Das geht doch nicht....

Warum nicht?...

Weil sich das nicht schickt.

Ach! wie sind sie doch hübsch!... sagte das kleine Mädchen.

Und sie lachen und lachen!...

Und die Kleinen, die tanzen!...

Ja, ja, wir wollen auch tanzen. Wir wollen es gleich versuchen.

Ach, wie lustig ist das!...

Schau, jetzt bekommen sie von dem Kuchen!... sie dürfen sie anrühren!... sie essen! sie essen!

Auch die ganz Kleinen! sie haben zwei, drei, vier!...

O, wie gut das schmeckt! wie gut, wie gut!...

Ich hab' zwölf Kuchen, sagte Mytyl.

Und ich hab' viermal zwölf bekommen!.. Komm', ich geb dir welche, rief Tyltyl.

Nun hören sie, daß der Vater schlafen gehen will, rasch schließen sie den Fensterladen, kriechen in ihre Betten. Bald sind sie eingeschlafen und träumen von dem wunderbaren Weihnachtsabend „der anderen"....

Atmas Bescherung

Eine Skizze aus Schopenhauers häuslichem Leben

Frau Lucia Franz, Tochter des ehemaligen Kaufmanns Schneider in Frankfurt a. M., dessen Untermieter Schopenhauer in seinen letzten Lebensjahren war, veröffentlichte im Oktoberheft der „Ethischen Rundschau" in Berlin Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit über „Schopenhauer in seinen vier Wänden". Sie erzählt darin auch von Schopenhauers Pudel, der den Namen Atma trug.

„Niemals habe ich ein solch gelehriges, treues Vieh angetroffen. Ein Hund mit Menschenverstand, mit dem man sprechen konnte wie mit einem Menschen. Zuweilen sagte auch Schopenhauer zu ihm: „Mensch", aber nur, wenn Atma nicht artig war. Es gab für Atma drei Körbchen: eins für den Metzger, eins für den Bäcker, eins für das Kolonialgeschäft. Wenn er etwas holen sollte, legte die alte Frau einen Zettel und Geld in den Korb; dann trottelte Atma fort, und niemand durfte ihn begleiten. Ich wollte einmal mit; da blieb er hartnäckig stehen, oder er galoppierte so schnell, daß ich nicht mitkommen konnte. Ich hätte es niemand geraten, ihn anzugreifen, wenn er zum Einkaufen ging. Die Geschäftsleute in der oberen Fahrgasse kannten ihn alle. Der Bäcker wohnte in der Fischergasse, den fand er auch immer richtig. Stolz brachte er seine Einkäufe heim und wurde dann belohnt. Oft lief er drei- bis viermal, bis er alles zusammen hatte. Immer brachte er die Sachen schön nach Hause; und als ihn einmal ein paar Köter anfielen, stellte er sein Körbchen hin, biß sich mit ihnen herum und kam stolz, wenn auch zerbissen, mit seinem Korbe heim. Stolz trug er auch seines Herrn Hut und Stock, öffnete sich selbst die Tür und ging auch wieder hinaus, wenn Schopenhauer „Naus!" rief. Wie oft standen wir Kinder mit dem Hunde an der Fahrgasse oder standen oben auf dem Balkon; und sahen wir dann Schopenhauer kommen, so liefen wir gewiß hinunter und spazierten mit ihm hinein in die Wohnung."

Das innige Verhältnis des großen Philosophen, der trotz seines Pessimismus ein gemütvoller Kinderfreund war, zu seinem treuen Hund, den er auch in seinem Testament bedachte, zeigte sich besonders schön zu Weihnachten. Lucia Franz erzählt:

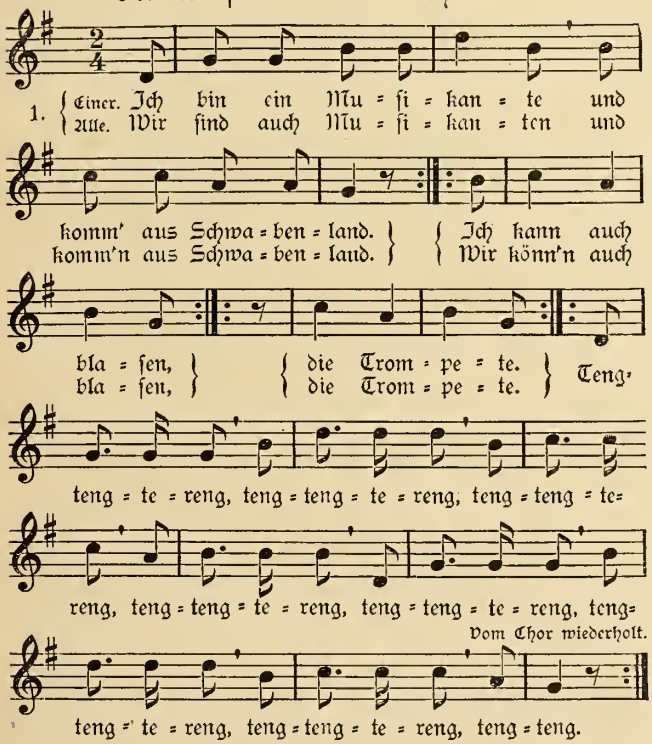
„Nun kam Weihnachten; wir wurden überreich beschenkt; am nächsten Tag ging ich hinunter, wollte

Schopenhauer meine Puppe zeigen und sehen, was ihm das Christkind beschert hatte. Er saß am Schreibtisch, wie immer, und schrieb. Ich schaute mich im Zimmer um: keine Spur von Weihnachten. Da fragte ich ihn ganz schüchtern, ob er kein Christkindchen bekommen hätte. Da nahm er mich bei der Hand und führte mich ins Zimmer der Haushälterin. Dort stand ein ganz kleines Bäumchen auf dem Tisch; daran hingen nur Frankfurter Bratwürstchen, und Atma saß davor und schmunzelte sie an. Nun riß Schopenhauer eine ab, warf sie in die Luft und „schnapp", — Atma hatte sie gefangen. So bekam er jeden Tag eine. Für die alte Christiane aber lagen ein „Zoppelrock", ein großer Zuckerhut und ein Louisd'or da. Der Zoppelrock war, sagte man, aus Atmas Haaren gewebt; deshalb war der Hund auch so oft geschoren worden. Er sollte damit der alten Frau seine Dankbarkeit bezeugen, indem er sie warm hielt; der Zuckerhut sollte ihr Leben versüßen, der Louisd'or es verschönern, — so sagte Schopenhauer zu uns Kindern.

Die alte Frau hatte ihrem alten Herrn ein paar mordslange Strümpfe gestrickt, darin sollten auch Atmas Haare in der Wolle gewebt sein. Obwohl wir noch Kinder waren, fühlten wir doch, wie sinnig die Geschenke waren. Dieses wiederholte sich alle Jahre; immer bekam Atma sein Bäumchen, die alte Frau ihren Rock, Zuckerhut und Louisd'or, und Schopenhauer seine Strümpfe. Für mich waren immer ein Teller voll Aepfel und ein Paket Offenbacher Pfeffernüsse da. Alle Tage gingen wir in der Weihnachtszeit hinunter, um zu sehen, wie Atma seine Wurst bekam. Es war reizend zu sehen, wie er seine Männchen vor dem Baume machte und immer nach den Würsten schaute. Stundenlang saß er oft davor, ohne eine zu stibitzen. Vater meinte, wir sollten uns an Atma ein Muster nehmen, denn die Süßigkeiten an unserm Christbaum nahmen zusehends ab."

Zwei Singspiele für Kinder

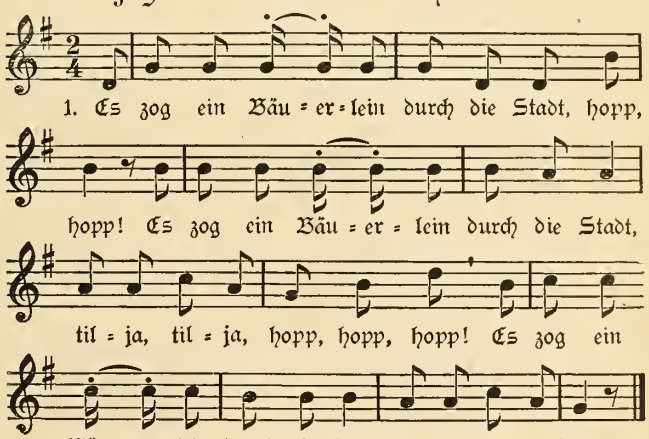
Die Musikanten aus Schwaben



2. Die Posaune: Pum=pum=pe=rum.
3. Die Flöte: (Gepfiffen).
4. Die Klarinette: He=he=he=he.
5. Die Oboe: O=bö=o=bö.
6. Die Trommel: Trum=trum=te=rum.
7. Die Pauke: He=rum=bum=bum.
8. Die Geige: Sim=sim=se=rim.
9. Der Brummbaß: Schrum=schrum=schrum=schrum

Spielweise: Ein Kind in der Mitte singt und macht's vor, die andern machen's nach.

Es zog ein Bäuerlein durch die Stadt



2. Hat an der Hand sein Eselein, hopp, hopp! usw.
3. Jetzt gehn wir zu Frau Schneiderin, hopp, hopp! usw.
4. „Guten Tag, guten Tag, Frau Schneiderin, hopp, hopp! usw.
5. Ich möchte gern ein Röcklein haben," hopp, hopp! usw.
6. „Bis wann soll es denn fertig sein?" Hopp, hopp! usw.
7. „Bis morgen abend beim Mondenschein, hopp, hopp! usw
8. Adjö, Adjö, Frau Schneiderin," hopp, hopp! usw.
9. Jetzt gehn wir zu Frau Ladewig, hopp, hopp! usw.
10. „Guten Tag, guten Tag, Frau Ladewig, hopp, hopp! usw.
11. Nun sehn Sie mal das Röcklein an," hopp, hopp! usw.
12. „Die eine Naht ist schief genäht, hopp, hopp! usw.
13. Die andre Naht ist krumm genäht, hopp, hopp! usw.
14. Die dritte Naht ist ganz verkehrt, hopp, hopp! usw.
15. Der ganze Rock ist gar nichts wert," hopp, hopp! usw.
16. „Adjö, adjö, Frau Ladewig, hopp, hopp! usw.
17. Jetzt gehn wir zu Frau Schneiderin, hopp, hopp! usw.
18. „Nun soll sie gleich der Kuckuck hol'n," hopp, hopp! usw.

Spielweise: Die Kinder bilden einen Kreis und singen. In der Mitte steht das Bäuerlein mit dem Esel. Bei Str. 3 gehen sie zu der Frau Schneiderin, bei Str. 9 zu Frau Ladewig mit dem fertigen Röcklein. Zum Schluß bekommt die Schneiderin mit dem Röcklein Schläge

Friedrich Hebbels Weihnachten

Aus seinen Tagebüchern und Briefen zusammengestellt

München 1836.

Am Weihnachtsabend werd' ich bis 12 Uhr nachts Kaffee trinken und ein Phantasiestück schreiben, um 12 Uhr aber in eine kathol. Kirche gehen und die schöne Weihnachtsmusik hören.

Hamburg, 1839.

Weihnachtsabend 1839. Es ist vier Uhr nachmittags, der Regen saust, Sonnenstrahlen fallen hindurch, ein Frühlingswetter. Ich komme eben aus der Stadt zurück und habe mir Novalis Schriften geholt, Kaffee steht auf meinem Tisch, die aufgeschlagene Bibel und meine Judith liegen vor mir und seit drei Jahren zum erstenmal wieder werd' ich diesen Abend auf eine schöne Weise feiern. Ich habe ein Gefühl, als hätt' ich ein Recht zur Freude, und dann bleibt die Freude selbst nicht aus; in meiner Kammer stehen die Puppen, Nüsse usw. für die kleinen Mädchen im Hause.

Paris, 1843.

24. Dez. Heute ist Weihnachtsabend, heute morgen wußte ich es noch nicht, erst als mein Wäscher kam und von den vielen Geschenken sprach, die an diesem Tage in „Allemagne", wo der Mann mit Napoleon gewesen ist, gemacht würden, erfuhr ich's. Da habe ich denn ordentlich zu Mittag gegessen und mir abends im Palais royal einen Goethe zu 30 fl. gekauft. Ob ich recht getan? Ich denke. Als ich mit meinem Schatz, der ziemlich schwer zu tragen war und den ich mir doch nicht zuschicken lassen wollte, weil ich ihn dann erst morgen erhalten hätte, zu Hause kam, fand ich zwei Briefe vor, einen längst erwarteten, überaus liebevollen von dem alten herrlichen Oehlenschläger, der mich über vieles beruhigt, und einen zweiten von Elise, den ich erst beim Zubettgehen lesen will.

Abends 11½ Uhr. Bis 10 Uhr war ich im Café de Paris mit Bamberg, dann ging ich zu Hause, kaufte mir aber zuvor, da ich den Weihnachtsabend doch auszeichnen mußte, für 3 Sous Galette, eine Art von Blätterbackwerk, das ungefähr so schmeckt wie ein gut bereiteter deutscher Pfannkuchen und das ich in der Nähe meines Hauses, eher heiß als warm, bekomme, in einer Budike, deren Treiben lustig anzusehen ist... Nun verfügte ich mich mit meinem Abendessen auf mein Zimmer, nahm Elisens Brief aus meiner Brusttasche hervor, küßte ihn noch einmal, erbrach ihn und fing an zu lesen, während ich aß.

Wien, 1847.

24. Dez. Weihnachtsabend! Meine liebe Frau befindet sich in demselben ängstlichen Zustande, wie das vorige Jahr; sie erwartet jeden Tag ihre Niederkunft. Es geht ihr aber heute wohl, und sie ist eben beschäftigt, den Tannenbaum aufzuputzen. Ich erhielt heute aus Königsberg ein Paket, für welches ich 1 fl. 2 Kr. zahlen mußte; ein Dichter Wolf hat mir seine Gedichte dediziert und sendet sie mir zu, mit einem Brief, wie ich kaum je einen dürftigeren empfing.

25. Dez. Mit einem Herzen voll Dank und Freude schreibe ich es nieder, daß meine teuere Christine mir heute, am 1. Weihnachtstag, nachmittags, eine Viertelstunde vor fünf Uhr ein kleines Mädchen geboren hat. Möge alles fortgehen, wie es anfing!

1850.

25. Dez. Den gestrigen Weihnachtsabend sehr glücklich mit den Meinigen verbracht. Titele war, meinem Wunsch gemäß, wieder als Braunschweiger Bauernmädchen angekleidet, was ihr allerliebst stand, und wartete nun im Kabinett meiner Frau, mit dem Rücken gegen die Glastür gesetzt und von der kleinen Komtesse Lichtenberg unterhalten, aufs Anzünden des prächtig herausgeputzten, im großen Zimmer aufgepflanzten Baums. Zuletzt mußten ihr die Augen zugehalten werden, weil sie gerade im entscheidenden Moment nicht länger zu vertrösten war. Dann eine Ueberraschung, eine Freude, die sie wirklich sprachlos machte. Sie glühte wie eine dunkelrote Kirsche, wie meine liebe Frau sagte. Heute sah ich auf der Straße noch einen kleinen Weihnachtsbaum tragen; der hat gewiß das meiste Entzücken hervorgerufen; denn offenbar hatte die Mutter erst so spät Rat geschafft. Ein verspäteter Weihnachtsbaum!

1851.

25. Dez. Den Weihnachtsabend unter den Meinigen und meinen Freunden aufs heiterste verbracht. Meine liebe Frau verehrte mir Rötschers und Ulricis Abhandlungen über den Shakespeare, Kuh den Minckwitzschen Aeschylos, Bücher, die ich mir längst gewünscht hatte.

1853.

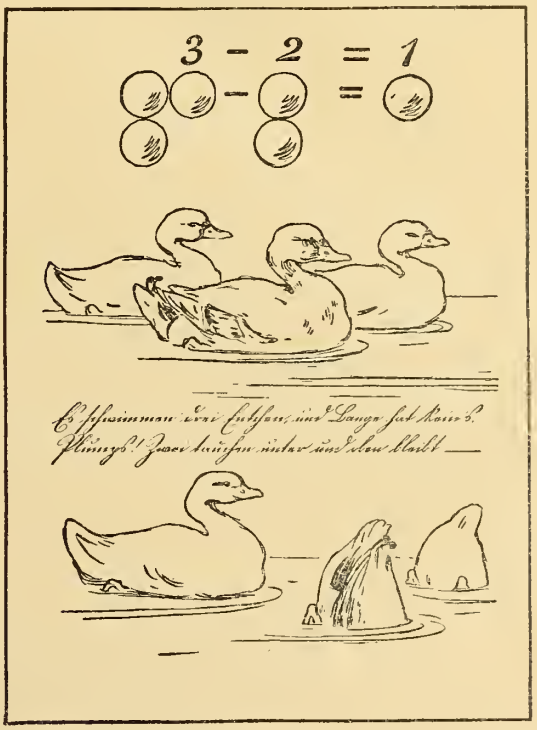
28. Dez. Diesmal den Weihnachtsabend nicht so fröhlich wie sonst verbracht. Ursache: die Gelbsucht, von der ich befallen wurde, und das bis auf einen Grad, daß Bart und Kopfhaar mir grau geworden sind. Der Aerger über die Verhandlungen wegen der Genoveva gaben den Anlaß dazu, doch war ich schon gastrisch leidend und sehr stark erkältet. Uebrigens ging der heilige Abend noch leidlicher vorüber wie die Feiertage; die Freunde waren anwesend, die wir in der Regel bei uns sehen und große Freude machte mir ein Mützchen, das mein Töchterchen schon mit seinen kleinen Händen für mich gehäkelt hat.

1859.

23. Dez. Komme eben von einer schweren Arbeit. Beim Kaffee erzählt meine liebe Frau, sie habe im Traum den kleinen Sindsal, unser armes blindes Hündchen, in neu verjüngter Gestalt ge-

sehen; mit glänzenden Augen und schönen langen Ohren habe er bittend mit seinen zierlichen Pfötchen bei mir auf dem Sofa gesessen. Nach dem Frühstück fragte mich die Marie, ob sie es der gnädigen Frau sagen dürfe, sie habe den kleinen Sindsal heute morgen tot in seinen Tüchern gefunden. Es tat mir sehr weh, und ich habe ihn in eine Schachtel gelegt und in ein weißes Tuch gewickelt, sowie mit dem bischen Grün, das sich im Hause vorfand bedeckt, im Keller begraben, nicht ohne ihm die vier kleinen Pfötchen noch einmal zu drücken und seinen steifen, kalten Körper mit den Lippen zu berühren. Nie gab es ein treueres, anhänglicheres Tier; wer das als Mensch wäre, was er als Hund gewesen ist, von dem würde nichts mehr verlangt werden.

25. Dez. So schrieb ich am 23. Als ich am ersten Weihnachtstag, nach froh im alten Kreise verlebtem Christabend, das Haus verließ, um vor Tisch ein wenig spazieren zu gehen, bemerkte ich in der Kärntnerstraße einen Mann, der einen großen Christbaum und zugleich ein allerliebstes Hündchen von der Farbe des unsrigen trug. Mich rührte der Anblick, und ich folgte ihm nach, weil mein Weg mich ohnehin vors Tor führte. Draußen setzte er seinen Baum nieder und ließ das Hündchen frei, welches mit unendlicher Lust zur Ergötzung vieler Personen hin und hersprang und namentlich mir viel Aufmerksamkeit bezeugte. Als der Mann das Tier wieder aufnahm, trat ich herzu und klopfte es, da sagte er zu mir: ich hab's um fünf Sechser gekauft und geb's wieder her. Auf der Stelle gab ich ihm einen Gulden und trug das schöne Geschöpf nach Hause. Hier angekommen, fragte ich meine Frau: Hast Du Deinen Sindsal in dieser Gestalt gesehen? Und sie sagte: Ja!



Verkleinerte Bildproben aus dem Kinderbuch „Wieviel sind's?" von Arpad Schmidhammer. Siehe Wegweiser.

Drei Fabeln

Von Christian Heinrich Kleukens

Mutter Henne

In dem großen und luftigen Drahtkäfig trippelt die Mutter Henne herum und ereifert sich über die undankbaren Menschen.

O, Gutt-Gutt-Gutt-Gutt!
Sind dat för slechte Lü'!
Sind dat för slechte Lü'!
Inspeert hewt se mi!
Inspeert hewt se mi!

Aber ihre Küchlein laufen um sie herum und piepen in heller Freude in den Sonnenschein hinein. Wissen sie, daß ihnen jetzt die Katze nichts anhaben kann, oder sind sie bloß froh, weil sie noch nicht alt genug sind, sich zu sorgen?

Die Mutter Henne ist freilich kein Kind mehr; sie ist erfahren, sie kennt die Welt:

O, Gutt-Gutt-Gutt-Gutt!
Sind dat för slechte Lü'!
Sind dat för slechte Lü'!
Inspeert hewt se mi!
Inspeert hewt se mi!

Und so laut gackert sie, daß es hoch in der Luft ein Habicht hört. Der späht und lugt hinunter, und seine Augen entdecken die Henne mit ihren Kin-

dern, und wie er nun blind vor Gier hinunterschießt und mit voller Wucht auf Frau Henne und ihre Brut stoßen will, stürzt er auf das Drahtgeflecht und bricht das Genick.

Die Mutter Henne kreischt laut auf und birgt ihre erschreckten Küchlein unter ihre Flügel. Als sie aber sieht, daß der Habicht tot auf dem Käfig liegt, erhebt sie sich beruhigt und sagt zu ihren Kindern, indem sie weise mit dem Kopfe nickt: De Draht, de wör us Gluck-Gluck-Gluck, de Draht de wör us Gluck-Gluck-Gluck ...

Die Herdflamme

Fast ganz in sich zusammengesunken war die Flamme. Zaghaft und müde zuckte sie auf zu Asche verbranntem Torfe herum.

Als aber Hände trockenes Holz ihr zuwarfen, da gebärdete sie sich wie toll, und sie koste mit den spröde knisternden Scheiten und flüsterte:

Liebchen, Schätzchen,
Liebchen, Schätzchen,
Knistre nicht so bebebang!
Schenk mir 'n Schmätzchen!
Schenk mir 'n Schmätzchen!
Und dein Leben lang
Sollst du leuchtend, licht und schön
In prächtiger Sonnenseide gehn!

Und keck umarmte der Feuerflamm das Holz, und knatternd sprühten nach links und rechts funkelnde Sternchen, und stolz erhob die Flamme das Haupt. Da bemerkte sie den Kessel, der still und stumm über dem Herde hing. Was ist denn das für ein Ungetüm? züngelte die Flamme, und übermütig stach sie nach dem Kessel, daß alsbald sein Inhalt leise, dann lauter und lauter um Schonung wimmerte. Doch die Flamme züngelte nur gieriger und das Wimmern wurde schwächer und schwächer. Da frohlockte die Flamme:

Was ich lieb, wird licht und schön,
Was ich haß, muß untergehn!

Und sie hüpfte und tanzte auf den Scheiten. Doch plötzlich brauste das Wasser wild auf, und tosend zischte es in die Flamme hinein. Und die Flamme erlosch.

Der Wind

Hei! wie der Wind pfiff, der lose Junge! und wie er die Wolken fortfegte, damit Sonnenlicht über die Erde flute. — Und wie er jubelte und sang: Meine Mutter ist die Sonne und mein Vater ist der Schnee, und ich wandle und ich stürme auf des Lebens stolzer Höh! Ob ich pfeif, komm ich vom Norden: „Geht zur Ruhe, müde Müden!" ob ich sing: „Wacht auf, ihr Schläfer! komme ich vom heißen Süden — stets bin ich der alten Eichen gerngesehner, lustger Junge, mit der Mutter warmem Herzen, mit des Vaters Nordpol-Lunge. Ja, sie lieben mich, die Bäume! Und durch Rauschen und durch Nicken wissen klug sie ihre Freude, ihren Beifall auszudrücken. Und ich lieb die wetterharten, festen trotzig-starken Eichen, weil sie stark sind; doch das Abgestorbne, Dürre: es muß weichen, es muß weichen! Meine Mutter ist die Sonne und mein Vater ist der — Sch-sch-sch-sch- schau mal einer diesen Knirps an! lachte plötzlich der Wind und tänzelte auf den Papiervogel los, der sich soeben in die Lüfte erhob. Doch der Drachen stieg nur schneller und schneller. Da schnob und stürmte, heulte, brüllte, stöhnte der Wind: Du mußt weichen! du mußt weichen! — aber der Drache flog höher und höher.

Und der Wind sah ein, daß sein Mühen nutzlos war, und er wollte klüger sein und schweigen. —

Und da taumelte der Drachen langsam und haltlos zur Erde hinab.

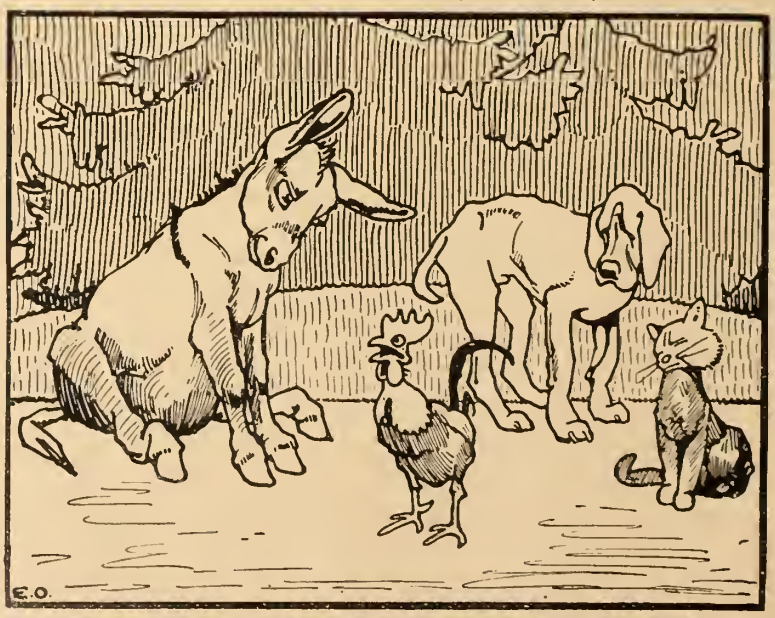


Bild von Eugen Oßwald aus „Die Bremer Stadtmusikanten".
Siehe Wegweiser.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

14. Fortsetzung.

„Und wenn du auch unterwegs sterben solltest, ich bringe dich doch in die Heimat zurück. Ich werde es nicht zulassen, daß die Polen deine Kosakenehre beschimpfen, deinen Körper in Stücke reißen und ins Wasser werfen. Soll dir denn der Adler durchaus die Augen aushacken — so mag es wenigstens unser Steppenadler sein und kein polnischer Adler, keiner, der aus polnischen Ländern kommt. Tot oder lebendig — ich bringe dich in die Ukraine zurück."

So sprach der treue Gefährte. Und er ritt Tag und Nacht rastlos dahin, bis er den völlig Bewußtlosen wirklich in die Sjetsch der Saporoger brachte. Dort behandelte er ihn unermüdlich mit Kräutern und Umschlägen, machte eine erfahrene, kenntnisreiche Jüdin ausfindig, die Taraß einen Monat lang allerlei Getränke einflößte — und so fing er denn wirklich an, sich zu erholen. Ob es nun die Medizin oder seine eigene eiserne Natur war — genug, nach anderthalb Monat stand er wieder auf den Beinen. Die Wunden waren verheilt, und nur die Säbelnarben bezeugten noch, wie schwer der Kosak einst verwundet worden war. Allein er war immer traurig, und sein Gemüt war sehr verdüstert. Drei tiefe Falten hatten sich in seine Stirn gegraben und schwanden nicht mehr von ihr. Soweit er um sich blicken mochte: alles war ihm neu in der Sjetsch. Die alten Waffenbrüder waren alle tot. Keiner von denen, die einst für die gerechte Sache, den Glauben und die Kameradschaft gekämpft hatten, war noch da, und auch jene, die zusammen mit dem Hetman die Tataren verfolgt hatten, waren nicht mehr am Leben. Sie alle waren tot und elend umgekommen. Die einen waren einen ehrlichen Tod im Kampfe gestorben, die andern vor Hunger und Erschöpfung in den Salzgründen der Krim zugrunde gegangen, andere wieder waren, unfähig diese Schmach zu ertragen, in der Gefangenschaft umgekommen. Auch der frühere Hetman war tot, keiner von den alten Kriegsgefährten war mehr am Leben, und längst schon wuchs Gras über ihnen, die einst so kraftvolle und mutige Kosaken gewesen waren.

Er hörte nur, daß man ein großes, lärmendes Fest gefeiert hatte. Das Geschirr war in Stücke zerschlagen, kein Tropfen Wein war übrig geblieben, die Gäste und ihre Diener hatten alle kostbaren Becher und Gefäße gestohlen — und der Hausherr stand traurig da und dachte: „O hätte doch jenes Fest gar nicht stattgefunden!" Vergebens bemühte man sich, Taraß zu ermuntern und zu zerstreuen. Vergebens rühmten die alten bärtigen Banduren-spieler, die zu zweien oder dreien durch die Sjetsch kamen, seine Heldentaten unter den Kosaken — finster und gleichgültig ließ er alles geschehen; auf seinem unbeweglichen Gesicht malte sich ein tiefes, nie verstummendes Leid, und mit gesenktem Kopf sprach er leise vor sich hin: „Mein Sohn, mein Ostap."

Mittlerweilen hatten die Saporoger ein Unternehmen zur See vorbereitet. Zweihundert Boote fuhren den Dnjepr hinab; plötzlich erblickte man in Klein-Asien eine Schar von Kosaken mit rasierten Schädeln und langen Mähnen: und mit Feuer und Schwert verheerten sie die blühenden Küsten. Die Turbane der mohammedanischen Bevölkerung lagen blutgetränkt gleich abgemähten Blumen auf den blutigen Feldern umher, oder schwammen an den Ufern. Auch manche teerbeschmierte Kosakenhose sah man in Kleinasien und manch muskulöse Faust mit der schwarzen Kugelpeitsche. Die Saporoger fraßen alle Weintrauben auf, vernichteten alle Weinberge, ließen ganze Haufen Unrat in den Moscheen zurück, umhüllten ihre Füße mit kostbaren persischen Tüchern oder banden sie als Gürtel um ihre schmutzigen Kittel. Und noch lange nachher sah man dort die kurzen Tabakpfeifen der Kosaken herumliegen. Dann fuhren sie fröhlich wieder zurück. Allein ein türkisches Schiff mit zehn Kanonen jagte hinter ihnen her und zerstreute ihre morschen Boote mit einer Salve aus allen Geschützen wie scheue Vögel. Der dritte Teil versank in den Tiefen des Meeres; die übrigen vermochten sich jedoch wieder zu sammeln und erreichten mit zwölf Fässern voller Zechinen die Mündung des Dnjepr.

Doch dies alles ließ Taraß völlig kalt. Wie mit der Absicht, zu jagen, durchstreifte er Felder und Steppen, aber niemals gab sein Gewehr einen Schuß ab. Voller Schwermut legte er es neben sich, während er sich unbeweglich am Meeresgestade niederließ. Lange saß er so mit gesenktem Kopf da und flüsterte immer wieder vor sich hin: „Ostap, mein Ostap". Das ungeheure schwarze Meer lag leuchtend und blitzend vor ihm, im fernen Schilf schrie eine Möwe, sein grauer Schnurrbart schimmert silbern, und eine Träne nach der andern rollte über seine Wangen.

Endlich aber hielt es Taraß nicht länger aus. „Was da auch kommen mag, ich will hingehen und erfahren, was mit ihm geschehen ist. Ob er noch lebt oder schon im Grabe liegt? Vielleicht hat er nicht einmal ein Grab. Ich muß es erfahren, es koste, was es wolle." Eine Woche später war er bereits, hoch zu Roß, mit Lanze und Säbel bewaffnet, den Reisesack am Sattel und mit einem Kessel voll Weizenbrei, Pulver, Patronen, einem Koppelseil und sonstigem Gerät ausgerüstet, in der Stadt Uman. Er ritt geradewegs auf ein schmutziges Häuschen zu, dessen kleine verräucherte Fenster kaum zu sehen waren. Der Schornstein war mit einem Lappen zugestopft, und auf dem durchlöcherten Dach

wimmelte es von Spatzen. Vor der Tür lag ein Kehrichthaufen, und aus dem Fenster guckte der Kopf einer Jüdin heraus, die ein mit schwärzlichen Perlen besetztes Häubchen trug.

„Ist dein Mann zu Hause?" fragte Bulba, stieg vom Pferde und band die Zügel an einen eisernen Haken, der sich neben der Tür befand.

„Ja, er ist zu Hause," antwortete die Jüdin und trug eiligst Weizen für das Pferd und einen Krug Bier für den Ritter herbei.

„Wo ist denn dein Jude?"

„Er betet im andern Zimmer," sagte die Jüdin, verbeugte sich tief und wünschte Bulba, als er den Krug an die Lippen führte, eine gute Gesundheit.

„Bleib hier, füttere und tränke mein Pferd, ich will mit ihm allein sprechen. Ich habe Wichtiges mit ihm zu verhandeln."

Dieser Jude war der uns wohlbekannte Jankel. Er war jetzt bereits Pächter und Schankwirt. Mit der Zeit hatte er alle benachbarten Herren und Edelleute in seine Hände bekommen, ihnen nach und nach fast all ihr Geld abgenommen und sich überhaupt in jener Gegend äußerst bemerkbar gemacht; drei Meilen weit nach allen Richtungen war kein Haus mehr in einem ordentlichen Zustand, alles verfiel und wurde alt und morsch, alle Leute hatten sich dem Trunke ergeben, und man bemerkte nichts als Armut und Elend. Die ganze Gegend sah so aus, als ob hier ein verheerender Brand stattgefunden, oder als ob die Pest hier gehaust hätte. Und hätte Jankel noch zehn Jahre dort gelebt, er hätte wahrscheinlich die ganze Wojewodenschaft zugrunde gerichtet.

Taraß trat ins Zimmer. Der Jude saß in einem ziemlich schmutzigen Leinenrock da und betete; er wandte sich gerade um, um zum letztenmal auszuspeien, wie es seine Religion vorschreibt, als sein Blick plötzlich auf den hinter ihm stehenden Bulba fiel. Das erste, was dem Juden einfiel, waren die zweitausend Dukaten, die auf Bulbas Kopf gesetzt waren, aber er schämte sich gleich wieder seiner Geldgier und bemühte sich, den unablässigen Hunger nach Geld zu unterdrücken, der an seiner Seele nagte.

„Hör zu, Jankel," sagte Taraß zu dem Juden, der sich vor ihm verbeugte, und schloß vorsichtig die Tür, damit man ihn nicht sehen sollte, „ich habe dir das Leben gerettet — die Saporoger hätten dich wie einen Hund in Stücke gerissen — jetzt ist die Reihe an dir, mir einen Dienst zu erweisen."

Das Gesicht des Juden verfinsterte sich ein wenig. „Was für einen Dienst? Wenn es möglich ist, warum nicht?"

„Genug, kein Wort mehr. Bringe mich nach Warschau."

„Nach Warschau? Warum nach Warschau," fragte Jankel, indem er Schultern und Brauen bestürzt in die Höhe zog.

„Schweig. Bring mich nach Warschau. Was auch geschehen mag, ich will ihn noch einmal sehen und ihm wenigstens noch ein Wort sagen."

„Wem ein Wort sagen?"

„Ihm, Ostap, meinem Sohne!"

„Hat denn der Herr nicht gehört, daß schon..."

„Ich weiß, ich weiß alles, man bietet zweitausend Dukaten für meinen Kopf. Was verstehen die Narren von Preisen! Ich werde dir fünftausend Dukaten geben. Da hast du gleich zweitausend (Bulba schüttete zweitausend Dukaten aus seinem ledernen Beutel), die übrigen erhältst du, sowie ich zurückgekehrt bin."

Der Jude ergriff sofort ein Handtuch und bedeckte die Dukaten damit. „Ae schönes Geld, ä feines Geld," sagte er, drehte einen Dukaten in der Hand herum und prüfte einen zweiten mit den Zähnen. „Ich denke, der Mensch, dem der Herr so schöne Dukaten abgenommen hat, hat keine Stunde mehr gelebt; er ist gleich zum Fluß gegangen und hat sich ertränkt — nachdem er so herrliche Dukaten gehabt hat!"

„Ich würde dich nicht in Anspruch nehmen, vielleicht hätte ich auch allein den Weg nach Warschau gefunden; aber die verfluchten Polen könnten mich irgendwo erkennen und gefangen nehmen, denn ich verstehe mich nicht auf Listen und Kunststücke. Ihr Juden aber seid dafür wie geschaffen. Ihr könnt den Teufel selbst hinters Licht führen, ihr beherrscht alle Kniffe. Jetzt weißt du, weshalb ich zu dir gekommen bin. Ja, und ich allein würde ja auch in Warschau nichts ausrichten. Spann also sofort an und bringe mich nach Warschau!"

„Der Herr denkt wohl, das geht so einfach? Man braucht wohl nur die Stute anzuspannen und zu rufen: „He, holla los!" Glaubt denn der Herr, daß man ihn so mitnehmen kann, ohne ihn zu verstecken?"

„Nun so verstecke mich — tu, was du willst! Steck mich meinetwegen in ein Faß!"

„Ei, ei! Meint der Herr, daß man ihn stecken kann in ein leeres Faß? Weiß denn der Herr nicht, daß jeder denken wird, es sei Branntwein darin!"

„Schön, laß ihn doch denken, daß Branntwein darin ist!"

„Wie! Er soll denken dürfen, daß Branntwein darin ist?" rief der Jude aus, ergriff seine Locken mit beiden Händen und hob sie in die Höhe.

„Was setzt dich so in Erstaunen?"

„Weiß denn der Herr nicht, daß Gott den Branntwein geschaffen hat, damit ihn jedermann probiere? Das sind doch alles Leckermäuler und Feinschmecker. Fünft Werst wird der Edelmann herlaufen hinter dem Faß, wird ä Löchelchen hineinbohren, und wenn nichts herauskommt, wird er sich gleich sagen: der Jude wird schon kein leeres Faß mit sich herumschleppen, es wird schon was darin sein! Packt den Juden, bindet den Juden, nimmt dem Juden alles Geld fort, steckt den Juden ins Gefängnis!

Denn alles, was es Schlechtes auf der Welt gibt, wird gewälzt auf den Juden, jeder behandelt den Juden wie einen Hund: alle denken, wer ein Jude ist, ist kein Mensch."

„Nun, so verstecke mich in einem Fischwagen!"

„Das geht nicht, Herr, bei Gott, es geht nicht. In ganz Polen sind die Menschen so ausgehungert wie die Hunde: sie würden die Fische fortschleppen und den Herrn entdecken."

„So setz mich meinetwegen auf den Teufel, aber bringe mich hin!"

„So hört doch, Herr," sagte der Jude, streifte die Aermelaufschläge in die Höhe und streckte seine weit auseinander gespreizten Finger gegen ihn aus. Wir werden es so machen. Jetzt werden überall Festungen und Schlösser gebaut: es sind französische Baumeister aus Deutschland angekommen, und deshalb gibt es viele Wagen mit Ziegeln und Steinen auf der Landstraße. Der Herr soll sich also auf den Boden eines Wagens ausstrecken, und ich werde über ihn mit Ziegeln bepacken. Der Herr sieht gesund und kräftig aus, es wird ihm nichts schaden, wenn die Last ein bißchen schwer drückt; ich werde unten in den Wagen eine kleine Oeffnung bohren, um dem Herrn die Nahrung zu reichen."

„Mach, was du willst, nur spann an!"

Nach einer Stunde verließ ein Wagen mit Ziegelsteinen, vor den zwei Mähren gespannt waren, die Stadt Uman. Auf der einen saß der lange Jankel, und seine großen Hängelocken flatterten lustig unter der Judenmütze hervor, während er auf dem Gaule herumhopfte, auf dem er sich ausnahm wie eine am Wege stehende Meilenstange.

Neuntes Kapitel.

In der Zeit, als sich die hier beschriebenen Ereignisse abspielten, gab es in den Grenzorten keine Zollbeamten und Aufseher, diese Schrecken der Handelsstädte, und man durfte mit sich schleppen, was man nur wollte. Nahm jemand eine Revision oder Untersuchung vor, so geschah das mehr zu seinem eigenen Vergnügen, besonders wenn sich allerhand schöne und verlockende Dinge auf dem Wagen befanden: natürlich mußte aber auch die eigene Faust eine gewisse Kraft haben. Nach den Ziegelsteinen gelüstete es jedoch niemanden, und so fuhr der Wagen unbehindert durch das Tor der Hauptstadt ein. Bulba konnte in seinem engen Käfig nur das Lärmen und Fluchen der Kutscher hören, sonst vernahm er nichts. Jankel, der unaufhörlich auf seinem kleinen, mit Staub bedeckten Klepper herumhüpfte, lenkte nach einigen Umwegen in eine dunkle schmale Straße ein, die den Namen Schmutz- oder Judenstraße trug, weil beinah sämtliche Juden von Warschau hier wohnten. Diese Straße besaß große Aehnlichkeit mit der inneren Seite eines Hinterhofs, und die Sonne schien überhaupt nie ihren Weg hierher zu finden. Die gänzlich verräucherten Holzhäuser mit den unzähligen Stangen, die aus den Fenstern hervorragten, schienen die Dunkelheit noch zu vergrößern. Hin und wieder schimmerte eine rote Backsteinwand hervor, aber auch sie war meist schon ganz schwarz. Nur hie und da leuchtete einem von oben ein in Sonne getauchtes, weiß getünchtes Stück Mauer entgegen und blendete die Augen durch seine unerträgliche Helligkeit. Alles, was man hier sah, bot einen abstoßenden und wenig erfreulichen Anblick dar: Röhren, Lumpen, Abfälle und zerbrochene Kübel, die man auf die Straße hinausgeworfen hatte, trieben sich hier herum. Jeder, der etwas besaß, was er nicht brauchen konnte, warf es auf die Straße hinaus und überließ es den Vorübergehenden, ihre Freude an all dem Unrat zu haben. Ein Reiter, der auf seinem Pferde saß, reichte mit der Hand bis fast an die Stangen heran, die mitten über die Straße, von einem Hause zum andern gezogen waren und auf denen die Juden ihre Strümpfe, ihre kurzen Hosen und geräucherte Gänse aufzuhängen pflegten. Hin und wieder blickte das hübsche, von nachgedunkelten Perlen umrahmte Gesichtchen einer Jüdin aus dem Fenster hervor, ein Haufen kleiner, schmutziger Judenkinder mit krausen Haaren wälzte sich schreiend im Unrat herum. Ein rothaariger Jude, dessen ganzes Gesicht mit Sommersprossen bedeckt war (was ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Spatzenei verlieh), blickte aus einem Fenster heraus und sprach Jankel sofort in seinem Kauderwelsch an, worauf dieser sogleich in den Hof fuhr. Ein anderer Jude, der gerade durch die Straße kam, blieb stehen und nahm auch an dem Gespräch teil, und als Bulba endlich unter den Ziegelsteinen hervorkroch, erblickte er drei Juden, die heftig aufeinander einsprachen.

Jankel wandte sich an ihn und teilte ihm mit, daß alles gehen werde, wie er es wünsche, daß Ostap sich im Stadtgefängnis befinde, und daß er, Jankel, hoffe, eine Zusammenkunft zwischen ihnen ermöglichen zu können, obgleich die Wachen sehr schwer zu bestechen seien.

Bulba ging mit den drei Juden ins Zimmer hinauf, und diese fingen wieder an, in ihrer unverständlichen Sprache miteinander zu sprechen. Taraß sah sich jeden von ihnen genau an. Plötzlich schien ihn etwas innerlich aufs heftigste erschüttert zu haben: sein rauhes, gleichgültiges Gesicht wurde von einem hell auflodernden Hoffnungsstrahl erleuchtet — einer Hoffnung, die den Menschen oft noch in Augenblicken höchster Verzweiflung heimsucht; sein altes Herz begann laut zu pochen wie bei einem Jüngling.

„Hört, ihr Juden," sagte er, und in seinen Worten klang etwas von einer übermächtigen Begeisterung mit, „ihr könnt alles in der Welt, selbst vom Grunde des Meeres holt ihr alles herauf, und schon lange heißt es im Sprichwort, daß ein Jude sich selbst wegstehlen kann, wenn er es nur will. Befreit mir meinen Ostap! Verschafft ihm die Ge-

legenheit, den Händen jener Teufel zu entfliehen. Ich habe dem Mann da zwölftausend Dukaten versprochen — ich lege noch zwölftausend Dukaten hinzu. Alle meine kostbaren Becher und alles Gold, das ich in der Erde vergraben habe, will ich verkaufen, selbst mein Haus und meinen letzten Rock; ich will mit euch einen Vertrag schließen, und mein ganzes Leben lang alles mit euch teilen, was ich im Kriege erbeuten werde!"

„O, es geht nicht, teurer Herr, es geht nicht!" sagte Jankel seufzend.

„Nein, es geht wirklich nicht," sagte ein anderer Jude.

Die drei Juden sahen einander an.

„Vielleicht versucht man es doch," sagte der dritte und schielte mit ängstlichen Blicken zu den beiden andern hinüber, „vielleicht hilft Gott!"

Die drei Juden begannen nun deutsch zu sprechen, aber so sehr Bulba auch hinhorchte, er vermochte nichts zu enträtseln, er hörte nur, daß das Wort „Mardochai" oft wiederholt wurde, sonst verstand er nichts.

„Höre, Herr," sagte Jankel, „wir müssen uns mit einem Manne beraten, wie es noch nie einen in der Welt gegeben hat. Er ist so weise wie Salomo, wenn er nichts hilft, so kann nichts helfen auf der ganzen Welt. Bleib hier sitzen, Herr, hier hast du den Schlüssel und laß niemand herein!" Und die Juden gingen auf die Straße hinaus.

Taraß schloß die Tür und blickte durch das kleine Fensterchen auf die schmutzige Judengasse. Die Juden blieben mitten auf der Straße stehen und begannen ziemlich heftig miteinander zu reden; bald schloß sich ihnen ein vierter an. Er hörte, wie sie immer und immer wieder das „Mardochai, Mardochai" wiederholten. Die Juden blickten fortwährend die Straße hinab, endlich sah man in der Tat hinter einem schmutzigen Hause einen mit jüdischen Schuhen bekleideten Fuß und dann ein Paar Rockschöße auftauchen. „Mardochai, Mardochai," schrien alle Juden wie aus einem Munde. Ein dürrer Jude, der etwas kleiner war als Jankel, aber bedeutend mehr Falten im Gesicht als dieser und eine überaus große Oberlippe hatte, näherte sich der ungeduldigen Gruppe, und alle Juden stürzten auf ihn zu und suchten ihn von dem Geschehenen zu unterrichten, wobei sie einander beständig unterbrachen. Mardochai blickte unterdessen mehrere Male nach dem kleinen Fensterchen hin, woraus Taraß schloß, daß von ihm die Rede war, bewegte die Hände hin und her, hörte zu, unterbrach die Redenden, spie oft nach der Seite aus, schlug seine Rockschöße zurück, streckte die Hände in die Taschen und holte ein Paar Klappern hervor, wobei seine abgeschabten Hosen zum Vorschein kamen. Schließlich machten die Juden einen solchen Lärm, daß der wachehaltende Glaubensgenosse ihnen ein Zeichen geben mußte, daß sie schweigen sollten, und Taraß begann schon für seine Sicherheit zu fürchten; dann erinnerte er sich jedoch, daß die Juden nicht anders als auf der Straße verhandeln können, und daß selbst der Teufel ihre Sprachen nicht verstehen könne, worauf er sich gleich wieder beruhigte.

Nach ungefähr zwei Minuten betraten die Juden allesamt wieder das Zimmer. Mardochai ging auf Taraß zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Wenn wir mit Gottes Hilfe etwas unternehmen, so wird schon alles geschehen, was nötig ist!"

Taraß sah sich diesen Salomon an, wie es noch nie einen zweiten in der Welt gegeben hatte, und schöpfte wieder einige Hoffnung. Und wirklich: seine Erscheinung flößte ein gewisses Vertrauen ein; diese Oberlippe konnte einen einfach schrecken, ihre Dicke war sicherlich auf äußerliche Ursachen zurückzuführen. Der Salomo hatte einen Bart, der im ganzen aus fünfzehn Härchen bestand, und zwar befanden sie sich alle auf der linken Seite. Sein Gesicht trug soviel Spuren von den Prügeln, die man ihm für seine Frechheit verabfolgt hatte, daß er wahrscheinlich ihre Zahl gar nicht mehr kannte und sich daran gewöhnt hatte, sie für Muttermale zu halten.

Verkleinerte Bildproben aus dem Kinderbuch „Zirkus" von Eugen Oßwald. Siehe Wegweiser.

Mardochai ging zusammen mit seinen Genossen hinaus, die voller Bewunderung für seine Weisheit waren, und Bulba blieb allein zurück. Er

befand sich in einer sonderbaren, ihm völlig ungewohnten Lage: zum erstenmal in seinem Leben empfand er etwas wie Unruhe, und ein fieberhafter Zustand hatte sich seiner Seele bemächtigt. Er war nicht mehr der alte, unerschütterliche Bulba: nicht mehr so stark unbeugsam wie eine Eiche, sondern kleinmütig und schwach. Bei jedem Geräusch, und jedesmal, wenn sich am Ende der Gasse die Gestalt eines ihm unbekannten Juden zeigte, zuckte er zusammen. In diesem Zustand verharrte er den ganzen Tag, aß nichts, trank nichts und wich keinen Augenblick von dem Fenster, das auf die Straße hinausführte.

Endlich, — es war schon spät abends, — erschienen Mardochai und Jankel. Taraß erstarrte das Herz in der Brust.

„Nun, ist alles gut gegangen?" fragte er mit der Ungeduld eines wilden Hengstes.

Aber noch ehe die Juden irgend etwas erwidern konnten, bemerkte Taraß, daß Mardochai die letzte Locke fehlte, die sich zwar recht unordentlich, aber doch in krausen Ringen unter der Mütze hervordrängte. Man sah, daß er etwas sagen wollte, aber er stammelte ein so unverständliches Zeug zusammen, daß Taraß kein Wort davon begriff.

Auch Jankel führte häufig die Hand an den Mund, wie wenn er sich erkältet hätte.

„O weh, lieber Herr, jetzt ist es ganz unmöglich! Bei Gott, es geht nicht. Das sind so schlechte Menschen, daß man ihnen auf den Kopf spucken möchte! Mardochai soll es Euch sagen. Mardochai hat Dinge fertig gebracht, wie noch kein Mensch in der Welt. Aber Gott will nicht, daß es kommen soll. Es stehen schon dreitausend Soldaten da, die morgen alle hingerichtet werden sollen."

Taraß sah den Juden ins Gesicht, jetzt jedoch schon ohne Ungeduld und ohne jeden Zorn.

„Wenn der Herr ihn sehen will, dann muß es schon morgen in der Früh sein, noch vor Sonnenaufgang. Die Wachen sind einverstanden, und ein Aufseher hat versprochen, uns zu helfen. Möge das Glück sie fliehen in jener Welt — o weh mir, was sind das für geldgierige Menschen! Nicht einmal unter uns gibt es solche Leute: jedem einzelnen habe ich fünfzig Dukaten geben müssen, und dem Aufseher..." „Gut! Führe mich zu ihm," sagte Taraß entschlossen, und all sein Mut und seine Festigkeit kehrten wieder in seine Seele zurück. Er war mit Jankels Vorschlag einverstanden, sich als ausländischer Graf zu verkleiden, der aus Deutschland gekommen sei. Der schlaue Jude, der alles vorausgesehen, hatte schon die Kleidungsstücke mitgebracht. Unterdessen war es Nacht geworden. Der Wirt des Hauses, der uns bekannte rothaarige Jude, mit den vielen Sommersprossen im Gesicht, schleppte eine elende Matratze herbei, die er mit einer Strohmatte bedeckte, und legte sie auf die Bank, damit Bulba sich auf ihr niederstrecken solle. Jankel bereitete sich ein ähnliches Lager auf dem Fußboden, der rothaarige Jude trank ein Gläschen Schnaps, zog seinen Rock aus — wenn er bloß mit Schuhen und Strümpfen bekleidet herumlief, hatte er große Aehnlichkeit mit einem Hühnchen — und begab sich schließlich mit seiner jüdischen Frau in eine Art von Schrank, und zwei kleine Judenknaben legten sich neben dem Schrank auf den Boden. Forts. folgt.

Schalkserle

S isch emol e arms Bürle gstorbe und chunt do vor d' Himmelspforte. Zur gliche Zit isch au e riche, riche Herr do gsi und het au i Himmel welle. Do chunt der heilige Petrus mit em Schlüssel und macht uf und lot der Herr ine; das Bürle het er aber, wies schint, nit gseh und macht d' Pforte ämel wieder zue. Do het das Bürle voruſſe ghört, wie de Herr mit alle Freude im Himmel uf gno worde isch, und wie se drin musiziert und gsunge händ. Aendle isch es do wider still worde, und der heilig Petrus chunt, macht d' Himmelspforte uf un lot das Bürle au ine. 's Bürle het no gmeint, 's werd jetzt au musiziert und gsunge, wenn es chöm, aber do isch alles still gsi; me hets frile mit aller Liebe ufgno, und d' Aengele sind em egäge cho, aber gsunge het niemer (niemand). Do frogt das Bürle der heilig Petrus, worum das me be im nid singe wie be dem riche Herr, 's geu, schints, do im Himmel au parteiisch zue wie uf der Erde. Do säit der heilig Petrus: „Nai wäger, du bisch is so lieb wie alle andere und muesch alle himmlische Freude gnieße wie de rich Herr, aber lueg, so arme Bürle, wie du äis bisch, chömme alle Tag e Himmel, so ne riche Herr chunt nume alle hundert Johr öppe äine."

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Heft 11 des laufenden Jahrgangs der Lese war dem Gedenken an Friedrich Hebbels 100. Geburtstag gewidmet: am 18. März 1813 kam der Dichter in Wesselburen im Dithmarschen als Sohn eines armen Maurers zur Welt. In jenem Heft brachten wir Abhandlungen über Hebbels Leben und Schaffen, sodaß wir uns gegenwärtig zu seinem 100. Todestag am 13. Dezember ds. Js. mit einem Beitrag vom Dichter selbst begnügen müssen und dürfen. Der „Weihnachts-Lese" angepaßt bringen wir eine Zusammenstellung von zerstreuten Aeußerungen Hebbels darüber, wie er in verschiedenen Jahren seines Lebens das Christfest verlebte. Die Besitzer unseres Jahrgangs 1910 werden dort in dem Aufsatz „Friedrich Hebbel als Vater" Seite 152—54 noch ergänzende Tagebucheintragungen und Briefstellen über die Weihnachtserlebnisse aus den Jahren 1848, 49, 51 und 56 nachlesen können; ferner schließt sich unserem Thema der Beitrag Hebbels „Weihnacht im Elternhaus" in der Lese 1911 Seite 810 an.

Zum erstenmal begegnen unsere Freunde in der Lese einem Beitrag von Christian Friedrich Kleukens. Der Dichter der „Drei Fabeln", die wir dem im vorigen Heft besprochenen Sammelwerk „Das Buch der Fabeln" entnehmen, ist 1880 geboren und lebt in Darmstadt.

„Zwei Singspiele für Kinder" sind Proben aus dem billigen Bändchen „Ringel Ringel Reihe". Siehe Seite 799: Ein Kinder-Liederbuch.

In der Schalksecke bringen wir noch ein Bild von Dora Polster mit zugehörigem Text aus der von ihr illustrierten Ausgabe der Grimmschen Märchen. Siehe Anmerkungen zum vorigen Heft.

Gute Bilder- und Märchenbücher

Wie man dies nach seinen bisherigen hervorragenden Leistungen nicht anders erwartete, hat der Verlag Josef Scholz in Mainz auch den diesjährigen Weihnachtsmarkt wieder mit einer Reihe prächtiger Kinderbücher versehen. Aus jedem einzelnen der Scholzschen Bücher spürt man die echte gesunde Liebe zum Kinde, die den Verleger mit seinen künstlerischen und literarischen Mitarbeitern zu sorgsamer Gemeinschaftsarbeit verbunden hat. Es ist eine Freude, gerade dieses so wichtige Erfordernis zum guten Gelingen eines wirkungsvollen und schönen Kinderbuches in so hohem Maße erfüllt zu sehen. Und überdies haben die Bücher noch den willkommenen Vorzug großer Billigkeit. Wir zählen folgende einzeln auf:

„Meine Lieblingstiere" mit 16 großen farbigen Bildern einheimischer Tiere von Eugen Oßwald heißt ein unzerreißbares Bilderbuch für die Kleinsten. Die Reime unter den Bildern sind drollig gefaßt und prägen sich dem noch lesensunkundigen Kinde durch Vorsprechen leicht ein. Preis 1.20 Mk.

„Wieviel sind's?" Ein gleichfalls unzerreißbares buntes Bilderbuch von Arpad Schmidhammer mit Versen von Adolf Holst. Recht neuartig! Spielend lernen die Kleinsten das Zählen und Rechnen. Auch der, der hier den Lehrer spielt, wird seinen Spaß damit haben. Wir bringen auf Seite 791 zwei Seiten aus dem Buch in stark verkleinertem Format, und natürlich ohne die fröhlichen Farben, als Beispiele der originellen Zähl- und Rechenmethode. Das Buch kostet 2 Mk.

„Zirkus". Enthält allerlei wunderbare Zirkuskünste in farbigen Bildern von Eugen Oßwald und zugehörigen launigen Versen von Holst. Preis 1 Mk. Siehe unsere Bildproben hieraus Seite 796.

„Liebe alte Kinderreime" hat Johanna Beckmann, deren feine und reizvolle Schwarzkunst unsere Leser in Heft 15 der Lese 1912 kennen gelernt haben, durch hübsche Schattenrisse bildlich lebendig gemacht. Dies Büchlein kostet, ebenso wie auch die drei folgenden Märchenbilderbücher, nur 50 Pfg.

„Froschkönig" und „Brüderchen und Schwesterchen" mit großen Buntbildern und Textzeichnungen von Franz Stassen.

„Die Bremer Stadtmusikanten" und „Hase und Swinegel" mit entzückenden Bildern von Eugen Oßwald. Siehe unsere Bildprobe hieraus Seite 792.

„Münchhausen", enthält zehn lustige Abenteuer des Lügenbarons mit Bildern von Franz Wacik.

„Die Fahrt zu den Ameisleuten". Wilhelm Kotzde erzählt in märchenhafter Weise eines kleinen Durchgängers Erlebnisse in einem Ameisenstaat. Arpad Schmidhammer hat in zahlreichen farbenfreudigen Bildern die schwere Aufgabe, dem Ameisenvolk interessante Situationen und anschauliche Darstellungen abzugewinnen, noch besser gelöst, als dies durch das Wort des Erzählers erreicht wurde; des Malers Meisterschaft und Humor ist der bedeutsamere Teil des Buches. Es eignet sich für Knaben und Mädchen bis zum 11. Jahre und kostet 3 Mk.

Ein bekanntes Märchen „Der gestiefelte Kater" ist durch E. Oßwalds lustige Farbenkunst geschmückt (1 Mk.).

In der Sammlung „Vaterländische Bilderbücher" erschien „Kaiser Rotbart" (1 Mk.) mit eindrucksvollen Bildern von Franz Stassen, der auf dem Gebiet heroischer Darstellungen besseres leistet als auf dem Felde des Märchens.

Ein anderer bekannter Volks- und Jugendschriftenverlag, Enßlin & Laiblin in Reutlingen, bringt ein reichhaltiges Kinderbuch unter dem Titel „Lirum-larum" mit Bildern von E. Kutzer, von denen die farbigen ungewöhnlich schön geraten sind. Die Verse von Adolf Holst zeigen die ganze liebenswürdige Meisterschaft dieses mit Recht hochgeschätzten Bilderbuchdichters. Der Preis des Buches ist 3 Mk. Wir empfehlen es für Knaben und Mädchen bis zum neunten Jahr.

Ein Märchenbuch „Von Engeln und Teufelchen" von Thea von Harbou erscheint im Verlag von J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart. Die zehn Märchen, die das 162 Seiten starke Buch enthält, sind in behaglicher Breite anschaulich und humorvoll erzählt. Es steckt viel echte Märchenpoesie darin, die alles übersonnt und vergoldet, selbst das lustige Höllengezücht. Der Illustrator des Buches, Werner Hahmann, zeigt sich als ein Märchenmaler ersten Ranges. Die 10 farbigen Vollbilder sind echte Kunstblätter, und die schwarzen Textzeichnungen, von denen uns der Verlag einige Proben zum Abdruck überließ (siehe Seite 786), vervollständigen das Buch zu einem entzückenden Prachtwerk. Der Preis von 6.80 Mk. ist im Hinblick auf das Dargebotene nicht zu hoch zu nennen. Wir empfehlen das Buch für Kinder bis zu 10 Jahren.

Ein angenehm eigenartiges Buch des Holbein-Verlags in München sind die „Sagen und Märchen von der Frau Holle", gesammelt und erzählt von E. Junghans und F. Gurtis, mit 5 farbigen Originalsteinzeichnungen von W. Stumpf und Textillustrationen von Erich Kuithan, Franz Müller-München, Ernst Liebermann und Franz Stassen; Preis 1½ Mk. Es sind hier mit wissenschaftlichem Ernst alle Volkssagen und Märchen gesammelt, die sich auf „Frau Holle" beziehen, von den Frigga- und Freya-Mythen der germanischen Vorzeit bis auf die späteren Märchen von der Frau Holle und der Frau Perchta. In scheinbar nebensächlichen, unaufdringlichen und vor allem auch nicht langweiligen Bemerkungen wird dann auf den Zusammenhang all dieser Dinge untereinander hingewiesen, sodaß der Leser spielend und sich am Märchen erfreuend lernt, die große Naturfymbolik des altgermanischen Göttermythus zu verstehen. Es ist ein wertvolles Geschenk für Kinder von 9 Jahren aufwärts. E.

Jungmädchenbücher

Was seinem Wesen nach wachsen und werden muß, das läßt sich nicht mit Gewalt und auch nicht durch guten Willen erzwingen. Eine Dichtung ist etwas Gewordenes, etwas in einem fein empfindenden, ausdrucksbegabten Menschen Gereiftes. Nur wenn ein solcher Mensch den Drang spürt, sein seelisches Bedürfnis mitzuteilen, dann, aber auch nur dann, ist die Möglichkeit vorhanden, daß ein echtes Kunstwerk entsteht, das allein

auch wiederum echt und stark auf den Leser oder Hörer einzuwirken vermag.

Sind die angedeuteten Voraussetzungen nicht erfüllt, wird dem Schaffenden ein Zwang auferlegt, dann kann nichts Vollwertiges entstehen; oder aber die Kraft eines echten Dichters sprengt die Fesseln, die man ihr auferlegen wollte, und schafft etwas Selbständiges, entgegen der Forderung, die von außen her an ihn herantrat.

Einen neuen Beweis für die Richtigkeit dieser alten Wahrheit liefern die „Jungmädchenbücher", die Wilhelm Kotzde im Verlag Jos. Scholz in Mainz als Seitenstück zu der vornehmlich für Knaben bestimmten Reihe der „Mainzer Volks- und Jugendbücher" herausgibt. Die Absicht des Verlegers und Herausgebers, den heranwachsenden Mädchen wertvolle Dichtungen lebender Schriftsteller darzubieten, ist gewiß nur löblich. Aber eine solche Absicht läßt sich nicht in industrieller Weise ausführen. Es lassen sich nicht auf Kommando Reihen wirklich wertvoller Bücher schaffen.

Charlotte Niese hat sonst schon Beachtenswertes gegeben, aber der Aufgabe, die man ihr hier stellte, zeigte sie sich durchaus nicht gewachsen. Ihre Erzählung „Erika", die als zweiter Band in dieser Reihe veröffentlicht wurde, ist etwas Gemachtes, aber nichts Empfundenes, keine reife Frucht inneren Erlebens. Darum wirkt das Buch nicht natürlich, nicht echt, nicht wahr, und genügt so der wichtigsten ästhetisch-sittlichen Forderung nicht. Diese Geschichte unterscheidet sich fast gar nicht von den faden, süßlichen Backfischgeschichten herkömmlicher Art und ist darum keine empfehlenswerte Jugendschrift.

Gustav Falke, von dem der dritte Band dieser Reihe stammt, die Erzählung „Herr Purtaller und seine Tochter", zeigt sich auch hier als echter Dichter, der seine Umwelt und die Menschen in ihr mit scharfem Blick beobachtet, ihre charakteristischen Erscheinungen deutlich empfindet, ihr Seelenleben nachfühlt, und der die sprachliche Gestaltungskraft hat, um auch sein inneres Verhältnis zu Menschen und Umwelt darzustellen. Aber was Falke auch nicht kann, und wir sind ihm dankbar dafür, das ist, auf Bestellung eine Mädchengeschichte zu schreiben. Sein neues Buch müßte eigentlich ganz schlicht „Herr Purtaller" heißen. Das Buch gibt nämlich im Grunde nur eine feine psychologische Skizze des wunderlichen Kauzes Purtaller. Dieser aus der Bahn geschlagene Mann, dessen Schwächen wieder und wieder ein Lächeln, ja auch ein herzhaftes Lachen auslösen, wird unserm Empfinden ganz nahe gebracht. Der Humor, der in der Zeichnung dieser Persönlichkeit liegt, ist aber doch so fein, daß erst reifere Menschen ihn recht auskosten können. Kinder können wohl dies oder jenes Lächerliche an dem Manne erkennen, aber sie empfinden sicher nicht die Tragik, die in seinem Leben liegt, und werden darum auch sicher nicht dem Dichter, der diese Gestalt schuf, gerecht. Auch Backfische sind dafür noch nicht reif genug. Gewiß handelt diese Geschichte auch von Herrn Purtallers Tochter, auch andere Kinder und weitere Menschen lernen wir darin kennen — und sie sind gut gezeichnet durch Falkes Kunst der Darstellung einfacher Menschen — aber sie sind für die innere Entwicklung des Herrn Purtaller nicht sonderlich wichtig, wenn sie auch auf seine äußere Lebensgestaltung noch Einfluß haben, und für sich selbst sind sie nicht tief genug durchgeführt. Also das Wesentliche dieses Buches macht es zu einer Geschichte für Erwachsene, aber es ist immerhin ein wertvolles Buch, wenn es auch am Schluß abfällt.

Falke hat aber auch in den letzten Jahren eine echte Mädchengeschichte geschaffen, die unbedingt empfohlen werden kann. Das ist das Buch „Drei gute Kameraden", das als 5. Band der „Mainzer Volks- und Jugendbücher" veröffentlicht wurde. Kinderleid und Kinderfreud, mit feinstem Empfinden für kindliches Fühlen und kindliche Eigenart, mit herzlichem Humor in behaglicher Kleinmalerei geschildert, bildet den Gegenstand dieses Werkes. Es wird sicher reiferen Mädchen viel Freude machen.

Dasselbe darf man auch erwarten von dem dritten der bis jetzt veröffentlichten Jungmädchenbücher: „Der goldene Morgen" von Elisabeth von Oertzen, das den Einleitungsband dieser Buchreihe bildet. Ein starker, edler Charakter spricht daraus. Die Verfasserin erzählt die Geschichte ihrer Jugend auf einem pommerschen Landgut. Sie will keinen Roman schreiben, aber was sie nun, bei einem feinen Gefühl für das Echte und für das Wesentliche im menschlichen Leben darstellt, das gibt im Ganzen ein so geschlossenes Bild von ihrer und ihrer Geschwister Jugendzeit und zeigt dabei eine so anschauliche Darstellung der Menschen, in deren Gemeinschaft sie lebte, und der Lebensverhältnisse, in denen sie aufwuchs, daß diese schlichte Erzählung durchaus künstlerischen Wert hat. Diese Mädchengeschichte unterscheidet sich eben dadurch so außerordentlich vorteilhaft von den üblichen Backfischgeschichten, und auch von Charlotte Nieses „Erika", daß sie nichts Süßliches, aber viel Herzliches, nichts Wichtiges, aber doch viele kleinere wirkliche seelischen Erlebnisse der Kinder darbietet. Die Sprache der Verfasserin ist anfangs noch etwas unsicher, fast weichlich, aber je mehr die Darstellerin bei ihrem Schaffen wieder ein inneres Verhältnis zu dem Stoffe, den sie darstellt, gewinnt, desto klarer und fester wird auch der sprachliche Ausdruck. Dies Buch ist durch und durch gesund und frisch und dabei ein echtes Mädchenbuch. Es ist wert, viele junge Mädchen zu erfreuen.

Hans Brunckhorst.

Ein Kinder-Liederbuch

In den bekannten, allseits geschätzten „blauen Bändchen" des Verlags Schaffstein in Köln ist soeben das 51. Bändchen unter dem Titel „Ringel Ringel Reihe" erschienen. Es enthält hundert Kinderspiele mit ihren Singweisen, die vom Herausgeber K. Henninger größtenteils aus dem Munde der Kinder aufgezeichnet wurden, so daß der Reiz des Kindhaften und Naiven fast durchweg erhalten geblieben ist. Wer Kinder hat oder mit Kindern umzugehen hat, sollte sich zu seiner und der Kinder Ergötzlichkeit das Bändchen anschaffen. Er findet darin manches Lied und manches Spiel, das ihm noch aus der eigenen Jugendzeit her erinnerlich ist: „Der Kirschbaum hat sein Laub verloren", „Es kommt ein Herr aus Schwabenland", „Es tanzt ein Bibabutzemann" und wie die schönen lustigen Sachen alle heißen mögen. Das Büchlein kostet gebunden 60, kartoniert 30 Pfg. Außer den verschiedensten Arten des Ringelreihens sind darin enthalten: Spiele in Reihenstellung, Brückenspiele, Gegenüberstehende Reihen, Balladen- und Märchenspiele, Lauf-, Such- und Ratespiele, Pfänderspiel und Pfändereinlösen und als Dreingabe noch eine Anzahl Abzählreime. Am Schluß eines jeden Liedes ist die in Betracht kommende Spielweise angegeben. (Vergl. die beiden Proben Seite 789.)

Neue Bücher

Beurteilt von Rudolf von Delius

Ludwig Uhland. Ein Volksbuch von Dr. Arthur Hartmann. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1912. Geb. 2 Mk.

Uhland ist vielleicht der volkstümlichste aller unserer Klassiker. „Ich hatt einen Kameraden" singt jeder deutsche Junge, „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" jeder Student, „Wir sind nicht mehr am ersten Glas" jeder Gesangverein; die „Frühlingslieder" lieben alle Mädchen, die „Wanderlieder" alle Jünglinge; und kaum eine Ballade wird so oft deklamiert wie „Des Sängers Fluch". Den Grund für diese Popularität Uhlands kann man leicht erkennen: diese Kunst ist außerordentlich einfach und schlicht (das Einzelne wirkt oft fast nüchtern), aber hinter dem Ganzen jeder Arbeit steht immer eine starke, mit großer Sicherheit herausgebrachte Wirkung. Uhland ist garnicht sensibel, kompliziert, aufgewühlt; die geheimnisvolle Tiefe fehlt; es ist alles in jedem Momente sofort und restlos verständlich. Er ist sicherlich garnicht „genial" und „interessant", aber mit Energie erzog er sich zu solidestem Können. Uhland hat nicht die echten Künstlernerven, aber ein sehr respektables Künstlergehirn. So ist der Untergrund seines Schaffens durchaus Bildung und Fleiß. Umso erstaunlicher, was er aus diesem etwas dünnen Material alles zu machen wußte! Eine gerechte Beurteilung grade solcher Naturen ist sehr schwer. Goethe, Heine,

Nietzsche haben ihn direkt abgelehnt. Im Lager der Heimatkunst wird er wiederum reichlich überschätzt. — Das vorliegende Buch stellt sich ganz auf den praktischen Standpunkt, es will Uhland dem Einzelnen auch persönlich nahe bringen. So wird sehr hübsch Vielerlei von dem sympathischen Menschen erzählt (auch daß er Spargel und Spätzle am liebsten aß, hören wir), und als Anhang werden zu frischer Benutzung seine besten Gedichte abgedruckt.

Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Herausgegeben von Dr. Sarason. Teubners Verlag, Leipzig. 1913. Geb. 15 Mk.

Das Bedürfnis nach großen zusammenfassenden, klaren, einfachen und doch das Wesentliche heraushebenden Überblicken wird in unserer bunt spezialisierten Zeit immer dringender. Jedes Fach verkriecht sich immer mehr in seine, dem allgemein Gebildeten kaum mehr zugänglichen Sonderuntersuchungen. Um nun dem Laien ein Verständnis des augenblicklichen Standes jeder Geistesrichtung zu verschaffen, hat der Verlag Teubner es unternommen, alljährlich ein Gesamtbild unserer Kultur, von leitenden Persönlichkeiten verfaßt, erscheinen zu lassen. Der erste Band für 1913 liegt vor. An Mannigfaltigkeit läßt er nichts zu wünschen übrig. An der Spitze marschiert die Politik, in fünffacher Beleuchtung, dann kommt Heer und Flotte, dann Justiz, soziale Fragen, Volkswirtschaft, Technik, Naturwissenschaften, Kulturgeschichte, Literatur, Kunst, Philosophie. Blättert man die einzelnen Abschnitte durch, so fühlt man gleich, wie ungeheuer schwierig es ist, auf ein paar Seiten wirklich ein klares Bild von einer Disziplin zu geben. Es gehört eine künstlerisch konzentrierende Begabung dazu, die nun freilich nicht sehr viele der mitarbeitenden Herren besitzen. Aber interessant und anregend ist dieses Riesenkaleidoskop von Meinungen jedenfalls. In technischen Dingen geht es am flottesten vorwärts. Die alten Geisteswissenschaften arbeiten zwar fleißig, aber die zusammenfassenden Köpfe fehlen. Manche Fächer schreien gradezu nach dem großen, ordnenden Geiste. Zum Beispiel die Völkerkunde und die Psychologie. Da stapelt sich das Detail wahrhaft unheimlich auf, es liegt genug Stoff da für den gewaltigen Baumeister. Das sind junge Wissenschaften, die ihrer Höhe zustreben. Daneben gibt es greise Fächer, an denen man alle Zeichen des Verfalls bemerkt: die Philosophie besonders, die in kleinlichen, der Naturwissenschaft abgelernten Experimenten verkümmert und von der Majestät des Gedankens nichts mehr weiß. Man hat direkt das Gefühl, an einem Totenbette zu stehen. — Besonders hinweisen möchte ich auf den Artikel von Paul Rohrbach über Weltpolitik, der ist ebenso klar, fein wie überzeugend, und auf die vorzüglichen Ausführungen von Lehmann-Haupt über orientalische Kultur.

Das Nibelungenlied in moderner Erneuerung. Von Prof. Dr. Adrian. Verlag Friedrich Ruhland, Lichterade-Berlin. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Es ist eine seltsame Tatsache, daß es dem großen Nationalepos der Deutschen durchaus nicht gelingen will, im Volke wahrhaft lebendig zu werden. Der Grund liegt zweifellos in der Form des Originals; neben gewaltigen Stellen finden sich beträchtliche Längen, ja Dehnungen bis zur Langweiligkeit; auch fremde Einschübe aus späterer, matterer Zeit stören die Wucht des Ganzen. So war es ein sehr glücklicher Gedanke, das Nibelungenlied für das Volk unserer Zeit neu zu bearbeiten. Nicht aber in gänzlicher poetischer Neuschaffung wie etwa Jordan (für solches Beiseiteschieben ist der alte Dichter denn doch zu groß). Prof. Adrian hat den einzig richtigen Weg eingeschlagen: geschickt gekürzt, frei und schwungvoll übersetzt, alles, nur dem Fachmann Verständliche, Altertümelnde fortgelassen. So entstand eine Dichtung, die jedermann aus dem Volke ohne Vorbereitung und ohne Vorkenntnisse in einem Zuge lesen und genießen kann. Eine sehr gute, einfache, künstlerische Analyse des Werkes ist beigegeben. Wünschen wir dieser Arbeit im ganzen Vaterlande den Erfolg, den sie verdient.

Goethe von Richard M. Meyer. Verlag Georg Bondi, Berlin. 1913. Volksausgabe. Geh. 4.50 Mk., geb. 5.50 Mk.

Das Buch hat sich schon bewährt, es erlebte viele Auflagen und wurde seiner Zeit preisgekrönt, jetzt liegt es in einer Volksausgabe vor. Zur ersten Einführung in Goethes Welt ist es vorzüglich geeignet. Die Stoffmasse wird klar gruppiert, die Sprache ist lebendig, es wird nicht zu viel räsonnlert und spintisiert, sehr oft erhält Goethe selber das Wort. So treten alle Gestalten, der Dichtung und des Lebens, in reifer Plastik vor unser Auge. Bielschowskys bekanntes Buch ist vielleicht in manchen Teilen künstlerisch bedeutsamer, Meyers Arbeit ist dafür ganz aus einem Guß. Begeistert, wie zu einer Mission, tritt Meyer an die Aufgabe heran, Goethe dem deutschen Volke nahe zu bringen. Und bescheiden weist er immer und immer wieder auf das Studium des Dichters selber hin, nie drängt er sich geistreichelnd vor. Eine Biographie steht am höchsten, wenn sie in dieser großartigen Weise nur dienen will. — Sechzehn Bilder schmücken das Buch, darunter viele nur selten reproduzierte wie das Pfarrhaus in Sesenheim, eine Handzeichnung Goethes, die Herzogin Luise darstellend, ein Elfenbein-Miniaturgemälde der Frau von Stein, schließlich Porträts von Goethes Sohn und Schwiegertochter und ein reizendes Mädchenbildnis von Ulrike von Levetzow, der letzten Liebe des greisen Dichters.

Die Auswahl aus Bernard Shaws Schriften von Charlotte F. Shaw. S. Fischer Verlag, Berlin. 1913. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Jeder, der einmal ein Stück von Shaw auf der Bühne gesehen hat, wird sich erinnern, wie da alles knisterte und knatterte von Raketen, Schwärmern und allerhand Witzfeuerwerk. Der geistreiche Spötter mit seiner Überzahl von bunten, blendenden Einfällen erstickt fast den Dramatiker. Und so war es ein hübscher Gedanke, nun einmal aus Shaws sämtlichen Werken lediglich die Rosinen und Pralinées und Knallbonbons zu sammeln. Da ist dann ein wahrhaft gepfeffertes Buch entstanden. Aber grade hier wirken die Bosheiten auch wieder harmloser wie in den Tendenzstücken, wo sie ernsthaft für irgend eine These kämpfen; hier pufft oft ein Bluff den andern tot, und man spürt deutlich, wie es dem Autor auf „Witz an sich" ankommt. Allem und jedem hält er seinen Hohlspiegel vor, dieser ethische Nihilist, und darum freut man sich an seinen Späßen, wie man sich an den Peitschenhieben des Harlekins im Maskenzuge freut. Selbstverständlich trifft auch sehr vieles gründlich den Nagel auf den Kopf und regt zu dauerndem Nachdenken an. Doch die Oberhand behält das fröhliche Lachen, das oft nur belustigt, oft aber auch wahrhaft befreit.

Gedenktafel

Am 12. Dezember 1821 wurde zu Rouen der französische Romanschriftsteller Gustave Flaubert geboren. Er ist eine der glänzendsten Erscheinungen und einer der feinsten Künstler der französischen Literatur. Berühmt wurde er namentlich durch seinen naturalistischen Roman „Madame Bovary".

Am 13. Dezember 1797 (oder 1799) wurde in Düsseldorf Heinrich Heine geboren. Von seinen Liedern ist eine große Anzahl von namhaften Künstlern vertont worden. „Die Lorelei" wird noch heute allenthalben vom Volke gesungen.

Der 15. Dezember 1863 ist der Todestag Friedrich Hebbels.

Am 16. Dezember 1770 wurde in Bonn der Komponist Ludwig van Beethoven geboren.

Am 16. Dezember 1859 starb in Berlin der Sprachforscher Wilhelm Grimm.

Am 16. Dezember 1871 starb in Arnstadt der Romanschriftsteller Willibald Alexis (Pseudonym für Wilhelm Häring). Er hat eine Reihe guter, gern gelesener historischer Romane geschrieben.

Am 16. Dezember 1878 starb in Sachsenhausen der Dichter und Schriftsteller Karl Gutzkow. Er gilt als der hervorragendste Vertreter des „Jungen Deutschland".

Am 18. Dezember 1803 starb in Weimar Johann Gottfried v. Herder.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17 B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese

Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Nr. 51 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Zum Geleit

Der Stern

Hätt' Einer auch fast mehr Verstand,
Als wie die drei Weisen aus Morgenland,
Und ließe sich dünken, er wär wohl nie
Dem Sternlein nachgereist, wie sie;
Dennoch, wenn nun das Weihnachtsfest
Seine Lichtlein wonniglich scheinen läßt,
Fällt auch auf sein verständig Gesicht,
Er mag es merken oder nicht,
Ein freundlicher Strahl
Des Wundersternes von dazumal.

Wilhelm Busch.

Taraß Bulba

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

15. Fortsetzung.

Aber Taraß konnte nicht schlafen. Unbeweglich saß er da und trommelte mit den Fingern auf dem Tische herum. Er hatte seine Pfeife im Munde und stieß solche Rauchwolken hervor, daß der Jude im Schlafe nieste und seine Nase unter die Decke steckte. Und kaum erschienen am Himmel die blassen Vorboten des Morgenrots, als Taraß Jankel bereits mit dem Fuß stieß. „Steh auf, Jude, und reich mir deine Grafenkleidung!"

In einem Augenblick war er angezogen: er schwärzte sich seinen Schnurrbart und seine Brauen und setzte ein kleines dunkles Mützchen auf den Kopf, sodaß niemand, nicht einmal die Kosaken, die ihm am nächsten standen, ihn hätten erkennen können. Er sah nicht älter aus, als ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Ein gesundes Rot bedeckte seine Wangen, und selbst die Narben standen ihm ausgezeichnet und verliehen ihm etwas Gebieterisches. Das goldverbrämte Gewand kleidete ihn ganz vorzüglich.

Die Straßen lagen noch tief im Schlafe, und noch war in der Stadt kein Händler mit seiner Kiste unter dem Arme zu bemerken. Bulba und Jankel gelangten vor ein Gebäude, das wie ein sitzender Reiter aussah. Es war niedrig, breit, außerordentlich groß und ganz von Alter geschwärzt; auf der einen Seite ragte ein langer, schmaler Turm empor, der wie der Hals eines Storches aussah und auf dessen Spitze sich das Stück eines Daches befand. Dieses Gebäude hatte die allermannigfaltigsten Funktionen: hier befanden sich die Kasernen, das Gefängnis und sogar das Kriminalgericht. Unsere Wanderer traten in das Tor ein und standen gleich darauf in einem geräumigen Saal, oder vielmehr in einem gedeckten Hof, in dem ungefähr tausend Menschen nebeneinander schliefen. Ihnen gegenüber befand sich eine kleine Tür, vor der zwei Wachen saßen und ein merkwürdiges Spiel spielten, welches darin bestand, daß der eine dem andern mit zwei Fingern auf die Handflächen zu schlagen suchte. Sie beachteten die Ankömmlinge kaum und drehten ihre Köpfe erst um, als Jankel zu ihnen sagte:

„Das sind wir, meine Herren, das sind wir!"

„Geht hinein," sagte der eine von ihnen und öffnete mit der einen Hand die Tür, während er seinem Kameraden die andere zum Schlage hinhielt.

Sie betraten einen schmalen dunklen Gang und gelangten in einen ähnlichen Saal mit einigen kleinen Fenstern an der Decke.

„Wer da?" riefen mehrere Stimmen, und Taraß erblickte eine beträchtliche Anzahl von Kriegern in voller Rüstung. „Wir haben Befehl, niemanden hineinzulassen."

„Das sind wir," rief Jankel, „bei Gott, das sind wir, erlauchte Herren!" Aber niemand wollte ihm Gehör schenken. Glücklicherweise trat in diesem Augenblick ein dicker Mann herein, der seinem Aussehen nach ein Vorgesetzter sein mußte, denn er schimpfte und fluchte mehr, als alle andern zusammen.

„Herr, das sind wir, der Herr kennt uns schon — der Herr Graf wird sich noch persönlich bedanken!"

„Laßt sie durch, Donnerwetter noch 'mal! Von nun ab aber laßt ihr mir keinen mehr herein, und daß mir keiner von euch den Säbel ablegt und sich auf der Erde herumwälzt!"

Die Fortsetzung dieser so eindrucksvollen Rede vernahmen unsere Reisenden jedoch nicht mehr.

„Das sind wir, das bin ich, ein guter Freund," sagte Jankel zu jedem, der ihm begegnete.

„Ist's so weit?" fragte er eine der Wachen, als sie endlich an die Stelle gelangten, wo der Gang zu Ende war.

„Kommt nur. Ich weiß aber nicht, ob man euch in das Gefängnis selbst hineinlassen wird! Jan ist

jetzt nicht mehr da, statt seiner steht ein anderer Wache," antwortete ein Wachtposten.

„Oh oh," sagte der Jude leise, „das ist schlimm, werter Herr!"

„Schnell, führ mich weiter," sprach Taraß hartnäckig. Der Jude gehorchte.

An der Tür eines unterirdischen Gewölbes, das oben scheinbar spitz zulief, stand ein Heiduck mit einem dreistöckigen Schnurrbart. Der eine Teil des Bartes war nach hinten gebürstet, der andere nach vorn, und der dritte hing ihm nach unten herab, sodaß der Mann aussah wie ein Kater.

Der Jude schrumpfte völlig zusammen und beugte sich fast bis zum Erdboden herab. Endlich näherte er sich ihm von der Seite. „Euer Gnaden, allerdurchlauchtigster Herr!"

„Sagst du das zu mir, Jude?"

„Zu dir, allerdurchlauchtigster Herr!"

„Hm... ich bin aber doch nur ein einfacher Heiduck!" sagte der Schnurrbartgewaltige, und sein ganzes Gesicht strahlte von Eitelkeit.

„Ich dachte, bei Gott, du seist der erhabene Wojewode selbst! Oh oh oh." Bei diesen Worten schüttelte der Jude den Kopf und spreizte die Finger. „Oh oh, wie würdig und vornehm der Herr aussehen. Bei Gott — ein Oberst, wie ein richtiger Oberst! Nur noch ein Tröpfchen, und nichts fehlte zu einem Oberst! Der Herr müßte auf einem Pferde sitzen, so schnell, wie eine Fliege, und Parade abhalten über alle Regimenter."

Der Heiduck brachte den untern Teil seines Bartes in Ordnung, und seine Augen strahlten vor Vergnügen.

„Nein, was sind die Soldaten doch für ein Volk," fuhr der Jude fort. „Oh weh mir, was für ein prächtiges Volk! Schnüre, Tressen, das glänzt ordentlich wie die Sonne! Und die Fräulein, die die Herren Soldaten sehen — oh oh..." Und der Jude schüttelte wieder den Kopf.

Der Heiduck strich sich mit der Hand über den oberen Teil des Bartes und gab hierbei einen Laut von sich, der dem Wiehern eines Pferdes glich.

„Darf ich den Herrn untertänigst um eine Freundlichkeit bitten?" bat der Jude, „der Fürst hier ist aus fremden Landen gekommen; er möchte sich die Kosaken ansehen. Hat er doch in seinem Leben nicht gesehen, was für ein Volk die Kosaken sind!"

Die Besuche ausländischer Grafen und Barone kamen in Polen ziemlich häufig vor; oft führte sie nichts hin als die bloße Neugierde, sich diesen halbasiatischen Winkel Europas anzusehen. Moskau und die Ukraine galt ihnen schon für Asien. Der Heiduck hielt es daher nach einer ziemlich tiefen Verbeugung für nötig, von sich aus noch ein paar Worte hinzuzufügen.

„Ich weiß nicht," sagte er, „warum Euer Durchlaucht sie sich ansehen wollen. Das sind ja Hunde und keine Menschen. Und einen Glauben haben sie, den achtet niemand!"

„Das lügst du, Teufelsbrut," rief Bulba. „Du selbst bist ein Hund! Wie wagst du, zu sagen, daß man unsern Glauben nicht achtet! Euren ketzerischen Glauben, den verabscheut jeder Rechtgläubige!"

„Aha, steht es so!" rief der Heiduck, „jetzt weiß ich, wer du bist, mein Freund! Du gehörst wohl selbst zu diesen, die hier festsitzen. Warte mal, ich will mal unsere Leute herbeirufen!"

Taraß sah ein, wie unvorsichtig er gewesen war, aber Trotz und Wut hinderten ihn, darüber nachzudenken, wie er es wieder gut machen sollte. Glücklicherweise griff Jankel sofort ein.

„Allerdurchlauchtigster Herr! Wie sollte es möglich sein, daß der Herr ist ein Kosak! Und wenn er ein Kosak wäre, wie käme er zu einer solchen Kleidung und zu einem so gräflichen Aussehen!"

„Lüg dir doch selbst was vor!" Der Heiduck wollte schon seinen riesigen Mund öffnen, um Lärm zu machen.

„Eure königliche Hoheit! Beruhigen Sie sich! Beruhigen Sie sich um Gottes willen!" schrie Jankel. „Wir werden Ihnen so viel geben, wie Sie noch nie gesehen haben: wir werden Ihnen zwei goldene Dukaten geben!"

„He, wie? — zwei Dukaten! Aus zwei Dukaten mache ich mir garnichts, die gebe ich dem Barbier, wenn er mir die Hälfte meines Bartes rasiert hat. Hundert Dukaten, Jude!" Hier drehte der Heiduck seinen Schnurrbart... „Wenn du mir nicht sofort hundert Dukaten gibst, so schrei ich sofort los!"

„Warum soviel," rief der Jude, der ganz kreidebleich geworden war, jammernd und öffnete einen ledernen Säckel: er war aber doch glücklich, daß nicht mehr darin war, und daß der Heiduck nicht weiter als bis hundert zählen konnte.

„Herr, lassen Sie uns schnell fortgehen. Sie sehen doch, was das hier für schlechte Menschen sind!" sagte Jankel, als er bemerkte, daß der Heiduck das Geld nachzählte, als ob es ihm leid täte, nicht mehr gefordert zu haben.

„Nun, du Satansheiduck?" rief Bulba. „Das Geld hast du genommen, aber du denkst nicht daran, uns den Gefangenen zu zeigen? Nun, jetzt mußt du ihn uns zeigen! du hast das Geld angenommen, und darum hast du kein Recht, uns abzuweisen!"

„Fort mit euch, geht zum Teufel! Sonst melde ich es sofort! Und man wird euch gleich... Ich will euch Beine machen, sage ich euch!"

„Herr, Herr, kommt schnell, bei Gott, kommt! Hol sie der Teufel! Gott schicke ihm einen Traum, daß ihm übel wird!" schrie der arme Jankel.

Bulba wandte sich langsam um und schritt mit gesenktem Kopfe zurück, wobei ihn Jankel mit Vorwürfen überhäufte, der sich über die nutzlos weggeworfenen hundert Dukaten fast zu Tode ärgerte.

„Wozu mußtet Ihr ihn denn reizen! Hättet Ihr doch den Hund ruhig schimpfen lassen! Das ist doch nun mal so ein Volk, die müssen immer schim-

pfen. O weh mir, was für ein Glück hat Gott diesem Menschen geschickt! Hundert Dukaten dafür, daß er uns fortjagt. Unsereinem dagegen reißt man die Locken ab, man richtet ihm das Gesicht zu, daß man es gar nicht mehr anschauen mag — und kein Mensch gibt ihm hundert Dukaten! O mein Gott! Barmherziger Gott!"

Dieser Mißerfolg hatte jedoch einen noch tieferen Eindruck auf Bulba gemacht: eine verzehrende Flamme glühte in seinen Augen.

„Vorwärts," sagte Bulba plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, „komm, wir wollen auf den Platz gehen. Ich will sehen, wie man ihn foltern wird."

„O weh, gnädiger Herr, wozu sollen wir hingehen, wir können ihm ja doch nicht mehr helfen."

„Komm," sagte Bulba eigensinnig, und der Jude folgte ihm seufzend, wie eine Kinderfrau.

Es war nicht schwer, den Platz aufzufinden, wo die Hinrichtung stattfinden sollte: denn das Volk strömte von allen Seiten dorthin. In jenen barbarischen Zeiten war das nicht für den Pöbel, sondern auch für die höheren Kreise eins der beliebtesten Schauspiele. Viele fromme alte Weiber, eine Unzahl scheuer und ängstlicher junger Mädchen und Frauen, die nachher die ganze Nacht von blutigen Leichen träumten und im Schlafe so laut aufschrien, wie das nur noch ein betrunkener Husar vermag, ließen keine Gelegenheit vorüber, sich das Schauspiel anzusehen. „O welch entsetzliche Qualen," schrien manche in hysterischer, fieberhafter Erregung, hielten sich die Hände vor die Augen und wandten sich ab, verharrten aber trotzdem lange auf ihrem Platze. Viele standen mit weitgeöffnetem Munde da, streckten die Arme aus und wären den vor ihnen Stehenden am liebsten auf den Kopf gesprungen, um besser sehen zu können. Aus der Menge der kleinen, schmalen und gewöhnlichen Köpfe ragte hin und wieder das dicke Gesicht eines Schlächters hervor: er sah sich den Vorgang mit Kennermienen an und unterhielt sich in einsilbigen Worten mit einem Waffenschmied, den er Gevatter nannte, weil er sich an Feiertagen mit ihm zusammen in der gleichen Schenke zu betrinken pflegte. Wieder andere erörterten das Ereignis mit großer Erregung und Leidenschaftlichkeit; eine dritte Partei ging sogar Wetten ein. Die meisten der Anwesenden jedoch gehörten zu jener Gattung, die die ganze Welt und alles, was darin vorgeht, gleichgiltig ansehen und dabei den Finger in die Nase stecken. In der ersten Reihe, neben den mit mächtigen Schnauzbärten gezierten Heiduken, die die Stadtwache bildeten, stand ein junger Edelmann (er sah wenigstens so aus) — in ritterlicher Tracht; er hatte sich mit allem behängt, was er besaß, so daß nur noch ein zerrissenes und ein Paar alte Stiefel in seiner Wohnung zurückgeblieben waren. Um seinen Hals hatte er zwei Ketten geschlungen, eine über die andre, an denen je ein Dukaten hing. So stand er mit seiner Geliebten Jusyssja da und sah sich fortwährend um, damit nur ja niemand ihr seidenes Kleid beschmutzte. Er hatte ihr bereits alles erklärt, so daß gar nichts mehr hinzuzufügen blieb. „Sieh, geliebte Jusyssja," sagte er, „dies ganze Volk, das du hier siehst, ist hierhergekommen, um zu sehen, wie man die Verbrecher hinrichten wird. Der da, mit dem Beil und den andern Werkzeugen in der Hand, den, den du dort siehst, Liebchen: das ist der Henker, der wird das Urteil vollstrecken. Solange er den Verbrecher rädert und noch auf andere Weise martert, ist der immer noch am Leben; schlägt er ihm aber den Kopf ab, dann ist es aus mit ihm, Liebste. Zuerst wird er natürlich schreien und sich winden — wenn man ihm aber den Kopf abgeschlagen hat, dann kann er nicht mehr schreien und nicht mehr essen, noch trinken, denn er hat ja keinen Kopf mehr, Liebchen!" Und Jusyssja hörte das alles voller Schrecken und Neugier an. Die Dächer der Häuser waren von einer großen Menschenmenge bedeckt. Aus kleinen Luken blickten merkwürdige Gesichter, mit Schnurrbärten und haubenartigen Kopfbedeckungen hervor. Auf den Balkonen saßen die Edelleute unter Baldachinen. Das schöne Händchen eines lachenden Fräuleins mit einem Gesichtchen, das wie Milchzucker glänzte, lag lässig auf dem Rand des Geländers. Edle Herren schauten von oben herab. Ein Leibeigener in kostbarer Tracht und mit zurückgeschlagenen Aermeln reichte Speisen und Getränke herum. Bisweilen warf ein mutwilliges Mädchen mit schwarzen Augen und weißen glänzenden Händchen Kuchen und Früchte unter die Menge. Eine Schar hungriger Ritter hielt um die Wette ihre Mützen hin, und ein hagerer Edelmann, der mit seinem Kopfe weit über alles Volk hinausragte und einen verblichenen roten Rock mit nachgedunkelten goldenen Schnüren trug, fing die süße Beute mit seinen langen Armen zuerst auf, küßte sie, drückte sie ans Herz und ließ sie dann im Munde verschwinden. Auch ein Falke, der in einem goldenen Käfig unter dem Balkon hing, gehörte zu den Zuschauern; er saß mit zur Seite gebogenem Schnabel und ausgestreckter Kralle da und beobachtete seinerseits das Volk voller Aufmerksamkeit. Plötzlich begann die Menge unruhig zu werden und zu lärmen, und man schrie von allen Seiten: „Sie kommen, sie kommen, die Kosaken kommen!"

Diese kamen mit entblößten Häuptern und ihren langen Mähnen herangeschritten; auch ihre Bärte waren lang und ungepflegt. Ihr Gang war weder ängstlich noch bekümmert; stumm und stolz schritten sie daher. Das kostbare Tuch ihrer Kleider war verschlissen und hing in Fetzen an ihnen herab: sie beachteten das Volk nicht und gönnten ihm keinen Gruß. Allen voran schritt Ostap.

Was mochte der alte Taraß empfinden, als er seinen Sohn erblickte? Was ging wohl in seiner Seele vor? Er sah aus der Menge nach ihm hin, und keine seiner Bewegungen ging ihm verloren.

Die Kosaken hatten den Richtplatz betreten. Ostap blieb stehen. Er sollte den bitteren Kelch als erster leeren. Er sah die Seinen an, hob die Arme empor und sprach laut: „Gebe Gott, daß alle Ketzer, die hier stehen, nichts davon vernehmen, wie ein Christ leidet, und daß keiner einen Laut von sich gebe!" Dann beschritt er das Schafott. „Brav, mein Sohn, brav," sagte Bulba leise und ließ seinen grauen Kopf hinabsinken.

Der Henker riß Ostap die alten Lumpen herunter, Hände und Füße wurden in ein eigens zu diesem Zwecke angefertigtes Gestell gesteckt und... Aber wozu sollen wir den Leser mit der Beschreibung all der höllischen Qualen erschüttern, bei denen einem jeden die Haare zu Berge stehen müssen. Das waren die Ausgeburten jenes rohen barbarischen Zeitalters, da der Mensch sein Leben nur in blutigen Kämpfen hinbrachte und seine Seele gegen alle menschlichen Gefühle abhärtete. Vergebens kämpften einzelne Menschen, die in jener Zeit nur seltene Ausnahme bildeten, gegen diese entsetzlichen Schauspiele. Vergebens wiesen geistig hochbegabte und aufgeklärte Könige und viele Ritter darauf hin, daß solch grausame Strafen den Rachedurst der Kosaken nur noch mehr entflammen müßten. Aber die Macht des Königs und die vernünftigen Erwägungen waren ohnmächtig gegenüber der Zügellosigkeit und frechen Willkür der Magnaten, die durch ihre Unüberlegtheit, ihren unbegreiflichen Mangel jeglichen Weitblicks und durch ihren kindischen Ehrgeiz und kleinlichen Stolz den Reichstag zu einer Satire auf die Regierung herabgewürdigt hatten. Ostap ertrug die Qualen und Foltern wie ein Held. Als man ihm die Gelenke an Händen und Füßen zerbrach, hörte man ihm nicht einmal einen Schrei oder einen Seufzer entfahren, und selbst als inmitten der totenstillen Menge das entsetzliche Krachen der Knochen auch dem entferntesten Zuschauer hörbar wurde, und die jungen Fräuleins ihre Augen abwandten — selbst da entwich seinen Lippen kein Klagelaut und zuckte keine Miene in seinem Gesicht. Taraß stand mit gesenktem Haupte in der Menge, aber seine Augen blickten stolz, und er murmelte beifällig: „Bravo, mein Sohn, bravo."

Als man jedoch zu den letzten tödlichen Martern schritt, da schien es, als ob Ostap seine Selbstbeherrschung verlassen wollte. Er sah sich rings um: Gott! Lauter fremde, unbekannte Gesichter! O wäre doch nur einer, der ihm nahestand, bei seinem Tode zugegen gewesen. Es war nicht das Schluchzen und Klagen der schwachen Mutter oder das irrsinnige Jammern der Gattin, die sich die Haare zerrauft und gegen den weißen Busen schlägt, was ihn zu hören verlangte, wohl aber hätte er jetzt einen starken Mann sehen mögen, der ihn vor seinem Ende mit einem klugen Wort erfrischen und trösten konnte. Seine Kraft verließ ihn, und in furchtbarer Seelenqual schrie er auf: „Vater, wo bist du? Hörst du das alles nicht?"

„Ich höre es," klang es plötzlich durch die allgemeine Stille, und ein Zittern ging plötzlich durch die millionenstarke Menge. Ein Teil der bewaffneten Reiter stürzte sich sofort mitten unter sie, um sie zu durchsuchen. Jankel war bleich geworden wie der Tod; als sich die Reiter ein wenig von ihm entfernt hatten, wandte er sich voller Schrecken um, um Taraß zu suchen; allein dieser stand schon nicht mehr neben ihm und war spurlos verschwunden.

Schluß folgt.

Hildegundens Trauer

Aus Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden"

Einen wilden stolzen Falken
Hatt ich mir zur Lust gezogen;
Mit dem Todespfeil im Herzen
Ist er fort, weit fort geflogen.

Liebt er Ring und Lederkappe?
O, ins Weite mocht' er streben,
Durch die Wälder mocht' er schweifen
In den Wolken mocht' er schweben.

Frei und kühn, ein Ziel dem Neide! —
Weh, ihn traf ein fremder Schütze,
Feig versteckt, nach Schächerweise,
Mordlich mit verruchter Spitze.

Seidne Bänder wollt' ich winden
Um sein glänzendes Gefieder,
Silberfäden, goldne Schnüre,
Käm' er nur, o käm' er wieder!

Weh um ihn, den Hochgemuten!
Den ich mir zur Lust gezogen,
Mit dem Todespfeil im Herzen
Ist er fort, weit fort geflogen.

*

Zwischen Berg und tiefem Tale
Sprießt ein Kräutlein, heißt Vergessen;
Wunderkräutlein, wer es äße,
Könnte ganz gesund sich essen.

Wer es fände, wem des Waldes
Dunkle Rätsel sich erschlössen,
Wer es pflückte, o er würde
All sein bittres Leid vergessen.

Ward mir von des Himmels Mächten
Leid, ein volles Maß, gemessen:
Leid, ist meine beste Habe,
Und ich will es nicht vergessen.

Leid ist meine beste Habe,
Leid um das, was ich besessen;

Ob ich auch vergessen könnte,
Dennoch will ich nicht vergessen.

Wunderkraut, ob deine Blätter
Auf dem Gartenbeet mir sprössen:
Was ich leide, was ich liebe,
Will und mag ich nicht vergessen.

*

Kam er durch den Wald geritten,
Kam er durch das Feld gegangen,
O, wie glänzten seine Augen,
O, wie blühten seine Wangen!

Steht er jetzt vor meiner Seele,
Der Verlorne, den ich liebe,
O, wie ist so bleich sein Antlitz,
O, wie ist sein Blick so trübe! —

Weiße Wände, Kienspanlichter; —
Ihm zur Seite dunkle Schatten,
Stumm und ernst, als müßten morgen
Einen Toten sie bestatten.

*

Grünt der Wald und blüht die Wiese,
Gehn die Mädchen in den Hagen,
Knüpfen Halme, zupfen Blätter,
Holde Antwort zu erfragen;

Holde Antwort über einen,
Den sie meinen in Gedanken:
Wilde Rose, die ich suche,
Birgt sich unter Dorn und Ranken.

Blätter fünf der wilden Rose,
Die wie Herzen sind zu schauen,
Was ich meine tief im Herzen,
Will ich heimlich euch vertrauen.

Schreiben will ich auf das erste
Stiller Liebe Runenzeichen;
Auf das erste und das zweite,
Denn das erste wird nicht reichen.

Bittre Klage auf das dritte,
Auf das vierte bittre Klage:
Ach, nicht hundert Blätter faßten
All den Kummer, den ich trage!

Auf das fünfte, o wie gerne
Möcht' ich meine Hoffnung schreiben!
Da ich keine Hoffnung habe,
Muß es unbeschrieben bleiben.

Mag der Wind die Runen lesen
Und verrauschen. — Keine Boten
Gehn von diesem Strand zu jenem
In das stille Reich der Toten!

Isolde Kurz

Anläßlich ihres 60. Geburtstages

Wie wir in unserer Hermann Kurz-Lese andeuteten, hatten wir die Absicht, Isolde Kurz, der würdigen Tochter des schwäbischen Dichters zu ihrem sechzigsten Geburtstag am 21. Dezember 1913 das Heft 51 der Lese zu widmen. Wir hatten die Dichterin gebeten, aus diesem Anlaß unseren Lesern einiges über ihr Leben und Schaffen im Autorenspiegel zu berichten. Ihre Antwort lautete: „. . . Natürlich würde mir eine solche Ehrung Ihrerseits eine große Freude sein, nur hat es etwas Mißliches, daß es gerade an den zufälligen Umstand des Eintritts in das 6. Dezennium anknüpfen soll. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen; ich habe nach einer fast 10jährigen Hemmung durch schwere Familienpflichten erst seit ungefähr einem Jahr wieder begonnen, so recht aus dem Vollen zu arbeiten und sehe eine ganze Reihe neuer Gestalten vor mir, denen ich jetzt Leben geben möchte." Und weiter führt der Brief aus, daß sie ihr Lebenswerk nicht schon als abgeschlossen behandelt sehen möchte, da sie sich gerade jetzt in einem neuen Anfangsstadium fühle und die Leser lieber durch neue Werke an sich erinnern möchte. „Ich habe es deshalb besonders dankbar empfunden, daß verschiedene mir zugedachte Aufmerksamkeiten nicht mit dem 21. Dez., sondern mit dem 30. Nov., dem Centenarfest meines Vaters zusammengebracht werden sollen. Vielleicht überlegen Sie sich die Sache, ob Sie nicht für das Isolde Kurz-Heft einen anderen beliebigen Zeitpunkt wählen."

Wir respektieren die Meinung der Dichterin und wollen bis zum Erscheinen eines neuen Werkes von ihr warten. Unsere Leser mögen sich für diesmal mit einer kurzen Probe ihrer Erzählungskunst aus ihrem letzten Novellenband „Lebensfluten" (Verlag J. G. Cotta Nachf., Stuttgart) begnügen, nachdem sie in Heft 48 bereits einige der tiefempfundenen und formschönen Gedichte von Isolde Kurz genießen konnten.

Eine freudig begrüßte Anerkennung wurde der Dichterin bekanntlich gelegentlich der vom Literarischen Verein in Stuttgart veranstalteten Hermann Kurz-Feier zuteil; sie wurde von der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen „wegen der ausgezeichneten Beschreibung, die sie dem Leben ihres Vaters widmete" (wie es in der Begründung heißt) zum Ehrendoktor ernannt. Isolde Kurz ist sonach die zweite deutsche Dichterin, der dieser Ehrentitel verliehen wurde; die erste ist Marie v. Ebner-Eschenbach, die zu ihrem 70. Geburtstag (1900) von der Wiener Universität diese Würde erhielt.

Mare

Von Isolde Kurz

Es gibt Augenblicksbilder, flüchtig gesehene Erscheinungen des Lebens, die eine unverlöschliche Spur in der Seele zurücklassen.

Ein solches Bild begegnete mir jüngst, als ich an einem trüben Novembermorgen mit ein paar deutschen Freunden von Venedig nach Chioggia fuhr. — Nichts Traurigeres als die Lagune an einem traurigen Tage. Die zahllos zerstreuten Inseln sahen, in Nässe und Nebel begraben, wie lauter Orte der Verdammnis aus. Ein niedriger, blaugrauer Himmel hing über einem bleigrauen Meere, und die rostroten Streifen, welche, die flachen, von der Flut bedeckten Sandbänke bezeichnend, sich weithin durchs Wasser zogen, gaben dem melancholischen Bilde noch eine besonders düstere, fast möchte ich sagen tragische Färbung.

Unsere Schiffsgesellschaft bestand zumeist aus schweigsamen Chioggioten mit schweren Holzschuhen, Mützen, worauf der Schimmel wuchs, und goldenen Ringen in den Ohren. Ein Weib in venezianischer Tracht, einem vielgeflickten, grünlich schillernden Schal, der einst schwarz gewesen, mit Spuren von Schönheit im edel geschnittenen Gesicht saß unter ihnen und zählte gierig wieder und wieder eine Handvoll Centesimi, die allerkleinste Münze des Landes; sie erschien mir wie das lebendige Sinnbild des tiefen Elends, zu dem die einstige Beherrscherin der Meere herabgesunken ist. Nur im hinteren Schiffsraum suchte ein Haufe junger Burschе die traurige Monotonie des Tages durch Gesang und lautes von Gestikulationen begleitetes Sprechen zu bekämpfen.

Sie sangen mit vollen wohlgeübten Stimmen das melodische Schifferlied:

„Vieni sul mar
Vieni a vogar ...,“

in dem sich wie in einer sanft gleitenden Gondel alle Zauber der venezianischen Sommernacht wiegen.

Aber unter diesem Himmel verfingen die Zauber nicht. Die graue, unbegrenzte Wasserfläche mit den schwarzen Fahrzeugen, die darüberstrichen, hauchte eine Trostlosigkeit aus, vor der man sich nicht retten konnte. Es war, als schwämme man zwischen Särgen einer feuchten, grau umflorten Ewigkeit entgegen, über der die goldene Erdensonne niemals wieder scheinen sollte.

Wir glitten so nahe an San Clemente hin, daß das tierische Brüllen der dort eingeschlossenen weiblichen Irren uns zerreißend in die Ohren schlug. Nur in der Nähe von Menagerien hört man sonst ähnliche Laute. — Wie ein Riesengiftpilz schwamm die Insel des Grauens, auf der kein Hälmchen grünt und jeder Fußbreit mit den trostlos kahlen Backsteinbauten übermauert ist, auf dem Wasser. Ihr schwarzes Gittertor müßte die Aufschrift tragen: „Lasciate ogni speranza,“ denn keine von den dort Eingemauerten kehrt jemals aus dem traurigen Asyl ins goldene Leben zurück. Und wie unheimlich weit sie sich ausdehnt, diese Veste des Wahnsinns — sie ist wohl zweimal so groß wie das gegenüberliegende San Servilio, das die männlichen Geisteskranken beherbergt. Woher das auffallende Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes unter den Heerscharen des Wahnsinns? Wirkt die unaufhaltsame Dekadenz, der dieser schöne Menschenschlag verfallen ist, im weiblichen Organismus rascher und verheerender? Oder ist es der ökonomische Ruin des Landes mit seinem Gefolge von häuslichem Elend, das schwerer auf dem Gemüt der Frauen lastet?

Der Anblick unseres kleinen Dampfers mußte in diesen Lebendigtoten den Drang nach Freiheit geweckt haben, Köpfe wurden an den Fenstern sichtbar, Hände streckten sich durch die Gitter, und in dem unartikulierten Geheul, mit dem wir begrüßt wurden, konnten wir die Rufe: Oh andemo! Andemo! unterscheiden.

„Vieni sul mar,
Vieni a vogar“

schallte es in grausamem Hohne aus dem Hinterraum unseres Schiffes zurück, während wir ins Weite schwammen.

Ein großes schwarzes Schifferboot, von zwei Männern gerudert, kreuzte unsern Weg. Darin saß unbeweglich ein Weib im schwarzen Schal, der ihr Brust und Schultern verhüllte, und neben ihr ein Mann, den der zugeknöpfte Ueberrock und eine gewisse offizielle Haltung als Angestellten kenntlich machten. Das Boot kam aus der Richtung von Chioggia und fuhr eben hart an einer der Inseln — es war, wenn ich nicht irre, San Piero in Volta — hin, da gellte vom Strand der laute Schrei einer Kinderstimme: „Mare!*) Mare! Mare!“

Es klang so schrill und herzdurchdringend, daß alle Blicke sich nach jener Seite wandten.

Ein kleiner, etwa achtjähriger Junge war aus einem der elenden Häuschen am Uferdamm herausgestürzt und rannte schreiend und mit den Armen winkend auf das Wasser zu, das sich hier in einer seichten Bucht landeinwärts schmiegt.

Ein paar Weiber waren hinter ihm her und suchten ihn zurückzuhalten, doch er riß sich verzweifelt los und, immer: „Mare! Mare!“ rufend, sprang er geradeaus ins Wasser und watete durch Schlamm und Tang nach der offenen Lagune hinaus. Die Flut stieg ihm allmählich bis zum Hals, aber er ließ nicht ab, sondern rang sich

*) Im venezianischen Dialekt für madre (Mutter).

mit Armen und Beinen durch das Wasser, dem Fahrzeug mit dem schwarzgekleideten Weibe nach, indem er mit der letzten Kraft seiner Lungen „Mare! Mare!“ schrie.

Er konnte nicht richtig schwimmen, er zappelte bloß im Wasser und mußte ertrinken, wenn niemand beisprang. Die Weiber kreischten untätig am Ufer; von unserem Dampfer, der weiterfuhr, schrie ihm die Mannschaft zu: „Kehr' um, du Narr, kehr' um!“; aber er hörte und sah nichts als das schwarze Boot, das ihm die Mutter entführte. Schon versank er bis über den Mund, seine Kleider sogen sich voll und zogen ihn hinunter, er verwickelte sich in den treibenden Tang und schnappte mit vorgequollenen, krampfhaft gerollten Augen nach Luft, aber noch immer strebte er mit den Aermchen weiter hinaus, und noch immer hörte man den gurgelnden Ruf: „Mare!“, als endlich am Strand zwei Männer einen Kahn flott machten, um zu Hilfe zu eilen.

Wir fuhren schon weit und sahen nur noch aus der Ferne, wie sie glücklich zur Stelle kamen und eine triefende, zappelnde Last in ihren Nachen zogen.

Das schwarze Boot mit dem verhüllten Weibe glitt unaufhaltsam, lautlos wie eine Totenfähre, San Clemente zu. Die darin saß, war ein armes Weib aus San Piero in Volta, das wegen Geistesstörung zu seinen Eltern nach Chioggia zurückgebracht worden war und heute von dort als unheilbar nach der Insel der Lebendigtoten übergeführt wurde.

Ihr Knabe hatte sie erkannt, wie sie, in ihren schwarzen Schal gewickelt, in Begleitung eines Beamten der Anstalt teilnahmslos an ihrem Hause vorüberfuhr, und war, da sie seinem Rufen taub blieb, in der Verzweiflung ins Wasser gesprungen, um ihr nachzuschwimmen.

So erklärte mir die Frau im geflickten Schal, die einzige von der ganzen Schiffsgesellschaft, die dem Vorgang mit Teilnahme gefolgt war, denn unsere Chioggioten hatten die ganze Zeit über gleichgültig weiter geraucht.

Ich habe nie etwas Tragischeres gesehen als dieses verzweifelnde, untersinkende Kind und diese Mutter, die ihr eigenes Fleisch und Blut nicht mehr erkannte, die an seiner Todesangst vorüber stumpf und abgestorben ins Leere sah.

In diesem Bilde lag das ganze Maß von Jammer, das in der Menschenseele Raum hat, vor allem in der Kinderseele, die von keiner Resignation wissen kann. Kinderschmerzen sind stärker, konzentrierter, zerreißender als die Schmerzen der Erwachsenen, sie enthalten in einem kurzen Augenblick eine Ewigkeit von Qual, nur daß sie selten auf die Dauer dem Gemüt eine Furche eingraben. Ich zweifle nicht, daß dieser kleine Junge sich schnell genug — vielleicht noch schneller als ein deutsches Kind im gleichen Falle — über seinen Verlust getröstet haben wird. Vielleicht spielte er schon nach einer Stunde wieder ganz lustig unter seinen Kameraden mit den Kieseln und Muscheln am Strand. Die Natur des Südens erlaubt ihren Kindern kein langes Trauern und Grämen. Schnell pflanzt sie über Leid und Tod das Banner der Freude wieder auf; das sollten wir auch an jenem Morgen erfahren, denn als wir uns Chioggia näherten, erhellte sich der Horizont mit einem Ruck, als ob ein Vorhang weggezogen würde. Die Sonne brach hindurch, der Himmel rückte hoch hinauf und wurde leuchtend blau. Hunderte fischender Möwen ruhten als weiße Punkte auf der glitzernden Flut. Die gelbroten Segel standen körperlos wie farbige Visionen gegen den Himmel, die weiße Häuserreihe von Palestrina schimmerte in blendendem Lichte, das auch San Piero in Volta umfloß, und bald darauf war die ganze Lagune nur noch ein einziges, unübersehbares Silbergeflimmer.

In meiner Erinnerung aber blieb das Bild des halbertrunkenen Knaben unverwischbar zurück, es sieht mich mit vorgequollenen Augen an, wie ein Bild der verzweifelnden Menschenseele selbst, wenn ihr das Liebste fühllos weggerissen wird, und wie aus den Tiefen der Dinge heraus ruft eine Stimme voll namenlosen Jammers: „Mare! Mare!“

Die Mistel

Ein naturwissenschaftliches Märchen von Karl Ewald

Draußen vor der Gartenhecke des Försters stand ein wilder Apfelbaum mit knorrigen Aesten und essigsauren Früchten.

Früher war er rings von Dornengestrüpp umgeben gewesen. Aber die Dornbüsche waren abgestorben und verfault, und nun stand der Apfelbaum ganz allein auf einer kleinen grünen Waldwiese.

Alt war er, häßlich und klein. Er konnte gerade über die Haselnußhecke in den Garten zu dem Gravensteiner Apfelbaum hinübergucken, dessen große rote und gelbe Früchte in der Herbstsonne leuchteten, und die viel, viel vornehmer aussahen als der Holzapfelbaum.

Jeden Morgen lief der alte Hund des Försters um die Gartenhecke herum, um ein bischen frische Luft zu schöpfen und sich ein wenig Bewegung zu machen. Er hatte alle Zähne verloren und konnte nur mit dem einen Auge sehen. Bei dem wilden Apfelbaum blieb er immer ein Weilchen stehn und rieb sich an dem Stamm.

„Ich tu's der Flöhe wegen!" sagte der Hund.

„Bitte schön!" erwiderte der Apfelbaum freundlich. „Laß dich nur gar nicht stören. Wir kennen uns ja, seitdem du ein junges Hündchen warst und mit der Peitsche des Försters Bekanntschaft machtest, wenn du nicht gehorchen wolltest. Es ist mir immer ein Vergnügen, einem alten Freund einen Dienst zu erweisen. Uebrigens hast du ja genug Apfelbäume näher bei der Hand... da drinnen im Garten, meine ich. Warum reibst du dich nicht an denen?"

„Ehre, wem Ehre gebührt!" sagte der Hund. „Die richtigen Apfelbäume mögen recht gut sein für ihre Zwecke, aber du bist so schön knorrig!"

„Ich bin der richtige Apfelbaum!" entgegnete jener gekränkt. „Die da drinnen sind verkrüppelte Geschöpfe, die die Menschen sich aufgezogen haben. Sie wachsen an den Stellen, an die der Förster sie setzt, und lassen sich ihrer Früchte berauben, sobald es ihm paßt. Ich bin wild gewachsen und mein eigener Herr!"

Der Hund rieb sich und schüttelte den klugen, alten Kopf.

„Du hättest lieber auch in den Dienst des Menschen treten sollen, lieber Freund," sagte er. „Da ist man gut aufgehoben. Und was soll denn sonst aus so alten Gesellen wie dir und mir werden? Natürlich muß man tun, was von einem verlangt wird, aber zur Entschädigung kriegt man auch, was man braucht."

„Daher hast du vielleicht deine Flöhe gekriegt?" fragte der Apfelbaum spöttisch.

Aber der Hund war schon wieder auf den Hof zurückgetrabt und hörte es darum nicht mehr.

Gleich darauf kam eine Amsel geflogen und setzte sich auf einen der dicksten Aeste des Baums.

Sie schlug mit den Flügeln um sich und strich den Schnabel an dem Zweige ab.

„Gesegnete Mahlzeit!" sagte der Apfelbaum. Er wußte ja, daß die Amsel es nach dem Essen immer so machte, und er war ein höflicher Baum, solange man ihm nicht zu nahe trat.

„Danke!" erwiderte die Amsel und strich ihren Schnabel weiter.

„Du hast heut aber viel Arbeit!" meinte der Baum.

„An meinem Schnabel sitzt ein Stein," sagte die Amsel. „Er sitzt da, als wäre er angeleimt; und ich kann ihn nicht herunterbekommen, soviel ich auch streichen mag."

„Was hast du denn gefressen?"

„Wunderschöne weiße Beeren! Ich hab noch nie etwas so Feines gekostet — und auf Beeren verstehe ich mich, wie du weißt. Es war weit, weit von hier, und nun bin ich anderhalb Tage mit dem dummen Stein geflogen. Fortwährend hab ich versucht, ihn abzustoßen... So, Gott sei Dank!... nun ist er herunter. Jetzt sitzt er an dir, du alter, wilder Apfelbaum. Du wirst sehn, du wirst ihn nie wieder los!"

„Laß ihn ruhig sitzen!" sagte der Apfelbaum vergnügt. „Und mach dir deshalb keine Sorgen! Wenn es anfängt zu regnen und zu wehen, dann wird er sich schon bald empfehlen."

Die Amsel flog davon, und der wilde Apfelbaum stand nachdenklich da, mit dem Stein auf seinem Ast. Am Abend regnete es in Strömen, und der Stein glitt langsam an dem nassen Ast hinab, bis er an der untern Seite lag.

„Jetzt plumpst er hinunter!" dachte der Baum.

Aber der Stein plumpste durchaus nicht. In der Nacht brach ein fürchterlicher Sturm los, und alle Bäume bogen sich krachend. In dem Garten des Försters fielen die Gravensteiner und die Goldrenetten und Taubenäpfel scheffelweise zur Erde. Aber der Stein blieb fest sitzen, wo er saß.

„Das ist doch sonderbar!" dachte der wilde Apfelbaum. Und als der Hund am Morgen herangetrabt kam, erzählte ihm der Baum von dem merkwürdigen Gegenstand.

„Was mag das für ein Bursche sein?" fragte er.

„Sicherlich ist's ein Floh!" sagte der Hund und rieb sich. „Die wird man nie los. — Hüpft er auf dir herum? Beißt er?"

„Das nicht!" erwiderte der Apfelbaum. „Heut Nacht ist er ganz sacht auf die untere Seite meines Asts hinabgeglitten, und er ist mir ja nicht weiter hinderlich."

„Dann ist es bestimmt kein Floh!" erklärte der Hund.

*

Der Herbst rückte vor, und alle die guten Aepfel im Garten wurden gepflückt und gegessen oder auf dem Speicher aufbewahrt. Um den wilden Apfelbaum kümmerte sich niemand. Seine Früchte ließ man auf den Zweigen, bis sie von selbst zur Erde fielen; da lagen sie und verfaulten. Aber dem Baum war es ganz recht so. Er wußte, daß lauter kleine, wilde Apfelbäume daraus entstehen würden, und darum hatte er ja diese Früchte an sich wachsen lassen.

Dann kam der Winter mit Frost und Schnee. Der alte Hund lag den ganzen Tag in der Stube unterm Ofen. Der wilde Apfelbaum aber stand

draußen im Schnee, und unter seinem Ast saß immer noch der sonderbare Stein.

Als es wieder Frühling wurde, kam der Hund eines Tages um die Hecke getrabt.

Er bewegte sich langsamer vorwärts als im vorigen Jahr, und jetzt war er auch auf dem andern Auge fast ganz blind. Aber er fand doch den Weg zum Apfelbaum und rieb sich so heftig an ihm, daß man merken konnte, daß er immer noch Flöhe hatte.

„Alles beim Alten, Hund?"

„Jawohl, Apfelbaum... auch bei dir?"

„Nun sollst du hören," sagte der Baum. „Du entsinnst dich doch noch des Steins, den die Amsel mir gebracht hat, nicht wahr? Sieh mal... vor kurzer Zeit merkte ich an der Stelle, wo er saß, ein ganz merkwürdiges Stechen, Jucken und Brennen."

„Dann ist es doch ein Floh," sagte der Hund.

„Hör weiter! Es war ein höchst unangenehmes Gefühl. Und dann schwoll mein Ast an der Stelle an..."

„Es ist ein Floh, es ist ein Floh!" rief der Hund. „Daran ist gar kein Zweifel. Reib dich bloß an mir, du alter Apfelbaum! Das ist das einzige, das ein bißchen lindert; und es ist nur recht und billig, daß ich mich erkenntlich zeige."

„Wie sieht ein Floh aus?" fragte der Apfelbaum.

„Tja," erwiderte der Hund und rieb sich. „Man hat eigentlich nie richtig Zeit, sich die Burschen anzusehn."

„Hat er grüne Blätter?"

„Nicht, daß ich wüßte!"

„Guck mal hierher!" sagte der Baum. „Da... auf meinem untersten Ast... gleich über deinem Kopf... ist das ein Floh?"

Der alte Hund stellte sich auf die Hinterbeine und schaute blinzelnd mit seinen blinden Augen hinauf.

„Ich kann nicht so weit sehen," rief er. „Aber ich habe auch nie Flöhe auf meinem eigenen Schwanz sehen können, also hat das nichts zu sagen."

Damit schlich er weiter.

Aber nach einer Weile ließ sich eine dünne Stimme auf dem Apfelbaume vernehmen:

„Ich bin kein Floh, ich bin die Mistel."

„Nun bin ich ebenso klug wie zuvor," meinte der

„Ich bin eine Pflanze wie du," erklärte die Stimme. „Ich werde zu einem Busch... mit Wurzeln, Zweigen, Blüten und Blättern."

„Warum wächst du dann nicht in der Erde wie wir andern?" fragte der wilde Apfelbaum.

„Das wäre gegen meine Natur," sagte die Mistel.

„Dann hast du eine schlechte Natur," sagte der Apfelbaum und schüttelte sich wütend, daß seine weißen Blüten zur Erde rieselten. „Denn so viel begreife ich nun, daß ich dich Faulpelz ernähren soll."

„Danke sehr... wenn du so gut sein willst! Meine Wurzeln sitzen schon ganz fest in dir und wachsen täglich. Bald treibe ich kleine grüne Blüten... An denen ist allerdings nicht viel, aber dann kommen die Beeren, wunderschöne, saftige, weiße Beeren... Die Amsel ist ganz versessen auf sie."

„Die Amsel ist ein sehr netter Vogel," entgegnete der Apfelbaum, „aber wenn sie etwas bei mir zu essen wünscht, so stehen ihr meine eignen Aepfel zur Verfügung."

„Glaube nicht, daß ich die Beeren der Amsel wegen habe," bemerkte die Mistel. „In der Beere ist ein Stein, und in diesem Stein liegt mein Same. Der Stein ist so klebrig, daß er am Schnabel der Amsel hängen bleibt, bis sie ihn an irgendeinem schönen alten Apfelbaum abstreift, der Pflegemutter für sein Kind sein will, wie du für mich."

„Das ist ja eine saubere Familie!" rief der Apfelbaum. „Schämst du dich nicht, auf Kosten anderer Leute zu leben? Und kannst du deinen Samen nicht auf die Erde werfen, wie unsereins es tut, und ihn sich selbst überlassen?"

„Nein," sagte die Mistel. „Das kann ich nicht. Aber es hat keinen Zweck, dir das auseinanderzusetzen. Es haftet mir etwas Dunkles, Vornehmes an, das mich über die andern Pflanzen erhebt. Die Menschen verstehen es. Sie haben schöne, seltsame Sagen und Lieder von mir gedichtet... denk einmal, in England können sie nicht Weihnachten ohne mich feiern. Sie hängen einen meiner Zweige unter der Decke auf. Und wenn sie dann tanzen und dabei unter den Zweig kommen, dürfen sie einander küssen."

„Pah!" brummte der wilde Apfelbaum. „Das ist gerade der Rede wert! Es gibt wohl kein Brautpaar hier in der Gegend, das nicht in meinem Schatten gesessen und Küsse getauscht hat!"

„Du verstehst immer noch nicht, worin das Vornehme besteht, lieber Freund," erwiderte die Mistel. „Brautleute können einander natürlich küssen, wo sie wollen. Wer aber unter dem Mistelzweig tanzt, muß dem andern einen Kuß geben... auch wenn es kein Brautpaar ist."

„Was sind das für garstige ausländische Unsitten! Aber wo du mit dabei bist, da kann man ja nichts

Besseres erwarten. Na, hoffentlich erfrierst du in Grund und Boden, wenn's Winter wird."

„Das tu ich ganz sicher nicht! Wenn deine Blätter verwelken und zur Erde fallen und du mit nackten Zweigen im Schnee stehst, dann sind die meinen so frisch und grün wie immer. Ich grüne Sommer und Winter, mußt du wissen."

Der wilde Apfelbaum war so erbost, daß er gar nicht wußte, was er antworten sollte. Doch als der Hund sich am nächsten Tage einfand, erzählte der Baum ihm das Ganze.

„Dann ist es doch ein Floh," meinte der alte Hund. „So gewissermaßen wenigstens. Du mußt ihn durch Reiben loszuwerden suchen. Das ist das einzige, was da helfen kann."

„Ich bin kein Hund und kann nicht herumrennen und mich reiben," sagte der Apfelbaum. „Aber für einen anständigen Baum ist es in so hohem Alter recht hart, sich so etwas gefallen lassen zu müssen."

„Verlier nur die Ruhe nicht!" ermahnte die Mistel. „Wer weiß, ob du nicht doch noch einmal Freude an mir erleben wirst!"

*

Im nächsten Sommer kam ein alter Professor mit einer Brille auf der Nase und einer gewaltigen grünen Botanisiertrommel auf dem Rücken durch den Wald gewandert.

Er ließ sich unter dem wilden Apfelbaum nieder, um zu frühstücken; dabei versank er in Gedanken, lehnte den Kopf gegen den Stamm und blickte ins Laub hinauf.

Plötzlich sprang er in die Höhe, das Butterbrot glitt aus seiner Hand, und scharf betrachtete er die Mistel.

Er nahm die Brille ab, wischte mit dem Rockzipfel über die Gläser, setzte sie wieder auf die Nase und starrte von neuem hinauf.

Dann lief er in das Forsthaus hinein und holte den alten Förster.

„Sehen Sie sich den Baum da mal an!" rief er begeistert. „Das ist der merkwürdigste Baum im ganzen Walde."

„Der da?" meinte der Förster. „Das ist ja nur ein alter, wilder Apfelbaum. Da sollten Sie mal die Apfelbäume in meinem Garten sehen!"

„Die sind mir ganz gleichgiltig!" sagte der Professor. „Dieser Baum aber interessiert mich, weil eine Mistel darauf wächst. Sie müssen wissen, daß die Mistel eine Seltenheit für unser Land ist. Der Baum muß sofort eingezäunt werden, damit er nicht beschädigt wird. Denn wenn der Baum abstirbt, stirbt auch die Mistel."

Und so geschah es. Der alte Apfelbaum wurde eingezäunt. Der Professor schrieb in der Zeitung einen Artikel über seine Entdeckung; und alle Leute, die in die Gegend kamen, suchten den Apfelbaum und die Mistel auf. —

„Nun?" fragte die Mistel.

„Mein liebes, liebes Pflegekind!" sagte der Baum. „Wenn du irgend einen Wunsch haben solltest, so sag es nur ja!"

Und als der alte Hund des Försters herauskam und sich an dem Baum wie gewöhnlich reiben wollte, blieb er erstaunt stehen und starrte mit seinem einen halbblinden Auge auf die Einzäunung.

„Geh in den Garten und reib dich an den richtigen Apfelbäumen!" sagte der wilde Apfelbaum vornehm. „Ich trage eine Mistel auf meinem Ast und muß mit der größten Vorsicht behandelt werden. Wenn ich absterbe, stirbt auch die Mistel ab, verstehst du. Ich hab in der Zeitung gestanden! Ich bin der wichtigste Baum im ganzen Walde."

„Ja, wichtig bist du!" brummte der Hund und trabte wieder nach Hause.

Aus: „Vier feine Freunde". Siehe Wegweiser.

Gesetzworte Mosis

Du sollst in deinem Herzen deinen Bruder nicht hassen; warnen und zurechtweisen sollst du deinen Nächsten, auf daß du nicht seinethalben Schuld trageſt.

Wenn du deines Bruders Ochsen oder Schaf siehest irre gehen, so sollst du dich nicht entziehen von ihnen, sondern sie deinem Bruder zurückbringen. Und wenn dein Bruder nicht nahe ist oder du ihn nicht kennest, so bringe sie in dein Haus ein, und sie seien bei dir, bis sie dein Bruder sucht; dann sollst du sie ihm wiedergeben. Also sollst du tun mit seinem Esel, mit seinem Kleid und allem Verlorenen, das dein Bruder verlieret und du findest: du kannst dich nicht entziehen.

Das Recht des Fremden und Verwaisten sollst du nicht beugen, das Kleid der Witwe nicht pfänden.

Du sollst dem dürftigen und armen Tagelöhner seinen Lohn nicht vorenthalten, er sei von deinen Brüdern oder Fremdlingen, die in deinem Land, in deinen Toren sind. An seinem Tage sollst du ihm seinen Lohn geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe; denn er ist arm und hängt sein Leben daran; daß er nicht wider dich zum Herrn rufe und eine Sünde an dir sei.

Wenn in dem Lande, das der Ewige, dein Gott, dir gibt, in irgend einer Stadt einer von deinen Brüdern dürftig sein wird, so verhärte dein Herz nicht, und verschließe deine Hand nicht gegen deinen dürftigen Bruder. Tue ihm deine Hand auf, und leihe ihm so viel er bedarf, alles, was ihm mangelt.

Wenn du Geld leihst jemandem aus dem Volke, einem Armen bei dir, so sollst du ihm nicht ein

Wucherer sein. Ihr sollt von ihm keinen Zins fordern. Wenn du den Mantel deines Nächsten als Pfand nimmst, so hast du ihn vor Sonnenuntergang zurückzugeben. Denn das allein ist seine Decke, die Bekleidung seines Leibes. Worauf sollte er liegen?

Du sollst nicht pfänden den unteren Mühlstein oder den oberen, denn dies heißt ja das Leben pfänden.

Wenn du auf deinem Acker geerntet und eine Garbe vergessen hast auf dem Acker, so kehre nicht zurück, sie zu holen: dem Fremden, dem Verwaisten, der Witwe soll es gehören.

Wenn ihr Ernte haltet in eurem Lande, so sollt ihr die Aehren nicht bis zum Rande des Feldes abschneiden, auch nicht Nachlese halten.

Einen Sklaven, der sich flüchtet vor seinem Herrn, sollst du nicht seinem Herrn ausliefern. Bei dir soll er wohnen an dem Ort, den er erwählet, in einem deiner Tore, wo es ihm gefällt; ihr sollt ihn nicht beläſtigen.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und verehren das Angesicht eines Alten.

Wenn du ein neues Haus baust, so mache ein Geländer um das Dach, damit nicht Blutschuld auf dich komme, wenn etwa jemand herabfällt.

Du sollst keine Verleumdungen unter den Menschen ausstreuen!

Ihr dürft nichts samt dem Blute essen. Ihr dürft nicht wahrsagen, noch Zauberei treiben. Ihr dürft nicht den Rand eures Kopfes kreisförmig abscheren und die Ecke des Bartes nicht verstümmeln. Und Einschnitte in euer Fleisch um eines Toten willen sollt ihr nicht machen, und eingeätzte Schrift nicht an euch einlassen.

Wenn ihr in das Land kommt und allerlei Fruchtbäume pflanzet, so sollt ihr deren Vorhaut — ihre Erstlingsfrüchte — wachsen lassen. Drei Jahre sollen sie euch als unbeschnitten gelten; es darf nicht von ihnen gegessen werden. Im vierten Jahre sollten alle ihre Früchte dem Ewigen zu einer Dankfeier geweiht sein. Im fünften Jahre aber dürft ihr ihre Früchte essen, daß euch um so reichlicherer Ertrag von ihnen zuteil werde.

Sechs Tage sollst du deine Arbeit verrichten, aber des siebenten Tages sollst du ruhen; damit auch ruhe dein Ochs und dein Esel und sich erquicke der Sohn deiner Magd und auch der fremde Beisasse.

Alle sieben Jahre sollst du ein Erlaßjahr halten. Mit dem Erlaßjahr hat es folgende Bewandtnis: Was ein Schuldherr seinem Nächsten geborgt hat, soll er erlassen, und seinen Nächsten und Bruder nicht zur Bezahlung anhalten, sobald das Erlaßjahr, dem Ewigen geweiht, ausgerufen ist. Den Ausländer kannst du zur Bezahlung anhalten; was du aber deinem Bruder geborgt hast, das sollst du erlassen.

Hüte dich aber, daß der niederträchtige Gedanke nicht in deinem Herzen aufsteige, daß du dir sagest: es naht das siebente Jahr, das Jahr des Erlasses, daß du deswegen gegen deinen dürftigen Bruder so übelgesinnt werdest, ihm nichts zu leihen; denn so er wider dich zum Ewigseienden ruft, wird Sünde an dir sein. Geben, geben sollst du ihm und dich es nicht verdrießen lassen, daß du ihm gibst. Denn dafür wird dich der Ewige, dein Gott, segnen in all deinem Tun in jedem Werk deiner Hand. Denn es wird in dem Lande doch nicht an Dürftigen mangeln, deshalb gebiete ich dir: öffne deine Hand deinem armen Bruder, dem Dürftigen in deinem Lande.

Sechs Jahre sollst du dein Land besäen und seine Früchte einsammeln. Im siebenten Jahre sollst du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volke davon essen, und was überbleibt, laß das Wild auf dem Felde essen. Also sollst du auch tun mit deinem Weinberge und Oelberge.

Wenn ihr einen hebräischen Sklaven kauft, so soll er sechs Jahre dienen, im siebenten soll er unentgeltlich zur Freiheit ausgehen. Wenn er allein eingetreten ist, so soll er auch allein entlassen werden; wenn er ein Weib gehabt hat, so soll auch sein Weib mit ihm zugleich entlassen werden. Wenn sein Herr ihm ein Weib gegeben und sie ihm Knaben oder Mädchen geboren hat, so soll das Weib nebst ihren Kindern dem Herrn gehören, und er soll allein entlassen werden. Wenn aber der Sklave sagt: Ich liebe meinen Herrn, mein Weib und meine Kinder; ich will nicht frei ausziehen: so soll sein Herr ihn vor Gott führen und ihn an die Tür oder den Pfosten stellen und ihm das Ohr mit einer Pfrieme durchboren: er bleibt sein Sklave für immer.

Ihr sollt nicht unrecht handeln im Gericht, mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß. Rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein.

Es soll nicht ein einzelner Zeuge aufstehen wider einen Mann in irgend einer Schuldsache oder wegen einer Sünde, die er gesündigt haben könnte. Auf die Aussage von zwei oder die Aussage von drei Zeugen soll die Sache bestehen.

Wenn du in einen Krieg ziehst wider deine Feinde und siehest Rosse und Wagen, ein Volk, größer als du, so fürchte dich nicht vor ihnen, denn der Ewige, dein Gott ist bei dir, der dich aus Aegyptenland geführet hat. Wenn ihr nun zum Streite herannahet, so soll der Priester herzutreten und zum Volke reden. Und ihnen sagen: „Höre, Israel, ihr nahet heute

zum Streite heran wider eure Feinde. Nicht verzage euer Herz, fürchtet euch nicht, erschrecket nicht und seid nicht niedergeschlagen vor ihnen. Denn der Ewige, euer Gott, gehet mit euch, daß er für euch streite mit euren Feinden, euch zu helfen." Dann sollen die Hauptleute zum Volke reden und sagen: „Ist ein Mann da, der ein neues Haus gebaut und noch nicht eingeweiht hat, der gehe heim, daß er nicht in der Schlacht umkomme und ein anderer es einweihe! Und ist ein Mann da, der einen Weingarten angepflanzt und noch die ersten Früchte davon nicht genossen hat, der gehe heim, daß er nicht in der Schlacht umkomme und ein anderer sie genieße! Und ist ein Mann da, der sich verlobt, aber noch nicht geheiratet hat, der gehe heim, daß er nicht in der Schlacht umkomme und ein anderer die Braut heimführe!" Weiter sollen die Hauptleute zum Volke sprechen und sagen: „Ist ein Mann da, der Angst hat und mutlos ist, der gehe heim, damit nicht die andern auch den Mut verlieren wie er." Und wenn die Hauptleute das alles dem Volke gesagt haben, dann sollen die Heerführer sich an die Spitze des Volkes stellen.

Wenn jemand erst kürzlich ein Weib genommen hat, der soll nicht Kriegsdienst leisten, und man soll ihm nichts auferlegen. Frei sei er für sein Haus ein volles Jahr; er erfreue das Weib, das er genommen.

Wenn du eine Stadt belagerst und längere Zeit gegen sie streiten mußt, bis du sie einnimmst, so sollst du die Bäume nicht verderben, die Axt gegen sie zu schwingen; denn du kannst davon essen, darum sollst du sie nicht ausrotten. Ist denn der Baum ein Mensch, daß er vor das Bollwerk kommen sollte? Nur einen Baum, von dem du weißt, daß er kein Baum mit eßbaren Früchten ist, den sollst du verderben und ausrotten und ein Bollwerk daraus bauen gegen die Stadt, die mit dir krieget, bis sie darniederliegt.

Schalksecke

Dat Mäken von Brakel.

D. P.

Et gien mal 'n Mäken von Brakel na de sünt Annen Kapellen uner de Hinnenborg, un weil et gierne 'n Mann heven wulle un ock meinde, et wäre süs neimes in de Kapellen, sau sank et

„O hilge sünte Anne,
help mie doch bald tom Manne.
Du kennst 'n ja wull:
He wuhnt var'm Suttmerdore,
hed gele Hore:
Du kennst 'n ja wull."

De Köster stand awerst hinner de Altare un höre dat, da rep he mit 'ner gans schrögerigen Stimme: „Du kriggst 'n nig, du kriggst 'n nig." Das Mäken awerst meinde dat Marienkinneken, dat bie de Mudder Anne steiht, hedde üm dat to ropen, da war et beuse un reip: „Pepperlepep, dumme Blae, halt de Schnuten un lat de Möhme führen (die Mutter reden)."

Aus einem alten Anekdotenbuch

Die Auslassung im Gebet.

Ein Pommer verlor in der Schlacht bei Leipzig beide Füße und sagte kaltblütig: „Das weiß der Himmel! Ich habe doch oft dem lieben Gott Leib und Seele empfohlen, aber an die verdammten Beine hab ich nie gedacht."

Nachricht vom Genie.

Lessing pflegte zu sagen: „Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es seien vier." — Matthias Claudius ließ sich in den Werken des Wandsbecker Boten unter voranstehender Aufschrift also aus:

Ein Fuchs traf einen Esel an:
„Herr Esel," sprach er, „jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann."
„Das wäre," fing der Esel an:
„Hab doch nichts Närrisches getan?"

Das Examen.

Mehrere Bewerber um eine Lehrstelle wurden examiniert. Einer davon, dem man die Stelle nicht gönnte, blieb auf keine Frage eine Antwort schuldig. Der Examinator, welcher die Stelle einem Verwandten zuwenden wollte, legte jenem eine schwere, zur Prüfung unpassende Antwort vor. Der junge Mann schwieg. Jetzt trat der Examinator

triumphierend vor denselben hin mit den Worten: „Nicht wahr, nun stehen die Ochsen am Berge!" Dieser erwiderte kurz, indem er einen Schritt zurücktrat: „Verzeihen Sie, ich bin kein Berg!"

Der Ochsenkopf.

Lessing, der einst im Wirtshaus auf seinem Zimmer schrieb, erinnerte sich, daß er einige Besuche in der umliegenden Gegend versprochen habe; er bezahlte daher seine Zeche und ging. Ein anderer Gast nahm gleich nach seinem Weggehen sein Zimmer in Besitz. Lessing war kaum eine halbe Stunde entfernt, so fand er die Rückkehr zur Ergänzung eines Manuskriptes notwendig. Er ging ohne Umstände auf sein Zimmer los, das der neue Gast auf einen Augenblick verlassen hatte, und setzte sich, seine Arbeit zu vollenden. Während er emsig schrieb, trat der Fremde erstaunt ins Zimmer und fragte, was er hier mache, worauf keine Antwort erfolgte, weil Lessing viel zu sehr im Geschäfte war. Der Fremde trat näher, sah ihm über die Schultern und fragte barsch: „Wer sind Sie?" — Ohne aufzublicken erwiderte Lessing: „Ich bin der Evangelist Lucas, dem bekanntlich ein Ochsenkopf über die Schulter sah."

Die einträglichen Verse.

Im jährlichen Rapporte fand Friedrich der Große einen Leutnant Fideborn mit der Bemerkung aufgeführt: „Schlechter Soldat, aber guter Dichter!" Bei der Parade ließ sich der König den Leutnant zeigen, ritt auf ihn zu, und verlangte von ihm auf der Stelle einen Vers. Voll Geistesgegenwart begann der Leutnant:

„Gott sprach in seinem Zorn:
Der Leutnant Fideborn
Soll als Soldat auf Erden
Nie mehr als Leutnant werden."

„Gott hat in meinem Regimente nichts zu befehlen," ließ sich der König vernehmen, „ich kann meine Offiziere avancieren, wie ich will. Er ist Hauptmann, aber geschwind! mach Er mir noch einen Vers!" Der neue Hauptmann folgte dem Befehl mit den Worten:

Der Zorn hat sich gewandt.
Hauptmann bin ich genannt.
Doch, hätt ich Equipage,
Hätt ich auch mehr Courage."

„Die soll er auch haben," erwiderte drauf der König, „aber nun mach Er mir keinen Vers mehr, sonst möchte Er König und ich Leutnant werden."

Autorenspiegel

Friedrich Wilhelm Weber

Zur Hundertjahrfeier seines Geburtstages

Am 26. Dezember dieses Jahres jährt sich zum hundertsten Mal der Geburtstag dieses westfälischen, erst spät zur Anerkennung gekommenen Dichters. Sein äußerer Lebensgang unterscheidet sich in nichts von dem anderer, aus der Tiefe sich emporringender Talente: viele Kämpfe und Mühsale, bis sich endlich der zähe Wille am Ziel sieht. Friedrich Wilhelm Weber wurde als Sohn eines Försters zu Alhausen geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in der dortigen Dorfschule; später wurde es ihm ermöglicht, das Gymnasium zu Paderborn zu besuchen. Es gelang ihm nur unter harten persönlichen Entbehrungen, seine Studien weiter fortzusetzen. In Greifswald und Breslau hörte er anfänglich Philologie, schwenkte aber später zur aussichtenreicheren Medizin über. Praktischer Studien halber reiste er nach seiner Promotion im Jahr 1838 zu Fuß nach Wien. An diesen Aufenthalt schloß sich später eine zweite Wanderschaft an, die ihn über Triest nach Venedig, Rom, Neapel und von da über Marseille nach Paris führte. 1842 kehrte er wieder nach Deutschland zurück und legte das Staatsexamen ab. Seine erste Praxis begann er im Kurort Driburg bei Paderborn, von wo aus er 1856 als Brunnenarzt nach Bad Lippspringe übersiedelte. Nach neunjähriger, anstrengender Berufsarbeit zog er sich nach Thienhausen bei Steinheim zurück, das er nach zwanzigjährigem Aufenthalt mit Nieheim bei Höxter vertauschte, wo er am 5. April 1894 starb. Es bleibt noch zu erwähnen, daß Friedrich Wilhelm Weber von 1861—1891 dem preußischen Landtag als Zentrumsabgeordneter angehörte. —

65 Jahre alt war Weber, als er zum erstenmal mit seiner epischen Dichtung „Dreizehnlinden", an die Oeffentlichkeit trat. Doch dieses Buch war von Anfang an ein voller Erfolg, es hat bis heute nicht weniger als 150 Auflagen erlebt. Doch dieser Erfolg ist — so sehr auch auf Rechnung einer bestimmten Geschmacksrichtung gesetzt werden muß — nicht unverdient; denn „Dreizehnlinden" verbindet mit seiner straffen, vollendeten Form einen ebenso vorzüglichen Inhalt. In diesem Werk, das den Kampf des Christentums mit den heidnischen Sachsen schildert, hat Weber vor allem seine religiösen Anschauungen niedergelegt. Doch wäre es verfehlt, wenn man ihn deshalb lediglich als Parteidichter ansprechen wollte. Daß er seine Kreise weiter zog, beweisen seine noch später erschienenen „Gedichte" und die erst nach seinem Tode veröffentlichten „Herbstblätter".

Friedrich Wilhelm Webers Werke sind mit einer einzigen Ausnahme bei F. Schöningh in Paderborn erschienen.

Der Sammelkasten

Exekutionen gegen Tiere

Die Zeiten ändern sich. Heute gibt es allerorten Vereine gegen Tierquälerei; man hat die Tiere als dem Menschen befreundete Geschöpfe unter den Schutz des Gesetzes und der Humanität gestellt.

Früher wurden sie nicht selten in gesetzlicher Weise verfolgt und verurteilt. Im Jahre 1120 exkommunicierte der Bischof von Lyon die Fledermäuse und Raupen. 1336 wurde auf richterliches Urteil ein Schwein an den Galgen gehängt, weil es ein Kind zerrissen hatte. 1474 verdammte der hochweise Magistrat von Basel einen Hahn als Hexenmeister zum Feuertode, weil er unzweifelhaft ein Ei gelegt hatte! 1499 wurde nach Ausspruch eines hochnotpeinlichen Halsgerichtes zu Beauvais ein Ochse, der einen Burschen gespießt hatte, gehängt. 1699 machte das Parlament von Auvergne den Raupen den Prozeß, zitierte sie wegen Verletzung fremden Eigentums vor Gericht, gab ihnen einen Verteidiger und verurteilte sie zuletzt, sich an einen bestimmten Ort zurückzuziehen und sich daselbst vernichten zu lassen. 1454 exkommunicierte der Bischof von Lausanne die Blutegel, weil sie die Fische töteten, welche den Gläubigen in der Fastenzeit zur Speise dienten. Ungefähr zur selben Zeit wurden die Maikäfer in den großen Kirchenbann getan. 1394 erwürgte zu Mertiang der Henker ein Schwein, nicht etwa wegen Trichinen, sondern weil es sich an einer geweihten Hostie vergriffen hatte.

Lessing, der Schmöker!

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte noch in Wolfenbüttel die uralte Aufwärterin des berühmten Schriftstellers. Etliche Verehrer des Dichters suchten die alte Frau auf, um aus ihrem Munde einige Nachrichten über das Leben Lessings zu vernehmen. Unter andern richteten sie auch zufällig die Frage an sie, ob Lessing geraucht habe. Hierauf antwortete die Aufwärterin, die überhaupt nicht allzugut auf ihren berühmten Herrn zu sprechen war, in ihrem plattdeutschen Dialekt: „Hei harre nix, hei kunne nix, un' dochte ok nix, aber schmöken dau hei 'n ganzen Dag." (Er hatte nichts, er konnte nichts und taugte auch nichts, aber rauchen tat er den ganzen Tag)

Die verbannten Nibelungen

Ein Lehrer am Joachimstaler Gymnasium zu Berlin, welcher das Nibelungenlied herausgegeben und Friedrich dem Großen ein Exemplar überreicht hatte, erhielt von diesem folgende hanebüchene Antwort:

„Hochgelahrter, Lieber, Getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Säkulums, deren Druck Ihr befördert hab't und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens werde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern hinausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Nachfrage aber verspricht demselben nicht Euer sonst gnädiger König Friedrich. Potsdam, 22. Februar 1784."

Druckereiwesen in der Türkei

Die erste türkische Buchdruckerpresse wurde zu Konstantinopel im Jahre 1728 unter Achmed II. aufgestellt. Ein großes Geschrei erhob sich dagegen, da tausende von Leuten vom Abschreiben lebten. Man kam zuletzt darin überein, daß der Koran und theologische Werke nach wie vor nur abgeschrieben werden dürften und die Druckerei nur zur Vervielfältigung anderer Werke dienen sollte. In den ersten achtundzwanzig Jahren ihres Bestehens lieferte diese Druckerei achtzehn Werke in sechzehntausend Exemplaren. In den zwanzig folgenden Jahren feierte sie gänzlich, wurde aber 1785 durch den Sultan Abdul Hamid wieder in Tätigkeit gesetzt. Die schönen kalligraphischen Werke, die ehemals so berühmt waren, nahmen an Zahl ab. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts nahm Mahmud II. die Presse in seinen Schutz, indem er darauf sah, daß vorzugsweise militärische Werke vervielfältigt wurden. Unter seiner Regierung, 1832, erschien die erste türkische Zeitung, der türkische Staatsanzeiger, der bald andere folgten. Freilich, zur selben Blüte wie das abendländische Zeitungswesen erhob sich das türkische nie.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Die Busch-Verse, die wir zum Geleit bringen, entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags Lothar Joachim in München Wilhelm Buschs nachgelassenen Gedichten „Schein und Sein", geb. 3 Mk.

F. W. Webers „Dreizehnlinden" ist im Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters in 150. Auflage erschienen zum Preise von 6.80 Mk. Eine billige Ausgabe des Buches kostet nur 2.50 Mk.

Die Gesetzworte Mosis sind gesammelt aus „Worte Mosis" in der Buchserie „Die Weisheit der Völker" des J. C. C. Bruns'schen Verlags in Minden, herausgegeben von Dr. Hugo Bergmann, mit einem Kupferdruck nach dem Moses des Michelangelo, Preis 2.50 Mk. Das Buch zeichnet in einer ausführlichen Einleitung und in einer Auslese der kraftvollsten und schönsten lehrhaften und erzählenden Abschnitte aus dem Fünfbuch die gewaltige Persönlichkeit des großen Volksführers und Propheten.

Zur Teutoburger Schlacht

Wir erhielten folgende Zuschrift:

Herr von Delins hat in Nr. 43 vom 25. Oktober in seinem Aufsatz über die Memoiren des Vellejus Paterculus auch die Teutoburger Schlacht gestreift und unter Verwerfung des alten Berichtes eine kühne Ansicht vertreten, die aus der Waldschlacht einen Lagersturm macht. Es sei mir gestattet, dazu folgendes zu bemerken.

Als ältester Zeuge berichtet Tacitus (Annalen I, 61): „Sie (d. h. einige Überbliebene der Varusschlacht, die das Heer des Germanikus im Jahre 15 an den Schauplatz der Kämpfe führten) zeigten zuerst das große Lager des Varus für die drei Legionen (auch dies lag schon im Teutoburger Wald, vergl. Kap. 61 Anfang); dann erkannte man an einem halbeingerissenen Wall mit seichtem Graben die Stelle wieder, wo die zusammengeschmolzenen Überbleibsel sich gelagert hatten; mitten im Felde lagen bleichende Gebeine, wie man geflohen oder Widerstand geleistet hatte, bald verstreut, bald in großen Haufen. Daneben lagen zerbrochene Waffen und Pferdegerippe, an die Bäume ringsumher waren Pferdeschädel genagelt."

Nach Delins soll nun Armin das „intakte" Lager gestürmt haben. Dies findet bei Tacitus keine Stütze. Vielmehr ist das Heer auf dem Marsch, und zwar medio campi, überfallen worden; da die Flüchtigen das alte Lager nicht erreichten, dürfte der Angriff erst am späten Nachmittag, als die Legionen durch den langen Marsch schon ermüdet waren, stattgefunden haben. Die Wenigen, die aus dem Kampfe sich gerettet, legten, todmatt wie sie waren, ein kleines Lager mit nur seichtem Graben an.

Aber auch das Lager stürmten die Germanen — darauf deutet das „halbeingerissen" bei dem Wall.

Wir sehen, Tacitus' Darstellung schließt die Ansicht Delius aus. Andererseits kann in dem Halbjahrhundert, das Tacitus' Geburt von der Schlacht trennt, die Tendenzlegende, wie Herr von Delius den überlieferten Schlachtbericht nennt, die Wahrheit nicht vollkommen verdrängt haben. Tacitus hätte also gelogen. Wie können wir aber glauben, daß Tacitus, der seine Annalen in der für Rom so ruhmreichen Zeit des Trajan schrieb, durch eine bewußte Lüge den Ruhm Arminis hätte schmälern wollen? Zeigt er doch eine unverkennbare Bewunderung für den „unzweifelhaften Befreier Deutschlands, der das römische Volk nicht wie andere Könige und Heerführer in seiner Kindheit, sondern in seiner höchsten Blüte bekämpfte, der noch heute bei den Barbaren besungen wird; freilich, den griechischen Schriftstellern ist er unbekannt, denn sie künden nur ihres eigenen Volkes Lob, und auch bei den Römern wird er nicht nach Gebühr gewürdigt, da sie über dem Lobpreis alter Zeit die Gegenwart mißachten." A. Burkhardt, Breslau.

Unser Mitarbeiter Rudolf von Delius sandte uns hierauf die folgenden, gewiß auch weitere Kreise interessierenden Erklärungen:

In meinem Artikel lag mir daran, auf Vellejus als den weitaus ältesten Zeugen der Varusschlacht hinzuweisen und die auffällige Tatsache hervorzuheben, daß dieser einzige Zeitgenosse der Vorgänge den Marsch des Varus nicht erwähnt. Herr Burkhard glaubt, aus Tacitus die Tatsächlichkeit des Marsches feststellen zu können. Mir erscheinen diese geringen Andeutungen des Tacitus durchaus unsicher und vieldeutig. Ob das beschriebene Schlachtfeld ein Lager und dessen Umgebung war oder ein einsamer Platz im Walde, ist nicht klar zu ersehen. Der „halbeingerissene Wall" kann doch ebensogut eine Innenbefestigung des großen Lagers sein, die der Rest sich zurückziehend aufwarf, nachdem die Außenwälle genommen waren. Das „mitten im Felde" bedeutet doch lediglich, daß überall hin Leichenreste der Geflohenen lagen. Es ist ja selbstverständlich, daß sich das Gemetzel auch über die Nachbarschaft des Lagers ausbreitete. Die Angaben des Tacitus sind also derartig allgemein und unbestimmt, daß sie durchaus keine bindenden Schlüsse zulassen. Ob es sich um eine Waldschlacht oder um einen Lagersturm handelte, ist aus der Annalenstelle schlechterdings nicht zu ersehen. Wie Tacitus sich die Schlacht im einzelnen vorgestellt hat, ist uns unbekannt. Von einer „Lüge" kann daher auch keine Rede sein. Wie gesagt, wir kennen die Anschauungen des Tacitus über die Varusschlacht nicht. — Die „Legende" von der Waldschlacht — wie ich annehme — kann aber natürlich erst viel später entstanden sein; wir finden sie zuerst bei Dio Cassius im 3. Jahrhundert fertig vor.

Bis dahin ist niemals von dem Marsche des Varus die Rede. Ja, eine Quelle aus der Zeit Hadrians, Florus, schildert die Varusniederlage lediglich als Lagererstürmung. In meinem Vellejusartikel habe ich diese Schrift nicht erwähnt, da sie ja ebenso wie Tacitus über hundert Jahre nach den Ereignissen aufgezeichnet ist, und es mir darauf ankam, nur von einem Manne auszugehen, der selber zur Zeit der Schlacht lebte, ja in Deutschland anwesend war. Florus zeigt, wie man, noch bald nach Tacitus Zeit, sich die Niederlage erzählte. Sein Bericht lautet: „Varus rühmte sich, unvorsichtig genug, er sei imstande, die Wildheit der Barbaren durch die Ruten des Liktors und die Stimme des Herolds zu bändigen. Aber diese waren schon lange über ihre rostenden Schwerter und ihre ungetummelten Rosse traurig. Sobald sie nun erkannten, daß Toga und Gericht ihnen böser mitspiele als die Waffen, da ergreifen sie unter Führung des Arminius die Waffen. Indessen war das Friedenszutrauen des Varus so groß, daß er sich nicht einmal rührte, als ihm durch einen der Fürsten, Segestes, die Verschwörung verraten wurde. So greifen sie den nichts Ahnenden und nichts derartiges Fürchtenden unvermutet an, und während er — o diese Sicherheit! — vors Tribunal berief, brechen sie von allen Seiten ein. Das Lager wird genommen, drei Legionen überwältigt. Nachdem alles verloren war, tat Varus (gleichgesinnt und gleichen Schicksales) dasselbe wie Paullus nach Cannae. Nichts war gräßlicher als jenes Morden zwischen Sümpfen und Wäldern; nichts unerträglicher als der Hohn der Barbaren, vorzüglich gegen die Advokaten. Einigen stachen sie die Augen aus, andern hieben sie die Hände ab, einem nähten sie den Mund zu, nachdem sie vorher die Zunge herausgeschnitten hatten, die in der Hand haltend ein Barbar ihm zurief: „Nun endlich, du Schlange, hast du ausgezischt!"

Der Bericht macht einen guten Eindruck; er ist lebendig, farbig, überzeugend. Florus führt die Andeutungen des Vellejus näher aus und stimmt aufs beste mit ihm zusammen. Varus wird, Gericht haltend, in seinem Lager überfallen.

Die große Schwierigkeit ist: woher stammt der Bericht des Dio Cassius? Hat er nicht doch etwa gute alte Quellen benutzt? Meine Ansicht ist, daß ein nebensächlicher Überfall auf dem Marsche legendär zur Hauptsache gemacht wurde, um die Schmach der Lagerstürmung verschweigen zu können. Die Legende wird in einer der späteren römischen Quellen des Dio entstanden sein. Ich halte die Schilderung des Florus für durchaus wahr und vermute, daß Tacitus sich den Vorgang ähnlich gedacht hat. Die meisten Historiker halten trotz Florus an Dio fest. Mir scheint das schlechterdings nicht möglich. — Damit der Leser die zeitliche Folge der Quellen klar vor Augen habe, stelle ich sie noch einmal zusammen: 1. Vellejus, der einzige zeitgenössische Bericht, aufgezeichnet im Jahre 30 n. Chr. 2. Tacitus Annalen, um 115 n. Chr. verfaßt. 3. Florus, schrieb unter Hadrian (117—138 n. Chr.) 4. Dio Cassius, um 210 n. Chr.

Rudolf von Delius.

Neue Jugendbücher

In Heft 45 der Lese wurden von Hans Brunckhorst unter „Empfehlenswerten Jugendschriften" zwei Bände naturwissenschaftlicher Märchen des Dänen Karl Ewald, die der Kosmos-Verlag in Stuttgart unter den Buchtiteln „Mutter Natur erzählt" und „Der Zweifüßer" in guter Übersetzung und hübscher Ausstattung herausbrachte, bereits lobend hervorgehoben; als ein dritter Band ist nun das Buch „Vier feine Freunde und andere Geschichten" kürzlich erschienen, das die gleiche Anerkennung verdient. Wer ein solches naturwissenschaftliches Märchen von Ewald gelesen hat, wird es so bald nicht wieder vergessen. Seine meist mit liebenswürdigem Humor gewürzten Schilderungen sind überaus eindrucksvoll und belehren ebenso gut, wie sie unterhalten. Da wir eine Probe („Die Mistel") vorführen, gewinnt jeder Leser eine nähere Fühlung zu diesem eigenartigen Erzähler, als eine ausführliche Besprechung sie vermitteln könnte. Das Buch enthält zahlreiche reizvolle Vollbilder und kleine Textzeichnungen von Willy Planck; es kostet wie die beiden früheren Bände 4.80 Mk. und eignet sich für die reifere Jugend, aber auch für jeden erwachsenen Naturfreund.

Der Verlag Ullstein & Co. in Berlin bringt in der Preislage von 3 Mk. drei stattliche Erzählungsbücher, gut gebunden und mit Bunttafeln und Schwarzbildern künstlerisch geschmückt, für die reifere Jugend von 12 bis 16 Jahren heraus:

„Welko, der Balkankadett", eine Erzählung aus dem Balkankrieg 1912/13 von Kurt Aram, illustriert von Fritz Koch-Gotha. Ein Stück lebendiger Weltgeschichte, erzählt an Hand der Erlebnisse eines jungen Bulgaren, der, für die Einstellung in das Heer noch zu jung, mit den Komitadschis, den Freischärlern, gegen die Türken kämpft. Er wird verwundet, schleicht sich dann nach seiner Heilung in das belagerte Adrianopel, um zu spionieren. Die packenden Bilder aus der belagerten und wochenlang bestürmten Stadt gehören zu den stärksten Schilderungen des Buches, dessen Handlung bewegt ist wie der Kriegsschauplatz selbst.

„Der Taugenichts", eine Erzählung für jung und alt von Paul Oskar Höcker, illustriert von Edmund Fürst. Hans Heinrich Ott, der junge Held des Buches, galt als ein rechter Taugenichts. Er wird ins Kadettenkorps gesteckt, brennt dort infolge ungerechter Behandlung von seiten eines Lehrers durch, um als Schiffsjunge sein Glück zu versuchen. Als er

nach zwei Jahren unfreiwillig wieder heim kommt, erscheint er noch immer als der alte verstockte Dickschädel. Ein letzter Versuch wird mit ihm gemacht, sein Vater schickt ihn auf das Gut eines alten Freundes, dessen stille, kluge Frau mit feinem weiblichem Instinkt erkennt, daß hier eine prächtige Menschenblüte im Begriff ist, zu verderben. Mit unendlicher Geduld nimmt sie sich des „verlorenen Sohnes" an, und es ereignet sich das Wunder, daß aus dem Taugenichts allmählich ein braver, wackerer Bursche wird. Das Buch ist ein hohes Lied auf die sieghafte Kraft weiblicher, mütterlicher Güte.

„Aus dem alten Zauberbrunnen", neue deutsche Märchen von Frida Schanz, illustriert von Prof. Steiner-Prag. Diese Märchenerzählungen gehören zu dem Besten, was lebende Dichter auf dem Gebiet des Kunstmärchens geleistet haben. Sie sind aber für die reifere Jugend, wie auch nur erwachsene Kinder die feine Malkunst Steiners ganz zu würdigen verstehen werden.

Eine andere bekannte Dichterin, Margareta Bruns, hat ein Buch geschrieben „Die Märchen der Salamanderhöhle". Um die acht Märchen schlingt sich eine Rahmenerzählung, und da diese einige höhere Kenntnisse und Verständnisse voraussetzt, so empfehlen wir das Buch, das vortrefflich ausgestattet aber ohne Bildwerk ist, nur für Kinder aus vornehmer Umgebung und mit höherer Bildung. Für solche wie auch für jeden Erwachsenen ist es eine sehr reizvolle und poetisch schöne Lektüre. Es erschien im Verlag von J. C. C. Bruns in Minden i. W. und kostet 3 Mk.

Zum Schluß das Beste, das Fröhlichste: „Die Geschichte vom hölzernen Bengele". In Italien — von dort kommt das Buch her, von C. Collodi stammt es — ist „Pinocchio", unser „Bengele", so bekannt und verbreitet wie bei uns der Struwwelpeter, aber es ist für etwas ältere Kinder, von 9 Jahren ab; denn wenngleich auch die 77 in die deutsche Bearbeitung von Anton Grumann übernommenen köstlichen Textbilder zu erhöhter Wirkung wesentlich beitragen, so ist es doch kein Bilderbuch wie der Struwwelpeter, sondern ein umfangreiches, 257 Seiten starkes Lesebuch. Auf soviel Raum kann der lebendige hölzerne Hampelmann Bengele natürlich bei weitem mehr böse Streiche vollführen wie der unartige und unfolgsame Junge im Struwwelpeter. Das Ulkige beim Bengele ist, daß er es meist eigentlich gar nicht böse meint. Seine Streiche kommen aus einer unverfrorenen Naivität und haben in der ganzen Weltliteratur vielleicht nur ein einziges würdiges Seitenstück: den kleinen Helden aus dem einstmals anonym erschienenen amerikanischen „Tagebuch eines bösen Buben", dessen vortreffliche Übersetzung von Botstiber bei Reclam und in einer schöneren, illustrierten Ausgabe im Delphin-Verlag in München erschienen ist. Auch Buschs Max und Moritz sind kleine Kollegen unseres Bengele. Durch die in psychologischer fein durchdachter Weise in Gestalt einer Fee verkörperte Mutterliebe, die helfend und bessernd, mahnend und strafend in das Leben und Treiben Bengeles eingreift, wird dieser Hampelmann schließlich ein braver Kerl und ein richtiger Junge. Es tritt allerdings hie und da etwas zu viel Moral hervor, aber dem Ganzen vermag es nicht zu schaden. Das hölzerne Bengele wird nun hoffentlich auch in Deutschland ein allbekannter Gast in jedem Hause, wo Kinder und auch Erwachsene etwas herzhaft Lustiges lieben. Die Bekanntschaft mit dem amüsanten Kerlchen, dem die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg i. B. über die deutsche Grenze geholfen hat, erfordert eine Ausgabe von 3.30 Mk. E.

Für kleine Künstler

„Neue Zeichenspiele" von Antonie Krieg. Verlag der Evang. Gesellschaft Stuttgart. Broschiert 75 Pfg., gebunden 1 Mk. Das Buch gibt in Vorbild und begleitenden Versen Anleitung, wie man den Kleinen in wenigen charakteristischen Strichen allerlei bekannte Dinge vorzeichnet oder von ihnen selbst zeichen läßt, um ihren Tätigkeits-, Nachahmungs- und Darstellungstrieb zu wecken, zu beschäftigen und zu entwickeln. Ein früheres erstes Bändchen „30 Zeichenspiele" hat in vielen Familien, Kindergärten, Kleinkinderschulen freundliche Aufnahme gefunden, und diese vorliegende Folge wird nicht minder willkommen sein.

Der auf pädagogischem Gebiet verdienstvolle Verlag von B. G. Teubner in Leipzig bringt ein kleines reichhaltiges Mappenwerk „Lebendiges Papier", Erfindungen und Entdeckungen eines Knaben, der eigenen Kindheitserinnerung nacherzählt von Dr. Ernst Weber; mit 24 Tafeln, Preis 2½ Mk. Das ist ein prächtiges, überaus anregendes Lehrwerk für eine heutzutage selten betriebene Kunst: das Ausschneiden aus gewöhnlichem Schreib- oder Zeichenpapier. Es mag dies nicht nur für die Buben und Mädchen, sondern auch für mittuende Erwachsene eines der unterhaltsamsten und fesselndsten Beschäftigungsspiele im Zimmer an Abenden, im Winter und an Regentagen sein. In amüsanter Weise erzählt Weber wie er selbst als Knabe die Ausschneidekunst erlernte, was für Entdeckungen er machte, wie er sich großartige Sachen aufbaute: Bauernhof, Schäferei, Menagerie, Jagd, Pferderennen, Schlacht, Heldensagen, Zirkus, Kolonistenleben und dergl. — alles in „lebendigem Papier" dargestellt. Und für all dies und vieles mehr bieten die 24 großen Tafeln Vorlagen. Das sehr empfehlenswerte Werk wird gewiß Tausenden von Jungen und Alten die bevorstehende Winterzeit auf angenehmste Weise verkürzen.

E.

Gedenktafel

Am 20. Dezember 1856 wurde in Berlin Ferdinand Avenarius geboren. Die Lese hat ihm bereits einmal eine eigene Nummer gewidmet. (1913, Nr. 10.)

Der 21. Dezember 1639 ist der Geburtstag des französischen Dramatikers Jean Racine. Die Franzosen sehen in ihm ihren größten Tragödiendichter. Schiller hat sein Trauerspiel „Phädra" ins Deutsche übertragen.

Am 21. Dezember 1748 wurde zu Marienſee bei Hannover Ludwig Heinrich Hölty geboren. Er war der bedeutendste Lyriker des „Göttinger Hains."

Am 21. Dezember 1853 kam in Stuttgart die Dichterin Isolde Kurz zur Welt.

Am 26. Dezember 1769 wurde in Schoritz auf Rügen Ernst Moritz Arndt geboren.

Am 26. Dezember 1813 kam zu Alhausen in Westfalen Friedrich Wilhelm Weber zur Welt, der Dichter von „Dreizehnlinden".

An unsere Freunde!

Wir bitten nicht zu versäumen, die Lese für das **erste Vierteljahr 1914** rechtzeitig zu **bestellen.**

Die Lese kann durch jede Buchhandlung, durch die Post oder durch den Verlag (unter Streifband) bezogen werden.

Vierteljahrs-Abonnement Mk. 1.80

zuzüglich 12 Pfg. Bestellgeld.

Preis der Einzelnummer 15 Pfg.

Bei Bezug der einzelnen Hefte wird das Buch erst dann geliefert, wenn sämtliche Hefte des Quartals bezogen sind.

Wir bitten für den Beginn des neuen Jahrgangs um freundliches Werben in Bekanntenkreisen.

Wir teilen jetzt schon mit, daß das **Inhaltsverzeichnis** für den Jahrgang 1913 gleichzeitig mit bestellter Einbanddecke (Preis 1.20 Mk.) geliefert wird. Wer sich den Jahrgang anders einzubinden oder aufzubewahren gedenkt, erhält das Inhaltsverzeichnis portofrei und umsonst auf Bestellung bei der

Geschäftsstelle der Lese

Stuttgart, Ludwigstraße 26.

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutschland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Tübingerstr. 17B; Verantwortlicher Schriftleiter für Österreich-Ungarn: Josef Bierwald in Wien, Albertgasse 8; — Verlag: Die Lese · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

Die Lese
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner
Nr. 52 Herausgeber: Theodor Etzel 1913

Silvestergedanken

Von Wilhelm Jensen

Dem Vernünftigen beginnt mit jedem Morgen ein neues Jahr wie der neue Tag, schließt mit jedem Abend ein altes. Er begreift nur mit einem Lächeln die Wichtigkeit, welche die Menge der Mitternacht zwischen dem 31. Dezember und dem 1. Januar beimißt. Doch so ist er ein Kind der Gewohnheit des ihn umgebenden Lebens, daß unwillkürlich dennoch am letzten Abend des Jahres seine Gedanken denen jener Menge, die er gemeiniglich nur zu kreuzen pflegt, sich parallel richten müssen. Daß der Ernste gedankenvoller und der Heitere träumerisch wird. Daß ein unwiderstehlicher Trieb, die Gegenwart zu lassen, in die Vergangenheit zurück, fragend in die Zukunft voraus zu schweifen, drängt. Und so hat der einmalige, formelle Jahresabschluß sein Gutes. Das Bewußtsein, mit Millionen sich in der nämlichen Geistesrichtung zu begegnen, erhebt und stärkt, wie überall, wo viele ihren Sinn gemeinsam einem Ziele zulenken. Mancher gute Vorsatz würde ohne das eingebildete Gefühl für die Bedeutung dieses Abschnittes nicht gefaßt, manche versöhnende, folgenreiche Handlung nicht getan.

Es ist sonderbar, wie der Mensch in die Zeit- und Raumlosigkeit des Weltalls, in die er hineingeboren, sich das Imaginäre hineingeschaffen, dessen seine Existenz bedarf, die Zeit und den Raum. Wie er an diese Schöpfungen seiner Einbildung alles Gewicht seiner Seele gehängt, und sie sich als wirklich einzureden, im ewigen Kreisen einen festen Punkt, in der Bodenlosigkeit einen Boden zu gewinnen, von dem er seinen Aufbau zu beginnen, sich als unabhängiges, ja als herrschendes Geschöpf zu fühlen vermag. Nun häuft er auf den Grundquadern seiner Phantasie das Material, das sich ihm bietet. Unermüdlich erhöht er von Geschlecht zu Geschlecht den Bau, den das vorhergehende ihm übermacht. Unendlich gestaltend und gestaltig wird das Leben, das, seinen Ursprung und seine Begründung vergessend, sich als den Mittelpunkt, als Ziel und Zweck des Weltalls betrachtet.

Auch hier tut ein Tag der Besinnung wohl, ist es gut, nicht für den einzelnen, dem es auf andre Weise zu Teil wird, für die ganze Menschheit, ihre Ohnmacht zu empfinden, der Bedingungen gedenken zu müssen, die, außer der Sphäre ihrer Kraft, ihr Dasein ermöglichen. Wenn die Sonne einmal beim Jahreswechsel, statt der Erde sich wieder zu nähern, sich weiter von ihr entfernte? Wessen bedürfte es, als einer für den Weltraum unmerklichen Veränderung unsrer Temperatur, der Atmosphäre, die unsern Planeten umgibt, und den lärmenden Völkern in Ost und West, den Mächtigen der Erde, der Liebe und dem Haß, dem begeisterten Aufschwung und der sinnenden Forschung — jeder stolzen, sich selbst vertrauenden Kraft entsänke das Spielzeug des Lebens, das von unsichtbarer Hand in die Wiege der Menschheit gelegt worden und von ihr gedankenlos als sicherer Besitz, als Eigentum betrachtet wird.

Das sind schweifende Silvestergedanken, die in den Weltraum hinausirren, dann in konzentrischen Kreisen kehren sie auf die Erde, enger und enger bis zum eignen Ich zurück. Enger und enger, bis sie ihren Mittelpunkt gefunden, und den, von dem aus sie sich bewegen, das Herz, das sie in die unbekannte Ferne hinaus entsandt hat, wie es die Blutwellen seiner Kammern durch den Körper entsendet.

Muß auch das Herz beim Jahreswechsel sich einmal auf sich selbst besinnen?

Ja, wie unhemmbare Flut kommt die Erinnerung am letzten Tage des Jahres und wogt über die breite, ebbende Sandwüste des Alltagsjahres. Auf ihrem Rücken trägt sie Glück und Leid, Hoffnung und Enttäuschung, süße, glänzende Augen und ein Lächeln wie Junitag. Den Duft bringt sie und den Klang, das Licht, den Druck der Hand und das Klopfen des Herzens. Wie am grauen Strand des Meeres der verlassene Boden sich tot und farblos bis an den Horizont hinaufdehnt, so liegt das Leben, bis die Flut jene Welle bringt. Da kommt sie heran und ein geisterhaftes Leben auf ihr. Arme, die sich haschen und sich halten, Stimmen aus der Tiefe, wirre, dunkle Rufe der Sehnsucht — beutesuchend schießt das Wassergevögel darüber mit scharfem, prophetischem Schrei.

Taraß Bulba

Schluß.

Ein Kosakenroman von Nikolaus Gogol

Zehntes Kapitel.

Taraß ließ bald wieder von sich hören. Ein Heer von hundertzwanzigtausend Kosaken erschien an den Grenzen der Ukraine. Das war nicht mehr ein Häuflein oder eine kleine Schar, die auf Raub ausging oder die den Tataren nachsetzen wollte. Nein, die ganze Nation hatte sich erhoben, denn die Geduld des Volkes war endlich erschöpft — sie hatte sich erhoben, um sich für die Verhöhnung ihrer Rechte, den erniedrigenden Schimpf, der ihren Sitten angetan war, die Verletzung des Glaubens ihrer Vorfahren und ihrer heiligen Gebräuche, für die Schändung der Kirchen, die Willkür der ausländischen Herren, die Unterdrückung, die Union und die verhaßte Herrschaft der Juden in christlichen Landen, kurz, um sich für alles zu rächen, was den leidenschaftlichen Haß der Kosaken hervorgerufen und gesteigert hatte. An der Spitze dieses unübersehbaren Kosakenheeres stand der junge, aber kluge und mutige Hetman Ostraniza, und ihm zur Seite sein altersgrauer und kampferprobter Waffenbruder und Berater Gunja. Acht Hauptleute führten ebensoviele Scharen von je zwölftausend Kosaken. Zwei Anführer und ein Unterfeldherr bildeten das unmittelbare Gefolge des Hetmans. Der erste Fahnenträger ritt mit dem großen Banner allen voran; und noch zahllose andere Fahnen und Feldzeichen sah man in der Ferne flattern. Die Anführer trugen alle ihre Hetmansstäbe. Außerdem befanden sich im Heere noch eine große Reihe anderer Würdenträger, als da sind: Proviantmeister, Stabsoffiziere, Heerschreiber usw., die von Berittenen und Fußvolk begleitet wurden. Die Zahl der Freiwilligen war fast ebenso groß, wie die der Kriegspflichtigen. Von allen Seiten waren die Kosaken zusammengeströmt: aus Tschigirin, Perejaßlaw, aus Baturin und Gluchow, von dem unteren Laufe des Dnjepr, von seinem ganzen Oberlauf und von all seinen Inseln. Zahllose Roßherden und Wagenreihen zogen über die Felder dahin. Aber unter den vielen Kosaken, unter diesen acht Abteilungen war eine, die vor allen ausgezeichnet war, das war die, an deren Spitze Taraß Bulba stand. Alles kam zusammen, um ihm ein gewaltiges Uebergewicht über seine Genossen zu geben: sein vorgerücktes Alter, seine Erfahrung, seine Kunst, ein so großes Heer zu befehligen, und vor allem sein furchtbarer Haß gegen die Feinde. Selbst den Kosaken erschien seine furchtbare Wildheit und unbarmherzige Grausamkeit fast übertrieben. Sein ergrauter Kopf träumte von nichts anderem, als von Galgen und Feuer, und im Kriegsrate verbreitete sein Wort Schrecken und Vernichtung.

Es wäre zwecklos, all die Schlachten, in denen sich die Kosaken auszeichneten oder den ganzen Verlauf dieses Feldzuges zu beschreiben, all dieses ist in den Büchern der Geschichte aufgezeichnet. Man weiß, wie man in russischen Landen einen Krieg für den Glauben führt: es gibt keine furchtbarere Kraft als den Glauben. Er ist unüberwindlich und schrecklich wie ein Felsen, der nicht von Menschenhand geschaffen ist und der von dem wilden, ewig wechselnden Meere umbraust wird: aus der tiefsten Tiefe des Meeresgrundes erhebt er seine unerschütterlichen, aus einem einzigen Stücke geschaffenen Mauern bis in den Himmel empor. Er ist von allen Seiten sichtbar und blickt aufrecht auf die vorbeieilenden Wogen herab. Und wehe dem Schiff, das zu ihm hingetrieben wird. Seine kraftlosen Masten und Segel reißen in Stücke. Mann und Maus geht unter, und das Jammergeschrei der Ertrinkenden erfüllt ringsum die Luft.

Es ist in den Chroniken ausdrücklich beschrieben, wie die polnischen Besatzungen aus den erschrockenen Städten flohen, wie die gewissenlosen jüdischen Pächter, einer nach dem andern, aufgeknüpft wurden, wie wehrlos der königliche Hetman Nikolaus Potozki mit seinem großen Heere dieser unüberwindlichen Macht gegenüberstand, wie er geschlagen und verfolgt wurde und wie er die bessere Hälfte seines Heeres in einem kleinen Flüßchen untergehen ließ; wie die furchtbaren Kosakenhorden ihn in das Städtchen Polomo einschlossen, und wie der bis zum Aeußersten getriebene polnische Hetman ihnen mit einem feierlichen Eid im Namen des Königs und aller Magnaten vollständige Genugtuung und die Wiederherstellung aller früherer Rechte und Privilegien versprach. Aber die Kosaken waren nicht gesinnt, sich damit zu begnügen: wußten sie doch, welch einen Wert ein polnischer Eid hatte. Und Potozki hätte nicht mehr auf seinem schmucken Renner, der wohl sechstausend Gulden wert war, die Blicke der Edeldamen und den Neid des Adels auf sich lenken, nicht mehr im Reichstag lärmen und keine glänzenden Gastmähler zu Ehren der Senatoren geben können, wenn ihn die russische Geistlichkeit, die sich im Städtchen befand, nicht gerettet hätte. Als nämlich alle Polen in ihren glänzenden, goldgestickten Meßgewändern, mit Heiligenbildern und Kreuzen in den Händen und allen voran der Erzbischof mit Kreuz und Mitra ihnen entgegenkamen, da senkten die Kosaken ihre Häupter und nahmen die Mützen ab. In jenem Augenblick hätten sie wohl niemandem Achtung erwiesen, selbst dem König nicht — aber gegen ihre Kirche erdreisteten sie sich nicht, sich aufzulehnen, und daher begrüßten sie ihre Geistlichkeit ehrfürchtig. Der Hetman wie die Hauptleute erklärten sich bereit, Potozki freizugeben, doch ließen sie ihn vorher einen Schwur leisten, daß er alle christlichen Kirchen in Ruhe lassen,

der alten Feindschaft entsagen und dem Kosakentum keinen Schimpf und Schaden mehr zufügen werde. Nur einer der Hauptleute wollte diesen Friedensschluß nicht mitmachen: dieser eine war Taraß. Er riß sich ein Büschel Haare aus und rief:

„He, du Hetman und ihr Hauptleute! Macht doch keine solchen Weibergeschäfte! Traut den Polen nicht: sie werden euch ja doch verraten!" Und als der Heerschreiber den Vertrag vorlegte, und der Hetman ihn mit seiner mächtigen Faust unterzeichnete, da zog Taraß seine herrliche Klinge, den kostbaren türkischen Säbel von feinstem Stahl, zerbrach ihn in zwei Stücke wie einen Stab, warf sie weit weg, nach verschiedenen Richtungen und rief: „So lebt denn wohl! So wenig wie diese beiden Enden sich je zu einem Säbel vereinigen werden, werden auch wir uns in dieser Welt noch einmal wiedersehen, Kameraden! Seid meiner Abschiedsworte eingedenk!" (Hier wurde seine Stimme lauter, sie erhob sich gewaltig, und eine ungewohnte Macht ging von ihr aus, so daß alle über diese propethischen Worte in Verwirrung gerieten.) „In eurer Todesstunde werdet ihr meiner gedenken! Ihr glaubt, daß ihr euch nun Ruhe und Frieden erkauft habt, ihr glaubt, daß ihr jetzt wie die Herren leben werdet? Das kann ein rechtes Herrenleben werden! Die Haut wird man dir vom Kopfe ziehen, Hetman, man wird sie mit Buchweizenspreu ausstopfen und sie auf allen Märkten herumschleppen und ausstellen! Und auch ihr, werte Herren, werdet eure Köpfe nicht behalten! In feuchten Kellern, zwischen steinernen Mauern eingepfercht, werdet ihr elend verrecken — wenn man euch nicht etwa lebendig röstet wie Hammel in glühenden Kesseln."

„Doch ihr, Kameraden," fuhr er fort, indem er sich an seine Leute wandte, „wer von euch will einen Tod sterben, wie er selbst ihn sich wünscht, — nicht hinter dem Ofen und an der Seite seines Weibes, nicht trunken hinterm Zaun neben irgend einer Schenke, wie ein stinkendes Aas, — sondern einen ehrlichen Kosakentod, zusammen mit allen, auf einem Lager, wie Braut und Bräutigam? Oder wollt ihr vielleicht nach Hause zurückkehren, euren Glauben abschwören und die polnischen Priester auf eurem Rücken schleppen."

„Führe du uns, Hauptmann, führe uns, Herr," riefen alle, die zu seiner Abteilung gehörten, und noch viele andere schlossen sich ihnen an.

„Nun also denn, vorwärts," rief Taraß, drückte seine Mütze noch kühner in die Stirn, warf den Zurückbleibenden einen verächtlichen Blick zu, richtete sich auf seinem Rosse hoch auf und rief den Seinen zu: „Niemand wage es, uns zu beschimpfen! Auf, Freunde, jetzt wollen wir diesen Katholiken einmal einen Besuch abstatten!" Damit gab er seinem Pferd einen Schlag und stürmte davon, und ein ganzer Zug von hundert Wagen, dem sich viele Kosaken zu Fuß und zu Pferde anschlossen, folgte ihm. Taraß wandte sich um und warf den Zurückbleibenden noch einen drohenden Blick zu — seine Augen sprühten vor Zorn. Niemand wagte es, sie zurückzuhalten. Die Abteilung zog angesichts des ganzen Heeres ab, und noch viele Male drehte sich Taraß nach ihm um und blitzte sie zornig an.

Der Hetman und die Kosaken blieben zurück; sie versanken in Gedanken und schwiegen lange Zeit, wie wenn eine schwere Vorahnung sie bedrückte. Taraß hatte die Wahrheit gesagt. Es kam ganz so, wie er es vorausgesehen hatte. Kurze Zeit darauf, nach dem Verrat von Kanewo, ward der Kopf des Hauptmanns und mit ihm der vieler vornehmer Würdenträger, auf einen Pfahl gesteckt und öffentlich zur Schau gestellt.

Was aber geschah mit Taraß? Er stürmte mit seinen Leuten durch ganz Polen, brannte achtzig Städtchen und ungefähr vierzig Kirchen nieder und rückte schon gegen Krakau vor. So manchen Edelmann hatte er schon niedergemacht und die reichsten und schönsten Schlösser geplündert. Die Kosaken öffneten die Wein- und Metfässer, welche Jahrhundertelang im Keller der polnischen Herren gelagert hatten, und ließen den köstlichen Wein auf den Boden laufen, schnitten die kostbaren Stoffe in Stücke und verbrannten die Gewänder und Zierate, die sich in den Kammern befanden. „Schont mir nur nichts," wiederholte Taraß fortwährend, und die Kosaken schonten selbst die schwarzäugigen Fräulein mit dem weißen Busen und den lieblichen Gesichtchen nicht, nicht einmal vor den Altären fanden sie Schutz vor ihnen: Taraß ließ sie mitsamt den Altären verbrennen. Manch schneeweiße Hand hob sich flehend aus der feurigen Glut zum Himmel: bei ihrem jämmerlichen Geschrei hätte die Erde selbst sich erweicht, und das Gras der Steppe hätte sich mitleidig zu Boden geneigt. Aber die grausamen Kosaken achteten auf nichts, sie spießten auf den Straßen die Säuglinge auf ihre Lanzen und schleuderten sie ihnen in die Flammen nach. „Da, ihr verdammten Polen, das ist die Totenfeier für Ostap," wiederholte Taraß beständig. Und solche Totenfeiern für Ostap veranstaltete er in jedem Dorfe, bis die polnische Regierung endlich erkannte, daß Taraß' Toben mehr bedeute als ein einfaches Rauben, sie erteilte daher Potozki den Auftrag, mit fünf Regimentern auszuziehen, um Taraß unverzüglich zu fangen.

Sechs Tage lang entzogen sich die Kosaken auf allerhand Feldwegen der Verfolgung, die Pferde vermochten die ungewohnte schnelle Flucht kaum zu ertragen und retteten nur mit Mühe die Kosaken. Potozki erwies sich jedoch diesmal des ihm gegebenen Auftrags gewachsen: unermüdlich verfolgte er sie und erreichte sie endlich am Ufer des Dnjepr, wo Bulba eine zerfallene und verlassene Festung bezogen hatte, um dort Rast zu halten.

Diese Festung stand dicht an den steilen Ufern des Dnjepr, die Wälle waren niedergerissen, die Mauern waren zerfallen, und die Spitze des Felsens, die

jeden Augenblick zusammenzustürzen und herabzufallen drohte, war über und über mit zerbrochenen Kiesel- und Felssteinen bedeckt. Hier war es, wo der königliche Hetman Potozki die Kosaken von drei Seiten, die mit dem offnen Feld in Verbindung standen, umzingelte. Vier Tage lang kämpften und verteidigten sie sich, indem sie Felsen und Ziegelsteine auf die Polen herabschleuderten, aber als die Vorräte und Kräfte zu Ende waren, faßte Taraß den Entschluß, sich durch die feindlichen Reihen hindurchzuschlagen. Der Versuch wäre beinahe gelungen — schon hatten die Kosaken die feindliche Schlachtordnung durchbrochen, und vielleicht hätten ihnen ihre schnellfüßigen Rosse noch einmal einen treuen Dienst geleistet, — da hielt Taraß plötzlich mitten im vollen Lauf inne und rief aus: „Halt, ich hab meine Pfeife und meinen Tabak verloren! Ich will nicht, daß die verfluchten Polen auch nur meine Pfeife in die Hände bekommen!" Und der alte Hauptmann bückte sich und begann im Grase nach seiner Pfeife zu suchen, die immerdar — zu Wasser und zu Lande, im Feldzug und daheim, seine treue Begleiterin gewesen war. Inzwischen war jedoch ein Trupp Polen herbeigesprengt, und plötzlich packten ihn ein paar Leute bei den kräftigen Schultern. Er suchte sie mit aller Macht abzuschütteln, aber diesmal fielen die Heiducken nicht wie ehemals von ihren Rossen herunter. „Ach ja, man wird alt," sagte er, und der schwere, alte Kosak begann bitterlich zu weinen, doch es war nicht das Alter, das an seiner Niederlage schuld war: er war der Uebermacht erlegen, denn mehr als dreißig Mann hielten seine Hände und Füße umklammert.

„Endlich haben wir dich, alte Krähe!" schrien die Polen, „jetzt müssen wir es uns noch überlegen, du Hund, wie wir dich am besten ehren!" Mit Zustimmung des Hetmans wurde er dazu verurteilt, angesichts des Heeres, lebendig verbrannt zu werden. Ganz in der Nähe befand sich ein kahler Baumstamm, dessen Spitze vom Blitze zerstört war. Taraß wurde in eiserne Ketten geschlossen, zum Baume geschleppt und an den Stamm gefesselt; man erhob ihn so hoch wie möglich über den Erdboden, damit man ihn von allen Seiten sehen konnte, nagelte seine Hände fest und schichtete einen Scheiterhaufen unter dem Baume auf. Aber Taraß blickte nicht auf den Scheiterhaufen; er dachte nicht an das Feuer, das ihn verzehren sollte, er sah dorthin, wo die Gewehre knatterten und die Kosaken sich ihrer Feinde zu erwehren suchten, war doch von seinem erhöhten Platze aus alles zu sehen wie auf der flachen Hand. „Schnell, schnell hinauf, Kameraden," schrie er, „besetzt den Hügel hinter dem Walde! Dorthin können sie euch nicht folgen!" Aber der Wind trug seine Worte nicht bis zu ihnen. „Sie werden umkommen, nutzlos umkommen" sagte er und blickte verzweifelt nach unten hinab, wo der Dnjepr glänzte. Plötzlich blitzte eine helle Freude in seinen Augen auf. Er hatte hinter einem Busch auf dem Flusse vier Nachen erblickt, und so nahm er denn seine ganze Kraft zusammen und schrie mit lauter Stimme „Ans Ufer, ans Ufer Kameraden! Lauft den kleinen Weg hinunter, den, der zur Linken liegt! Am Ufer liegen Kähne! Bemächtigt euch ihrer sofort, aber aller, hört ihr, damit sie euch nicht verfolgen können!"

Diesmal wehte der Wind von der andern Seite, und den Kosaken entging keins seiner Worte. Aber für seine Warnung erhielt er einen solchen Hieb mit der Keule über den Schädel, daß es ihm dunkel vor den Augen wurde.

Schnell wie der Blitz jagten die Kosaken den Bergsteig hinab, und dicht hinter ihnen die Verfolger. Sie sahen, daß der schmale Pfad sich vielfach hin und herschlängelt und windet und sich seitwärts verzweigt. „Ach, Kameraden, es wird uns nicht glücken", seufzten alle und hielten einen Augenblick inne, dann aber ließen sie ihre Peitschen durch die Luft sausen — ein Pfiff, und im Nu flogen ihre Tatarenpferde über die Erde hin; lang streckten sie sich in der Luft aus gleich einer Schlange, setzten im Sprung über Abgründe und stürzten dann mitten in den Dnjepr hinein. Nur zwei Kosaken vermochten den Fluß nicht mehr erreichen: sie fielen samt ihren Pferden auf die Felsen hinab und blieben dort für immer tot liegen, ohne auch nur einen Schrei ausgestoßen zu haben. Die andern aber schwammen bereits mit ihren Pferden im Flusse und banden die Boote los. Verdutzt blieben die Polen vor dem Abgrunde stehen; ganz erstaunt über diese unerhörte Kühnheit der Kosaken und noch im Zweifel, ob sie ihnen folgen sollten oder nicht. Nur ein junger Hauptmann, dem das Blut heiß und wild durch die Adern stürmte, ein Bruder der schönen Polin, die den armen Andrij betört hatte, überlegte nicht lange, nahm einen Anlauf und warf sich mit seinem Roß in die Fluten: dreimal überschlug er sich in der Luft mit seinem Pferde und stürzte dann jäh auf die spitzen Felsen herab. Das scharfe Gestein riß seinen Körper in Stücke, der bald im Abgrunde verschwand, und sein mit Blut vermischtes Gehirn spritzte weit über Sträucher, die an den rauhen Felsenklippen des Abhanges wuchsen.

Als Taraß sich von dem Schlage erholt hatte, blickte er nach dem Dnjepr hinab, die Kosaken saßen bereits in den Kähnen und ruderten davon; die Kugeln regneten nur so von oben auf sie herab, allein sie trafen niemand, und freudig leuchteten die Augen des alten Hetmans.

„Lebt wohl, Kameraden," rief er ihnen von oben zu, „denkt an mich, kommt im nächsten Frühling wieder her und setzt ihnen ordentlich zu. Nun! Was habt ihr erreicht, ihr teuflischen Polen? Glaubt ihr, es gibt etwas auf der Welt, wovor der Kosak sich fürchtet? Wartet nur, es kommt noch einmal der Tag, wo ihr erfahren werdet, was der rechte russi-

sche Glaube vermag! Schon jetzt spüren es die fernen und die nahen Völker! Ein Zar wird erstehen aus dem russischen Blute, und es wird keine Macht der Welt geben, die sich ihm nicht unterwerfen müßte!"

Schon züngelte die Glut über den Scheiterhaufen, das Feuer beleckte seine Füße und schlängelte sich in einer mächtigen Flamme am Baume empor. Aber gibt es denn irgendwo in der Welt ein Feuer, gibt es Qualen oder irgend eine Macht, die die Kraft eines Russen zu überwältigen vermöchte?

Ein großer Fluß ist der Dnjepr; er hat viele Buchten, viel dichtes Schilf, viele Sandbänke und gewaltige Untiefen. Es glänzt sein Wasserspiegel; hell klingt das Schreien der Schwäne, und stolz fliegt die Quäker-Ente über ihn dahin; viele Wasserschnepfen, Rebhühner mit roten Kröpfen und noch manch andere Vögel hausen in dem dichten Rohr seiner Ufer. Behend und kraftvoll glitten die Kosaken in ihren zweiruderigen Kähnen dahin, wacker legten sie sich in die Ruder, wichen vorsichtig den Sandbänken aus, scheuchten die Vögel auf und sprachen preisend von ihrem Hauptmann.

Buddha

Eine Einführung in seine Lehre von Rudolf von Delius

Buddha ist durch Schopenhauer in Deutschland populär geworden. Pessimismus und Romantik erschauerten plötzlich in Ehrfurcht vor diesem großen, heiligen Inder. Noch Goethe hatte ihn gar nicht gekannt oder jedenfalls nicht beachtet. Jetzt stellte man plötzlich in weitesten Kreisen kleine vergoldete Buddhastatuen auf den Schreibtisch. Mit untergeschlagenen Beinen, auf der Lotosblüte sitzend, den Finger lehrend erhoben, wie erstarrt vor Tiefsinn: so wurde Buddha für gehetzte Seelen ein Symbol von Innenfrieden und Weltüberwindung.

Inzwischen hat die Wissenschaft fleißig gearbeitet. Besonders ins Englische sind fast alle Quellenschriften übertragen, und in Deutschland ist man grade dabei. Das Bild des historischen Buddha ist jetzt in den Umrissen klar, jedenfalls soweit es für die Weltkultur in Betracht kommt. Schopenhauer meinte noch allen Ernstes, die indische Philosophie könne für das moderne Europa ähnlich bedeutungsvoll werden, wie es die Antike für die Renaissance war. Von so überspannten Wertungen ist man nun wohl allgemein abgekommen. Aber Tolstoi knüpft doch wieder in seinem Kampfe gegen unsere Gesellschaft direkt an die Sätze Buddhas an. Ja, eine Hauptforderung des Russen: sich niemals gegen Gewalt zu wehren, den Haß durch Widerstandslosigkeit zu vernichten, diese Forderung deckt sich genau mit dem Buddhaworte: „Nicht durch Feindschaft kommt je Feindschaft zur Ruhe hienieden; durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruhe."

Daher ist es wohl an der Zeit, sich über den Gesamtwert des Buddhismus einmal klar zu werden. Die Frage zu stellen: was kann Buddha uns heute noch sein? Machen wir uns zunächst die geschichtliche Figur lebendig.

Im Nordosten Indiens, an den Hängen des Himalaya, dicht beim heutigen Nepal lag Buddhas Heimatland. Es wurde beherrscht von den Sakyas, einem stolzen, vornehmen Geschlechte, und einer dieser adligen Großgrundbesitzer war auch Buddhas Vater. Der Knabe Siddhattha (so hieß Buddha in der Familie), wuchs auf in reicher, verwöhnter Umgebung. Große Parks mit Blumenteichen und mächtigen Bäumen besaß die Familie vor der Stadt. Auf einem dieser Landsitze wurde Buddha geboren, in Lumbini (erst im Jahre 1896 hat man den Ort durch Auffindung einer Gedenksäule festgestellt). In der Hauptstadt des Reiches, in Kapilavatthu wird der Jüngling dann erzogen worden sein. Seine Mutter Maja war bald nach seiner Geburt gestorben; eine Tante sorgte für ihn. Früh heiratete er und hatte einen Sohn. Was in Buddhas Seele bis zum 29. Lebensjahre vorging, wissen wir nicht. Dann, eines Tages, entschloß er sich, sein Haus zu verlassen und als Asket in die Fremde zu ziehen (aus der Heimat in die Heimatlosigkeit zu gehen, wie die Texte sagen). Das war nichts Ungewöhnliches. Viele ergriff plötzlich das Bedürfnis, in Einsamkeit nur ihrer Seele zu leben. Der verwöhnte, durch Spekulation überfeinerte Geist litt zu sehr unter den Stößen des Lebens. Die Vorstellung von Alter, Krankheit, Tod verwirrte und erschütterte das Herz unendlich. Jede Leidenschaft tat diesen zarten Nerven wehe. Dann hieß es: alle Tore zum wilden, bunten Leben da draußen zumachen, Friede suchen im Innern. Es kam nur darauf an: wie ist das zu erreichen. Und die meisten, so scheint es, gelangten nicht zum Ziele. Der übliche Weg war: Askese, Quälen und Peinigen des Leibes, bis das Fleisch gänzlich schweigt und stille wird, und dadurch Befreiung der Seele, ein Luftschaffen den Innenkräften. Buddha versucht das auch, er martert sich aufs äußerste. Aber er fühlte bald, dadurch kam er nicht vorwärts, es blieb dunkel und wund in ihm. Sieben Jahre lang suchte und suchte Buddha nach reiner, vollkommener Seligkeit. Da, als er 36 Jahre alt war, kam auf einmal die große Erleuchtung. Unvergeßlich für alle Zeit blieb ihm dieser Moment: in lieblicher Landschaft, nahe am Fluß, zu Uruvela, unter einem Baume sitzend, in stiller Nacht, wurde es ihm klar: wie das Leid überwunden werden kann, und wie damit dem Tod, der Krankheit, dem Alter und jedem Uebel die Macht genommen ist. Die Askese hatte er aufgegeben, sie nützte nichts. Der einzige Erlösungsweg, ein ganz neuer, stand ihm jetzt hell vor der Seele. Den Zu-

sammenhang der Welt sah er plötzlich deutlich vor sich: es besteht eine große Kette der Leiden, von deren Gliedern notwendig jedes auf das andere folgt, man vernichte ein Glied, und die ganze Kette zerfällt in nichts. Durst nach Sein ist das eine Glied, daraus entsteht neues Werden, daraus ein neues Geschöpf, das hat wieder die Sinne, die berühren wieder die Welt, man empfindet wieder, man ergreift die Welt wieder, und dann ist wieder Werden da und wieder Geburt und wieder Alter und Tod und wieder Schmerz und Klage und Leid und Verzweiflung. Buddha durchschaut diese Kette und hebt sie auf, denn er löscht den Durst nach Dasein aus. Nun fällt alles Leid augenblicks kraftlos ab, Buddha ist erlöst. — Viermal sieben Tage lang sitzt Buddha wie verzückt und genießt die neue Seligkeit. Diese Nacht in Uruvela ist für die Buddhisten der Anfang einer neuen Welt.

In diesem einen Erlebnisse ist der ganze Buddhismus beschlossen. Alles andere ist nur Ausführung, Begründung, Erläuterung. Der Mensch, der sich durch seelische Kraft selber vom Leid erlöst, das ist Buddhismus. Es gibt keinen Gott, keinen Helfer, keinen Heiland. Alles muß die Seele allein tun; darum muß sie ringen, so stark wie möglich zu werden. Und nur auf dies Eine kommt es an, alle andere Interessen, Probleme, Fragen sind, gegen dies Eine gehalten, gänzlich gleichgültig. „Die Erlösung vom Leid ist gefunden!" mit diesem Jubelruf ziehen die Jünger Buddhas durch alle Lande.

Auf die Nacht von Uruvela folgen in den Texten noch zwei sehr feine Ereignisse. Einmal tritt ein Priester, ein Brahmane zu Buddha und sagt, er sei doch zum Erlöserhandwerk garnicht befugt, das gehe die Priester an. Und Buddha sagt ihm, daß es hinfort keine Priester mehr in der Welt zu geben brauche, jeder Mensch könne und müsse sich selber erlösen. — Und dann tritt der Versucher an Buddha heran und flüstert ihm etwas ins Ohr. Der Versucher sagt: „Stirb jetzt, Vollendeter, behalte deine Erkenntnis für dich allein und stirb. Wozu willst du dir die Mühe machen in deiner Seligkeit, die Erlösung den anderen Menschen zu predigen." Und einen Moment denkt Buddha daran, das Glück einsam zu genießen, aber dann siegt seine Güte: er will die Botschaft den Menschen bringen. In Benares hält er seine erste große Predigt. Und die Jünger strömen ihm zu, (allen wird „das reine, fleckenlose Wahrheitsauge aufgetan," wie es so schön heißt); meist sind es vornehme, reiche Jünglinge oder unbefriedigte Asketen. Und nun zieht Buddha rastlos sein ganzes langes Leben lang im Lande umher, überall die Erlösung verkündigend. Und überall nehmen die Menschen das gelbe Mönchsgewand um und folgen ihm. Oder lauschen als Laienbrüder seiner Lehre: Könige und Kaufleute, Priester und Handwerker, Prinzessinnen und Hetären.

Zwei Eigenschaften sind es, die am besten den Buddha charakterisieren: Vornehmheit und Ueberfeinerung. Er ist ein Sohn des alten, stolzen Sakyaadels; großartig, einfach, konsequent. Wenn es Götter und Dämonen gibt, so haben sie selbstverständlich ihm zu dienen. Etwas größeres wie den seelenstarken Menschen kann es nicht geben. Er ist der Herrscher, der Souverän, der Gipfel des All. Aber zugleich ist dieser Aristokrat überverwöhnt, überempfindlich. Er hat die morbidesten Nerven. Jede Berührung mit der groben Wirklichkeit macht ihm Schmerz, selbst das zarte indische Gefühl ist ihm zu rauh. Seine Sensibilität empfindet die ganze Welt als Leid und immer wieder Leid. Buddha hat die Nervosität überreizter alter Kulturen. Glück gibt es für ihn nur in der Stille, dem Schweigen, dem Unberührten, Losgelösten. Er wird ein Virtuose der Seelenkraft. Nur in sich hinein lauscht er noch und entdeckt da eine neue, große, bleiche, stumme Welt. Das ist das Nirvana. Das Aufgehen in der wundervollen Innenleere des Ich, die Seligkeit des Verlöschens aller grellen Farben, das Verwehen in diesem kühlen Raum der letzten Stille. Es ist nicht Tod. Aber der Tod kann diesem Zustand nichts Wesentliches hinzufügen. Für den zum Nirvana Erlösten ist der Tod etwas Gleichgültiges, Nebensächliches. Er gehört ja zu den Roheiten der Sinne, die weit hinter dem Buddha liegen.

Die Antwort auf unsere Frage: was kann uns Buddha heute noch sein? ergibt sich jetzt von selber. Für alle die, denen ebenfalls die Berührung mit der Welt im wesentlichen Leid bedeutet, ist der Buddhismus die beste, konsequenteste und tiefste Weltanschauung. Für alle die aber, welche diesen ersten Satz nicht zugeben, denen die Sinne und das Leben Freude, Reichtum, lebendiges Glück sind, für alle die hat der Buddhismus überhaupt kein praktisches Interesse. Die bewundern nur die Geschlossenheit und Insich-Vollendung dieses aparten Menschen. Seine Lehre kann ihnen nichts sagen, denn sie wollen ja garnicht von der Welt erlöst werden, sie finden die Welt gut und schön und herrlich darin zu leben.

Stumme Bitten

Von Manfred Kyber

Die Schafherde drängte sich aufgeregt zusammen. Ein altes Schaf erzählte.

„Meine Großmutter hat es selbst gesehen," sagte es, „es ist etwas Fabelhaftes, Grauenvolles. Man weiß nicht, was es ist. Sie sah auch nicht alles. Sie kam dran vorüber, als sie zur Weide ging. Es war ein Tor, das in einen dunklen Raum führte. Es roch nach Blut am Tor des dunklen Raumes.

Zu sehn war nichts. Aber sie hörte den Schrei eines Hammels darin, einen gräßlichen Schrei. Da lief sie zitternd zur Herde zurück."

Alles schauerte.

„Man weiß nichts Gewisses," sagte das Schaf, „aber es muß etwas Wahres daran sein. Jedenfalls ist es furchtbar."

„Deine Großmutter lebt nicht mehr?" fragte ein junger Hammel.

„Ich weiß es nicht," sagte das Schaf, „es ist schon lange her, da wurde sie abgeholt."

„Das soll der Anfang sein, man kommt dann nie wieder," sagten einige.

Der Schäferhund bellte kläffend und trieb die Herde dem andern Ende der Weide zu.

Da stand der Schäfer und sprach mit einem fremden Mann, der nicht aussah wie ein Hirt. Sie handelten miteinander. Dann ging der fremde Mann mit festen Schritten in die Herde hinein und prüfte die einzelnen Stücke mit kundigen Augen. Es waren nicht die Augen eines Hirten. Jetzt griff seine Hand nach dem jungen Hammel, der vorhin gefragt hatte. Das Tier überlief es kalt. Die Hand fühlte sich anders an, als die Hand des Hirten.

Der Hammel bekam eine Leine um den Hals.

„Den nehme ich," sagte der fremde Mann und zog einen schmutzigen Beutel mit Geld aus der Tasche. Er bezahlte. Das lebendige Leben gehörte ihm. Er hatte es gekauft.

Er ergriff die Leine und zerrte den Hammel von der Weide fort auf die Landstraße. Die Herde sah dem Davongehenden erschreckt und verständnislos nach. Der Hammel wandte den Kopf. Seine Augen suchten die Verwandten und Spielgenossen. Etwas in ihm krampfte sich zusammen — etwas in ihm rief ihm zu, sich loszureißen und zurückzulaufen.

„Das ist der Anfang, man wird abgeholt," dachte er.

Aber er wehrte sich nicht. Er war hilflos. Was hätte es genützt?

„Es braucht ja nicht das Schreckliche zu sein," tröstete er sich, „es gibt noch andere Weiden. Dahin werde ich vielleicht geführt."

Es war das Vertrauen, das Tiere haben, die zahm gehalten worden sind.

Jetzt bogen sie um die Ecke. Die Herde war nicht mehr zu sehen. Die Weide verschwand. Nur von ferne hörte man den Schäferhund bellen und die Töne der Hirtenpfeife. Der Wind verwehte sie.

Es war ein weiter Weg. Der fremde Mann ging schnell. Er hatte es eilig.

„Ich bin müde, ich möchte mich etwas erholen," bat der Hammel.

Es war eine stumme Bitte.

Sie gingen weiter. Es war heiß und staubig.

„Ich bitte um etwas Wasser," sagte der Hammel.

Es war ein stumme Bitte.

Endlich kamen sie in eine kleine Stadt. Sie gingen durch enge, krumme Straßen, in denen es keine Weiden gab. Diese Hoffnung also hatte sich nicht erfüllt.

Sie hielten vor einem Tore, das in einen dunklen Raum führte.

Ein häßlicher Dunst schlug dem Tier entgegen. Der Hammel wandte den Kopf und blökte klagend. Er scheute vor dem Dunst zurück und vor dem dunklen Eingang. Eine Angst wurde in ihm wach, im Unterbewußtsein, eine grenzenlose Angst.

„Ich möchte nach Hause," sagte der Hammel und sah den fremden Mann an.

Es war ein stumme Bitte.

Stumme Bitten werden nicht gehört.

Der Mann schlang die Leine mit einem geschickten Griff um die Hinterbeine des Tieres und zog es vorwärts. Die Schnur schnitt ein.

„Ja, ja, ich komme schon," sagte der Hammel erschreckt. Die müden, steifen Beine beeilten sich.

Es waren nur wenige Augenblicke, aber sie schienen sehr lang. Dann war er in einem dunklen Raum. Es roch erstickend nach Blut und Abfällen — nach Leichen von seinesgleichen.

Man hält es nicht für nötig, das vorher wegzuschaffen. Es ist ja nur Vieh — Schlachtvieh.

Da packte den Hammel ein hilfloses, lähmendes Entsetzen. Ein Entsetzen, das alle stummen Bitten vorher vergessen ließ. Ein Entsetzen, das ganz allein herrschte.

Der Hammel zitterte am ganzen Körper.

„Jetzt kommt das Fabelhafte — das Grauen," dachte er.

Und es kam. —

Die Welt ist voll von stummen Bitten, die nicht gehört werden. Es sind Menschen, die sie nicht hören. Es scheint unmöglich, diese stummen Bitten zu zählen. So viele sind es. Aber sie werden alle gezählt. Sie werden gebucht im Buche des Lebens.

Groß und fragend sehen die Augen des Gautama Buddha auf die europäische Kultur.

Ruhe der Kindheit . . .

Ruhe der Kindheit, himmlische Ruhe. Wie oft stehe ich stille vor dir in liebender Betrachtung und möchte dich denken. Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist. Von Kindheit und Unschuld haben wir keine Begriffe. Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allem, was uns umgibt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ein göttlich Wesen ist das Kind, solange es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht. Im Kind ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden. Es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm. Es kennt sein Herz die Dürftigkeit des Lebens nicht.

Es ist unsterblich; denn es weiß vom Tode nichts. Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden wie ihrer einer, und muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es hinaus auf das Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiße des Angesichts sich abarbeite.

Aus Hölderlins „Hyperion".

Altdeutsche Gedichte

Der Allerliebsten

Deinetwegen bin ich hier,
Herzlieb, vernimm mein Wort!
All' meine Hoffnung liegt in dir,
Du meines Lebens Port!
Laß Treue mich genießen,
Dein Diener will ich sein.
Tu mir dein Herz aufschließen,
Schließ mich, Herzlieb, hinein.

In meines Liebchens Kammer
Da steht ein goldner Schrein;
Darinnen liegt verschlossen
Das junge Herze mein.
Wollt' Gott, ich hätt die Schlüssel,
Ich würf ihn in den Rhein!
Dann könnte ich für immer
Bei meinem Liebchen sein.

In meines Liebchens Garten,
Da fließt ein Brunnen kalt.
Wer aus dem Brünnlein trinket,
Bleibt jung und wird nie alt.
Ich hab' aus ihm getrunken,
Und wurde gleich gesund —
Doch lieber tränk' ich Küsse
Von meines Liebchens Mund.

Dies Liedchen sei gesungen
Der Allerliebsten mein.
Sie hat mich so bezwungen,
Daß ich ihr Sklav muß sein.
Solang ich hab das Leben —
Das glaub' sie mir fürwahr! —
Bin ich ihr untergeben,
Und lebt' ich tausend Jahr!

Die Spröde.

Sag' mir doch, warum du fliehst,
Wenn du mich erblicket?
Du zeigst mir nicht
Dein Angesicht,
Das mich doch so entzücket!

Meinst du, ich sei ein Gespenst,
Wenn du mich tust sehen?
Daß so leicht
Mein Blick dich scheucht —
Was ist dir nur geschehen?

Ich bin doch auch der Teufel nicht,
Daß du mich willst meiden;
Bin ich nicht reich,
Bin ich doch gleich
An Gestalt den andern Leuten!

Du bist doch keine Göttin auch,
Vor der man sich muß neigen.
Man findet bald
Eine schön're Gestalt,
Als du hast, beim Tanzen und Reigen.

Wenn ich dich nicht lieben darf,
Will ich's unterlassen.
Es gibt ja doch
Mädchen noch,
Die sich lieben lassen!

Schlimme Zeiten

Der schlechtste Mensch hat heut' das meiste Glück!
Tugend und Ehre stehen zurück,
Der Fromme hat kaum seine Nahrung.
Die Ohrenbläser sind dem Herren lieb,
Die mehr noch stehlen, als ein Dieb:
So bracht' ich's in Erfahrung.
Wer schmeicheln kann,
Sitzt oben an,
Man mag ihn ungern missen;
Sagt sein Herr: „Ja",
Spricht er: „Ja, ja!"
Gegen sein Gewissen.

Dann gibt's auch der Schmarotzer viel,
Bei Hofe treiben die ihr Spiel,
Sie naschen von dem Braten
Und lecken alle Töpfe aus
Und kosten alles, gleich der Maus,
Was schön und gut geraten.
Fleisch, Fische, Reis,
Der Herren Speis,
Verschlingen sie, als wären's Rüben.
Was ihnen schmeckt,
Wird eingesteckt —
Hinaus mit diesen Dieben!

Das dritt' Geschlecht noch ärger ist,
Gebraucht Geschwätz und Hinterlist.
Angeber tut man's nennen.
Ihre Zungen schneiden sehr;

Versieht sich wer von ungefähr,
Sieht man sie gleich zum Herren rennen,
Verraten gleich
Arm und reich,
So, daß sie niemand schonen. —
Doch ihre Zeit
Ist nicht mehr weit,
Satan wird's ihnen lohnen!

Übertragen von Gerhard Kahlo.

Zu Blüchers Rheinübergang in der Neujahrsnacht 1814

Aus Graf Henckel von Donnersmarcks Erinnerungen

Am 1. Januar 1814, um halb 3 Uhr des Nachts, stiegen 200 Mann vom Füsilierbataillon des brandenburgischen Regiments in die Kähne...

Die Nacht war sternklar und kalt, das enge Rheintal jedoch ziemlich finster. Es war der ausdrückliche Befehl gegeben, unterhalb der französischen Wachen in dem Douanenhäuschen ohne Geräusch zu landen, weil man eine Hinterlist von seiten des Feindes erwarten mußte. Die Ueberfahrt der 200 Mann dauerte etwa eine Viertelstunde. Da die Reservekavallerie ganz hinten in den Schluchten biwakierte, so ritten wir Befehlshaber nach Caub und erwarteten mit der größten Spannung, wie die Sachen ablaufen würden. Das Licht im Douanenhäuschen brannte, kein Schuß fiel, alles war still, bis unsere Füsiliere, aus den Kähnen springend, dem streng gegebenen Verbote zuwider das linke Rheinufer mit einem lauten Hurrageschrei begrüßten. In diesem Augenblick fielen einige Schüsse aus dem Douanenhäuschen. Sie verwundeten einige Jäger und einen Führer, der sich erboten hatte, die ersten preußischen Truppen über den Rhein zu führen. Etwas später entstand ein kleines Tirailleurfeuer mit unbedeutenden feindlichen Abteilungen....

Der Uebergang, der nun nach der Disposition erfolgte, fand die ganze Nacht hindurch bis gegen Morgen statt.

Aus einem Brief Blüchers an seine Frau

HErtzens liebe Frau.

der frühe neujahrsmorgen wahr vor mir erfreulig da ich den Stoltzen Rein Passirte, die uffer ertöhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfingen mich mit Jubel, der widerstandt des Feindes wahr nicht bedeuttendt, ich schliße nun die Festung Mainz völlig ein, führ meine Person gehe ich mit der Armee gleich vorwärts... die jenseittigen deutschen bewohner Empfangen uns mit Freudenthränen....

Das Blüchersche Hauptquartier

(Aus den Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff)

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Es war ein sehr munteres Leben im Blücherschen Hauptquartier. Der alte Feldmarschall war von der glücklichsten Laune und teilte sie seiner Umgebung mit. Ueber jene war wenigstens gewiß nicht zu klagen, eher über einen zu freien Ton. Vorzüglich gehörten die Tischreden nicht selten zu den kräftigsten... Blücher genoß jetzt der vollkommensten Gesundheit. Mit einer Jugendkraft, die seine Umgebung in Erstaunen setzte, unterzog er sich allen Strapazen des Feldzuges, die ihn kaum zu berühren schienen. Doch war es vielleicht diese übertriebene Anstrengung, die ihm später die große Abspannung zuzog, in der er dem letzten Teile des Feldzugs nur noch beiwohnte. Jetzt kam er auf dem Marsch nicht vom Pferde und bediente sich weder seines Wagens noch irgendeiner Bequemlichkeit. Sein Geist war nicht minder aufgeweckt; die Gegenden, durch welche der Marsch ging, waren ihm aus der Rheinkampagne her sehr wohl bekannt. Tausend lebhafte Erinnerungen würzten noch die Freude, die er überhaupt an diesem Kriege hatte, und gaben oft Veranlassung, die Treue und Klarheit seines Gedächtnisses zu bewundern. Sehr störend war es ihm dagegen, hier nicht mehr das ihm angeborene Talent der öffentlichen Anreden üben zu können; — er hatte dies Improvisieren patriotischer Reden in der letzten Zeit so oft und zuweilen so glücklich geübt, daß es ihn nun oft hinriß, auch französische Behörden und Deputationen anzureden, um so mehr, da die Dinge, die er den Franzosen vorzutragen hatte, gewiß weit pikanter waren als alles, was er bisher hatte vortragen können. „Messieurs!" fing er dann mit vollem Feuer an, und wenn nun nichts weiter kommen wollte: „Nun, Goltz," wandte er sich an einen von diesen (Adjutanten), „sagen Sie ihnen nun das übrige!"

Aus der Jahreszeit

Die Zeit des Jahreswechsels

Von E. A. Roßmäßler

Der aufregenden Freude des Weihnachtsfestes schließt sich die, mitten durch den tollsten Jubel durchdringende, ernste Bedeutung des Neujahrstages an. Die zwischen beiden liegende Woche ist im ganzen Jahre am meisten imstande, das Einerlei des Lebens zu unterbrechen und zu verklären.

Die sittliche Bedeutung, welche man dem Neujahrstage so allgemein zuschreibt, veranlaßt zu der oft gehörten Aeußerung, daß eigentlich jede Nacht eine Neujahrsnacht zu Wünschen und Vorsätzen für

das morgen neu zu empfangende Leben sei. Und doch liegt eine so tiefe Bedeutung in der Feier des Neujahrsfestes, desto tiefer, je schärfer sich der Jahreslauf in die vier Abschnitte gliedert, welche wie vier Brüder sind, welche unser Leben gestalten, ihm Ausdruck verleihen.

Ist nicht unsere Aufmerksamkeit auf die ersten Spuren der Tageslänge ein, den meisten freilich unbewußtes, Zeichen, wie sehr unser ganzes Sein und Sehnen mit der Himmelskönigin verwachsen ist? Dem Armen bringt sie zugleich Gewinn an Arbeitszeit und Ersparung an Holz und Oel. Der Reiche feiert, freilich absichtslos, ihr Nahen mit einer Reihe von Festen, bei denen der Blumenschmuck die sehnsüchtig erwarteten Werke der Nahenden vorempfinden läßt.

Der Charakter dieser Feste, bei Vornehm und Gering — aber darum nannte ich sie eben absichtslos — steht oft leider in keinem würdigen Zusammenhang mit der Natur. Raffinierter Genuß oder rohe Lust breiten bis zur Fastenzeit ihr Regiment über die Gesellschaft aus.

Neuschnee. Zeichnung von Karl Biese
Aus dem Kalender „Kunst und Leben, 1914", Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf.

Leider fehlt es und muß es fehlen an einem Bedürfnis nach geistigem Genuß. Es muß daran fehlen, weil unser Jugendunterricht uns so wenig heimisch in Natur, Kunst und Wissenschaft macht, so daß wir dann im Alter für sie kein Verlangen in uns tragen können. Aber dieses Bedürfnis fehlt eben bloß aus dem angeführten Grunde, daher es richtiger ist zu sagen, daß es schlummere. Freilich lastet auf ihm der Alp des Ringens nach dem nötigen Groschen oder nach dem wünschenswerten Taler oder nach dem blendenden Tausend.

Dennoch wäre das Bedürfnis, wenigstens in den eigentlichen bürgerlichen Kreisen, leicht wachzurufen, wenn es nur nicht zu sehr an Weckern fehlte und wenn das Wachrufen nicht verdächtigt worden wäre. Wenn diese Verdächtigung beseitigt sein wird, dann wird man eine neue Veranlassung haben, den deutschen Winter zu preisen, denn er wird sich dann als der Vermittler von Bildung durch geistigen Genuß bewähren; wie er sich schon bewährt als Zeit der Verarbeitung des in den anregenderen Monaten im Geiste oder im aufbewahrenden Blatte Niedergelegten.

Wer den Süden kennt, lernt nicht allein namentlich auch in dieser Hinsicht seinen Norden schätzen, sondern lernt auch die Wissensarmut südlicher Nationen begreifen.

Der Auswanderer

Wie der Kaiser von China gejagt hat

Nach Marco Polos Bericht aus dem 13. Jahrhundert

Wenn der Großkhan im Winter in Peking residiert, wird in China 40 Tagereisen weit eine allgemeine Treibjagd veranstaltet. Die Amtleute müssen alle Arten Wild, wie Eber, Hirsche, Rehböcke und Bären, an den kaiserlichen Hof senden. Alle Leute, die Land in der Provinz besitzen, begeben sich an die Stellen, wo diese Tiere sich aufhalten, stellen sich auf und schließen sie in einem engen Ring ein. Mit Hunden werden sie zu Tode gehetzt oder durch Pfeile getötet. Die Tiere, die für den Großkhan bestimmt sind, werden von denen, die nahe der Hauptstadt wohnen, auf Wagen geladen. Diejenigen, die weiter wohnen, senden wegen der großen Entfernung nicht die erlegten Tiere, sondern nur die Häute, entweder roh oder zubereitet, die dann für die Armee verwendet werden.

Zur Jagd hält der Großkhan Leoparden, Luchse und Tiger. Behend vermögen sie Eber, Stiere, Esel, Bären, Hirsche und Rehböcke zu ergreifen. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn der losgelassene Tiger das Tier verfolgt, und seine wilde Begierde und Schnelligkeit zu sehen, mit welcher er es einholt.

Diese Jagdtiere führt der Herrscher in Käfigen auf Wagen mit sich, und bei ihnen ist ein kleiner Hund eingesperrt, mit dem sie sich bald befreunden. Man schließt sie so fest ein, weil sie sonst zu aufgeregt und wütend würden, wenn sie das Wild erblicken, so daß es unmöglich wäre, sie unter Aufsicht zu halten. Damit das Wild sie nicht wittert und sich durch Flucht seinen Verfolgern entzieht, führt man sie in der dem Wind entgegengesetzten Richtung her. Abgerichtete Adler stoßen auf Wölfe, und durch ihre Größe und Stärke kann sich kein Wolf ihren Klauen entreißen.

Zwei Männer haben als Jagdmeister die Aufsicht über alle Hunde, Windhunde, Dachse und Bulldoggen. Jeder befehligt ein Korps von 10 000 Jägern, und die Jäger des einen Jägermeisters sind rot gekleidet, die andern hellblau, wenn sie im Dienst sind. Die Zahl der Jagdhunde, die sie mit auf die Jagd nehmen, beträgt nicht weniger als 5000. Der eine Jägermeister nimmt mit seiner Schar das Feld zur rechten Hand des Kaisers und der andere mit der seinen das zur linken ein. Jeder rückt langsam vor, bis sie eine Fläche bedecken, die niemand an einem Tage von einem Ende zum andern durchqueren könnte. So kann kein Wild ihnen entschlüpfen.

Es ist ein schönes und heiteres Schauspiel, die Jäger bei ihrem Treiben und die Klugheit der Hunde zu beobachten, wenn der Kaiser mit der Jagdgesellschaft das Wild nach jeder Richtung hin verfolgt. Beide Jägermeister sind verpflichtet, von Anfang Oktober bis Ende März den Hof täglich mit tausend Stück Wild außer den Wachteln zu versorgen. Ebenso haben sie auch die Fische herbeizuschaffen. Von ihnen wird eine noch größere Anzahl gebraucht, weil so viel Fische auf ein Stück Wild gerechnet werden, wie drei Männer zu einer Mahlzeit verzehren.

Anfang März verläßt der Kaiser Peking und zieht an den Golf von Lian-tung, der zwei Tagereisen weit entfernt ist, mit 10 000 Falknern, um das Wild an den Flüssen zu verfolgen. Dieses Jägerkorps hält er nicht an einer Stelle zusammen, sondern teilt es in Züge von 100, 200 oder mehr Mann, welche die Beize nach verschiedenen Richtungen aufnehmen. Als Wächter hat er 10 000 Mann bei sich, die in kleinen Trupps von zwei oder drei nicht weit voneinander aufgestellt werden. Jeder von ihnen hat eine Pfeife und eine Kappe, mit denen sie die Vögel locken.

Wenn der Großkhan befiehlt, die Falken fliegen zu lassen, brauchen die, welche sie fortschicken, ihnen nicht zu folgen, weil die andern so aufpassen, daß die Vögel nirgends hinfliegen, wo sie nicht gesichert sind, und wo man ihnen nicht augenblicklich zu Hilfe kommen kann. Jeder Vogel, der dem Großkhan oder einem der Großen gehört, hat ein kleines silbernes Täfelchen am Bein, auf dem der Name des Eigentümers und auch des Falkners eingegraben ist, so daß man, sobald der Falke gesichert ist, sofort weiß, wem er gehört, und ihn seinem Eigentümer wieder zustellen kann.

Bei dem Jagdzuge des Großkhans kommen viele interessante Zwischenfälle vor, und man kann wirklich sagen, daß sich damit kein anderes Vergnügen in der Welt vergleichen läßt. Wegen der Engpässe in einigen Landesteilen, wo der Herrscher jagt, wird er nur auf zwei Elefanten getragen, bisweilen sogar nur auf einem. Gewöhnlich jedoch nimmt er vier Elefanten, auf deren Rücken ein hölzerner Pavillon steht, dessen Inneres mit golddurchwirkten Decken ausgelegt, und der außen mit Tigerfellen behangen ist.

Diese bequeme Einrichtung ist für den Kaiser bei seinen Jagdzügen nötig, weil er von der Gicht geplagt wird. In dem Pavillon hat er stets zwölf vortreffliche Geierfalken für die Jagd und zwölf Adlige zu seiner Gesellschaft. Seine Begleiter zu Pferde teilen ihm mit, wenn die Kraniche in der Nähe sind. Darauf lüftet er den Vorhang des Pavillons. Wenn er das Wild erspäht hat, läßt er die Falken fliegen, welche auf die Kraniche schießen und sie nach langem Kampf überwältigen. Der Kaiser, der vom Ruhebett aus zusieht, ist durch diese Beize entzückt.

Nachdem er das Waidmannsvergnügen mehrere Stunden genossen hat, begibt er sich an einen Platz Kakzarmodin in der Mandschurei, wo die Pavillons und Zelte seiner Söhne, der Leibwachen und der Falkner errichtet sind. In dem langen kaiserlichen Zelt, wo er auch Audienz erteilt, können mehr als 10 000 Soldaten aufgestellt werden. Nach Osten ist es mit einem andern Zelt verbunden und bildet mit ihm einen geräumigen Saal, in dem der Kaiser sich gewöhnlich mit einigen seiner Fürsten aufhält. Will er mit andern Personen sprechen, so empfängt er sie in diesem Zimmer. Dahinter befinden sich sein großes Schlafgemach und die Zelte und Zimmer für die Personen seines Haushaltes.

Neben dem großen kaiserlichen Zelte stehen die prächtigen Zelte seiner Gemahlinnen. Die Damen haben ebenfalls ihre Geierfalken und ihre Sperber, mit denen sie sich an der Jagd beteiligen. Die Zahl der Menschen, die an diesem Lager versammelt sind, übersteigt alle Begriffe, und ein Zuschauer könnte wähnen, er befände sich mitten in einer volkreichen Stadt. Bei solchen Gelegenheiten ist der Kaiser von seiner ganzen Familie und seinem Hofhalte begleitet.

In diesen Landesteilen bleibt der Kaiser bis zum Ostersonntag, während solcher Zeit er Seen und Flüsse besucht, um Schwäne, Störche und Reiher zu fangen. Die Jagd ist herrlicher und ausgedehnter, als sich mit Worten sagen läßt.

Es ist jedem Handelsmann, Künstler oder Bürger streng verboten, einen Falken oder Sperber, der zur Beize gebraucht wird, oder einen Jagdhund zu halten. Auch den Fürsten ist es nicht erlaubt, das Wild oder die Vögel der Nachbarschaft zu jagen, wo der Kaiser seine Residenz aufschlägt, es müßte denn sein Name in einer Liste aufgezeichnet sein, die der Großfalkner führt. Jenseits einer bestimmten Grenze ist die allgemeine Jagd gestattet. Es besteht jedoch eine kaiserliche Verordnung, nach der in allen Ländern den Untertanen verboten ist, Hasen, Rehböcke oder Hirsche vom März bis Oktober zu töten, damit sie sich vermehren können. Da jede Uebertretung streng bestraft wird, vermehrt sich das Wild ins ungeheure.

Der Naturforscher

Die Entstehung der Kohlen

Von Otto Saure

Aeonen von Jahren liegen dahinten. Jahrmillionen rauschen dahin. Furchtbare Katastrophen und lange Zeitabschnitte friedlicher Entwicklung im Weltenall lösen einander ab. Jahrhunderttausenden des Werdens — nur Bruchteile von Sekunden sind sie im Meere der Ewigkeit — folgen erschütternde Umwälzungen und Zeiten schrecklichster Verwüstung auf dem vom Kampfe der streitenden Naturkräfte durchzitterten Erdball. Hitze und Kälte, brüllende Orkane und donnernde Lawinen, Explosionen und krachende Erdbeben ringen miteinander wie ein sinnloses Kämpfen roher Kräfte, und doch — die gewaltigen Revolutionen jener Urzeiten sind der Anfang alles organischen Werdens, die Wiege aller späteren Zeitalter.

Aeonen von Jahren sind dahingerauscht, bis dem im Weltall rastlos dahineilenden Planeten Erde Ruhe zuteil wurde, um Vorbedingungen zur Beherbergung organischer Lebewesen zu schaffen, deren höchste Entwicklungsstufe im Menschen, dem Herrn der Schöpfung, triumphiert.

Und Geschlechter kommen und gehen, Völker erstehen und verschwinden, und ungekannt und ungenannt hält zu ihren Füßen ein schwarzer Stein mit wunderbaren Kräften seinen Dornröschenschlaf. Seine dereinstige Auferstehung aus dem finsteren Grabe soll der Anfang eines goldenen, ruhmreichen Zeitalters werden. Seine Nutzbarmachung soll eine überwältigende Epoche im Strome der Zeit bedeuten.

In grauer, grauer Vorzeit wurde die Erde der Kohle dunkler Sarg. Doch nicht als fertiges Produkt hat Allmutter Erde sie in ihren Schoß aufgenommen — sie ist ein Kind der Pflanzenwelt und ist aus jenen urzeitlichen Gewächsen entstanden, deren Lebensperiode die Zeit einer bislang nicht dagewesenen und seither nie wieder erreichten Vegetation umfaßt.

Baumbildende Farne und Schachtelhalme von 10 Meter Höhe und darüber, Schuppen- und Siegelbäume, die 2 Meter Dicke erreichten und ihre Wipfel in 20—30 Meter Höhe im Winde schaukelten, bedeckten in großen Riesenwäldern unendliche Länderstrecken, zumeist sumpfige Niederungen. Sie wurden durch feuchtwarmes Klima zu üppigstem Wachstum getrieben.

Es müssen fabelhafte Wälder gewesen sein. Doch nicht in Reih und Glied standen die himmelragenden Stämme, sondern in wirrem Durcheinander, dichtgedrängt, Säule an Säule, kein Raum unbenutzt, keine Fläche unbewachsen.

Weitragendes, gespreiztes Wurzelwerk hinderte das Einsinken dieser gigantischen Riesen in den sumpfigen Boden, worauf sie wuchsen, und ihrer Größe und Dicke entsprach auch ihre Belaubung. Meterlange und -breite Farnwedel nahmen die in weit reicherem Maße als heute vorhandene Luftkohlensäure auf und verarbeiteten sie im Bunde mit dem gewaltigen Wurzelwerk zu den Massen von Lebens- und Baustoffen, die zum Aufbau solcher Gewächse nötig sind.

Und gewaltig wie das Wachsen und Werden gestaltete sich der Untergang dieser Pflanzenwelt.

Landschaft der Steinkohlenzeit

Dumpf und dröhnend, von keines Menschen Ohr vernommen, in niemandes Herz Schrecken tragend, brachen die altersschwachen Stämme in sich zusammen und bedeckten mit ihren modernden Riesenleibern den Boden. Und zwischen ihnen schoß eine neue Vegetation üppig empor. Wenn aber ein brausender Orkan daherstürmte und mit seinen zermalmenden Fäusten in die Wälder fuhr, ging ein erschütterndes Bersten und Krachen durch die Lande, und was Jahrhunderte in rastlosem Aufbau geschaffen, riß ein Augenblick zersplitternd und zerschellend nieder. Doch was das rasende Element zertrümmert, brachte eine neue Zeit in ungeahnter Fülle und Großartigkeit wieder hervor.

Aber auch ihr schlug die Stunde des Verderbens. Und wieder ein neues Geschlecht, dessen Lebenskeim schon längst im Schoße der Erde schlummerte, wuchs triumphierend empor. Doch der Triumph war kein Sieg. Vergänglich ist das Los alles Werdenden; und im ewigen Wechsel von Entstehen und Vergehen bildete sich eine Schicht pflanzlicher Reste, die von hereinbrechenden Wassern überschwemmt und mit Sand- und Schlammassen überschüttet wurde.

Jahrtausende vergingen. Anderes Pflanzenwachstum setzte ein, und so vollzog sich in langen Zwischenräumen Wachsen und Vergehen der urzeitlichen Riesenwälder an denselben Stellen, und Schicht auf Schicht türmte sich übereinander, durchsetzt von darübergewälzten Erd- und Gesteinlagen.

Doch nicht alle die reckigen Pflanzengebilde jener Zeit sind der völligen Vernichtung anheimgefallen. Viele haben dem Verderben getrotzt, und ihre Gestalt wuchs in versteinerter Form gespenstisch in die Kohlenlager hinein — stumme Zeugen einer wahrscheinlich nie wiederkehrenden Vegetationsperiode.

Was vor Aeonen von Jahren in üppiger Fülle und prächtiger Entfaltung dem Erdenschoße entsproß und sich des Daseins in Licht und Sonnenglanz erfreute, liegt heute begraben klaftertief unter grünendem Rasen, seiner Bestimmung harrend, wenn Menschenhand es heraufbefördert.

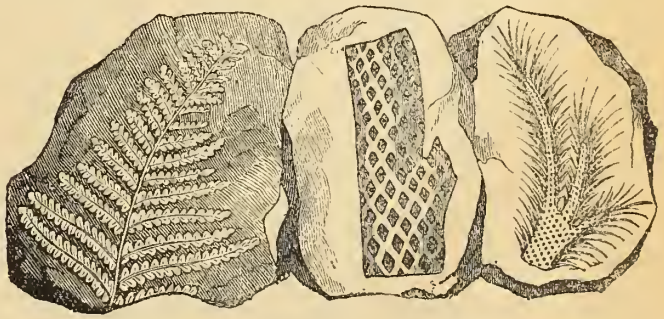
Licht und Wärme sind die schaffenden Kräfte der urzeitlichen Wälder; Licht und Wärme die kostbaren Gaben der aus ihnen entstandenen Kohlen. Das Grab einer Vegetation, die Jahrmillionen alt ist, ist zur Wiege der Kohle geworden, des großen Segenspenders für unser Zeitalter.

*

Seitdem sich die Ansicht durchgesetzt hat, daß die Entstehung der Kohlen in der geschilderten Weise zu denken ist, sind die älteren Vermutungen hinfällig geworden.

Ursprünglich nahm man an, daß Bodenhebungen und -senkungen, durch die eruptive Tätigkeit des Erdinnern hervorgerufen, die Ursache der Umwälzungen auf der Erde und der Verschüttung der riesigen Wälder der Urzeit gewesen seien. Man konnte auf diesen Gedanken kommen, da einer Lage Kohlen stets eine Schicht Sandstein oder Schieferton folgt.

Später glaubte man, daß die Kohlenlager durch Anschwemmung von großen Holzmengen entstanden seien. Und zwar nahm man an, daß die in den Urwäldern niedergebrochenen Baumriesen an den Flußniederungen und Meeresküsten und an den Ufern großer Binnenseen zusammengeführt und dort hingelagert worden seien. Diese Theorie hat den Namen Anschwemmungstheorie erhalten. Wahrscheinlich stammt von anschwemmen, fließen, auch



Farnkraut-, Lepidodendronstamm-, Lepidodendronzweig-Versteinerung

der Name „Flöz". Denkt man jedoch an die gewaltigen Ausdehnungen, die manche Kohlenfelder haben und andere zurzeit noch unerforschte haben mögen, so ist es erklärlich, daß die Wissenschaft nach einer anderen Entstehungsursache forschte.

Durch neuere Forschungen ist auch die irrige Annahme entkräftet worden, die Steinkohlen seien ein geheimnisvolles Vulkanprodukt, etwa geronnene Luftkohlensäure. Durch Versuche, die erst unter Zuhilfenahme des heutigen verfeinerten Mikroskops und unter Anwendung der fortgeschrittenen Kenntnisse auf dem Gebiete der Chemie glückten, sind nämlich deutlich Pflanzenzellen in den Steinkohlen nachgewiesen worden. Und wer wollte leugnen, daß da, wo Pflanzenzellen sind, vorher Pflanzen gewesen sein müssen! Also ist auch diese Theorie hinfällig.

Es ist aber weder notwendig, daß eine Katastrophe zum Untergange der kohlenbildenden Wälder beigetragen hat, noch ist es wahrscheinlich. Denn gar zu oft findet man in der Erde Reihen von senkrecht stehenden Baumversteinerungen, ja sogar ganze Wälder und gut erhaltene Farnkrautwedelabdrücke, deren Vorhandensein nicht gut möglich wäre, wenn eine Katastrophe ein wüstes Chaos verursacht hätte.

Daß die Kohle weder Stein noch Erz ist, also nicht zu den Mineralien gehört, ist unserm Geschlecht ohne weiteres verständlich.

Allerdings herrschte darüber in früheren Jahrhunderten noch die Ansicht, daß Kohle ein durchtränkter Stein, also ein Mineral sei. Die Abdrücke von Farnwedeln, Schuppen, Sporen usw. schrieb man dem Finger Gottes zu, der sie den Menschen zur Freude als Schmuck darauf gemalt habe.

Wenn wir auch heute über diese Auffassung lächeln, unsern Vorfahren des 14. und 15. Jahrhunderts war es damit doch sehr ernst.

So ist die Kohle zu ihrem Namen Steinkohle gekommen, obgleich sie so wenig mit einem Steine zu tun hat, wie der Griffel Gottes mit den Zeichnungen auf der Kohle.

Die Kohlen sind also aus den Ueberresten untergegangener Wälder entstanden, die unter dem Drucke darübergewälzter Erd- und Gesteinsschichten unter Luftabschluß in jahrtausendelangem Prozesse langsam zur Verkohlung gelangten.

Schalksecke

Ein guter Reiter

Eine Anekdote vom alten Fritz

Der alte Fritz hielt auf einer der gewöhnlichen jährlichen Provinz-Revuen ein Manöver ab.

Es ging nicht zum Besten, und der König war sehr böser Laune. Schließlich machte eine Eskadron Husaren noch einen völlig falschen Ausfall. Der König konnte seinen Zorn nicht bemeistern und jagte auf den Rittmeister der Eskadron zu.

Der Rittmeister sah den König aufgeregten Gesichts mit dem drohend erhobenen Krückstock auf sich lossprengen.

Dieser Krückstock hatte schon einmal in der mageren Hand des Königs dem Präsidenten und den Räten der Regierung zu Frankfurt a. d. Oder eine ziemliche Portion Zähne aus dem Munde geschlagen.

Der Rittmeister wollte den Stock, auch den Krückstock seines Königs, nicht einmal auf seinem Rücken fühlen. Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. — Der zornige König sprengte hinter ihm her. Aber der Rittmeister war jünger und gewandter als der alte Fritz, und sein Pferd war schneller, als das des Königs. Der König holte ihn nicht ein und mußte unverrichteter Sache wieder zurückreiten.

Am andern Morgen sollte, wie gewöhnlich, die Revue mit einer großen Parade geschlossen werden. Vor der Parade kam der kommandierende General zum König, um den Rapport abzustatten und die Befehle des Königs zu empfangen.

Nachdem er die allgemeinen Sachen gemeldet hatte, sagte er: „Und nun habe ich Eurer Majestät noch eine sehr unangenehme Angelegenheit vorzutragen."

„Lasse Er hören."

„Der Rittmeister von..."

„Ach, derselbe, der gestern mit seiner Schwadron den dummen Streich machte!"

„Es war gestern ein Unglückstag, Majestät!"

„Ja, ja. Nun, was will Sein Rittmeister?"

„Er bittet Euer Majestät um seinen Abschied."

„So, so!"

„Es ist einer der bravsten und tüchtigsten Offiziere der Armee. Sein Ausscheiden ist ein großer Verlust."

„Und warum will der Mann seinen Abschied?"

„Er wollte mir den Grund nicht mitteilen, aber er sagt, er könne seit gestern mit Ehren nicht mehr dienen."

„Ach so! Also der Mann ist ein braver Offizier?"

„Einer der bravsten!"

„Befehle Er dem Rittmeister, auf der Parade zu sein."

Der General ging. Die Parade wurde abgehalten. Als der König bei der Schwadron des Rittmeisters und bei diesem selbst ankam, hielt er sein Pferd an. Hinter ihm hielt sein Generalstab. Und laut, daß die ganze Umgebung es hören konnte, sagte der König zu dem Rittmeister:

„Rittmeister von... Ich habe Ihn zum Major ernannt. Ich wollte es ihm gestern selber sagen, aber Er war mir zu geschwind."

Der neue Major nahm seinen Abschied nicht.

Wegweiser der Lese

Anmerkungen zum Inhalt dieses Heftes

Die Silvestergedanken von Wilh. Jensen sind aus dessen Roman „Sonne und Schatten", Verlag Gebr. Paetel, Berlin, geb. 7 Mk.

Der Originalbeitrag Buddha von Rudolf v. Delius stellt einen vorbereitenden Aufsatz dar zu einer längeren Reihe von gemeinverständlich gehaltenen, einzeln in sich abgeschlossenen Aufsätzen über die großen Philosophen, die wir für den neuen Jahrgang aus der Feder dieses vortrefflichen volkstümlichen Darstellers schwierigerer Wissensgebiete erworben haben. Näheres hierüber sagt das Programm der Lese 1914 im nächsten Heft. Zu eindringendem Studium Buddhas empfehlen wir als bestes Buch: Buddha, von Hermann Oldenberg, Verlag Cotta, Stuttgart, 6 Mk.

Die herzergreifende Tiergeschichte „Stumme Bitten" ist Manfred Kybers Buch „Unter Tieren" (Vita-Verlag, Berlin-Charlottenburg; 3 Mk., geb. 4 Mk.) entnommen. Ueber den Dichter und dieses Buch wird ein späteres Heft berichten, in dem weitere Proben dargeboten werden.

Die kleine Betrachtung von E. A. Roßmäßler soll an dessen klassisches Buch populärer Naturgeschichte „Die vier Jahreszeiten" (1855) erinnern. In der von R. H. Francé im Verlag Theod. Thomas in Leipzig herausgegebenen „Natur-Bibliothek" ist eine billige Neuausgabe dieses reizvollen Werkes, das allen Naturfreunden angelegenlichst empfohlen sei, in 3 Abteilungen erschienen: Der Frühling (geb. 1.20 Mk.), Der Sommer (1.20 Mk.), Herbst und Winter (65 Pfg.)

Das sehr interessante Reisewerk Marco Polos, eines der berühmtesten und ältesten Forschungsreisenden, ist von Dr. Otto H. Brandt in der Bibliothek August Scherl in Berlin zu dem billigen Preis von 1.50 Mk. neu herausgegeben worden unter dem Titel: „Abenteuerliche Fahrten."

In den von Nicolaus Henningsen überaus anerkennenswert redigierten „Grünen Bändchen" des Verlags Schaffstein in Köln (je 30 Pfg., geb. 60 Pfg.) hat Otto Saure ein Bändchen „Kohlenbergwerk" herausgegeben, auf das wir durch den abgedruckten Einführungsabschnitt über die Entstehung der Kohlen besonders aufmerksam machen möchten.

Das Prosit Neujahr-Bildchen von Wilhelm Busch als Abschluß der Lese 1913 ist aus dessen Band „Hernach", Verlag Lothar Joachim, München, 5 Mk. Bei dieser Gelegenheit sei unseren Lesern schon jetzt verraten, daß im Januar eine reichhaltige Wilhelm Busch-Lese erscheinen wird.

Der alte und die neuen Romane der Lese

Wie wir aus zahlreichen Zuschriften aus dem Leserkreis feststellen konnten, hat unser Roman „Taraß Bulba" ganz außerordentlich gefallen, sowohl denjenigen, die durch einen in Fortsetzungen erscheinenden Roman fortlaufend gespannt und im besten Sinne unterhalten werden wollen, wie auch den anderen, die mehr Genuß noch in dem rein Künstlerischen, in der straffen und anschaulichen Schilderung der Einzelvorgänge und in einem sicheren und monumentalen Gefüge des Ganzen zu suchen gewohnt sind und hier in seltenem Maße vereinigt gefunden haben. Tatsächlich ist dieses epische Prosawerk Gogols ein Meisterstück, welches sich den bedeutenden Volksepen und unvergänglichen Heldengeschichten an die Seite stellen läßt. Gewiß enthält es manche bis zum Grausen erschütternde und aufregende Szenen, aber gerade in diesen wird der Leser erkannt haben, wie hoch echtes Künstlertum selbst das Aeußerste zu erheben vermag, das ein Sensationsschriftsteller abstoßend herabgezogen haben würde.

Ein Meisterroman von noch stärkerer Wucht, erfüllt von Glanz und Pracht einer hohen alten Kultur und anderseits von Ausbrüchen rohesten Barbarentums, wird in Heft 1 des neuen Jahrgangs beginnen, der gewaltige Roman „Salambo" von Gustave Flaubert über den sogenannten Söldnerkrieg, den die Punier 241—237 v. Chr. gegen ihre eigenen Hilfstruppen aus dem ersten punischen Krieg zu führen hatten und der das stolze Karthago an den Rand des Untergangs brachte. Seinen Titel hat der Roman vom Namen der karthagischen Feldherrntochter, deren Liebe und Not ebenso erschütternd ist wie die Schilderung des zähen und grausamen Ringens zwischen den feindlichen Parteien.

Neben diesem Roman, der nicht nur durch seine starke Handlung, sondern auch durch seine großartige Darstellung der damaligen Kulturzustände den Lesern unvergeßliche Szenen und Eindrücke geben wird, soll voraussichtlich schon gegen Ende des ersten Quartals ein zweiter, ein deutscher Liebesroman von höchstem literarischem Wert beginnen: „Die letzte Reckenburgerin" von Luise von François, ein Roman von besonders starkem Gemüts- und Stimmungsgehalt, der durch seine geheimnisvolle Handlung den Leser in Bann und Spannung hält.

Gogols Werke

„Taraß Bulba" wird bei vielen unserer Leser den Wunsch geweckt haben, mehr von seinem Verfasser kennen zu lernen. Bei Georg Müller in München sind Gogols sämtliche Werke erschienen, in 8 Bänden (je 5 Mk., in Ganzseide gebunden je 7 Mk.) herausgegeben von Dr. Otto Buek. Sein berühmtes Hauptwerk „Tote Seelen", dessen wir schon bei Einführung unseres Romans in Heft 36 Erwähnung taten, ist in Band 1 und 2 enthalten. Band 3 und 4 bringen die Novellensammlungen „Abende auf dem Gutshofe bei Dikanka" und „Mirgorod" (hierin auch „Taraß Bulba"). Was die Erzählungen dieser beiden Bände miteinander verbindet, das ist der gemeinsame Schauplatz und der gemeinsame Charakter und Stil. Wer durch „Taraß Bulba" Interesse dafür gewonnen hat, der wird in diesen Novellen das Leben und Fühlen des eigenartigen kleinrussischen Volksstammes in späteren Zeiten kennen lernen. Das sind, wie der Herausgeber selbst erschöpfend sagt, wunderbare farbensatte Bilder kleinrussischen Volkslebens, vorzüglich der niederen Schichten, mit einer derben Realistik und naiven Sinnenfreude an der knorrigen Urkraft und der grellen Buntheit dieses Lebens gestaltet, und das Ganze ist in eine phantasievolle Märchensphäre hinaufgerückt, wo die Geschöpfe der Volkssage: die Nixen, Hexen, Wald- und Hausgeister humorvoll in das irdische Treiben hineinspielen. Band 5 enthält dramatische Werke, darunter das auch in Deutschland berühmt gewordene köstliche Lustspiel „Der Revisor"; Band 6 Arabesken (Prosaschriften); Band 7 und 8 Auswahl aus dem Briefwechsel mit Freunden und Jugendschriften. Die umfangreichen, auch einzeln käuflichen Bände sind sehr anziehend ausgestattet; die grünen Seideneinbände sind ein Schmuck für jeden Bücherschrank.

Humboldts Sonettdichtung

Wilhelm von Humboldts Sonettdichtung von Albert Leitzmann. Verlag A. Marcus & E. Weber, Bonn, 2,80 Mk.

Ein sorgfältig gearbeitetes, lebendiges, seltsames Buch. Wir blicken in den ganzen seelischen Reichtum eines der feinsten, durchgebildetsten Köpfe unserer klassischen Zeit. Wilhelm von Humboldt hatte die Gewohnheit, geistig-ästhetische Erlebnisse in Sonette zu gestalten. Eine großartige Form von Dilettantismus. Wie selbst dem Gelehrten und Staatsmann jener Zeit die Muse eine heimliche Freundin war! Ein echter Dichter ist Humboldt ja natürlich nicht, aber als Krönung seiner Seelenharmonie fühlte er das Bedürfnis nach den Kristallen der Wortkunst. Und interessant ist, daß er gerade zur Sonettform greift, die der Laie oft für die „schwerste" Form hält; das Umgekehrte ist wahr: die strengen Regeln des Sonetts machen es gerade auch dem bloßen Geschmack möglich, mit Fleiß und Genauigkeit das vorgeschriebene Gerüst zu füllen. Der schöpferische Mensch sucht sich für jedes Gefühl die eigene, neue Form. Wir müssen bei diesem Buche immer wieder erstaunen, wie tief damals die Kunst das deutsche Volk durchdrang. Heute ist sie — leider! — aus dem Zentrum ganz herausgedrängt in eine flüchtige Peripherie. Aber grade daran, wie eng auch Nichtkünstler an die Kunst gebunden sind, erkennt man, was wahrhaft ästhetische Kultur ist.

Rudolf von Delius.

Patriotica

Ich habe bereits in der Völkerschlacht-Lese (Nr. 41, 1913) auf den zweibändigen Roman „Der Ruf des Lebens“ von Julius Havemann (Verlag K. G. Saraſin, Leipzig, Preis geb. 10 Mk.) hingewieſen und ihn unter der Fülle der zur Jahrhundertfeier erſchienenen Belletriſtik das einzige Buch genannt, dem es gelungen iſt, den Geiſt und die Vielgeſtaltigkeit der Freiheitskämpfe literariſch feſtzuhalten. Die dazwiſchenliegende Zeit und die nochmalige Lektüre dieſes Werkes hat in mir dieſen Eindruck nur verſtärkt, ſodaß ich es Jedem, der einen wirklich ausgezeichneten Roman leſen will, ſehr empfehlen kann. Havemann iſt kein Schönmaler. Er nennt jedes Ding beim richtigen Namen und hat einen ſcharfen, unbeſtechlichen Blick. So entrollt er jene bewegte Zeit nicht nur in ihrer ganzen Wucht und Größe, ſondern auch in all ihrer Kleinlichkeit und Verzagtheit. Doch wie im Leben, ſo fehlen auch hier die verſöhnenden Lichter nicht. Sein köſtlich gezeichneter Allerweltsſchneider Tanpin wird ſicher Schule machen und ein oft kopierter Typ werden. Man darf es ruhig ausſprechen, daß „Der Ruf des Lebens“ verdient, den beſten hiſtoriſchen Romanen eines Alexis, eines Freytag, eines Fontane zur Seite geſtellt zu werden.

Julius Havemann, in literariſchen Kreiſen bislang ein ziemlich Unbekannter, ſtammt aus Lübeck. Er iſt verhältnismäßig ſpät zur Anerkennung gekommen und fand lange Jahre hindurch überhaupt keinen Verleger. Im letzten Jahre erſchienen drei Novellenbücher von ihm, ein größerer Roman befindet ſich zur Zeit in Vorbereitung. Möchte er unter den Leſeleſern recht viele Freunde finden! —

Von den Sammelwerken, die auf Grund zeitgenöſſiſcher Aufzeichnungen ein lebensechtes Bild der Freiheitskriege geben wollen, verdient beſondere Beachtung der von Tim Klein bei Wilhelm Langewieſche-Brand herausgegebene Band „Die Befreiung“, der Urkunden, Berichte, Briefe über die ereignisreichen Jahre 1813, 1814 und 1815 enthält (Preis kart. 1.80 Mk.). Beſonders angenehm empfindet der Laie die eingeſtreuten geſchichtlichen Verbindungen. Die getroffene Auswahl iſt gut, die Anordnung innerhalb des Ganzen ebenfalls. Man kann dem Buch keine beſſere Empfehlung mitgeben als die Leitworte des Verlegers: „Ein Buch aus einem Guß, das nur einen Ehrgeiz hat: die Wahrheit, und nur eine Liebe: das Vaterland.“ W.

Gedenktafel

Am 28. Dezember 1835 ſtarb in Straßburg der Dichter Daniel Ehrenfried Stöber. Er hat ſich um Pflege und Erhaltung des Deutſchtums im damals franzöſiſchen Elſaß ſehr verdient gemacht.

Am 30. Dezember 1819 wurde in Neuruppin der Dichter Theodor Fontane geboren, einer der feinſinnigſten Schriftſteller der neueren Literatur.

Der 30. Dezember 1855 iſt der Geburtstag des Dichters und Schriftſtellers Heinrich Hart. Mit ſeinem Bruder Julius zuſammen hat er in den „Kritiſchen Waffengängen“ den Kampf für eine neue Dichtung begonnen.

Am 31. Dezember 1747 wurde in Molmerswende der Dichter Friedrich Auguſt Bürger geboren. Wir verdanken ihm vor allem eine Anzahl trefflicher Balladen.

Zum Jahresſchluß an unſere Freunde!

Wiederum liegt ein Jahrgang der Leſe — der vierte — abgeſchloſſen vor. Wie wir hoffen und wünſchen, bedeutet er für alle, die ihn beſitzen, eine abgeſchloſſene Freude. Nun heißt es, eine neue Tür — und natürlich auch ein wenig den Beutel — für den Empfang des fünften öffnen! Er wird ſtattlicher werden als ſeine vier vorhergegangenen Brüder, denn die rege, freundliche Anteilnahme und Unterſtützung, die unſere Getreuen der Leſe zuteil werden ließen, hat es uns ermöglicht, dem neuen Jahrgang vier ſtatt zwei Buchbeigaben anzuſchließen. Wir konnten bisher noch nie auf ein ſo erfolgreiches und freudevolles Vierteljahr zurückblicken wie auf dieſes letzte, jetzt vollendete: viele Tauſende haben ſich neuerdings zu uns gefunden und wollen weiter mit uns gehen. Jetzt erſt haben wir die volle Gewißheit und Sicherheit gewonnen, daß die Leſe, die ja von vornherein auf einen bedeutenden Anhängerkreis hinzielen mußte, den richtigen Weg gegangen iſt, an deſſen Rand, verlangend nach neuer und beſſerer Nahrung für Geiſt und Herz, die vielen, vielen wartend geſtanden hatten, die nichts dringender wünſchten als ſich einem ſolchen Führer, wie eben der Leſe, vertrauensvoll anzuſchließen. Es hat enorme Opfer gekoſtet, um bis jetzt wenigſtens einen größern Teil der geiſtig Hungernden zuſammenzurufen und ſie wirklich kräftigend zu ſpeiſen. Es wird noch weitere Opfer erfordern, darauf ſind wir gefaßt; aber wir wiſſen jetzt, daß Opfer und Mühen nicht vergeblich waren und ſeln werden. Und näher und näher kommen wir einem ſchönen Ziele, das uns infolge der Erhebung der Leſe zu einem gemeinnützigen Unternehmen unter Ausſchluß aller privaten Erwerbsintereſſen die Möglichkeit bietet, auch noch in anderer Weiſe auf dem Gebiete praktiſcher geiſtiger Volksbildung ſegensreich wirken zu können. Alle unſere werten Freunde mögen uns weiterhin ihre Hand reichen zu froher Mitarbeit an dieſem Werk: zu Mitarbeit, die darin beſteht, daß ſie uns weiterhin Gefolgſchaft leiſten und Wecker und Rufer für die Leſe bleiben oder werden! Das iſt unſere Bitte für den neuen Jahrgang, deſſen im nächſten Heft (Nr. 1) erſcheinendes Programm unſeren Freunden angenehme Ueberraſchungen bereiten wird.

Wir weiſen auch hier nochmals darauf hin, daß die Leſe durch jede Buchhandlung, durch jedes Poſtamt ſowie auch direkt von der Geſchäftsſtelle der Leſe Stuttgart, Ludwigſtraße 26, bezogen werden kann. Titelblatt und Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1913 werden den beſtellten Einbanddecken (Preis 1.20 Mk. und 20 Pfg. Porto) beigefügt, außerdem auch an jeden Jahresabonnenten auf Beſtellung umſonſt und portofrei von der Geſchäftsſtelle geliefert.

Mit beſten Wünſchen fürs Neue Jahr und Dank und Gruß an alle ihre Leſer Die Leſe.

Proſit Neujahr!

Da ſteht und kräht er!
Vielleicht gerät er!

Verantwortlich für die Schriftleitung in Deutſchland der Herausgeber: Theodor Schulze gen. Etzel, Stuttgart, Birkenſtraße 18; Verantwortlicher Schriftleiter für Öſterreich-Ungarn: Joſef Bierwald in Wien, Albertgaſſe 8; — Verlag: Die Leſe · Verlag · G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigſtraße 26. Druck: Jung & Sohn, Stuttgart.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
053 LES C001 1913
Lese
3 0112 087543333